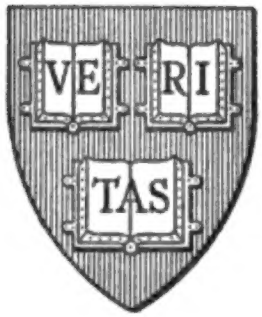
Digitized by Google

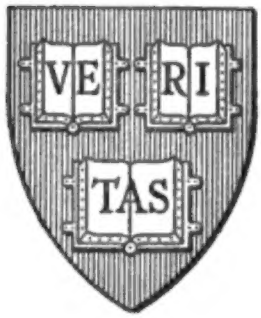
BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

BP 362.1



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Erster Band.

Digitized by Google

8!
53-117
1-54

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

Digitized by Google

BP362.1
~~29.179~~

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

1876, Oct. 23.

Digitized by Google

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Adami, F., Aus den Tagen zweier Könige. 315.
Adams, R., Theorie der Farbenharmonie und Farbengebung. Erste und zweite Lieferung. 168.
Adler, K., Studien zur Culturgeschichte Polens. Erster Band. 268.
Albanesische Sprache, deutsche Sprachforscher über dieselbe. 79.
Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von H. Markgraf. 19ter Jahrgang. 19ter bis 21ster Band. 219. 20ster Jahrgang. 13ter bis 15ter Band. 97.
Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie in Breslau. Fünfte Sammlung. 404.
Altenberg. Ein Roman. 73.
Amiet, J., Chevalier Victor von Gibelin. 445.
Andresen, K. G., Register zu J. Grimm's deutscher Grammatik. 125.
Anna. Philosophische Gespräche. Herausgegeben vom Verfasser des „Quellwassers". 358.
Anti-Cäsar. Was ist christlich, vernünftig, politisch, geschichtlich? Von Anti-Cäsar. 168.
Apel, F. H., Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II. 593.
Aphorismen über Adel und Standesehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preußischen Adels. 186.
Armand, In Mexico. 43.
*„Aschenbrödel" (Cendrillon) auf dem pariser Theater. 717.
Auerbach und König Belsazar. 414.
*Augier, E., La contagion. 239.
*—— Pelikan. 143.
Ayrer's Dramen, herausgegeben von A. von Keller. Erster bis fünfter Band. 49.

Bacher, J., Sibylle von Cleve. 313.
Baedeker aus der Vogelperspective oder die Lehre vom Reisen von A. v. T. 187.
*Barrière, Th., Malheur aux vaincus. 239.
Bastian, A., Die Völker des östlichen Asien. Erster und zweiter Band. 721.
Bastiano, Graf, Im Süden. 716.
Batz, K. W., Ochino. 473.
Baur, W., Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 181.
Beck, J., Karl Friedrich Nebenius. 637.
*Beck, Karl. 781.
Beckers, H., Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schelling's. 345.
Beecher, H. W., Königliche Wahrheiten. Aus dem Englischen. 358.
Beer, A., Simon von Montfort. 712.
Beethoven. — Dreiundachtzig neu aufgefundene Originalbriefe L. van Beethoven's an den Herzog Rudolf, Cardinalerzbischof von Olmütz. Herausgegeben von L. Ritter von Köchel. 333.
Bekk, A., Shakspeare und Homer. 647.
*Benedix, R., Die zärtlichen Verwandten. 62. 143.
*—— Die Epigramme. 766.
*—— Herrschsucht. 143.
*—— Muttersöhnchen. 718.
*Bequignolles, Herrmann von. 143. Ernennung desselben zum Director des Hoftheaters zu Hannover. 607.
Beyer, E., Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. 753.
*Bibliothek ausländischer Classiker. 25stes Bändchen: Beaumarchais, Figaro's Hochzeit, übersetzt von F. Dingelstedt. 255. 34stes bis 43stes Bändchen. 783. Vgl. außerdem Burns, Byron, Scott, Shakspeare, Shelley.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." 667.
*Bilder und Klänge aus Rudolstadt. 527.
Biographies alsaciennes. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Oeuvres choisies de L. Spach. 829.
*Birch-Pfeiffer, Die Dame in Weiß. 590. 765. 830.
*—— In der Heimat. 15.
*—— Revanche. 189. 655.
Bitter, A. Erzählungen, Novellen und Gedichte. Erster Band. 205.
Bitter, C. H., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. 685.
Björnson, Björnstjerne, Dramatische Werke. Aus dem Norwegischen übertragen von E. Lobedanz. 673.
—— Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. H. 673.
Blanc, L. G., Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. II. Das Fegfeuer. 758.
Bloch's, E., Dilettantenbühne. Achtzehnter Band. 337.
—— Volkstheater. Fünftes bis neuntes Bändchen. 338.
Blum, K. L., Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit. 109.
—— L. von, Glückskind und Wilddieb. 205.
Bluntschli, J. C., s. Virchow.
—— Altasiatische Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das Gemeinleben der Menschen. 621.
*Bodenstedt, Friedrich. 366.
Boner, Ch., Gedichte aus dem Englischen. Herausgegeben von K. Schuller. 171.
Böttger, A., Die Tochter des Kain. 403.
—— Heilige Tage. 403.
—— Gesammelte Werke. Dritter Band: Epische Gedichte. 211.
Bouilhet, L., La conjuration d'Amboise. 750.
Boysen van Nienkarken, Leeder und Stückschen in Dithmarscher Platt. 325.
*Brachvogel, E., Die Schweizer in Neapel. 143.
Brandes, K. H., Ausflug nach der Tatra, der Hegyallia und dem ungarischen Erzgebirge im Sommer 1865. 521.
Brandt, G. W., Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. 813.
Braun von Braunthal, C. J., Geschmackslehre oder Wissenschaft des Schönen. 121.
*—— Tod desselben. 814.
Brautnacht, die. Ein Gedicht in sieben Himmeln. 213.

Digitized by Google

Brendel, F., Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. 682.
Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Herausgegeben von A. Büchner. 157.
Brockhausen, R., Die Varusschlacht. Herausgegeben von H. W. Bödeker. 233.
Brunner, S., Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. 632.
* Buch der Reisen und Entdeckungen: Kane's Nordpolfahrten. Vierte Auflage. 815.
* Dasselbe. Das Amurgebiet und seine Bedeutung. Von Richard Andree. 815.
Bulwer Lytton, Sir E., The lost tales of Miletus. 321.
Bunsen, C. K. J., Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben von H. J. Holtzmann. 281.
Bürger, G. A., ein Brief desselben. 367.
Burns, R., Lieder und Balladen. Deutsch von K. Bartsch. Erster Theil. 172.
Büttner, H., Die Frau nach dem Herzen Gottes. 780.
Byr, R., Anno Neun und Dreizehn. 283.
—— Ein deutsches Grafenhaus. 397.
Byron, Lord, Dichtungen. Deutsch von W. Schäffer. (Die Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel.) 172.
—— Harold's Pilgerfahrt. Uebersetzt von Monbart. 171.
Byron-Anthologie, s. Hobein.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Deutsch von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band. 460.
Camarda, D., Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese. 79.
Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Zweiter Band. 225.
Castell, Ernestine, Margarethe Fuller-Ossoli. 426.
Chelidonostruthiomachia oder Schwalben- und Spatzenkrieg. Epos in zwölf Gesängen von H. A. P. 213.
Christ, L., Gedichte. Zweite Auflage. 119.
Closmann, A. von, Rötteln's Fall oder: Der letzte Commandant von Rötteln. 219.
Closter, E., Nordseeklänge. 120.
* Cogitant, der. 271.
* Colombine. Frauenzeitung. 190.
Combe, G., Gedanken über die Todesstrafe. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. 124.
Conradi, Johanna, Georg Stein oder Deutsche und Letten. 539.
Conze, A., Reise auf der Insel Lesbos. 346.
Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von K. Pilz. Dritten Bandes viertes Heft; vierten Bandes zweites Heft. 169.
Cornill, A., Johann David Passavant. 347.
* Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. de Carlowitz, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. Saint-René Taillandier. 46.
Crusius, A., Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern 1813 und 1814. 824.
Curtze, L., Heinrich Stieglitz, Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben. 502.
* Cyklus von Vorlesungen in Paris. 718.
Czolbe, H., Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel. 535.

Daniel, H. A., Zerstreute Blätter. 762.
Dante Alighieri. — Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von A. Tanner. Erste und zweite Lieferung. 260.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue Ausgabe. Erster Theil. 259. Zweiter und dritter Theil. 758.
—— Göttliche Komödie. Uebersetzt von K. Witte. 260.
Desor, E., Aus Sahara und Atlas. 520.
Deutschamerikanische Monatshefte. Redigirt von R. Lessow. 207.
Deutsche Abende. Novellensammlung. Achter Band. 283.
* Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder, illustrirt von G. Bleibtreu. Volksausgabe. 527.
* Dichtergarten, deutscher; Ausschreiben einer Concurrenz epischer Dichtungen. 463.
Dietherr, M., s. Graf.
* Dingelstedt, F., Dem König von Preußen. 558.
* —— seine Aufführungen der römischen Historien Shakspeare's. 399.
Doornkaat-Koolman, J. ten, Die Unendlichkeit der Welt. 168.
* Dramaturgen, die Stellung derselben. 366.
Dreßler, s. Raue.
Dühring, E., Der Werth des Lebens. 81.
Dulon, R., Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule. 554.
* Dumas, Alexandre (Vater). 62.
* Dumas Sohn, Die Geldfrage. 766.
Dupuy, E., Gräfin und Zigeunerin. Deutsch von A. von Colenfeld. 540.

Eckart, L., Die Zukunft der Tonkunst. 124.
—— Gefallene Würfel. Erster und zweiter Band. 315.
* —— Sokrates. 814.
* Eckermann, Conversations de Goethe etc., traduites par M. E. Délerot. 46.
Eginhard, König Ragnar's Hort. 732.
Eiterlein, E. von, Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Tonkunst erläutert. Dritte Auflage. 334.
Engel, O., Die Bekleidungskunst. 170.
* Epigonenthum, das. 605.
Epigramm, ein, und sein Autor. 190.
Erdmann, H., Herder als Religionsphilosoph. 764.
—— J. E., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Erster Band. 393.
* —— Dasselbe. Zweiter Band. 783.
Eulenspiegel; eine niederdeutsche Ausgabe desselben. 159.

Fastenrath, J., Ein spanischer Romanzenstrauß. 489.
Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. 481.
* Feuillet, O., Der arme Edelmann. 62.
Fidus, R., Die Wendin. 749.
* Firdusi, Heldensagen; übersetzt von A. F. von Schack. Prachtausgabe. 287.
Fischer, J. G., Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. 728.
—— K., System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 604.
* Flathe, Tod desselben. 670.
Flegler, A., Erinnerungen an Ladislaus von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs. 637.
Flemming, C. F., Pym und Strafford. 711.
Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. 445.
Flir, A., Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. 93.
—— Briefe über Shakspeare's Hamlet. 625.
Foerster, Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie. 700.
* Frankl, Ludwig. 782.
* Frauenemancipation und Frauenzeitungen. 190.
Freidank, M., Gedichte. 119.
* Freiligrath, F., Westfälisches Sommerlied. 511.
Frenzel, K., Auf heimischer Erde. 89.
—— Dichter und Frauen. Dritte Sammlung. 89.
—— über Bühnenzustände. 671.
Frerichs, J. H., Geist und Herz. Zweite Ausgabe. 187.
Frey, F. H., Hans Sachs. 452.
Friedrich, A., Karl X. 706.
—— E. F., Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre. Erster Band. 535.
—— F., Das Buch von der Liebe. 188.
—— Den Kopf oben! 341.
Frischbier, H., Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Zweite Auflage. 808.
Fullerton, Lady Georgiana, Unglaublich und doch wahr. Autorisirte Uebersetzung von M. O. v. L. 139.
Furrer, K., Wanderungen durch Palästina. 108.

Digitized by Google

Gasparin, Gräfin, Mühselig und beladen. Les tristesses humaines. Autorisirte Uebersetzung von W. Neumann. 317.
Gatty, Mrs. A., Parabeln aus der Natur. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Porzer. Neue Ausgabe. 620.
* Gautier, T., Les hardiesses de Henriette Maréchal. 62.
Gedichte von C. (König Carl XV. von Schweden). Aus dem Schwedischen. 408.
Gelvs, H., Die Prüfung. 141.
* Genast, Franz Eduard, Tod desselben. 607.
Genelli, B., Aus dem Leben eines Wüstlings. 525.
Gerland, G., Ueber Goethe's historische Stellung. 344.
Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. Zweiter Band: Unter Palmen. 669.
—— Zwei Republiken. Zweite Abtheilung: Sennor Aguila. 140.
Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Achter Band. 497.
Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. 273.
Geyer, P., Frankreich unter Napoleon III. 170.
Gindely, A., Rudolf II. und seine Zeit. 696.
Girndt, O., Cäsar Borgia. 217.
* —— Und. 655.
* —— X. Y. 15. 143.
Glagau, O., Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. 573.
* Goldhann, L., Ein verkauftes Herz. 814.
* Goldsmith, Landprediger von Wakefield. Säcular-Prachtausgabe. 831.
* Goltz, Bogumil. 63. 175.
Goethe. — Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Flöhe. 100.
* —— Oeuvres, traduction nouvelle par M. J. Porchat. 46.
* —— Oeuvres d'histoire naturelles, traduites par M. C. Martius. 46.
* —— Oeuvres scientifiques, analysées et appréciées par M. E. Faivre. 46.
* Goethe-Studien in Frankreich. 46.
Gottschall, R., Dramatische Werke. 801.
* —— Kyffhäuser Thronlied. 558.
* —— Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. Sechste Auflage. 815.
Grabowski, S. Graf, Neue militärische Humoresken. 539.
Graf, E., und M. Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter. 808.
* Grimm, Jakob, Briefe desselben. 223.
Grosse, E. und F. Otto, Waterloo. 122.
Groß, J., Der letzte Grieche. 449.
* —— Pesach Bartel. 463.
* Grunert, Dr. 190.
Guenot, C., Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. 315.
Guseck, Bernd von, König Murat's Ende. 97.
—— Unter dem Krummstab. 599.
* Gutzkow, Karl. 14. 222. 334.
Haas, H., Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer u. s. w. 379.
Habicht, L., Irrwege. 828.
Hackländer, F. W., Der verlorene Sohn. 341.
Hallier, E., Darwin's Lehre und die Specification. 445.
* Halm, Friedrich, Begum Sumro. 590.
* —— Wildfeuer. 718. Parodien darauf. 766.
Hamerling, Robert. 781.
Handelmann, H., Weihnachten in Schleswig-Holstein. 702.
Harleß, A. von, Aus dem Leben in Lied und Spruch. 119.
Härlin, R., Blüten der Dichtung. 490.
Harnisch, W., Mein Lebensmorgen. Herausgegeben von H. E. Schmieder. 123.
Harrer, Marie, Gedichte. 407.
—— Unterhaltungen mit meinen jungen Freundinnen. 358.
Hartmann, M., Die letzten Tage eines Königs. 97.
—— Nach der Natur. 263.
Hausrath, A., Der Apostel Paulus. 346.
Harthausen, A. Freih. von, Die ländliche Verfassung Rußlands. 615.
* Hebbel, Friedrich. 334.
Hebler, C., Aufsätze über Shakspeare. 625.
Hegewald, M., Morceaux choisis relatifs aux lettres et aux sciences extraits des dernières publications. 701.
Heigel, K. A., Novellen. 776.
Heimwärts. Eine Geschichte aus unsern Tagen. 827.
Heinzen, K., Die Wahrheit. 123.
—— Erlebtes. Erster Theil. 123.
Helfferich, A., Der culturgeschichtliche Sinn in der altböhmischen Sagenwelt. 170.
Heller, S., Ahasverus. 657.
Hemsen, T., Die Czarentochter. 28.
* Henneberger, August, Tod desselben. 557.
Hennig, G., Die Araber des Sahels. 43.
Herbst, W., Friedrich's des Großen Antimachiavell, ein Spiegel seiner Regierungsgrundsätze und seines Charakters. 124.
Hergt, C., Palästina. 107.
Herrmann, A., Hercules. 136.
Herz, M., Renaissance und Rococo in der römischen Literatur. 169.
* Herwegh, Georg. 303.
Heseliel, G., Aus dem Leben des Todes. 541.
—— Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. 316.
* —— Preußische Hochsommerzeit. 782.
Heßlein, B., Jefferson Davis. Erste Abtheilung. Erster Band. 237.
Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dritter Theil. Erstes und zweites Buch. Erster Artikel. 9. Zweiter Artikel. 33.
* —— Dasselbe, beurtheilt durch des „Fortnightly Review". 430.
Heyse, P., Dramatische Dichtungen. Erstes bis viertes Bändchen. Erster Artikel. 5. Zweiter Artikel. 37.
Heyse, P., Fünf neue Novellen. Sechste Sammlung. 775.
* —— Hadrian, ins Neugriechische übersetzt unter dem Titel: „Antinoos". 399.
* —— Kolberg. 14.
* —— Maria Moroni. 590. 830.
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch, Doppelleben. 585.
* Hirth, Dr. 463.
Hobein, E., Byron-Anthologie. 813.
—— Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen. 123.
Hoche, R., Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. 702.
Hoefer, E., Das alte Fräulein. 749.
Hoffmann von Fallersleben, Rheinleben. Mit Singweisen von H. M. Schletterer. 488.
Holtei, K. von, Haus Treustein. 550.
* —— Schlesische Gedichte. Prachtausgabe. 287.
Hölty, H., Das Gelübde. Zweite Auflage. 730.
—— König Saul. 731.
Holtzendorff, F. von, s. Virchow.
Holzwarth, F. J., Der Abfall der Niederlande. Erster Band: Genesis der Revolution. 1559—66. 679.
Höpfner, E., G. N. Weckherlin's Oden und Gesänge. 125.
Horn, J. F., Gedichte, alte und neue, gute und schlechte. 120.
* Howitt, M., Twelve months with Fredrika Bremer in Sweden. 414.
Hubert, A., Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. 508.
Hubmann, G., Chronik der Oberpfalz. Erster Band: I. Chronik von Schwandorf. 359.
Hugo, K. (Hesse), Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. 235.
* —— Karl. 62.
—— V., Les chansons des rues et des bois. 609.
* Imbriani, Prof., über Goethe's Faust. 575.
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern. Von einem Süddeutschen. 253.
Internationale Revue. Monatsschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der außerdeutschen Culturwelt. Ersten Bandes erstes Heft. 622.
* —— Dieselbe. 271.
* Jacquerie, La fils. 750.
Jahn, A., Emmenthaler Alterthümer und Sagen. 169.
* Jahrbücher der deutschen Geschichte. Kaiser Heinrich VI. Von L. Toeche. 831.
Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland. Uebersetzt von K. A. Freih. von Reichlin-Meldegg, herausgegeben von J. H. Fichte. 433.
Janssen, J., Zur Genesis der ersten Theilung Polens. 329.

Digitized by Google

Jesuit, der, Roman von dem Abbé ***. Deutsch von A. Diezmann. 411.
*Jung, Alexander; literarische Vorlesungen desselben. 303.
*Junius novus, Theaterbriefe in der „Neuen Freien Presse". 830.

*Kalender, illustrirter, für 1866. 21ster Jahrgang. 344.
Katsch, A., Vitibuck. 365.
Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. 442.
Kayser-Langerhannß, Agnes, Gedichte. 30.
*—— Das friedliche Thal im Jahre 1813. 815.
Kehrein, J., Das Anno-Lied. Genauer Abdruck des Opitz'schen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch. 15.
Keinz, F., Meier Helmbrecht und seine Heimat. 278.
—— Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania. 479.
Keller, A. von, s. Ayrer.
—— K. G., Deutscher Antibarbarus. 589.
Kessel, K. von, Schill und seine Gefährten. 283.
*Kinkel, Gottfried. 477.
*—— seine Berufung nach Zürich. 302.
Kirdorf, K., Gedichte. Zweite Ausgabe. 486.
Klapp, M., Vom grünen Tisch. 343.
Klein, H. L., Tartuffe Junior, oder Martin Geldermann und seine Erben. 340.
—— J. L., Geschichte des Dramas. Dritter Band. Dritter Artikel. 113.
Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. 199.
Knauth, F., Philipp Melanchthon. Zweite Auflage. 124.
*Koberstein, G., Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Vierte Auflage. 783.
Kohl, J. G., Am Wege. 353.
Köhler, R., Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. 261.
Kokemüller, A., Als Solcher. 340.
Köller, E., Wie es sich treibt. 706.
König, L., Eine catilinarische Existenz. 541.
Königer, J., Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. 389.
*—— Tod desselben. 511.
Kopp, J. E., Dramatische Gedichte. Viertes Bändchen. 733.
Koppel, F., Cervantes auf der Fahrt. 136.
Koetsveld, C. E. van, Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Deutsch von H. R. Schollenbruch. 460.
Kreyßig, F., Vorlesungen über Goethe's Faust. 247.
Krohn, W., Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. 161.
Kuhls, C., Scherz und Ernst für Schwesternfeste. 124.
Kühne, G., Deutsche Charaktere. Vierter Theil. 561.
Kunst, die, der Menschendarstellung. Ein Lehrgedicht. 488.
*Künstleralbum, deutsches. 815.
Labes, E., Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet. 495.
Landsteiner, K., Pulsschläge. Zweite Auflage. 486.
Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 433.
—— M., Abraham Lincoln, der Wiederhersteller der nordamerikanischen Union. 168.
Laube, H., Der deutsche Krieg. Drittes Buch: Herzog Bernhard. 437.
*—— Heinrich. 430.
Laubert, E., Der Genfersee. Die Insel Wight. (Der Reiseskizzen zweite Folge.) 202.
Lauer, G. A., Gesundheit, Krankheit, Tod. 345.
Leibing, F., Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz. 573.
Lepel, B. von, Gedichte. 493.
Lermon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht. 136.
Lessing, H., Daheim und draußen. 251.
*Lessing-Galerie. Von F. Pecht. Erste und zweite Lieferung. 815.
Lette, Die Wohnungsfrage. 700.
Lewes, G. H., Aristoteles. Ein Abschnitt aus der Geschichte der Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 396.
Liebmann, O., Kant und die Epigonen. 345.
Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesänger bis auf die Gegenwart. 488.
*Lindner, A., Brutus und Collatinus. 766.
Lingg, H., Die Völkerwanderung. 177.
*—— sein Heerbannlied. 383.
Literarische Plaudereien. 14. 30. 46. 62. 78. 94. 110. 126. 142. 158. 174. 189. 206. 222. 238. 254. 270. 286. 302. 318. 334. 350. 366. 382. 398. 413. 429. 446. 462. 477. 494. 510. 525. 542. 557. 575. 590. 605. 622. 638. 654. 670. 717. 734. 750. 765. 781. 816. 830.
*Literatur, die, ihr Bestand in Kriegszeiten.
Livingstone, D. und C., Neue Missionsreisen in Südafrika u. s. w. Aus dem Englischen von J. E. Martin. 518.
Lobeck. — Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden. Herausgegeben von A. Lehnerdt. 363.
Lohmann, P., Irene. 237.
Loewenthal, E., Politische Mondsucht und Realpolitik. 477.
Lubin, A., Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime cantiche della divina commedia di Dante Allighieri. 759.
Lübecke, K., Die Kimmung. Zweite Auflage. 136.
Lüder, K., Gustav Geib. 199.
Lüders, K. F., Der Koloß von Rhodos. 170.
*Ludwig, Otto. 63. 175.
*—— Comite zur Herausgabe seiner Schriften. 413.
*Ludwig von Baiern. 477.
*Lyrik, politische. 558.

Mähly, J., Leid und Lied. 120.
Malteser, die. Dramatisches Gedicht. 474.
Maltitz, H. von, Altadeliche Haus-, Hof- und Familiengeschichten. Erste Abtheilung: Die von Bahsel. 156.
Mangin, A., Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. 465.
*Marbach, Oswald, über Bühnenzustände. 670.
Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. Zweite verbesserte Auflage. 357.
Marienklage, eine niederdeutsche. 639.
*Martha, C., La poésie du jour. 494.
Martin, H., Otto von Walter. 61.
Maurenbrecher, W., England im Reformationszeitalter. 507.
*Maximilian, Kaiser von Mexico, Aus meinem Leben. 430.
*May, Die Amnestie. 143. 782.
*Meerheimb, von. 462.
Meier, E., Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. 637.
Menzel, R., Das Leben Walther's von der Vogelweide. 613.
Meinhold, K., Gedichte. 490.
Menk-Dittmarsch, F., Die Herzogin von der Liebe Gnaden. 28.
Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Dritter Band. 667.
*—— Dasselbe. Vierter Band. 783.
Meyer, G. H., Ueber Sinnestäuschungen. 700.
*Meyr, M., Herzog Albrecht. 143.
Michelet, F., Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. 395.
Möbius, P., Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Dritte Auflage. 343.
Molitor, W., Die Freigelassene Nero's. 727.
Möller, C., Geschichte Schleswig-Holsteins. 24.
*Mölling, E., Die Komödie des Lebens. 815.
—— K. E., Faust's Tod. 236.
*Mony, A., Louis XIV. 239.
*„Morgenblatt." 30.
*Mosen, Julius. 142.
Mosenthal, S. H., Pietro. 214.
*Mosenthal. 430.
Möser, A., Gedichte. 119.
—— Neue Sonette. 401.
Mühlbach, Luise, Der Große Kurfürst und seine Zeit. Zweite und dritte Abtheilung. 313.
Mühlenberg, Mathilde von, Verene. 749.
*Müller, A., Ein Preußenritt ins deutsche Reich. 350.
—— F., Deutsche Denkmäler aus Siebenbürgen. 461.
—— Baron J. W. von, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Dritter Band. 25.
—— W. von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder. 489.
*Müllner, A., Die Schuld; ins Französische übersetzt. 286.

*Münchner Blätter für Literatur und Kunst. Herausgegeben von M. Schlägel. 271.

*Napoleon's, Kaiser, Julius Cäsar. Zweiter Band. 429.
*Nationalzeitung, die wiener. 31.
*Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand; Tod desselben. 222.
Nesmüller's, F., Theater. Erster Band. 339.
Neue Bahnen. Frauenzeitung. 190.
*Neumann, Hermann. 63.
Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Zweiter Band. 712.
Newman, s. Sammlung.
Nienborf, M. A., Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. 669.
Noë, H., Bairisches Seebuch. 202.
Norden, M., See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein. 205.
Novellenbuch, deutsches. Dritter Band. 749.

Oehlenschläger, Helge. Uebersetzt von G. von Leinburg. 53.
*Offenbach; sein „Barbe bleue" und „Der Schäfer". 174.
Oordt, A. M. van, Schetsen uit de Geschiedenis der Muzijk. 685.
Osenbrüggen, E., Land und Leute der Urschweiz. 700.
Oser, F., Kreuz- und Trostlieder. Zweite Auflage. 486.
*Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. 31.
Otto, F., s. Grosse.

Pablo de los Rios, J., Ein hoher Beamter. In das Deutsche übertragen von Hedwig Wolf. 205.
Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Fünfter Band. Erste Abtheilung. 377.
Paoli, Betty, Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung. 170.
*—— Betty. 63.
Pasch, E., Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius. 445.
Pasqué, E., Die Komödiantenhexe. 749.
Pelletan, E., Die Familie. Erster Band: Die Mutter. Aus dem Französischen von F. Bran. 506.
Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Zweiter Band. 568.
Peschier, E., Dichterbuch der französischen Schweiz. 29.
Peter, A., Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Erster Band. 287.
Petöfi über Goethe und Béranger. 686.
Petrarca, F., Gedichte. Uebersetzt von W. Krigar. Zweite Auflage. 262.
Petsche, E., Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit. 630.
Pfaff, C. R., Physiognomik des menschlichen Auges. 122.
—— J. G., Dramatisches. I. Armin. II. Herodias. 235.
Pfahler, G., Handbuch deutscher Alterthümer. 522.
Pfeiffer, F., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. II. 651.
Pflug, F., Ein Dichterherz. 283.
—— Von Nah und Fern. 283.
Pistor, K., Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Dritter und vierter Band. 743.
Pitaval, der Neue. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. 35ster und 36ster Theil. Dritte Folge. 11ter und 12ter Theil. 196.
Plank, K., Politische Geschichte Würtembergs von der Kaiserwahl Rudolf's von Habsburg bis zu dem preußischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. 700.
*Platen. 335.
Plattner, P., Ulrich Wikard. 217.
Ploennies, Luise von, Joseph und seine Brüder. 619.
*—— Sawitri. Dritte Auflage. 815.
*——Die sieben Raben. Dritte Auflage. 815.
*Poesie, akademische. 494.
Polack, C., Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. 427.
Polak, J. E., Persien. Das Land und seine Bewohner. 289.
Polko, Elise, Neue Novellen. Siebente Folge. 826.
*Ponsard, Galileo Galilei. 238.
*—— Lion amoureux. 78.
*„Presse", die wiener. 31.
Prittwitz-Gaffron, K. von, Lieder. 135.
*Proctor, E. D., Poems. 414.
*Proudhon; die „Revue des deux mondes" über denselben. 126.
Prowe, L., Ueber die Abhängigkeit des Kopernicus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen. 701.
*Prutz, Robert, seine Vorträge über „Vier Jahrhunderte europäischer Literaturgeschichte, von Dante bis Shakespeare". 303.
*—— über sein Gedicht „Mai 1866". 351.
*—— seine Verurtheilung wegen seines Gedichts „Mai 1866". 447.
*—— seine Vertheidigungsrede. 477.
*—— Juli 1866. Neue Terzinen. 510.
Pyl, K. Th., Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe. 234.

Quednow, Mathilde, Am Ufer. 27.

Rahel, In Banden frei. 540.
Raila, W., Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Gesetz der Sprachen, insbesondere der deutschen Sprache. 701.
Rasch, G., Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara. 593.
Rau, H., Karl Maria von Weber. 154.
Raue, G., Dr. F. E. Beneke's neue Seelenlehre. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von J. G. Dreßler. 648.
Raumer, F. von, s. Taschenbuch.
Reade, Ch., Hart Geld. Aus dem Englischen von Marie Scott. 139.
Reber, J., Das Geschichtswerk des Florus. 169. 702.
*„Recensionen über Theater und Musik". 31.
Redwitz, O. von, Der Doge von Venedig. 216.
Reich, E., Unsittlichkeit und Unmäßigkeit aus dem Gesichtspunkte der medicinischen, hygieinischen und politisch-moralischen Wissenschaften. 763.
Reichenbach, Mathilde Gräfin, Graf Talleyrand's Jugendliebe. 283.
Reichenbach, M., Ein Roman aus den Zeiten der schleswig-holsteinischen Kriege. Erste Abtheilung. 539.
*Reinhold, Πελασγικά, Noctes Pelasgicae etc. 79.
Reißmann, A., Robert Schumann. 301.
Renan, E., Die Apostel. 469.
Renouard, C., Geschichte des französischen Revolutionskriegs im Jahre 1792.
*Rettich, Julie; Tod derselben. 270.
Reuter, F., Dörchläuchting. 777.
*—— Fritz. 206.
*—— Ut mine Stromtid. Prachtausgabe. 287.
—— H., Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit. 476.
Rheinfels, Gedichte. 407.
Richter, K., Anacharsis Cloots. 445.
*Rittershaus, Emil. 510.
*—— Zu Hülse. 477.
Robinson, E., Physische Geographie des Heiligen Landes. 106.
Rodenberg, J., Die neue Sündflut. 154.
—— Diesseit und jenseit der Alpen. 231.
Rosshack, A., Das Liliemärchen. 209.
—— Die Leiden der jungen Lina. 209.
Rogeard, A., Armes Frankreich. Uebersetzt von A. Strodtmann. 488.
*Rollet, Hermann. 782
Rönnefahrt, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien. 170.
Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland. Uebertragen von G. Freih. Vincke. Zweite Auflage. 171.
*Rosen, J., Neue Menschen. 62.
*—— Nullen. 718.
Rosenkranz, K., Diderot's Leben und Werke. 769.
Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Erster Band. Erste Abtheilung: Deutschland. I. 508.
Rotenhan, J. Freih. von, Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. 359.
Rückblick auf das Literaturjahr 1865. 1.
*Rückert, Friedrich; Tod desselben. 110.
*—— Sawitri. Elegante Miniaturausgabe. 287.
—— der literarische Nachlaß desselben. 796.

Rüſſet, E., Die Jakobiner in Oeſterreich. 412.

*Ruge, Arnold. 447.

—— S., Der Chaldäer Seleucos. 319.

Rümelin, G., Shakſpeare-Studien. 150.

*Ruß, K., Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. 815.

*Rüſtow, Cäſar und Alexander, Tod derſelben. 591.

Sacher-Maſoch, L., Kaunitz. 600.

*—— Die Verſe Friedrich's des Großen. 15. 350.

Salingré, H., Die Bretter, die die Welt bedeuten. Geſammelte Poſſen und Schwänke. Erſter Band. 337.

Salzbrunn, Alice, Ein Kranz auf das Grab des Dichters Auguſt Graf von Platen. 812.

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, ſ. Virchow.

Sammlung von claſſiſchen Werken der neuern katholiſchen Literatur Englands in deutſcher Ueberſetzung. 21ſter Band: Geſchichte meiner religiöſen Meinungen. Von J. H. Newman. Ueberſetzt von G. Schündelen. 346.

Sammlungen altdeutſcher Literaturdenkmäler. 718.

*Sand, George, Ein Don Juan vom Dorfe. 591.

Sandvoß, F., Sprichwörterleſe aus Burkhard Waldis. 808.

*Sardou, Victorien. 750.

*—— Alte Junggeſellen. 62.

*—— La famille Benoiton. 286.

*—— Maison neuve. 814.

*—— Nos bons villageois. 734.

Schack, A. F. von, Poeſie und Kunſt der Araber in Spanien und Sicilien. 145.

Schäffer, W., Neuer Räthſelſchatz. 124.

Schaubühne, die deutſche. Herausgegeben von M. Perels. Siebenter Jahrgang. 1866. Erſtes bis drittes Heft. 349.

Schauenburg, E., Reiſen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. H. Barth Dr. E. Vogel. Dritter Band: Reiſen in Südafrika. 593.

*Scheffer, L., Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. Gottſchall. 815.

Schelhorn, F. von, Dom Pedro V., König von Portugal. 636.

Schellwien, R., Sein und Bewußtſein. 535.

Scherer, H., Reiſebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. Zweite vermehrte Ausgabe. 593.

*Scherr, J., Deutſche Cultur- und Sittengeſchichte. Dritte vermehrte Auflage. 783.

—— Studien. Dritter Band. 566.

Schiff, H., Damenphiloſophie. 140.

—— Das verkaufte Skelet. 266.

—— Die wilde Rabbizin. 266.

—— Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus. 266.

—— Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsfloh. 266.

*Schiller, Die Braut von Meſſina, ins Neugriechiſche überſetzt. 286.

*Schiller-Aufführungen am wiener Hofburgtheater. 189.

Schiller-Bibliothek. Aus dem Nachlaß von P. Trömel. 344.

Schiller-Galerie. Von F. Vecht und A. von Ramberg. Octav-Ausgabe. 526. 815.

Schiller-Stiftung, deutſche, ſechster Jahresbericht derſelben. 158.

*—— 781.

Schilling, J. A., Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenſtörung vor Gericht. 342.

Schirmer, A., Lütt Hannes. 62.

*Schlagintweit, Eduard; Tod deſſelben. 591.

Schleich, M., Geſammelte Luſtſpiele und Volksſtücke. Zweiter Band. 339.

Schleiden, M. J., Das Meer. 465.

*Schlemm, Th., Roreland. 270.

Schletterer, H. M., Ueberſichtliche Darſtellung der Geſchichte der kirchlichen Dichtung und geiſtlichen Muſik. 683.

*Schloenbach, Arnold; Tod deſſelben. 638.

Schmidt, Eliſe, Zeitgenoſſen. 587.

*Schmidt, J., Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod. Fünfte Auflage. Erſter und zweiter Band. 783.

—— K., Die Anthropologie. Zweite Auflage der „Anthropologiſchen Briefe". Zweiter Theil. 142.

*—— Geſchichte der Pädagogik. Herausgegeben von W. Lange. Zweite Auflage. Vierter Band. 783.

Schmidt-Weißenfels, Die Stadt der Intelligenz. 232.

Schneegans, L., Triſtan. 471.

Schneller, C., Studi sopra i dialetti volguri del Tirolo italiano. 367.

Schön, O., Bilder aus allerlei Tagen. 492.

Schott, S., Von menſchlichen Schwächen. 356.

Schuller, J. K., Zur Frage über die Herkunft der Sachſen in Siebenbürgen. Zweite Auflage. 446.

Schulz, F., Demoſthenes und die Redefreiheit im atheniſchen Staat. 445.

—— Woldemar; Tod deſſelben. 591.

Schulz-Radun, J., Muſa. 155.

Schulze, Ernſt, ungedruckte Verſe deſſelben. 415.

—— H., Syſtem des deutſchen Staatsrechts. Erſte Abtheilung. 380.

Schumacher, A., Jagd und Pferd. 135.

Schweder, O. F., Scharnhorſt's Leben. 417.

Scott, W., Der Herr der Inſeln. Ueberſetzt von W. Hertzberg. 171.

—— Fräulein vom See. Deutſch von H. Viehoff. 171.

Scuhr, E., Ueber Empfindung und Bewegung. 188.

See, Guſtav vom, Gräfin und Marquiſe. 219.

—— Oſt und Weſt. (Zweite Abtheilung von „Gräfin und Marquiſe".) 219.

Seemann, O., Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert. 379.

Seinecke, F., Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unſerer Dichter. 812.

*Senſationsroman, der, in Frankreich ausgezeichnet. 591.

Shakſpeare. — Ausgewählte Stellen aus Shakſpeare's Werken überſetzt von G. Solling. 647.

—— Hamlet. Deutſch von L. Seeger. 171.

—— Wintermärchen. Deutſch von K. Simrock. 172.

*—— indiſche Ueberſetzung deſſelben. 286.

*—— Volks- und Bühnenausgabe. 254.

*Shakſpeare-Geſellſchaft, Deutſche. 302.

Shelley's, P. B., ausgewählte Dichtungen. Deutſch von A. Strodtmann. 689.

Sieber, F., Aphorismen aus dem Geſangsleben. 364.

—— Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Geſanges. Zweite Auflage. 364.

Sievers, G. W., William Shakſpeare. Sein Leben und Dichten. Erſter Band. 625.

Sighart, J., Reliquien aus Rom. 632.

Solling, ſ. Shakſpeare.

Sonnabend, G., Das verlorene Manuſcript. Ein Scherz. 169.

Spach, ſ. Biographies.

Spiel, das, von den zehn Jungfrauen. 190.

Spielberg, O., Träumereien eines Kleinſtädters. 122.

Spitta, T., Waldblumen. 620.

Springer, A., ſ. Staatengeſchichte.

St.-Petersburger Wochenſchrift, redigirt von E. Dobbert. 206.

Staatengeſchichte der neueſten Zeit. Zehnter Band: Geſchichte Oeſterreichs ſeit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 294.

Staatsverfaſſung, die beſte. Erörterung eines Unparteiiſchen. 700.

Stahl, A., Spanien. 422.

Stahr, A., Römiſche Kaiſerfrauen. 663.

Stauſe, L. A., Romaniſche Poeten. 29.

Steffen, R., Poetiſche Beiträge zur Charakteriſtik der Zweibeiner, ſowol mit als ohne Flügel. 492.

Steffens, F., Die Schulgefährten. 429.

Stein, H., Aus deutſchem Sängerherzen.

Stein-Kochberg, F. Freih. von, Lucy. 709.

*Stellung der naiven, insbeſondere der lyriſchen Poeſie in unſerer Zeit. 542.

Stelter, K., Geſchichte und Sage. 492.

Stern, A., Hiſtoriſche Novellen. 264.

*—— Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts. Erſte bis ſechste Lieferung. 831.

Stieglitz, ſ. Curze.

Stirling, J. H., The secret of Hegel. 66.

Strauß, D. F., Kleine Schriften. Neue Folge. 369.

—— neues „Leben Jeſu" in England. 172.

*—— Daſſelbe, beurtheilt im „Athenaeum". 127.

*—— Daſſelbe, beurtheilt durch das „Fortnightly Review". 430.

Streben, E., Lebenslänge. 491.

Stugau, K. (K. A. von Schmidt auf Altenſtadt), Das Buch vom Lebensglück. 188.

*Taillandier, Saint-René. 782.
Taschenbuch, historisches. Herausgegeben von F. von Raumer Vierte Folge. Sechster Jahrgang. 347.
Taubert, E., Brautgeschenk. 490.
—— Gedichte. 490.
—— O., Paul Schede (Melissus). Leben und Schriften. 763.
Tegnér, E., Die Abendmahlskinder. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. 346.
—— Axel. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. 346.
Teniers, A. (S. A. Herzl). Petöfi. 342.
Teschner, Auguste, Lebensbriefe. Mit einer Vorrede von W. F. Besser. Erster Theil. 760.
Thal, F., Beatrix von Burgund. 707.
*Theater, das deutsche; Zustände der Uebergangsepoche desselben. 559.
*Theater, die berliner, am Tage des Einzugs der Armee. 654.
Theophil, Hosianna dem Sohne David's. 619.
Thiersch, Friedrich, über die Schulpforte. 430.
*Treitschke, H. von, Ueber die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. 607.
Treumund, J., Schloß Friedelhausen. 827.
Trömel, P., s. Schiller-Bibliothek.
Tschischwitz, B., Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakspeare's. 646.
—— Shakspeare's Staat und Königthum. 646.
Turgénjew, J., Erzählungen. Deutsch von F. Bodenstedt. Zweiter Band. 314.

Ueber antike Gewichtsteine. Von F. R. 343.
Uebersicht, systematische, der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1864 und 1865. 94.
*Uhland, Gedichte. Prachtausgabe. 287.
Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. Poesien von E. Beck, G. Bernhard, L. Bowitsch u. a. 813.
Uschner, K. R. W., Drei neue Theaterspiele. 236.

Vacano, E. M., Vom Baum der Erkenntniß. 283.
*—— Ketten. 398.
Vilmar, Zur Literatur Johann Fischart's. Zweite vermehrte Auflage. 702.
Vincke, G. Freih., s. Rose.
Virchow, R., Ueber die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften. 443.
—— und F. von Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Erstes und zweites Heft. 444. Viertes bis siebentes Heft. 700.
*Vischer's Berufung und Uebersiedelung nach Tübingen. 383. 575.
Vogl, J. N., Aus dem alten Wien. 506.
*—— Tod desselben. 814.
Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen von einer deutschen Dame. 230.
Volkmar, F., Edel und Adel. Zwei Abtheilungen. 374.
*Volksbühne, deutsche. 575.
Volkserzählungen aus Schleswig-Holstein. Erster Band. 313.

Wachenhusen, H., Die Verstoßene. 411.
Wackernagel, W., Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. 751.
Waitz, G., Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte. 22.
Waldau, J., Schatten und Licht. Ein Novellenkranz. Erstes Bändchen. 827.
*—— Mar. 446.
Waldow, H., Schwanenlieder. 491.
Waltet, F., Aus meinem Leben. 617.
Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Dritte bis dreizehnte Lieferung. 790.
Wangemann, Das Luther-Büchlein. Neue Auflage. 124.
Waentig, H., Der Zottelprinz. 211.
Wattenbach, W., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Zweite Auflage. 810.
Weber, K. von, Anna Kurfürstin zu Sachsen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. 199.
Wegele, F. X., Dante Alighieri's Leben und Werke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 257.
Wehl, F., Lustspiele. Zweiter Band. 476.
Weiland, R., Kaiser und Papst. 453.
Weilen, J., Edda. 215.
Weinzirl, W., Leipzig! Waterloo! St.-Helena oder das Weltgericht vor funfzig Jahren. Erste Lieferung. 123.
Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 453.
*Weiße, Christian Hermann; Tod desselben. 638.
Wellmer, A., Drei Treppen hoch. 283.
*Welt, die, der Jugend: Feierabende. 815.
Wenig, J. B., Ueber die Freiheit der Wissenschaft. 443.
*Weyhe-Eimke, A. von, Des Königs Ahnen. 782.
*Weyland, Mrs. Henry, Three hundred a year. 414.
*Wichert, Mit Wind und Wasser. 189.
Widmann, K., Neue zweckmäßigere Lehrweise der lateinischen Sprache. Erstes Heft. 701.
Wieser, J. C. von, Zawisch der Rosenberger. 235.
Willkomm, E., Der letzte Trunk. 61.
*Winterfeld, A. von und A. von Wolzogen, Blanche. 814.
Witzleben, C. D. von, Eduard von Wietersheim. 193.
Witzschel, A., Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. Erster Theil: Sagen aus Thüringen. 527.
Wohlmuth, L., Gedichte. Vierte Auflage. 119.
Wood, Mrs. Henry, Lady Flavia. Deutsch von C. Büchele. 749.
Wort, ein geflügeltes. 190.

Yonge, Miß, Das Verbrechen. Aus dem Englischen übersetzt. 205.

Zarncke, F., Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. Erste Abtheilung. 385.
Zauberflöte, die. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozart's. 685.
Zeising, A., Joppe und Crinoline. 598.
*Zeitschrift für bildende Kunst; redigirt von K. von Lützow. 271.
Ziegler, K., Oden. 493.
Zimmermann, R., Aesthetik. Zweiter systematischer Theil: Allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft. 241.
Zingerle, J. von, Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. 761.
Zopff, H., Erfahrungen und Rathschläge für angehende Sänger und Gesanglehrer u. s. w. 365.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1866.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von Rudolf Gottschall. — Paul Heyse als Dramatiker. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Biedermann. Erster Artikel. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Das „Anno-Lied" nach dem Abdruck von Opitz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

Die literarische Arbeit scheint auf einem ähnlichen Instinct zu beruhen, wie derjenige ist, welchem die Bienen und Ameisen folgen, wenn sie ihre Bauten aufführen. Dieselbe Unermüdlichkeit, dieselbe Unvermeidlichkeit! Freilich ist es bedauerlich, daß die Production in einem Maße zunimmt, mit welchem die Consumtion nicht mehr Schritt halten kann, ja daß der Büchermarkt an einer Ueberschwemmung leidet, die von Jahr zu Jahr im Wachsen ist und gegen welche alle Dämme der Kritik nichts mehr helfen. Für den deutschen Verlagsbuchhandel, der allein in durchgreifender Weise das Amt eines Deichgrafen versehen kann, ist es indeß kein rühmliches Zeugniß, daß außer dem vielen Mittelmäßigen, welches wenigstens in einer anständigen Form auftritt, so vieles erscheint, das absolut schlecht zu nennen ist und den Stempel der geistigen Ohnmacht und Unbildung deutlich an der Stirn trägt. Es gibt nur eine Kritik, welche die Massenproduction in erwünschte Schranken zurückdämmen kann — das ist die Kritik, welche der deutsche Verlagsbuchhandel selbst und noch dazu in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse ausübt, indem er die unberufenen Manuscripte zurückweist, welche sich ihm mit der Anmaßung aufdrängen, durch seine Hülfe in die Oeffentlichkeit zu gelangen. Mindestens müßte denn doch jene Grenze eingehalten werden, wo das Reich der unmöglichen Verse, der unglaublichen Hallucinationen in Poesie und Philosophie, der kindischen Geschichten, der Romane ohne Stil und Zusammenhang, und der zwecklos zusammengekleisterten Compilationen auf allen Gebieten beginnt.

Auf der andern Seite ist das Verlangen ebenso unberechtigt, daß jedes einzelne Literaturjahr mit großartigen Productionen schwanger gehe, welche das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirn tragen, oder daß selbst das Tüchtige und Hervorragende gleich in großen Quantitäten zu Tage gefördert werde. Wir brauchen blos einen Jahrgang aus der Blütezeit unserer classischen Epoche ins Auge zu fassen, um unsere Anforderungen auf ein billiges Maß zu beschränken. Auch damals gab es Literaturjahre, welche ganz leer ausgingen oder nur durch eine Tragödie von Schiller verherrlicht wurden, während übrigens die Literatur ganz lustig ins Kraut schoß mit lauter heutzutage gänzlich vergessenen Productionen. Das Genie, ja selbst das Talent ist einmal nicht Dutzendwaare, die man zum Marktpreis einhandeln kann, und selbst viele derjenigen Talente, denen die Kritik der Zeitgenossen so freundlich ist, diesen Adelsbrief zu ertheilen, conserviren sich trotz aller Räucherung nicht und werden eines schönen Tags, noch ehe die Nachwelt nach Generationen zählt, als ungenießbar beseitigt.

Das Literaturjahr 1865 war daher nicht besser und nicht schlechter, als seine Vorgänger gewesen sind und seine Nachfolger sein werden, sobald wir seine Leistungen vorurtheilsfrei betrachten. Es befindet sich unter denselben kein unsterbliches Werk; doch müssen wir uns bescheiden, denn wer darf sich rühmen, den Maßstab hierfür zu besitzen, da die Unsterblichkeit jedenfalls für die gleichzeitige Kritik zu den Imponderabilien gehört. Wer hätte dem Schwan von Avon vorausgesagt, daß dies oder jenes Trauerspiel, welches dem Publikum des Globetheaters einige Unterhaltung gewährte, noch nach Jahrhunderten über die englischen und deutschen Bühnen gehen würde? Daß einer oder der andere von Shakspeare's Freunden an seine Unsterblichkeit glaubte, ist wenig beweiskräftig; denn welchem Miniaturlyriker der heutigen Zeit wäre nicht von guten Freunden und Freundinnen die Unsterblichkeit so sicher vorausgesagt worden, daß er in seinen Versen bereits seine Leser darauf pränumeriren lassen konnte?

Es ist bei literarischen Revuen Brauch, die literarhistorischen und kritischen Schriften in erster Linie zu besprechen. Dies hängt mit einem bedenklichen Symptom der Zeit zusammen, der Ueberschätzung der Reproduction gegenüber der Production. Die Reproduction erscheint als eine wissenschaftliche Arbeit, welche man geneigt ist, über das dichterische Schaffen zu stellen; wir haben in Deutschland viele solcher Berühmtheiten aus zweiter Hand, geistige Begabung und Größe sogar wird Männern zugesprochen, welche nicht viel mehr sind, als Pächter eines geistigen Eigenthums der Vergangenheit, und dies Pachtgut

mit kritiſchem Pflug beackern. Es iſt das gleiche Vorurtheil, welches den Sängern und Schauſpielern, den nur reproducirenden Künſtlern, den Vorrang vor den Componiſten und Dichtern einräumt. Gegen dies Vorurtheil, welches auf einer Verkehrung geiſtiger Werthſchätzung beruht, muß mit aller Energie proteſtirt werden. Der geiſtige Nationalreichthum beruht auf der Production und nur auf ihr, ſie ernährt den ganzen literariſchen Zwiſchenhandel, von ſo renommirten Häuſern er auch betrieben werden mag. Das ſchöpferiſche Talent iſt das A und O, der Anfang und das Ende der Literatur. Für ein einziges gutes Gedicht kann man eine ganze Literaturgeſchichte in den Kauf geben, für einen einzigen guten Dichter ein Dutzend von Literarhiſtorikern. Wir werden daher den producirenden Talenten die Ehre geben, die ihnen gebührt, und es andern überlaſſen, das Pferd am Schwanze aufzuzäumen.

Die Lyrik und die lyriſch-epiſche Poeſie blühen fröhlich fort, möglichſt unbekümmert um das Publikum, das ſich um ſie nicht kümmert. Das Bedürfniß, aus der Verborgenheit des Verlags- und Sortimentsbuchhandels und der hin- und herwandernden Bücherballen ſich an das Licht einer beſcheidenen Oeffentlichkeit herauszuretten, hat unſere Lyriker angetrieben, ſich nicht auf die Ausgaben ihrer geſammelten Gedichte zu beſchränken, über deren unzweideutigen Erfolg ſie meiſtens nicht im Zweifel ſind, ſondern ſich in einzelnen Albums womöglich mit künſtleriſcher Ausſtattung zu ſammeln, wo denn ein Modelyriker ein Dutzend andere mit ins Schlepptau nimmt und vor die aufmerkſamen Leſer bugſirt. Da ſind zunächſt die großen Kunſtalbums, das „Düſſeldorfer Künſteralbum" und „Bild und Wort", in denen ſich die Lyrik recht ſtattlich ausnimmt und vortheilhaft von dem eleganten Papier abhebt. Dann haben ſich in jüngſter Zeit einige literariſche Albums Bahn gebrochen, welche einen Mittelpunkt für die Lyriker der einzelnen Städte bilden, wie das nürnberger „Album", die „Weimariſchen Beiträge" u. a. Endlich hat ſich ein ſelbſtändiges Aſyl für die Lyrik in dem, in Frankfurt a. M. erſcheinenden „Deutſchen Dichtergarten" eröffnet.

Zu den bedeutendſten Erſcheinungen auf lyriſchem Gebiet gehören Emanuel Geibel's „Gedichte und Gedenkblätter", die „Herbſtroſen" von Robert Prutz, beides Sammlungen von vorwiegend elegiſcher Färbung, obgleich der letztere Dichter friſcher erſcheint, als der erſtere, der ganz in der Vergangenheit lebt, und die „Neuen Gedichte" von J. G. Fiſcher in ihrer originellen, oft ſchwunghaften und harmoniſchen, oft etwas derben und trivialen Haltung. Außerdem hat ſich im Laufe des Jahres eine Zahl jüngerer Dichter in die Literatur eingeführt, denen man wenigſtens nachrühmen muß, daß ſie in anſtändiger Form einen anſtändigen Inhalt bieten. Albert Möſer, etwas blaſirt in trefflich behandelten Sonetten und antiken Strophen; Max Freydank, ebenfalls mit Vorliebe antikiſirend und mehr heimiſch im Epiſchen als im Lyriſchen; Ernſt Scherenberg, ſchwunghaft in ſeinen „Stürmen des Frühlings" und aus der Zeit herausdichtend; Karl Mund, ein formgewandter Dichter der Goethe'ſchen Schule; Karl Batz, glücklich in einzelnen poetiſchen Pointen, bilden den Kern der diesjährigen Aushebung, welcher zu den gedienten Truppen der Lyrik ſtößt. Zwei öſterreichiſche Dichter, Stephan Milow und J. F. Tandler, werden durch die Anſpruchsloſigkeit ihres Auftretens bei manchem glücklichen Wurf in Lied und Bild charakteriſirt. Der öſterreichiſche Lyriker, Hermann Rollet, gibt eine Auswahl ſeiner Gedichte, die bei manchem Trefflichen doch Spreu und Weizen beſſer hätte ſondern ſollen. Eine religiöſe Richtung ſchlägt Hermann von Loeper in ſeinen Gedichten ein und zeigt ſich als Zögling der Geibel'ſchen Schule, während eine andere Eigenthümlichkeit derſelben, die Bemeiſterung der bunteſten Stofffülle in den verſchiedenartigſten Dichtformen in den Gedichten von Bernhard von Lepel hervortritt. Wir erwähnen noch Martin's „Unter den Sternen", Karl Birkenbühl's „Sonette aus dem Orient", „Alte Träume" von Ignaz Weinberg, Gedichte von Karl Altmüller, den zweiten Theil der Gedichte des bekannten Homöopathen Arthur Lutze, die innigen Gedichte des kranken Volksdichters Ernſt Donath, die hinterlaſſenen Gedichte der kranken, edel reſignirten Gräfin Auguſte von und zu Egloffſtein und diejenigen der jedenfalls talentvollen Frau Agnes Kayſer-Langerhannß.

In der lyriſch-epiſchen Dichtung ragt Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom" durch Farbenpracht und Gedankenreichthum hervor, ohne indeß für Form und Inhalt das harmoniſche Gleichmaß der Behandlung zu wahren. Ein etwas weitausſehendes und weitſchweifiges Epos: „Die Wanderungen des Ahasver", hat S. Heller zu dichten begonnen. An den Stil des großen Epos ſtreift die hinterlaſſene Dichtung von Bechſtein: „Thüringens letztes Königshaus", während Hermann Neumann's „Dinonhy" dem Bereich der von Thomas Moore und Byron angeregten, von Adolf Böttger u. a. nach Deutſchland verpflanzten exotiſchen poetiſchen Erzählung angehört. Adolf Böttger ſelbſt gibt ſeine geſammelten Dichtungen heraus, von denen der erſte Band lyriſche Gedichte enthält, der zweite und ſoeben erſchienene dritte Band größere poetiſche Erzählungen, theils hiſtoriſch, theils exotiſch und märchenhaft-phantaſtiſch, in welcher letztern Gattung der Dichter, ſonſt ein Zögling der Byron'ſchen Muſe, am originellſten erſcheint. An Goethe's „Hermann und Dorothea" erinnert Bournot's Hexameterepos: „Meta", das kleinbürgerliche Verhältniſſe darſtellt, in welche die politiſche Bewegung hineingreift, während „Dornröschen" von Livius Fürſt als ein niedliches Märchenepos betrachtet werden kann, in welches hübſche ſangbare Lieder verwebt ſind. Andere epiſche Dichtungen, wie „Kaiſer Karl V.", von Karl Guntram, Karl Pflaume's „Hermann der Cheruſker", „Odyſſeus' Heimkehr" von Gravenhorſt, eine verfehlte Paraphraſe des Homer, Adalbert Hermann's „Hercules" u. a. dienen nur zur Ueberfüllung des Büchermarkts.

Die poetiſchen Ueberſetzungen ſtehen im Flor. Daß auf dieſem Gebiete Vortreffliches geleiſtet wird, beweiſt die Gildemeiſter'ſche Ueberſetzung Byron's, auf welche wir zurückkommen werden. Auch Alexander Neidhardt hat

neuerdings „Lord Byron's ſämmtliche Werke“ in acht Bänden übertragen, während Schäffer ſich nur an einzelnen Gedichten Byron's verſucht und Erich von Mondbart „Harold's Pilgerfahrt“ ins Deutſche übertrug. Gisbert von Vincke's „Roſe und Diſtel“, Ueberſetzungen engliſcher Gedichte, erſcheinen in zweiter Auflage. Einen neuen Mittelpunkt für dieſe Ueberſetzungen bietet die „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker“, die bei Meyer in Hildburghauſen erſcheint. Als beſonders gelungen erſcheint Dingelſtedt's Ueberſetzung der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais und die Shakſpeare-Ueberſetzungen von Wilhelm Jordan („Macbeth“, „Romeo Julia“, „König Lear“), den auch Bodenſtedt überſetzte. Von Uebertragungen aus der claſſiſchen Poeſie erwähnen wir die dreibändige Plautus-Ueberſetzung von Donner, eine Ueberſetzung des Lucretius Carus von Guſtav Voſſart-Oerden und des „Agamemnon“ von Aeſchylus von A. Oldenberg. Auch drei neue vollſtändige Dante-Ueberſetzungen von Blanc, Eitner und Karl Witte ſind in dem Jubeljahre des großen Florentiners erſchienen, während mehrere andere bereits angekündigt ſind. Die lateiniſchen Hymnen und Geſänge aus dem Mittelalter eignete G. A. Königsfeld unſerer modernen Sprache zu, während Max Waldſtein die Volkslieder der Portugieſen und Catalonen in freier Weiſe nachbildete und Adolf Staufe die romaniſchen Poeten in ihren originellen Formen metriſch überſetzte. Oehlenſchläger's Gedicht „Helge“ iſt von Gottfried von Leinburg mit gewohnter Trefflichkeit aus dem Däniſchen ins Deutſche übertragen worden.

Den Uebergang von den Lyrikern zu den Dramatikern bildet am beſten Friedrich Halm, welcher den ſiebenten und achten Band ſeiner Werke erſcheinen ließ und in dem erſtern „Neue Gedichte“ theils ſinnig, theils rhapſodiſch-weitſchweifig, in dem letztern zwei Dramen, das antikiſirende „Iphigenie in Delhi“ und das romantiſche „Wildfeuer“ veröffentlichte, beide reich an poetiſchen Schönheiten und dramatiſchen Schwächen. Von Friedrich Hebbel's „Sämmtlichen Werken“ ſind die beiden erſten Bände erſchienen, welche in willkürlicher Zuſammenſtellung einige ſeiner beſten und ſeiner verzwickteſten Dramen enthalten. Paul Heyſe hat bisjetzt vier Bändchen ſeiner dramatiſchen Werke erſcheinen laſſen, welche „Eliſabeth Charlotte“, „Maria Moroni“, „Kaiſer Hadrian“ und „Hans Lange“ enthalten. Ebenſo ſind von dem unterzeichneten Herausgeber d. Bl. die vier erſten Bändchen dramatiſcher Werke ausgegeben worden, welche das Luſtſpiel „Pitt und Fox“, das Trauerſpiel „Mazeppa“, das Luſtſpiel „Die Diplomaten“ und das Trauerſpiel „Der Nabob“ enthalten. Von den erfolgreichſten Bühnenſtücken der letzten Saiſon ſind Moſenthal's „Pietra“, Weilen's „Edda“ und Brachvogel's „Prinzeſſin Montpenſier“ im Druck erſchienen. Ein originelles, im Stil des Paſſionsſchauſpiels entworfenes Volksdrama: „Jeſus der Chriſt“, von Albert Dulk, verzichtet dagegen durch ſeine Compoſition auf die Bühne der Gegenwart. Das hiſtoriſche Drama wird im übrigen mit großem Eifer gepflegt, obwol ein hiſtoriſches Trauerſpiel auf der Bühne nur zu den weißen Raben gerechnet werden kann. Der griechiſchen Geſchichte entnommen iſt das Trauerſpiel von Julius Große: „Der letzte Grieche.“ Am zahlreichſten ſind die der deutſchen Geſchichte entlehnten Dramen. Zwar die Hohenſtaufen ſind im Jahre 1865 durch keinen Dramatiker aus dem Schlummer geſtört worden; dafür wurde Heinrich IV. zweimal behandelt, einmal von Ferdinand von Saar in dem Drama: „Hildebrand“, dann von Richard Weiland in „Kaiſer und Papſt“; „Otto II.“ von Flemming und „Ludolf von Schwaben“ von Günthert, Ludwig der Baier in Thumſer's „Bürgerkaiſer“ und in Karl Hugo's Drama: „Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich“, Karl V. von Friedrich, Ulrich von Hutten in Hans Koeſter's gleichnamigem Drama, Prinz Louis Ferdinand von Wilhelm Hoſäus dramatiſirt. Speciell der preußiſchen Geſchichte ſind die „Dramatiſchen Bilder“ von Robert Giſeke entnommen, „Der Hochmeiſter von Marienburg“, „Der Burggraf von Nürnberg“, „Der Bürgermeiſter von Berlin“, von denen das letztere wol das meiſte dramatiſche Leben athmet. Den Livländer Patkul hat Baron Pleſſen von Tiefenhauſen zum Helden eines Trauerſpiels gemacht, einen neuen „Triſtan“ nach Joſeph Weilen Ludwig Schneegans gedichtet. Einen Vertreter der Gedanken- und Gewiſſensfreiheit verherrlicht Karl Batz in ſeinem hiſtoriſch-dramatiſchen Gedicht „Ochino“. Das Malteſerfragment Schiller's hat Friedrich Notter ſeiner Tragödie: „Die Johanniter“, einem im kräftigen, oft forcirten Stil gehaltenen Werke, zu Grunde gelegt. Wir erwähnen noch von hiſtoriſchen Dramen: Thal's „Beatrix von Burgund“, „Rintelns Fall“ von A. von Cloſſmann. Einen „König Saul“ und ein Myſterium „Das Gelübde“ veröffentlichte Hölty, während der beſonders als Romanſchriftſteller bekannte Julius Bacher eine „Lady Seymour“ gedichtet hat. Denſelben Stoff wie Halm, eine „Iphigenie in Delhi“, behandelte auch Widmann, beide Dichter jedenfalls infolge der Anregung, die Goethe in ſeiner „Italieniſchen Reiſe“ gegeben. Was die leichtern dramatiſchen Gattungen betrifft, denen die Wucht des tragiſchen Pathos fehlt, ſo dürfen wir Uſchner's „Drei neue Theaterſpiele“ hierher rechnen. Feodor Wehl, ſo gewandt in eleganten Bluetten nach franzöſiſchem Muſter, hat den zweiten Band ſeiner „Luſtſpiele“ erſcheinen laſſen, während auch Goßmann heitere „Bühnenſpiele“ herausgibt. Alfred Königsberg macht den Secretär des Grafen Tauenzien, Leſſing, zum Helden eines Luſtſpiels, während das gefällige Talent von Julius von Rodenberg ſich in den eben herausgegebenen „Dramatiſchen Idyllen“ bewährt.

Dramatiſche Werke haben, wenn ſie nicht auf der Bühne zur Darſtellung gekommen ſind, wenig Ausſichten auf buchhändleriſchen Erfolg. Anders verhält es ſich mit der erzählenden Literatur, die wenigſtens mit Sicherheit auf die Leihbibliotheken und das Publikum derſelben rechnen kann. Die Production auf dieſem Gebiete iſt daher am unermüdlichſten; hier iſt das Feld, wo die Halbtalente heimiſch ſind, hier die literariſche Hexenküche, in deren Keſſel alles geworfen wird, was zwiſchen Himmel und Erde ſich bewegt. Die Bedeutung des Romans als eines

Culturgemäldes der Gegenwart oder der Vergangenheit wird allerdings von den hervorragenden Autoren nicht verkannt. Guſtav Freytag's „Verlorene Handſchrift" iſt, nächſt dem Roman Berthold Auerbach's „Auf der Höhe", das Ereigniß auf dem Gebiete des Zeitromans, und hat, trotz der Schwächen, in denen ſich das nicht ausreichende Compoſitionstalent des Dichters verräth, bereits eine große Zahl von Auflagen erlebt. Neben dieſen beiden Romanwerken ſteht würdig als Vertreter des hiſtoriſchen Romans Laube's „Deutſcher Krieg", deſſen zweiter Theil „Waldſtein" den Helden der Schiller'ſchen Tragödie in mehr realiſtiſcher, aber markiger und edel getragener Weiſe auf dem lebendigſten Hintergrunde der damaligen Zeit darſtellt. Dieſe drei Werke ſind auch in ſtiliſtiſcher Hinſicht als Bereicherungen unſerer Nationalliteratur zu betrachten. Daſſelbe gilt von Alfred Meißner's Roman: „Schwarzgelb", der vor kurzem in einer neuen, einbändigen Volksausgabe ausgegeben wurde. Emil Brachvogel's „Beaumarchais" ſteht mehrere Stufen tiefer infolge der geſchmackloſen und unkünſtleriſchen Darſtellung, während „Nach der Sündflut" von Julius Rodenberg einen, in der Zeit wenig entfernten Stoff mit gleicher Lebendigkeit, aber mit weit größerm Kunſtſinn behandelt. Der umfangreiche Roman: „Von Geſchlecht zu Geſchlecht", von Fanny Lewald, gibt manche pſychologiſch intereſſante und tief in die Zeit einſchneidende Entwickelungen. Nicht minder umfangreich iſt des beliebten Erzählers Guſtav vom See „Marquiſe und Tänzerin" mit ſeiner Fortſetzung „Oſt und Weſt". Von den Romanen der Luiſe Mühlbach, welche ſich, durch günſtigen Erfolg getragen, als Volksbücher geberden, obgleich ſie dem Volke ein ſehr incorrectes Verſtändniß der Geſchichte beibringen, ſind einige in neuen Volksausgaben erſchienen; ihr neueſter Abſtecher in die Geſchichte galten dem „Großen Kurfürſten und ſeiner Zeit" und dem „Grafen von Benjowsky", die nun auch für die Leihbibliotheken zurechtgemacht ſind. Von ſonſtigen Perſönlichkeiten der Geſchichte ſind für den Winterbedarf des Leſepublikums eingeſchlachtet worden: von Sacher-Maſoch „Kaunitz", von Heribert Rau „Karl Maria von Weber", zuletzt „Der Präſident Lincoln und Jefferſon Davis" von John Retcliffe und „John Wilkes Booth" von J. Wood. Der ſehr fruchtbare George Heſekiel verfolgt bei aller Einſeitigkeit ſeines Parteiſtandpunkts doch eine über den ſalopen Memoirenroman hinausgehende künſtleriſche Richtung, wie er auch in ſeinen „Vier Junkern" bewieſen hat. Daſſelbe gilt von Bernd von Guſeck und ſeinen beiden Romanen: „Unter dem Krummſtabe" und „König Murat", und von F. von Nemmersdorf's hiſtoriſchem Roman: „Doge und Papſt." Edmund Hoefer, deſſen „Erzählungen" in einer Geſammtausgabe von 12 Bänden erſchienen ſind, gab in ſeinem Roman „Altermann Ryle" ein größeres, etwas weitſchweifiges Zeitgemälde aus der Epoche der Franzoſenherrſchaft in Deutſchland. Zu den beſten geſchichtlichen Romanen dieſes Jahres gehört „Der Stadtſchreiber von Liegnitz", von Ludwig Habicht. Von andern hiſtoriſchen Romanen erwähnen wir noch: „Rom und Habsburg" und „Aspromonte" von E. Rüffer, „Die Jakobiner in Oeſterreich" von G. A. Luther, „Der Königsſohn oder die letzten Tage Auguſt's von Polen" von Penſeroſo, „Herzog Wallenſtein in Mecklenburg" von J. von Wickede, „Sibylla von Cleve" von J. Bacher, „Königin und Buhlerin" und „Ein Oſtſeepirat" von C. Schmeling, „Rufinus" von J. Schöpf, „Puebla" von John Retcliffe, „Neuhof" von Braun von Braunthal, „Die Czarentochter" von T. Hemſen; G. Hiltl: „Gefahrvolle Wege" — eine hinlänglich bunte Reihe, die wir abſichtlich ohne chronologiſche Ordnung hingeſtellt, um zu zeigen, mit welcher Unbefangenheit der hiſtoriſche Roman aus allen Zeit- und Weltaltern ſchöpft. Selten ſtreift ein Schimmer von Tendenz über dieſe hiſtoriſchen Proſaepen hin — die Tendenz pflegt ſich nicht ſo epiſch auszubreiten, nicht den Mund ſo voll zu nehmen. Ihr genügt der novelliſtiſche Streifſchuß — wir erinnern nur an C. von Bolanden's hiſtoriſche Novellen über Friedrich II. von Preußen, in denen der Preußenkönig durch eine ultramontane Brille angeſehen wird, in directem Gegenſatz zu der Verherrlichung, welche ihm durch Luiſe Mühlbach und andere norddeutſche Autoren zutheil wird.

Den Zeitroman als Culturgemälde der Gegenwart, wie er von Freytag, Auerbach und Fanny Lewald in den oben angeführten Werken gepflegt wird, bauen beſonders die Frauen an, von denen nur wenige mit der Unerſchrockenheit der Luiſe Mühlbach ſich auf das hiſtoriſche Gebiet wagen. Hervorzuheben ſind die Romane zweier Schriftſtellerinnen, denen man Geiſt und Originalität nicht abſprechen kann: „Doppelleben" von Wilhelmine von Hillern, der Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, und „Zeitgenoſſen" von Eliſe Schmidt. Ihnen ſchließt ſich Luiſe Erneſti mit ihrem künſtleriſch angelegten, aber ungleich gearbeiteten Roman „Die Ariſtokratin und der Fabrikant", Luiſe Büchner mit dem „Schloß zu Wimmis", Rahel mit dem Roman „In Banden frei", A. von Großmann mit dem ſocialen Roman „Wahn und Wahrheit" an. Zu den beſſern Productionen der Dichter auf dieſem Gebiete gehören: „Frauen und Räthſel" von Levin Schücking, der auch ſeine Erzählungen geſammelt herausgibt, „Kunſt und Gunſt" von dem Aeſthetiker Zeiſing, Graf U. Baudiſſin's „Ein pſeudonymer Hauslehrer", T. König's „Eine catilinariſche Exiſtenz", „Der letzte Trunk" von E. Willkomm und „Der Inſurgent" von A. Lewald. Der ſpecifiſch chriſtliche Roman iſt vertreten durch „Stand und Bildung" von Friedrich Wesdorf, während „Salvator, eine Verjüngungsgeſchichte" von Karl Cubaſch, einen Abſtecher auf das phyſiologiſche Gebiet und in ſeine am meiſten problematiſchen Regionen macht. Adalbert Stifter hat den erſten Band einer Erzählung: „Witiko", erſcheinen laſſen, Arnold Ruge „Zwei Doppelromane in dramatiſcher Form".

Den exotiſchen, in andere Zonen ſchweifenden Roman vertreten Armand's „Mexico", F. Gerſtäcker's „Zwei Republiken" und zum Theil ſeine Novellen: „Unter Palmen und Buchen" und „Wilde Welt", und G. Hennig's „Die Araber des Sahels".

Mit der Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans

hält die Erzählung und Novelle gleichen Schritt, ja ſie übertrifft dieſelbe noch: denn alles, was in den Journalen und Zeitungsfeuilletons zum Abdruck gekommen war, wird nachher als Buch unter irgendeinem beliebigen Geſammttitel noch einmal der Leſewelt dargereicht. Die wenigſten dieſer Erzählungen ſind ſo ernſt und ſinnig wie Melchior Meyr's „Ewige Liebe", Feodor Wehl's „Der Mann der Todten" und Dräxler-Manfred's „Wohlthaten", ſo heiter und anſprechend wie Wolfgang Müller's „Zum ſtillen Vergnügen" und „Von drei Mühlen", ſo pikant und ſpannend wie Robert Waldmüller's Novellen „Mirandola" und „Fra Tedesco", wie die „Neuen Stadtgeſchichten" von Max Ring, ſo originell wie M. Solitaire's „Erzählungen bei Mondenſchein" und „Drei Federn" von Corvinus, oder ſo künſtleriſch gehalten, wie die jüngſt veröffentlichten Erzählungen von M. Hutterus, wie die Novellen von Lorenz Diefenbach und „Gefallene Würfel" von Ludwig Eckardt, ſo feinfühlig wie Leopold Kompert's „Erzählungen aus dem Ghetto", und Mathilde Quednow's „Am Ufer", oder ſo bizarr wie Hermann Schiff's „Die wilde Rabbizin" und „Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohs". Es genügt, hier ein Regiſter der thätigſten Novelliſten zuſammenzuſtellen, ohne die verſchiedenen, meiſt ſehr willkürlich gewählten Titel ihrer Sammlungen. Wir begegnen unter den Autoren, die im vorigen Jahre auf dieſem Gebiete productiv waren: Theodor Drobiſch und E. von Winterfeld, beide mit mehr humoriſtiſcher Färbung, der letztere bekannt als Darſteller des Soldatenlebens, dem ſich E. A. König, in ernſterer Haltung Julius von Wickede anſchließt; Freiherr Ernſt von Bibra (der auch einen Roman „Tzarogy" veröffentlicht hat), A. Schirmer, Adolf Beneke, Adolf Görling, Julius Gundling, F. K. Wild, K. Neumann-Strela (mit ſaubern culturgeſchichtlichen Bildern), T. Eſch, S. J. F. Wendal, M. Norden, H. Smidt (mit Novellen der Niederelbe), A. Bitter, H. Wieſing und A. Werfer (beide mit hiſtoriſchen Novellen), J. Krüger, Ferdinand Pflug, Hermine Wild, O. Mylius, Feodor Steffens, Erneſtine Caſtell, M. Horſt, O. Schön, Graf S. Grabowski, Lucian Herbert, A. Quaglio, J. Waldau, A. Wellmer.

Bei der Hyperproduction auf dieſem Gebiete iſt es möglich, daß unſer Regiſter, um mit Spiegelberg zu ſprechen, ein Loch hat, oder auch mehrere Löcher — wer wollte einen Rundſchauer; gegenüber dieſer bedrückenden Maſſenhaftigkeit, für einzelne Lücken verantwortlich machen, die doch, gegenüber der „Lücke" der preußiſchen Verfaſſung, den Vorzug der vollkommenſten Harmloſigkeit haben? Die Vollſtändigkeit, welche d. Bl. überhaupt anſtreben, bleibt immer ein Ziel, das ſich nur annäherungsweiſe erreichen läßt. Wir haben die Pflicht, das Bedeutende raſch hervorzuheben, ſodaß die Kritik der Production auf dem Fuße folgt, dem Mittelgut ſeine gebührende Stelle anzuweiſen, und wenn bei dem ſummariſchen Verfahren, mit welchem wir über das Schlechte und Werthloſe zu Gericht ſitzen, eine oder die andere dieſer unter dem kritiſchen Niveau ſtehenden Productionen ſich unſerm Tribunal entzieht, ſo iſt der Verluſt weder für die Kritik, noch für die Literatur hoch anzuſchlagen.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Paul Heyſe als Dramatiker.

Erſter Artikel.

Dramatiſche Dichtungen von Paul Heyſe. Erſtes Bändchen: Eliſabeth Charlotte. Zweites Bändchen: Maria Moroni. Drittes Bändchen: Hadrian. Viertes Bändchen: Hans Lange. Berlin, Hertz. 1864—66. 8. Jedes Bändchen 25 Ngr.

Die dramatiſchen Muſen ſind keineswegs ſo liberal geſinnt wie die Engel, welche Fauſt's Unſterbliches tragen und dabei ſingen:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen!

Es gibt ſo viele „ſtrebende" Dramatiker, denen nicht vergönnt iſt, ihr unſterbliches Theil durch die Muſen gerettet zu ſehen, ja denen nicht einmal ein Wurf auf jenem Gebiete gelingt, wo die ſehr ſterblichen Bühnendramen wachſen. Redliches Streben iſt jedenfalls eine Beruhigung für den Strebenden, doch ein Factor, der nur in der Moral, nicht in der Aeſthetik mitzählt. Man wird die Ausdauer bewundern, die immerfort neue Anläufe nimmt, um über einen Graben zu ſetzen. Wenn ihr aber die nöthige Kraft mangelt und kein Anlauf hinüberführt, ſo wendet man ſich von dieſem kläglichen Schauſpiel mit Bedauern ab. In magnis voluisse sat est — iſt ein Satz, deſſen Anwendung auf das Gebiet der Kunſt von verderblichſter Wirkung iſt. Hier gilt nur das Können, nicht das Wollen, und je größer die Aufgabe, deſto verhängnißvoller iſt ein Wollen, das ſie nicht löſen kann. Das Große beſteht in der Kunſt entweder mit aller Vollkommenheit und bewältigenden Macht, oder es beſteht gar nicht, und an ſeine Stelle tritt die Caricatur. Das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Moral ſtellt dem Strebenden noch immer einen Adelsbrief aus; das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Kunſt iſt nichtiger, als das gelungene Kleinſte. Denn das Kunſtwerk iſt eine Totalität, in welchem das Wollen des Autors untergegangen ſein muß, und nur ſein Können, die Macht ſeines Genius, uns entgegentritt. Sobald man hier und dort auf „guten Willen" ſtößt, ſo kracht das Kunſtwerk gleich in allen Fugen und geht auseinander. Denn da merkt man alsbald den Leim, mit dem es zuſammengeklebt iſt, ſtatt aus einem unlösbaren Guſſe geſchaffen zu ſein.

Die Kränze der Tragödie hängen jedenfalls hoch genug, daß auf ſie jener Horaziſche Spruch ebenſo angewendet werden kann, wie er entſchieden in dieſer Anwendung abgelehnt werden muß. Der Strebenden und Wollenden iſt hier Legion; aber weder unſere Bühne noch unſere Literatur kann das „sat est" unterſchreiben. Es ſind nicht immer Talentloſigkeiten, die ſich nach dieſem Preis außer Athem laufen; oft ſind es Talente, anerkannte Talente, deren Schwerpunkt aber nach einer andern Seite hin liegt, als nach der dramatiſchen. Wenn ſich auch das lyriſche Talent vortrefflich mit dem dramatiſchen verträgt,

ja ein Dramatiker ohne lyriſche Ader ſtets ein ſehr nüchterner Burſche bleiben wird, der allenfalls den Schauſpielern etwas auf den Leib ſchreiben kann, niemals aber der dramatiſchen Muſe, während die größten Dramatiker der Neuzeit, Shakſpeare und Schiller, nicht nur bedeutende Lyriker waren, ſondern ſich auch in ihren Dramen als ſolche bewährten, ſo ſcheint doch das vorwiegend epiſche Talent dem dramatiſchen gegenüberzuſtehen, und wenn beide ſich in einem reichen Genius wie in Goethe vereinigten, ſo geſchah dieſe Vereinigung doch nicht auf der Grundlage vollkommener Gleichberechtigung, indem eins von beiden, und zwar in Goethe das epiſche zu Ungunſten des andern, überwog. Jedenfalls ſcheint das Talent für epiſche Miniature die Begabung für das dramatiſche Fresco auszuſchließen.

Zu den raſtlos Strebenden auf dem Gebiete des Dramas gehört jedenfalls Paul Heyſe, und das Regiſter ſeiner Verſuche würde nicht kurzathmiger ſein, als das Repertoire der Schauſpielgeſellſchaft im „Hamlet", welches Polonius herunterbetet: Tragödie, Komödie, Hiſtorie, Paſtorale, Hiſtoriko-Paſtorale, Tragiko-Hiſtorie u. ſ. w. Er hat antike Mythenſtoffe behandelt wie den „Meleager", hiſtoriſche Sagenſtoffe der alten Welt wie „Die Sabinerinnen"; er hat deutſche Hiſtorien gedichtet wie „Ludwig der Baier", Volksſchauſpiele wie „Die Pfälzer in Irland" und „Hans Lange", tragiſche Seelengemälde wie „Hadrian" und „Maria Moroni", Intriguenſchauſpiele wie „Eliſabeth Charlotte" u. a. Eine außerordentliche Vielſeitigkeit, faſt zu groß, wenn man den Maßſtab innerer Nöthigung dabei ins Auge faßt, welcher der dramatiſchen Production zu Grunde liegen muß. Es heißt zwar: „Seid ihr Poeten, ſo commandirt die Poeſie", aber die dichteriſche Begeiſterung iſt doch nicht eine Wärmflaſche, die man in jede Wiege legen kann, oder eine Glaſur, mit der man allen Töpfen Glanz verleiht. Das innerſte Weſen des Dichters drückt ſich in ihr aus, und es iſt nicht anzunehmen, daß dieſem Weſen alles zwiſchen Erde und Himmel gleich ſympathiſch iſt. Wo wir dieſe unerſchöpfliche Sympathie für den ganzen Orbis-pictus bei einem Dichter gewahren, da müſſen wir befürchten, daß ihm die Poeſie nur als eine formelle Kunſt erſcheint, aber als die Kunſt, alles ſchön anzuſtreichen und durch dieſen Anſtrich allein zum Kunſtwerk zu machen.

Wir haben zwar ein univerſelles Kunſtgenie in Goethe. Doch die kleinen Goethes vergeſſen, daß es die Größe und innere Einheit der Weltanſchauung war, welche dieſem Meiſter deutſcher Kunſt als eine den Kosmos tragende und ſpiegelnde Macht des Genius eingeboren war. Die dilettantiſchen Griffe in all den bunten Formen und Stoffen waren nur Schein; ſein Weſen war über den Dilettantismus erhaben; er war eine groß angelegte Natur, die mit innerer Nothwendigkeit alles geſtaltete. Ohne Frage aber hat auch dem Dramatiker Goethe dies Umhergreifen in den verſchiedenartigſten Stoffen geſchadet und ihn gegen Schiller in den Schatten geſtellt, der einſeitiger, aber mit ſchärferer Beſtimmtheit ſeine Stoffe im Geiſte des Jahrhunderts erfaßte. Aber auch Goethe legte in jeden Stoff ſein ganzes Weſen. Das vergeſſen die „kleinen Goethes" — doch wir phantaſiren; „kleine Goethes" gibt es nicht.

Wir haben die vier Bändchen von Paul Heyſe's dramatiſchen Schriften durchſtudirt, und können als Reſultat unſers Studiums nur die Anſicht ausſprechen, daß dem ſonſt begabten und feinſinnigen Dichter das eigentlich dramatiſche Talent fehle oder daß es am meiſten noch für jene Gattung ausreiche, welche Polonius als das Hiſtoriko-Paſtorale bezeichnen würde, und zu welcher z. B. „Hans Lange" zu rechnen iſt. Die unermüdliche Productivität des Autors gerade auf dieſem Gebiete ſcheint unſere Anſicht zu widerlegen; doch dieſelbe geht wol mehr aus der Energie ſeines Willens als aus der Energie ſeines Talents hervor. Paul Heyſe will ſich die Bühne erobern, und wenn er auch vielleicht ſelbſt nicht an große Dimenſionen ſeines Talents glaubt, ſo meint er doch gewiß, daß unter den Blinden der Einäugige König iſt. Er verſucht dieſe Eroberung mit den Waffen Schiller's und Goethe's, er verſucht ſie mit den Waffen der Birch Pfeiffer — ſo oder ſo muß es ihm glücken. Und in der That hat er mit „Hans Lange" auf dem Gebiete des Hiſtoriko-Paſtoralen einen Erfolg errungen, der an die Erfolge der Frau Birch-Pfeiffer heranreicht. Wir wollen uns von den künftigen Erfolgen beſſerer Stücke gern Lügen ſtrafen laſſen; denn die Talente entwickeln ſich oft anders, als ſelbſt eine wohlbegründete Prophezeiung vorausſagen konnte. Fleiß und Ausdauer zwingen ſelbſt einem unfruchtbaren Boden unerwartete Früchte ab. Doch nach den bisjetzt vorliegenden „Dramatiſchen Dichtungen" vermiſſen wir in dem Dichter den Nerv des dramatiſchen Talents.

Es fehlt Paul Heyſe zunächſt jene Originalität der Weltanſchauung, ohne welche wir uns keinen großen Dramatiker, freilich keinen großen Dichter überhaupt denken können. Wir brauchen blos an Shakſpeare und Schiller, an Calderon und Sophokles zu erinnern, um die Bedeutung dieſes Moments klar zu machen. Es muß einen Urgrund der Ueberzeugung geben, von welchem ſich die Geſtalten des Dramatikers loslöſen, wenn ſie nicht wie die Schatten einer Laterna-magica vorüberſchweben ſollen. Ein Dichter muß einen Glauben, eine Ueberzeugung haben; doch dieſer Glaube muß mit dem Kern ſeines Genies innerlich verwachſen ſein. In dieſem Glauben muß ſich zugleich der Glaube ſeiner Zeit, ſeines Jahrhunderts condenſiren; aber innerlich vertieft und über ſich ſelbſt hinausweiſend. Ein Bannerträger der Cultur im Dienſt des Ewigen, doch in der Form, in der ſeine Zeit es erfaßt und zu erfaſſen ein Recht hat — das ſoll der Dichter ſein, das der Dramatiker, der in der Bühne zugleich die Stätte eines Cultus zu wahren hat, durch die er mit dem nationalen Geiſte, wie er in der Menge ſich ſpiegelt, zuſammenhängt. Die Aeſthetik der Schablone legt auf das alles geringes Gewicht; ſie betont nur die Objectivität des Dramatikers, und wenn ſeine Geſtalten allein ohne Drähte laufen und ſo geſchickt auswattirt ſind, daß man die dicken und dünnen unterſcheiden kann, ſo

hat nach ihrer Anſicht der Dichter dieſer Pflicht genügt. Bei dieſer Theorie iſt in der That nicht abzuſehen, warum man Frau Birch-Pfeiffer nicht mit Shakſpeare und Schiller in eine Linie ſtellen ſollte. Es iſt aber grundfalſch, die Objectivität darin zu ſuchen, daß die Geſtalten ihren Schöpfer verleugnen. Die Größe des Dichters muß ſich in ihnen ſpiegeln, in allen gleichmäßig. Shakſpeare's tiefſinnige Weltanſchauung ſpricht aus jeder Zeile; ſie iſt in ſeinem Hamlet, wie in ſeinem Falſtaff, in ſeinen römiſchen Cäſaren, wie in ſeinen engliſchen Königen gleich lebendig. Ebenſo iſt Schiller's energiſche Willenskraft und ſittliche Weihe in Fleiſch und Blut aller ſeiner Charaktere verwandelt. Das Weſen und die Größe des Dramatikers macht nicht jene proteusartige Verwandlungsfähigkeit, die in jedem Stücke ein anderes Geſicht zeigt, nicht die fleiſch- und blutloſe Technik, die wol verſchiedenartige Geſtalten ſchafft, aber ihnen die Mitgift entzieht, durch die ſie allein tiefere Bedeutung gewinnen und die eben nicht in ihrer eigenen Originalität, ſondern in der Originalität des ſchöpferiſchen Genius beruht. Jene Aeſthetik, die wir die formale oder ſchöngeiſtige nennen könnten, hat freilich keine Formel hierfür; ſie meint, der Dramatiker müſſe hinter ſeinem Werke verſchwinden, während er doch in demſelben aufgehen muß.

Paul Heyſe gehört nun zu den Dramatikern, die hinter ihren Werken verſchwinden — verſchwinden allerdings bis zur Nichtbeachtung ihrer dichteriſchen Individualität. Wir leſen ſeine vier Dramen und müſſen uns fragen, was iſt das Gemeinſame in ihnen? Aus welcher Weltanſchauung ſind ſie hervorgegangen? Welcher Glauben, welche Ueberzeugung erwärmt und beſeelt ſie? Wie ſieht der Dichter aus, der dieſe Geſtalten geſchaffen hat? Was iſt der Kern ſeines Weſens, ſeines Wollens? Warum hat er ſich dieſe Stoffe gewählt und welche innere Verwandtſchaft iſt zwiſchen ihnen? Wer dieſe Fragen aufwirft, dem ergeht es gewiß, wie jenem Heine'ſchen Jüngling am Meer — „und ein Narr wartet auf Antwort". Das entgegnet die Aeſthetik de pur sang uns alles Ernſtes. Der Dichter geht uns nichts an, wir haben ſein Werk. Es iſt um ſo vollkommener, je mehr es auf eigenen Füßen ſteht. Ueberzeugung, Glauben, Begeiſterung ſind Phraſen, welche allenfalls für jugendliche Productionen paſſen. Künſtleriſche Reife verſchmäht dieſen Aufputz. Der Dichter wählt ſeine Stoffe, wie er beim Spaziergang ſich Blumen pflückt. Erſt wenn er die Nabelſchnur zwiſchen ſich und ſeinen Werken zerſchnitten, athmen die letztern ein eigenes Leben. Vom Dichter aber gar ein ſittliches oder geiſtiges Pathos zu verlangen, ein anderes, als was an richtiger Stelle die künſtleriſche Oekonomie dictirt — das iſt ein Attentat auf die Selbſtherrlichkeit der dramatiſchen Dichtkunſt, der Dichtkunſt überhaupt.

Für dieſen Standpunkt mögen die Dramen Paul Heyſe's der Vorzüge genug haben; ja ihre Vorzüge würden gerade in dem beſtehen, was wir als ihre Mängel bezeichnen. Welche Vielſeitigkeit und Vielgewandtheit, ſo verſchiedenartigen Stoffen gerecht zu werden! Wohl, doch die dramatiſche Kunſt iſt keine, lauter Bildchen zuſammenklebende Potichomanie! In jedem Stück muß doch ein geiſtiger Kern, ein Gedanke liegen, wenn ihm auch gerade die Moral nicht hinten heraushängt, wie das Schnupftuch aus der Taſche. Und alle dieſe Gedanken müſſen einen zuſammenhängenden Kreis bilden, eine Art von Zodiakus, durch den die Sonne des Genius wandelt. Welche erhabenen Sternbilder großer und tiefer Gedanken ſind in den Shakſpeare'ſchen Dramen verkörpert! Mit welcher Vorliebe wählt er z. B. die Stoffe, in denen ſich der Gegenſatz zwiſchen Schein und Weſen ausprägt, der ſeiner tiefſinnigen Weltanſchauung ſo nahe lag! Alle dieſe Stücke ſchließen ſich von ſelbſt zuſammen zu einer Totalität — und das iſt eben der Shakſpeare'ſche Genius mit den Lichtſtrahlen ſeiner großen Gedanken.

Doch wenn wir die Paul Heyſe'ſchen Stücke aneinanderreihen, ſo erhalten wir eine Moſaik von bunten Steinchen. Wir fragen vergebens: Wo iſt Paul Heyſe in ſeinen Stücken und wer iſt Paul Heyſe? Er hat ſie gemacht, er hat ihnen ſeinen Namen als Etikette angeklebt; aber es ſind lauter dramatiſche Undinen; ihnen fehlt die dichteriſche Seele! Ein Stückchen franzöſiſches Hofleben mit lauwarmem deutſchem Patriotismus, ein italieniſches Eiferſuchtstrauerſpiel mit kleinen und trivialen Motiven, eine antike Kaiſertragödie mit pſychologiſchen Sonderbarkeiten, ein hinterpommerſches Volksſchauſpiel mit liſtigen Bauern und luſtigen Edelleuten — es iſt ein ziemlich bunter Kram; doch das würde noch weniger ſchaden, wenn nur Gedanken in dieſen Stücken wären und dieſe Gedanken ſich zur Totalität einer dichteriſchen Weltanſchauung zuſammenſchlöſſen. Doch wir ſpringen aus dem einen in das andere, wie man von einer treibenden Scholle im Fluß auf die andere ſpringt! Der Dichter iſt von einer Objectivität, die uns in Erſtaunen ſetzt — in jedem Stück ein anderer, kaum ſein Stil iſt wieder zu erkennen. Doch ebenſo fehlt die innere Einheit; es ſind Modellirbogen einer kunſtfertigen Hand, die mit vollkommener Gleichgültigkeit gegen den Stoff die Form geſtaltet. Es fehlt die Wärme, die Begeiſterung, die immer nur aus jenem innerſten Focus kommt, wo die Sonne des Jahrhunderts den Brennſtoff des Genius berührt.

Die Fülle von Sentenzen, Gedanken, Reflexionen, an denen Shakſpeare und Schiller überreich ſind, iſt man neuerdings geneigt, als einen dramatiſchen Mangel zu bezeichnen. Und doch ſind ſie die nothwendigen Früchte jener ſchöpferiſch treibenden Gedankenwelt, die ſich in ihre Dramen hineinverzweigt hat. Wenn es ein Unglück iſt, daß große Dichter große Gedanken haben, ſo iſt es ein Glück für die kleinen, wenn ſie ohne Gedanken den Anforderungen der Kunſt um ſo mehr gerecht werden können. In der That iſt die Ausbeute an Gedanken, Sentenzen, Reflexionen in den Heyſe'ſchen Dramen eine ſehr geringe, etwa den Kaiſer „Hadrian" ausgenommen, und wo wir auf ſie ſtoßen, vermiſſen wir Originalität in Inhalt und Ausdruck. Es ſind, wenn auch nicht gerade klimpernde Rechenpfennige, doch Münzen, die bei aller feinen Prägung ſich doch bereits lange eines verbreiteten Curſes erfreuen.

Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt iſt der: ein

Dramatiker darf niemals ein Miniatur- und Aquarellmaler ſein — das verſtößt ſchon gegen die äußern Dimenſionen des Dramas. Allzu feine Pinſelſtriche gehören nicht in ein Bühnengemälde; daß es dagegen eher die gröbſten verträgt, beweiſt das Beiſpiel Shakſpeare's. Heyſe hat ſich durch ſeine Novellen an eine Miniaturmalerei gewöhnt, welche durch feine Uebergänge und Nuancirungen zu wirken ſucht, welche aber dabei die entſcheidenden Wendepunkte der Action mit jener Energie hervorzuheben vergißt, ohne welche der Strom des Dramas im Sande verläuft. Mit Feuerzügen müſſen dieſe Hauptmomente dramatiſcher Bewegung geſchrieben ſein bis zum letzten Mene Tekel der Kataſtrophe, welche den Helden erfaßt. Das iſt die Schrift Shakſpeare's und Schiller's! Wer nicht das os magna sonaturum hat, der bleibe mindeſtens von der Tragödie zurück. Zu den Vorausſetzungen derſelben gehört die Größe der Compoſition, welche dabei auf echt menſchlichen Motiven beruhen muß, nicht auf paradoxen Knifteleien. Die Bühne wendet ſich an das Volk und hat nichts mit den Marotten der Studirſtube zu thun. Es gibt eine Art von ungeſunder Pſychologie, deren Entwickelungen man in einer Novelle mit Intereſſe verfolgt, die aber ein für allemal nicht auf die Bühne gehört. Alles Aparte und Abſonderliche, alles, was dem Hautgoût eines gewiſſen geiſtigen Raffinements an ſich trägt, muß von ihr verbannt bleiben. Die echt menſchlichen Leidenſchaften, in höherer Potenz, durch das Feuer der Dichtkunſt geſteigert und geadelt, ſind die Domäne der Tragödie. Daneben hat das Pathos des Gedankens, die Begeiſterung für die Idee ihr volles Recht, ſobald ſie einerſeits, wenn auch in hiſtoriſcher Spiegelung, Gedankenmächte repräſentiren, die noch in der Gegenwart lebendig oder ihr mindeſtens ſympathiſch ſind, und ſobald andererſeits der Dichter verſtanden hat, die Helden, welche ſie vertreten, zu Menſchen von Fleiſch und Blut zu machen.

Man wird zwar entgegnen, daß auch Shakſpeare in einzelnen Dramen, namentlich in „Hamlet", feinern pſychologiſchen Entwickelungen nachgegangen iſt, die nicht auf der Oberfläche liegen. Doch man muß die Dichtung von ihren Commentaren unterſcheiden. Das Grundmotiv des Hamlet, ein Sohn, der ſeinen ermordeten Vater rächen will, iſt von verſtändlichſter Volksthümlichkeit, nicht minder volksthümlich das Motiv des angenommenen Wahnſinns. Daß das Zögern und Aufſchieben in der Natur des Helden ſelbſt liegt, hat Shakſpeare als ein minder augenfälliges Moment nicht etwa mit feinen Zügen angedeutet, ſondern mit den derbſten, faſt geklecksten Pinſelſtrichen hervorgehoben — man denke nur an die groben Schimpfwörter, mit denen ſich Hamlet deshalb ſelbſt in ſeinen Monologen überhäuft. Wir finden dieſe Ausdrucksweiſe vielleicht etwas roh; aber gerade dadurch machte Shakſpeare ſeine tiefer liegenden Intentionen den Gründlingen im Parterre verſtändlich. Jedenfalls handelt es ſich im „Hamlet" um ſehr verſtändliche Thatſachen; denn die Pflicht kindlicher Pietät leuchtet von Haus aus jedem Gewiſſen ein. Wenn aber z. B. Paul Heyſe uns in ſeinem Kaiſer „Hadrian" einen hypochondriſchen Selbſtherrſcher vorführt, der die Grille hat, ſein Herz an einen ſchönen Jüngling zu hängen, und aus dieſer eigenthümlichen Grundſtimmung ſich die Tragödie entwickeln läßt, ſo haben wir durchaus keine allgemein menſchlichen und allgemein verſtändlichen Motive, ſondern eine eigenthümliche Marotte, die wir vielleicht, wenn auch ſchwer begreifen, die uns aber niemals die geringſte Sympathie und Theilnahme einflößen kann, mag ſich auch die Handlung aus ihr mit pſychologiſcher Folgerichtigkeit entwickeln.

Der Dramatiker muß Fracturſchrift ſchreiben; Paul Heyſe ſchreibt Perlſchrift, eine niedliche, allerliebſte Perlſchrift mit feingeiſtigen Schnörkeln. Das iſt beſſer geeignet für das Boudoir, als für das Theater. Wer erkennt nicht das Talent der Darſtellungen, das ſich in den Novellen zeigt, dies ſauber malende Talent, das uns ſo anmuthig-lebendige Bildchen vorführt, ſo viel Fleiß auf die Beleuchtung verwendet, die Wandlungen des Seelenlebens ſo ſorgſam kundig ſchildert? Aehnliche ſorgfältig ausgemalte Genrebilder des äußern und innern Lebens finden ſich auch in „Maria Moroni", in „Eliſabeth Charlotte", ſelbſt in „Hadrian"; es iſt die dramatiſirte Novelle, die ſich für ein Drama ausgibt, ja welche ſogar in der Einkleidung manches echt dramatiſche Moment aufgenommen hat, aber ohne jene Energie der forttreibenden Handlung, die allein das Drama macht. Doch, wird man uns entgegnen, in einem Drama wie „Hans Lange" iſt ja keine Spur feiner und zierlicher Perlſchrift; das ſind doch derbe, kecke Züge. Gewiß — der Autor durchbricht gewaltſam die ſchöngeiſtige Sphäre, in welcher ſeine Muſe heimiſch iſt; er entſtellt gleichſam ſeine Handſchrift; er macht realiſtiſche Tüppelchen und Kleckſe in ſein Perlſchriftconcept, um ja volksthümlich und wirkſam zu werden, doch er bringt es immer nicht über das Genre hinaus; all dieſer Derbheit fehlt der Reiz des Urſprünglichen; dieſe ganze Holzſchnittmanier iſt ein künſtlich Angeeignetes, das nicht aus dem Naturell des Autors mit innerer Nöthigung hervorgeht. Mit Bildung und Formtalent läßt ſich alles machen, das meiſte ſchicklich und vieles wirkſam; freilich wird ein Watteau, auch wenn er eine Dorfſchenke malt, ſich noch immer von einem Teniers und Oſtade unterſcheiden; doch nur wenige Watteaus haben den Ehrgeiz, mit den Teniers und Oſtades zu wetteifern.

Es iſt eins der für Paul Heyſe's Productionsweiſe bedenklichſten Symptome, daß ihm das Kunſtdrama und das Volksdrama auf ſo entgegengeſetzten Seiten liegen. In ſeinen Kunſtdramen hat er, was die Wahl der Stoffe und die Feinheit der Ausführung betrifft, durchweg das Gepräge des akademiſchen Idealismus, während er in ſeinen Volksdramen wieder aus dem reinen Aether der Kunſt gänzlich herausfällt, in jenen bühnengerechten, aber gedankenloſen Realismus, wie ihn Frau Birch-Pfeiffer in ihren Dramen vertritt. Dieſer Januskopf, deſſen eines Antlitz nach der Bühne der-Gegenwart, das andere nach der Walhalla der Zukunft lugt, und der ſich ſo raſch herumdreht, wie die Muſterköpfe an den Läden der pariſer Zahnärzte, motivirt die Zweifel an des Dichters

dramatiſchem Talent, da für die echten Dramatiker, wie für Shakſpeare und Schiller, Kunſt- und Volksdrama zuſammenfällt, da ſie mit einem und demſelben Stück die Bühne der Gegenwart und die Walhalla der Zukunft erobern.

Wir wollen dieſer allgemeinen Charakteriſtik in einem zweiten Artikel eine Analyſe der einzelnen Dramen folgen laſſen, welche, bei aller unbefangenen Anerkennung des Verdienſtlichen in denſelben, doch die eben ausgeſprochenen Zweifel rechtfertigen wird.

Rudolf Gottſchall.

Zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Erſter Artikel.

Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrhundert. Erſtes Buch: Vom Weſtfäliſchen Frieden bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen (1648—1740). Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1865. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Auf die „Geſchichte der engliſchen Literatur von der Wiederherſtellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1660—1770“ (1856) und die „Geſchichte der franzöſiſchen Literatur im 18. Jahrhundert“ (1860), welche die beiden erſten Theile ſeiner „Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts“ bilden, hat Hettner zwei weitere, der deutſchen Literatur im 18. Jahrhundert gewidmete Bände folgen laſſen; ein dritter iſt noch rückſtändig, welcher das claſſiſche Zeitalter unſerer Literatur ſchildern und ſo das Unternehmen einer vergleichenden Literaturgeſchichte der drei vornehmſten Culturvölker der Neuzeit in dem für die Entfaltung geiſtigen Lebens ſo wichtigen 18. Jahrhundert vollends abſchließen ſoll.

Dieſes Unternehmen Hettner's, wie es ſeinem allergrößten Theile nach nun bereits vollendet vor uns liegt, erweiſt ſich in dreifacher Hinſicht von vortheilhafter Eigenthümlichkeit. Zuerſt durch eben jenen vergleichenden Charakter, indem der Verfaſſer die drei Literaturen, die engliſche, die franzöſiſche, die deutſche, nicht iſolirt jede für ſich, ſondern in ihren mannichfachen Wechſelbeziehungen, nach den Rückwirkungen der einen auf die andern, ins Auge faßt. Leider müſſen wir ſagen, daß die deutſche Literatur dabei die mindeſt vortheilhafte Rolle ſpielt: ſie iſt, den beiden andern gegenüber, auf allen Gebieten die beeinflußte, nachahmende, in zweiter Linie ſtehende, nirgends die tonangebende, vorangehende, bahnbrechende. Letztern Rang nimmt an erſter Stelle in dieſer Periode die engliſche ein, beſonders die wiſſenſchaftliche, philoſophiſche und politiſche, aber auch zum Theil die poetiſche. Von dort gehen die großen Impulſe der Aufklärung, der freien Entwickelung des Denkens, der vom Autoritätsglauben unabhängigen Erörterung der höchſten ſpeculativen Probleme, von dort jene halb philoſophiſche, halb poetiſche Behandlung allgemein menſchlicher, ſittlicher und ſocialer Fragen aus, welche dann ein ſo weitverbreitetes Thema der Literatur in Frankreich und in Deutſchland wurden. Auf den Bahnen der Aufklärung folgt der engliſchen Literatur zunächſt die franzöſiſche, bald auch die deutſche nach. Was die eigentliche ſogenannte ſchöne Literatur betrifft, ſo ſpielt hier freilich England ſeit der Reſtauration von 1660 eine Zeit lang die Rolle der Nachtreterin und Schleppträgerin des franzöſiſchen Nachbars. Mit den vertriebenen Stuarts und ihrem Hofe iſt von Frankreich auch der in letzterm Lande zur Herrſchaft gelangte, halb rhetoriſch froſtige und pathetiſch geſchraubte, halb ſinnlich frivole Geſchmack auf die britiſchen Inſeln hinübergekommen, hat den guten altengliſchen Humor, den ſtreng ſittlichen und zugleich traulichen Familienſinn verdrängt. Nach einiger Zeit aber erfolgt eine kräftige Reaction dieſes letztern: das Gemüth, die natürliche Herzensempfindung werden in ihre Rechte wieder eingeſetzt: und, wie das zu gehen pflegt, der lange zurückgedämmte Strom ſchwillt nun faſt über ſeine Ufer hinaus — die Empfindung wird zur Empfindſamkeit, das entfeſſelte Gemüthsleben überwuchert alle andern Aeußerungen der Geiſtesthätigkeit und ſteigert ſich vielfach bis zu Schwermuth und Tiefſinn; alles wimmelt von ſchönen Seelen und rührenden Tugendidealen. Dieſer Aufſchwung wirkt mächtig hierüber auf den Continent, partiell nur und vorübergehend auf das leichtblutige Frankreich, tiefeingreifend und langandauernd auf das zu Grübelei und Empfindelei durch Volkscharakter und äußere Umſtände prädisponirte Deutſchland, und verwiſcht hier ſchon einigermaßen die Spuren der vorausgegangenen Einwirkungen franzöſiſcher Literatur, bis dann der berechtigtere Einfluß Shakſpeare's ebenſowol dieſe Einwirkungen vollends vernichtet, als auch jener theilweiſe ſelbſt wieder in Unnatur und Geſchmackloſigkeit ausgearteten Richtung der Empfindſamkeit ſiegreich entgegentritt.

Dies ſind in großen und allgemeinen Zügen die hauptſächlichſten Wechſelbeziehungen der drei Literaturen, wie ſie Hettner in ſeinem Werke im einzelnen aufzuzeigen bemüht iſt. Aus dem hier Angedeuteten leuchtet zugleich eine zweite Eigenthümlichkeit der Hettner'ſchen Literaturgeſchichte hervor: die Ausdehnung, die der Verfaſſer ſeinen Betrachtungen weit über das gewöhnliche Bereich der Literaturgeſchichte hinaus gibt, indem er neben der ſogenannten ſchönen auch einen Theil der wiſſenſchaftlichen Literatur, Philoſophie, Theologie, Pädagogik, Naturwiſſenſchaft, ferner den allgemeinen Volksgeiſt und ſeinen Ausdruck, die politiſchen und Geſchichtswiſſenſchaften, endlich auch die Kunſt, namentlich die bildende, hereinbezieht.

Ein dritter und nicht der geringſte Vorzug des Hettner'ſchen Buchs beſteht darin, daß Hettner die Erſcheinungen der Literatur nicht als Ausflüſſe einer abſeits vom gewöhnlichen Leben und Treiben der Menſchen lediglich in und um ſich ſelbſt kreiſenden geiſtigen Bewegung, ſondern immer in möglichſt engem Zuſammenhange mit der Geſammtcultur eines Volks und einer Zeit betrachtet und behandelt. Dieſer culturgeſchichtlichen Auffaſſung der Literatur, die mit Recht neuerdings immer mehr an die Stelle der blos äſthetiſchen geſetzt wird, hat ſich offenbar Hettner mit großer Vorliebe und Beiferung befleißigt, wenn auch vielleicht im einzelnen

hier und da die Verwirklichung ſeiner Abſicht hinter dieſer ſelbſt zurückgeblieben iſt.

So viel über den allgemeinen Plan und Charakter des Hettner'ſchen Literaturwerks, in dem wir jedenfalls eine ſehr dankenswerthe Bereicherung des in neueſter Zeit von ſo vielen Seiten her angebauten Feldes der Literaturgeſchichte zu begrüßen haben. Wir wenden uns nun, da die beiden erſten Theile deſſelben, die Geſchichte der engliſchen und der franzöſiſchen Literatur, ſchon früher in d. Bl. angezeigt worden ſind, ſpeciell zu dem dritten, die deutſche Literatur behandelnden Theile.

Sogleich im Eingange ſucht Hettner den Charakter der Periode, die er ſchildern will, feſtzuſtellen. „Wiſſenſchaftlich", ſagt er, „iſt das 18. Jahrhundert das Zeitalter der deutſchen Aufklärung, die Befreiung vom Buchſtaben, oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit; künſtleriſch iſt es die Erſtrebung einer eigenen, ſelbſtändigen Kunſt und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, deſſen Verwirklichung ſich zuerſt in Leſſing, ſodann in ſeiner höchſten Vollendung in der ſchönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darſtellt."

Es iſt mit ſolchen allgemeinen Charakteriſtiken immer eine eigene Sache. Sie erſchöpfen den Gegenſtand nicht und beengen gleichwol einigermaßen die Freiheit des Schriftſtellers in der Behandlung des einzelnen, indem ſie ihm zum voraus einen beſtimmten Weg anweiſen, von dem er ſich nicht leicht abzuweichen getraut. An der vorliegenden haben wir das auszuſetzen, daß ſie das Reſultat der wiſſenſchaftlichen Bewegung des 18. Jahrhunderts rein negativ auffaßt, als eine bloße Beſeitigung von Schranken, nicht nach dem poſitiven Gehalt, der damit zugleich gewonnen ward. Und an einem ſolchen fehlt es doch nicht. Das natürliche Recht, wie es ein Chr. Thomaſius, die natürliche Moral, welche ein Chr. Wolf aufſtellte, die vielſeitige Pflege der Erfahrungswiſſenſchaften, der empiriſchen Pſychologie und Anthropologie, der ſocialen Wiſſenſchaft, der Staats- und Wirthſchaftslehre u. ſ. w., wie ſolche principiell zuerſt durch die ſogenannte Popularphiloſophie, gründlicher dann durch Kant angebahnt und eingeleitet ward, dies und Aehnliches waren ſehr poſitive, für das Leben der einzelnen, wie für Staat und Geſellſchaft im ganzen vielfach fruchtbare Errungenſchaften jener, nach ihren nächſten Urſachen und Wirkungen allerdings vorzugsweiſe negativen, befreienden, raumſchaffenden Bewegung. Ferner vermiſſen wir in dieſer Abſchilderung der Hauptrichtungen des vorigen Jahrhunderts ein ſehr weſentliches Gebiet, das jener ſittlichen und ſocialen Ideen, welche halb der Wiſſenſchaft, halb der ſogenannten ſchönen Literatur, der Dichtkunſt, angehören, zum Theil auch als eine ſelbſtändige Mittelgattung zwiſchen beiden auftreten (z. B. in den moraliſchen Wochenſchriften, dann wieder bei den Popularphiloſophen), und welche gerade damals eine ſo bedeutſame, einflußreiche Rolle ſpielten.

Und endlich erſcheint uns auch die Aufgabe der Kunſt, wenigſtens der Dichtkunſt, zu eng gefaßt, wenn ſie auf die bloße Herausbildung eines „Stils", alſo auf etwas vorwiegend Formales beſchränkt wird. Bei den bildenden Künſten, allenfalls auch der Muſik, mag dieſes formale Moment, der „Stil", mit Recht im Vordergrunde ſtehen; die Dichtkunſt, und ganz beſonders die deutſche Dichtkunſt im 18. Jahrhundert, wird man nach unſerer Anſicht in ihrer wahren Weſenheit und ihrem tiefern Zuſammenhange mit den geſammten Culturbezügen der Zeit und des Volks niemals recht zu begreifen vermögen, wenn man nicht über die blos formale Seite derſelben hinaus- und auf ihren ſtofflichen Gehalt, auf die von ihr verarbeiteten ſittlichen und ſocialen Ideen zurückgeht. Unſer Verfaſſer hat dies auch in den nachfolgenden Betrachtungen mehrentheils und vielfach mit beſtem Erfolg gethan, und es iſt daher wol nur ein unbequemer Ausdruck, zu dem ihn die Abſicht, mit wenig Zügen ſeine Aufgabe im voraus zu umſchreiben, verführt hat, wenn er hier lediglich vom „Stil" ſpricht. Wir wollen ihn daher auch wegen dieſes Ausdrucks nicht chicaniren, wenden uns vielmehr zu den Einzelheiten ſeiner Darſtellung, wo erſt der rechte Ort ſein wird, die Richtigkeit und Zureichendheit ſeiner Anſchauungsweiſe zu prüfen. Ebenſo wenig rechten wir an dieſer Stelle mit ihm darüber, ob zutreffend ſei, was er hier über das 18. Jahrhundert im allgemeinen ſagt, nämlich, daſſelbe ſei „die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen". Für Deutſchland wenigſtens war, wie Hettner ſelbſt dies weiterhin anerkennt, die allmähliche Wiedererhebung in Wiſſenſchaft und Kunſt aus dem tiefen Verfall in und nach dem Dreißigjährigen Kriege doch wol nicht ſo ſehr eine Wiederanknüpfung an die Culturformen und Culturziele der Reformationszeit, als vielmehr eine Bildung ganz aus dem Friſchen, und zwar, wie der Verfaſſer richtig anmerkt, „nicht auf der culturgeſchichtlichen Grundlage der heimiſchen religiöſen und politiſchen Bildungszuſtände, denn dieſe ſind erſtorben und ohne alle innere und naturwüchſige Keimkraft, ſondern vielmehr infolge von Anregungen und Einwirkungen, welche ſich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufſtrebendes Geſchlecht zu ſelbſtändiger Um- und Fortbildung zunächſt aus der Schule des freiern und vorgeſchrittenern Auslandes holte".

So beginnt denn auch unſer Verfaſſer ganz ſachgemäß, nachdem er in der „Einleitung" einen „Rückblick auf die deutſche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts" gegeben, das erſte Buch ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrhundert mit einer Darſtellung der „Einwirkungen der fremden Philoſophie", des Carteſius, Bayle, Spinoza, auf die er dann, als eine zweite, gleichſam ergänzende, mehr volksthümliche, mehr dem Herzen als dem Verſtande entſprungene Seite der damaligen Bewegung, den „Pietismus" folgen läßt. Fein und zutreffend iſt die Parallele, die er dabei mit England und Frankreich zieht: auch dort ſtehen neben Baco, Hobbes und Herbert von Cherbury die Puritaner, neben Descartes und Gaſſendi die Janſeniſten. Uebrigens aber wird der Pietismus ziemlich kurz abgehandelt, zu kurz, will uns ſcheinen,

für ein Werk, welches doch nicht blos die äſthetiſchen Formen und Stilarten, ſondern die ganze Ideenbewegung der Zeit ſchildern will. Wenn Hettner ſagt: „Der Kirchengeſchichte liegt ob, die gewaltigen Segnungen des reinen und edeln Pietismus in alle Einzelheiten zu verfolgen“, ſo möchten wir eine ſolche Aufgabe noch viel mehr der Culturgeſchichte und der auf culturgeſchichtlicher Grundlage ſich bewegenden Literaturgeſchichte vindiciren. Denn die Wirkungen der durch den Pietismus hervorgebrachten „tiefen Verinnerlichung der geſammten Sitte und Denkart“ (wie es der Verfaſſer ganz richtig bezeichnet) reichen über das theologiſche und kirchliche Gebiet weit hinüber, nicht allein auf das ſittliche, ſondern auch auf das ſociale, das bürgerliche, damit zugleich aber auf das literariſche. Der Pietismus hat zwar — darin geben wir dem Verfaſſer vollkommen recht — unmittelbar von ſich aus literariſch wenig Frucht getrieben, eigentlich poetiſche ſo gut wie gar nicht, denn die meiſt ſehr ſchwächliche Literatur des pietiſtiſchen, beſonders herrnhutiſchen Kirchenliedes iſt kaum der Rede werth, und auf dem wiſſenſchaftlichen Felde gehören nur etwa Arnold's Kirchen- und Ketzergeſchichte und Dippel's polemiſche Schriften gegen die Orthodoxie hierher, obſchon auch dieſe nur zum Theil; allein mittelbar hat die pietiſtiſche Bewegung, namentlich durch die Kräftigung des bürgerlichen Bewußtſeins gegenüber der ausländiſchen Frivolität und Charakterloſigkeit der Höfe und der tonangebenden Klaſſen überhaupt, zuerſt wieder einen ausgiebigen Fruchtboden geſchaffen, in welchem, unter Hinzutritt anderer Elemente, die Keime einer neuen, zugleich freiern und volksthümlichern, ſittlichen und poetiſchen Denkweiſe Wurzel ſchlagen und gedeihen konnten.

Auf den Pietismus läßt Hettner die „Verſuche der Kirchenreinigung“ folgen, auf dieſe (unter der allgemeinen Ueberſchrift: „Befreiung der Wiſſenſchaft von der Obmacht der Theologie“) die Begründung des Naturrechts durch Pufendorf und Chr. Thomaſius und die vielſeitige wiſſenſchaftliche Thätigkeit des Leibniz. Ohne gerade neue Geſichtspunkte aufzuſtellen, iſt die Behandlung dieſer Abſchnitte wohlgelungen, klar und durchſichtig; ſie würde es noch mehr ſein, wenn ſie weniger moſaikartig gearbeitet wäre. Hettner liebt es, fremde und eigene Anſichten dergeſtalt miteinander zu verweben, daß es ſchwer fällt, die einen von den andern zu unterſcheiden. Die gute Abſicht iſt nicht zu verkennen: der Verfaſſer will den Reſultaten fremder Forſchung gerecht werden; er ſcheut ſich aber, dieſe Anführungen in Noten zu verweiſen, anſcheinend, um ſeinem Buche nicht das Anſehen geſuchter Gelehrſamkeit zu geben. Aber er thut damit bisweilen ſich ſelbſt unrecht, indem er ſeiner Darſtellung den eigenthümlichen Reiz ſchmälert, den der ununterbrochene Fluß einer völlig aus dem Ganzen gearbeiteten und gleichſam aus dem Innerſten des Schriftſtellers wiedergeborenen Auffaſſung und Geſtaltung des Stoffs gewährt.

Letzteres iſt weit mehr der Fall bei dem folgenden Kapitel: „Der Gegenſatz zwiſchen Renaiſſance und Volksthümlichkeit in Kunſt und Dichtung“, welches überhaupt durch Reichhaltigkeit des Stoffs wie durch eigenthümliche Behandlungsweiſe ein beſonderes Intereſſe darbietet. Der Verfaſſer zeigt ſich hier als vielbewanderten Kenner und als feinſinnigen Beurtheiler nicht blos der ſchönen Literatur, ſondern auch der Plaſtik und Muſik jener Zeit. Er ſucht auf allen dieſen Gebieten den Gegenſatz und Kampf zweier Richtungen nachzuweiſen, der „Renaiſſance“, oder der Einwirkungen der ihrerſeits wieder durch die Berührungen mit dem wiedererwachten, Alterthum angeregten romaniſchen Literaturen und der „Volksthümlichkeit“, oder des ſelbſtſchöpferiſchen Triebes des heimiſchen Volksgeiſtes. Den Vertretern der Renaiſſance auf dem Gebiete des Romans, Bucholtz, Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig, Lohenſtein, Ziegler, Happel, welche ſich in der Behandlung entweder weitabgelegener, heroiſcher u. dgl. Stoffe, oder ſcheinbar naheliegender Stoffe, aber in fremdartigen Einkleidungen, in gelehrten Anſpielungen u. ſ. w. gefallen, jeder Darſtellung unmittelbarer, wirklicher Erlebniſſe und Empfindungen aber fernſtehen, ſtellt Hettner gegenüber die „Geſichte“ von Moſcherоſch, die, obſchon in der Form den ſpaniſchen „Schelmenromanen“ nachgebildet, doch durch friſche Lebensbeobachtung (wenigſtens in vielen ihrer Schilderungen) ſich als originell und volksthümlich ausweiſen, ſodann den „Simpliciſſimus“, den „erſten großen deutſchen Roman, der heute noch lesbar und leſenswerth iſt“, mit ſeinen vielen zum Theil verzerrenden Nachbildungen, welche wiederum als eine derbe, aber vielfach von trefflichem Humor durchwehte Parodie den „Schelmuffski“ hervorriefen. Im Drama ſtehen nach Hettner auf ſeiten der Renaiſſance A. Gryphius, Lohenſtein und einige minder Bekannte (wobei er doch vielleicht den erſtern etwas zu unterſchiedslos mit Lohenſtein und ſeinesgleichen zuſammenwirft), während als Pfleger des Volksmäßigen Chr. Weiſe in ſeinen Schuldramen erſcheint. Der Bühne bemächtigt ſich keine dieſer beiden Richtungen; dieſe wird vielmehr nach dem Abgange der „fahrenden engliſchen Komödianten“ (welche noch bis zum Dreißigjährigen Kriege hier und dort in Deutſchland auftraten und wahrſcheinlich unter anderm auch Shakſpeare'ſche Stücke, freilich wol in zum Theil ſehr roher Bearbeitung, vorführten), theils von den Haupt- und Staatsactionen, theils von den Harlekinaden beherrſcht, bis endlich die franzöſiſche regelrechte Tragödie ſchon vor Gottſched ab und zu Eingang findet. Auch die Lyrik theilt ſich in eine künſtlich gemachte, die ſich theils an die Mariniſten anlehnt (die ſogenannten Pegnitzſchäfer und die zweite Schleſiſche Schule), theils an den franzöſiſchen Claſſicismus Boileau's u. a. (die Hofdichter Canitz, Beſſer, König u. a.), und in eine natürliche, ſelbſtempfundene, als deren Hauptrepräſentant, neben dem mehr theoretiſch als praktiſch das Richtige treffende Chr. Weiſe, der gefühlsfriſche, wenn auch mitunter rohe Chr. Günther erſcheint. Wir freuen uns, daß Hettner dieſem, freilich „verkommenen“, aber immerhin bedeutenden und jedenfalls echt naturwüchſigen Genie gerecht geworden iſt.

In der Muſik überwucherte die italieniſche Oper, an den Höfen gepflegt, die letzten Anklänge heimiſcher Volks-

klänge, ſowie die Verſuche, welche H. Schütz machte, eine deutſche Oper auf italieniſcher Grundlage zu begründen. Allein der deutſche Geiſt, der auf dieſem Gebiet ſtets beſonders kräftig geweſen (der Verfaſſer hätte hier vielleicht der echt volksthümlichen Pflege der Muſik in den „Cantoreien" oder freiwilligen Muſik- und Geſangvereinen gedenken können, welche ſelbſt auf den Dörfern bis zum Dreißigjährigen Kriege weit durch ganz Deutſchland beſtanden und in manchen Gegenden auch die Stürme dieſes Kriegs überdauerten, desgleichen des ſtudentiſchen Vereins, der in Leipzig den erſten Grund zu dem ſpätern Gewandhausconcert legte), ließ ſich hier nicht ſo leicht verdrängen; neben der italieniſchen Oper erhielt ſich eine deutſche, namentlich in den großen Handelsſtädten Leipzig, Hamburg; deutſche Componiſten wagten den Wettkampf mit den fremden, beſonders erfolgreich Keiſer (1673 bei Leipzig geboren) und ſpäter, in ſeiner der Oper zugewandten Anfangszeit, Händel, bis endlich dieſer und S. Bach die deutſche Muſik auf eine neue Höhe erhoben. Dagegen kann in den plaſtiſchen Künſten kaum noch von einer Reaction des Volksthümlichen gegen das eingedrungene Fremde die Rede ſein, vielmehr nur von einer mehr oder minder originellen oder geiſtloſen Nachahmung dieſes letztern. Sandrart, Nehring, beſonders aber Schlüter vertreten noch einigermaßen die erſtere, zuletzt aber bemächtigt ſich der äußerlichſte, charakterloſeſte Rococoſtil auch der deutſchen Kunſt in Architektur, Bildhauerei und Malerei. Selbſt als Dichtung und Muſik längſt wieder zu höchſter Blüte gelangt waren, lag die bildende Kunſt noch in den ſchwerſten Banden gefangen, ſtanden ſich namentlich Kunſt und Leben auf dieſem Gebiete noch fremd, oft ſogar feindlich gegenüber.

Hiermit beſchließt der Verfaſſer den erſten Abſchnitt ſeiner Darſtellung, der bis ungefähr 1720 reicht. Der zweite (1720—40) beginnt mit dem „Vordrängen des Rationalismus". Hier ſteht natürlich Chr. Wolf an der Spitze; ihn und ſeine Schule überbieten jedoch an Conſequenz in der rationaliſtiſchen Bekämpfung oder Abwandlung des Poſitiven die deutſchen Nachahmer der engliſchen Freidenker, wohin der Verfaſſer der „Wertheimer Bibel" und vor allen J. Chr. Edelmann gehören. Wolf wird von dem Verfaſſer ſehr ausführlich — im Verhältniß zu Leibniz, in Anbetracht ſowol der Vielſeitigkeit als auch des Gewichts der Wirkſamkeit dieſes letztern, vielleicht zu ausführlich — und mit offenbarer Vorliebe behandelt. Wir möchten faſt glauben, daß Hettner Wolf's Verdienſte um das deutſche Geiſtesleben zu hoch anſchlage. Ein nicht geringer Theil des Anſehens, worin Wolf — als praeceptor generis humani, wie er ſich ſelbſt nannte — lange Zeit in Deutſchland und darüber hinaus ſtand, iſt unſers Erachtens auf Rechnung einer Eigenſchaft dieſes Philoſophen zu ſetzen, die ſich mehr an eine ſchwache als an eine ſtarke Seite des deutſchen Nationalcharakters wandte und auch jener Schwäche mehr ſchmeichelte als abhalf. Wir meinen den allzu großen Werth, den Wolf auf das formale Element in der Philoſophie, auf die (noch dazu bisweilen mehr ſcheinbare als wirkliche) Folgerichtigkeit und ſyſtematiſche Gliederung in dem äußern Ausbau der Wiſſenſchaft legte, womit er aber nicht ſelten entweder ſich ſelbſt oder doch ſeine Hörer und Leſer über die Inconſequenzen und Halbheiten ſeines philoſophiſchen Gedankenkreiſes täuſchte. Es iſt wahr, ſeine Zeitgenoſſen lernten von ihm über alles reflectiren, alles unter ein philoſophiſches Schema bringen, ſtatt wie bisher alles ſchlechthin auf Treue und Glauben anzunehmen; aber ſie lernten auch häufig, ein Wort für einen Begriff und einen Begriff für eine wirkliche, klar erkannte Wahrheit nehmen; ſie gewöhnten ſich, in halbverſtandenen Schlagwörtern über alles abzuſprechen und in äußerlichem Formenkram mit dem tiefern Weſen der Vernunfterkenntniß ſich abzufinden, ähnlich wie es in neueſter Zeit ein großer Theil der Hegel'ſchen Schule machte. Jedenfalls war es ein Glück, daß der Bann dieſes Wolf'ſchen Formalismus, der die Menſchen zwiſchen dem alten orthodoxen Dogmatismus, den er freilich untergrub, und der einfach natürlichen Weltbetrachtung, zu der er ſie doch nicht kommen ließ *), gewiſſermaßen in der Schwebe hielt, erſt durch die Populärphiloſophen, entſchiedener dann durch Kant gebrochen ward. Dagegen vermiſſen wir bei Hettner die vollſtändige Würdigung des grundlegenden Einfluſſes Wolf's in der Moral. Nicht blos das war wichtig, daß er die Moral von der Theologie emancipirte, ſondern ebenſo ſehr, ja vielleicht noch mehr, daß er ſie feſt auf die eigenen Füße ſtellte, daß er die ſtrengſte Sittenlehre auf der bloßen Grundlage der „Vernunft" oder „Natur" auferbaute und damit der bereits einreißenden Richtung, mit der wankend werdenden theologiſchen Autorität auch die darauf allein baſirten Sittenlehren zu verwerfen, noch zur rechten Zeit ein kräftiges Gegengewicht gab. Durch dieſe ethiſche Strenge, namentlich in Bezug auf die oberſten ſittlich-bürgerlichen Grundverhältniſſe, wie Ehe, Häuslichkeit u. ſ. w. (durch welche er ſich ſowol von Leibniz als von Thomaſius vortheilhaft unterſcheidet), iſt Wolf weſentlich mit der Begründer jener edlern Bildung der deutſchen Mittelklaſſen geworden, welche ſich dem verlotterten Leben der tonangebenden Klaſſen wirkſam entgegenwarf und dieſe ſelbſt zuletzt wieder unter das allgemeine Sittengeſetz beugte.

Dem allerdings originellen und im Forſchen ſehr conſequenten Edelmann widmet Hettner gleichfalls einen ſehr breiten Raum. Derſelbe ſtellt indeß doch eine mehr pſychologiſch intereſſante als culturgeſchichtlich oder literariſch nachhaltig wirkſame Epiſode jener Zeit dar.

In einem weitern Abſchnitt führt Hettner aus, wie aus der meiſt geiſtloſen Polyhiſtorie des 17. Jahrhunderts ſich neben der Wiſſenſchaft ſelbſtändiger Speculation, der Philoſophie, auch die Behandlung thatſächlicher Vorkommniſſe, die Geſchichte, zu mehr geiſtigem Gehalt entwickelt habe. Die Weltgeſchichte hört auf, nach bibliſchen Maßſtäben behandelt zu werden; der politiſch-ſtaatsrechtliche

*) Die Streitfrage zu erörtern, ob Wolf ſelbſt ſich eine Zeit lang der rein ſenſualiſtiſchen, ja materialiſtiſchen Anſchauungsweiſe zugeneigt und nur erſt ſpäter ſeine dahin bezüglichen zurückgenommen oder geleugnet habe, was der Verfaſſer des obigen Aufſatzes in ſeinem „Deutſchland im 18. Jahrhundert" (II, 1, 424 fg.) behauptet hat, Hettner dagegen in Abrede ſtellt, iſt hier nicht der Ort.

Geſichtspunkt tritt in den Vordergrund und ſtofflich macht ſich die „Deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie“ als das Nächſtwichtige geltend. Die Profeſſur der Geſchichte wird, nach des Verfaſſers feinſinniger Bemerkung, von der Profeſſur der Beredſamkeit, mit der ſie bisher meiſt verbunden geweſen, getrennt und der Profeſſur des Staatsrechts beigegeben. Pufendorf und Leibniz geben das Beiſpiel zuſammenhängender, pragmatiſcher Geſchichtſchreibung; auf dieſen Spuren gehen Mascov, Graf von Bünau weiter; erfolgreicher noch wendet die gleiche Methode auf die Kirchengeſchichte Mosheim an.

Nach anderer Seite hin arbeiteten dem allgemeinen Fortſchritt des deutſchen Geiſteslebens die genialen Pfleger der Humanitätsſtudien J. M. Gesner und J. F. Chriſt vor, und die eben damals gegründete Univerſität Göttingen charakteriſirt ſich ſchon in der Art ihrer Stiftung als eine von dem ſpecifiſchen Einfluß der Theologie (dem Halle noch vielfach unterlegen hatte) von vornherein emancipirte.

Der Verfaſſer wendet ſich hierauf wieder zu ſeinem ſpeciellern Thema, der „Dichtung“, zurück, und verſucht es, den Gegenſatz von „Renaiſſance“ und „Volksthümlichkeit“, den er ſchon früher als das bewegende Element des ganzen Entwickelungsproceſſes auf dieſem Gebiete bezeichnete, auf ſeiner gegenwärtigen Stufe, erſt als „geſteigerten Kampf“, dann im Stadium der „beginnenden Verſöhnung“ nachzuweiſen. Das Wiederauftauchen volksthümlicher Elemente erblickt der Verfaſſer — und darin hat er gewiß recht — in den moraliſchen Wochenſchriften, die freilich hinter ihren engliſchen Vorbildern ebenſo weit zurückblieben, wie die vielen zwiſchen 1720—60 entſtandenen deutſchen Robinſone und ähnliche Schriften, einſchließlich der „Inſel Felſenburg und ihrer Nachahmungen“, hinter dem Original von Defoe. Aber es war doch wieder eine Lebensregung des deutſchen Gemüths, das Befriedigung ſuchte und dieſe in der Anlehnung an die ſtamm- und geiſtesverwandte engliſche Literatur fand. Und daſſelbe geſchah alsbald auch auf den Gebieten der Lyrik, der Naturbeſchreibung, des Lehrgedichts. Pope, Thomſon, Addiſon, Shaftesbury u. a. werden anregend und muſtergebend für Brockes, Drollinger, Haller, welcher letztere freilich daneben auch noch andere, ſpäter auch zum Theil weſentlich abweichende Richtungen einſchlug. Hagedorn gab ſich bisweilen wol franzöſiſchen, doch überwiegend ebenfalls engliſchen Einflüſſen hin.

Auf der ganz entgegengeſetzten Seite ſteht nun Gottſched, der ſich rückhaltlos dem franzöſiſchen Claſſicismus in die Arme wirft. Sein Verdienſt um die Erhebung des deutſchen Theaters aus der Verwilderung, in die es verſunken war, wird von Hettner unparteiiſch anerkannt und ſelbſt gegen Leſſing's bekannten ſchlechthin verwerfenden Ausſpruch aufrecht erhalten, ebenſo entſchieden aber ſeine Geſchmackloſigkeit und ſein Mangel an eigentlicher Poeſie gerügt und den Schweizern im Streite mit ihm inſofern unbedingt recht gegeben, als ſie die deutſche Poeſie zu der echtern Quelle, den Engländern, zurückzuführen ſtrebten.

Von den ſogenannten „Bremer Beiträgern“ wird Elias Schlegel wegen ſeiner Hinwendung zu Shakſpeare, Zachariä wegen des glücklichen Griffs in die nächſtumgebende Welt, den er beſonders in ſeinem „Renommiſten“ gethan, hervorgehoben, Rabener — gegenüber dem zu hart abſprechenden Urtheil von Gervinus — über Liscow geſtellt, endlich eingehender und mit wohlthuender Wärme von Gellert geſprochen, deſſen Bedeutung und deſſen Anrecht auf die ihm ſo lange und vielfach noch jetzt gezollte Pietät der Verfaſſer darin findet, daß „Gellert in der Form wieder der erſte ureigen deutſche, in ſeiner Geſinnung ein wahrhaft erweckender und befreiender Schriftſteller war“. „So ſehr ſich auch Gellert ſichtlich und eingeſtändlich zum Theil an fremde Muſter anlehnt“, ſagt Hettner, „ſeine Empfindung und Lebensanſchauung iſt von Grund aus heimiſch, unmittelbar aus dem Volk erwachſen, unmittelbar in das Herz des Volks dringend.“ Dies behauptet Hettner mit ſpecieller Beziehung auf Gellert's „Fabeln und Erzählungen“, in denen er außerdem „eine ſo harmloſe, liebenswürdige, kindlich gutmüthige, ehrbare, meiſt ſchalkhafte Satire“, ſodann „viel Feinheit der Beobachtung, viel Lebendigkeit der Charakterzeichnung und eine unvergleichliche Kunſt des Erzählens“ findet. „Ebenſo erquicklich“ ſei die Mehrzahl ſeiner geiſtlichen Lieder. Zwar werde auch in ihnen „die ſchlichte Gemüthsinnigkeit oft überwuchert von lehrhafter Verſtandesbetrachtung“, allein „um ſo entſprechender waren ſie einem Zeitalter, deſſen Frömmigkeit bereits von der Färbung rationaliſtiſcher Aufklärung berührt war.“ Gellert's Luſtſpiele gibt Hettner als „heute nicht mehr lesbar“ preis, und an ſeinem Romane hebt er treffend die grobe Unſittlichkeit und Unnatur der Situationen hervor; aber, ſetzt er hinzu, die einen wie der andere hätten gleichwol damals die Zeitgenoſſen angezogen, weil etwas verwandtſchaftlich Anſprechendes, etwas Familienhaftes darin geweſen ſei. Dazu komme die Natürlichkeit und Anmuth der Sprache Gellert's, und endlich habe auch der innere Gehalt ſeiner Dichtung die Gemüther der Menſchen gepackt und entzündet, und zwar durch die lebendige und gemüthswarme Religion des Herzens, durch ein gewiſſes friſches Lebensgefühl, durch Anerkennung der innern Menſchenwürde gegenüber prunkenden Aeußerlichkeiten u. ſ. w.

„In Rabener und noch mehr in Gellert fühlte das Volk wieder, daß Leben und Literatur untrennbar und naturwüchſig zuſammengehören, daß ein Volk ohne Literatur ein Volk ohne Bildung und Sitte ſei. Durch Gellert war die Literatur wieder lebendige Volksſache geworden.“

In dieſer ganzen Charakteriſtik Gellert's iſt unſtreitig viel Wahres, und wir freuen uns der Billigkeit des Urtheils, die dem vielverkannten Dichter, an dem die meiſten Literarhiſtoriker ziemlich kalten und herabſehenden Blicks vorübergehen, ſo ſehr gerecht geworden iſt. Aber freilich wäre gerade hier eine größere Vertiefung der Betrachtung zu wünſchen geweſen. Um recht zu verſtehen, was die „Volksthümlichkeit“ und „Deutſchheit“ Gellert's ſagen will, müſſen wir uns ein deutliches Bild machen von dem

deutſchen Volke jener Zeit, zu dem Gellert ſprach, für das er ſchrieb. Dann erſt werden wir erkennen, welches die eigentlichen poetiſch-ſittlichen Hebel waren, durch welche Gellert auf dieſes Volk wirkte; dann werden wir ſeine wahre Stärke, aber auch ſeine Schwäche — die zugleich die Schwäche ſeiner Zeit war — vollkommen ermeſſen können. Wenn wir ſo ſchlechthin von der „deutſchen“ und der „volksthümlichen“ Denk- und Schreibweiſe Gellert's leſen, ſo könnten wir uns am Ende einbilden, derſelbe habe etwas Geiſtesverwandtes gehabt mit einem Luther oder einem Hans Sachs, die doch auch deutſch und volksthümlich waren. Und doch wie himmelweit verſchieden iſt er von dieſen! Wir hören, daß Hettner bereits mit einer zweiten Auflage ſeiner Literaturgeſchichte beſchäftigt iſt. Wenn er dabei eine beſſernde, ergänzende, vervollkommnende Hand anlegt — und das thut er gewiß —, ſo möchten wir ihm namentlich dieſen Abſchnitt über Gellert, der ſo viel richtig Angelegtes und ſinnig Ausgeführtes enthält, zu nochmaliger Ueberarbeitung empfehlen, damit derſelbe auch dieſes letzten Abſchluſſes nicht entbehre.

Den Schluß des erſten Bandes bilden zwei Abſchnitte über die Muſik und ihre raſche Herausbildung in dieſer Periode durch Haſſe, S. Bach, Händel, und über die bildende Kunſt, „insbeſondere das dresdener Kunſtleben“, wo freilich von volksthümlich deutſcher Richtung wenig zu melden, dagegen der Sammlereifer der beiden polniſchen Auguſte zu loben iſt, da er Kunſtſchätze von claſſiſchem Werthe anhäufte, aus denen ſpäter ein Winckelmann und ein Raſael Mengs ihre Anregungen und Eingebungen zu theoretiſchen und praktiſchen Beſtrebungen für Wiederherſtellung einer edlern Geſchmacksrichtung auch in der deutſchen Kunſt entnahmen.

So weit der erſte Band, mit dem wir uns noch gleichſam im Vorhofe der modernen deutſchen Literatur befinden. Der zweite wird uns tiefer in das Innere und bis an die Schwelle der eigentlich claſſiſchen Zeit führen.

Karl Biedermann.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Karl Gutzkow hat am erſten Weihnachtsfeiertage die Heilanſtalt von St.-Gilgenberg, geiſtig und leiblich geneſen, verlaſſen. Der baireuther Liederkranz brachte dem Dichter ein Abſchiedsſtändchen. Gutzkow dankte gerührt und hob in ſeiner Dankrede beſonders hervor, wie hohen Werth es für ihn habe, daß es der Genius des deutſchen Liedes ſei, der ihn bei ſeinem Wiedereintritt ins Leben zuerſt begrüße. Doch es iſt nicht blos der Genius des deutſchen Liedes; es iſt die deutſche Literatur, das deutſche Volk ſelbſt, das den Wiedergeneſenen freudig begrüßt; denn es ſchätzt in ihm ein Talent, welches für die Darſtellung der Gegenwart große geiſtige Horizonte entrollt, welches ſich, wie viel ihm auch minder gelungen ſein mag, doch niemals in dilettantiſche Spielereien verloren hat. Daß Gutzkow mit ſolcher Entſchiedenheit die Aufgabe der modernen Dichtung erfaßt und ſich der Miſſion des modernen Schriftſtellers mit ſolcher Ausdauer unterzogen hat, während an der Spree, der Iſar und der Donau fortwährend von namhaften Talenten dagegen geſündigt wird — gerade darin finden wir ſeine hervorragende Bedeutung und werden uns nie verleiten laſſen, die experimentirenden Formtalente und ihre glatten Muſterproducte mit ihm und ſeinen Schöpfungen in eine Linie zu ſtellen. Es iſt das Zeichen des modernen Geiſtes, unter welchem Gutzkow kämpft und unter welchem allein die wahre Fortbildung unſerer Literatur möglich iſt. Die Zahl derer, welchen Verſe in einer „gebildeten, für ſie dichtenden“ Sprache gelingen, wächſt von Tag zu Tage; auch die Technik des Dramas läßt ſich erlernen; es gibt ja der Anweiſungen genug dazu. Doch ohne den modernen Geiſt iſt das alles ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, Futter für Pulver, Makulatur des nächſten Jahres. Möge Gutzkow jetzt Muße und Stimmung gegönnt ſein, ſeinen Roman aus der Reformationszeit zu Ende zu führen. Es iſt der erſte hiſtoriſche Roman Gutzkow's, aber aus einer Zeit, deren begeiſterte Strömungen noch ein ſympathiſches Fühlen in der unſerigen wecken, deren Funken noch in die unſerige hinüberſprühen, ſodaß wir nicht mit jener kalten Aſche ausgeglühter Geſchichtsperioden überſchüttet werden, wie in den Romanen und Gedichten und Dramen jener antediluvianiſchen Kunſtpoeten, welche da glauben, daß nichts Menſchliches der Poeſie fern ſei, unter welchem Erdpol es ſich zutrage, obgleich doch ſelbſt die Raſſen in ungünſtigen Klimaten entarten.

Ob ſich Karl Gutzkow noch einmal der Bühne zuwenden wird, mag bezweifelt werden, ſo ſehr die deutſchen Theater nach der letzten Kataſtrophe gezeigt haben, daß ſie des Dichters eingedenk ſind, der ihnen ſo werthvolle Schöpfungen anvertraute. Doch die deutſche Bühne iſt von unbeſiegbarer Sprödigkeit; Gutzkow hatte in der letzten Zeit ſo viele Miserfolge und halbe Erfolge zu buchen, daß das Soll und Haben ſeiner dramatiſchen Dichtung gegenüber dem Theater ins Schwanken gerieth. Er zog ſich misvergnügt zurück, ein Misvergnügen, dem wir ſeine beiden bedeutenden Romandichtungen zu verdanken haben. Und doch würde Gutzkow's feinpointirte bewegliche Muſe mit neuen Schöpfungen der Bühne der Gegenwart um ſo willkommener ſein, je mehr in letzter Zeit die Gelegenheitserfolge deutſcher Stücke vorherrſchten. Während ein Achtungserfolg in Wahrheit nichts bedeutet, als die Rückſichtnahme eines gelangweilten Publikums auf das in dem vorgeführten Stück latente, aber ſonſt bisweilen groſſenbarte Talent des Dichters, verſtehen wir unter Gelegenheitserfolg einen Erfolg des Stoffs, der localen oder patriotiſchen Begeiſterung oder energiſchen Freundſchaft, einen Erfolg, der mit der Kunſt und der Zukunft ſowenig zu thun hat, wie der succès d'estime. Freilich, es gibt auch Achtungserfolge, die nur aus dem Reſpect des Publikums vor einer nicht vollkommen gewürdigten Dichtung hervorgehen, aus der dunkeln Ahnung von einer über die Faſſungskraft des Augenblicks hinausreichenden Bedeutung des Werks. Der Gelegenheitserfolg aber iſt immer ein Kind des Augenblicks. Zufällige Conjuncturen, die Darſteller, die Claque, die Coterie können ihn hervorrufen. Eine Stadt, in welcher der Dichter heimiſch iſt, erkennt auch diejenigen Werke von ihm mit beſonderer Auszeichnung an, welche auf andern Bühnen es zu keinen Erfolgen bringen können, bis die alles nivellirende Zeit auch dies Plus des Erdenruhms tilgt und ihren Lethe über Gerechte und Ungerechte, über Erfolge und Miserfolge gießt.

Mit ſeinem hiſtoriſchen Schauſpiel „Kolberg“ ſcheint **Paul Heyſe**, deſſen wenig dramatiſche Begabung wir in dieſer Nummer im allgemeinen charakteriſirten, in Berlin kaum einen Gelegenheitserfolg davongetragen zu haben, obwol hier alle Elemente zu einem ſolchen vorhanden waren. Nach dem dritten Acte ſank, wie Karl Frenzel in der „National-Zeitung“ berichtet, die Stimmung des Publikums. Frenzel nennt die Geſinnung des Heyſe'ſchen Stückes ſo ſchwächlich wie ſeine Compoſition, und

meint, das neue Drama sei nichts „als eine dramatisirte Chronik, der jede Verwickelung, jede Spannung auf den Ausgang hin fehlt, die durch endlose Erzählungen im ersten, zweiten und vierten Act mühsam weiter geführt wird und in jedem Act eine neue Hauptperson in den Vordergrund schiebt". So scheint das Stück ein neuer Beweis dafür zu sein, wie wenig Heyse's Talent für das Drama organisirt ist. Auch glauben wir, daß den patriotischen Ton in seiner Frische und Derbheit ein Schriftsteller wie Arthur Müller mit keck zugreifendem Instinct besser trifft als Paul Heyse mit dem akademischen Faltenwurf seiner dramatischen Toga. Eine günstige Aufnahme fand im berliner Hoftheater das muntere und gewandt abgefaßte Lustspiel: „X. Y." von Otto Girndt, das die infolge einer Zeitungsannonce entstehenden Verwickelungen in heiterer Weise behandelt.

In Wien, wo in Mosenthal's „Pietra" Fräulein Wolter als Tragödin glänzt, hat Frau Birch-Pfeiffer mit ihrem Drama „In der Heimat" keinen Erfolg erringen können, indem dies Stück von Publikum und Kritik gleichmäßig abgelehnt wurde. Je seltener Frau Birch eine Niete aus dem Lostopfe der Thalia zieht, desto denkwürdiger bleibt ein solches Ereigniß. Jedenfalls scheint sie ihr letztes Stück zu sehr aus von früher übriggebliebenen Resten zusammengeschneidert zu haben. Dagegen ist ein Stück des Professors Sacher-Masoch in Gratz: „Die Verse Friedrich's des Großen", das dieser Autor nach seinem Roman „Kaunitz" bearbeitet hat, an den österreichischen Provinzbühnen Prag, Gratz, Brünn und Troppau mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen und hat auch in Hamburg, wo man specifisch österreichische Tendenzen in demselben zu wittern glaubte, wenngleich in geringerm Grade Beifall gefunden.

Eine für die dramatischen Dichter sehr erfreuliche Thatsache, durch welche mindestens ein Präcedenz geschaffen wird, ist das auf den Antrag der Schauspieler selbst erlassene Verbot des manheimer Hoftheatercomité, durch welches der Hervorruf bei offener Scene untersagt wird. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die andern deutschen Stadttheater dem Beispiele der manheimer Bühne folgen werden. Nichts ist mehr geeignet, den Eindruck eines dramatischen Werks zu compromittiren, als diese Hervorrufe bei offener Scene, durch welche die Darsteller gezwungen werden, aus der Rolle zu fallen, um wie Jocko, der brasilianische Affe, ihr Compliment vor der Gesellschaft zu machen. Eine empfindliche Störung für den Fortgang des Dichtwerks! Die Helden des Dichters verwandeln sich auf einmal in Helden der Galerie und erscheinen mit aller Grazie ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, wo sie den Augenblick vorher vielleicht als Tyrannen den Herodes überherodisirten. Wer überhaupt weiß, wie diese Hervorrufe gemacht werden, und keineswegs immer Ausbrüche einer Begeisterung sind, die nicht den Beifallschluß abwarten kann, wie ein paar vorlaute Hände oft ein ganzes Drama aus den Fugen renken können, der wird jenem Beschluß des manheimer Hoftheatercomité vollen Beifall und namentlich den Schauspielern seine Anerkennung schenken, welche den störungslosen Fortgang des künstlerischen Ensemble über die, wenn auch wohlfeile Befriedigung ihrer persönlichen Eitelkeit setzten.

Das „Anno-Lied" nach dem Abdruck von Opitz.

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, das „Anno-Lied", wie dies wichtige Denkmal altdeutscher Poesie gewöhnlich genannt wird, ist uns leider nicht in einer Handschrift überliefert, sondern nur in dem Abdrucke gerettet worden, welchen Martin Opitz (Danzig 1639) veranstaltete. Es hat nicht gelingen wollen, die verloren gegangene Handschrift wiederzugewinnen, sodaß jener erste Text die handschriftliche Ueberlieferung vertreten muß. Die Wiederholung in der Ausgabe von Opitz' Gedichten, welche Isaias Fellgibel besorgte, war ungenau und somit auch der Abdruck in Schilter's „Thesaurus", weil er sich nicht auf den Originaldruck, sondern auf die zweite Ausgabe gründete. Das Gedicht wurde später noch öfters edirt, aber nicht so wie wir es nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft zu verlangen berechtigt sind. Schließlich fand das „Anno-Lied" in Karl Roth (München 1847) und zuletzt in Bezzenberger (Quedlinburg 1848) sorgfältige Herausgeber und Kritiker. Diese letzten genügenden Ausgaben haben den Text, wie er zuerst durch Opitz mitgetheilt wurde, mannichfach geändert, d. h. gebessert, doch sind in den Anmerkungen die Lesarten berücksichtigt, sodaß der Kenner gewiß nicht das Bedürfniß nach einem neuen urkundlichen Texte nach Opitz empfunden haben wird. Eher läßt sich der Wunsch nach einer wohlfeilen sogenannten Volksausgabe erklärlich finden. Aber eine Volksausgabe erheischt der Natur der Sache nach einen berichtigten Text, nicht einen urkundlichen. Der neueste Herausgeber, Joseph Kehrein, hat eine „Volksausgabe" veranstaltet, wie aus dem Vorworte hervorgeht, der Titel aber lautet: „Das Anno-Lied. Genauer Abdruck des Opitz'schen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch" (Frankfurt 1865). Das ist ein Widerspruch im Princip, er ist aber leicht erklärlich. Kehrein, dessen Productivität nachgerade einen bedenklichen Charakter annimmt, wollte eben wieder ein Büchlein machen. Eine neue besondere Ausgabe war nach denen von Roth und Bezzenberger für die Wissenschaft überflüssig, also mußte der Opitz'sche Text zur Copie herhalten. Im übrigen ist die neue Ausgabe ganz empfehlenswerth. Wenn aber der Herausgeber wünscht, daß das „Anno-Lied" neben dem Nibelungenlied in unsern Gymnasien gelesen werden möchte, so scheint er von der ästhetisch und national bildenden und erziehenden Kraft unserer mittelhochdeutschen Literatur seltsame Begriffe zu haben. Erst sind ganz andere Denkmäler in den Bereich des Gymnasialunterrichts zu ziehen, ehe das „Anno-Lied" an die Reihe kommt, so wichtig und dichterisch hervorragend es auch immer sein mag.

Bibliographie.

Gisi, W., Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik in den Jahren 1512 – 1516. Ein historischer Versuch. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 3tes u. 4tes Bchn.: Die Diplomaten. Lustspiel. Der Nabob. Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. à 15 Ngr.

Heseliel, G., Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Kaiser und Dohm, Harte Steine. Posse mit Gesang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1865. Hoch 4. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Ein Strauß für Schleswig. Illustrirt von M. v. Falckenstein. Berlin, A. Duncker. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kreuzhage, L., Gedichte. Ne vermehrte Aufl. Münster, Coppenrath. 16. 1 Thlr.

Der Krieg gegen China im Jahre 1860. Redigirt von dem „Dépôt de la guerre" des Kaiserlich-französischen Kriegs-Ministeriums. Aus dem Französischen von v. d. Bn. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krüger, J., Neue Solo-Lustspiele. 3tes Bchn. Altona, Verlags-Bureau. 16. 12 Ngr.

Laurent, J. C. M., Neutestamentliche Studien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben Caesars von Napoleon III. und die historische Wahrheit. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Napoleonischen Geschichtswerkes. 1stes Heft. Charakteristik des 1sten Baudes. Leipzig, G. Poenicke. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Le Prince, F., Die Tortenbant. Fortsetzung des Graf v. Monte-Christo von Alex. Dumas. 1ste u. 2te Lief. Wien, Hartleben. 8. à 5 Ngr.

Rosenthal, D. A., Conversationsbilder aus dem 19. Jahrhundert. 1ster Bd. 1ste Abth. Deutschland. 1. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1865. 2 Thlr. 3 Ngr.

Schildbach, R., Zwei Reisebilder aus Arkadien. Jena. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Schramm, K., Rückblicke in's Burschenleben. New-York, Westermann u. Comp. 1865. 16. 15 Ngr.

Stifter, A., Abrias. Pesth, Heckenast. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stutz, U., Die Thatsachen des Glaubens. Vorträge über die religiösen Streitfragen unserer Zeit und unsers Orts, eine Laienantwort auf die Rathhausvorlesungen. Zürich, Hanke. 1865. 8. 24 Ngr.

Waldemar, K., Arthur. Episches Gedicht. Rastatt, Hanemann. 1865. 16. 22 Ngr.

Zachariae, (H. A.), Die sogenannte Rechtsbasis der deutschen Großmächte in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein publicistisches Votum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

Der Preis des „Deutschen Museum" ist von 12 Thlr. auf 10 Thlr. ermäßigt worden, um dessen Aufnahme in Lesecirkel und öffentliche Locale, denen das „Deutsche Museum" als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden kann, sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern.

Neben Professor Dr. **Robert Prutz** ist Dr. **Karl Frenzel**, der bekannte Novellist, Kritiker und Feuilletonist, in die Redaction eingetreten und hat die specielle Leitung des Blattes übernommen, da ersterer durch seinen leidenden Zustand an Führung der Redactionsgeschäfte verhindert ist.

Das „Deutsche Museum", welches mit 1866 den sechzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder auf ein Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks hat bereits große Aufmerksamkeit erregt. Ein Deutscher, der Persien nicht blos flüchtig als Tourist durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigenthümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen wie überhaupt jedem Leser viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

8. Geh. In 15 Lieferungen zu je 20 Ngr. oder in drei Bänden zu je 3 Thlr. 10 Ngr.

In einem dem Geiste der wahren Freimaurerei entsprechenden Sinn und weit entfernt die Zahl der aus unlauterer Quelle stammenden und nur unedler Neugier dienenden angeblichen Enthüllungen freimaurerischer Geheimnisse damit vermehren zu wollen, verbanden sich zwei durch ihre Stellung im Freimaurerbunde dazu besonders befähigte Gelehrte mit einer grössern Zahl gleichfalls dem Bunde angehöriger Männer in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Holland, Dänemark und Nordamerika zur Herausgabe dieses Werks, das eine Fülle des mannichfaltigsten und interessantesten, nur zum kleinsten Theile allgemein bekannten Materials in wissenschaftlich gründlicher und zugleich allgemein verständlicher Darstellung bietet.

Der erste und zweite Band (Lieferung 1—10, bis zu dem Artikel Pythagoras reichend) sind bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden. Die Vollendung des Werks mit dem dritten Bande steht binnen kurzem zu erwarten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 2. — 11. Januar 1866.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von **Rudolf Gottſchall.** (Beſchluß.) — Geſchichtswerke über Schleswig-Holſtein. — Baron von Müller's Werk über Mexico. Von **Maximilian Perty.** — Unterhaltungsliteratur Von **Karl Neumann-Strela.** — Gedichte. Von **Wilhelm Andreä.** — **Feuilleton.** (Literariſche Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

(Beſchluß aus Nr. 1.)

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte iſt in Deutſchland immer noch ſehr groß. Von Julian Schmidt's „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod" erſcheint eine fünfte Auflage, welche indeß das unglückliche compilatoriſche Princip zu verfolgen ſcheint, das bereits ſeine „Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibniz bis auf Leſſing's Tod" verunſtaltet und in eine Atomiſtik von Notizen auflöſt. Eine Beſprechung jener Literaturgeſchichte in den „Preußiſchen Jahrbüchern" wollte gerade hierin einen Fortſchritt finden gegenüber dem polemiſchen Ton, welcher ſich in den erſten Auflagen der „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod" geltend machte. Gewiß wird man es willkommen heißen, wenn das Einſeitige und Gehäſſige der Journalartikel, welche, in Reih und Glied geſtellt, jene erſten Auflagen bildeten, gemildert und geſtrichen wird. Dennoch war in dieſer Polemik doch immer das Beſtreben ſichtbar, einen Dichter in ſeiner Totalität zu erfaſſen; denn ſelbſt wenn man jemand durchprügelt, muß er doch immer als eine Perſönlichkeit von Fleiſch und Blut vor uns ſtehen. Wenn aber der Fortſchritt dieſer Literaturgeſchichte darin beſteht, die Dichter nur als Ziffern zu betrachten, welche die Summe einer Richtung bilden, und mit dieſen Summen dann kritiſch zu experimentiren, ſo iſt das ein bedenklicher Abweg mindeſtens für Geſchichte und Kritik der Dichtkunſt.

Wenn ſich auch die Vertreter der Wiſſenſchaft in unperſönliche Weſen verwandeln laſſen, ſo iſt das, was den Dichter wie den Künſtler überhaupt macht, gerade die Eigenheit ſeiner Perſönlichkeit, die individuelle Bedeutung, als deren höchſte Potenzen eben das Talent und Genie erſcheinen. Ein zuſammenhängendes Charakterbild der einzelnen Dichter zu geben, iſt das erſte Erforderniß einer Geſchichte der Dichtkunſt — alles andere iſt leerer Schematismus. Wie vortrefflich hat Hermann Hettner dagegen in ſeiner „Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts", von welcher die engliſche und franzöſiſche in neuer Auflage erſcheinen, während von der deutſchen die zwei erſten Bücher vollendet vorliegen, die Aufgabe des Literarhiſtorikers erfaßt!

L. Klein in ſeiner „Geſchichte des Dramas", von der bisjetzt drei Bände vorliegen, geht vielleicht zu weit in brillant-barocker Charakteriſtik! Dennoch läßt man ſich auch Barockes und Geſchmackloſes eher gefallen, als Doctrinär-Verfehltes. Die Aufgabe des Literaturhiſtorikers iſt keineswegs ein eitles Raiſonnement, ſondern lebendige Geſtaltung. Von Klein erhalten wir lebendige, farbenreiche Bilder der Dichter und ihrer Werke, wenn auch die Farben bisweilen zu dick und bunt aufgetragen ſind. Wer ſich nach Julian Schmidt'ſchen Excerpten und Conſtructionen ſolche Bilder zu ſchaffen vermag, den beneiden wir um die Phantaſie, mit der er die Phantaſieloſigkeit des Kritikers ergänzt. Was die ältere deutſche Literatur betrifft, ſo iſt es nicht der Beruf d. Bl., der germaniſchen Philologie Schritt für Schritt in ihren Studien und Entdeckungen zu folgen. Die von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters" brachten in ihrem zweiten Bande die „Kudrun", deren Textreviſion nebſt Wort- und Sachregiſter Karl Bartſch geliefert hat; die von H. Kurz herausgegebene „Deutſche Bibliothek" im fünften und ſechsten Bande Grimmelshauſen's „Simplicianiſche Schriften" und im ſiebenten Jörg Wickram's „Rollwagenbüchlein". Von Jakob Grimm's „Kleinern Schriften" iſt der zweite Band erſchienen, welcher „Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde" enthält. Jakob Grimm ſelbſt hat in Scherer einen Biographen gefunden. Als intereſſante Beiträge zur Kenntniß der ältern deutſchen Literatur ſind Ludwig Uhland's „Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage" zu betrachten, während R. Menzel „Das Leben Walther's von der Vogelweide" eingehend darſtellt. Einen reichen Schatz literarhiſtoriſcher Kenntniſſe und Nachweiſungen enthält das in vierter Auflage erſcheinende Werk von Ignaz Hub: „Deutſchlands Balladen- und Romanzendichter", das jedenfalls in ſeiner neuen, weſentlich vermehrten Geſtalt das Erſchöpfendſte leiſtet, was bisher auf dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt. Von „Deutſchen Handwerksliedern" hat Oskar Schade eine Sammlung veröffentlicht.

Auch die claſſiſche Epoche unſerer Literatur findet nach wie vor eingehende Berückſichtigung, obgleich die Goethe-Schiller-Literatur in dieſem Jahre gegen die Shakſpeare-

Dante-Literatur zurückſtehen mußte. Der wichtigſte Beitrag zur Kenntniß dieſer Epoche iſt der dritte Band von „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“. Von J. W. Appell's ſorgſam gearbeiteten Werke: „Werther und ſeine Zeit“, iſt eine neue Auflage erſchienen. „Goethe's Frauengeſtalten“, welche bereits früher Max Kurnik in anſprechender Weiſe charakteriſirt hat, beginnt jetzt Adolf Stahr zu ſchildern. Freiherr von Biedermann ſtellt in ſeiner Schrift „Goethe und Leipzig“ einen nicht unwichtigen Abſchnitt aus Goethe's Jugendleben und die ſpätern Beziehungen des Dichters zur Univerſitätsſtadt mit gründlicher Benutzung der Quellen dar.

Am fruchtbarſten hat ſich dieſer Jahrgang für die Theatergeſchichte unſerer claſſiſchen Epoche bewieſen. Ein gediegenes Werk auf dieſem Gebiete iſt W. Koſſka's „Iffland und Dalberg. Geſchichte der claſſiſchen Theaterzeit Mannheims.“ Von E. Genaſt: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers“, iſt der dritte, mehr in die Neuzeit hinüberreichende Theil erſchienen, während E. W. Weber und W. G. Gotthardi intereſſante Beiträge zur Geſchichte des weimariſchen Theaters und der Goethe'ſchen Bühnenleitung geben. Charakteriſtiken neuer Dichter fehlen gänzlich mit Ausnahme der Monographie O. Glagau's über Fritz Reuter, die aber eine Kritik übt, welche nicht die nöthige Reife zur Schau trägt, namentlich wo ſie über ihren nächſten Stoff hinausreicht. Noch erwähnen wir als Beitrag zur Geſchichte der neuern deutſchen Literatur die Selbſtbiographie von H. Stieglitz.

Die Feier des Dante-Jubiläums iſt natürlich nicht ohne Einfluß auf die Dante-Literatur geblieben. F. X. Wegele's Biographie Dante's, ſowie die Dante-Ueberſetzung von Philalethes (König Johann von Sachſen) ſind in neuen Auflagen erſchienen. L. G. Blanc, der im vorigen Jahre eine Ueberſetzung Dante's veröffentlicht hat, verſucht mehrere dunkle Stellen der „Göttlichen Komödie“ philologiſch zu erklären. Neue Ueberſetzungen Dante's ſind theils erſchienen, theils noch im Erſcheinen begriffen von K. Witte, J. von Hoffinger, A. Tanner. Eine cultur- und literargeſchichtliche Skizze von Dante mit zum Theil weitern Perſpectiven, als ſie das oft philologiſch-einſeitige Dante-Studium bietet, hat Hermann Grieben in ſeinen Studien „Dante Alighieri“ gegeben.

Die Shakſpeare-Jubelfeier des vorigen Jahres iſt nicht ſpurlos verhallt, ſondern hat durch die in Weimar begründete Shakſpeare-Geſellſchaft einen Mittelpunkt für das deutſche Shakſpeare-Intereſſe überhaupt geſchaffen. Von dem „Jahrbuch“, welches dieſe Geſellſchaft unter Bodenſtedt's Redaction herausgibt, iſt der erſte Jahrgang erſchienen, der viele gediegene Artikel enthält, aber im ganzen eine zu einſeitig-philologiſche Richtung zur Schau trägt. Die in dieſem Jahrbuch, wie überhaupt bisher vernachläſſigte Kritik des britiſchen Dichters iſt in glänzender Weiſe in Rümelin's „Shakſpeare-Studien“ vertreten. Eine neue Charakteriſtik des „Hamlet“ verſuchte A. Döring, während Cohn in ſeinem in engliſcher Sprache geſchriebenen „Shakespeare in Germany“ einen für engliſche und deutſche Theatergeſchichte gleich wichtigen Beitrag gegeben hat.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturgeſchichte iſt das Werk von A. F. von Schack: „Poeſie und Kunſt der Araber in Spanien und Sicilien“, zu erwähnen. Die vortreffliche Ueberſetzung, welche dieſer Autor von dem perſiſchen Nationalepos des Firduſi geliefert hat, iſt in einer neuen, prachtvoll ausgeſtatteten Auflage erſchienen. Eine Geſchichte der ſpaniſchen Nationalliteratur in Lieferungen wird von H. Dohm herausgegeben. Von den literariſchen Eſſays verdienen durch ſtiliſtiſche Eleganz und Bedeutung des Inhalts Karl Frenzel's „Dichter und Frauen“ und Guſtav Kühne's „Deutſche Charaktere“ beſonders hervorhebende Erwähnung. Von dem erſten Werk iſt der dritte, von dem letztern der vierte Band erſchienen.

Auch die Aeſthetik iſt nicht ohne Pflege geblieben. Es iſt dabei bedauerlich, daß die meiſten dieſer Aeſthetiker glauben, von vorn anfangen zu müſſen und die vortrefflichen Leiſtungen auf dieſem Gebiete ignoriren. Und doch beruht alle Wiſſenſchaft auf dem Fortbau des Vorhandenen; der bloße reformatoriſche Tic als ſolcher iſt wenig förderlich. Die „Populäre Aeſthetik“ von Karl Lemcke hat, dem Zeitgeſchmack entſprechend, eine etwas realiſtiſche Färbung, reicht aber, und vielleicht gerade deshalb, ſelbſt in den Abſchnitten, wo ſie das Naturſchöne, die Erſcheinungswelt des Schönen ſchildert, bei weitem nicht an Viſcher heran. Wir erwähnen noch die „Aeſthetik“ von R. Zimmermann, die kritiſche Unterſuchung von T. Vogt über „Form und Gehalt der Aeſthetik“ und die „Aeſthetiſchen Vorträge“ von Grube, welche auf dem Gebiete der Ballade und des Volksliedes manche nicht unwichtige Reſultate zu Tage förderten. Eine den Gegenſatz der antiken und modernen Weltanſchauung berührende Monographie iſt die Schrift von H. Motz: „Ueber die Empfindung der Naturſchönheit bei den Alten.“ In H. Grimm's „Neuen Eſſays über Kunſt und Literatur“ treten diejenigen Abſchnitte, welche der bildenden Kunſt, namentlich der Malerei gewidmet ſind, in den Vordergrund. Von E. H. Riegel erſchien ein „Grundriß der bildenden Künſte“, von A. Reißmann ein „Grundriß der Muſikgeſchichte“, von A. Görling eine „Geſchichte der Malerei“ in Lieferungen. Rafael Santi's „Leben und Werke“ hat A. von Wolzogen zum Gegenſtande einer kleinen Monographie gemacht. Das wichtige Verhältniß von „Staat und Kunſt“ beſpricht L. Pfau in den zuerſt in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zum Abdruck gekommenen „Freien Studien“.

Auf das culturgeſchichtliche Gebiet führen uns die keck ausgeführten „Studien“ von Johannes Scherr. Als das bedeutendſte Werk auf demſelben muß indeß J. J. Honegger's „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts“ betrachtet werden, in welchem namentlich der neuern franzöſiſchen Literatur und Cultur, allerdings nur mit oberflächlicher Betrachtung des second empire, beſondere Berückſichtigung zutheil wird. F. Kreyßig's „Studien zur franzöſiſchen Cultur- und Literaturgeſchichte“ ſuchen ſich über die Culturbewegung Frankreichs an einzelnen hervorragenden Autoren zu orientiren, während Paul Lindau in

ſeinen Skizzen „Aus Paris“ friſch aus dem Leben gegriffene Beiträge zur Charakteriſtik des gegenwärtigen Frankreich gibt. Als ein ſolcher Beitrag müſſen auch die „Geſpräche aus der Unterwelt zwiſchen Machiavelli und Montesquieu“ betrachtet werden. Mit beſonderer Berückſichtigung der theologiſchen Bewegung iſt die Schrift von J. Frix: „Von 1815—65. Blicke in das Culturleben der jüngſten Vergangenheit Deutſchlands“, abgefaßt. Das rege Intereſſe, das unſere Zeit der Culturgeſchichte zuwendet, hat auch von H. T. Buckle's „Geſchichte der Civiliſation in England“, überſetzt von A. Ruge, eine neue Auflage ermöglicht und einer Ueberſetzung von John William Draper's „Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Europas“ von A. Bartels den Weg gebahnt.

Wenn von einer Hyperproduction in Bezug auf die ſchöne Literatur die Rede ſein kann, ſo iſt eine ſolche auch auf dem Gebiete geſchichtlicher Darſtellung nicht zu verkennen. Die deutſche Geſchichtſchreibung ſchießt gewaltig ins Kraut, namentlich aber zeigt ſich ein Ueberfluß an Monographien der Specialgeſchichte. Der Unterſchied zwiſchen hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung wird noch immer nicht gehörig beachtet, die erſte als eine rudis indigestaque moles mit in die zweite aufgenommen. Ein Geſchichtswerk muß dieſen Verdauungsproceß der kritiſchen Arbeit bereits hinter ſich haben, ſonſt erregt es auch bei den Leſern nur Indigeſtionen. Es hat ſich jederzeit beſtraft, wenn ſich die Hiſtorie von den claſſiſchen Muſtern des Alterthums abgewendet hat, um mit philologiſcher Breitſpurigkeit die Quellen und Materialien unverarbeitet in ſich aufzunehmen. Auch gibt es auf dem Gebiet der geſchichtlichen Darſtellung ſo gut eine Buchmacherei wie auf dem der Belletriſtik. Wir meinen damit nicht einmal die mundgerechten Zuſammenſtoppelungen für das große Publikum; wir meinen alle Veröffentlichungen des archivariſchen Rohſtoffs. Das Archiv darf in der Literatur nicht zur Geltung kommen — das iſt eine literariſche Superfötation. Das Archiv bietet die Quellen für die Geſchichtſchreibung; doch es gehört nicht in die Literatur. Wo gäbe es noch eine Rettung vor der Sündflut der Preßerzeugniſſe, wenn ſich die Anſicht Bahn bräche, daß alles Geſchriebene gedruckt werden, daß jedes Archiv alle ſeine Schätze an die Oeffentlichkeit ſpeien müſſe? Wir wollen die Reſultate der Forſchung in künſtleriſch anſprechender Form vor Augen ſehen, nicht ihre Apparate in wenig überarbeiteter Geſtalt mit in den Kauf nehmen. Auch die Verzettelung in Specialitäten, wenn die Specialgeſchichte nichts bietet als eine Chronik von gleichgültigen Thatſachen, iſt eine Gefahr für die Geſchichtſchreibung. Denn nicht alles Geſchehene wird deshalb, weil es geſchehen, ein geſchichtswürdiger Stoff; es gibt viel unhiſtoriſches Material, welches am beſten in den Fächern der Archive vermodert. Unſere deutſchen Archivare und Archivhiſtoriker ſind aber anderer Anſicht, wie das folgende Regiſter von ſpecialgeſchichtlichen, meiſt ſehr umfangreichen Monographien beweiſen mag, unter denen ſich bei einzelnem Werthvollen auch vieles findet, auf welches unſere obigen Bemerkungen paſſen: Freiherr von Haſſelholdt-Stockheim, „Herzog Albrecht IV. von Baiern und ſeine Zeit. Archivaliſcher Beitrag zur deutſchen Reichsgeſchichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts“ (Bd. 1, Abth. 1); B. Kugler, „Ulrich, Herzog zu Würtemberg“; C. Polack, „Die Landgrafen von Thüringen zur Geſchichte der Wartburg“; F. Dahn, „Prokopius von Cäſarea. Ein Beitrag zur Hiſtoriographie der Völkerwanderung und des ſinkenden Römerthums“; F. Löher, „Beiträge zur Geſchichte der Jakobäa von Baiern“, erſte Abtheilung; F. Freiherr von Soden, „Guſtav Adolf und ſein Heer in Süddeutſchland von 1631—35“ (Bd. 1); K. von Weber, „Anna, Kurfürſtin zu Sachſen“; E. Meier, „Karoline, Prinzeſſin zu Schaumburg-Lippe“; F. Winter, „Die Prämonſtratenſer des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöſtliche Deutſchland“; R. Reuß, „Graf Ernſt von Mansfeld im Böhmiſchen Kriege 1618—21“; Hans Prutz, „Heinrich der Löwe“; Maurenbrecher, „Karl V. und die deutſchen Proteſtanten 1545—55“; A. Knoblich, „Herzogin Anna von Schleſien“; A. Beck, „Ernſt der Fromme“; A. Huber, „Geſchichte des Herzogs Rudolf IV. von Oeſterreich“; A. Pyl, „Margarethe von Ravenna, pommerſches Lebensbild“; J. Schötter, „Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen“ (2 Bde.); dazu Chroniken der Oberpfalz, Livlands, ein neuer Band von Ennen's „Geſchichte der Stadt Köln“ u. a. Es mag ſchwer ſein, hier die Grenze zu bezeichnen, wo die Berechtigung zu ſelbſtändiger geſchichtlicher Darſtellung beginnt; doch iſt es gewiß, daß dieſe Grenze in den vorliegenden Werken mehrfach theils durch die Wahl der Stoffe, theils durch den unverhältnißmäßigen Umfang der Darſtellung überſchritten worden iſt.

Die allgemeinern Geſchichtswerke unſerer namhaften Hiſtoriker haben auch in dieſem Jahre rüſtigen Fortgang genommen. Von L. Ranke's „Engliſcher Geſchichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“ iſt der fünfte Band, von G. G. Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den wiener Verträgen“ der ſiebente Band, von W. von Gieſebrecht's „Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit“ die zweite Abtheilung des dritten Bandes, welche die Kämpfe Heinrich's IV. behandelt, und von Heinrich Leo's „Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volks und Reichs“ der vierte Band erſchienen, welcher die Territorien des deutſchen Reichs im Mittelalter ſeit dem 13. Jahrhundert behandelt. Der zweite Band von K. F. Neumann's „Geſchichte der Vereinigten Staaten“ umfaßt die Epoche von der erſten Präſidentſchaft des Thomas Jefferſon bis zum Ende der zweiten Präſidentſchaft des Andrew Jackſon. Eine „Geſchichte Böhmens“ hat W. W. Tomeck veröffentlicht; eine „Geſchichte des Schweizervolks und ſeiner Cultur“ ſchreibt Henne-Amrhyn; R. Welper ſchildert „Platon und ſeine Zeit“; F. Schmidt „Die Hohenſtaufen und ihre Zeit“. F. J. Holzwarth läßt den erſten Band einer „Geſchichte des Abfalls der Niederlande“ erſcheinen, eine umfaſſendere Darſtellung des von Schiller behandelten Stoffs; der dritte Theil von Adolf Stahr's Ehrenrettungen: „Bilder aus dem Alterthum“, hat die ſchwierige Arbeit unternommen, die römiſchen Kaiſerfrauen möglichſt von ihren hiſtoriſchen Flecken zu reinigen. Von A. Geiger's Werk: „Das

Judenthum und ſeine Geſchichte", erſchien die zweite Abtheilung, welche von der Zerſtörung des alten Tempels bis zum Ende des 12. Jahrhunderts reicht, während J. H. Ritter eine „Geſchichte der jüdiſchen Reform" veröffentlichte und T. Grieſinger eine „Geſchichte der Jeſuiten" in Lieferungen erſcheinen läßt.

Die Literatur der deutſchen Befreiungskriege iſt durch einige gewichtige Werke vermehrt worden. Der Biograph Stein's, G. H. Pertz, iſt mit einem umfaſſenden „Leben des Feldmarſchalls Grafen Neithardt von Gneiſenau" beſchäftigt, von welchem bisjetzt die beiden erſten Bände vorliegen. H. Beitzke hat ſeiner „Geſchichte der Jahre 1812, 1813 und 1814" eine „Geſchichte des Jahres 1815" in zwei Bänden folgen laſſen, während J. Königer denſelben Stoff mehr vom kriegswiſſenſchaftlichen Standpunkte aus unter dem Titel „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris" behandelt. Andere mehr der Kriegsgeſchichte angehörige Werke ſind: E. von dem Kneſebeck, „Leben des Freiherrn Hugh von Halkett"; Cruſius, „Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern", und das von Guſtav von Keſſel herausgegebene „Tagebuch Dieterich Sigismund von Buch's aus den Jahren 1674—83". Ganz vom Standpunkte der Legitimität und im directen Gegenſatz zu dem Werke von Rüſtow hat R. von Meerheimb den Kampf um den neapolitaniſchen Thron in dem Werke „Von Palermo bis Gaëta" geſchildert.

Die Memoirenliteratur, die Literatur der Confeſſions, der Briefgeheimniſſe, der autobiographiſchen Enthüllungen hat in dem Jahre 1865 nicht allzu zahlreiche Abſenker getrieben. Wir bedauern dieſe Enthaltſamkeit um ſo weniger, als es eine Zeit lang in der That zur Manie geworden war, ſich und ſeine Freunde, von den Feinden gar nicht einmal zu ſprechen, öffentlich an den Pranger zu ſtellen. Damit Hand in Hand ging die Manie der Vergötterung, der Reliquiencultus, der noch das verlorenſte Zettelchen aufhob, das die Handſchrift irgendeiner Berühmtheit trug. Und da man weiß, daß die Berühmtheiten heutigentags wie Unkraut aus allen Spalten der Zeitungen wuchern, ſo ſtand hier abermals eine literariſche Ueberflutung in Ausſicht, gegen welche es keine Dämme und Deiche gab. Es ſcheint in der That, als ob auch der ſiebente und achte Band der „Tagebücher von K. A. Varnhagen von Enſe", trotz der pikanten Data, die ſie aus den Jahren 1850 und 1851 mittheilen, nicht mehr das haarſträubende Aufſehen erregten, wie es die frühern Bände hervorriefen. Man gewöhnt ſich an alles — Skandal, Pasquill, Satire, ſo maſſenhaft geboten, ſtumpft ſeine Wirkungen ab. Dennoch behalten dieſe Tagebücher ihren culturhiſtoriſchen Werth. Noch feſſelnder ſind die aus Varnhagen's Nachlaß herausgegebenen „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim", welche auf politiſche und literariſche Charaktere von maßgebender Bedeutung intereſſante Streiflichter werfen. Von allſeitigem Intereſſe, wie es ein vielbewegtes, nach den verſchiedenſten Richtungen hin thätiges Leben mit ſich bringt, ſind die „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" von C. G. Carus, von denen zwei Bände vorliegen, während A. B. Marx' „Erinnerungen aus meinem Leben" ſpeciell auf muſikaliſche Kreiſe ihre Anziehungskraft ausüben werden. Daſſelbe gilt von Reißmann's „Robert Schumann. Sein Leben und ſeine Werke." Amely Bölte hat zu Nutz und Frommen ihrer mitſtrebenden Literaturſchweſtern eine in vieler Hinſicht lehrreiche Biographie von Fanny Tarnow veröffentlicht. Ein Lebensabriß von Theophil Paſſavant iſt in Frankfurt erſchienen, von W. Harniſch der Anfang einer Autobiographie: „Mein Lebensmorgen", und von H. W. J. Thierſch „Friedrich Thierſch's Leben": Beiträge, die für deutſche Pädagogen und Philologen von Intereſſe ſind. Unter den politiſchen Eſſays der jüngſten Zeit nehmen die „Hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätze" von Heinrich von Treitſchke den erſten Rang ein durch die Friſche und den Schwung der Darſtellung, wenngleich die politiſchen Anſchauungen des Autors ſich manchen Schwankungen unterworfen zeigten, namentlich in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. In frappantem Gegenſatz gegen dieſen Vorkämpfer des preußiſch-deutſchen Einheitsſtaats hat Konſtantin Frantz „Die Wiederherſtellung Deutſchlands" nach einer ganz neuen, dem Anſchein nach real-politiſchen, in Wahrheit aber utopiſtiſchen Schablone proclamirt. Einen dem Verfaſſungsleben abgeneigten, ſtreng conſervativen Standpunkt nimmt Hundt von Hafften ein in ſeinem Werke: „Von dem Geiſte der Verfaſſungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen." E. H. T. Huhn hat eine „Politik. Grundzüge der praktiſchen Staatskunſt", H. Schulze die erſte Abtheilung eines „Syſtem des deutſchen Staatsrechts" herausgegeben.

Wenden wir uns von der Geſchichtswiſſenſchaft und ihren Grenzgebieten zur philoſophiſchen, ſo fällt uns bei dem erſten Ueberblick über die hier erſchienenen Werke alsbald die große Zahl derjenigen auf, welche die Unſterblichkeit der Seele zum Thema gewählt haben. Dieſe Frage iſt eine Art von Angelpunkt in dem großen Streit zwiſchen Idealismus und Materialismus geworden — obgleich die Beantwortung derſelben keineswegs die beiden Parteien mit aller Schärfe ſondert; den Conſtructionen der Phantaſie iſt dabei ein weiter Spielraum gegönnt — wir erinnern nur an Fichte's „Seelenleib", welchem die Hypotheſe, die J. H. von Kirchmann in ſeiner Schrift „Ueber die Unſterblichkeit" aufſtellt, als eine ähnliche Ausgeburt ſpieleriſcher Vorſtellung an die Seite tritt. G. F. Daumer, früher ein Anhänger freigeiſtiger Richtungen, in letzter Zeit ein Proſelyt der Kirche, ſammelt in ſeinem Werke: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele", Zeugniſſe und Thatſachen der Jahrhunderte vor und nach Chriſtus für den Glauben an Unſterblichkeit. Eine gleiche Tendenz verfolgt F. Splittgerber's „Schlaf und Tod nebſt den damit zuſammenhängenden Erſcheinungen des Seelenlebens". Von J. Huber's „Die Idee der Unſterblichkeit" iſt eine neue Auflage erſchienen. Ein eklektiſches Werk, welches die verſchiedenſten Anſchauungen über Unſterblichkeit zuſammenſtellt und mit aphoriſtiſcher Kritik beleuchtet, den Unſterblichkeitsbeweis ſelbſt aber durch die Reſultate dieſer Kritik in exacter Form zu führen ſtrebt, iſt K. Wilmarshof's „Das Jenſeits; ein wiſſenſchaftlicher Verſuch

zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage". Auch in Ferdinand Westhoff's maßvoll gehaltenem Werk: „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit", tritt die letzte Frage als die Pointe der ganzen Darstellung hervor. Gegen den Materialismus protestirt auch H. K. H. Delff in seinen „Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur" von einem mystisch-theologischen Standpunkte aus. Dagegen verhalten sich, mit Betonung des mechanischen Princips, kritisch gegen unsere Speculation wie gegen den Materialismus vulgaris H. Czolbe: „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel", und O. Flügel: „Der Materialismus vom Standpunkte der atomistisch-mechanischen Naturforschung beleuchtet." Der Physiolog C. H. Schultz-Schultzenstein veröffentlicht „Naturstudien und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhang".

Was die Geschichte der Philosophie betrifft, so erwähnen wir den ersten Band eines allgemeinen Werks unter diesem Titel von J. E. Erdmann. Von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie" ist die zweite völlig durchgearbeitete Auflage erschienen; von A. Stöckl's „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" der zweite Band, der die Periode der Herrschaft der Scholastik behandelt. Zu selbständigen, systematischen, nicht kritisch-polemischen Werken der Speculation scheint die unruhige Zeit den deutschen Denkern wenig Muße gegönnt zu haben; wir können nur E. Dühring's „Natürliche Dialektik" erwähnen, die aber auch von Polemik gegen das System Hegel's durchdrungen ist. Von demselben Autor ist eine geistreiche philosophische Beleuchtung: „Der Werth des Lebens", erschienen; eine andere popular-philosophische Schrift ist S. Scholl's Versuch: „Von den menschlichen Schwächen."

Auch in der Theologie, soweit sie die Grenzen der Facultätswissenschaft überschreitet und sich an das große Publikum wendet, überwiegt die ecclesia militans. Während Daniel Schenkel „Die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kirchlichen Reaction" in einer persönlichen Schutzschrift schildert und sich gegen die rechte Seite wehrt, wird er selbst von der linken angegriffen, in dem Fehdebrief, den ihm D. Strauß in der Schrift: „Die Halben und die Ganzen", zuschleudert. Gleichzeitig veröffentlicht D. Strauß eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu unter dem Titel: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte." Eine Darlegung der Verdienste des rüstigen und gegenwärtig sehr schlagfertigen Kämpen selbst gibt Julius Meyer in dem „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum". Unter den populären Predigten zeichnen sich die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz, von denen eine dritte Sammlung erschienen ist, durch Geist und Bildung aus. Ein bedeutendes homiletisches Talent zeigt auch H. J. Holtzmann in seinen „Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg". Von Biographien namhafter Theologen führen wir an: O. Wächter, „Johann Albrecht Bengel" und K. Werner, „Christian Gottlieb Barth".

Wenn wir uns von den Entdeckungsreisen in die unsichtbare Welt, auf denen wir Theologie und Philosophie thätig finden, zu den Entdeckungsreisen auf dem sichtbaren Erdrunde wenden, so haben wir auf dem deutschen literarischen Markt nichts von durchgreifender Bedeutung zu erwähnen. Der Tod Barth's hat uns den berühmtesten Entdeckungsreisenden der Neuzeit geraubt — ein Verlust, der um so tiefer empfunden werden dürfte, je weniger der Besitz dieses Mannes bei seinen Lebzeiten nach vollem Werth gewürdigt worden ist. Wahre Verdienste auszuzeichnen gelingt noch immer weder dem deutschen Volke noch den deutschen Regierungen, während oft aufdringlichen Scheinverdiensten glänzende Anerkennung zutheil wird. Wie haben die Ungarn erst neuerdings ihren Bámbéry verherrlicht, dessen Verdienste, soweit es wichtige Entdeckungen betrifft, sich mit denen eines Barth nicht messen können! Seine gleichzeitig in englischer und deutscher Sprache erschienene „Reise in Mittelasien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand" gehört jedenfalls zu den wichtigsten Reisewerken des letzten Jahres. Viele interessante Mittheilungen, Resultate scharfer und fleißiger Beobachtung, enthält auch das Werk von J. E. Polak: „Persien. Das Land und seine Bewohner." Dasselbe gilt von Freiherrn H. von Maltzan's „Meine Wallfahrt nach Mekka", von C. R. Markham's „Zwei Reisen in Peru" und von Baron von Müller's „Reisen in den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexico, von denen im Laufe des Jahres der in dieser Nummer besprochene dritte Band erschienen ist. Unter den italienischen Reiseskizzen der letzten Zeit, unter denen sich „Sicilien und Neapel" von F. Löher durch Gediegenheit auszeichnet, heben wir noch J. Rodenberg's „Diesseit und jenseit der Alpen" wegen der Frische und Lebendigkeit der Darstellung hervor, während Schellenberg's „Im Golf von La Spezia und am Comersee" Studien darbietet, die namentlich in Bezug auf den erstern manches Neue und Unbekannte mittheilen. Geistreich sind A. von Stifft's „Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland", während A. Flir's „Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien" vom ultramontanen Standpunkt aus geschrieben sind. Der bekannte Philolog F. G. Welcker veröffentlicht das „Tagebuch einer griechischen Reise", die er im Jahre 1842 unternommen hatte, das aber viele noch heute interessante archäologische Mittheilungen und lebendige Landschaftsschilderungen enthält. Eine Monographie des Kaukasus hat A. Petzholdt, Monographien über Palästina haben K. Hergt, Edward Robinson und Konrad Furrer veröffentlicht.

Die Naturwissenschaften bilden für ein der Nationalliteratur gewidmetes Organ ein fragliches Grenzgebiet. Denn ein Theil der naturwissenschaftlichen Schriften gehört der exacten Forschung an, ein anderer wiederum der illustrirten Volks- und Jugendliteratur — beide fallen nach entgegengesetzten Seiten aus dem Kreise heraus, den unsere Zeitschrift zu beschreiben hat. Wir erwähnen von

den illuſtrirten Werken nur Oskar Fraas' „Vor der Sündflut, eine Geſchichte der Urwelt" und Brehm und Roßmäßler's „Die Thiere des Waldes", Werke, welche zwiſchen jenen beiden Extremen die rechte Mitte behaupten. Eine Frucht langjähriger Studien iſt Maximilian Perty's „Das Seelenleben der Thiere". Von den ſchon mehr populären Schriften empfehlen ſich durch praktiſche Tüchtigkeit diejenigen von Karl Ruß: „Naturwiſſenſchaftliche Blicke ins tägliche Leben" und „In der freien Natur".

Da wir die zahlreiche Broſchürenliteratur hier nicht berückſichtigen können, ſo haben wir unſere Heerſchau über die Werke des Literaturjahres 1865 hiermit beendigt. Eine nicht unbeträchtliche Zahl derſelben harrt noch der eingehendern Beſprechung in d. Bl. Das Zuviel macht ſich auf faſt allen Gebieten geltend und mahnt den deutſchen Verlagsbuchhandel dringlichſt zur Anwendung ſchärferer Kritik und zur Ablehnung aller Waaren, mit denen der Dilettantismus in Kunſt und Wiſſenſchaft hauſiren geht.

Rudolf Gottſchall.

Geſchichtswerke über Schleswig-Holſtein.

1. Kurze ſchleswig-holſteiniſche Landesgeſchichte von Georg Waitz. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieſe gedrängte Geſchichtserzählung, ein Auszug aus dem größern Werke deſſelben als Geſchichtſchreiber rühmlichſt bekannten Verfaſſers über Schleswig-Holſteins Landesgeſchichte, im gegenwärtigen Augenblick doppelt intereſſant, iſt mehr als die lediglich die Erbberechtigung behandelnden Schriften geeignet, ein klares und anſchauliches Bild zu geben von den mannichfaltig wechſelnden Schickſalen, welche dieſe nördlichſten Marken deutſchen Landes in ihren Beziehungen zu dem großen Mutterlande ſowol, wie zu dem ſeit Jahrhunderten in engſter Verbindung mit ihnen ſtehenden Dänemark durchgemacht haben. Noch langſamer wie nach Oſten zu haben die deutſchen Stämme ſich auf der nordalbingiſchen Halbinſel auszudehnen vermocht. Nur mit Mühe wurden die ſlawiſchen Völkerſchaften aus Holſtein verdrängt, und noch viel ſpäter erſt gelang es der deutſchen Einwanderung in Schleswig, dem Dänenthum gegenüber Wurzel zu faſſen. Aber trotzdem, daß noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Grafen von Holſtein nach den Ordnungen des Reichs nicht einmal zu deſſen Fürſten im ſtaatsrechtlichen Sinne gezählt wurden, wußten doch dieſe faſt nur auf ihre eigene Kraft geſtellten Grafen aus dem ſchauenburgiſchen Hauſe ſich nicht nur nachdrücklich des Dänenthums zu erwehren, ſondern ſie drangen ſelbſt ſo ſiegreich vor, daß Graf Gerhard ſogar den däniſchen König abſetzen und ſich ſelbſt als den Vormund von deſſen minderjährigem Sohne einſetzen konnte. Gerhard erzwang es denn auch, daß Schleswig oder, wie es damals genannt war, „Süderjütland" nicht mit Dänemark vereinigt, ſondern daß er ſelbſt von dem däniſchen König damit belehnt wurde. Der Zwiſt um das Herzogthum Schleswig hörte damit freilich zwiſchen den däniſchen Königen und den holſteiniſchen Grafen noch lange nicht auf. Dänemark indeſſen, welches damals ſich auch vor der Hanſa beugen mußte, war zu ſchwach, um ſeine Anſprüche durchſetzen zu können, und ſo übertrug denn im Jahre 1386 Königin Margaretha den Grafen von Holſtein Schleswig als erbliches Lehen.

Aber auch hiermit hörte Schleswig nicht auf, der Zankapfel zu ſein. Die damaligen Regenten des Heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation bekümmerten ſich um dieſe Kämpfe entweder gar nicht oder ſie nahmen wie Kaiſer Sigismund ſogar Partei für Dänemark. Zum Glück kümmerte man ſich noch weniger als im Centrum des Reichs im äußerſten Norden um die Ausſprüche des Kaiſers, die Geſchicke gingen trotzdem ihren Gang. Die Folge der fortwährenden Fehden und der damit verbundenen Verwüſtungen, welche die Dänen über Schleswig brachten, war eine ganz naturgemäße, nämlich daß durch den gemeinſchaftlichen Kampf die Verbindung mit Holſtein nur immer mehr befeſtigt wurde. Auch würde das endliche Reſultat dieſes Kampfes ohne Zweifel ein für Schleswig-Holſtein und das deutſch-nationale Intereſſe nur glückliches geweſen ſein, wenn das Verhältniß zu Dänemark auch in den folgenden Jahrhunderten das gleiche geweſen wäre, wie zur Zeit der Schauenburger. Unglücklicherweiſe erfolgte jedoch im Jahre 1460 eine Vereinigung beider dadurch, daß König Chriſtian I., deſſen Mutter dem in Holſtein regierenden ſchauenburger Hauſe angehörte, beim Ausſterben der directen Deſcendenz der regierenden Linie mit Uebergehung der entferntern Agnaten auch in Schleswig und Holſtein zum Herzog gewählt wurde. Ein Colliſion der Intereſſen der deutſchen und däniſchen Lande war jetzt unvermeidlich, und die deutſche Entwickelung Holſteins, welches ohnehin nur in ſehr loſer Verbindung mit dem Deutſchen Reiche ſtand, mußte nothwendigerweiſe gehemmt werden. Schon damals meinte ein Zeitgenoſſe, der lübecker Chroniſt:

Alſo wurden die Holſten Dänen und verſchmähten ihren Erbherrn und gaben ſich mit gutem Willen ohne Schwertes Schlag unter den König von Dänemark, da ihre Ahnen und Vorfahren manches Jahr gegen geweſen waren und hinderten das mit wehrender Hand; denn ſie führten manchen Krieg und hatten manchen Streit mit den Dänen, wobei ihnen die Städte behülflich waren mit großem Volk und großen Koſten, darum, daß ſie keine Dänen ſein wollten. Auch war mancher Herr und Fürſt und ritterlicher Mann in dem Streit geblieben, und dazu ihre eigenen Ahnen, darum, daß ſie nicht wollten unterthänig ſein den Dänen, ſondern ſie wollten frei ſein. Und dieſe vorgeſchriebenen Stücke hatten die Holſten alle vergeſſen zu dieſer Zeit, und wurden mit Willen eigen, und das machte die Gierigkeit der Holſten und die Verſchlagenheit der Dänen, denn der König und ſein Rath kauften ſie mit Geld und mit Gabe und mit mancherlei Verſprechungen. So um Eigennutzes willen wurden ſie verblendet und gaben preis das gemeine Gut des ganzen Landes um kleinen Vortheils willen.

Kaiſer und Reich nahmen keine Notiz von dieſen Vorgängen, wol aber erfahren wir, daß ſchon damals der Kurfürſt von Brandenburg verſuchte, Holſtein für ſich zu gewinnen, jedoch wie bekannt ohne Erfolg.

An und für ſich war allerdings der Vertrag, kraft deſſen Chriſtian I. Schleswig-Holſtein erwarb, ſeinem Wortlaute nach ganz danach angethan, um den Herzogthümern ihre Selbſtändigkeit zu wahren, aber daß die

Könige von Dänemark ſich nicht immer durch dieſen Vertrag gebunden erachteten, zeigte der ſpätere Verlauf der Geſchichte, am deutlichſten in der Neuzeit. Im Anfang ging wol alles gut, die Verbindung beider Länder war nur eine Perſonalunion, und da Dänemark ſowol wie die Herzogthümer Wahlreiche waren, ſo war ſelbſtverſtändlich ſchon durch dieſen Umſtand die königliche und beziehungsweiſe herzogliche Gewalt in gewiſſe Grenzen eingeſchränkt. In der nächſten Folgezeit kam es der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Herzogthümer ſehr zu ſtatten, daß nach Chriſtian's Tode in den letztern deſſen beide Söhne, Johann und Friedrich, zugleich gewählt wurden und dort gemeinſchaftlich regierten. Dieſer Zuſtand erhielt ſich bis in das vorige Jahrhundert. Neben der königlichen Linie beſtand fortwährend eine herzogliche, die ſich ſpäter in mehrere Linien theilte (die Hauptlinien waren die gottorper und die ſonderburger Linie), und dieſe herzogliche Linie wußte ſich lange Zeit in einem gewiſſen Antheile der Regierung und Verwaltung der Herzogthümer zu behaupten. An ihr war den nationalen Beſtrebungen ein feſter Mittelpunkt gegeben und den däniſchen Gelüſten gegenüber vermochten es die Herzoge leichter, im Auslande Hülfe zu erlangen, als dies einer lediglich vom Volke ausgehenden Erhebung möglich geweſen wäre.

So finden wir denn, daß in den Kriegen, welche Dänemark führte, die Herzogthümer bald eine neutrale Stellung einnahmen, bald ſich mit den Feinden der Dänen, mit Schweden, der Hanſa u. ſ. w. verbanden. Daß die däniſchen Könige alles aufboten, um dieſe ſelbſtändige Stellung der Herzogthümer zu untergraben, war nur zu natürlich. Zwar ward noch Chriſtian II. nach langem Streite genöthigt, die Rechte der ſchleswig-holſteiniſchen Stände, namentlich auch ihr Recht, ſich ihren Herzog ſelbſt zu wählen (freilich nur aus den Mitgliedern des regierenden oldenburgiſchen Hauſes) anzuerkennen. Wir finden denn in der Folge wieder neben dem König auch einen in den Herzogthümern reſidirenden Herzog, die beide gemeinſchaftlich regierten. Aber ſchon 1623 ſetzte es Chriſtian IV. durch, nicht nur daß die Kriegshülfe der Herzogthümer verdoppelt, ſondern auch daß dieſelbe auch auf Offenſivkriege ausgedehnt ward. Freilich mußte ſein Nachfolger Friedrich III. der durch Schweden geſtützten herzoglichen Linie die Conceſſion machen, daß im Roeskilder Frieden (1658) die Lehnshoheit Dänemarks über die herzogliche (gottorper) Linie aufgehoben wurde. Dies hatte jedoch nur Beſtand bis zum Jahre 1675, wo infolge des Rendsburger Vergleichs Herzog Chriſtian Albrecht in die Aufhebung der Souveränetät von Schleswig zu willigen gezwungen war.

Im Jahre 1679 in den Friedensſchlüſſen zu Fontainebleau und zu Lund hatten es die Herzoge wiederum der franzöſiſchen und ſchwediſchen Unterſtützung zu danken, daß die Beſtimmungen des Roeskilder Friedens von neuem beſtätigt wurden. Im Jahre 1684 wurden aber die fraglichen Friedensartikel ſchon wieder verletzt, Chriſtian V. zog auch den herzoglichen Theil von Schleswig ein und vereinigte ihn mit dem königlichen, eine Einverleibung in Dänemark wagte er jedoch nicht vorzunehmen. Wol aber traf er mehrere Anordnungen, welche eine nähere Vereinigung anbahnen ſollten; ſo führte er namentlich die däniſche Flagge in Schleswig ein. Auch dieſe Verletzung der roeskilder Friedensartikel wurde jedoch durch den Altonaer Vergleich von 1689 wieder beſeitigt. Im Jahre 1713 endlich zog König Friedrich IV. von neuem die herzoglichen Lande ein und dabei verblieb es denn auch in Betreff Schleswigs, ja die Vereinigung des herzoglichen Schleswig mit dem königlichen wurde ſogar von England und Frankreich garantirt, in Holſtein jedoch mußten der gottorpſchen Linie zufolge einer kaiſerlichen Entſcheidung ihre Beſitzungen belaſſen werden. Hörte aber damals auch die Souveränetät der herzoglichen Linie in Schleswig auf, ließen ſich die Stände in Schleswig auch bereit finden, dem Könige zu huldigen, ſo war doch niemals von einer Aenderung oder gar Anerkennung einer neuen Erbfolge, von einem Uebergange der Herzogthümer auf die weibliche Linie, wie ſolches in Dänemark anerkannten Rechtens war, die Rede. Die gottorper Linie hat, nachdem ſie den ruſſiſchen Thron beſtiegen, auf alle Erbanſprüche an die Herzogthümer verzichtet, die ältere ſonderburger Linie iſt ausgeſtorben, und ſo bleibt denn nur die jüngere ſonderburger (auguſtenburger) Linie übrig und der einzig rechtmäßige Kronprätendent iſt dermalen Herzog Friedrich VIII. Dieſes Erbrecht der herzoglichen Linie hat man däniſcherſeits im Grunde nie zu beſtreiten gewagt. Nach Auflöſung des Deutſchen Reichs hat im Jahre 1806 Chriſtian VII. ein Patent erlaſſen, nach welchem er die unbeſchränkte Souveränetät in allen ſeinen Landen ungetheilt in Anſpruch nahm. Auf erhobene Einſprache des Herzogs von Auguſtenburg wurden jedoch die Ausdrücke dieſes Patents ſofort geändert und unverfängliche Wendungen, welche dem eventuellen Erbrecht nicht zu präjudiciren vermochten, an deren Stelle geſetzt.

Erſt in den zwanziger Jahren jedoch begannen in den Herzogthümern die Verfaſſungskämpfe und das Erſtreben einer freiern Selbſtändigkeit und größern Unabhängigkeit von Dänemark. Im Jahre 1822 gelangte die holſteiniſche Frage zum erſten male an den Bundestag und damals wie bis in die neueſte Zeit war es immer nur das „alte Recht", was Stände und Volk verlangten. Erſt in der neueſten Zeit aber, als einestheils das Ausſterben der königlichen Linie im Mannesſtamme immer wahrſcheinlicher und damit der Zeitpunkt der Trennung von Dänemark immer näher gerückt wurde, und anderntheils durch den Aufſchwung, welchen der nationale Sinn im großen deutſchen Mutterlande nahm und durch deſſen Rückwirkung auch auf den holſtein-ſchleswigſchen Stamm, wurde mit dem ſchärfern Gegenſatz gegen das jetzt als Fremdherrſchaft betrachtete Dänenthum auch der Kampf ein nachhaltigerer und erbitterterer. Je deutlicher auf ſeiten der Herzogthümer die Neigung zur Abtrennung hervortrat, um ſo eifriger ſuchten die Dänen wenigſtens in Schleswig feſten Fuß zu faſſen. Da ſie aber nur an wenigen Punkten Sympathien fanden, ſo begann ſich ihrer

eine wahrhaft kindiſche Verfolgungs- und Terroriſtrungsſucht zu bemächtigen.

Das Buch ſchließt mit Ende 1863 und führt uns alſo bis zum Ausbruche des letzten Kriegs. Es iſt trefflich geeignet, auch den ganz Unkundigen in dieſer verwickelten Erbfrage gehörig zu orientiren, und zwar ohne dem Leſenden ſonderliche Mühe zu machen; es lieſt ſich leicht und durch die beigefügten genealogiſchen Tafeln wird das Verſtändniß der im Laufe der Erzählung berührten Geſchlechtsverzweigung der oldenburgiſchen Dynaſtie ſehr erleichtert, da namentlich die den Tafeln beigefügten kurzen Notizen die Regierungsaufeinanderfolge ſowol im Königreiche als in den Herzogthümern ſehr anſchaulich machen.

2. Geſchichte Schleswig-Holſteins. Von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutſchen Volke erzählt von Cajus Möller. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drängt das Waitz'ſche Buch, welches freilich, wie ſchon hervorgehoben, nur ein Auszug aus dem größern Werke deſſelben Verfaſſers iſt, die Begebenheiten eng zuſammen und ſtrebt mit einer gewiſſen Eile der Neuzeit zu, um uns an der Hand der geſchichtlichen Vorgänge zu der rechtlichen Ueberzeugung zu bringen, daß die Anſprüche des Herzogs Friedrich von Auguſtenburg auf die ſchleswig-holſteiniſchen Lande ganz unbeſtreitbar ſeien, ſo behandelt dagegen Möller auch die frühere ſchleswig-holſteiniſche Geſchichte mit der gleichen Ausführlichkeit. Möller verfolgt ſichtbar einen andern Zweck. In ihm glüht eine ſittliche Entrüſtung über die däniſche Herrſchſucht und Anmaßung von Anfang an, und er vermag es nicht zu verſchmerzen, daß die im Mittelalter mehrmals wiedergekehrte günſtige Gelegenheit, dem Königreich Dänemark den Garaus zu machen oder wenigſtens die däniſchen Eroberungsgelüſte ein für allemal gründlich zu beſeitigen, nie benutzt worden iſt. Er erhebt aus dieſem Grunde öfters harte Anklagen gegen die holſteiniſche Ritterſchaft, an der es hauptſächlich gelegen, daß jenes Ziel nicht verfolgt und nicht erreicht worden. Er tadelt aufs bitterſte ihre politiſche Kurzſichtigkeit nicht nur, ſondern auch ihre ſittliche Verworfenheit, ihre Habſucht und Verkäuflichkeit, ſowie endlich ihre Undankbarkeit, namentlich da, wo ſie ſich dazu hergab, das treue Lübeck, welches ſo oft gemeinſchaftlich mit Holſtein die däniſchen Könige bekriegte, im Bunde mit Dänemark zu bekämpfen und die ſchon wankende Macht des einſt ſo gefürchteten Hauptes der ſtolzen Hanſa noch ſchneller zum Verfall zu bringen. Der Verfaſſer vergißt nicht mit bitterm Schmerze zu betonen, wie es in Holſtein lediglich die Schuld der Adelsariſtokratie geweſen ſei, daß es zum Bunde mit und bald zur Unterwerfung unter Dänemark gekommen ſei, da der Adel lieber unter einem Könige ſtehen mochte als neben und vereint mit einer Demokratie gegen fremde Uſurpation kämpfen.

Um uns die vielen politiſchen und kriegeriſchen Verwickelungen ſowie die Motive, welche die holſteiniſchen Grafen und ſpätern ſchleswig-holſteiniſchen Herzoge und den nicht immer Hand in Hand mit dem Landesherrn gehenden holſteiniſchen Adel leiteten, anſchaulicher zu machen, beſchränkt ſich der Verfaſſer nicht allein auf die Darſtellung der Geſchichte Schleswig-Holſteins, ſondern er geht oft auch ſehr ausführlich auf die Geſchichte der mit Schleswig-Holſtein in ſo vielfach enge Berührung kommenden Nachbarſtaaten ein. Neben Dänemark wird beſonders Lübecks vielfach gedacht, und gelegentlich der großen Kriſis zu Zeiten Wullenweber's erfahren wir ſehr vieles über Lübecks Zuſtände. Dadurch verliert der Leſer leicht den Faden der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchicke, und ſchon aus dieſem Grunde mußte Waitz, der ſeinen Zweck keinen Augenblick aus den Augen verliert, ſich der Einſchaltung ſolcher Epiſoden enthalten. Ebenſo fällt es ſchon bei oberflächlicher Aufmerkſamkeit in die Augen, daß der Verfaſſer bei einigen Lieblingshelden etwas gar zu gern weilt und ihnen im Verhältniß zu dem, was ſie ihrem Lande waren, und im Verhältniß zu dem Raum, auf den er nach der Anlage ſeines ganzen Werks für Specialitäten und einzelne Perſonen angewieſen iſt, mehr Zeit widmet als bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind wol auf ſie fallen ſollte. So in der Schilderung des Grafen Gerhard des Großen von Holſtein. Auf der andern Seite darf freilich nicht verſchwiegen werden, daß das Buch an Anziehungskraft gewinnt durch die lebendige, manchmal faſt poetiſche Schilderung einzelner Epiſoden aus der Geſchichte Holſteins und der angrenzenden Länder. So iſt namentlich der große Krieg der Dänen und Holſten gegen die Dithmarſchen, die ſchon erwähnte Kriſis in Lübeck unter Wullenweber und anderes ſehr gut erzählt. Das Waitz'ſche Buch iſt in einem weit trockenern Tone geſchrieben, aber dafür hat der Leſer auch nicht zu beſorgen, daß er durch Einzelheiten von ſeinem Wege abgeführt wird.

So viel ſteht indeſſen feſt, daß, wenn Waitz mehr im Auge hat, das auguſtenburgiſche Erbrecht einleuchtend zu machen, das Möller'ſche Buch mehr geeignet iſt, den nationalen und patriotiſchen Zorn in ganz Deutſchland wach zu rufen über das kleine kecke Dänemark, welches in wahrer Freibeuterart den deutſchen Rieſen beſtahl, als er gerade ſchlummerte. Erwachte bei einer oder der andern Gelegenheit der Rieſe oder zuckte er ſelbſt nur im Traume unwillkürlich mit den mächtigen Gliedern, ſo verfehlte zwar der kleine Eindringling nicht, ſich in gehörige Entfernung zu poſtiren, damit er nicht Gefahr laufe erſchlagen oder erdrückt zu werden; aber großmäulig zu prahlen und keck zu verhöhnen aus ſicherm Schlupfwinkel oder im Vertrauen auf mächtige Helfer hat er nie unterlaſſen. Dieſe liebenswürdige Eigenſchaft unſers nordiſchen Nachbars in das hellſte Licht zu ſtellen hat der Verfaſſer ſich viele Mühe gegeben und nie verſäumt, bei den einzelnen geſchichtlichen Vorgängen ſcharf darauf hinzuweiſen, wie die däniſchen Könige ganz dem Charakter ihres Volks entſprechend ihre politiſche Handlungsweiſe einrichteten und es namentlich Holſtein gegenüber an Treuloſigkeiten aller Art nie fehlen ließen. In der Vorzeit hatten ſie die Ueberzeugung erlangt, daß ſie Holſtein und ſelbſt Schleswig mit dem Schwerte zu unterwerfen nie Kraft und Macht genug haben würden, es mußte alſo zu andern Mitteln gegriffen werden. Den großen Zweck zu erreichen, dazu dünkten

ihnen alle Mittel gut, und das muß auch der Feind anerkennen, ihre Zähigkeit und Ausdauer in Verfolgung ihres Ziels iſt wahrhaft bewundernswerth. Allein das Erwachen des nationalen Geiſtes in Deutſchland machte der Mühe und Arbeit von Jahrhunderten in, wenn man das Widerſtreben mancher deutſchen Fürſten erwägt, verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Ende. Der Verfaſſer verſäumt es hier nicht, in dankenswerther Weiſe die erſten Regungen des nationalen Geiſtes und damit das Verlangen nach einer Trennung von Dänemark zu ſchildern. Der erſte und gewaltigſte, leider jetzt wenigſtens in Deutſchland ſchon ziemlich vergeſſene Agitator Uwe Jens Lornſen wird hier eingehend beſprochen und ſeinen Verdienſten ein warmes Lob gezollt. Nun, was Lornſen anſtrebte, nationale Selbſtändigkeit wäre erreicht; was die nächſte Zeit aber uns weiter bringen wird, darüber laſſen ſich bisjetzt freilich nur Vermuthungen hegen. Das eine aber ſcheint uns in dem jetzigen Stadium der Ungewißheit tröſtlich, daß einer Wiederkehr der däniſchen Herrſchaft ein für allemal ein Ende gemacht iſt. 2.

Baron von Müller's Werk über Mexico.

Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Von Baron J. W. von Müller. Dritter Band. — A. u. d. T.: Beiträge zur Geſchichte, Statiſtik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiſerreichs und einem Profil des Iſthmus von Tehuantepec. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr.*)

Mit dem vorliegenden Bande hat nun Müller's Reiſewerk ſeinen Abſchluß gefunden. Derſelbe wird eröffnet durch eine ziemlich vollſtändige Geſchichte Mexicos von den früheſten Zeiten an, in welche die Urkunden und Sagen reichen, worauf dann die Darſtellung der ſtatiſtiſchen Verhältniſſe folgt, deren praktiſche Wichtigkeit in der Gegenwart einleuchtet; ein reichhaltiges Verzeichniß der Wirbelthiere Mexicos bildet den Schluß.

Der hiſtoriſche Abſchnitt beginnt mit einer wol erſchöpfenden Aufzählung der Geſchichtsquellen; dann werden die Schickſale des merkwürdigen Landes vor der ſpaniſchen Eroberung geſchildert. Die erſten Beſitzer deſſelben waren die Olmeken und Chicalanken, die Tolteken wären nach Clavigero um die Mitte des 7. Jahrhunderts, nach Ixtlilxochitl ſchon 387 n. Chr. eingezogen und ihre Herrſchaft ſei 959 n. Chr. zu Ende gegangen. Zuerſt wohnten ſie in Tulantzingo, im Jahre 510 gründeten ſie Tula, von welcher Stadt ſie ihren Namen herleiten: Tolteken, Bewohner von Tula. Dieſes gewerbkundige Volk ſoll von Weſten, aus Aſien gekommen und an der Küſte des Stillen Oceans gelandet ſein; der Wuchs der Tolteken ſei hoch und ſchlank, ihre Hautfarbe weiß, ihr Geſicht bärtig geweſen — Angaben, die kaum ſo wörtlich zu nehmen ſind, wie denn überhaupt Ixtlilxochitl, dem der Verfaſſer wol zu ausſchließlich folgt, europäiſche Anſchauungen, Ideen und Traditionen mehrfach auf die Geſchichte ſeiner Vorfahren übertragen hat. Die Tolteken hätten ferner ein höchſtes Weſen angebetet und als deſſen Symbole Sonne und Mond verehrt. Hunger, Seuchen und Empörungen führten den Untergang ihres Reichs herbei, die Uebriggebliebenen wanderten großentheils aus. Wenige Jahre darauf, nämlich 963 n. Chr., ſeien die mächtigen und zahlreichen Chichimeken unter ihrem König Xolotl erſchienen, der eine Verſchmelzung der eingewanderten Stämme mit dem Reſt der Tolteken herbeiführte und — wie ſeine Nachfolger — deren Geſittung auf jene zu verpflanzen bemüht war. Jahrhunderte gingen vorüber, die weiten Provinzen erhielten immer andere Namen, und neue Völker erſchienen in Anahuac, darunter die Azteken, und im 15. Jahrhundert ſehen wir das Reich in drei Theile unter drei Fürſten getheilt, deren mächtigſter der König von Texcoco, der tapfere und weiſe Netzahualcoyotzin war, die beiden andern hießen die Könige von Mexico und Tlacopan. Der erſte König Mexicos war Itzcoatzin, welcher 1440 ſtarb, als Anahuac ſeine höchſte Blüte und größte Bevölkerung erreicht hatte und bis zu den Gipfeln der Berge angebaut war. Im Jahre 1503 kam der Oberprieſter Motecuhjoma (Montezuma) hauptſächlich durch den Einfluß des Königs von Texcoco und mit Verdrängung des legitimen Thronfolgers zur höchſten Gewalt, und führte, nachdem letzterer in der Schlacht gefallen, ein despotiſches Regiment und pompöſes, erniedrigendes Hofceremoniell ein. Excurſe über den Kalender, die Sprache, Religion und den Cultus der Azteken und ſpecielle chronologiſche Regiſter beſchließen dieſe Ueberſicht der Geſchichte Anahuacs vor der Ankunft der Spanier.

Es gab Seminarien für Erziehung der Jugend und Klöſter für Männer und Frauen, dem aztekiſchen Heiligen Quetzalcoatl geweiht, mit ſtrenger Aſceſe. Die Prieſterſchaft Mexicos ſtrebte dahin, ihren Göttern und ihrem Cultus die unbedingte blutige Herrſchaft über alle andern zu erringen und machte durch ihre herzloſe Politik, ihre Schlächtereien und zahlloſen Menſchenopfer die Azteken bei allen umwohnenden Völkern verhaßt. Der Ackerbau ſtand bei ihnen auf keiner hohen Stufe, Viehzucht war unbekannt, Jagd und Fiſchfang hingegen wurden mit viel Geſchick betrieben. Die Paläſte der Könige waren zahlreich und prächtig.

Der Conquiſtador Cortez war als der Sohn eines Schildknappen im ſelben Jahre zu Medolin in Eſtremadura geboren worden, in welchem der große Tempel von Mexico vollendet und mit dem Blute von 80000 Menſchenopfern eingeweiht war. Die Ereigniſſe ſeines Lebens ſind bekannt; ſeine Kühnheit, Treuloſigkeit und geſchickte Benutzung der Umſtände, beſonders auch des Haſſes der andern Völker gegen die Azteken, machten ihn endlich zum Herrn von Mexico und ließen ihn auf den Ruinen der Aztekenherrſchaft das Banner Spaniens aufpflanzen. Er ſelbſt führte auf ſeiner erſten Expedition eine Fahne mit rothem Kreuz auf blauem und ſilbernem Grunde mit der Deviſe: „Laßt uns dem Kreuze folgen, denn ſo wir Glauben haben, werden wir in dieſem Zeichen ſiegen", und gab den Indianern vor, er bedürfe Gold, um damit eine

*) Vgl. die Beſprechung des erſten Bandes in Nr. 29 d. Bl. f. 1864, des zweiten in Nr. 4 f. 1865. D. Red.

unter ſeiner Mannſchaft herrſchende Herzkrankheit zu heilen. Schon bei der erſten Landung der Spanier an der mexicaniſchen Küſte, ein paar Jahre vorher, waren namentlich unter den Tolteken alte Sagen aufgetaucht: vom Reichsuntergang durch die Söhne des Lichts, welche nicht verfehlen konnten, die Unruhe Montezuma's zu ſteigern, deſſen Reich durch Parteiung und den Groll der unterjochten Völker bereits erſchüttert war und endlich den wiederholten Angriffen der Spanier und ihrer Bundesgenoſſen unterlag.

Im Jahre 1535 wurde von der ſpaniſchen Regierung als erſter Vicekönig Don Antonio de Mendoza eingeſetzt; die ſpaniſche Herrſchaft währte bis 1821, in welchem Jahre der letzte ſpaniſche Vicekönig Don Juan O'Donoju, als er bei ſeiner Landung in Veracruz das ganze Land revolutionirt fand, mit Iturbide den Tractat von Cordova ſchloß, und am 28. September in der Hauptſtadt die Unabhängigkeitsacte unterzeichnete. Nachdem der Verfaſſer die ganze Reihe der Vicekönige angeführt, wirft er einen Rückblick auf die ſpaniſche Verwaltung mit ihrer ſtrengen Abgeſchloſſenheit, ihrer Beſchränkung der Induſtrie und des Verkehrs und der übergroßen Macht der Geiſtlichkeit.

In einem dritten Abſchnitt läßt derſelbe die Geſchichte Mexicos ſeit der Losreißung von der ſpaniſchen Krone an uns vorübergehen. Lange Jahre zuvor waren ſchon infolge der durch Napoleon I. im Mutterlande heraufbeſchworenen Ereigniſſe freiheitliche Bewegung und Verſuche zur Abſchüttelung der ſpaniſchen Herrſchaft in Mexico eingetreten. Der erſte im Jahre 1811 war der des Pfarrers Hidalgo y Coſtilla, des „amerikaniſchen Generaliſſimus", wie er ſich ſelbſt nannte, und endete mit deſſen Niederlage und ſeiner Erſchießung, ſowie der ſeiner vorzüglichſten Anhänger. Dann folgte der Aufſtand des Morelos, der ebenfalls niedergeſchlagen wurde; hierauf traten Iturbide und Guerrero auf den Schauplatz, von welchen der erſtere nach der Promulgation der Unabhängigkeitsacte 1821 von der Junta zum Generaliſſimus zu Land und zur See ernannt wurde und ſich im nächſten Jahre von der Armee zum Kaiſer ausrufen ließ — eine Herrlichkeit, die nur kurze Zeit dauerte und mit dem Untergang Iturbide's endigte, welcher, der Kaiſerwürde verluſtig erklärt und nach Europa verwieſen, 1824 erſchoſſen wurde, als er den Verſuch gemacht hatte, wieder in Mexico einzudringen. Vicente Guerrero, anfänglich Anhänger und Mitkämpfer Iturbide's, welcher deſſen Erhebung auf den Kaiſerthron unterſtützt hatte, weil er die Monarchie für nothwendig hielt, ſagte ſich wegen deſſen Hinneigung zum Abſolutismus von ihm los und half ſeinen Sturz mit herbeiführen. Den Präſidentenſtuhl der Republik, auf welchen er erhoben wurde, behauptete er nur ein Jahr, worauf ihn der Congreß für „unmöglich" erklärte, eine Wendung, zu welcher der Vicepräſident Buſtamente weſentlich mitgewirkt hatte. Im Bürgerkrieg, der darüber ausbrach, wurde Guerrero durch einen genueſiſchen Kapitän, welcher ihn auf ſeine Brigantine eingeladen hatte; verrätheriſcherweiſe ſeinen Feinden ausgeliefert und 1831 erſchoſſen. Elf Jahre ſpäter, unter Santa-Anna decretirte der Congreß, „daß Guerrero ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe" und befahl, ſeine Aſche nach der Hauptſtadt zu bringen und ſie „in der Urne beizuſetzen, welche die Aſche der vorzüglichſten Heroen der Unabhängigkeit enthält". Buſtamente, der kurze Zeit als Vicepräſident die höchſte Gewalt ausgeübt hatte, unterlag im Kampfe gegen Santa-Anna, der ihn proſcribirte und des Landes verwies, kehrte aber nach Santa-Anna's Sturz 1837 nach Mexico zurück und wurde aufs neue zum Präſidenten gewählt. Später wieder nach Europa geflüchtet und abermal nach Mexico zurückgekommen, wurde er noch einmal von dem zum Dictator erhobenen Santa-Anna beſiegt, auf welchen unter fortgeſetzten Wirren eine Reihe wenig bedeutender Präſidenten folgte, bis unter Juarez die Republik der franzöſiſchen Invaſion unterlag und ein Kaiſerthron errichtet wurde, auf den der öſterreichiſche Erzherzog Maximilian erhoben ward. Es iſt die Frage, ob dieſer von den beſten Intentionen beſeelte Fürſt vermögen wird, dem ſeit langer Zeit durchwühlten, in Parteiung verfallenen Lande den Frieden und die geſicherten Zuſtände zu verſchaffen, ohne welche eine Entwickelung ſeiner reichen Mittel unmöglich iſt. Die Spannung Mexicos mit Frankreich datirt übrigens von lange her; bereits 1838 war ſie ſo weit gediehen, daß franzöſiſche Flotten die mexicaniſchen Häfen blokirten, das Fort von Ulloa nahmen und 1839 eine Entſchädigungsſumme erzwangen.

In dem ſtatiſtiſchen Abſchnitt unterſucht der Verfaſſer zuvörderſt die geographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſe des Reichs, welche eine geſchloſſene, wenig gegliederte Ländermaſſe mit ſparſamen Inſeln und Buchten und daher nur geringer Küſtenentwickelung umfaßt; letztere iſt etwas günſtiger in der Südſee, wo ſich die beſſern Häfen befinden, als im Mexicaniſchen Golf. Die ehemals großen und waſſerreichen Seen werden fortwährend kleiner und ſeichter. S. 343 gibt der Verfaſſer die Hauptgegenſtände der Einfuhr aus fremden Ländern an; die Bevölkerung, im Jahre 1810 etwas über 6 Millionen ſtark, hat trotz der Losreißung von Texas bereits 1858 8 Millionen überſtiegen. Von den eigenthümlichen Krankheiten des Landes werden namentlich das Gelbe Fieber, das Schwarzbrechen (Vomito prieto) und das Mal de pintos geſchildert, ein höchſt widerwärtiges Hautübel, wo die erkrankten Stellen zuerſt weiß, bläulich, roth und ſpäter gänzlich zerſtört werden.

In den Hauptſtücken, welche von den Maßen, Gewichten, Münzen und den Minen handeln, findet ſich die auffallende Angabe, daß die Azteken eine Art Scheidemünze beſeſſen haben, beſtehend in einer kleinen Kupferplatte in der Form der Mondſichel mit einem Stiele, ganz von der gleichen Geſtalt, wie man ſolche Münzen jetzt noch in manchen Ländern Centralafrikas von Eiſen gebraucht. Das zum Ackerbau und zur Viehzucht benutzte Terrain nimmt kaum den achten Theil der Bodenfläche ein, und auch dieſer iſt nur oberflächlich und wenig rationell bearbeitet. Künſte und Gewerbe haben ſich in neuerer Zeit ziemlich gehoben, ſo namentlich Buchdruckerei,

Lithographie, Zeichenkunst, Malerei, Sculptur, Kupferstecherkunst, Buchbinderei; man baut elegante Wagen und verfertigt hübſche Möbel, auch Eiſen-, Meſſing- und Kupferarbeiten, ſowie Gold- und Silberſchmuck in vorzüglicher Güte und Schönheit. Die Landſtraßen hingegen ſind meiſt in bedauernswerthem Zuſtande und die öffentliche Sicherheit läßt viel zu wünſchen übrig. Der Verfaſſer glaubt, daß der Waarentransport im Innern durch Einführung des einhöckerigen Kamels ſehr erleichtert werden könnte, und hält deſſen Acclimatiſation für ausführbar.

So klein das Bedürfniß nach Unterricht iſt, ſo können demſelben doch die Primärſchulen wegen ihrer geringen Zahl und wol auch wegen ihrer Beſchaffenheit nicht genügen. Das letztere gilt auch von den höhern Lehranſtalten, welche die abſolvirten Baccalaurei und Doctoren meiſtens ziemlich unwiſſend verlaſſen. In der ganzen Republik erſcheinen keine funfzig Zeitungen, eine für Umfang und Bevölkerung derſelben ſehr geringe Zahl. Juſtiz und Verwaltung bewegten ſich wenigſtens bis auf die letzte Zeit in einem planloſen, nur leeren Formen genügenden Mechanismus, der weder zu den Verhältniſſen, noch zum Volkscharakter und Bildungszuſtand paßt. In Betreff der Armee, in welcher namentlich Santa-Anna zahlreiche und große Organiſationsänderungen vornahm, kann der Verfaſſer nur anführen, daß nach den Rapporten des Kriegsminiſters von 1856 der Präſenzſtand aller Waffengattungen blos 11714 Mann betrug; die etatmäßige Stärke, welche auch im letzten Kriege gegen die eindringenden Franzoſen nie erreicht wurde, ſollte über 91000 Mann betragen; dabei iſt die Zahl der Generale und Oberſten — zu welchen Chargen wegen der verdächtigſten Dienſte ſo viele Urheber der Pronunciamentos und Militärrevolutionen ernannt wurden — über alles Verhältniß groß. Die Flotte zählte in den letzten funfziger Jahren nur 14 kleine Schiffe mit 60 Kanonen.

Dem Naturforſcher wird Mexico noch lange Zeit reiche Ausbeute gewähren. Die ſo mannichfaltigen Verhältniſſe des Landes mit ſeinen mächtigen, weit über die Schneegrenze ragenden Gebirgen, ſeinen Urwäldern und Seen, ſeinen ausgedehnten Llanos mit üppigſtem Graswuchs, ſeinen Bergſtrömen einerſeits, ſeinen Sümpfen und Salzlagunen, den ſandigen Küſtenſtrichen andererſeits, laſſen einen ungemeinen Reichthum der Thier- und Pflanzenformen zu. In Mexico iſt merkwürdigerweiſe die nordiſche Fauna wie ein langer Keil in die ſüdliche eingekeilt; nordiſche Thiere und Pflanzen leben auf dem Hochlande von Anahuac, und ſüdliche Organismen kommen in den heißen Niederungen weit nach Norden vor: ſo Affen, Coatis, kletternde Stachelſchweine, Gürtelthiere, Ameiſenbären, Troponiden, Tucans und Kolibris. Und auf dem Plateau leben Bären, Waſchbären, der Biſon, die Gabelantilope und die dem Norden angehörenden Certhien, Meiſen und Loxien. Die oceaniſche Thierbevölkerung zerfällt in zwei ganz verſchiedene Gebiete; die Formen des Mexicaniſchen Golfs ſind die des tropiſchen Theils des Atlantiſchen Meers, die Formen der Weſtküſte, des Stillen Oceans ſind von ihnen ganz verſchieden; Manatus findet ſich nur im Atlantiſchen, Halicore nur im Stillen Ocean. In ſeinem Verzeichniß der Wirbelthiere Mexicos führt der Verfaſſer 106 Säugthiere, 611 Vögel, 269 Reptilien und Amphibien, 143 Fiſche an, und es fällt dabei auf, daß ſich verhältnißmäßig nur wenige neue Species darunter finden — ein Umſtand, der ſich aus dem Verluſt des größten Theils der Sammlungen des Verfaſſers erklärt. Die letzten beiden Abtheilungen des dritten Bandes, nämlich die geographiſch-ſtatiſtiſche und die zoologiſche, ſind übrigens nur Vorläufer einer viel umfaſſendern, ſpeciellen Bearbeitung, welche nach der Ankündigung des Verfaſſers bald erſcheinen ſoll und welche wol für die Statiſtiker und Zoologen vieles Werthvolle bringen wird.

Maximilian Perty.

Unterhaltungsliteratur.

1. Am Ufer. Geſammelte Novellen von Mathilde Quednow. Münſter, Brunn. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eins jener ſeltenen Bücher, das man ohne Uebertreibung als eine Oaſe bezeichnen kann. Das Vorbild der Verfaſſerin war Paul Heyſe, der uns ſo viele anmuthige Seelen- und Landſchaftsmalereien beſchert; doch hat ſie den münchener Poeten, deſſen Schwäche bekanntlich in einer gewiſſen Geziertheit beſteht, inſofern übertroffen, als ſie ſich von einer Malerin zur Darſtellerin erhoben und nicht nur ſchöne Schatten, ſondern wirkliche Charaktere darbietet. Vielleicht wird man uns entgegenhalten: auch Frau Quednow ſchreibt mit Glacéhandſchuhen; immerhin, wir möchten darauf erwidern: in dieſem Glacéhandſchuh ſteckt doch eine nervige Hand. Der ſinnige Leſer kann ſich freuen, einmal etwas anderes zu finden, als die ewig guten und ſchlechten Menſchen, als das immerwährende Edle, das triumphirt, und das Böſe, das am Schluß beſtraft wird. Jeder Menſch trägt im Buſen ein Räthſel, und die Verfaſſerin ſtellte ſich meiſtens die Aufgabe: den Leſer ſolche Räthſel löſen zu laſſen. Wäre auch dieſe Aufgabe eine für ihr Talent zu hohe geweſen, ſo müßte doch die Kritik, ſchon um ihres höhern Flugs willen, ihr dankbar ſein und lobend den weißen Raben anerkennen; allein ſie hat erreicht, wonach ſie geſtrebt, die Flügel ihres Geiſtes ſind nicht erlahmt.

Wir finden vier Novellen: „Eugenie“, „Auf dem Walde“, „Vergeltung“, „Zwiſchen Bergen und Seen“. Unſere Abſicht kann nicht ſein, den Inhalt derſelben wiederzugeben. Jede ſteht da wie ein Kunſtwerk, aus einem Guſſe; beſonders die erſte und zweite möchten wir kleine Muſterſtücke nennen. Die Unterhaltung am Theetiſche über Malerei, die ſchlichte und ergreifende Erzählung des Arztes Halmer, das Wiederſehen zwiſchen Lothar, dem Dichter, und Baron Waldemar, dem Geſandten, und endlich die Stimmungen, welche daraus für Lydia erwachſen — alles das gewinnt mehr und mehr, wenn man es wiederholt geleſen. Vielleicht hätte Frau Quednow der dritten und vierten Erzählung ein noch knapperes Gewand

anlegen können, doch finden ſich gerade in dieſen Stücken ſo manche treffliche Ausſprüche, daß wir uns nicht verſagen können, wenigſtens zwei derſelben hier folgen zu laſſen:

Wenn der Mann ſich einen Beruf, eine ſeinen Fähigkeiten und Neigungen gemäße Thätigkeit wählt, ſo erſcheint er dabei in ſeinem angeborenen Recht und kein Menſch zerbricht ſich den Kopf über die Entſtehungsgeſchichte ſeines Entſchluſſes, oder vermuthet, daß derſelbe aus einer Enttäuſchung oder Entſagung hervorgegangen. Bei Frauen dagegen nimmt man unbedenklich an, daß ſie ein getäuſchtes oder gebrochenes Herz in der Bruſt tragen müſſen, wenn ſie auf den Gedanken verfallen, andere Kinder erziehen zu wollen als ihre eigenen, andere Kranken zu pflegen als ihre Ehegatten, oder andere Künſte auszubilden als die des Gefallens. Arme Frauen, denen man es nicht zutraut, aus freier Entſchließung einen Beruf zu wählen, welcher nicht der Beruf ſchlechtweg für ſie iſt! Und dennoch liegt, wie geſagt, ein Korn Wahrheit an dieſer landläufigen Meinung, wie in den meiſten Trivialitäten, wäre es auch nur die Anerkennung, daß, wo der Mann nach Gründen und Berechnungen entſcheidet, die Entſchließungen des Weibes allemal aus einem leeren oder angefüllten, einem freien oder gefeſſelten, befriedigten oder getäuſchten, immer aber aus dem Herzen hervorgehen.

Ehre dem Weibe, das ſich durch den Schmerz und die Täuſchung, ſtatt zu egoiſtiſcher Bitterkeit, zur Arbeit der Liebe oder der Thätigkeit des Geiſtes treiben läßt; wenn es aber in beide nur und nichts weiter als Schmerz und Täuſchung hineinträgt, ſo werden ſeine Mühen unbelohnt und ſeine Leiſtungen verſchroben bleiben, und die Unbefriedigung, der es entfliehen wollte und die es dennoch pflegte, wird überall ſein trauriges Los ſein. Wer die Hand an den Pflug gelegt, darf nicht zurückſehen, wer die Arbeit des Lebens fördern will, muß nicht mit halber Seele und mit gebrochenen Flügeln das Werk betreiben.

Die eingeſtreuten Gedichte wären wol beſſer fortgeblieben. Sie hinken, weil ſie ſtellenweiſe lahme Füße haben.

2. Die Herzogin von der Liebe Gnaden. Eine Hof- und Volksgeſchichte von F. Menk-Dittmarſch. Wien, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1865. 8. 20 Ngr.

Dieſe Erzählung hinterläßt den Eindruck, als ſei die erſte Hälfte derſelben, welche in Darſtellung und Stil viel Schülerhaftes enthält, bereits in der Prima entſtanden; erſt weiterhin wird die Darſtellung voller und abgerundeter, der Stil ſauberer. Die Franzöſiſche Revolution bildet den Hintergrund, auf dem ſich ein Gebäude erhebt, welches zwar ein wenig ſehr nach der Schablone, aber ſtellenweiſe recht gefällig gearbeitet iſt. Ein Fürſt verirrt ſich im Walde. Er begegnet einem Mädchen, Franziska, das ihn den Aeltern zuführt. Natürlich verliebt ſich der Fürſt und entführt Franziska. Er bringt ſie nach Wien, um ſie von einer Frau von Scheiren für den Thron erziehen zu laſſen; doch kaum bedarf ſie dieſes Penſionats, da ihr Vater, Gradner genannt, nur ein verkappter Bauer iſt und eigentlich Graf Reinprecht heißt. Natürlich verwandelt ſich der entnervte Fürſt derweil in einen Volksfreund, einen Anhänger der franzöſiſchen Bewegung, und nach mancherlei Herzens- und andern Kämpfen und mancherlei Entpuppungen endet dieſe romantiſche Geſchichte mit Vermählung und allſeitiger Befriedigung. „Alles dageweſen", ſagt Ben Akiba. Solche Erzählungen mögen in Kalendern am rechten Platze ſein, den Büchertiſch bereichern ſie nicht. Die zahlreichen Illuſtrationen ſind ſehr hübſch.

3. Die Czarentochter. Hiſtoriſcher Roman von Theodor Hemſen. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Jede Seite verräth den Anfänger, dem wir ernſtlich rathen müſſen, bei Mathilde Quednow in die Schule zu gehen, um vor allem Maß und Stil zu lernen. Da iſt kaum eine Spur von künſtleriſcher Darſtellung und hiſtoriſcher Treue. Hemſen hätte ſich ein anderes Vorbild wählen ſollen als Frau Mühlbach. Er hat ihr manches abgeguckt, aber nicht das Geſchick der Mache, welches dieſer großen „Heldeneinſchlachterin" nicht abzuſprechen iſt. Seine Figuren laufen viel zu planlos umher, es iſt ein ewiges Schwatzen und Intriguiren, oft um nichts, als um — ſo und ſo viel Bogen zu füllen? Und war es denn wirklich recht, dieſe Zarentochter zur Heldin von vier Bänden zu machen? Nach der wenig ſchmeichelhaften Charakteriſtik, die der Verfaſſer im Schlußkapitel von ihr entwirft, wol ſchwerlich! **Karl Neumann-Strela.**

Gedichte.

Die Beſorgniß der Dichter, daß der Materialismus den Idealismus immer mehr und mehr überwuchere, iſt keineswegs neu. Schon Schiller beklagte ſich über „die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſe herabzuſehen anfängt", und wodurch keine Gattung der Poeſie empfindlicher getroffen wird als die lyriſche. Sollte Schiller ſich nicht ebenſo wol in einem Irrthum befunden haben wie alle diejenigen, welche nach ihm daſſelbe Klagelied angeſtimmt? Mag unſer philoſophirendes, berechnendes und praktiſches Jahrhundert immerhin im allgemeinen wenig Zeit für den Genuß lyriſcher Dichtungen übrig haben — gänzlich beiſeitewerfen kann und wird es ſie nicht. In den Stunden oder beſſer Jahren der Erholung und Sammlung wird es immer wieder zu ihnen zurückkehren, und um ſo mehr, je weitere Kreiſe die nach allen Seiten fortſchreitende Bildung zieht. Unſer Zeitalter, welches ſeine Fortſchritte nicht allein dem belehrenden lebendigen oder geſchriebenen Worte, ſondern auch den in die Augen ſpringenden und zum Fleiß anſpornenden materiellen Erfolgen auf allen Gebieten des Gewerbfleißes verdankt, wird ſelbſtverſtändlich auch zunächſt dem Materialismus als dem Schöpfer des Wohlſtandes und Wohllebens huldigen, aber dann, um in den Beſitz des vollen Lebensgenuſſes zu gelangen, auch den Idealismus mit in ſeinen Bereich ziehen. Er iſt von jenem ebenſo unzertrennlich, wie die Seele vom Körper. Der Materialismus iſt der Grund und Boden, auf welchem die goldene Aehre des Idealismus reift. Es gibt eine Zeit des Ackerns und eine Zeit der Ernte, des Genuſſes. Die Entfremdung unſers Zeitalters von der Poeſie iſt nur eine ſcheinbare, wie ja auch die reichlicher als je in frühern Jahrhunderten auftauchenden Erſcheinungen in allen Zwei-

gen der Dichtkunſt — ob gute, mittelmäßige oder ſchlechte, das gilt hier gleich — zur Genüge beweiſen. Ob der Zug unſers Jahrhunderts zum Materialismus oder Idealismus ſtärker iſt, auch darüber läßt ſich noch ſtreiten. Ein einziger Blick auf unſere herrlichen Volksfeſte und die vortrefflichen Erzeugniſſe auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft zeigt uns ſofort, daß wenigſtens unſer Deutſchland noch nicht ſo tief im Materialismus verſunken iſt, wie man uns glauben machen will. Wer nicht mit ſehenden Augen blind iſt, muß einſehen, daß es ſogar einen bedeutenden idealen Aufſchwung genommen hat. Daß in den verſchiedenen Zeitepochen dieſe oder jene Gattung der Poeſie von dem herrſchenden und ſtets durch das politiſche und ſociale Leben beeinflußten Geſchmack vorgezogen wird, liegt auf der Hand; daß aber gegenwärtig vorzugsweiſe die lyriſche Poeſie in den Hintergrund gedrängt würde, muß ich entſchieden in Abrede ſtellen. Sie erfreut ſich im Gegentheil einer niemals geahnten Pflege. Freilich wird ſie nicht mehr geleſen, ſondern geſungen. Derjenige lyriſche Dichter, deſſen Dichtungen ſich für den Geſang eignen, hat, wie die Erfahrung lehrt, die beſten Erfolge. Der äſthetiſche Werth der Gedichte wird allerdings dadurch gewöhnlich hintangeſtellt, weil der Componiſt faſt ausſchließlich die Form ins Auge faßt und die leichteſte Waare ihm gewöhnlich die liebſte iſt. Ganz abgeſehen von der Pflege der lyriſchen Poeſie durch unſere Liedertafeln und andere Sänger und Sängerinnen, gibt es außerdem noch immer eine ſtille Gemeinde, welche auch der geſangloſen Muſe eine Herberge gewährt und, gleich den Prieſterinnen der Veſta, das heilige Feuer mit Sorgfalt unterhält.

Es liegen mir zur Beurtheilung drei Werke vor, von denen zwei die Ueberſetzungen verſchiedener Poeten enthalten, das dritte aber ein Originalwerk iſt.

1. Romaniſche Poeten. In ihren originalen Formen und metriſch überſetzt von Ludwig Adolf Stauſe. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Herausgeber, welcher ſich in einer umfangreichen Vorrede als gewiſſenhafter Literarhiſtoriker ankündigt, die romaniſche (rumäniſche) Literatur für uns Deutſche bisjetzt noch als eine terra incognita, als einen unentbehrlichen Beitrag zum Aufbau einer „Weltliteratur im Goethe'ſchen Sinne" betrachtet und die romaniſchen Geiſtesheroen bereits claſſificirt wie wir unſere Claſſiker, hat uns gerade hierdurch arg getäuſcht. Wir hofften daraufhin, ein ſelbſtändiges Stück Welt zu finden, und griffen neugierig zuerſt nach den Beiträgen von Demeter Bolintinian, den Stauſe als den bedeutendſten Dichter hinſtellt und dem die Sammlung ſogar gewidmet iſt. Wir fanden aber leider nur breite Erzählungen, die man weder Balladen noch Romanzen, noch Epen nennen kann, Anläufe zu Liedern ohne Aufſchwung und ohne jegliche geſchloſſene Form, kurz, es ſind ſammt und ſonders Gedichte, die man in Deutſchland kaum mittelmäßig nennen würde. Nur mühſam wanden wir uns durch die Geſchichte von der treuloſen Sultanin, eine Dichtung, in der allerdings manch hübſcher Gedanke auftaucht und die uns unwillkürlich an Strachwitz' „Ins Meer zum ſüßen Zeitvertreib" erinnerte. Mit dem hundertſten Theil der Bolintinian'ſchen Strophen hat der deutſche Poet Duft, Farbe und Glut auf dies Thema geſtreut. Vielleicht trägt auch die Ueberſetzung einen Theil der Schuld an der Wirkungsloſigkeit der Gedichte. Die Sprache iſt hart, unbehülflich, zerhackt. Die Worte hängen zuſammen wie trockener Sand. Es ſtören uns nicht allein die vielen ungerechtfertigten Abkürzungen, ſchlechten Reime, Härten und Flickwörter, ſondern auch Stellen wie:

Wie ſein Heer*) zerſchmettert, iſt ſein Herz zur Stunde,
Trüb' wie ſein Gedanke iſt die Länderrunde.

Oder:

Ei, ſagt mir, ihr Sonnen, wo mögen denn wohnen
Die freundlichen Geiſter, die ſchönen Dämonen?

Dieſe künſtliche Treibhauspoeſie iſt, wo ſie auftaucht — und es ſcheint für jedes Volk eine ſolche Periode zu geben — als Zeiterſcheinung ſchon beachtungswerth, aber auch nur als ſolche. Ueber die engern Grenzen des Vaterlandes hinaus darauf aufmerkſam zu machen, halten wir für ein verfehltes Unternehmen. Sympathie läßt ſich auf künſtlichem Wege nicht erzeugen. Die „Volkslieder" ſcheinen auch nicht naturwüchſig zu ſein und tragen faſt alle den Stempel der Sinnlichkeit, die allen Südländern eigen iſt. Liebeswerbungen, nächtliche Stelldichein, Täuſchung der Ehegatten u. ſ. w. ſpielen auch hier, wie bei den Spaniern, Italienern und Griechen, die Hauptrolle. Die Hymne (S. 128) von Demeter Freiherrn von Petrino iſt die Perle der Sammlung.

2. Dichterbuch der franzöſiſchen Schweiz. Geſammelt und überſetzt von Eugen Peſchier. Baſel, Georg. 1865. 16. 1 Thlr.

Der Ueberſetzer ſagt in der Vorrede: „Es gibt zweierlei Arten zu überſetzen. Die eine hält ſich ſklaviſch an die gegebene Form, ſucht den Buchſtaben treu wiederzugeben, die andere aber will im Leſer der Ueberſetzung den Eindruck wenigſtens annähernd hervorrufen, welchen das Original macht oder machen ſoll. Letztere Methode ſcheint mir die richtigere und wird dem Originaldichter jedenfalls viel gerechter."

Dies iſt auch unſere Anſicht von einer guten Ueberſetzung, und wir halten dieſe letztere Methode nicht nur für die richtigere, ſondern für die allein berechtigte. Der Ueberſetzer, welcher ſelbſt ein Dichter ſein muß, darf ſich nie ſklaviſch an den Wortlaut und die Form des Originals halten. Peſchier hat ſeine Aufgabe viel beſſer gelöſt als Stauſe. Die Mehrzahl der uns hier vorgeführten Dichter hat gelebt oder lebt noch in bevorzugten Stellungen, ihr geiſtiges Leben genießt die Wohlthaten derſelben. Es geht ein Ton durch faſt alle dieſe Gedichte, den wir den der Ariſtokratie der Bildung nennen möchten. So ſagt Amiel (S. 13):

Die größte Seele iſt die freiſte,
Und Freiheit iſt ein höh'res Gut
Als Allgewalt und Rieſenmuth;
Der Güter ſchönſtes wird dem Geiſte,
Wenn er im ſchweren Kampf der Zeit
Das Gleichgewicht zu retten weiß,
Und unſers Lebens Siegespreis —
Das iſt der Seele Heiterkeit.

*) Der Ueberſetzer ſchreibt Her.

Amiel, Henri Blanvalet, Antoine Carſtaret, John Ruegger, Opez de Lafontaine und einige andere — ob aus Genf, aus Waadt, aus Neuenburg, aus Wallis oder aus Freiburg, ſind mehr oder weniger echte Dichter. Die ſchöne Natur, die das Auge von Jugend auf einſaugt, hat ihren Samen auch in die Seelen gelegt, und es bedarf nur des Wortes, um ihre vielgeſtaltigen Regungen vernehmbar zu machen. Nicht nur die Schweizer werden dieſe Gedichte willkommen heißen, auch in Deutſchland wird man ſie freundlich aufnehmen. Selbſt ein Nationaldenkmal, wird es „zum Beſten des Nationaldenkmals“ in Genf unſerer Meinung nach reife Früchte tragen. Und daran wird Peſchier ſein Theil Verdienſt auch haben. Die überwiegende Mehrzahl ſeiner Uebertragungen iſt formſchön und die Wahl derſelben bekundet gleichfalls einen feinen äſthetiſchen Geſchmack.

Wir wenden uns nun zu einer Sammlung deutſcher Originalgedichte:

3. Gedichte von Agnes Kayſer-Langerhannß. Berlin, Schroeder. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſelben ſind eingetheilt in lyriſche Gedichte, Balladen und Romanzen, Sonette und didaktiſche Gedichte. Die letztern ſind unſtreitig die werthvollſten. Sie ſcheinen in einer ſpätern Periode als die lyriſchen entſtanden zu ſein. Wir hören ein glaubensfeſtes Herz zu uns reden — eine Seele, die nach herben Kämpfen vermocht hat, ſich harmoniſch abzuſchließen. Beſonders beachtenswerth iſt Nr. IX, Nr. XII, auch Nr. XVII und Nr. XXVII. Wir laſſen eins derſelben als Probe hier folgen:

Es herrſcht des Schöpfers Macht im unbegrenzten Raume,
In Wetterwolken wie in lichter Wölkchen Saume.
Der vollen Kraft bedurft's, wenn Großes du erſchafft,
Doch zu dem kleinſten Werk brauchſt du die gleiche Kraft,
Nicht wenn die Macht dich ſchmückt, kannſt du dich edel nennen,
Du mußt bei jedem Werk dich edel zeigen können.
Beim Großen treibſt du dich, recht würdig zu erſcheinen,
Doch, daß du würdig biſt, beweiſe auch im Kleinen.

Auch unter den formſchönen Sonetten findet ſich manches Zartempfundene. Die Wahl der Vorwürfe kann man eine glückliche nennen, desgleichen auch die für die Balladen. Während indeſſen der „Mondkönig“ an Freiligrath's „Blumenrache“ erinnert, finden ſich einige, wie „Der Leuchtthurm“ und „Der Häuptling“, die in gedrängterer Form noch wirkſamer ſein würden. Allzu genaue Schilderungen und Beſchreibungen in der Ballade arten leicht in eine ſchleppende Länge aus. So hätten wir S. 85 mit den Worten: „Ein wenig heim'ſche Erde“ abgeſchloſſen. Die Balladen bekunden im allgemeinen auch nicht dieſelbe Formgewandtheit wie die übrigen Dichtungsarten und ſind mit Ausnahme der „Auswanderer“ die ſchwächſte Seite der Verfaſſerin. Das erwähnte Gedicht „Die Auswanderer“ gehört zu den ſchönſten der Sammlung. Auch unter den lyriſchen Beiträgen findet ſich manche Perle. Wir heben beſonders hervor: „Die erſte Schwalbe“, „Seltenes Glück“, „Liebesglück“, „Am Strande“ und „Das Eiland“. In letztgenanntem Gedichte ſowie auch in einigen andern erweiſt ſich die Verfaſſerin als eine feine Beobachterin der Natur. Sie weiß den Erſcheinungen derſelben in echt poetiſcher Weiſe menſchliche Empfindungen zu leihen und dieſelben meiſterhaft zu ſchildern. Einige der lyriſchen Gedichte, wie „Verlorene Liebe“, „Schlummerlied“, „Die Waiſe“, „Der Geliebten Augen“, „Abſchiedsgruß“, „Der erſehnte Gruß“ und einige andere würden ſich auch ſehr wohl für den Geſang eignen. Die ſangbare Form für das Gedicht zu ſchaffen halten wir für den Hauptberuf der lyriſchen Dichter der Gegenwart. Die Verfaſſerin hat eine bedeutende Geſtaltungsfähigkeit. Wäre ſie ſich indeß über ihren vollſtändigen Werth völlig klar geweſen, ſo würde ſie die Auswahl ihrer poetiſchen Erzeugniſſe zu ihrem eigenen Beſten quantitativ etwas beſchränkt haben. Jedoch rufen wir der Dichterin ein herzliches Willkommen zu, in der Hoffnung, daß ſie uns bald mit einer neuen Auflage unter die Augen treten möge.

Wilhelm Andreä.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Das neue Jahr trifft eine Zahl von Journalen nicht mehr am Leben, unter denen ſich einige von bewährtem Ruf und ehrwürdigem Alter befinden. Das Cotta'ſche „Morgenblatt“, gegründet 1807 und durch zahlreiche kritiſche Beiträge und poetiſche Skizzen Jean Paul's lange Zeit hindurch ausgezeichnet, iſt mit dem Schluß des Jahres 1865 eingegangen. Die erſte Nummer hatte Jean Paul ſelbſt eingeleitet und zwar mit der Bemerkung, das neue Blatt könne wol mit keiner größern Wahrheit anfangen, als mit der, daß es einmal aufhören werde. Die letzte am 21. December ausgegebene Nummer des Blattes widmet der Geſchichte deſſelben eine näher eingehende Betrachtung. Wir erfahren aus dieſem Rückblick, daß eine Zeit lang die erſten Namen Deutſchlands: Goethe, Hegel, Schelling, beide Schlegel, beide Voß, Johannes von Müller, Paulus und Marheineke zu ſeinen Mitarbeitern gehörten, während die Redaction nacheinander von Grüneiſen, F. Haug, Reinbeck, Friedrich Rückert, Thereſe Huber, Wilhelm Hauff und dann von Hermann Hauff geleitet wurde, welcher 38 Jahre lang dem Blatte ſeine redactionelle Thätigkeit gewidmet und ihm eine Zahl tüchtiger Mitarbeiter zugeführt hat. Noch der letzte Jahrgang brachte einige ſehr gediegene Aufſätze; vor allem Rümelin's „Shakſpeare-Studien eines Realiſten“; auch die münchener und ſtuttgarter Poeten lagerten manches jüngſtgeborene Kind ihrer Muſe in ſeinen Spalten ab. Nur die Correſpondenzen aus den deutſchen Städten und fremden Hauptſtädten waren im ganzen nüchtern und trocken und erhoben ſich wenig über den gewöhnlichen Stadtklatſch zu weitern Perſpectiven. Die verſchiedenen „communalen Intereſſen“ machten ſich jedenfalls breiter in denſelben, als für ein Organ von den Tendenzen des „Morgenblatt“ zu wünſchen war. Wir bedauern das Eingehen dieſes anſtändigen kritiſchen Organs um ſo mehr, als es ein neuer Beweis dafür iſt, daß nur die Illuſtration heutigentags ein der Unterhaltung gewidmetes Journal über dem Waſſer zu halten vermag, und zwar am beſten, wenn ſie als Modekupfer auftritt und Hauben, Nachtjacken, Morgennégligés in reicher Auswahl bietet. Unſere Literatur flüchtet allmählich in die Werkſtätten der Damenſchneider und Putzmacherinnen; es iſt nicht zu verwundern, wenn ſchließlich auch die Lyrik, welche wie ein buntſeidenes Band hinten von den Modehüten herunter-

hängt, ganz und gar auf den Horizont der Putzmachermamsells herabsinkt. Die gelesenste Lyrik ist jedenfalls diejenige, welche auf den Schlußseiten der Modezeitungen zur Schau gestellt wird, sodaß der Lyriker als eine Art von schöngeistigem Hausknecht und Empfindungsstiefelputzer mit obligater Glanzwichse in dieser Damenwelt und ihren Bazars erscheint.

Auch eins der respectabelsten deutschen kritischen Organe: die wiener „Recensionen über Theater und Musik" und die mit ihnen verbundenen „Recensionen für bildende Kunst" scheiden mit dem letzten December vom Publikum. Die erstern, welche seit 1853 bestanden, brachten im Laufe der Zeit viele gediegene dramaturgische Artikel, und übten namentlich eine eingehendere Kritik der darstellenden Kunst aus, als in den von Agenturen abhängigen Theaterblättern und den in ihrem Raum beschränkten politischen Zeitungen Brauch ist. Unabhängig und unparteiisch in jeder Hinsicht verfolgten sie mit besonderer Aufmerksamkeit die wiener Theater und bilden die einzige Chronik der wiener Theatergeschichte, welche für den spätern Cultur-, Literatur- und Kunsthistoriker zu benutzen sein dürfte. Von einer Einseitigkeit sind indeß auch sie nicht freizusprechen: sie stellten sich im ganzen mehr auf den Standpunkt des Schauspielers als auf den des Dichters, und waren, wie die wiener Theaterkritik überhaupt, nicht frei von den Einflüssen des Bühnenerfolgs. Gegen die Entscheidung eines Theaterpublikums am Abend einer première représentation wagten sie nur selten und nur sehr reservirte Proteste zu erheben, obschon die deutsche Theatergeschichte genug Fälle aufzuweisen hat, wo ein späteres Publikum als energische Revisions- und Cassationsinstanz das Urtheil des frühern vernichtete und die künstlerische Ehre eines Dramas nach derartigen Justizmorden in integrum restituirte.

Ebenso ist die mit der „Wiener Zeitung" verknüpfte „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" mit dem neuen Jahre eingegangen, eine im ganzen trefflich redigirte, den verschiedensten geistigen Interessen des Kaiserreichs Rechnung tragende Zeitschrift, welche auch der deutschen Literatur eine möglichst eingehende Berücksichtigung zutheil werden ließ. Am wenigsten behagten uns die kritischen Artikel des grimmen Emil Kuh, der wie der Riese Polyphem ein halbes Dutzend deutscher Lyriker zum Frühstück verzehrte und namentlich Poeten, die zugleich Kritiker waren, wie Robert Prutz, und sich kritisch an Hebbel versündigt hatten, mit Haut und Haar verschlang.

Doch auch in Wien rückten alsbald kritische Ersatztruppen in die geöffneten Lücken ein. Die neubegründete „Nationalzeitung", die, ein Kind der jüngsten politischen Krisis, es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verhältniß Ungarns zum Gesammtreiche „in bevorzugter Weise" in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, kündigt im Feuilleton an, daß sie „sämmtliche Erscheinungen und Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst, des Theaters u. s. w. je nach ihrer Bedeutung und Tragweite erschöpfend zu besprechen oder in bündigen Notizen zu erledigen gedenkt. Die Redaction dieses Feuilletons ist Karl Beck, dem talentvollen Dichter des „Janko", anvertraut, der damit aus langjähriger Zurückgezogenheit wieder an das Licht der Oeffentlichkeit tritt. Wir begrüßen einen echten Poeten mit Freuden als kritischen Machthaber; denn nur Dichter, nicht Dichterlinge, die ihr Minus an Poesie durch ein Plus kritischer Weisheit zu decken suchen, sollen das Richtschwert der Kritik handhaben. Auch die „Presse", die wiener publicistische Großmacht, die sich bisher principiell um literarische Erscheinungen nicht bekümmert und höchstens einen oder den andern Essay, der die Literatur streifte, in ihrem Feuilleton veröffentlicht hat, macht jetzt, wahrscheinlich infolge der Concurrenz der „Neuen freien Presse" und ihrer meist trefflichen Literatur- und kritischen Artikel, dem deutschen Verlagsbuchhandel das Zugeständniß einer literarischen Beilage, deren redactionelle Leitung Emil Kuh übernommen hat, während Hieronymus Lorm als Hauptmitarbeiter auftritt.

Der letztere erwähnt und bespricht in der ersten Nummer das Verhältniß des Publikums zur Kritik in Deutschland, ein Verhältniß, das in der That als ein abnormes betrachtet werden muß. Die glänzendsten Kritiken in den angesehensten Organen sind nicht im Stande, einem Dichtwerk Verbreitung und — Absatz zu verschaffen, und wenn die Kritik einstimmig einen neuen Schiller und Goethe proclamirte, das Publikum würde gewiß nicht auf seine Werke abonniren. Dagegen haben Werke, welche von der ganzen Kritik gemisbilligt werden, glänzenden buchhändlerischen Erfolg, indem sie dem Geschmack der Menge zusagen, der gleichsam sein eigenes Kriterium in sich selbst trägt. Diese Unabhängigkeit der öffentlichen Meinung auf literarischem Gebiete steht in offenbarem Widerspruch mit der Abhängigkeit, welche dieselbe gegenüber der publicistischen Presse stets bewiesen hat. Freilich hat die Menge immer ihre eigenen Lieblinge gehabt, und der Absatz von Goethe's Schriften stand nicht im Verhältniß zu seinem literarischen Ruhm. Das Publikum ließ sich seinen Clauren sowenig durch die Kritik todtschlagen, wie jetzt seine Luise Mühlbach und seine Birch-Pfeiffer. Da indeß ein derartiges Misverhältniß in Frankreich und England nicht stattfindet, da die namhaftesten Dichter, ein Victor Hugo und Byron, auch dort die enormsten äußern Erfolge schon bei Lebzeiten errungen haben, so muß in der deutschen Literatur und im deutschen Geistesleben überhaupt „noch etwas faul sein", und dies Etwas ist das Mistrauen des großen Publikums gegen die gelehrte und akademische Poesie, welche den Markt mit weitabliegenden Stoffen und subtil zugespitzten Tendenzen überflutet, während jene Lieblinge ihren Lesern, wenn auch in roher Form, volksthümliche und zusagende Kost bieten. So haben wir literarische Berühmtheiten, welche das Volk nicht kennt, und volksthümliche Größen, welche die Literatur verachtet. Die volle Einheit des Künstlerischen und Volksthümlichen ist nur durch einen unserer Dichter, durch Friedrich Schiller erreicht worden, was in dem nationalen Schiller-Fest von 1859 in zweifellosester Weise zum Ausdruck kam. Dies ist der Grund, warum unsere schöne Literatur immer wieder an Schiller anknüpfen muß, der hierin eine typische Bedeutung hat, während das Beispiel Goethe's, der als eine Welt für sich, eine volle und geschlossene Persönlichkeit dasteht, bei allen Nachahmern, die sich an ihn anlehnen, eine aparte und bedenkliche Schöngeisterei zu Tage fördert. Solange aber so wenig wie jetzt in Deutschland auf die Stimme der Kritik gehört wird, muß man zugeben, daß die ästhetische Durchschnittsbildung noch auf einer niedern Stufe steht und namentlich in der Verwechselung des Stoffartigen und Kunstschönen sich meistens die ärgste Barbarei zu Schulden kommen läßt.

Bibliographie.

Das Lied von der Martinsgans. Den Bürgern von Nordhausen freundlichst gesungen von Jocosus. Nordhausen, Eigendorf. 1865. 16. 3 Ngr.

Lübben, A., Wörterbuch zu der Nibelungen Not (Liet.). 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Oldenburg, Stalling. 1865. Gr. 8. 22½ Ngr.

Marshall, Emma, Helenens Tagebuch oder Vor 30 Jahren. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von Elise Krause. Brandenburg, Wiesike. 1865. 8. 20 Ngr.

Maurer, G. L. v., Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland. 1ster Bd. Erlangen, Enke. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Merle d'Aubigné, Die geschichtliche Bedeutung Calvin's und der Reformation von Genf. Ein Vortrag. Aus dem Französischen von F. Merschmann. Autorisirte Ausgabe. Lissa. 1865. 12. 5 Ngr.

Nettenleiter, D., Aus der musikalischen Vergangenheit bayrischer Städte. Musikgeschichte der Stadt Regensburg. Aus Archivalien und sonstigen Quellen bearbeitet. Regensburg, Bössenecker. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyn, L., Fünf Stunden Abenteuer. Lustspiel in 5 Acten nach einem altenglischen Muster des Sam. Tuke. Kiel, Schwers. 16. 15 Ngr.

Mollitor, W., Die Freigelassene Nero's. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.

Müller, F. J., Poetische Bilder aus dem Leben. Ohrdruf, Stadermann jun. Gr. 16. 10 Ngr.

Munch, A., Der Königstochter Brautfahrt. Norwegische Dichtung in 12 Romanzen. Deutsch von L. v. Arenisschildt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 15 Ngr.

Niedergesäß, K., Am Kamin. Plaudereien eines Großvaters mit seinem Enkel. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1865. 8. 18 Ngr.

Pasqué, E., Die Komödianten-Hexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Mit 1866 beginnt „Unsere Zeit" den zweiten Jahrgang der Neuen Folge. Sie wird wie bisher sich bestreben, meist in größern, zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. „Unsere Zeit" kann sowol den Journal- und Lesecirkeln als eine anerkannt gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth, wie zugleich allen Besitzern und Abnehmern des „Conversations-Lexikon" als eine nothwendige Ergänzung desselben empfohlen werden, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Um den reichlich zuströmenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechselung zu schaffen, werden von jetzt ab monatlich zwei Hefte statt wie bisher monatlich ein Heft erscheinen. Preis und Umfang der Hefte bleiben unverändert. Jedes Heft von 5 Bogen Lexikonoctav kostet 6 Ngr. Literarische Anzeigen werden mit 4 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Breslau.

Zu beziehen durch jede Musikalien- oder Buchhandlung:

Die Loreley.

Grosse romantische Oper in vier Acten.

Dichtung von **Emanuel Geibel.**

Musik von

Max Bruch.

Op. 16. Partitur 22⅓ Thlr. Vollständiger Klavierauszug mit Text 8 Thlr. Derselbe für Piano solo 4 Thlr. Hieraus: Die Einleitung (Ouverture) für Piano à 2 und 4 ms. à 7½ Sgr. Zwölf einzelne Gesangsnummern à 5 Sgr. bis 1 Thlr. Potpourris, Transscriptionen und andere Arrangements für Piano à 2 und 4 ms. und Piano und Violine à 10 Sgr. bis 1 Thlr. Textbuch 4 Sgr.

Soeben erschien das **61. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Gesang — Glasfluß.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis sechste Band daselbst vorräthig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Dichtungen von Albert Rosshack.

Das Lilienmärchen.

Ein Gedicht.

Miniaturausgabe. Carton. 12 Ngr.

Die Leiden der jungen Lina.

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen.

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen führt sich der Verfasser vortheilhaft beim Publikum ein. Originelle Erfindung und große Formgewandtheit bekunden ein nicht gewöhnliches Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart das humoristische Element vertreten ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth.

By **JAMES ANTHONY FROUDE.**

6 vols. 8°. Geh. 6 Thlr.

Froude's Geschichtswerk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug auf Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und hat sich in dieser vom Verfasser autorisirten wohlfeilen Originalausgabe auch in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent bereits vielfacher Anerkennung zu erfreuen, verdient aber eine noch weit grössere Verbreitung zu finden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

In Romanzen.

Von Ferdinand Naumann.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Zeitung für Norddeutschland" sagt über dieses Werk: „Es ist dem Verfasser gelungen, eine Bearbeitung des Nibelungenliedes zu liefern, die den Charakter sowie den wunderbaren Reiz des ursprünglichen Gedichts beibehalten, das etwa Ermüdende fortgelassen hat und das Interesse des Lesers bis zum Schlusse fesselt und steigert, ohne daß die veränderte Form dem großartigen Eindruck des Gedichts in der Urform Abbruch thäte."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 18. Januar 1866.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Biedermann. Zweiter Artikel. — Paul Heyse als Dramatiker. Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. — Erotische Literatur. Von Cajus Möller. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.*)

Hettner hat das zweite Buch seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" als „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" bezeichnet. Er meint damit, wie wir sogleich des Nähern sehen werden, nicht blos die äußerliche Gleichzeitigkeit, sondern den innern tiefern Zusammenhang der in diese Periode fallenden Literaturerscheinungen mit der Persönlichkeit, der Denk- und Regierungsweise des großen Königs. Indem er Gellert und die andern Männer der „Bremer Beiträge" vor diesen Abschnitt an das Ende des ersten Buchs verwies, scheint er dieselben außerhalb eines solchen Zusammenhangs zu stellen (denn chronologisch genommen würden sie hierher gehören, da die „Bremer Beiträge" erst mehrere Jahre nach Friedrich's II. Thronbesteigung erschienen), und indem er den ihnen fast ganz gleichzeitigen Klopstock in die Friedericianische Aera einschließt, scheint er damit im voraus anzudeuten, daß dieser unter dem Einflusse Friedericianischer Ideen sich entwickelt habe. Inwiefern dem wirklich so sei, werden wir bald sehen.

Hettner beginnt sein zweites Buch mit einer Charakteristik des großen Königs. Er schildert ihn zunächst als den Urheber einer Periode der Aufklärung für Deutschland sowol durch die freien philosophischen Grundsätze, die er selbst bekannte, wie durch die öffentliche Darlegung, welche er eben diesen Grundsätzen, wenn sie von andern bekannt wurden, gewährte und sicherte. In diesem Betracht sagt er:

> In der merkwürdigen kleinen Abhandlung, in welcher Kant die Frage: „Was ist Aufklärung", beantwortet, nimmt er das Recht in Anspruch, das Zeitalter der deutschen Aufklärung als das Jahrhundert Friedrich's des Großen zu bezeichnen.
>
> Und sicher hat diese Bezeichnung noch in einem ganz andern Sinne Grund und Wahrheit, als wenn die französische Literaturgeschichte von einem Jahrhundert Ludwig's XIV. oder die englische von einem Zeitalter der Königin Anna spricht. Allerdings hat Friedrich der Große sein ganzes Leben hindurch den Bewegungen der deutschen Bildung fremd und theilnahmlos gegenübergestanden; gleichwol aber gebührt ihm der Ruhm, der mächtigste und nachhaltigste Förderer und Mehrer derselben gewesen zu sein.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Es war die wohlbegründete Einsicht in seine tiefste Eigenthümlichkeit, wenn Friedrich sich in seinem Alter mit Vorliebe den Philosophen von Sanssouci nannte und in einem seiner Gedichte stolz von sich aussagt, daß die Philosophie alle seine Schritte geleitet habe. Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomasius, Leibniz und Wolf die wirksamste Vertretung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob.

Die Regierungsgrundsätze, welche er sich aus den Anregungen der ihm überkommenen Aufklärungsphilosophie gezogen hatte, wurden die Triebkräfte und Bedingungen jener gewaltigen Thaten und Ereignisse, welche ganz Deutschland umgestalteten und verjüngten, und die deutsche Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts zu einer der glänzendsten Epochen in der Geschichte der Menschheit machten.

Ebenso aufgeklärt aber, wie in Sachen der Religion, dachte und handelte Friedrich auf dem politischen Gebiete. Er faßte den Beruf des Fürsten — im schneidenden Gegensatz zu den meisten deutschen Regenten damaliger Zeit — weit mehr als eine Pflicht, denn als ein Recht, als eine Sache schwerer Verantwortlichkeit, als eine Mission zum Besten der ihm anvertrauten Völker auf, und handelte nach dieser Maxime sein ganzes Leben lang. Hören wir wieder Hettner:

> Eine neue Staatsordnung war mit Friedrich in die Geschichte getreten. Es hat seiner Regierung nicht an schweren Mißgriffen und Verirrungen gefehlt, wie sie einem ausschließlich persönlichen Cabinetsregiment unausbleiblich innewohnen: aber die Geschichte hat Friedrich den ehrenden Beinamen des Großen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beiname nur das Vorrecht großer Culturheroen ist. Die entscheidende Wendung von der Staatsidee Ludwig's XIV. zur Staatsidee Friedrich's des Großen ist, um einen Ausdruck der Aristotelischen „Politik" zu gebrauchen, der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz.
>
> Daher der tiefgreifende Einfluß, welchen Friedrich der Große auch auf die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat. Daher insbesondere die epochemachende Stellung des Siebenjährigen Kriegs. Man fühlte und wußte, daß dieser Krieg ein Kampf der neuen und alten

Zeit ſei, ein Kampf der Freiheit und Aufklärung gegen die dunkeln Mächte pfäffiſcher und despotiſcher Bedrückung.

An dieſe allgemeine Charakteriſtik der beiden durch Friedrich den Großen vertretenen Richtungen, der religiöſen und der politiſchen Aufklärung, ſchließt ſich nun bei Hettner die Darſtellung derjenigen Literaturerſcheinungen an, welche in der einen oder andern Richtung tonangebend auftreten. Nicht als ob dieſe Erſcheinungen erſt durch Friedrich II. und ſeine anregenden Wirkungen veranlaßt worden wären — das kann man von vielen derſelben ſchon der Zeit ihrer Entſtehung nach entſchieden nicht behaupten, und der Verfaſſer behauptet es auch nicht —, vielmehr ſoll wol nur die allgemeine Strömung der Zeit geſchildert werden, die ebenſo wol den großen König ſelbſt mit bilden half, wie ſie wiederum von ihm gefördert wurde.

So handelt denn zuerſt ein langer, intereſſanter Abſchnitt von den freiern Bewegungen auf theologiſchem und philoſophiſchem Gebiete. Der Einfluß Wolf's und ſeiner Schule, faſt mehr noch derjenige der engliſchen Freidenker, erweiſt ſich als noch immer ſtark fortwirkend. Der Rationalismus iſt die herrſchende Zeitrichtung. Es laſſen ſich, nach Hettner, drei verſchiedene Richtungen oder Gruppen dieſes Rationalismus unterſcheiden. Die erſte, hauptſächlich repräſentirt von S. J. Baumgarten, J. D. Michaelis und J. A. Erneſti, hält zwar äußerlich an der poſitiven Offenbarung noch feſt, greift aber, halb unbewußt noch und unabſichtlich, deren innerſten Kern an, indem ſie die heiligen Schriften den allgemeinen Geſetzen philologiſcher Kritik unterwirft, ſie ähnlich behandelt wie die profanen Schriftſteller. Die zweite Gruppe ſind die eigentlichen Rationaliſten. Es iſt der Standpunkt der ſogenannten Natur- oder Vernunftreligion, wobei zwar der Glaube an Offenbarung ſcheinbar feſtgehalten, in Wahrheit aber als das allein Weſentliche der Religion nur dasjenige betrachtet wird, was mit der Vernunfterkenntniß übereinſtimmt, während man alles andere für willkürliche, betrügeriſche Zuſätze ſpäterer Zeiten erklärt. Damit gewinnt dieſe Richtung zugleich einen freiern, duldſamern Standpunkt gegenüber den andern Confeſſionen, indem ſie von den Unterſcheidungslehren abſieht und nur das allgemein Chriſtliche oder, noch beſſer geſagt, das allgemein Menſchliche, vor allem den ſittlichen Inhalt der Religionslehre, hervorhebt und betont. In dieſer Richtung hat namentlich eine Anzahl tüchtiger Kanzelredner, Sack, Spalding, Jeruſalem, in Wort und Schrift ſittlich veredelnd und läuternd auf ihre Zeit gewirkt, wennſchon freilich ihr wiſſenſchaftlicher Standpunkt an Halbheit und Unklarheit leidet.

Conſequenter verfuhr die dritte Gruppe, welche bis zur unbedingten Verneinung aller Offenbarung fortging. Der kühnſte, folgerichtigſte und ſcharfſinnigſte Denker dieſer Richtung war H. S. Reimarus, der Verfaſſer der „Wahrheiten der natürlichen Religion", der „Betrachtungen über die Triebe der Thiere", vor allem aber der durch Leſſing's Betheiligung an ihrer Herausgabe und ihrer Vertheidigung gegen die Offenbarungsgläubigen ſo berühmt gewordenen „Wolfenbütteler Fragmente" (oder, wie der eigentliche Titel lautete: „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes"). Reimarus wird vom Verfaſſer eingehender charakteriſirt, ſowol nach ſeiner kritiſchen, verneinenden, wie nach ſeiner poſitiven, aufbauenden Seite, als Vertreter eines reinen Deismus (des Glaubens an Gott und Unſterblichkeit) im ſtrengen Gegenſatze zu den weitergehenden Anſichten Spinoza's, der franzöſiſchen Materialiſten u. a.

Auf politiſchem Gebiete erſcheinen als Vorfechter in dem „wiſſenſchaftlichen Kampfe gegen den Despotismus" J. J. Moſer und Joh. Michael von Loen: der erſtere als mannhafter Vertheidiger ſtändiſcher Gerechtſame gegenüber dem nach Schrankenloſigkeit ſtrebenden perſönlichen Abſolutismus der Fürſten mit ihrer Nachäffung von Ludwig's XIV. „der Staat bin ich"; der letztere wegen ſeines politiſchen Romans: „Der redliche Mann bei Hofe", worin er den berufenen Staatslenkern Weisheit und Milde predigt und den gewaltthätigen und eigenſüchtigen Despotismus in einen „aufgeklärten", wie Friedrich der Große ihn praktiſch übte, zu veredeln ſucht. Das Buch erſchien ſchon 1740, war alſo nicht ſowol eine Frucht als ein Vorläufer der Friedericianiſchen Regierung (höchſtens könnte es durch die von Friedrich vor ſeiner Thronbeſteigung in ſeinem „Antimacchiavell" und ſeiner Schrift „Ueber den Zuſtand Europas" verkündeten Anſichten veranlaßt ſein). Was aber das ſtändiſche Weſen betrifft, auf deſſen Rechtsboden ſich J. J. Moſer ſtellte, ſo ſtand dieſem bekanntlich die Regierungspraxis Friedrich's II. ſchnurſtracks entgegen.

Die „Aeſthetik", zu der unſer Verfaſſer im vierten Kapitel übergeht, wird als beſondere Wiſſenſchaft erſt in dieſer Zeit geſchaffen, grundlegend durch A. G. Baumgarten, fortbildend durch G. F. Meyer und J. A. Schlegel, und zwar unter dem Einfluß der Engländer. Dieſe neue Aeſthetik ſucht einen beſondern Sinn des Schönen — die Phantaſie oder „ſinnliche Erkenntniß" — zur Geltung zu bringen, während man bis dahin die Kunſt und den Kunſtgeſchmack nur als eine Art von Abzweigung des Denkvermögens, der Vernunft betrachtet hatte. So ward der Grund zu einer Wiſſenſchaft gelegt, welche am Ende dieſer Periode durch Kant's „Kritik der Urtheilskraft" zu größerer Vervollkommnung gelangen ſollte.

Im fünften Kapitel kommt Hettner auf die „Dichtung" zurück. Er findet das Problem einer Verſöhnung des „Idealen" und des „Volksthümlichen" theoretiſch von den Schweizern geſtellt, praktiſch zuerſt von Gellert und ſeinen Strebegenoſſen, entſchiedener noch von der halleſchen Dichterſchule und vollends von Klopſtock in Angriff genommen, wennſchon deſſen wirkliche Löſung auch jetzt noch nicht gelingt. Die Hallenſer, meint er, ſeien „in ihren Zielen kühner und hochſtrebender" geweſen als die Leipziger. Das kann wol nur etwa von Pyra gelten, auf deſſen ſonſt wenig beachtetes Lehrgedicht: „Der Tempel der Dichtkunſt", und auf deſſen chriſtlich-poetiſche Intentionen, als auf fruchtbare Anregungen für Klopſtock wie für Bodmer, unſer Verfaſſer feinſinnig hinweiſt. Von den andern, den ſogenannten Anakreontikern, geſteht er ſelbſt zu, daß ſie eigentlich nur durch eine ſehr äußerliche Nachahmung fremder Muſter, beſonders des Horaz und des Anakreon,

vorzugsweiſe im Punkte der Versform mittelſt Verbannung des Reims, zu der ihnen eigenthümlichen Dichtweiſe gekommen ſeien. Inſofern reichen ſie an die ernſte Lebensauffaſſung Gellert's und Rabener's nicht einmal hinan. Dagegen möchten wir ihnen einen andern Vorzug zuſprechen, den wir bei Hettner nicht erwähnt finden: ſie brachten, gegenüber der mehr lehrhaften, moraliſirenden Art der Leipziger, das friſche, fröhliche Element unmittelbaren Sichauslebens zur Geltung und überſetzten ſo gewiſſermaßen die äſthetiſche Theorie ihrer Lehrer Baumgarten und Meyer von der „Vollkommenheit der ſinnlichen Erkenntniß" in die poetiſche Praxis. Uebrigens verläuft ſich auch dieſe Dichterſchule, ebenſo wie Gellert, in die Sackgaſſe der Empfindelei oder „Empfindſamkeit" — eine Geiſtesrichtung, welche in der Literatur und im Leben des deutſchen Volks im vorigen Jahrhundert eine viel breitere Stelle einnimmt und ein viel maßgebenderes Element bildet als der unbeſtimmte Begriff des „Volksthümlichen", für den es ſchwer ſein möchte gerade in der damaligen Zeit eine recht zutreffende Subſtantiirung ausfindig zu machen.

Von dieſer Seite her, aber auch nur von dieſer, läßt ſich allenfalls der Ausſpruch des Verfaſſers rechtfertigen, Klopſtock ſei „der großartigſte Abſchluß dieſer Dichterſchule" geweſen. Denn im übrigen hat Klopſtock mit den Anakreontikern doch in der That, außer perſönlichen Berührungen mit einzelnen davon, namentlich Gleim, kaum etwas gemein. Dagegen iſt richtig, daß die von Gellert einerſeits, von Gleim und ſeinem Kreiſe andererſeits geweckte und gehegte empfindſame Stimmung in Klopſtock und ſeinen Anhängern bis zu einem Grade gipfelte, deſſen natürliche Folge dann der Umſchlag in das andere (zuerſt von Wieland entſchieden vertretene) Extrem ſinnlicher Lüſternheit war. Dieſe tiefern Grundſtrömungen des geiſtigen und ſeeliſchen Lebens damaliger Zeit, aus denen ebenſo wol die Literatur ihre Anregungen und Eingebungen ſchöpfte, wie ſie andererſeits dieſelben fortpflanzte und potenzirte, finden wir in dem Hettner'ſchen Buche nicht genugſam berückſichtigt. Der ſorgfältige Nachweis der rein literargeſchichtlichen Zuſammenhänge, wie ihn Hettner überall in Bezug auf die bedeutendern Erſcheinungen der deutſchen Dichtung zu führen verſucht, d. h. der poetiſchen Vorbilder, nach denen ſie hervorgebracht oder durch die ſie wenigſtens angeregt wurden, iſt gewiß höchſt dankenswerth: allein, damit ſolche Anregungen von außen wirkſam und fruchtbar wurden und damit ferner die danach entſtandenen Dichtwerke im eigenen Volke Eindruck machten, mußte doch in dieſem ſelbſt etwas vorgehen, was jenen Anregungen entgegenkam, was die Gemüther dafür empfänglich machte. Und hier eben iſt's, wo wir bisweilen die tiefere culturgeſchichtliche Begründung bei dem Verfaſſer vermiſſen.

Wie bedenklich es ſei, mit ſo allgemeinen Formeln, wie „volksthümlich" und „ideal", an die Charakteriſtik einer Dichtung oder eines Dichters heranzutreten, zeigt ſich recht deutlich in dem Abſchnitt über Klopſtock. „Klopſtock", ſagt der Verfaſſer, „hatte ſchon in früher Jugend die Forderung einer volksthümlichen und doch zugleich ideal ſtilvollen Kunſt ins Auge gefaßt. Er hat zur Erreichung dieſes hohen Ziels im Laufe ſeines langen Lebens zu verſchiedenen Zeiten die verſchiedenartigſten und nicht immer die glücklichſten Mittel angewendet, das Ziel ſelbſt aber iſt ihm in allen Wandlungen unwandelbar daſſelbe geblieben."

Womit erweiſt der Verfaſſer, daß Klopſtock abſichtsvoll den Begriff einer „volksthümlichen" Dichtung zu realiſiren geſucht, ja daß er dieſen Begriff überhaupt jemals in bewußter Weiſe erfaßt und ſich klar gemacht hat? Was heißt überhaupt „volksthümlich"? Wir kennen, ſtreng genommen, nur Eine Art von volksthümlicher Poeſie, diejenige nämlich, die vollkommen ungeſucht und naiv aus den Empfindungen und Erlebniſſen hervorgeht, welche dem Dichter der unmittelbare Verkehr mit der umgebenden Wirklichkeit, mit dem Leben ſeines Volks zu Wege bringt. Nach einer volksthümlichen Dichtung ſtreben, ſcheint uns ein innerer Widerſpruch, denn eben ein ſolches Streben beweiſt entweder, daß der Dichter ſich nicht von ſelbſt unmittelbar mit dem Volksleben eins weiß, oder daß er aus dieſem Volksleben keine dichteriſchen Motive zu gewinnen vermag.

Und wie fing es Klopſtock nach des Verfaſſers Anſicht an, „volksthümlich" zu dichten? „Klopſtock iſt gewiß", ſagt Hettner, „daß er um ſo volksthümlicher iſt, je wärmer er die tiefſten Anliegen des menſchlichen Herzens, namentlich die religiöſen, ergreift." Deshalb, ſo folgert Hettner, warf ſich Klopſtock von Haus aus auf die religiöſe Dichtung, wählte er zum Gegenſtand ſeines Epos den Meſſias. Wie nun aber, wenn Klopſtock nicht von Haus aus auf das religiöſe Epos abgezielt hätte, wenn er erſt allmählich durch äußere Einflüſſe, durch fremde Muſter darauf gekommen wäre? So aber verhält es ſich thatſächlich. Wir wiſſen, daß Klopſtock zuerſt Heinrich den Finkler zum Helden ſeines Epos machen, alſo ein weltliches, vaterländiſches Epos dichten wollte, daß er aber durch die Bekanntſchaft mit Milton und durch die Theorie der Schweizer vom „Wunderbaren", als dem beſten dichteriſchen Motiv, dahin gebracht ward, ſtatt dieſes weltlichen einen überweltlichen, religiöſen Stoff zu wählen. Welcher Stoff war nun der „volksthümlichere", jener oder dieſer?

Später, um 1755, ſoll Klopſtock einen neuen Anlauf zum „Volksthümlichen" genommen haben. Und wodurch? Zuerſt durch Vertauſchung der antiken Mythologie mit der nordiſchen (dieſe Wendung bezeichnet aber Hettner ſelbſt wol ganz richtig als eine bloße Schrulle), ſodann durch das Zurückgreifen einestheils auf die „angeſtammte Volksreligion", anderntheils auf die „Urgeſchichte der vaterländiſchen Vergangenheit". Das gibt alſo für dieſe ſogenannte zweite Periode der Klopſtock'ſchen Dichtung (von 1755 an) wieder zweierlei Epochen, die eine bis 1765, wo Klopſtock „orientaliſirt", die zweite von da bis 1775, wo er „teutoniſirt". In die erſtere rechnet Hettner die geiſtlichen Oden und andere ſtreng chriſtlich fromm gefaßte Gedichte, ſodann die Verſuche, „ſogar den Deutſchen ein chriſtlich volksthümliches Drama ſchaffen zu wollen" (die bibliſchen Trauerſpiele: „Adam's Tod", „Salomon",

„David"); die andere enthält die ſogenannte Bardendichtung und die vaterländiſchen Dramen: „Hermannsſchlacht", „Hermann und die Fürſten", „Hermann's Tod", nebſt Klopſtock's theoretiſcher Proſaarbeit, der „Gelehrtenrepublik". Als eine dritte (beziehentlich vierte) Periode der Klopſtock'ſchen Dichtung endlich bezeichnet Hettner die aus den Erregungen der nordamerikaniſchen und mehr noch der franzöſiſchen Revolution entſtandenen politiſchen Dichtungen, mit denen Klopſtock aus der Sphäre der bibliſchen Oden und der Bardenlieder heraus in das Leben und die Wirklichkeit zurückgetreten ſei, zugleich aber, wie Hettner meint, ſich wieder mehr dem Antiken genähert habe.

So erhalten wir allerdings eine kunſt- und ſinnreiche Eintheilung und Gliederung der Klopſtock'ſchen Poeſie — ob aber auch eine allerwärts zutreffende? Aehnliches haben ſchon Schaefer und Cholevius verſucht, von denen der erſtere wenigſtens darin mit Hettner übereinſtimmt, daß auch er zwiſchen den Gedichten Klopſtock's vor und denen nach 1755 einen Unterſchied macht, jene für lebensfriſcher, dieſe für ſchon mehr überſchwenglich und hochgeſpannt erklärt. Allein dieſe Unterſcheidung hält vor einer unbefangenen Betrachtung der betreffenden Dichtungen nicht Stich. Die ſchwermüthige, abſtracte, alles auf das Ueberſinnliche beziehende Stimmung herrſcht zum Theil auch ſchon in der erſten Periode vor (ſelbſt jene eigentlich aus friſcheſter Empfindung herausgedichtete Ode „Der Züricherſee" nicht ganz ausgenommen), und andererſeits athmen einzelne Gedichte aus der ſpätern Zeit wieder einen heiterern Geiſt, z. B. die Verherrlichungen des Eislaufs, der Winterfreuden, der Luſt auf dem Roß u. ſ. w. Was die ſogenannte „teutoniſche" Poeſie Klopſtock's betrifft, ſo iſt dieſe, unſers Erachtens, nicht ſo ſehr durch eine äſthetiſche Reflexion, oder eine bewußte Reaction des „volksthümlichen" Dranges in Klopſtock gegen die „antikiſirende" Richtung ſeiner frühern Gedichte (die es ja ohnehin eigentlich nur der Form nach war), als vielmehr durch eine viel directere Veranlaſſung vom Leben aus und eine Rückwirkung dagegen in der Seele des Dichters von ganz eigenthümlicher Art entſtanden. Es iſt auffallend, daß Hettner, der dieſe ganze Periode der deutſchen Literatur mit der Einführung der großen Heldengeſtalt Friedrich's II. gleichſam inaugurirt, ſie alſo gewiſſermaßen unter deſſen Auſpicien geſtellt hat, gleichwol von irgendwelchen nähern Beziehungen der Wahlverwandtſchaft oder der Beeinfluſſung zwiſchen dem König und einem der Hauptvertreter dieſer Periode — wofür doch jedenfalls Klopſtock zu achten — nichts wiſſen zu wollen ſcheint. Denn was er in dieſer Hinſicht anführt, beſchränkt ſich darauf, daß Klopſtock eine Idioſynkraſie gegen den König gehabt habe. Und doch bekennt Klopſtock ſelbſt, daß ſofort das erſte Auftreten Friedrich's einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht habe („So verkündete ihn, da er noch Jüngling war, ſein aufſteigender Geiſt" u. ſ. w.). Und doch iſt erwieſen, daß Klopſtock ſchon 1749, alſo lange vor Gleim's „Grenadierliedern", den jungen Heldenkönig in einer ſchwungvollen Ode beſang („Schon iſt an ſeiner Königsbruſt der Stern mit Blut beſpritzt" u. ſ. w.), die er freilich ſpäter, nach ſeiner Abwendung von Friedrich, auf den deutſchen König Heinrich I. umdichtete. Und doch iſt es ſchwerlich ein bloßer Zufall zu nennen, daß die patriotiſchen Oden Klopſtock's ſämmtlich bald nach dem Siebenjährigen Kriege, alſo in einer Zeit entſtanden, wo, wie wir von Goethe vernehmen, eine gewiſſe heroiſche und vaterländiſche Erregung in den Gemüthern der Deutſchen von den Thaten und Ereigniſſen jenes Kriegs her nachzitterte. Wie Goethe ſelbſt auf dieſe Erregung zum großen Theil ſeinen „Götz" zurückführt, ſo möchte wol auch zwiſchen den teutoniſchen Dichtungen Klopſtock's und den vorausgegangenen kriegeriſchen Ereigniſſen ein innerer Zuſammenhang anzunehmen ſein, wenngleich, wie ſchon bemerkt, ein eigenthümlich vermittelter. Während nämlich die preußiſchen oder preußiſchgeſinnten Dichter, voran Gleim, friſchweg die Thaten ihres Königs beſangen, konnte Klopſtock — aus Gründen, die Hettner ganz richtig angeführt hat — zu einer ſolchen Verherrlichung des ihm als Verehrer Voltaire's, als Freigeiſt, als Verächter der deutſchen Literatur verhaßt gewordenen Friedrich ſich nicht entſchließen. Auch war wol ſein von früh an auf das Höchſte, Allgemeinſte, Idealſte gerichteter Dichtergeiſt unvermögend, ſich in die Schranken eines ſo ſpecifiſchen und, ſeiner unmittelbaren Nähe halber, ſo wenig zum Idealiſirtwerden geeigneten Heldenthums, wie das des noch lebenden Beherrſchers eines kleinen Bruchtheils der deutſchen Nation, einengen zu laſſen. Genug, die in ihm erwachten heroiſchen und (da es doch immer deutſche Thaten waren, die hier geſchahen) auch patriotiſchen Empfindungen ſuchten einen Ausweg, der mit des Dichters Streben in die Weite und Höhe beſſer im Einklang wäre. Und ſo gerieth er darauf, ſtatt der Gegenwart die fernſte Vergangenheit, die Urgeſchichte Deutſchlands, ſtatt der politiſchen Größe und Macht die geiſtige, literariſche Auszeichnung und Bedeutung des deutſchen Volks zu verherrlichen. Auf dieſe Weiſe entſtanden, wenn wir recht vermuthen, einerſeits jene Bardendichtungen, jene Apotheoſen Hermann's und ſeiner Helden, andererſeits die Glorificirung der deutſchen Sprache, der deutſchen Muſe, der großen geiſtigen Helden Deutſchlands, eines Luther, Leibniz, Händel, als Troſt und Erſatz für das mangelnde kriegeriſche Heroenthum der deutſchen Gegenwart, da Klopſtock es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, die einzigen wirklichen Heldenthaten dieſer Zeit, die Thaten Friedrich's des Großen und ſeiner Tapfern, zu ignoriren. Ja wir möchten in dieſen Vermuthungen noch einen Schritt weiter gehen. Wäre es wol ſo gar gewagt, anzunehmen, daß ſchon die erſten Kriegsthaten Friedrich's im Schleſiſchen Kriege auf den Jüngling Klopſtock anregend gewirkt und ſeine Aufmerkſamkeit auf das hiſtoriſche Epos hingelenkt haben („epiſche Zeiten erzeugen eine epiſche Poeſie", ſagt treffend Gervinus) — nur daß auch damals das entgegenſtehende ideale Element, welches ihm durch literariſche Einflüſſe zugeführt ward, ihn von dieſer eigentlich heroiſchen Richtung wieder ablenkte und auf ein Gebiet führte, das für epiſche Behandlung freilich viel weniger geeignet war?

Karl Biedermann.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Paul Heyse als Dramatiker.

Zweiter Artikel.*)

Unter den Frauen des vorigen Jahrhunderts, welche in Memoiren ihr eigenes Porträt mit recht draſtiſchen und unverkennbaren Zügen zur Schau ſtellten, nimmt Eliſabeth Charlotte von Orleans einen hervorragenden Platz ein, hervorragend namentlich durch die faſt cyniſche Energie ihrer Ausdrucksweiſe und ihrer Darſtellungen. Sie entwirft ein treues Bild ihrer Zeit, aber ſie überſetzt es aus den elegant umſchreibenden Wendungen des franzöſiſchen Hofſtils in ein planes, ehrliches Deutſch, dem man keinerlei Zweideutigkeiten zum Vorwurf machen kann, höchſtens ein gewiſſes Behagen an der Zote. Der Eindruck des Derbkomiſchen, den die Memoiren machen, iſt nun auch mit dem Bilde dieſer Prinzeſſin immer verknüpft geblieben! Dennoch und vielleicht gerade deshalb erſcheint ſie als eine gute Luſtſpielfigur von kräftigem Schrot und Korn und einer geſunden, nur aus conventionellen Rückſichten etwas abzuſchwächenden vis comica. Freilich, der Luſtſpieldichter, der ſie zur Heldin wählt, muß in ſich ein verwandtes Element ſpüren, etwas von jener derben Luſtigkeit, welche mit Behagen dem glänzenden Pomp des Hoflebens hinter die Couliſſen ſieht und dabei an dem Grundſatze feſthält: nil humanum natura alienum puto.

Paul Heyſe hat nichts von jener engliſchen Luſtſpielſchule, deren unerſchrockener derber Witz ganz geeignet wäre, einer Prinzeſſin wie Eliſabeth Charlotte von Orleans Fleiſch und Blut zu geben. Er will vor allem, auch als Luſtſpieldichter, den Vorwurf vermeiden, daß ihm die Grazien ausgeblieben ſind. Er idealiſirt in ſeinem fünfactigen Schauſpiel, welches das erſte Bändchen ſeiner „Dramatiſchen Dichtungen“ enthält, das derbkomiſche Mannweib zu einer graziös-lächelnden Weltdame, die vor allen Dingen eine gute deutſche Patriotin iſt und ihren Patriotismus mit ſo viel Schwung ausdrückt, wie er nur immer der wenig pathetiſchen Muſe des Dichters zu Gebote ſteht. Die deutſche Grobheit verblaßt zur deutſchen Ehrlichkeit, die kräftigen Sarkasmen ſchrumpfen zu ſinnigen Sentenzen zuſammen, ſtatt des Cynismus erhalten wir ſogar einen Anflug von Sentimentalität — kurz, dieſe Prinzeſſin von Orleans iſt eine ganz honnete Perſon, welche ihrer deutſchen Abſtammung keine Schande macht; aber ſie iſt weit entfernt davon, jener Memoirenſchriftſtellerin ähnlich zu ſehen, von der wir die folgenden Stilproben, noch dazu in einer editio castigata, mittheilen: „Zu allem Unglück ſaufen die Damen hier mehr als die Mannsleute, und mein Sohn — der Regent — (unter uns geſagt) hat eine verfluchte Maitreſſe, die ſäuft wie ein Bürſtenbinder, iſt ihm auch gar nicht treu.“ — „Ich kann nicht begreifen, wie dies Menſch (die Ducheſſe d'Uſſay) ihren Mann hat lieben können, er iſt abſcheulich häßlich, ſtinkt wie ein Bock, iſt alle Tage voll und ſäuft mit Lakaien“ u. ſ. w.

Ohne Frage würde der Stil dieſer Memoiren nicht auf der deutſchen Bühne geduldet werden. Wenn er indeß eine homöopathiſche Abſchwächung nöthig hat, ſo iſt denn doch immer ein großer Unterſchied, ob dieſelbe in der dritten oder in der dreißigſten Potenz ſtattfindet. In der Homöopathie mag die letztere wirkſamer ſein, wenn man dem alten Hahnemann Glauben ſchenken darf; in der dramatiſchen Poeſie aber iſt ſie zweifellos eine ſeichte Verwäſſerung, welche die charakteriſtiſche Schärfe auslöſcht. Heyſe's „Eliſabeth Charlotte“ iſt ein Miniaturbild, in welchem die Farben nur mit der Pinſelſpitze aufgetragen ſind.

Wenn wir uns über die fehlende Friſche des Humors beklagen, ſo wird der Dichter uns entgegnen, wie wir dazu kommen, in einem Drama, das ſich als Schauſpiel ankündigt, die Ingredienzien eines Luſtſpiels zu ſuchen? Doch wir halten uns nicht an die Etikette, ſondern an das Weſen des Stücks, welches ſich nirgends zu jener mittlern Höhe ernſtern Antheils erhebt, die wir für ein Schauſpiel doch in Anſpruch nehmen müſſen, ſondern von Anfang bis zu Ende die Signatur eines Intriguenſtücks de pur sang trägt und im Stil der echten, auf hiſtoriſchem Grund aufgetragenen Degen- und Mantelkomödie gehalten iſt.

Die geſchichtlichen Vorausſetzungen des Schauſpiels knüpfen an die Kriege Ludwig's XIV. gegen Deutſchland an. Infolge der Heirath der pfälziſchen Prinzeſſin mit dem Herzog von Orleans erhob Ludwig Anſprüche auf Simmern, Lautern, Sponheim (obgleich die Prinzeſſin feierlich darauf verzichtet hatte), Germersheim, und überzog die Pfalz mit Krieg. Es kam zu einem Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen, namentlich die Räumung der von den Franzoſen beſetzten Städte, von den letztern nicht innegehalten wurden, indem dieſelben in den Schlöſſern und Burgen blieben. Hiergegen zu proteſtiren erſcheint der pfälziſche Geſandte Graf Wied mit ſeiner Schweſter Luiſe in Paris. Es kommt vor dem Thron zu Erörterungen über die Rechtsfrage, in welcher die Herzogin für Deutſchland Partei ergreift und des Königs höchſten Zorn erregt. Wir haben nun die ſchwarzen und weißen Steine für die dramatiſche Schachpartie; Deutſchland und Frankreich ſtehen ſich gegenüber; und es iſt gewiß eine paſſende Aufgabe für den Dramatiker, den Gegenſatz deutſchen und franzöſiſchen Weſens in der Entwickelung der Charaktere und der Handlung zu zeigen. Doch gerade hier zeichnet Heyſe zu ſchattenhaft, zu ſchablonenartig; wir merken immer aus dem Dialog ſeinen guten Willen, aber in der Handlung ſelbſt tritt der Gegenſatz nicht markirt genug zu Tage.

Heyſe braucht für die Intrigue, welche das Stück weiter bringen ſoll, einen Maſchiniſten. Dieſer Maſchiniſt iſt der Comte de Lorraine, der mit der Maintenon gegen die Deutſchen conſpirirt und als Gelegenheitsmacher in böſer Abſicht ſich den Kuppelpelz verdient. Er hat die Augen Monſeigneurs, des Herzogs, auf die blonde deutſche Gräfin gelenkt; er iſt überzeugt, daß die Herzogin den deutſchen Grafen liebt:

> Der Hof
> Wird heute jagen in Saint-Cloud. Ihr kennt
> Den Pavillon La Haye. Dort mag der Herzog
> Die ſchöne Gräfin unter einem Vorwand
> Zu ſprechen ſuchen. Während er des Bruders

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Geheimen Zweck ſich beichten läßt, bewach' ich
Das andre Paar und ſorge, daß die Göttin
Gelegenheit ſich ihnen günſtig zeige.

Iſt dieſe Intrigue die 10000 Livres werth, welche die Maintenon dafür zahlt? Gewiß nicht! Es heißt zwar: „Gelegenheit macht Diebe", doch genügt dies Sprichwort durchaus nicht als dramatiſches Motiv; der franzöſiſche Chevalier vergißt in ſeiner Berechnung eine wichtige Ziffer, die Charaktere, die er in eine beſtimmte Lage verſetzen will. Uebrigens ſprechen ſich ſchon im nächſten Act die Herzogin und Graf Wied ganz ungeſtört. Der letztere hat ein diplomatiſches Anliegen:

Euch iſt bekannt,
Daß Frankreich den unſel'gen Erbproceß
Dem Papſt zum Austrag vorzulegen wünſcht.
Allmächtig iſt in Rom franzöſiſches Gold.
Die Pfalz iſt rechtlos gegen einen Ludwig,
Den Rom den Allerchriſtlichſten genannt,
Weil er aus Frankreich ſeine treuſten Bürger,
Die Hugenotten jagte. Johann Wilhelm
Wünſcht nun und hofft von Euch, daß Ihr auf Kaiſer
Und Reich Berufung einlegt und den Schiedsſpruch
Von Rom nicht anerkennt. Nur eine Zeile
Von Eurer Hand, daß dies Eu'r Wille ſei,
Und meine Sendung iſt zur Hälfte nur
Geſcheitert.

Um ihr die Erfüllung ſeiner Sendung recht bequem zu machen, überreicht er ihr einen Brief:

Dies Schreiben,
In Euerm Namen an die Majeſtät
Des Kaiſers abgefaßt, enthält die Bitte
In einer Form, die Frankreich nicht verletzt.
Nur unterzeichnen dürft Ihr.

Die Herzogin entgegnet:

Gebt den Brief,
Obwol ich im voraus Euch ſagen kann,
Ich unterzeichne nicht.

Warum nimmt ſie denn den Brief? Weil der Dichter ihn im dritten Act wieder braucht als corpus delicti; ja dieſer Brief enthält das Geheimniß ſeiner dramatiſchen Intriguenführung. Das Stück hängt an den dünnſten Fäden von der Welt, die jeden Augenblick zerreißen können. Im zweiten Act, in dem der Knoten geſchürzt wird, erfahren wir noch eine Willensäußerung des Königs: er wünſche, der Herzogin nicht auf der Jagd zu begegnen. Sie beſchließt, dieſem Verbot zu trotzen, um ſo mehr, als ſie ja mit dem Grafen eine Stunde vor der Curée eine Zuſammenkunft in dem Pavillon La Haye verabredet hat. Es wird dem Herrn de Lorraine alles ſehr leicht gemacht, freilich ohne daß er etwas davon weiß.

Der dritte Act ſpielt in dem verhängnißvollen Pavillon. Die Herzogin bereut das Rendezvous, das ſie dem Grafen gegeben hat. Gräfin Luiſe Wied, welcher der Herzog ein wichtiges Geheimniß anvertrauen will, erſcheint zur rechten Zeit, um von Eliſabeth Charlotte den Brief zu erhalten, den ſie dem Bruder abgeben ſoll. Die Herzogin ſchreibt noch auf den Umſchlag einen ſchriftlichen Abſchiedsgruß. Luiſe ſteckt ihn in den Buſen, da ihr anempfohlen iſt, den Brief ſich theuer ſein zu laſſen wie ihr Leben. Leider iſt dieſe Vorſichtsmaßregel, die ſonſt allen Regeln der Taktik entſpräche, diesmal ohne Erfolg; denn das Rendezvous mit dem Herzog von Orleans, das gleich darauf folgt, iſt etwas ſtürmiſcher Art. Er reißt ihr die Roſe von der Bruſt und zugleich den Brief, der ihm ſehr wohl behagt als willkommene Beute. Nun hat er zugleich ein diplomatiſches Actenſtück zur Hand und ein Beweisſtück gegen „ſeine tugendhafte Frau, die Ehrenkrone des Geſchlechts". Luiſe kann den Brief ſtets zu dem bewußten Preiſe zurückerhalten. Mit dieſen Worten ſcheidet der Herzog — Luiſe folgt ihm, um ihm ſeinen Raub zu entreißen und ſei es vor des Königs Augen.

Doch um die wichtigere Begegnung zwiſchen der Herzogin und dem Grafen Wied dürfen wir freilich nicht kommen! Wie wird ſie, trotz des guten Willens der Herzogin ihr zu entgehen, dennoch zu Stande gebracht? Chevalier de Lorraine hat das Reitpferd von Madame zurückgeſchickt, wie wir aus den lebhaften Scheltworten erfahren, womit der Reitknecht vom Grafen Wied überhäuft wird. Ob ſich kein anderes Pferd finden ließ, ob es durchaus nothwendig war, in den Pavillon zurückzukehren, wo die Curée des Hofs in nächſter Zeit ſtatthaben ſollte? Wir wiſſen es nicht. Doch der Dichter braucht das Rendezvous an dieſer Stelle! Und wo bliebe die meiſterhafte Intrigue des Herrn de Lorraine, wenn man aus dieſem Netz ſo leicht herauskönnte? Doch vielleicht freut ſich die Herzogin ſelbſt dieſes Hinderniſſes — warum hat uns der Dichter dies nicht ſchalkhaft angedeutet? Die nun folgende Liebeserklärung des Grafen Wied iſt zwar im Vergleich mit des Herzogs ſtürmiſchem Verfahren eine blöde Jugendeſelei; dennoch bleibt ſie, an eine verheirathete Frau gerichtet, energiſch genug, um den Gegenſatz zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen, den eigentlichen Angelpunkt des Stücks, gänzlich zu verwiſchen. Die Herzogin verhält ſich heiter ablehnend und reicht ihm die Hand zum freundſchaftlichen Abſchiedsgruß. Nun erntet der Dichter, was er im vorigen Act geſäet hat. De Lorraine und die Maintenon überraſchen die Abſchiedsſcene; zwiſchen der Herzogin und der Maintenon kommt es zu einem Zankduett, das in mancher Hinſicht den Höhepunkt des Stücks bildet und jedenfalls noch wirkſamer wäre, wenn der Dichter verſtanden hätte, ſeinen Hauptcharakteren mehr Fleiſch und Blut und Energie zu geben. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß am Schluß noch der König dazukommt, um mit eigenen Augen den Ungehorſam der Herzogin gegen ſeine Befehle zu ſehen.

Im vierten Act folgt eine Duellaffaire zwiſchen Lorraine und Grafen Wied, am Schluß Ungnade des Königs und Verbannung der Herzogin. Im fünften Act erhält der Dichter einen mächtigen und vom Publikum durchaus nicht erwarteten Alliirten, der ihm hilft, ſein Stück in liebenswürdig verſöhnlicher Weiſe zu Ende zu führen — es iſt dies der Ryswijker Frieden. Infolge deſſen verſöhnt ſich der König mit der Herzogin, dieſe mit ihrem Gemahl — das Publikum mit dem Dichter, und nur die Kritik ſteht, grollend über den neuen deus ex machina, beiſeite.

Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß die deutſchen

Dichter wenig Talent zu Intriguenſtücken haben. Das Talent zur Intrigue liegt einmal nicht im deutſchen Naturell, wenngleich die Diplomatie in jüngſter Zeit in Paris und Petersburg Studien gemacht hat, welche nach dieſer Seite hin weſentliche Fortſchritte bekunden. Doch Paul Heyſe, obgleich ein Kenner der romaniſchen Literatur, in deren Erzählungen und Dramen die Intrigue eine große Rolle ſpielt, iſt mehr zu Hauſe in pſychologiſchen Nuancen, in den Schattirungen der Empfindung als in jenem Raffinement des Verſtandes, welches zur Schürzung und Löſung eines dramatiſchen Intriguenknotens gehört. Die von de Lorraine angelegte Maſchinerie der Intrigue, die im dritten Act explodirt, iſt ſo plump und ausſichtslos wie möglich; natürlich, der gute Wille des Dichters hilft darüber hinweg und erſetzt durch glückliche Zufallsſpiele die anfänglich fehlende Feinheit der Berechnung.

Was in dem Drama intereſſirt, iſt auf der einen Seite der Gegenſatz zwiſchen der Herzogin und der Maintenon, ſo blaß er im ganzen auch gehalten iſt, auf der andern die Stimmung des Königs, der in der Herzogin eine Freundin, ja die einzige offene Freundin verehrt, und doch immer genöthigt iſt, gegen ſie aufzutreten aus Rückſichten, welche die Hof- und Staatsaction mit ſich bringt. Der äußere geräuſchvolle Apparat der Handlung und die wenig feſſelnden Liebesſcenen drängen aber gerade die pſychologiſch intereſſanten Momente allzu ſehr in den Hintergrund. Die Stimmung, in welcher die Herzogin dem Grafen Wied ein Rendezvous gewährt, iſt durch die vielen, ſich kreuzenden Motive eine allzu unklare, als daß wir dieſen kleinen Abſtecher ins Gebiet des franzöſiſch frivolen Abenteuers für eine hinlängliche Schuld erachten ſollten, welche die Buße und Strafe der ſpätern Acte verdiente und gleichſam eine Art von innerer Läuterung nöthig machte. Dies bischen Gefallſucht, dieſe homöopathiſchen Doſen von Zuneigung bilden eine Gruppe von Motiven, deren Verzweigung ſich in einer Novelle recht ſauber ausmalen ließe, die aber zuſammen im Drama noch immer kein durchſchlagendes Motiv ausmachen. Das feine pſychologiſche Geäder der Novelle macht im Drama keine Wirkung — da wollen wir ein ſtarkes, feſtes, greifbares Motiv, welches im Stande iſt, die Handlung zu tragen.

Als Probe des eleganten, doch keineswegs witz- und geiſtfunkelnden Stils, der das Drama charakteriſirt, der über die graziöſe Wendung nie zur brillanten hinausgeht und oft in den trockenen Ton echter Hof- und Staatsactionen verfällt, theilen wir den Monolog des Königs am Anfang des fünften Actes mit, weil er als am meiſten poetiſch geſchloſſen und ſtiliſtiſch gefeilt erſcheint:

Warum empfind' ich's nur ſo ſchwer? Was hat denn
So Großes ſich ereignet? Eine Fremde,
Die nie ſich eingewöhnen konnte, geht,
Nicht wider Willen, uns vermißt ſie nicht,
Und ſollten wir ſie denn vermiſſen?
Zwar,
Mir war ſie keine Fremde mehr, obwol
Uns Art und Sitte, Blut und Neigung ſchieden,
Obwol auch was der Mann vom Weibe will:
Berauſcht, bezaubert und betrogen werden,
Ich nie von ihr erfuhr. Und dennoch jetzt,
Da ſie hinweggehn will, empfind' ich's klar,
Daß ſie mir unentbehrlich ward, wie niemals
Von allen Frauen die geliebteſte;
So unentbehrlich, wie das friſche Waſſer,
Das farblos aller Weine Kraft beſiegt.
Denn überm Trug und Wankelmuth der Sinne
Stand dies Gefühl. Was niedriger Gebornen
Als Vorrecht vor den Kronenträgern gilt —
Uneigennütz'ge Freundſchaft gab ſie mir.
Sie war mein Freund, war mehr, war mein Gewiſſen.
Aus ihrer Augen hellem Spiegel ſah
Mich jede meiner Thaten deutlich an.
Die große ſtrahlte größer mir zurück,
Die Schwäche wie die Schuld beſchämender.
Und jetzo geht ſie? Geht mit meinem Zorn
Beladen? Zürnt man auch auf ſein Gewiſſen?
Wohl; doch behält es ſtets das letzte Wort,
Und ſie — verſtummte. Diesmal fühlte ſie,
Daß ſie im Unrecht war; ein warmer Trieb
Riß über alle Schranken ſie hinweg.
Vermeſſne Worte ſprach ſie, die der Freund
Verzeihen darf, der Herrſcher Frankreichs nicht.
Und darum ſei's. Sie gehe! Maubuiſſon
Iſt nah. Sobald ich will, ruft ſie in kurzem
Ein königliches Gnadenwort zurück.

Mit dem zweiten Drama, dem Trauerſpiel: „Maria Moroni", treten wir aus den Salons des franzöſiſchen Königthums in die freie Luft Italiens. Doch wir würden uns irren, wenn wir erwarteten, daß über dieſem Drama der tiefblaue Himmel Heſperiens leuchte, daß die üppig reiche Natur des Landes hineinfunkle in die Dichtung, daß ihre Liebesſcenen etwas von dem Schimmer trügen, der Shakſpeare's „Romeo und Julia" verklärt. O nein — Heyſe iſt kein dramatiſcher Coloriſt; jene Meiſterſchaft Shakſpeare's, uns gleich in den erſten Scenen auch in die landſchaftliche und volksthümliche Stimmung zu verſetzen, welche mit der Handlung harmonirt, ſei es in der Sommernacht des Südens, wo die Lerchen und Nachtigallen das Zwiegeſpräch der Liebe begleiten, ſei es auf die ſchottiſche Heide, wo die Dämonen des Ehrgeizes gleichſam aus der kahlen Erde hervorwachſen, iſt ihm durchaus nicht gegeben. Er würde ſonſt nicht in den größern Fehler verfallen ſein, eine Handlung nach Italien zu verlegen, welche, den letzten Dolchſtoß und ein paar aufgeklebte Genrebilder ausgenommen, in ihren Grundzügen kein italieniſches Colorit trägt, ſelbſt wenn eine wirkliche Begebenheit ihr zu Grunde liegen ſollte. Denn das Thatſächliche als ſolches genügt nicht dazu; es paſſirt in Italien manches, was überall unter Gottes Himmel geſchieht. Wenn aber ein Dichter das Land der Citronen und Orangen zum Schauplatz ſeiner Handlung wählt, ſo wollen wir auch den ſüdlichen Duft athmen, im Schatten von Myrten und Lorbern wandeln, in jenem idealen Aether baden, den Shakſpeare's „Romeo", den Goethe's „Taſſo" über uns ausbreiten. Schon bei dem erſten Blick in das Drama werden wir enttäuſcht — wir ſtoßen überall auf Proſa, auf eine bürgerliche Proſa ohne Adel und Schwung; es iſt ein kleinbürgerliches Drama, das ſich vor uns entrollt. Ein etwas blaſirter und ſchwankender Principe, der ſeiner Maitreſſe müde geworden iſt und

ſich in eine ſchmucke Bürgerfrau verliebt; ein anderer Fürſt, ein Freund des erſten, ein Carlos dieſes Clavigo, der ihn ſpornt, wenn er ſtutzig wird, ihm mit weltläufigen Grundſätzen das Gewiſſen ausweitet; eine liebenswürdige Gattin, die aber ihren Gatten nicht liebt, und ein Tölpel von Gatte, dem zuletzt das Opfermeſſer Othello's in die Hand gedrückt wird — wozu leuchtet der italieniſche Himmel über dieſer Gruppe von Charakteren? Man wird uns entgegnen, es iſt italieniſches Genre: italieniſche Markt- und Kirchenſcenen, Glockengeläute, Orgelſpiel, Eberjagd u. ſ. w. Doch wir ſind mistrauiſch gegen das Genre, das ſich in die Tragödie drängt, und mit Recht, es paßt nicht zu ihrem großartigen Freskenſtil. „Maria Moroni" wäre eine treffliche Novelle geworden; doch es iſt ein zuſammengedifteltes Stück von muſiviſch bunter Arbeit; es iſt nicht tragiſch, ſondern blos traurig und grauſam. Denn der Knoten wird gerade, als er gelöſt werden ſoll, zerhauen — und was iſt grauſamer, als einen „dummen Kerl" zum tragiſchen Rachegott zu erheben und das Fatum gleichſam in Geſtalt eines losgelöſten Ziegelſteins den Helden auf die Köpfe zu ſchleudern?

Bei aller Verſchiedenheit der Diction, welche wider alles Erwarten in dem Intriguenſtück den Jambus benutzt und in der Herzenstragödie ſich mit Proſa begnügt, verleugnet doch Maria Moroni eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Eliſabeth Charlotte nicht. Beide Heldinnen ſind um ihre Ehegatten nicht zu beneiden; beide hegen keine Liebe zu ihnen; beide ſpielen mit der Sünde. Die Herzogin freilich geht um dieſelbe herum wie die Katze um den heißen Brei, während ihr die Bürgersfrau bereits den Kopf in den Rachen ſteckt, aber ihn doch mit der Gewandtheit eines Thierbändigers zur rechten Zeit wieder herauszieht. Die Heldinnen Heyſe's haben einen unerlaubten Drang, ſich perſönlich auszuſprechen, zu reſigniren, aber in irgendeinem Rendezvous, mit einer kleinen Satisfaction für die verbotene Neigung, mit einer in einem Tête-à-tête beſtehenden Genugthuung den Verbrecher herunterzukanzeln, der es wagt, ihnen mit geſetzwidriger Leidenſchaft zu nahen. Dieſe Neigung bereitet der Herzogin von Orleans die Unannehmlichkeiten, an denen ſie in den letzten Acten zu leiden hat; dieſe Neigung iſt der einzige Grund, daß Fürſt Savelli ermordet wird, daß Maria Moroni ſich ſelbſt erſticht! Es iſt die unglückliche Tintenſcheu, an welcher der Dichter ſelber, wie ſeine zahlreichen Dramen beweiſen, nicht leidet, welche ſeine Heldinnen ins Verderben ſtürzt. Maria Moroni will anfangs den kecken Freier ſchriftlich abweiſen, doch — er würde einem Briefe von ihr nicht glauben; ſie will es ihm daher ſelbſt ſagen. Hätte ſie geſchrieben — das Trauerſpiel wäre unmöglich geworden.

Doch wie blind iſt der Kritiker, rufen die Advocaten des Dichters; ſieht er denn nicht, daß es ſich hier keineswegs um einen bloßen Zufall handelt, daß die tragiſche Schuld der Heldin geſühnt werden muß, daß das äußerliche Wie dabei gar keine Rolle ſpielt? Es ſind innerlich gebrochene Exiſtenzen, die ſich an dem göttlichen Geſetz verſündigt haben, denen der Tod nur ihr Recht erweiſt! Es iſt die blinde Leidenſchaft, die ſie ins Verderben ſtürzt, wie Romeo und Julia, die auch durch einen Zufall untergehen, welcher aber nur die Beſchlüſſe des Schickſals vollzieht.

Maria Moroni liebt den Fürſten, doch ſie kämpft ſiegreich mit ihrer Liebe. Erſt als er ihr ein Rendezvous mit den Juwelen ſeiner frühern Buhlerin bezahlen will, wird ſie geheilt; ſie erkennt ſeine Unwürdigkeit, und mit der Verachtung hört die Liebe auf, wenn auch George Sand in „Leone Leoni" das Gegentheil poetiſch durchzuführen ſucht. Sie iſt geheilt, halb oder ganz, und iſt ſie es nicht, ſo thut die Zeit das übrige. Sie wird das Bild des Fürſten im Herzen tragen, ihrem Gatten niemals einen Altar für einen beſondern Cultus darin errichten — doch das war auch ſchon früher nicht der Fall. Nur ein leiſes Streiflicht tragiſcher Schuld fällt auf die Ehegattin, die ſich einer plötzlich auftauchenden Neigung hingibt, aber, weit davon entfernt, ihren Tölpel von Gatten zu betrügen, ihn zum Vertrauten ihres Geheimniſſes macht und mit ihm in höchſt unerquicklicher Weiſe verhandelt, wie ſie dieſe unangenehme Störung ihrer Ehe am geeignetſten beſeitigen kann. Doch der Dichter iſt von der Strenge eines Inquiſitonstribunals — nur der leiſe Geruch einer Ketzerei des Herzens lockt die hölliſchen Flammen herbei. Gerade als Maria ſich von dem Liebhaber für immer losſagen will und dies mit erleichtertem Herzen thun kann, weil ſie ihn verachten gelernt — gerade da muß der Büffel von Ehemann ſtößig werden und den in Ungnade gefallenen Liebhaber aufſpießen. Eine höchſt traurige Geſchichte, aber keine Tragödie! Nichts Erhebendes, nichts Befreiendes — auf Halbfold geſetzte Leidenſchaften, die bald ganz penſionirt werden, dann wieder große Leidenſchaften in kleinen Charakteren, wie die den Ausſchlag gebende Eiferſucht in dieſem Matteo, der doch nur der Held eines Meßgemäldes mit Liedern von dieſem Jahr ſein könnte — das ſind nicht die machtvollen Elemente, welche uns die Seele bewegen können, aus ſolchen Halbheiten baut ſich keine Tragödie auf. Der Stil des Stücks iſt der Stil des Genre, hin und wieder mit ſentimentalem Anflug und etwas geiſtreicher goethiſirend nur in den Scenen zwiſchen den beiden Fürſten, wo Piombino die Weisheit der blaſirten Welt mit mancher nicht unglücklichen Wendung an den Mann bringt.

Das dritte Bändchen von Heyſe's „Dramatiſchen Dichtungen" enthält die fünfactige Tragödie: „Hadrian", welche entſchieden vor Heyſe's übrigen Dramen den Vorzug verdient. Wenn ſich der Inhalt derſelben auch um eine Grille, um etwas pſychologiſch Abnormes dreht, wenn auch das Antike dabei in einer Weiſe moderniſirt wird, welches ſeinen Charakter geradezu verfälſcht: ſo iſt doch die Compoſition der Tragödie in ihrer Steigerung kunſtgerecht und die ſtilvolle Haltung derſelben hat durchweg Würde und Adel. Kaiſer Hadrian iſt ein Timon auf dem Thron. Ihm iſt wie den andern Cäſaren die Weltherrſchaft zu Kopf geſtiegen; doch ſie hat aus ihm keinen Narren gemacht, keinen Wütherich, ſondern einen Miſanthropen, einen Skeptiker, der aber nichtsdeſtoweniger ein

von ſeiner Willensallmacht überzeugter Despot bleibt. Er durchſchweift die Wunderwelt Aegyptens, um den tauſendjährigen Schatz der Weisheit zu heben, doch er findet nur „hochehrwürd'ge Prieſterpoſſen“:

Wo iſt ein Tempel, Hain und Heiligthum,
Wo ich nach Wiſſen oder Schauen nicht
Mit heißem Durſt geforſcht? Ihr aber gabt mir
Statt Quellenwaſſers — Staub. Das Weltgeheimniß,
Wer faßt's im Kern? Es gleicht der Zwiebel, Schal'
Um Schale; wirf ſie weg, genarrte Neugier!
Die Augen gehn dir über.

Und als ihn ſein philoſophiſcher Begleiter auf das Ziel hinlenkt, an dem wir erſt das Leben ergründen lernen, ruft er:

Am Ziel!
So gäb' es denn ein Ziel? Wenn du mir das
Beweiſen könnteſt, mir das O zum Alpha,
Das Weſen zeigen hinterm Schein! Ich baute
Goldtempel deiner Iſis, wenn ſie je
Den bitterlichſten aller Zweifel löſte,
Ob wir mehr ſind als Wellen eines Meers,
Emporgekräuſelt durch den Hauch des Schickſals,
Um ſpurlos zu verfließen.

Der Kaiſer zweifelt an Liebe, an Freundſchaft; doch leugnet er nicht die Unſterblichkeit:

Wer ſich ein Kind erzeugte, ſieht er nicht
Sich ſelbſt verjüngt, verewigt neben ſich
In ſeinem Sohn? ... O, wie viel beſſer
Kann uns ein Kind verſichern, daß wir ſind
Und bleiben werden!

Dieſe ſkeptiſchen Klänge, welche die Sehnſucht nach einem Sohn ausdrücken, ſollen uns zu der nun folgenden Handlung hinüberleiten, doch leiten ſie uns auf eine ſchiefe Bahn. Denn ſolche Unſterblichkeit kann nur der eigene Sohn gewähren, nie ein fremder, wenn wir ihn auch lieben wie einen Sohn und an Sohnesſtatt annehmen. Hadrian trifft den jungen Antinous, einen geborenen Griechen, deſſen Familie wegen gerechten Widerſtands gegen römiſche Gewaltthat flüchtig geworden, in Aegypten; er will gerade aus ſeiner Einſamkeit heraustreten, eine Reiſe nach dem Südmeer machen. Antinous erzählt friſch und offen, was er von der Vergangenheit weiß, von der Zukunft will, er eilt, den Kaiſer mit Palmwein zu erquicken. Dieſer fragt ſeinen Begleiter, wie ihm der Wirth gefalle? Sonchis entgegnet: „Ein munt'rer Burſch!“

Hadrian.
Ein muntrer Burſch? Muß ich dich Ehrfurcht lehren?
Iſt dir das ſchuppige Ungethüm des Sumpfs,
Der Wurm im Schlamm, den deine Sohle tritt,
Ein heilig Wunder, und dies Menſchenbild,
An Seel' und Leib untadlig, eine Blüte
Friſch aufgebrochen und von Thau gekühlt —
Du gehſt vorbei mit Achſelzucken? Hörſt du
Nicht eine Stimme, die vernehmlich ruft:
Ihr ſucht im Schein das Ew'ge? Schaut es an!
Schönheit ſteht neben euch und reine Jugend.
Die Himmel bergen nichts, das höher wäre;
Hier iſt das Göttliche, hier betet an!

Wir ſind indeß in der Stimmung, Sonchis mehr recht zu geben, als dem Kaiſer; denn was hat Antinous geſagt und gethan, um ſo überſchwengliches Lob zu rechtfertigen? Denken wir uns in die antike Welt zurück, laſſen wir dort jene Begegnung des Kaiſers und des Knaben ſtattfinden, ſo geſtaltet ſich dieſe Scene ſehr einfach und lebenswahr. Antinous iſt bildſchön und der Kaiſer ein Philoſoph wie Sokrates und Platon — wer wird ſich wundern, daß er den Knaben mit ſich nimmt? Zum Beweis für ſeine Unſterblichkeit kann er ihn freilich nicht brauchen, ſowenig ein moderner Dichter dies wahrhaft antike Motiv brauchen kann. Indem es aber verinnerlicht wird, verliert es gerade an innerer Wahrheit. Es bleibt pſychologiſch möglich; aber es ſteht abſeits von dem gebahnten Heerweg des Empfindens, abſeits vor allem von dem Empfinden des Alterthums! Wenn irgendein Stoff die ewig wiederkäuenden Apoſtel der kindiſchen Wahrheit, daß alles echt Menſchliche zu allen Zeiten ſich gleichgeblieben ſei und daß daher der Dichter ſeine Stoffe aus allen Zeiten wählen darf, widerlegen kann, ſo iſt es dieſer; denn es wird wol niemand ſo dreiſt ſein zu behaupten, daß die Liebe eines Hadrian zu einem Antinous, wie ſie die Geſchichte uns überliefert hat, ein geeignetes Thema für einen modernen Dramatiker ſei. Der alten Götter Thun iſt Laſter und Verbrechen im Auge der neuen Zeit und ihrer Criminalgeſetzbücher, und für die Gruppe eines Zeus und Ganymed gibt es heutigentags keinen andern Olymp als das Zuchthaus. Paul Heyſe mußte ſeinen Stoff ganz umdichten; doch dies ging nicht, ohne ihm Gewalt anzuthun. Was Hadrian von der Welt ſagt, kann man von dem Dichter ſagen gegenüber einem ſolchen Stoffe:

Wer kann
Die Welt umdenken? Sie iſt, wie ſie iſt,
Und ſpottet unſrer Qual und unſers Witzes.

Hadrian nimmt den Knaben mit ſich; Antinous folgt, trotz des vor dem Herrendienſt warnenden Vaters; er folgt gern, weil der Kaiſer arm iſt und beklagenswerth und es braucht, daß man ihm helfe. Der Zug der Seele zieht ihn zu dem ganz Verwaiſten. Auch dies Motiv iſt mindeſtens ein ganz apartes für den in der Wüſte aufgewachſenen Knaben. Es iſt eine eigenthümliche, höchſt ſentimentale Liebe, welche die beiden zuſammenführt — was wird aus dieſem platoniſchen Bund der Herzen werden? Einem modernen Liebesverhältniß zwiſchen Mann und Weib würde man bei ſo plötzlich auflodernder Neigung, bei ſo übereiltem Abſchluß des Bundes kein günſtiges Prognoſtikon ſtellen — ſollte es mit der Verliebtheit des Kaiſers und des Knaben beſſer ausſehen? Krankhafte Stimmungen haben krankhafte Verſtimmung zur Folge. Im zweiten Act ſehen wir bereits den Knaben „verſtimmt“. Der Kaiſer iſt liebenswürdig gegen ihn, dankbar:

Wer ſo beglückt, was fehlte dem zum Glück?
Bedenk, mein Sohn, daß mich, dem niemand gibt,
Der allen geben muß, du Einziger
Mit Gaben überſchütteſt Tag für Tag.

Freilich, wenn Antinous immer ſo verdroſſen iſt, wie er ſich hier zeigt, trotz aller Schauſtellungen von Schiffskämpfen und Sklaventänzen, dann wiſſen wir in der That nicht, worin die Gaben des Glücks beſtehen, mit denen er den Kaiſer überſchüttet. Nichts von Friſche und

Heiterkeit; er grübelt mit dem Adoptivvater um die Wette, wird ein Hypochonder, ein Miſanthrop. Er ſpricht wie Hadrian:

Sind die Menſchen
Viel zahmer, beſſer, weiſer, als das Wild?
Der ſchleicht auf Raub, der wird im armen Neſt
Des Stärkern Beute.

Dann tritt er ſo blaſirt auf, daß man die Runzeln in ſeinem Geſicht zu ſehen glaubt:

Drei Monde kaum in dieſer Welt, und ſchon
All ihrer Freuden ſatt, als wär' mein Haar
Ergraut und meine Glieder abgedorrt.

Er ſehnt ſich zu den Seinen, in den Schos ſeiner Familie zurück. Sollte das friſche großartige Leben einer Weltſtadt, von der Stufe eines mächtigen Throns aus geſehen, für ein junges, geſundes Blut ſo wenig Anziehungskraft haben? Eine Sentimentalität tritt an die Stelle der andern; Hadrian erſcheint als alter Hypochonder, während der junge Antinous mehr von hyſteriſchen Wallungen befallen zu ſein ſcheint. Sonchis deutet dies ſelbſt an:

Seine Stirn
Iſt nicht ſo hell mehr wie am erſten Tag.
Wüßt' ich nur eins, ob dies Natur iſt, oder
Nur eine Rolle, die er künſtlich ſpielt,
Schwermuth und Ekel heuchelnd, wie ein Weib,
Das Launen wechſelt, nur um neu zu reizen.

Doch dem Knaben iſt es Ernſt; er bittet den Herrſcher ihn freizugeben, weil er ihn nur elend mache mit all den hohen Wundergaben, mit all ſeiner Güte und Liebe; er will in ſeine Dunkelheit zurück. Hadrian lobt ſein Gefühl, doch will er zunächſt nichts davon hören. Antinous ſpürt etwas Feindliches gegen ſeinen hohen Gönner:

Das ſchwoll herauf und würgte mir den Athem,
Daß ſich's in einen Schrei von Angſt und Abſcheu
Entladen hätte, wär' er noch geblieben,
Und nur ſein Weggehn ſtillte dieſen Sturm.

Vater und Schweſter des Antinous ſind indeß in Alexandria angekommen; ein Wiederſehen mit der Schweſter, die dem Bruder den inzwiſchen erfolgten Tod der Mutter mittheilt und ſo eine rührende Familienſtimmung hervorruft, ſchließt den zweiten Act.

Die paradoxe platoniſche Liebe und Herzensfreundſchaft zwiſchen dem Weltkaiſer und dem Knaben vom Nil ſteigert ſich allmählich bei beiden zu einer Art von Geiſteskrankheit, deren Paroxismen im dritten oder vierten Act zum Ausbruch kommen. Auf den Höhepunkten der Tragödie ſehen wir die faſt ins Burleske umſchlagende Situation, daß ſich zwei vor Liebe umbringen wollen. Nur um den Genuß eines Umgangs zu haben, deſſen erfreulich-erheiternden Charakter wir bereits hinlänglich kennen lernten, will der Kaiſer den Knaben nicht loslaſſen, der Knabe aber will um jeden Preis fort. Der Dichter wollte uns den Despotismus der Liebe darſtellen; doch eine ſo grundloſe Liebe erſcheint nur als eine Art von Caprice und Monomanie. Gleichviel, im Streit um Bleiben und Gehen werden die Freunde heftig; Schweſter Klytia nimmt des Bruders Partei; es kommt zu gezogenen Schwertern, Klytia wirft ſich zwiſchen ſie; der Kaiſer zückt im Eifer gegen ſie das Schwert; ſie ſinkt getroffen zu Boden. Das iſt der Höhenpunkt der Kriſis, kunſtgerecht an den Schluß des dritten Acts verlegt, dramatiſch lebendig, wenn die Handlung ſelbſt nur auf einem allgemein gültigen Boden ſtände!

Wenn der Kaiſer halb unfreiwillig zum Mörder wird, ſo wird es Antinous freiwillig; er verſucht am Schluß des vierten Acts, Hadrian zu vergiften. Der Sklave einer Liebe oder vielmehr Caprice iſt heimtückiſch und rachelüſtig geworden. Der Verſuch mislingt, was bleibt ihm im fünften Act übrig als ſich in den Nil zu ſtürzen? Kaiſer Hadrian, dem kurz vorher ſein Freund Sonchis im Iſistempel einigen nekromantiſchen Hokuspokus vorgemacht und ihm auf ſeine ſkeptiſchen Fragen über die Götter und die Unterwelt einige ſibylliniſch geheimnißvolle, das heißt volltönend-nichtsſagende Antworten ertheilt hat, bricht an der Leiche ſeines Lieblings in laute Klagen aus, doch findet er im Verluſt des Einzigen — und das ſoll die Verſöhnung des Schluſſes ſein — den Glauben an die Unſterblichkeit wieder:

Iſt das nun Wahrheit?
Nein, dies iſt Schein. Ich faſſe deine Hand,
Und ſie bleibt kalt; ich rufe dich, du ſchweigſt,
Und alle Zeichen ſprechen, du ſeiſt todt.
Ich aber weiß, du lebſt; die Zeichen lügen.
Du haſt nur dieſe Feſſeln abgeſtreift,
Um frei im All zu ſchweben. Wie? es hätte
Natur ſo edel dich gebildet, ſo
Mit ihrem Köſtlichſten dich ausgeſtattet,
Um, wenn du einen kurzen Tag gelebt,
Ihr Kleinod zu vernichten, wie ein Kind
Sein buntes Spielwerk? Nur, damit ein Thor,
Ein Raſender mit ſeinem engen Witz
An dir zu Schanden würde, ſeine Selbſtſucht
Sich kehrte gegen ihn, nur darum hätteſt
Du aufgehn müſſen, darum untergehn,
Mein ſchöner Stern? Und jetzt aus deiner Aſche
Erſtünde neuer Keim zu Blüt' und Frucht,
Und jene Flamme, die mein alternd Herz
Entzückend wärmte, jener hohe Geiſt,
Der Seele Lieblichkeit, der Sitten Adel,
Die ſchwänden in ein weſenloſes Nichts?
Was dir gemein war mit den Elementen,
Mit Pflanze, Stein und Thier, wär' unvergänglich,
Und was dich göttlich machte, ſoll vergehn?
Nein, mein geliebtes todtes Kind — du lebſt!
Wir haben nicht das letzte Wort getauſcht,
Du weißt von mir, weißt, daß ich bei dir bin
Und um dich weine. Doch die ſpäte Thräne
Brennt nicht, ſie kühlt. So haben ſtrenge Götter
Es uns verhängt: Ich mußte dich verlieren,
Um zu erkennen, daß kein Hauch von uns
Verloren geht. Und nun in öder Nacht
Des Greiſen leuchteſt du, mein Abendſtern.
Ich blicke ſchlaflos, doch nicht rathlos
Zu dir empor, bis du als Frühgeſtirn
In heil'ger Morgenglut mich zu dir winkſt!

Wenn auch die Diction der Dichtung den wilden Ausbrüchen der Leidenſchaft, die in den Schlußſcenen des dritten und vierten Acts ſich geltend machen, keineswegs vollkommen gewachſen iſt, ſo iſt ſie doch überall von maßvollem Adel und von künſtleriſcher Grazie. Der Kaiſer fördert in den düſtern Reflexionen ſeiner ſkeptiſchen Weltanſchauung manchen Gedanken zu Tage, der uns ſinnig

anmuthet und in schöngeprägter Form eine willkommene Albummünze iſt. In Bezug auf innern Gehalt überragt Kaiſer „Hadrian“ um Kopfeslänge die andern Dramen Heyſe's. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß das Stück ungeſund iſt und an einem organiſchen Fehler leidet: an dem durchaus capriciöſen und aus dem Alten ins Moderne unglücklich umgedichteten Motiv.

Was Paul Heyſe's Drama „Hans Lange“ betrifft, welches den Inhalt des vierten Bändchens bildet, ſo können wir uns in Bezug auf daſſelbe kürzer faſſen. Das Stück hat von allen Heyſe'ſchen Dramen den größten Bühnenerfolg gehabt und dürfte den meiſten unſerer Leſer bekannt ſein. Dieſen Bühnenerfolg verdankt es keineswegs ſeinem innern Werth, ſondern der praktiſchen Wendung des Dichters, einmal Rollen zu ſchreiben, die den meiſten Schauſpielern bequem liegen, und Situationen zu erfinden oder vielmehr zu benutzen, deren Bühnenwirkſamkeit bereits erprobt iſt. Es gibt Charaktertypen, die ſich gleichſam von ſelbſt für die Darſtellung mit Fleiſch und Blut erfüllen. Der dem Anſchein nach biedere, treuherzige, in Wahrheit aber verſchlagene oder, wie man im deutſchen Nordoſten ſagt, „dreihaarige“ Bauer, der durch niemand überliſtet wird als durch den Großknecht, denn dieſer thut's ihm noch zuvor und wendet dabei eine Doſis Edelmuth an, deren Wirkung ſtets ſeit Kotzebue's Zeiten auf der Bühne ſich als eine glückliche und draſtiſche erwieſen hat, der beſoffene Junker, der brave „Jud“, der ein echtes Kind Moſis iſt, aber ein gutes Herz hat — das ſind die Figuren, denen das Stück ſeine Wirkung verdankt; keineswegs aber dem Junker Bugislav, dem etwas ungeſtümen Prinzen, der auf das Land geſchickt wird, um bei dem Bauer Hans Lange einen pädagogiſchen Curſus durchzumachen, keineswegs der Frau Herzogin, einer etwas ſchwankenden Dame, aus deren Benehmen man nicht ganz geſcheit wird, keineswegs der ganzen Hof- und Staatsaction, dieſen meiſt etwas durchſichtig plumpen hinterpommerſchen Intriguen, die eine ſich taubſtellende Großmutter und ein mit Mutterwitz begabter Bauer allerdings zu durchkreuzen vermag. Und was die Situation betrifft, ſo ſind es der zweite und dritte Act mit ihren dorfgeſchichtlichen Genrebildern, namentlich der letztere, in welchem das Verſteckſpiel ſtattfindet, der Prinz in den Judenrock kriecht und der hausſuchende Junker mit langer Naſe abziehen muß: es ſind dieſe bühnlich geſchickt zur Geltung gebrachten Reminiſcenzen aus hundert andern Stücken, denen „Hans Lange“ ſeinen Erfolg verdankt. Hierzu kommt, daß der Charakter des Bauern mit einigen recht glücklichen Zügen ausgeſtattet und die Sprache oft von einer hinterpommerſchen Derbheit iſt, der man freilich anſieht, wie ſchwer ſich Heyſe's zierliche Muſe dazu entſchließen konnte.

Dagegen iſt die eigentliche Haupt- und Staatsaction, die man über dieſen ruſticalen Epiſoden vergißt, ohne allen dramatiſchen Nerv behandelt. Es ſind keineswegs kleine Motive, die in ihr ſtecken, aber ſie kommen nicht zu Tage. Das ſind Aquarellfarben, in denen die Herzogin mit ihrem ſehr zart gehaltenen Liebling Maſſow gezeichnet iſt; und der tiefe Conflict zwiſchen Sohn und Mutter, ein Conflict von tragiſcher Bedeutung, läßt uns vollkommen kalt; wir ſind ganz gleichgültig dagegen, ob ſich die Kluft zwiſchen beiden erweitert oder ſchließt. Noch haben wir eine Abweichung zwiſchen der Bühneneinrichtung und dem gedruckten Drama, wie es vor uns liegt, anzuführen. Jene hat vier, dieſe fünf Acte. In der letzten Geſtalt iſt die Handlung ſo ſchleppend, Hans Lange's Mutterwitz ſelber erlahmt in ſo bedenklicher Weiſe, die ſich breit in den Vordergrund drängende Hauptaction zeigt ihre Dürre, Dürftigkeit und Intereſſeloſigkeit ſo auffallend, daß eine Aufführung nach dem Text des Buchs gewiß einen Miserfolg mit ſich bringen würde. Die Kürzung iſt alſo geboten, obgleich durch ſie die Verſöhnung zwiſchen Sohn und Mutter, wie überhaupt die ganze Handlung ſich wiederum überſtürzt und der letzte Act auch ſo matt und erkaltend wirkt. Die Bühne nimmt ſich aus dem Stück heraus, was ſie brauchen kann: eine gute Rolle für den Charakterdarſteller, ein paar bäuriſche Genrebilder und mit ihnen verbundene wirkſame Scenen. Alles andere iſt Ueberſchuß, hat aber auch keinen dichteriſchen Werth.

Mag ſich Heyſe's Talent in Theokrit's verbirchpfeiffertes Gewand hüllen oder antike Kaiſertragödien mit modernem Weltſchmerz dichten: immer fehlt ihm der dramatiſche Nerv, der ſich weder durch Bildung, noch durch Routine erſetzen läßt. Die dialogiſirte, ja ſelbſt die bühnengerechte Novelle macht noch immer kein Drama.

Rudolf Gottſchall.

Exotiſche Literatur.

1. In Mexico. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1865. 8. 6 Thlr.
2. Die Araber des Sahels. Erlebniſſe und Abenteuer des Kapitäns der Spahis Emile Tirſot. Von G. Hennig. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr.

Warum wir ſo wenige gute Romane haben? Liebhaber der engliſchen erzählenden Literatur finden auf dieſe Frage jederzeit eine Antwort. Der wunderbare, vielfach gegliederte, feſte ſociale Aufbau dieſes Volks ſoll unſerer Nation fehlen, deren gebildeter, alſo als Schilderungsſtoff wie als Publikum bei dieſem Literaturzweige hauptſächlich betheiligter Klaſſe eine ſo unſichere, abhängige und dabei durchweg materiell kümmerliche Lebenslage zugemeſſen ſei, daß unſere epiſchen Talente allen Grund unter den Füßen verlieren, und in die kümmerliche Trivialität kleinbürgerlicher Zuſtände oder die wüſte Abenteuerlichkeit des Vagabundenlebens mit ihren Schilderungen gerathen müßten. Die Richtigkeit dieſer Begründung zum Theil zugegeben, muß dennoch zugleich bemerkt werden, daß dieſer Grund wol kaum völlig ausreichen dürfte, um die verhältnißmäßige Armuth an guten Romanen bei einem Volke zu erklären, das nicht nur in frühern Jahrhunderten Gedichte wie das „Nibelungenlied“, die „Gudrun“ und den „Reineke Vos“ aus ſich gebar, ſondern ſelbſt in unſern Zeiten epiſche Talente erſten Rangs, einen Wieland, Immermann, Jeremias Gotthelf beſeſſen hat. Der Hauptgrund

muß vielmehr in der jede andere geiſtige Eigenſchaft überwuchernden reflectirenden Intelligenz unſers Volks geſucht werden, das nicht nur für ſeine Staatsmänner viel „zu gebildet“ iſt, ſondern ſelbſt ſeinen erzählenden Talenten ihre Aufgabe erſchwert. Die erzählende Literatur muß doch, der Natur der Sache nach, wenn ſie nicht aus den ihrer ganzen Art angewieſenen Grenzen herausgerathen ſoll, entweder von der ſkeptiſchen Reflexion unſerer Tage gänzlich unberührt geblieben ſein — in welchem Falle die unſere niedern Klaſſen entzückende „friſche Hiſtorie“ zu Tage kommt — oder ſie muß ſie ſo gänzlich in ſich aufgenommen haben, daß dieſelbe als eigene Exiſtenz vernichtet und mit der Erzählung ſelbſt unlösbar amalgamirt iſt. Es liegt aber nahe, daß, je höher die Durchſchnittsintelligenz der „gebildeten Klaſſe“ eines Volks iſt, eine um ſo größere, rein ſchöpferiſche Kraft des Dichters erfordert wird, um dieſe Maſſe allgemeiner, kritiſcher, alſo negativer Intelligenz zu abſorbiren, und, von ihr getränkt, noch zum Aufbau eines wirklichen, zuſammenhängenden, künſtleriſchen Organismus befähigt zu ſein. Unter der Laſt dieſes Erforderniſſes leiden unſere epiſchen Talente; um ſo größer und köſtlicher freilich iſt denn auch andererſeits die Wirkung, wenn wirklich einmal ein Erzähler, der die ſkeptiſche Bildung unſerer Tage in ſich aufſog, noch Dichter dabei zu bleiben die Fähigkeit gehabt hat, ein Zuſammentreffen und Wirken verſchiedener Eigenſchaften, denen z. B. Spielhagen's Meiſterwerke ihre Hauptreize zu verdanken haben, trotzdem daß ſelbſt in ihnen das ſchöpferiſche Talent zu einer friſchen und lebendigen Ueberkleidung des Inhalts moderner Reflexion kaum und nur nothdürftig ausreicht.

Aber dieſer Fall iſt ein ſeltener und kommt ſelbſt geiſtbegabten Schriftſtellern nur unter ungewöhnlicher Willensanſtrengung und großer Schickſalsgunſt in dem Verlaufe ihrer geiſtigen Ausbildung zugute. Weit häufiger iſt bei dieſem ungünſtigen Verhältniſſe zwiſchen Publikum und Autor die gänzliche Vereinzelung dieſer beiden Eigenſchaften in dem letztern: ein Fall, dem wir z. B. die ganz ungewöhnliche Menge geiſtreich zerfahrener Romane zu verdanken haben, an denen unſere Literatur größern Ueberfluß zeigt als irgendeine andere. Oder die entgegengeſetzte Möglichkeit wird wirklich, das wüſte Aneinanderreihen bunter, trivial abenteuerlicher Begebenheiten wird der Endzweck des Erzählers, und eine armſelige Vermengung aller möglichen Erfindungsfragmente, ohne eine Spur von Compoſitionstalent, das wie bei unſerer ganzen Nation politiſch, ſo bei den einzelnen künſtleriſch die ſeltenſte aller Eigenſchaften iſt, zuſammengewürfelt, wird mit dem Namen Roman geſchmückt, und ſoll mit den bekannten Werken der auf dieſem Felde wirklich unvergleichlichen Engländer und Franzoſen rivaliſiren. Weil aber unſere Gegenwart wenigſtens in den Kreiſen, in die unſerm Schriftſtellerſtande meiſtens der Einblick ausſchließlich geſtattet iſt, einen höchſt einfachen, nüchternen, die Gefahr und den Reiz der Abenteuerlichkeit ausſchließenden Charakter hat, ſo ſuchen derartige Talente gern die Fremde auf, die überdies den Vortheil wohlfeil blendender Schilderungen und weit ſchwerer zu controlirender Unwahrſcheinlichkeiten für einen Erzähler mit ſich führt, und da ſtehen wir denn vor dem neueſten, momentan ſehr begünſtigten Romangeure, vor dem exotiſchen Roman, der, beſtändig vor der Heimat auf der Flucht, übrigens mit gleicher Unparteilichkeit zwiſchen Auſtralien und Californien, zwiſchen Java und Mexico ſich umherbewegt.

Guter alter Herodot, der du in primitiven Zeiten Geſchichte, Reiſebeſchreibung und Ethnographie miteinander verbandeſt, du findeſt deine Nachfolger; die Hypercultur der Gegenwart greift wieder auf dieſe Stilvermiſchung zurück, die ſie freilich durch ein von deiner Einfachheit ungeahntes Moment — das eben dem Publikum gegenüber die andern drei allein aufrecht erhält und entſchuldigt —, durch die eingeflochtene Liebesgeſchichte zu vermehren gewußt hat! So weit alſo ſind wir gekommen, daß vier Pferde vorgeſpannt werden müſſen, um das ſchwerfällige Intereſſe des Publikums weiter zu ſchleppen, daß die Poeſie zur Magd der Wiſſenſchaft, zu dem Reizmittel erniedrigt wird, das einer überſättigten Leſewelt die Brocken aus Geſchichte und Erdbeſchreibung mundgerecht macht, „über die man ja doch heutzutage auch mitreden können muß“! Und welche Ausbeute für ein ſolches Aufgebot aller Wiſſenſchaft und Kunſt? Einige glücklich ins Meer der Ewigkeit vorangeſchickte Stunden und einige unklare, wüſt durcheinanderſchwimmende Reminiſcenzen aus allerlei verworrenen Begebenheiten der traurigſten Geſchichte und der trivialſten Romantik!

Armand's Buch „In Mexico“ wäre wol beſſer „Mexico in den Jahren 1846—48“ genannt worden, um den Charakter, den es noch am erträglichſten aufrecht erhält, den Charakter des hiſtoriſchen Romans oder vielmehr der romantiſirten Hiſtorie auch äußerlich zu kennzeichnen. Der Stoff dieſer Hiſtorie, der Krieg Mexicos gegen die Vereinigten Staaten, trotz der hohen Begabung des Dictators Santa-Anna, von Niederlage zu Niederlage bis zu einem ungünſtigen und ſchimpflichen Frieden führend, iſt an ſich nicht unglücklich gewählt, vielmehr hätte derſelbe einem wirklich begabten Schriftſteller die Gelegenheit zu einer poetiſchen Verkörperung der intereſſanteſten Parallelen und Gegenbilder aus dem Leben und Charakter zweier ſo grundverſchiedener, um den Beſitz des amerikaniſchen Continents ringender Völker und Culturen gegeben: eine Gelegenheit, die hier mit wenigen Reflexionen trivialſter Natur abgefertigt worden iſt. Man muß es geſtehen, der Verfaſſer hat ſich ſeine Aufgabe leicht zu machen gewußt und iſt jeder Verſuchung zu einer gediegenern Leiſtung mit rühmlicher Sorgfalt aus dem Wege gegangen, ſodaß ihm freilich nichts anderes übrigblieb, als eine nackte Geſchichtserzählung mit einigen Genre- und Sittenbildern trivialſter Natur zu durchwürfeln, mit einer faſt ohne den geringſten Zuſammenhang neben der hiſtoriſchen Action daherlaufenden Liebesgeſchichte je nach Behagen und Bequemlichkeit abwechſeln zu laſſen, und dieſes Ragout dann dem Publikum vertrauensvoll vorzulegen: ein Verfahren, bei dem ſelbſtverſtändlich auch ein größeres Talent als

das ſeinige ſeine Arbeit in künſtleriſcher Hinſicht ſo gut wie verloren hätte, wie denn auch hier der Autor die wenigen echten Adern ſeiner Naturanlage erfolglos verſchwendet hat. So iſt es namentlich um einige ſeiner Schilderungen und Scenerien ſchade, die, freilich von der Autopſie ihres Verfaſſers unterſtützt, den Stempel eines große Wirkungen fähigen maleriſchen Talents unverkennbar an der Stirn tragen, beſonders an den Stellen, wo der Autor mit ſeinen Gold-, Purpur- und Azurtinten nicht allzu verſchwenderiſch umging; wie denn namentlich eine wahrhaft ergreifende Schilderung der mexicaniſchen Hauptſtadt in der Morgenfrühe und einige ſchöne Mondſcheinlandſchaften uns in dieſer Hinſicht beſonders aufgefallen ſind. Ungleich ärmlicher zeigt ſich das Talent für Erfindung und Charakteriſtik, für die poetiſche, eigentlich ſchöpferiſche Anlage, die von franzöſiſchen Vorbildern ſich ein klägliches Scheinleben erborgt hat und ohne eine Spur von wirklich belebender Wärme in jener unheimlichen Schauderromantik ſich ergeht, die nur durch ein großes, gewaltig hinreißendes Talent bei maßvoller Anwendung erträglich wird, hier aber den Eindruck froſtiger Geſchmackloſigkeit macht.

Namentlich die Charaktere ſind nichts als die bekannten pariſer Romanfiguren, aus dem europäiſchen Coſtüm in Manga und Mantille geſteckt, was freilich in den Augen der echten Romanleſer wahrſcheinlich einen Vorzug des Buchs ausmacht, da ſie dann der unbequemen Mühe des Bekanntwerdens mit neuen lebendigen, nicht auf den erſten Blick durchſchaubaren Charakteren überhoben ſind. Sie werden hier ein wahrhaft rührendes Wiederſehen mit ihren alten vertrauten, neuerdings manchmal vermißten Lieblingsfiguren feiern. Da iſt er, der abſolute Böſewicht mit dem Grafentitel und dem undurchdringlichen Gewiſſen; da iſt ſie, das Weib aus dem Volke, das zu jeder Schandthat ſeine Hand bietet, um ſie dann aus Rachſucht zu entlarven; und da iſt endlich auch der junge Apollo mit den wallenden Locken und dem edeln Herzen, und die ſchöne Wachsfigur mit dem Alabaſterteint und den ſtrahlenden Augen, wie aus dem Friſeurladen herabgeſtiegen in die Werkſtatt des ſchaffenden Dichters! Da iſt er, der unglückliche Spieler mit der Piſtole, und der glatte Schleicher, der ſeinen Lohn bekommt, und die ungetreue Geliebte, die ſich vergiftet, und der unglückliche Liebhaber, der in der Schlacht den Tod ſucht und findet! Schatten, Schatten, und nicht einmal Schatten der Wirklichkeit, ſondern Schatten anderer Schatten, die einſt von jetzt vermoderten Gehirnen ein kümmerliches Scheinleben empfingen, ohne eine Spur von eigener Berechtigung für ihr dichteriſches Daſein! Iſt der Inbegriff der Menſchheit ſo bald erſchöpft, die menſchliche Natur ſo arm und gleichförmig unter allen Zonen, daß, wie die Negerkönige unſere abgelegten Uniformen anziehen, ſo die dichteriſchen Helden in andern Zonen unſere abgetragenen Romaneigenſchaften? Dann in der That hätten jene recht, welche gegen jede neue poetiſche Production wie gegen eine Verſchwendung anderswo beſſer verwendbarer Lebensſäfte proteſtiren, und der dichteriſche Genius der Menſchheit ſollte ſich ſchlafen legen zu ſo manchem andern Ueberreſte todter Jahrhunderte!

Angehängt iſt dem Roman eine Anzahl von Gedichten, „die, als in jenen Gegenden entſtanden, welche der Roman ſchildert, den verehrten Leſern und Leſerinnen nicht unwillkommen ſein werden“. Es ſind durchweg bloße Naturſchilderungen in etwas klappernden Trochäen, als ſolche allerdings nicht ohne einige Spuren jener natürlichen maleriſchen Anlage, die wir dem Dichter ſchon oben nachzurühmen hatten; aber als Poeſien ſelbſtverſtändlich ſchon wegen der faſt überall fehlenden Handlung ſo gut wie völlig werthlos, wovon ein Blick in den „Laokoon“ den Dichter ſchon ſelbſt hätte überzeugen müſſen. Aber freilich, wie viele von unſern Unſterblichkeitsaſpiranten leſen denn noch heutzutage den „Laokoon“?

Wenn Lord Byron's bekanntes Paradoxon, daß die Wirklichkeit romantiſcher als die Fiction ſei, irgendwo ſeine Gültigkeit hat, ſo iſt es ſicher bei fremdländiſchen Schilderungen. Hier etwas erfinden wollen, heißt allerdings ſeiner Phantaſie eine Zumuthung ſtellen, der nur ſehr wenige dichteriſche Naturanlagen gewachſen ſein dürften, weil der Einbildungskraft hier jede aus der Erfahrung reproducirende Thätigkeit abgeſchnitten und ſie ausſchließlich auf ſich ſelbſt, auf das Chaos blinder Möglichkeit und wüſter und geſchmackloſer Abenteuerlichkeit angewieſen iſt, während andererſeits die innere Unwahrheit und Unwahrſcheinlichkeit ſich neben dem wirklich Erlebten und Realen ſofort unvortheilhaft geltend machen muß. Ein eclatantes Beiſpiel hiervon gewährt der vortheilhafte Gegenſatz, den das zweite der oben angeführten exotiſchen Werke: „Die Araber des Sahels“, von G. Hennig, in ſeiner einfachen, von Erfindungen unbelaſteten Schilderungs- und Erzählungsweiſe gegen den mexicaniſchen Roman von Armand bildet. Der Verfaſſer hat ſich auf Erfindung von Liebesgeſchichten und Greuelthaten durchaus nicht eingelaſſen, ſondern einfach der Wirklichkeit und ſeinen Erfahrungen das Wort gegönnt, und dennoch ein Werk geliefert, das an romantiſchem Reiz und an Spannung der einzelnen Epiſoden die Armand'ſchen Abenteuerlichkeiten bei weitem übertrifft, wobei ihm freilich die ungleich größere Neuheit und Unverbrauchtheit des Materials zu Hülfe kommen mußte. Wovon in Armand's Werke beſtändig mit trivialen Worten hin- und hergeredet wird, der Gegenſatz von Uncultur und Cultur, und wiederum der Contraſt der verſchiedenen Culturen der Menſchheit, hier iſt er in wirkſamſter Anſchaulichkeit vorhanden. Vortrefflich wirkt in dieſer Beziehung namentlich der ironiſch-ſkeptiſche, faſt etwas blaſirt zu nennende Ton, den der aus Paris ſchnell in die Sahara und an den Senegal verſchlagene franzöſiſche Reiteroffizier hier angenommen hat, denn nur um ſo kräftiger tritt der innere Kern, die unvergleichliche Lebenswahrheit der von ihm erzählten Abenteuer hervor; obgleich einzelne zu weit ausgeſponnene Betrachtungen, wie die über die Schmarotzerpflanzen und die „guten Freunde“, wol beſſer fortgeblieben wären.

Das Werk trägt überhaupt einen bittern Charakter

und zeugt von einer gefaßten, aber innerlich hoffnungsloſen Seelenſtimmung des Autors, mit welcher die geſchilderten wüſten und traurigen Scenen nur allzu gut harmoniren, und die Lehre von der urſprünglichen Güte der menſchlichen Natur, die ſich dann ja in einfachen Verhältniſſen am ſchlagendſten darthun müßte, wird zur Genüge als eine Thorenfabel erwieſen. Belagerungen, Gefechte, Rückzüge, Plünderungen, Sklavenmärkte, die bunteſten Abenteuer folgen aufeinander, aber jedes in ſicherer Plaſtik klar und einfach hingeſtellt, ohne Verſchwendung blendender Farben und pathetiſcher Exclamationen! So iſt namentlich die Erzählung von der Belagerung der Thalfeſte von Eſthur durch die Araber, die mit dem Verſchmachten der bisher ſiegreichen mauriſchen Beſatzung endigt, in ihrer furchtbaren Kürze und Knappheit wirkſamer, als irgendeine weit ausgedehnte Malerei ſie zu machen im Stande geweſen wäre, während andererſeits die Darſtellung der letzten Nacht vor dem entſcheidenden Gefecht, der von Lager zu Lager angeſtimmten Todtenklage um die Gefallenen, in derſelben Sprache nach derſelben eintönigen Trauermelodie von Freund und Feind, von Arabern und Mauren geſungen, einen wahrhaft ergreifenden Eindruck hinterläßt. Hier, bei einem innerlich verwüſteten und blaſirten franzöſiſchen Reiteroffizier, iſt das poetiſche Talent und die poetiſche Empfindung, die der deutſche Fachſchriftſteller ſo durchaus vermiſſen ließ!

Eigenthümlich übrigens, wie jedes Volk ſeine Paradoxa praktiſch zu bewahrheiten weiß. Le beau c'est le laid; ein Franzoſe hat es geſagt, und auch wol nur ein Franzoſe konnte dieſes oft beſtrittene „geflügelte Wort“ zuerſt ausſprechen. Und iſt hier nicht wirklich auf Grund verwüſteter, troſtloſer Realität ein intereſſantes, ergreifendes, vielfach belehrendes, kurz ein ſchönes Buch geſchaffen worden?

Cajus Möller.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Die Goethe-Studien Frankreichs folgen den Goethe-Studien Deutſchlands auf dem Fuße nach. Man überſetzt nicht mehr blos die poetiſchen Meiſterwerke; man begnügt ſich nicht mit der Kritik und Analyſe derſelben, man ſucht dem Genius des Dichters gerecht zu werden, indem man ſeine ganze und volle menſchliche Individualität nach allen Seiten hin beleuchtet und das reiche literariſche Material, welches zu dieſem Zweck dienſtbar gemacht werden muß, der franzöſiſchen Literatur aneignet. Ein Eſſay in den October- und Novemberheften der „Revue des deux Mondes“ von 1865: „La philosophie de Goethe“ von M. E. Caro iſt ein neuer Beweis hierfür, ein Eſſay, der ſich auf der Grundlage einer beträchtlichen Zahl einiger in den letzten Jahren erſchienener Ueberſetzungen aufbaut.

Indem wir dieſe Werke, welche dem Eſſay als Quellenſchriften dienen, und Goethe-Schriften anführen, laſſen wir den Eifer der Franzoſen in der Aneignung des deutſchen Geiſtes für ſich ſelbſt ſprechen: „Oeuvres de *Goethe*, traduction nouvelle par M. *Jacques Porchat*“ (10 Bde.); „Oeuvres scientifiques de *Goethe*, analysées et appréciées par M. *Ernest Faivre*“; „Oeuvres d'histoire naturelle de *Goethe*, traduites et annotées par M. *Ch. Martins*“; „Conversations de Goethe pendant les dernières années de sa vie, recueillies par *Eckermann*, traduites par M. *Emile Délerot*“; „Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. *de Carlowitz*, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. *Saint-René Taillandier*“. Goethe, der Naturforſcher, der Denker, der Menſch, tritt in den Vordergrund dieſer Studien; man gräbt nach den tiefern Quellen ſeiner Weltanſchauung, deren befruchtende Wirkſamkeit ſeinen Dichtungen jene zauberiſche Anmuth und geiſtige Bedeutung gibt. Denn die echte Anmuth ſpielt nicht wie ein gaukelnder Schein auf der Oberfläche; ſie iſt um ſo reizvoller, je mehr ſie die tiefere Bewegung des Geiſtes begleitet oder vielmehr aus ihr hervortritt.

Der oft verkehrten Anwendung der dichteriſchen Größenſchätzung wird die richtige Würdigung unſerer Claſſiker ein für allemal ein Ende machen. Es waren große Dichter, weil es große Geiſter waren, die das Weſen der Welt und des Menſchen mit tiefſinniger Urſprünglichkeit zu ergründen ſuchten — Goethe auf dem Gebiet der Natur, Schiller auf dem der Geſchichte. Daher die Prägnanz ihrer Darſtellung in Vers und Proſa, eine Prägnanz, welche das echte Siegel des Genius iſt. Alles kommt bei ihnen aus dem Centrum, aus dem Mittelpunkt ihrer Exiſtenz, ihres Denkens und Empfindens! Nichts in ihnen iſt angeeignete Form, die Form iſt nur der Ausdruck eines ſchöpfungskräftigen Inhalts. Damit vergleiche man manche der vielgerühmten Poeten des Tags, wie nichtig, wie äußerlich dieſe Gelecktheit, welche Willkür in der Wahl der talentvoll beherrſchten Formen! Welche Geiſtloſigkeit in der blanken Darſtellung des alltäglichen Lebens!

Der Eſſay Caro's über Goethe's Philoſophie in der „Revue des deux mondes“ beginnt mit einer Entwickelungsgeſchichte Goethe's. Es wird mit Recht darauf hingewieſen, daß ſich der Dichter in keinem abgeſchloſſenen Syſtem ganz heimiſch fühlen konnte. Jeder Dichter wird als Philoſoph Eklektiker ſein, aber doch als Denker ſich die Welt aus einem einzigen eigenthümlichen Grunde der Ueberzeugung und Anſchauung aufbauen. Spinoza's Einwirkung auf Goethe wird von Caro näher unterſucht. Scharf ſchildert der Autor den umgeformten, exoteriſchen Spinozismus, wie er vor den großen metaphyſiſchen Epopöen von Schelling und Hegel in Deutſchland herrſchte, als einen mehr oder weniger wiſſenſchaftlichen, mehr oder weniger poetiſchen Naturalismus oder Pantheismus, und ſo ſei er auch von Goethe erfaßt worden, als der vage Gedanke des göttlichen Lebens in der Natur, während eigentlich das Syſtem Spinoza's, ſein dogmatiſcher Geiſt, ſeine Darſtellungsweiſe gerade dem Genius Goethe's hätten antipathiſch ſein müſſen. Was ihn an der Ethik des Spinoza anzog, war gerade die beruhigende Wirkung, die ſie in ihm hervorrief. Wie ein Hauch des Friedens wehte es ihm aus dieſer Schrift entgegen. Wir hätten gewünſcht, daß Caro ſich nicht auf eine allgemeine Charakteriſtik des Verhältniſſes Goethe's zu Spinoza, nicht auf die Beſprechung ſeiner auf dies Verhältniß bezüglichen Aeußerungen beſchränkt hätte, ſondern aus den Dichtungen ſelbſt das hervorgehoben, was gleichſam mit ſpinoziſtiſchem Geiſt getränkt iſt. Caro hätte die Wirkung Spinoza's dann doch als eine nachdrücklichere einräumen müſſen, als dies jetzt von ihm geſchieht. Wir brauchen nur an die „Orphiſchen Urworte“ zu erinnern, welche den griechiſchen Geiſt durchweg ſpinoziſtiſch commentiren, vor allem aber an die „Wahlverwandtſchaften“, einen Roman, der in ſeinen maßgebenden Motiven ganz ſpinoziſtiſch gedacht iſt. Daß Goethe in ſpätern Lebensjahren die Erbſchaft Schiller's antrat und ſich mehr mit Kant befreundete, iſt eine bekannte Thatſache.

Der zweite Abſchnitt behandelt Goethe's naturwiſſenſchaftliche Werke und ſeine Beziehungen zu Geoffroy Saint-Hilaire. Goethe's Farbentheorie hat bei den Newtonianern nie Anklang gefunden. Dennoch entſchieden ſich nicht nur Philoſophen wie Hegel für dieſelbe, ſondern auch Naturforſcher wie Rees von

Eisenbeck, der berühmte Botaniker, welcher auch einer der eifrigsten Apostel der Goethe'schen „Metamorphose der Pflanze" war. Was des Dichters Beziehungen zu Saint-Hilaire betrifft, so meint Caro, daß sein ganzes wissenschaftliches Leben nur eine Art von Anticipation der Methode und der Arbeiten Saint-Hilaire's war, und weist auf den wahrhaft brüderlichen Triumphgruß hin, mit welchem der Dichter, in seinen letzten Jahren, das Auftauchen des berühmten Gegners von Cuvier begrüßt habe.

Der letzte Theil des Essay bespricht Goethe's Anschauungen von Gott, Natur und Menschengeschick, seinen Eklekticismus und Pantheismus. Caro hat alle seine Prosawerke, namentlich seine Maximen, seine Gespräche, Briefe und die zahlreichen Mittheilungen über den Dichter benutzt; am wenigsten aber — seine poetischen Schöpfungen. Und doch prägt sich in ihnen die Weltanschauung Goethe's mit der größten Prägnanz aus, und der dichterische Blick, der stets ein Ganzes in schöner Vollendung erschaut, ist bei ihm das A und O, der Anfang und das Ende. Uns will jede Darstellung der Philosophie Goethe's lückenhaft erscheinen, welche z. B. nicht eine Analyse des „Faust" als ein wesentliches Moment in sich aufnimmt.

Die Wechselwirkung zweier so begabten Nationen, wie die deutsche und französische, auf dem Boden ihres geistigen Lebens, wie sie sich in diesen Essays der großen Revuen und in zahlreichen Uebersetzungen und selbständigen Werken kundgibt, ist jedenfalls eine erfreuliche. Nur müssen wir immer wiederholen, daß gegenwärtig Deutschland bei diesem Tausch den kürzern zieht. Denn während die Franzosen sich mehr und mehr unsere großen Dichter zueignen, sind wir damit beschäftigt, in Lehnbibliotheken und auf Theatern ihre kleinen uns mundgerecht zu machen und uns oft mit den verlorensten Absällen des pariser Parnasses gütlich zu thun. Gleichzeitig bringt es die vornehme Schulweisheit mit sich, auf wahrhaft große Dichter wie Victor Hugo mit Verachtung herabzusehen. Ist das eine gedeihliche Wechselwirkung?

Bibliographie.

Ahlum schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie in Breslau. Fünfte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bates, H. W., Der Naturforscher am Amazonenstrom. Leben der Thiere, Sitten und Gebräuche der Bewohner, Schilderung der Natur unter dem Aequator und Abenteuer während eines 11jährigen Aufenthalts. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. Neues Bdchn. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Beckers, H., Die Unsterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zusammenhange ihrer Entwickelung dargestellt. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Björnson, Björnstjerne, Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. H. Berlin, Nicolai. 8. 25 Ngr.

Breier, E., Der Fluch des Rabbi. Romantisches Sittengemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Wien. 1865. 8. 16 Ngr.

— — Moderne Grafel. Sittenroman aus der Gegenwart. 2 Bde. Wien. 8. 1 Thlr.

Kritische Briefe über den Demme-Trümpy-Prozeß in Bern. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Carey's, H. C., Socialökonomie. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. 1ste Hälfte. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich v. Einsiedel und seine Brüder. Ein historisches Familienbild aus der Zeit der Reformation von G. v. N. T. Mit einem Vorwort von G. v. Jezschwitz. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

James Fazy. Sein Leben und Treiben. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Flir, A., Briefe über Shakespeare's Hamlet. Innsbruck, Wagner. 8. 20 Ngr.

Die Geschichte der social-demokratischen Partei in Deutschland seit dem Tode Ferdinand Lasalle's. Berlin, Lemke. 1865. 8. 5 Ngr.

Gotthold's, F. A., Schriften. Nach seinem Tode herausgegeben von F. W. Schubert. 4 Bde. Königsberg. 1864. 12. 6 Thlr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. III. Geschichte des ausereuropäischen Drama's und der lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Kreyßig, F., Vorlesungen über Goethe's Faust. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 1stes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, C., Der Muth in Sachen des Glaubens. Ein Wort zum Krieg und zum Frieden. Frauenfeld, Huber. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Oerthen, G. v., Heimgebrachtes. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 2 Thlr.

Petöfi, A., Sechzehn erzählende Dichtungen. Aus dem Ungarischen metrisch, und unter Beobachtung absoluter Reimcorrektheit, übersetzt von K. M. Kertbeny. Die Ausgabe theils gänzlich überarbeitet, theils jetzt zum Erstenmal übersetzt. Prag, Steinhauser. 16. 1 Thlr.

Pfeiffer, C., Die Staatseinnahmen. Geschichte, Kritik und Statistik derselben. 1ster Bd. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Pflanz, J. A., Lebensbilder aus Dorf und Stadt. Freiburg im Br., Herder. 1865. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Pilawall, C., Maria Stuart. Historisch-romantische Geschichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland, Maria Stuart. Dem Volke erzählt. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Große. 1865. Gr. 8. à 4 Ngr.

Plath, J. H., Sitte und Recht im alten China nach chinesischen Quellen. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Raimund, G., Schloß Eltrath. Roman. 3 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Rheinsels, Gedichte. Stuttgart, Kröner. 16. 18 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Karlos Infant von Spanien. Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit ausgelegt. München, Kaiser. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Ronquette, J., Der Frauen-Arzt. Roman. 3 Bde. Wien, Lafi. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rümelin, G., Shakespearestudien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.

St. John, P. B., Die Erbinnen. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 3 Bde. Leipzig, Günther. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sales, H., Wintergarten. Erzählungen aus der Familie und dem Leben. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 3 Thlr.

Scherer, H., Reise in Aegypten. In Briefen an Freunde. Frankfurt a. M., Winter. 8. 10 Ngr.

Schmidt, F. v., König Wilhelm von Württemberg in seinen ländlichen Beschäftigungen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1865. Fol. 20 Thlr.

Schulze, L., Martha und Maria. Zwei Lebensbilder nach der Schrift. Gotha, F. A. Perthes. 16. 10 Ngr.

Die Schweden in Nieder-Oesterreich in den Jahren 1645 und 1646. Nach einer Denkschrift des Historikers weil. J. Feil. Wien. 1865. Gr. 8. 16 Ngr.

Schweichle's, G., ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Vermehrte Ausgabe. Halle, G. Schwetschke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Seherin von Prevorst und ihre Gesichte in die Geisterwelt nach Justin. Kerner von einem ihrer Zeitgenossen. 1ste Lief. Stuttgart, Cammerer. 8. 4 Ngr.

Spielberg, O., Träumereien eines Kleinstädters. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.

Spitta, T., Waldblumen. Gedichte. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Starklof, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königlich niederländischer General der Infanterie. 1ster Bd. Gotha, Thienemann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stein-Kochberg, E. Freih. v., Lucy. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Stern, A., Historische Novellen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stille, Hermine, Haus-Chronik. Gedenkbuch für Familien. Mit einleitendem und poetischem Text von K. Hofmann v. Naudorn. Leipzig, Arnold. 1865. 4. 12 Thlr.

Stimme eines Polen über die gegenwärtigen inneren Verhältnisse Oesterreichs. Von S. M. Wien. Mechithar-Congreg.-Buchh. 1865. Lex.-8. 10 Ngr.

Streben, C., Lebensklänge. Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Szalay, L. v., Geschichte Ungarns. Deutsch von H. Wögerer. 1ster Bd. Pest, Gebr. Lauffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Teschner, Auguste, Lebensbriefe. Mit einer Vorrede von W. F. Besser. 1ster Thl. Leipzig, Naumann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thäter, Johannes. — Selbstbiographie eines alten Schulmeisters. Nach dem Tode des Verfassers für seine Freunde herausgegeben. Nürnberg, Sebald. 8. 10 Ngr.

Ulbach, L., Sämmtliche Romane. Aus dem Französischen. Autorisirte Ausgabe. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Hartleben. 1865. 8. à 15 Ngr.

Victor, C., Weihnachtsklänge. Karlsruhe, Groos. 1865. 16. 28 Ngr.

Volkmar, G., Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden, laut den neuern Entdeckungen und Verhandlungen. Zürich, Herzog. Gr. 8. 24 Ngr.

Waentig, H., Der Zellerprinz. Ein Märchen in fünf Gesängen. Leipzig, Manbes. 16. 15 Ngr.

Waldau, J., Schatten und Licht. Ein Novellenkranz. 1stes Bdchn. Die Spielhölle. Aachen, Henßen. 8. 10 Ngr.

Weigel, T. O., und A. Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. Imp.-4. 24 Thlr.

Weiland, L., Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter. Greifswald, Akadem. Buchh. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiesing, H., Tefana. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Wien, Sartori. 8. 1 Thlr.

Winterfeld, L. A. v., und A. Freih. v. Wolzogen, Dramatische Werke. Neues Bdchn.: Sophie Dorothea. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Wislicenus, C. D. v., Eduard v. Wietersheim. Ein Lebensbild. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, M., Die Bedeutung der Weltschöpfung nach Natur und Schrift. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom
in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Von **Moriz Carriere.**

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses soeben erschienene neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Der Verfasser bietet dem Künstler wie dem Philosophen, dem Geschichtsforscher wie dem Philologen eine Fülle anregender Gedanken und neuer Gesichtspunkte, nicht minder aber macht er, wie in seinen frühern Schriften, die Ergebnisse der Forschung allen Gebildeten zugänglich.

„Hellas und Rom" ist ein für sich selbständiges Werk, bildet aber zugleich den zweiten Band einer Universalgeschichte der Cultur und Kunst, welche zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie, Form und Gestalt gewinnen. Die Kritik hat das Werk schon beim Erscheinen des ersten Bandes eine Bereicherung unserer Nationalliteratur genannt und namentlich die Schilderung Aegyptens, des Judenthums und Indiens rühmend hervorgehoben. Der erste Band führt den Titel:

Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 8. Geh. 3 Thlr.

Mit dem vorliegenden zweiten Bande ist die das Alterthum umfassende Abtheilung des Gesammtwerks vollendet.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Erster Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie.
Zweiter Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français
à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger,
Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von **Johann Jakob von Tschudi.**

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's „Handbuch" noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten der jagdbaren Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und ihm jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht. Die von Dr. J. J. v. Tschudi bearbeitete und zum Theil umgestaltete dritte Auflage des Winckell'schen „Handbuch" hat diesem Werke eine so große Anzahl neuer Freunde erworben, daß schon wenige Jahre nach ihrer Vollendung die vierte Auflage nöthig geworden ist. Auch diese ist abermals erheblich vervollständigt und erweitert worden. Durch die der vierten Auflage beigegebenen naturgetreuen Abbildungen in Holzschnitt (worunter 20 neuangefertigte große Thierbilder), deren Ausführung wissenschaftliche Genauigkeit mit möglichst vollendeter artistischer Technik vereinigt, wird der Werth des Werks noch wesentlich erhöht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH
für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von

Ferdinand Wolf und **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Dr. Ludwig Lemcke.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 4 Thlr.

Herr Prof. Dr. Ludwig Lemcke in Marburg hat von dem gegenwärtig erscheinenden sechsten Bande ab die Herausgabe dieser Zeitschrift übernommen, und ist zugleich deren früheres Programm dahin erweitert worden, dass neben dem literarhistorischen Theil auch dem rein philologischen Gebiet besondere Berücksichtigung gewidmet wird. Diese Ausdehnung wird sicher dazu beitragen, den Kreis der Freunde des „Jahrbuch" zu vergrössern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 25. Januar 1866.

Inhalt: Der Dramatiker Jakob Ayrer. Von Heinrich Rückert. — Eine Dichtung von Oehlenschläger. Von August Kretzschmar. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Biedermann. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Dramatiker Jakob Ayrer.

Ayrer's Dramen, herausgegeben von Adalbert von Keller. Erster bis fünfter Band. Stuttgart, Bibliothek des Literarischen Vereins. Sechsundsiebzigste bis achtzigste Publication. 1865.

Jakob Ayrer hat vor den meisten andern seiner zeitgenössischen deutschen Mitbrüder im Apollo ein günstiges Los gezogen. Er war unter den Mitlebenden gebührend geschätzt, und was noch mehr ist, seine unzähligen Erzeugnisse: Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Singspiele haben sich noch weit über ein Menschenalter auf dem Repertoire der damaligen deutschen Bühne erhalten. Daneben scheint ihn auch ganz gegen die gewöhnliche Regel Fortuna mit den zwar prosaischen, aber höchst schätzbaren Gaben bürgerlicher Wohlhäbigkeit und weltlichen Ansehens nicht vernachlässigt zu haben. Er hat es zuletzt bis zu der ebenso einträglichen wie geehrten Stellung eines kaiserlichen öffentlichen Notarius und Procurators bei den Gerichten seiner Vaterstadt Nürnberg gebracht, in der er auch das volle Bürgerrecht besaß, was damals, wo sich die Stadt noch beinahe auf dem Höhepunkt ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung erhielt, nicht wenig besagen wollte. Seine Berufsthätigkeit war trotz ihrer Ausdehnung und Einträglichkeit doch nicht so anstrengend, daß sie ihm nicht noch Zeit und Kraft zu einer wahrhaft erstaunlichen poetischen Fruchtbarkeit übrigließ, wobei er doch ganz und gar seinem Genius oder seiner Neigung folgen konnte und durch keine äußern Rücksichten des Erwerbs und der Nothdurft des Lebens gedrängt wurde. Es ist zwar sehr möglich, daß seine einst so gern gesehenen und oft gegebenen Stücke ihm auch, wie andern deutschen und fremden Dramatikern der Zeit, namentlich seinem größten Zunftgenossen Shakspeare, einen nicht unbeträchtlichen klingenden Lohn abwarfen, aber er war doch keineswegs wie jeder andere darauf angewiesen. Ein brauchbarer, vielbeschäftigter und fleißiger Notarius publicus und Procurator in dem damaligen Nürnberg verdiente ohne Zweifel noch mehr Geld als etwa ein geschätzter Advocat heutigentags in Hamburg oder Bremen.

Nicht weniger günstig ist ihm das Los in der Nachwelt gefallen. Bedenkt man, wie der bei weitem größte Theil unserer poetischen Literatur jener Zeit entweder völlig verschollen ist, oder doch nur eine sehr dürftige Beachtung unter den Spätern gefunden hat, wie für gewöhnlich selbst der Literarhistoriker und fachgelehrte Kenner unsers Alterthums die Periode der absterbenden Volkspoesie des 16. Jahrhunderts beiseiteliegen läßt, so muß man Ayrer auch in dieser Hinsicht für einen Bevorzugten des Geschicks erklären. Freilich lebt er nicht mehr unter uns, wie Shakspeare unter uns lebt, aber die Wissenschaft hat ihm doch eine Art von Unsterblichkeit bereitet, und es kann nicht fehlen, daß von ihren Bemühungen auch hier wie anderwärts mehr und mehr in den allgemeinen Bildungsvorrath dieser Zeit und der Nachwelt Eingang finden wird. Von Gottsched, der dem zu seiner Zeit ganz vergessenen Dramatiker mit andern gleich ihm abgestorbenen Repräsentanten der deutschen Bühne ein künstliches Leben wieder einzuhauchen sich bemühte, bis hinab auf den neuesten Herausgeber, dessen umfangreiche Arbeit uns vorliegt, haben die geachtetsten Vertreter der deutschen literargeschichtlichen Forschung und Darstellung ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unsere Chrestomathien enthalten oft sehr umfängliche Bruchstücke aus seinen Werken; ja Tieck hat es nicht verschmäht, auch hierin Gottsched's Spuren zu folgen, und fünf ganze Stücke Ayrer's in seinem „Deutschen Theater" wieder abdrucken lassen. Auch die Ehre einer saubern und geistvollen monographischen Behandlung ist ihm zutheil geworden, die andere seiner Kunst- und Zeitgenossen noch lange werden entbehren müssen. Dr. Karl Schmitt's „Jakob Ayrer, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas" (Marburg 1851), ist unleugbar eine der wenigen mustergültigen Arbeiten auf diesem Felde, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht regere Nacheiferung hervorgerufen haben. Und was bei uns noch immer als eine besondere Begnadigung gilt auch das Ausland, oder wenigstens fremde Zungen, haben es nicht verschmäht, sich um unsern Dichter zu kümmern. Der bekannte William Bell, den wir allerdings mehr als halb dem Geiste nach für einen der Unserigen halten dürfen, und neuestens noch Albert Cohn

in ſeinem epochemachenden „Shakspeare in Germany", haben ihm nicht blos vorübergehende Aufmerkſamkeit zugewendet, ſondern ihn gründlich ſtudirt, freilich nur wegen ſeiner ſo überaus intereſſanten Beziehungen zu Shakſpeare und der engliſchen Dramatik überhaupt und nicht um ſeiner ſelbſt willen.

Dennoch gehört alles, was die Perſönlichkeit des Dichters betrifft, zu den unbekannteſten Dingen, wenn wir einige wenige, allerdings wichtige Notizen abrechnen, die der fleißige Nopitſch in ſeiner Fortſetzung des „Nürnberger Gelehrtenlexikon" von Will gibt. Ohne ſich auf eine weitere Quelle zu berufen, wie er das ja auch ſonſt oft in der Gewohnheit hat und wie es für ſeine Zeit der Unbefangenheit im Gegenſatz zu unſerer Epoche der quellenmäßigen und diplomatiſchen Forſchung, Begründung und Kritik angemeſſen war, theilt er mit, was wir überhaupt von dem Dichter wiſſen. Neuere Forſchungen haben nur in einigen Punkten die Richtigkeit ſeiner Angaben beſtätigt, was um ſo wünſchenswerther war, als gerade dieſe Punkte früher für zweifelhaft gelten durften. Auch empfängt dadurch die Glaubwürdigkeit ſeiner andern Notizen, für die ſich noch keine weitere quellenmäßige Begründung hat auffinden laſſen, eine erkleckliche Bekräftigung. Es wäre indeſſen wahrſcheinlich nicht ſo ſchwer, neues Licht auf dieſe dunkle Stelle unſerer Literaturgeſchichte zu leiten, wenn die Localforſchung ſich des Gegenſtandes annähme. Die Familie des Dichters gehörte noch längere Zeit nach ſeinem Tode zu den Honoratioren der Stadt und ſcheint auch ziemlich ausgebreitet geweſen zu ſein. Irgendwelche Familienpapiere werden ſich bei unermüdlichem Suchen unzweifelhaft auffinden laſſen, aus denen ſich Aufſchluß über den, wie wir im allgemeinen wiſſen, keineswegs in der gewöhnlich bürgerlichen Bahn der bequemen Alltäglichkeit verlaufenden Entwickelungsgang der Jugend und des frühen Mannesalters Ayrer's gewinnen läßt. Für die ſpätere Zeit muß ſich in ſeiner Vaterſtadt gleichfalls noch manches urkundliche Material, ſowol für ſeine eigentliche Berufsthätigkeit, wie für ſeine dramatiſche und dramaturgiſche finden laſſen.

Vielleicht würden wir mehr von dem Leben Ayrer's wiſſen, wenn es eintönig und gleichförmig in dem gewohnten ſchläfrigen Takte des damaligen Spießbürgerthums ſich von Anfang bis zu Ende abgeleiert hätte; ganz gewiß aber wäre er der Ehre eines oder mehrerer weitläufiger Encomien theilhaftig geworden, wenn er ſich dem Chor der damals eben aufkommenden gelehrten Poeſie zugeſellt hätte, als deſſen Führer Opitz anzuſehen iſt. Unſer nürnberger Procurator iſt aber in ſeiner Kunſt oder Unkunſt noch ganz auf der alten volksmäßigen Bahn geblieben, auf der er im Gebiet des Dramas in ſeiner Vaterſtadt Nürnberg die begabteſten Vorgänger hatte. Er iſt nicht blos ein Epigone des Hans Sachs, ſondern auch des Folz und Roſenplüt. Aber mit ihm war auch die Kraft der Nationalbühne, wie man ſie wol nennen darf, in ihrem einſtigen Hauptbrennpunkte, in der Hauptſtadt des deutſchen Südens, erloſchen, und nach ihm bürgerte ſich die heroiſche Kunſtoper, das heroiſche Drama, das Melodrama und das Schäferſpiel der gelehrten Poeſie auf denſelben Bretern ein, die bis dahin nur Geſtalten von echt volksmäßigem Kerne getragen hatten. Die Zunft der Schäfer an der Pegnitz ignorirte Ayrer, wie alle andern Dichter ältern Schlags, und es iſt begreiflich, daß ſie, die ſo ſehr beſorgt war, die Verdienſte ihrer Genoſſen einer papiernen Unſterblichkeit theilhaft zu machen, keine Silbe von ihm der Nachwelt zu überliefern wußte.

Das wenige, was uns Nopitſch aus unbekannten, aber wie ſchon bemerkt, unverdächtigen Quellen über Ayrer's äußere Lebensſchickſale aufbewahrt hat, genügt allenfalls, um uns einen Blick auf die Hauptmomente zu verſtatten, welche für ſeine literariſche Bildung und Thätigkeit entſcheidend wurden. Er iſt als ein armer Knabe nach der Stadt Nürnberg gekommen und hat dort längere Zeit in einem Eiſenkram gedient und dann ſelbſt einen eröffnet. Als er ſchlechte Geſchäfte machte, verließ er die Reichsſtadt und wandte ſich nach dem benachbarten Bamberg, wo er ſich, wie es ſcheint, durch Privatfleiß in ſchon vorgerückten Jahren die Kenntniſſe erwarb, denen er fortan eine ehrenvolle und einträgliche Stellung verdankte. Er gab nämlich ſein Gewerbe ganz auf und beſchäftigte ſich mit advocatoriſcher Thätigkeit, bis er endlich die Würde eines Procurators am Hofgericht des Bisthums Bamberg erlangte. In dieſem Amte war er eine Reihe von Jahren thätig, doch muß er ſchon vor 1594 wieder nach Nürnberg zurückgewandert ſein, denn von dieſem Jahre datirt ſein nürnberger Bürgerbrief, der ihm, dem früher nur Schutzverwandten und urſprünglich vielleicht gar Heimatloſen, nachdem er mittlerweile im Auslande zu Amt und Würden aufgeſtiegen war, auch für die Stadt Nürnberg eine ähnliche Laufbahn eröffnete, wie er ſie in Bamberg bis dahin verfolgt hatte. Als Grund ſeiner Rückkehr wird der religiöſe Druck angeführt, dem er, der Proteſtant, unter der damals eben in Bamberg durchdringenden Gegenreformation und ihrem Purificationsſyſtem nicht länger ausgeſetzt ſein wollte.

Aus dieſen wenigen Grundſtrichen laſſen ſich doch die Hauptzüge im Bild Ayrer's recht wohl erkennen, in gegenſeitiger Begründung und Beſtätigung der charakteriſirenden Momente, die ſeine Werke allein gewähren. Es war ein Mann des praktiſchen Lebens im eminenten Wortſinn, der, was er beſaß, ſich ſelbſt verdankte, ſo auch ſeine Bildung. Obwol er als Advocat bei einem ſchon überwiegend mit gelehrten Richtern beſetzten Tribunal, vor dem bamberger Hofgericht eine gewiſſe Summe rechtsgelehrter Kenntniſſe nicht entbehren konnte, ſo darf man ſich dieſe doch nicht zu groß denken, und noch viel weniger folgt daraus überhaupt ein ſyſtematiſches gelehrtes Studium nach heutiger oder auch nur nach damaliger Art, wo man für die Beſchäftigung mit einer Facultätswiſſenſchaft, z. B. Jurisprudenz oder Medicin, keine andere allgemein wiſſenſchaftliche Propädeutik forderte, als die unmittelbar nöthige, d. h. im weſentlichen nur eine praktiſche Kenntniß der lateiniſchen Sprache, als der gewöhnlichen Sprache aller wiſſenſchaftlichen Bücher und aller Univerſitätsvorträge. Lateiniſch ſcheint Ayrer gründlich

gelernt zu haben, aber außerdem hat er seine vielseitige Bekanntschaft mit fremden Literaturerzeugnissen, wie es scheint, nur durch Uebersetzungen sich erworben. Namentlich liegt keine Spur vor, daß er die Werke englischer Dramatiker, die doch auf sein eigenes Schaffen so einflußreich wurden, in ihrer Originalsprache gekannt habe, so wenig wie die Tausende von deutschen Theaterbesuchern damaliger Zeit, welche sich an dem Spiel der berühmten englischen Komödianten ergötzten. Denn wenn diese auch ursprünglich und viel längere Zeit hindurch, als man sonst glaubte, wirklich aus geborenen Engländern bestanden, die ein englischer Theaterunternehmer nach den Niederlanden, nach Deutschland oder sonst wohin führte, so haben sie doch nur ausnahmsweise ihre heimischen Stücke in ihrer heimischen Sprache aufgeführt. Die Person des Unternehmers oder Directors und des Regisseurs fiel bei diesen Gesellschaften gewöhnlich zusammen, und ihm lag auch die Pflicht ob, für eine Uebersetzung, oder gewöhnlich eine dem Landes- und Ortsgeschmack angepaßte Umarbeitung in die jedesmalige Landessprache zu sorgen. Englisch gehörte ja damals zu den unbekanntesten Fremdsprachen im größten Theile von Deutschland. Nur in den Seestädten der Niederlande und Niedersachsens scheint man einigermaßen durch die gerade damals sehr lebhaften Handelsbeziehungen damit vertraut gewesen zu sein. Aber im innern Deutschland beschäftigten sich die wenigen, die aus Liebhaberei fremde neuere Sprachen trieben und damit von dem alleinseligmachenden Kanon der classischen Bildung abwichen, doch noch am meisten mit dem Italienischen, auch wol mit dem Französischen und hier und da auch mit dem Spanischen, bis gerade zu Ayrer's Zeit die Blüte der niederländischen Kunstliteratur die Aufmerksamkeit der strebsamen deutschen Literatoren vorzugsweise dorthin lenkte und auch ungefähr so lange fesselte, bis die Anziehungskraft der französischen classischen Poesie in der Mitte des 17. Jahrhunderts alles Interesse auf sich allein concentrirte. Wenn sich Ayrer für seine beiden Tragödien von der Melusina auf eine „französische Geschrift" beruft, so hat er seinen Stoff hier ebenso wenig unmittelbar daraus genommen, wie er in der „Comödie von dem getreuen Ramo, des Soldans von Babilonien Sohn, wie es ihme mit seiner falschen Stiefmutter ergangen", die „Histori, die davon in Persischer Sprach beschriben", selbst gelesen hat. Dagegen wird er wol für seine großen historischen Stücke aus der römischen Geschichte den Livius im Original benutzt haben, obgleich es gerade hier, besonders in den spätern, an den wunderlichsten Abweichungen von der Quelle nicht fehlt. Es sind auch nicht blos solche, die sich aus dem beliebten Princip der poetischen Freiheit oder der dramatischen Wirkung rechtfertigen lassen. Häufig scheint es, als wenn er, durch irgendwelche andere Autorität verführt, gerade da sich von Livius entfernt habe, wo der Anschluß an ihn größern Effect gemacht hätte.

Denn der Bühneneffect nach dem Geschmacke seines Publikums ist die eigentliche Lebensmacht für die Muse Ayrer's. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von dem ihm so nahe verwandten Hans Sachs. Dieser hat vielleicht nur in einem kleinen Theil seiner Dramen außer seinen Fastnachtsspielen und Schwänken die Bühne im Auge gehabt, bei den meisten seiner zahlreichen übrigen dramatischen Arbeiten, mögen sie Tragödien oder Komödien heißen, gewiß nicht. Sie waren von dem Dichter nur zum Vorlesen bestimmt, und wenn einzelne, aber wahrscheinlich nicht viele, später doch auf die Bühne gebracht wurden, so lag dies nicht in der ursprünglichen Intention ihres Verfassers. Daher denn auch die breite Anlage, die weitausgesponnene Verflechtung und gelegentlich wieder die knappe Beschränkung der eigentlichen Handlung zu Gunsten des lehrhaften Elements. Diese Dramen sollen eigentlich nur lehrhafte Erzählungen in dialogischer Form und scenischer Abtheilung sein und es ist ein ungerechter Maßstab, wenn man die Begabung des Dichters für die dramatische Form nach ihnen mißt. Die Verkehrtheit eines solchen Urtheils ergibt sich allein auch schon an dem Vergleich mit den unzweifelhaft für die Volksbühne bestimmten komischen Stücken des Dichters, die auch in rein technischer Hinsicht zu dem Wirksamsten und Vollendetsten gehören, was die gesammte Dramatik in diesem Genre hervorgebracht hat. Warum sollte derselbe Dichter hier ein so vollendeter Künstler und dort ein so arger Stümper gewesen sein, wenn er nicht das eine mal mit bewußter Absicht alle die Forderungen von sich abgelehnt hätte, die er das andere mal so vollkommen erfüllt?

Der Bühneneffect der Dramen Ayrer's beruht noch ausschließlich auf einer möglichsten Häufung von überraschenden und eindrucksvollen Begebenheiten. Es ist weniger die eigentliche Handlung im Sinne der geläuterten dramatischen Kunst, als die Thatsache an sich, auf die es ankommt. Freilich fallen beide Begriffe formell sehr häufig zusammen, z. B. wenn etwa eine Schlacht auf dem Theater dargestellt wird, und darum kann man auch mit einigem Rechte sagen, daß diese Stücke bis zum Uebermaß vollgestopft mit Handlung seien. Aber die Hauptrolle spielt doch immer der Zufall, der durch die wunderlichste Häufung und Verkettung aller Situationen, die im Bereiche der Phantasie liegen, es übernimmt, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen. Jede innere Verbindung der äußern Vorgänge mit den auftretenden Personen fehlt noch gänzlich. So weiterfahren der Dichter und so geschärft sein Auge war für die Vorgänge der Wirklichkeit und insoweit auch für das Charakteristische in dem Benehmen der verschiedenen Stände und Berufsklassen von dem Straßenbettler bis hinauf zu den gekrönten Häuptern, so hat er es doch niemals verstanden, dies zur nothwendigen Bedingung des Handelns und des Gebarens seiner Figuren zu machen. Sie reden alle nach einer Schablone und denken und empfinden, soweit sich überhaupt etwas von ihrem innern Leben äußert, ebenso schablonenhaft. Romulus ist bis auf seinen Titel als römischer König genau derselbe Mann, wie Kaiser Otto III. oder Heinrich II., oder auch wie die Heldenkönige der deutschen Volkssage Hugdietrich, Wolfdietrich und Otnit.

Was der eine im Drama zu thun hat, konnte ebenſo gut auch der andere thun, wenn man nur die Namen vertauſchen wollte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine feinere pſychologiſche Durchbildung der Charaktere, wie ſie ſich bei Shakſpeare bis zur äußerſten Grenze des künſtleriſch Möglichen und, ſetzen wir hinzu, Erträglichen findet, für die deutſche Volksbühne dieſer Zeit nicht angebracht war. Hat ja auch die übrige engliſche Dramatik neben Shakſpeare nur in ſehr beſchränkten Grenzen ſich dieſes ſtärkſten Reizmittels eines ſehr gebildeten Publikums zu bedienen verſtanden, ohne daß ſie deshalb auf die Zeitgenoſſen in ihrer Heimat und außerhalb geringere Wirkung ausgeübt hätte, als Shakſpeare ſelbſt. Ja es läßt ſich wol annehmen, daß gerade dieſes pſychologiſche Moment in den Schöpfungen des großen Dichters der Verbreitung und dem Fortleben derſelben eher ſchädlich als förderlich geweſen ſei, wie er es denn ſelbſt in einer Anzahl von Stücken nicht in Anwendung gebracht hat, die eben darum von der ſpätern Kritik aus innern Gründen ihm abgeſprochen wurden, ſo z. B. im „Titus Andronicus", den „Beiden Veroneſern", „Eduard III." u. ſ. w. Aber die Beſſern unter jenen übrigen engliſchen Dramatikern ſind doch inſoweit Darſteller des innern Menſchen, daß ſich die einzelnen Hauptgeſtalten an ſich ſchon, auch abgeſehen von ihrem äußerlichen Gewande, ſelbſtändig und charakteriſtiſch zuſammenſchließen und wenigſtens auf der Grundlage pſychologiſcher Möglichkeit ruhen, auch wenn ſie in ihrem Wollen und Thun ins Grobe und Ungeheuerliche getrieben ſind, wie es ihre Beſtimmung für die Volksbühne forderte. Es findet ſich bei ihnen ſchon der Anſatz zu wirklichen Individuen, nicht blos Typen oder gar nur Masken gewiſſer Hauptformen der menſchlichen Zuſtände. Ihre Helden und Tyrannen ſind nicht blos Helden und Tyrannen im allgemeinen und mit den herkömmlichen bunten und feſten Pinſelſtrichen gemalt, die ihren Beruf gleichſam ſchon von weitem her dem ſtumpfen Auge der Maſſe ankündigen. Sie ſind auch nicht blos gradweiſe voneinander verſchieden, etwa ſo, daß der eine Tyrann noch mehr ſchauderhafte Mordthaten und Schlächtereien vollbringt als der andere, oder daß der eine Held mehr Schlachten gewinnt oder mehr Böſewichte zu Schanden macht als der andere. Trotz aller Roheit der Conception athmen dieſe Geſtalten durch ihre eigene Lebenskraft und dienen nicht blos als Drahtpuppen, die nach dem Bedürfniß der Handlung dahin und dorthin geſchoben werden.

Der Eindruck aller Figuren Ayrer's, vielleicht einige komiſche abgerechnet, iſt dagegen ausſchließlich darauf baſirt, daß ſie eben nur als Marionetten agiren oder vielmehr, daß mit ihnen wie mit Marionetten agirt werden kann. Für ſich allein würden ſie weder ſtehen noch gehen, weder reden noch handeln. Der einzige wirkliche Acteur iſt der Dichter ſelbſt deshalb darf man bei ihm noch viel weniger als bei ſeinen andern deutſchen Vorgängern, namentlich bei Hans Sachs, von einer eigentlichen Charakterzeichnung ſprechen. Hans Sachs hätte vielleicht die Gaben dafür gehabt, wie man aus ſeinen ſpecifiſch dramatiſchen Erzeugniſſen im komiſchen Genre abnehmen kann, in denen ſich neben der typiſchen Allgemeinheit beſtimmter Lieblingsfiguren der Volksbühne doch auch allerlei individuelle Phyſiognomien erkennen laſſen. Nur ſind ſie, wie man wol ſagen darf, mit richtigem Verſtändniß für die Forderungen des Geſchmacks und des Urtheils ſeines Publikums jenen allgemeinern Typen beſcheiden untergeordnet. Denn ſein Publikum wie das einer jeden wirklichen Volksbühne würde durch ein unbedingtes Hervorbrechen der Individualiſirung nur irregemacht worden ſein; es verlangte nichts weiter als die altbekannten und durch und durch verſtändlichen Typen ſeiner Bühne, die mit den Hauptgeſtalten ſeiner eigenen Lebenserfahrung zuſammenfielen, in immer neuen Situationen und neuen Verwickelungen, natürlich auch in immer neuem Gewande ſich vorgeführt zu ſehen. Die pſychologiſche Mannichfaltigkeit, die erſte Forderung des gebildeten modernen Freundes der Bühne, überließ und überläßt das eigentliche Volk den wenigen, die daran ſich zu ergötzen verſtehen.

Ayrer's völlige Unbekanntſchaft mit dieſen modernen Kunſtforderungen läßt ſich am auffälligſten da wahrnehmen, wo die von ihm benutzte Vorlage jene im höchſten Grade erfüllte. Es iſt nach den Unterſuchungen von Cohn in ſeinem ſchon erwähnten Buche über Shakſpeare's Einfluß auf die deutſche Bühne des 16. und 17. Jahrhunderts als gewiß anzuſehen, was früher bei unſern Literarhiſtorikern nur als ſehr wahrſcheinlich galt, daß Ayrer für ſeinen „Spiegel weiblicher Zucht und Ehr. Comödia von der ſchönen Phönicia und Graf Tymbei von Goliſon aus Arragonien, wie es ihnen in ihrer ehrlichen Lieb gangen, biß ſie ehelich zuſammenkommen", Shakſpeare's „Viel Lärmen um nichts" unmittelbar benutzt und im gewöhnlichen Sinne des Worts überarbeitet hat, desgleichen für ſeine „Comödia von der ſchönen Sidea, wie es ihr biß zu ihrer Verheuratung ergangen", den „Sturm". Wenn nun auch wol anzunehmen iſt, daß beide Dramen ſelbſt in England nicht in der Geſtalt zur Aufführung kamen, in der ſie uns die Drucke von Shakſpeare's Werken überliefern, und wenn es ſich weiter von ſelbſt verſteht, daß die deutſchen Bearbeitungen der engliſchen Komödianten, welche Ayrer's directe Quelle geweſen ſein müſſen, da ſich von gedruckten deutſchen Ueberſetzungen Shakſpeare's aus dieſer Zeit noch keine Spur findet, noch weiter von dem Original ſich entfernt haben werden, und zwar nach der Richtung hin, die wir vorhin als die naturgemäße der Volksbühne bezeichneten — Verwiſchen der feinen pſychologiſchen Laſuren und Verſtärkung der Grundfarben — ſo muß doch noch Ayrer's Hand das meiſte dazugethan haben, um auch hier jene Mannichfaltigkeit aus eigener Kraft und nach eigenen immanenten Geſetzen lebender Geſtalten zu den gewöhnlichen hölzernen Puppen umzuformen, die ſich in nichts von dem übrigen Perſoneninventar des nürnberger Dichters unterſcheiden. Selbſtverſtändlich verliert dadurch auch die Handlung, die auch in dieſen leichtern Erzeugniſſen Shakſpeare's doch weſentlich nur der Spiegel des innern Lebens und der innern Nothwendigkeit ihrer Träger iſt, ihre eigentliche innere Motivirung und

ſinkt zu einem bloßen Aggregate zufälliger Situationen herab. Daß ſie intereſſanter ſind als die meiſten in den übrigen Stücken Ayrer's, iſt allerdings nur die Folge des unzerſtörbaren Reizes und Gehaltes ſeiner Vorlage; was in ſeinen Kräften ſtand, hat er gethan, um das Pikante darin ſtumpf, das Geiſtreiche ſchal und das Originelle alltäglich zu machen. Wenigſtens hat er auch nicht einmal den Verſuch gemacht, mit ſeinem Vorgänger auf deſſen eigenthümlichem Gebiete zu wetteifern, wie ſich ſo häufig nicht viel beſſer als Ayrer begabte Geiſter durch Shakſpeare aus ihrer natürlichen Art ganz herausdrängen ließen, ohne es zu etwas anderm als zu burlesken Grimaſſen zu bringen. Der nürnberger Dichter iſt trotz Shakſpeare ein echter Sohn ſeiner Vaterſtadt geblieben, ein Spießbürger wie ſeine andern Landsleute, aber doch keine Caricatur geworden. Heinrich Rückert.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Eine Dichtung von Oehlenſchläger.

Helge. Ein Gedicht in Romanzen von A. Oehlenſchläger. Ueberſetzt von Gottfried von Leinburg. Leipzig, Arnold. 1865. 8. 27 Ngr.

Von ſämmtlichen Gedichten Oehlenſchläger's iſt „Helge" vielleicht das, welches bei uns in Deutſchland verhältnißmäßig am wenigſten bekannt geworden, obſchon es mit den beſten ſeiner übrigen Leiſtungen auf gleicher Höhe ſteht. Man muß es daher Gottfried von Leinburg, dieſem trefflichen Kenner der nordiſchen Literatur, der zugleich die deutſche Sprache ſo meiſterlich zu handhaben verſteht, Dank wiſſen, daß er durch eine in jeder Beziehung gelungene Ueberſetzung dieſes ſchönen Gedichts dem Freunde der ſkandinaviſchen Poeſie einen Genuß ermöglicht hat, der einen nachhaltig wohlthuenden Eindruck zu hinterlaſſen geeignet iſt. Das Gedicht ſelbſt beſteht aus 21 Abſchnitten oder Romanzen.

In der erſten: „König Frode auf Wiſil's Inſel", ſehen wir, wie der genannte König vor der Leiche ſeines von ihm erſchlagenen Bruders ſteht. Er frohlockt, daß nun er Herr im Dänenreich iſt und bietet einen goldenen Armring zum Lohne, wenn ihm jemand auch die Kinder ſeines Bruders zur Stelle ſchafft. Seine Schergen machen ſich ſofort auf, ſuchen aber überall vergebens, denn die Knaben ſind auf einer entlegenen Inſel verborgen. König Frode läßt nun eine Hexe rufen, um von dieſer den begehrten Aufſchluß zu erhalten. Sie ritzt Runen in den Sand und lieſt dann:

Ich leſ', ich leſe Todesfluch,
Der droht zwei Knaben. Fahr' und ſuch'
Auf Bauer Wiſil's Eiland!
Denn Wiſil war ein treuer Knecht
Wol deines Bruders weiland.

Der König fährt ſofort ins Meer hinaus, während die Meerfrau „mit lilienblanken Brüſten" dem Schiffe nachſchwimmt. Bauer Wiſil ſitzt am Geſtade und ſieht das Schiff kommen. Er ahnt, daß es den Mörder Frode bringt und heißt die Knaben ſich ſchnell im Wald in einer Höhle bergen. Helge und Hro — ſo heißen die beiden Brüder — wollen ſich dieſem Gebot nicht fügen; namentlich

Klein Helge reißt mit Zorneshaft
Herab ſich einen Weidenaſt
Vom Baumgeſtrüpp am Bache:
O wär' ich jetzt ein Mann! O wär'
Der Stock ein Schwert der Rache!

Der Bauer Wiſil entgegnet lachend, daß es wol für den Augenblick noch keine Gefahr habe, wenn er aber ſeine beiden Hunde Hopp und Har rufe, dann ſei es Zeit für die Knaben, ins Verſteck hineinzuſchlüpfen. Helge und Hro tummeln ſich nun auf einer nahen Wieſe herum, während um ſie her ein Nebelſchleier aufſteigt. Frode ſpringt von ſeinem ans Land ſtoßenden Schiff und fordert Wiſil auf, ihm die Knaben herauszugeben. Wiſil ruft: „Hopp und Har!" und die Knaben fliehen in ihr Verſteck. Vergebens läßt König Frode ſie ſuchen und muß, nachdem Wiſil ihm wegen des verübten Brudermordes mit der Strafe des Himmels gedroht, wieder abſegeln.

Die zweite Romanze beſteht in einem Zwieſprach, welchen Helge und Hro in ihrem Verſteck führen, bis ſie König Frode ſich wieder entfernen ſehen und ihren Freund und Beſchützer Wiſil höhniſch in ſein Hüfthorn blaſen hören.

„Jarl Sävar und Schön Signelil" iſt die Ueberſchrift der dritten Romanze. Wir ſehen hier, wie Jarl Sävar auf Seeland gebietet und von jedem den Großen oder Kleinen Belt befahrenden Schiffe Tribut erhebt. Schön Signelil, ſein ſchönes achtzehnjähriges Weib, iſt Helge's und Hro's Schweſter, und Wiſil, der die Knaben auf ſeiner Inſel nicht mehr für ſicher hält, findet es gerathen, ſie zu ihrem Schweſtermann zu ſchicken. Sie finden ſich bei dieſem als Schafhirten verkleidet ein und erhalten, da ſie ſich nicht zu erkennen geben, ihr Lager im Schäferhaus angewieſen.

Die vierte Romanze läßt „Die Königsſöhne als Ziegenhirten" abermals einen Zwieſprach führen. Hro beklagt ſich über das ihnen beſchiedene harte Los, während Helge zu Muth und Ausdauer ermahnt.

„Die Fahrt zum Julzeitſchmaus" heißt die fünfte Romanze. König Frode hat die Jarlen zum Julzeitſchmaus geladen und auch Herr Sävar begibt ſich mit Schön Signelil dahin. Helge und Hro ſehen ihre Schweſter im „Mantel von Scharlach hell, die Füße im wärmenden Bärenfell", mit ihrem Gemahl vorüberfahren, und Hro ruft:

Ein junges Rothroß im Stall noch ſteht,
Komm, reiten wir mit und koſten den Meth.

Sie ſchwingen ſich beide auf das Roß:

Mit Füßen und Händen,
Indem ſie einander den Rücken wenden.
So flogen ſie vorwärts, die jungen Schwäne,
Den Schwanz packt einer, und einer die Mähne.

Während des raſchen Rittes verliert der eine ſein Ziegenfell. Schön Signelil erblickt die blonden Locken und ſie erkennt die Brüder.

Dein Aug' iſt naß. Was iſt dir, mein Kind?

fragt ihr Gemahl, und ſie antwortet, um die Brüder nicht zu verrathen:

Von der Küſte herüber da pfeift der Wind.

Sie verbietet den Knaben leiſe, ihr zum Gelage zu folgen; der eine aber entgegnet:

Laß dir's nicht bangen, du Frane theuer!
Im Saal des Königs, da zünden wir Feuer.
Ueber zwanzig Meilen durch Sturm und Nacht
Wohl ſoll man ſchauen des Glutſcheins Pracht.
So zahlt der rächenden Brüder Hohn
Dem elenden Mörder den Henkerlohn.

Die ſechste Romanze: „König Frode's Gaſtmahl", erzählt, wie Frode auch die Hexe, die er ſchon früher einmal zu Rathe gezogen, zum Jultagsſchmaus laden läßt. Sie warnt ihn vor den heranwachſenden Knaben ſeines Bruders, die ſich jetzt im Schwarm des Geſindes bergen. Der König gebietet, Helge und Hro ſofort zu greifen, die Brüder aber fliehen durch den Wald an die Stelle, wo ihr Vater im Vorgefühl des ihm drohenden Mordes ſeine und ſeiner Gemahlin Kronen vergraben hat. Sie finden die beiden Kronen und wandeln

zur Thingſtatt kühn,
Im Glanz des Mondes die Kronen glühn.
So ſtehn ſie mit Spangen von Golde klar,
Im fliegenden Thierfell, mit goldnem Haar.

Schon naht ſich Frode voll Grimm dem Hain,
Hell ſteht im Mondlicht der Königsſtein.
Das Paar ſteht droben wol Arm in Arm,
Kühn trotzt's und ruhig des Mörders Harm.
Kienſpäne ſprühen mit Purpurglanz,
Der ſich bricht in der Könige goldnem Kranz.

Und das Volk, das jubelnd zum Hügel ſchwoll,
Den Schildungen huldigt es freudenvoll;
Es rühmt ihr Geſchlecht, ihr theures Bild,
Und kehrt ſich gegen den Wüthrich wild,
Den eilends die nächtliche Waldung hehlt —
Doch die Brüder, die werden zum Thron erwählt.

So lobt ihr beiden denn Odin's Hut!
Denn ohnmächtig iſt die ſcheue Wuth,
Die jetzt am Herzen des Neidings zehrt.
Jedoch ſie ſchwingen das Rachеſchwert,
Und Skalden ſingen in Hütt' und Saal
Der Rache Folgen, der Rache Qual.

König Frode flieht, wie in der ſiebenten Romanze „König Frode's Tod" erzählt wird, nach ſeinem Thurm im Wald am See. Die jungen Fürſten und das wüthende Volk verfolgen ihn:

Kühn ans Thor
Stürmt Helge vor,
Und wirft die Flamme
So frei und ſtolz
Hinein ins Holz,
Und züngelnd am Stamme,
Hui, leckt die hohe,
Die helle Lohe,
Die Aeſte glühn,
Die Funken ſprühn
Wild hin und her,
Und jedes Bandes
Ledig und los,
Durch Moor und Moos
Wälzt ſich des Brandes
Gewalt'ges Meer.

Von Wuth und ſcheuer
Ohnmacht gehetzt,
Flieht Frode theuer
Zur Zinn' entſetzt
Des Thurms nunmehr.
Doch wächſt mit neuer
Gewalt das Feuer
Empor zur Wehr.
O pfui des Klagenden,
Pfui des Elenden,
Wie jetzt mit zagenden,
Erhobenen Händen
So da er ſteht
Und ruft und fleht!

Ihm zujauchzt Helge:
„So bad' und ſchweige,
Du Mann voll Blut,
Anitzt im Bade
Von Qualm und Glut!
Nichts, nichts von Gnade!
Ich weiß von keiner;
Es übt ſtatt meiner
Des Feuers Drache
Das Amt der Rache."

Einen letzten Schrei
Im furchtbaren Tode
Thut König Frode
Jetzt zu der Fei,
Und nieder zur Hele
Fährt ſeine Seele.

Da ſchwebt vom See
Herauf die Fee,
Sie ſchwebt im Sturme
Ueber dem Thurme.
Ins Glutmeer nieder
Taucht ſie die Glieder,
Des Fiſchleibs Bau;
Doch Bruſt und Arme
Gibt ſie dem Schwarme
Des Volks zur Schau.
So ſanft und mild
Iſt ſie zu ſchaun
Und doch ein Bild
Voll Haß und Graun.
Die Lüfte fächeln
Ihr goldnes Haar,
Die Wangen lächeln
So ſüß und klar!
Doch wie ſie lache,
Die Roſe roth,
Ihr Blick iſt Rache,
Ihr Lächeln Tod;
Denn blut'gen Ränken
Gilt all ihr Denken,
Ihr Dichten all.

Mit furchtbar'm Hall
Erdröhnt's im Thale
Mit einem male,
Und mit Gekrach
Stürzt Frode's Haus
Und Thurm und Dach
In Schutt und Graus.
Matt leckt das Feuer
Da am Gemäuer,
Dann weht's und ziſcht's: —
Und dann erliſcht's.

Es geht ein Brauſen,
Es weht ein Sauſen
Durch Flur und Flut.
Da packt der Schauer,
Da lähmt die Trauer
Selbſt Helge's Muth.
Empor ſchlägt düſter
Die Well' und lauſcht,
Durch Ried und Rüſter
Der Morgen rauſcht.

Die in wohlklingenden ottave rime verfaßte achte Romanze erzählt die „Erbauung der Stadt Rothſchild". Helge, der Wilde und Muthige, fliegt kämpfend auf dem Meere umher, während Hro den Anforderungen zu entſprechen bemüht iſt, welche die Noth des Landes an einen friedliebenden und das Recht beſchirmenden König ſtellt. Gott Mimer zeigt ihm ſelbſt die Stelle, wo er ſeine neue Hauptſtadt gründen ſoll, welcher er den Namen Rothſchild gibt. Helge gedenkt einmal ſeinen Bruder zu überraſchen und zu erſchrecken. Der vorausgeſchickte Späher kehrt aber zurück und meldet, daß eine nicht zu überrumpelnde feſte Stadt mit geſchloſſenen Pforten, Wall und Graben an dem Strande liege. Helge ſieht in der That die herrliche neue Stadt, er ſieht Seeland in Glück und Glanz wieder und reicht ſtill gerührt den Kranz dem Bruder, der erdacht und erſchaffen, was der andere durch ſeine Kriegerthaten niemals zu Wege gebracht.

Die neunte Romanze erzählt den „Beſuch der Meerfrau im Bade". König Helge hat ſich, nachdem er im Meere gebadet, auf ſein Lager geſtreckt und träumt, als er klagende Laute zu vernehmen wähnt. Er ſchaut zur Thür hinaus und ſieht im Dämmerungsgrauen ein Mägdlein halb nackt im zerriſſenen Gewand ſitzen. Er läßt ſie auf ihre Bitte ſein Lager theilen, bis er aus ſeinem Sinnenrauſch erwacht:

Leb' wohl, meine Luſt! Leb' wohl, mein Glück!
So lacht ſie mit höhniſchem Singen:
Ueber Jahr und Tag, da komm ich zurück,
Ein Kindlein als Pfand dir zu bringen.

Mit einmal da von der ſchönſten der Frauen
Rauſcht's nieder wie Zaubergewande,
Und lichernd ſchleift ſie des Fiſchleibs Grauen
Die Treppe hinunter zum Strande.

Nach dem Schwert der König in Zornwuth greift,
Sie niederzuhauen zur Stelle;
Doch machtlos im Schwunge die Klinge pfeift,
Und die Hexe — die hüpft durch die Welle.

Die Hexe iſt jene bei dem Tod des Königs Frode aufgeſtiegene Fee, deren Buhle er geweſen, und die zehnte Romanze: „Der Geſang der Meerfrau" überſchrieben, enthält den Schwur, mit welchem die Meerfrau gelobt, Frode's Tod an Helge und ſeinem Geſchlecht grimmig zu rächen.

Nachdem ſie verſchwunden, folgt als elfte Romanze „Aegir's Geſang im Morgenroth". Er beſingt die beiden Königsbrüder und preiſt Hro glücklich vor dem tapfern aber wilden Helge.

Die zwölfte Romanze führt den Titel: „Die drei Schneereiter." Sie erzählt, wie Helge in der Neujahrsnacht in den Schneeſturm hinausblickt und an das Kindlein denkt, welches die Hexe im Bad am Meer ihm verſprochen. Plötzlich ſprengen drei Reiter heran, übergeben mit den Worten:

Frau Schilflieb ſchickt dir ihr Liebespfand —

König Helge einen ſchwarzen Schrein und galopiren im nächſten Augenblick wieder davon. Helge fährt mit Wuthgelächter empor:

Auf den Tiſch hin ſetzt er den Schrein, und droht:
„Du Schlangenbrut, dir geb' ich den Tod!"

Er tritt mit dem funkelnden Dolch heran,
Da lacht ihn die Kleine ſo lieblich an.

Sie lächelt aus Blumen des Schilfs hervor
Im zarten Gewande von Silbermoor.

Da ergreift's ihm die Seele mit Allgewalt,
Ihm dünkt ſo lieblich die ſüße Geſtalt.

Und reden kann ſie bereits und ſpricht:
„Du drohſt doch wol deiner Skulde nicht?

Meine Mutter, die wohnt im Meerpalaſt
Und ſchickt mir Perlen und Goldes Laſt.

Jetzt will ich bleiben im Schloß am Strand:
Mein Vater iſt König von Dänenland."

Und wunderbar rührt ihn der holde Laut,
Sein Auge von wonniger Wehmuth thaut.

Er drückt die Kleine wol an die Bruſt:
„O, nun kenn' ich des Lebens beſte Luſt!"

Doch Skulde lächelt voll arger Liſt:
„Schau, ſchau, wie du ſo freundlich, ſo ſanft nun biſt!

Frau Schilflieb thäte ſich freuen baß,
Dein Auge zu ſchauen von Thränen naß."

König Helge bringt ſein Töchterlein zur Zucht und Pflege in ein Schloß am Meer. Sie zeigt einen ſtörrigen, unbändigen Sinn, wächſt aber ſchnell zur wunderſchönen Jungfrau heran. Ihr ſtrahlender Blick verräth aber heimliche Tücke. Sie flicht fortwährend Schilfkränze, und ihre höchſte Luſt iſt, allabendlich am Fuß des Thurms im blauen Meer umherzuſchwimmen.

„Der Geſang des Vogels im Walde" heißt die dreizehnte Romanze. König Helge ſitzt ſinnend im Grünen und denkt mit Sehnſucht an Frau Schilflieb, Skulde's Mutter. Da hüpft von dem Baume herab ein ſchöner bunter Vogel:

Er ſetzt ſich dem König zu Füßen dicht,
Und ſingt und ſpricht
Zu des Borus ſanft murmelndem Strahle:
„Im Walde die Primeln zu Tauſenden ſtehn,
Und Mägdlein zahllos und lieblich gehn,
Als wandelnde Blumen im Thale.

Und ſchuf dir die Lilie Schilflieb Trug,
Noch blühen genug
Dir der morgenumſtrahlten und bleichen;
Und herzen dich Frauen im Abendlicht,
So koſe und lache und gräme dich nicht,
Wenn hinweg als Schlangen ſie ſchleichen."

Der Vogel fordert König Helge dann auf, über das Meer in die angelſächſiſchen Gauen zu gehen und dort um die ſchöne Königin Oluf zu freien. Dann hüpft der Vogel fort, um zuletzt in dem ſchilfigen Sumpf als giftgeſchwollene Kröte zu verſchwinden. Helge denkt unausgeſetzt an die Königin in Sachſenland, und ſchon den

nächſtfolgenden Tag durchſchneidet er mit ſeinem Schiff, „der Drache“, die Tiefen.

Die vierzehnte Romanze erzählt „König Helge's Brautfahrt“. Der goldene Drache ſchwimmt durch die blauen Wogen zum Schloß im Wald der Sachſen. Königin Oluf empfängt die Dänen gaſtfrei, erklärt aber Helge, daß er, wenn er ſie als Weib begehre, ſie erſt im Zweikampf beſiegen müſſe. König Helge iſt dazu bereit und im Burghofe beginnt der Kampf, in welchem Helge ſich anfangs nur vertheidigt, da er natürlich durchaus nicht die Abſicht hat, das holde Frauenbild zu erſchlagen:

Auf Helm und Goldſchild fielen die Schläge ſchwer und dicht,
Vom Stahle ſprang das Feuer, der Quell des Bluts ſprang nicht.
„Zuletzt will ich wol ſiegen“, klang Oluf's Ruf heraus;
„Ja“, lachte König Helge, „in einem andern Strauß.“

Endlich gelingt es Helge, die ſtolze Königin zu entwaffnen. Sie bekennt ſich beſiegt, fordert aber Helge auf, erſt noch mit ihr um die Wette den Stein zu werfen. Zugleich ergreift ſie denſelben und ſchleudert ihn kühn weit von ſich hinweg.

Doch Helge, der Gewalt'ge, der kam und nahm den Stein,
Zurückgebogen ſchlug er ins Blaue ihn hinein.
Der Stein flog zu den Sternen — man ſah ihn nimmermehr,
Er flog wie ſpät im Herbſte ein Vogel übers Meer.

Die Königin bekennt ſich abermals beſiegt, will aber, da ſie für Frauenluſt und Leiden nicht geſchaffen zu ſein erklärt, ſich mit Gold und Edelſteinen loskaufen. Helge beſteht jedoch auf den ihm verſprochenen und von ihm redlich verdienten Siegerpreis, und Oluf führt ihn nun ſelbſt in den Saal zum Hochzeitsbanket. Hier zechen die Dänen und ihr König mit ihnen weidlich, bis Helge an Oluf's Seite einſchläft:

„Jetzt, meine gute Joſe, jetzt hole mir daher“,
So ſprach die liſt'ge Kön'gin, „vom Thurme meine Scher“.
Da ſchor ſie ihm den goldnen, den üpp'gen Lockenſchwall,
Denn unterm Tiſche lagen längſt ſeine Kämpen all.

Ließ dann den König ſchnüren in einen Lederſack
Und in das Schiff ihn bringen mit ſeinem beſoſſnen Pack.
Den Scheitel ihm beſtrich man mit ſchwarzem Pech zuvor: —
Als morgens er erwachte, wie fuhr er da empor!

Racheſchnaubend lichtet er die Anker und ſegelt zur Heimat zurück, während die emportauchende ſchuppige Meerfrau, die ihn zu dieſer Brautfahrt durch ihren Vogel verlockt, ſein Schiff mit ihrem Hohn- und Spottgelächter verfolgt.

„Helge und Skulde“ heißt die funfzehnte Romanze, in welcher Frau Schilflieb's dämoniſche Tochter den rachedurſtigen König durch ihre Worte und ihren Geſang zu nur noch höherm Ingrimm gegen Oluf entflammt.

In der ſechzehnten Romanze: „Helge's und Hro's Abſchied“, erklärt Helge ſeinem Bruder, daß er feſt entſchloſſen ſei, an Oluf Rache zu nehmen, und ſteigt mit ſeinen Kriegern wieder zu Schiff.

In der ſiebzehnten Romanze: „König Helge fährt abermals gen Sachsland“, wird durch abwechſelnden Alleingeſang Helge's und den Chor ſeiner Kämpen die Kampfluſt des Königs und ſeiner Schar geſchildert.

„Helge's Liſt“, wie die Ueberſchrift der achtzehnten Romanze lautet, beſteht, nachdem er an einer verborgenen Stelle des Strandes gelandet iſt, darin, daß er in wollener Seemannsjacke, mit theergetränktem Hute, mit Schwert und Hacke bewehrt, jedoch mit einem prachtvollen, mit Edelſteinen beſetzten goldenen Gürtel angethan und gut mit Geld verſehen, das Heer der Seinen verläßt. Reigin, ſein Vertrauter, und noch ſechs Mann begleiten ihn. Sie lenken ihre Schritte waldeinwärts, bis ſie an ein am Wege ſtehendes einſames Haus gelangen. Hier ſitzt ein Fiſcher, ſeine Netze flickend, während weiter drunten ſein Weib ſteht und angelt. König Helge gräbt, als ob er glaubte, er ſei unbeobachtet, mit ſeiner Hacke die Erde auf und vergräbt darin ſein Geld und Gold, worauf er ſich mit ſeinen Leuten wieder entfernt. Königin Oluf hat in ihrer Goldgier ein Geſetz erlaſſen, welchem zufolge ihr von jedem Funde ein Antheil gebührt, und der Fiſcher macht ſich daher ſofort auf, um ihr zu berichten, was er geſehen:

Im Fluge will ich ſteigen
Hinaus ins Korngefild,
Der Kön'gin will ich zeigen
Geſchwind das goldne Wild.

Ich weiß, am frühen Tage
Jagt ſie durch Buſch und Dorn:
Schon höre ich im Hage
Das helle Jägerhorn.

In der neunzehnten Romanze: „Die Jagd“, ſehen wir Königin Oluf den Hirſch verfolgen, welcher ſie immer weiter in öde Wildniß hineinlockt, bis er endlich ins Meer ſpringt. In dieſem Augenblick tritt der Fiſcher hervor und erzählt ihr von dem Schatz, den er vergraben ſah. Die Königin läßt ſich von ihm ſofort zu der Stelle führen; kaum aber iſt ſie hier angelangt, ſo tritt König Helge mit ſeinen Leuten aus dem Gebüſch hervor und umzingelt ſie. Oluf, die ihn abermals zu überliſten gedenkt, heißt ihn freundlich willkommen und fordert ihn auf, ſie in ihre Burg zu begleiten, von wo ſie ihm dann als „liebendes Gemahl“ in ſeine Heimat folgen werde. König Helge aber erklärt:

Zum liebenden Gemahle jetzt mag ich dich nicht mehr,
Der Rache will ich pflegen, drum kam ich durch das Meer.
Was Liebeshuld nicht ſchenkte, nun nehm' ich's mit Gewalt,
Laß dir vor mir nicht bangen, du liebliche Geſtalt.

Nachdem er dies geſagt, läßt er ſie von ſeinen Leuten ergreifen und auf ſein Schiff bringen, wo er ſie wol drei Wochen behält, um dann ohne ſie wieder gen Seeland heimzuſegeln:

Am Ufer, Schilf im Kahne, beim frühen Morgenthau,
Lag eines Tags die arme, ſchnöde verlaſſne Frau.

„Oluf's Klage am Strande“ iſt Gegenſtand der zwanzigſten Romanze. Die betrogene Königin, die den Gedanken, Helge's Buhlerin geweſen zu ſein, nicht ertragen kann, beſchließt, ſich ſelbſt den Tod zu geben:

Kein menſchlich Auge ſoll mich weinen ſehn:
Zur Hela flehen
Will ich und ſtill im Meer zu Grunde gehen. —
Auf meine Glieder
Fall' einſam dann am Strand
Der Nachtthau nieder.

Die letzte Romanze: „Oluf's Zuflucht und Wiederkehr", erzählt, wie die verzweifelnde Königin ſich in das Meer ſtürzt. Sie ſinkt und ſinkt hinab, bis die dunkeln Tiefen plötzlich heller werden und ein von Blumenduft umwehter Wald ſie aufnimmt, in welchem ein kryſtallener Meerpalaſt emporragt. Sie iſt in Frau Schilflieb's Feenwelt, in welcher die Sonne dem nächtigen Mondſtrahle gleicht. Die Blumen blühen hier bläulicher als in dem Licht der Oberwelt, Goldlack und Roſe glühen weniger, die Lilien glänzen minder, obſchon Blatt und Krone wundervoll zu Palmenhöhen emporwachſen:

Und zwiſchen Stamm und Wurzeln
Meerungethüme purzeln.

Frau Schilflieb heißt Oluf willkommen und fordert ſie auf, zwölf Monden hier in der Tiefe zu bleiben, während ſie, Frau Schilflieb ſelbſt, die Stelle der Königin auf der Oberwelt vertreten will:

Ich thron' indeß an deiner Statt
In deines Landes Reichen,
Ich will dir wie ein Blatt dem Blatt
An Wuchs und Schönheit gleichen.
Und während ich im Eichwald bin,
Soll meine arme Königin
Ihr Kindlein heimlich kriegen
Und erdwärts wieder fliegen.

Man glaubt im Volk, den Pfad verlor
Dein Ungeſtüm im Jagen;
Gewaltſam bricht der Schmerz hervor
Und deine Kämpen klagen.
Mit deinem Namen und Geſicht
Komm ich zurück: — man ahnt es nicht;
Blüht wiederum der Flieder,
Biſt Königin du wieder.

Von deinem Ach und Wehe ſoll
Kein Ton zur Erde ſteigen;
Der Spottluſt iſt die Menſchheit voll,
Doch meine Fiſche ſchweigen.
Ich fordre für die Hülfe gut
Nur Ingrimm gegen Helge's Blut: —
Schwör' mir's! Dein ganzes Leben
Sei Haß und Racheſtreben.

Königin Oluf leiſtet den verlangten Schwur und bleibt, während Frau Schilflieb zur Oberwelt hinaufgeht, im Meer zurück, bis ſie einſt in ſtürmiſcher Nacht ein Töchterlein zur Welt bringt. Die Nixen benetzen die zu Wuth und Haß Erlorene mit Walfiſchblut und fragen Königin Oluf, welchen Namen ſie ihr geben ſollen:

„Ei, tauft ſie Yrſa!" lacht und ſpricht
Die Kön'gin ſpött'ſchen Mundes —
„Der Nam' iſt's meines Hundes."

Nach Jahresfriſt kommt Frau Schilflieb wieder in die Waſſerwelt zurück und Königin Oluf ſteigt mit ihrer Tochter wieder an den grünen Strand. Niemand von ihren Leuten als jener Fiſcher hat geſehen, wie ſie von Helge überliſtet worden. Er ſchwört, ewiges Schweigen darüber zu bewahren, und übernimmt die kleine Yrſa zur Erziehung. Dieſe wächſt im dunkeln Wald heran und lernt bald mit Netz und Angel, mit Kahn und Welle ſpielen:

Ihr Gartenbeet von Blumen blüht,
Sie ſelbſt wie eine Roſe glüht
Am ſel'gen Kindheitsbache: —
Doch nahe iſt die Rache.

Hiermit ſchließt „Helge". Die Fortſetzung dieſes Gedichts iſt die Tragödie „Yrſa" und den Schluß bildet die in Proſa geſchriebene „Hroars-Sage". In der erſten wird erzählt, wie Oluf ſich dadurch rächt, daß ſie Yrſa, nachdem dieſelbe herangewachſen, dem König als Braut zuführt, wo dann Helge, nachdem er die Wahrheit erfahren, ſich ſelbſt ins Schwert ſtürzt. Die Hroars-Sage erzählt den Tod des edeln friedliebenden Königs Hro, ſowie den Tod des Königs Hrolf Krake, des Sohnes Helge's und Yrſa's.

Die von dem Ueberſetzer beigegebenen, ziemlich umfangreichen Erläuterungen bilden eine werthvolle Zugabe zu ſeiner gewiſſenhaft und geſchickt gearbeiteten Verdeutſchung, und können den Genuß, welchen dieſelbe allen der Urſprache nicht mächtigen Freunden der Oehlenſchläger'ſchen Muſe bereiten wird, nur noch erhöhen.

Auguſt Kretzſchmar.

Zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 3.)

Nach einer kurzen Zwiſchenbetrachtung über den damaligen Zuſtand der bildenden Kunſt und der Muſik, der auf erſterm Gebiete noch immer nichts Erfreuliches, auf letzterm die fortdauernden Kämpfe der deutſchen mit der italieniſchen Muſik aufweiſt, kommt Hettner zu einem neuen Hauptabſchnitt ſeiner Darſtellung: „Vom Siebenjährigen Kriege bis zur Sturm- und Drangperiode." Am Eingange dieſes Abſchnitts ſteht wieder die hohe Geſtalt Friedrich's des Großen, diesmal zunächſt als Held und Feldherr, doch aber auch als Regent und Geſetzgeber. Das Kapitel heißt: „Der Siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus." Der Verfaſſer ſchildert folgendermaßen die ſchon durch Goethe's Aeußerungen in „Dichtung und Wahrheit" bekannten Eindrücke des Siebenjährigen Kriegs auf das deutſche Volk und insbeſondere auf die ſtrebſamern Geiſter:

Man muß die Schriften der Zeitgenoſſen leſen, um lebendig nachzuempfinden, von welcher freudigen und ſtolzen Begeiſterung damals alle Beſten durchglüht waren. Als Leſſing die preußiſchen Kriegslieder Gleim's herausgab, meinte er, nur von dem einzigen Tyrtäus könne der Grenadier die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, wenn ſie einem Preußen nicht ebenſo natürlich wären als einem Spartaner. In demſelben Sinne vergleicht Thomas Abbt, deſſen Abhandlung vom Tode fürs Vaterland eins der ſchönſten Zeugniſſe jener gehobenen Stimmung iſt, die gefallenen Helden des Siebenjährigen Kriegs mit Epaminondas' heiliger Schar vor Thermopylä. Hatte Friedrich, wie ſich Goethe ausdrückt, die Ehre eines Theils der Deutſchen gegen eine verbundene Welt gerettet, ſo ſchien es jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieſes großen Fürſten theil an dieſem Siege zu nehmen; man war, wenn nicht preußiſch, ſo doch fritziſch geſinnt. Der eigene Sohn Maria Thereſia's machte Friedrich zum Ideal ſeiner Jugendträume. Und nicht blos Deutſchland, ſondern ganz Europa ſtaunte und jubelte. Abbildungen des Helden von Roßbach mit ſeinem dreieckigen Hut, mit ſeinem Krückſtock und langem Zopf waren in jedem Hauſe Englands, der Schweiz und Italiens.

Zum Hohn der beſiegten Höflinge war ſelbſt in Frankreich der Sieger von Roßbach der gefeierte Liebling der Volkspartei.

Nimmer aber wäre die Heldenkräftigkeit einer großen Perſönlichkeit allein hinreichend geweſen, eine ſo tiefe und nachhaltige Erregung der Geiſter hervorzurufen. Gerade der Siebenjährige Krieg beweiſt unwiderleglich, wie nur ſolche Kriege lebenerweckend wirken, welche die Entſcheidung und Durchführung großer Empfindungen und Gedanken, ein ununterdrückbarer Fortſchritt des weltgeſchichtlichen Geiſtes ſind. Auch der Dreißigjährige Krieg hatte ſeine großen Helden gehabt und war für Deutſchland doch nur die Unglücksquelle entſetzlichſter Verödung und Barbarei geworden; der urſprüngliche religiöſe Gegenſatz, welcher der erſte Anlaß des Kriegs geweſen, hatte ſich allmählich in die kleinlichſten dynaſtiſchen Zänkereien verzettelt.

Und ebenſo wenig wurden ſpäter die gewaltigen Napoleoniſchen Weltkriege von ähnlich gewichtigem Bildungseinfluß; für Frankreich waren dieſelben nur zwecklos ehrgeizige Eroberungskriege, und in Deutſchland verſtanden es die Regierungen des Metternich'ſchen Syſtems leider nur allzu gut, dem aufſtrebenden Freiheitsgefühl ſogleich die Flügel zu lähmen. Steht der Siebenjährige Krieg am Eingang des goldenen Zeitalters unſerer Literatur, wie die großen Perſerkriege am Eingang des großen Perikleiſchen Zeitalters, ſo kommt dies nur daher, weil er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, ein Krieg und Sieg der vorſchreitenden Aufklärung gegen religiöſe und politiſche Finſterniß und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der geſammten deutſchen Sitte und Denkart war.

Zum erſten mal nach langen Jahrhunderten völligſter Schwäche und Erſtorbenheit durchdrang die Deutſchen wieder das ſpornende Gefühl erprobter Kraft und Tüchtigkeit, das ſtolze Bewußtſein politiſcher Machtſtellung. Nur wenige fühlten es, und wer es fühlte, beklagte es nicht, daß das loſe Gefüge der alten Reichseinheit durch das unwiderrufbare Emporkommen Preußens nur um ſo loſer geworden. Seit der längſtvergangenen Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiſerthums hatte man ſich in Deutſchland nicht mehr ſo ſelbſtändig und ſo groß gefühlt.

Beſonders der proteſtantiſche Theil Deutſchlands gewann durch den Siebenjährigen Krieg ein mächtig neues Leben. Der Sieg Friedrich's war nicht blos die Befreiung des Proteſtantismus von allen verderblichen Uebergriffen und Eroberungsgelüſten des Katholicismus, ſondern auch die Läuterung und Befreiung des Proteſtantismus innerhalb ſeiner ſelbſt, die Befeſtigung und Erweiterung des freien philoſophiſchen Denkens und Forſchens gegen alle hemmende Einſprache eiferndn Pfaffenthums.

Was ſich in Bildung und Literatur an aufſtrebender Kraft regte, wuchs und erſtarkte unter dieſem belebenden Frühlingshauch ſichtbar.

Was der Verfaſſer über den „aufgeklärten Despotismus" und deſſen Folgen für den Bildungsfortſchritt der Nation bemerkt, das iſt zum großen Theil nur eine Wiederholung, Bekräftigung und Weiterausführung des im Eingange dieſes Bandes über Friedrich den Großen als Ausgangs- und Mittelpunkt der deutſchen „Aufklärungsperiode" Geſagten. Ohnedies fallen die meiſten und wichtigſten Regierungsmaßregeln des großen Königs, welche einen allgemeinen, principiell aufkläreriſchen, reformatoriſchen Charakter an ſich tragen (Befreiung der Preſſe, Duldung aller Confeſſionen, Abſchaffung der Tortur, grundlegende Verbeſſerung des Juſtizweſens, Garantie für Unabhängigkeit der Gerichte u. ſ. w.), vor die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, während nach demſelben Friedrich der Große überwiegend mit ſpeciellen Anordnungen für Wiederherſtellung der zerrütteten Wohlfahrt ſeiner Länder beſchäftigt erſcheint — Anordnungen, die zwar in ihrer Art ebenſo bedeutend und für ihn als Regenten, als Volks- und Menſchenfreund ebenſo rühmlich ſind, wie jene frühern, die aber doch wegen ihrer mehr ſpecifiſch preußiſchen und meiſt auch materiellen Natur auf den öffentlichen Geiſt, namentlich außerhalb Preußens, einen weniger unmittelbaren und ſchlagenden Eindruck machten. Daraus erklärt ſich wol die ſonſt ſchwer begreifliche Erſcheinung, daß nicht lange nach dem Siebenjährigen Kriege (man denke an Goethe's eigenes Geſtändniß in „Wahrheit und Dichtung") der Einfluß, den die Thaten dieſes Kriegs und die Perſönlichkeit Friedrich's auf die dichteriſchen Geiſter in Deutſchland geübt hatten, allmählich wieder mehr zurücktritt und an ihrer Statt von neuem eine mehr idealiſtiſche, von dem Oeffentlichen abgewendete Denk- und Empfindungsweiſe Platz gewinnt.

Vielleicht wäre es daher zweckentſprechender geweſen, wenn der Verfaſſer, dafern er einmal die Erſcheinungen des realen Lebens als mitwirkende Factoren in den Entwickelungsgang der Literatur verflechten wollte, eine andere Gruppirung dieſer urſachlichen Begebenheiten und ihrer Wirkung auf literariſchem Gebiete vorgenommen hätte. Unſers Erachtens ſollten nicht blos Gellert und ſeine Genoſſen ihre Stelle vor Friedrich dem Großen haben (wie dies hier der Fall iſt), ſondern auch die Anakreontiker, auch Klopſtock, ja auch Wieland. Denn wennſchon einzelne Rückwirkungen der Friedericianiſchen Aera auf dieſe Dichter ſich nachweiſen laſſen (wie wir ſelbſt dies bei Klopſtock verſucht haben), ſo ſtehen doch dieſe Dichter insgeſammt dem Grundtone ihrer Lebensanſchauung und ihrer Dichtung nach auf einem durchaus andern Boden und erſcheinen als hervorgegangen aus Zuſtänden und Stimmungen, welche mit dem von Friedrich ausgehenden neuen Geiſte ſchlechterdings nichts gemein haben, ja den Einflüſſen dieſes Geiſtes ſelbſt einen mehr oder weniger zähen Widerſtand entgegenſetzen. Dagegen gruppiren ſich unmittelbar um Friedrich herum, als von ihm direct beeinflußt (und zwar nicht erſt ſeit dem Siebenjährigen Kriege, ſondern ſchon bald nach ſeiner Thronbeſteigung), zunächſt alle die Richtungen, welche auf die Erfaſſung und Behandlung der Realität des Lebens ausgehen (war doch Friedrich ſelbſt, wie Carlyle es nicht ſchlecht ausgedrückt hat, „eine gekrönte Realität"; „faſt die einzige", wie derſelbe Schriftſteller hinzuſetzt, „in jenem ſo unreellen, phantaſtiſchen Zeitalter"!), alſo die Popularphiloſophie mit ihrer ſorgfältigern Beobachtung des empiriſchen Menſchen — des einzelnen und des Geſellſchaftsmenſchen oder Bürgers, mit ihrer eifrigen Hinlenkung auf empiriſche Pſychologie und Anthropologie, mit ihrem lebhaften Intereſſe für das, was wir heute Socialwiſſenſchaft nennen würden (wir erinnern nur unter anderm an Garves Buch vom deutſchen Bauer), ferner die Publiciſtik, die Volkswirthſchaftslehre und Statiſtik, dann (auf einem ſchon mehr idealen, rein literariſchen Gebiete) die Kritik, inſofern ſie namentlich auf Lebenswahrheit drang und ebenſowol gegen allen phantaſtiſchen Ueberſchwang, wie gegen alles Falſche, Erkünſtelte, Conventionelle eiferte,

zuletzt endlich die im gleichen Geiſte poſitiv ſchaffende und neubauende dichteriſche Production, deren höchſte Aufgabe wir von Leſſing mit richtigem Blick erkannt, mit ſicherer Hand vorgezeichnet und zum Theil durch eigene dichteriſche Thaten bereits verwirklicht erblicken.

So, meinen wir, würde der rothe Faden, der ſich vom Leben aus und insbeſondere von der gewaltigen Neugeburt des deutſchen Lebens durch Friedrich den Großen hinüber in die Welt der Dichtung und der Literatur überhaupt, und durch dieſe hindurch als verbindende Kette einer Reihe von Erſcheinungen weiterſchlingt, deutlicher erkennbar hervortreten, als bei der vom Verfaſſer gewählten Reihenfolge und Anordnung der verſchiedenen Momente.

Was das Einzelne betrifft, ſo ſind zunächſt „die Popularphiloſophen" von dem Verfaſſer mit dankenswerther Sorgfalt behandelt. Zu unſerer Freude finden wir hier, namentlich in dem über Nicolai Geſagten, eben jene Billigkeit und Unbefangenheit wieder, mit welcher der Verfaſſer auch ſchon früher einen Rabener, einen Günther, ſogar einen Gottſched gegen einſeitige und übertriebene Anfeindungen und Verkleinerungen in Schutz nahm und in das rechte Licht einer objectiven, ſeinen Gegenſtand weder über- noch aber auch unterſchätzenden Betrachtungsweiſe zu rücken bemüht war. Etwas ausführlicher hätten wir wol neben Nicolai und Mendelsſohn auch Garve behandelt zu ſehen gewünſcht; von Engel iſt hier nur die Zeitſchrift „Der Philoſoph für die Welt" erwähnt; ſeine ſonſtige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, namentlich ſein Roman: „Lorenz Stark", der trotz mancher Schwächen doch ein merkwürdiges Product jener Zeit iſt und nach gewiſſen Seiten hin noch jetzt ſeinen Reiz behauptet, iſt wol dem dritten Bande vorbehalten.

Auch die „Anfänge der Kant'ſchen Philoſophie", von 1747—70, werden eingehend beſprochen und die Keime der gewaltigen, erſt in deſſen ſpätern Schriften zur Reife gediehenen ſpeculativen Reform ſchon hier aufgezeigt.

Sodann folgt wieder ein Abſchnitt über den theologiſchen Rationalismus, diesmal repräſentirt durch Semler und Bahrdt, woran ſich unmittelbar „der aufgeklärte Katholicismus" anſchließt. Zwiſchen letztern und die „Illuminaten" (die dazu eine gewiſſe innere Beziehung haben) ſchiebt ſich ein Abſchnitt über Erziehungs- und Volksliteratur, der uns Baſedow, Campe, J. G. Schloſſer, den Freiherrn von Rochow, J. S. Hirzel, Peſtalozzi und G. Becker vorführt, während Iſelin hier nicht, ſondern lediglich unter den Geſchichtſchreibern erſcheint, welche letztere nebſt den politiſchen Schriftſtellern nach den Illuminaten auftreten, und zwar neben Iſelin noch K. F. von Moſer, von Sonnenfels, J. Möſer, Th. Abbt, Gatterer, Schröckh.

Mit Winckelmann treten wir in die „Aeſthetik und Kunſtgeſchichte" ein; an ihn reihen ſich Chr. L. von Hagedorn und Raſael Mengs. Hier iſt der Verfaſſer auf ſeinem ſpeciellen Gebiete; wir erhalten von ihm werthvolle Aufſchlüſſe und Winke über dieſe ſonſt in literaturgeſchichtlichen Werken ſelten berückſichtigte wichtige Seite des allgemeinen Geiſtes- und Culturlebens. Auch die ausübende Kunſt, die bildende ſowol als die Muſik, werden noch am Ende des vorliegenden Bandes abgehandelt in ihren Vertretern Raſael Mengs, Oeſer, Angelika Kauffmann, P. Hackert, Chodowiecki; Gluck, J. A. Hiller und Haydn.

Die übrigen Abſchnitte dieſes Bandes ſind der Dichtung gewidmet, und zwar ſo, daß der Verfaſſer erſt die Klopſtockianer und die Gleim'ſchen „Grenadierlieder", dann Wieland, zuletzt Leſſing, und zwar den ganzen Leſſing, nicht blos den Kritiker und Dichter, ſondern auch den Philologen, den Kunſt- und Alterthumsforſcher, den Theologen und Philoſophen, beſpricht. Es iſt eine feine Bemerkung von Hettner, wenn er an den naiven Volkston der Gleim'ſchen „Grenadierlieder" (im Gegenſatz zu dem hohlen Wortgeraſſel der Odendichter, Barden u. ſ. w.) die Leſſing'ſchen Studien über das Volkslied anknüpft und damit ſchon auf Herder's theoretiſche, Goethe's praktiſche Beſtrebungen für Wiederbelebung des einfachen, innigen Volksliedes hinüberdeutet.

Der Abſchnitt über Wieland iſt, wie uns ſcheint, dem Verfaſſer am wenigſten gelungen. Täuſchen wir uns, oder iſt dem wirklich ſo: uns will bedünken, der Verfaſſer habe ſeinem Gegenſtande nicht jenes tiefere Intereſſe abzugewinnen vermocht, ohne welches der Hiſtoriker, und zumal der Literar- und Culturhiſtoriker, niemals im Stande iſt, einen Stoff ſo recht lebendig und anſchaulich zu geſtalten. Sowol das, was Hettner an Wieland lobt, als was er an ihm tadelt, bleibt an der Oberfläche haften, dringt nicht in den eigentlichen, tiefern Kern der Sache ein; das formale Element, die Ausbildung und Pflege gewiſſer Dichtungsarten durch Wieland u. dgl. m., ſpielt eine Hauptrolle, und wenn am Schluß, nach einer ziemlich in allen Stücken verurtheilenden Kritik über den Dichter, dennoch Hettner ſagt: „Trotz alledem bleibt Wieland das große geſchichtliche Verdienſt, daß er das poetiſche Ideal der Deutſchen, das durch Klopſtock auf verhängnißvolle Irrwege geführt war und das Leſſing vorzugsweiſe nur nach der dramatiſchen Seite pflegte und ausbildete, gekräftigt und bedeutend erweitert hat", ſo fragen wir uns verwundert: wodurch? wiefern? und finden in den vorausgegangenen Betrachtungen Hettner's auf dieſe Fragen keine rechte Antwort.

Es möchte in der That dem Verfaſſer nicht leicht ſein, anzugeben, worin dieſe „Kräftigung und Erweiterung" des „poetiſchen Ideals der Deutſchen" durch Wieland beſtanden habe. Jedenfalls war der „Irrweg", auf welchen Wieland die deutſche Muſe führte, allermindeſtens ebenſo „verhängnißvoll" wie der Klopſtock's, und mit Leſſing's Verdienſt um die deutſche Literatur möchten wir dasjenige Wieland's auf keine Weiſe zuſammengeſtellt ſehen. Wieland's Lebensanſchauung krankt an derſelben Einſeitigkeit, derſelben Beſchränktheit auf das kleine Ich des Individuums, demſelben Mangel an großen thatkräftigen Intereſſen, wie die der Seraphiker und Empfindſamen. Und wenn ſie an poetiſch-plaſtiſchem Reiz manches vor dieſer voraushat, ſo ſteht ſie ihr dagegen an ſittlicher Würde und Hoheit bedeutend nach. Die Klopſtockianer verzärtelten

den Menſchen durch allzu viel Schönthun mit hohen und edeln Gefühlen von oft ziemlich vager und faſt immer thatenloſer Natur, aber ſie ſetzten wenigſtens ſein ideales Weſen in Bewegung. Das „poetiſche Ideal“ Wieland's iſt eine ebenſo thaten- und charakterloſe Gefühls- und Phantaſieſchwelgerei, aber nach der ſinnlichen, thieriſchen Seite des Menſchen. Der Wieland'ſche Genußmenſch, auch der verfeinerte, iſt ein ebenſolcher Egoiſt wie der Klopſtock'ſche Schwärmer, der ſeinen Egoismus unter der Maske angeblicher Verzichtleiſtung auf alles Irdiſche verbirgt, nur ein raffinirterer und planmäßigerer. Und doch gibt es, nach unſerer Anſicht, auch für Wieland einen Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus ſeine literariſche Wirkſamkeit ein nicht geringes Intereſſe darbietet, wenn auch vorzugsweiſe nur — um es ſo auszudrücken — ein pathologiſches. Wir ſtudiren an ihm eine intereſſante Krankheitsgeſchichte jener Zeit: den nothwendigen und unausbleiblichen Umſchlag des einen Extrems, welches die Empfindſamkeit und die Verſtiegenheit der Seraphiker darſtellt, in ein anderes, den Cultus der Sinnlichkeit, nicht als eine Sache der Leidenſchaft, des übermächtigen Naturtriebes, ſondern als Sache einer ebenſolchen doctrinären Conſequenzmacherei und Selbſtbelügung, wie es ihrerſeits jene Schwärmerei und Idealiſterei geweſen war. Das bei dem gänzlichen Mangel an großen, realen, öffentlichen Intereſſen nur auf ſich ſelbſt und ſein inneres Gefühlsleben angewieſene Individuum mußte entweder empfindſam ſchwärmen und himmeln, oder ſich fauniſch lüſternen Phantaſieſpielen ergeben, auch wol beides abwechſelnd oder miteinander in unklarer Miſchung. So bildet Wieland die ſozuſagen naturnothwendige Rück- oder Kehrſeite Klopſtock's; beide Strömungen gehen dann nebeneinander her, miſchen und kreuzen ſich wol auch vielfach (z. B. im „Werther“ und im „Fauſt“) und bilden ſo noch weithin durch das ganze vorige Jahrhundert die Signatur des geiſtigen und ſittlichen Lebens unſers Volks.

Dabei iſt Wieland von der rechten Naivetät und Unbefangenheit des wahren Dichters mindeſtens ebenſo weit entfernt wie Klopſtock. Denn der Cultus der Sinnlichkeit, den er poetiſch verherrlicht, iſt bei ihm nichts weniger als der unmittelbare Ausfluß einer ſtarken und tiefen Leidenſchaft, vielmehr das künſtliche Product eines doctrinären Raffinements. Wieland hat, wie es Frau von Staël richtig bezeichnete, den Epikuräismus zu einem Dogma gemacht. Erſt ſeine Nachfolger, zunächſt Heinſe, in gewiſſer Hinſicht auch der Verfaſſer des „Allwill“, vor allem aber Goethe, haben die Poeſie der Sinnlichkeit aus dieſer doctrinären Verkünſtelung und dieſer froſtigen Gemachtheit herausgelöſt, ihr den glühenden Odem der Leidenſchaft eingehaucht. Wieland war nur ein Durchgangspunkt, allerdings wol ein nothwendiger, von der überſinnlichen Dichtung Klopſtock's zu dieſer ſinnlichen. Daher hat er für die Literaturgeſchichte heute weniger ein eigentlich literariſches oder poetiſches, wol aber ein culturgeſchichtliches, gewiſſermaßen pathologiſches Intereſſe. Wir ſehen an ihm, wie die einfach ſinnliche Empfindung unſerm Volke ſo ſehr verloren gegangen war, daß ſie erſt durch einen künſtlichen Proceß, eine Art poetiſch-philoſophiſcher Dialektik wiederhergeſtellt werden mußte, wobei ſie jedoch auf dieſem künſtlichen Umwege den größten Theil ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit einbüßte, erkünſtelt, unwahr, daher vielfach auch äſthetiſch unſchön ward.

Was Wieland von Leſſing durch eine weite Kluft ſcheidet, hat der Verfaſſer ſehr zutreffend in wenigen Worten ſogleich im Eingange des Abſchnitts über letztern angedeutet, wenn er ſagt: „Leſſing iſt der mannhafteſte Charakter der deutſchen Literaturgeſchichte.“ Das iſt's! Klopſtock blieb ſein Leben lang ein Jüngling, ein ſtrebender, begeiſterungsvoller, glühender Jüngling, aber der über das bloße Wollen nirgends recht hinauskam, es zum kraftvollen und erfolgreichen Können niemals recht brachte. Wieland vollends war das baare Gegentheil eines mannhaften Charakters, halb ein verzärteltes Kind, halb ein weibiſch-weichliches Weſen — die „zierliche Jungfrau von Weimar“, wie ihn Goethe wol ſpöttiſch nannte. Leſſing iſt ein Mann, ein Charakter, und ſo iſt auch ſeine Poeſie eine mannhafte, charaktervolle, thatkräftige. Auch darin führt uns der Verfaſſer ſogleich in den Mittel- und Lebenspunkt der Leſſing'ſchen Thätigkeit ein, daß er ihn vor allem als Dramatiker, kritiſch und productiv, charakteriſirt. Mit großer Sorgfalt, gründlicher Beleſenheit und ſichtlich liebevollem Eingehen auf ſeinen Gegenſtand ſchildert Hettner die verſchiedenen Entwickelungsſtufen der dramatiſchen wie der dramaturgiſchen Beſtrebungen Leſſing's. Es iſt ein äußerſt ſauber gearbeiteter Abſchnitt. Ein zweiter, beſonderer Abſchnitt iſt ſodann dem Leſſing'ſchen „Laokoon“ gewidmet. Hier hat der Verfaſſer Gelegenheit, neben und trotz ſeiner warmen Begeiſterung für Leſſing doch auch ſein unbeſtochenes ſelbſtändiges Urtheil zu bewähren: ſo ſehr er Leſſing's Anſichten über die Grenzen zwiſchen Poeſie und Malerei hochhält, ſowenig verhehlt er ſeine Nichtübereinſtimmung mit ſo manchem Ausſpruch deſſelben im Gebiete der bildenden Künſte ſelbſt, beſonders der Malerei. Als drittes Hauptſtück der Leſſing'ſchen Thätigkeit handelt der Verfaſſer endlich Leſſing's „Theologiſche Schriften“ ab. Die von theologiſchen und literarhiſtoriſchen Erklärern Leſſing's ſo viel verhandelte Frage: ob ſich aus Leſſing's Schriften ein einziges conſequentes theologiſches oder philoſophiſches Syſtem darſtellen laſſe, glaubt er durch Unterſcheidung eines eſoteriſchen und eines exoteriſchen Theils in ſeinen dahin bezüglichen Schriften bejahen zu können. Im übrigen ſchließt er ſich rückhaltlos der Anſicht an, Leſſing ſei Spinoziſt geweſen.

Zum Schluß kommt Hettner noch in einigen Worten auf Leſſing's Verhältniß zu den politiſchen und patriotiſchen Anſchauungen ſeiner Zeit. Auch hier iſt er unbefangen genug, einzugeſtehen, daß Leſſing hier einen Weg ging, den wir heute nicht mehr als richtig anzuerkennen vermögen, indem er die Ziele des Menſchen nicht im Staate, ſondern außerhalb und über demſelben ſuchte. Das höchſte Ziel freilich, ſagt Hettner, bleibe doch immer dasjenige, auf welches auch Leſſing hingewieſen, „die allgemeine Menſchen- und Völkerverbrüderung, das Evangelium der reinen und freien Humanität“.

Mit Befriedigung legen wir das Hettner'sche Buch, trotz abweichender Ansichten in einzelnen Punkten, als ein mit großem wissenschaftlichen und sittlichen Ernst und mit warmer Hingebung an seinen Stoff gearbeitetes Werk aus der Hand, und mit Spannung sehen wir dem letzten Theile desselben entgegen, der uns zu dem wichtigsten Abschnitte unserer nationalen Literaturgeschichte, der großen classischen Zeit der Herder, Goethe, Schiller, Kant u. a., geleiten wird.

Karl Biedermann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Trunk. Roman von Ernst Willkomm. Berlin, Janke. 1865. 8. 1 Thlr.

Der schönste und prächtigste Brunnen Roms ist die in rauschenden Sprudelbächen die Quellen des Sabinergebirgs ausströmende Fontana Trevi. Mancherlei Sagen knüpfen sich an sie. Die poesievollste dürfte diese sein:

Wer aus der Fontana Trevi unmittelbar vor seiner Abreise aus Rom trinkt, den hält es nicht dauernd jenseit der Berge. Die Sehnsucht zieht ihn fortwährend zurück nach Rom, und nicht eher findet seine schmachtende Seele Ruhe, bis das suchende Auge das Kreuz auf St.-Peter wieder über die braunen Hügel der Campagna sich erheben sieht und die Springbrunnen der Ewigen Stadt wieder Frieden in sein klopfendes Herz träufeln!

Auf diese Sage, die wir mit Ernst Willkomm's eigenen Worten in seiner vorliegenden neuesten Dichtung citiren, fußt deren Titel „Der letzte Trunk". Ihr Kern ist die Schilderung von dem eigenthümlichen, unwiderstehlichen und geheimnißvollen Zauber Roms, der jedem, welcher die Stadt los und nur mit dem Auge des Poeten und Künstlers anschaut, als Wirkung der Wahrheit erscheinen, dem nicht mehr vom ersten überwältigenden Eindruck geblendeten Auge des kalt prüfenden und zersetzenden Verstandes dagegen nur als Wirkung schöner Sinnentäuschung sich darstellen muß. So wird der am römischen Zauber auch noch nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat und als beglückter Gatte kränkelnde und mit seiner krankhaften Sehnsucht nach der Ewigen Stadt selbst seine junge lebensfrische Gattin ansteckende Maler Herwarth erst durch eine zweite Römerfahrt — entzaubert, nach dem Vernunftsatz: Täuschung heilt nur Erkenntniß.

In der Ausführung ist dem Dichter die Periode der Verzauberung ungleich besser gelungen als die der Entzauberung, die im Verhältniß zu jener auffallend flüchtig und nicht kräftig und durchschlagend genug behandelt ist. Namentlich gilt dies von der kirchlich-religiösen Frage, die natürlich auch in diesem neuesten Beitrag zur Erkenntniß des römischen Wesens eine sehr wichtige Rolle spielt; je interessanter und verheißungsvoller ihre Anregung, desto matter und unbefriedigender will uns schließlich ihre Lösung bedünken.

2. Otto von Walter. Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast. Von Heinrich Martin. Drei Bände. Dresden, Wienecke. 1865. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast läßt natürlich einen Lebenslauf in aufsteigender Linie erwarten; wir wundern uns daher nicht wenig, gleich im Eingange den Titelhelden in seiner Dachstube als grauhaarigen Kammermusikus a. D. und Vater zweier heirathsfähigen Töchter kennen zu lernen, bis wir sehr bald dahinterkommen, daß diese schon abwärtsschreitende künstlerische Persönlichkeit keineswegs der eigentliche Held des Buchs ist. Letzterer ist in der That ein noch hoffnungsvoller junger Künstler, seines Zeichens ein Maler. Wir lernen ihn im zweiten Kapitel in der Dachstube gegenüber kennen, wie er im Mondschein im Fenster liegend an eine der Musikustöchter die schwärmerische Apostrophe richtet: „O du holdes süßes Wesen! Du Stern meines Lebens!" Diese erste Phrase aus Theodor Blandau's Munde kennzeichnet seine Individualität für alle drei Bände; er ist eine jener haltlosen sentimentalen Naturen, die uns durch ihre ewige Liebes- und Naturschwelgerei in Büchern ebenso gründlich zu langweilen pflegen wie im Leben. Erst liebt er die jüngere Schwester; dann, weil diese sich ihm zu zurückhaltend zeigt, die offenherzigere ältere; zuletzt kehrt er zurück zur jüngern, weil ihr der Liebesgram das Herz brechen will, und die verlassene ältere entschädigt nun sein im Laufe der übrigens nicht viel länger als ein Jahr spielenden Erzählung gewonnener Freund, ein durch unglückliche Jugendliebe schwermüthig gewordener, steinreicher englischer Kunstmäcen, der schließlich alle diese schönen Seelen, zu denen auch noch eine wiedergefundene Tante kommt, aus ihren respectiven Dachstuben in seinen prächtigen Palast bringt. Man sieht, die Verheißung des Titels: „Aus der Dachstube bis in den Palast", hat der Verfasser wörtlich erfüllt. Wo aber bleibt das „Künstlerleben"? Der empfindsame Maler wirft jeden Augenblick Pinsel und Palette ungeduldig beiseite, um in Natur oder in Liebe zu schwelgen, bewundert darum der edle Kunstmäcen doch nicht weniger seine „genialen Schöpfungen" in den begeistertsten Phrasen und ernennt ihn schließlich der kunstliebende Fürst zum „Hofmaler"; der Tonkünstler, von dessen bürgerlichem Lebenslauf uns nachträglich noch eine umständliche Erzählung voll alltäglicher Misère aufgetischt wird, die ihn vom Günstling des Fürsten zum Klavierstimmer und Notenschreiber degradirt hat, spielt wol gelegentlich seinen Töchtern und Freunden seine „schwungvollen Symphonien" vor und erhält schließlich vom Fürsten die ihm entzogene „Gnade" und „Pension" zurück. Dies nebst einigen gemeinplätzlichen Kunstraisonnements sind die einzigen künstlerischen Bezüge. Nichts von organischer Entwickelung einer künstlerischen Individualität, von ihrem progressiven Werden und Wachsen, von ihren geistigen Kämpfen bis zum bewußtvoll errungenen Ziele! Desto ausführlicher und breiter ist der Verfasser in der Darstellung des materiellen Lebens seiner Helden, in der Beschreibung der diversen „Dachstuben" und des „Palastes", dem sogar ein eigenes Kapitel gewidmet wird, sowie sonstigen Beiwerks; viel zu breit und gedehnt, um nicht vielfach, namentlich aber während des letzten Bandes, unsere Geduld auf eine harte Probe zu stellen; zwei Bände hätten für den in Charakteren und Handlung denn doch nur dürftigen Stoff schon mehr als

genügend ausgereicht. Eine andere Geduldprobe iſt die häufige Abſurdität des Stils, wenn dieſer ſich in ein ſeltſam barockes Gemiſch von theils ſchwülſtigen, theils unpaſſenden, unlogiſchen Bildern und Metaphern und von platteſten Trivialitäten verirrt.

3. Lütt Hannes. Ein Seeroman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1865. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Durch die Gattungsbezeichnung „Seeroman" erweckt dies Werk Vorausſetzungen, die es nicht ganz erfüllt. Nur der erſte Band ſpielt auf dem Meere und gibt aus dem See- und Seemannsleben, in das der faſt noch kindliche Held, ein von der Natur mit vielem Mutterwitz bedachter, in der Erziehung aber gänzlich verwahrloſter und daher als ein eigenartiges komiſches Charaktergemiſch von Gut und Böſe ſich gebender ſechzehnjähriger hamburger Schiffersſohn eingeführt wird, Schilderungen, die eine erfahrungsmäßige und bis in die kleinſten techniſchen Details ſich erſtreckende Vertrautheit des Verfaſſers mit ſeinem Stoff bekunden und durch realiſtiſche Treue wie durch originelle, von geſundem und friſchem Humor gewürzte Lebendigkeit unſere volle Anerkennung verdienen. Mit Ausnahme des Schlußkapitels, das den drolligen Kauz von einem Helden, nach kurzer, aber wechſelvoller Laufbahn, ſeltſam genug als tragiſches Opfer einer verbrecheriſchen Intrigue ſterbend zurück zur Heimat führt, ſpielen die übrigen Bände auf dem amerikaniſchen Feſtlande, in Neuyork unter den Geldariſtokraten und den Rowdies, in Philadelphia unter den Quäkern, in Charleſton unter Gauklern, in Texas unter den Sklavenhaltern, im Urwalde und in der Prairie. Auch ſie feſſeln zwar durch ſachkundige und lebendige Schilderung von Land und Leuten, ſowie durch die conſequent fortgeführte ſcharfe Charakteriſtik der im erſten Bande eingeführten Hauptgeſtalten, verlieren ſich jedoch in der Handlung wie in der Intrigue und beſonders in den der letztern zum Grunde liegenden, höchſt unwahrſcheinlichen und auf die äußerſte Spitze geſtellten Motiven zu ſehr in das ſeichte Fahrwaſſer des ordinären Abenteurerromans. 20.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Das an der wiener Burg gegebene Drama von Victor Sardou: „Alte Junggeſellen", hat eine etwas kühle Aufnahme gefunden; es ſcheint, als ob man in Deutſchland der dramatiſchen Muſe des second empire müde zu werden anfange. So hat vor kurzem auch das leipziger Publikum den „Armen Edelmann" von Octave Feuillet gänzlich abgelehnt und Sardou's „Flatterſucht" ſich mit genauer Noth gefallen laſſen. In der That eignet ſich keine Gattung der poetiſchen und dramatiſchen Muſe weniger zu Ueberſetzungen, als das Luſtſpiel, welches aus dem nationalen Geiſt herausgeboren, ein Lebens- und Sittengemälde der unmittelbaren Gegenwart iſt. Die pariſer Geſellſchaft bewegt ſich eben um ganz andere Angelpunkte des ſittlichen, reſp. unſittlichen Lebens, als die deutſche. Wenn aber dieſe pariſer Stücke auf den deutſchen Horizont viſirt werden, ſo verlieren ſie den ihnen eigenthümlichen Parfum, der ſich nicht beſſer bezeichnen läßt, wie als aus dem Kloakeninhalt bereitetes Eau de mille fleurs. Man franzöſirt ſich freilich auch auf den zweiten Bühnen unſerer Hauptſtädte nach beſten Kräften; man tanzt den Cancan nach den vorzüglichſten Muſtern, und Soubretten, die den Champagnerrauſch und einen andern am beſten ſymboliſiren, werden die belorbeerten Königinnen der Bühne; man ſucht auch die plaſtiſchen Revuen des franzöſiſchen Theaters nach Kräften dem deutſchen anzueignen. Die große Sündflut-Feerie iſt zwar bisjetzt über keine deutſche Bühne gegangen, ſo glücklich der Stoff gewählt iſt, um weibliche Schönheiten ohne Hülfe der Modejournale zur Schau zu ſtellen; auch die neue Coſtümrevue des weiblichen Geſchlechts von den Zeiten Eva's bis zu einer Zukunft, die vielleicht ebenfalls alle Modejournale hinter ſich hat und zum Feigenblatt zurückkehrt, hat bisjetzt blos die Pariſer erbaut. Doch ſcheint es nicht, als ob dieſer Kelch an Deutſchland vorübergehen ſollte, wenn man nach der Ausſchreibung einer berliner Bühne ſchließen darf, welche 100 Mädchen zur Darſtellung einer Feerie anwirbt. Es iſt alſo Ausſicht da, daß ſich auch die deutſche Bühne allmählich in eine große Ouirin Müller'ſche Drehſcheibe verwandelt.

Inzwiſchen iſt den Pariſern ſelbſt die Speculation auf den Effect durch gewagte Situationen zu grell geworden und ſie haben am Théâtre français „Les hardiesses de Henriette Maréchal" von Théophile Gautier und einem Mitarbeiter ausgeziſcht und ausgepfiffen — eine banale Ehebruchsgeſchichte, in welche eine nicht minder banale Nebenbuhlerſchaft von Mutter und Tochter verwebt iſt. Das Hautgout der Komödie beſteht darin, daß die Autoren als Hauptheldin einen bartloſen Jüngling gewählt haben, der eine Frau verführt, welche ſeine Mutter ſein könnte. Der Proteſt des pariſer Publikums wird uns dieſe „Hardiesses" erſparen.

Da iſt doch dieſen raffinirten Stücken des second empire bei weitem die geſunde Hausmannskoſt vorzuziehen, welche deutſche Luſtſpieldichter aus der Schule Kotzebue's und Iffland's uns bieten. Das neue Luſtſpiel von Roderich Benedix: „Die zärtlichen Verwandten", iſt in München, Karlsruhe, namentlich aber in Leipzig mit beſtem Erfolg in Scene gegangen. In der That iſt die Verwandtencolonie in dem Stück mit vieler Komik geſchildert und gerade durch die Zuſammenſtellung wirkſam, während uns freilich die einzelnen Geſtalten, die gelehrte Schriftſtellerin, die manustolle alte Jungfer, der vielgereiſte Geck u. ſ. w., wie alte gute Bekannte gemahnen. Auch erlahmt der Fortgang der Handlung im zweiten und dritten Act bedenklich; doch das Auseinanderplatzen der komiſchen Chargen bietet einigen Erſatz dafür und läßt die Langeweile, die ſich oft anmeldet, nicht zu Worte kommen. Es ſind deutſche Charaktere, deutſche Lebensverhältniſſe, die uns hier begegnen, im ganzen ſchlicht und wahr gezeichnet; wir brauchen blos bei dem Nachbar ins Fenſter zu ſehen, ſo erblicken wir irgendein Original, das zu dieſen Copien Modell geſeſſen hat. Es iſt das immerhin ein Verdienſt des Sittenluſtſpiels, welches ins volle Menſchenleben hineingreifen ſoll. Weniger Glück hatte das neue Luſtſpiel von Julius Roſen: „Neue Menſchen", in Berlin, trotz des friſchen und ſprühenden Dialogs, der dieſem Autor eigen iſt; es ſoll zu ſehr aus dem Gebiet des Luſtſpiels in das der Poſſe hinübergreifen.

Inzwiſchen findet die von uns ſtets empfohlene Sitte öffentlicher Vorleſungen von ſeiten der Dichter Fortgang, ja ſie ſcheint einen neuen Aufſchwung zu nehmen. Zwar das Beiſpiel eines Alexandre Dumas, deſſen Cauſeries in Peſth, wo der hundertbändige Dichter im Magyarencoſtüm erſchien, eine freundliche Aufnahme fanden, in den ſtillen Lagunen Venedigs aber rettungslos verſanken, dürfte wenig zur Nachfolge ermuthigen. Dennoch haben die peſther Lorbern des productiven Romanciers den bekannten Dichter und Automimiker, Karl Hugo, nicht ſchlafen laſſen. Er iſt, wie die wiener „Preſſe" berichtet, aus Karlsruhe in Wien eingetroffen, um ſich nach Peſth zu begeben, trägt ungariſches Coſtüm und will in Peſth Fragmente

aus seinen Dramen vorlesen. Ebenso ist Bogumil Golz in der Czechenhauptstadt an der Moldau eingetroffen, um dort öffentliche Vorlesungen zu halten. Seine Charakteristik des modernen deutschen Lebens wird bei ihrer ätzenden Schärfe gewiß nicht dazu beitragen, in dieser Epoche nationalen Aufschwungs dem Deutschthum besondere Sympathien zu erwerben.

Das Beispiel Karl von Holtei's findet inzwischen in Schlesien selbst Nachahmung. Der Dichter der „Dinonhy" (Leipzig, Brockhaus), Hermann Neumann, früher preußischer Offizier, gegenwärtig als Oberinspector der Garnisonverwaltung in Neisse lebend, hat dort im Saale der Militärressource einen Cyklus von sechs Vorlesungen aus seinen eigenen lyrischen, epischen und dramatischen Schriften gehalten, unterbrochen durch autobiographische Mittheilungen und Bekenntnisse. Die „Schlesische Zeitung" spricht sich über die hervorragende echt dichterische Kraft, die sich in einzelnen Balladen offenbart, sehr anerkennend aus. In weitern Kreisen ist außer „Dinonhy" wol nur Neumann's in Kaschmir spielende Dichtung: „Nur Jehan" (Breslau, E. Trewendt), ein Werk von glänzendem, exotischem Colorit, bekannt geworden. In Bezug auf die übrigen zahlreichen Werke, von denen wir selbst erst aus dem Inhaltsverzeichniß der Vorlesungen Kenntniß nahmen, kann der Dichter mit dem Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" sagen: „Doch meine Verdienste — die bleiben im Stillen." Die Productivität, wie die Vielseitigkeit dieser verschämten Muse ist wirklich gleich erstaunlich. Da finden sich dramatische Märchen, wie „Die Frühlingsfeier der Elfen"; metaphysische Dramen, wie „Das letzte Elfenpaar"; historische, wie „Robert Bruce"; musikalische, wie „Der Sängerkrieg auf der Wartburg"; religiöse, wie „Die Glaubensprobe"; lyrische Dramen: „Wir hatten uns zu lieb"; politische Gedichte: „Meine Zeit"; Sonettenkränze, von denen der eine „Lazarus" 400 Sonette enthält, während einer Angelika 50 gewidmet sind; gharnischte Sonette; außer „Dinonhy" noch drei größere erzählende Gedichte in Ottave rime: „Nördrä" und „Das gebrochene Herz"; zwei historische Epen in Balladenform: „Jürgen Wullenweber" und „Kosciuszko"; ein erzählendes Epos in drei Bänden: „Der Bauernkrieg"; ein patriotisches episches Idyll: „In Schleswig und daheim"; ein Märchenbuch: „Drei Meister und ihre Gesellen"; ein poetisches Tagebuch: „Kurz und bündig", das über 1000 Sentenzen enthält: Novellen, Memoiren und allerlei kleinere, auch erzählende Dichtungen. In der That, der Pult unsers Dichters gehört zu den geduldigsten, die es in Deutschland gibt; denn eine solche Fülle von ungedrucktem poetischen Material wird kaum ein zweiter enthalten. Das Horazische nonum prematur in annum hat hier eine, den gesetzten Termin noch überschreitende Beobachtung gefunden. In Bezug auf größere Dichtungen hat freilich der deutsche Buchhandel so entmuthigende Erfahrungen zu machen, daß vielleicht manches tüchtige Werk im Pulte modert. Einem so productiven Dichter ist es indeß nicht zu verargen, wenn er einige seiner reichen Schätze flüssig zu machen und an die Oeffentlichkeit zu bringen sucht, sei es auch nur die bescheidene Oeffentlichkeit, die eine Vorlesung in der schlesischen Garnisonsstadt Neisse gewährt.

Ueber den verstorbenen dresdener Dichter Otto Ludwig werden neuerdings von verschiedenen Seiten mancherlei charakteristische Mittheilungen veröffentlicht. Einem längern Artikel von Gustav Freytag in den „Grenzboten" folgt jetzt ein Aufsatz von Betty Paoli im Feuilleton der „Neuen Freien Presse", der allerlei Reminiscenzen einer persönlichen Begegnung mit dem Dichter mittheilt. Aus diesen Unterredungen erfahren wir, daß Otto Ludwig ein großer, und wir möchten hinzufügen ein blinder Shakspearomane war, während er sich in seiner geringschätzigen Anschauung von dem Dramatiker Friedrich Schiller von Jahr zu Jahr steigerte. „Entschieden ablehnend", erzählt die Berichterstatterin, „verhielt Ludwig sich gegen die Dramen Schiller's; er beschuldigte ihn geradezu, der gesunden Entwickelung des deutschen Dramas hindernd in den Weg getreten zu sein, indem durch sein Beispiel das rhetorische Element ein verderbliches Uebergewicht erhielt. Schiller, äußerte er, ist es hauptsächlich darum zu thun, erhabene Gedanken und Empfindungen in prachtvollen Versen auszusprechen. Darin ist er ein unerreichter Meister. Und nicht blos darin, nein, auch in der Macht der Stimmung, in der Kühnheit des dramatischen Wurfs. Ob aber die Reden, die er seine Personen halten läßt, mit ihrem Wesen, ihrer äußern Stellung übereinstimmen, ob sie in ihrem Munde denkbar sind, das kümmert ihn nicht im geringsten. Ebenso wenig fragt er danach, ob solche Menschen in einer solchen Situation sich auch wirklich so benehmen würden. Das Reden war ihm eben die Hauptsache. Wie groß seine Beifallsliebe, sein Verlangen nach augenblicklichem Erfolg war, geht wie aus seinen Werken, so auch aus seinen Briefen sehr deutlich hervor. Viel unbefangener, unpersönlicher und darum größer steht Goethe in dieser Beziehung da. Wir sprachen von Schiller's ungeheurer Popularität. Ludwig bemerkte: Ich finde den Cultus, den man Schiller zollt, ganz natürlich, namentlich bei der Jugend. Er ist für unser Volk von der höchsten, folgenreichsten Bedeutung, und seine politische Wirkung kann gar nicht zu hoch angeschlagen werden. Ohne Frage ist die Freiheitsbewegung in Deutschland großentheils dem Samen entsprossen, den seine gewaltigen Gedanken und die hinreißende Glut seiner Rede ausstreuten. Unserm Drama aber hat er mehr geschadet als genützt; auf diesem Gebiete ist er für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm seinen Meister sieht, und ebenso gefährlich für den Schauspieler, den er zum Handlanger herabwürdigt." Ein andermal äußerte Ludwig: „Ich begreife nicht, wie man Schiller Shakspeare gegenüber einen Idealisten nennen mag. Er opfert ja die wichtigsten Momente einer schönen Rede, einem großen Gedanken, mitunter wol auch nur dem zauberischen Wohlklang eines Verses und zerreißt, um eine starke momentane Wirkung zu erzielen, unbedenklich den innern Zusammenhang seines Werks. Die Wahrheit der Charaktere ist ihm ganz gleichgültig."

Wir führen diese Aeußerungen nur an, weil sie höchst charakteristisch sind für die einseitige Richtung der sogenannten realistischen Poesie. Die meisterhafte Charakterzeichnung in den meisten Schiller'schen Dramen zu verkennen, weil ihre Pointen mehr unter dem Gewande einer dichterisch erhabenen Sprache verborgen sind, statt sich aufdringlich in lauter kecken Detailzügen ans Licht zu stellen, als Rhetorik den gehaltvollen schwunghaften Ausdruck eines mächtigen, sittlichen und geschichtlichen Pathos zu bezeichnen, wonach Aeschylus und Sophokles als die größten Rhetoriker erscheinen müßten — das ist eben dieser trotz ihrer Modernität bald überlebten Richtung vorbehalten, welche die wahre Bedeutung und Haltung der echten Tragödie in auffallender Weise verkennt. Hegel sagt mit Recht, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Das thun alle großen Dramatiker — und wer es nicht thut, der macht aus der Noth eine Tugend. Ein paradoxer Inhalt entzieht sich freilich wegen mangelnder Allgemeingültigkeit schon der Möglichkeit, in dieser Weise verkündigt zu werden. Skizzen geben kein Drama, pikante Kohlenstriche kein Charakterbild. Sind Leicester und Mortimer, Elisabeth und Maria Stuart nicht Charaktere von größter individueller Schärfe bei höchster idealer Haltung? Wie folgerichtig ist die Composition, wie kunstvoll die Architektur der meisten Schiller'schen Dramen? Schiller wird, wie er seine romantischen Verkleinerer überlebt hat, auch die Realisten überleben, die an seinen unsterblichen Schöpfungen auf das einseitigste mäkeln.

Bibliographie.

Mosenthal, S. H., Gesammelte Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 2 Thlr.

Möser, A., Neue Sonette. Leipzig, Matthes. 16. 10 Ngr.

Prowe, A., Copernicus und sein Jugendfreund. Eine Erzählung. Thorn, Lambeck. 1865. 12. 12 Ngr.

Saar, F. v., Innocens. Ein Lebensbild. Heidelberg, Weiß. 16. 15 Ngr.

Wolff, L., Funken. Poetische Versuche. Rothenburg ob d. T. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1866

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz** und **Karl Frenzel.**

8. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Preis jedes Heftes 6 Ngr. Monatlich 2 Hefte zu je 5 Bogen.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Ch. Ludolf Krehl.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** und **Adolf Ebert**

herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Indische Studien.

Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums.

Im Verein mit mehreren Gelehrten

herausgegeben von Dr. **Albrecht Weber.**

8. Preis jeden Bandes 4 Thlr. In Heften, wovon 3 einen Band bilden.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ¼—1 Bogen.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Henry Lange's Geographischer Handatlas.

30 Blätter in Farbendruck. Folio.

In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cart. 6⅔ Thlr. Geb. 7 Thlr.

Dieser soeben vollständig gewordene Atlas ist auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet. Er verbindet Klarheit und Uebersichtlichkeit mit wünschenswerther Reichhaltigkeit, indem es möglich geworden ist, mittels planmässiger Eintheilung und sparsamer Raumbenutzung auf 30 Karten das geographische Material erschöpfend unterzubringen. Die technische Ausführung zeichnet sich durch gute Disposition und gefällige Darstellung aus. Lange's „Geographischer Handatlas" kann somit, da auch der Preis ein angemessen billiger ist, zu allgemeinstem Gebrauch empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Simon von Montfort.

Tragödie in fünf Acten

von

Arnold Beer.

8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Peter Krauß.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1866.

Inhalt: Hegel in England. Von **Rudolf Gottſchall.** — Der Dramatiker Jakob Ayrer. Von **Heinrich Rückert.** (Beſchluß.) — Ein ungarischer Roman. Von **Alexander Jung.** — **Feuilleton.** (Literariſche Plaudereien; Die deutſchen Sprachforſcher und die albaneſiſche Sprache.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Hegel in England.

Es iſt ein eigenthümliches Symptom der Zeit, daß, während in Deutſchland die Abneigung gegen die ſpeculative Philoſophie, als deren Hauptvertreter Hegel mit Recht angeſehen wird, im Zunehmen begriffen iſt und auf der einen Seite die Vertreter des Materialismus, auf der andern die Anhänger Schopenhauer's gegen dieſelbe Front machen, die übrigen Nationen Europas anfangen, ſich auf das ernſtlichſte mit dem großen deutſchen Philoſophen zu beſchäftigen und ſich in ſein mächtiges Gedankenſyſtem hineinzuarbeiten. Sowol in Paris wie am Fuße des Veſuv, wo jetzt eine ganze Colonie von Denkern, die ſich mit Kant und Hegel beſchäftigen, in dem herrlichen, den Geiſt zu freiem Aufſchwung anregenden Neapel die Lehrſtühle der Univerſität einnimmt, nicht minder bei den praktiſchen Engländern, denen die Philoſophie bisher mit der Technologie zuſammenfiel — überall ſtoßen wir auf die eifrigſte Beſchäftigung mit unſern deutſchen Syſtemen: ein neuer Triumph des deutſchen Geiſtes, auf den indeß gerade in Deutſchland von vielen Seiten mit Mißgunſt und vornehmer Ablehnung geblickt wird. Denn die Anhänger der neuen Theorien glauben ja über Hegel ſo weit hinaus zu ſein, daß ſie mit Geringſchätzung ſehen, wie die andern Nationen noch auf den von ihnen längſt verlaſſenen Schulbänken ſitzen und ihnen allmählich nachkommen, wenngleich ſie dabei denſelben mühſeligen und, wie es jetzt ſcheinen will, überflüſſigen Weg einſchlagen, den ſie ſelbſt durchgemacht. Denn auch ſie wühlen erſt den ganzen Duft der Hegel'ſchen Schulweisheit auf, den die deutſche emancipirte Starkgeiſterei der Neuzeit längſt von ſich geblaſen hat.

Von der jüngern Generation in Deutſchland iſt Hegel im ganzen wenig mehr gekannt. Zur Zeit als Strauß, Feuerbach, Ruge die Vorhut der Gedankenbewegung führten, war es anders; denn der Geiſt des Altmeiſters war in dieſen Jüngern lebendig, ſie kämpften unter ſeinem Zeichen, und wenn ſie auch als ſcharfe Kritiker des Syſtems auftraten, ſo waren ſie doch ebenſo oft ſeine echten Interpreten, gegenüber den dogmatiſchen Vorſtellungen, welche die ältere Richtung der Schule wieder in daſſelbe einſchmuggelte und hinter ſeine Kategorien zu verſtecken ſuchte. Seitdem aber der Materialismus das große Wort führt, ſeitdem Schopenhauer Hegel als einen Charlatan proclamirte und durch ſeine geiſtreich-paradoxe Weltanſchauung Proſelyten machte, gilt es der ſtudirenden Jugend für eine überflüſſige Arbeit, ſich mit jenen Gedankenſchatten herumzuſchlagen, deren Schattenſpiel an der Wand ſogar den praktiſchen Nutzen verloren hat, daß man, wie zu Zeiten Altenſtein's und der Blüte des Syſtems in Preußen, damit bei den Staatsexamen glänzen durfte. Jetzt glaubt man blindlings der Kritik, welche dieſe abgethane Gedankenarbeit ein für allemal in die Rumpelkammer wirft.

In der That iſt aber Hegel auch früher meiſtens nicht in dem Maße ſtudirt worden, um einen klaren Einblick in ſein Syſtem zu gewinnen. Man begnügte ſich mit den leichtern Schriften, der „Philoſophie der Geſchichte", „Geſchichte der Philoſophie", der „Aeſthetik", mit Excerpten und Analyſen, und ließ ſein Hauptwerk, die „Phänomenologie", und die größere dreibändige „Logik" als kopfzerbrechend und ſchrullenhaft, ja als eine Rodearbeit für die eigentlichen Fachphiloſophen ganz beiſeiteliegen oder knuſperte nur an ihrer Schale herum. Der leere Schematismus mancher Jünger, die ohne ſeinen Inhalt mit ſeinen leeren Formen herumwirthſchafteten, ſtieß manche beſſere Köpfe zurück. Im ganzen ließ man ſich allzu leicht durch die dem Syſtem entnommenen Kategorien zufriedenſtellen, die in ihrer feſten Form erfaßt, ohne den Proceß ihres Werdens, leicht zu geiſtloſen Phraſen verknöcherten, wie man heutigentags geneigt iſt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten und den ganzen Inhalt der Hegel'ſchen Philoſophie, als leere Luftſprünge durch den Reif jener Kategorien, zugleich mit dieſen zu beſeitigen.

In Wahrheit aber iſt das Hegel'ſche Syſtem ein ſo großartiger Gedankenbau, wie die Geſchichte der Philoſophie keinen zweiten aufzuweiſen hat, es iſt ein Pantheon aller Gedankengötter der Erde, in deſſen Niſchen ſie vereinigt ſtehen, während in den leergelaſſenen noch die künftigen Platz finden. Aus der Umfaſſung ſeines Syſtems

herauszubrechen, wird keiner künftigen Philoſophie gelingen; ja ſelbſt der Materialismus findet ſich bereits an geeigneter Stelle in demſelben aufgenommen. Was letzterer uns bietet, iſt nichts Neues, am wenigſten Reformatoriſches oder Umwälzendes; es iſt nur eine Erweiterung einzelner Hegel'ſcher Kategorien zu univerſaler Bedeutung, die ihnen nicht zukommt; es iſt ein begriffloſes Experimentiren mit Abſtractionen. Kraft und Stoff müſſen wir bona fide als bewegende Weltmächte hinnehmen, ohne daß wir über die Bedeutung dieſer Begriffe ſelbſt ins Klare kämen. Die meiſten Materialiſten wiſſen nicht einmal, daß ihre Materie, die ſie mit den Händen zu faſſen glauben, ebenfalls nichts iſt als ein Gedanke. Ueber das Denken kann einmal keine geiſtige Arbeit hinwegkommen, und es iſt doch billig und aller Weisheit Anfang, daß man das Weſen des Denkens unterſucht, ehe man mit ſeinen feſten Reſultaten zu wirthſchaften beginnt. Was aber Kraft und Stoff iſt, erfahren wir nicht aus Moleſchott, ſondern nur aus Hegel. Man vergleiche in der „Phänomenologie" den Abſchnitt: „Kraft und Verſtand, Erſcheinung und überſinnliche Welt", im zweiten Buche der „Logik" deſſen zweiten Abſchnitt: die Unterſuchungen über die Exiſtenz, die Eigenſchaft, das Beſtehen des Dings aus Materien, das Verhältniß der Kraft und ihrer Aeußerung, und im letzten Bande die Unterſuchungen über den Mechanismus und Chemismus — wir finden hier eine von Moleſchott und ſeiner Schule nicht benutzte, aber ins Tiefe gehende Vorarbeit, welche allerdings die Unmöglichkeit zeigt, den Kategorien Kraft und Stoff eine abſolute Stellung einzuräumen. Die Philoſophie eines Moleſchott iſt die Philoſophie des Mechanismus und Chemismus, als ſolche conſequent und geiſtvoll ins Detail ausgearbeitet, und, indem ſie den großen Verwandlungsproceß der Dinge nachweiſt, den ewigen Fluß derſelben, inſoweit auch im Einklang mit der Weltanſchauung Hegel's. Wo ſie darüber hinaus aber ſich gleichſam zur abſoluten Philoſophie erweitern will, da zeigt ſich die Ohnmacht ihrer untergeordneten Kategorien, welche ſelbſt nichts Feſtes ſind, ſondern vom Fluß begrifflicher Entwickelung verſchlungen werden, indem die Welt des Geiſtes höhere Maße verlangt.

Am meiſten irrt der Materialismus, wenn er das Hegel'ſche Syſtem als eine Welt leerer Hirngeſpinſte bezeichnet, während er ſich ſelbſt leerer Abſtractionen ſchuldig macht, Hegel aber ſich in keinem Jenſeits herumtreibt, ſondern in Wahrheit das Herz und die Nieren der Welt zu ergründen ſucht. Nach dieſer Seite hin hat das Hegel'ſche Syſtem auch die Bedeutung eines großartigen Empirismus; denn es nimmt wie kein früheres die ganze Welt der Erfahrung in ſich auf und ſucht ſie nur im Gedanken, in ihrer innerſten Eſſenz, wieder zu gebären. Es gibt kein fertiges Gedankennetz, in welches die Dinge hineingezeichnet werden; es bewegt ſie mit ihren eigenen Hebeln; es iſt ein ſchöpferiſches Denken, welches die Welt vor unſern Augen entſtehen läßt. Wer von leeren Gedankenſchemen ſpricht, hat Hegel überhaupt nicht verſtanden. Solche Schemen ſind Kraft und Stoff, ſind alle Abſtractionen des Verſtandes, wenn ſie als das Letzte feſtgehalten werden.

Es verdient alſo keineswegs eine vornehme Abfertigung oder geringſchätzige Beachtung, wenn die andern Nationen Europas ſich dem Studium der Hegel'ſchen Philoſophie zuwenden. Der Ernſt, mit dem dies geſchieht, bürgt dafür, daß die Misverſtändniſſe, zu denen die Auffaſſung Hegel's in Deutſchland Veranlaſſung gegeben und die nur aus oberflächlicher Kenntnißnahme von den tiefſinnigſten Werken hervorgegangen ſind, von den engliſchen und italieniſchen Denkern werden vermieden werden. Wenn wir Deutſchen unſere reichen Gedankenſchätze misachten lernen, ſo ſollen wir wenigſtens den Stolz haben, uns zu freuen, daß andere Völker ſie zu heben verſuchen.

Eine nicht unwichtige Erſcheinung auf dieſem Gebiete iſt das folgende engliſche Werk, auf welches wir bereits früher in den „Literariſchen Plaudereien" infolge einer Inhaltsangabe des „Athenaeum" hinwieſen, und das jetzt in zwei umfaſſenden Bänden vor uns liegt:

The Secret of Hegel being the Hegelian system in origin, principle, form and matter by *James Hutchison Stirling*. Zwei Bände. London, Longman, Green, Longman, Roberts u. Green. 1865.

Stirling iſt kein Engländer de pur sang; er iſt ein Schotte, alſo einem Volksſtamm angehörig, welcher für das reine Denken von jeher mehr Begabung gezeigt hat als ſeine welterobernden Nachbarn, ein Volksſtamm, aus welchem David Hume und mit dieſem eine Hauptanregung für das Kant'ſche Syſtem hervorgegangen iſt. Der Autor zeigt eine beſondere Begabung für die ſpeculative Philoſophie; er gehört zu den unerſchrockenen und ausdauernden Denkern, welche gerade den Hauptproblemen in ihrer ſchwierigſten Faſſung auf den Leib gehen und in jahrelangen Studien den Schlüſſel zum Geheimniß eines tiefſinnigen Syſtems ſuchen. Dem Werke über Hegel ſoll ein Werk über Kant folgen; daß er den königsberger Denker ebenſo genau kennt wie Hegel, davon gibt er in ſeinem „Geheimniß Hegel's" die glänzendſten Proben.

Freilich werden ſich diejenigen ſehr irren, welche von Stirling's Werk eine Darſtellung des Hegel'ſchen Syſtems in ſeiner Architektonik, gleichſam eine Encyklopädie und Methodologie dieſer Philoſophie erwarten. Der ſchottiſche Philoſoph gibt keineswegs eine derartige in die Breite gehende Auseinanderſetzung, er führt uns nicht von der Phänomenologie zur Logik; er breitet nicht den Kreis der einzelnen philoſophiſch durchleuchteten Wiſſenſchaften, der Aeſthetik, der Rechts-, Natur- und Geſchichtsphiloſophie, der Religionsphiloſophie, der Philoſophie der Geſchichte vor uns aus; ja was am auffallendſten erſcheinen muß, er nimmt weder curſoriſch noch ſtatariſch die Phänomenologie mit ſeinen Leſern durch oder die ganze Logik. Nichts von dem allen! Er ſucht den Kern des Syſtems auf, den er in den erſten Abſchnitten der „Logik" zu finden glaubt, welche auch den Kern ſeines Werks bilden; er überſetzt die Abſchnitte „Qualität" und „Quantität" und zwar in einer meiſterhaften, ſprachſchöpferiſchen Weiſe, welche das engliſche Idiom in die Dienſte des Begriffs zwingt; er

erläutert dann dieſe Abſchnitte mit einer ſo intenſiv durchdringenden Kritik, daß von ihnen aus ein Licht auf das ganze Syſtem fällt; er bringt gleichſam vom Centrum aus nach der Peripherie, ohne mit dem gefundenen Radius den ganzen Kreis zu beſchreiben. Er citirt die „Phänomenologie“, die er übrigens im ganzen zu niedrig ſtellt und als einen von der „Logik“ überwundenen Standpunkt, als ein vielfach unklares Jugendwerk zu betrachten ſcheint; er citirt die andern Werke Hegel's; wir ſehen, daß er ſie alle kennt und ſtudirt hat; aber er läßt dieſelben im ganzen beiſeiteliegen als hinlänglich erleuchtet durch das Centralfeuer des Begriffs. Er ſagt in der dem Werk vorausgeſchickten Notiz:

Es wäre gewiß ſehr wünſchenswerth geweſen, hätten wir mehr von dem Beſondern des Hegel'ſchen Syſtems mittheilen können; doch dazu fehlte, wie der einſichtige Leſer am Ende ſelbſt bemerken wird, der Raum. So unvollkommen indeß dieſe Bände ſein mögen, ſo glaube ich doch, es ohne Bedenken als meine Ueberzeugung ausſprechen zu können, daß in ihnen Hegel für alle offen daliegt, und daß, was wir ſein Geheimniß nennen dürfen, zum erſten male enthüllt iſt. Dies Geheimniß mag am kürzeſten ſo ausgedrückt werden: Wie Ariſtoteles — mit beachtenswerther Unterſtützung durch Plato — das Abſtract-Allgemeine, was in Sokrates implicite lag, zum erſten mal explicite entwickelt, ſo entwickelt Hegel — mit minder beachtenswerther Unterſtützung durch Fichte und Schelling — das Concret-Allgemeine, was implicite in Kant lag.

Wir führen dieſe Stelle beſonders an, weil ſie auf das, was der Verfaſſer mit ſeinem Werke wollte, ein ſchlagendes Licht wirft. Es entſteht nun die Frage, wie weit er ſeiner Aufgabe gerecht geworden iſt, und namentlich, ob der deutſche Leſer aus demſelben noch etwas lernen kann. Wir müſſen dieſe Frage unbedingt bejahen und zugleich ein doppeltes Verdienſt des Stirling'ſchen Werks hervorheben: einmal die gründliche Einweihung in die Hegel'ſche Denk- und Ausdrucksweiſe, die allerdings auf den Horizont des engliſchen Leſers berechnet, aber auch für den deutſchen keineswegs überflüſſig erſcheint oder zu ſpät kommt, und dann der bisher in gleicher Weiſe noch nicht geführte Nachweis aller Wurzeln, welche das Hegel'ſche Syſtem im Kant'ſchen hat.

In Betreff des erſten Punkts iſt der erſte Hauptabſchnitt: „Struggle to Hegel“, von weſentlicher Bedeutung. Stirling öffnet dem Leſer ſeine Studirmappe; wir ſehen, wie viele und welche Parallelen er ziehen mußte, um ſich der ſchwer einnehmbaren Feſtung zu bemächtigen; wir folgen ihm in alle Scrupel und Zweifel; wir ſehen, wie er der Bedeutung der einzelnen Wendungen allmählich Herr zu werden, wie er das Sein und Nichts und ihre Einheit, das Werden, wie er das Anſichſein, Fürſichſein und Anundfürſichſein in ihrem innerſten Kern zu erfaſſen, zu bewältigen ſucht, wie er ſkeptiſch wieder erlahmt, ſeine Zweifel motivirt, doch über dieſelben hinweg die Brücke zu vollerer Anerkennung findet; kurz, wir ſehen die Mühſal eines Schülers, dem anfangs von all dem Zeug ſo dumm wird, als „ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum“, dem ſich aber daſſelbe allmählich lichtet, verſtändlich ordnet, Bedeutung und Inhalt gewinnt. Nun iſt wol kein Zweifel, daß nicht nur der deutſche Student, der zum erſten mal den Außenwerken und Baſtionen der Hegel'ſchen Gedankenfeſtung naht, ſich in einer ähnlichen Stimmung und Verwirrung befindet, ſondern daß auch ſehr viele reifere Männer, die ſich einmal an das Hegel'ſche Syſtem wagten, ſich von dieſen ſpeculativen Paliſſaden, dieſen aufgezogenen Zugbrücken und geheimen Minengängen des Gedankens zurückgeſtoßen und geſchlagen fühlten. In der That kugelt ſich der Denker oft wie ein Igel zuſammen und zeigt dem Nahenden von allen Seiten nur ſeine abſtrufen Stacheln. Stirling aber thut es in der Unermüdlichkeit der Interpretation, welche alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen ſucht, in der weitſchweifigen, vor keiner Wiederholung zurückſchreckenden Erörterung, welche die Hegel'ſchen Kategorien und ihre Bezeichnungen nach allen Seiten umdreht, beleuchtet, vergleicht, anpaßt, durch Beiſpiele klar macht, jedem deutſchen Profeſſor der Hegel'ſchen Philoſophie zuvor. Man muß die unermüdliche Exegeſe kennen, mit welcher die Engländer der Autorität gegenübertreten, ſei es nun die Bibel oder Shakſpeare, deſſen Nüſſe zu knacken für ſie eine größere Freude iſt, als irgendeinen modernen Rebus zu löſen; man muß den Eifer kennen lernen, mit welchem ihre Orthodoxie die einmal als maßgebend anerkannten Texte zu erfaſſen ſucht, um die Hegel-Orthodoxie Stirling's in ihrer Unermüdlichkeit, die Hegel-Nüſſe zu knacken, als einen Ausfluß nationaler Eigenthümlichkeit zu würdigen. Doch gerade hier wirkt dieſe Gründlichkeit, die aus der Ueberzeugung von dem tiefen Gedankenernſt Hegel's und der die Welt umfaſſenden Tragweite ſeiner Dialektik hervorgeht, um ſo wohlthuender und fällt auch für deutſche Leſer um ſo mehr ins Gewicht, je mehr gerade hier eine gläubige oder ſkeptiſche Oberflächlichkeit ſich der Hegel'ſchen Wendungen bemächtigt hat und ſie oft zu gelehrtem Schaugepränge wie Flitterputz ihren Deductionen aufklebt. Die Bedeutung Hegel's als des größten Philoſophen wird von Stirling oft mit einer wohlthuenden Wärme hervorgehoben, gegenüber der Leichtfertigkeit, mit der man ſich neuerdings gewöhnt hat, über den großen Denker abzuſprechen.

Von gleicher Gründlichkeit ſind die Kapitel, welche die „Qualität“ und „Quantität“ Hegel's auseinanderſetzen in einer den einzelnen Abſchnitten und Bemerkungen auf dem Fuße folgenden Erklärungsweiſe, welche zuerſt die Hegel'ſchen Kunſtausdrücke, denen das Lob zutheil wird, aus dem Geiſt der Sprache herausgeboren, nicht fremdartig in ſie hineingetragen zu ſein, auf der Goldwage wägt und zergliedert und dann den Sinn und Zuſammenhang der einzelnen Sätze und Entwickelungen an und für ſich und aus dem Geiſte des ganzen Syſtems heraus zu erläutern ſucht. Ueberall wird der Beweis geführt, daß es ſich nicht um Phraſen, nicht um eine Charlatanerie und Escamotage der Begriffe, ſondern um einen in Wahrheit tiefen Inhalt handelt.

Ein zweites Hauptverdienſt des Stirling'ſchen Werks iſt der Nachweis der innern Zuſammenhänge zwiſchen Kant und Hegel: ein Nachweis, der allerdings ſchon oft, aber unſers Wiſſens nicht mit der Vollſtändigkeit geführt iſt, wie von dem ſchottiſchen Philoſophen. Es iſt allge-

mein angenommen, daß Hegel die von Kant angeregte Gedankenbewegung zum Abſchluß gebracht hat. Doch meint man, daß er ſeinen nächſten Vorgängern Fichte und namentlich Schelling ebenſo viel verdanke wie Kant. Man kann ebenſo gut behaupten, daß ſein Syſtem ein in Fluß gebrachter Spinozismus iſt oder daß er den griechiſchen Philoſophen, namentlich Heraklit, ſehr weſentliche Anregungen verdanke. Doch die eigentlichen Wurzeln ſeines Syſtems ſind in der Kant'ſchen Philoſophie zu ſuchen, viele derſelben nicht einmal in den gangbaren Hauptwerken, in ſeinen großen „Kritiken", ſondern in andern, welche etwas abſeits von der am meiſten betretenen Heerſtraße liegen, wie die „Logik".

Mit Recht macht Stirling Hegel den Vorwurf, daß er ſich ſelbſt oft in Bezug auf dieſe Zuſammenhänge, auf die im Kant'ſchen Syſtem ruhenden Wurzelpunkte des ſeinigen in ein diplomatiſches Schweigen gehüllt habe, ja daß aus der oft beiläufigen und abſprechenden Art, mit welcher er Kant's erwähnt, niemand abnehmen könne, wie ſehr er auf den Schultern des königsberger Philoſophen ſtehe. Ja er verſchärft dieſen Vorwurf noch durch den Hinweis, wie weſentlich Hegel das Verſtändniß ſeines Syſtems dadurch erſchwert habe, daß er dieſen Zuſammenhang verleugnete und alles Licht, welches aus der Gedankenarbeit ſeines Vorgängers ſich über ſein eigenes Syſtem verbreitet hätte, lieber entbehren wollte, als ihn einzugeſtehen. In dem Abſchnitt, welcher „the special origin and peculiar nature of the Hegelian principle" behandelt und „the more particular derivation" deſſelben, hat ſich nun Stirling alle Mühe gegeben, dieſen von Hegel verhüllten Zuſammenhang im einzelnen nachzuweiſen, die Nabelſchnur aufzuzeigen, welche die Hegel'ſchen Kategorien mit den Kant'ſchen verknüpft, ſowie er den Keimpunkt des Hegel'ſchen Begriffs in den Kant'ſchen ſynthetiſchen Urtheilen a priori nachweiſt. Die Stellen, welche Stirling aus der Kant'ſchen „Logik" citirt, ſind in der That überaus ſchlagend. Gerade in dieſem Abſchnitt des Stirling'ſchen Werks finden wir ein Hauptverdienſt deſſelben. Er beleuchtet Hegel durch Kant; er ſucht den Schlüſſel zu dem Syſtem des neuen Denkers in dem des ältern: ein Verfahren, durch welches manche Dunkelheit aufgeklärt wird.

Stirling, der in dem „Preliminary notice" mittheilt, daß er ſich während einer großen Zahl von Jahren täglich mehrere Stunden mit dem Studium Hegel's beſchäftigte, hat damit auch die volle Selbſtgewißheit gewonnen, den meiſten überlegen zu ſein, welche als Commentatoren, ja als Schüler Hegel's nicht nur in England, ſondern auch in Deutſchland aufgetreten ſind. Er ſpringt daher etwas unglimpflich mit denen um, welche ähnliche Anſprüche erheben wollen. Am ſchlimmſten ergeht es Buckle, als einem Apoſtel der Aufklärung oder Auskläerung, der allerdings die deutſchen Denker, die aufgehäufte Maſſe von Kenntniß und Denken in dieſem großen Lande rühme, aber ohne uns irgendein Licht über die deutſche Philoſophie aufzuſtecken. Auch Sir William Hamilton, Coleridge u. a., welche ſich bisweilen auf die deutſchen Philoſophen berufen, werden als Ignoranten abgefertigt, noch ſchärfer als Herr Lockhardt, der die deutſche Philoſophie für verdammten Unſinn erklärte. Daß Buckle, obgleich ſein Werk von einem deutſchen Hegelianer überſetzt, eingeleitet und empfohlen wurde, nur einige Annäherungsverſuche an die Hegel'ſche Logik gemacht, im ganzen aber mit ihr auf einem etwas geſpannten Fuße lebte, iſt eine bekannte Thatſache.

Intereſſanter iſt die Polemik, welche Stirling gegen die deutſchen Commentatoren, Schüler und Gegner Hegel's eröffnet, gegen Schwegler, Roſenkranz und Haym, denen er ebenfalls allen zu verſtehen gibt, daß ihr Verſtändniß Hegel's ein mangelhaftes ſei, was, einem Mann wie Roſenkranz gegenüber, doch von einer großen Selbſtſchätzung zeigt. In der Vertheidigung Hegel's gegen Haym trifft Stirling indeß in vielen einzelnen Punkten das Rechte.

Indem Stirling in ſeiner Schlußabhandlung curſoriſch noch einige andere Schriften Hegel's, namentlich die „Rechts- und Religionsphiloſophie" durchnimmt, gibt er Veranlaſſung, ſeinen eigenen Standpunkt innerhalb der Schule, gerade nach dieſer Seite hin, welche für die deutſche Entwickelung derſelben maßgebend geworden, feſtzuſtellen. Nach ſeinen hierauf bezüglichen Erklärungen müſſen wir ihn für einen echten Alt-Hegelianer halten, einen Hegelianer der ſtricteſten Obſervanz, der die Beſtrebungen von Strauß und Renan als nichtsſagend verwirft und über die Jung-Hegelianer wie über Schopenhauer ein Kreuz ſchlägt. Es mag damit zuſammenhängen, daß ihm diejenige Seite der Hegel'ſchen Philoſophie, welche in der „Phänomenologie" und den mehr geſchichtsphiloſophiſchen Schriften ausgeprägt iſt und an welche die fortſchreitende Richtung der Schule vorzugsweiſe anknüpfte, ferner zu liegen ſcheint. Und doch iſt eine Concordanz vieler Entwickelungen in der „Rechtsphiloſophie", namentlich derjenigen, welche die Wirklichkeit des Vernünftigen und den auch in der „Logik" enthaltenen Proteſt gegen das eitle Sollen der Weltverbeſſerung betreffen, mit jenen Triumphgeſängen über den revolutionären Sieg der Vernunft, wie ſie die „Philoſophie der Geſchichte" anſtimmt, eine ſchwierige Aufgabe, wenngleich keinem Erklärer Hegel's zu erſparen. Dieſe Widerſprüche hat Stirling nicht einmal herausgefühlt, weit weniger beleuchtet und aufgelöſt, und hierin liegt die ſchwache Seite, die Achillesferſe ſeines Werks.

Was Stirling gelegentlich über „Gott" und die „Unſterblichkeit der Seele", das letztere bei Abhandlung der Kategorie der Endlichkeit in der „Logik", einfließen läßt, zeigt allerdings, daß ſeine Anſchauung von den Vorſtellungen, welche die engliſche Orthodoxie mit jenen religiöſen Dogmen verknüpft, eine weſentlich verſchiedene iſt. Doch gleitet er gerade hierüber im ganzen flüchtig hinweg, während er ſeinen Landsleuten das Vergnügen macht, ſchon in der Einleitung Kant und Hegel von der verrufenen jüngern Schule ſo ſcharf wie möglich zu unterſcheiden und letztere mit gebührender Verachtung zu behandeln.

Rudolf Gottſchall.

Der Dramatiker Jakob Ayrer.

(Beſchluß aus Nr. 4.)

Ebenſo wenig wie durch Shakſpeare hat ſich Ayrer durch antike Muſter aus ſeiner natürlichen Eigenart drängen laſſen. Auch ihnen gegenüber blieb er der wahre Vertreter der ältern volksthümlichen Weiſe poetiſcher oder überhaupt literariſcher Production. Sie hielt an ihrem Ton feſt, gleichviel wie die Muſter beſchaffen waren, denen ſie ihre Motive entnahm. Es war der vollſtändige Gegenſatz zu der Weiſe der gelehrten Kunſtdichtung, die neben der Blüte dieſer populären Literatur lange Zeit nur in den excluſiven Kreiſen der Fachgenoſſen ein für das Ganze wenig einflußreiches Daſein geführt hatte, bis es ihr endlich gelang, die Herrſchaft auf dem deutſchen Parnaß zu erobern und auf ihm nicht blos fremde Stoffe, ſondern auch fremde Formen und mit ihnen fremden Geiſt einzubürgern. Was Ayrer von der Fremde entlehnte, war außer der Fabel ſeiner meiſten Stücke nichts anderes, als allerlei Kunſtmittel, die er für die ſceniſche Wirkung brauchen zu können glaubte. Er bediente ſich ihrer, weil er ſah, daß ſich andere ſeiner Genoſſen auch ſchon mit Glück derſelben bedient hatten; aber er verwandte ſie ganz nach ſeinem eigenſten Bedürfniß, ohne alle reflectirte Pietät für ihre originale Geſtalt. Die Kunſtdichtung dieſer und der ſpätern Zeit unterſchied ſich aber gerade durch die ihr einwohnende Stimmung der demüthigen Hingabe und bewundernden Nachahmung des Fremden von dem Gebaren der volksmäßigen Dichter. Die eine wie die andere konnte ihre Stoffe immerhin aus der antiken, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen Literatur entnehmen, aber die eine that es ſo, daß ſie bei ihrer Uebertragung auf deutſchen Boden auch ganz von ſelbſt und durchaus deutſch wurden, ohne daß bei dem Uebertragenden irgendeine Reflexion dabei thätig geweſen wäre; die andere verſuchte es, ſoviel an ihr war, die fremdartigen Gebilde in ihrer vollen Selbſtändigkeit auch auf dem Boden der deutſchen Sprache zu erhalten. Geſchah es auch nicht für gewöhnlich durch wortgetreue Ueberſetzungen, ſondern meiſt durch eine freiere Art der Aneignung, ſo lag doch der Grund dafür nicht in der Energie der nationalen Subſtanz des deutſchen Bearbeiters, wie meiſt bei den Vertretern der volksthümlichen Literatur, ſondern allein in der noch ſo wenig ausgebildeten Technik der Sprache. Das Deutſche in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts war, wie ſchon der einzige Fiſchart mehr als zur Genüge zeigt, ein Material, das unter geſchickten oder genialen Händen zu allem gebraucht werden konnte und an bildungsfähiger Fülle ſchon damals wie heute alle andern Culturſprachen Europas weit übertraf. Aber dieſe Eigenſchaften bezogen ſich doch mehr auf die Sprache als ſolche, als bloße Form des rein geiſtigen Gedankeninhalts. Die Formen des literariſchen Ausdrucks mit ihrer nothwendig gegebenen conventionellen Technik mußten am Schluß der volksthümlichen Literaturperiode eigentlich ganz von Grund aus neu gefunden werden, denn was ihnen allenfalls Entſprechendes damals exiſtirte, war, wie es auch Ayrer zeigt, einer künſtleriſchen Belebung nicht mehr fähig.

Ayrer hat ſeine brauchbaren fremden Vorbilder, wie ſich jetzt ohne alle Einſchränkung behaupten läßt, in der engliſchen Bühne dieſer Zeit, oder bei den ſogenannten engliſchen Komödianten gefunden, die er ja auch in Nürnberg, ebenſo wie in den andern Hauptſtädten des deutſchen Südens, oft genug ſpielen ſehen konnte. Von ihnen hat er zunächſt ſeine ganze Bühneneinrichtung entlehnt, die bis ins einzelne mit der engliſchen zu Shakſpeare's Zeiten ſtimmt, und ſich in weſentlichen Dingen von der ältern einfachern des deutſchen Theaters entfernt. Doch iſt wieder die Aehnlichkeit zwiſchen beiden, da ja beide ihren Urſprung auf die Bühne des geiſtlichen Volksſchauſpiels zurückführten, ſo groß, daß die Neuerungen, welche das deutſche Publikum von England her erhielt, ihm nur wie Verbeſſerungen eines Altgewohnten erſcheinen mußten. Erſt mit dem Hereinbrechen der Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks, ſeit und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, und der italieniſchen Oper wurde auch die Bühneneinrichtung eine wahrhaft fremdartige, obgleich wir Neuern uns an ſie ſo ſehr gewöhnt haben, daß jene ältere uns als eine antiquirte Curioſität vorkommt. Weniger ausgemacht iſt es, ob Ayrer ſeine Singſpiele gleichfalls nur der Anregung der fremden Schauſpieler verdankt, die allerdings damit, wie urkundlich feſtſteht, bei ihrem erſten Auftreten in Deutſchland großes Glück machten. Uebrigens war auch hier die Aufnahme der fremden Form durch die heimiſche Geſtaltung des Dramas hinlänglich vorbereitet. Denn ſchon die alten geiſtlichen Volksſchauſpiele, die während dieſer ganzen Periode und noch bis in den Dreißigjährigen Krieg auch in dem proteſtantiſchen Deutſchland immer fortlebten, natürlich in zeitgemäß veränderter und beſchränkter Art — weſentlich auf eigentlich bibliſche Stoffe reducirt — enthielten alle Elemente zu dem nachherigen Singſpiel und ſogar zu der Oper: Arien, Wechſelgeſänge und Chöre. In die weltlichen Volksdramen ernſtern Inhalts — denn die Bezeichnung als Komödie, die viele davon führen, entſcheidet nichts über ihre innere Beſchaffenheit — fanden gelegentlich auch Geſangſtücke der verſchiedenſten Art Eingang, wie ja auch in Ayrer's Dramen ſehr viele ſolche eingeſtreut ſind. Die deutſche Bühne hat dies muſikaliſche Element offenbar viel reichlicher entwickelt und liebevoller gepflegt, als die engliſche, die es faſt durchgängig von dem eigentlichen Drama — dem ernſten und komiſchen — ausſchloß und für eine beſondere Art kleinerer, meiſt burlesker Stücke, eben das ſogenannte Singſpiel aufſparte. Die Texte zu den Geſangſtücken in unſern deutſchen Dramen ſind gewöhnlich von dem Dichter ſelbſt verfertigt, die Melodien dagegen in der Regel nicht. Meiſt iſt den Worten eine volksmäßige bekannte Melodie untergelegt, ja ſelbſt die Singſpiele beſitzen keine ſelbſtändige Muſik, ſondern auch ſie werden in dem „Ton" irgendeiner bekannten meiſt komiſchen Ballade geſungen, wie ſie auf die natürlichſte Art den Uebergang von der eigentlich epiſchen zu der dramatiſchen Form bilden. Es curſiren ja ſolche populäre Keime der Kunſtoper noch jetzt in nicht geringer Anzahl unter den Bänkelſängern in allen Theilen

Deutſchlands und werden noch jetzt nicht blos geſungen, ſondern auch geſpielt. Im eigentlichen Volk, ſoweit es überhaupt noch ſingt, iſt dieſe dramatiſche Form des Liedes ſelten mehr vorhanden; wo ſie noch vorkommt, dient ſie oft auch als Tanzlied, gerade ſo wie ſich der „Reie", d. h. die Grundform des Ballets, an jene Singſpiele des Volksſchauſpiels und an das Singſpiel anſchließt. Auch bei Ayrer trifft man nicht ſelten auf eine ſolche Vereinigung aller muſiſchen Künſte, die nicht wenig dazu beitrug, das Publikum zu unterhalten. Hat er doch ſogar keinen Anſtoß daran genommen, derartige Intermezzos in ſeine geiſtlichen Dramen einzuſchieben, wovon bisjetzt freilich nur ein einziges wieder zum Vorſchein gekommen iſt, die „Tragedie vom reichen Man und armen Lazaro", denn die „Comedie von Nicolay, dem verlornen Sohn, den ſein leiblicher Vatter richten laſſen will", gehört doch ſo gut wie andere Rührſtücke dieſer Art in das Genre des gewöhnlichen weltlichen Schauſpiels. Das Gaſtmahl des reichen Mannes, das in den glänzendſten Farben gemalt iſt, die dem Pinſel Ayrer's zu Gebote ſtehen, kann darum auch dieſes Schmucks nicht entbehren. In den zu Nutz und Frommen der Aufführung vom Autor beigefügten Bemerkungen heißt es: „hie ſoll man pfeyffen (d. h. Inſtrumentalmuſik machen) und ſingen. N. B. und ihr zwen kommen und danzen."

Ebenſo wenig iſt die Einführung des Clown der engliſchen Bühne als eine eigentliche Neuerung für die deutſche zu betrachten. Allerdings hat Ayrer, der ihr am weiteſten unter ſeinen Zeitgenoſſen Raum gab, ſie erſt den engliſchen Komödianten abgeſehen. Mehrere ſeiner Werke, ſolche, die auch aus andern Gründen und nicht blos deshalb, weil ſich in ihnen noch keine Spuren von engliſchen Einflüſſen zeigen, für ſeine früheſten gehalten werden können — z. B. ſein großes Geſchichtsgemälde von der Stiftung des Bisthums Bamberg und die erſte ſeiner römiſchen Tragödien, die gleichfalls in der Art eines hiſtoriſchen Tableau alle die großen Momente der Urgeſchichte Roms von der Gründung von Albalonga bis zum Tode des Romulus darſtellt —, haben noch keine berufsmäßige luſtige Perſon, obgleich auch ſie komiſche Figuren und Scenen in Fülle enthalten. Ganz ſo iſt es ja auch in unſerm übrigen hiſtoriſchen Volksſchauſpiel dieſer Zeit, das den eigentlichen Narren nicht kennt, aber den eintönigen Ernſt der Haupt- und Staatsactionen durch ſolche heitere Einſchiebſel mäßigt und dem Volke genießbar macht. Daß aber der eigentliche Narr, wie er auch in allen übrigen tragiſchen Stücken Ayrer's erſcheint, von der engliſchen Bühne importirt iſt, ſagt ſchon ſeine gewöhnliche Bezeichnung „der engelländiſch Narr", oder „Jan Clam (Clown) oder Jahn, iſt kleidt wie der englendiſch Narr". Was Shakſpeare aus dem Clown ſeiner heimiſchen Volksbühne gemacht hat, darf man natürlich nicht von dem Narren Ayrer's erwarten. Auch er iſt ein und dieſelbe typiſche Maske, die nur verſchiedenen Namen trägt und in verſchiedenen Situationen, aber immer nur als untergeordnetes Glied der dramatiſchen Maſchinerie verwendet wird. Im Grunde iſt es ſchon der echte Hanswurſt der ſpätern gemeinen Volksbühne oder des Puppentheaters. Wie dieſer iſt er ein ungeſchlachter Geſelle, ausſtaffirt mit allen möglichen gemeinen Zügen des Leibes und der Seele. So ſchildert ſich Jodel, der Lakai und Kutſcher, der Clown in der mit beſondern Greuelthaten ausgeſtatteten „Tragedie, von Servii Tullii Regiment und Sterben, darinnen der ſchönen Lucretie Hiſtori begriffen":

Hab ſtoltzen Muth und krauſen Sinn,
Ein lieblich holdſelige Red,
Die mir von unten wol ausgeht.
Mein Augen gleißen wie Rubin,
Zumahl wenn ich gar blindvoll bin.
Mein Naſen ſicht wie ein Wetzſtein,
Iſt nicht zu groß, auch nicht zu klein.
Wenn ich ſie um ein Tröpflein bitt,
Ein Hand voll verſagt ſie mir nit.
Mein Maul ein guten Sparkrug geit,
Denn es iſt ja fein zimblich weit,
Daß man viel könnt ſparen darein.
Mein Zähn, die darinnen ſein,
Die geben gar gut Lautenzweck;
Mein Stimm laut ſo lieblich und ſüß,
Als läm mir ein Hund unter die Füß.
Mein Kopf mir zwiſchen den Ohren ſtaht.
Mein Vater einmal ein Kälblein hat,
Das hat gleich Ohren eben wie ich.
Auch ſo thut hoch erfreuen mich,
Daß ich ſo grade Arme han,
Die ich nicht bald vergleichen kan,
Als einen Drüſchl an eim Flegl.
Secht nur! meine Finger und mein Nägl
Seind kurtz und dick, als wie eins Schleifers,
Oder wie eines Bauern Sackpfeifers,
Mein Leib geformet wie ein Sautrog
Oder wie ein kurz dick Sageblock,
Mein Gäß iſt ausgefüllt wie ein Küß,
Meine Schenkel ſeind raſch und gewiß,
Gleich wie die Schenkel eines Helſtanten,
Allein ich habs ein wenig krum geſtanden.
Mein Füß geben gute Wäſchbläuel
Mit den viel Schnecken ich ereil.

Die Art von Selbſtironie, mit der er dieſes ſaubere Bild dann in die Worte zuſammenfaßt:

Kurzum in Summarum,
Beſehet mich halt um und um,
So bin ich der ſchönſt Menſch auf Erd —

wirkte wol mit derſelben unwiderſtehlichen komiſchen Kraft auf das Publikum Ayrer's, wie auf jedes ſpätere von ähnlichem Bildungsgrade, aber eben darum hat er der deutſchen Bühne mit der von ihm hauptſächlich durchgeſetzten Einführung dieſer Gattung von komiſcher Perſon einen ſchlechten Dienſt erwieſen, beſonders da es ſo ziemlich das einzige war, was ſich aus der Periode der volksthümlichen Naivetät in die folgende des gelehrten Pathos hinüberrettete.

Ueberſchaut man die Maſſe der Ayrer'ſchen Erzeugniſſe, ſo begreift man leicht, daß ſie eigentlich alle nur Concepte ſind und von einer Durcharbeitung nach irgendwelchen Geſichtspunkten der Kunſt oder der Technik gar nicht die Rede ſein kann. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie ſelbſt nur als ſolche betrachtete und zwar unbedenklich auf der Bühne gebrauchen ließ, wo ſie ſelbſtver-

ſtändlich durch die Willkür der Schauſpieler vielerlei Veränderungen ausgeſetzt waren, aber nicht daran dachte, ſie dem Druck in dieſer Geſtalt zu übergeben. Erſt die dankbare Nachwelt hat dies gethan, wahrſcheinlich weil bei der Beliebtheit dieſer Stücke damit eine gute Geldſpeculation zu verbinden war. Doch waren die Zeiten nicht danach, um große buchhändleriſche Erfolge zu erzielen. Die Vorrede des „Opus theatricum", desgleichen das Titelblatt weiſt das Jahr 1618, alſo das erſte des Dreißigjährigen Kriegs, und wenn auch, wie der neueſte Herausgeber vermuthet, dieſe Jahreszahl ſich nur auf die eigentliche Ausgabe des ganzen Werks, keineswegs auf die Vollendung des Drucks der in ihm enthaltenen Dramen beziehen ſollte, ſo weiſt doch nichts darauf hin, daß ſie vor dem Jahre, welches der Titel zeigt, in den Buchhandel gekommen ſeien. Die Vorrede verſprach, wenn möglich, noch eine weitere Fortſetzung aus dem, wie es ſcheint, unerſchöpflichen Vorrathe. Der gewaltige Foliant des „Opus" enthielt ſchon nicht weniger als 30 große Dramen und 36 Faſtnachtſpiele und Singſpiele; 40 andere ſollten noch nachfolgen, die aber niemals erſchienen ſind. Vermuthlich exiſtirt dies und jenes davon noch handſchriftlich, wie ja auch Keller's neue Ausgabe drei bisher ungedruckte aus einer Handſchrift geben konnte, die einſt in Gottſcheb's Beſitz geweſen war und jetzt der dresdener Bibliothek gehört. Dieſe dresdener Handſchrift beurkundet, was wir auch aus andern Notizen wiſſen, daß Ayrer's Stücke noch eine geraume Zeit nach dem Tode ihres Verfaſſers auf der deutſchen Bühne beliebt waren. Sie ſcheint erſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefertigt und, wie ſchon allein daraus abzunehmen iſt, daß ſie unter ihren 22 Nummern 3 enthält, die dem gedruckten „Opus" fehlen, entweder nach den Originalmanuſcripten Ayrer's ſelbſt, oder nach Einzeldrucken, die dann freilich ſpurlos, wie ſo vieles andere, was während und unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege gedruckt wurde, verſchwunden ſein müßten. Sie gewährt das einzige erhaltene Beiſpiel eines geiſtlichen Dramas, der „Tragödie vom reichen Manne und armen Lazarus", und widerlegt dadurch die früher allgemeine Behauptung, daß Ayrer dies einſt ſo beliebte und eigentlich urſprüngliche Genre des Volksdramas beiſeite habe liegen laſſen. Vermuthlich ſtand auch dies geiſtliche Drama nicht einſam da, wie ja ſeine ganze Art zu produciren eine Maſſenproduction war.

Von Ayrer gilt mit vollem Recht Platen's: „Er war ein Held an Fruchtbarkeit trotz Calderon und Lope", leider freilich auch das, was darauf folgt: „Er ſchmierte wie man Stiefel ſchmiert." Denn kein einziger unter den damaligen deutſchen Dramatikern oder auch unter den ausländiſchen, wenn man die Spanier abrechnet, kann ſich ihm an Zahl der wirklich auf die Bühne gekommenen Stücke vergleichen. Selbſt ſein älterer Vorgänger und Landsmann, Hans Sachs, hat es zwar auf 208 Nummern in allen dramatiſchen Gattungen gebracht, aber unzweifelhaft iſt ein großer Theil davon nie auf die Bühne gekommen und war überhaupt gar nicht für die Bühne beſtimmt. Denn wenn er ſelbſt ſagt, daß die meiſten davon in Nürnberg und auch auswärts mit Beifall aufgeführt worden ſeien, ſo bezieht ſich dieſe Angabe, wie aus dem Zuſammenhang hervorgeht, eben nur auf die Stücke, die der Dichter ſelbſt für die theatraliſche Aufführung beſtimmt hatte, nicht auf alle überhaupt, die aus ſeiner unermüdlichen Feder floſſen. Von Ayrer aber liegen jetzt nicht weniger als 69 wirklich aufgeführte Stücke vor und jene 40, die als Fortſetzung der erſten Publication verſprochen wurden, aber nie erſchienen, ſind unzweifelhaft auch aufgeführt worden. Selbſt wenn darunter die 3 einbegriffen wären, welche die dresdener Handſchrift allein gewährt, würden doch noch 106 im ganzen herauskommen.

Dieſe Productivität kann nicht überraſchen, wenn wir erfahren, wie ſchnell der Dichter arbeitete, falls man überhaupt von Arbeit bei dieſer Art von Compoſitionen reden darf. Die dresdener Handſchrift hat uns darüber einige intereſſante chronologiſche Notizen aufbewahrt, an deren Zuverläſſigkeit nicht zu zweifeln iſt. So fallen in das eine Jahr 1598, wo er allem Vermuthen nach ſchon wieder in Nürnberg lebte und ſeine ausgebreiteten juriſtiſchen Geſchäfte verſah, die doch den weitaus größten Theil ſeiner Zeit beanſpruchten, nicht weniger als 3 große Tragödien, jede von 6 Acten, 2 Faſtnachtſpiele und 5 Singſpiele, alſo im ganzen 10 von den 22 Stücken der genannten Handſchrift; wie viel von den andern 84, die ſie nicht enthält, läßt ſich nicht einmal muthmaßen. Da unter den 22 einige nicht datirte vorkommen, ſo wäre es ſogar denkbar, daß auch ſie noch demſelben Jahre zuzurechnen ſind. Ueberhaupt ſind alle jene 22 Stücke, ſoweit ſie datirt ſind, nur in den Jahren 1595—98 entſtanden und merkwürdigerweiſe geht dabei noch das Jahr 1597 leer aus, und doch iſt es nicht zu vermuthen, daß in ihm Ayrer's Muſe gefeiert haben ſollte. Aber wir wiſſen noch Genaueres von ſeinem rüſtigen Schaffen: dieſelbe Quelle erwähnt, daß der erſte Theil der Tragödie von der Meluſina, ein wahres Ungethüm von Größe, ſechs lange Acte mit unzähligen Scenen und Perſonen, in 11 Tagen, vom 8. bis 19. März entſtand. Schon am 20. März ſetzte ſich die Feder des Mannes wieder in Bewegung, um den zweiten Theil derſelben Tragödie, wieder in ſechs Acten, zu liefern. Wie lange Zeit er diesmal gebraucht habe, iſt leider von unſerer Quelle nicht überliefert. Nach dieſem Verhältniß würde für die einactigen Faſtnacht- und Singſpiele ungefähr jedesmal ein Tag aufgegangen ſein.

Bei ſolcher Haſt des Producirens begreift es ſich auch, daß ſich in Ayrer's Stücken keine Spuren von einer fortſchreitenden oder überhaupt auch nur einer ſich vollziehenden Entwickelung der äußern Kunſtformen aufweiſen läßt, ſo wenig wie von einem innern Fortſchritt bei ihm geredet werden kann. Schmitt hat ſich zwar mit großem Scharfſinn und Fleiß bemüht, mehrere Perioden in Ayrer's Thätigkeit zu unterſcheiden und die einzelnen Stücke jedesmal am gehörigen Orte unterzubringen, aber ſeine Beweisführung iſt zu künſtlich, als daß ſie überzeugen ſollte. Nur ſo viel mag zugegeben werden, daß, wie wir ſchon

früher bemerkt haben, die Einwirkung der engliſchen Komödianten für Ayrer epochemachend geweſen iſt. Doch iſt damit noch nicht nothwendig gegeben, daß die relativ wenigen Stücke, in denen ſich eine ſolche nicht direct nachweiſen läßt, wo alſo der berufsmäßige Narr, der Clown der Engländer, fehlt, zu einer Zeit entſtanden wären, wo Ayrer mit den Engländern noch unbekannt war. Auch dieſe Stücke ſetzen dieſelbe Bühneneinrichtung voraus, die erſt mit ihnen nachweislich nach Deutſchland kam, auch ſie haben denſelben gehäuften Reichthum von ſceniſchen Knalleffecten wie die andern und wie keins der frühern deutſchen Bühnenſtücke vor dem Eindringen des engliſchen Geſchmacks. Es ließe ſich ſogar endlos darüber ſtreiten, ob die verhältnißmäßige Einfachheit gewiſſer Stücke, z. B. der Tragödie von Erbauung und Ankunft des Stiftes Bamberg, ein Zeichen eines allmählich ſich läuternden Geſchmacks ſei, alſo auf die ſpäteſte Zeit Ayrer's hinweiſt, oder ob er von dieſer einfachern Art zu jener geſchmücktern fortgeſchritten ſei. Die innere Wahrſcheinlichkeit liegt aus pſychologiſchen Gründen allerdings auf Seite der letztern Annahme, obgleich zu bedenken iſt, daß gerade in dem angeführten Falle die ſonſt unbekannte Entſtehungszeit des Dramas einigermaßen durch ein anderes Opus des Dichters fixirt wird, durch ſeine große bamberger Reimchronik, die mit 1599 abſchließt. Sie ſcheint der dramatiſchen Bearbeitung zu Grunde zu liegen, und ſomit müßte die letztere in den ſpäteſten Jahren Ayrer's entſtanden ſein. Aus den Jahren 1596 und 1598 haben wir einige datirte Tragödien, in denen ſich alle die Neuerungen, die auf Rechnung der engliſchen Komödianten zu ſetzen ſind, zuſammenfinden, dieſe wären ſonach doch älter als jenes Stück, das Schmitt, nach Gründen der neuern Kritik, für das älteſte aller uns erhaltenen anſieht. Zwiſchen mehrern Stücken, die denſelben Hauptinhalt in hiſtoriſcher Folge behandeln, zeigt ſich doch ein ſolcher Unterſchied der Manier. Von den vier großen Tragödien aus der römiſchen Geſchichte iſt die erſte in dem angeblich ältern Stile, alle drei andern ſind dagegen in dem ſpätern gearbeitet. Und doch weiſen die hier zufällig erhaltenen chronologiſchen Angaben aus, daß die zweite und dritte um ein Jahr ſpäter als die erſte entſtanden ſind. Die erſte gehört in das Jahr 1595, die beiden folgenden zu 1596 und nur die letzte iſt durch eine längere Pauſe von zwei Jahren von dieſen getrennt. Ayrer müßte alſo zwiſchen 1595 und 1596 den Einfluß der Engländer zuerſt auf ſich haben wirken laſſen und wenn er ihm von da an ſtets unterworfen blieb, wie man annimmt, ſo folgt daraus, daß alle die bisher von ihm bekannten Tragödien, mit Ausnahme der Gründung von Bamberg, und alle ſeine Singſpiele zwiſchen 1595 und 1605, ſeinem Todesjahr, entſtanden ſein müßten: eine Annahme, deren Bedenkliches ſich leicht ergibt.

Als letzter Repräſentant der volksthümlichen Dramatik hat ſich Ayrer, trotz der fremden Einflüſſe, die er nicht abweiſen konnte, die alte ſchlichte Diction ſo wenig wie den althergebrachten Vers von vier Hebungen und paarweiſe geſtelltem Reime rauben laſſen. Seine Sprache, die ſich aus den Drucken und aus der dresdener Handſchrift doch mit einiger Zuverläſſigkeit entnehmen läßt, hält ſich nicht einmal ganz frei von den Idiotismen ſeiner fränkiſchen Heimat. Es iſt weniger ſpecifiſch Nürnbergiſches darin als bei Hans Sachs, denn alles, was dem nürnberger Dialekt bei ihm zugehört, iſt auch zugleich allgemein fränkiſch. Ja, wenn eine eigentliche Localſprache in ihm durchklingt, ſo iſt es noch eher die bambergiſche, als die ſeiner früheſten und ſpätern Heimatsſtätte. Uebrigens ſind dieſe Reminiſcenzen des Dialekts durch alle erhaltenen Stücke gleich vertheilt und es läßt ſich auch daran kein Früher oder Später in ihnen unterſcheiden. Eine gewiſſe Gewandtheit des Ausdrucks iſt überall ungefähr in gleicher Weiſe zu erkennen und auch hierin ſcheint ſich der Verfaſſer gleich vom Anfang auf dieſelbe Höhe erhoben zu haben, über die er niemals hinausgekommen iſt. Dieſe Sprache eignet ſich am beſten zur Darſtellung alltäglicher und komiſcher Situationen; für alles, was auch nur einiges Pathos erfordert, iſt ſie nicht geſchaffen. Auch hierin gleicht er Hans Sachs, nur daß dieſem letztern wenigſtens der Ausdruck ernſthafter und tiefer Empfindungen beſſer gelingt, ohne Zweifel, weil er in ſeinem eigenen Gemüth ernſter und tiefer geſtimmt war. Auf den heutigen Leſer müſſen die ungeſchlachten Verſuche Ayrer's, ſich betreffenden Orts zu dem nöthigen tragiſchen Pathos aufzuſchwingen, gerade den entgegengeſetzten Eindruck von dem, welchen der Dichter beabſichtigt, machen; die Zeitgenoſſen ſcheinen anders empfunden zu haben. Aber auch in den komiſchen Stücken fehlt der Sprache doch jene originelle Friſche, die Hans Sachs auszeichnet, obgleich ſie auch bei ihm im Vergleich mit der oft wahrhaft erſtaunlichen Naturkraft des Ausdrucks in ſeinen noch ältern Vorbildern, den Schwänken und Luſtſpielen des 15. Jahrhunderts, ſchon etwas abgeblaßt iſt. Man ſieht auch an Ayrer's Sprache dieſelben Symptome eines unaufhaltſamen Verfalls der ganzen ältern volksthümlichen Literatur, die uns überall in den ſpätern Erzeugniſſen derſelben begegnen. Fiſchart war der letzte, der ihr mit ſeinem unermeßlichen Talent noch einiges Leben einhauchen konnte. Nach ihm wurde alles nüchtern, ſchal und ſtarr, und es würde auch ohne Opitz und deſſen neue Kunſtpoeſie, ja auch ohne den Dreißigjährigen Krieg mit der Volksliteratur im ältern Sinne zu Ende geweſen ſein, obgleich zuzugeben iſt, daß, wenn nicht der erſte eine ſo bedenkliche Bahn vorgezeichnet und der zweite nicht alles Selbſtvertrauen des deutſchen Geiſtes gründlich vernichtet hätte, unſere Literatur eine gedeihlichere Erneuerung erfahren haben würde, als ihr ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts zutheil wurde. Die deutſche Literatur des 18. Jahrhunderts hätte dann wahrſcheinlich nicht nöthig gehabt, ganz wieder von vorn anzufangen, ſondern an das 17. ebenſo anknüpfen können, wie es anderwärts geſchah.

Heinrich Rückert.

Ein anonymer Roman.

Altenberg. Ein Roman. Vier Theile. Leipzig, F. Fleiſcher. 1865. 8. 6 Thlr.

Durch wen und ſeit wann habt ihr Dichter euch einreden laſſen, daß euere Aufgabe keine andere ſei, als die jedesmalige Parole des Tags euern Leſern zu überliefern? Und in welchem der beliebten Ausdrücke ließe ſich dieſelbe wol am vollſtändigſten abfangen, wenn wir das wilde Durcheinander der Schreier vernehmen? Und wenn ihr in euerm Loſungsworte von dem abweicht, was der Menge zuſagt, wird auch die Kritik euch dafür büßen laſſen, ſelbſt dann, wenn es euch gelänge, das Schönſte hervorzubringen? Wie dem allen aber auch ſei, ſo viel iſt gewiß: noch nie ließ der Genius ſich durch eins jener Stichworte beſtimmen, noch ſtets begriff er ſeine Zeit, ſtand jedoch zugleich höher als ſeine Zeit. Ein ſolches Werk des Genius und nicht ein Werk des bloßen, dem Zeitgeſchmacke ſich anbequemenden Talents haben wir in obigem Roman erhalten, und wir begrüßen ihn ſomit als eins der köſtlichſten Producte, welche die neuere und neueſte deutſche Poeſie zur Reife gebracht hat.

Schon das Vorwort gibt zweifellos kund, in den Geſichtspunkten, die hier gefaßt werden, in der Sprache, die ſich hier vernehmen läßt, daß wir eines Außerordentlichen zu gewärtigen haben; dieſe Außerordentlichkeit bewährt ſich auf das erfreulichſte im ganzen wie in jedem ſeiner Theile, und welches Thema der Verfaſſer ſich auch gewählt haben mag, ausgeführt hat er es mit Künſtlerhand, zugleich mit einer Naturfriſche, die uns ebenſo hinreißt, wie jene uns mit der reinſten Bildung beſchenkt, und man müßte ſtumpf ſein für alle Schönheit oder wol gar ungerecht und unwahr, um für eine ſolche dichteriſche Schöpfung nicht den Lorber bereit zu haben.

Intereſſant iſt ſogleich dieſes an unſerm Roman, daß der Autor in demſelben einen Gegenſtand verherrlicht, deſſen Rechte vertheidigt, deſſen Aufgabe feſtſtellt und löſt, welcher von andern bekämpft worden iſt. Schon dadurch erregt er die höchſte Spannung im Leſer, wie es ihm gelingen werde. Wenn moderne Dichter mit Gewandtheit und Geiſt die Sache des Volks vertraten, das Bürgerthum, den Kaufmann, den Gelehrten auf Koſten des Adels prieſen, ſo tritt hier ein Autor auf, der wahrlich das Wohl des Volks, den Ruhm der deutſchen Nation, das Gedeihen eines jeden Standes mit bravſter Geſinnung fördert, aber auch den Adel aus der höchſten Idee faßt, ſeiner ſchönſten Zeiten gedenkt, ihn zu neuer Blüte und Frucht heranbildet, und das alles mit ſittlicher Lauterkeit, mit Menſchen- und Geſchichtskenntniß, mit Gabe der Erfindung, der Charakteriſtik, mit Anmuth, Witz, Humor, Phantaſie, mit Glanz der Darſtellung, und doch ſtets ungeſucht, ausführt, wie dergleichen äußerſt ſelten in einem Werke ſich beiſammenfinden.

Ein junger Baron, Leonhard, aus einem der älteſten Geſchlechter, edel von Geſinnung, geiſtvoll, kenntnißreich, zu ſteter Thätigkeit aufgelegt, ohne Vorurtheile, tritt nach beendigten Studien auf der Univerſität ins Militär als Offizier, um in den Zeiten des politiſchen Umſturzes dem deutſchen Vaterlande ſeine Dienſte darzubringen. Er hat dieſen Zweck erreicht, und gedenkt nun ſeinen Abſchied zu nehmen. Er erhält zunächſt Urlaub, und beſucht den Landſitz ſeiner Vorfahren, Altenberg, welchen ſein Vater, der in der Reſidenz mit Geldſpeculationen beſchäftigt iſt, einſtweilen verpachtet hat. Der Sohn erkennt ſeine Heimat kaum wieder. Er findet faſt alles, unter dem Nützlichkeitsprincip der neuen Zeit, durch das Fabrikweſen verändert. Er reiſt weiter und trifft auf dem Gute eines Großonkels mit einem Fürſten und einer Prinzeſſin zuſammen. Dies, und was ſich daran knüpft, wird ſehr folgenreich für ihn, den Helden des Romans. Namentlich ſind es Rechtsangelegenheiten, da ſie unſer Freund zu einem glücklichen Ausgange bringt, welche ſich von großem Einfluſſe erweiſen. Inzwiſchen begibt ſich Leonhard zu ſeinem Vater nach der Reſidenz, um demſelben ſeine Plane für die Zukunft mitzutheilen. Später ſehen wir ihn wieder bei ſeinem Großoheim, machen mit ihm kleine Abſtecher, die uns ſchon hier viele der eigenthümlichſten Charaktere, der überraſchendſten Eindrücke vorführen, die Verwickelungen des ganzen Gewebes werden immer unentwirrbarer, gleichwol laſſen ſich die einzelnen Fäden aufs deutlichſte verfolgen, und doch ahnen wir nicht, wie jene Knoten ſich werden auflöſen laſſen. Während die bedeutendſten Männer uns vollauf beſchäftigen, die verſchiedenartigſten Frauen uns feſſeln, Originale beider Geſchlechter die Gegenſeitigkeit des gebildetſten Umgangs noch mehr erfriſchen und würzen, erreicht unſere Lektüre mit dem neuen Aufenthalte Leonhard's in der Hauptſtadt und beſonders mit der einſtweiligen Beſitznahme von Schloß Altenberg eine Spannung, die uns in dem Grade unterhält, wie ſie uns, zugleich mit dem Helden, faſt rathlos macht. Das alles reiht ſich nun wohlgeordnet aneinander, der munterſte Anfang ſteigert ſich durch Ernſt und wieder durch Humor zur Mitte, und am Ende, nachdem tragiſche Vorgänge uns die äußerſten Befürchtungen abgenöthigt haben, als könnte der edelſte Mann dem grauſamſten Schickſal erliegen, müſſen wir bewundern, mit welcher Weisheit und Kunſt der Dichter das Facit zieht.

So geht das ſtattliche Epos dieſes Romans, deſſen einzelne Bücher ſeine Geſänge, deſſen maßvolle Kapitel ſeine Strophen ſind, im Tonfall, im Rhythmus trefflicher Proſa an uns vorüber, und wir bedauern zuletzt nur die Flucht der Augenblicke, welche trotz unſerer Vertiefung, unſers Anhaltens und unſers durch angenehme Erinnerung gebotenen Zurückblätterns doch uns auch dem Schluſſe entgegenbringen, welchen wir noch weit hinausrücken möchten, um ſo auserleſener Geſellſchaft noch länger zu genießen.

Das nun, was mit den hervorragenden Charakter dieſes Romans bezeichnet, iſt, daß dem Dichter alle Tonarten der Natur und Menſchengeſchichte mit Einſchluß der Gegenwart zu Gebote ſtehen, daß er den Realismus der Wirklichkeit im Kräftigen und Zarten haarſcharf zu treffen weiß, aber durch alles und jedes klingt ein Grund- und Harfenton der Idealwelt hervor, der ſich denn auch

in Geſtalten abſetzt, welche an Lebenswahrheit hinter den realiſtiſchern gewiß nicht zurückſtehen. Mit gleicher Lebendigkeit ſchildert uns der Dichter den Hebräer altjüdiſchen Glaubens und der Kabbala, wie den modernen Juden der Geldariſtokratie und des erworbenen Adelsdiploms, den Bauern von altdeutſchem Schlage und Glauben und den von allerhand ſocialiſtiſchen und politiſchen Vereinen beleckten. Er führt uns in die Kreiſe edler, wie gebildeter Fürſten und des Adels, aber auch in den ſicherbehäbigen einer Kaufmannsfamilie, deren Solidität und Gediegenheit uns in die Zeiten der Hanſa, nach Bremen, Lübeck verſetzen, und dabei uns die weiteſte Perſpective heutiger Handels- und Weltverbindung eröffnen. Den Weltlichen und den Geiſtlichen, den penſionirten Offizier mit einigem Anflug von neueſtem Zeitgeiſt, aber auch den auf Avancement noch dienenden, kreuzbrav an Geſinnung, aber auch nie in Verlegenheit, was Bravour und chargirte Rede betrifft, den Arzt, den Rechtsgelehrten, den katholiſchen und evangeliſchen Seelſorger, alles, bis auf den Fabrikarbeiter, Inſaſſen und Diener herunter, erhalten wir in Figuren, die durch und durch lebendig ſind. Und was ſollen wir ſchon hier von den Frauen unſers Romans ſagen? Sie ſind, ob vornehm oder gering, ob vom höchſten, ſittlichen Werth, voll tiefſter Religioſität, ob mit reizender Schwärmerei für Poeſie begabt oder vom reinſten Naturſprudel, ob total weltlich geſinnt, ſogar mit einigem moraliſchen Anbruch — wie die Gräfin-Witwe — oder wirthſchaftlich, mit ſtarker Leidenſchaft für Stubenreinigung und fürſtliches Ceremoniell, ſie ſind in ihrem reichen Blumenflor bewundernswürdig gedacht, gedichtet und wiedergegeben, und man weiß kaum, welcher man den Lebenspuls des Individuellen mehr zuerkennen ſoll, wenn man auch nie zweifelt, daß die eigentliche Königin dieſer Frauen keine andere als Emma iſt, wie der König unter den Männern der prächtige Großonkel, um welchen die engliſchen Humoriſten unſern Poeten beneiden könnten.

Alles in allem dürfte das Thema unſers Romans demnach ſein, daß der Held ſich die Aufgabe ſetzt, und damit nie blos für ſich, ſondern auch für andere wirkt, in den Beſitz des Gutes ſeiner Väter ſich wieder zu bringen, zugleich auf Grund des Chriſtenthums, tüchtiger Geſinnung und Bildungsbefliſſenheit eine Wiedergeburt des Adels zu bewerkſtelligen, um aus ſolcher Gemeinſchaft andere Corporationen ins Leben zu rufen, aber auch auf Staat und Kirche umgeſtaltend zu wirken. Da nun der Held ein Mann von edler Individualität, reifer Intelligenz, großer Umſicht iſt, ſo muß man ihm von vornherein die wärmſte Aufmerkſamkeit ſchenken, und muß ſich freuen, daß hier doch einmal ein Unternehmen ausgeführt werden ſoll, welches ſich fern hält von allen Nachäffereien des Auslandes, da es überall mit echt deutſchen Mitteln ſchaltet; man muß ſich mit einem Conſerviren befreunden, welches den Fortſchritt aus der Wurzel des Hiſtoriſchen, des noch geſunden Frühern beabſichtigt: eine Tendenz, die uns doch ſonſt an den Engländern zu imponiren pflegt.

Die Situationen und Bewegungen, welche das alles veranlaßt, die Scenen, welche dadurch vor unſer Auge gebracht werden, die Charaktere, welche vor uns in raſcher Abfolge handeln, ſind ſo reichhaltig und neu, daß wir unter den zahlloſen Schönheiten des Ganzen noch auf Einzelnes einzugehen nicht widerſtehen können.

Der Anfang des Romans, der ſich in acht Büchern entwickelt, iſt modern genug. Wir befinden uns auf der Eiſenbahn. Das Glück ſcheint mit unſerm Helden zu ſein, denn er trifft im Waggon mit einem Univerſitätsfreunde zuſammen. Ein ſchlanker Offizier in ſchmucker Uniform (denn noch iſt es Leonhard) und ein Obergerichtsanwalt in elegantem Civilrock, den aber eine früh eingetretene, ſich vordrängende Corpulenz ſehr einengt; es gibt ſogleich ein luſtiges Stelldichein und Genre. Wie er nur das erſte Sprachregiſter zieht, wiſſen wir auch ſchon, wer dieſer Osmund iſt: ein gar köſtlicher Geſellſchafter, ein heller Kopf, ein neckiſcher Gnom, aber nein, ein echter Humoriſt, mit dem Sir John Falſtaff auf ein Glas Sect alsbald anſtoßen würde, voll Ueberraſchung durch Geiſtes-, Leibes-, Eß- und Trinkſympathien. Und doch — wir wehren ſolchem Toaſt, denn Osmund iſt kein Aufſchneider, kein Tagedieb, ſondern der fleißigſte, bravſte Beamte, ausgezeichnet in ſeinem Fach, aber er hat noch viel Poeſie aus der ſchönen Studentenzeit mit herübergerettet, er iſt an neuer unerſchöpflich und nimmt ſich überall, wo er nur kann, Licenzen, über die Zeit und deren tollſte oder philiſterhafte Ausgeburten zu ſcherzen oder auch koloſſale Parodien, Aperçus loszulaſſen; denn nicht leicht läßt er, vom Leben echauffirt, oft ſogar fatiguirt, etwas ohne Spaß vorbei, doch hinter all dem ſchlägt das tiefſte Menſchenherz in ſeiner Bruſt und accompagnirt auch die Schickſale ſeines Genoſſen. Der ſchon ſeit langem ſehr ernſt geſtimmte Leonhard, immerdar eingedenk ſeiner Väter, iſt ſchon jetzt, in ſolche Wogen des ergötzlichſten Geſprächs tauchend, wie neu geboren und wird ſelbſt zu Witz, Ironie und Humor fortgeriſſen. Und nun kehre, lieber Leſer, mit ſolchem Paar bei der idylliſch gelegenen Waldmühle ein, lerne eine Frauengeſtalt wie die Thereſens kennen, deren Schönheit durch den ganzen Roman ihre Lichter wirft, höre, wie ein ſo vollſtändiger Menſch wie Osmund ſich auch auf die feinern Geiſter der Tafel verſteht, und du wirſt bereits einigermaßen eingeweiht ſein in die Mittel, welche unſerm Dichter dienen, denen er nur zu winken braucht.

So ſind wir nun nach dem Genuſſe ſo lachender Scenen hinlänglich erfriſcht, um auch die tiefſten Gefühle der Wehmuth, den gewaltigſten Schmerz mit unſerm Freunde zu theilen. Leonhard iſt auf dem Sitze ſeiner Väter angelangt. Hier hat er ſeine Kinderjahre einſt verlebt, hier hat ſein Großvater unermüdlich gewaltet, eine großartige Welt den Seinigen geſchaffen. Und jetzt? Nicht wieder zu erkennen! Es iſt unter der Hand des Pachters jetzt das meiſte ein anderes geworden. Indem Leonhard durch dieſe Zimmer, dieſe Säle wandert, was ſieht er? Die altehrwürdigen Möbel, die Bilder ſind in Rumpelkammern, auf Dachböden untergebracht, die Maſchinen, die Fabrik-

hände arbeiten, wo nur Raum iſt, der Nützlichkeitsbetrieb hat alles in Beſchlag genommen, die Menſchen ſind verſtört, bleich, ſelbſt zu Maſchinen geworden. Hier hämmert, ſtampft, raſſelt nur noch ein Cultus, dem Gotte Mammon dargebracht, ſelbſt die Natur draußen iſt um ihre Pracht gekommen, die Bäume des Parks ſind geſtutzt oder abgehauen, die Blumen durch triſte Küchengewächſe vertrieben, die Wälder ſind gelichtet, um alles raucht und ſchmaucht ein Steinkohlendampf und ſtreicht ihm die Farbe des Unterweltlichen an. Ueberall Lärm und wiederum Lärm, und zwar Lärm um Geld. Daß eine Taubſtumme unſern Freund durch dieſe infernalen Gebreite führt, alſo doch eine, die von all dem Lärm nichts hört, iſt auch eine der genialen Erfindungen des Dichters, ſowie daß es hier doch noch einen Ort gibt, an deſſen Sachlichkeiten man nicht gerührt hat; es iſt die vom Großvater einſt gegründete Bibliothek; denn was, wie und wie viel lieſt man noch in der Zeit der materialiſtiſchen Haſt und Genußſucht?

Hier treffen wir nun auf einen wüthenden Roland in Bauersgeſtalt! Dieſer Thalmeier, hand- und ehrenfeſt vom Kopf bis zum Fuß, dem einſtigen Herrenhauſe ergeben mit jeder Faſer, ein verſpäteter Enaksſohn, er zürnt, er grollt, er ſtemmt ſich gegen die neue Zeit mit Händen und Füßen, er iſt ein Weſen, an dem man ſich unter Epigonen wieder zum Autochthonen auferbaut. So oft wir dieſem Thalmeier im Roman begegnen, überall iſt er in ſeiner Art gleich vortrefflich, ein plaſtiſcher Phidiaswurf des Dichters, und doch nicht ſtarr, nicht ſtehendes Metall, obwol der Mann der Starrſinn ſelbſt iſt, ſondern beweglich bis zum Sturmlauf, und doch dabei Träger eines Pathos, welches ihn zuletzt unter Trümmern begraben wird. Ein Simſon in chriſtlicher Geſtalt iſt dieſer Thalmeier, der die Energien ſeiner Natur wie die Füchſe mit den Feuerbränden losläßt gegen die modernen Philiſter des Fabrikweſens und Maſchinenbaues, der darüber nachſinnt, wie er ihre Eiſenbahnthore ſammt Thüren und Pfoſten auf ſeinen breiten Schultern auf- und davontrage und dann zerſchmeiße, oder, wenn ſie ihm nun wirklich — wie ſie ſchon damit umgehen — ſeinen Bauernhof tilgten und die Bahn mitten hindurchzögen, würde er ſich von ſeinem Berge aus mit Jauchzen auf die Schienen hinunterwerfen, aufdaß die erſte wilde Jagd über ihn hinheulte, im Fall er nur wüßte, daß er ſie alle mit begrübe, ſie, welche Hand an ſeinen Hof und an den Höllenbau der Eiſenſtraße gelegt haben. So iſt der Mann, und ſo bleibt er ſich gleich bis zu ſeinem jähen Ende, aber, obwol nur ein Bauer, angethan, um in einer andern Ordnung der Dinge gleich muſterhaft eine Welt zu beherrſchen, wie einſt ſeinen Hof.

Indem wir mit Leonhard den Landſitz ſeines Großonkels betreten, begrüßen wir in Herrn von Watt eine herzerfriſchende, liebenswürdige Perſönlichkeit. Dieſer alte Herr iſt eine Menſchennatur von kapitalſter Beſchaffenheit. Er ſtrotzt von Geſundheit in hohem Alter, von Geſundheit nicht blos des Leibes, ſondern auch des Geiſtes in jedem Bezug; man fühlt es ſogleich heraus, er hat alle Lebensalter normal durchgemacht, den edelſten Gewinn von jedem gezogen. Wie er jede Jahreszeit auf ſeinem Gute ergötzlich, preiswürdig, ergiebig für den Landwirth fand, ſo hat er auch ſein ganzes Menſchenleben befunden, nichts konnte je ſeinen Gleichmuth ſtören, und wenn man gemeint hat, das Greiſenalter ſei trüb und griesgrämig, vom Herbſte und Winter dieſes Alten kann man lernen, daß es behaglich iſt. Und welch ein unverwüſtlicher Humor blitzt aus dieſem Greiſe, wie Seltſames paſſirt ihm, und wie unvergleichlich weiß er es zur Sprache zu bringen, daß ſo etwas nur ihm begegnen könne, wie die koſtbare Humoreske von den während des Anziehens beim Schließen der Stubenthür eingeklemmten Beinkleidern und der Angſt, die Prinzeſſin könnte jeden Augenblick eintreten, und dem Hopſenmüſſen des Geängſtigten während ſo langer Dauer, und wiederum ſein Verfolgtwerden vom Scheuerteufel der Frauen, und dann die Affaire auf der Eiſenbahn mit dem alten Weibe, der er noch dazu Hülfe bringt. Wo dieſer Großonkel ſich blicken läßt, da ſind in ſeinem Gefolge der Komus und ein ganzes Heer ihn liebkoſender, beflügelter Genien und Curioſitäten, unglaublicher Drolligkeiten; Lachſtoff ohne Ende, aber auch Wohlthun und Aufopferung ohne Ende. Schon ſein Sprechen iſt unvergleichlich, und man möchte ihm immer lauſchen, wenn er ſeine Sätze ſo gern mit der Interjection: „Na", wie mit einem weichen, ſpaßigen Flötenanſatze beginnt und einen herzigen, dann wieder kreuzputzigen Einfall nach dem andern hervorſchießen läßt, und wenn er ſich über Cigarren und über den Dampf der Eiſenbahnzüge ärgert, während er ſelbſt dabei regelmäßig und voll Behagens einen langen, ſich ringelnden Dampfſchwaden aus ſeiner Tabackspfeife hervorbläſt. Kurz, wer den Großonkel in dem Roman „Altenberg" noch nicht kennt, dem geht die Bekanntſchaft eines herrlichen Humoriſten ab.

Aber die Fülle überraſchender Charaktere iſt hier ſo groß, daß wir uns beſchränken müſſen. Aus der Häuslichkeit des Herrn von Watt erwähnen wir noch Emma's. Dies iſt der Stern unter allen den durch Natur und Anmuth, durch Bildung und Geiſt hervorleuchtenden Frauen dieſes Romans. Wie anſpruchslos ſie iſt, wie gar nicht auf Prunk, wie nie auf Eroberung bedacht, ſo geht doch ein Licht von ihr aus, von dem ſie ſelber nichts ahnt, welches uns aber unwiderſtehlich an ſich zieht und bei dem wir deutlich leſen, daß ſie, wie weit ihre Bahnen auch noch auseinanderliegen, nur in Leonhard ihren dauernden Begleiter und Halt finden kann. Schon hier lernen wir, bei Gelegenheit eines Beſuchs, einen Fürſten kennen und lieben, deſſen ganze Größe und intelligente Hoheit hervortritt bei einem Aufenthalte, den ſpäter unſer Freund bei ihm nimmt, wie wir denn auch bereits früher im Prinzen Norbert einen Stürmer und Dränger der excentriſchſten Art vor uns ſahen, deſſen Briefe wie unmittelbare Geſelligkeit, nachdem ihn England um etwas beruhigt hat, wir ſpäter genießen.

Leonhard eilt zum Vater nach der Reſidenz. Eine ganz andere Welt rollt ſich vor uns auf, unvermuthet,

unberechenbar in ihren Folgen. Die impoſanteſten Charaktere ſind hier unter anderm: von Laſari, ſeine Tochter Adele, Iſabella (eine der Schweſtern des Helden) und Hartlieb. Herr von Laſari, hebräiſcher Abkunft, Bankier, Speculant im größten Stil, Millionär und darüber, iſt ein fürchterlicher Menſch. Er ſpeculirt auf alles, um ſeine Reichthümer zu vermehren. Er iſt ein Judas Iſcharioth, der, mit dem Geldſäckel in der Hand, ſeine Tochter an den Meiſtbietenden verkaufen, verrathen würde. Er ſpeculirt jetzt auch auf Leonhard, den reichen, jungen Baron, er bietet ihm deutlich genug Adele an, indem er ihm deren Schönheit, die Vortheile einer ſolchen Ehe an den Fingern herzählt, auf den Knien vortrommelt. Dieſer gemeine Vater hat aber eine ungemeine Tochter. Sie iſt von blendender Schönheit, bewegt ſich mit der höchſten Ungenirtheit und hat Welt im vollſten Sinne des Worts. Aber, was vereinigt ſich ſonſt noch alles in ihr! Sie iſt nicht blos Schöngeiſt, ſie iſt ein glänzender, ein hochfliegender Geiſt, ſie verbindet in ſich die verſchiedenſten Intereſſen, ſie verbindet den Orient mit dem Occident. Sie iſt ſtolz auf ihre jüdiſche Abkunft, ſie ſchreibt ſich mit Stolz von Abraham her, ſie liebt den Pſalter, dieſe Tochter Jeruſalems, ſie ſingt, wenn ſie ihn anſchlägt: „An dem Waſſer zu Babel ſaßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unſere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen ſind.“ Aber ſie ſchlägt auch die Leier der Griechen, ſie greift in die Saiten der Modernen. Sie verbindet in ſich Deborah, Corinna und die Gräfin Guiccioli, wenn ſie ſich, phantaſiereich wie ſie iſt, in der Vorſtellung erhitzt, daß Lord Byron ſie geliebt hätte. Sie haßt den gewöhnlichen Converſationsklatſch, das inſipide Salongeſchwätz, aber ſie liebt platoniſche Dialoge, ſie ſchwärmt für ideenvolle Geſpräche, denn ſie iſt in der That geiſtreich, faſt genial, ſie ſpricht vortrefflich, ſie glüht für alles Außerordentliche, ſie fliegt nicht blos auf dem Pegaſus gern in die Unermeßlichkeit — denn ſie dichtet —, ſie fliegt auch gern auf dem feurigſten Araber über Gräben und Hügel in die Weite, ſodaß ihre beſorgten Verehrer ihr nachſetzen auf die Gefahr des Halsbrechens. Kurz, ſie iſt im vollſten Beſitze deſſen, was die Franzoſen verve nennen. Für dieſe Adele nun mußte ein Mann wie Leonhard, jung, ſchön, edel durchaus, aber noch dazu im Beſitz großer Ideen und der Gabe eines glänzenden Vortrags in der Geſellſchaft, der rechte Mann ſein. Sie ſieht, ſie hört ihn in einer Soirée. Sie knüpft ſelbſt mit ihm an in einem Geſpräche, dem kein anderer außer den beiden mehr folgen kann; ſie thut wenigſtens ihr Aeußerſtes, um Leonhard zu folgen, ſie zieht wirklich große, kühne Bogen auf den Schwingen des Gedankens und holder Rede, er aber überfliegt ſie weit; ſtaunend blickt ſie ihm nach. Von Stund an ſchwärmt ſie für ihn. Die Gefahr iſt groß, und wird immer noch größer, auch für Leonhard, obwol er überall der Beſonnene iſt. Er macht ihr ſeine Beſuche. Sie unterdrückt ihre Gluten für ihn, aber ſie ſprühen dennoch durch; er kommt wirklich in Feuersgefahr. Nun noch der blaue köſtliche Himmel über ihnen im großartigſten Parke, nun dieſe Geſpräche voll neuer Myſterien in der Veranda, nun gar ein Gang neben ihr unter den duftenden Orangen, unter den Palmen (es iſt gefährlich unter ihnen zu wandeln) im Treibhauſe. Aber ſchon ſind ſie wieder draußen. Sie weilen unter einem Baume. Wird es in dieſem Paradieſe der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen werden? Sie ſteigt auf einen Aſt, um für ihn eine Frucht herunterzulangen. Der Aſt bricht. Sie fällt, er aber fängt die leichte, ſüße Laſt auf. Was geht in dieſem Moment, in dieſer reizend vom Dichter erfundenen Situation vor? Wie die Fabel von Newton erzählt, er habe, als ihm zufällig unter einem Baume ein Apfel auf die Naſe gefallen, das Gravitationsgeſetz entdeckt, ähnlich begegnet es unſerm Helden. Während dem ritterlichen Retter eine ſolche Schönheit in den Armen liegt, entdeckt er die Bahn des Venusgeſtirns, aber auch die Gefahr, welche es ſeiner eigenen Lebensbahn bringe. Er ſetzt mit zarter Sorgfalt die Laſt ab, und ſein Entſchluß iſt gefaßt, daß er eine andere Richtung zu nehmen habe. Er nimmt ſie. Adele zeigt ſich dennoch bis zum Ende edel. Sie verbindet ſich mit einem Geſandten, die kecke Roſſelenkerin macht auch hier Carrière, dennoch gibt ſie zu Gunſten Leonhard's ſchon vorher den Ausſchlag in einer entſetzenvollen Calamität im vierten Theile der herrlichen Dichtung. Beiläufig fragen wir noch, obwol es gewagt iſt, einem ſolchen Dichter gegenüber auch nur eine Ausſtellung zu machen, ob ein ſo muſterhaft edler Menſch wie unſer Held es ſich erlauben durfte, im Park die Papiere, das Gedicht Adelens während ihrer Entfernung zu leſen? Und dennoch, der Dichter mag recht haben, denn in einer der verborgenſten Falten der menſchlichen Natur ſteckt auch das Infuſorium: Neugierde.

Wir ſind im Obigen ſo ſpeciell geweſen, um ein für allemal eine Probe zu geben von dem, was unſer Poet vermag. Doch er iſt in dieſem Vermögen unerſchöpflich. Iſabella beweiſt es ſogleich. Wir wüßten in dieſem Augenblicke keinen Dichter, dem es gelungen wäre, humoriſtiſche Frauen zu ſchaffen. Der Verfaſſer dieſes Romans bringt ſie. Iſabella und ſpäter die Comteſſe Florine ſind Humoriſtinnen vom Waſſer des reinſten Diamanten. Ja, dieſe Iſabella iſt bei ihrer Bildung zugleich das holdeſte Naturkind. Ihr Mutterwitz iſt ein Strom, der durch die lieblichſten Landſchaften rauſcht und mit uns plaudert. Sie führt uns an demſelben hin, und was ſie hört, ſieht, verarbeitet ſie zu den ſeltenſten Einfällen. So ſchaltet ſie auch im Hauſe, in der Wirthſchaft, in der Geſellſchaft. Ihre Einfälle, ihre Entdeckungen, ihre Zwiſchenbemerkungen, die Fragen, welche ſie an uns richtet, brennen in den friſcheſten Farben und ſetzen uns um die Antwort in Verlegenheit, und doch fragen wir, warum wir nicht längſt ebenſo fragten; bisweilen beſinnen wir uns, daß uns dies und jenes auch ſchon ſo zu ſchaffen gemacht hat. Iſabella iſt die graziöſeſte Neckerei ſelbſt und nie ohne Troſt, ob ſie ſcherzt oder ſchmollt. Sie fragt, warum man denn jetzt ſo närriſch und triſt ſei, ſich für die Geſellſchaft ſchwarz zu kleiden, während doch früher die bunte Kleidung ſich viel pittoresker machte, als

man noch Männer in rothen, gelben Röcken ſah. Sie fragt, und ſtellt damit ein luſtiges Problem unſern Raſſekennern, warum es keine „blaue und grüne Menſchen“ gebe? Und nun Hartlieb. Dieſer junge Kaufmannsſohn, welcher ſeine Univerſitätszeit aufs beſte benutzt hat, im Beſitze der gediegenſten Kenntniſſe, jetzt ſelbſt Kaufmann iſt, hat eine ruhige, ſtets heitere, bedeutende Art ſich zu geben, welche uns im höchſten Grade für ihn einnimmt. Wilhelm Meiſter würde ihn zu ſeinem Buſenfreunde erwählt haben, er würde erſtaunen, wie viel leichter man ſich jetzt Bildung erwerben, mit welcher Sicherheit der Kaufmann ſeine Weltverbindungen verfolgen kann, wie das Theater der Weltbühne draußen jetzt näher gerückt, dafür freilich aber auch die Idealwelt mehr zurückgetreten iſt. Wahrlich, dieſer Hartlieb, wie er aus einem Hauſe hervorwächſt, in deſſen herrliche Familienſiedelei wir einen Einblick erhalten, welches ebenfalls ſeiner großſinnigen Ahnen ſtets eingedenk iſt, beweiſt, daß es auch eine Prachtblüte, einen Adel des Bürgerſtandes gibt, und wie Edelmann, Fürſt und Kaufmann oft heiter zuſammengrenzen, wenn wir uns an die Medici und die Fugger erinnern. Und wie trefflich vom Dichter erſonnen, kommt ſpäter in unſerm Roman die Miſſion des Kaufmannsſohns dem Hauſe des Barons zu Hilfe, durch die Reiſe Hartlieb's nach England! Des letztern Aufenthalt daſelbſt und Ausmittelung eines Verbrechers ſind mit einem farbenſatten Pinſel dargeſtellt, wie Dickens es nicht prächtiger zu malen vermöchte.

Doch — die Herrlichkeiten dieſes Romans überwachſen uns, und auch der Frauenſchönheiten im Dichterlande muß es wol kein Ende geben! Was ſollen wir noch einmal von Thereſen ſagen, der Müllerin Schweſter? Sie iſt in der That eine echt katholiſche Schönheit. Ihre Geſtalt, ihre Sprache, ihr Tonſatz iſt glorios, iſt Orgel und Meßgeſang. Welche Situation, welche Gruppirung! Und überall flicht der Dichter Immortellen ein. Die confeſſionellen Differenzen zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus ſind tief und ſcharf zur Darſtellung gebracht. Osmund, aus Neigung zu Thereſe liebeskrank, jubelt mit ſeinem Humor darein, und dennoch iſt der Kirchhof nicht weit. Und wiederum ſehen wir Thereſe in einer neuen Umrahmung, deren Bild allerdings die claſſiſche Ausführung der Schönheit iſt. Man kann von dieſer Sprache, die Thereſe ſpricht, nicht genug bekommen. Dieſe kurzen Laute und doch ſo volksliedartig hingezogenen Sätze, dieſe Apoſtrophe, welche den wenigſten Tonhall veranlaſſen, welcher Dichter hat ſie ſchon je ſo hervorgezaubert? Bettina und Günderode haben in ihrem Idiom ſchon etwas Derartiges geahnt, hier aber kommt, durch und durch originell, die vollſte Glut des Südens über uns; Andacht ergreift uns bei ſolchen Sprachtönen. Man hört es aus jedem Laut dieſer Volksweiſe Thereſens, ſie hat ſich durch ihn, durch Gram und Treue um und für ihn (Osmund) verzehren laſſen. Dies „er“, „ihm“, „ihn“, ganz in der bekannten Art des Volks, wenn ſie von Osmund ſpricht, dies ihr öſterreichiſches „halt“ und „gelt“, es ſind aus ihrem Munde entzückende und doch erſchütternde Laute wie aus einem Requiem. Und wie iſt ihr Tod geſchildert! Und da iſt auch ſchon wieder eine neue Wunderblüte der Frauenſchönheit, Florine. Sie iſt die Tochter einer ſehr berechnenden, gemeſſenen Gräfin, aber die Tochter weiß von keinem Calcul, von keiner Grenze in ihrer Luſt des Lebens. Sie iſt ein naturwüchſiger Dämon der Poeſie, von rückſichtsloſer Naivetät, ſie läuft tag- und nachtwandleriſch über alle Schranken fort, ſie iſt die reizendſte Waſſernixe, der anmuthigſte Elementargeiſt, und es iſt aufs neue ein tiefergründender, ſeelenkenneriſcher Blick des Verfaſſers, wie er ein Weſen wie Florine, wenigſtens in dieſem Abſchnitt ihres Daſeins, ſich zum Chriſtenthum verhalten läßt. Und wie ſie um alles ihre Naturzauber webt, und wie ſie mit ihrem wilden Humor ſpielt wie Kinder mit dem Feuer, und wie ſie ſelbſt in einer Schönheit aufflammt, trotz ihres Waſſerelements ein griechiſches Feuer der Natur, eine Naphthaflamme, die unlöſchbar ſcheint, iſt es ein Wunder, daß Leonhard in neue Gefahr kommt, bis ihn Emma rettet und ihn nun bald für immer den Ihrigen nennt? Da, wo im letzten Theile die Kataſtrophe unſers Romans die höchſte Höhe erreicht, wo der Vater nahe dem Tode iſt, durch einen Hausdieb ſeines Vermögens beraubt, wo alles, ſelbſt der Sitz ſeiner Vorfahren für Leonhard auf dem Spiele ſteht, wo alle ganz in der Hand des Geldjuden, des Herrn von Laſari, ſind; da, wo dieſer vor ſeinem eigenen Vater, dem ehrwürdigen, wahrhaft frommen, altteſtamentlichen Kabbaliſten erſcheint in Gegenwart des Fürſten, unſers Helden und anderer Edelleute; da, wo der zweite Fluch des Vaters dem Bankier droht, der Vater wirklich dieſen Fluch ſchleudert, ſodaß vor ſolchem Synedrium der Saal erdröhnt, und dennoch — man denke — der Seckelmeiſter, der Judas, unerbittlich bleibt, und die ganze Familie des Barons, der im Wahnſinn liegt, aus ihren Fugen geht und wir mit Leonhard rathlos, ausweglos daſtehen: was ereignet ſich da? Und wie löſt ſich das alles? Oder endet es mit einem Mislaut, und löſt ſich eben gar nicht? Denn warum ſollte ein genialer Dichter, nach der höchſten Meiſterſchaft bis dahin, nicht auch einmal ſein Werk ſchließen mit dem Geſtändniß, es bleibe Fragment, es gebe für dieſes Weltproblem keine Löſung, da Denker ſelbſt das Problem des Univerſums für unlösbar erklärt haben? Aber ich verrathe nichts. Leſt und bewundert. Und ſo ſei noch einmal als letztes geſagt: Der Roman „Altenberg“ iſt eine der vollendetſten deutſchen Dichtungen auf dieſem Gebiet und frei von jeder Nachahmung des Aus- wie des Inlandes. *)

Alexander Jung.

*) Der Roman iſt, wie es heißt, von Victor von Strauß und wird, ſeiner feudal-reactionären Tendenzen wegen, von anderer Seite heftig angegriffen, was wir der warmen Anerkennung ſeiner künſtleriſchen Vorzüge von ſeiten unſers geſchätzten Mitarbeiters doch hinzuzufügen für nöthig erachten. D. Red.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Die erſte beifällig aufgenommene Vorſtellung des „Lion amoureux" von Ponſard am pariſer Théâtre français gibt uns Veranlaſſung zu verſchiedenartigen Betrachtungen. Ponſard hatte in ſeiner „Lucrèce" das antike Drama angebaut, war dann in der „Charlotte Corday" zur modernen Geſchichte übergegangen und hatte ſpäter im Geiſte der neufranzöſiſchen Sittenkomödie auf die Herzen der Pariſer und Pariſerinnen zu wirken geſucht. In dieſem neuen Drama, welches in der Franzöſiſchen Revolution ſpielt, zur Zeit des vendéer Aufſtandes und der ſich zu Ende neigenden Schreckensherrſchaft, iſt er wieder auf die in der „Charlotte Corday" betretene Bahn zurückgekehrt, wenn auch die Geſchichte in ſeinem Drama mehr den Hintergrund zu einer freierfundenen Liebesnovelle hergibt. Doch der Geiſt jener Epoche iſt der Gegenwart ſympathiſch, und zwar ſympathiſcher, als dem jetzigen Régime recht ſein mag, wie eine lärmende Demonſtration des Publikums bewies, die einer Stelle folgte, an welcher der Republikanismus einen ſehr begeiſterten Ausdruck fand.

Ueber den künſtleriſchen Werth des Dramas ein Urtheil zu fällen, iſt nach den Zeitungsberichten kaum möglich. Man tadelt den Bau des Stücks, indem daſſelbe eigentlich ſchon mit dem zweiten Act beendigt ſei und nur zufällig eingeſchobene Hemmniſſe noch weitere drei Acte ermöglichen; man lobt die ſchwunghafte und claſſiſche Sprache, ein Lob, das in Deutſchland wenig gilt, ſeitdem man uns gelehrt hat, die ſogenannte ſchöne Sprache ſei mehr ein Fehler als ein Vorzug und überdies faſt ein Gemeingut der heutigen Generation, für welche die gebildete deutſche Sprache ſo freundlich ſei zu dichten und zu denken. In Frankreich indeß iſt ein dichteriſcher Aufſchwung der Dramatik, der ſich gegenüber der conventionellen Miſère der Rührdramen zu einem höhern Stil erhebt, immerhin als ein Ereigniß zu betrachten; und in Deutſchland ſollte man endlich zur Einſicht kommen, daß eine wahrhaft ſchöne Sprache, die allerdings mit ſchönen Redensarten nichts gemein hat, ſondern in der Prägnanz und Originalität des Ausdrucks beruht, das ſicherſte Siegel des Dichterberufs und die einzige Bürgſchaft einer den Augenblick überlebenden Claſſicität iſt — ſonſt könnten wir ruhig auch über Goethe und Schiller zur Tagesordnung übergehen.

Auch möge das Beiſpiel Ponſard's unſere Dramatiker ermuthigen, bei hiſtoriſchen Stücken auf eine naheliegende Epoche zurückzugehen, in welcher unſere Gegenwart Wurzel geſchlagen hat und die noch durch lebendige Erinnerungen mit ihr verknüpft iſt. Paul Heyſe hat in „Kolberg" einen, mindeſtens für die preußiſchen Staatsangehörigen in ſolcher Weiſe anregenden Stoff gewählt und verdankt ihm ohne Frage die, wie ſich jetzt conſtatiren läßt, nachhaltige Wirkung des Stücks auf der berliner Hofbühne.

Freilich gehört eine gewiſſe Freiheit der Bewegung auf den großen Bühnen dazu — und gerade hierin erſcheint die Aufführung des Ponſard'ſchen Dramas auf dem Théâtre français beſonders lehrreich und nachahmenswerth für deutſche Hofbühnen. Es tritt nämlich neben der Madame Tallien, jener geiſtvollen Salondame, der Tochter des ſpaniſchen Grafen-Bankiers, um welche ein gewiſſer Parfum der Demi-Monde ſchwebt, gerade hinreichend für die ſympathiſchen Stimmungen des jetzigen pariſer Publikums, in dem Drama kein Geringerer als Bonaparte ſelbſt auf, und zwar als ein junger Offizier, der bei Madame Tallien um ſeine Beförderung einkommt. Bonaparte, der urſprüngliche Gründer der jetzigen Dynaſtie, der Onkel des regierenden Kaiſers, als junger Lieutenant, der gern avanciren möchte — in der That, wir glauben, daß einem deutſchen Hoftheater-Intendanten in einem analogen Falle die Haare zu Berge geſtanden hätten über die Vermeſſenheit des Dichters, der ein ſolches Stück zur Aufführung einzureichen wagt. Die pariſer Cenſur hatte freilich auch dies Stück beanſtandet, der Kaiſer aber meinte, er habe ſich vor ganz Europa einen Parvenu genannt und man könne deshalb auch den „Bonaparte" als Bittſteller über die Bühne gehen laſſen. So paſſirte das Stück die Quarantäne.

Wenn wir Deutſchen uns über dieſen Act der Freiſinnigkeit in dem kaiſerlichen Frankreich, gegen das ein Rogeard ſeine Kriegslieder, ſeine wie an Victor Hugo's geiſtvollem Pamphlet angezündeten lyriſchen Brandfackeln ſchleudert, gegenwärtig wundern, ſo haben wir unſern guten Grund dazu. Die politiſche Quarantäne der deutſchen Hoftheater iſt nämlich ein Haupthemmniß der freien Entwickelung einer volksthümlichen dramatiſchen Kunſt. Sie gilt nicht blos der Tendenz, die man ſich in Flachſenfingen gefallen läßt, wenn ſie gegen Krähwinkel, und in Krähwinkel, wenn ſie gegen Flachſenfingen gerichtet iſt; ſie gilt noch mehr den zahlreichen conventionellen Rückſichten der Hofbühnen. Wenn Napoleon III. ſeinen Onkel frei paſſiren läßt und ſelbſt in der Loge mit anſieht, wie derſelbe über die weltbedeutenden Bretter wandelt, ſo iſt an den meiſten deutſchen Hofbühnen die entfernte Verwandtſchaft eines dramatiſchen Helden mit dem regierenden Hauſe Grund genug, das Stück von der Bühne auszuſchließen. Selbſt am berliner Hoftheater bedarf es einer beſondern Bewilligung, den Großen Kurfürſten zum Helden zu machen — Friedrich der Große iſt unſers Wiſſens noch immer eine für die theatraliſche Darſtellung ungeeignete, weil cenſurwidrige Perſönlichkeit. In dieſer Weiſe iſt das patriotiſche Drama in Berlin an die zweiten Bühnen und damit aus der höhern Kunſtſphäre hinausverwieſen. Daß aber eine große Zahl unſerer Hofbühnen, ohne dieſen merkwürdigen Vorgang des Théâtre français, das Ponſard'ſche Stück gerade aus Rückſicht auf den jetzigen Kaiſer Napoleon nicht zur Aufführung gebracht hätte, das geht aus zahlreichen Antecendentien mit Beſtimmtheit hervor, denn auch Kaiſer Napoleon I. iſt bisjetzt an keinem deutſchen Hoftheater courfähig geweſen, ſelbſt wenn er nicht in dem Drama als ſchüchterner Lieutenant um eine beſſere Stelle bettelt, ſondern als Machthaber auftritt, der über alle Köpfe der Rangliſte hinwegvoltigirt iſt und den Herrſchern Europas Geſetze dictirt. Und zwar iſt es nicht die Rückſicht auf die letztern, ſondern die Rückſicht auf den Hof der Tuilerien, welche dem deutſchen Geſchichtsdrama der Neuzeit eine ſo beſchämende Schranke auflegt. So darf man ſich nicht wundern, wenn unſere Dramatiker immerfort zu den ehrwürdigen Kaiſern des Heiligen römiſchen Reichs zurückkehren, bald Friedrich Barbaroſſa, bald Heinrich IV. dramatiſiren, den Raumer, Stenzel und Gieſebrecht nicht minder plündern, wie Shakſpeare ſeinen Holinshed, ohne daß dieſer Pomp mittelalterlicher Hof- und Staatsactionen und die Herrlichkeit deutſchen Kaiſerthums auf unſere Gegenwart einen andern als elegiſchen Eindruck hervorzubringen weiß und ohne daß die dichteriſche Verkündigung dieſer nationalen Größe auf der Bühne irgendein Echo im Publikum wachruft. Wir ſind einmal von jener Zeit durch eine unausfüllbare Kluft der Weltanſchauung geſchieden. Erſt mit dem Zeitalter der Reformation beginnt die Aera des modernen Bewußtſeins und der geiſtigen Bewegung, mit welcher die Gegenwart im vollen ſympathiſchen Einklang iſt. Ohne alle Frage geben das vorige Jahrhundert und das jetzige die geeigneteſten Stoffe für das geſchichtliche Drama unſerer Zeit. Freilich treten auch hier die meiſten hemmenden Schranken entgegen; doch wird endlich wol der Hoftheaterzopf der beſſern Einſicht weichen, daß die wahren Intereſſen des Patriotismus nicht hinter den Rückſichten der Hofetikette zurückſtehen dürfen, daß jene aber durch die Vorführung volksthümlicher Geſchichtsſtoffe auf der Bühne, wie auch immer Licht und Schatten in ihnen vertheilt ſein mögen, weſentlich gefördert werden. Vielleicht wirkt das Beiſpiel des franzöſiſchen Kaiſers, das ja in vieler andern Hinſicht eine nicht immer wünſchenswerthe Nachahmung fand, auf die Befreiung der deutſchen

Bühnen von der geheimen Censur der Rücksichten, die am innersten Mark unserer Dramatik zehrt.

Die deutschen Sprachforscher und die albanesische Sprache.

Schon seit mehrern Jahren haben deutsche Sprachforscher mit der albanesischen Sprache sich beschäftigt, die theils in Albanien (dem alten Epirus), theils in albanesischen Niederlassungen und Colonien im Königreich Griechenland, im Neapolitanischen und in Sicilien gesprochen wird. Auch Reisende und Reisebeschreiber, welche Gelegenheit gehabt haben, mit diesen aus früherer und aus späterer Zeit herrührenden Einwanderungen außerhalb Albaniens in nähere Berührung zu kommen, haben nicht unterlassen, auf dieses eigenthümliche ethnographische und linguistische Moment aufmerksam zu machen und mancherlei in culturhistorischer Beziehung Interessantes darüber mitzutheilen. Wir lasen dergleichen z. B. in Schnar's „Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata" (St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1859), und auch F. Gregorovius in seinem vielfach anziehenden Reisebuche „Siciliana" (Leipzig, Brockhaus, 1861) kommt ausführlicher auf diesen Gegenstand zu reden. Besonders äußert sich letzterer über die innern Verhältnisse der albanesischen Colonien in Sicilien und über die dort übliche albanesische Sprache, wobei er sich auf den Bischof dieser, der griechisch-orientalischen Kirche angehörenden Colonien, den sprachgelehrten Hellenisten Crispi, als auf seinen Gewährsmann bezieht. *) Dieser Crispi, früher Professor der griechischen Literatur an der Università degli studi in Palermo, bemerkt von der albanesischen Sprache, „sie zähle ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen könne", und er erklärt es für „ihren größten Ruhm, einer der ursprünglichen Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs". Deutsche Sprachforscher haben sich neuerdings auch dieses Gegenstandes mit Eifer bemächtigt, besonders nachdem Dr. von Hahn in seinen „Albanesischen Studien" (Jena 1854) den Anstoß dazu gegeben hatte. Man kann auf Grund der von ihnen, z. B. von Bopp („Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen", Berlin 1855), angestellten Untersuchungen die Verwandtschaft des Albanesischen mit den indo-europäischen Dialekten als erwiesen ansehen. Ein anderer deutscher Gelehrter in Griechenland, Dr. Reinhold (Stabsarzt der griechischen Marine), der „Πελασγικά, Noctes Pelasgicae v. Symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas" (Athen 1855) herausgab, behauptet die altpelasgische Abkunft der heutigen Albanesen und erklärt ihre Sprache als die uralte Muttersprache, aus welcher die griechische und lateinische Sprache hervorgegangen. Auch italienische Gelehrte ziehen diesen Gegenstand in den Kreis ihrer linguistischen Studien. So enthielt die in Pisa erscheinende „Rivista italiana" im Jahrgang 1863 einige Artikel von Domenico Comparetti: „Sui Coloni Greci e Slavi dell' Italia Meridionale" und „Sulle Ricerche Albanesi", die dann auch in einem besondern Abdruck erschienen, und ganz kürzlich gab ein albanesischer Grieche aus Sicilien selbst, Demetrio Camarda, einen „Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese" (Livorno 1864) heraus. Der Verfasser desselben, der mit der einschlagenden Literatur des Auslandes, sowie vornehmlich mit der diesfallsigen Zeitschriftenliteratur Deutschlands genau bekannt ist, nimmt ebenfalls eine organische Verwandtschaft der albanesischen und hellenisch-lateinischen Sprache an und sucht sie durch eine vergleichende Grammatik der albanesischen und hellenischen Sprache darzuthun, die er aufstellt und über deren Formen er sich sehr ausführlich verbreitet. Wir gehen hier auf einzelnes nicht weiter ein, da wir nur im allgemeinen auf den Gegenstand und namentlich auf die neueste Schrift darüber hier haben aufmerksam machen wollen.

*) Der genannte Gelehrte ist Verfasser einer „Memoria sulla lingua albanese" (Palermo 1831) und der „Memorie storiche di taluno costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi" (Palermo 1853). Auch gab er zu einer „Raccolta di canti popolari siciliani" von Leonardo Vigo von Aci Reale (Catania 1857), eine Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, eine Einleitung, worin er sich über die albanesische Sprache ebenfalls ausspricht. Dies letzterwähnte Buch hat Gregorovius benutzt.

Bibliographie.

Die neue Aera in Baden von C. Prz. j. J. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 10 Ngr.

Amiet, J., Chevalier Victor v. Gibelin. Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckenstages den 10. August 1792. Mit einem Anhang, enthaltend die Originalberichte der Gardeoffiziere B. v. Gibelin und A. v. Glutschi, und Gibelins Mittheilungen aus den Jahren 1798 und 1814. Bern, Haller. 1865. 8. 14 Ngr.

Bauck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst. 2ter Bd.: Vom Literaturgeist unserer Tage. Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Barach, C. B., Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Quellen der Wiener kaiserl. Hofbibliothek. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Bandissin, Graf A., Bericht über die Dünen der Insel Sylt. Flensburg, Herzbruch. 1865. 16. 9 Ngr.

Bergmann, F., Sang und Sage. Aus der Ostschweiz. Zürich, Schulthess. 1865. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bertouch, E. v., Blicke in Nordfrieslands Vergangenheit. Flensburg, Herzbruch. 1865. 8. 3 Ngr.

Brendel, F., Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. Leipzig, Kahnt. 8. 10 Ngr.

Cassel, P., Der Gral und sein Name. Berlin, v. Decker. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. 3te Abth. Verfassung des ostgothischen Reiches in Italien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 2 Thlr.

Ebert, K. E., Eine Magyarenfrau. Poetische Erzählung. Wien, Tzermak. 16. 16 Ngr.

Zwei Feldzüge aus der Geschichte Deutschlands. Wien, Markgraf. 8. 4 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 29te Aufl. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 14te Aufl. Berlin, Dümmler. 16. 10 Ngr.

Glaßbrenner, A., Neue Gedichte. Wien, Markgraf. Gr. 16. 8 Ngr.

Hasner, K., Scholz und Nestroy. Roman aus dem Künstlerleben. 3 Bde. Wien, Markgraf. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Vampyre der Residenz. Roman. Wien, Geitler. 1865. Br. 8. 24 Ngr.

Hasner, P., Der Materialismus in der Culturgeschichte. Mainz, Kirchheim. 1865. 16. 24 Ngr.

Huber, J., Offener Brief an Prof. Stöckl in Münster. Ein weiterer Beitrag zur Charakteristik neuscholastischer Wissenschaftlichkeit. München, Lentner. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

John, L. v., Systemwechsel und philosophisch-politische Principien. Pest, Gebr. Lauffer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Koenigsberg, A., Der Secretär des Generals v. Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Montalembert, Graf, General La Moricière. Autorisirte Bearbeitung von Ebeling. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. 1865. Gr. 8. 3 Ngr.

Mühlenberg, Mathilde v. (Gräfin Valérie de la Corrée), Berene. Eine Erzählung aus Tyrol. Basel, Schneider. 8. 13½ Ngr.

Nohl, M., Tagebuch einer italienischen Reise. Herausgegeben von W. Lübke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Oberth, A., Theater-Freund. Sammlung von Original-Stücken für deutsche Bühnen. 1ste Lief. Wien, Wachter. 8. 4 Ngr.

Pablasek, M., Johann Wilhelm Klein. Ein Vortrag zu dessen 100jähriger Jubelfeier gehalten. Wien, 1864. Gr. 8. 4 Ngr.

Pernice, H., Kritische Erörterungen zur Schleswig-Holsteinschen Successionsfrage mit besonderer Rücksicht auf die Schriften des Herrn v. Warnstedt. 1stes Heft. Cassel, Fischer. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Briefblätter und Frauen-Bilder. Münster, Brunn. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quaglio, A., Herzkönig. Roman. Wien, Geitler. 1865. Br. 8. 24 Ngr.

Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und nach mündlicher Ueberlieferung dargestellt von M. P. Stuttgart, Koch. 8. 1 Thlr.

Rookowska, Marie v., Heil über Land und Meer. Roman. 4 Bde. Wien, Liter.-artist. Anst. 8. 2 Thlr.

Wanderungen durch Hamburgs dunkle Straßen und Häuser. Enthüllungen über das Leben und Treiben in denselben von H. B.... l. Hamburg, Schartius. 8. 7½ Ngr.

Zacharia, F. W., Kater Murner in der Hölle. Ein scherzhaftes Heldengericht in fünf Gesängen. Königsberg, Richter. 16. 5 Ngr.

Ziegler, K., Oden. Salzburg. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Album schlesischer Dichter.

Herausgegeben vom

Verein für Poesie in Breslau.

Fünfte Sammlung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichtsammlung bietet in sorgfältigster Auswahl eine Fülle gediegener Erzeugnisse der neuern deutschen Lyrik. Die dem Schlesier eigene tiefe Innigkeit, verbunden mit Kraft und Bilderreichthum der Sprache, durchzieht fast den ganzen Inhalt des Albums; doch fehlt es demselben auch nicht an mannichfaltigen Dichtungen in classischer Form, weshalb sich das Buch gewiß auch im weitern Vaterlande zahlreiche Freunde erwerben wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Schriften und Studien über das Leben.

Von **Heinrich Baumgärtner.**

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen 24 Ngr.

Erstes Bändchen. (Mit einer Photographie.) Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhange: Die Hohenstaufengeschichte. Erzählung und Betrachtungen.

Zweites Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Die unterbrochene Brautschau. Lustspiel. — Das Leben im Universum. Eine Studie.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. 8. Geh. 16 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mirandola, die Herrnhuterin.

Fra Tedesco.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Lesewelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterschaft des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von **Johann Jakob von Tschudi.**

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese jetzt vollständig vorliegende vierte Auflage des berühmten Winckell'schen Jagdbuchs hat den Werth desselben noch wesentlich erhöht und kann deshalb als ein unentbehrliches Handbuch für jeden Jäger und Jagdliebhaber empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks hat bereits große Aufmerksamkeit erregt. Ein Deutscher, der Persien nicht blos flüchtig als Tourist durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigenthümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen wie überhaupt jedem Leser viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dramatische Werke

von

Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh.

Erstes Bändchen: **Blanche.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

Zweites Bändchen: **Sophia Dorothea.** Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 8. Februar 1866.

Inhalt: Eine Apologie des Lebens. Von Julius Frauenstädt. — Karl Frenzel's neueste Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Katholisirende Reisebriefe. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Apologie des Lebens.

Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung von Eugen Dühring. Breslau, E. Trewendt. 1865. Lex.-8. 2 Thlr.

Die Klagen über die Nichtigkeit des Lebens, über die Erde als ein Jammerthal, über den Menschen als das unglückseligste Geschöpf auf Erden u. s. w — diese pessimistischen Klagen sind nicht neu, und man thut daher Schopenhauer eine unverdiente Ehre an, wenn man ihn für den Erfinder des Pessimismus hält und durch ihn, wie Dühring, sich veranlaßt fühlt, das Leben zu retten, d. h. zu vertheidigen. Schopenhauer war nicht der erste Pessimist und wird wahrscheinlich auch nicht der letzte sein. Er selbst hat in dem Kapitel „Von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens" (Kap. 46 des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung") einige Vorgänger im Pessimismus genannt, und darunter finden sich Namen wie Herakleitos, Theognis, Sophokles, Euripides, Homer, Shakspeare, Byron, David Hume. Er hätte auch noch Kant anführen können; denn dieser widerlegt in seiner zuerst 1791 in der „Berliner Monatsschrift" erschienenen Abhandlung „Ueber das Mislingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" jene Rechtfertigung der göttlichen Güte, welche sich darauf stützt:

daß in den Schicksalen der Menschen ein Uebergewicht des Uebels über den angenehmen Genuß des Lebens fälschlich angenommen werde, weil doch ein jeder, so schlimm es ihm auch ergeht, lieber leben als todt sein will, und diejenigen wenigen, die das letztere beschließen, solange sie es selbst aufschoben, selbst dadurch noch immer jenes Uebergewicht eingestehen, und wenn sie zum letztern thöricht genug sind, auch alsdann blos in den Zustand der Nichtempfindung übergehen, in welchem ebenfalls kein Schmerz gefühlt werden könne.

Kant sagt hiergegen:

Allein, man kann die Beantwortung dieser Sophisterei sicher dem Ausspruche eines jeden Menschen von gesundem Verstande, der lange genug gelebt und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, um hierüber ein Urtheil fällen zu können, überlassen, wenn man ihn fragt: ob er wol, ich will nicht sagen auf dieselbe, sondern auf jede andere ihm beliebige Bedingungen (nur nicht etwa einer Feen-, sondern dieser unserer Erdenwelt) das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hätte. (Vgl. „Kant's sämmtliche Werke", in der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, VII, 392 fg.)

Wie Schopenhauer nicht der erste Pessimist, so ist auch Dühring nicht der erste Apologet oder Retter des Lebens. Wie von jeher die Uebel und Leiden des Lebens zu pessimistischen Anklagen des Lebens geführt haben, so hat auch von jeher ein Bestreben stattgefunden, das Leben gegen diese Anklagen zu vertheidigen, die Uebel und Leiden als nothwendig und zweckmäßig zu erklären und zu rechtfertigen. Die große Menge von Theodiceen, Apologien des Misvergnügens und des Uebels, oder wie die Titel dieser Bücher immer heißen, die in allen Literaturen existiren, beweisen dies zur Genüge.

Was ist nun bei all diesem Hin- und Herreden für und wider das Leben herausgekommen? Haben jemals pessimistische Systeme den Menschen das Leben verleidet, oder optimistische es ihnen werth gemacht? Uns scheint, die Lust am Leben beruht auf ganz andern Motiven, als auf Reflexionen und Theorien über den Werth des Lebens. Das Leben ist, um es nur kurz herauszusagen, Willenssache. Wer das Leben trotz aller Leiden und Widerwärtigkeiten, die es mit sich bringt, mit Marquis Posa schön findet, dem werden alle pessimistischen Demonstrationen, daß es abscheulich sei, das Leben nicht vergällen; und wer es bitter findet, dem werden alle optimistischen Demonstrationen es nicht versüßen.

Weit entfernt, daß Liebe und Haß des Lebens auf Werthurtheilen über das Leben beruhen sollten, so beruhen vielmehr die Werthurtheile über das Leben, seien sie nun optimistischer oder pessimistischer Art, auf der Zu- oder Abneigung gegen dasselbe. Der Wille zum Leben oder der Widerwille gegen das Leben ist es, was auf die Werthurtheile über dasselbe influirt, nicht aber die Werthurtheile auf den Willen. Man kann dreist behaupten, daß pessimistische Systeme noch keinen, der nicht schon anderweitig des Lebens überdrüssig war, zum Selbstmörder gemacht, noch auch optimistische Systeme einen, der den festen Vorsatz zum Selbstmord gefaßt, ins Leben zurückgelockt haben. Wenn irgendwo, so behauptet hier der Wille seinen (von Schopenhauer im neunzehnten Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" nachgewiesenen) Primat über den Intellect.

Werthurtheile ſind überhaupt nichts Urſprüngliches, ſondern etwas Secundäres. Jedes Urtheil über den Werth einer Sache beruht auf einem Willen, für den die Sache von Werth iſt. Iſt die Sache dieſem Willen entſprechend, ſo findet er ſie werthvoll; iſt ſie ihm zuwider, ſo hat ſie für ihn keinen Werth. Der Grad des Entſprechens oder Zuwiderſeins beſtimmt den Grad des Werths oder Unwerths. Völlig gleichgültige, in keiner Beziehung zu irgend einem Wollen ſtehende Sachen rufen auch kein Werthurtheil hervor: weder ein billigendes noch ein verwerfendes.

Sind ſomit alle theoretiſchen Apologien des Lebens nicht überflüſſig? Wird nicht jeder, für den das Leben von Werth iſt, auch ohne ſie das Leben bejahen, und wird nicht ebenſo jeder, für den das Leben werthlos geworden iſt, trotz ihrer es verneinen?

Dühring ſieht ſelbſt die ſecundäre, vom Willen oder Triebe abhängige Beſchaffenheit der Werthurtheile ein. Er ſagt in der Einleitung, es habe mit dem Geſammturtheil über das Leben eine eigenthümliche Bewandtniß, welche es von den rein theoretiſchen Entſcheidungen gänzlich trennt:

Die Elemente des Geſammturtheils ſind praktiſche Beſtimmungen darüber, inwiefern etwas den Trieben und Beſtrebungen gemäß iſt. Während die theoretiſchen Urtheile ſich um das kümmern, was für die verſtandesmäßige Auffaſſung iſt oder nicht iſt, legen die praktiſchen Entſcheidungen das Maß deſſen an, was die menſchliche Natur zu ihrer Befriedigung fordert.

Ferner:

Den Satz, daß es im Felde der praktiſchen Werthſchätzungen keine reine Erkenntniß gebe, machen wir zum Eckſtein unſers ganzen theoretiſchen Gebäudes. Die Beſtimmungen unſers Bewußtſeins, welche, ſie mögen heißen wie ſie wollen, in der Form des Triebes auftreten, haben eine ideenbildende Kraft. Die Thatſache, daß unſere Wünſche unſere Vorſtellungen beeinfluſſen, erklärt ſich nur, wenn wir die Beſtimmung des Begehrens zur Vorſtellung als einen einheitlichen Act anerkennen und uns hüten, gewiſſe Vorſtellungen als auch außer der Beziehung auf das beſtimmende Wollen für möglich zu halten.

Endlich:

Mit Rückſicht auf die Beſtrebungen des menſchlichen Gemüths kann man behaupten, daß jedes Urtheil über Einzelheiten oder über das Ganze des Lebens die Form des Wollens haben muß. Das praktiſche Urtheil iſt ſelbſt eine Willensbeſtimmung, ſodaß die Bejahung einen Beifall oder ein Zuſtreben, die Verneinung dagegen ein Misfallen oder ein Entgegenſtreben vorſtellt. Wir treten alſo, indem wir praktiſche Urtheile fällen, niemals aus der Grundform der Abneigung oder Zuneigung heraus.

Nun, wenn dieſes ſich ſo verhält, ſo werden auch die Dühring'ſchen Werthurtheile über das Leben nur auf den wirken, nur den von des Lebens Werth überzeugen, der den ihnen zum Grunde liegenden Willen theilt. Welcher Wille iſt nun dieſer? Es iſt jener über dem Leben als Ganzem ſchwebende Wille, der es gerade ſo, wie es iſt, mit ſeinen Hebungen und Senkungen, ſeinen Höhen und Tiefen, ſeinem leidenſchaftlichen und affectvollen Wogen, ſeinen Kämpfen und Conflicten, ſeinen Differenzen und Spannungen, endlich auch ſeinem Finale, dem Tode, will, weil nur ein ſolches Leben fühl- und genießbar iſt, nur ein ſolches Leben ſeinen Ernſt und Gehalt kundgibt, mehr als ein langweiliges Spiel iſt.

Wer ſich dagegen, ähnlich wie Schopenhauer, aus der Raſt- und Ruheloſigkeit des activen Lebens nach der Ruhe und dem Frieden des beſchaulichen Daſeins ſehnt; wer jene Heiligen und die ſchönen Seelen beneidet, welche die Welt überwunden, und ſie höher ſtellt als alle Welthelden, auf den wird Dühring's Apologie des Lebens wirkungslos bleiben.

So ſehr auch Dühring durch den Schopenhauer'ſchen Peſſimismus zu ſeiner Apologie des Lebens angeregt worden, einen ſo entſchiedenen Gegenſatz bildet doch dieſelbe gegen Schopenhauer's ganze Welt- und Lebensauffaſſung.

Dühring ſagt ſelbſt in der Vorrede über ſeine Stellung zu Schopenhauer, daß er bei aller ſeiner Hochachtung für das Streben und die Leiſtungen Schopenhauer's doch wol eher als der entſchiedenſte Antagoniſt, denn als Anhänger des frankfurter Denkers zu betrachten ſei:

Ich bemerke dies nur, weil heutzutage bei der noch immer nicht völlig beſeitigten Ungerechtigkeit gegen den großen Philoſophen ſchon der einzige Umſtand, daß man es nicht der Mühe werth hält, in einer Frage noch auf andere nachkantiſche Philoſophie als die Schopenhauer'ſche einzugehen, in vieler Leute Augen genügend iſt, um die Anhängerſchaft außer Zweifel zu ſetzen. Solchen Annahmen gegenüber ſei nun hier ganz einfach erklärt, daß ich allerdings ein Anhänger Schopenhauer's bin, ſobald es gilt, dieſem Philoſophen ſeine einzige Stellung nach Kant zu vindiciren, daß ich aber, was die Anſichten anbetrifft, und zumal in der Frage der Werthſchätzung des Lebens, wol von niemand diametraler als gerade von jenem peſſimiſtiſchen Weiſen abgewichen ſein möchte. Der alte Optimismus, wie er ſich z. B. bei einem Leibniz findet, iſt allerdings in dieſer Schrift nicht vertreten; aber der Weltverzweiflung wird ſicherlich ebenſo wenig das Wort geredet.

Charakteriſtiſch für Dühring's Standpunkt dürfte folgende Schlußſtelle ſeiner „Einleitung" ſein, aus der ſchon hervorgeht, daß er ebenſo wenig Optimiſt als Peſſimiſt iſt, ſondern eine mittlere Stellung zwiſchen dieſen beiden Extremen einnimmt:

Selbſt die Theorie, welche auf eine harmoniſche Anſicht der Welt ausgeht, kann der Vorausſetzung nicht entbehren, daß ſich die Menſchen zur Thatkraft gegen das Uebel aufraffen. Nur das, was für Menſchen unveränderlich feſtſteht, mag blos zu einer Anordnung der Ideen auffordern. Wo der menſchliche Eingriff in den Lauf der Dinge noch ändern kann, da ſind die Thaten das erſte und die Ideen das zweite. Der Optimismus macht ſich häufig gerade dadurch verächtlich, daß er die Uebel beſchönigt, um ſeiner Trägheit fröhnen zu können. Auch einen großen Theil der Philoſophie kann man nicht davon freiſprechen, Unveränderlichkeiten angenommen zu haben, wo menſchliche Thatkraft noch Chancen hat. Wir werden uns bemühen, erſt dann zu der rein theoretiſchen Ausſöhnung unſere Zuflucht zu nehmen, wenn wir die Möglichkeiten der realen Umgeſtaltungen aufgeſucht haben. Die objectiven Uebel ſind in der Regel nicht ſo bedenklich, als diejenigen Widerwärtigkeiten, die unſerer ſubjectiven Natur ein für allemal anhängen. Dieſes Verhältniß rührt einzig und allein von der Möglichkeit her, die hauptſächlichſten äußern Gründe des Ungemachs, ich meine die ſocialen Misbildungen, zu beſeitigen. Das Urtheil über den Werth des Lebens wird verſchieden ausfallen müſſen, je nachdem man die Grenze des Unabänderlichen und des menſchlicher Einwirkung Zugänglichen zieht. Ebenſo wird das praktiſche Verhalten gegen das Leben davon abhängen, welchem Grad von Peſſimität man ſich hingibt. Beide Punkte dürfen wir in den Werthſchätzungen und in den Orientirungen über die Chancen des Daſeins nicht vernachläſſigen.

Das Leben iſt nach Dühring ein Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Er führt den Nachweis, daß das Spiel der Affecte auf der Grundlage der niedern und höhern Triebe hinreicht, alle Lebensäußerungen bis zur Production der abſtracteſten Ideen hinauf begreiflich zu machen.

Was die gewöhnliche Anſicht von den Leidenſchaften als Störern des Lebensglücks betrifft, ſo ſagt Dühring:

Dieſe Anſicht iſt völlig richtig, wenn man unter Leidenſchaften die äußerſten Grade der Affecte verſteht. Sieht man aber von einer unmäßigen und ausſchweifenden Steigerung ab, ſo ſind gerade die Arten von Gemüthsbewegungen, welche ſich in den Leidenſchaften äußern, unentbehrliche Formen eines lebenswerthen Daſeins. Der Grad der Lebendigkeit der Exiſtenz hängt von dem freien oder unterdrückten Spiele der Affecte ab. Ein Leben, welches in gleichmäßiger, ununterbrochener Ruhe hinflöſſe, wäre kaum mehr ein Leben zu nennen; es grenzt bereits an geiſtigen Tod. Die Höhen und Tiefen der Empfindung ſind für den Lebensgenuß weſentlich. Die ſtarken Affecte belehren uns erſt, welcher Gehalt dem anſcheinend ſo dürftig ausgeſtatteten Daſein innewohnt. Wer nur die glatte Meeresfläche kennt, kann keinen Begriff von den Reizen des gewaltigen Wogens haben. Der Wechſel welcher hier eine Höhe und dort eine Tiefe bald bildet, bald zerſtört, iſt das, was unſere Theilnahme feſſelt. Wir würden das Leben als eine langweilige Wiederholung eines unerheblichen Rhythmus, als einen veränderungsloſen Zuſtand verachten müſſen, wenn es keinen Auf- und Niedergang der Erregungen einſchlöſſe. Man kann daher behaupten, daß die Leidenſchaften zum Leben gehören und daß, abgeſehen von ihnen, keine wahre Befriedigung der menſchlichen Natur möglich iſt. Man entwurzelt alle höhere Entfaltung des Menſchlichen, wenn man ihm die Affecte als die Störer des Glücks verdächtig macht. Nehmt uns unſere Liebe und unſern Haß, und ihr macht das Daſein zu einer öden Wüſte. Streicht aus dem Plane des Lebens die Möglichkeit, die Affecte bis zur Vernichtung und Aufopferung ihres Trägers zu ſteigern, und ihr werdet bei näherer Betrachtung finden, daß von Lebensenergie nicht mehr die Rede ſein kann. Schon ein oberflächlicher Blick auf das Trachten der Menſchen kann uns belehren, daß ſie die gleichmäßige Ruhe gar nicht wollen. Sie fliehen einen Zuſtand, der ohne Wechſel von Luſt und Schmerz ein unbewegtes Gleichgewicht verwirklichen würde, mindeſtens ebenſo ſehr als den Tod. Sie ſuchen die Erregung, wenn nicht gar die Aufregung, und glauben das Leben zu verlieren, wenn ſie ſich nicht in Gemüthsbewegungen ergehen. Ein deutliches Bewußtſein dieſes Strebens nach Störung des Gleichgewichts mag ſelten vorhanden ſein; aber ein inſtinctiver Drang treibt überall, die Luſt und den Schmerz gleichſam herauszufordern und ſich auf den Wogen der erregten Gemüthswelt zu verſuchen.

Nicht die beharrlichen Zuſtände ſind nach Dühring der eigentliche Gegenſtand des Lebensgefühls, ſondern die Veränderungen, die ein neues Element gleichſam in die Statik des Gemüths einfügen. Dieſe ſind es vornehmlich, die das Bewußtſein zu jener höhern Energie ſteigern, nach welcher die Luſt am Leben trachtet.

Die Menſchen lieben zwar nicht das Stoßweiſe und ſozuſagen Eckige der Erregungen, aber ſie fliehen nichts mehr, als die eintönige Vertheilung der Lebensreize. Sogar der Wechſel, wenn er dieſelbe Periode gleichförmig wiederholt, wird unerträglich. Die Mannichfaltigkeit der Hebungen und Senkungen des Gefühls iſt die unerlaßliche Forderung eines lebenswerthen Daſeins. Die Oede und Leerheit des Gemüths rührt nicht von dem abſoluten Mangel eines Inhalts, ſondern häufig nur von der formloſen Beſchaffenheit deſſelben her. Die Differenz iſt das Grundgeſetz aller Bewußtſeinsſteigerung, ja man könnte faſt ſagen alles Bewußtſeins. Eine Art gegenſätzlicher Spannung ſcheint für die Entſtehung jeder ſtärkern Erregung nöthig zu ſein.

Die Langeweile betrachtet Dühring mit Recht als keine geringe Plage des Lebens. Der Reiz des Lebens beruht ihm auf dem Uebergang, aber auch nur dem Uebergang in neue Verhältniſſe. „Das menſchliche Glück beruht zu einem großen Theil nur auf dieſem Zauber, der ſich an die Veränderung als ſolche heftet.“ Hiervon macht er folgende transſcendente, über das individuelle Leben hinausgreifende Anwendung:

Der Eintritt in das Leben iſt auch ein Uebergang, und der Unterſchied, mit welchem ſich der noch nie gekannte völlig neue Reiz von der Grundlage des ganz allgemeinen, unbeſtimmten und unentfalteten Lebensdranges abhebt, iſt wol der größte, welcher gedacht werden kann. Ohne dieſen Unterſchied, ohne dieſe Spannung zwiſchen der verhältnißmäßigen Leerheit des anfänglichen Zuſtandes und der in Beziehung auf denſelben im hohen Grade differenten Reize der ſich darbietenden objectiven Welt, würde das Leben als Ganzes keine Theilnahme zu erwecken vermögen. Man würde ſich fragen können, wie ohne das abwechſelnde Auf- und Niedertauchen des Bewußtſeins ein grenzenlos beharrendes Intereſſe an dem in der Grundform unveränderten Spiele möglich ſein ſollte. Jedes Individuum iſt gleichſam ein neuer Standpunkt, der eine neue Welt ins Bewußtſein treten läßt. Aber die Welt iſt alt und die Form des Bewußtſeins, welche ſich in der Erfaſſung der objectiven Reize ergeht, iſt ebenfalls alt. Neu iſt nur die Differenz, nur die Spannung, mit welcher die Einheit des Lebens ihre lockende Arbeit beginnt.

Die Grundgeſtalt in der Abfolge der Lebenserregungen iſt nach Dühring die Wellenform. Das allbekannte Bild des Wogens iſt ihm mehr als ein bloßes Gleichniß; es iſt ihm eine wahre Analogie. Wie die Zelle die einfachſte Bildung im lebenden Organismus iſt, ſo iſt der Wechſel von Hebung und Senkung der einfachſte Typus des Empfindungslebens. Die Wellenform beherrſcht nicht blos alle Vorgänge der Natur als die Grundgeſtalt der Fortpflanzung der Erregungen, ſondern auch das Gefühls- und Gemüthsleben. Hebungen und Senkungen der Gefühlsenergie folgen im ſteten Wechſel aufeinander. Doch finden wir keineswegs einen ebenmäßig periodiſchen Wechſel, ſondern anſcheinend eine Unregelmäßigkeit von Auf- und Niedergängen vor, welche mit beharrlichen, durch keine beſondere Steigerung unterbrochenen Zuſtänden in allen möglichen Combinationen der Art, Größe und Dauer vermiſcht ſind. Der einfache Rhythmus, welcher die abſtractern Sphären des Daſeins beherrſcht, ſcheint ſich in der Geſtaltung des geſteigerten Lebens zu verleugnen. In der That dürfen wir auch nicht erwarten, jene Ebenmäßigkeit und Gleichförmigkeit auf einem Gebiete anzutreffen, welches der Tummelplatz des ſich in unendlicher Mannichfaltigkeit ergehenden Lebensdranges ſein ſoll. Innerhalb jeder Klaſſe von Empfindungen iſt der Wechſel der Hebungen und Senkungen offenbar. Dagegen ſcheinen verſchiedene Gemüthszuſtände ganz unregelmäßig aufeinanderzufolgen, und es iſt ſogar möglich, daß irgendeine Erregungsart nur einmal in das Leben trete, um für das Individuum auf immer zu verſchwinden.

Gerade die Höhenpunkte des Lebens haben das Anſehen vereinzelter Gipfel, und man könnte daher die Geſtalt der Gemüthserregungen, welche die Ausdehnung eines Daſeins erfüllen,

eher mit der Formation der Bergketten als mit einem Wellensyſtem vergleichen. Aller dieſer Umſtände ungeachtet geben wir es nicht auf, den einfachen Typus, welchen jede einzelne Empfindung darſtellt, auch als im Ganzen des Lebens wiederholt zu betrachten. Gerade die einfachſte Grundform iſt der größten Variation fähig. Man denke ſich verſchiedene Syſteme von Hebungen und Senkungen gleichſam übereinandergelagert; man erwäge, daß nicht nur der Maßſtab der zeitlichen Abfolge, ſondern auch die hervortretenden Qualitäten die Geſtaltungen mannichfaltiger machen; man erinnere ſich, daß der rhythmiſche Wechſel eine unbegrenzte Variation der Form innerhalb der einzelnen Perioden zuläßt und man wird die anſcheinende Unregelmäßigkeit im Bilde des Gefühlslebens mit der Vorausſetzung eines einfachen Grundtypus vereinbaren können. Die ganz vereinzelten Erhebungen, die im Laufe eines Daſeins nicht zweimal vorkommen, ſind jede als ein Syſtem für ſich zu betrachten, welches zwar innerhalb ſeiner ſelbſt einen wahrnehmbaren Rhythmus einſchließen mag, übrigens aber nur von einem Standpunkt, welcher das individuelle Daſein und damit zugleich das Bewußtſein und deſſen Schranken nicht kennt, als Glied in der unterbrochenen Einheit des Lebens erſcheint. Das Phänomen ſelbſt, welches ſich zwiſchen Geburt und Tod in immer neuen Weiſen ergeht, kann von jenem Standpunkt aus als eine oſcillatoriſche Bewegung aufgefaßt werden.

Der Verfaſſer kommt im weitern Verlauf dieſer Auseinanderſetzungen auf die Muſik als ein Bild des Lebens zu ſprechen und findet zwar an der Schopenhauer'ſchen Anſicht von der Beziehung der Muſik zum Leben manches auszuſetzen, hält aber die Vergleichung ſelbſt, welche die Form der muſikaliſchen Bewegung mit der Grundgeſtalt des Empfindungslebens in Beziehung ſetzt, für unbeſtreitbar zutreffend. Sobald man aber einmal Muſik und Empfindungsleben vergleicht, liegt es auch nahe, die oft gebrauchte Metapher der Disharmonie nach ihrem Gehalt zu prüfen. Dühring kommt bei dieſer Prüfung zu dem Reſultate: Alle Einſtimmung und aller Widerſtreit ſetzen eine doppelte Beſtrebung voraus. Der Empfindung und dem Gefühl gegenüber kann es ſich ſtets nur um die Meſſung der objectiven Vorgänge an den Grundformen des ſubjectiven Bedürfniſſes handeln. Zweierlei geſetzmäßige Gebiete, die in relativer Unabhängigkeit voneinander beſtehen, müſſen vorausgeſetzt werden, damit überhaupt eine Störung des einen durch das andere denkbar ſei. Fügt ſich die Geſetzmäßigkeit der einen Sphäre in einem beſondern Falle in die der andern, ſo wird man von Harmonie reden können. In der wenn auch nur zufälligen Uebereinſtimmung beider Gebiete des Geſchehens wird das Weſen des Harmoniſchen liegen. Das Misverhältniß hingegen des Objectiven zu dem Subjectiven wird als Disharmonie empfunden werden; die äußerſte Folge dieſes Misverhältniſſes kann die Vernichtung der Empfindungskraft ſelbſt herbeiführen. Die beiden Extreme der vollkommenen Harmonie und der zerſtörenden Disharmonie ſind nur ſelten. Zwiſchen ihnen liegen die mannichfaltigen Fälle von mehr oder minder geſtörter Harmonie oder, was daſſelbe iſt, mehr oder minder unvollkommener Disharmonie. Der Zufall, welcher über die Miſchung von Harmonie und Disharmonie entſcheidet, bildet den Reiz des Lebens.

Nur indem wir den Zufall ſeinem gemeinen und wohlbegründeten Begriffe nach gelten laſſen, begreift ſich die Freiheit und mit ihr die Befriedigung, welche in der Bewegung vom weniger Harmoniſchen zu vollerer Einſtimmung gewonnen wird. Der Ernſt des Lebens und mit ihm die gewaltigen Erregungen würden verſchwinden, wenn eine poſitive Geſetzmäßigkeit die Einſtimmungen des Subjectiven durchgängig gewährleiſtete. Ja, es iſt nicht einmal ein eigentliches Streben denkbar, ohne einen Mangel der Einſtimmung zweier Beſtimmungsſphären vorauszuſetzen. Man erinnere ſich des vortrefflichen Gedankens Spinoza's, daß die Freude der Uebergang von einem unvollkommenen zu einem vollkommenern Zuſtand ſei. Wie wäre eine ſolche Gradation möglich, wenn nicht ein Mehr und Minder der Harmonie zu durchlaufen wäre? Wie wäre ferner eine ſolche Steigerung denkbar, wenn nicht der unvollkommenere Zuſtand die Grundlage der Erhebung bildete? Eine gewiſſe Disharmonie, d. h. eine Miſchung von Einſtimmung und Widerſtreit ſcheint nicht blos die thatſächliche Form unſers Daſeins, ſondern die Vorausſetzung alles Lebens zu ſein. Wenigſtens ſind die Begriffe, die wir von der Form eines Lebens faſſen können, dem Gedanken einer vollen Einſtimmung, welche die Regel und nicht blos die Ausnahme ſein ſoll, nicht günſtig. Allerdings könnte man, im Hinblick auf die vereinzelten Fälle ungetrübter Harmonie den Begriff eines Daſeins faſſen, deſſen Einzelheiten lauter ſolche vollkommene Uebereinſtimmungen wären. Ueber die Möglichkeit der Verwirklichung dieſes Traums vom Standpunkt der abſoluten Freiheit im Grunde der Dinge ſtreiten wir nicht. Allein ſolange unſer Weſen das iſt, was es iſt, alſo vom Standpunkt der Menſchlichkeit ſelbſt, iſt es gerade die Bewegung unterhalb der Grenze des völlig Harmoniſchen, was dem ganzen Spiele ſeinen Reiz ertheilt. Die Muſik iſt auch hier wiederum ein zutreffendes Bild unſerer Lebensideale. Wir ſchließen die Diſſonanzen nicht aus, wir verwerthen ſie nur im Sinne der geſteigerten Empfindung der Einſtimmungen.

Nach den Erörterungen über die Empfindungen und Gemüthsbewegungen als den weſentlichen Gehalt des Lebens, ferner über den Unterſchied im Uebergange von einem Zuſtande zum andern, endlich über die allgemeine Grundform des Empfindungsdaſeins, betrachtet Dühring das allgemeine Bild, welches der gewöhnliche Verlauf eines menſchlichen Einzellebens darbietet. Er berührt dabei die Hauptpunkte, an denen ſich die Frage nach dem Werthe des Lebens beſonders bedenklich geſtaltet. In dieſem intereſſanten, gedankenreichen, „Der Verlauf eines Menſchenlebens" überſchriebenen Abſchnitt dürfte das über die Kindheit und über Erziehung der Kinder Geſagte für Pädagogen beſonders beachtenswerth ſein. Wir heben einiges daraus hervor:

Es iſt für das Glück der Kindheit nicht erſprießlich, wenn diejenigen, welche für die Erziehung zu ſorgen haben, das Spielen als eine Art unterhaltender Ueberflüſſigkeit oder wenigſtens als einen unweſentlichen Punkt betrachten. Das Spiel iſt die einzige Arbeit des Kindes, und es iſt ihm daher ebenſo Bedürfniß, als dem gereiftern Alter ſchaffende Thätigkeit. In beiden Fällen iſt der ſubjective Grund, welcher zur Ergehung der Kräfte treibt, daſſelbe Naturgeſetz. Nur im letzten Zweck unterſcheiden ſich beide Gattungen der Arbeit. Die eigentliche Arbeit muß, wenn ſie vollkommen befriedigen ſoll, objectiven Erfolg haben; ſie muß die Hinderniſſe überwinden, welche die Natur dem Genuß entgegenſtellt. Dagegen iſt der Zweck des Spiels vollkommen erreicht, wenn es unſere Fähigkeiten und Kräfte zur harmoniſchen Aeußerung bringt und ihnen ſo die Genugthuung gewährt, ſich an den Dingen gleichſam erſt kennen zu lernen und zu erfahren.

Dühring erklärt das Spiel für die ernſteſte Angele-

genheit des Kindesdaſeins und findet es anerkennenswerth, daß die humane Richtung ſich in unſerer Zeit auch dem ſpielenden Daſein des Kindes zugewendet hat.

Man ſcheint zu begreifen, daß die Leiden und Freuden des Lebens nicht erſt dann der Aufmerkſamkeit würdig ſind, wenn ſie die ernſten Aufgaben des reifern Alters betreffen, ſondern daß der Menſch, in welchem Stadium der Entwickelung er ſich auch befinde, ein ſelbſtändiges Recht auf die Achtung der Geſetze ſeines jeweiligen Zuſtandes habe. Man fängt an, das unſelige Vorurtheil zu verlaſſen, als beſtehe das Leben aus Ueberſtürzungen von dem einen Zuſtand in den andern, und als ſei die frühere Daſeinsweiſe nichts als ein Mittel zur Hervorbringung der ſpätern. Man erkennt allmählich, daß die Natur auch ihren vorbereitenden Stadien einen ſelbſtändigen Werth ertheilt..... Man würde erheblich irren, wenn man das Kindesdaſein für ein bloßes Mittel zur Erreichung des reifern Lebens hielte. Die Welt des Kindes iſt ein ſelbſtändiges Reich von Leiden und Freuden und als ſolches unſerer Theilnahme ganz beſonders würdig. Die Erziehung hat mit Recht nur die Zwecke des ſpätern Lebens im Auge; aber vielleicht möchte es einſt dahin kommen, daß der Satz eine Trivialität würde, das Kind ſei mehr als ein bloßes Object der Erziehung. Mit Recht beſteht eine gewiſſe Feindſchaft zwiſchen dem Pädagogenſtandpunkt und zwiſchen dem Kinderſinn. Der erſtere denkt nur immer daran, was er aus ſeinem Object (ſchon dieſes Wort iſt bezeichnend) zu machen habe; der letztere kümmert ſich nur um die Gegenwart, d. h. um das, was iſt, und nicht um das, was werden ſoll. In dem Kindesſinn liegt eine große Philoſophie; er weiß, daß, was er von der Minute ſeines Kinderlebens ausgeſchlagen, ihm kein reiferes Alter zurückgeben kann.

Wie die Zeit des Spiels, ſo unterwirft Dühring auch die des Lernens einer eingehenden Betrachtung. Die Zeit des Lernens mit der ſpätern Lebenszeit der That vergleichend und Luſt und Pein beider gegeneinander abwägend, ſagt er:

Die Welt des Lernens iſt in einer gewiſſen Hinſicht ungebundener und freier, als die Welt der That. Denn in jener iſt nur die ſubjective Trägheit, in dieſer dagegen auch der Widerſtand der Objecte zu überwinden. Die Chancen der erſtern hängen mehr vom eigenen Willen, die der letztern überwiegend von fremden Mächten ab. Hieraus folgt, daß zwar die Genugthuung, welche die Aneignung des Wiſſens und Könnens mit ſich bringt, weniger intenſiv ausfallen wird als die Befriedigung im Kampfe des Lebens; aber es folgt auch zugleich, daß jene Genugthuung leichter und in reichlicherm Maße zugänglich iſt. Art und Größe der Freude ſtehen im Verhältniß zu Art und Größe des überwundenen Widerſtandes. Die geringſte Gattung iſt das ſelbſtgewählte Hinderniß, und ihr entſpricht die Luſt des bloßen Spiels. Einen höhern Rang nimmt ſchon die Arbeit des Lernens ein, denn es iſt wenigſtens ſubjective Arbeit, und es fehlt nur die objective Bedeutſamkeit ihrer Hemmungen. Die eigentliche Arbeit iſt erſt die Thätigkeit des wirklichen Lebens und die Ueberwindung ſeiner Widerſtände; in ihr ſteigert ſich die Empfindung des Gelingens und Mislingens auf den Grad, der überhaupt für das menſchliche Weſen erreichbar iſt. Alle drei Stufen der Lebensbethätigung haben ihren eigenthümlichen Reiz und ihr eigenthümliches Geſetz; wo ſie gegeneinander in der einen Hinſicht zurückbleiben, gehen ſie einander in der andern Beziehung vor. Wo die innere Kraft der Empfindung weniger geſteigert iſt, iſt das Feld der Bethätigung ausgedehnter und ſind die Chancen eines leichten Erfolgs günſtiger. Mit der höhern Intenſität der Lebensäußerung ſind dagegen auch enger bemeſſene Schranken verbunden, und es bewährt ſich das alte Geſetz, daß das Vorzüglichere auch das Schwerere iſt.

Während in der Periode der Erziehung und Schulung es hauptſächlich die erfahrene Liebe und Gerechtigkeit oder Zurückſetzung und Ungerechtigkeit iſt, was das Lebensglück oder den Lebensſchmerz des Individuums ausmacht, ſo hängen dieſe im ſpätern Alter von der geſchlechtlichen Liebe und der Ehre oder Anerkennung im Gemeinleben ab. Dieſe beiden, Liebe und Ehre, ſind es, die das Leben nach Dühring lebenswerth machen, er nimmt daher beide gegen ihre Ankläger in Schutz. Der Liebe widmet er ein beſonderes Kapitel, in welchem er beſonders gegen Schopenhauer's Anſicht von den Illuſionen der Liebe polemiſirt. Von der Ehre ſagt er in dem ſchon erwähnten Kapitel über den „Verlauf eines Menſchenlebens", den falſchen Ehrbegriff oder, wie er ſagt, den „ſchnörkelhaft entarteten Ehrbegriff", der in den höhern Schichten der Geſellſchaft zum Duell führt, von dem wahren, und den blos negativen Ehrbegriff von dem poſitiven unterſcheidend:

Die Ehre, im poſitiven Sinne genommen, iſt ein Bedürfniß der menſchlichen Natur und in der That ein ſehr erklärliches Bedürfniß. Dieſe Ehre iſt nämlich nichts als der Beifall, den unſer Sein und Thun bei andern findet. Wer möchte nun wol gänzlich alles Beifalls und aller Anerkennung entbehren können?.... Ehre iſt der Ausdruck der Anerkennung. Sie beruht alſo auf fremder Meinung. Wäre nun die Meinung durchgängig etwas Zufälliges und Willkürliches, ſo hätte die Liebe zur Ehre keinen weſentlichen Zuſammenhang mit dem Streben nach dem an ſich ſelbſt Trefflichen; ſie wäre in der That das hohle Weſen, wofür man ſie zuweilen zu nehmen beliebt. Glücklicherweiſe ſind aber die Urtheile der Menſchen, ſo unſtet und unwahr ſie im einzelnen bisweilen ſein mögen, doch im großen und ganzen an eine natürliche Geſetzlichkeit gebunden, ſodaß die allgemeine Meinung der Regel nach, d. h. wo es keine beſondere Schärfe des Verſtandes oder keinen ungewöhnlichen Adel der Geſinnung gilt, das Richtige treffen wird. Die Liebe zur Ehre wird daher zum indirecten Streben nach dem Guten und iſt aus dieſem Geſichtspunkt ein nicht hoch genug anzuſchlagendes Motiv des moraliſchen Verhaltens. Ganz richtig hat denn auch der Sprachgebrauch das Ehrenwerthe und das an ſich Treffliche identificirt. Anerkennung und Verachtung ſind die größten moraliſchen Mittel, welche im Gemeinleben zur Regelung des ſittlichen Verhaltens zu Gebote ſtehen. Man entwurzelt das menſchliche Weſen, wenn man ihm den Begriff der Ehre verdächtig macht oder es gegen die aus demſelben entſpringenden Affectionen abzuſtumpfen ſucht.

Dühring glaubt im Sinne einer edeln Menſchlichkeit zu entſcheiden, wenn er nächſt der Liebe die Ehre für die Urſache hält, welche das Leben lebenswerth macht:

Die ſympathiſchen Affectionen ſind, wie wir früher erörtert haben, der Grund gerade des intenſivſten Lebensgenuſſes; unter ihnen ſind aber wieder Liebe und Ehre die vorzüglichſten, wenn man es nicht etwa verſuchen will, ſämmtliche andere Erregungen auf jene beiden Grundbeziehungen zurückzuführen.

Wie die Spannungen und Conflicte, die auf dem Felde der Liebe und Ehre das Leben des Individuums ſo häufig verbittern und die das Grundthema aller Tragödien bilden, Dühring nicht abhalten, das Leben dennoch „lebenswerth" zu finden, ſo auch nicht das Finale, der Tod. Im Greiſenalter, ſagt er, wird die Theilnahme immer blaſſer und ſchwächer; die Trennung vom Leben vollzieht ſich, wenn keine Störung in den normalen Gang der Natur eingreift, allmählich, und das Band, welches ein theilnahmloſes Daſein an die Reize des

Lebens knüpfen könnte, iſt ſchließlich kaum mehr vorhanden. Man kann daher von einem ernſtlichen Schmerze nur reden, wenn das Leben in abnormer Weiſe durch Störung einzelner Vorausſetzungen deſſelben aufgehoben wird. Dann kämpft das Ganze gegen den Theil; es wollen ſich die geſunden Organe nicht in die Vernichtung durch die geſtörten Functionen fügen. Eine an ſich lebensfähige Kraft widerſetzt ſich der Untergrabung ihrer Vorbedingungen und Grundlagen; ſo entſteht der gefürchtete Todeskampf, der aber auch im Grunde nichts iſt, als dieſelbe Unruhe der Natur, welche wir ſchon innerhalb des Lebens bei bedeutenden Kriſen der phyſiſchen oder der geiſtigen Natur erproben. Die Todesangſt, welche faſt jeder Menſch kennt (und ſollte er ſie auch nur in qualvollen Träumen erfahren haben), wird überwunden.

Warum ſollen wir uns vor einem letzten Acte, welcher allerhöchſtens jene Empfindung reproduciren kann, ſonderlich fürchten? Halten wir uns lieber an die Bilder des Sterbens, in denen uns der tapfere Sinn zeigte, welch ein einfacher natürlicher Vorgang ſelbſt der gewaltſame Tod iſt. Hüten wir uns, mit unſerer Phantaſie die Natur übertreffen und den Tod zur verſteinernden Gorgo des Lebens machen zu wollen. Ueberlaſſen wir die Emphaſe, welche von der Büßung der Lebensluſt durch den Todesſchmerz redet, denen, deren Scharfſinn alles, nur nicht die einfache Naivetät der Natur zu treffen vermag.

Der Verfaſſer iſt jedoch hiermit noch nicht zufrieden; er widmet, wie der Liebe, ſo auch dem Tode noch ein beſonderes Kapitel, in welchem er auch von den auf das Jenſeits gerichteten Hoffnungen und Befürchtungen ſpricht, die er für metaphyſiſche Träume hält:

Für die gereiftere Einſicht des Geſchlechts iſt der Tod nichts als das Ende des individuellen Lebens. Dieſe entſchiedene Vorſtellung werden auch wir unſerer Werthſchätzung zu Grunde legen, ohne uns weiter um die Nachweiſung jener nun bald zur Trivialität gewordenen Einſicht zu bemühen. Ereigniſſe, die ſich an das uns bekannte Leben anſchließen und mit ihm eine einheitliche Erfahrung für daſſelbe Subject bilden möchten, haben wir weder zu fürchten, noch zu hoffen. Denn die ſubjective Grundlage ſelbſt iſt es gerade, was im Tode vernichtet wird, und es wäre daher ungereimt, eine bloße Objectivität, welcher kein ſubjectives Bewußtſein entſpricht, überhaupt noch für ein Leben anzuſehen.

Unſere wahren Intereſſen an der Zukunft beſchränken ſich nach Dühring auf unſere Theilnahme für die folgenden Generationen:

Alle Inſtincte, welche ſich auf den Zuſammenhang der aufeinanderfolgenden Geſchlechter beziehen, greifen über das individuelle Daſein hinaus und haben ihren Schwerpunkt in dem Gattungsleben. Wir bedürfen daher keiner metaphyſiſchen Abenteuer, um unſere begründeten Intereſſen am zukünftigen Leben zu erfahren. Alle unſere tranſcendenten Verſuche bringen uns im günſtigſten Falle nur den Vortheil, immer beſtimmter zu erkennen, wie auch die geringſte Einſicht, um welche wir uns außerhalb der erfahrungsmäßigen Charaktere der Wirklichkeit bemühen mögen, ſtets ebenſo unzulänglich bleiben müſſe, als die Erkenntniß des Urſprungs der Welt ſelbſt. Es iſt genug, wenn uns eine tiefergehende Betrachtung daran mahnt, einerſeits die Vorſpiegelungen unſerer Träume nicht für jenſeitige Erkenntniſſe zu halten, und andererſeits nicht zu wähnen, daß die Grenzen unſerer Einſichten auch abſolute Schranken der Dinge ſeien.

Der Tod iſt nach Dühring ein Element, welches im Ganzen des Lebens nicht fehlen durfte, ohne daraus ein ſchales, langweiliges Treiben zu machen. Der Ernſt und Gehalt des Daſeins kommt erſt zum Bewußtſein an der dunkeln Grenze der Vernichtung. Wäre der Tod nicht gleichſam das Maß des Lebens, ſo ließe ſich der Reiz der Tragödie nicht erklären:

Warum iſt die tragiſche Geſtaltung des Lebens die gehaltvollſte? Doch wol, weil ſie ſich zu jenen Höhen erhebt, auf denen Leben und Tod aneinandergrenzen. Wir würden nicht an den Ernſt der großen Leidenſchaften glauben, wenn ſie ſich nicht an dem Tode gleichſam bewährten. Woher ſoll der Maßſtab der Bedeutſamkeit und Ernſtlichkeit anders kommen, als von jenem dunkeln Horizont, vor dem die Flamme des Lebens in ihrer ganzen Glut aufleuchtet?.... Die Differenz, haben wir früher behauptet, iſt die eigentliche Urſache der Steigerung der Empfindung. Nun gibt es keinen gewaltigern Unterſchied, als den zwiſchen Sein und Nichtſein. Wo alſo das Lebensgefühl ſeine Höhe an der Tiefe des Todes mißt, da wird es ſeines Weſens ganz inne werden und ermeſſen, welch einen Reichthum dieſes im Wechſel von Geburt und Tod hinfließende Daſein einſchließt. Der Tod iſt alſo nicht der Feind des Lebens überhaupt, ſondern er iſt das Mittel, durch welches die Bedeutung des Daſeins in ihrem vollen Werthe offenbar gemacht wird.

Nachdem der Verfaſſer die Schranken, mit denen man den Tod umgibt, beſeitigt hat, beſeitigt er in einem, „Das Gemeinleben“ überſchriebenen Kapitel das ſociale Geſpenſt, d. h. die angeblichen Uebel, die aus der Ausdehnung des ſocialen Daſeins, aus dem Wachsthum und der Uebervölkerung des Geſchlechts entſpringen ſollen. Er widerlegt den ſocialen Peſſimismus der Malthus'ſchen Lehre und kommt zu dem Reſultat:

Sehen wir von Zuſtänden der Uebervölkerung, welche in Wirklichkeit nur vorübergehende Ausnahmen ſein werden, ab, und denken wir uns einen normalen Verlauf der Dinge, in welchem ein Zuwachs der Menſchenzahl auch immer ein Gewinn für die Cultur und Civiliſation iſt, ſo können wir das Gemeinleben nur als die Vollendung des individuellen Daſeins und als ein Mittel der Steigerung des Lebenswerths betrachten. In dem ſocialen Getriebe verwirklichen ſich die verſchiedenartigſten Anlagen der menſchlichen Natur in objectiven Gebilden, und erſt durch die Ausbildung des Gemeinlebens wird der Genuß alles Menſchlichen im höchſten Maße zugänglich. Je größer der Kreis iſt, mit welchem das Leben des einzelnen in Beziehung ſteht, um ſo allgemeinere Affectionen wird er in den Individuen anregen. Die natürlichen Einheiten, von der Familie durch die Stammesgemeinſchaft und Nationalität bis zum letzten umfaſſenden Bande der allgemeinen Menſchheit, ſind Vermittler deſſen, was dem ganzen und vollen Bedürfniß menſchlicher Individualität entſpricht. Das höchſte Gut für den Menſchen iſt der Menſch, und es iſt daher wol begreiflich, wie gerade die edelſten Intereſſen an den Schickſalen der Totalität des Geſchlechts haften. Das Leben gewinnt ſeinen höchſten Werth in dem Bewußtſein des großen Zuſammenhangs, in welchem ſich das Gattungsleben der Menſchheit dem anſchauenden Verſtande darſtellt.

In einem darauffolgenden Kapitel: „Die Erkenntniß“, unterſucht der Verfaſſer, inwiefern der höhere oder niedere Grad der Erkenntniß, durch welche die Elemente des Lebens beleuchtet werden, eine Quelle von Leiden und Freuden werden könne. Man könnte ſich verſucht fühlen, manchen beſeligenden Wahn für werthvoller als die Wahrheit ſelbſt zu halten. Meſſe man nämlich den Werth der Vorſtellungen nur nach deren Wirkung auf das Gemüth, ſo müſſe man eingeſtehen, daß manche Irrthümer einen verlockenden Reiz haben:

Wenn wir nur die Wahl zwiſchen befriedigenden Irrthümern und zwiſchen widerwärtigen Wahrheiten hätten, ſo würden wir die Welt des Trugs offenbar vorziehen müſſen. Glücklicherweiſe iſt aber die Wahrheit nur ſcheinbar eine dem Gemüth feindliche Macht; es kann ſich niemals um die völlige Wegwerfung von Vorſtellungen handeln, deren Kern ein unaustilgbares Bedürfniß der menſchlichen Natur iſt. Es kommt darauf an, aus dem Wahn nur das theoretiſch Irrthümliche auszuſcheiden, nicht aber die praktiſche Wurzel deſſelben, welche des Irrthums gar nicht fähig iſt, zu zerſtören. Der Glaube hat ſeine unerſchütterlichen Grundlagen in den Affectionen unſers Gemüths; er wird nur dadurch zum Vorurtheil oder Wahn, daß ſich das Streben, die Auffaſſung der Welt im Sinne gewiſſer Empfindungen und Gefühle zu vollziehen, in falſchen Theorien befriedigt. Es ſind alſo nicht die ganz allgemeinen Vorſtellungen, welche die Wurzeln der beſtimmter geſtalteten Ideen bilden, wogegen man ſich im Intereſſe der Wahrheit zu erklären hat. Es iſt vielmehr nur die verſtandesmäßige Dichtung des Glaubens, aber nicht der Glaube ſelbſt, was in Gefahr geräth, wenn die Kritik einer gereiftern Einſicht den Vorurtheilen entgegentritt.

Daß das Irren der menſchlichen Natur anhafte, dies berechtigt nach Dühring noch nicht, den Werth des menſchlichen Daſeins zu verdächtigen. Erſt, wo der Irrthum einen moraliſchen Charakter annimmt, wo er alſo beginnt, die Lebensauffaſſung zu vergiften, da wird er zu einem im höchſten Grade bedenklichen Element. Sehe man jedoch näher zu, was an ſolchen moraliſch verwerflichen Irrthümern das eigentliche Uebel ſei, ſo zeige ſich, daß es nicht die theoretiſche Geſtaltung, ſondern die praktiſche Wurzel der Vorſtellungen iſt, was uns verletzt.

Dühring ſchreibt einen großen Theil unſerer Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit den überſpannten moraliſchen Anforderungen zu, mit denen wir ihr entgegentreten. Die moraliſchen Doctrinen werden zum Theil ſelbſt eine Quelle des Unheils, indem ſie beſchränkte Vorſtellungen und überſpannte Anſprüche vertreten. Der unbefangene natürliche Menſch geſtalte ſeine Erwartungen nach dem erfahrungsmäßigen Gang der Dinge und ſetze ſeine Ideen, auch wenn er ſich urſprünglich vergriff, ſehr bald mit dem objectiven Lauf der menſchlichen Angelegenheit ins Gleichgewicht. Der kleinliche Standpunkt einer ſchulmeiſterlich entarteten Moral ſei nicht geeignet, den menſchlichen Sinn ſonderlich zu beglücken.

Wollen wir über das Leben zutreffend urtheilen lernen, ſo müſſen wir das Individuelle und Zufällige unſerer Anſichten von dem, was ſein ſoll, durch die Betrachtung der umfaſſenden Wirklichkeit und des wahrhaft natürlichen Gehalts der Vorgänge abzuſtreifen ſuchen. Wir brauchen nicht auf das in der menſchlichen Natur ſelbſt feſtbegründete Sollen und auf unbedingte ſittliche Anforderungen zu verzichten; wir haben nur diejenigen Vorſtellungen abzulegen, welche die Folge eigener oder überlieferter einſeitiger Conceptionen ſind. Wir müſſen vor allem das Vorurtheil aufgeben, als ſei das Leben der Moral wegen und nicht vielmehr die Moral des Lebens wegen da. Wir dürfen nur ſolche Anforderungen an den Lauf der Angelegenheiten ſtellen, wie ſie ſich aus einer unbefangenen Erwägung des Gehalts der Vorgänge ergeben..... Wir haben uns vor nichts mehr als vor unbegründeten Erwartungen und willkürlichen Vorausſetzungen zu hüten; wir müſſen den menſchlichen Verkehr nach denjenigen Grundgeſetzen beurtheilen, welche er ſelbſt in ſeinem Laufe ausprägt. Verhalten wir uns in einer hingebenden Weiſe, laſſen wir uns nicht einfallen, die Zufälligkeit unſerer ſubjectiven Vorſtellungen ungeprüft zum Maße der Wirklichkeit zu machen, ſo werden wir ſtets eine gewiſſe Uebereinſtimmung unſers Weſens mit dem allgemeinen Charakter des Lebens und der Dinge wahrnehmen. Wir werden, indem wir auf falſche Ideen verzichten, wahre Wirklichkeiten einernten; wir werden für den Schmerz, welchen bisweilen das Aufgeben einer liebgewonnenen Idee mit ſich bringen mag, durch eine dauernde Befriedigung und durch eine echte haltbare Verſöhnung mit dem Charakter des Daſeins entſchädigt werden.

Da nun aber doch, wie wir uns auch zu den Dingen und Menſchen ſtellen mögen, immer die Thatſache des phyſiſchen und geiſtigen Schmerzes ſtehen bleibt, ſo zeigt Dühring, daß eine Ausſöhnung mit dieſer Beſchaffenheit des Daſeins nicht auf verſtandesmäßigem Wege, durch teleologiſche Reflexionen und Zergliederungen, erreichbar iſt, ſondern lediglich auf dem Grunde des den Geſammtcharakter des Daſeins unbefangen auffaſſenden Gefühls:

Ohne uns um die individuellen Färbungen der Lebensanſchauung zu kümmern, geben wir nur der Erwägung eines jeden einzelnen anheim, ob die bloße Thatſache des phyſiſchen und des geiſtigen Schmerzes in ihrer bekannten Ausdehnung genügt, um das Leben im allgemeinen und auf die Dauer zu verleiden. Unſers Erachtens kommt es auf das Maß und nicht überhaupt auf die Thatſache des Leidens an; wir glauben, daß ſich das einfache Gemüth mit den Unbilden des Daſeins auszuſöhnen vermöge, wenn es ſich entſchließt, die Wage zwiſchen Gut und Schlimm unparteiiſch zu handhaben. Wie mannichfaltig auch die verſchiedenen Kräfte und Motive einander kreuzen und uns bald für bald wider gewiſſe Geſtaltungen des Daſeins ſtimmen mögen, die Geſammtreſultante wird in der Richtung des Lebenstriebes und der hoffnungsreichen Hingebung an die Welt liegen.

Dühring's Betrachtungen ſchließen mit dem „Glauben an den Werth des Lebens" ab. So nämlich iſt das Schlußkapitel überſchrieben. Unſere Einſicht kann uns, wie Dühring nachgewieſen, niemals von dem vollen und ganzen Zuſammenhange der Dinge und Vorgänge unterrichten; ſie kann nicht abſchließend über den abſoluten Charakter der Welt entſcheiden:

Allein ſie wird durch das, was ſie uns von dem ſozuſagen unendlichen Gewebe bloßlegt, unſere Empfindungen beſtimmen und unſer Gemüth im Sinne irgendwelcher Erwartungen erregen. Wenn nun die begrenzte Umſchau, deren wir zu irgendeiner Zeit und unter irgendwelchen Umſtänden fähig ſind, uns in der Erwartung beſtärkt, die Dinge den Anforderungen unſers Weſens auch bei weiterer Unterſuchung gemäß zu finden, ſo entſteht in uns das, was ich den Glauben an den Werth des Daſeins nenne.

Die einzelnen zwar, denen das Leben ein verſteinerndes Meduſenantlitz gezeigt hat, ſind nach Dühring zu entſchuldigen, wenn ſie nicht mehr ſonderliche Luſt verſpüren, den Kampf aufs neue zu verſuchen. Das Kloſter und überhaupt die Abwendung von dem Treiben der Welt habe bisweilen einen guten Sinn. Aber, wenn der einzelne nur nicht egoiſtiſch ſich in ſich abſchließt, wenn er ſympathiſche Gefühle für die Mitmenſchen hat, wenn er in der Gattung und im Ganzen lebt, ſo werde er ſein individuelles Schickſal ertragen und es nicht zum Anlaß der Verwünſchung des ganzen Daſeins und der ganzen Menſchheit machen.

Der Glaube nun an den Werth des Lebens enthalte weſentlich zwei Elemente. Einerſeits betreffe er die ſub-

jective Beſchaffenheit der Natur unſerer Gattung, und andererſeits habe er die Uebereinſtimmung der Anlage der großen Natur mit den Bedürfniſſen und Zwecken des menſchlichen Daſeins zum Gegenſtande. In beiden Richtungen führe er auf das, was für die tiefere Unterſuchung als Kern und Weſen, als erheblichſtes Element der Religion und der Religionen erſcheint. Die wahre Religion aber bringe dem Menſchen ſeine untergeordnete Stellung im Univerſum zum Bewußtſein und befreie ihn ſo von der Eitelkeit, die Welt als einen Zubehör des Menſchen anzuſehen. Dadurch verſöhne ſie mit dem Daſein. „Es liegt eine Art Troſt in der Thatſache, daß die Welt keine bloße Decoration des Menſchlichen iſt.“ „Wenn irgendetwas das Gemüth zu philoſophiſcher Ruhe zu ſtimmen vermag, ſo iſt es die Betrachtung einer Welt, deren Bedeutung über das menſchliche Schickſal unendlich hinausreicht.“ Dühring polemiſirt gegen die Philoſophien, welche in ihrer Beſchränktheit alles auf die Zwecke der Menſchen beziehen und den Bürger dieſer Erde in ein Gewebe von Eitelkeit einſpinnen, in welchem dem unbefangenen Kinde des Planeten vor ſeiner eigenen Glorie bange werden muß.

Die Welt ſchrumpft dieſen kleinlich geſinnten Denkern zu einem Zubehör des Menſchen zuſammen; die dem Gemüth imponirende Macht einer nur zu einem kleinen Theile dem Menſchlichen dienenden Objectivität wird verleugnet; den verſöhnenden Erregungen, welche aus dem Gedanken einer über das Menſchliche unendlich erhabenen Gewalt ſtammen, wird die Stumpfheit und Dumpfheit der ſich in den Nebeln der Eitelkeit aufblähenden und ſo zur Caricatur gewordenen Menſchennatur entgegengeſetzt.

Der echte Glaube iſt nach Dühring ein Ergebniß der unbefangenen und beſcheidenen Hingabe an die Erkenntniß der Natur der Dinge, und dieſer Glaube, obgleich dem Menſchen ſeine beſcheidene Stellung im Univerſum zum Bewußtſein bringend, gebe ihm doch die Bürgſchaft, daß der Charakter des Syſtems der Dinge in Uebereinſtimmung ſei mit den Zwecken, auf welche das menſchliche Leben im großen und ganzen angelegt iſt.

Dieſes ſind die Grundgedanken der Dühring'ſchen Apologie des Lebens. Zwei dem Buche als Anhang beigegebene Abhandlungen führen die Titel: „Der theoretiſche Idealismus und die Einheit des Syſtes der Dinge“; „Die transſcendente Befriedigung der Rache“. Letztere Abhandlung bildet die Grundlage der philoſophiſchen Rechtstheorie des Verfaſſers. Er ſucht in ihr nachzuweiſen, daß die Conception des Rechts und mit ihr alle beſondern Rechtsbegriffe ihren letzten Grund in dem Vergeltungstriebe haben, der in ſeiner höhern Steigerung Rache heißt. „Das Rechtsgefühl iſt weſentlich ein Reſſentiment, eine reactive Empfindung, d. h. es gehört mit der Rache in dieſelbe Gefühlsgattung.“ Daraus folgert der Verfaſſer, daß auch die Vorſtellungen von einer transſcendenten Gerechtigkeit auf dieſelbe Quelle zurückzuführen ſind.

Noch ausdrücklicher als in dieſer Abhandlung bekämpft der Verfaſſer in der andern: „Der theoretiſche Idealismus und die Einheit des Syſtems der Dinge“, die dualiſtiſche Weltanſchauung. Er weiſt hier nach, daß es unlogiſch ſei, eine doppelte Welt, eine zwiefache Ordnung der Dinge, von der die eine das Gegentheil der andern ſei, anzunehmen.

Die Einheit der Auffaſſung iſt eine axiomatiſche Forderung, ohne deren Vorausſetzung von einem eigentlichen Denken nicht die Rede ſein kann. Wir könnten uns daher damit begnügen, an die erſte Fundamentalwahrheit der Logik, nämlich an den Satz des Widerſpruchs, zu appelliren. Dieſer Satz hat nur unter Vorausſetzung der Einheit des Seins einen Sinn. Gäbe es nämlich zwei Syſteme der Dinge, ſo würde in dem einen etwas ſtatthaben können, was einem Element des andern widerſpricht. Sollte aber auch, wenn die beiden Beſtimmungen, wie wir vorausſetzen, an die beiden Syſteme vertheilt ſind, dennoch der Satz gelten, daß das Widerſprechende nicht ſein könne, ſo würden wir nicht mehr zwei, ſondern nur noch Ein Syſtem behalten..... Wir verdenken es niemand, wenn er in rein negativer Weiſe die Möglichkeit anderer Arten der Exiſtenz offen gelaſſen wiſſen will. Nur können dieſe Arten niemals unſer Bewußtſein intereſſiren; denn die Begriffe von ihnen ſind gänzlich leere Vorſtellungen. Wenn wir die zeitliche Geſtaltung des Daſeins auf einen hervorbringenden Grund beziehen, ſo iſt dieſer äußerſte Schritt der Abſtraction durch das thatſächliche Weſen unſers Denkens gerechtfertigt. Der Begriff des Grundes der Erſcheinungen iſt ſozuſagen der letzte Trumpf, den wir in der Bemühung, das Syſtem der Dinge einheitlich zu erfaſſen, auszuſpielen haben. Er greift über das Räumliche und Zeitliche hinaus, aber nur, um dieſe Grundformen des Daſeins adäquat zu denken, nicht um ſie zu verleugnen. Was überhaupt und an ſich ſelbſt ſein möchte und könnte, kann für ein Denken gar nicht auszumachen ſein, kann aber auch für ein Streben, welches ſeine Gegenſtände doch wenigſtens durch ein ganz abſtractes Bewußtſein vermittelt erhalten muß, keinen Reiz haben.

Der Verfaſſer ſchließt dieſe antidualiſtiſche Abhandlung mit den Worten:

Die Einheit einer allgemeinen Erfahrung iſt alſo der Begriff, in den alle Vorſtellungen vom Seienden und Nichtſeienden zurückgehen, und durch welchen alle Dichtungen auf das Maß der bekannten Wirklichkeit bezogen werden. So zeigt es ſich, daß auch der haltbare Kern des theoretiſchen Idealismus keinen Grund darbietet, eine dualiſtiſche Weltvorſtellung zu hegen. Die Welt iſt für uns nichts als der Grund des Syſtems einer einheitlichen allgemeinen Erfahrung.

Dieſe antidualiſtiſche Abhandlung bildet zuſammen mit des Verfaſſers „Natürlicher Dialektik“ *) den logiſchen Unterbau ſeiner Apologie des Lebens. In der „Natürlichen Dialektik“ gibt er Rechenſchaft über die Art, wie man ſich mit allen Fragen nach letzten Gründen abzufinden habe. Wir gehen auf dieſe logiſchen Unterſuchungen, die uns zu ſehr abſtracten, außerhalb des Kreiſes d. Bl. gelegenen Erörterungen führen würden, hier nicht ein. Wir bemerken nur, daß dieſelben inſofern von Einfluß auf ſeine Apologie des Lebens ſein mußten, als ſie dieſe, nach Zurückweiſung aller metaphyſiſchen, transſcendenten Erdichtungen, zu einer ganz immanenten machten. In der That iſt dieſes das Auszeichnende der Dühring'ſchen Apologie des Lebens, daß ſie ganz immanent iſt, d. h. innerhalb der erfahrungsmäßig gegebenen Welt diejenigen Elemente aufſucht, die mit dem Leben auszuſöhnen vermögen.

Die Frage iſt nur, ob ſolche, auf alle jenſeitigen Ausgleichungen verzichtende Apologien des Lebens im Stande ſind, die Menſchen zufriedener mit dem Leben zu machen.

*) Natürliche Dialektik. Neue logiſche Grundlegungen der Wiſſenſchaft und Philoſophie von Eugen Dühring (Berlin, Mittler u. Sohn, 1865).

Die Mehrzahl der Menſchen fragt gar nicht danach, ob das menſchliche Leben im großen und ganzen werthvoll iſt, ſondern danach, ob dieſes beſtimmte Leben, welches ſie als einzelne jetzt und hier führen, Werth für ſie hat oder nicht. Geht es ihnen innerlich und äußerlich gut, ſo ſind ſie zufrieden mit dem Leben; geht es ihnen ſchlecht, unzufrieden. Daß das menſchliche Leben im großen und ganzen etwas Hohes und Werthvolles iſt, dieſe philoſophiſche Betrachtung bleibt für die meiſten wirkungslos. Gefühl und Wille, nicht philoſophiſche Betrachtungen entſcheiden bei den meiſten über den Werth des Lebens, weshalb wir ſchon im Eingange ſagten, daß peſſimiſtiſche Syſteme keinem, dem das Leben angenehm iſt, daſſelbe verbittern, noch optimiſtiſche es dem, dem es bitter iſt, verſüßen werden. Um aus ſolchen Erwägungen, wie die Dühring'ſchen, Troſt und Verſöhnung mit dem Leben zu ſchöpfen, auch wenn das eigene individuelle Schickſal nichts weniger als tröſtlich und zufriedenſtellend iſt, dazu gehört ſchon ein ſo hoher, ſelbſtſuchtloſer, mehr in der Gattung als im eigenen Selbſt lebender Standpunkt, wie ihn nur die wenigſten einnehmen. Die Dühring'ſchen Betrachtungen können dort, wo Egoismus die Individuen auf ſich einſchränkt und in ihre ſelbſtiſchen Intereſſen einengt, gar nicht aufkommen; Selbſtſuchtloſigkeit, Leben im Ganzen, kosmiſcher Standpunkt, iſt die Grundvorausſetzung ihres Aufkommens und ihrer Wirkſamkeit.

Es ſoll damit natürlich kein Vorwurf gegen Dühring ausgeſprochen, ſondern nur auf die moraliſche Bedingung hingewieſen werden, von der die mit dem Leben ausſöhnende Wirkung ſolcher philoſophiſchen Apologien, wie die Dühring'ſche, abhängt.

Was Dühring's Buch ſelbſt betrifft, ſo iſt es durchweg ein gehalt- und gedankenreiches. Schade nur, daß der Stil nicht immer präcis und correct, ſondern mitunter in einen Nebel eingehüllt iſt, aus dem man ſich erſt das herausholen muß, was der Verfaſſer eigentlich ſagen will. Im ganzen zwar ſchreibt Dühring ſchon bei weitem beſſer, als die Philoſophen aus der Hegel'ſchen Schule, und auch in dieſer Beziehung iſt Schopenhauer von Einfluß auf ihn geweſen. Aber mitten durch klare und ſogar ſprachlich ſchöne Stellen geht doch auch wieder der etwas nebelhafte Profeſſorenſtil hindurch. Solche Bücher aber, wie das Dühring'ſche, die über den Profeſſorenkreis hinauszudringen beabſichtigen und deſſen auch durch ihren Inhalt werth ſind, ſollten doch in einem gleichmäßigen, durchweg klaren und correcten Stil geſchrieben ſein.

Julius Frauenſtädt.

Karl Frenzel's neueſte Schriften.

Je mehr das roh Stoffartige in der neuern Literatur zu überwiegen anfängt, deſto willkommener müſſen uns die Schöpfungen jener feinen Geiſter ſein, deren Denken und Empfinden ſowol an und für ſich gehaltvoll iſt, als auch in äſthetiſchen Schwingungen auszittert. Es iſt dies der Faden, der uns mit der Claſſicität zuſammenhält, während der laute Wogenſchlag der literariſchen Bewegung alles mögliche Stoffartige in die Höhe und an den Sand des Ufers ſpült: Senſations- und Memoirenromane, Dialektproſa und Dialektpoeſie und wie die andern Ausgeburten einer, ſich von den erſten Vorausſetzungen künſtleriſchen Schaffens und nationaler Bedeutung emancipirenden Phantaſie alle heißen mögen.

Zu dieſen ſeinen Geiſtern gehört Karl Frenzel, der auch ſein kritiſches Schwert ſtets mit Energie in die Wagſchale einer aus dem Geiſt der Zeit herausgeborenen und den höchſten künſtleriſchen Maßſtäben entſprechenden Poeſie wirft. Unſere Zeitſchrift hat ſchon oft die Genugthuung gehabt, ſich im vollkommenen Einklang mit dem Feuilletoniſten der „Nationalzeitung", der ſeit dieſem Jahre auch in die Redaction des „Deutſchen Muſeum" eingetreten iſt, über neuere Erſcheinungen auszuſprechen, namentlich wo es gilt, unberechtigte Moderichtungen zurückzuweiſen und dem Schönen, das der Menge anfangs oft fremd und feindlich gegenübertritt, die Bahn zu brechen.

Der feinſinnige Zug unſers Autors macht den in Deutſchland wenig gepflegten Eſſay und außerdem die Novelle zu Lieblingsfeldern ſeiner kritiſchen und freiſchaffenden Thätigkeit, und es ſind dieſe beiden Seiten derſelben, die wir an ſeinen neueſten Veröffentlichungen ins Auge zu faſſen haben:

1. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Dritte Sammlung. Hannover, C. Rümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Auf heimiſcher Erde. Neue Novellen von Karl Frenzel. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sowol in den frühern zwei Sammlungen der „Dichter und Frauen", wie in den „Bildern und Büſten" hat Frenzel ſeinen Beruf für den Eſſay unzweifelhaft an den Tag gelegt. Der Eſſay iſt, bei dem Mangel an größern literariſchen Revuen in Deutſchland, im ganzen bei uns ſtiefmütterlich behandelt worden; es fehlten die Talente, weil die Schule für die Talente fehlte. Der Eſſay ſteht entweder frei und ſelbſtändig da, indem er uns irgendeinen Studien- und Charakterkopf, irgendeine Richtung der Zeit- und Literaturgeſchichte vorführt, oder er lehnt ſich an ein neues bedeutenderes Werk, auch an einen Kreis von Werken an, die einen gemeinſamen Mittelpunkt haben. Immer hat der Eſſay einen ſtark ſubjectiven Zug; er gibt uns nicht blos das Bild des Dargeſtellten, ſondern auch das Bild des Darſtellers; darum muß das letztere ſelbſt intereſſante Züge haben, wenn uns das erſtere feſſeln ſoll. Wenn es die Pflicht gründlicher Forſchung iſt, ihren Stoff und Gegenſtand zu erſchöpfen, ſo iſt der Eſſay dagegen frei von dieſer Pflicht, er beleuchtet ihn nur, oft mit Brillantfeuer und zwar von den Seiten, von denen aus ein neues Licht auf ihn fallen kann, ein Licht, das von der Eigenthümlichkeit des Darſtellers ausgeht. Deshalb iſt indeß die Form des Eſſay keineswegs das Aperçu, das Aphoriſtiſche; er kann ſeinen Stoff in graziöſem Zuſammenhang darſtellen; immer aber frei von der Gebundenheit an denſelben, immer mit unbefangener Hingabe an alle Gedankenverknüpfungen, an alle Perſpectiven, die ſich ihm aufthun. Dies Freiſchwebende

des Eſſay hat ihn bisjetzt wenig beliebt gemacht bei deutſcher Gründlichkeit, die es mit Recht für die Aufgabe der Wiſſenſchaft hält, bei der Sache zu bleiben, dieſe ſelbſt zu entwickeln und für ſich ſprechen zu laſſen, ohne alle müßigen Spiele des Witzes und der Eitelkeit. Doch der Eſſay ſteht eben an der Grenze der Wiſſenſchaft; er hat in ſeiner freien Bewegung etwas Gemeinſames mit künſtleriſcher Production; man muß ihn gelten laſſen, wie er iſt, ohne ihn klaſſificiren zu wollen.

Auch wo der Eſſay ſich an literariſche Werke anſchließt, iſt er weit davon entfernt, ihren Inhalt erſchöpfen zu wollen oder mit der Fackel der Kritik in ſeine Tiefen zu leuchten. Die Kritik iſt grauſam, der Eſſay iſt liebenswürdig. Die Kritik ſchneidet Zweige und Aeſte ab und fällt oft den Stamm; der Eſſay ſchneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für ſeinen erfriſchenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt; der Eſſay der Biene, welche ſich nur Honig aus dem Kelche holt. Doch während die Kritik oft ſich in das Detail verliert, behauptet der Eſſay ſtets einen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umſchau mit Vergleichungen und Parallelen. Was er bietet, iſt Extract, iſt Quinteſſenz, die er aus mehrern Werken zuſammentragen kann; ja er iſt ein ſo freiſchaffender Künſtler, daß er ſelbſt aus dem Inhalt einer geiſtigen Kloake noch ſein äſthetiſches Eau de mille fleurs zu bereiten vermag.

Die Studien von Karl Frenzel gehören durchweg zur erſten der obenerwähnten Gattungen des Eſſay, die ſich nicht an ein beſtimmtes Werk anlehnt, ſondern frei ihre Charakterköpfe hinzeichnet. Frenzel hat alle Eigenſchaften eines tüchtigen Eſſayiſten: gründliche Bildung, welche die Vorausſetzung freier Bewegung iſt; denn es iſt ſchwerer, den Stoff zu beherrſchen, ohne ſeine ganzen Maſſen vor ſich her zu wälzen, und Herrſchaft über den Stoff verlangt der Eſſay wie die Kritik; geiſtige Feinſpürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Adern des Stoffs entgeht; Selbſtändigkeit der Auffaſſung und des Urtheils, denn ohne dieſen Reiz der Originalität kann der Eſſay ſelbſt keinen Reiz ausüben; einen eleganten und graziöſen Stil, voll Leben und Eſprit — der Eſſay iſt keine nüchterne Abhandlung, er ſoll feſſeln; den ſcharfen Blick für das Weſentliche — gerade in dem Hervorheben deſſelben beſteht die künſtleriſche Bedeutung des Eſſay.

Die dritte Sammlung der Frenzel'ſchen Studien (Nr. 1) bringt zunächſt kurzgefaßte, aber ſchlagende Charakteriſtiken von Terentius und Quintus Horatius Flaccus, ein ebenfalls kurzes, aber verherrlichendes Porträt der Königin Eliſabeth von England, mit den Schlußworten: „Es gibt in dem Weltkampf des 16. Jahrhunderts nur noch einen ihr ebenbürtigen Menſchen, Wilhelm von Oranien, beide Vorkämpfer der Freiheit, in denen auf dem Gebiete des Staats der germaniſche Geiſt ſeine Hoheit und Tiefe zugleich verkörpert hat."

Schiller's Lieblingsheldin muß dagegen zurücktreten. Während Eliſabeth eine wahrhaft geſchichtliche Bedeutung hat, iſt die Rolle der Maria Stuart nur eine romantiſche. An ihr hat ſich in der Wirklichkeit ſo recht die Zerfahrenheit deſſen bewieſen, was wir in Arioſto's Liede als reizende und liebliche Phantaſiegebilde bewundern. Wenn Laing in ſeiner Abhandlung über Darnley's Mord ſagt: „Die leidende Unſchuld Maria's iſt ein für die Tragödie und den Roman ſich eignendes Thema, aber in Wahrheit beruht ihre Rechtfertigung auf Volksmärchen und Verzerrung der wirklichen Thatſachen, auf Verleumdung und Schmähung ihrer Gegner", ſo hätte er noch hinzuſetzen können, daß ihr ganzes Leben, eigentlicher Gedanken bar, nur ein Gewebe wilder Leidenſchaften und phantaſtiſcher Zufälle iſt. Wenigſtens darin wollten ihr die Götter wohl, daß ſie ihrem Daſein jenen romantiſchen Schimmer verliehen, in dem allein ihre Erſcheinung eine begreifliche und tragiſch verſöhnende iſt.

Als ein kühner Verſuch muß die vierte Studie erſcheinen — ein Eſſay über Shakſpeare, über einen Dichter, dem einer unſerer namhafteſten Literarhiſtoriker vier dicke Bände gewidmet hat, über den eine ganze Bibliothek von Analyſen und Apotheoſen exiſtirt. Was ſoll da ein ſchüchterner Eſſay, was ſoll dies angeſteckte Duodezlichtchen neben den rieſigen Candelabern und Kronleuchtern unſerer äſthetiſchen Weisheit? Doch läßt ſich mit wenigen Zeilen oft viel ſagen, und eine Zeile von wahrhaft neuem Inhalt iſt mehr werth als ein dicker Band jener wiederkänenden Reproductionen und Verherrlichungen, die einem geſunden Sinn bereits zum Ekel geworden ſind. Und in der That bringt Frenzel Neues, indem er ſich der neuauftauchenden kritiſchen Richtung anſchließt, wie ſie in den realiſtiſchen „Shakſpeare-Studien" Rümelin's vertreten iſt. Vor dem Verdacht unwürdiger Verkleinerung ſchützt ſich Frenzel durch die einleitenden Worte: „Reiche können untergehen, Städte vernichtet werden, aber der Verluſt von Homer's Liedern oder Shakſpeare's Dramen für die Menſchheit ſcheint unmöglich zu ſein."

Dennoch geht Frenzel darauf aus, uns den Dichter näher zu rücken, indem er auch die Schwächen deſſelben beleuchtet. Zunächſt weiſt er auf die Gewohnheit der damaligen Zeit hin, nach überlieferten, ſchon in eine poetiſche Form gebrachten Stoffen ſein Drama zu dichten, rechtfertigt Robert Green, welcher ſeinen Mitarbeiter eine Krähe nannte, die andern die beſten Federn ausrupft und ſie von überall her in ihr Neſt trägt. Nach der Seite der Erfindung hin, meint Frenzel, iſt keins ſeiner Schauſpiele ſein eigen, und in der Kunſt des Fabulirens wird er von Homer, Cervantes, Goethe, ſelbſt von Boccaccio und Bojardo übertroffen. „Dieſe nach der Seite des Stofflichen beſchränkte Phantaſie theilt er, merkwürdig genug, mit dem berühmteſten Dramatiker der Franzoſen, mit Molière. Beide ſind gleich groß im Plagiat."

Doch beſchirmt Frenzel den Dichter wieder durch die feine Bemerkung, daß die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden, des dramatiſchen im Geſtalten liege. Den unleugbaren ariſtokratiſchen Zug des Dichters („oben die Edelleute, unten das Geſindel") ſucht Frenzel mit den damaligen Zeittendenzen zu erklären, doch bleibt immer der Widerſpruch ſtehen, daß bei vielen ſeiner andern Zeitgenoſſen, bei Ben Jonſon, Maſſinger, Fletcher uns das Bürgerthum als Träger der Handlung begegnet. Indeſſen

ſehen die dichtenden Ritter Spenſer, Sidney mit Verachtung auf die Volksbühne:

Die deutſchen Erklärer des Dichters haben dann freilich die Vorwürfe jener Anhänger des claſſiſchen Geſchmacks dahin ausgelegt, daß Shakſpeare eben die Roheit und Wüſtheit, die jene angriffen, von der Volksbühne verbannt habe: eine Anſicht, die ich nicht theilen kann. Von unzüchtigen Späßen, Prügeleien, vom Ausſtechen der Augen und Greueln jeder Art ſind die Dramen Shakſpeare's faſt ebenſo voll, als die ſeiner Vorgänger, man denke an „Richard III.", „Lear", „Titus Andronicus", „Maß für Maß", an den Ausgang des „Hamlet"; und die Bemerkung Ulrici's, daß man nicht auf zügelloſe Einzelheiten, ſondern auf die Grundidee des Ganzen achten ſolle, paßt doch nur für einen deutſchen Philoſophen, nicht für das Volk von London.

Sehr glücklich und ſchlaghafter in wenigen Wendungen als die endlos verwäſſerten Shakſpeare-Monographien, hebt Frenzel die eigenthümlichen Vorzüge des Dichters, die Macht ſeiner Charakteriſtik, namentlich aber ſeinen poetiſchen und philoſophiſchen Tiefſinn hervor. Mit Recht weiſt er auf die Melancholie ſeiner Weltanſchauung, aber auch auf ſein hohes Gerechtigkeitsgefühl und ſeine Vertretung der ſittlichen Weltordnung hin:

Er ſelbſt war ſchwerlich glücklich, oft genug in der Stimmung Hamlet's und Timon's. Ihn ergriff und erſchütterte der Ernſt des Lebens, die uns ewig unbegreifliche Verwickelung des Zufalls, wo aus den geheimſten und kleinſten Quellen oft das Gewaltigſte hervorbricht. Aber nach Shakſpeare erliegen wir nicht ſchuldlos dieſem Verhängniß; „in unſerer Knospe nagt der Wurm", unſere Leidenſchaft wie unſere Schwäche zerſtört andere, zuletzt uns ſelbſt. Eine Trümmerſtätte iſt dieſe Welt: Alexander und Cäſar zu Staub geworden, der das Spundloch eines Faſſes verſtopft. In der Geſchichte wie in dem Leben der einzelnen verfolgt der Dichter dieſen Vernichtungsproceß, aus der Blüte der Macht, Herrlichkeit und Schönheit entwickelt ſich das Verderben. Der äußerlich herantretende Zufall erfüllt nur eine innere Nothwendigkeit, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia, Othello und Desdemona, Lear und Macbeth ſind durch ihr Weſen zu tragiſchem Tode verurtheilt. Zuweilen müßte dieſe Nothwendigkeit ſchärfer heraustreten, wie im Untergang Cordelia's und Julia's, wo der Zufall allzu tückiſch ſpielt, aber die dem tragiſchen Fall innewohnende Gerechtigkeit iſt nicht zu beſtreiten. Das Erhabene geht unter an ſeiner Einſeitigkeit, das Gemeine, das ſich abſchleift, lebt unbekümmert fort, unausrottbar iſt der Pöbel. Timon, der ſtirbt, während Alcibiades mit ſeinen Dirnen in Athen einzieht, Falſtaff triumphirend auf Percy's Leiche: das iſt ein Sinnbild deſſen, was der Dichter als den Weltlauf anſah, die Schande und Leichtfertigkeit ſiegend über Tugend und wahren Werth. Ein tiefes Gefühl der Gerechtigkeit und Sitte beſeelte ihn; wie viel er auch in einer heftigen und leidenſchaftlichen Jugend geſündigt haben mochte, den Stern des Wahren, Guten und Schönen, die Empfindung des Rechten, hatte er nicht verloren. Dies zeichnet ihn vor allen engliſchen Dramatikern aus; jedes ſeiner Schauſpiele könnte in einem höhern Sinne den Titel einer ſeiner Komödien führen: „Maß für Maß!" Gerade durch den Tod der Schönſten und ſcheinbar Unſchuldigſten wird in Shakſpeare's Dichtung die ewige Gerechtigkeit geſühnt. So bilden vereint ſeine Dramen ein rieſenhaftes Gemälde der „irdiſchen Komödie", im Schein der Unendlichkeit, wie Dante in ſeiner „göttlichen" den Schleier von der jenſeitigen zu heben ſuchte. In einzelnen dieſer Werke herrſcht das Milde, Muſikaliſche, Schwärmeriſche vor, das an Rafael's Anmuth und Lieblichkeit, in entzückenden Verſen, reicht; in der Tragik wie in der Komik iſt alles ſtark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michel Angelo, die Farben bunter, an Caravaggio erinnernd.

Auch in der Analyſe der einzelnen Dramen trifft Frenzel, ohne alle ſchematiſche Conſtructionen, ſtets das Rechte; die Mängel, die er in denſelben aufdeckt, ſind ſo augenfällig, daß nur abſichtliche oder unbewußte Verblendung an ihnen vorübergehen konnte. Noch ſchärfer wäre vielleicht die flüchtige Motivirung vieler Situationen zu betonen geweſen, wie z. B. das frühere Verhältniß zwiſchen Ophelia und Hamlet ganz im Unklaren gelaſſen iſt.

Wenn unſere Ausleger, Tieck an der Spitze, die Freude haben, an dieſer Shakſpeare-Nuß herumzuknacken, ſo war es doch viel näher liegend, dieſe Unklarheit als einen Fehler des Dichters zu bezeichnen, als eine grobe Flüchtigkeit, von der ſich allerdings in Shakſpeare's Dramen zahlreiche Beiſpiele finden. Die Ueberſtürzungen gegen den Schluß des „Lear" und die beiläufigen Motivirungen tragiſcher Vorgänge hat auch Frenzel hervorgehoben. Bei dem „Kaufmann von Venedig" weiſt er mit Recht darauf hin, daß die Handlung, welche Idee man auch in ihr finden will, hinkt und nicht mehr dem modernen Bewußtſein entſpricht, indem wir über jenen Handel dem Dichter entgegengeſetzt denken, und nicht in Antonio, ſondern in Shylock die Gerechtigkeit in unwürdigſter Weiſe gekränkt ſehen. Doch erſcheint uns nicht genug betont, daß Shylock für Shakſpeare und ſeine Zeit eine Komödienfigur war, über die man ſich ſo amuſirte, wie wir heutigentags über einen geprellten Luſtſpielonkel. Shylock iſt gerade ein merkwürdiger Beweis dafür, wie mit der wechſelnden Zeit die Geſtalten eines Dichters in ein anderes Licht gerückt werden. Shylock z. B. von Dawiſon geſpielt, erſcheint wie der Rachedämon eines unterdrückten Volks, nicht wie der Bajazzo Shakſpeare's, an dem die Gründlinge des Parterre ihre Freude hatten. Da indeß dieſe Umdichtung dem Geiſte unſers Jahrhunderts entſpricht, ſo mag man ſich dieſelbe wol gefallen laſſen. Ohne ſie wäre das Stück für uns entſchieden veraltet und ungenießbar.

Mit ebenſo brillanten Schlaglichtern wie Shakſpeare, werden in den folgenden Eſſays Swift, Beaumarchais, Voltaire und Dante beleuchtet. Namentlich tritt das Bild des iriſchen Dechanten in den ſchärfſten Umriſſen vor uns hin.

Jeder hervorragendere Dichter hat einen Typus geſchaffen, das Geſchöpf Swift's iſt der Yahoo. Der Kopf und das Herz, die ſolche Schöpfung hervorbrachten, konnten freilich nicht bei Stella und Vaneſſa, ſondern nur unter dem Grabſtein Ruhe finden, da, wo der Ingrimm und die wilde Wuth ſie nicht mehr zu verwunden vermochten. Gulliver baut anfänglich eine ſchimmernde Märchenwelt vor unſern geblendeten Augen auf, er endet damit, daß er uns in das Seecrizimmer einer Anatomie, an den Tiſch führt, wo die Leiche eines im Wahnſinn Geſtorbenen unterſucht wird. Dieſer Anblick iſt entſetzlich und empörend zugleich; die Menſchheit als ein Ganzes betrachtet iſt keine Bande Yahoos, die Welt kein Irrenhaus. Man hat die Moral des Candide verurtheilt, aber Candide tröſtet ſich in ehrlicher Arbeit und Entſagung über die Täuſchungen des Lebens: Swift ballt die Fäuſte und ſchreit: „Gebt die Erde dem Vieh wieder!" Habt Reſpect vor dieſem Geiſte, zieht den Hut, wo ihr ihm begegnet und eilt raſch auf die andere Seite des Wegs; etwas wie der Hauch der Peſt weht verderbenbringend um ihn.

Je häufiger man aus langen, zu Bänden auseinan-

dergezerrten Abhandlungen nur einen spärlichen geistigen Inhalt herausgräbt, um so genußreicher sind geistvolle Essays, wie die vorliegenden, mit ihrer blitzartigen, aber desto treffendern Beleuchtung.

Auch als Novellist besitzt Karl Frenzel, wie die vorliegenden „neuen Novellen": „Auf heimischer Erde" (Nr. 2) beweisen, die Vorzüge, welche seine Essays auszeichnen, Feinheit in geistiger und psychologischer Entwickelung und einen graziösen, poetisch anmuthenden Stil. Vor andern Novellisten, mit denen er die stimmungsvolle Naturmalerei gemein hat, ragt er hervor durch eine Eigenthümlichkeit, die er allein von ihnen besitzt: durch die tiefsinnige Welt- und Lebensbetrachtung. Wir befinden uns bei ihm immer im Mittelpunkt, niemals auf der Peripherie, wie in unserer grob stoffartigen, ja auch zum Theil in unserer akademischen Novellistik. Bisweilen arbeitet der Dichter freilich zu sehr aus Einem Gedanken heraus, dem sich die realen Lebensverhältnisse dann etwas gewaltsam fügen müssen. So erscheint in der Novelle „Der Saphir" die in das Leben hineingreifende dämonische Magie, die sich in dem Edelstein verkörpert, wol von hochpoetischem Schimmer, es liegt in diesem karfunkelsteinartigen Zauber wol etwas märchenhaft Sinniges, das zum Nachdenken über die geheimen Lebensmächte reizt; doch die äußern Lebensverhältnisse, die Schicksale und Thaten sind mehr phantastisch motivirt und verlieren deshalb an naiver Glaubwürdigkeit. In der Novelle „Beatrix" dagegen will es uns scheinen, als ob es der Vorgeschichte an innerer Wahrheit und einleuchtender Verkettung der Motive fehle. Wie kam die adeliche Dame dazu, einen nicht einmal von ihr geliebten Bürgerlichen zu heirathen? Die Novelle „Sanct-Georg" mit ihren scharfen politischen und socialen Gegensätzen und ihren geistvoll symbolischen Pointen klingt doch wol etwas zu lyrisch aus. Doch auch in diesen Erzählungen findet sich des Spannenden und Anregenden viel. Im ganzen wiegt in ihnen die düstere, landschaftliche Beleuchtung vor. Namentlich ist dies in den beiden Novellen der Fall, welche wir für die gelungensten erklären möchten: „Bei den drei Kiefern" und „Auf stiller Heide". Die erste hat dramatisches Leben, das sich namentlich in dem scharfen Gegensatz zwischen Vater und Sohn ausprägt und in einer durch herbe Contraste fortschreitenden Entwickelung; die zweite ist spannend im besten Sinne des Worts, indem die Spannung aus den, doch dabei wohlmotivirten Räthseln psychologischer Entwickelung hervorgeht, gleichsam aus dem Schatz von Geheimnissen, den das Innere eines Frauenherzens birgt. Der Charakter des Junkers Hans von Lauken ist trefflich gezeichnet, mit voller, frischer Lebenswahrheit. Dabei ist die Stimmung all dieser Bilder trefflich gehalten und der landschaftliche Hintergrund stets im Einklang mit den äußern und innern Vorgängen, die sich auf ihm bewegen. Als Probe der feinen und farbenreichen Landschaftsmalerei Frenzel's möge der Anfang der letzten Novelle dienen:

An einem Augustabend, im ersten Beginn der Dämmerstunde, ging ein Wanderer einen einsamen, stillen Weg. Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm an dem noch jugendlichen, schlanken Mann nichts aufgefallen sein, als daß er eben nach seiner Kleidung und noch mehr nach der freien und nicht ungefälligen Weise, in der er sie trug, ein Reisender aus den sogenannten „bessern" Ständen sei, der zum Vergnügen eine Fußtour durch die Insel machte — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Epheu umrankt, dem dunkeln, tiefschwarzen Moorteich und den kreidigen, von fern wie gediegenes Silber schimmernden Uferfelsen, die dies nordische Eiland in den blauen Wogen der Ostsee ebenso eigenthümlich schmücken, wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre gesunkenen griechischen Tempelsäulen unten im Süden die liedergefeierte Insel Sicilien. Für ein durch landschaftliche Schönheiten verwöhntes Auge, das viel gesehen, für ein Gemüth, das sich nur wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einsamkeit berührt fühlt — und beides schien der Wanderer zu besitzen —, bot die Gegend umher nichts Anziehendes. Ein langgedehnter schmaler Heidestreifen, der den eigentlichen Leib der Insel mit einer nach Norden sich ausstreckenden Halbinsel verbindet ... weder vorwärts noch rückwärts schauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe ausruhen, flach und öde alles, gleichmäßig eintönig, ein schlechter Weg, den man mühsam neben den tiefen Wagengleisen verfolgen muß und der scheinbar so in die Endlosigkeit ohne Ziel dahinläuft. Hier und dort ist niedriges Fichtengestrüpp zu kleinen Gebüschen zusammengewachsen; das einzige Grün, das den Boden farbiger kleidet, ist das des üppig wuchernden Ginsters; sonst herrscht weithin ein braunröthlicher Ton von dem Heidekraut, das sich flechtenartig über den Sand hinzieht, und den schmächtigen, blaßrothen Ericas, die dazwischen aufschießen. Aber ganz von allem Zauber ist auch diese Landschaft nicht verlassen, die im Munde der Umwohnenden „Schmale Heide" heißt; nur freilich ist nicht jedes Menschenauge für diesen Zauber empfänglich geschaffen. Denn der Wanderer konnte über die Fichtengebüsche hinweg zur linken wie zur rechten Hand das Meer sehen, dessen Wellen an diesem sandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, schlug das Geräusch einer heranbrausenden mächtigern Welle, ehe sie sich den Kopf an den Steinen des Ufers schäumend zerstieß, an sein Ohr. In gleichen Zwischenräumen kehrte dieser Ton wieder, dumpf und langsam heranrollend und so verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich schimmernden Wolken zerflatterte am Westhimmel das Abendroth. Auf dieser Seite bildet das Meer eine tiefeinschneidende, geschützte Bucht, der „Kleine Bodden" genannt; eine Landzunge, die in einer von Fichten und Buchen bestandenen Anhöhe endet, zieht sich in die See hinein; ein kleines Eiland wird darin sichtbar; in eigenthümlicher Farbenwirkung hob sich das Dunkelgrün des Uferbergs von den breiten goldgelben Wolkenstreifen ab. Im Osten wölbte der Himmel sein graublaues Gewölbe über dem offenen, grauen Meer. Von dorther kamen die Nebel gezogen, nah und näher, gespenstisch zusammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, riesige Gestalten in ihren Regenmänteln, mit unhörbar leisen Schritten auf den Wassern hin.

Die Novellen Frenzel's sind bei alledem keine subtilen Miniaturen, keine jener Schatten mit farbigen Rändern, die uns oft bei andern Novellisten entgegentreten. Frenzel verschmäht auch die stoffartigen Reize nicht; es ist viel Grelles, criminalistisch Grelles, viel von jenen Unglücksfällen, welche die Phantasie der Leser der Tagesblätter lebhaft zu beschäftigen pflegen, in seinen Novellen; doch dies alles ist bei ihm nur Mittel, dichterisch verwendetes und verwerthetes Mittel, nicht letzter Zweck — und gerade dadurch unterscheidet er sich von den realistischen Sensationsnovellenschreibern.

Rudolf Gottschall.

Katholisirende Reisebriefe.

Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Geschrieben in den Jahren 1825—53 von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Bücher wie das genannte haben im allgemeinen nur Interesse und einigen Werth für den engern Kreis von Bekannten und Gesinnungsgenossen der Verfasser. Befinden sich in diesem Kreise viele Bücherkäufer und Bücherleser, so mag der Druck gestattet sein, deshalb aber nicht die Veröffentlichung und das Feilbieten auf dem großen Büchermarkte. Zumal das vorliegende Werk darf sich über den bezeichneten engen Kreis hinaus nicht auf ein größeres Lesepublikum Rechnung machen. Einmal ist es kein Buch, sondern nur eine Sammlung von meist flüchtig geschriebenen Briefen, welche dem kurzen Lebensabrisse Flir's, herausgegeben von L. Rapp, zur Ergänzung zu dienen bestimmt scheint; dafür spricht auch der Umstand, daß die einzelnen Briefbündel ohne jede erläuternde Verbindung einander folgen, daß es dem Leser überlassen bleibt, sich in ihnen zurechtzufinden und zu ermitteln, was der Herausgeber eigentlich will. Nicht einmal durch eine Vorrede oder Einleitung werden wir orientirt.

Gegen eine solche literarische Fahrlässigkeit Protest einzulegen, meinen wir um so mehr berechtigt zu sein, als der Verfasser dieser Briefe keineswegs als sonderlich hervorragende Persönlichkeit bezeichnet werden kann und die historische und zumal culturhistorische Bedeutung, welche einzelne Brieffascikel ihres Stoffs wegen haben könnten, ihnen durch das Rhapsodische und Fragmentarische ihrer Form wieder entzogen wird.

Der Verfasser ist Katholik, und diese Briefe sollen uns zeigen, weshalb er Katholik und sogar eifriger Katholik ist. Wir sehen aber nur, daß er eine respectable Persönlichkeit ist, voll von einer gewissen eigenen, innern Anregung, aber gänzlich ohne den Geist der Initiative, ein Mann, der sich nur mehr und mehr den engherzigen Verhältnissen, in die hinein er geboren und erzogen ist, anzupassen und anzubequemen bestrebt ist. Was nicht biegen will, muß brechen, und so erkennen wir deutlich, in wie hohem Grade der Katholicismus für solche Naturen — und vielleicht nicht blos für solche — zum Prokrustesbette wird.

Die ersten Briefe bis S. 16 aus dem Jahre 1825 zeigen uns den Verfasser als Studenten in Tirol, der Verse macht und für einen von ihm begründeten Dichterclub schwärmt. Er plaudert über eine Aufführung der „Ahnfrau" und spricht viel davon, daß er „seine schwachen Fähigkeiten" nun auch an einem Theaterstücke, das Alfred den Großen, König von England, zum Gegenstande hat, versuche. Was die Form betrifft, so sucht er den Mittelweg zwischen Goethe und Schiller, denn jener scheint ihm die Form oft zu sehr vernachlässigt, dieser — sie beinahe allezeit junonisch geschmückt zu haben u. s. w. Die folgenden Briefe bis S. 157 sind meist aus Wien datirt und behandeln die Lektüre und die Studien eines jungen Mannes, dem es in seiner Richtung Ernst ist, dessen Richtung uns aber nicht zu sonderlicher Theilnahme stimmt. Wir sehen, welche Mühe er sich gibt, seine Anschauungen in der traditionellen Schablone unterzubringen, und wie er durch Verschiedenartiges, das er in seinen Mußestunden sich angeeignet, nur verwirrt worden ist und von den „Wahrheiten Roms" abzuweichen in Gefahr kommt. An der Leiche eines Freundes die Wache haltend, schreibt er ungeheuerliche Dinge nieder:

Die Seele hört nicht auf, Seele zu sein, aber sie hat den alten Leib abgethan und muß im Augenblicke der Trennung vom alten Leibe einen neuen Leib annehmen, d. h. es wird ein neues Wesen geboren. Dieser neue Leib kommt der Seele kraft des göttlichen Willens zu, der ihre Fortdauer will. Gott ist also auch da wieder der Schöpfer; aber da er jeder Seele den ihr zukömmlichen Leib gibt, so ist diese Schöpfung zugleich Gericht, und entweder Belohnung oder Strafe. Ferner ist das neue Wesen durch die Materie seines Leibes schon nothwendig an jenen Ort gesetzt, wo diese Materie waltet, sowie der Leib von Erde nothwendig an die Erde hält. Ebenso ist das neue Wesen schon durch die Art in die Gesellschaft seinesgleichen gesetzt — der gestorbene Freund ist also im Augenblicke des Todes im Gerichte, und vom Gerichte verklärt in einer schönen Lichtwelt, in der Gesellschaft der Heiligen. Gott anschauen wird er wol nicht können, denn kein Wesen sieht Gott, als Er sich Selber u. s. w.

Was in aller Welt den Herausgeber bestimmen konnte, solche Hallucinationen drucken zu lassen, ist uns unbegreiflich; es müßte denn sein, um uns erkennen zu lassen, auf welche Abwege die jungen Geister in den Seminarien gebracht werden. Mit Widerstreben haben wir weiter gelesen, wie der Verfasser in theologisch-philosophischen Grübeleien, denen sich hinzugeben er für Pflicht hält, alle Frische und Eigenkraft einbüßt und 1833 einem Freunde schreibt: „Daß du Haller's «Restauration der Staatswissenschaft» lieseſt, freut mich sehr; studire ihn und schreibe mir seine Grundansichten, da ich unmöglich Zeit finde, ihn vorzunehmen."

Von 1834, wo Flir nach Innsbruck gerufen wurde, bis 1844 ist eine Lücke — 10 Jahre! — die nicht durch die kleinste Notiz über seine amtliche Thätigkeit ausgefüllt wird. Er schreibt nur ungern noch Briefe, „der Plunder der Alltagsgeschichte legt sich drückend auf mein Leben, durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet; zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, todt die Buchstabensprache das Innere mittheilt. Und mittels gegenseitiger Misverständnisse, die sich oft bis zu tollem Aerger steigern, eine langgedehnte Correspondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Krämerei." Diese Geständnisse lassen uns einen tiefern Blick in das Seelenleben solcher gelehrten katholischen Theologen, wie Flir ist, thun, als der Herausgeber ahnen mochte. Weil sie sich nicht klar sind, über buntscheckige, innerlich taube Hypothesen und Phantasmen Worte und wieder Worte machen, die keinen unzweideutigen Sinn haben und doch mit dem römischen Dogma stimmen müssen, das alles verwirrt und verärgert sie dergestalt, daß kein anderes Ende denkbar ist, als mehr oder weniger behagliche Gedankenfaulheit.

Der Katholicismus, sowie die Religion überhaupt, kann

für das Subject keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden — ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicismus tolerant, aber zugleich auch aus tausend andern Motiven.... Wenn einmal die deutsche Literatur- und Culturgeschichte nicht mehr fast ausschließlich jenseit des Main nach den bekannten Schablonen fabricirt wird, so erhalten die Zustände Tirols, wo mehr geistige Regsamkeit herrschte und herrscht als in gar manchen Provinzen Oesterreichs und Deutschlands, gewiß einige Blätter der Berücksichtigung.

Solche in sich unklare, auf unrichtigen Voraussetzungen beruhende Sätze könnten wir unzählige herausheben, doch mag es an den wenigen genug sein.

Im Mai 1848 wird Flir als Deputirter nach Frankfurt gewählt, damit er, wie seine Wähler ihm verblümt sagen, gegen den Sieg der Radicalen Partei ergreife; die Entfernung oder Vertreibung der Jesuiten und Liguorianer würde man als ersten Schritt gegen Religion und (!) Klerus ansehen; man will nichts lieber, als den ungeschmälerten Besitz und die Ausübung und den Schutz der heiligen Religion u. s. w. Nun folgen S. 158—189 Briefe aus dem Parlamente an die Freunde daheim, vom 14. Juni bis 15. October 1848, traurige Belegstücke, wie wenig, wie gar nicht Männer wie Flir innerlichen Beruf hatten, in jener großen Zeit mitzureden; an Handeln war ja überhaupt nicht gedacht. „Ich bin ein spröder, fast unbändiger Stoff. Ich ringe und werde in meinem Läuterungsprocesse nicht ermüden. In politischer Beziehung neigte sich meine Natur zur Republik" — in Frankfurt entschied er sich jedoch für die constitutionelle Monarchie und war bald wieder der Alte, der für den Reichsverweser und den Sieg des Südens über den Norden schwärmt. Die kirchlichen Streitigkeiten berühren ihn indeß eigentlich nur noch äußerlich:

Günther muß den Humor beiziehen, um mit dessen Harlekinkleide die Blößen seines Denkens zu decken — lieber verzichte ich auf alle Philosophie, als daß ich mich mit dem Schematismus Günther's begnüge — eine zerrissene Welt, Geist und Natur blos zusammenkommend, wie zwei sich begegnende Handwerksburschen, und den himmlischen Vater außer und über der Welt, daß man nicht weiß, wenn er das Firmament über uns eindrückt. Günther nennt's „transscendentale Allgegenwart Gottes", d. h. eine solche, die kein reelles Dasein hat.

Die letzten Briefe sind sämmtlich aus Wien, das dem Verfasser aber so wenig zusagt, daß er sich nach Innsbruck zurücksehnt und dort eine Professur erhalten möchte. Zugleich tröstet er einen Freund, dem eine erhoffte Stelle nicht verliehen ist:

Ich sehe wol, der Weltlauf bewährt sich auch an dir. Die Mittelmäßigkeiten sind bequemer und sie scheinen brauchbarer. Was die Beweglichkeit zum Vorrücken zu geben pflegt, ist der Schmuz der Geschmeidigkeit — übrigens, Freund, übe die Weisheit der Fröhlichkeit; begreife du dieses, erhebe dein edelstes Selbst über diese kleln Bedrängnisse, laß Heiterkeit strahlen auf deiner jovialisch geschaffenen Stirn. Die Behaglichkeit darf aber keine fingirte sein, sondern sie muß dir von Herzen gehen, denn was hast du sonst davon? „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — also soll man sich selbst lieben und nicht sich selbst quälen. Die Selbstquälerei ist eine Narrheit.

Damit sehen wir Flir schließlich bei einer Art epikuräischer Grundsätze anlangen, mit denen manche seiner Fachgenossen, wenn auch nur heimlich, anzufangen pflegen: Grundsätze, welche die wirklichen Leitsterne ihres Thuns und Lassens sind, aber es gestatten, daß die Herren Kleriker äußerlich zugleich als eifrige Vertheidiger täglich unverständlicher werdende Lebens- und Glaubensmaximen für die große Menge auftreten. Aber wir haben zur Charakteristik Flir's — und damit seiner meisten Standesgenossen — nur über seine „Briefe" zu referiren gehabt und überlassen es nunmehr dem Leser, sich die Moral selbst zu ziehen. 15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wer sollte es glauben, daß auch die Production, die wissenschaftliche sowol wie die poetische, unter jenen geheimnißvollen Gesetzen steht, welche die Statistik mit ihren Zahlen ausdrückt? Ihr Dichter glaubt dem freien Aufschwung euerer Phantasie zu folgen, und euere Poesien stehen ganz ebenso unter der Herrschaft der statistischen Ziffer, wie die unehelichen Geburten, die Selbst- und Kindesmorde! Was hilft der Trost aus Schiller's Werken, daß sich alles im Leben wiederholt, ewig jung nur die Phantasie bleibt, wenn auch die Schöpfungen der letztern unter einem sich trocken wiederholenden Gesetze stehen? Ihr habt dem „innern Drang" gehorcht, ihr habt ein Bändchen neuer Gedichte zu Tage gefördert, ihr habt sogar einen Verleger dafür gefunden; und was ist das Ziel, das ihr damit erreicht habt? Die Statistik übernimmt die Beantwortung dieser Frage! Ihr habt die im vorigen Jahre zwischen 900 und 1000 schwankende Ziffer der Productionen auf dem Gebiete der schönen Literatur wieder erreichen helfen, vielleicht, was die Zehner betrifft, ein wenig zum Schwanken gebracht nach der 1000 hin — der Rest ist Schweigen!

Zu diesen und mancherlei andern Betrachtungen ladet die „Systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1864 und 1865" ein, welche die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" veröffentlicht und die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

		1864	1865
1.	Sammelwerke. Literaturwissenschaft	187	182
2.	Theologie	1411	1411
3.	Jurisprudenz. Politik. Statistik	875	870
4.	Medicin. Thierheilkunde	495	491
5.	Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie	530	517
6.	Philosophie	67	83
7a.	Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnastik	777	796
7b.	Jugendschriften	236	239
8.	Altclassische und orientalische Sprachen. Mythologie	386	402
9.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur	299	297
10.	Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel	546	651
11.	Geographie	247	251
12.	Mathematik. Astronomie	93	107
13.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde	156	148
14.	Handelswissenschaft. Gewerbskunde	364	359
15.	Bauwissenschaft. Maschinen- und Eisenbahnkunde. Schiffahrt	179	196
	Latus	6848	7000

	1864	1865
Transport	6848	7000
16. Forst- und Jagdwissenschaft. Bergbau- und Hüttenkunde	84	98
17. Landwirthschaft. Gartenbau	247	225
18. Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.)	971	935
19. Schöne Künste (Malerei, Musik u. s. w.) Stenographie	403	385
20. Volksschriften	196	212
21. Freimaurerei	21	21
22. Vermischte Schriften	418	460
23. Slawische und ungarische Literatur	198	186
24. Karten	178	139
Summa	9564	9661

Die Vergleichung der beiden Jahrgänge des deutschen Verlags ergibt, daß die Ziffern, welche die Höhe der Production in den einzelnen Literaturzweigen bezeichnen, nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Grade schwanken, und daß die Statistik daher vollkommen berechtigt ist, die deutsche Production und den deutschen Verlag, als beherrscht von mathematischer Nothwendigkeit, in ihre Rubriken einzutragen.

Als die fruchtbarste aller Wissenschaften erweist sich die Theologie, welche mit 1411 Nummern in dem Jahre 1864 wie in dem Jahre 1865 verzeichnet steht. Bei der Theologie wird man diese bis auf die Einer stimmende Production wol nicht auf die Gleichmäßigkeit der Inspiration schieben können, sondern einfach als ein Wunder betrachten dürfen. Die Theologie behauptet mithin, wie auf der Rangliste der Facultäten, so auch im deutschen Verlagsbuchhandel den ersten Rang. Gleich hinter ihr aber kommt die schöne Literatur mit der Ziffer von 935 Werken, was gegen das vorausgehende Jahr ein jedenfalls erfreuliches Minus von 36 Schriften ergibt. Jeder Dichter wird sein Auge mit stiller Wehmuth auf diesen 935 nach der Unsterblichkeit ringenden poetischen Productionen ruhen lassen! Sein eigenes, bei der Gleichgültigkeit der Gegenwart auf die Nachwelt berechnetes Werk hat mit fast 1000 gleichstrebenden Schöpfungen den Wettlauf nach jenem im blauen Nebel verschwimmenden Ziele des Nachruhms zu unternehmen. Und alljährlich kommt eine gleiche Zahl hinzu!

Noch mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht uns schwer hinab.

Quousque tandem — o es gehört Geduld dazu, diesen Nachwuchs von Generation zu Generation ruhig auf sich einstürmen zu lassen, und es gehört Muth dazu, im Angesichte dieser Tausende, welche dafür sorgen, daß die Ziffer der Hinrichs'schen Uebersicht nicht von ihrer stolzen Höhe in den nächsten Jahren heruntersinkt, sich mit dem Lorber der Plateniden zu schmücken! Nach der schönen Literatur kommt die Jurisprudenz mit Politik und Statistik, welche im Jahre 1865 nur ein Minus von 5 Schriften aufweist. Das Jahr 1866 wird diese Ziffer wesentlich erhöhen, wenn die sämmtlichen Versuche, die Welcker'sche Preisfrage zu lösen, im Druck erschienen sein werden; doch es wird vergeblich sein, dies Ei des constitutionellen Staatsrechts auf die Spitze zu stellen. Da bleibt nur die Lösung des Columbus übrig und die hat schon Ferdinand Lassalle in seiner Broschüre „Recht und Macht" gegeben.

Die Sammelwerke und die Literaturwissenschaft sind 1865 mit 182 Schriften vertreten, ebenfalls nur 5 weniger als 1864. Die Medicin hat gar nur 4 Schriften weniger, die Naturwissenschaft 13, neuere Sprachen und altdeutsche Literatur 2, die Literatur der schönen Künste 18; dagegen hat die Geschichte nebst Biographien u. s. w. das bedeutendste Plus aufzuweisen, welches die ganze Bilanz zu Gunsten des Jahres 1865 in die Höhe schnellt, ein Plus von 105 Werken; wir haben bereits in unserer Jahresrevue nachgewiesen, daß die deutsche Geschichtschreibung an einer Hyperproduction leidet, die durch das Aufwühlen des archivarischen Staubes verursacht wird; wir finden die Thatsache durch die statistische Zahlenangabe bestätigt. Nächstdem haben die altclassischen und orientalischen Sprachen um 16, die Mathematik und Astronomie um 13, die Pädagogik um 19, die Volksschriften um 16, die vermischten Schriften um 42 Werke ihren Etat vermehrt, während die Freimaurerei wie die Theologie bei derselben Ziffer, 21, mit mystischer Genauigkeit stehen geblieben ist.

Da sich die Statistik zu einer Art moderner Vorsehung gemacht hat, so läßt sich gegen ihre Fortsetzungen nicht rebelliren. Beugen wir uns, Poeten und Nichtpoeten, alle Arbeiter im Weinberge der Literatur, unter die Gewalt der Ziffer, der unbeugsamen Thatsache! Lernen wir erkennen, daß der Büchermarkt, wie der Woll- und Getreidemarkt, denselben nationalökonomischen Gesetzen gehorcht!

Noch aber hat das statistische Register eine empfindliche Lücke; es fehlt die Statistik — der Krebse auf allen diesen Gebieten; es würde sich sonst vielleicht ergeben, daß von diesen 9661 nur die 600, welche die Brücke zu den 10000 zu schlagen suchen, einen glänzenden oder erträglichen Erfolg hatten, während 9000 mehr oder weniger den Weg alles Fleisches wandeln. Die deutsche Hyperproduction, welche fast jeden Leser zugleich als Schriftsteller erscheinen läßt, kann nur unschädlich gemacht werden durch die strenge Kritik des Verlagsbuchhandels, der ihr gegenüber sich eine eiserne Stirn aneignen muß; denn es geht in der literarischen Makulatur dem deutschen Volke ein beträchtlicher Theil seiner Arbeitskraft verloren!

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Goethe und sein Liebesleben. Historischer Novellenkreis. 3 Thle. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 3 Thlr.

Berna, D. A., Kritik der preußischen Politik und Rechtfertigung Oesterreichs in Behandlung der Fragen, welche Dänemark, Deutschland und die Herzogthümer betreffen, dargelegt. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 10 Ngr.

Bippen, W. v. — Zur Erinnerung an Wilhelm v. Bippen. 21 Gedichte aus seinem Nachlaß. Bleimer, Bohlau. 8. 8 Ngr.

Deutsche Blätter. Literarisch-politisches Sonntags-Blatt. Jahrgang 1866. 52 Nummern. Leipzig, Keil. Gr. 4. Vierteljährlich 6 Ngr.

Bronsky, B., Der Czar oder das enthüllte Petersburg. Historischer Roman und Sittengemälde aus der neuesten Geschichte Rußlands. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Deutschland's Untergang oder Auferstehung? Ein Sendschreiben an's deutsche Volk jeden Standes, Alters und Geschlechts. Wasserstelln. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutscher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetische Literatur unseres Volkes. Red.: A. Frenzel und F. Rausch. Jahrgang 1866. 52 Nummern. Frankfurt a. M., Knaz. Lex.-8. Vierteljährlich 15 Ngr.

Ernst, J., Vier Novellen. 3 Thle. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 1 Thlr.

Grässe, Sagenbuch des preußischen Staats. 1ste Lief. Glogau, Flemming. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grünhagen, C., Die Correspondenz der Stadt Breslau mit Karl IV. in den Jahren 1347—1355. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.

Mantels, W., Aus dem Memorial oder Geheim-Buche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud von 1479 bis 1517. Lübeck. 4. 7½ Ngr.

May, J., Der Kurfürst, Cardinal und Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Markgraf von Brandenburg und seine Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Reformationsgeschichte. Jahre 1514—1545. 1stes Heft. München, Franz. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Postel, O., Palästina, Land und Volk. Dargestellt nach biblischen Studien. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 24 Ngr.

Raub, C., Der schwarze Fritz. Historisch-romantische Erzählung aus dem Bauernkrieg. Reutlingen, Rupp u. Baur. 1865. 8. 3 Ngr.

Rogeard, A., Armes Frankreich! Zeitgedichte. In freien Versmaßen übersetzt von A. Strodtmann. Hamburg, Meßler u. Melle. 1865. 8. 7½ Ngr.

Seifert, Reise von Deutschland nach Ungarn, Italien, der Türkei, Klein-Asien, Syrien, Palästina, Aegypten, Griechenland, der Schweiz und Frankreich. Dresden. 8. 1 Thlr.

Tenlers, A. (S. A. Herzl), Postst. Ein Lebensbild. Wien, Last. 16. 10 Ngr.

Trömel, P., Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden. (Nachgelassene Schrift.) Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 20 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Erzählungen. Zwickau, Buchh. d. Volksschriften-Vereins. 8. 4½ Ngr.

Zehender, F., Hausroeste. Eine Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung in Familienkreisen. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Louise Mühlbach, Große Kurfürst, nun vollständig!

Im Verlag von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der große Kurfürst und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Drei Abtheilungen:

Erste Abtheilung: **Der junge Kurfürst.** Drei starke Bände.
Zweite Abtheilung: **Der große Kurfürst und sein Volk.** 4 Bände.
Dritte Abtheilung: **Der Kurfürst und seine Kinder.** 4 Bände.

Eleg. brosch. Preis jeder Abtheilung 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom

Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

In Romanzen.

Von **Ferdinand Naumann.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Zeitung für Norddeutschland" sagt über dieses Werk: „Es ist dem Verfasser gelungen, eine Bearbeitung des Nibelungenliedes zu liefern, die den Charakter sowie den wunderbaren Reiz des ursprünglichen Gedichts beibehalten, das etwa Ermüdende fortgelassen hat und das Interesse des Lesers bis zum Schlusse fesselt und steigert, ohne daß die veränderte Form dem großartigen Eindruck des Gedichts in der Urform Abbruch thäte."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS

avec élections populaires

historiquement exposés et développés

en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples

par

CHARLES BIEDERMANN.

Traduit de l'allemand par Stanislas Leportier.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE,

les conditions et les effets du principe constitutionnel.

Quatre traités

des MM. Joseph Held, Rodolphe Gneist, Georges Waitz, Guillaume Rosegarten,

publiés par le Baron Auguste de Haxthausen.

Traduits de l'allemand.

8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **HENRY THOMAS BUCKLE.**

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine ausserordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1866.

Inhalt: König Murat als Romanheld. Von Rudolf Gottſchall. — Die Schmähſchrift: „Goethe als Menſch und Schriftſteller" (1823), und die Goethe zugeſchriebene Abhandlung über die Flöhe. Von Heinrich Düntzer. — Neue Werke über Paläſtina. — Ein Beitrag zur ruſſiſchen Geſchichte. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

König Murat als Romanheld.

Unter den Marſchällen und Prinzen des erſten Kaiſerreichs nimmt König Murat durch ſeine phantaſtiſche Erſcheinung und durch ſeine abenteuerlichen Lebensſchickſale offenbar das meiſte romanhafte Intereſſe in Anſpruch. Sohn eines Gaſtwirths, längere Zeit ſelbſt als Kellner beſchäftigt und ſpäter Herrſcher über das ſchöne Neapel auf dem Throne der Bourbons — welch ein kühner Proteſt gegen das Princip der Legitimität liegt in dieſer Thatſache! Während Napoleon ſelbſt noch immer als ein corſiſcher Edelmann mit byzantiniſchen Stammbäumen eine gewiſſe Gleichberechtigung mit den regierenden Häuptern Europas, die ja auch aus dem Adel hervorgegangen waren, in Anſpruch nehmen konnte, war Murat ein echter Sohn des Volks, ein Plebejer, der ſich mit der Königskrone eines ſchönen Landes ſchmückte. Am ähnlichſten hierin iſt ihm Bernadotte, der aber doch als der Sohn eines Rechtsanwalts mehr aus dem Bürgerthum ſtammte und in deſſen Lebensſchickſalen ein, wir möchten ſagen mehr pragmatiſcher Zuſammenhang herrſchte als in Murat's romantiſchen Abenteuern, die zu einem ſo tragiſchen Ende führten. Und welche phantaſtiſche Erſcheinung, dieſer Reiterkönig in der lichtblauen Kutka mit den goldenen Schnüren, den aufgeſchlitzten Aermeln und goldgelben Unterärmeln, den purpurfarbenen Beinkleidern mit der Goldtreſſe, dem goldbordirten Hut mit dem Reiherbuſch und den Straußenfedern! Erſchien er nicht wie ein vergoldeter Theaterkönig, und doch ein echter König von Neapel, von dieſer Stadt der bunten und grellen Farben, der himmelſchreienden Farbenharmonie! So recht ſüdlich phantaſtiſch, und doch kein Komödiant zu Roß, ſondern ein ſieggewohnter Reiterfeldherr, hinter dem die endloſen Schwadronen des Kaiſerreichs in die Schlacht jagten! Und ſo auch ungeſtüm in ſeinen Entſchlüſſen und in dem voreiligen Losſchlagen 1815, das ihm nach dem Verluſt der Schlacht von Tolentino die Krone koſtete, unbeſonnen wie in der mehr als normänniſchen Abenteuerfahrt in die Bucht von Salerno, um mit einer Hand voll Getreuer eine Krone zu erobern und — ein Kriegsgericht und die tödliche Kugel zu finden. Ein Romanheld iſt dieſer Murat ohne Frage, ob auch ein Tragödienheld? An einer tragiſchen Schuld fehlt es ihm nicht; ſie liegt in ſeinem Abfall von ſeinem Wohlthäter Napoleon, in ſeinen zweideutigen Verhandlungen mit den Verbündeten. Doch würde für das Drama die Handlung zu ſehr in Ort und Zeit zerfahren ſein und ſich nur für eine fragmentariſch zerſplitterte, blos für die Shakſpeare-Bühne paſſende Hiſtorie eignen.

Es liegen uns zwei neue Romane vor, die den König Murat zu ihrem Helden gewählt haben:

1. Die letzten Tage eines Königs. Hiſtoriſche Novelle von Moritz Hartmann. Stuttgart, E. Hallberger. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Album. Bibliothek deutſcher Originalromane. Zwanzigſter Jahrgang. 1865. Dreizehnter bis funfzehnter Band: König Murat's Ende. Hiſtoriſcher Roman von Bernd von Guſeck. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1865. 8. 1 Thlr.

Moritz Hartmann hat für den beſchränktern Raum einer hiſtoriſchen Novelle einen kürzern Abſchnitt aus dem Leben ſeines Helden gewählt und zwar den abenteuerlichſten: ſein Umherirren im ſüdlichen Frankreich, wo er auch nach der Geſchichte in einem Hühnerſtall vor den umherſpürenden Feinden verborgen war, ſeine Meerfahrt auf der ſchwanken Barke, ſeine Landung in Corſica, ſeine Begegniſſe auf der Inſel, wo er einen ihm ſelbſt verderblichen Enthuſiasmus erregte, ſeine Werbungen und ſeine Abfahrt nach der neapolitaniſchen Küſte, ſeine Gefangennehmung und ſeinen Tod durch die Kugel der Bourbons. Im Grunde iſt dieſe Novelle wenig mehr als poetiſch ausgeſchmückte Biographie; denn ſie verläuft ganz an dem durch die Geſchichte gegebenen Faden. Die freierfundenen Epiſoden aber nehmen kein ſelbſtändiges romanhaftes Intereſſe in Anſpruch; die Spannung concentrirt ſich immer um Murat und ſein Schickſal. Dagegen iſt die Darſtellung ſelbſt von großer Anſchaulichkeit und epiſcher Klarheit, künſtleriſch maßvoll und wohl abgewogen, und dieſe Trefflichkeit des epiſchen Stils iſt das Anziehende der Erzählung. Die Scenerie und die Geſtalten, die uns der Autor vorführt, ſehen wir in feſten Umriſſen, ſtets im günſtigen Licht und in der richtigen Perſpective;

überall zeigt ſich das Verſtändniß der epiſchen Optik und Stereoſkopie. Dagegen tritt das pſychologiſche und charakteriſtiſche Element mehr zurück, mindeſtens gewinnt der innere Seelenproceß des Helden, der gerade in dieſer Situation von höchſtem Intereſſe iſt, nirgends einen bedeutſamern dramatiſchen Aufſchwung. Nicht als ob die Motivirung abrupt und unverſtändlich wäre, der pragmatiſche Zuſammenhang der Begebenheiten iſt einleuchtend, aber er bleibt mehr pragmatiſch-hiſtoriſch, und iſt nicht dichteriſch-vertieft.

Von den freierfundenen Geſtalten des Dichters ſind nur Benvenuta, die Tochter des ehemaligen Murat'ſchen Generals, des Corſen Franceſchetti und der Araber Nadir, ein treuer Diener Murat's, zu erwähnen. Der Gang der beiden zu den Banditen, den Pflegern der Vendetta in den einſamen Felsgegenden der Inſel, iſt von Hartmann in poetiſch anziehender Weiſe erzählt. Der glatte, gleichmäßig plane Stil des Dichters, der dabei doch ſo lebendig ſchildert, macht ſich in dieſer Erzählung mit allen ſeinen Vorzügen geltend. Die Sitten und Zuſtände der Inſel, wie ſie uns in der Todtenfeier an der Leiche des gefallenen Banditen vorgeführt werden, ſind den deutſchen Leſern bereits durch das treffliche, ebenſo ſachgemäße wie hochpoetiſche Werk von Ferdinand Gregorovius über Corſica bekannt, in welchem eine große Zahl corſiſcher „Voceri" mitgetheilt werden, Klagelieder, von denen uns auch Moritz Hartmann eine in ein anſprechendes dichteriſches Gewand gekleidete Probe gibt. Als Probe des dichteriſch edeln Stils der Novelle führen wir die Schilderung Vescovatos an, des Ortes, wo Joachim Murat in Corſica ein Aſyl fand:

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Inſel einer der herrlichſten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdeſten, lieblichſten, zaubervollſten Gegenden iſt das Kaſtanienländchen oder die Caſtagniccia, und doch iſt es nur der Schrein zu einem Juwel und dieſes Juwel iſt der Ort Vescovato, der Hauptort der Caſtagniccia. Wohl dem, der die Caſtagniccia und ihr Vescovato geſehen hat. Dorthin lud der edle Corſe, Graf Buttafuoco — wir kommen hierherwandernd an ſeinem Thurme vorbei — den armen Selbſtquäler Jean Jacques Rouſſeau; wäre dieſer der Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und ſein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigſten Gaſtfreundſchaft der Welt entſchlummert und ſeine kranke Seele wäre geſundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen ſchönern Frieden als im Schatten dieſer Kaſtanienwälder, an der Schwelle jenes von Epheu bedeckten Kloſters, am Rande dieſes rauſchenden Wildbachs, auf allen dieſen Wegen und Pfaden, die ſich durch hohe Ericabüſche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen, an den Hügeln hin und herauf- und herunterwinden? Von hohen Bergen iſt dieſes Paradies ſchützend umſchloſſen, umarmt wie von himmliſchen Wächtern; damit aber keiner der himmliſchen Erdenreize fehle, öffnen ſich dieſe Berge dem Oſten zu und der Blick ſchweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inſeln bis an die Küſten Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendſchatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes epheubedeckten Kloſters noch den höhern Frieden ins Herz läutete. Es iſt ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieſes geſchichtlichen Orts der lampfberühmten Inſel nicht ſtören, ſondern erhöhen, denn es ſind erhabene Helden, die hier geſtritten, und es ſind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchſten Güter der Menſchheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieſer Häuſer und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieſer Häuſer wohnten Menſchen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten treu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelſten Männer geboren, in Vescovato ſind ihre größten Chroniſten und Geſchichtſchreiber zu Hauſe.

Seht z. B. jenes Haus, das etwas abgeſondert von den andern Häuſern Vescovatos daliegt und mit zwei Geſchoſſen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreiſen, unterbrochen wird, es iſt das Haus der Ceccaldi — unter ſeinem Dache wurde der Hiſtoriker Corſicas, Ceccaldi, geboren, und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaffori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größern Sohnes Paſquale Paoli. Dieſes Haus ſteht ſozuſagen auf jeder Seite der Geſchichte Corſicas; die meiſten Helden vieler Jahrhunderte dieſer heldenmüthigen Inſel ſind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grauſamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenſchein liegt auf dieſem Hauſe, denn es iſt zugleich ein Tempel des Gaſtrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet ſich durch Gaſtlichkeit aus, ſelbſt in dem gaſtlichſten aller Länder, in Corſica.

Zu den trefflichſten Partien des Romans gehört auch die Schilderung von des Königs Meerfahrt aus der Nähe von Toulon nach Corſica mit ihren wechſelnden Erlebniſſen und Stimmungen. Es iſt dies eine ebenſo anſchauliche wie ſpannende Darſtellung.

Der dreibändige hiſtoriſche Roman: „König Murat's Ende" von Bernd von Guſeck (Nr. 2), hat natürlich ganz andere Dimenſionen als die Novelle von Hartmann; er umfaßt einen bei weitem größern Zeitraum aus Murat's Leben. Wir werden eingeführt in ſeine ſchwankende Politik während der Jahre 1813, 1814 und 1815; ſein Feldzug gegen Napoleon 1814, wenn es auch nur ein Scheinfeldzug war, an der Seite der Verbündeten in Oberitalien, wie ſein Feldzug zu Gunſten Napoleon's 1815 gegen die Oeſterreicher fallen in den Rahmen der Handlung; ſelbſtverſtändlich auch die von Hartmann geſchilderten ſpätern Abenteuer, ſeine Irrfahrten, ſein Tod. Wir müſſen indeſſen rühmend hervorheben, daß dieſer Roman durchaus keiner der beliebten Memoirenromane iſt, in denen uns die Biographie der Helden wiedergekäut wird und oft nicht einmal über den erſten Magenſack, den Pauſen, hinauskommt, wo die grobgekäuten Nahrungsmittel liegen bleiben. Wir erhalten keine in Kapitel auseinandergefaſerte Lebensgeſchichte des Helden, ſondern es iſt eine ſelbſterfundene Handlung, welche zugleich geeignet iſt, ein Culturgemälde der damaligen neapolitaniſchen Zuſtände vor uns zu entrollen, aus dem ſich dann das Bild des Helden um ſo vielſagender heraushebt. Murat erſcheint erſt mit dem zweiten Bande; der ganze erſte Band beſchäftigt ſich mit den romanhaften Verwickelungen der freierfundenen Handlung, die ſich zunächſt an einen jungen Deutſchen knüpfen, der in Italien ſeinen in Murat's Dienſten befindlichen Onkel, Grafen Orkum, beſucht und

zu deſſen Frau Virginia eine ſchwärmeriſche Neigung faßt. Dieſer den Welthändeln fremde deutſche Gelehrte mit ſeiner platoniſchen Liebe am Fuße des Veſuv iſt eine durchaus anziehende Figur. Er wird willenlos in die Intriguen der Carbonari verwickelt, gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, begnadigt und iſt am Schluſſe der Glückliche, der, während Throne ſtürzen und Reiche ſplittern und König Murat im Corridor des Schloſſes von Pizzo von den Kugeln der bourboniſchen Soldaten fällt, ſeine inzwiſchen zur Wittwe gewordene Geliebte heimführt.

Es iſt das Recht des Romans, uns in geheimnißvolle Zuſammenhänge einzuführen, mit deren Löſung ſich unſer Scharfſinn angelegentlich beſchäftigt, bis uns der Autor am Schluſſe ſelbſt das Wort des Räthſels gibt. Während die Vorausſetzungen des Dramas von Haus aus den Hörern klar ſein müſſen und die Spannung derſelben auf die *Zukunft* hinausgeht, wie ſich aus dieſen gegebenen Vorbedingungen, die den Mitwirkenden oft ebenſo verhüllt, wie dem Publikum entſchleiert werden, durch Stoß und Gegenſtoß die Handlung entfalten wird: ſo geht die Spannung des Romans gleichzeitig und noch mehr auf die *Vergangenheit* zurück, indem wir Begebenheiten ſich aus einem dunkeln Keim, aus unenträthſelten Antecedentien entwickeln ſehen, ſodaß die, wie alles zeitliche Geſchehen nach der Zukunft fortſtrebende Handlung doch gleichzeitig als gebunden erſcheint durch die Vergangenheit, auf deren Erhellung wir geſpannter ſind als auf den Fortgang der weſentlich durch ſie bedingten Ereigniſſe.

Von dieſem Recht des Romanſchriftſtellers macht Bernd von Guſeck den ausgedehnteſten Gebrauch. Schon die Rolle, welche Prinz Camillo ſpielt, erſcheint in vielfachen Vorgängen dunkel und tritt erſt allmählich mit allen ihren verborgenen Tendenzen mehr zu Tage. Dieſer Prinz iſt der Vertreter einer machiavelliſtiſchen Intrigue, des Carbonarithums, das in ſeinen letzten Zwecken auch über die Throne hinweggeht, ein Vorläufer des Mazzinismus, in ſeiner Lahmheit gleichſam ein hinkender Bote der Republik. Doch der Autor iſt weit davon entfernt, uns in das Programm dieſes Politikers von Haus aus einen Einblick zu verſtatten; er läßt uns lieber über mancherlei Motive ſeines Benehmens, gegenüber ſeiner Familie und dem König, im Dunkel, um erſt allmählich den Schleier zu lüften.

Noch dunkler iſt die Vorgeſchichte der Heldin des Romans, der Principeſſa Virginia. Wir werfen einen Blick in allerlei Familienzerwürfniſſe, wir ſehen ſie mit dem eigenen Vater zerfallen; wir ſehen die Ehe mit dem Gatten als eine durchaus eigenthümliche, wir ahnen in der kleinen Maddalena ihre Tochter; doch erſt ganz zum Schluß erhalten wir den Schlüſſel zu dieſen Misverhältniſſen, welche allerdings dadurch erſt in die wahrhaft problematiſche Beleuchtung gerückt werden. Ihre Ehe mit dem Grafen Orkum war eine Scheinehe, um eine jugendliche Verirrung zu vertuſchen, von der kein anderer als König Murat die Verantwortung trug.

So berechtigt indeß die geheimnißvolle Verhüllung iſt, in welcher der Romandichter eine derartige Vorgeſchichte und ihren Zuſammenhang lange Zeit hindurch unſerm Auge entzieht, ſo erſcheint es uns doch fehlerhaft, daß wir auch da, wo Bernd von Guſeck den Schleier hebt, nur flüchtige Andeutungen erhalten. Gerade dann aber hat der Roman das Recht, ſelbſtändige Kapitel mit all der ausmalenden Breite des epiſchen Stils einzuſchieben und den Gang der Ereigniſſe durch dieſe, das Verſäumte nachholende, ein ſelbſtändiges Ganzes ſchaffende Darſtellung zu unterbrechen. Nicht einmal als erlaubte Epiſode würde dieſe Liebesnovelle Murat's hier erſchienen ſein, ſondern als durchaus zu der innern Entwickelung des ganzen Romans gehörig. So beiläufig durfte der Autor nicht eine für den Charakter ſeines Helden ſo bezeichnende Handlungsweiſe erwähnen, um ſo weniger, als uns der Roman gar keine neuen Liebesabenteuer des Königs vorführt, ſodaß dies Streiflicht noch dazu ein ganz vereinzeltes bleibt. Ja, die Architektonik des Werks verlangte für die Liebe des Königs zur ſchönen Principeſſa um ſo mehr einen, wenn auch ſpät gewährten, doch ausreichenden Raum poetiſcher Schilderung, als der ganze Bau des Romans ja auf dieſer Grundlage ruht und wir von ihr aus erſt alle Charaktere und Situationen deſſelben begreifen lernen. Wir glauben nicht, daß es eine Pruderie der Muſe des Autors war, welche ſich ſcheute, uns ein ſo leidenſchaftliches und folgenſchweres Verhältniß vorzuführen, indem das Verletzende, was in der Thatſache einer „verdeckenden Ehe auf höhern Befehl" liegt, durch die lakoniſche Erwähnung mehr hervorgehoben als vertuſcht wird; wir glauben vielmehr, daß der Autor ſich ſcheute, dort, wo die Enthüllungen ſtattfinden und die Handlung des Romans zum Schluſſe hindrängt, noch ein breit ausgeführtes Gemälde vergangener Zeiten einzuſchieben. Dennoch gehört dies zu den retardirenden Elementen, zu denen der Epiker jederzeit volle Berechtigung beſitzt.

Was den mehr hiſtoriſchen Theil des Romans betrifft, ſo ſind uns die politiſchen Verhältniſſe in klarem Zuſammenhang geſchildert; die ſchwankende Politik des Königs tritt in ihren Motiven klar vor uns hin; ſein eigener Charakter, wie der ſeiner energiſchen Gattin Karoline, der Schweſter Napoleon's, übt einen gewiſſen feſſelnden Zauber durch die romantiſche Ritterlichkeit, die ihm zu Grunde liegt, und durch den Ungeſtüm kühner Thatkraft. Wir erhalten jedenfalls ein intereſſantes Bild dieſes merkwürdigen plebejiſchen Königs. Nur hätten wir, gegenüber der conſpirirenden Ariſtokratie, den demokratiſchen Zug ſeines Charakters noch ſchärfer hervorgehoben gewünſcht, ebenſo ſeine geſchichtliche Bedeutung; denn gegenüber den Bourbons vertrat er doch das Princip des geſchichtlichen Fortſchritts — und das iſt das wahrhaft Tragiſche in ſeinem Untergang: Moritz Hartmann hat dies ſchärfer betont. Was die kriegeriſchen Operationen des Königs betrifft, ſo ſind ſie mit kundiger Hand gezeichnet, und namentlich zeigt die Darſtellung der Schlacht von Tolentino von einer Sachkenntniß, welche nirgends in die Trockenheit taktiſcher Auseinanderſetzungen verfällt, ſondern nur

der lebendigen Schilderung eine gediegene und feste Grundlage gibt.

Die Landung bei Pizzo und der Tod des Königs erscheinen uns von Bernd von Guseck spannender erzählt, als in dem Schlußkapitel der Hartmann'schen Novelle. Die Charaktere des Romans sind ausprechend contrastirt, namentlich ist der etwas rohe Graf Orkum eine treffliche Gestalt. Am wenigsten Interesse erregen die Charaktere aus dem Volke, wie sich überhaupt in diesen episodischen Scenen manches Weitläufige mit einschleicht.

Die Sprache des Romans ist von edler Haltung. Wir theilen ein Landschaftsbild aus demselben mit, zur Parallele mit dem von Moritz Hartmann. Es schildert die Fahrt der Heldin nach einem Sommerschloß, der Rosaja:

Der Weg, welcher ihr heute zur Ewigkeit sich dehnte, senkte sich endlich in ein Thal, und der graue Schleier, welcher die ganze Gegend verhüllt hatte, schien sich plötzlich zu lichten. Ein frischer Wind von der Höhe setzte das träge Gewölk, das am Himmel gelastet hatte, in Bewegung, noch ein heftiger Regenguß, der auf die Kutschendecke prasselte, dann zerrissen die Wolken, der Wind segte sie stürmisch zur Seite, ein erster Sonnenblick, und die Natur zeigte ihr zauberschönes Antlitz wieder, das nur zu lange misfarbig bedeckt gewesen war. So fuhr Virginia in das liebliche Thal ein, in welchem die Rosaja lag; es war, als komme mit ihr, der Herrin, wieder Freude und Licht in das dunkle Gefild. Auch ihr war die Umgebung des Landhauses, dem sie sich nahte, noch nie so reizend erschienen als heute. Die schön und phantastisch geformten Kuppen, in welchen der Thalrand sich dahinzog, die Weingärten mit den weißen Winzerhäuschen, am Wege der muntere Bach, der ihn begleitete und heute, vom Regen geschwollen, hundert übermüthige Cascadellen bildete, die Kapelle droben, von der Sonne wie mit einer Glorie umstrahlt, die bunten Herzblumen, die Gebüsche, im Lichterspiel demantner Regentropfen funkelnd, und das Haus selbst, so wohnlich, so friedlich unter den hohen Bäumen ihr entgegenschauend — Virginia hatte sich weit aus dem geöffneten Fenster gelehnt und nahm all die Schönheit in vollen Zügen in sich auf. Sie fühlte sich hier immer so glücklich; war dieser Bach der Lethe, welcher sie alles vergessen ließ, was jenseit der Höhe lag, von wo sie in das Thal einfuhr?

Die Haltung der Hartmann'schen Novelle ist allerdings im ganzen künstlerischer; aber der Roman Bernd von Guseck's ist spannender und reicher an Erfindung. Wir halten derartige Stoffe neuerer Geschichte am geeignetsten für den historischen Roman, weil wir mit ihren Helden sympathisiren und mancherlei Fäden noch aus der nächsten Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichen, während die mittelalterlichen „Geschichtsklitterungen" jeder Art doch nur ein sehr vermitteltes Interesse in Anspruch nehmen.

Rudolf Gottschall.

Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Flöhe.

Welcher Mittel Goethe's öffentliche Gegner und Feinde noch zu seinen Lebzeiten sich gegen diesen bedienten, ist eine nicht unfruchtbare Betrachtung; zeigt sie uns ja dieselbe Unredlichkeit und Verbissenheit, nur offener und unverschämter, welche auch heute noch, zum Theil unter dem Deckmantel der Religion und Sittlichkeit, gegen unsern größten Dichter, den in seiner ganzen menschlichen Vollendung zu erkennen freilich wenigen gegeben ist, ihre Pfeile zu richten sich nicht entblödet. Goethe selbst theilte einmal seine zahllosen Gegner in fünf Klassen, insofern sie aus Dummheit, oder aus Neid, oder aus Mangel an eigenem Erfolg, oder aus Gründen, oder aus abweichender Denkungsweise sich gegen ihn zur Wehr setzten; nur die Gegner aus gemeinem Muthwillen hat er übergangen. Ein solcher tritt uns in der obengenannten Schmähschrift entgegen, deren Täuschung neuerdings wieder von buchhändlerischer Betriebsamkeit benutzt worden ist, gedenk des Wahlspruchs: Lucri bonus odor!

Im Anfang des Jahres 1823 trat eine Schrift unter folgendem Titel an das Licht der Welt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover. «Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!» Braunschweig 1823. Gedruckt und verlegt von der fürstlichen Waisenhausbuchdruckerei." Daß aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare nicht zurückgenommen würden, findet sich auf dem Umschlag bemerkt. Voran geht S. 3—70 ein „Friedrich Glover" unterschriebener Prolog, der mit der Bemerkung beginnt:

Die vorliegende Schrift erschien zuerst in der edinburger Literaturzeitung, ward aber nachher, mit wenigen Veränderungen und Zusätzen, besonders wieder abgedruckt und so in Form einer eigenen Abhandlung durch ganz England verbreitet. Da ihr Gegenstand ein Gelehrter (!) ist, welchen das gebildete deutsche Publikum allgemein verehrt und bewundert, so glaubte der Uebersetzer sich um seine Nation ein Verdienst zu erwerben, wenn er das englische Original in deutschem Gewande auftreten ließe, um einsichtsvolle Männer vielleicht zu einer genauern Würdigung der Verdienste Goethe's zu veranlassen.

Könne man dem Kritiker auch nicht überall beistimmen, besonders da, wo er die deutsche Nation und ihre Literatur im allgemeinen angreife, so werde man doch zugeben müssen, daß der herbe Tadel gegen Goethe weder unüberlegt und absprechend noch durchweg unverdient sei. Die Behauptung, Goethe habe seinen Gegner durch verschiedene Aeußerungen über die Engländer zum Unwillen gereizt, wird auf wunderliche Weise durch die Stellen in „Dichtung und Wahrheit" (XXII, 147 fg., 159, 161 fg.) und seine Bemerkung (XXI, 18) über die „Wunderlichkeiten der englischen Aussprache", das „Besondere ihres Tons und Klangs" und das „Besonderste der persönlichen Eigenheiten des Engländers" (es ist aber dort von einem ganz bestimmten jungen Engländer die Rede) zu begründen gesucht. Von S. 77—151 folgt, in 38 Paragraphen getheilt, die Uebersetzung des englischen Aufsatzes mit einigen Anmerkungen, worin der Uebersetzer ein paar so starke wie ungerechte Ausfälle gegen die Deutschen widerlegt, meist aber gegen Goethe sich richtet und ein paarmal sogar das, was dieser von englischer Sitte erwähnt, geradezu leugnet, obgleich der englische Verfasser es ohne irgendeinen Widerspruch hatte durchgehen lassen und Goethe in dem, was er sagt, durchaus recht hat. Auch kann er sich einmal nicht enthalten, ihm einen untergeordneten Rang in der Ballade anzuweisen, worin er,

wie längſt anerkannt ſei, ſich mit Bürger durchaus nicht meſſen könne. Er verübelt es Goethe arg, daß er das „Märchen“ ſeiner Heilung durch ein angebliches Wunderſalz zu erzählen gewagt habe, da derartige Erzählungen mehr ſchadeten als nützten, ja er ſtößt ſich ſogar an ſeine Aeußerung über das Vergnügen, Friederike „beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen“, da erkennen „an die elegante lateiniſche Redensart carnaliter cognoscere erinnere“. Auf einen Arzt deutet die Bemerkung hin, das unanſtändige Betragen Lucindens, der Tanzmeiſterstochter zu Strasburg, ſei Nymphomanie geweſen, wie die vollſtändig mitgetheilte Beſchreibung dieſer Krankheit von einem berühmten franzöſiſchen Arzt beweiſe.

Der Herausgeber läßt ganz unerwähnt, daß bereits Oken in der „Iſis“ 1817 (Nr. 42—48) von dieſem im Juni 1816 erſchienenen engliſchen Aufſatze eine Ueberſetzung gebracht hatte, wobei er zum Schluſſe bemerkte: „Ganz und wörtlich überſetzt, einige Stiche abgerechnet, die ſich in unſerer gutmüthigen Sprache nicht hinlänglich geben ließen“, und hinzufügte: „Wir haben uns lange umgeſehen, an welchem lebenden engliſchen Schriftſteller für vorliegende Frevelthat wol Rache zu nehmen wäre; aber ungeachtet vorſtehender Kritik unſern Muth nicht kühlen können. Der engliſche Kritikus hätte ſeinen Witz an folgendem Stückchen mit mehr Anwendung können ſcheinen laſſen“ (an der Art, wie Malone ſich an dem echten Bilde Shakſpeare's zu Stratford vergangen). Wenn Oken jene böswillige, von keinem Verſtändniß Goethe's zeugende Beurtheilung ſeiner Lebensbeſchreibung, welche man irrig eine Zeit lang Byron zuſchrieb, als eine Curioſität mittheilt, ſo ſtimmt unſer Herausgeber in allem, was ſie gegen Goethe Albernes und Gehäſſiges vorbringt, ihm von Herzen bei und hält es noch ſechs Jahre nach der Veröffentlichung in der „Iſis“ der Mühe werth, ſie in einer beſondern Ueberſetzung dem deutſchen Volke darzubringen, das nachſehen möge, ob es wirklich mit gutem Rechte ſeinen Dichter „allgemein verehre und bewundere“. Die Ueberſetzung iſt gewandter als die in der „Iſis“, aber vielleicht auf dieſe ſtatt auf die Urſchrift gegründet.

Doch dieſe ſo beißende wie unverſtändige Kritik des Engländers enthielt dem Herausgeber noch nicht Gift und Galle genug; es prickelte ihn, ſie noch mit einem zweiten gepfefferten Gericht aus eigener Küche zu vermehren; darum ſchrieb er dazu noch den bereits oben erwähnten Prolog, auf den wir jetzt noch des Nähern eingehen müſſen. Goethe's Wort gleich im Anfange von „Dichtung und Wahrheit“: „Nicht einem jeden möchte es verliehen ſein, in gewiſſen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen aufzutreten“ *), werde durch ſeine eigene Lebensbeſchreibung auf allen Seiten, faſt in allen Zeilen beurkundet. Indeſſen meine Goethe, „es ſei in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgendeine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit *) beſtimmen mag (möge)“, und der Herausgeber ſcheut ſich nicht, darauf den Trumpf zu ſetzen: „Alſo gleich viel, welche Theilnahme, ſei ſie verſtändig oder nicht, ſei ſie falſch oder wahr, geheuchelt oder ungeheuchelt.“ Solche ſchlechten, auf abſichtlichem Misverſtehen, ja Verfälſchung beruhenden Witze gegen Goethe vor aller Welt ſpielen zu laſſen, mit welchem Namen ſoll man es bezeichnen? Irgendeine Theilnahme, ſpottet er ſodann, dürfe ſich Goethe gewiß verſprechen bei ſeiner Beſchreibung des liſſaboner Erdbebens (XXI, 29 fg.), die dann mit Ausſtellungen begleitet wird, von denen die meiſten geradezu blödſinnig ſind, nur eine über die Wortſtellung eine ſcheinbare Berechtigung hat. Daß die Beſchreibung, der man eine große Wirkſamkeit bei aller Einfachheit der Darſtellung nicht abſprechen kann, Goethe ſo ſchlecht gerathen ſei, wird ſeinem ungebildeten Geſchmack zugeſchrieben, und ihm vorgeworfen, daß er in ſeinen frühern Jahren die alten Claſſiker faſt gänzlich vernachläſſigt und ihnen kein andauerndes Studium zugewendet habe. So etwas wagte man gegen den Dichter auszuſprechen, der das Alterthum, beſonders das helleniſche, ſo tief in ſich aufgenommen und erfaßt hatte, wie wenige, dem die Alten beſſer bekannt waren als manchem heutigen Philologen, gegen den Dichter der „Iphigenie“ und des an den herrlichen Schilderungen ſo reichen epiſchen Sanges „Hermann und Dorothea“. Wie man ſo etwas zu machen habe, ſoll Goethe gar von Seneca lernen, von welchem eine Schilderung des Erdbebens und eine der Sündflut in aller Ausführlichkeit abgeſchrieben werden. Hätte der Herausgeber nicht die weitere Bemerkung: „Ob aber auch wol Goethe die Schriften eines Seneca eben mehr als höchſtens dem Namen nach kennen mag? Solche alte verlegene Waare ſuche man jetzt nur in ſchmuzigen Schulſtuben, nicht in den geputzten Prunkzimmern vornehmer Dichter unſerer Zeiten!“ auf den Knien abbitten müſſen, wenn er von Goethe's Sein und Thätigkeit eine Ahnung erhalten hätte. Die Unwiſſenheit iſt immer ein getreuer Bundesgenoſſe der Gegner Goethe's. Daß dieſer eindringlich ſich mit Seneca beſchäftigt, hätte unſer Therſites aus der ſchon 1810 erſchienenen „Geſchichte der Farbenlehre“ erſehen können, wo er über Seneca ſich einſichtig ausſpricht.

Wohlgemuth vorſchreitend findet der Verfaſſer des Prologs in Goethe's Lebensbeſchreibung alle Fehler, welche die frühern Arbeiten deſſelben charakteriſirten. Nur mit tiefſter Entrüſtung kann man die Beſchuldigung leſen, überall ſchimmere die leichtſinnige Verachtung der Religion und Moralität hervor, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet habe. Und die Beweiſe hierfür? Der erſte liegt in dem wegwerfenden Tone, womit er von Strafgerichten der Geiſtlichkeit rede. Das iſt eine arge Verdrehung. Goethe ſagt nur, die Geiſtlichkeit habe es nach dem liſſaboner Erdbeben nicht an Strafpredigten fehlen laſſen. Das wäre alſo eine Verachtung der Religion!

*) Die Stelle findet ſich vielmehr in dem von Goethe im Vorworte angeführten Briefe von Wilhelm von Humboldt, und ſind unter den „unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen“ freie Dichtungen gemeint.

*) Das von Goethe hier hinzugefügte Wort „liebevoll“ hat der Gegner abſichtlich ausfallen laſſen.

Ein weiterer Beleg wird in der Erzählung gefunden, ihm habe, als er kurz vor seiner leipziger Studienzeit die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie kennen gelernt, Sokrates für einen trefflichen, weiſen Mann gegolten, der wol, im Leben wie im Tod, ſich mit Chriſtus vergleichen laſſe, ſeine Schüler hingegen hätten ihm große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben geſchienen. Man kann nur die Dreiſtigkeit anſtaunen, die ſich nach Anführung dieſer Stelle zu dem Ausſpruche hinreißen läßt: „Wer ſolche gefährliche Grundſätze vor das große Publikum bringt, der iſt ein verabſcheuungswürdiger Menſch.“ Von Grundſätzen iſt hier eigentlich gar nicht die Rede, ſondern nur von der Anſicht des Knaben, den hier angeſtellten Vergleich aber haben die edelſten und frommſten Männer häufig genug gemacht. Und wie ungeſchickt iſt der Schmäher! Daß Goethe an die Offenbarung nicht geglaubt, hätte er aus andern Stellen ſchlagend beweiſen können; aber nur der erhitzteſte Eiferer kann einen von warmer Verehrung der in der Natur zu uns redenden Gottheit durchdrungenen Menſchen, weil ihm der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung fehlt, deshalb für verabſcheuungswürdig halten. Derſelbe Mann aber, der ſich hier als Eiferer für die Offenbarung und Sittlichkeit darſtellt, ſcheut ſich nicht, wie wir weiter ſehen werden, vor dem ärgſten Lug und Trug, um Goethe etwas anzuhaben.

Aus der Darſtellung von Goethe's Verhalten gegen die Bibel (XXII, 76 fg.) reißt er eine in jeder Beziehung treffende Stelle heraus, um ſie ohne weiteres für den größten Unſinn zu erklären, und wenn Goethe bemerkt, er habe als Knabe über die Spötter der Bibel in Wuth gerathen können, und noch erinnere er ſich genau, daß er in kindlich fanatiſchem Eifer Voltaire, wenn er ihn hätte habhaft werden können, ſeines „Saul“ wegen gar wol erdroſſelt, ſo ſcheut ſich der Gegner nicht, darüber die Bemerkung zu machen: „Noscitur ex socio. Goethe war von demſelben fanatiſchen Eifer beſeſſen, welcher den ſeligen Sand zu dem teufliſchen Entſchluſſe bewog, den armen Kotzebue, wohl ſeligen Andenkens, zu morden.“ Dies iſt ſo unmotivirt wie möglich! Goethe ein Fanatiker wegen dieſer augenblicklichen überwallenden Wuth des Knaben! Kein Menſch war weiter von Fanatismus entfernt. Auch der Vorwurf, daß ſeine politiſchen Maximen ſchlecht und unmoraliſch ſeien, wird wunderlich begründet. Was Goethe XXII, 93 von den Finanzen ſagt, iſt freilich nicht tief gegriffen und kann vor der höhern Einſicht der neuern Zeit nicht beſtehen; indeſſen ſoll es dort nur zum Beweiſe dienen, daß die genaueſte Einſicht in die Beſchaffenheit eines Reichs mehr die Betrachtung des Zuſtandes der Gerichte und des Heers als die der Finanzen gewähre. Das XXII, 95 vom Staate Bemerkte gilt nur von dem wirklichen Staate, ſoll keineswegs die richtigen Grundſätze des Staats entwickeln. Wenn er weiter an Goethe's Aeußerung Anſtoß nimmt, im Frieden beſtehe der Patriotismus eigentlich nur darin (er ſchiebt die überflüſſige Frage ein, ob es auch einen uneigentlichen Patriotismus gebe), daß jeder vor ſeiner Thür kehre, ſeines Amts warte, auch ſeine Lection lerne, daß es wohl im Hauſe ſtehe, ſo ahnt er freilich nicht, daß hier ein Wort Luther's vorſchwebt, wovon Goethe auch in einer Xenie (III, 63 fg.) ausgeht. Zu unſerer Verwunderung hören wir, daß Goethe ſich von jeher in faden, tändelnden Wortſpielen ſo ſehr gefallen habe, und zum Beweiſe werden aus der Lebensbeſchreibung zwei Stellen ausgehoben, wo er ein paar ſolcher Tollheiten von andern anführt, welche für dieſe gerade bezeichnend ſind, während er ſelbſt nichts weniger als Gefallen an dieſen „Poſſen“ bezeigt. *)

Wir könnten mit dieſen Proben uns begnügen, gälte es nicht, die Schale der Schmähungen, welche der Verfaſſer des Prologs über Goethe ausgießt, bis auf den letzten Tropfen zu unterſuchen, wobei die Geſinnung aus der er hervorging, ſich immer herrlicher offenbaren wird. Goethe fährt der Prolog fort, ſchwatze, wie die Alten gemeinhin ſehr geſchwätzig ſeien, blind in den Tag hinein, ohne ſich darum zu kümmern, was und warum er ſchwatze, und er faſele wie andere Alte. Zum Beweiſe muß gelten, daß er XXI, 145 eine nur eine Seite füllende Erwähnung mit den Worten einleite: „Umſtändlicher muß ich jedoch hier eines Mannes gedenken“, während die vorhergehenden von Hermann, Gröning und Horn zwei einnähmen. Das iſt eine einfache Unwahrheit. Die mit jenen Worten eingeleitete Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu Langer füllt mehr als drei Seiten, während von den vorhergehenden die längſte noch nicht anderthalb Seiten umfaßt, die beiden andern ſehr kurz gehalten ſind. Aber nicht blos das Alter ſoll Goethe zum weitern Schriftſtellern unfähig gemacht haben, ſondern auch die allgemeine Vergötterung. Als ob Goethe nicht die bitterſten und biſſigſten Feinde gehabt (wir erinnern nur an die alles Maß überſchreitenden Ausfälle, welche die „Vermiſchten Schriften“ des Herrn Franz von Spaun erſt vor kurzem dem geſunden Menſchenverſtande zum Hohne gebracht hatten), als ob nicht die meiſten ſeiner ſpätern Dichtungen, ſelbſt „Taſſo“, mit großer Kälte oder vielfältigem Widerſpruch aufgenommen worden; als ob nicht Schiller von der begeiſterten Anerkennung weit über Goethe erhoben worden wäre! Goethe verachte das Publikum, heißt es weiter. Selbſt ſeine Vaterſtadt behandle er ſehr unfein, indem er von den dortigen armen verbleichten Waiſenkindern ſpreche und ſie den Schafheerden anſchließe, die man zu gleicher Zeit ins Freie gelaſſen habe. Man leſe die Stelle XXI, 26, um ſich von der Grundloſigkeit dieſes Vorwurfs zu überzeugen. Wie wenig er das Publikum achte, ſollen auch die vielen gemeinen, pöbelhaften Ausdrücke beweiſen, deren er ſich bediente. Man ſtaunt über das, was hier als gemein angeführt iſt. Goethe hat gerade aus dem Volksmunde viele treffende Ausdrücke in die Sprache aufgenommen, die in ihm, wie es Grimm ſo bedeutſam ausgeſprochen, nach Luther ihren bedeutend-

*) Der Prolog kommt auch ſpäter (S. 74) auf die vielen Wortſpiele Goethe's zurück, die auf bewunderungswürdige Art an Abſurdität miteinander wetteiferten, weiß aber aus der Unzahl nur die Stelle (XXI, 180) anzuführen: „Die Medicin beſchäftigt den ganzen Menſchen, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt“, die hier unverſtändig verſpottet wird.

ſten Förderer gefunden hat. Die meiſten der hier angeführten Ausdrücke ſind jetzt in die Schriftſprache aufgenommen. Gar ſehr wird Goethe abgekanzelt, daß er einen gewiſſen Hannoveraner „eine derbe, breite hannoveriſche Figur“ genannt, ohne Zweifel doch, weil er an Hannoveranern oft eine ſolche Geſtalt bemerkt hatte.

Der Nachläſſigkeiten im Stile ſollen unzählige ſein, aber die zahlreichen angeführten Beiſpiele zeigen nur, daß der Prologiſt weder die Freiheiten, deren ſich der Schriftſteller zur lebendigern Darſtellung oder zum anmuthigern Fluſſe bedienen darf, zu würdigen weiß, noch den Umfang des deutſchen Sprachgebrauchs kennt; er rückt Goethe die treffendſten, zum Theil dem Volksmund entnommenen, zum Theil glücklich gebildeten Ausdrücke vor, ſodaß die zahlreiche Liſte derſelben heute, wo das meiſte in unſerm Sprachgebrauche feſtſteht, uns manches Lächeln erregen muß. Wenn Goethe den Unterſchied zwiſchen „Worte“ und „Wörter“ nicht befolgt, ſondern durchweg „Worte“ braucht, ſo iſt dieſe Eigenheit gerade nicht ſo ſehr bedauerlich. Die Aufzählung der vielen unſerm Ariſtarch anſtößigen Wörter gereicht dieſem ſelbſt nur zur Beſchämung. Daß Goethe ſich der Fremdwörter mehr enthalten hätte, könnte man wol wünſchen; aber er nahm ſie aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Gegner verräth auch hier nur zu oft ſeine Unwiſſenheit. Ueber Goethe's „Giebelzimmer in der Manſarde“ ſpottet er, ohne zu wiſſen, daß Manſarde auch das ganze Stockwerk bezeichnet. Freilich iſt „in der Manſarde“ (XXI, 103), „im Manſard“ (XXI, 133) nach „Giebelzimmer“ ſtatt „Zimmer“ unnöthig, aber wie das eine die Geſtalt des Zimmers, ſo bezeichnet das andere deſſen Lage, und wird der Ausdruck dadurch anſchaulicher. Sogar das unentbehrliche Wort „Humor“ will der Gegner nicht durchgehen laſſen, und er ruft erſtaunt: „Wer hat wol je geſagt, daß Humor gegeben werde?“ Als ob dies nicht ebenſo ſtatthaft wäre als „Vergnügen“, „Muth geben“! „Verſelbſten“ und „entſelbſtigen“ ſind XXII, 170 keineswegs ſo unnöthige und unglückliche Bildungen, wie ſie dem Goethomaſtix ſcheinen; ſtatt „verſelbſten“ ſollte es vielleicht „verſelbſtigen“ heißen, ſodaß erſteres nur einer der vielen unverbeſſert gebliebenen Druckfehler wäre. Daß Goethe einzelne Lieblingswörter habe, die er über Gebühr braucht, kann man zugeben, aber die Sache iſt nicht gar auffallend, und das gerade hier gegen ihn Vorgebrachte von geringer Bedeutung. Anderes hat Lehmann zuſammengeſtellt und gewürdigt. Ueber Goethe's Gebrauch des Particips urtheilt Lehmann nach genaueſter Forſchung ganz anders als Friedrich Glover, der ihn ekelhaft findet und uns gar belehrt, erſt in neuern Zeiten ſei der Gebrauch des Particips aufgekommen. Auch weiß man, daß Goethe zuweilen jetzt ſchon veraltete Formen ſich geſtattet und nicht immer ſtreng der Grammatik folgt, von der er einmal launig gegen Uwarow äußerte (es war im Jahre 1817), ſchon 30 Jahre arbeite er daran, ſie zu vergeſſen. Daß manches, was von dem Verfaſſer des Prologs als fehlerhaft angeführt wird, nichts weniger als dieſes iſt, berühre ich blos. So meint er, jeder Schulbube wiſſe, daß man „mir dünkt“, aber „mich däucht“ ſagen müſſe, während jedem Kundigen bewußt iſt, daß hier das allergrößte Schwanken herrſcht. Er mutzt Goethe den Dativ „niemanden“ als unrichtig auf, während dieſes doch bei weitem richtiger als das von ihm empfohlene, durchaus fehlerhafte „niemandem“. Ja offenbare Druckfehler, die nur in der Ausgabe von 1816 ſtehen, müſſen gegen Goethe Zeugniß ablegen. Für den Wohllaut hat dieſer ſtrenge Kritiker ſo wenig Gefühl, daß er meint, wenn man das e des Dativs oder Ablativs wegfallen laſſe, dies auch überall thun oder e überall beibehalten müſſe. Denſelben Mangel verräth ſeine Bemerkung zu den Worten: „An einem Weihnachtsabende jedoch“, ſo fehlerhaft (ſtatt „Weihnachtsabend“) habe noch niemand geſchrieben. Was hiernach von gerechten Vorwürfen gegen Goethe's Handhabung der Sprache ſtehen bleibt, verſchwindet ſo völlig gegen ſeine ungeheuern Verdienſte um die Entwickelung unſerer Sprache, daß, wer ihn deshalb abkanzeln will, ſich ſelbſt das größte Armuthszeugniß ausſtellt. Aber in unſerm Prolog iſt es nicht blos Unkenntniß, ſondern auch der allerböſeſte, vor Entſtellungen nicht zurückſchreckende Wille, der ſich gegen den großen Dichter zur Wehr ſetzt.

Mit allem dieſem iſt es nicht genug. Der Mann, welcher Goethe die Verletzung der Religion und Sittlichkeit ſchuld gibt, ruht nicht, bis er ihm eine ganze Schriftwiſſend, daß ſie lange Jahre vor Goethe's Geburt erſchienen iſt, mit eiſerner Dreiſtigkeit angeheftet und, um ſeine Sache glaubhafter zu machen, ein paar auf Goethe ſelbſt deutende Stellen eingeſchoben hat. So täuſcht er die Welt, welche des unſaubern, Goethe in die Schuhe geſchobenen Büchleins wegen ſein Pamphlet kaufen ſoll. Dazu iſt ihm der Name des mit höchſter Rückſichtsloſigkeit geſchmähten Dichters gut genug!

Ohne weitern Uebergang kommt der Prolog ſodann auf Goethe's Beſuch der leipziger Hochſchule zum Studium der Rechtswiſſenſchaft. Seine akademiſche Laufbahn beſchreibe er ſelbſt ſo, daß man glauben müſſe, er ſei nicht ſehr tief in die Myſterien der Themis eingedrungen; dem ſei aber nicht ſo, wenigſtens habe er in einigen gedruckten Abhandlungen, bei denen er aus Beſcheidenheit ſeinen Namen verſchwiegen, ſich als einen der größten Rechtsgelehrten unſers Zeitalters bewieſen.

Dahin gehört unter anderm folgende grundgelehrte Abhandlung: „Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices: quaestionibus theoretico-practicis rarioribus adornata, variis rariorum dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus tam dubitandi quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata et ex principiis tam juridicis quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, judicibus, causarum patronis, studiosis, aliisque in foro, scholis ac gynaecco versantibus perutilis ac necessaria. (Francof. 1768.)“ Er hatte den gar artigen oder, um uns eines andern ſeiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, den gar neckiſchen Einfall, dieſe Schrift ſeiner Friederike zu dediciren, die, wie er in der Biographie erzählt, ein artiges Stumpfnäschen hatte, das ſo frei in die Luft forſchte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Gewiß war auch alles andere an ihr gar ſchön und natürlich, und Goethe — denn wie in aller Welt hätte er ſonſt auf die Dedication verfallen können — wußte aus prakti-

ſcher Erfahrung, daß in dem Gehege Friederikens unzählige ſchwarzbraune Thierchen umherſtreiften, die ſchon den römiſchen Damen unter dem Namen pulices bekannt waren. Dieſe animalcula fusca feſſelten ſeine ganze Aufmerkſamkeit und nahmen ſogar ſein Dichtertalent in Anſpruch, wie man aus den poetiſchen Epitheten ſieht, wodurch er ſie in der Dedication verherrlicht; er nennt ſie pulices mordaces, mordentes, pungentes, molestos, infestos, exiguos. Indeſſen ward er auch eiferſüchtig auf die Thierchen, und er konnte zuweilen in Wuth gerathen, wenn er gewahrte, daß ſie den ſchneeweißen Buſen Friederikens an tauſend Stellen geröthet hatten. Man dürfe ſie inzwiſchen, meinte er, nach den gelindern Grundſätzen des neuern Criminalrechts für ihren Frevel nicht mit dem Tode beſtrafen, höchſtens ſei nur dasjenige auf ſie anwendbar, was das römiſche Recht vom damno injuria dato verordnet. Darüber entſtand ein Wortwechſel zwiſchen ihm und Friederiken; ſie war nämlich anderer Meinung und erklärte ſeine gelehrten Reflexionen für Unſinn. Dies nahm Goethe ſehr übel; bald aber ward er ſelbſt miſstrauiſch gegen ſeine frühere Anſicht, begann nun über den Gegenſtand des Streits genauer nachzudenken, und das Reſultat ſeiner Meditationen war am Ende die vortreffliche Schrift, wovon wir vorhin den vollſtändigen Titel angegeben haben. Dieſe Schrift iſt eine der größten literariſchen Seltenheiten in der Welt. Wie man verſichert, beſitzt ſie Goethe ſelbſt nicht mehr, ja er ſoll ſich gar nicht einmal mehr erinnern, ſie jemals verfertigt zu haben. Wir fanden ſie zufällig auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris.

Das iſt nichts als ein ſchlechtes Gewebe der unbegründetſten Behauptungen; als ſchlechter Scherz kann es unmöglich gelten, da es mit demſelben Schein der Wahrheit auftritt, wie der vorangehende Theil des Prologs. Die Goethe auf ſo kecke Weiſe zugeſchriebene Abhandlung erſchien ſchon zwei Menſchenalter vor ſeiner Geburt; ihr Verfaſſer war der Rechtslehrer Otto Friedrich Zaunſchlieffer, der ſie 1685 unter dem Namen „Opizius Jocoserius J. U. Lic. et Practicus Veronensis" herausgab. Später ward ſie noch mehrfach gedruckt außer der erwähnten frankfurter Ausgabe von 1768, die Veranlaſſung zu dieſer Myſtification gab, obgleich gerade das Jahr 1768, da Goethe bekanntlich erſt im Frühjahr 1770 Strasburg beſuchte und Friederiken erſt im October deſſelben Jahres kennen lernte, ſchon die Täuſchung entlarvt. Zaunſchlieffer war 1653 zu Hanau geboren, ward 1678 Doctor utriusque juris zu Heidelberg, 1684 Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte, darauf Profeſſor des Rechts zu Marburg. Von der Hagen's Erwähnung einer amſterdamer Ausgabe von 1684 in Duodez muß in Hinſicht der Jahreszahl auf Irrthum beruhen. Eine zweite marburger Ausgabe iſt von 1724, auch ſteht die Schrift in den 1743 zu Amſterdam erſchienenen „Tractatus varii de pulicibus". Die frühern Ausgaben haben drei Abſchnitte mehr als die frankfurter und manche in dieſer ausgelaſſene Bemerkungen. Voran geht in allen eine Zueignung des Opizius Jocoserius an „Priscilla Capito, virgo clarissima". Dieſe hat denn von ſelbſt auf die angebliche Widmung der Schrift an Friederike geführt, welche aber wirklich auszuführen man ſich zu ſchwach fühlte. Dagegen wurde in §. 26 ſtatt librum amatorium, sorte Amadisium eingeſchwärzt opus aureum nostrum, cui titulus *Werther's Leiden*, ohne ſich darum zu kümmern, daß Goethe dieſen Roman erſt im Herbſt 1774, alſo ſechs Jahre nach dem von ihm benutzten frankfurter Drucke hatte erſcheinen laſſen. In §. 19 iſt folgender Satz ein ſchmählicher, da er auf Koſten von Goethe's edler Schweſter eingeſchobener Zuſatz iſt:

Videsis Epinicium in pulices, quo sororcula mea, omnis politioris doctrinae peritissima, Junonem imitata sic modulari exorsa:

Una cum gente tot annos
Bella gero.

Der Herausgeber gibt vor, nur einige Excerpte aus der Abhandlung mitzutheilen, und er bemerkt am Schluſſe: „Hic Terminalia sunto! Denn hier hören unſere Excerpte auf. Vielleicht werden wir in der Folge dieſes Fragment noch ergänzen, wenn ſich Goethe nicht etwa ſelbſt entſchließt, das Fehlende nachzuholen." Auch dies iſt eine Entſtellung der Wahrheit; denn die Abhandlung iſt in aller Vollſtändigkeit von ihm gegeben worden.

Nachdem er nun dieſe ſaubere Abhandlung mit eiſerner Stirn Goethe angehängt hat, kann er nicht umhin, deſſen juridiſcher Kenntniß das ſchlechteſte Zeugniß auszuſtellen; auf plumpeſte Weiſe nennt er ſeine Lebensbeſchreibung „das jüngſte Kind ſeiner Laune", in juridiſcher Hinſicht ein monstrum horrendum, cui lumen ademtum. Als ob Goethe hier juriſtiſche Kenntniß hätte zeigen wollen. Und die Beweiſe für ſolche grobe Beſchuldigungen? Das, was er breit und weitläufig über die Geſchichte des ehemaligen Reichskammergerichts ſage, ſei überall voll grober hiſtoriſcher Irrthümer und Unrichtigkeiten. Der Verfaſſer des Prologs iſt wahrlich nicht der Mann, dem man ohne Beweis ſo etwas glaubt; hätte er nur irgendeinen ſolchen in ſeinem Köcher gehabt, er würde nicht ungenutzt ſtecken geblieben ſein. Und was wäre es auch, wenn Goethe hier und dort geirrt hätte, wie er z. B., was unſerm flüchtig leſenden Zoilus entging, die Carolina, die Halsgerichtsordnung, XXI, 18 Karl IV. ſtatt Karl V. zuſchreibt. Die Beſchreibung des alten Pfeifergerichts ſoll ohne alle geſchichtliche Gründlichkeit ſein, weshalb im allgemeinen auf die darüber geſchriebenen Abhandlungen verwieſen wird. Eine wirkliche Unrichtigkeit hat er nicht nachgewieſen, und Goethe's aus eigener Anſchauung geſchöpfte Schilderung iſt höchſt lebendig und bezeichnend. Daß er XXI, 179 die Rechtswiſſenſchaft „Einſicht in die Rechtserforderniſſe" nenne, iſt unwahr; dort bezeichnet „Rechtserforderniſſe" das, was zur Begründung des Rechts gehört. Daß „Staatsrechtler" (XXI, 37) ſtatt des ungefügen „Staatsrechtslehrer" verwerflich ſei, darf man wol bezweifeln, da ler nicht gerade verächtlich ſteht, wie „Tiſchler", „Städtler" u. a. zeigen; ja es wird Goethe als eine Lächerlichkeit vorgeworfen, daß er Struve's „Jurisprudentia forensis", wie es damals Sitte war, den „kleinen Struve" genannt, und er ſoll den Namen des Mannes nicht einmal richtig angeführt haben, da dieſer Strub geheißen. Letzteres, obgleich vom jüngern Schütz wiederholt, iſt nicht einmal wahr; der Mann hieß wirklich Georg Adam Struve. Auch der Ausdruck „elegantere Jurisprudenz" (XXI, 27) wird nicht ohne Bitterkeit aufgemutzt. Elegantere Jurisprudenz

ſei diejenige, die noch eleganter ſei, als die elegante. Er weiß alſo nicht einmal oder will nicht wiſſen, daß der Comparativ oft den Gegenſatz gegen das Gewöhnliche bezeichnet; und der Ausdruck iſt hier recht bezeichnend. Daß der Leſer wiſſe, was man bei der Jurisprudenz elegant nenne, durfte Goethe wol vorausſetzen. Das Ganze ſchließt mit einem ironiſchen Lobe der in ſo ungerechtfertigter Weiſe Goethe zugeſchriebenen Abhandlung über die Flöhe.

Wer aber war der Verfaſſer und Herausgeber dieſer Schmähſchrift? Früher nannte man als gemeinſchaftlich dabei betheiligt Ch. H. G. Köchy und K. F. Arend Scheller in Braunſchweig, von denen der letztere, der ſich durch ſeine Kenntniß der ſächſiſchen Mundart auszeichnete, ein trauriges Ende hatte. Der genannte Köchy aber ſoll nach dem „Nekrolog der Deutſchen", 1828, S. 652, die alleinige Abfaſſung des Buchs für ſich in Anſpruch genommen haben. Köchy — zu Schliestedt bei Braunſchweig 1769 geboren — war im Jahre 1800 als Rechtslehrer in Jena aufgetreten, nachdem er ſchon mehrere juriſtiſche Schriften herausgegeben; er war 1803 als Oberlehrer an das Gymnaſium zu Mitau, 1805 als Profeſſor nach Dorpat gegangen, aber 1816 wegen eines Falles, wo er in den Verkauf des Doctorgrades verwickelt war, von ſeiner Stelle entlaſſen worden. Nachdem er längere Zeit in Petersburg, Hamburg, London und Madrid, zuletzt als Corrector der Didot'ſchen Buchdruckerei in Paris gelebt, war er nach Deutſchland zurückgekehrt, wo er ſich zuerſt in Wolfenbüttel als Advocat und Procurator niederließ. Da es aber damit nicht gehen wollte, legte er ſich auf die Schriftſtellerei und trat mit dem Buchhändler Vogler in Halberſtadt in Verbindung, in deſſen Verlag er eine politiſche Volkszeitung, den „Halberſtädter Kurier", herausgab, die aber bald einging. Der genannte, drei Jahre jüngere J. H. Ch. Vogler, ſeit Oſtern 1804 Arzt in Halberſtadt, hatte, da ſein Gehör zu leiden begann, 1809 mit Gleim's Neffen, Dr. Körte, das „Bureau für Literatur und Kunſt" gegründet, das er auch nach deſſen Ausſcheiden (1817) fortſetzte. Unſere Schmähſchrift fällt in die erſte Zeit der Verbindung Köchy's und Vogler's. Sollte nun Vogler, von deſſen Namen Glover ein Anagramm iſt, nicht Mitverfaſſer ſein? Dafür ſprechen folgende Gründe. Vogler war ein witziger, zu ſchriftſtelleriſchen Verſuchen aller Art geneigter Mann. Nach Weller „Index Pseudonymorum" S. 65 wäre er pſeudonym als H. Glover aufgetreten, während Friedrich Glover Köchy ſein ſoll. Die zweite Auflage trägt das Zeichen ſeines Verlags. Ein jüngerer Verehrer Goethe's, der ſich die genaueſte Kenntniß der betreffenden Literatur zu verſchaffen beſtrebt war, erhielt gegen Ende der zwanziger Jahre auf die Anfrage wegen des Verfaſſers der Schrift von dem damals in Potsdam lebenden Vogler eine launige Erwiderung, wonach er ſelbſt die Betheiligung daran eher in Anſpruch nahm, als von ſich wies, ſodaß dieſer weiter keinen Zweifel hegte, jener ſei es ſelbſt. Und es iſt gar nicht ſchwer, den Antheil der Verbündeten an dieſer Schmähſchrift zu beſtimmen. Die Ueberſetzung nebſt den meiſten Anmerkungen (ein paar deuten auf den Arzt hin), ebenſo der letzte, ganz unverbunden an den erſten tretende Theil des Prologs, von da an, wo dieſer den Uebergang auf die ihm untergeſchobene Abhandlung macht (S. 27), gehören ohne Zweifel dem juriſtiſch gebildeten, früher auch als juriſtiſcher Schriftſteller aufgetretenen Köchy an, wogegen wir den Anfang des Prologs bis S. 26, wo der urſprüngliche Abſchluß ſich deutlich verräth, Vogler unbedenklich zuſchreiben, der auch trotz der andern Firma den Verlag übernommen haben wird. Mögen ſich demnach Köchy und Vogler in die Ehre dieſer Schmähſchrift theilen! Den genialen Gedanken, um dem Prolog einen recht pikanten Schluß zu geben, die Abhandlung über die Flöhe Goethe zuzuſchieben, wird die Nachwelt dem erſtern nicht abſtreiten können.

Kurze Zeit nach dem Erſcheinen des edeln Büchleins, am 11. März 1823, brachte das „Literariſche Converſationsblatt" unter der Chiffre 80 eine „Literariſche Rüge", worin darauf hingewieſen wird, daß jene Abhandlung, welche Glover Goethe zuſchreibe, um dadurch Beweiſe von ſeinen frivolen Aeußerungen und Anſichten zu geben, bereits im Jahre 1685, beinahe 70 Jahre vor Goethe's Geburt, erſchienen ſei. Unbegreiflich ſcheine es, daß Glover bei ſeiner aus Lipenius geſchöpften Bekanntſchaft mit der juriſtiſchen Literatur dies nicht gewußt haben ſollte. „Billig entſteht daher die Frage: Beſchuldigt Herr Glover Goethe, Verfaſſer derſelben zu ſein, aus Ignoranz oder aus Bosheit?"*) Aber die Dreiſtigkeit wurde dadurch nicht gebändigt, ſie ſtieg vielmehr zu rückſichtsloſem Hohne. Im folgenden Jahre brachte der Vogler'ſche Verlag zu Halberſtadt eine zweite Auflage dieſes Schmähbüchleins, worin nicht allein dieſer Friedrich Glover ſich für einen „Königlich engliſchen (?) Oberſtlieutenant und Generalintendanten der britiſchen Marine in den weſtindiſchen Gewäſſern, mehrerer Orden Ritter, Doctor der Philoſophie u. ſ. w." ausgibt, ſondern die Schrift iſt auch Goethe's Jugendfreunde, Klinger, damals Generallieutenant in Petersburg, auf einem beſondern Blatte zugeeignet, ja ſie wird dieſem unter dem Poſtzeichen „Wolfenbüttel" durch die Poſt zugeſandt. Klinger erließ dagegen am 27. Februar 1824 eine im „Literariſchen Converſationsblatt" abgedruckte Erklärung, worin es heißt:

> Der genannte Autor ſowol als der Ueberſetzer, Commentator und Ueberſender dieſer Schrift an mich ſind mir völlig unbekannt. Auch ſpricht ſich dieſe Schrift, wie alle Schriften dieſer Art, das Urtheil ſelbſt; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne beſondere Unterſchrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im ſpäten Alter bin, ſo erkläre ich hiermit öffentlich: Dieſer Zueignung verſage ich die Annahme; die Schrift ſelbſt hat mein höchſtes Misvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlaſſe ich dem deutſchen Leſer.

Das verbündete Paar Köchy-Vogler trennte ſich bald darauf, Köchy ging im Sommer 1824 als Corrector zu Voigt nach Ilmenau, im folgenden Jahre in derſelben Eigenſchaft zu Vieweg nach Braunſchweig, wo er am 18. Auguſt 1828 ſtarb.

*) Vgl. auch daſelbſt „Goethe's Nichtantworten" in Nr. 89 deſſelben Jahres.

Die Schrift war damit abgethan, aber nicht die Täuſchung mit der Goethe boshaft zugeſchriebenen Abhandlung über die Flöhe. Im Jahre 1841 brachte eine namhafte berliner Buchhandlung noch einmal unter Goethe's Namen das von Köchy Goethe zugeſchriebene und mit zwei Fälſchungen verſehene Büchlein zugleich mit einer zum Theil fehlerhaften deutſchen Ueberſetzung in glänzender Ausſtattung. Die Myſtification bewies damals von der Hagen in der „Germania" (IV, 225 fg.). Das hinderte aber nicht, daß neuerdings die berliner Ausgabe mit lüſternen Bildern in Altona wiederholt wurde, um die Liebhaber erotiſcher Darſtellungen anzuziehen, dann aber wol auch durch Goethe's Namen manche zu fangen. Obgleich dieſe Täuſchung wieder gebührend entlarvt ward, entblödet man ſich nicht, in öffentlichen Buchhändleranzeigen auf dieſe Jugendſchrift Goethe's bedeutſam hinzuweiſen, und da man glauben mußte, mit ſolchen Reclamen werde ſich der Trug begnügen, hat derſelbe neuerlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", freilich nicht ohne Beanſtandung, durch eine gedungene Feder ſich Eingang zu verſchaffen gewußt, aber nur um auch hier nach Gebühr durch Profeſſor Kreizenach geſtraft zu werden. Iſt der Name Goethe's denn in Deutſchland rechtlos, ſodaß Derartiges ungehindert ſtattfinden darf? Kein redlicher Buchhändler wird ſich dem Vertriebe dieſes auf Täuſchung berechneten Buchs unterziehen. Das Freie deutſche Hochſtift zu Frankfurt, dem neuerdings daſſelbe (zweite Auflage, 1864) vom Buchhändler Schindler in Bockenheim, jetzt in Berlin, als Geſchenk dargeboten worden iſt, hat mit Recht („Flugblatt", 35 fg.) bemerkt, daß dieſe Schrift bekanntlich nur boshafterweiſe mit Goethe's Namen in Verbindung gebracht worden.

Kehren wir noch einmal zu unſerer Schmähſchrift zurück, ſo iſt ſie ein trauriges Zeichen, wohin ſich der Haß gegen Goethe verſteigen konnte; ſelbſt unſere Frommen, die ſich ſogar auf dieſen hinlänglich gekennzeichneten Glover zu berufen wagen, leiſten darin ſehr ſtarke Dinge, ſie verurtheilen, ohne ſich die Mühe zu geben, den Dichter kennen zu lernen, den es gilt, uneingedenk des Spruches: „Verdammet nicht, damit ihr nicht verdammet werdet." Warnen mögen ſie immer gegen das Verderbliche, was ſie in Goethe zu finden glauben, aber ſie ſollen nicht falſches Zeugniß über den Mann geben, in welchem Deutſchland einen ſeiner Größten verehren wird, ſolange es des deutſchen Namens werth iſt. Doch Goethe hat ſchon damals, als der Prediger Dr. Puſtkuchen, zwei Jahre vor unſerm Glover'ſchen Machwerk, „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" auf eigene Hand erſcheinen ließ, das treffende Wort geſprochen:

Ihr edeln Deutſchen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu beſtehn;
Zu zeigen, was moraliſch ſei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falſum zu begehn.

Heinrich Düntzer.

Neue Werke über Paläſtina.

1. Phyſiſche Geographie des Heiligen Landes. Von Edward Robinſon. Aus dem Nachlaſſe des Verfaſſers zur Ergänzung ſeiner frühern Schriften über Paläſtina. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Bibel iſt als älteſte und reichſte Quelle der alten Geſchichte für uns von unſchätzbarem Werthe. Jede Aufklärung dunkler Stellen derſelben, jede Identificirung heutiger Ortſchaften mit in der Bibel vorkommenden iſt ein großer Gewinn. Ganz abgeſehen von den pſychologiſch merkwürdigen Erſcheinungen ſeiner hervorragenden Propheten, iſt das Volk der Iſraeliten in ſeiner nationalen Ausſchließlichkeit, die Erſcheinung des Monotheismus bei republikaniſchen Inſtitutionen in der Nähe von polytheiſtiſchen, monarchiſchen Weltreichen, ein Gegenſtand, des tiefen, eingehenden Studiums würdig.

Für uns Deutſche haben übrigens die Iſraeliten noch außerdem eine beſondere Bedeutung. Bekanntlich zerfallen die europäiſchen Juden in zwei große Abtheilungen, in die ſpaniſchen (portugieſiſchen) und in die deutſchen (polniſchen) Juden. Jede dieſer Abtheilungen hält ihren Gottesdienſt in der betreffenden Sprache, wonach ſie benannt iſt. Die ſpaniſchen Juden hatten eine für ihre Zeit hohe Stufe geiſtiger Bildung: Alfons X., König von Caſtilien und Leon, ließ in der Mitte des 13. Jahrhunderts die nach ihm benannten aſtronomiſchen Tafeln durch Juden aus Toledo anfertigen; auch Uriel Acoſta und Spinoza legen Zeugniß davon ab. Andererſeits ſind hingegen die deutſchen Juden an Zahl weit ſtärker, und da in ihren Synagogen unſere Sprache herrſcht, ſo kommt es, daß ein Deutſcher auf der Reiſe durch ganz Rußland ſich verſtändigen kann. Man hat dieſen Vortheil bisjetzt noch nicht gehörig zu würdigen verſtanden; es wäre in unſerm Intereſſe, den Juden auf deutſchem Gebiete eine Akademie für Rabbiner zu errichten, nicht, wie vor nicht langer Zeit beabſichtigt wurde, dies in Peſth zu thun. Selbſt wenn der orthodoxen Richtung eine eigene Schule eingeräumt würde, bliebe der Nutzen immer noch größer als der Nachtheil, abgeſehen davon, daß mit der Zeit und noch eher als bisher freiſinnige Anſchauungen ſich Bahn brechen müßten.

Woher kommt die Theilung der europäiſchen Juden in jene beiden Hauptabtheilungen? Iſt ſie in der den Germanen eigenthümlichen Toleranz gegen Andersdenkende begründet? Waren doch auch in Spanien Germanen, nämlich die Gothen, einſt die Herren des Landes.

Das vorliegende Werk iſt das Ergebniß eingehender Studien, theils aus der Literatur, theils infolge von Reiſen in Paläſtina, welche der Verfaſſer in den Jahren 1838 und 1852 gemeinſchaftlich mit einem andern Gelehrten, Elie Smith, unternommen hatte, dem das Land ſchon von früher her bekannt war. Es ſollte, wie verſchiedene früher veröffentlichte Schriften, eine Vorarbeit bilden zu einem „ſyſtematiſchen Werke über die phyſiſche und hiſtoriſche Geographie der Bibel", deſſen Vollendung der Tod hindernd in den Weg trat.

In vier Abtheilungen ſind die Oberfläche, die Gewäſſer, das Klima und die geologiſchen Züge Paläſtinas behandelt. Der hebräiſche Text der Bibel bildet natürlich den Hauptinhalt; tritt auch der Mangel an Ortsentfernungen der Identificirung hemmend entgegen, ſo fördert das genaue Studium doch andere Anzeichen zu Tage. So wird z. B. auf S. 67 dargethan, wie in der Schrift vier verſchiedene Wörter für „Thäler" vorkommen, jedes in ſeinem Begriffe von den andern etwas verſchieden; Luther überſetzte, nach des Verfaſſers Meinung, wie es ſcheint, willkürlich durch Aue, Grund, Thal, Feld, Breite, Boden, während die engliſche Uebertragung noch einfacher zu Werke geht und nur das einzige Wort „valley" gebraucht. Die Werke des Joſephus, die ſpätern Reiſeberichte und die Sammelwerke von Reiſebeſchreibungen geben fernern Anhalt; die letztern auf S. 7—10 aufgezählt, beginnen mit dem „Onomasticon" des Euſebius, Biſchofs von Cäſarea, vom Jahre 330 bis zu den neuern Reiſen hin, ſo der amerikaniſchen Expedition im Jahre 1848, deren geologiſcher Bericht von H. J. Anderſon veröffentlicht wurde, und dem großen Werke Karl Ritter's: „Vergleichende Erdkunde der Sinaihalbinſel, von Paläſtina und Syrien" (4 Bde., 1848—55). Aus den heutigen Ortsnamen läßt ſich außerdem mancher Schluß ziehen, da die Verwandtſchaft des Neuarabiſchen mit der frühern Landesſprache von Vortheil war.

Von allgemeinerm Intereſſe iſt das in der dritten Abtheilung über das Todte Meer Geſagte. Dieſer See, deſſen älteſte Benennungen „Salzſee, See der 'Arabah (Wüſte)" ſind, nimmt die tiefſte Stelle einer großen Kluft zwiſchen dem 33. und 30. Breitengrade ein, die unter dem Spiegel des Mittelländiſchen Meers liegt, was erſt ſeit 1837 bekannt zu ſein ſcheint. Nach der Meſſung des Lieutenant Dale, Ingenieurs der amerikaniſchen Expedition, fand man die Einſenkung des Todten Meers unter dem Mittelländiſchen Meere zu 1316,7 engl. Fuß, die Höhe Jeruſalems über dem Mittelländiſchen Meere zu 2610,5 Fuß, die Höhe Jeruſalems über dem Todten Meere zu 3927,24 Fuß, die größte Tiefe des Todten Meers zu 1308 Fuß. Auf der ſüdlichen Abtheilung befindet ſich eine Halbinſel, welche bis zu zwei Drittel der ganzen Breite einnimmt und von welcher nach Süden hin das Gewäſſer nur eine Tiefe von 2 Klaftern oder 12 Fuß zeigt. Nach der Meinung, welche der Verfaſſer ausſpricht, erſtreckte ſich der See früher nur bis zur Halbinſel hin, ſodaß Sodom und Gomorrha im Süden des damaligen Gewäſſers gelegen habe. Die Kataſtrophe ſelbſt erklärt er durch Entzündung des Erdharzes durch den Blitz, vielleicht verbunden mit Gewitterſtürmen oder vulkaniſchen Ausbrüchen. Noch heutzutage treten große Maſſen Erdharz auf dem See zu Tage, die von den arabiſchen Stämmen mit Aexten zerhauen und zu Markt geführt werden. Maſſen von 60 engliſchen Centnern und im Werthe von 2—3000 ſpaniſchen Thalern werden ſo gewonnen; doch iſt das Vorkommen nicht häufig, und geſchieht, wie die Araber glauben, nur nach Erdbeben, wie im Jahre 1834 und 1837. Durch die Entzündung des Erdharzes ſei dann auch die Oberfläche bis zu einer Tiefe von 12 Fuß ausgehöhlt worden und ſo der ſüdliche Theil des Sees entſtanden.

In Jeruſalem ſelbſt war die mittlere Temperatur nach den Beobachtungen Barclay's von 1851—55 : 66,5° F. (15,3° R.), die der heißeſten Monate Juli und Auguſt 79,1° und 79,3° F. (etwa 20° R.), des kälteſten Monats Januar 49,4° F. (7,5° R.). Der heißeſte Tag war nach Lanneau's Beobachtungen vom 1. Juni 1843 bis Ende Mai 1844 der 20. Juli mit 86,3° F. (24,1° R.), der kälteſte der 2. Januar mit 35° F. (1,3° R.) mittlerer Temperatur. Von dem Verfaſſer ſelbſt wurde dagegen auf einer Reiſe zwiſchen Ain Sidy und Jericho am 30. Mai 1838 am Mittage, als der Sirocco wehte, 102° F. (31,3° R.) beobachtet. Die Reinheit der Atmoſphäre ſoll übrigens in Paläſtina die Gegenſtände mitunter nur halb ſo entfernt erſcheinen laſſen, als ſie es in Wirklichkeit ſind.

Den geologiſchen Grundcharakter bildet der Jurakalk mit ausgedehnten vulkaniſchen Strichen. Im Weſten des Jordan und der 'Arabah, heißt es auf S. 311, endet die Kreideformation, die durch die ſüdliche Wüſte vorherrſchend iſt, mit eben dieſer Wüſte, und der Jurakalkſtein, der mit den Bergen im Süden von Hebron anfängt, behauptet ſeine Richtung nach Norden und bildet die Grundmaſſen des weſtlichen Hügellandes, Karmels und Libanons. Oeſtlich vom Jordan und 'Arabah, in der Nähe von Petra, liegen große Maſſen von Porphyr, Sandſtein und Kalkfelſen dicht nebeneinander u. ſ. w.

Ritter hat in ſeinem Werke die frühern geologiſchen Arbeiten von Seetzen, Ruſſegger, mit alleiniger Ausnahme des ſchon erwähnten Anderſon, benutzt.

Im Anhange des Werks findet ſich eine „Phyſiſche Geographie der ſyriſchen Küſte", vom Verfaſſer nach der erſten Reiſe begonnen. Die Eintheilung iſt ähnlich wie die der ebenbeſprochenen Arbeit, doch ſind kurze Notizen über Bäume und Pflanzen, ſowie über die Thierwelt beigefügt. Unter anderm wird dort darauf aufmerkſam gemacht, daß an fünf Stellen, wo die Schrift den Libanon erwähnt, in der Septuaginta der Antilibanon aufgeführt iſt.

2. Paläſtina beſchrieben von C. Hergt. Weimar, Geographiſches Inſtitut. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine mit Fleiß zuſammengeſtellte und überſichtlich geordnete Arbeit, in welcher Galiläa, Peräa, Judäa und Samaria mit den Binnenſeen und der Küſte des Mittelländiſchen Meers beſchrieben und dabei die an den betreffenden Ortſchaften ſtattgehabten Ereigniſſe berückſichtigt ſind. Der hiſtoriſche Ueberblick zu Anfang des Werks, ſowie die Erklärung der arabiſchen Benennungen tragen mit zum Verſtändniß bei.

Einige Mittheilungen aus dem Werke dürften nicht ohne Intereſſe ſein. Auch gegenwärtig befinden ſich viele deutſchſprechende Juden im Lande ihrer Väter. Auf S. 81 heißt es von Tiberias, daß ſich dort eine große Anzahl ruſſiſch-polniſcher aufhielten, die freilich nur Schatten

ihrer wohlhabenden Landsleute seien, wie man sie auf der leipziger Messe sehe. In Hebron fand der Reisende von Schubert 1837 gastliche Aufnahme bei dem Oberrabbiner, einem Spanier von Geburt; die jugendliche, wohlgebildete Frau desselben fragte, als sie deutsch reden hörte: „Ihr sprecht ja peilnisch, seid ihr aus Peilen?" Und als von Schubert, der Baiern und nicht Polen gemeint glaubte, freudig „Ja" antwortete, kam ein Haufen deutschredender Juden aus Polen heran, die sich mit ihm unterhielten. Derselbe Reisende fand den Wein von Hebron an Geschmack dem feurigsten und lieblichsten Rheinwein ähnlich, nur etwas reicher an Zucker und Gewürz; schon 1751 vermuthete Hasselquist, die veredelte Rebe am Rhein sei von Hebron in der Zeit der Kreuzzüge entnommen worden.

Auf S. 209 ist die Ansicht ausgesprochen, daß im Todten Meere selbst noch kein lebendes Geschöpf entdeckt worden wäre, und daß auch die Infusorienpanzer, welche Prof. Ehrenberg im eingeschickten Schlamme fand, als Einschwemmung aus dem Jordan zu betrachten seien. Strabo, zu Christi Zeit, erwähnt 13 untergegangene Städte, Josephus deren 5, die Bibel selbst im 5. Buch Mosis die 4 Städte und gleichzeitig Residenzen von Königen, Sodom, Gomorrha, Adama, Zeboim; die fünfte Stadt, Zoar, in demselben Thale Siddim gelegen, blieb verschont. Die Ruine von Sodom betrug noch zu Christi Zeit $1^1/_2$ deutsche Meilen im Umfange und soll von dem französischen Reisenden de Saulcy am Fuße des Salzberges Usdum wieder aufgefunden worden sein. Bisjetzt ist die ganze Gegend erst sehr spärlich erforscht, obgleich derartige Verschüttungen dem Archäologen reiche Ausbeute versprechen.

Das vielbesprochene Land Ophir wird für höchst wahrscheinlich identisch mit einem Landstriche an der malabarischen Küste zwischen der Mündung des Indus und dem Meerbusen von Cambay, den jetzt noch die Abhira bewohnen, erklärt.

Die von den Juden stets feindlich geschilderten Philistäer treten uns durch die genialen Griechen wieder näher. Aller Vermuthung nach seien sie Abkömmlinge jenes syrophönizischen Volks, das als fremde Eindringlinge in Aegypten die Dynastie der Hykfos gründete und die Pyramiden zu Memphis baute, später aber dem Angriffe der Oberägypter weichen mußte. Schon zu Abraham's Zeit wohnten sie im Südwesten von Palästina an der Küste des Mittelländischen Meers, trieben Ackerbau und waren in vielen Künsten den Israeliten bei weitem voraus, wenn sie auch nie Seehandel, wie dies die eigentlichen Phönizier thaten, getrieben zu haben scheinen. Da die Hauptorte des Aphroditedienstes in Cypern, Paphos und Amathus, sowie die Insel Kythere (das heutige Cerigo der Jonischen Inseln) phönizischen Ursprungs sind, und da die cyprische Mythe auf Askalon im Philisterlande zurückweist, so ergibt sich das auffallende Resultat, daß die griechischen Musensöhne gerade ihren ätherischsten Cultus den Philistern entliehen haben.

Die vom Verleger erwähnte Karte ist dem Buche nicht beigegeben, aber gesondert in vier Blättern Imperialfolio im Maßstabe 1 : 315000 erschienen.

3. Wanderungen durch Palästina von Konrad Furrer. Mit einer Ansicht und einem Plan von Jerusalem nebst einer Karte von Palästina. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während dem soeben besprochenen Werke auch eigene Anschauung des Landes zu Grunde liegt, hat das hier aufgeführte fast ganz die Form eines Tagebuchs beibehalten, wenn sich auch die spätere Ausarbeitung in gefälliger Stilistik und die Einschaltung historischer Momente nicht verkennen läßt. Die Schilderung von Jerusalem und der nächsten Umgebung, Ausflüge nach Jericho und dem Todten Meere, nach Betschemesch, an der Grenze der Philister, größere Rundreise durch Judäa über Hebron und Gaza und dann die Rückreise durch Samaria und Galiläa mit Mitnahme von Damaskus und Sidon: dies ist der Gegenstand; natürlich sind Punkte wie Nazareth, Tiberias dabei nicht vergessen.

Mit dem Zustande der Missionen scheint der Verfasser nicht ganz zufrieden zu sein, an mehrern Stellen wird über äußeres Wesen ohne innere Ueberzeugung geklagt. Auf S. 45 erwähnt er des „großen Missionsfreundes" Spittler aus Basel, der eine Reihe junger charakterfester Männer nach Jerusalem schickte, die als Kaufleute, als Handwerker, so viel sie vermöchten, durch echt christliches Leben voll Redlichkeit, Treue, Reinheit und Liebe dem Evangelium den Weg bahnen sollten. Wahrlich, derartige Mission thue noth.

Gewiß liegt viel Wahres hierin, obgleich sich auch sicher mit den bedeutenden Geldmitteln viel Nützlicheres erzielen ließe, wenn man solchen ausgezeichneten Menschen im Lande eine gute Existenz gründete. Haben wir doch noch lange keinen Ueberfluß an sittlichen Individuen, um die Rahmenlieferungen für andere Nationen aus unserm besten Blute übernehmen zu können!

Auf S. 328 finden sich einige interessante Bemerkungen über die Juden in Safed, wohin unser Reisender über Tell Chum herkam; das letztere wird für das alte Kapernaum gehalten, indem man Chum als Abkürzung für Nachum und Kapernaum für Dorf Nachums erklärt. Safed zählt gegenwärtig noch 5000 Juden und war durch seine großen Rabbinerschulen im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts berühmt. Die meisten der Juden gehören zu den Aschkenasim und sind aus Oesterreichisch-Polen eingewandert. Die spanischen Juden, Sephardim, hielten mehr an den alttestamentlichen Bräuchen fest und manche derselben besitzen mehrere Frauen. Durch den Schutz des österreichischen Consuls sind sie nicht mehr dem Uebermuthe der mohammedanischen Stadtbevölkerung preisgegeben wie früher.

Die dem Werke beigegebene Karte von Palästina nach van de Velde und Kiepert im Maßstab von 1 : 1,075000 von Henry Lange entworfen und gezeichnet, enthält drei Schriftarten, für die hebräischen und arabischen Namen und für die der spätern Zeit. 7.

Ein Beitrag zur ruſſiſchen Geſchichte.

Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu deſſen Zeit. Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferſtichen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Es geſchieht ſelten, daß ein Schriftſteller ſich entſchließt, eine frühere anerkannt treffliche Arbeit ſeines ſammelnden und ſchöpferiſch geſtaltenden Fleißes auf ein Viertel ihrer räumlichen Ausdehnung zuſammenzudrängen, um ſie einem weitern Leſerkreiſe handgerecht und zugänglich zu machen. Dazu gehört ein ſeltener Grad von Selbſtüberwindung, und man mag ebenſo gern der Verſicherung des Verfaſſers obengenannten Buchs glauben, daß ſeine Arbeit „eine ſehr peinliche" geweſen ſei, wie man ihn zu der vollſten Erfüllung ſeines Wunſches, daß man „dem Ergebniſſe derſelben nicht die Mühe anſehen" möge, die ſie gekoſtet, aufrichtig beglückwünſchen muß. Denn jedes innerlich tüchtige Werk iſt allerdings formell um ſo gelungener, je weniger man den Arbeitsapparat bemerkt, womit es geſchaffen wurde. Wir glauben jedoch auch, daß der Verfaſſer nicht ganz gerecht gegen ſeine eigene Arbeit iſt, indem er dieſelbe als bloßen „Extract" ſeines 1858—59 erſchienenen vierbändigen Werks: „Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands" bezeichnet. Denn mag es auch ſein, daß die jetzige Arbeit ſich möglichſt genau an das Original hält, daß ſie namentlich „nichts Neues" hereinzog, ſo hat ſie doch eben durch die formelle Concentrirung des außerordentlich reichen Materials genau die Umwandlung hergeſtellt, welche ihr vom Hauptwerke verſchiedener Titel vollkommen präcis andeutet. Jenes gab die Denkwürdigkeiten des Grafen Sievers zur Geſchichte Rußlands, dieſe ſchildert uns den Grafen und das Rußland ſeiner Zeit. Wenigſtens erinnern wir uns vollkommen dieſes Eindrucks von der Lektüre jenes größern Werks, indem wir ſie mit dem Eindrucke der jetzigen Arbeit vergleichen. Dort mußte man ein Intereſſe für Sievers mitbringen und mit Rußlands damaliger innern Geſchichte bereits einigermaßen vertraut ſein, um den vier ſtarken Bänden eine ſtets gleichbleibende Aufmerkſamkeit bewahren zu können; die heutige Arbeit feſſelt die Theilnahme im Vorſchreiten der Lektüre immer mehr und man überraſcht ſich ſelber gewiſſermaßen dabei, neben der Bekanntſchaft mit Sievers' außerordentlicher That- und Schöpferkraft, nebſt ſeinen intereſſanten Lebensſchickſalen, eine überaus umfaſſende Anſchauung ruſſiſcher Zuſtände unter Eliſabeth, Peter III., Katharina und Paul bis in die erſten Jahre der Herrſchaft Alexander's gewonnen zu haben.

Wie mehr oder minder alle Memoirenwerke gibt natürlich auch das vorliegende in ſeinem Grundmaterial eine ſehr ſubjective Perſpective der Anſchauungen, die ſich bei Sievers aus den Conflicten zwiſchen den Zielen ſeiner etwas idealiſtiſchen Humanität, theils mit den im Volke ſelbſt gelegenen Hinderniſſen, theils mit Intriguen, Miswillen, Unverſtändniß der unmittelbaren Zarenumgebungen, theils endlich mit der Unzuverläſſigkeit des Zarenwillens ſelber ganz ſelbſtverſtändlich ergeben. Die Darſtellungen würden jeden Augenblick ſich in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten verlaufen, wenn nicht Blum mit ſicherm hiſtoriſchen Takte die großen Geſichtspunkte wieder in den Vordergrund drängte und namentlich den unaufhörlichen Kampf zwiſchen dem europäiſchen und ſlavo-tatariſchen Element, verkörpert durch die Deutſchen und Ruſſen, als bedingende Grundfarbe des Gemäldes geltend zu machen wüßte. Auf dieſem Hintergrunde heben ſich ſelbſt die Geſtalten eines Peter III. und Paul neben einer Katharina aus jener vollkommenen Bedeutungsloſigkeit, in welche die gewohnte geſchichtliche Darſtellung ſie zu verſenken pflegt, während freilich andererſeits auch die Schatten in Katharina's Bild, die Verworfenheiten ihrer Günſtlinge, die vollkommene moraliſche Zerſetzung der Leiter Polens und namentlich des Königs Stanislaus in grellſter Widerlichkeit zu Tage treten.

Allerdings wird derjenige, welcher ſich einigermaßen ſpeciell mit der ruſſiſchen Geſchichte damaliger Zeit beſchäftigt hat, abgeſehen von der Bereicherung ſeiner Detailkenntniſſe, nicht eben eine weſentliche Aenderung ſeiner Geſammtanſchauungen erfahren und auch ſchwerlich vollkommen zu den ſpeciellen Blum'ſchen Beurtheilungen Friedrich's oder Joſeph's bekehrt werden. Aber wir glauben, daß für den Publiciſten unſerer Gegenwart die Lektüre dieſer Bearbeitung der Sievers'ſchen Denkwürdigkeiten von ganz beſonderm Intereſſe ſein müſſe. Alexander Herzen macht in einer ſeiner frühern Schriften („Rußlands ſociale Zuſtände", 1854) gelegentlich die damals außerordentlich treffende Bemerkung: „So lange das occidentale Europa den vollen Glauben an ſich hatte und ſo lange ſeine Zukunft ſich ihm nur als Fortſetzung ſeiner Entwickelung darſtellte, konnte es ſich mit dem orientaliſchen Europa nicht beſchäftigen; jetzt befindet es ſich in einer ganz andern Lage." Er ſchrieb dies um den Beginn des Krimkriegs, obſchon ohne Bezugnahme darauf, dagegen unter dem Eindrucke des gewaltigen Zareneinfluſſes auf das geſammte europäiſche Staatsleben. Man kann es kaum denken, daß ſeitdem abermals blos ein Jahrzehnt verfloſſen iſt, wenn man das heutige Europa und Rußland gegenſeitig abermals „in einer ganz andern Lage" erblickt. Auch das Wort gilt nicht mehr: „Das 18. Jahrhundert, um die Wahrheit zu geſtehen, ſah tiefer und ernſter auf Rußland als das 19., vielleicht deshalb, weil es ſich weniger vor dieſem Staate fürchtete." Denn tiefer und ernſter, als eben unſere Gegenwart, hat wol kaum eine Zeit auf Rußland hingeblickt; doch die Furcht vor dieſem „Staate", vor jenem überkommenen Rußland, welches Herzen noch meinte, iſt durch den Krimkrieg geſchwunden, wogegen unſere Gegenwart allerdings ſich zu dem neuen Rußland zu ſtellen hat, welches aus den Reformen Alexander's II. hervorgehen will. Denn dieſes Rußland, indem es aus ſeiner nationalpolitiſchen Erſtarrung zu den modernen Lebensgeſtaltungen mit einer unverkennbar friſchen und thatenluſtigen Volkskraft vorſchreitet, wird für Europa kaum minder bedenklich, als jenes Rußland war, von welchem ebenfalls Herzen's tref-

fende Charakteriſtik urtheilte: „Der petersburger Patriotismus iſt ſtolz auf die Menge der Bajonnete und ſtützt ſich auf Kanonen. Rußland iſt theilweiſe deshalb ſlaviſch geſinnt, weil es in der materiellen Kraft Poeſie findet und weil es einen Ruhm darin ſieht, das Schreckbild der Völker zu ſein.“ Auch wenn Rußland gegenwärtig „nicht ſchmollt, aber ſich ſammelt“, und gerade je vollſtändiger es das thut, iſt die Frage noch keineswegs entſchieden, ob die Auseinanderſetzung zwiſchen dem regenerirten Europa und dem innerlich aufſtrebenden, nicht blos durch rohe Maſſenkräfte expanſiven Rußland eine friedliche bleiben kann oder ſich in blutigen Entſcheidungskämpfen austragen muß. Denn wer Rußland einigermaßen kennt, der weiß, daß jenes oben charakteriſirte Naturell durch die freiere Gebarung mit ſeinen innerlichen Kräften keineswegs gemildert worden iſt, wenn auch der gegenwärtig darüber waltende Herrſchergeiſt das ſlaviſche und ſlawiſche Ruhmgelüſt, ein Schrecken der Völker zu ſein, in enge Schranken bannt. Aber die freiere Staatsentwickelung, welche der freiern ſocialen Entfaltung entſprechen ſoll, endet auch die Geltung des Karamſin'ſchen Ausſpruchs: „Des Volks Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum.“ Unſere nächſte Zukunft hat es nicht ſowol mit dem Staat, als mit dem Volk Rußlands zu thun, und darum befindet ſich unſere Gegenwart in einer ganz andern Lage als unſere Vergangenheit, darum muß ſie tiefer und feſter als jemals auf Rußland blicken, darum namentlich der Geſchichte ſeiner innern Zuſtände, der Vorbereitungen ſeiner Gegenwart, den vergeſſenen und verwiſchten Begründungen ſeiner Zukunft die eingehendſte Aufmerkſamkeit zuwenden. Wenn die ſtrengnationale, ſogenannte moskowitiſche Partei, deren Extrem die ſocialpolitiſche Schule der Slavophilen, Rußlands Neugeſtaltung an die vorpetriniſche Zeit anknüpfen will, ſo geht ſie mit vollkommenem Bewußtſein von der Vorausſetzung der Feindſchaft gegen die europäiſche Civiliſationswelt aus. Dies kann nicht Europas Standpunkt ſein. Die petersburger Welt, die Welt des modernen Zarenthums, welches durch die Aufnahme der europäiſchen Civiliſationsreſultate in ſeine Herrſchaftskunſt allmählich jene machtvolle Stellung entwickelte, welche in Alexander I. und Nikolaus culminirt, dieſe Welt des europäiſchen Rußland muß der Gegenſtand unſers politiſch-hiſtoriſchen Studiums ſein. Jeder Beitrag zur Kenntniß ſeiner im allgemeinen noch höchſt unbekannten und unklaren Innerlichkeit erlangt ſo eine kaum zu überſchätzende Bedeutung.

Hierin liegt, unſers Erachtens, die große Wichtigkeit des Blum'ſchen Werks. Wie vollſtändig dieſe Ueberzeugung in unſerer Publiciſtik durchgedrungen, davon zeugt am beſten der Wetteifer, womit die Zeitungen der verſchiedenſten politiſchen Parteien daſſelbe ihren Leſern empfehlen und ſeine prägnanteſten Partien in Auszügen oder Inhaltsanzeigen reproduciren. Wir verzichten darauf, aber darin ſtimmen wir dem Verfaſſer vollkommen bei, daß ſich ihm „unter den Händen die innern Verhältniſſe des ungeheuern Reichs in großen Zügen entwickelten, die eine Fülle von Details uns näher rückten“. Während Graf Sievers ſelber „mehr und mehr Geſtalt und Fleiſch und Blut gewann, warf er ein neues Licht auf die eminente Herrſcherin (Katharina II.) und ihr gegenüber auf das Volk, das ſie erſt zu bilden ſuchte, dann aber nicht ſelten mit Füßen trat“. Auch heute noch ſcheiden wir dagegen mit ernſten Zweifeln von dem Buche, ob es ſich Europa zum Glück und Deutſchland zum Verdienſt anrechnen darf, daß es im weſentlichen Deutſche waren, welche jenes petersburger Syſtem zur Herrſchaft brachten, das ſich den ruſſiſchen Völkern gegenüber auf die europäiſche Civiliſation berief, um es unbedingt zu beherrſchen, und gleichzeitig den rohen Neigungen des Moskowiterthums ſchmeichelte, um den Nationalitätsgeiſt gegen Europa zu hetzen. Denn auch heute, nachdem der Moment gekommen ſcheint, dem nationalen Leben eine freiere Selbſtbeſtimmung und Entwickelung zu geſtatten, iſt es noch keineswegs entſchieden, ob Rußlands Neugeſtaltung aus ſich ſelbſt zu einer innerlichen Solidarität mit den geſammteuropäiſchen Civiliſationsintereſſen hinüberlenkt. Die Leibeigenſchaftsaufhebung iſt allerdings ein energiſcher Schritt dazu. Aber wie ſich die politiſchen Anſprüche geſtalten, welche dieſer ſocialen Revolution nothwendig folgen müſſen — dies liegt nicht in der Hand der Regierungskunſt und des Zaren.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Friedrich Rückert iſt am 13. Januar auf ſeinem Gute Neuſeß bei Koburg, im achtundſiebzigſten Lebensjahre geſtorben — ſein Geburtsjahr iſt nach neuern Angaben 1788 und nicht 1789, wie früher allgemein angenommen wurde. Schon ſeit dem Herbſt leidend infolge einer Operation, konnte er ſeine frühere Friſche und Rüſtigkeit nicht wiedergewinnen. Gewohnt an jene weiten Spaziergänge, von denen er uns in ſeinen „Haus- und Jahresliedern“ einige mit ſo heiterer Laune geſchildert, mußte er jetzt auf dieſelben verzichten und ſich auf kürzere Promenaden im Garten beſchränken. Einige Tage vor ſeinem Tode traten häufige, tiefe und langdauernde Ohnmachten ein. Obgleich die leiſe Hoffnung auf Beſſerung ſich inzwiſchen immer wieder bei den aus der Ferne zuſammengerufenen Familiengliedern geltend machte, ſtarb Rückert doch an Erſchöpfung an dem obenerwähnten Tage. Sein Begräbniß am 3. Februar zeigte die Verehrung, welche dem Dichter, ſo zurückgezogen er in ſeiner ländlichen Einſamkeit lebte, von allen Seiten gezollt wurde, denn von nah und fern ſtrömten die Leidtragenden herbei.

Rückert's Verdienſte um deutſche Literatur und Dichtkunſt beruhten weſentlich auf der thatkräftigen Fortbildung der von Goethe angeregten, von Herder und den Schlegels angebahnten Weltliteratur. Durch ſeine phantaſievolle Begabung und die Neigung zu beſchaulicher Welt- und Lebensauffaſſung fühlte er ſich ſympathiſch von der Dichtung des Orients angezogen; mit eiſernem Fleiße bewältigte er die ſprachlichen Hinderniſſe, welche ihm jene großen Literaturen der Hindus, der Perſer und Araber fremd erſcheinen ließen, um dieſelben wiſſenſchaftlich zu beherrſchen und alle ihre Schätze mit eigenem Schlüſſel erſchließen zu können. So gehörte er, obgleich er keine ſtreng-

wiſſenſchaftlichen Werke auf dem Gebiete orientaliſcher Sprachen verfaßt und nur in einigen Recenſionen ſeine tief eindringende Kenntniß derſelben an den Tag gelegt hatte, doch dem Kreiſe der deutſchen Orientaliſten an und zwar als ein an mehrern Univerſitäten thätiger Fachgelehrter. Freilich, er war zu ſehr Dichter, liebte zu ſehr die freie Natur und ein unabhängiges Leben, als daß ſeine akademiſche Wirkſamkeit eine beſonders lebendige und ihm ſelbſt durchweg erfreuliche hätte ſein können. Nach ſeiner erſten Habilitation in Jena 1811 wurde er alsbald wieder dem akademiſchen Lehrſtuhl untreu; als er im Jahre 1826 nach Erlangen berufen worden war, um dort die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen zu bekleiden, klagt er in ſeinen Dichtungen über die zwei erſten ſchlimmen Jahre, wo er den Muſen untreu werden mußte; er fühlte ſich unbehaglich und erkrankte ſogar, ſodaß er im Bad Ems Geneſung ſuchen mußte. Auch als er im Jahre 1840 einem Ruf als Profeſſor und Geheimer Regierungsrath an die berliner Univerſität folgte, als einer jener berühmten deutſchen Männer, unter deren Auſpicien die neue Regierung des kunſtſinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. eine Aera von geiſtiger Bedeutung ankündigte, war er, trotz der Auszeichnungen, die ihm zutheil geworden, weit entfernt ſich wohl und heimiſch zu fühlen. In den Salons der Reſidenz und ihrem politiſchen Sprühfeuer bewegte er ſich wie ein Brahmane oder alter Germane, der mit ſeinem tiefſinnigen Naturcultus weder den erhitzten Tagesdebatten, noch den äſthetiſchen Theegeſprächen irgendwelche Sympathie entgegenbrachte. Gewohnt wie Goethe, alles was ihn perſönlich anregte, poetiſch „los zu werden", dichtete er ein Spottlied auf die Spree, welches im „Tiedge-Album" erſchien, ſodaß er eigentlich mit demſelben von Berlin und ſeiner dortigen Stellung in ſatiriſcher Weiſe Abſchied nahm. Im Jahre 1848 gab er auch dieſe dritte akademiſche Wirkſamkeit auf und zog ſich ganz auf ſein fränkiſches Gut zurück. So wenig ihn aber auch die praktiſche Berufsthätigkeit in dieſen orientaliſchen Profeſſuren erwärmen mochte, eine ſo glänzende Propaganda machte er in weiteſten Kreiſen für die Poeſie des Oſtens und einen ſo tiefgreifenden Einfluß übte er durch die ſeltene Formbeherrſchung, mit der er dieſelbe der deutſchen Sprache zueignete, auf die neuere Literatur aus. Seitdem er 1818, bei ſeiner Rückkehr aus Italien, die Bekanntſchaft des wiener Profeſſors Hammer-Purgſtall gemacht und durch ihn in erhöhtem Grade auf die reichen Schätze des Orients aufmerkſam geworden war, iſt er nicht ermüdet in der dichteriſchen Aneignung dieſer Schätze. Perſien, Arabien, Indien, ſelbſt China mußten ſeiner Muſe gegenüber ihre Fremdheit ablegen; ſie flüſterten ihr gleichſam die Geheimniſſe ihres Volksgeiſtes ins Ohr, welche ſie dann mit feuriger Beredſamkeit der deutſchen Nation verkündigte. Die deutſche Poeſie wurde durch Rückert's Verkehr mit den aſiatiſchen Muſen mit neuen Anregungen und Dichtformen befruchtet. Dſchelaleddin-Rumi, der perſiſche Weiſe, erſchien mit ſeinen zweizeiligen und vielreimigen Ghaſelen im deutſchen Gewande. Seitdem bürgerte ſich die Ghaſele in Deutſchland ein, eine willkommene Form für plauderhafte Poeten, welche mit Behagen eine und dieſelbe Empfindung durch eine Reihe von Bildern Spießruthen laufen ließen. Die Makamen des Arabers Hariri, dies orientaliſche Feuilleton, wurden von Rückert mit bewunderungswürdiger Sprach- und Reimgewandtheit übertragen; dieſen vermiſchten Geſchichtchen und Sprüchen folgten dann die arabiſchen Volkslieder. Aus Hindoſtan verpflanzte der Dichter die romantiſche Epiſode des großen Volksepos „Nal und Damajanti" und das erotiſche Idyll „Gitagovinda" mit ſeiner tropiſchen glühenden Wolluſt ins Deutſche; aus China das volksthümliche Liederbuch, den „Schi-king"; aus Perſien noch „Roſtem und Suhrab" aus des Firduſi iraniſchem Heldenepos. Während der Ueberſetzung des Dſchelaleddin-Rumi alsbald die „Oeſtlichen Roſen" gefolgt waren, freie Nachdichtungen des Hafis, ſich anlehnend an Goethe's „Weſtöſtlichen Divan" und von weitgreifendem Einfluß auf die Epigonen, bildete den ſelbſtändigen Schlußſtein, gleichſam das poetiſche Nationalmonument, das Rückert ſeinen öſtlichen Studien ſetzte, „Die Weisheit des Brahmanen", eine unerſchöpfliche Fülle mit ſinniger Nadel in das Lotosblumenblatt geritzter Sprüche und Sentenzen, Ausflüſſe einer orientaliſchen Beſchaulichkeit, die allerdings zu den thatkräftigen Regungen des abendländiſchen Geiſtes einen fühlbaren Contraſt bildet, gleichwol aber durch den bewundernswerthen Reichthum an Anſchauungen, ſchlagenden Bildern, Beobachtungen und Betrachtungen der Lebensweisheit in unſerer Literatur einzig daſteht.

Im übrigen iſt Rückert, wo er als ſelbſtändiger Dichter auftritt, nach mehrern Seiten hin von maßgebender Bedeutung. In ſeiner Jugend huldigte er der patriotiſch-politiſchen Lyrik, machte dem volksthümlichen Aufſchwung das Sonett dienſtbar, deſſen weiche Formen er in den Harniſch eines energiſchen Pathos ſchnallte, ſang Spottlieder den franzöſiſchen Marſchällen und dann wieder dem Wiener Congreß und machte dem Kaiſer Barbaroſſa einen poetiſchen Beſuch in ſeiner Felſengruft. Zu dieſer Lyrik iſt er erſt im ſpäteſten Alter wieder zurückgekehrt, indem er „Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holſtein" unter der Chiffre F—r (Leipzig, Brockhaus) veröffentlichte und ſo als ehrwürdiger Greis abermals den rüſtigen Kampf für die deutſche Sache aufnahm. Als Liebesdichter hat er ſich in ſeinem gefühlvollſten Cyklus: dem „Liebesfrühling", ein ſchönes Denkmal geſetzt und ſich dadurch den deutſchen Frauen genähert, denen Ghaſelen und Makamen ferner liegen und die meiſt nur eine Poeſie lieben, die ſie ins Stammbuch ſchreiben oder vom Notenblatt ſingen können. Der größte Theil ſeiner außerordentlich maſſenhaften Productivität gehört indeß der didaktiſchen Poeſie an, die bei ihm keineswegs eine lehrhaft langweilige Miene annimmt, ſondern meiſt launig und behaglich plaudert, freilich oft ins Breite und Manierirte verfällt, wie denn die zweibändigen Idyllen von Neuß doch allzu oft das perſönliche Intereſſe an dem Dichter mehr vorausſetzen, als erwecken. Rückert's Dramen ſind ebenſo verfehlt wie ſeine „Evangelienharmonie" und von bedauerlicher Nüchternheit. Dichtungen, welche eine präciſe Compoſition verlangten, konnten ſeiner frei ergoſſenen Dichtweiſe nicht zuſagen. Dagegen iſt er in der Bändigung der widerſtrebendſten Vers- und Sprachformen anerkannter Meiſter und wenn man auch die Spuren des Kampfes oft bemerkte, wenn manches Eckige, Schroffe, Abſonderliche des Ausdrucks in ſeinen, nicht immer melodiöſen Verſen ſtehen blieb, ſo trug ſelbſt dieſer unüberwundene ſpröde Reſt noch dazu bei, ihnen den Ausdruck einer ſcharf beſtimmten und markigen Phyſiognomie zu geben.

So blieb nach allen Seiten hin Rückert eine bedeutende und vielfach tonangebende Perſönlichkeit. Er war ein deutſcher Mann von echtem Schrot und Korn, nicht geneigt zu Zugeſtändniſſen an Hof und Salon, an Mode und faſhionablen Ton, aber als ein echter Indogermane nach den Wurzeln grabend, durch welche der deutſche Genius mit dem Boden aſiatiſcher Urcultur zuſammenhängt.

Bibliographie.

Blanche, A., Engelbrecht und ſeine Dalekarlier. Hiſtoriſches Schauſpiel. Aus dem Schwediſchen überſetzt von P. F. Siebold. Hamburg, Fiſcher. 8. 15 Ngr.

Donaleitis, C., Litauiſche Dichtungen. Erſte vollſtändige Ausgabe mit Glossar. Von A. Schleicher. St.-Petersburg. 1865. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dorothea Firebrace oder: Die Tochter des Waffenſchmieds von Birmingham. Von der Verfaſſerin von „Whitefriars". 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fröhlich, G., Die Volksſchule der Zukunft ein Ideal für die Gegenwart. Ausführlich dargeſtellt. Jena, Mauke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivariſche Vorſtudien für die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 1ſter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Geſchichtsfreund. Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, herausgegeben von mehreren Freunden derſelben. 1ſter Jahrgang. 1865. 12 Nummern. Brixen, Theolog. Verl.-Anſt. Gr. 8. 1 Thlr.

Herbſtklänge. Halle, Fricke. 1865. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. Julius Wenck,

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufzeichnungen

Kaiser Karl's des Fünften.

Zum ersten mal herausgegeben von

Baron Kervyn van Lettenhove.

Ins Deutsche übertragen von **L. A. Warnkönig.**

8. Geh. 1 Thlr.

Einer der wichtigsten Funde, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren gemacht worden sind, wird in diesem Buche zum ersten mal der deutschen Lesewelt vorgelegt. Es sind die Commentare oder Aufzeichnungen Kaiser Karl's V., welche, für längst verloren gehalten, durch einen glücklichen Zufall neuerdings wieder aufgefunden wurden. Dieselben erstrecken sich über den grössten Theil der Regierungszeit des mächtigen Herrschers und sind in jedem Betracht eine der interessantesten und bedeutendsten Quellenschriften für die Geschichte seiner Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks — anerkannt als eine der besten Biographien Goethe's — ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in jüngster Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass sie das Interesse eines ganz neuen Werks für sich in Anspruch nehmen kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

System der allgemeinen Arithmetik.

Als Leitfaden für den Unterricht an Gelehrtenschulen im Anschluß an Meier Hirsch's Beispielsammlung

bearbeitet von

Dr. F. Junck,

Professor am königlichen Gymnasium zu Culm.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieser für die mittlern und obern Klassen der Gymnasien berechnete Leitfaden der Arithmetik schließt sich an die bekannte Beispielsammlung von Meier Hirsch an und ist nach einer Methode bearbeitet, die vorzüglich geeignet sein dürfte, den sichern und gediegenen Fortschritt der Schüler am leichtesten und naturgemäßesten zu vermitteln. Lehrer der Mathematik an höhern Schulen werden daher auf das Buch ganz besonders aufmerksam gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth.

By **JAMES ANTHONY FROUDE.**

6 vols. 8°. Geh. 6 Thlr.

Froude's Geschichtswerk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug auf Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und hat sich in dieser vom Verfasser autorisirten wohlfeilen Originalausgabe auch in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent bereits vielfacher Anerkennung zu erfreuen, verdient aber eine noch weit grössere Verbreitung zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Dichtungen von Albert Rosshack.

Das Lilienmärchen.

Ein Gedicht.

Miniaturausgabe. Carton. 12 Ngr.

Die Leiden der jungen Lina.

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen.

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen führt sich der Verfasser vortheilhaft beim Publikum ein. Originelle Erfindung und große Formgewandtheit bekunden ein nicht gewöhnliches Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart das humoristische Element vertreten ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1866.

Inhalt: Eine Geschichte des Dramas. Von **Rudolf Gottschall.** Dritter Artikel. — Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz. Von **E. Heroldsurth.** — Vom Büchertisch. — Zur Charakteristik Weckherlin's. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Das „Athenaeum" über das neue „Leben Jesu" von David Strauß.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Geschichte des Dramas.

Dritter Artikel. *)

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Dritter Band: Geschichte des außereuropäischen Dramas und der lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Gr. 8. 4 Thlr.

Soeben ist der dritte Band von Klein's „Geschichte des Dramas" erschienen, welcher das außereuropäische Drama und die lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts behandelt und dessen Inhalt und Umfang (gegen 50 Druckbogen) gleichmäßig unsere Vorhersage rechtfertigen, daß die anfangs von dem Autor in Aussicht gestellte räumliche Grenze bedeutend werde überschritten werden. Sowol die Stofffülle, als auch die Behandlungsweise lassen das Werk zu ganz andern Dimensionen anschwellen, als sie bei dem Beginn desselben der Verlagshandlung vorschweben mochten. Ja nach der schon erweiterten Anlage war für den dritten Band das Drama der romanischen Völker mit zur Darstellung bestimmt, während dieser Band jetzt mit den lateinischen Dramen des 10. Jahrhunderts schließt. Klein vergleicht sich in der Vorrede mit dem Baumzüchter, dessen Gewächse ihm über Nacht mit ihren kräftigen, um sich greifenden Wurzeln die Kübel zersprengt haben, weil er die Triebkraft der Wurzeln nicht genau nach Umfang und Stärke der Scherben bemessen. Soll er diese Gewächse nun fortwerfen?

Gewiß nicht! Eine Universalgeschichte des Dramas behandelt einen so reichhaltigen Stoff, daß derselbe sich nur in einem bändereichen Werke erschöpfen läßt. Und gerade eine Universalgeschichte fehlte uns bisjetzt, indem A. W. von Schlegel's Vorlesungen doch nur als Studien und Skizzen einer solchen betrachtet werden können, nur die hervorragenden Spitzen der dramatischen Literatur berühren und weit davon entfernt sind, das Theater überall in seiner breiten Basis, in seiner culturgeschichtlichen und nationalen Bedeutung aufzufassen.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß die Darstellungsweise Klein's noch dazu beiträgt, den gebotenen Umfang fast über das erlaubte Maß zu vermehren. Klein ist ein geistreicher Kopf, dem fortwährend Ideen, Gedankenverbindungen, Einfälle zuströmen und den sie zu Excursen verführen, welche mit der Sache selbst, die er zu behandeln hat, oft nur im lockern Zusammenhang stehen. Nicht immer wirft sein Witz ein scharf charakterisirendes Schlaglicht — oft ist er ein müßig gaukelnder Falter, der nur die eigene Farbenpracht zur Schau trägt; ja auch für die Eigenthümlichkeit, welche Shakspeare „einen Witz zu Tode hetzen" nennt, gibt Klein an mehrern Stellen recht bezeichnende Beispiele. Wenn es für eine derartige „Geschichte des Dramas" unerlaßlich ist, den Lesern nicht blos trockene Namen und eine dürre schematische Kritik zu liefern, sondern sie in den Inhalt und Geist der Dramen selbst einzuführen, und zwar desto mehr, je mehr, wie in dem vorliegenden Bande, die dramatischen Productionen selbst fernliegend und unbekannt sind, so geht doch Klein, wie lebendig und warm er auch den letztern Zweck zu fördern weiß, doch zu weit in der Genauigkeit der Inhaltsangabe, ja er überschreitet oft die Grenze, wo die Literaturgeschichte aufhört und die Anthologie beginnt.

Nach diesen beiden Seiten hin würde eine größere Oekonomie und ein künstlerisch einschränkendes Maß der Behandlung wenn auch nicht die Zahl der Bände, so doch gewiß ihr Volumen beträchtlich vermindert und nicht weniger dem Inhalt selbst zum Vortheil gereicht haben. Denn die Arbeit der Gartenschere, welche die allzu üppigen Auswüchse beschneidet, wäre in dem Werke von Klein keineswegs eine verlorene gewesen. Wir sind in der That keine Anhänger einer pedantisch trockenen Darstellungsweise weder auf dem Gebiet der Geschichte noch auf dem der Literaturgeschichte; wir halten die bloße Gelehrsamkeit als solche noch lange nicht berechtigt und befähigt zu angemessener Darstellung des von ihr aus den Quellen herausgegrabenen Stoffs. Doch indem wir auch von dem Geschichtswerke die Kunst der Darstellung verlangen, erscheint uns ein allzu lebendiges Uebersprudeln und ein Behagen an witzigen Ausschreitungen nicht minder als ein Verstoß gegen diese Kunst, deren harmonischer Fluß

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 36 und 37 d. Bl. f. 1865. D. Red.

durch die zahlreichen aufgeworfenen Blasen der Phantaſie getrübt wird.

Die beiden erſtern umfaſſenden Abſchnitte des dritten Bandes behandeln das indiſche und das chineſiſche Drama und ſind im ganzen wol geeignet, dem Leſer ein klares Bild von dem Repertoire dieſer öſtlichen Nationen zu geben, ſo manches ſich auch im einzelnen gegen die Auffaſſung und Darſtellung einwenden läßt. Wenn man das chronologiſche Moment als maßgebend feſthält, ſo war Klein in ſeinem guten Rechte, das indiſche und chineſiſche Drama nach dem griechiſchen und römiſchen zu behandeln; denn jene gehören in ihren Haupterſcheinungen dem Zeitalter nach Chriſtus an. Dennoch muß, bei der ganz zurücktretenden geſchichtlichen Entwickelung dieſer beiden öſtlichen Völker, das Chronologiſche für äußerlich und unbedeutend gelten; dagegen wäre für die Entwickelung des Dramas ſelbſt aus ſeinen erſten elementariſchen Anfängen heraus ein Beginn der ganzen Geſchichte mit dem chineſiſchen am meiſten angemeſſen und jedenfalls am lehrreichſten geweſen. Jetzt müſſen wir uns von den helleniſchen Meiſterwerken zu den etwas marionettenhaften Productionen „des Reichs der Mitte“ zurückwenden, und wenn deren claſſiſche Epoche auch unſerm Mittelalter entſpricht, ſo ſträubt ſich doch gerade der hiſtoriſche Sinn gegen die Rückkehr zu elementariſchen Schöpfungen. Wir möchten ſagen, die Geſchichte des Dramas hat ihre eigene Chronologie und kümmert ſich nicht um die weltgeſchichtliche Zeitrechnung. Mindeſtens aber hätte Klein dieſen Band mit den dramatiſchen Verſuchen der Japaneſen, Peruaner und Azteken beginnen, dann zum chineſiſchen Drama übergehen und zuletzt das indiſche behandeln ſollen, während er gerade den umgekehrten Weg eingeſchlagen hat. Da das Drama als höchſte Culturblüte einer Nation aufgefaßt werden muß, ſo iſt es kein müßiges Beiwerk, wenn Klein zunächſt das Culturleben der Hindus darzuſtellen verſucht und auch die philoſophiſchen Hauptſyſteme entwickelt. Nicht nur der enge Zuſammenhang derſelben mit ihrer religiöſen Dogmatik, ſowie der Zuſammenhang des Dramas mit dem Cultus berechtigt ihn hierzu, noch mehr die Thatſache, daß die indiſche Literatur ein vollkommen philoſophiſches Drama beſitzt, in welchem die Anhänger jener Syſteme ihre Doctrinen entwickeln und das außerdem gleichſam die Begriffe ſelbſt in Scene ſetzt, wie wenn ein Hegel'ſcher Poet die geiſtigen Geſtalten der „Phänomenologie“ und die Kategorien der „Logik“ als dramatis personae in einen theatraliſch-metaphyſiſchen Conflict verwickelte.

Das reizende Idyll „Gitagovinda“ wird von Klein mit Recht geſchildert und zergliedert, da wir in ihm gleichſam, wenn auch noch in epiſche Form gehüllt, das keimkräftige Cultusdrama begrüßen, aus welchem heraus ſich ſpäter das profane Drama entwickelte. Es bleibt nur zu bedauern, daß Klein die Textſtellen des Auszugs in einer Proſaüberſetzung mittheilte, und daß ihm die Rückert'ſche Ueberſetzung in Verſen, welche mit Meiſterſchaft das üppig Spieleriſche, wolluſtvoll Lockende und Hingebende der indiſchen Dichtung wiedergibt, entgangen zu ſein ſcheint.

Die indiſche Poetik und Dramaturgie theilt uns Klein nach Wilſon in ihren Hauptgrundſätzen und namentlich in ihren wichtigſten Rubricirungen mit. Das Charakteriſtiſche derſelben iſt bekanntlich eine Unerſchöpflichkeit der Klaſſificirung, die aus dem Mangel an begrifflicher Schärfe hervorgeht. Indem dieſen Eintheilungen jede innere Nothwendigkeit fehlt, machen ſie nur den Eindruck fortwährender Experimente, das Einzelne unter ein Allgemeines zu ſubſumiren, Verſuche, die meiſtens mißglücken, ſodaß das Einzelne nur den Schein des Allgemeinen gewinnt, bald die Species zur Gattung, die Gattung zur Species wird und aus den ineinanderfließenden Grenzlinien eine grenzenloſe Verwirrung entſteht. Es iſt die ungebändigte Ueppigkeit der indiſchen Natur und des indiſchen Lebens, die in dieſe Definitionen der Dramengattungen, der einzelnen Charaktere und Affecte u. ſ. w. als eine jeder verſtandesmäßigen Gliederung widerſtrebende Buntſcheckigkeit des Inhalts hineinſpielt. Der ſcharf ſondernde Verſtand iſt dem tiefſinnigen Volk der Hindus nicht gegeben, ſo viel ſich ihre Weiſen auf die zahlreichen Schubladen zugute thun, in welche ſie dieſen oder jenen Inhalt verpacken, ſo ſehr ſie vom Sortirungseifer beſeſſen ſind. Doch in die eine Schublade thun ſie Obſt, in die andere Aepfel und Birnen, in die dritte wieder borsdorfer Aepfel — das iſt ungefähr eine Probe von den meiſterhaften Eintheilungsverſuchen der indiſchen Dramaturgie. Wir ſuchen natürlich nach einem Faden in dieſem Labyrinth, denn unſer abendländiſcher Verſtand verliert alsbald den Boden unter ſeinen Füßen: Klein hätte daher ſich nicht blos mit einer Mittheilung dieſer dramaturgiſchen Klaſſificirungen begnügen, ſondern dem inſtinctiven Schematismus der indiſchen Theaterweiſen mit unſerer europäiſchen Einſicht zu Hülfe kommen und die Principien nachweiſen, welche ihnen unklar vorſchwebten, dabei aber auch die wahrhaft eigenthümlichen Gattungen hervorheben ſollen, welche, als dem indiſchen Nationalgeiſt hervorgegangen, unſerer Bühne fremd ſind.

In dem Abſchnitte, in welchem Klein den „ſceniſchen Apparat“ der Hindus behandelt, müſſen wir uns im ganzen mit ſehr flüchtigen Andeutungen begnügen. Der Verfaſſer geht nicht näher auf das Samavakâra ein, das er bei der Rubricirung der Dramen bereits beſprochen, das Kriegsſpectakelſtück, zu deſſen Darſtellung die Mitwirkung großer Maſſen und die Entfaltung eines bedeutenden ſceniſchen Pomps unerläßlich war. Auch von dem „Dima“, dem eigentlichen mythologiſchen Zauberſtück, muß man annehmen, daß es ungewöhnliche ſceniſche Maſchinerien verlangt — wie hätte ſonſt die Verbrennung dreier Städte und die Niederſchmetterung des Dämonen Tripura durch Siva zur Vorſtellung gebracht werden können? Die Thätigkeit des Dichters war bei dieſen Stücken eine geringe, indem nur einzelne Scenen ausgeführt, andere nur trocken ſchematiſirt wurden, wie etwa in Schiller's „Jungfrau“ der Krönungsmarſch angegeben iſt. So beſitzen wir ein einactiges Drama: „Dutangada“, deſſen Stoff aus dem „Ramayana“ genommen iſt und das der Verfaſſer ſelbſt den Schatten oder Plan zu einem Drama nennt. Es beſteht nur aus vier Scenen; doch läßt ſich vermuthen,

daß der Kampf Ravana's und der Triumphzug Rama's, die nur angedeutet werden, den eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung bildeten und daß der dramatische Schatten durch die scenische Belebung Fleisch und Blut erhielt. Wenn daher Klein annimmt, „daß der scenische Apparat der indischen Bühne nicht viel kunstreicher und verwickelter war, als der unserer Stegreiftheater im Mittelalter, und daß ihr selbst Shakspeare's Bühne in dieser, wie in mancher andern Hinsicht näher steht als die der Griechen", so hat er offenbar diese von ihm selbst früher charakterisirten Schaustücke gänzlich vergessen, welche einen grandiosen, den gewöhnlichen Rahmen der Schaubühne sprengenden Apparat verlangten.

Klein beginnt seine Rundschau über die uns bekannten indischen Dramen mit den ältesten: „Mrichchakati oder die Thonkutsche", einem Werk des Königs Sudraka, der etwa zwei Jahrhunderte n. Chr. lebte. Dies Drama ist das bedeutendste Sittengemälde der indischen Bühne und steht unserm Geschmack, unserm Empfinden näher, als die spätern romantischen Zauberstücke Kâlidâsa's; Klein spendet ihm ein glänzendes Lob, was dramatisches Genie und poetisch tiefe Charakterzeichnung betrifft: ein Lob, mit welchem man im wesentlichen einverstanden sein kann. Er vergleicht den Helden des Dramas, den Brahmanen Chârudatta, mit Lessing's Nathan, das Stück selbst mit den Stücken Shakspeare's:

In der gesammten dramatischen Poesie wüßten wir nur einen Charakter, der sich mit dem Brahmanen Chârudatta vergleichen ließe: Lessing's Nathan. Wie denn auch des Brahmanen Freund und Gefährte, der Vidushâka oder Gracioso des Stücks, der Brahmane Maitrêya, wunderbarerweise eine Charakterähnlichkeit mit Lessing's Al-Hafi darbietet, der an den Ganges eilt, „wo er leicht und barfuß den heißen Sand mit seinen Lehrern trete". Im Verlaufe unsers Dramas und in den geistesverwandten Dramen des Bhavabhûti wird uns noch eine andere Familienähnlichkeit überraschen und in Erstaunen setzen: eine so tiefe Verwandtschaft dieser Dramen mit denen Shakspeare's in Composition, in Charakteristik, in dem Cultus des Hochmenschlichen und der weisheitsvollen Vernunft des Herzens und himmlischer Liebesfülle; eine so grundinnerliche Wesens- und Formenverwandtschaft, daß man glauben sollte: eine ähnliche Ursprungserinnerung habe bei den Schöpfungen des größten dramatischen Dichters mitgewirkt, wie, nach Plato, das göttliche Wissen und Schauen der menschlichen Seele als ein Erinnerungsdenken der Urbilder zu gelten habe, die sie in ihrem vorkörperlichen Zustande unmittelbar in Gott geschaut; daß man glauben sollte: diese Erinnerung an den arischen Ursprung wäre in der Seele des größten Poeten des germanischen Völkerstammes beim Dichten seiner Dramen, gleich einer mächtigen Wunderblume, gleich jener Lotos-Weltblume aufgegangen, und hätte in seine Schöpfungen den heimatlichen zaubervollen Seelenduft und Wohlgeruch ergossen. Aus der Neuen Welt in unsern Erdtheil verpflanzte Gewächse öffnen zur Nachtzeit ihre Blüten, weil sie um dieselbe Tagesstunde in ihrem Vaterlande blühen. Warum sollte man nicht denken dürfen, daß auch nach Jahrtausenden, unter den entlegensten Himmelsstrichen Blüten der Poesie im Geiste sich erschließen, die den Balsam ihres geschichtlichen Ursprungs, ihrer Stammeswurzel, athmen?

In der That erinnern Charaktere, wie der Prinz Samsthânaka, ein verächtlicher Wüstling, der dabei die Eigenthümlichkeit hat, Stellen aus den indischen heiligen Schriften verkehrt zu citiren, an ähnliche Shakspeare'sche Gestalten, und Klein nennt nicht mit Unrecht den Prinzen Cloten in „Cymbeline" einen englischen Samsthânaka. Auch in der Doppelhandlung, deren Fäden sich zuletzt in einen Knoten schürzen, könnte man eine Verwandtschaft mit Shakspeare finden, und wenn diese Verknotung eine rein zufällige ist, so würde dies den Vergleich um so weniger stören, als auch bei Shakspeare diese Doppelhandlung keineswegs immer, wie seine Vergötterer meinen, in zwei concentrischen Kreisen denselben Gedanken spiegelt, sondern oft äußerlich aus zwei Novellen zusammengelöthet ist.

Klein gibt von dem Drama des Königs Sudraka eine ins Detail gehende, 50 Seiten umfassende Reproduction, in welche er mancherlei kritische Bemerkungen hineinverflicht. Seine Anerkennung des Stücks ist eine volle und uneingeschränkte, ja sie ist polemisch gegen den möglichen Tadel. Mit vielen dieser verherrlichenden Glossen befinden wir uns nicht im Einklang, da jedenfalls dem Stücke die Energie dramatischer Handlung, die richtige Accentuirung ihrer Höhenpunkte und damit die künstlerische Architektonik fehlt. Das Stück ist ein Bildersaal altindischen Lebens; die Gemälde, mit markigem Pinsel ausgeführt, reihen sich an einen Faden der Handlung: die Liebe eines Brahmanen zu einer Buhlerin. Es ist überdies ein Schauspiel, an dessen Schluß sich das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch setzt und das in der That auch einen oft betonten Grundgedanken hat, welchen Klein allerdings nicht erwähnt, nämlich daß der Armuth Los ist, Verdacht zu erwecken, ein Gedanke, der in die Handlung selbst auf das kenntlichste hineingearbeitet ist. Die Heldin, Vasantasênâ, ist eine Hetäre, aber, wie Klein sagt, „eine durch die reinste Liebe zu einem frommen, heiligen und in die dürftigste Armuth durch seinen Edelmuth gestürzten Mann sittlich geläuterte Hetäre". Er weist mit Recht auf den Unterschied zwischen einer solchen Liebesheldin und einer griechisch-römischen Komödienhetäre hin, „die auf reiche Jünglinge Jagd macht und sie häuslich, wirthschaftlich und moralisch zu Grunde richtet". Dagegen vergißt er, die Aehnlichkeit zwischen diesem Courtisanen-Bühnenspiel und dem neufranzösischen Lorettendrama, das er so häufig anfeindet, hervorzuheben. Diese Entsühnung durch eine edle Liebe ist nicht nur in „Marion de Lorme", sondern auch in manchen pariser Demi-Monde-Stücken ein beliebtes Motiv — nur daß der magdalenenhafte Zug von den französischen Dichtern mit vieler Empfindsamkeit ausgeführt wird, während der indische Dichter ihm nur einen naiven Ausdruck gibt. Ohne Makel ist nach indischer Sitte der Verkehr mit einer Buhlerin keineswegs. So sagt Chârudatta's Begleiter: „Eine Courtisane gleicht einem in den Fuß getretenen Dorn, den man auch nicht los werden kann ohne Schmerzen." Auch für indische Anschauungen liegt in der Liebe eines edeln und frommen Brahmanen und einer bisher „Gemeingut" gewesenen Buhlerin ein pikanter Contrast, der durchaus nicht so weit entfernt ist von den modernen Contrasten in den Lorettenstücken des Seine-Babel. Doch ist der Hindupoet glücklicher, was die Auskunftsmittel der

Volkssitte betrifft; er braucht seine Heldin nicht an Schwindsucht oder unglücklicher Liebe sterben zu lassen; denn der Brahmane heirathet sie als zweite Frau, welche von der ersten sehr freundlich und ohne alle Eifersucht aufgenommen wird.

Auch die descriptiven Längen des Stücks nimmt Klein in Schutz:

Maitréya bringt der Vasantasénâ die Perlenschnur für das gestohlene Kästchen, nachdem er die sieben Vorhöfe ihres Palastes durchschritten, deren Wunderpracht er einzeln und aufs umständlichste beschreibt. Die 4—5 Seiten lange Schilderung würde von der europäischen Dramaturgie und jeder unserer Regie-Streichanstalten, von jener aus Kunst-, von diesen aus menschenfreundlichen Rücksichten gegen das Publikum, als descriptives, aber bühnenungerechtes Meisterstück, ausgerottet werden. Das indische Schauspiel weiß noch nichts von unserer bewährten Theaterpraxis, wo noch ein Drama jene Wundereigenschaft mit Balzac's Peau-de-chagrin gemein hat, vermöge welcher die Zauberkraft besagter Saffianrindshaut zunimmt, je mehr man sie verkürzt und je mehr Lederstückchen man von ihr abschneidet.

Wir wollen die europäischen „Regie-Streichanstalten" keineswegs vertheidigen, ihre Rothstifte sind von angeborener Feindlichkeit gegen alle Poesie, und unser Publikum ist bereits so bequem geworden, daß jede längere Rede, wie poesievoll, ja wie dramatisch energisch sie sein mag, Gefahr läuft, es zu ermüden und zu langweilen. Doch diese Beschreibungen der acht Vorhöfe im Schloß der Vasantasénâ sind so rein äußerlich, sind so sehr nur mit Worten ausgeführte Decorationsmalerei ohne einen Hauch von Stimmung, daß sie entschieden aus allem Dramatischen herausfallen.

Es muß befremden, daß gerade das älteste der auf uns gekommenen indischen Dramen ein rein bürgerliches Sittengemälde ist, ohne alle Beziehung zum religiösen Glauben und Cultus, ja daß die Vertreter der verschiedenen Glaubensrichtungen, die Brahmanen und der Buddhist, nur nach der Seite ihrer menschlichen Individualität als dramatische Charaktere aufgefaßt werden, während gerade in den spätern Dramen der schönfärbenden Hofpoeten die Gestalten des Glaubens eine große Rolle spielen. Klein bleibt uns die Erklärung für diesen anscheinenden Widerspruch schuldig. Sie liegt wol darin, daß, während das religiöse Cultusdrama sich anfangs in ernster Gediegenheit entwickelte, es gerade das Feld für die selbständige Nebengattung bürgerlicher Sittenbilder freiließ, indem zwischen dem Heiligen und Profanen keinerlei Berührung sein durfte, daß erst später in einer profanern, dem altehrwürdigen Glauben fremder gewordenen Zeit die Dichter sich auch des heiligen Stoffs mit freispielender Phantasie bemächtigten, wie dies in den mythologischen Zauberdramen Kálidása's am sichtbarsten hervortritt, der die Apsarasen aus Indra's Himmel zu Feenspielen und scenischen Ballets engagiren durfte.

In Bezug auf das zweite indische Stück, das Drama Bhavabhûti's: „Málatí und Mádhava", welches Klein das „Romeo- und Juliadrama der Inder mit glücklichem Ausgang, leidenschaftsvoll, aber nicht tragisch" nennt, kann man mehr mit seinem Urtheil übereinstimmen. „An Macht und Tiefe der Leidenschaft", meint Klein mit Recht, wie an Fülle und Kraft der Charakteristik übertrifft Bhavabhûti den Kálidása außer allem Zweifel. Wir werden in seinen Anschauungen etwas von Aeschylus' Naturkraft und in der Schilderung der Leidenschaft Shakspeare'sches Colorit finden. Durch das Stück zieht sich der Gegensatz zwischen dem menschenfreundlichen Buddhacultus, welchen die Buddhapriesterin, und dem menschenfeindlichen Sivacultus, den die dämonische Priesterin Kapála-Kundalá, vertritt. Der letztere gipfelt in einer Scene, deren decorativen Hintergrund Klein etwas überschwenglich mit folgenden Worten schildert:

Die Gegenfigur zur wohlthätigen Buddhablüßerin, die dämonische Priesterin, Kapála-Kundalá, im Dienste der scheußlichen Gottheit Chamundá, die Siva's von Menschenopfern rauchenden Altären vorsteht, erscheint in der Luft auf einem Feuerwagen, in grauenerregendem Aufzug. Sie schildert ihr Wesen als den Geist des Verderbens. Zweck ihres Erscheinens ist: die Málati zu entführen und sie ihrer Gottheit zu opfern. Die Scene entspricht solchem Beginnen. Wir sehen den Verbrennungsplatz der Leichen vor uns; über den Boden Todtenknochen hingestreut. Brust und Lenden der Schreckenshexe sind mit Todtenköpfen umgürtet, wie der lange Monolog, der sie einführt, mit grauenhaften Bildern, bei denen Macbeth's Hexen die Ameisen über den Rücken würden laufen fühlen, und selbst Munday's Yorkshire-Hexen eine Gänsehaut bekämen. Sie zieht sich vor Mádhava zurück, der mit entblößtem Schwert in der einen, und mit einem Stück Menschenfleisch in der andern Hand herankommt, um es den Nachtgeistern darzubringen, deren greulichen Spuk er schildert; fratzenhaft scheußlich, aber mit düsterglühenden, schauerlichen Farben, die alles Hekate-Unwesen übergrausen. Hier schüttelt nicht blos, sondern wendet unser Theater ganz und gar den Kopf, und voll Abscheu, hinweg, und wir desgleichen. Vielleicht ist aber ein greller Contrast zwischen dem mildmenschlichen Opferbegriffe der Buddhalehre und dem grausigen Siva-Opferdienst der Brahmanen beabsichtigt, worin ein Rest menschenfresserischer Wildheit und Karaibenthums, worin der Blutgeist des mexicanischen Vitzlipuzli zu spuken scheint.

Es drängt sich uns bei dem ganzen Nachtstück die Bemerkung auf, daß diese Abtheilung des Stücks dem Begriff entspricht, welchen die indischen Dramaturgen mit der Dramengattung „Dima" verbinden. Ob sie nun durch Amputation einzelner Bruchstücke aus den größern Werken der Schaubühne zu ihren Gattungsbegriffen gelangt sind, oder ob diese Amputation von den Dichtern selbst vorgenommen wurde, welche kleinere selbständigere Dramen nach dem Muster dieser Situationen aus den größern Meisterwerken dichteten, mag dahingestellt bleiben. „Málatí und Mádhava" enthält übrigens, außer den Schauerscenen, Stellen von großer lyrischer Schönheit, sowol was die Schilderung der grandiosen indischen Natur, wie den Ausdruck der Liebesempfindung betrifft.

Bei der Besprechung von Bhavabhûti's zweitem Drama: „Uttara Ráma Cheritra" ergeht sich Klein in einem geistvollen Excurs über die tragische Sühne und das Causalitätsgesetz; er weist nach, daß der Begriff der tragischen Schuld weiter gefaßt werden müsse, als dies gewöhnlich geschieht, indem bei einer Beschränkung derselben auf das Individuelle ein Prometheus, ein Oedipus, eine Desdemona, die Opfer Macbeth's und Richard's III. als unschuldig Leidende betrachtet werden müßten. Klein sagt:

„Im Drama trägt der einzelne als Vertreter der Menschheit ihre Schuld, und seine Sühne ist auch ihre Sühne. Das Drama läutert aus dem Menschen das solidarische Wesen hervor, den Blutzeugen für die Gesammtheit: seine Allgemeingültigkeit, die seine göttliche Natur und Bestimmung verbrieft.... Die volle Rechtfertigung des Causalgesetzes übernimmt das öffentliche Gewissen."

Ueber das indische Intriguenstück „Mudra Râkshasa", sowie seine spätern Nachdichtungen können wir rasch hinweggehen; es ist ein indisches „Glas Wasser". Intriguen der Minister gegeneinander, Ueberraschungen, Briefe, Bilder, Lauschscenen, Entpuppungen einzelner geheimnißvoller Gestalten der Hindus spielen in den historischen Lustspielen dieselbe Rolle, wie in den europäischen, zum sichern Zeichen, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, d. h. für den oberflächlichen Beobachter. Länger verweilt auch Klein bei Kâlidâsa, dem Vielgefeierten, bei seiner „Sakuntalâ", „für Europas Literaturen die Schlüsselblume der dramatischen Frühlingsflora Indiens, des indischen Dramaaufgangs erster Morgenstrahl", und „Vikrama und Urvasi". Das begeisterte Lob, das Goethe der „Sakuntalâ" ertheilte, regt unsern Autor an, verwandten Zügen in der Weltanschauung und Dichtweise Goethe's und Kâlidâsa's nachzuspüren, wobei er zu folgendem Resultat gelangt:

Nächst Shakspeare ist keines Dichters Seelengrundgewebe so indisch, wie bei Goethe. Nur hat Shakspeare, dieser Universalerbe der dramatischen Kunst, wie Goethe das Harmonisch-Formelle des griechischen Kunstgeistes, die historisch-tragische Weltanschauung und Geistesstimmung der großen griechischen Poesie, den Geist des Homer und Aeschylus, aus der pathetisch-indischen Grundstimmung entfaltet, vielleicht nicht ohne Beimischung einiger Blutstropfen vom römischen, mit dem Siva-Dienst verwandten Gladiatoren-Blutgeist, den Seneca's Tragödie schnaubt. Sophokles, Kâlidâsa und Goethe sind uns die drei großen, von der gleichartigsten Dichter-Seelenverwandtschaft zu der herrlichsten Dichtertrias gruppirten Poeten. Der episch-idyllische Grundklang tönt in den Dichtungen jedes derselben vor. Kraft dieses vorherrschenden Grundklangs konnte Sophokles der zweitgrößte Tragiker der Griechen werden. Seine schönsten Tragödien, „Oedipus auf Kolonos", „Philoktetes", sind tragische Idylle, wie sie auch Goethe vielleicht, als Nachfolger des Aeschylus, wenn er die Fülle seiner Wundergaben ausschließlich auf die tragische Kunst hingespannt hätte, oder wie sie Kâlidâsa als Hellene würde gedichtet haben.

Klein scheint „Sakuntalâ" zu den „Hofpastorales" zu rechnen, zu denen mehr oder weniger auch Goethe's „Tasso" gehört, wir möchten sagen, es ist indische Renaissance, ja selbst indisches Rococo darin. Sehr eingehend ist die Analyse, die Klein von dem Zauberdrama gibt, und wir stimmen im wesentlichen mit seinem Endurtheil überein. Das Stück ist von unendlicher Anmuth und Ueppigkeit, voll köstlicher Natur- und Liebesbilder, von einem wahrhaft arkadischen Zauber, wogegen der äußerlich festgehaltene Zauber in dem Spruch des erzürnten Weisen als Schicksalsmotiv, in welchem sich nicht einmal die innere Verzauberung symbolisirt, der Handlung allen dramatischen Werth raubt. Denn es ist ein poesieloser Niederschlag des alten Glaubens, das todte Formelwesen, das hier, wie in „Vikrama und Urvasi" den dramatischen Ausschlag gibt. Gegen die rein menschliche Motivirung in dem alten Drama Sudraka's steht Kâlidâsa weit zurück. Mit Recht sagt Klein:

Kâlidâsa hat den Geheimsinn seiner Fabel, aus Rücksichten einer höfischen Kunst, in zu feine Farbenspiele von Halbverständnissen zerlegt und verdistelt. Kâlidâsa ist schon der überfeine Verkünstler der großen poetischen Dramenzwecke, die er in allerhand kleine Kunstabsichtlichkeiten zuspitzt und filigranisirt. Er dramatisirt schon im Geiste des „Hineingeheimnissens", während der Dichter doch herausgeheimnissen soll. Er versteht sich schon auf jene Kunstmystik, jene erotische Poesie, die in Andeutungsräthseln orakelt, und nach der Verschleierungsmaxime, die Fontenelle zum Stilgesetze der Prosa stempeln wollte, auch die poetische Gestaltung modelt.

Für besonders bezeichnend und glücklich gewählt halten wir die von Klein durchgeführte Parallele zwischen der Sakuntalâ-Episode des Epos „Mahâbhârata" und dem Kâlidâsa'schen Drama, indem aus derselben überzeugungskräftig hervorgeht, wie der zierliche Hofdichter die alten menschlichen Motive verkünstelt. Der König des alten Epos vergißt, weil er vergessen will, obgleich er sich seines Abenteuers „wohl erinnert", und die vor ihn tretende Sakuntalâ richtet an ihn die strafenden Worte:

Ich bin allein, wähnst du in deiner Seele,
Kennst nicht das Herz, jenen uralten Weisen,
Der immer schaut jegliche schlechte Handlung,
In dessen Näh' dein Vergehen du ausübst.
Wer Böses thut, der wähnt freilich: O, es sieht mich ja keiner hier!
Aber die Götter durchschaun ihn und der eigne innre Mensch.

Ein Hofpoet wie Kâlidâsa fand es dem poetisch-dramatischen Hofceremoniell wenig angemessen, daß eine verlassene Schöne sich mit solchen Strafpredigten an einen Herrscher wendete. Was würde Bhoga dazu gesagt haben, der schützende Alfonso unsers Tasso? Ein kunstsinniger König, gewiß mit so viel Sinn für die Schönen, wie das Schöne begabt. Würde er nicht, wenn er diese Rede von der Bühne herab hörte, an manche von ihm selbst verlassene Schöne erinnert, eine Erinnerung, die seinem „eigenen innern Menschen" gewiß nicht angenehm war. Das mußte vermieden und der alte König Duschmanta dafür durch den Fluch eines Weisen mit einer Gehirnstörung behaftet werden, gleich als hätte er einen Becher Lethe aus der Hand des Prinzen von Arkadien getrunken. Damit hören die Vorwürfe des „innern Menschen", freilich auch die Zurechnungsfähigkeit und damit das Drama selbst auf. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt Klein:

Die Sakuntalâ-Episode im Mahâbhârata überragt an poetisch-menschlicher Bedeutsamkeit, geistigem Dichtungsgehalt, vor allem in Bezug auf die Qualität, welche der Poesie erst die volle, göttliche Weihe ertheilt, in Bezug auf den philosophischen Grundgedanken, das eigentliche Culturmoment der dramatischen Poesie — die Sakuntalâ-Episode überragt das Schauspiel „Sakuntalâ" so hoch, so majestätisch hoch, wie der Himalaja sich über das kleine Paradies eines idyllischen Blumengeländes, eines gewürzereichen Lustthals erheben mag, das zu seinen Füßen liegt, ihm Blumenopfer weihend und balsamische Vermählungsdüfte liebetrunkener Blüten.

Wenn wir mit Klein in Bezug auf die „Sakuntalâ" im wesentlichen übereinstimmen, so erscheint uns dagegen

das Urtheil, das er über „Vikrama und Urvaſi“ fällt, allzu ſtreng; denn dies Drama iſt, während in der „Sakuntalâ“ rein menſchliche Situationen zu Grunde liegen, von Haus aus in eine Traum- und Zauberſphäre verſetzt, wo wir uns über das Wunder nicht mehr zu wundern haben; denn es liegt gleichſam in dem poetiſchen Klima des Dramas. Hier, wo der ſüß fabulirende Wahnſinn uns fortwährend umfangen hält, erſcheint ein irrſinniger König ebenſo wenig als Inconſequenz, wie eine ſich in eine Weinrebe verwandelnde Nymphe, eine wahrhaft ovidiſche Metamorphoſe. Klein ſagt:

Stoff und Motive dieſes mythiſchen Zauberidylls ſcheinen uns noch heute für ein Zauberballet ausnehmend geeignet. Verrückte, ſogar hirnloſe Ballete gibt es die Menge. Aber ſchwerlich ein Ballet mit einer für die Tanzpantomime ſo dankbaren Wahnſinnsſcene, die noch außerdem ein König aus dem Mondgeſchlechte tragirt. Wir nehmen keinen Anſtand, das Drama „Vikrama und Urvaſi“ als Grundlage zu einem Balletlibretto dem gegenwärtig erſten Balletmeiſter, unſerm Paul Taglioni, zu empfehlen. Sein Geſchmack, ſein poetiſcher Takt, ſein großes Talent für maleriſche Gruppirung und Bühnenzauberwirkung bürgen dafür, daß er über ein Tanzdrama, „Vikramorvaſi“, den poetiſchen Märchenduft von Kâlidâſa's Zauberdrama werde zu hauchen wiſſen.

Opernhaft und balletartig iſt freilich der Charakter des Ganzen. Doch hat Klein nicht genug die außerordentliche Fülle an lyriſchen Schönheiten hervorgehoben, dieſen melodiſch-muſikaliſchen Zauber einer ſich in Naturmyſtik wiegenden Seelenandacht. Mit den Monologen des in Wahnſinn irrenden Königs kann ſich bei Bhavabûti die ganz ähnliche Situation keineswegs meſſen, was den intenſiven Zauber glühender Stimmung und eines brennenden Colorits betrifft.

Kâlidâſa's drittes Drama iſt ein Intriguenſtück nach dem Muſter des „Mudra Râkſhaſa“. Ueber daſſelbe wie über die übrigen meiſt nur dem Inhalt nach bekannten Dramen der indiſchen Melpomene und Thalia ertheilt Klein alle wünſchenswerthe Auskunft. Auch ſeine Darſtellung des „Prabodha Chandrodaya“ iſt ganz geeignet, ein Bild dieſes wunderbaren und geiſtvollen Gedankendramas zu geben, das in ſeiner Art einzig in der ganzen Weltliteratur daſteht und überdies einen hohen Begriff von der Bildung eines Publikums gibt, dem dieſe philoſophiſche Myſterie ſich auf der Bühne zu vollem Verſtändniß erſchloß. Selbſt die Stadt der Intelligenz, in welcher nacheinander die philoſophiſchen Katheder der großen Maëſtros des Gedankens aufgerichtet waren, würde vor einem ähnlichen Gedankendrama modernen Inhalts mit verſtändnißloſer Langeweile ſitzen und ſich ſehnen nach den „Fleiſchtöpfen Aegyptens“, nach jener derbgreiflichen und wohlſchmeckenden Bühnenkoſt, mit welcher Pohl und Weirauch ſie zu regaliren verſtehen.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Altes und Neues aus dem deutſchen Liederſchatz.

Wer die für die „literariſche Unterhaltung“ beſtimmten Vorräthe, die ſich allmählich auf dem Büchertiſche anſammeln, ordnet und ſichtet, der gleicht wol einem Hausvater, der aus ſeinem Schatze Altes und Neues hervorträgt. Alte liebe Freunde, oft in dem neuen Gewande einer Miniaturausgabe, treten wieder vor unſer Auge; auch gleichgültigere Namen, denen wir ſchon hier oder dort begegnet ſind, tauchen empor aus der wogenden Flut der homines novi, über welche oft nur zu bald finſtere Vergeſſenheit die dunkel nachtenden Schwingen ausbreiten wird. Und in dem Inhalt der Bücher findet ſich eine ähnliche Miſchung; wenn eins der heute zur Beſprechung vorliegenden Werke (Nr. 9) den Titel führt: „Gedichte, alte und neue, gute und ſchlechte“, ſo kann wol pars pro toto gelten, und die ſo häufig wiederkehrenden Reminiſcenzen an Platen, Geibel oder Heine berechtigen die Kritik zu dem Stoßſeufzer:

Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht!

Allein wenn auch das „gute Neue“ nicht häufig iſt, ſo findet ſich doch manche Bereicherung des deutſchen Liederſchatzes, und im ganzen iſt der Eindruck ein nicht unerfreulicher, iſt doch ſchon an und für ſich jedes neue Büchlein lyriſcher Gedichte ein bewußter oder unbewußter Proteſt gegen jene nüchterne materialiſtiſche Weltanſchauung, welche die Entwickelung des geiſtigen Lebens in ein Rechenexempel aufzulöſen ſich beſtrebt! Ein junger kräftiger Nachwuchs ſproßt in dem deutſchen Dichterwald, und wenn auch nur wenig Bäume zur vollkommenen Entwickelung gelangen, und es zweifelhaft ſein mag, ob ſie ſich einſt zu den heiligen Hallen der Poeſie emporwölben werden, ſo ſchließen ſich doch ſchnell alle Lücken wieder, und nach wie vor grünt der „ſchöne Wald hoch da oben“! Die Wälderverwüſtung würde aber auch hier ihre verderblichen Wirkungen zeigen; wie in einem Lande, welches des Schmucks ſeiner Wälder beraubt wird, die Quellen und Ströme verſiechen, der fruchtbare Boden von den Wildwaſſern weggeriſſen wird und nur eine ſteinige Wüſte da zurückbleibt, wo früher die Rebe grünte und der Oelbaum wuchs, ſo geht es auch mit dem geiſtigen Leben eines Volks, dem der Kranz der Poeſie von dem Haupte geriſſen wird; es wird getroffen von des Sängers Fluch: „Daß es darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt, daß es in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt!“ Ueber den Zahlenreihen der Nationalökonomie und den Formeln der Politik darf die Wahrheit des Spruchs nicht vergeſſen werden: „Der Menſch lebt nicht vom Brote allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“; ein Spruch, den die echte Poeſie auch auf ſich beziehen kann und ſoll!

Iſt nun auch in einzelnen der nachfolgenden Werke von dieſer echten Poeſie oft nur eine kaum wahrnehmbare Doſis in homöopathiſcher Verdünnung und Verwäſſerung zu finden, ſo ſtrömt ſie doch in andern, alten und neuen, als lebendige Quelle aus dem Sande hervor, ein „friſcher Brunnen im Regenbogenglanz“. Von den alten ſind zunächſt

zwei Gedichtſammlungen zu nennen, von denen die eine in zweiter, die andere ſogar in vierter Auflage vor uns tritt:

1. Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Vierte Auflage. Augsburg, Rieger. 1863. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von L. Chriſt. Zweite vermehrte und neu bearbeitete Auflage. Glarus, Luchſinger. 1865. 8.

Die „Gedichte" von Leonhart Wohlmuth (Nr. 1) zeichnen ſich durch eine warme und tiefe Empfindung, durch einen wohlthuenden Idealismus und eine harmoniſch abgerundete Form vortheilhaft aus und entſchädigen dadurch für den Mangel einer eigenartigen Auffaſſung und eines höhern Schwungs der Phantaſie. Das in der eleganten Uniform der Miniaturausgaben erſcheinende Büchlein umfaßt: „Stimmen der Natur", „Blätter der Liebe", „Der Kaiſerdom in Speier" und „Vermiſchte Gedichte"; am werthvollſten iſt die dritte Abtheilung: „Der Kaiſerdom in Speier", aus welcher namentlich die Lieder: „Am Rhein", „Die Todtenſtadt", „Auf nach Oſten" und „Das Erntefeſt" lobend hervorzuheben ſind. Auch das „Lebewohl" und „Aſchermittwoch", namentlich aber das ſchwunghafte und gehaltvolle Schlußgedicht, der zur Stiftungsfeier des kaufbeurer Liederkranzes gewidmete „Sängergruß aus Schwaben", welches für derartige, meiſtens nur aus Phraſen moſaikartig zuſammengeſetzte Feſtpoeme als Muſter gelten könnte, rechtfertigen den Vorzug, den dieſe Gedichtſammlung durch das Erſcheinen in vierter Auflage erfahren hat.

Die „Gedichte" von L. Chriſt (Nr. 2) ſind mit dem etwas unklaren Motto:

Es will die Pflanzenblüte
Sich klären wie das Licht — (?)
Iſt Andacht im Gemüthe
Die Herzensblüte nicht? —

als „Lieder der Andacht" bezeichnet, denen nach der Ankündigung am Schluß des Buchs ſpäter noch „Heimatlieder", „Lieder der Liebe und Laune", „Germaniſche Lieder" und „Mannichfaltiges" nachfolgen ſollen. Die glaubensvolle Zuverſicht, der ſittliche Ernſt und die Wärme der Empfindung, welche ſich in dieſen Gedichten ausſprechen, berühren den Leſer wohlthuend, während ſich allerdings die vielfach unangenehm hervortretende Schwerfälligkeit und Steifheit des Ausdrucks nicht überſehen läßt.

Von den neuern Gedichtſammlungen verdienen beſonders hervorgehoben zu werden:

3. Gedichte von Max Freidank. Elberfeld, Bädeker. 1865. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Gedichte von Albert Möſer. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.
5. Aus dem Leben in Lied und Spruch von Adolf von Harleß. Stuttgart, S. G. Liesching. 1865. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die in eleganter Ausſtattung erſchienenen „Gedichte" von Max Freidank (Nr. 3) bekunden in erfreulicher Weiſe eine nicht unbedeutende poetiſche Begabung, welche jedoch mehr epiſcher als lyriſcher Natur iſt. In dem ziemlich ſtarken Bande dieſer Gedichte findet ſich nicht ein eigentliches Lied, und nur ſelten eine rein lyriſche Stelle. Die „Erzählenden Gedichte" ſind nicht blos in der erſten, dieſe Ueberſchrift tragenden Abtheilung, welche den dritten Theil des Buchs umfaßt, enthalten; auch der Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionyſos", die theogoniſche Elegie „Prometheus" und andere Gedichte in antikiſirender Form, ſelbſt die Feſtpoeme am Schluß des Bandes tragen dieſen Charakter. Geht die Darſtellung auch zuweilen etwas in die Breite, ſo iſt dieſelbe doch klar und faſt immer anſprechend, die Zeichnung ſcharf und fein, und die ſchwunghafte Diction, durch welche ſich z. B. „Saul", „Jeremias auf den Trümmern Jeruſalems" und der einen Excurs griechiſcher Mythologie enthaltende Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionyſos" auszeichnen, iſt volltönend und kräftig. Weniger gelungen ſind einzelne der antiken Form ſich nähernde Gedichte. „Die Diſtichen des Prometheus" z. B. ſind etwas ſchleppend, und auch nicht immer ganz correct ſcandirt; nach Form und Inhalt dagegen ſehr anmuthig iſt die „Elegie in den Ruinen des Olympion bei Syrakus" und die „Corſiſche Elegie". Von den Feſtgedichten der letzten Abtheilung dürfte nur das Poem zur Einweihung der neuen gothiſchen Künſtler-Vereinshalle in Bremen eine über den engern Kreis der Feſtgenoſſen hinausgehende Bedeutung beanſpruchen können, das Feſtgedicht zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag mit einer politiſchen Einleitung, mit der inzwiſchen längſt verſtummten Klage, „daß der Däne des deutſchen Schwertes ſpotte", iſt dagegen ſehr unbedeutend.

Die „Gedichte" von Albert Möſer (Nr. 4), der Schauſpielerin Fanny Janauſchek gewidmet, umfaſſen in vier Abtheilungen einige Lieder und Balladen, einen Kranz von 30 Sonetten, 25 Oden und eine Sammlung von Diſtichen. Alle dieſe Gedichte, namentlich die Oden und Diſtichen bekunden eine bewundernswerthe Herrſchaft über die Sprache, welche ſich den antiken Versmaßen ungezwungen zu fügen ſcheint; die alcäiſchen und ſapphiſchen Strophen fließen bei Horaz nicht harmoniſcher dahin, als in dieſen deutſchen Oden. Die Sonettform handhabt der Dichter mit gleicher Virtuoſität, und auch die meiſten der Diſtichen zeichnen ſich durch Reinheit und Wohllaut der Sprache aus. In dieſen ſchönen Formen kommt jedoch ein etwas eintöniger Inhalt, welcher durch die ſentimentale melancholiſche Gemüthsrichtung des Dichters bedingt wird, zur Erſcheinung; eine unendliche Liebesſehnſucht, ein „unausſprechliches Seufzen", ein wehmuthvolles Klagen über die Nichtigkeit alles Irdiſchen, verbunden mit dem Ausdruck ſchwärmeriſcher Freundſchaft tritt uns überall entgegen; wird doch in Sonett XX ausdrücklich darüber geklagt, daß der „Weltſchmerz, der Schmerz aller hohen Seelen", als ein überwundener Standpunkt gelte. Die Empfindung, die in dieſen Gedichten zum Ausdruck gelangt, iſt warm und tief, es fehlt ihr aber die Kraft und Friſche der innern Geſundheit; im Sonnenſchein eines fröhlichen Lebensmuthes würden ſich bei der reichen Begabung des Autors gewiß noch duftigere, glanzvollere Blüten dem Lichte eröffnen. Von den Sonetten ſind das elfte und ſiebzehnte („Es klang ſchon manches Lied aus

Dichtermunde"), von den Oden die erſte, neunte, ſechzehnte, „An einen Bacchuskopf" („Menſchenglück, ach, höchſtes, es heißet: durch Thränen lächeln"), als beſonders gelungen hervorzuheben; unter den Diſtichen hätten die etwas trivialen Sinngedichte, welche auch zu dem übrigen Inhalt der Sammlung nicht recht paſſen, keine Aufnahme finden ſollen. Als ein Beiſpiel der ſchönen Diction möge hier noch eine Strophe aus der vorerwähnten neunten Ode: „Mein Gebet", Platz finden:

Gebt Menſchen mir, groß, edel und hellen Geiſts,
Die nicht der Traum des Irdiſchen ganz befängt,
Aus deren Aug' mich rührend anſpricht
Götterverwandtſchaft und Erdenfremdheit!

In der mit einer hübſchen Titelvignette geſchmückten Sammlung von Liedern und Sprüchen: „Aus dem Leben", von Adolf von Harleß (Nr. 5), nimmt, wie dies nach der Lebensſtellung des Verfaſſers, des Autors rühmlichſt bekannter theologiſcher Schriften und Predigtſammlungen, zu erwarten war, die Abtheilung: „Geiſtliches in Lied und Gedicht", den größten Raum ein. Doch können gerade dieſe Gedichte in ihrer Mehrzahl ihrem innern Werth nach eine beſondere Bedeutung nicht beanſpruchen; dieſelben enthalten häufig nur eine Paraphraſe loſe zuſammengefügter Bibelſprüche und geſchickt verſificirte Homilien, in denen die zu reichliche Anwendung der bibliſchen Terminologie vielfach ſtörend wirkt. Doch zeugen einzelne derſelben, welche ſich von dieſen Eigenthümlichkeiten frei erhalten, von einer unverkennbaren poetiſchen Begabung des Verfaſſers, z. B. die Gedichte: „Ruhe in Gott", „Abendfeier", „Es iſt noch eine Ruhe vorhanden", „Stella matutina", von denen das letzte als Probe hier ſtehen möge:

O ſüßer Morgenſtern, du Licht der Welt,
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält!
Beim Aufgang jauchzte dir der Engel Chor,
Und trug der Hirten Lied zu dir empor;
Der Hirten Lied erweck' mit neuer Macht,
Vom Aufgang leuchte her in alter Pracht,
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält,
O ſüßer Morgenſtern, du Licht der Welt!

Derartige Gedichte, in welchen ein „zierlich Denken, ſüß Erinnern" in maßvoller Form zu anmuthigem Ausdruck gelangt, finden ſich hauptſächlich in der zweiten Abtheilung: „Sommer- und Herbſttage am See", von denen „Der Abſchied vom See", „In der Laube" und die beiden Gedichte von der „Roſeninſel" beſonders hervorgehoben zu werden verdienen; mehrfach auch in der erſten und dritten Abtheilung, welche unter dem Titel: „Stimmungen aus Vergangenheit und Gegenwart" und „Aus der Fremde", manches Unbedeutende, aber auch einzelne ſehr anſprechende Lieder enthalten, z. B. „An die Schwalbe" und „Nachtruhe".

Nächtliches Dunkel ſinket herab,
Breitet ſich ſchweigend aus wie das Grab,
Sternengefunkel glänzt allgemach
Licht wie die Kerzen am Sarkophag.

Drinnen iſt's ruhig, kaum ſchlägt das Herz,
Traumſtill begrabne Freud' iſt und Schmerz;
Nur in den Zweigen rauſchet der Wind,
Schlummerliedſelig, leiſe und lind.
Wie einer Mutter Wiegenlied klingt,
Rauſchet der Nachtwind, klinget und ſingt,
Und in die Träume zaubriſch er flicht
Bilder wie Sterne, Töne wie Licht!

Die in dem Einleitungsſonett erwähnten „Stacheln" finden ſich hauptſächlich in den „Sprüchen und Gloſſen", von denen die meiſten polemiſch gehalten ſind. Die beſſern derſelben erinnern öfters an Goethe's „Zahme Xenien"; zuweilen gelangt in ihnen ein klarer und ſcharfer Gedanke zu treffendem Ausdruck; oft haben dieſe Gnomen etwas Sprichwortartiges, Volksthümliches; z. B. Nr. 68:

Weil unſer Gott geduldig bleibt,
An ihm ſich jeder Prahlhans reibt;
Beileibe fing er das nicht an
Bei ſeinem Nachbar Grobian!

Dagegen ſind auch viele dieſer Sinngedichte, namentlich die gegen Philoſophen, Juriſten, Hiſtoriker und Kritiker gerichteten Sprüche theils ohne Pointe, theils mehr grob und derb als ſinnig und witzig. Von den 12 Räthſeln iſt bei weitem das beſte Nr. 5, welches in pikanten Antitheſen den „Einfall" im anmuthigen Spiele des Doppelſinns zum Räthſelwort geſtaltet.

Einen viel unerfreulichern Eindruck machen folgende Gedichtſammlungen:

6. Leid und Lied. Gedichte von Jakob Mähly. Bern, Haller. 1865. 16. 16 Ngr.
7. Nordſeeklänge von Eduard Cloſter. Leipzig, Kummer. 1864. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Aus deutſchem Sängerherzen! Gedichte von Heinrich Stein. Leipzig, M. Schäfer. 1865. 16. 10 Ngr.
9. Gedichte, alte und neue, gute und ſchlechte von J. F. Horn. Kiel, Schröder und Comp. 1865. 16. 22 Ngr.

Das „Leid" um den Verluſt einer geliebten Gattin ſcheint die Quelle vieler der „Lieder" Jakob Mähly's (Nr. 6) geweſen zu ſein; dies Thema klingt in den verſchiedenartigſten Variationen überall hindurch, gewinnt aber nur ſelten den erſchütternden Ausdruck herbſten Seelenſchmerzes, wie in dem kurzen: „O Gott, ſie haben — Mein Weib und all mein Glück begraben", aus den „Ada" betitelten Tagebuchblättern in Geibel's „Neuen Gedichten". Eins der beſten dieſer Klagelieder iſt das Gedicht: „Auf dem See", welches ſich durch den Duft einer harmoniſchen Färbung und eine poeſievolle Stimmung auszeichnet, und dadurch als rara avis von den übrigen ſehr mittelmäßigen Liedern, welchen gerade dieſe Vorzüge beſonders mangeln, vortheilhaft abſticht. Auch die romanzenartigen Gedichte und der im Anhang mitgetheilte ſchweizeriſche Prolog zur Schiller-Feier, ſowie der Nachruf an Ludwig Uhland ſind ſehr unbedeutend.

Der Verfaſſer der „Nordſeeklänge" (Nr. 7), Eduard Cloſter, welcher fünf Jahre lang (1847—51) Inſelpfarrer auf Wangeroge geweſen iſt und auch die meiſten übrigen Nordſeeinſeln aus eigener Anſchauung kennt, bezeichnet als Quelle dieſer Lieder: „Liebe zum Vaterlande, Liebe zum Deutſchen Meere und ſeinen Landen, Vertrautheit mit ſeinem Leben und ſeiner Geſchichte, Hoffnung für ſeine Zukunft, getragen vom Glauben des ewigen Worts!" Leider vermögen dieſe aber den Mangel einer originellen,

wirklich dichterischen Auffassung der Natur, und den Mangel einer künstlerischen Gestaltung des Gedankens nicht zu ersetzen: Mängel, welche sich in der überwiegenden Mehrzahl der Gedichte nur zu fühlbar machen, und der ganzen Sammlung den Stempel eines unerfreulichen poetischen Dilettantismus aufdrücken. Die „Nordseeklänge" enthalten eine ausführliche, fast pedantisch genaue Beschreibung aller auf und an dem Meere vorkommenden Naturerscheinungen, bei denen auch das Kleinste nicht übersehen wird:

Und ob auch am Strande
Nichts grünet und blüht,
Es freut auch am Sande
Sich fröhlich Gemüth!

Aber nur selten wird Farbe und Stimmung gut wiedergegeben, und wenn überall mit „haec fabula docet" moralische Nutzanwendungen angehängt werden, so wirkt das um so ermüdender, als dieselben meist im Katechisiren der See abgefragt werden. In einem dieser didaktischen Dialoge spricht die Welle (S. 89):

Wol mir vertrauen
Kannst du fürwahr,
Aber auch schauen
Sollst du Gefahr;
Traue nur immer,
Doch, sei gescheit,
Und, lieber Schwimmer,
Geh nicht zu weit! —

ein Thema, welches dann in den beiden Gedichten über die Rettung des Kronprinzen Ernst August von Hannover am norderneier Strande am 10. August 1861 mit der ganzen Langweiligkeit officiöser Festpoesie weiter ausgesponnen wird. Aehnliche triviale Nutzanwendungen, wie z. B. S. 97:

Und wisse noch, es ist recht gut,
Wenn gründlich man einmal erfährt,
Wie's unterm Eis sich schlafen thut!
Bewahre Freund, was du gehört!

oder (S. 56):

Ihr müßt freilich schicklich meinen,
Daß es gut nicht anders geh',
Als nicht, wie man ist, zu scheinen,
Doch das paßt nicht auf die See! —

welche zugleich Beispiele davon geben, daß häufig die Sprache ebenso wenig correct als schwungvoll ist, bilden das Thema der meisten dieser Gedichte. Mögen derartige Betrachtungen, die allerdings vielfach von einer lebhaften Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und von einer sorgsamen Beobachtung Zeugniß geben, in den Homilien auf der Kanzel der einsamen Inselkirche ihre Wirkung nicht verfehlt haben, so macht doch die der Großherzogin von Oldenburg gewidmete Zusammenstellung derselben in metrischer Form, welche einen Band von mehr als 300 Seiten füllt, den Eindruck einer ermüdenden Monotonie. Nur einzelne derselben, z. B. das Einleitungsgedicht: „Dreiklang der deutschen See", dann das plattdeutsche „De twe dütschen Markbröder", mit dem Refrain: „Up ewig ungedeelt", von dem auch eine hochdeutsche Transscription beigefügt ist, sowie einige Lieder, zu denen persönliche Erlebnisse des Verfassers Veranlassung gegeben haben, können einen höhern Werth mit Recht beanspruchen.

Das kleine Büchlein: „Aus deutschem Sängerherzen", von Heinrich Stein (Nr. 8), in seiner äußern Ausstattung ungemein zierlich und geschmackvoll, erinnert in seinem Inhalt zu sehr an den gutgemeinten jugendlichen Enthusiasmus, der auf deutschen Sängerfesten, namentlich gegen Ende der Festtafel, zu herrschen pflegt. „Du herrlich deutscher Männerchor, laß deine Lieder brausen, und bringe in der Feinde Heer Entsetzen, Nacht und Grausen!" oder: „Wir wollen deutsche Lieder singen, bis einst das Lied zur deutschen That!" — das klingt mit obligater Orchesterbegleitung zwar recht gut, bedeutet jedoch im Grunde ebenso wenig, als das pium votum: „Der Deutschen Einheit fester Grund sei unser deutscher Sängerbund!" Gut gemeint sind alle diese Lieder aus deutschem Sängerherzen, halten sich jedoch ohne jede erkennbare Spur von Originalität auf der breitesten Heerstraße herkömmlicher Lyrik, und werden in den „Heitern Blicken", welche den „Ernsten Stunden" angehängt sind und namentlich in den beiden letzten Trinkliedern bei aller Gemüthlichkeit doch etwas sehr trivial.

Die „Gedichte" von J. F. Horn (Nr. 9) enthalten alte und neue Lieder aus den verschiedensten Jahrgängen; fast die Hälfte stammt aus den Jahren 1822—28, sodaß sich gegen den Abdruck derselben das Publikum auf das Recht der Verjährung berufen könnte, fast ein Drittheil gehört dem letzten Lustrum an, zu dessen Anfang der Verfasser von der Poesie bereits mit den Worten Abschied genommen hat:

Meinen Trieben
Gönne endlich jetzt die Ruh',
Ich mag dich nicht mehr lieben,
Ich bin zu alt dazu!

Die entschieden „schlechten" Gedichte bilden die überwiegende Mehrzahl, die „guten" sind dagegen sehr selten, und selbst die bessern, z. B. „Sehnsucht", erheben sich nicht über das Niveau eines mittelmäßigen Dilettantismus; auch bei ihnen muß man, wie das Vorwort sagt, „nicht auf die That, nein, auf den Willen sehn"! Den lyrischen Gedichten sind noch Scenen aus dem Trauerspiel „Königin Theutberga" angehängt, Fragmente, welche einen selbständigen Werth nicht beanspruchen können.

E. Hersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vom Büchertisch.

1. Geschmackslehre oder Wissenschaft des Schönen. Zum Selbstunterrichte für alle nach Bildung Strebenden. Von C. J. Braun von Braunthal. Wien, Gorischek. 1866. 8. 26 Ngr.

Eine populäre Aesthetik, welche über die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst im allgemeinen orientirt, aber ohne die Resultate der neuern Wissenschaft nach Gebühr mit aufzunehmen. Gegen ein allgemeines Kunstprincip verhält sich der Autor skeptisch; doch indem er die Antike

und die Romantik und zwar in etwas vagen Umriſſen analyſirt, fehlt die ergänzende Kategorie des Modernen. Unglücklich iſt Braunthal in einzelnen Begriffsbeſtimmungen, wie z. B. in dem des Erhabenen, von dem er behauptet, daß ſein Begriff den der Ruhe in ſich ſchließe. Von geſchmackvollem Stil gibt er ſelbſt ſehr ungeeignete Beiſpiele, ſo z. B. wenn er in der Erklärung des Tragiſchen von „Verhältniſſen" ſpricht, „vor deren donnernden Forderungen die Stimme des Gewiſſens eindruckslos verhallt, die Ewigkeit als ein Chaos und der ungeheuere Augenblick als alleiniges Daſein erſcheint". Die „donnernden Forderungen" und der „ungeheuere Augenblick" ſind Wendungen, die mehr in eine ſchwache Copie der Schiller'ſchen „Räuber", als in eine Geſchmackslehre gehören. Der Humor wird in Saphir'ſchem Stil charakteriſirt, der Witz z. B. ſein Kammerdiener und der Scharfſinn ſein Kaſſirer genannt. Das zweite Buch: „Die Poetik", iſt allerdings nur eine Poetik in nuce, kaum für den Hausbedarf ausreichend.

2. Phyſiognomik des menſchlichen Auges. Für Gebildete aller Stände. Von Emil Richard Pfaff. Dresden, Türk. 1866. 16. 18 Ngr.

Ein Beitrag zur praktiſchen Menſchenkenntniß, nicht in allgemeinen Phraſen, ſondern durch Beobachtungen und Thatſachen, eine Ergänzung von Carus' „Symbolik der Geſtalt". In acht Briefen wird uns Etymologiſches und Phyſiologiſches vorgeführt, die Wirkung der Farben und Formen auf das Auge, und die verſchiedenſten Arten der Blicke, der vornehme, der jungfräuliche Blick, der ſinnliche Blick, der Blick des Geizes, der Diebesblick, der Blick der Liebe, der Freude, der Blick wahrhaft großer Männer, der Dichter und Künſtler. Geniale Denker, meint Pfaff, die an eine ſchöpferiſche Thätigkeit gewöhnt ſind, haben eine große Sehweite, mit großer, offener Pupille, wodurch ihr Blick die Lieblingsbeſchäftigung ihrer Seele klar ausſpricht. Es gehört daher keine große Menſchenkenntniß dazu, die eigentliche Dichter- und Künſtlerphyſiognomie lediglich aus der Eigenthümlichkeit des Blicks zu erkennen und die Fälle richtig zu beurtheilen, in welchen, wie dies ſo häufig im Leben der Fall iſt, dieſe Dichter- und Künſtlerphyſiognomie unter Beihülfe eigenthümlicher phantaſtiſcher Tracht, langer Haare und kühnen Auftretens jammervoll nachgeahmt wird.

Wie er ſich räuſpert, wie er ſpuckt, „das können ſie einem genialen Dichter und Künſtler leicht nachmachen, aber die Eigenthümlichkeit der langen Sehweite und den bleibenden Ausdruck der Augen, wie er unſern größten Dichtern eigen war und wie ihn die Kunſt im Porträt, wie in der Büſte, oft mit tiefem phyſiologiſchen und pſychologiſchen Verſtändniß dargeſtellt hat, kann niemand ſeinen Augen ſelbſt geben, wenn dies von innen heraus die Seele nicht thut". Später wird der Ausſpruch Herder's citirt: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit ſeinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in ſein Angeſicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem ſchönen Mann in beſonderm Verſtande." Auch über die Bedeutung der hervorſtehenden, der tiefliegenden, der ſtarren, der kleinen und geſchlitzten Augen erhalten wir mancherlei Belehrungen. Namentlich wird der darſtellende Künſtler die Phyſiognomik des Blicks nicht ohne Nutzen ſtudiren.

3. Träumereien eines Kleinſtädters. Von Otto Spielberg. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Büchlein iſt Robert Hamerling, dem Dichter des Schwanenliedes der Romantik gewidmet, dem „Sänger der Liebe mit dem Herzen ſo zauberreich, mit der Stimme ſo ſchwanengleich, mit dem Auge, das nur das Schöne ſieht, mit dem Blicke, der ins Reich der Ideale flieht". Spielberg bildet indeß, als Anhänger eines Bogumil Goltz und Vertreter eines jeanpauliſirenden Stils, einen auffallenden Contraſt zu der nach Formvollendung ſtrebenden Richtung Hamerling's. Das Büchlein iſt übrigens geiſtreich und enthält eine Fülle trefflicher und ſchlagender Gedanken, allerdings in der Form hin- und herhüpfender Lichter und nicht ohne mancherlei barocke Auswüchſe und allzu perſönliche Anſpielungen. Der Autor denkt radicaler als Bogumil Goltz in vielen Gewiſſensfragen der modernen Menſchheit; es ſind ſchwunghafte, dithyrambiſche Stellen in ſeiner Schrift, wie der Traum am Ende des ſiebenten Abſchnitts, wo er von der Geiſterrepublik, von Keim und Blüte ewiger Lebensſchöne träumt. Pikant iſt auch der Steckbrief, den Spielberg auf ſich ſelbſt ausſtellt. Es iſt im ganzen erfreulich, daß die jeanpauliſirende Richtung in unſerer Literatur nicht ausſtirbt: die Wärme, der Geiſt, das Leben, das in ihr pulſirt, wird weſentlich dazu beitragen, ſie, um den Herder'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, „zu entpöbeln".

4. Waterloo. Gedenkbuch an das glorreiche Jahr 1815. Herausgegeben von E. Groſſe und Franz Otto. Leipzig, Spamer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieſes ſieben Bogen ſtarke Heft, welches eine neue Folge der „Illuſtrirten Jugend- und Hausbibliothek" bildet, ſchildert in gedrängter Kürze und recht überſichtlich die Schlacht von Waterloo und ihre Helden, ſammt den unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden politiſchen Ereigniſſen. Es umfaßt den Zeitraum vom erſten Pariſer Frieden bis zur „Heimkehr der Sieger". Ganz beſonders ſind auch die Heldenthaten der engliſch-deutſchen Legion hervorgehoben. Die Verfaſſer geben an, daß ſie bei der Schilderung der Schlacht von Waterloo theilweiſe Witzleben gefolgt ſeien. Es ſcheint uns indeß, daß auch die Hauptquelle derſelben, beſonders was den Antheil der engliſch-deutſchen Legion betrifft, die „Geſchichte der königlich deutſchen Legion von N. Ludlow Beamiſh" (Hannover 1837) benutzt worden iſt, wenigſtens haben wir gefunden, daß einige Stellen ohne Quellenangabe und ohne Gänſefüßchen wörtlich aus letztgenanntem Werke abgeſchrieben ſind. (Vgl. z. B. S. 54 und 55 in dem Groſſe-Otto'ſchen Buche und S. 390, 392 fg. in Beamiſh.) Ob Beamiſh bereits von Witzleben in dieſer Weiſe benutzt worden iſt, wiſſen wir nicht, da uns das Werk des letztern nicht vorliegt.

5. Leipzig! Waterloo! St.-Helena! oder das Weltgericht vor funfzig Jahren. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk von Wilhelm Weinzirl. Illustrirt von L. Burger. Erste Lieferung. Bamberg, Hepple. 1865. 8. 5 Ngr.

Ein ganz ähnliches, gleichfalls mit Illustrationen geziertes Schriftchen wie das vorige. Es entrollt uns in kurzen, etwas knapp gehaltenen Bildern die Geschichte der Freiheitskriege von der Französischen Revolution bis zur Erhebung Preußens. Wegen seiner kurzen Uebersichtlichkeit und der patriotischen Gesinnung, die sich darin ausspricht, ist es besonders der Jugend zu empfehlen.

6. Die Wahrheit. Von K. Heinzen. Ein Vortrag. Boston, Selbstverlag. 1865.

Diese kleine, in der gewohnten geistreichen und gewürzten Weise des bekannten deutsch-amerikanischen Schriftstellers verfaßte Abhandlung über die Wahrheit enthält allerdings viel Wahrheit, jedoch können wir uns mit seinen philosophischen Anschauungen, deren letzte Consequenz der entschiedene Materialismus ist, ein für allemal nicht einverstanden erklären. Wir wollen ihm zwar gern einräumen, daß „Erkenntniß der Wahrheit ohne ihre offene und entschiedene Verkündigung Verrath an derselben ist"; doch können wir ihm nicht folgen, wenn er als solche Verräther an der Wahrheit alle unsere großen Philosophen von Kant bis Feuerbach bezeichnet.(!) „Wie könnte es auch anders sein?" meint Heinzen; „hatten sie doch alle Theologie studirt, sogar Ruge und Feuerbach, und waren die meisten doch — Krone aller Ironie! — königlich preußische Professoren! Und wer von einem königlich preußischen Professor ein offenes und ehrliches Zeugniß für die Wahrheit erwartet, liefert dadurch blos eins gegen seinen eigenen Verstand. Selbst Kant wußte seine kritische Philosophie geschmeidig auf den berliner Leisten zu schlagen, und Hegel, obschon ein Schwabe, eignete sich geschickt die «preußischen Pfiffe» an, die er in die «List der Idee» übersetzte. Um aber das Verbrechen wieder auszugleichen, daß er die Philosophie misbrauchte, um das Preußenthum an die Spitze des Universums zu schlußfolgern, schmuggelte er, mehr polizeilistig als ideenlistig, seine Freiheitsideen in einer philosophischen Gaunersprache ein, die nach seinem eigenen Zeugniß niemand verstand."(!)

7. Erlebtes. Erster Theil: Vor meiner Exilirung. Von Karl Heinzen. (Gesammelte Schriften, dritter Band.) Boston, Selbstverlag. 1865.

Es hat nicht nur einen eigenthümlichen Reiz, den Lebensgang namhafter Schriftsteller kennen zu lernen, die Kenntniß ihrer Lebensgeschichte ist auch zum bessern Verständniß ihrer Werke unumgänglich nothwendig. Viele, und unter diesen namentlich Autoren wie K. Heinzen, welcher aus dem Katholicismus den Saltomortale in den Atheismus machte, würden uns ohne den Leitfaden ihrer Biographie stets Hieroglyphen bleiben. Der genannte Schriftsteller beschenkt uns mit seiner Selbstbiographie, in welcher er in seiner freimüthigen Weise rücksichtslos gegen sich und andere die Wahrheit sagt. Der uns vorliegende Theil, den wir mit großer Theilnahme uno tenore durchgelesen und mit dem Bedauern aus der Hand legten, nicht sogleich die Fortsetzung bei der Hand zu haben, führt uns nur bis zu des Verfassers Austritt aus dem preußischen Staatsdienste (1842). In der Schilderung dieses Beamtenthums zeigt sich Heinzen in seinem vollsten Glanze. Wie ein Feuerwerker läßt er die Raketen und Schwärmer seines Geistes, seine Ironie, seinen Witz, Spott und Sarkasmus in prächtigen Funken nach allen Seiten spielen. Von einem allgemeinern Interesse ist auch des Verfassers Reise nach Batavia, wohin er sich nach seiner Relegation von der Universität Bonn als holländischer Soldat anwerben ließ. Zur Kenntnißnahme der Zustände dieser Colonie, die gleichfalls noch heute dieselben sind, kann es nicht leicht ein empfehlenswertheres Buch geben als diese Selbstbiographie. Wir beschließen die Besprechung derselben mit folgender beherzigenswerthen Stelle: „Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichthum aus deutschen Beuteln gezogen; Deutschland hat ihm die Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner Reichthümer zu bewachen, nun behält es auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Deutsche sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt als die deutsche Bonhomie, welche die ganze Welt ernährt und die eigenen Kälber verhungern läßt."

8. Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift von Wilhelm Harnisch. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Herausgegeben von H. E. Schmieder. Berlin, Hertz. 1865. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Diese ursprünglich auf drei Theile berechnete Selbstbiographie schließt schon mit dem ersten Bande ab, weil der Verfasser, Dr. theol. und Superintendent Harnisch in Berlin, durch seinen 1864 erfolgten Tod an der Vollendung derselben verhindert worden ist. Von Freundeshand ist die nur bis 1822 reichende Lebensgeschichte in kurzen Umrissen ergänzt worden, sodaß das Werk dennoch einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Wir können uns auch mit diesem ersten Theile begnügen, da die fehlenden zwei Bände keineswegs dasselbe Interesse hätten in Anspruch nehmen können wie dieser, der die Jugendzeit des Verfassers behandelt, seine Beziehungen zu Arndt, Jahn, Friesen, Zeune u. a. schildert und auch wegen der in demselben niedergelegten Mittheilungen und Bemerkungen über andere, namentlich pädagogische Verhältnisse von allgemeinerm Werthe ist. Der ganze übrige, in der Redseligkeit eines alten Mannes mitgetheilte Inhalt kann nur den Verwandten und Freunden des Verstorbenen volle Theilnahme abnöthigen.

9. Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen, zum Theil aus ungedruckten Quellen. Von E. Hobein. Hamburg, Mauke Söhne. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein für die Verehrer der Groth'schen Muse und zum bessern Verständniß derselben recht empfehlenswerthes Büchlein, das uns eine kurzgedrängte Charakteristik des in so innigem Naturverhältniß zu seinem Volke stehenden Dichters und eine etwas ausführlichere der Werke desselben gibt. Es gibt uns nur zu einer Bemerkung Veranlassung. Bei der Schilderung des „braunen Moors mit

dem weißen Wellengras, ſo weich wie Seide, ſo rein wie Schnee, wo der Storch einherſchreitet, der Froſch im Ried ſingt, der Fuchs braut und die Wachtel ruft", möchten wir fragen, warum der „brauende Fuchs" mit zu den Thieren gezählt iſt? Es wird dem Verfaſſer doch ohne Zweifel bekannt ſein, daß der Ausdruck „de Voß brnut" nur eine figürliche holſteiniſche Redensart für „es nebelt" iſt!

10. Friedrich's des Großen Antimacchiavell, ein Spiegel ſeiner Regierungsgrundſätze und ſeines Charakters. Ein Vortrag gehalten in Barmen und Duisburg im Frühjahr und Winter 1864 von Wilhelm Herbſt. Duisburg, Falk und Volmer. 1865. 8. 10 Ngr.

Friedrich der Große ſchrieb bekanntlich als Kronprinz unter dem Titel „Antimacchiavell" eine Widerlegung der berüchtigten Schrift des italieniſchen Staatsmannes. In dieſer vorliegenden vortrefflichen Broſchüre, die zwar nur einen kleinen, aber intereſſanten Beitrag zur Charakteriſtik des vielgerühmten und vielgeſchmähten Königs liefert, wird nun der Beweis geführt, daß in dem Kronprinzen Friedrich ſich ſchon der König, im jungen Fritz ſich der alte ſpiegelt, und daß uns in ſeinem „Antimacchiavell" beſonders vier Punkte entgegentreten, die ihm ſein ganzes Leben hindurch im allgemeinen zur Richtſchnur dienten: Friedrich's Religionsloſigkeit, ſeine freigeiſtige Staatsanſicht, ſeine Sätze über das Heerweſen und ſeine Abſicht auf Schleſien. Herbſt nennt den „Antimacchiavell" das Programm von Friedrich's Regierung.

11. Scherz und Ernſt für Schweſternfeſte. Klänge aus der Loge Auguſta zur Unſterblichkeit zu Pr. Stargard. Von C. Kuhls. Pr. Stargard, Kienitz. 1865. 8. 20 Ngr.

Kleine dramatiſche „Scherze" mit hier und da verſtecktem „Ernſt", die natürlich nur geringen poetiſchen Werth haben, denſelben auch wol nicht beanſpruchen. Immerhin aber werden ſie als geiſtige Würze zur Veredlung der geſelligen Freuden maureriſcher Brüder und Schweſtern beitragen und die Stunden des gemeinſchaftlichen Beiſammenſeins angenehm ausfüllen helfen.

12. Neuer Räthſelſchatz. Geſammelt von W. Schäffer. Berlin, Springer. 1866. 8. 12 Ngr.

Eine empfehlenswerthe Sammlung älterer und neuer, bekannter und unbekannter Räthſel in allen Arten. Bei der Auswahl hat ſich der Sammler von dem Beſtreben leiten laſſen, die Spreu von den Körnern zu ſondern, ſodaß das Buch auch ohne Gefahr Kindern in die Hand gegeben werden darf. Es iſt als Fortſetzung einer ſchon früher von Schäffer und Brüllow erſchienenen Sammlung: „Räthſelſchatz für die Jugend", anzuſehen und wird nicht allein Kindern, ſondern auch allen erwachſenen Räthſelfreunden eine willkommene Gabe ſein.

13. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Von Franz Knauth. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1865. 16. 5 Ngr.

Dies Büchlein, das der Verfaſſer ſelbſt eine anſpruchsloſe Arbeit nennt, hat ſchon in erſter Auflage mehrere günſtige Beurtheilungen erfahren. Dieſe zweite verdient um ſo mehr des Lobes und der Empfehlung, da ſie noch mit einigen charakteriſtiſchen Zügen aus dem Leben des Reformators bereichert worden iſt. Sehr hübſch iſt der in kurzen Worten noch einmal zuſammengefaßte Vergleich zwiſchen Luther und Melanchthon: „Jener, der Bergmannsſohn, arbeitete in den Tiefen und fand da das Gold des Glaubens und die Erkenntniß Gottes; dieſer, der Waffenſchmiedsſohn, prägte das edle Metall in reine, blanke Formen aus."

14. Das Luther-Büchlein. Eine kurze Geſchichte der Reformation und ihrer Segnungen. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt. Von Wangemann. Neue unveränderte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1865. 16. 4 Ngr.

An Umfang und äußerer Form ein dem vorigen ähnliches Werkchen, doch in Bezug auf innern Gehalt unter demſelben ſtehend. Der ſalbungsvolle, paſtorale Ton, den der Verfaſſer anſchlägt, ſowie die veraltete Ausdrucksweiſe, deren er ſich bedient, ſcheinen uns den Beweis zu liefern, daß es weniger auf gebildetere Leſer als auf Landbewohner und Kinder berechnet iſt, die dieſe Art und Weiſe des Ausdrucks gewöhnt ſind. Wenn der Verfaſſer noch an den Teufel glaubt, ſo wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, denn dieſer Glaube iſt bibliſch; wenn er uns aber mittheilt, daß die, wie er wähnt, durch „Schwarm- und Rottengeiſter" angezettelten Bauernunruhen eine unmittelbare Folge der Reformation ſeien, und daß ferner J. Bockhold „wie ein wildes Thier in einem Käfig durch ganz Deutſchland zur Schau geführt" ſei, ſo ſind dies geſchichtliche Unrichtigkeiten, die eine Rüge verdienen.

15. Gedanken über die Todesſtrafe. Von Georg Combe. Aus dem Engliſchen. Zweite Auflage. Oppeln, Clar. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieſe Broſchüre verdankt einer Reihe von Zeitungsartikeln, die ſich über den „Nutzen der Todesſtrafe" ausgeſprochen, ihre Entſtehung. Der Verfaſſer iſt ein Gegner der Todesſtrafe und widerlegt jene Artikel. Es iſt ſchon manches beherzigenswerthe Wort gegen die Todesſtrafe geſprochen und geſchrieben worden, aber bekehrt ſind die Handhaber des Rechts noch immer nicht. Wir heißen darum jeden Beitrag — alſo auch dieſe Abhandlung — willkommen, der ſich gegen die unſittliche, die Menſchheit ſchändende Todesſtrafe ausſpricht.

16. Die Zukunft der Tonkunſt. Ein Vortrag an der dritten Verſammlung deutſcher Tonkünſtler zu Karlsruhe 1864. Von Ludwig Eckardt. Leipzig, Kahnt. 1864. 8. 5 Ngr.

Eine für Muſiker und Muſikfreunde, für Anhänger und Gegner der ſogenannten Zukunftsmuſik ſehr anziehende und belehrende Broſchüre. Eckardt iſt ein Anhänger der letztern. Er ſtellt Beethoven, der im innigſten Zuſammenhange mit der Zeitſtrömung ſtand und ohne die Franzöſiſche Revolution nicht zu denken ſei, an die Spitze der neuen Kunſtepoche. Beethoven wagte es zuerſt, „die Stimmung des Geiſtes, nicht blos der Seele, die Bewegung, in die uns Ideen verſetzen, die Faustkämpfe des Menſchen, das weltgeſchichtliche Ringen der Menſchheit, den Jakobskampf mit Gott, mit dem Geſchicke zu malen". Wie der Verfaſſer das Höchſte nicht

hinter ſich, ſondern vor ſich erblickt, ſo tritt er auch für die allerdings vielfach verderblich wirkende Virtuoſität in die Schranke, weil ſie die Technik erweitere und das Verſtändniß für ältere Werke erſchlöſſe. Sie ſei kein Zeichen des Verfalls, ſondern im Gegentheil die Ankündigung eines neuen, nur mit ſolchen erweiterten Mitteln darſtellbaren Inhalts. „Neue Schläuche für neuen Wein!"

17. Regiſter zu J. Grimm's deutſcher Grammatik. Von K. G. Andreſen. Göttingen, Dieterich. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe lexikaliſche Regiſter, welches eine Ergänzung zu dem dritten Theile der Grimm'ſchen Grammatik bildet, hilft wirklich einem fühlbar hervorgetretenen Mangel ab. Es verſchafft den Lernenden eine weſentliche Erleichterung und den Lehrenden eine Zeiterſparniß. Bei der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Wörter und Formen iſt aller verwirrende Ueberfluß beiſeitegelaſſen.

Zur Charakteriſtik Weckherlin's.

G. R. Weckherlin's Oden und Geſänge. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Dichtung von Ernſt Höpfner. Berlin, Stille und van Muyden. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

In einem kurzen Vorwort berichtet der Verfaſſer, daß er mit dieſer kleinen Schrift das Schlußkapitel einer Monographie über die Anfänge der neuhochdeutſchen Gelehrtendichtung gibt, für die er „wegen des Miscredits derartiger Arbeiten" noch keinen Verleger gefunden hat. Wir notiren einfach dieſe Thatſache, zu der ſich aus dem Bereiche deſſelben wiſſenſchaftlichen Fachs ohne Mühe eine ſtattliche Reihe ähnlicher beibringen ließen, und enthalten uns jeder weitern Bemerkung darüber. Daß aber der angeführte Gegenſtand einer durchgreifenden Neubearbeitung bedürftig und daß der Verfaſſer des vorliegenden Schriftchens dazu in jeder Hinſicht geeignet iſt, geht aus dieſer Unterſuchung über Weckherlin hervor. Es iſt hier wie auf dem geſammten Felde der deutſchen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts eigentlich noch alles erſt zu thun, wenn die Kenntniß deſſelben auf die gleiche Höhe der wiſſenſchaftlichen Genauigkeit gehoben werden ſoll, wie ſie für den größten Theil der ältern, eigentlich mittelalterlichen Literatur ſchon erreicht iſt. Wir haben bei anderer Gelegenheit und an einem andern Orte dieſe auffallende Vernachläſſigung der genannten Literaturperiode ſchon erwähnt, die verſchiedenen dabei mitwirkenden Urſachen auseinandergeſetzt und die Wege zu bezeichnen verſucht, auf denen Abhülfe geſchafft werden kann. Neben ſorgfältigen Neuausgaben der Texte, dem erſten und unerlaßlichen Erforderniß, müſſen Monographien auf wahrhaft kritiſcher Baſis die literargeſchichtliche und culturgeſchichtliche Bedeutung der einzelnen Erſcheinungen feſtſtellen, und dem überall unzuverläſſigen Grunde, auf welchem unſere bisherige allgemeine Literargeſchichte hier bauen mußte, den Halt geben, den die Wiſſenſchaft verlangt. Daß aber das zuerſt genannte Erforderniß, die Herſtellung wahrhaft brauchbarer Neuausgaben der Literaturwerke ſelbſt, auch wirklich das erſte und nothwendigſte iſt, zeigt ſich auch hier in unſerm Falle wieder mit ſchlagender Evidenz. Der Verfaſſer hat das Glück gehabt, die Originalausgaben der Weckherlin'ſchen Dichtungen an der einzigen Stelle, wo ſie ſich zuſammen vorfinden, in der berliner Bibliothek, benutzen zu können; aber jedem andern, der ſich nicht zufällig in derſelben glücklichen Lage befindet, iſt es unmöglich, eine Ueberſicht des vollſtändigen Materials in der Ausdehnung zu gewinnen, wie ſie zu einer fruchtbaren und eingehenden Controle der hier gegebenen Forſchungen unerlaßlich wäre. Wir andern befinden uns in derſelben fatalen Lage, wie der treffliche Koberſtein, der in ſeinem „Grundriß" (vierte Aufl., §. 194, Anm. 9) ganz offen ſagt, „welche Formen Weckherlin aber wirklich eingeführt, welche er dann erſt gebraucht hat, als Opitz ihnen bereits Eingang verſchafft hatte, kann ich bei dem Mangel der zur Entſcheidung dieſer Frage erforderlichen Hülfsmittel mit Beſtimmtheit nicht angeben. Was ich darüber geleſen, genügt mir nicht" u. ſ. w. So darf es nicht wundernehmen, wenn dieſe Monographie eine ganze Reihe oft ſehr erheblicher Irrthümer der vielen und namhaften Forſcher, die Weckherlin erwähnen oder ſich mit ihm beſchäftigt haben, berichtigt, von Herder, oder eigentlich ſchon von Neumeiſter an bis zu Goedeke und Gruppe. Der letztere hätte freilich für ſeine Geſchichte der deutſchen Poeſie in den letztern drei Jahrhunderten daſſelbe Material benutzen können, das Höpfner zu Gebote ſtand, doch, wie es bei einer ſo weit ausgedehnten Arbeit auf einem Felde, das noch ſo wenig im einzelnen vorbereitet iſt, zu gehen pflegt: er hat ſich die Sache etwas leichter als billig gemacht, wofür er hier ſcharf genug zurechtgewieſen wird.

Sollen wir das Ergebniß des vorliegenden Schriftchens zuſammenfaſſen, ſoweit es von allgemeinem Intereſſe iſt, ſo beſteht ein hauptſächliches Verdienſt deſſelben in der Hervorhebung des diametralen Gegenſatzes, der zwiſchen Weckherlin's Reformbeſtrebungen für die deutſche Poeſie und denen ſeines berühmtern und, ſetzen wir hinzu, verſtändigern und deshalb glücklichern Zeitgenoſſen und Mitſtrebenden Opitz beſteht. Beide wollten Reformatoren ſein, beide bekennen ſich den Worten nach zu demſelben Ziele; aber in der Wahl der Mittel gehen ſie weit auseinander, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß Weckherlin ſpäter und vielleicht unwillkürlich in vielen Dingen aus dem glücklichen Erfolge Opitz' auch für ſeine eigenen Schöpfungen Nutzen zu ziehen ſuchte. Ob er ihn wirklich daraus gezogen hat, iſt uns auch nach dieſer Unterſuchung nicht ganz klar geworden. Seine Rückkehr zu einer der Natur der deutſchen Rhythmik angemeſſenern Behandlung des deutſchen Verſes, als er ſie früher theoretiſch und praktiſch gelten laſſen wollte, kann ebenſo wol aus dem bei ihm durch allen doctrinären Unſinn nicht vertilgten geſunden Gefühle eines geborenen Dichters, der er war, abgeleitet werden, wie aus den Erfolgen, welche die neue Kunſt von Opitz in Deutſchland davontrug. Daß Weckherlin bis zuletzt noch immer in ſeiner theoretiſchen Polemik gegen Opitz beharrte, darf wiederum auch nicht als ein Beweis gebraucht werden, daß er ſich überhaupt

gegen den von dorther wirkenden Einfluß abgeschlossen hätte. Vielmehr wird sich dies nur als die gewöhnliche Rechthaberei des doctrinären Theoretikers erklären lassen, der in der Sache stillschweigend nachgibt, aber zu eigensinnig ist, seine frühern Irrthümer einzugestehen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Es ist nicht immer ein Glück, den geistvollen Essayisten der „Revue des deux mondes" anheimzufallen. Die Silhouettenscheere von Sainte-Beuve war in ihren Revueporträts bei aller Schärfe, die sie den Umrissen gab, doch noch schonender und eleganter als diejenige seiner jüngsten Nachfolger. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns eine Studie, die Eugène Pelletan über Proudhon und seine gesammelten Werke in jener Zeitschrift veröffentlicht. Proudhon ist kaum todt, so werden die Verleger seiner exegetisch mit Randglossen versehenen Bibel vor Gericht gezogen und verurtheilt und er selbst auf den Secirtisch der „Revue des deux mondes" geschleppt, wo ihn Pelletan kaltblütig zerlegt. In der That erinnert diese Studie an einen Sectionsbericht, und man kommt schließlich zu dem Resultat, daß Proudhon ein wunderbarer Querkopf war, mit dem es pathologisch nicht ganz geheuer aussehen mußte, ja der unzweifelhaft an einem kleinen organischen Gehirnfehler litt. Der paradoxe Autor hat jedenfalls einen paradoxen Kritiker gefunden, und wenn Proudhon sich in Kraftausdrücken bewegte, so nimmt auch Eugène Pelletan kein Blatt vor den Mund. Schon Victor Hugo hatte Proudhon vorgeworfen, daß er auf Freund und Feind gleichmäßig losschlage, und zwar lieber noch auf den Freund als auf den Feind. Pelletan meint, das sei bei ihm Temperament, Naturanlage gewesen. „Man ist, was man ist; Proudhon ist der Mann der einen Meinung sowenig wie der der andern; er ist Proudhon, und auch das ist er nicht immer. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man ihn beurtheilen frei von jeder vorgefaßten Meinung, ihn nehmen wie er ist, und für das, was er ist, für einen absonderlichen Kopf und einen Abenteurer des Worts. Er gehört keiner andern Partei an als sich selbst. Man kann ihn des Irrthums anklagen, nicht des Abfalls; er ging immer allein, systematisch allein, abseits von jeder gebahnten Straße. Aus diesem Gesichtspunkte muß man ihn schätzen; aber um ihn zu schätzen, muß man ihn begreifen, was gar nicht so leicht ist, denn seine Doctrin entzieht sich dem gesunden Menschenverstande." Hier folgen einige Ausfälle Pelletan's gegen die deutsche Dialektik, gegen die Form der Antinomie, welche Proudhon von uns entlehnt habe. Pelletan meint, Proudhon habe zur These und Antithese zeitlebens die Synthese versprochen, doch diese sei in alle Lüfte geflogen. Wenn er erzähle oder discutire, habe er einen Stil, sei er ein Schriftsteller; sobald er beweisen wolle, gerathe er in Verwirrung, indem er seine Beweisführung in eine dreifach undurchdringliche Scholastik hülle. Dann macht er ihm den Vorwurf, daß er als Producent immer auf seine Waare aufgeschlagen habe. „Das Eigenthum ist der Diebstahl; Gott ist das Uebel; die Frau ist die Ausschweifung; die Regierung ist die Anarchie." Das sei einfacher Preisaufschlag, man dürfe ihn nie beim Worte nehmen, ohne ihm Unrecht zu thun, er lasse mit sich handeln. Er selbst habe gesagt: „Meine Heftigkeit ist nur Taktik." Auch von seiner Polemik gelte dasselbe. Wenn er von einem Philosophen sagt, es ist ein Charlatan, soll der Leser darunter verstehen, es ist ein Gegner. Nach Angabe dieser Vorsichtsmaßregel macht Pelletan nun das Inventar von Proudhon's Talent, welches allerdings nicht zu Gunsten des Autors ausfällt. „Er glaubte, eine Revolution gemacht zu haben, und machte nur Skandal" — das ist ungefähr das Endurtheil über seine ersten socialistischen Schriften. Sein Publikum bestand nach Pelletan aus der Partei Barnabote. Eine solche Partei gab es nämlich in Venedig. Der Barnabote war ein jüngerer Sohn der vornehmen Familien; sein Name stand nicht im Goldenen Buche, und folglich hatte er keinen Zutritt zum Staatsdienst. Zu edel, um das Gewerbe eines Gondoliere zu ergreifen; zu wenig edel, um zu Staatsämtern zu gelangen: was blieb ihm übrig? Er verschwor sich beständig gegen die Republik, und diese antwortete gegen die in Permanenz erklärte Verschwörung mit zwei Maßregeln des öffentlichen Wohls: mit der Seufzerbrücke und dem Carneval; sie verurtheilte die misvergnügte Jugend, entweder zu sterben oder zu tanzen. Jede Nation hat ihre Partei Barnabote, die jüngern Söhne der Gesellschaft; auch Frankreich hat sie, und sie war Proudhon's begeisterte Hörerschaft. In diesem sarkastischen Ton fährt Pelletan fort, Proudhon's Biographie mit Glossen zu begleiten und seine Wirksamkeit als eine absolut nichtige darzustellen. „Proudhon's Devise war: Destruam et aedificabo. Was hat er zerstört? Nichts! Was hat er aufgebaut? Ebenfalls nichts." Selbst seine Paradoxen läßt ihm Pelletan nicht als originell gelten; er führt sie auf Brissot, Fourier, Michelet zurück, er wirft ihm seine fortwährenden Widersprüche vor und das Pathos des Hasses, das ihn beseelte, vor allen Dingen seine Abneigung gegen Kunst und Poesie; er läßt ihn nur gelten als einen Herold des Volks, der die sociale Frage so laut proclamirt habe, daß sie der Aufmerksamkeit der Gesellschaft aufgedrungen wurde.

Die Herren der „Revue des deux mondes" gehen offenbar zu streng mit einem Autor ins Gericht, dessen tüchtige deutsch-philosophische Schulung sich in Frankreich doch den Respect verschaffte, den sie verdiente. Proudhon machte ein Querkopf sein, ein apartes Genie, der Geist des Widerspruchs, der stets verneint. Solche Köpfe sind ein nothwendiges Ferment bewegter Zeiten, in denen die Menge allzu geneigt ist, die Losungen des Tags in unkritischem Enthusiasmus nachzuschreien. Da ist ein Kritiker, der wie der römische Volkstribun ein fortwährendes Veto ruft und zur Selbstbesinnung einladet, eine berechtigte Geistesmacht. Proudhon richtete diese Kritik zuletzt auch selbstmörderisch gegen sich selbst, gegen seine eigenen Paradoxien. Doch das waren nur kühne Denkformeln, um die Aufmerksamkeit der zerstreuten Welt gewaltsam auf sich zu ziehen; es waren Reclamen des Gedankens. Den Ernst der Ueberzeugung tastet auch Pelletan nicht bei Proudhon an. Es ist wahr, seine Ueberzeugung von morgen war nicht die von heute; aber sie war deshalb immer seine Ueberzeugung, und bei allen Widersprüchen derselben ist doch im tiefsten Grunde die Continuität unverkennbar. Proudhon war ein Volksmann durch und durch, ein Philosoph de la misère — der Wechsel spielte nur auf der Oberfläche, betraf nur seine Stellung zu den wechselnden Staatsgewalten; als Vorkämpfer des vierten Standes und der Freiheit des Denkens gegenüber dem Obscurantismus wird er immer anerkannt bleiben, man hat ihm nur Paradoxien zu verzeihen, keine Apostasie.

La femme c'est la débauche — dies Paradoxon Proudhon's sieht gar nicht so querköpfig aus, wenn man das Paris der Gegenwart damit wie mit elektrischem Lichte beleuchtet. Die Volksbühne hat nur Ein Ziel, die Nudität, welche sie annäherungsweise zu erreichen sucht, soweit das second empire und seine Polizei es gestattet. Die „Sündflut" war schon ein geeignetes Thema, der freundliche Verkehr mit ihr war den Staatsgewalten keineswegs ein Dorn im Auge; denn dem verhängnißvollen Spruch: „Après nous le déluge", wurde dadurch die Spitze abgebrochen. Auf die „Sündflut", welche die Bühne in eine weibliche Schwimmanstalt verwandelte, folgte die Costümgalerie der Laterna-magica, deren letzte Pointe eigentlich die Costümlosigkeit war. Das „Journal amusant" brachte die

amuſanteſten Randzeichnungen zu den Trachten der Vergangenheit und der Zukunft. Die Plaſtik des Hellenismus wird in Paris wiedergeboren und ins ewig Weibliche überſetzt. Aehnlich wie die Volksdramen auf die Sinne, wirken die Stücke der im Rang höherſtehenden Bühnen auf das Gemüth. Das neueſte Drama, das auf dem Gymnaſe einen Rührerfolg hatte, führt uns wiederum eine emancipirte Mutter vor, welche ihre in andern Händen wohlaufgehobene und ſittſam erzogene Tochter zurückverlangt, ausgerüſtet mit geſetzlicher Vollmacht. Das ſind nun ſolche Conflicte, wie ſie das Gemüth der Pariſer und Pariſerinnen mächtig ergreifen! Wie pikant der Contraſt, daß das natürliche Recht der Mutter auf die Tochter zu einem himmelſchreienden Unrecht wird, daß wir Partei ergreifen gegen die Mutter, die ihr Kind zu ſich ruft; daß wir davor zittern, ſie könnte recht behalten! Doch ſie behält nicht recht; ihre Mutterliebe bewährt ſie, nach einer langen Rührſcene mit der Tochter, in der Entſagung! Und nun die Schnupftücher heraus, über den Edelmuth einer ſolchen Mutter zu weinen!

La femme c'est la débauche! Wir wiſſen nicht, ob die neue Zeitſchrift der Demi-Monde: „La colombine", dieſen Ausſpruch Proudhon's zu ihrem Motto gewählt hat! Doch immer bleibt es ein culturhiſtoriſches Phänomen, daß „la débauche" jetzt redigirt, drucken läßt und für ihre Menſchenrechte kämpft! Doch was in der Geſellſchaft eine ſolche Rolle ſpielt, das hat auch das Recht, für ſeine Intereſſen eine Zeitſchrift zu begründen. Vielleicht verbindet ſich damit, wie mit den meiſten deutſchen Theaterzeitungen, eine Agentur. Jedenfalls hilft dies Fachorgan der pariſer Schönen einem längſtgefühlten Bedürfniß ab — und warum ſoll die Demi-Monde nicht ein Fachorgan haben, ſo gut wie ihre Hauptverehrer, die Herren vom Jockeyclub, ihre Pferdezeitungen? In Bezug auf paſſenden ſchöngeiſtigen Stoff dürfte keine Verlegenheit herrſchen; die Damen brauchen ja blos die Dramatiker des second empire um ihre Stücke zu bitten! Freilich wird es lange dauern, bis dies Organ der unbußfertigen Magdalenen ſolche Verbreitung erlangt haben wird, wie unſer tugendhafter „Bazar", der in mehr als hunderttauſend Exemplaren von Haus zu Haus wandert, wo nur ein Herz für deutſche Sitte und franzöſiſche Mode ſchlägt! Jedenfalls hat das Feuilleton dieſes Blattes unter Rodenberg's Leitung einen anerkennenswerthen Aufſchwung genommen, und bringt Mittheilungen und Gedichte, welche gegen die Hut-, Hauben- und Jackenproſa der officiellen Artikel vortheilhaft abſtechen.

Das „Athenaeum" über das neue „Leben Jeſu" von David Strauß.

Das „Athenaeum" bringt einen, dem Anſchein nach hochkirchlich inſpirirten und höchſt ſyſtematiſch mit allerlei Zwiſchenüberſchriften ausgeſtatteten Artikel über das neue „Leben Jeſu" von Strauß, der ſich durch mehrere Nummern hindurchzieht und im ganzen einen ſehr vornehmen Ton anſchlägt, vornehm nicht allein in Bezug auf den ſichern Alleinbeſitz der Wahrheit, vornehm noch mehr durch das ſtolze Herabblicken auf die „deutſchen Brüder", die gelegentlich auch „ſächſiſche Vettern" genannt werden, denen erſt jetzt ein Licht aufgegangen iſt, welches den Engländern bereits längſt, wie es ſcheint aber ohne ſonderliche Aufklärung in den Köpfen zu verurſachen, geleuchtet hat. „Wie kann das Werk von Strauß hoffen", ruft der Kritiker aus, „in einem Lande «with an intellectual history» wie das unſrige, Erfolg zu haben. Für uns iſt das eine alte, alte Geſchichte! Lange Zeit vorher, während das fromme alte Deutſchland unter Luther's weiſen und einſchläfernden Einflüſſen Pſalmen ſang und Tabak rauchte, wurden wir durch die Macht der Ereigniſſe in England getrieben, mit dieſem religiöſen Problem zu ringen, ſowie wir durch dieſelbe Macht gezwungen wurden, uns an die höchſte Frage des politiſchen Rechts zu wagen. Wir dürfen ohne Prahlerei ſagen, daß als Nation wir Erfahrungen durchgemacht haben, welche unſern deutſchen Vettern noch bevorſtehen. Auch der religiöſe Zweifel gehört hierzu. In manchem ehrlichen Gefecht haben unſere Väter ihre Feinde kennen lernen, und wir, ihre Kinder, haben das Erbe ihrer Bemühungen angetreten. Wir kennen ſehr genau das Geheimniß jenes ſkeptiſchen Gemüthszuſtandes, die Zeit, in der er zu entſtehen, den Boden, in dem er zu wachſen pflegt, die Atmoſphäre, in der er gewiß dahinſiecht und ſtirbt. Wir ſehen in unſerm eigenen Lande, daß der religiöſe Zweifel das Kind der politiſchen Verzweiflung iſt" u. ſ. w. Nachdem der Recenſent verſucht hat, unſere politiſchen Zuſtände für das Werk von Strauß verantwortlich zu machen, obgleich die Parallelen mit den Vertheidigern der Tyrannei, Hobbes und Hume, ſo unglücklich wie möglich ſind, wirft er ſich noch einmal in die Bruſt, erwähnt der Rieſen Herbert und Hobbes, Toland und Hume, über welche weder die franzöſiſchen Freigeiſter des vorigen noch die deutſchen des jetzigen Jahrhunderts hinausgegangen ſind, und fährt fort: „Strauß citirt Toland mit demſelben Vertrauen, wie irgendein anderer den Euklid, und baut ſein Kartenhaus auf Hume auf. Es iſt die alte Geſchichte, die uns von neuem erzählt wird, und faſt mit denſelben Worten. Es iſt wahr, die Formen, in welche unſere eigenen Skeptiker ihre Gedanken kleideten, waren etwas verſchieden von denen der deutſchen Philoſophen. Die engliſchen Schriftſteller waren hauptſächlich logiſch und hiſtoriſch, während die deutſchen hauptſächlich techniſch und grammatiſch ſind." Die Kenntniß unſerer Vettern jenſeit des Kanals von deutſcher Philoſophie erſcheint, trotz Stirling und Buckle, noch eine höchſt geringe, wie dieſe faſt komiſche Charakteriſtik der engliſchen und deutſchen Denker ergibt. Wenn ſich die Engländer als politiſche Nation in die Bruſt werfen, ſo mag es hingehen; wenn ſie aber ſich als Meiſter der Philoſophie geberden und von ihrer geiſtigen Entwickelungsgeſchichte phantaſiren, ſo zeigen ſie nur, daß ſie von der Geſchichte der neuern Philoſophie keine Ahnung haben. Eine Parallele zwiſchen Strauß auf der einen und Toland auf der andern Seite wird manches Gemeinſame nachweiſen können. Doch noch wichtiger iſt das, wodurch ſich Strauß, mit den Reſultaten der neuen deutſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaft und theologiſchen Kritik ausgerüſtet, von jenem unterſcheidet.

Bibliographie.

Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82. Herausgegeben von A. Henneberger. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Harder, C., Die Entſtehung und Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten drei Jahrhunderten. Vorträge. 2 Thle. Neuwied, Heuſer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hopf, A., Herr Turban als Trichinen-Doctor. Sanitätliches Zeitbild in 5 trichinöſen Abtheilungen. Berlin, C. Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Ideen über Leſung der ſocialen Frage. Berlin, Boetticher. Gr. 8. 15 Ngr.

Kremer, A. v., Ueber die ſüdarabiſche Sage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kritzler, H., Humanität und Chriſtenthum. 1ſter Bd. Humanität und Offenbarung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Kühlwein, A., Die Gründung der Kirche zu Oberſtein. Eine Sage. Metriſch bearbeitet. Saarbrücken, Siebert. 16. 8 Ngr.

Luye's, A., Selbſtbiographie. Cöthen, Verlag der Luye'ſchen Klinik. 8. 1 Thlr.

Marbach, O., Dramaturgiſche Blätter. 1ſtes Heft. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Merckel, W. v., Gedichte. Berlin, Th. Enslin. 16. 24 Ngr.

Meyer, F., Deutſche Sitte. Eine Dorfgeſchichte in 6 Gedichten nach den gleichnamigen Bildern C. Engel's. Berlin, Herrmann. 8. 7½ Ngr.

Möbius, P., Die Forderungen der Gegenwart an die Bildung der Frauen. Feſtrede. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfau, J. A., Die ſociale Frage in ihrem Verhältniß zum Chriſtenthum für converſative Freunde dargeſtellt. Halle, Fricke. Gr. 8. 10 Ngr.

Piening, T., Dat Hamborger Döntjenboek. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Meine Lebensſchickſale. Erzählung. Deutſche Original-Ausgabe. 2 Thle. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwartzenberger, A., Der Oelberg zu Speyer. Ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte. Speyer, Bregenzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stumpf, J., Die Franzoſen kommen. Ein deutſches Volksſpiel. 2te Auflage. Köln, Bachem. 8. 10 Ngr.

Völkel, F., Die Schlacht an der Beresina. Dramatiſches Gedicht. München, Kaiſer. 12. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen:

Antiquarischer Katalog

von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Geschichte und deren Hülfswissenschaften.

Erste Abtheilung. Gr. 8°. IV, 138 pp.

Die erste Abtheilung dieses historischen Katalogs umfasst eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von Werken über Chronologie, Diplomatik, Genealogie, Numismatik, Culturgeschichte, Ethnographie, allgemeine Geographie, allgemeine Reisen, Mythologie und Archäologie, sowie allgemeine und deutsche Geschichte in systematisch-chronologischer Anordnung. Die zweite und dritte Abtheilung, die Geschichte der ausserdeutschen und aussereuropäischen Länder enthaltend, werden in kurzem erscheinen.

Gleichzeitig wurde ausgegeben:

Antiquarischer Anzeiger. Nr. XVI.

Goethe- und Schiller-Literatur.

Beide Kataloge empfehlen sich durch mässig gestellte Preise und verdienen auch aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ESQUISSE DE LA PHILOSOPHIE DÉMOCRATIQUE.

Par **M. ORIGINE.**

Partie politique.

8. 24 Ngr.

In dieser Schrift wird der Versuch einer wissenschaftlichen Systematisirung der Principien der Demokratie von einem gegenüber der bisherigen Geschichtsphilosophie wesentlich neuen Gesichtspunkte aus geboten. Die darin mit grösster Freimüthigkeit behandelten Gegenstände stehen in directester Beziehung zu den die Jetztzeit bewegenden Fragen der Regierungsform, der Demokratie gegenüber dem Cäsarismus, des allgemeinen Stimmrechts, des Verhältnisses der Kirche u. s. w., sodass das Werk allen, welche Interesse an der politischen Entwickelung der Gegenwart nehmen, gleichviel welcher Partei sie angehören, empfohlen zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der soeben erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von **George Henry Lewes.**

Aus dem Englischen übersetzt von **Julius Victor Carus.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Rechenaufgaben

oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bürger-, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht.

Von **Wilhelm Adam.**

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 Ngr.

Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgaben.

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben" dargebotenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Bildung des Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verhelfen. Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauch beim Unterricht wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbs- und Beamtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgekürztes, das schnelle und sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren ankommt. In dem besonders zu habenden „Facitbuch" ist das einfache Resultat jeder Aufgabe verzeichnet.

Vom Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Constructionslehre und algebraische Geometrie, enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben. Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1866.

Inhalt: Eine Geſchichte des Dramas. Von Rudolf Gottſchall. Dritter Artikel. (Beſchluß.) — Altes und Neues aus dem deutſchen Liederſchatz. Von E. Hersfurth. (Beſchluß.) — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. — Karl Schmidt's „Anthropologie". Von Maximilian Perty. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Geſchichte des Dramas.

Dritter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 8.)

Wenn Klein bei dem Reiche der Mitte angelangt iſt, da ergeht ſich ſeine humoriſtiſche Ader mit beſonderm Behagen; denn die barocken Purzelbäume ſcheinen hier, im Lande des innern und äußern Zopfs, vollkommen motivirt. Er charakteriſirt das betriebſame Volk des großen Oſtreichs mit folgenden Worten:

Ein einig Volk von 300 Millionen Zöpfen, die an ſonſt völlig kahlen Schädeln hängen, und Rücken ſammt Zubehör beſtreichen, während der Bambus, dieſer aus elaſtiſchen Holzfaſern von der Natur ſelbſt dem Reich der Mitte gedrehte Zopf, die doppelte Sohlenzahl, 600 Millionen Fußſohlen, bearbeitet: ein ſolches Volk iſt vom Scheitel bis zur Sohle durch Natur und Kunſt, Anlage und Erziehung, dazu berufen und vorbeſtimmt, ein Drama zu erzeugen, deſſen Bewegungsaction auch nur darin beſtehen kann, daß es zwiſchen jenen beiden Reichszöpfen, dem Haar- und Holzzopf, pendelt und auf- und abſchwingt.

Indem unſer Autor indeß gleich darauf erwähnt, daß der Gründer der erſten Mandſchu-Dynaſtie, Shuntchi, den Zopf in China und zwar im 17. Jahrhundert eingeführt habe, geſteht er ſtillſchweigend ein, daß die namhafteſten chineſiſchen Dramen, alle z. B., die er ſelbſt beſpricht, in die „vorzöpfliche" Epoche des chineſiſchen Reichs fallen, daß daher ſeine Reflexionen über den „verzopften Charakter" Chinas gerade auf das chineſiſche Drama keine Anwendung finden können.

In der allgemeinen Einleitung hätten wir außer der Philoſophie des Tao und der Kraft- und Stoffphiloſophie des Yang und Yu, die in der That ſchon der ganzen Weisheit des neuern deutſchen Materialismus entſpricht, die Stellung des Buddhismus in China zur Zeit der Blüte des Dramas mehr hervorgehoben zu ſehen gewünſcht, indem der Schlüſſel zum Verſtändniß einiger und zwar gerade der intereſſanteſten Dramen nur durch die Kenntniß dieſer Stellung gegeben wird. Wenn Klein den Li-Tai-Pé als einen der berühmteſten und vorzüglichſten Lyriker preiſt und ſich über ſeine Liebe zur Weinflaſche des Weitern ergeht, ſo hätte in einer „Geſchichte des Dramas" wol nicht die Erwähnung fehlen dürfen, daß ſowol dieſer Li-Tai-Pé ſelbſt, wie namentlich einer ſeiner ebenfalls dem Trunk ergebenen Freunde, ein anderer chineſiſcher Günther und Grabbe, Han-Fei-King, ſelbſt im „Liebespfand" zum Helden einer, in Einzelheiten ſogar echt komiſchen Literaturkomödie gemacht ſind. Die genialen Poeten mit einem leiſen Anflug vom Hautgoût der Liederlichkeit ſind im Reich der Mitte ebenſo typiſche Figuren, wie in den mehr gegen Sonnenuntergang gelegenen Ländern.

Klein kommt mehrmals auf einen ſehr wohl motivirten Vergleich zwiſchen Frankreich und China zurück, er hätte ihn gerade in Bezug auf das von ihm behandelte Thema noch weiter ausführen können. Nicht nur in dem von Bazin überſetzten Luſtſpiel: „Die Intriguen einer Soubrette", iſt das Kammermädchen Fan-ſu eine echte Fanchon und Suſanne, wie aus den Luſtſpielen eines Beaumarchais entſprungen; auch in dem von Klein nicht erwähnten Drama: „Ein Ehemann, der ſeiner Frau den Hof macht" („Thſieu-Hu-Hi-Thſi" von Sche-Kuen-Pao) iſt das Motiv ein modern-franzöſiſches, das jeden Augenblick für das Vaudevilletheater oder das Theater der Variétés verwerthet werden könnte. Gerade dieſer Gewandtheit der Chineſen in der feinen Schnitzelkunſt der Bluette und des Vaudeville, im ſauber gepinſelten dramatiſchen Miniature iſt Klein nicht ganz gerecht geworden.

Die wenig ſchmeichelhafte Anſicht, welche Klein von den „Geſchichtszweigen des Reichs der Mitte" hegt, gipfelt in ſeiner barock-geiſtreichen Darſtellung der chineſiſchen Schöpfungslegende, nach welcher der Rieſendämon Pwan-ku die Waſſer des Chaos geſchieden und mit dem Drachen, dem Phönix und der Schildkröte im Bunde die Welt geſtaltet hat. Erſt aus dem geſtorbenen Pwan-ku und ſeinen Gliedmaßen bildeten ſich Gebirge, Winde, Flüſſe, Ströme u. ſ. f.; ſein Ungeziefer wurde das Menſchenvolk. Klein paralleliſirt dieſe Legende mit der Eddaſage und meint dann:

Jedenfalls ſteht die ſkandinaviſche Schöpfungsmythe, die ſich die Erdbildung als das Werk des Menſchengeiſtes gleichſam und menſchlichen Kunſtfleißes vorſtellt, näher einer naturphiloſophiſchen Symbolik, als die chineſiſche Legende vom wüſten Dämon Pwan-ku, des Chaos wunderlichem Sohn, und von einem Menſchengeſchlecht, das als Ungeziefer aus dem verweſten

Leichnam des Riesen hervorgekrochen. Mögen die 400 Millionen Chinesen sich einer solchen Abstammung rühmen. Auch dürfen wir, als Nachkommen jener nordischen Recken, ihrer Schöpfungslegende gemäß, in dem Volke des Reichs der Mitte immerhin die Zwerge erkennen, die aus den Leichenwürmern des Riesen Ymir, oder nach der Pwan-ku-Legende, aus dessen Ungeziefern entstanden. Ihr Wesen, ihr Naturell, ihr Volksgeist, ihr Aussehen, ihre ganze Art, ihr Thun und Treiben, ist ganz das von Zwergen. Sie sind die Zwerge der Weltgeschichte, mit großen Ohren, dicken Köpfen und Bäuchen, und Greisengesichtern, die der Himmel, auch der Edda zufolge, mit besonderer Betriebsamkeit, handfertigem Kunstgeschick und anschlägigem Menschenverstand ausgestattet; die aber auch, seit ihrer Entstehung, so unverändert geblieben, wie ihre Urväter, die in Pwan-ku's Körper stalen, als dessen Leibeserben sie seine ganze Hinterlassenschaft angetreten, seinen Hammer und Schlägel, seine Betriebsamkeit, seinen Drachen und seine Schildkröte mit Kaulquappenschrift auf dem Rücken, kurz alle seine Gaben und Fertigkeiten, bis auf die einzige Fähigkeit, unter der Arbeit zu wachsen. Das können eben nur Riesen, nicht Zwerge.

Natürlich kann auch das Drama einer solchen Nation nur einen Zwergwuchs haben. Dennoch behandelt Klein dasselbe im ganzen wol zu vornehm, und so richtig und fleißig zusammengetragen die Angaben über die scenischen Einrichtungen der Chinesen, über den Stand und die Stellung der Schauspieler und Schauspielerinnen, über die musikalische Akademie des Birnengartens u. s. w. sind, so will uns doch die allgemeine Charakteristik des chinesischen Dramas nicht eingehend genug erscheinen. Klein beschränkt sich auf die principielle Behauptung, daß ein solches Volk keine Charaktere und keine dramatische Entwickelung haben könne; das genügt für den Philosophen. Der Literar- und Culturhistoriker hat aber auch alle Schattirungen nachzuweisen, welche die Farbe des Begriffs modificiren, namentlich aber die oft merkwürdigen Ansätze und Anläufe, in denen ein innerer, allgemein menschlicher Trieb über die Verknöcherung der historisch geschaffenen Staatsform hinausgreift. Klein scheint in Abrede zu stellen, daß die chinesischen Dramatiker sich geschichtliche Charaktere wählen; er meint, daß sie vorziehen, landesübliche, gemeinverständliche und deshalb auch ungleich mehr volksthümliche und sympathische Verbrecher zu Helden zu machen. Dennoch sollte der auch von Klein angeführte Ausspruch der Dramaturgen Chinas: „der Zweck des Dramas gehe dahin, die edelsten Belehrungen aus der Geschichte demjenigen Theil der Bevölkerung darzubieten, der nicht lesen könne", gegen eine so einseitige Auffassung mistrauisch machen. Allerdings drückt der Mangel an Energie des geschichtlichen Geistes das historische Drama bald wieder herab, entweder zum Hofintriguenstück oder zum Familiengemälde; aber es sind doch echt historische Anläufe in einzelnen Stücken.

So ist die erste Hälfte des Dramas „Sie-jin-kui" kriegerisch und thatkräftig bewegt. Der Held ist ein heroischer Kriegsmann des Mittelreichs, der unter den Thang das rebellische Korea wieder der kaiserlichen Oberhoheit unterwarf. Sohn eines Bauern gelangt er, nach den Grundsätzen der Egalité, welche im Reiche der Mitte wie im Napoleonischen Frankreich herrschen, zu den höchsten Kriegswürden, nachdem er sich in einer Schlacht als junger Offizier so ausgezeichnet, daß es zweifelhaft wurde, ob ihm oder dem Oberfeldherrn die Ehre des Siegs gebühre, ein Zweifel, der im Abendlande niemals aufsteigen könnte, indem hier der Oberfeldherr ein für allemal die Ehren des Siegs einkassirt. Da es sich darum handelt, wer von den beiden die drei Hauptanführer der Koreer durch wohlgezielte Pfeilschüsse getödtet hat, so entscheidet ein Wettschießen zwischen dem Feldherrn und dem jungen Subalternoffizier zu Gunsten des letztern und der erste muß in die Verbannung wandern. Dieser Respect vor persönlichem Verdienst zeichnet die Chinesen aus — hier brauchen wir uns nur umzusehen, um den hinter uns hängenden Zopf zu erblicken. Wenn auch der weitere Verlauf des Dramas nicht dem historischen Anfang entspricht, in welchem wir doch in der Energie des sich emporarbeitenden Bauernsohns eine echt dramatische Bethätigung der Willenskraft bewundern müssen, so hätte eine Berücksichtigung dieses Dramas unsern Literarhistoriker doch zu gewissen Einschränkungen seiner Charakteristik veranlassen müssen. Uebrigens ist das Register der nach ihrem Titel und Hauptinhalt bekannten historischen Dramen keineswegs klein, während unser Autor sich mit der Analyse der beiden bekanntesten: „Die Leiden im Palast des Kaisers Han" und „Die Waise von Tschao" begnügt. In diesen ist allerdings nur der Hintergrund historisch, die Handlung selbst bewegt sich durch Familienconflicte hindurch. Dagegen sind Dramen, wie „Der Blätterfall des Ou-thong", welches den Aufstand der Tataren gegen den Kaiser Hiuen-thang behandelt, „Der Weg von Ma-ling", „Die Wuthausbrüche des Yng-pu" und andere im strengern historischen Stil gehalten.

Auch die typischen Charaktere des Lustspiels, die Courtisane und der Baccalaureus, hätten wol eine allgemeinere, aus dem Inhalt der einzelnen Komödien geschöpfte Charakteristik verdient. Zwar erwähnt Klein ganz richtig, daß nach dem chinesischen Strafgesetzbuch der Verehrer einer Courtisane mit 100 Bambushieben gezüchtigt wird; ja es ist noch hinzuzufügen, daß eine Ehe mit einer solchen Hetäre für nichtig gilt. Hier aber zeigt sich eben die große Kluft, die zwischen dem Strafgesetzbuch und der chinesischen, sich in den Komödien abspiegelnden Sitte herrscht. Ehen zwischen Courtisanen und Baccalaureen gehören zu den beliebtesten Schlußwendungen des chinesischen Lustspiels; ja die höchsten Beamten, wie aus dem Lustspiel Ma-Tschi-Yuen's: „Die Liebe Pe-lo-thien's" und aus einem andern Stück: „Die kluge Buhlerin", hervorgeht, halten es für ein Glück, ein solches Weib sich zu erobern. Der Kaiser scheut sich nicht, einer derartigen Hochzeit beizuwohnen. Ja, in dem Lustspiel „Die erzwungene Heirath" verschmäht sogar die derselben Klasse angehörige Heldin die Liebe des gelehrten Han-fu-tschin und muß zur Ehe, die sie ihm bereits versprochen hat, vor dem Tribunal durch Bambushiebe gezwungen werden. Der Criminalcodex setzt „Bambus" auf eine Ehe, zu der das Tribunal im Lustspiel durch dasselbe Mittel zwingt. Das alles scheint sehr auffallend, doch die Bambushiebe stehen nicht blos im großen Osten auf dem Papier. Die

Strafen des Ehebruchs in abendländiſchen Geſetzbüchern und die Behandlung deſſelben im franzöſiſchen Luſtſpiel erläutern hinlänglich dieſen Widerſpruch, der zwiſchen den geſetzlichen Beſtimmungen in Betreff der Zöglinge des „Hundert-Blumenpavillons", der Damen „des grünen und rothen Kreiſes" und der auf der Bühne abgeſpiegelten Lebenspraxis im Reich der Mitte exiſtirt. Eine kleine Berückſichtigung hätten auch unter den Frauencharakteren des chineſiſchen Repertoire Amazonen, wie Sun-kien's kühne, ſtets von 100 bewaffneten Dienerinnen begleitete Schweſter in dem Drama: „Lieou-hiuen-te" und die große Tugendheldin Meng-ku-ang verdient; ferner „Die Geſpenſter", für welche die Dramaturgen des Mittelreichs eine beſondere Rubrik unter dem Namen „Hoen" gebildet haben, von denen eins in der „himmliſchen Pagode" ganz die Rolle ſpielt, wie der Geiſt von Hamlet's Vater, während das andere in der „Rache der Teungo" mit großer Naivetät an die Stelle der durch einen Juſtizmord gefallenen Heldin tritt und ſogar in offener Gerichtsſitzung erſcheint.

Was die ſingende Perſon des Dramas betrifft, dieſen auf eine Virilſtimme reducirten chineſiſchen Chor, ſo geht Klein auch allzu flüchtig über dieſe Eigenthümlichkeit des chineſiſchen Dramas weg. Die Berechtigung der Lyrik im Drama prägt ſich hier, wir möchten ſagen in inſtinctiver Weiſe aus; es iſt der erhabenere Stil, der Stil der Reflexion, des Affects, der Leidenſchaft, der ſich auch eine mehr getragene Form ſchafft. Dennoch tritt die ſingende Perſon nicht aus dem Rahmen der Handlung heraus, ihre Couplets ſind nur ein, wegen ſeiner Bedeutung beſonders hervorgehobener Theil des Dialogs. Daß dieſe Lyrik der Chineſen keineswegs ohne Verdienſte iſt, darf man ſchon im Hinblick auf ihr bekanntes Liederbuch, den „Schi-king", annehmen. Neben manchem Kindiſchen und Marionettenhaften finden ſich lyriſch-duftige Stellen, mag ſich immerhin die Naturlyrik der Chineſen zu der der Hindu verhalten, wie ein regelrecht geſtutzter franzöſiſcher Garten zu einem majeſtätiſchen Urwald. Es iſt in der That „Gartenpoeſie", denn die Natur exiſtirt für den Chineſen nur als zurechtgemachter „Garten". Ich habe verſucht, ein Lied der Fan-ſu aus den Gartenſcenen des „Tſchao-mei-hiang" nach der franzöſiſchen Proſa Bazin's ſinngetreu in deutſche Verſe zu übertragen; man mag aus dieſer Probe das von Klein nicht gewürdigte Duftige und Zierliche der lyriſchen Einlagen des chineſiſchen Dramas erkennen:

Sie nahn — die Blumen lächeln,
Die Weiden nicken drein,
Und ſanft're Winde fächeln
Verbuhlt den Mondenſchein.
Wie ſchimmernd bunte Lichter
Im Spiel vorüberfliehn,
Hier ſchwelgte jeder Dichter
In ſel'gen Melodien.
Kein Han-lin*) kann ihn ſchildern,
Den Reiz der Frühlingsnacht;
Kein Maler malt in Bildern
Die farbenreiche Pracht.
Wie dort den Kelch erſchloſſen
Die Blüte Hai-thang!
Wie nebelduftumfloſſen
Die Blumen hier im Gang.
Das Prachtgewand von Seide
Die nächt'ge Feuchte tränkt,
Indeß aufs Perlgeſchmeide,
Des Himmels Thau ſich ſenkt.
Wie friedlich anzuſchauen
Iſt unſrer Lampe Schein,
Die aus dem Flor, dem blauen,
Strahlt in die Nacht hinein.
Es wallt wie grüne Seide
Dort um die Trauerweide.
Vom flüſternden Bewegen,
Da fällt der Thau ſogleich,
Und wie ein Sternenregen
Tropft's in den Silberteich.
Das iſt in klare Welle
So lichter Tropfen Fall,
Wie von Nephrit die Bälle
Ins Becken von Kryſtall.
Am Himmel unerreichbar
Schwebt ſanft des Mondes Flug,
Dem Drachen nur vergleichbar,
Der Hoang-ti's Spiegel trug.

*) Chineſiſcher Klaſſiker.

So ſtereotyp die dramatiſche Form der Hundert Dramen aus der Zeit der Yuen-Dynaſtie iſt, ſo gilt dies doch keineswegs von ſämmtlichen chineſiſchen Dramen, indem das chineſiſche Drama, wenn auch keiner innern Entwickelung, doch weſentlichen formellen Schwankungen unterworfen war. Die Angaben dieſer verſchiedenen Epochen vermiſſen wir höchſt auffallenderweiſe bei Klein gänzlich, ebenſo eine Analyſe des „Pipa-ki", die uns ein Bild des nicht regelrechten, des nicht claſſiſchen chineſiſchen Dramas gegeben hätte. In den zwei erſten Epochen deſſelben unter der Dynaſtie der Thang und Song, wo man die Dramen „Muſik des Birnengartens" und „Vergnügen der blühenden Wälder" nannte, war die dramatiſche Form lange nicht ſo knapp und gemeſſen, wie in der dritten Epoche unter der Dynaſtie der Kan und Yuen. Wang-ſchi-fu, der noch unter den Song lebte, hat in ſeinem „Si-ſiang-ki" z. B. ein Drama von 16 Acten mit überwuchernder Lyrik geſchaffen.

Es iſt höchſt lehrreich — und auch darüber hat uns Klein nähere Mittheilungen zu machen verſäumt —, bei dem Volke der Mitte zu beobachten, wie ſich die Claſſicität des Dramas herausbildet. Sie ergibt ſich geradezu als etwas künſtlich Fixirtes und Abgeſchloſſenes. Die große Sammlung: „Yuen-jin-pe-tſchong", die unter der Yuen-Dynaſtie zuſammengeſtellt wurde, bildet das claſſiſche Repertoire der Chineſen. Das „Conſervatorium der Muſik" war die Werkſtatt, wo es geſchaffen wurde, die große Dramenfabrik; hier ſorgten die zuſammenberufenen Talente der Monarchie in höchſt handwerksmäßiger Weiſe für den Bedarf der Bühne. Es waren die Melodien und Couplets der frühern Dramatik aus der Zeit der Tang, welche gleichſam den Kern bildeten, um den die neuern Dramen ſich kryſtalliſirten. Mit Ausnahme der Verſe einiger Hauptdramatiker, wie Ma-Tſchi-Yuën und Kuan-han-king ſind alle andern aus der Plünderung

der ältern Dramatiker hervorgegangene Plagiate. Der Director des Conservatoriums sonderte die Stoffe in 12 Klassen, theilte dann jedem Schriftsteller einen bestimmten Stoff zu, gab das Scenarium und die Couplets an, welche bei der Ausführung benutzt werden sollten; kurz, er verfuhr wie ein neufranzösischer Autor von Ruf, welcher seinen Mitarbeitern die Ausarbeitung einer von ihm angegebenen Idee überläßt, nur mit dem Unterschied, daß der chinesische Musikdirector nicht die Ehre der Autorschaft für sich in Anspruch nahm. Durch diese Verfahrungsweise wird auch die Gleichmäßigkeit und Sicherheit der dramatischen Technik erklärt, welche alle Stücke der Yuen-Dynastie charakterisirt. Die Mitglieder dieser Dramenfabrik scheinen besondere akademische Namen angenommen zu haben. So erfahren wir von der geistreichen Tschang-kun-ping, einer blaustrümpfigen Dame des grünen Gürtels, daß sie früher den Namen Tschang-ko-pin führte, bis sie durch die Protection Kuan-han-king's, der ihr dichterisches Talent kunstmäßig ausbildete, zur Ehre gelangte, dem Kreise der officiellen Dramatiker anzugehören. Nachdem die chinesische Dramatik in der „Sammlung der hundert Stücke" zu einem festen Abschluß gekommen war, gaben ihr zahlreiche Herausgeber und Erläuterer durch ihre Noten und Glossen das Gewicht der gelehrten Würde. Han-hiu-tseu schrieb seine Dissertationen über die Dramatiker der Yuen-Dynastie und fertigte Kataloge der dramatischen Stücke an. Außerdem gehören zu den namhaftesten Commentatoren Tsching-than und Tschung-schan, welche die dramatischen Werke bis ins einzelnste zergliederten, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, welcher die Commentatoren Shakspeare's beschämen könnte! Gleichwol kümmerten sich die Universal-Literarhistoriker nicht um das Drama der Chinesen, das dem im ganzen verachteten Theater überlassen blieb, und die Yuen-Dramatiker insbesondere wurden nicht zu den Thai-tseu, den Schriftstellern ersten Ranges, den Kindern des Genius gezählt, wol aber zwei ihrer Vorgänger, resp. Nachfolger Wang-schi-fu und Kuan-tang-kia, der Dichter des „Pipa-ki", eine im ganzen lehrreiche Verwirrung; denn wir sehen, wie sich das Classische zunächst als das Schablonenmäßige und Abgeschlossene fixirt, wie aber im Fortgang der literarischen Entwickelung bedeutende Talente auftauchen, welche diese Schranke durchbrechen und durch die Macht ihrer Individualität sich die Anerkennung persönlicher Bedeutung erzwingen. Diesen Gärungsproceß beobachten wir bei dem Drama des Reichs der Mitte. Während Han-hiu-tseu, obgleich der „Pipa-ki" schon erschienen, dies Werk vornehm ignorirte, weil es noch zu „neu" war, als daß ein würdiger Gelehrter — gleichviel ob mit oder ohne Zopf — sich damit beschäftigen konnte, ohne sich etwas zu vergeben, erlebte das neue Drama in kurzer Zeit nicht weniger als vierzehn Vorreden, ja es fand in Mao-tseu einen begeisterten Commentator und stieg so selbst die Staffeln zum Ruhmestempel einer modernen Classicität empor. Tout comme chez nous — der Entwickelungsgang der Literatur läßt sich selbst im Reich der Mitte nicht abschließen; es kommen homines novi, neue Genies, finden begeisterte Schüler und stören die archimedischen Cirkel der abgeschlossenen akademischen Weisheit. In Wahrheit könnte man die Yuen-Dramatiker mehr als Akademiker denn als Classiker bezeichnen.

Ueber diese, durch das ungemein beliebte Drama „Pipa-ki" bezeichnete vierte und moderne Epoche der chinesischen Dramatik läßt uns Klein ohne alle Aufschlüsse, obgleich das Theater der Chinesen in ihr einen wesentlichen Umschwung erlebte. Zum Nachtheil der strengen Form, welche die Technik des Dramas verlangt, kehrte das Drama unter den Dynastien der Ming und Tsing (von 1341 bis zur Gegenwart) wieder zu einer mehr novellistischen Breite der Darstellung zurück und gewann an poetischem Werth, was es an dramatischer Technik verlor, indem das Sprung- und Marionettenhafte der fünfactigen Yuen-Dramen einer feinern und mehr psychologisch motivirten Bewegung Platz machte. Das Drama „Pipa-ki", anfangs ignorirt, später Repräsentant der modernen chinesischen Classicität und im Laufe der Zeit mit einer Fülle von Interpretationen jeder Art versehen, brach sich erst nach dem Tode des Dichters Bahn, sodaß der Autor bei Lebzeiten nicht die Früchte seines Talents erntete. Desto größer waren die spätern Erfolge des Rührstücks.

Wenn in dem kleinsten Dorf — wie einer der Scholasten berichtet — eine Schauspielertruppe ankommt und die Schauspieler die Bretter betreten, um den „Pipa-ki" zu spielen, so strömt die Menge hinzu. Und wenn die Scenen des Hungers und der Trennung, die so pathetische und rührende Scene, in welcher Thai-yang das Erbarmen des Sohnes des Himmels im kaiserlichen Palaste ansieht oder diejenigen, in denen Tschao-u-mang ihre Haare verhandelt, um dafür einen Sarg zu kaufen, und Erde aufhäuft, um damit einen Grabhügel zu errichten, gespielt werden: dann sieht man, bei allen Zuschauern, bei den Grundbesitzern und Matronen, jungen Hirten und Holzschlägern und ehrwürdigen Greisen nur verweinte Augen, erhitzte, vor Aufregung glühende Gesichter; man hört nur Seufzer, Schluchzen, lautes Weinen bis zum Ende der Vorstellung.

Dieser große Erfolg des Dramas hatte seinen guten Grund. „Pipa-ki" ist das chinesische Drama κατ' ἐξοχήν, das Stück, in welchem der höchste Conflict des chinesischen Geistes, der Conflict zwischen der Familienpietät und der Pietät gegen den Staat als der allgemeinen Familie behandelt wird. Indem der Held in diese Collision der Pflichten versetzt wird, muß er das höchste Interesse, die höchste Spannung bei den Bewohnern des Reichs der Mitte erregen. Hierzu kommt eine Behandlungsweise, welche, die grellen und grausamen Conflicte verschmähend, sich vorzugsweise an die sanfte Empfindung wendet und in der Erregung eines allmählich sich steigernden Mitgefühls beachtenswerthe Meisterschaft bekundet. Für die großen Erschütterungen der Tragödie sind aber die Chinesen nicht geschaffen, rührende Verwickelungen innerhalb des Familienlebens bewegen zur Genüge die Herzen des sanften und friedlichen Volks. Die Form dieses Meisterwerks der chinesischen Bühne ist indeß so stillos wie möglich und ein Rückschritt gegen den regelrechten Kanon des Mongolenrepertoires. Ob eine Einwirkung des indischen Dramas hierbei anzunehmen ist, wie man aus dem ähnlichen

Prolog und der regellos vermehrten Zahl von Acten ſchließen ſollte, mögen die Sinologen unterſuchen. Das Stück hat 42 Acte oder Tableaux und ergeht ſich in einem breiten Romandialog, der zum Theil mit den gelehrteſten Citaten geſchmückt iſt.

Da „Pipa-ki“ nicht nur das gerühmteſte, noch immer erfolgreiche Meiſterwerk der chineſiſchen Bühne iſt, welches überdies in der pſychologiſchen Entwickelung unſern abendländiſchen Schauſpielen am nächſten ſteht, ſondern auch in ſeiner äußern Form das Muſterdrama, nach welchem die chineſiſche Poeſie der letzten Jahrhunderte ſich gerichtet hat, ſo iſt die Lücke, die in dem Klein'ſchen Werk durch Nichtbeachtung dieſes Dramas entſtanden iſt, eine ſehr weſentliche, deren Ausfüllung in einer nächſten Auflage unerläßlich erſcheint.

Auch auf die Stoffquellen der chineſiſchen Dramendichter hätte Klein einen Blick werfen können. Es war der ſpecifiſch nationale Charakter ihrer Werke hervorzuheben; denn jenſeit des Reichs der Mitte gibt es für die Träger ſeiner hohen Civiliſation nur Barbaren; keines Dramatikers Muſe würde ſich herablaſſen, nach Stoffen außerhalb der Grenzen des Reichs zu ſuchen. Unter den Stoffquellen ſteht die Geſchichte obenan. Wollten die Dramatiker das Hiſtoriſche ihrer Stücke nicht aus den Annalen oder aus dem Sſe-ki Sſe-ma-thſien's ſchöpfen, welchem der Verfaſſer der „Waiſe von Tſchao“ zum Theil ſeinen Stoff verdankt, ſo konnten ſie ſich an die berühmten geſchichtlichen und culturgeſchichtlichen Romane halten, deren phantaſievolle Einkleidung und lebendige Schilderung ihnen fruchtbringende Anregungen geben mußten. Da lag das Werk des erſten Thai-tſeu, der „San-kun-tſchi“ (Geſchichte der drei Königreiche), vor ihnen aufgeſchlagen, eine jener romanhaften Hiſtorien, wie ſie in alten und neuen Zeiten gäng und gebe ſind, Zwitter von Geſchichte und Dichtung, ohne den Werth der erſtern und den Zauber der letztern, und in der That ſind die Stoffe zweier hochgeprieſenen Dramen des Repertoire aus dieſem vielgeleſenen Buche geſchöpft; da bot der „Schui-hu-tſchuen“ (Geſchichte der Ufer des Fluſſes), ein umfangreicher Roman auf geſchichtlicher Grundlage, der nicht weniger als 140 verſchiedene Verwickelungen enthält, eine Art von Räuber- und Vagoroman mit Sittenſchilderungen aus der Zeit der Song, die Fülle ſeiner Abenteuer der dramatiſchen Ausbeutung dar. Auch das Literaturdrama konnte aus biographiſchen und literargeſchichtlichen Werken ſchöpfen. So gab der „Thang-thſe-tſeu-tſchuen“ (Geſchichte der berühmten Schriftſteller unter der Dynaſtie der Thang) den Stoff zu dem Literaturdrama „Das Liebespfand“ her, in welchem der geniale Poet Han-ſei-king und der große Li-Tai-Pé auftreten. Wenn aber der Dramatiker auf erſchütternde Ereigniſſe ausging, ſo bot ſich ihm als Quelle die Sammlung der Urtheilsſprüche des „Pao-tſching“ dar, eine Art chineſiſcher Pitaval voll ſpannender Criminalfälle mit oft ſpitzfindigen Rechtsſprüchen, eine Fundgrube für effectvolle Theatercoups. In Bezug auf das geiſtige Eigenthum herrſchte dieſelbe Freibeuterei, deren ſich Shakſpeare und ſeine Zeitgenoſſen ſchuldig machten. Daß die Umarbeitung älterer Dramen, die Benutzung ihrer Intriguen, das Abſchreiben einzelner Scenen ſtatthaft geweſen, dafür fehlt es nicht an Beiſpielen, und es braucht blos des bekannteſten chineſiſchen Dramas: „Die Waiſe von Tſchao“, Erwähnung zu geſchehen, welches nichts iſt als eine Bearbeitung eines ältern Schauſpiels: „Die geheimnißvolle Kiſte“, deſſen Hauptſcenen oft wörtlich benutzt ſind.

Die einzelnen bekanntern Dramen der chineſiſchen Bühne, welche Klein analyſirt, ſind: „Der Kummer im Palaſt des Han“, ein Stück, das zwar in ſeiner Motivirung und ſeinem Dialog marionettenhaft, aber doch in ſeiner Compoſition regelrecht, ja nicht ohne einen Hauch poetiſcher Stimmung iſt und deshalb von Klein, der es ironiſch und ſatiriſch behandelt, wol unterſchätzt wird; „Die Waiſe von Tſchao“, über welches Klein ein Urtheil fällt, das wol eher auf „Pipa-ki“ Anwendung finden ſollte:

Wie tief das Drama der Chineſen in beiden, in der Zopf- und Drachenhaut, ſteckt, das zeigt kein anderes ſo augenſcheinlich, wie ihr beſtes Drama; was Technik, Charakterzeichnung, Leben und Bewegung, Stil, Leidenſchaft und Vergeltungsmoral betrifft, ihr Muſterdrama; ja dasjenige von allen uns bekannten Theaterſtücken der Chineſen, das dem europäiſchen Drama vom modernſten Gepräge, dem „realiſtiſchen“ Drama, am nächſten kommt.

Dann: „Die Geſchichte des Kreidecirkels“, ein Gerichtsdrama mit einer an die Salomoniſche Sage anklingenden Tendenz. Die Analyſe des Stücks iſt geiſtreich. Klein ſchließt an dieſelbe einen Ausfall auf „unſere Chineſen der dramatiſchen Realiſtik“ mit dem Hexenſpruch: „Schön iſt häßlich“ und „häßlich ſchön“, mit all den Figuren, die um ihr inneres Lumpenthum das buntſcheckige, aus ſhakſpeariſirenden Narrenmützen zuſammengeflickte Hanswurſtmäntelchen als Schönheitsmäntelchen drapiren und darin mit ihrer innern Wüſtheit und Verkommenheit ſich noch blähen und ſpreizen.

Das chineſiſche Drama bildet gleichſam das naive, claſſiſche Chineſenthum der Bühnenkunſt, als Nachahmung der gemeinen Natur, zu jenem romantiſchen Chineſenthum der Franzoſen und ihrer Nachtreter, oder auch unſerer zu verdorbenen Shakſpeare-Genies verlumpten Schönmaler des ſittlich Häßlichen und Ekelhaften. In Rückſicht auf die moraliſche Tendenz ſteht daher auch das echte, das naive, claſſiſch-chineſiſche Drama des Mittelreichs näher dem altattiſchen Drama der Griechen, als das romantiſch-chineſiſche oder romantiſch-cyniſche des Balzac, des Dumas Fils, Octave Feuillet u. ſ. w. Der Bambus, als dramatiſch-moraliſcher Hebel, ſcheint uns noch immer erſprießlicher für Kunſt, Leben und Volkserziehung als das grundſätzlich liederliche, en beau gefärbte Drama der Demi-Monde und der faſhionabeln Galerengeſinnung.

Von den deutſchen realiſtiſchen Chineſen jucke ſich bei dieſer Stelle, wen es kratzt. Unter den Gerichtsdramen hat übrigens Klein das von Bazin überſetzte Drama „Die Rache der Teungo“ zu erwähnen vergeſſen, das ſchon wegen der Rolle, die ein Geiſt vor Gericht in demſelben ſpielt, zu den Curioſitäten des chineſiſchen Repertoire gehört. Die Schilderungen der chineſiſchen Taoſſe-Dramen, mythologiſchen und Charakterſtücken iſt von Klein mit vielem Humor durchgeführt. Nur hätten wir

gewünſcht, daß der ariſtophaniſche Geiſt in den erſtern Komödien in ihrer Verſpottung philoſophiſcher Theorien noch mehr hervorgehoben wäre. In dem Drama „Liebesweh" wird eine pſychologiſche Theorie ironiſirt, welche mit der Fichte'ſchen Lehre vom „Seelenleibe" eine auffallende Aehnlichkeit hat. Auch die andern Stücke, wie „Die Seelenwanderung des Yo-Cheou", „Der Traum des Lin-thong-pin", in welchem ſich bereits Calderon's Ausſpruch findet: „Das Leben iſt ein Traum", ſind bei aller barocken Haltung im beſten Sinne geiſtreich, jedenfalls viel geiſtreicher, als die neuen deutſchen Zauberpoſſen, in denen nur die trivialſte Lebensproſa herrſcht und die ſich niemals bis zu einer Verſpottung philoſophiſcher Syſteme verſteigen. Wir ſollten uns über den chineſiſchen Zopf nicht zu ſehr luſtig machen, ſolange unſer eigener noch ſo ſtattlich zum Vorſchein kommt. Auch dieſe Zauberpoſſen verdienen das bedingungsloſe Lob, welches Klein nach einer Analyſe des „Vollkommenen Kammermädchens" (Tſchao-meï-hiang) dem chineſiſchen Intriguenluſtſpiel ſpendet:

In allen andern Gattungsformen des Dramas ſtehen die Chineſen, wie am äußerſten Weltrande, ſo vielleicht auch auf der unterſten Theaterſtufe, verglichen mit den Hauptvölkern des Dramas: den Hellenen, Indern und Indogermanen. Dank dem „Vollendeten Kammermädchen" ihres, unſerer Schätzung nach, erſten dramatiſchen Dichters, des Tſching-te-hoëi, Verfaſſers von 18 Theaterſtücken, worunter aber die Soubrette das Juwel — dank dieſer Soubrette, fühlen wir uns in unſerm Gewiſſen verpflichtet, den Chineſen einen Luſtſpielgeiſt, ein Talent für die feine Intriguenkomödie zuzuerkennen, das die Verwandtſchaft ihres Geiſtes mit dem der Franzoſen außer alle heraldiſche Anfechtung ſetzt. Die franzöſiſche Liebesintriguen-Komödie erſcheint uns als die Soubrette accomplie des Tſching-te-hoëi auf ihrem höchſten Gipfel.

Die Schilderung der Schauſpiele der Japaneſen, des Inkadramas und des Dramas der Azteken gibt unſerm Autor Veranlaſſung, eine Fülle von Culturſtudien in einer oft brillanten Beleuchtung zur Schau zu ſtellen; doch ſcheint er uns die Oekonomie des Werks weſentlich überſchritten zu haben, indem die pikanten Volksſittenbilder, die der Autor namentlich von den Peruanern und Azteken enthüllt, doch im Vergleich zu der Ausbeute, welche dieſe Nationen für das Drama gewähren, einen zu breiten Raum wegnehmen. Der Geiſt, in welchem der Autor dieſe Culturſtudien niederſchreibt, iſt ein durchaus humaner und echt freiheitlicher, ſodaß man gern ſeinen Gedankenverknüpfungen, ja ſelbſt ſeinen Gedankenſprüngen folgt. Excurſe wie die über Cäſarismus und Menſchenliebe wird man ſtets mit Vergnügen leſen, doch ſchwerlich in einer Abhandlung über das Inkadrama ſuchen, ebenſo wenig wie in dem Bericht über das Drama der Azteken die Abhandlungen über die vergleichende Sprachforſchung und den folgenden Excurs über den dramenfeindlichen Militärſtaat:

Eine ſolche dramentödtliche Wirkung übt Vitzliputzli nicht blos als mexicaniſcher Schlächter- und Menſchenfreſſer-Götze, ſondern als Kriegsgötze, als der Götze des „Militärſtaats" überhaupt. Kein eigentlicher Militärſtaat hat ein wahrhaftes, rein poetiſches Drama aufzuweiſen: nicht die Römer, nicht die Franzoſen, nicht Araber, Turkomanen, kurz kein ſpecifiſches vom Mongolen-, vom Vitzliputzligeiſte inficirtes Soldatenvolk. So wie dieſer Dämon vom macedoniſchen Alexander, dem Ahnherrn der Dſchingis-Khane, Tamerlane und ähnlicher Moloche, dem Hellenenvolke eingeblaſen ward, wurde Melpomene's Dolch roſtig und die griechiſche Tragödie barbariſch. Kein Ariſtoteles konnte ihr mehr helfen; keine Poetik des Lehrers den Vitzliputzlitenfel austreiben, den ihr ſein königlicher Schüler in den Leib gejagt. Wie hätten die aztekiſchen Philoſophen, die zugleich die Prieſter des Blutgötzen waren, dieſen Teufel bannen ſollen?

Selbſt die berühmte ſprachwiſſenſchaftliche Pictographie des Abbé Domenech zieht Klein in den Kreis ſeiner Betrachtungen, weil ſie ihm Veranlaſſung zu einigen pikanten Bemerkungen gibt. Das Inkadrama „Ollantay", worin uns zum erſten mal die Gattenliebe als heroiſch-revolutionäres Befreiungsmotiv entgegentritt, in welchem unſer Autor „das Vorſpiel zu dem hiſtoriſchen, von der Liebesidee als Culturmacht durchdrungenen Befreiungsdrama der chriſtlichen Völker" erblickt, verlangte ebenſo wenig wie das aztekiſche Dramaballet „Rabinal-Achi" die Mittheilung einer ſolchen Fülle ethnographiſcher Studien. Am erſten läßt man ſich noch die Bekanntſchaft mit einem königlichen Dichter gefallen, wie König Nezahualcoyotl, der ſich und ſein Reich mit 60 Hymnen zum Lobe des Weltſchöpfers verherrlicht hat.

Die Schlußabtheilung des dritten Bandes behandelt ebenfalls mit einer in das Anthologiſche ſtreifenden Ausführlichkeit und mit einer ſich in ihren Wendungen oft wiederholenden Ueberſchwenglichkeit der Anerkennung, welche beide durch die beſprochenen dramatiſchen Verſuche des jungen Chriſtenthums wenig gerechtfertigt erſcheinen, das erſte chriſtliche Drama im Orient und das lateiniſche Drama im 10. Jahrhundert, den „leidenden Chriſtus", den Pſeudo-Querolus und die sex comoediae der Nonne von Gandersheim, Hroswitha, deren Märtyrerinnen und reuige Sünderinnen uns als große dramatiſche Heldinnen geprieſen werden. Wir können z. B. in der ſchmutzigen Zellenbuße der ſchönen Magdalena Thais nichts Poetiſches finden, ſondern nur etwas Widerwärtiges und Ekelhaftes, was ſich durch keine erhabene Bußtheorie desinficiren läßt. Wie Klein bei dem Aztekendrama Gelegenheit nahm zu einem Ausfall auf den Verfaſſer des „Leben Jeſu", ſo hier zu einer Polemik gegen Guſtav Freytag und die leipziger Gottſcheds. Als Probe einer barocken, wir möchten ſagen pyramidalen Darſtellungsweiſe, welche ſich zur ſchwindelnden Höhe emporſchwingt, indem ſie ein Gleichniß auf das andere thürmt und mit Noten erläutert aus Ovid, Lucrez, Macrobius, die wir hier fortlaſſen müſſen, theilen wir das folgende, auf die George Sand und ihre Richtung geſchleuderte Anathema mit. Der Autor geiſelt die von den franzöſiſchen Dichtern der dramatiſchen Hetärenromantik vergötterte Liebes-Mutterwuth, von welcher ihre in Schande und Frechheit, wie in einem Illuminations-Brillantfeuer, ſtrahlenden Heroinen glühen, als da ſind Victor Hugo's Marion de Lorme, oder gar die Orgienheldinnen der neueſten, cyniſch-ſchamloſen Hetärentragik eines Octave Feuillet, um von den noch heilloſer verwilderten Poeſieſchändern, den ſonſtigen Unzuchts-After-Dichterlingen dieſer Schule, zu ſchweigen, deren Liebesheroinen für noch verächtlichere und erbärmlichere Wichte entbrennen, als ſie ſelber verſemt und verworfen ſind. Man höre doch nur die phrygiſche Sibylle dieſer Richtung; die große idäiſche Mutter des galliſchen Romanſtils, deren Wagen

Salonlöwen ziehen, Korybanten in Helmen, Panzer und Frauenkleidern mit Pauken und Schalmeien umtanzen, und Galli, auch Gallantes oder Halbmänner (semiviri) genannt, mit rasendem Jubelgeschrei umjauchzen. Man höre die Verfasserin der „Lelia", „Valentine" und des „Spiridion", die syrische Göttin des mystischen Sensualismus, die Großmutter des vergeisterten Ehebruchs, die ihren geliebten Attys (vor der Verstümmelung Sandeau geheißen) in einem Anfall von großmütterlicher Zärtlichkeit entmannte und hierauf, was von ihm übrigblieb, in eine Fichte, ihren Lieblingsbaum, verwandelte, der Zapfen wegen, die dieser Baum trägt, Symbole unfruchtbarer Zeugungskraft. Diese thurmgekrönte Göttin des erhabenen Fichtenzapfenstils streute, hochragend auf ihrem Siegeswagen, den Schoslöwen mit der Trommel in der linken Pfote zu ihren Füßen, streute den ersten Samen jener Lorettentragik in Kernsprüchen aus, in goldenen Fichtenzapfen-Kernsprüchen. Einer der goldensten darunter lautet: „O Jüngling, fühlst du dein Herz erglühen von leidenschaftlicher Liebe für ein Mädchen der Freude, schäme dich dieser Liebe nicht! Nähre vielmehr ihr Feuer zu helllodernden Gluten; denn es ist das wahre heilige Vesta-Feuer; mein — da ich die Vesta selber bin — mein Feuer, dessen Flammen du daher ja nicht dämpfen darfst, sondern unablässig fachen, schüren und unterhalten mußt!"

Treffend und schön ist, was Klein über die messianische Katharsis im germanischen Drama sagt, und über das Shakspeare-Drama als das ausschließlich christliche, weil es dessen „reinster, nicht geistlicher, sondern geistiger, nicht glaubenssymbolischer, sondern idealpoetischer Abglanz ist". Er fährt fort mit einer Charakteristik des sogenannten rein Menschlichen, jenem Popanz der akademischen Poesie, gegen den wir so oft ins Feld gerückt. Wir freuen uns, einen so tapfern und schlagfertigen Bundesgenossen zu finden:

Was jedoch keineswegs identisch mit dem sogenannten „rein Menschlichen", dem abstracten Kunstgespenst der schöngeistigen, substanzlosen Aesthetik, die dem Doketismus anhängt, indem sie, wie dieser Ketzerlehre zufolge die körperliche Gestalt Christi ein bloßer Scheinleib gewesen, ähnlich eine Scheinkunst lehrt, vom Scheinleibe des rein Menschlichen umhüllt. Wo in aller Welt hätte eine Kunstschöpfung, eine Poesie das von allem Nationalthümlichen ausgeleerte rein Menschliche der abstracten Aesthetik dargestellt? Die Poesie der Griechen etwa? Sie war so grundwesentlich stammbürtig, volkswüchsig und national, wie die der Hebräer, der Inder, wie die Poesie jedes andern schöpferischen Volks des Auf- und Niedergangs. Das vermeinte rein Menschliche ist ein Destillat, das nur aus den Seihbeutel- und Filtrirdüten-Köpfen der Formalästhetiker so wasserklar abfließen und abtröpfeln konnte, und auch so abschmeckend, wie abgekochtes und durchgeseihtes Wasser. Solchen negativen Geschmack schmeckt man auch allen denjenigen Schöpfungen an, die eben nichts als die auf Kunst und Poesie angewandte Formalästhetik sind. Zum Glück gelingt in der Praxis das Experiment nicht vollständig. Nach Maßgabe des Talents schlägt das poetisch darzustellende rein Menschliche, unter dem Versuche, sofort in ein Specifisch-, ein National-Menschliches oder Geschichtliches um; freilich wieder, nach derselben Maßgabe, mit einem mehr oder weniger empfindbaren Reste von negativem Beischmack des rein Abgeschmackt-Menschlichen, wovon sogar Dichter und Künstler ersten Ranges, insofern sie unter dem Zeichen des rein Menschlichen der kahlen Aesthetik siegen wollen, uns merkliche Spuren verrathen werden.

Auch der dritte Band des Klein'schen Werks zeigt alle Vorzüge der frühern: Fleiß und gründliche Studien, sprühenden, originellen Geist, Einheit einer im tiefsten Grunde berechtigten ästhetischen Grundsätzlichkeit und philosophischen Weltanschauung — nur will es uns scheinen, als ob der Autor sich noch mehr als in den ersten Bänden gehen und seinen Einfällen in Extrablättern und anntern Extratouren die Zügel schießen lasse — humoristische Licenzen bedenklicher Art gegenüber einer schon durch die kaum zu bewältigende Stoffülle gebotenen Beschränkung. Möge er daher in den folgenden Bänden sowol das Anthologische auf einen schärfer gefaßten Inhaltsextract, der noch immer ein charakteristisches Bild der Werke und Autoren gibt, beschränken, als auch seinem zu genialen Extravaganzen allzu geneigten Stil eine knappere Fassung geben und den humoristischen Berloque, der an seiner sonst richtiggehenden Gedankenuhr baumelt, möglichst in die Westentasche stecken.

Rudolf Gottschall.

Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Gehaltvoller sind folgende zwei Werke:

10. Lieder von Konrad von Prittwitz-Gaffron. Breslau, E. Trewendt. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
11. Jagd und Pferd. Von August Schumacher. Arolsen, Speyer. 1865. 8. 1 Thlr.

Mit einem Prolog an Strachwitz und einem Sonett an Platen, von welchem der Autor sagt:

Aus deinen Liedern weht ein magisch Klingen
Verwandt in meine jugendliche Leier! —

beginnt die erste dieser Gedichtsammlungen, von Konrad von Prittwitz-Gaffron (Nr. 10); dieselbe läßt aber die Vorzüge dieser beiden Vorbilder vermissen; weder die übersprudelnde Kraft und kecke Frische des einen, noch die Reinheit und Plastik der Form des andern dieser zwei gräflichen Dichter findet sich in diesen Liedern wieder, welche vielmehr Reminiscenzen aus Geibel und Heine und Anklänge an die Romantiker enthalten. Die „blaue Blüte irrt weiter", von der „weißen Blume", die auch das Motto des Buchs bildet, durchzieht ein Traum das Herz, und die Heine'sche „einsame Thräne" findet sich sogar im Auge des „vielgetreuen Rosses", wo sie sich allerdings etwas komisch ausnimmt:

Und einst, du schüttelst die Mähne,
Ich weiß, mein Roß, dir graut,
Und eine einsame Thräne
Aus deinem Auge thaut!

Der Autor, dem das Geschick befahl, der Scholle zugeschriebene (glebae adscriptus?) Bukolika zu trinken und still am Herd zu bleiben, neigt sich im ganzen einer elegischen Weltanschauung zu, welche einen weichlichen, weiblichen Grundzug nicht verleugnen kann; auch den bessern seiner Lieder, die, chronologisch geordnet, einen Zeitraum von 20 Jahren umfassen, fehlt der Duft der Ursprünglichkeit, und machen dieselben häufig den Eindruck des Anempfundenen. Es finden sich jedoch in dem Buche einzelne sehr hübsche Gedichte, z. B.: „Die Lieb' ist eine Blume", „Fürchte nichts", die Glosse des Platen'schen Spruchs: „Was uns Muth und Trost kann geben", „In deines Kindes Auge", welche sich aus der Menge des Unbedeutenden vortheilhaft hervorheben und „uns, aus Phöbus' Stamm entsprosset", schon eher zu der glossirten

Frage berechtigen: „Wenn wir nun ein Dichter wären!“ Als Probe geben wir eins der beſten:

In deines Kindes Auge blick tief hinein,
Und deine kranke Seele wird ruhig ſein!

In deines Kindes Auge da ſtrahlt er klar,
Der ganze Liebeshimmel, der dein einſt war!

In deines Kindes Auge da lächelt ſüß
Der ew'ge Friedensgarten, das Paradies!

In deines Kindes Auge ſpricht Er voll Huld:
„Ich habe dir vergeben all deine Schuld!“

Des Buches äußere Ausſtattung in Druck und Papier iſt äußerſt ſplendid, auch iſt daſſelbe nicht nur, wie die Gedichte von Strachwitz und die Lieder von G. von Boddien, mit dem Familienwappen geſchmückt, ſondern trägt auch noch auf der Rückſeite des Umſchlags das Johanniterkreuz, welches auch mehrfach in Liedern und Sonetten angeſungen wird. Freilich laſſen gerade dieſe Gedichte, ſowie die politiſchen Lieder der jüngſten Vergangenheit, die Hymnen auf Miſſunde, Düppel, Bismarck, Wrangel u. ſ. w., am deutlichſten den Mangel einer eigenthümlichen poetiſchen Begabung erkennen, welcher durch die Glätte der meiſt geſchickt und geſchmackvoll gehandhabten Form nicht erſetzt wird; und auch die Form läßt oft viel zu wünſchen, z. B. in den ſehr ſchleppenden Ghaſelen S. 179 u. 181, oder auf S. 205, wo es heißt:

Eh du's geahnt, des Sommers Pracht
Der Blume Flor den Abſchied macht!

Die zweite Gedichtſammlung: „Jagd und Pferd“ von August Schumacher (Nr. 11) iſt dem „Sport“ gewidmet, der Lyrik der nobeln Paſſionen, welche der Verfaſſer mit eingehendſter Sachkenntniß und einer durchaus ungekünſtelten Vorliebe ſchildert, wie ſie keinem Sonntagsreiter oder Sonntagsjäger eigen ſein könnte. Ueberall iſt der Mann von Fach zu erkennen, der freilich manchmal vergißt, daß nicht alles, was ihm ſelber von Intereſſe iſt, ſich auch zu einer poetiſchen Behandlung eignet. Namentlich gilt dies von den auf das „Pferd“ bezüglichen Gedichten des Autors, unter denen ſich z. B. S. 47 eine vollſtändige, etwas ſehr proſaiſche Perſonalbeſchreibung ſeines Bucephalus befindet, ein genaues Conterfei vom Kopf bis zum Fuß, von deſſen Huf es heißt:

So ſchön geſchnitten zeige mir
Den blanken allerliebſten Schuh,
Den dir als Huf
Natur erſchuf
Glatt, ſchlüſſig, feſt, egal,
Halb rund und halb oval,
Aus einem Guß und ſonder Naht,
Geneigt mit fünfundvierzig Grad.
Die dunkle ſtarke Wand,
Die ob der Zehe hoch geſtellt
Gemächlich mit den Trachten fällt,
Drückt kühl ſich in die Hand
Und zeigt die mäßig hohle,
Geſunde friſche Sohle,
Wo von dem Ballen, nicht zu ſchmal,
Herab ſich zieht der volle Strahl,
Wo hart daneben
Die feſten Streben
In gleicher Spitze ſich verlieren
Und ſchließlich das Gebilde zieren!

Derartige hippologiſche Didaktik, der ſich die triviale Grabſchrift eines alten Schimmels und einzelne erklärende Gedichte zu bekannten Genrebildern anſchließen, kann ein allgemeineres Intereſſe doch unmöglich in Anſpruch nehmen. Weit anſprechender ſind die längern Jagdgedichte, welche, echte Gelegenheitsgedichte mit entſchiedener Localfärbung und einer Menge rein perſönlicher Beziehungen, den Stempel ihrer Entſtehung an der Stirn tragen, ſo z. B.: „Der Birſchgang im Stock bei Arolſen“, „Die Klapperjagd im arolſer Holze am 20. October 1838“ und „Der Schnepfenſtrich bei Arolſen“. Es ſpricht ſich in denſelben eine friſche lebendige Naturbeobachtung und die Gabe anſchaulicher, mit gutmüthigem Spott gewürzter Darſtellung überall aus. Auch die an die hochehrenwerthe Land- und Ständekammer gerichteten launigen „Supplicae der bisher waidmänniſch torquirten, nun in letzter Inſtanz von den Hochpreislichen Deputirten-Cammern gänzlich condemnirten unglücklichen Jagdbaren, Leben und leben laſſen betreffend“ ſind recht humoriſtiſch gehalten. Ueberhaupt durchweht ein Zug friſcher Waldluft die meiſten Gedichte, bei denen freilich die Form oftmals nicht ganz correct iſt, z. B.: „ein Viertel Dutzt“ (d. h. Dutzend) u. ſ. w. Die angehängten Gedichte in plattdeutſcher Mundart ſind etwas ſehr kräftig, faſt zu derb; die Perſönlichkeiten des „Etegeck“ und „Schwimelfritze“ gehören jenem niedern Genre an, welches wir in den Kneipen eines Teniers nur wegen des Silbertons der Darſtellung, wegen der virtuoſen Technik erträglich finden.

Wie in den lyriſchen Gedichten, ſo findet ſich auch in den lyriſch-epiſchen dieſelbe Miſchung von Altem und Neuem, Gutem und Schlechtem:

12. Die Kimmung. Gedicht in neun Geſängen von Karl Lüdecke. Zweite Auflage. Leipzig, Förſter u. Findel. 1864. 8. 15 Ngr.
13. Lermon's Reiſen und Liebesabenteuer. Gedicht in ſechs Abtheilungen. Breslau, Maruſchke u. Berendt. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.
14. Hercules. Ein Heldengedicht in ſechzehn Liedern von Adelbert Herrmann. Celle, Schulze. 1865. 8. 22½ Ngr.
15. Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht von Franz Koppel. Stuttgart, Kröner. 1865. 16. 15 Ngr.

„Die Kimmung“ von Karl Lüdecke (Nr. 12). Was bedeutet wol dies Wort? ſo fragt vielleicht mancher Leſer, dem Fata-Morgana ein geläufiger Ausdruck iſt. Zur Erklärung des Titels ſind deshalb die beiden Strophen auf S. 58, welche eine anſchauliche Beſchreibung der „Kimmung“, d. h. der Luftſpiegelungen der Wüſte enthalten, der Einleitung vorgedruckt, und mit demſelben Bilde, mit der Kimmung in der Wüſte dieſes Lebens, welche von den Trümmern der Jugendträume überſäet iſt, ſchließt die anmuthige Dichtung. In der ſchwungvollen Widmung an ſeine Aeltern ſagt der Dichter:

Es leben Töne mir im Innern tief
Und möchten ſich ſo gern zum Ganzen einen.
Doch will ich jene holden Töne faſſen,
Verſchwinden ſie, gleich nächt'gen Traumesbildern,
Die vor des Morgens goldnem Schein erblaſſen!
Umſonſt verſuch' ich alles treu zu ſchildern,
Was in mir lebt; — des Wunderliebes Schöne,
Dem wie bezaubert folgen meine Sinne,
Geb' ich nicht wieder, und was ich gewinne,
Nichts weiter ſind's als nur verlorne Töne!

Spricht ſich hierin die Erkenntniß aus, daß es dem Autor allerdings nicht ganz gelungen iſt, ſeine Dichtung zu einem vollendeten Kunſtwerk zu geſtalten, ſo haben doch, wie ſchon die zweite Auflage zeigt, die „verlorenen Töne" bei vielen Leſern mit Recht eine bleibende Stätte gefunden. Der Inhalt der Erzählung, welche im Anfang dieſes Jahrhunderts ſpielt, iſt allerdings ſehr phantaſtiſch: Eine Beduinenfürſtin durchzieht als Königin eines Zigeunerſtamms die Welt, um ihr auf dem Schlachtfeld von Akka geborenes Kind zu ſuchen, welches ihr, während ſie in Ohnmacht gelegen, entführt worden iſt; ſie findet dieſe Tochter endlich in Schottland im Schloſſe der Drummonds, unter der Obhut des Lords, deſſen heiße Liebe ſie einſt erwidert, der ſie aber ohne Abſchied verlaſſen, als er vernommen, daß ſie ihrem Vetter als Gattin beſtimmt ſei; nach dieſem Wiederſehen ſtirbt ſie an den Folgen eines Blitzſchlags, der ſie unter einer alten, für das Haus der Drummonds verhängnißvollen Ulme getroffen hat. Allein die Anſchaulichkeit der im glühenden Colorit des Orients ausgeführten Naturſchilderungen, die Anmuth der wohllautenden harmoniſch abgerundeten Verſe, die Wärme der edeln Diction erklären und rechtfertigen den Beifall, den dieſe Dichtung gefunden. Sehr anſprechend iſt namentlich der Schluß:

Als ich mein Lied begann,
Sank nicht die Sonne da in Nebel nieder
Des Winters bang? Doch jetzt ſtrahlt ihr Geſpann
Am nebelfreien Himmel golden wieder.
Die ewig junge Morgenglut umrändert
Mit einem Purpurſaume mir das Blatt;
Verwundert ſchau' ich um mich her — wie hat
Um mich das ganze Leben ſich verändert!

Rings alles Duft und Glanz und Pracht der Farben;
Es ſchmücket eines Teppichs grüner Schmelz,
Durchwirkt mit Blumen, rings die Flur; der Fels
Verhüllt mit jungem Mooſe ſeine Narben.
Den Maſt umſpielt von lauen Frühlingswinden,
Wiegt froh ſich auf den Fluten Schiff an Schiff;
Wo iſt der Winter, den zu überwinden
Ich zu der Dichtung goldner Feder griff? u. ſ. w.

Mit einem ganz ähnlichen Gedanken ſchließt der Autor von „Lermon's Reiſen und Liebesabenteuern" (Nr. 13), wenn er von ſich ſagt:

Wenn auch ſo manche Strophe nicht gelang,
So iſt doch ſeiner Bruſt der Troſt geblieben,
Daß ihm der längſt verwünſchte Dichtungshang
Zur Zeit den langen Winterſchlaf vertrieben;
Denn Dichter gleichen wohlgenährten Bären,
Die gern an ihren eignen Tatzen zehren!

Schon dieſe Ausdrucksweiſe bekundet zur Genüge den Unterſchied beider Dichtungen; und iſt es eigentlich unnöthig, daß der anonyme Autor dieſer „Liebesabenteuer" in der Einleitung verſichert, er wende ſich nur an irdiſch geſinnte Herzen und bitte diejenigen, welche die Dichtkunſt ausſchließlich in höhern Regionen ſuchen, ihm keine Beachtung zu ſchenken. In Form und Inhalt unverkennbar eine unglückliche Nachahmung von Byron's „Don Juan", fehlt dieſem Epos nicht blos die „Tendenzmoral", ſondern auch der geniale Schwung, der ſeine Witz und die Anmuth der Form, welche den Werth des Originals — dieſes „Auto da Fé der Leidenſchaft" — bedingen, und bleibt demſelben nur der grob-ſinnliche Reiz derartiger verſificirter Caſanova-Memoiren. Und wenn, wie das Vorwort beſagt, der Autor wirklich beabſichtigte, dieſe Poeſie „mitten in das materielle Leben hineinzuſchleudern", ſo hätte er doch nicht ſolche Unmöglichkeiten aufeinanderhäufen ſollen, wie ſie ſich in dieſen ſechs Abtheilungen, deren jede den Namen einer der verſchiedenen Geliebten des „Flaneurs" Lermon an der Spitze trägt, vorfinden; die geſelligen Kreiſe, denen dieſe Scenen entnommen ſein ſollen, ſind in der Welt nicht vorhanden, höchſtens nur theilweiſe in der halben. Hinſichtlich der Form iſt die Autokritik, daß manche Strophe nicht gelang, noch viel zu mild; faſt die meiſten ſind geradezu mislungen, und die manierirte Behandlungsweiſe des Stoffs geht mit der ſalopen, incorrecten Sprache Hand in Hand.

Aus der Badeſaiſon von Ems und den algieriſchen Feldzügen Bugeaud's, denen Lermon beiwohnt, führt uns die dritte Dichtung: „Hercules", von Adelbert Herrmann (Nr. 14), in die ſagenhafte Vorzeit der Griechen. Wenn man überhaupt dazu übergehen will, den Stoff für ein deutſches Epos aus den Mythen des Alterthums zu entnehmen, ſo kann es wol keinen dankbarern Stoff geben als den Sagenkreis des Herakles, deſſen Wahl unzweifelhaft als ein glücklicher Griff A. Hermann's bezeichnet werden muß. Denn der Mythus des Herakles hat nicht eine blos locale Bedeutung, wie die vielen Stammſagen der Griechen, Herakles iſt der Nationalheros, deſſen Verehrung ſich über ganz Hellas erſtreckte und im Laufe der Zeit eine immer tiefere Bedeutung gewann, als in ihm die Griechen ihr ideales Vorbild mehr und mehr erkannten. Als naturſymboliſches Sinnbild unbezwinglicher Kraft iſt ihnen Herakles doch zugleich das Ideal eines ſittlich-ſtarken Mannes, welcher die begangene Frevelthat durch die ſchwerſte Selbſtüberwindung, durch ſtrengen Gehorſam in der ihm auferlegten Dienſtbarkeit ſühnt; indem er die ihm aufgetragenen Arbeiten verrichtet, fördert er doch zugleich das allgemeine Wohl des ganzen Landes und wird der Wohlthäter der Menſchheit, der Alexikakos; und endlich erhält er als wohlverdienten Lohn eines thatenreichen, beſchwerdevollen Lebens ſeinen Platz im Kreiſe der olympiſchen Götter. Die Hercules-Sage eignet ſich deshalb wol noch am meiſten für eine moderne Behandlung, weil die Löſung eines ſittlichen Problems ſchon im Alterthum ihren ausgeſprochenen Inhalt bildete, und nicht erſt, wie bei Goethe's „Iphigenie", hineingedeutet

werden muß. Dabei bietet dieſer Mythus noch den großen Vortheil, daß die Schilderung der Figur des Helden viel realiſtiſcher gehalten iſt, als dies ſonſt der Fall zu ſein pflegt, und ſeine derbe ſinnliche Natürlichkeit zu einer volksthümlichen, ſogar zu einer humoriſtiſchen Darſtellung Veranlaſſung gibt. Allein dieſe Vortheile ſind in dem „Hercules“ Herrmann's faſt gar nicht ausgebeutet, denn wenn auch die obenbezeichnete ethiſche Bedeutung des Heros keineswegs überſehen, vielmehr ſeine Thätigkeit für das Gemeinwohl wiederholt, namentlich in den Schlußſtrophen, hervorgehoben, und z. B. bei der Stiftung der Eleuſinien ausgeſprochen wird:

Nichts Großes findeſt du in Hellas' Faſten,
In dem nicht Hercul's Thatenſpuren raſten! —

ſo überwuchern doch die Aeußerlichkeiten ſeiner Heldenthaten und Irrfahrten die innere Bedeutung derſelben, ſodaß der philoſophiſche Grundgedanke und die poetiſche Schönheit in dem mythiſchen Beiwerk erſtickt. Und dann macht die Form den Inhalt faſt ungenießbar; wenn man die Verſe dieſes Epos lieſt, wird man faſt daran irre, ob dies wirklich dieſelbe Sprache iſt, in der Iphigenie, „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend“, ihre Klagen ausſtrömt. Auf jeder Seite finden ſich Wortbildungsungeheuer, Conſtructionsmonſtra, deren vollſtändige Aufzählung auch faſt eine Hercules-Arbeit wäre; ein paar beliebig herausgegriffene Strophen genügen als Beiſpiele (S. 31):

Augias heißt der überreiche Züchter,
Der mächt'ge Herrſcher auf Epeerthron,
Der, ſeines Guts maßloſer Mehrungsſüchter,(!)
Die Stallung abzumiſten ſpart den Lohn,
Und ſich umdüngt mit ſo gewalt'gen Maſſen,
Daß Menſchenkraft nicht reicht, ſie zu entlaſſen!

Oder (S. 62):

Wo einſt ſein Bild, als Menſchenthat geſäulet,
In Götterkraft den Hochſitz ſich erkor,
Und wo er ſelbſt im Löwenfell, gekeulet,
Ein Heros zog durch goldner Tempel Thor —

Oder (S. 115), wo es von dem Neſſushemde heißt:

Mit Feuerzungen ſaugt ſich's in die Haut,
Verſchmilzt mit ihr zu brandig ſchwarzer Klebe,
Bei grimm'ger Pein, die bis ins Beinmark klaut!

Ausdrücke wie: „gekleibt“, „der quade Recke“, „Huldung“, „Bemachtung“, „verbollt“, „Säuler“, „einverballt“, „Höhlenheim“, „Hurt“ u. ſ. w. geben eine Andeutung von dieſen eigenthümlichen Verſuchen der Bereicherung des deutſchen Sprachſchatzes, welche nur bekunden, daß der Verfaſſer den vorhandenen Reichthum nicht kennt oder nicht zu benutzen verſteht.

Wenn bei den Griechen, welche außer dem Mythenkreiſe des Dionyſos auch noch die Erzählungen von Herakles häufig als Stoff für das Satyrdrama benutzten, in dieſer „ſcherzenden Tragödie“ die volksthümliche Komik ihres Nationalheros gern hervorgehoben wurde, ſo iſt dieſe Komik in dem vorliegenden Epos leider nur eine unfreiwillige, da ſich die Verſe deſſelben doch kaum ernſthaft leſen laſſen.

Ein richtiges Satyrſpiel voll luſtigſter Scherze und übermüthigſter Poſſen iſt dagegen „Cervantes auf der Fahrt“, von Franz Koppel (Nr. 15), welches darum auch als Epilog gelten mag. „Drolliges Zeug“ nennt der Verfaſſer, der Autor des Dramas: „Das Ende des Schill“, in der Zueignung an Alfred Schäuffelen dieſes Gedicht, und wenn er hinzufügt, er ſei „zufrieden, wenn jedermann ihn ſonſt läßt ungeſchoren“, ſo ſpricht ſich darin das Bewußtſein aus, daß er die Grenzen, ſo weit man dieſelben auch für eine derartige Humoreske ſtecken mag, zuweilen doch in unſtatthafter Weiſe überſchritten habe. Die dem Cervantes von ſeiner angebeteten Beatrice geſtellten Aufgaben, dem ihr beſtimmten Bräutigam, dem alten Grafen Mondescalchi, alle Zähne aus dem Munde zu ziehen und ihr den Pantoffel des Papſtes, „den die Pilger gläubig küſſen“, zu bringen, ſowie die Art, wie Cervantes dieſe Aufgaben löſt, ſtreifen doch ſehr an das Burleske, und die Ausfälle auf die „Pfaffen“ und den „Papa re“ mit ihren „heilig tollen Späßen“ ſind doch zu maßlos, um mit der Kaulbach'ſchen Apologie in „Reineke Fuchs“: „Kein Aergerniß und Ungelaß, der Schalk hat üb'rall freien Paß“, als Carnevalsſcherz paſſiren zu können. Es iſt dies um ſo mehr zu bedauern, als in dieſem kleinen Werke, bei dem die kecke Gewandtheit des Ausdrucks zu dem heitern Uebermuth des Inhalts gut ſtimmt, eine friſche Quelle des köſtlichſten Humors ſprudelt, von dem als Probe die Schilderung „deutſcher Verliebtheit“ hier ſtehen möge (S. 21):

Ein verliebter deutſcher Jüngling
Iſt der albernſte von allen,
Blickt euch an mit Taubenaugen,
Spricht im Ton der Nachtigallen,
Nippt, wo früher er getrunken,
Ueberhört beim Witz das Beſte,
Bürſtet ſeinen Hut und knöpft ſich
Stumm und gründlich zu die Weſte.
Und in ſeinem ganzen Weſen
Wird er ſcheu und unnatürlich,
Und es wird die früh're Laune
Jetzt pedantiſch, ungebührlich.
Gleich der Spinne, die mit vielen
Beinen, jedes ohne Waden
Sich hinauswagt in die Lüfte
An dem ſelbſterzeugten Faden,
Alſo zieht mit ſeinen Träumen
Und hirntollen Illuſionen
Ein verliebter deutſcher Jüngling
So umher in allen Zonen.
All die Stern' im Himmelsraume
Sind ſie denn nicht all die ſeinen?
Und den Mond, den ſchenkt er plötzlich
Der Geliebten, Einen, Reinen.
Alſo iſt der deutſche Jüngling
In der Liebe — das iſt factiſch —,
Wie des Vaterlandes Lyrik
Melancholiſch und didaktiſch.

E. Herſfurth.

Romane und Erzählungen.

1. Hart Geld. Roman von Charles Reade. Aus dem Engliſchen von Marie Scott. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Unglaublich und doch wahr. Von Lady Georgiana Fullerton. Autoriſirte Ueberſetzung von M. O. v. L. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die engliſche Romanliteratur hat ſeit einiger Zeit zwei ganz beſtimmte, allerdings weit auseinandergehende Richtungen verfolgt. Auf der einen Seite ſtehen die ſogenannten Senſationsromane, welche die Phantaſie des Leſers durch „tiefe Geheimniſſe“, die ſich nachher äußerſt einfach, oft auch gar nicht löſen, in Spannung und Aufregung halten. Verbrechen jeder Art, vor allem Bigamie und Einſperren Geſunder in die Irrenhäuſer, verſchrobene Charaktere von jeglicher Gattung, Verwickelungen haarſträubendſter Natur werden mit der Behaglichkeit erzählt, die dem Engländer im Leben wie im Stil eigenthümlich iſt. Herren und Damen wetteifern in dieſem Cultus des Schrecklichen. Die andere Richtung der modernen engliſchen Romane iſt die tendenziöſe. Politik und Verherrlichung des Judenthums ſind, ſeitdem D'Israeli das Romanſchreiben aufgab, etwas aus der Mode gekommen. Dagegen macht das proteſtantiſche Sektenweſen und der Katholicismus in England Propaganda durch den Roman. Wiſeman ſelbſt, dann Maſon, Sadlier, Paul Peppergraß, M. Thompſon u. a. arbeiteten in dieſer Weiſe mit entſchiedenem Glück.

Von beiden Richtungen haben wir Beiſpiele in den oben angezeigten Romanen.

„Hart Geld“, von Charles Reade (Nr. 1), war eine Seaſon hindurch der beliebteſte, vielbeſprochenſte Roman; er war durchaus in der Mode. Es iſt auch nicht leicht, mehr Gefahren für ſeinen Helden auszudenken, als Reade es in Betreff des ſeinigen gethan hat. Im Grunde ſind es ſogar zwei Helden; für beide werden wir gleich intereſſirt, mit beiden haben wir ſo viel Hinderniſſe zu überwinden, daß man ordentlich aufathmet, wenn man endlich nach einer ſolchen geiſtigen Steeple-Chaſe am Ziele anlangt. Von einer Entwickelung der Charaktere iſt freilich nicht die Rede; ſie ſind fertig da, dem Zufall preisgegeben, wohin dieſer ſie treiben und führen wird. Der rüttelt ſie denn auch tüchtig durcheinander, bringt ſie in Verbindung, trennt ſie wieder, ſchüttelt von neuem und löſt zuletzt alles friedlich und freundlich. Was erleben wir alles mit Mr. Dodd, dem Kapitän eines Oſtindienfahrers, der mit ſeinem harten Gelde zu ſeiner Frau zurückkehrt, jener Mrs. Dodd, die das Kauderwelſch redet, das ſich in neuerer Zeit in die faſhionable Welt eingeſchlichen hat. Hätte er das Geld in gute Wechſel auf London umgeſetzt, all die Bangigkeit wäre uns erſpart worden, ob er dann ſein erworbenes Geld glücklich ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern heimbringen wird, dem tüchtigen Eduard und der lieblichen Julia, deren „Zauber in ihrer Durchſichtigkeit lag“. Wäre Mr. Dodd nur all den Stürmen, dem Schiffbruch, dem Kampf mit den Piraten, dem Raub- und Mordanfall entgangen, wir hätten kaum darauf gemerkt. Die erſte Frage bleibt bei allen glücklich überſtandenen Gefahren immer: hat er ſein Geld noch? Wir freuen uns, wenn nur das aus der Tiefe heraufkommt; wir ſind beruhigt, als er es endlich in ſeiner Heimat Barkington in die Bank des Mr. Hardie niedergelegt hat. Wir lernten bereits Mr. Hardie kennen, als den Vater Alfred's, der wieder Julia liebt und mit ihr verlobt war, bis der Bankier ſein Nein ſprach. Nun aber erfahren wir, daß die Bank ruinirt iſt, und Mr. Dodd erfährt es gleichfalls, noch ehe er nach der Reiſe die Seinen wiederſieht; er will das Geld ſogleich wieder abholen, die Zögerung des Bankiers macht ihn raſend, vom Schlage getroffen ſinkt er nieder und wird halbtodt zu ſeiner Frau gebracht. Er erholt ſich, aber ſein Geiſt iſt verwirrt, in einem Moment des Unbewachtſeins verſchwindet er. Wir überlaſſen dem Leſer, die Erzählung weiter zu verfolgen, wie Alfred ſich Julien wieder nähert, die Hochzeit feſtgeſetzt wird, wie er nicht erſcheint am Hochzeitstage, für alle lange Zeit hindurch verſchwunden iſt, nur nicht für Mr. Hardie, der den Sohn, weil er um den Verbleib des Geldes wußte, in ein Irrenhaus ſperren läßt. Und nun ſpielen jene Nachtſeiten des engliſchen Lebens: ein Vernünftiger lebt eingeſperrt unter Wahnſinnigen, in ein Irrenhaus gebracht auf Wunſch eines verbrecheriſchen Verwandten, auf das Zeugniß zweier beſtochenen Aerzte hin. Die Verſuche Alfred's, ſich zu befreien, das Leben in den verſchiedenen Anſtalten, die angewandten Heilmethoden, die Unterſuchungscommiſſionen u. ſ. w. — alles das iſt lebendig, ſpannend geſchildert und beſchrieben. Für Aufregung, für Abwechſelung in Situationen und Empfindungen iſt in den vier Bänden hinlänglich geſorgt. Zuletzt löſt ſich alles glücklich, ſelbſt Mr. Hardie wird wieder zu Gnaden aufgenommen.

Wir lobten, was wir zu loben hatten, auch einzelne Figuren möchten wir noch erwähnen, deren theils poetiſche, theils humoriſtiſche Zeichnung zu rühmen bleibt. Eine höhere Idee aber, ein bewußtes Streben, einen Einfluß der Handlung auf den Charakter der Betheiligten vermiſſen wir überall. Zuletzt bleibt doch das Gefühl, daß all das harte Geld nicht dieſen Einſatz von Kraft, Verbrechen, Muth und Thränen werth war, daß wir uns umſonſt gequält und geängſtigt haben. Freilich, die äſthetiſch vollendetſten Romane ſind nicht immer die unterhaltendſten für das große Leſepublikum, und dem Verfaſſer wird es wol ganz recht ſein, wenn er mehr geleſen als gelobt wird. Für ſich hat er den Erfolg und das beredte Lob engliſcher und deutſcher Damen, das ich ſelbſt oft genug hörte, ohne mich in meinem Urtheil beirren zu laſſen.

Der zweite uns vorliegende Roman: „Unglaublich und doch wahr“, von Georgiana Fullerton, iſt, im Vergleich zu der unnatürlichen Hetzjagd des erſten Romans, mit ſeiner maßvoll und künſtleriſch gehaltenen Bewegung eine wahre Erquickung. Er behandelt eine, ſchon von unſerm Zſchokke („Die Prinzeſſin von Wolfenbüttel“, Aarau 1810) benutzte Fabel: Charlotte von Braunſchweig, Gemahlin des Großfürſten Alexis, läßt ſich lebendig begraben, um der rohen Behandlung ihres Gemahls

zu entgehen. Mit Hülfe einiger Getreuen flieht ſie aus der Gruft über das Weltmeer. Abgeſchieden von der Welt, im Eden von Louiſiana, zeigt ſie uns unſer Roman. Ein Herr d'Auban lernt ſie hier kennen und wird nach dem beſtätigten Tode des Großfürſten ihr Gatte. So weit der erſte Theil, in dem ſich ein vortreffliches Erzählungstalent der Verfaſſerin zeigt. Perſonen, Situationen und Landſchaftsbilder ſind mit gleicher Friſche und Lebendigkeit geſchildert; die Conflicte ſind überaus zart und mit unverkennbar poetiſchem Dufte behandelt, Anlage und Ausführung zeugen von künſtleriſcher Leitung, von dem Beſtreben etwas leiſten zu wollen, was über der gewöhnlichen Romanliteratur ſteht. Der erſte Band bildet im Grunde ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, er berichtet die Schickſale der Großfürſtin von ihrer Flucht bis zu ihrer Wiederverheirathung. Das Legendenhafte der ganzen Erzählung gibt den weiteſten Spielraum zu freier Erfindung. Um nun das Buch in die Reihe katholiſcher Lehrbücher einreihen zu können, läßt die Verfaſſerin die Großfürſtin katholiſch werden. Damit, und namentlich im zweiten Bande, tritt das bewußt Tendenziöſe hervor. Das geſchieht nun etwas unvermittelt und unvorbereitet, der Sprung von dem Romanhaften in das Religiöſe erſcheint uns hier ganz unerwartet. Allerdings wird das weitere Schickſal der Prinzeſſin im zweiten Bande erzählt, aber doch nur mit beſonderm Bezug auf ihre Bekehrung, um den Einfluß zu zeigen, den der Katholicismus auf ſie und ihre Tochter ausübt. Die letztere iſt dabei zu ſchattenhaft und lebensunfähig gezeichnet, ihre Liebe zu dem Indianer iſt unglaublich, die Wahl der Dornenkrone doch überraſchend. Der Uebertritt einer braunſchweiger Prinzeſſin zum Katholicismus, ihr Verhalten zum Proteſtantismus und zur griechiſchen Religion iſt aber auch nur eine Erfindung, tendenziös wie die Behauptung, daß Shakſpeare katholiſch war.

3. Zwei Republiken. Von Friedrich Gerſtäcker. Zweite Abtheilung: Seunor Aguila. Peruaniſches Lebensbild. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Romanſchriftſteller von Ruf hat nachgerade einen ſtereotypen Schauplatz, gewiſſe Lebenskreiſe gefunden, zu welchen er in jedem neuen Werke zurückkehrt. Man führt uns in alte Schlöſſer, geheimnißvolle Häuſer, in Salons, auf das Dorf, in die Wachtſtube, hinter die Couliſſen, man zeigt uns das Leben in den großen Städten oder in jenen kleinen, einfach beſchränkten — überall iſt ja die Poeſie, wo der Menſch ſchafft, duldet und liebt. Gerſtäcker's Domäne iſt die Neue Welt, und wo er je dies Terrain verließ, war der Erfolg ein unbedingt geringerer. In den vorliegenden drei Bänden gibt er uns ein peruaniſches Lebensbild, alſo keinen eigentlichen Roman, wenn auch die Schilderungen hier oft genug romanhaft erſcheinen. Der verwilderte Zuſtand in den Republiken Central- und Südamerikas iſt bekannt: Revolution, Anarchie und Despotismus wechſeln dort ab. Unwiſſenheit, Roheit, Rechtsunſicherheit, dabei politiſcher und religiöſer Druck herrſchen in dieſen von der Natur mit reichen Hülfsquellen verſchwenderiſch ausgeſtatteten, ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen. Ihre frühern Unterdrücker ſind ſie los, aber die Verhältniſſe blieben unverändert. Gerſtäcker entwirft uns hier ein eben nicht lockendes Bild von Peru, unter der Präſidentſchaft von Caſtilla, dem wenigſtens das Lob eines energiſchen und unbeſtechlichen Soldaten gebührt. Rückſichtsloſe Energie aber thut noth, wo die Miniſter ſelbſt mit allen Schurken, Betrügern, Kulihändlern und dergleichen Geſindel gemeinſame Sache machen, ſich wenigſtens von ihnen beſtechen laſſen. Gerſtäcker iſt hier ganz in ſeinem Element. Er führt uns mit dem Dampfer von Panama über Guajaquil, „wo gerade wieder einmal Revolution war", nach Peru. General Flores verjagt den Uſurpator von Ecuador, den Präſidenten Franco, einen köſtlich geſchilderten Intriguanten, der vom Präſidenten Caſtilla gebührend abgefertigt wird. Die Schilderung peruaniſcher Zuſtände gruppirt ſich um Seunor Aguila, der, von einer Reiſe nach Europa zurückkehrend, ſein erwartetes Erbtheil veruntreut findet. Die Anſtrengung, dies wieder zu erlangen, ſeine Bemühung, den unglücklichen Kulis die Freiheit zu verſchaffen, bringt ihn in Berührung mit den verſchiedenſten Perſonen, Ständen und Verhältniſſen. Wir erhalten eine kurze, aber lebendige Schilderung der Südſee, ein Bild von Lima und ſeinen Umgebungen, die ſo unſicher ſind, daß man allein kaum einen Ritt nach den nächſtgelegenen Haciendas wagen kann; wir werden in die Vorſtädte geführt, in ein Negerdorf, wo das nutzloſeſte Geſindel wohnt, polizeilich überwacht und ſo patriarchaliſch behandelt, daß z. B. jedes Haus blau angeſtrichen werden mußte, weil die blaue Farbe augenblicklich Regierungsgeſchmack war. Wir erfahren von Chorillas, dem peruaniſchen Badeort u. ſ. w. Gerſtäcker führt uns, ein immer kundiger Reiſebegleiter, auf das Land, zeigt uns den Unterſchied im Leben der Fremden und der Eingeborenen, gibt uns einen freundlichen Begriff von der Gaſtfreiheit auf der Hacienda des Mr. Bernard, ſchildert das Leben in den franzöſiſchen Hotels, eine italieniſche Reſtauration, die Wohnung des General Franco, eine Poſada, eine Diebeshöhle, kurz an Abwechſelung fehlt es nicht. Und wie lebendig und natürlich iſt das alles geſchildert, wie vertraut und faſt heimiſch werden wir überall. Auch an intereſſanten Charakteren jeglicher Gattung, vielfachen Verwickelungen, künſtleriſch vorbereiteter Spannung und glücklicher Löſung fehlt es durchaus nicht. Bilder voll Aufregung, Unruhe und Verbrechen wechſeln geſchickt mit freundlichen und poetiſchen in dem ebenſo glücklich erfundenen als geſchickt ausgeführten Stoffe. In der ganzen Leitung, in Anlage, Steigerung und Entwickelung fühlt man immer die ſichere Hand des Künſtlers, der belehrend erfreut.

4. Damenphiloſophie. Novelle aus der ariſtokratiſchen Welt von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer des „Schief-Levinche" iſt der Dichter dieſer Novelle, die wol ſchon vor längerer Zeit erſchienen und ebenſo ſpurlos vorübergegangen iſt, wie ſeine 1855 herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Demantſchmuck" und „Redlichkeit und Schwindel". Es gibt eine Klaſſe

deutſcher Schriftſteller, denen ein glückliches erſtes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermäßig gelobt und bewundert, halten ſie ihren Ruhm für geſichert und das Publikum für undankbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre ſpätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthuſiasmus wird aber auch ungerecht in ſeinen Anſprüchen; daher die Geſchäftigkeit unſerer modernen Romanſchriftſteller, jährlich immer Neues und Ueberraſchendes zu bringen. Schiff's „Schief-Levinche" fand bekanntlich einen faſt allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch ſchneller der Dichter vergeſſen, dann wieder erregte ſein Schickſal Bedauern, und wieder ward er vergeſſen, ſo weit, daß ein Anonymus unter ſeiner Firma. „Neueſte Novellen vom Verfaſſer des Schief-Levinche" herausgab, an denen Schiff keine Zeile geſchrieben hatte. Hier nun, in der „Damenphiloſophie", zeigt ſich Schiff in ſeiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten ſich heraus mit einer wohlthuenden Urſprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantaſie, treffender Witz, der ſich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umſchlägt, ſind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchſigen Kraft, der glänzenden Raketen ſeines Witzes, der Lebendigkeit ſeiner Darſtellung. Aber freilich wir können nicht überſehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künſtleriſche Verarbeitung doch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandtheit in Beherrſchung des Stoffs, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kenntniß der geſchilderten Kreiſe wird vermißt. Schiff überläßt ſich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Wichtigen, das Beharren beim Nebenſächlichen. Gedacht ſei noch der für unſere Tage wirklich bemerkenswerth einfachen Ausſtattung des Buchs, das namentlich eng gedruckt iſt und eine Menge Druckfehler aufzuweiſen hat. Immerhin iſt aber in dieſer Novelle mehr Geiſt als in tauſend ähnlichen, und ſie verdient mehr Beachtung, als ſie gefunden zu haben ſcheint.

5. Die Prüfung. Ein Roman aus dem Leben von H. Gelos. Drei Bände. Berlin, Schweigger. 1865. 8. 3 Thlr.

Pferde gehen durch, ein junger Lieutenant hält ſie auf, Dankbarkeit der geretteten jungen Damen, Liebe. Das eine Mädchen, Eliſe, iſt die Tochter eines Bankiers, der dem Bankrott nahe iſt und ſich nur zu retten weiß, indem er die Hand Eliſens einem alten reichen Grafen verſpricht. Eliſe opfert ſich, Francoeil, der Lieutenant, geht nach Spanien zu den Karliſten. Der Graf ſtirbt, aber Gerüchte, denen Francoeil etwas zu leicht Gehör leiht, trennen immer noch die in Liebe Verbundenen, bis denn endlich alles befriedigt wird, ſogar der Burſche Berger. Francoeil hatte Berger zum Bedienten genommen und dieſen, wie ſeinen neuengagirten Kutſcher, in eine geſchmackvolle Livree gekleidet. Wir durften dieſe Livreeangelegenheit nicht unerwähnt laſſen, denn nur durch ſolche Nebenſachen, durch eine erſchreckende Ausführlichkeit konnte es dem Verfaſſer gelingen, drei Bände zu füllen. Nichts bleibt uns erſpart, jede neu auftauchende Perſon, und wenn ſie auch gleich wieder verſchwindet, muß ihr Signalement erhalten mit der Genauigkeit, die das Paßreglement vorſchreibt. Welcher Verluſt wäre es aber auch für den Leſer, nicht zu wiſſen, wie viel Blüten der Roſenſtock hat, den Francoeil ſchickt, wie alt die Gouvernante war, die ihn bewundern mußte, daß auf dem Schloſſe zu Birkenfeld „die Mittagsmahlzeit gewöhnlich $^1/_2$2 Uhr" ſtattfand u. ſ. w. Dies Aufhalten bei äußerlichen Dingen gibt dem Verfaſſer weder Zeit noch Raum, die innern Conflicte zu ſchildern. Ueber die Einwilligung Eliſens in eine Verbindung mit dem Grafen geht er faſt leicht hinweg. Francoeil und deſſen Mutter glauben an Gerüchte, deren Unwahrheit doch leicht zu entdecken war. Für Seelenzuſtände ſcheint der Verfaſſer überhaupt kein übermäßiges Verſtändniß zu haben. Daß Eliſe mit ihrem Opfer eine unſittliche Handlung begeht, indem ſie einen Mann ohne Liebe heirathet, ſcheint ihm gar nicht eingefallen zu ſein; daß Francoeil mit ſeiner treuen Pflegerin in Spanien, der Donna Luiſa, ein Liebesverhältniß anfängt, durch ſein unbedachtes Benehmen ſie glauben macht, daß er ſie liebt, und ſie dann durch die Nachricht, ihn „binde ein Gelübde", unglücklich macht, ſcheint der Verfaſſer gar nicht für einen, gelinde geſagt, leichtſinnigen Streich ſeines Helden zu halten. Die Charakteriſtik iſt überhaupt nicht die ſtarke Seite des Verfaſſers. Der Anlage nach gute Charaktere enthüllen ſich plötzlich als böſe Väter, Solidität ſchlägt in Schwindel, Bosheit in Güte um. Da iſt z. B. der alte Graf, der die Geldverlegenheit des Bankiers benutzt, um deſſen Tochter zu erhalten, der ſie ganz einfach kauft; S. 61 ſchildert ihn die Commerzienräthin als einen „ſechzigjährigen Wollüſtling", S. 90 der Verfaſſer ſelbſt als einen Mann, „der das Geld über alles liebte, gerade kein gewöhnlicher Geizhals"; eine Seite ſpäter muß man ihn nach dem Rauſche, den er „nach viel genoſſenem Ungarwein" verſchläft, für einen Trunkenbold halten, und dann, wie zart benimmt er ſich gegen Eliſe, die ihn auch gleich nach der Hochzeit „mein lieber Heiningen" nennt; für ſeine Verwandten that er viel Gutes, den Bewohnern ſeiner Güter „war er zu jeder Zeit ein Helfer in der Noth", für Eliſe ſorgt er in ſeinem Teſtament großartig u. dgl. Solche auffallende Widerſprüche zeigen ſich in allen Charakteren, und der Verfaſſer gibt ſich gar nicht die Mühe, das etwa zu verdecken. Verbindungen, Uebergänge, Schilderungen ſind oft, wie der Stil überhaupt, unbehülflich, irgendein Verſuch etwas tiefer zu werden, iſt nicht zu entdecken, alles ſtreicht an der Oberfläche hin, gerade wo Gelegenheit gegeben iſt zu pſychologiſchen Beobachtungen. Hierher gehört z. B. der Seelenkampf Eliſens bei ihrer Entſagung, die Verſuchung Francoeil's, als ihm ein Religionswechſel zugemuthet wird; alſo gerade in den Momenten, wo der Charakter der Perſonen ſich bewähren könnte, iſt die Behandlung am oberflächlichſten.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Karl Schmidt's „Anthropologie".

Die Anthropologie. Die Wiſſenſchaft vom Menſchen in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern der deutſchen Nation gewidmet von Karl Schmidt. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologiſchen Briefe". Zweiter Theil. Mit Holzſchnitten und colorirten Lithographien. Dresden, Ehlermann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr. *)

In dieſem zweiten Theile, welchen nach dem frühen und jähen Tode des Verfaſſers ein Freund, W. Oehlmann, bevorwortet hat, wird, nach einem einleitenden Abſchnitt über Naturleben und Menſchenleben, die Somatologie und Pſychologie, die Entwickelung des Individuums und des Menſchengeſchlechts behandelt, worauf zum Schluß die Betrachtung der Raſſen und Völker folgt. Dieſer Stoff iſt namentlich mit Rückſicht auf Erziehung, dem eigentlichen Beruf des Verfaſſers, bearbeitet. Man kann nicht leugnen, daß der Verfaſſer über das ganze ungeheuere Gebiet, welches er unter Anthropologie befaßt, ungemein viel geleſen, ſich angeeignet und mit mehr oder weniger Glück auch verarbeitet hat. Es ſind auch davon die Studien und Ergebniſſe der Naturphiloſophie nicht ausgeſchloſſen, wofür namentlich der einleitende Abſchnitt Zeugniß ablegt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß etwas gar zu viele Stellen aus den verſchiedenſten Schriften wörtlich abgedruckt ſind, ſtatt blos in ihrer gedankenhaften Subſtanz aufgenommen und organiſch verarbeitet zu werden, der Verfaſſer legt eben ein beſonderes Gewicht auf die ipsissima verba anderer Schriftſteller. Auch geht durch ſein Werk ein Zug des Wohlwollens und der Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, für die Bildung und den geiſtigen Fortſchritt, der manches Breite, manches Unpaſſende in Ausdrücken und Wendungen überſehen läßt. Man kann z. B. nicht „Knochenmuskelſyſtem" ſagen, weil dieſes dem Begriffe Syſtem widerſpricht und ſowol Knochen als Muskeln für ſich ein Syſtem bilden; ebenſo wenig machen Verdauungs-, Blut- und Athemſyſtem ein Syſtem aus, weil ſie zu dem Zweck der Blutbildung, Blutbelebung und Ernährung zuſammenwirken. Wenn H. Schultz ſagt, die Sinnesorgane ſeien der „Geiſtesmagen" des Menſchen, ſo können wir wenigſtens eine ſolche Bezeichnung weder geſchmackvoll noch paſſend finden.

Ueber den Werth und die Wahrheit der Phrenologie, welche in dieſem Theile die ausgedehnteſte Anwendung erfährt, haben wir uns bereits in der Anzeige des erſten Theils ausgeſprochen. Wenn die Phrenologie zum normativen Princip in der Erziehung und im menſchlichen Leben erhoben werden ſollte, ſo würden dieſe einen durchaus mechaniſchen und ſtarren Charakter erhalten, und es würden ſicher die bedeutendſten Misgriffe und Irrungen entſtehen. Wir ſind auch zu ſehr Freund der freien und ungezwungenen Entwickelung, als daß wir mit dem Verfaſſer durchweg übereinſtimmen könnten, wenn er alle möglichen Verhältniſſe bei der Erziehung ein für allemal unter feſte Regeln bringen will, welche im allergünſtigſten Fall nur für eine gewiſſe Zeit und Bildungsſtufe paſſen könnten. Bei mancherlei Unzweckmäßigkeiten und Anſichten von zweifelhafter Wahrheit enthält jedoch das vorliegende Werk vieles Gute und ſtellt durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ſeines Inhalts gleichſam eine kleine anthropologiſche Bibliothek vor. Wir möchten es jedoch nicht ſowol für die Benutzung der Jugend, als mehr für das reifere Alter mit ſeinem umfaſſendern Urtheil und größerer Erfahrung empfehlen: Lehrern und Schulmännern, welchen ihre ſonſtigen oft gehäuften Berufsgeſchäfte nicht das Leſen der zahlreichen Schriften über unſern Gegenſtand geſtatten, die ſie im mäßigen Umfang des vorliegenden Werks benutzt und repräſentirt finden, und auch dieſen wieder weniger als einen feſtſtehenden Kanon der Erziehung, als vielmehr zur anregenden und ſehr belehrenden Lektüre und zur Prüfung und Auswahl des Beſten und Haltbaren aus derſelben.

Maximilian Perty.

*) Vgl. die Beſprechung des erſten Theils in Nr. 28 d. Bl. f. 1865. D. Red.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Julius Moſen in Oldenburg hat auf ſeinem Krankenlager erſt jüngſt wieder, bei Gelegenheit ſeiner ſilbernen Hochzeit, zahlreiche Beweiſe der Anhänglichkeit aus den verſchiedenſten Geſellſchaftskreiſen erhalten. Auch die berliner Hofbühne hat ſich, was ihr nur zum Ruhm anzurechnen iſt, beeilt, frühere Verſäumniſſe wieder gut zu machen, und das Trauerſpiel Moſen's: „Herzog Bernhard von Weimar", zur Aufführung gebracht, freilich nicht, ohne damit unſere frühere Behauptung zu beſtätigen, daß das Herausgreifen eines einzelnen Stücks aus den Werken eines keineswegs unproductiven Autors wenig zur Würdigung ſeines Talents beizutragen im Stande iſt. „Herzog Bernhard von Weimar" hat nur einen succès d'estime gehabt, dies wird aber genügen, um den Verſuch mit Moſen'ſchen Dramen nicht zu wiederholen. Hätten die Intendanzen der Hofbühnen früher dem Talent des Dichters Rechnung getragen, jedes ſeiner Werke zur Aufführung gebracht, ſo würden ſich ohne Frage einzelne derſelben auf dem Repertoire erhalten haben. „Herzog Bernhard von Weimar" war kein glücklicher Griff der Intendanz; dem Stücke und ſelbſt der Diction fehlt die dramatiſche Energie trotz einzelner Schönheiten, der wirklich tragiſche Conflict iſt nicht in ſeiner Tiefe erfaßt, die Charaktere und Situationen ſind blaß gezeichnet. Nach allen dieſen Seiten hin hätten, ganz abgeſehen von dem „Sohn des Fürſten", einem wegen der traurigen Hoftheaterconvenienzen für Berlin unmöglichen Stücke, ſowol das in Dresden mit Erfolg aufgeführte Trauerſpiel: „Otto III.", als auch namentlich die an dichteriſchen Schönheiten reichen „Bräute von Florenz" entſchieden den Vorzug verdient.

Im übrigen iſt die Saiſon nicht reich an Novitäten, namentlich in Bezug auf die höhere Tragödie. Die Aufführung einer ſolchen muß jetzt als ein Ereigniß betrachtet werden, vor welchem die Bühnenvorſtände ſelbſt eine gewiſſe Scheu zu hegen ſcheinen, denn derartige Aufführungen werden drei- bis viermal angekündigt, ehe die Stücke endlich vom Stapel laufen. Noch öfter verſchwinden dieſe wieder, ehe ſie das Licht der Proſceniumslampen erblickt haben. Wie oft iſt z. B. nicht die Aufführung von Lingg's „Catilina" an der münchener Hofbühne als bevorſtehend angekündigt worden, und doch wiſſen bisjetzt die Theaterzettel nichts davon zu erzählen. Nur einmal

verlautete, daß die große Zahl von Personen eine besondere Schwierigkeit darbiete. Da müssen doch „Wilhelm Tell" und die „Jungfrau von Orleans" in der Theaterbibliothek mit ihren Deckeln aufeinanderklappen vor Ungeduld, sich mit dem „Catilina" hierin zu messen. Die Theaterexistenz des „Catilina" scheint eine catilinarische zu bleiben, wie überhaupt die der höhern Tragödie in Deutschland, die ohne den Umsturz der bisherigen Bühnenverhältnisse auf keinen grünen Zweig kommen kann.

Einzelne Directionen greifen zu etwas ältern Stücken zurück, wie die dresdener zu Melchior Meyr's „Herzog Albrecht", der soeben am Hoftheater mit vielem Erfolg in Scene ging, was nur mit Dank anzuerkennen ist; denn die Hyperproduction der Bühnenmanuscripte erlaubt nicht immer die rechtzeitige Würdigung jedes einzelnen Stücks. Unter den Dramen der zwei letzten Jahrzehnte sind aber manche, deren Bedeutung erst allmählich sich Bahn bricht. Es heißt zwar: „frische Fische, gute Fische", aber was die dramaturgischen Fischweiber anpreisen, ist nicht immer die rechte Waare. Am hamburger Stadttheater ist ein neues Drama von Emil Brachvogel: „Die Schweizer in Neapel", mit geringem Erfolg in Scene gegangen, während am münchener Volks-Actientheater das zweite als preiswürdig bezeichnete Schauspiel: „Die Amnestie", eine ebenso günstige Aufnahme fand wie „Das Haberfeldtreiben". Als Verfasser dieses Stücks hat sich ein münchener Dichter, May bekannt, der früher bereits Trauerspiele wie „Mazeppa" und Lustspiele wie „Der Kurier aus der Pfalz" verfaßt und zur Aufführung gebracht hat. Noch harrt ein drittes Schauspiel: „Ketten", der Darstellung. Dann findet sich die Preiscommission in der nicht beneidenswerthen Lage, nachdem sie den künstlerischen Werth der Stücke als gleich anerkannt hat, den Erfolg, d. h. den gespendeten Beifall zu taxiren und den Preis nach dem Maß der Applause und Hervorrufe zu ertheilen, obgleich für die Wärme der Stimmungen eines Theaterpublikums noch kein zuverlässiger Thermometer erfunden worden ist.

Nur einzelne kleinere Hoftheater, darunter namentlich die wiesbadener Bühne unter der kunstsinnigen und begeisterten Leitung Hermann von Bequignolles', widmen der Pflege des höhern Dramas regen, und, wie die Aufführungen neuer Tragödien beweisen, mit glänzendem Erfolg gekrönten Eifer.

Das Lustspiel befindet sich in einer günstigern Lage. Was auf das Zwerchfell und die Lachmuskeln wirkt, findet eher ein Publikum. „Die zärtlichen Verwandten" von Roderich Benedix machen die Runde über die meisten deutschen Bühnen und sind auch mit sehr günstigem Succeß am berliner Hoftheater in Scene gegangen. Nächst diesem Lustspiel beschreibt „X. Y.", von Otto Girndt, den weitesten Kreis über die deutschen Bühnen. Das leipziger Stadttheater versuchte eine Vorführung des Augier'schen „Pelikan" („Le fils de Giboyer") nach der Bearbeitung des wiener Burgtheaters, konnte aber mit diesem Stück, welches zu den erfolgreichsten Repertoirestücken in Wien gehört, kaum einen succès d'estime erzielen. Auch ist dies Drama unsers Wissens bisjetzt nicht an andern größern Bühnen gegeben worden. So sehr wir gegen eine Französirung des deutschen Theaters protestiren, und so sehr wir der wiener Kritik in ihrer einseitigen Protection dieser französischen Stücke entgegentreten müssen, so schließen wir uns doch in dem Urtheil über den „Pelikan" mehr an sie an als an die Kritik der leipziger Blätter, welche sich sehr abfällig über das Stück aussprach und zum Theil sogar über die Unmoralität desselben klagte. Es ist richtig, der pariser Horizont ist nicht der unserige, und was aus dem „Schlamme dieses Babel" hervorgeht, wird immer einen Beigeschmack haben, der uns glücklicherweise sehr fremdartig anmuthet. Daß aber diese pariser Verhältnisse verwickelt, packend sind, daß sie einem geistvollen Autor Gelegenheit geben, auch menschliche Charaktere in den verschiedenartigsten Reflexen zu zeichnen, in denen sich doch die bewegenden Mächte des öffentlichen Lebens abspiegeln, das ist so zweifellos, wie daß die durchgebildete Technik dieser Dramen meistens einen wohlthuenden Eindruck macht. Der alte Giboyer in dem Drama von Augier bleibt immerhin eine interessante Gestalt; der Conflict, der sie durchdringt, hat etwas Tragisches; die Sohnesliebe, welche die eigene Ehre opfert, mag moralisch schwächlich erscheinen, sie wird immer einen wahrhaft rührenden Eindruck machen. Gerade die Charaktere, in denen Gegensätze und Widersprüche dicht nebeneinander ruhen, sind dramatischer und auch für die darstellende Kunst bedeutsamer als die Gestalten einer Schablonenmalerei, wie sie im deutschen Lustspiel allzu sehr grassirt. Von diesem Vorwurf können wir das neueste Stück von Roderich Benedix: „Herrschsucht", welches jüngst am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und in Leipzig eine wohlwollende Aufnahme fand, durchaus nicht freisprechen. Die Heldin des Stücks, die alte Gräfin, ist fast ein Abstractum der Herrschsucht; alles, was sie spricht und thut, geht nur aus dieser einen Charaktereigenschaft hervor. Ebenso sind die Heuchler und Betrüger in dem Drama ganz schwarz getuscht. Es fehlt jene Mischung der Charaktereigenschaften, welche allein ein wahrhaft menschliches Interesse einzuflößen vermag. Ueberdies ist die Moral des Stücks zu aufdringlich; es fehlt ihm der freie Flügelschlag des Humors. Sonst ist die Composition wohlgeordnet und die Ausführung sauber bei aller Trockenheit. Daß einem überaus productiven Dichter wie Benedix nicht jeder Wurf gleichmäßig gelingt, ist selbstverständlich und thut der Achtung vor einem so rüstigen Schaffen keinen Eintrag. Die Autoren, welche nur jedes Lustrum mit einem glattgeleckten dramatischen Kindlein vors Publikum treten, taugen nicht für die Bühne, welche frisch producirender Kräfte bedarf und in den Blütenepochen dramatischer Kunst auch stets gefunden hat.

Bibliographie.

Arbeit und Capital. Vorschlag zur Verbesserung der Lage des Arbeiters. Cöln, W. Greven. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Berge, A., Die Sagen und Lieder des Tscherkessen-Volks, gesammelt vom Kabardiner Schora-Bekmursin-Nogmow, bearbeitet und mit einer Vorrede versehen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Bilz, K., Der alte Barbarossa. Politische Posse mit Gesang und Tanz. Berlin, Wegener. 8. 10 Ngr.

Born, W., Königliches Regiment oder Volksregiment. Nach dem Englischen des Henry Drummond herausgegeben. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 20 Ngr.

Carus, C. G., Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fritsche, C., John Locke's Ansichten über Erziehung. Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Gastspiel der Frau Friederike Goßmann am Petersburger deutschen Hoftheater. Dresden, Schöpff. 8. 5 Ngr.

Haining, T., Der Fischzug. Eine ländliche Dichtung. Halle, Heynemann. 8. 6 Ngr.

Hirsch, A. v., Maskenstudien. Eine Gallerie F. Haase'scher Charakterköpfe für Freunde des Künstlers skizzirt. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 3 Ngr.

Hübner, J., Kleine Beiträge zur Kunstgeschichte. Dresden, Burdach. Lex.-8. 1 Thlr.

Lorenz, F., Haydn, Mozart und Beethoven's Kirchenmusik und ihre katholischen und protestantischen Gegner. Breslau, Leuckart. Br. 8. 15 Ngr.

Menzel, W., Preußen und Oesterreich im Jahre 1866. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. 2te Serie von 12 Vorlesungen. 2te Hälfte. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pamlikowski, K., Ritter de Chelewa, Der Talmud in der Theorie und in der Praxis. Eine literar-historische Zusammenstellung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rahn-Escher, Professor Dr. Heinr. Locher. Eine biographische Skizze, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons Zürich vorgelegt. Zürich. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sanders, D., Das hohe Lied Salomonis. Leipzig, O. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Thünen, A. G. v., Christos. Die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin. Bremen, Tannen. Gr. 8. 20 Ngr.

Zillgens, G., Aristoteles und das deutsche Drama. Eine gekrönte Preisschrift. Würzburg, Stuber. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Zingerle, I. v., Zu Pfeifer's Gawel die Bruchstücke der Meraner Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer **Charakteristik Forster's** von **G. G. Gervinus.**

Neun Bände. 9 Thlr.

Inhalt: I. II. Band. Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772—75. — III. Band. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. — IV. V. VI. Band. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. — VII. VIII. IX. Band. Biographie und Charakteristik Forster's von Gervinus. Briefwechsel. Sakontala.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig, Moleschott u. a. ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums mit Recht wieder mehr auf Georg Forster und dessen Schriften gelenkt worden. Forster verbindet in seiner Prosa Kraft und Würde mit seltener Klarheit und Eleganz; er wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählte Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Forster's Schriften, unter dem bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen", gewährt in Verbindung mit der vorausgehenden Biographie ein charakteristisches Gesammtbild des verdienten Schriftstellers und Menschen. Außerdem bieten die einzelnen längern und kürzern Stellen eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. First Rudiments of the German language for Children from 6 to 10 years old. 8°. Geh. 8 Ngr.

—— **First Rudiments of the French language** for Children from 6 to 10 years. 8°. Geh. 8 Ngr.

—— **French Conversation-Book** for young Ladies. 8°. 10 Ngr.

Drei neue Sprachbücher des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers zum Gebrauch für Engländer beim Unterricht im Deutschen und Französischen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum.

Von **Julius Meyer.**

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser dieser Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schwarz. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich von Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Erbacker.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung

von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbackers.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in dem Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politisch-religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Standes- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere nach allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von **Robert Giseke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hochmeister von Marienburg. (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — Der Burggraf von Nürnberg. (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — Ein Bürgermeister von Berlin. (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1866.

Inhalt: Adolf Friedrich von Schack's neueſtes Werk. Von Moritz Carriere. — Guſtav Rümelin's Shakſpeare-Studien. Von Rudolf Gottſchall. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. (Beſchluß.) — Eine berliner Emancipirte. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Eine niederdeutſche Ausgabe des „Eulenſpiegel".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Adolf Friedrich von Schack's neueſtes Werk.

Poeſie und Kunſt der Araber in Spanien und Sicilien. Von Adolf Friedrich von Schack. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1865. 8. 3 Thlr.

Ein prächtiges Buch, das völlige Gegentheil von J. von Hammer's „Geſchichte der arabiſchen Poeſie", dem monſtröſeſten Werk über Literaturgeſchichte, das es gibt, das nur geiſtloſe Notizen über mehrere Tauſende von Dichtern bringt, ohne ſie nach Form und Gehalt zu würdigen, im Zuſammenhang mit der Cultur zu betrachten, die Spreu von dem Weizen zu ſondern. Schack dagegen erfaßt und ſchildert wie ein Dichter die Poeſie und Architektur eines dichteriſchen Volks aus dem Orient, und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die daſſelbe auf europäiſchem Boden hervorgebracht; es iſt allerdings mehr begeiſterte Schilderung als Kritik und Entwickelungsgeſchichte, aber für die letztere iſt der Boden noch nicht bereitet, es iſt noch zu wenig veröffentlicht oder durch Monographien über einzelne Erſcheinungen vorgearbeitet, als daß über die arabiſchen Poeten in Andaluſien jetzt ſchon ein Buch möglich wäre, wie das von Diez über die Troubadours, von Otfried Müller über die griechiſche, von Gervinus über die deutſche Dichtung. Dafür gibt uns Schack eine vortreffliche Charakteriſtik ihres Geſammteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blütenleſe von Liedern der Liebe und des Weins, des Preiſes der Herrlichkeiten von Natur und Kunſt wie der Helden und Fürſten, oder der Völkerklage, und wir erfreuen uns ſeiner fließenden und klangreichen Ueberſetzungen, während die Geſchmackloſigkeit der Hammer'ſchen uns eine trübſelige Vorſtellung von den Originalen geben würde, wenn die holperigen Verſe durch ſinnloſe Unrichtigkeiten nicht ganz ungenießbar wären. Hammer's Werk iſt trotz alles Apparats ſchwerfälliger Gelehrſamkeit wiſſenſchaftlich werthlos, das Schack'ſche Buch tritt uns wie die leicht hingeworfene Arbeit eines Belletriſten entgegen, und füllt doch eine Lücke in der Wiſſenſchaft aus; wir lernen, indem wir uns angenehm unterhalten.

Sicilien war in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts von den Arabern erobert worden; als die Normannen im 11. Jahrhundert ſich der Herrſchaft bemächtigten, nahmen ſie bald Cultur und Sitte der Ueberwundenen an; die Umgebung des Fürſten hatte gleich ihren Münzen ein arabiſches Gepräge; die Großen bauten ihre Luſthäuſer in arabiſchem Stil und die arabiſchen Lieder tönten fort. Doch iſt uns nicht viel davon erhalten, und das Gerettete zeigt keinen Anklang an die Vorzeit der Inſel. Die Araber verſtanden es nicht, einzugehen in die Mythe und Geſchichte anderer Völker, ihnen war vielmehr das alte Beduinenleben mit ſeinem Helden- und Sängerthum das, was den Dichtern des neuern Europa die Mythologie und Poeſie der Griechen und Römer iſt; Sprache, Formen, Bilder jener Tage hielten ſie feſt. Wir kennen die alten Lieder durch Rückert's „Hamaſa", Schack hat ſie einleitend beſprochen. Doch ſind die Töne in Sicilien weicher, ſchmelzender, träumeriſcher geworden, und über die Erinnerung an die Wüſte gewinnt die Freude an dem reichen ſchönen Lande die Oberhand, wenn es heißt:

O auf der Inſel, welche Pracht! Wie die Orangen glühen,
Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen ſprühen!
Bleich ſchimmert die Citrone dort gleich einem Herzbetrübten,
Wann einſam er die Nacht durchweint, entfernt von der Geliebten.
Vergleichbar iſt das Palmenpaar dort auf dem Wall, dem hohen,
Zwei Liebenden, die vor dem Feind dorthin um Schutz geflohen;
Nein, Liebenden vergleich' ich ſie, die ſtolz empor ſich richten,
Um jeden Argwohn und Verdacht hochſinnig zu vernichten.
Ihr Palmen von Palermos Strand, mag immerdar mit lauen,
Mit milden Regengüſſen euch des Himmels Huld bethauen;
Blüht, Bäume, fort und fort und gönnt der Liebe ſanften Schatten,
Indeß die Freundin mit dem Freund ausruht auf blum'gen Matten!

Schon am Anfang des 8. Jahrhunderts ward Spanien durch Tarik und Muſa den Arabern erobert; nur im Norden behaupteten alte Einwohner und Weſtgothen kämpfend ihre Unabhängigkeit, um allmählich wieder vorzudringen. Abdurrahman machte ſich zum unabhängigen Herrſcher, und das Land blühte nun vor allen andern in Europa. Die Quellen ſeines Reichthums wurden

erſchloſſen, der Ackerbau durch ein ſorgfältiges Bewäſſerungsſyſtem gehoben, dem Gewerbfleiß Freiheit gegeben, der Handel nach allen Weltgegenden ausgedehnt, Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt, religiöſe Duldung geübt. Bald preiſt zu Gandersheim am Harz die Nonne Hroswitha die Wunderſtadt Cordova am Guadalquivir, und nennt ſie die junge, herrliche, helle Zierde der Welt, ſtolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die ſie umſchließt, ſtrahlend im Vollbeſitz aller Dinge. Zwar löſte ſich das Reich in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts in zahlreiche Kleinſtaaten auf, ſie wurden aber ebenſo viele Mittelpunkte für Kunſt und Wiſſenſchaft. „Mauren zwar, doch echte Ritter", heißen die Araber den Chriſten in Krieg und Frieden. Und als ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Kreuz wieder auf den Thürmen von Cordova und Sevilla aufgerichtet war, entfaltete ſich in Granada eine wunderbare Nachblüte des Araberthums. Daß in der eroberten Stadt Columbus von Ferdinand und Iſabella die Schiffe zur Entdeckung Amerikas gewährt erhielt, bezeichnet einen der Markſteine der Neuzeit, gleich dem Einzug der Türken in Konſtantinopel.

Die Poeſie war und blieb ein Gemeingut des Volks. Von allen hervorragenden Fürſten ſind Gedichte erhalten, die Gabe der Improviſation war vielverbreitet; der Bauer ſang hinter dem Pflug; das Lied forderte zum Kampf, warb um Liebe, würzte das Mahl, feierte den Sieg, betrauerte die Todten; die Staatsmänner ſuchten durch den Zauber des Verſes der Sprache ihrer Verhandlungen größern Nachdruck zu geben, und Gelehrte ſchmückten die wiſſenſchaftliche Darſtellung durch zierliche Reimſprüche. Vorzugsweiſe begabte Sänger zogen gleich den Troubadours der Provence von Schloß zu Schloß, um den Lebensgenuß zu erhöhen und reiche Geſchenke für ihre Preisſpende zu gewinnen. Der Grundton blieb lyriſch. Der Kunſtdichtung galten die alten Kaſſiden aus Mohammed's Zeit als Muſter; gleich ihnen reihte ſie gern mannichfaltiges Glänzende ohne ſtrenge Einheit der Idee und Stimmung aneinander, und die Bilder des alten Wüſtenlebens geſellten ſich zu den neuen Anſchauungen und gegenwärtigen Empfindungen. Die Poeſie hielt den Zuſammenhang mit der Vorzeit und der urſprünglichen Heimat aufrecht. Auch Schack räumt doch bei aller Vorliebe für ſeinen Stoff es bereitwillig ein, daß der plaſtiſche Sinn bei den Arabern nicht entwickelt war, daß ſie für die Lockerheit der Compoſition durch den Reiz des einzelnen und durch techniſche Schönheiten zu entſchädigen ſuchten, daß das Streben, auch bei oft behandelten Gegenſtänden, neu zu ſein, häufig zu Ungewöhnlichem und Seltſamen führte. Sie wollen nicht blos das Gemüth ergreifen, auch dem Ohre ſchmeicheln, das Auge blenden, und da geht bei dem blitzenden Farbenſpiele eines Feuerwerks von Bildern und Reimen der Geiſt leer aus. Beim herkömmlichen Preiſe der Fürſten gefallen ſie ſich in übertriebenen Phraſen, z. B.:

O, das iſt ein Herr, dem viele Königreiche dienſtbar ſind,
In den Mantel ſeiner Gnade hüllt er ſie und ſchirmt ſie lind.
Nicht verfehlt ſein Pfeil die Sterne, wenn ſein Bogen danach zielt,
Dienſtbar tritt die Erdengrenze vor ihn hin, wenn er befiehlt;
Seine Stirne leiht dem Tage allen Glanz, in dem er blinkt,
Mit der Röthe ſeiner Wangen hat der Morgen ſich geſchminkt;
Vor ihm beugen ſich die Berge, denn er iſt der Erde Herr,
Nur am Himmel die Plejaden ſind erhaben ſo wie er!

Wir können folgen, wenn es vom Grabe einer geliebten Todten heißt:

Biſt die Muſchel, welche aller Perlen köſtlichſte verſchließt —

aber wir ſtutzen, wenn es weiter geht:

Biſt der Kelch der ſchönſten Blume, die im Feld der Schönheit ſprießt.

Lyriſche Gedichte geben uns das Geleit durch die ganze Geſchichte der Araber in Spanien. Abdurrahman I. vergleicht ſich der erſten Dattelpalme, die er ſelber in Andaluſien gepflanzt:

Du, o Palme, biſt ein Fremdling
So wie ich in dieſem Lande,
Biſt ein Fremdling hier im Weſten,
Fern von deiner Heimat Strande.

Weine drum! Allein die ſtumme,
Wie vermöchte ſie zu weinen?
Nein, ſie weiß von keinem Kummer,
Keinem Grame gleich dem meinen.

Aber könnte ſie empfinden,
O ſie würde ſich mit Thränen
Nach des Oſtens Palmenhainen
Und des Euphrats Wellen ſehnen.

Nicht gedenkt ſie deß, und ich auch
Faſt vergaß ich meiner Lieben,
Seit mein Haß auf Abbas' Söhne
Aus der Heimat mich vertrieben.

Chriſten hier, Araber dort fordern in Geſängen, die Schack mittheilt, das Volk auf, für ſeinen Glauben zu ſtreiten. Mohammedaniſcher Jubel begrüßt den Fürſten von Malaga:

Die Winde gaben uns, die vier, Bericht von deinen Siegen,
Die Sterne kündeten dein Glück, wie ſie im Oſten ſtiegen,
Und von den Sphären ſcholl Geſang, die droben kreiſend rollen,
Daß dir der Herr ein Helfer iſt in allem deinem Wollen.
Dein Leben, das ein jeder gern erkaufte mit dem ſeinen,
Haſt du dem Dienſte ja geweiht des Höchſten, Ewigeinen.

Der Held, den das älteſte Epos der ſpaniſchen Zunge verherrlicht, der Cid, erſcheint in arabiſchen Gedichten als ein arger Wütherich; daß er ſich in Fehden der Mohammedaner miſchte, mit dem oder jenem ihrer kleinen Fürſten ſich gegen andere verbündete, macht ihn hier zu einem Dienſtmanne derſelben. Das Schreckenswort verbreitet ſich, daß ein Rodrigo die Halbinſel von den Mauren wieder befreie, wie ſie früher ein anderer Rodrigo (der Gothenkönig) im Kampf verloren habe. Die Ruhmliebe Cid's ſei entflammt worden, als er altarabiſche Heldenthaten vortragen hörte; der Sieg ſei an ſeine Fahnen gefeſſelt, er ſei ein Wunder Gottes. Endlich beklagen Trauergeſänge den Sturz des Islam, und der Schmerz eines untergehenden edeln und gebildeten Volks klingt auch noch in den Romanzen der Sieger rührend nach.

Es iſt undenkbar, daß in einem ſo von Lyrik umwobenen Leben, einer ſo wechſelreichen Geſchichte ſich keine hiſtoriſchen Sagen gebildet hätten, und Schack beruft ſich auf das Wort eines Morgenländers, daß ein Beduine, der ein Ereigniß vor Zuhörern erzählte, denen es neu

war, ſtets aufgefordert worden, einen Vers zur Beglaubigung des Berichts anzuführen. Aber waren ſolche Verſe mehr oder etwas anderes, als das bei der That ſelbſt Improviſirte, das nach der That unmittelbar von ihr Geſungene, wie wir es in den Liedern der „Hamaſa" kennen? Die Erzähler aber trugen in Proſa vor und verzierten dieſe mit eingelegten Verſen, und in der Form, wie uns der Ritterroman „Antara" vorliegt, glaube ich, daß die Sage ſich bildete, im Munde der Erzähler erweiterte und abſchliff, und daß eine kunſtfertige Hand das Mannichfache zuſammenfügte, ohne es indeß zum eigentlichen Epos zu geſtalten. Wenn bei Gothen, Lombarden, Franken die Jornandes, Paulus, Turpin ihre Chroniken offenbar auf Heldenlieder gründeten, ſo folgt für römiſche oder arabiſche Geſchichtſchreiber allerdings, daß ſo manche wunderbare und dichteriſche Züge der Phantaſie des Volks angehören, aber es folgt noch nicht, daß ſolche auch in epiſchen Geſängen vorhanden waren. *) Nicht ſo ſehr die Trümmer als die unverwertheten Bauſteine eines Epos ſehe ich darum in den Erzählungen von den Abenteuern Abdurrahman's I., wie er den Nachſtellungen gegen die Omajjaden entrinnt, früh als der Mann des Schickſals erkannt wird, über den Euphrat und durch Afrika flüchtet, dort zum König von Andaluſien berufen wird, und dann das herrliche Reich in Spanien aufrichtet; es hätte eine Odyſſee daraus werden können, wenn der ſemitiſche Geiſt die Objectivität der Arier, den plaſtiſchen Sinn für Geſtaltung und gleichmäßige Durchführung eines dichteriſchen Ganzen gehabt hätte; ſo blieb es aber bei der gewöhnlichen Erzählung in Proſa, aus der hier und da, wie das Gemüth erregt ward, lyriſche Ergüſſe hervorſprudelten. Reimchroniken finden ſich allerdings auch bei den Arabern, aber die ſind doch kein Volksepos. Der arabiſche Dichter will überall das Selbſterlebte, ſeine Empfindung, ſeine Seele ausſprechen, nicht die Außenwelt als ſolche, ſondern ihren Eindruck auf ſein Gefühl darſtellen; er vertieft ſich weder in die Individualität anderer, noch vermag er Menſchen und Lebensverhältniſſe gegenſtändlich ſich ſelbſt ſchildern zu laſſen.

Nach dieſer Einrede betrachten wir weiter an Schack's Hand die Lyrik der ſpaniſchen Araber. Die Frauen nahmen in freier Stellung an der Bildung der Männer, an Wiſſenſchaft, Muſik und Dichtung Antheil; in den Liebesliedern waltet darum auch neben dem Preiſe ſinnlicher Schönheit die Seelenneigung, die Innigkeit der Gefühle, und mit der feurigen Leidenſchaft miſcht ſich ſanfte Schwärmerei. Der Dichter blickt zum Himmel, ob er den Stern gewahre, an dem das Auge der Geliebten hängt, und lauſcht dem Winde, ob er ein Wort von ihr auf ſeinen Flügeln trägt. So reinen Glanzes wie ſie, iſt im Meer keine Perle und im Schacht kein Edelſtein. Wer keine Erhörung gefunden, den tröſtet der Gedanke, daß auch Sonne und Mond dem Menſchen unerreichbar ſeien; aber das Morgenroth taucht aus der Nacht hervor, die Blumen blühen und die Nachtigallen ſangen an zu ſchlagen, wenn die Huld der Geliebten ihn beglückt. Schon im 9. Jahrhundert klagt Said Ibn Dſchudi wie ein deutſcher Minneſänger:

Seit ich ihre Stimme hörte,
Iſt die Seele mir entflohn,
Trauer nur zurückgelaſſen
Hat in mir der ſüße Ton.

Immer, immer bin ich ihrer,
Bin Dſchehanens eingedenk,
Niemals ſah ich ſie und gab ihr
Dieſes Herz doch zum Geſchenk.

Ihren vielgeliebten Namen,
Der mir über alles gilt,
Ruf' ich an bethränten Auges
Wie ein Mönch ſein Heil'genbild.

Die fernen Liebenden beſuchen einander im Traum; wenn ſie im Thale des Schlummers ſich getroffen, brennen die Wunden der Sehnſucht nicht mehr ſo heftig. Wie reizend dabei die Phantaſie mit Bildern und zierlichen Wendungen ſinnreich ſpielt, zeige ein Liebesbriefchen des Prinzen Iz ud Daula:

Trauernd und voll Sehnſucht hab' ich dieſen Brief an dich geſchrieben;
Wenn mein Herz vermöchte, trüg' es gern ihn ſelbſt zu dir, der Lieben.
Denk' beim Leſen ſeiner Zeilen, ſelber käm' ich aus der Ferne,
Und die ſchwarzen Lettern ſeien meine ſchwarzen Augenſterne.
Küſſe drück' ich auf das Briefchen, dem, o Lieblichſte auf Erden,
Deine weißen, zarten Finger bald das Siegel löſen werden.

Neben der Liebe iſt der Wein die Würze des Lebens. Sie koſten ihn mit Kennermund; frohe wie traurige Ereigniſſe, der thauige Morgen, der heiße Mittag, der kühle Abend laden in gleicher Weiſe zum Becher ein; die Sterne kreiſen um den Himmelspol wie Pokale beim Feſtgelag, ja der helle funkelnde Wein verwandelt die Becher zu Sternen, und wenn ſeine duftigen Blumen ſich in die Gläſer ergießen, ſo iſt es, wie wenn Roſenknospen zwiſchen Jasminen aufblühen. Der berühmte Dichterfreund und ſpäter ſo unglückliche König von Sevilla Al Motamid reichte ſeinem Vezier den Pokal mit den Worten:

Nacht iſt's, doch rings verbreitet Tagesſchein
In ſeinem Kleide von Kryſtall der Wein;
Bald glaubſt du, in des Bechers Höhle walle
Ein glüh'nder Strom geſchmolzener Metalle,
Bald fragſt du dich, wenn du in ihm das helle
Geperle ſiehſt, ob eine Bergesquelle,
Ob nicht das Sternenheer der Himmelsräume
Herabgeträuft in ſeiner Wölbung ſchäume.

Ja man möchte vermuthen, daß bereits eine Art von Champagnerbereitung bekannt geweſen, wenn ein Sicilianer ſingt:

In unſerm Kreis ging der Pokal; ringsum durch das Geſunkel
Des edeln Trankes, den er barg, ward hell das nächt'ge Dunkel,
Und aus den Blaſen Schaumes wob der Wein ein Netz von Maſchen
Den flücht'gen Geiſt, der ihm entſtieg, gleich Vögeln drin zu haſchen.

*) Daß eine in Proſa überlieferte, aus Sitten und Zuſtänden herausgeſponnene, an Denkmalen ſich emporrankende Sage gerade dem römiſchen Volksgeiſt angemeſſen und für ihn charakteriſtiſch iſt im Unterſchied von Griechenland und Deutſchland, erörtert mein Buch: „Hellas und Rom" (S. 453—456), der zweite Band des Werks: „Die Kunſt im Zuſammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit."

Mochten auch die Kunſtdichter gern ihre Kaſſiden gleich den Meiſtern der Vorzeit mit der Trauer um die in der Wüſte hinweggezogene Geliebte beginnen und von Kamelen und Gazellen reden, die herrliche Natur Andaluſiens trug den Sieg davon. Dort, wo die friſchen Quellen ſprudeln, die Wellen der Flüſſe zum Lautenſpiel der Sänger rauſchen, wo der Mond das bläuliche Gewand des Meers mit goldenem Saume ſtickt, der Lenz aus Blumen das Gewand der Erde webt, die Orange unter ſmaragdenen Zweigen glüht, und die Roſe wie eine Prophetin ewiger paradieſiſcher Frühlingsherrlichkeit leuchtet und duftet, dort möchte ein Dichter bis zum Schluß der Zeiten ein Sünder ſein, ohne die Verdammniß zu fürchten, denn aus dem Paradieſe geht man nicht mehr in die Hölle ein. In keinem andern Land verlohnt ſich das Leben der Mühe:

Als es zuerſt emporgetaucht, ward es vom Meer an ſeinen Rändern
Zur Erdenperle ausgewählt vor allen andern Erdenländern.
Die Wogen, die als Halsband es umſchlingen, bebten vor Entzücken,
Als es emporſtieg und ſo ſchön, ſo herrlich lag vor ihren Blicken.
Drum lächeln noch in ihm die Blüten, gleichwie in ſteten Wonnerauſchen,
Drum ſchmettern ſo in ihm die Vögel, indeß die Zweige ihnen lauſchen.
In ihm gab ich der Luſt mich hin; weh', wenn ich es verlaſſen müßte,
Denn dieſes Land iſt nur ein Garten, und ſonſt die Welt rings eine Wüſte.

Solch ein Weh des Verlaſſenmüſſens klingt denn in der vom tiefſten Herzſchlag der Empfindung durchbebten Elegie Abul Beka Salih's nach dem Verluſt von Cordova und Sevilla. Im 11. Jahrhundert klagt in den bereits verwilderten Zaubergärten von Azzara Ibn Zeidun ſchwermüthig-träumeriſch ſeine Liebe zu Wallada; ſie hat vergeſſen, doch er glüht fort; geſtern kaum fürchtend, daß er je ſich trennen müſſe, ſcheint ihm heute die Hoffnung des Wiederſehens ein Traum; nun dünken ihm lang die Nächte, und er ſeufzt darüber, daß ſo kurz nur jene waren, die er einſt mit ihr verbracht. Welche Gewalt der Leidenſchaft liegt in folgenden Verſen:

Wenn du willſt, wird unſre Liebe
Nimmer, nimmerdar vergehn,
Das Geheimniß unſrer Seelen
Immer unentweiht beſtehn.

Ward der Platz in deinem Herzen
Mir doch fruchtlos nicht zutheil,
Um den Preis von Blut und Leben
Selber wär' er mir nicht feil.

Schmähe mich! Ich will es dulden;
Werde ſtolz! Ich nenn' es recht;
Flieh! Ich folge; ſprich! Ich höre;
Gib Befehl! Ich bin dein Knecht.

Das abenteuernde Treiben der Fahrenden Sänger ſpiegelt ſich in Ibn Ammar's Leben, wie er heute ein Bettler und morgen ein Feldherr, heute ein Fürſtengünſtling und morgen ein verlaſſener Landſtreicher iſt, bis Motammid, früher ſein Freund, ihn im Kerker erſchlägt. Motammid ſelber, der 1069 den Thron von Sevilla beſtieg, gehört zu den hervorragenden Dichtern ſeines Volks; ſein liebſter Verkehr war mit Gelehrten und Sängern, mit denen er im Improviſiren wetteiferte; was er erlebte, ward ihm zum Lied. Seines Throns beraubt, von dem Murabiten Juſſuf, den er gegen die Chriſten zu Hülfe gerufen, in Feſſeln nach Afrika geführt, hauchte er ſeine Seele in Elegien aus, die zu den Perlen der arabiſchen Poeſie gehören. Wir theilen eine derſelben mit:

Nun, ſtatt ſchöner Sängerinnen, ſingt die Kette, wie ſie klirrt,
Mir ein Lied, das dumpf und ſchrecklich Seele mir und Sinn verwirrt:
Statt, daß einſt mein Schwert als Schlange ziſchte in die Feindesreihn,
Nagt die ſchlangengleiche Feſſel jetzt an mir, o ſchwere Pein!
Mich in Windungen umzingelnd und kein Mitleid kennend, kriecht
Sie um alle meine Glieder, daß vor Qual mein Leben ſiecht.
Zum Erbarmen Gott erheb' ich meinen Klagruf, doch es ſcheint,
Mich vernimmt er nicht, ob ſonſt er jedem hilft, der hülflos weint.
Menſchen, die ihr wiſſen möchtet, wer es iſt und wer es war,
Der in dieſem Kerker ſchmachtet, wiſſet und vernehmt es klar:
Bei Muſik, im Königsſaale, lud er Könige zu Gaſt,
Jetzt iſt Säng'rin ihm die Kette, das Gefängniß ſein Palaſt.

Doch kann er ſich des Glücks ſeiner Freunde freuen und auch für das Unglück Allah preiſen; das Irdiſche verſchwindet wie ein Traumgebilde der Nacht angeſichts des Tages der Ewigkeit. Aehnlich ſchloß das Klagelied auf einen in der Moſchee ermordeten König von Granada:

Gott, bei dir nur wohnt das wahre Heil, das bis ans Ende währt,
Sinnentrug nur iſt die Welt, die in ſich ſelber ſich verzehrt.

Uebrigens zeigt die religiöſe Poeſie der ſpaniſchen Araber wenig von der myſtiſchen Tiefe und den gotttrunkenen Entzückungen der Sufis, die ſich mit Vernichtung des irdiſchen Selbſt in die Abgründe der göttlichen Liebe ſtürzen; ernſte Erwägungen der Vergänglichkeit des Lebens, Reue und Hoffnung auf Gottes Erbarmen bilden vielmehr den Grundton.

Es iſt an der Zeit, daß die Geſchichte der Künſte neben der Vereinzelung auch zum Ganzen ſtrebt, neben der Dichtung auch die Muſik, die Bau- und Bildwerke eines Volks ins Auge faßt; darlegt, wie ein einiger Geiſt in ihnen waltet, wie nach Maßgabe ihrer Eigenthümlichkeit in der Culturentwickelung jetzt die eine und dann die andere Kunſt vornehmlich blüht und den Ton angibt. Auch Schack hat dies gethan, und unſere Einſicht in das Weſen des Araberthums wird dadurch gefördert. Das Verbot des Korans geht keineswegs gegen Bilder überhaupt, ſondern gegen Bildſäulen, die abgöttiſch angebetet würden; neben dem Linienſpiel der Arabesken begegnen uns Pflanzen und Thiere im Farbenſchmuck von Wänden und Decken; im Gerichtsſaal der Alhambra ſind Bildniſſe der Könige und novelliſtiſche Scenen, Abenteuer der Jagd und der Liebe zwiſchen Rittern und Edelfrauen, Mohammedanern und Chriſten gemalt; einer der Höfe dort führt ſeinen Namen von den marmornen Löwen, die ein Becken tragen; im Dom von Cordova war die Geſchichte der Sieben

Schläfer von Epheſus dargeſtellt, die Perſer haben ſtets die Handſchriften ihrer Dichter mit Bildern des Erzählten verziert, und in den poetiſchen Schilderungen der Paläſte begegnen uns häufig Stellen wie dieſe:

Für den Künſtler war die Sonne, alſo ſcheint's, die Farbenſchale,
Drin er ſeinen Pinſel tauchte, daß er dieſe Säle male;
Die Figuren auf den Bildern ſcheinen lebend ſich zu regen,
Ob ſie gleich in Stille ruhen und nicht Hand noch Fuß bewegen.

Der geringen Entwickelung der Plaſtik und Malerei ſtand bei den Arabern wie bei den alten Juden nicht ſowol ein religiöſes Verbot als die Eigenthümlichkeit ihrer Phantaſie entgegen, die in raſcher Bewegung mehr dem Wechſel innerlicher Vorſtellungen folgt, als die Erſcheinungen der Außenwelt um ihrer ſelbſt willen feſt und klar in ſcharfbeſtimmten Umriſſen auffaßt. Das Subjective, dieſer Grundzug des Semitenthums, zeigt ſich hier darin, daß der Araber nicht die Wirklichkeit als ſolche, ſondern den Eindruck ſchildert, den ſie auf ſein Gemüth gemacht; darum haben auch in der Poeſie ſeine Geſtalten mehr Farbe als Form, und verſchwimmen in der ſchimmernden Nebelhülle des Gefühls; die Phantaſie verweilt bei dem Beſondern, das gerade ihre Stimmung ausdrückt, ohne die Theile alle gleichmäßig zu betrachten und ſie zum organiſchen Ganzen zuſammenzufaſſen. Wir haben bei den Arabern wie bei den Juden die Erhebung des Geiſtes über die Natur im Monotheismus, und damit einen Dualismus des Geiſtigen und Sinnlichen, dem die Plaſtik fehlt, dieſe Verſöhnerin von Geiſt und Natur in der Sättigung des Idealen mit ſinnfälliger Realität, in der Beſeelung der Materie.

Ueber die Bauten der Araber gibt uns Schack Bericht nach den Schriftſtellern der Nation ſelbſt, und ſchildert dann die in Spanien noch vorhandenen Ueberreſte derſelben in ihrem Eindruck mit der Naturumgebung ganz begeiſtert nach eigener Anſchauung. Er bezeichnet die ſäulenreiche Moſchee von Cordova, die jetzt zur Kirche geworden, als einen Bau, der ebenſo durch Ernſt, Größe und Strenge imponirt, wie durch ſeinen Glanz blendet und durch den phantaſtiſchen Geiſt, der aus ihm wie aus den Verſen des Korans weht, einen unwiderſtehlichen Zauber ausübt. Er fährt fort:

Es iſt ſtaunenswürdig, wie mit theilweiſe fremden Beſtandtheilen, mit antiken Säulen von verſchiedener Ordnung und mit byzantiniſchen Moſaikarbeiten der Islam ſich ein Heiligthum errichtet hat, das ganz ſeinem innerſten eigenthümlichſten Weſen entſpricht. Wie die nach Trank und Schatten ſchmachtenden Araber ſich das Paradies als einen kühlen quellendurchrauſchten Freudenort ausgemalt haben, ſo wollten ſie auch dieſen Tempel Allah's zu einem Abbilde jenes Eden machen und alle Wonnen in ihm zuſammendrängen, die der Prophet den Gläubigen im Jenſeits verheißen hat. Darum im Hofe unter dichtbelaubten Bäumen der plätſchernde Brunnen gleich jenen, an deren Rand die Seligen einſt ruhen ſollen; darum empfängt den, der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines heiligen Hains, hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten Dämmerlicht, dann wieder folgt tiefes Walddunkel. Wie Baumſtämme ſteigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als Aeſte wölbend über ſich und zu breiten Schattendächern verzweigend gleich der Tuba, dem Wunderbaum des Paradieſes, wuchernd wie die indiſche Sykomore, die jeden Aſt, den ſie in den Boden ſenkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Dazwiſchen im bunten Arabeskenſchmuck Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde, an den Wänden emporrankend, ſich längs des Dachs hinſchlängelnd und zu den Häuptern der Frommen herniederhangend.

Aehnlich ſagt der Verfaſſer im Löwenhof der Alhambra:

In überraſchender Weiſe drängt ſich hier die Wahrnehmung auf, daß eine Erinnerung an das Beduinenleben die Anlage dieſer Höfe mit ihren Brunnen oder Teichen und den umliegenden Säulengängen geleitet habe. Wie die Phantaſie der arabiſchen Dichter mit Vorliebe in die Wüſte zurückſchweift, wie die Inſchriften des Geſandtenſaals, welche den kühlen Waſſertrunk als köſtlichſtes Labſal anpreiſen, ſtatt zu den Bewohnern des quelldurchrauſchten Granada zu denen der brennenden Sandflächen des Orients zu reden ſcheinen, ſo ſchwebte ihren Architekten das Bild des abendlichen Raſtens um die Ciſterne vor; ſie ſchufen das Zeltlager zum Palaſte um. An die Stelle der Stange traten leichte Säulen, die buntgewirkten Teppiche wurden in den gemuſterten Wandflächen, dem durchbrochenen Stucke an der obern Vorderſeite der Arcaden, den wie Franſen oder Quaſten herniederhängenden Wölbungen nachgebildet; der rauſchende Brunnen in der Mitte aber, deſſen Fluten ſich ſprudelnd durch alle Säle ergießen, der klare, von Grün und Duftgeſträuch umgebene Waſſerſpiegel mußte die Quelle in der Oaſe vorſtellen.

Doch man muß ſich ſelbſt an dem Schlußkapitel berauſchen, in welchem Schack die Alhambra ſchildert, und aus der Natur, der Geſchichte und Poeſie Granadas ihre Zauberpracht aufſteigen läßt; wir verſpüren einen Hauch „von der großen Seele des Orients, die in dieſer marmornen Blütenwelt athmet".

Moritz Carriere.

Guſtav Rümelin's Shakſpeare-Studien.

Unſere deutſche Shakſpeare-Literatur war mehr und mehr auf einen verhängnißvollen Abweg gerathen und erging ſich in bedingungsloſer Apotheoſe des großen Briten, den man ohne weiteres über Schiller und Goethe ſtellte. Die einen zogen die Quinteſſenz aus ſeinen Dramen, indem ſie dieſelbe in eine philoſophiſche Formel zuſammenfaßten, welche der Nachbeterei eine bequeme Handhabe gab; die andern ſuchten die Regeln der dramatiſchen Technik und Architektonik, ja der ganzen dramatiſchen Kunſt aus ſeinen Werken, welche als das authentiſche Evangelium derſelben angeſehen wurden, zu erläutern; noch andere gefielen ſich in eleganter und ſinnreicher Reproduction ſeiner Dramen, wobei ſie alles ſo harmoniſch zurechtrückten, daß nirgends eine Lücke ſichtbar wurde und das Ganze, wie von bengaliſchen Flammen erleuchtet, in verklärendem Lichte daſtand.

Doch wo blieb die Shakſpeare-Kritik? Sie ging unter in der bewundernden Exegeſe. Sie erſchien als Majeſtätsbeleidigung an dem Genius, als Weisheit des Staubes, der die Himmelstochter Begeiſterung zu läſtern wagt. Literarhiſtoriker wie Gervinus, die an Schiller und Goethe herumnörgelten und für Jean Paul nur ein mitleidiges Achſelzucken hatten, lagen vier Bände hindurch auf den Knien vor dem großen Briten. Der Satz Hegel's: „Alles Wirkliche iſt vernünftig", fand die ausgedehnteſte Anwendung auf die Shakſpeare'ſchen Dramen, in deren Vernunft ſich zu vertiefen, deren Gras gleichſam wachſen zu hören der einzige Stolz der Ausleger war.

Selbſtverſtändlich ſtand das gebildete Publikum unter den Einflüſſen dieſer, von namhaften Autoren getragenen Auslegekunſt. Dennoch iſt vielleicht kein einziges Shakſpeare'ſches Drama zur Aufführung gekommen, ohne daß der Inſtinct des Publikums theils die Kluft herausfühlte, die zwiſchen dem Zeitalter des Dichters und dem unſerigen herrſchte, theils in vielem einzelnen den logiſchen Zuſammenhang vermißte oder die Motivirung abſurd und unzureichend fand. Dieſe Ketzereien dringen natürlich nicht in die Oeffentlichkeit; denn es erſcheint ja hoffnungslos, nur mit dem geſunden Menſchenverſtand bewaffnet, ſo zahlreichen und großen literariſchen Autoritäten den Krieg zu erklären. Doch es bedarf nur geringer Beobachtungsgabe, um bei der Aufführung der meiſten Shakſpeare'ſchen Stücke herauszufühlen, daß ein großer Theil von Scenen unſerm Publikum nicht ſympathiſch iſt, daß vieles nur aus langjähriger Gewohnheit als ſelbſtverſtändlich hingenommen, vieles aber von unſerm Verſtändniß durch eine, auf der Bühne doppelt ſcharf ſich markirende Schranke geſchieden wird.

Es iſt nun das Bequemſte und zugleich das Vornehmſte, die Unbildung des Publikums anzuklagen, welche trotz der vielen und dicken Commentare Shakſpeare noch immer nicht verſteht. Jener Zug der Fremdheit, der durch viele Aufführungen hindurchgeht, iſt aber keineswegs eine Folge der Unbildung des Publikums; im Gegentheil, die allgemeine Bildung ſteht auf einem höhern Niveau als zu Shakſpeare's Zeiten und fühlt inſtinctiv dieſe Ueberlegenheit nicht über das Dauernde, was dem Dichter, aber über das Vergängliche, was ſeiner Zeit angehört. Es iſt alſo die Aufgabe der Kritik, dies zu ſondern; ja in jenem Inſtinct ſchon liegt mehr Kritik als in den bewundernden Commentaren. Die Kritik hat uns neben der Größe des Dichters auch ſeine Schwächen aufzuzeichnen, mögen dieſe nun dem Charakter der Zeit oder ſeinem eigenſten Weſen angehören; ſie hat um ſo mehr dieſe Pflicht, je mehr jene Schwächen ſchon dem geſunden und unbefangenen Blick erkennbar hervortreten.

Noch eine andere Rückſicht fordert die Kritik heraus. Dieſelben Commentatoren, welche für Shakſpeare kein Wort des Tadels haben, ſehen auf das moderne Drama mit ſouveräner Verachtung herab, mit derſelben Verachtung, mit welcher zu Shakſpeare's Zeiten die Chorführer der gelehrten Poeſie auf den Director des Globustheaters und ſeine Bühnenſtücke herabſahen. Denn es wiederholt ſich zu allen Zeiten daſſelbe Schauſpiel: die vornehme Gelehrſamkeit wendet ſich von der Gegenwart ab, vertieft ſich in die Vergangenheit und ahnt nicht, daß oft ein künftiges Zeitalter ſich an den Schätzen ihrer Zeitgenoſſen ebenſo erhebt, wie ſie an denen der verfloſſenen Zeit. Was aber bei Shakſpeare als Vorzug bewundert, wird bei neuern Dichtern als Fehler verworfen. Die Ungleichheit des Maßes, mit dem dieſe äſthetiſche Weisheit mißt, iſt eine ſo auffallende, daß es geboten ſcheint, energiſch Proteſt gegen dieſelbe zu erheben. Dieſer Proteſt liegt aber in der unparteiiſchen Anwendung deſſelben Maßſtabes für groß und klein, alt und neu, in der Wiederherſtellung des durch die kritiſchen Apotheoſen gegenüber der Vergangenheit und die kritiſchen Juſtizmorde gegenüber der Gegenwart beeinträchtigten Gleichmaßes.

Anfänge einer ſolchen Shakſpeare-Kritik, und zwar bedeutſame Anfänge, begrüßen wir in der folgenden Schrift:

Shakſpeare-Studien von Guſtav Rümelin. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 27 Ngr.

Dieſe Studien waren unter dem Titel „Shakſpeare-Studien eines Realiſten" in dem Cotta'ſchen „Morgenblatt", ihrem weſentlichen Inhalt nach, zum Abdruck gekommen und hatten bereits in dieſer Geſtalt ein nicht unbedeutendes Aufſehen erregt. So feſtgewurzelt war der doctrinäre Shakſpeare-Cultus im deutſchen Schriftthum, daß es faſt als ein Wagniß erſchien, jene Kritik, die man an Schiller und Goethe ohne Gefahr anlegen durfte, auf die Werke des britiſchen Dichters zu übertragen. Ein Schrei der Empörung erhob ſich aus dem Lager der Shakſpearomanen, und man war nicht abgeneigt, Rümelin mit Voltaire gemeinſchaftlich auf denſelben Scheiterhaufen ſteigen zu laſſen. Und doch tönt auch die Anerkennung Shakſpeare's mit vollen Accorden aus dieſer kritiſchen Schrift. „Selbſt wenn zum zweiten male", ſagt unſer Autor, „fremde Barbaren das europäiſche Culturleben in den Staub werfen ſollten, würde doch immer wieder eine Zeit kommen, in der Shakſpeare und Goethe aus dem Schutt und Grab der Vergangenheit ſo ſicher auferſtänden, als einſt Homer und Sophokles aus tauſendjähriger Vergeſſenheit." Es iſt alſo ein großer Unterſchied zwiſchen dem Standpunkte, welchen Rümelin Shakſpeare gegenüber einnimmt, und dem Standpunkte Voltaire's, welcher in dem engliſchen Dramatiker nur einen betrunkenen Wilden ſah. Doch in den Augen der Orthodoxen ſind alle Ketzer gleich und werden mit einem und demſelben Anathem belegt.

Ohne Zweifel kommt in dem Verhältniß des Einzelnen zu den großen Dichtern außer der äſthetiſchen Einſicht noch ein wichtiges Moment in Betracht — der Zug der Sympathie, der als etwas Incommenſurables doch oft der eingehendſten äſthetiſchen Würdigung insgeheim zu Grunde liegt. Der eine fühlt ſich mehr zu Shakſpeare, der andere mehr zu Schiller, der dritte mehr zu Goethe hingezogen. Bei Rümelin iſt das letztere der Fall; er iſt ein Goethianer der ſtricten Obſervanz, und mehr noch als die Flut der Shakſpeare-Schriften, die ſich über Deutſchland bei der Jubiläumsfeier des britiſchen Dichters ergoß, haben ihm die Aeußerungen eines Gervinus und Ulrici, welche Shakſpeare über Goethe ſtellten, die Feder in die Hand gedrückt zu einem Proteſt, als welcher die vorliegende Schrift zu betrachten iſt. Er ſagt:

Man muß in der That mit Gervinus im einen Fall Mücken ſeigen, im andern Kamele verſchlucken, um mit ihm zu dem Urtheil zu gelangen, daß Shakſpeare als dramatiſcher Dichter die Vorzüge von Goethe und Schiller in ſich vereinige und doch frei von beider Fehlern ſei. Man muß an der Aufgabe der Dichtkunſt und an der natürlichen Bedeutung der Worte irre werden, um mit Ulrici zu ſagen: Goethe und Schiller, denen die wahrhaft hiſtoriſche Weltanſchauung fehle, haben an dem

britiſchen Dichter, der ſie beſitze, wie an einem Weſen höhere Art hinaufzublicken.

In der That tritt in dieſen Aeußerungen die Einſeitigkeit des Shakſpeare-Cultus am ſchlagendſten hervor; ſie fordern nicht blos den Proteſt eines eifrigen Goethianers heraus, ſondern den Proteſt der deutſchen Nation, deren Claſſiker Shakſpeare vieles verdanken mögen, aber an urſprünglicher Dichterbegabung gewiß nicht hinter ihm zurückſtehen, während ſie ein größeres Reich der Bildung beherrſchen und mit dem Genius unſerer Nation innig verwachſen ſind. Hat doch der Shakſpeare-Cultus, was Rümelin als ein kosmopolitiſcher Goethianer nirgends hervorzuheben für nöthig fand, noch die bedenkliche Seite, daß er das deutſche Volk unter das Joch einer geiſtigen Fremdherrſchaft zwingt. Die Anerkennung geiſtiger Größe auch bei andern Nationen gereicht unſerm Volke und ſeiner univerſellen Bildung zur Ehre; doch ſie darf nie auf Koſten unſerer eigenen großen Genien ſtattfinden. Man mag noch ſo oft verſichern, daß Shakſpeare unſerm Volke durch eine faſt ein Jahrhundert alte, geiſtige Vermittelung angeeignet, daß er von uns beſſer verſtanden ſei als von den Engländern ſelbſt, daß er hier ſeine zweite Heimat gefunden — er bleibt bei alledem ein engliſcher Dichter, jeder Zoll ein Brite; und zwiſchen Deutſchland und England, bei aller Stammverwandtſchaft der Nationen, bleibt immer eine ſchwer zu überwindende Kluft. Das deutſche Volk erkennt dies wohl, und während es ſeinem Schiller mit Recht eine große, an helleniſche Zeiten erinnernde Nationalfeier widmete, überließ es die Shakſpeare-Feier den deutſchen Theatern, den Fachmännern jeder Art, den Schauſpielern und Dichtern, den Profeſſoren der Aeſthetik und den engliſchen Sprachlehrern.

Da wir über den Ausgangspunkt des Rümelin'ſchen Werks, den Goethe-Cultus, nicht im Zweifel ſein können, ſo iſt auch von ſelbſt klar, daß der eigentliche Schwerpunkt der Schrift auf den letzten, im Vergleich mit den Artikeln des „Morgenblatt" weiter ausgeführten Abſchnitt: „Der deutſche Shakſpeare-Cultus und Vergleichung Shakſpeare's mit Schiller und Goethe", fällt. So viel Treffliches indeß dieſer Abſchnitt auch enthält, ſo fehlt es ihm doch wiederum nicht an Einſeitigem und Irrthümlichem, ſodaß wir im ganzen den frühern Abſchnitten, die ſich mit Shakſpeare allein beſchäftigen, den Vorzug geben. Als ein Schüler der Goethe'ſchen Schule zeigt ſich Rümelin indeß nicht blos in der Verherrlichung des Meiſters, auch in dem Adel, der Grazie und Klarheit der Form, in dem vollendeten ſtiliſtiſchen Gepräge der Schrift, in der äußerlich ruhigen Haltung einer ihrem Gedankeninhalt nach entſchiedenen, oft den innerſten Nerv berührenden Polemik. So iſt die Schrift, trotz ihres anſcheinend ſkizzenhaften Charakters, in hohem Grade gehaltvoll, weil ſie ſtets auf das Weſentliche geht, gehaltvoller als manche bandwurmartige, endloſe Commentare, welche doch nicht viel mehr ſind als homöopathiſche Verdünnungen und Verwäſſerungen der geiſtigen Baſen des Dichters, während ſie allerdings von den Verfaſſern für Potenzirungen gehalten werden, welche die Shakſpeare-Blindheit beſſer heilen, als die Fiſchgalle die Blindheit des apokryphiſchen Tobias, des Ex-Hoflieferanten von Ninive.

Rümelin beginnt mit einer Schilderung der „Stellung der engliſchen Bühne zu Shakſpeare's Zeit"; er führt in derſelben die Dithyramben über die damalige engliſche Nationalbühne auf das richtige Maß zurück, er weiſt nach, daß das engliſche Volk nach dem Sieg über die ſpaniſche Armada keineswegs ſo „halkyoniſche Tage" im friſchen Aufſchwung aller materiellen und geiſtigen Kräfte zwiſchen den Zeitaltern der Reformation und Revolution verlebt habe, wie in der Regel angenommen wird. Im Gegentheil, die religiöſen Kämpfe dauern fort, puritaniſche Anſichten herrſchen bereits in allen Municipalitäten, am entſchiedenſten in den größern Städten des Landes, beſonders der Hauptſtadt, und gerade die Kaufleute der City, die niedern Geiſtlichen, Richter, Beamten, die kleinen Grundbeſitzer auf dem Lande, die maßgebendſten Stände eines Volks, die Träger der neuen Zeitideen, gehören überwiegend der ernſten reformatoriſchen Richtung an:

> Ueber ſo viele Dinge aber auch Presbyterianer, Puritaner, Anglikaner und Independenten verſchiedener Anſicht ſein mochten, in der Einen Forderung einer ernſten ſittlichen Zucht, einer ſtrengen Sonntagsfeier, eines arbeitſamen, von eiteln Vergnügungen und Luſtbarkeiten abgekehrten Lebenswandels ſtimmten ſie unter ſich und mit allen calviniſtiſchen Kirchen überein. Das Theater rechnete man unzweifelhaft zu dieſen eiteln und unſittlichen Luſtbarkeiten, wie denn auch, ſobald unter Karl I. die Parlamente zur Herrſchaft gelangten, es eine ihrer erſten Maßregeln war, alle Bühnen des Königreichs zu ſchließen. Jene unabläſſigen Verfolgungen des Theaters zu Shakſpeare's Zeiten erſcheinen in dieſem Zuſammenhang nicht, wie es die meiſten Schriftſteller über unſern Dichter darzuſtellen pflegen, als einer jener unmächtigen, allmählich erlahmenden Verſuche der Obrigkeiten, gegen eine neue Volksſitte anzukämpfen, ſondern als die Symptome einer neuen, die wichtigſten Klaſſen des Volks ſelbſt ergreifenden und bald zur völligen Herrſchaft gelangenden ſittlichen Lebensrichtung.

Dann ſchildert Rümelin, den Angaben des Thomas Nash folgend, die vier Zuſchauerplätze: den erſten auf der Bühne und in den Couliſſen ſelbſt, wo die Gönner der Bühne, die jungen Männer des Adels und der Gentry, die Stutzer und Lions der Hauptſtadt lagen; den zweiten, das Parterre, wo die Fachgenoſſen, Theaterdichter, Kritiker ſich befanden, nebſt der Hauptmaſſe der aus niedern Handwerkern, Geſellen, Bootsleuten u. ſ. w. beſtehenden Zuhörerſchaft. Den dritten Platz bildete die erſte Galerie, auf welcher voran die Maitreſſen der Vornehmen, käufliche Schönheiten, hinter ihnen meiſtens maskirte Bürgerfrauen ſaßen; auf der zweiten Galerie war das niedrigſte Publikum, Matroſen, Bediente, Soldaten, Dirnen zu ſuchen. Man ſpielte nur bei Tage, aß und trank während der Aufführungen, rauchte und ſpielte Karten — etwa wie in unſern Sommertheatern. Der übelriechende, zum allgemeinen Gebrauch dienende Bottich befand ſich im offenen Parterre, deſſen Publikum oft den gröbſten Unfug treibt. Mit Recht meint Rümelin, den Namen einer Nationalbühne könne man auf ein Inſtitut nicht anwenden, dem Staat, Kirche und Gemeinde aus Gründen der Sittlichkeit entgegentreten, deſſen Schwelle achtbare Männer, geſittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des

Anſtandes nicht überſchreiten konnten. Den Aufſchwung der dramatiſchen Dichtkunſt in jener Zeit, die herrſchende Vorliebe für ſceniſche Schauſtellungen leugnet Rümelin keineswegs, nur fügt er die nothwendigen Beſchränkungen hinzu, ohne welche wir von der ſogenannten engliſchen Nationalbühne eine ganz falſche Auffaſſung haben müſſen:

Die dramatiſche Kunſt, die mehr als jeder andere Zweig der Poeſie die Gunſt äußerer Bedingungen fordert, fand infolge des wachſenden Wohlſtandes in den Unterhaltungsbedürfniſſen einer ſchon damals koloſſalen Stadtbevölkerung einen fruchtbaren und auch in materiellem Sinne lohnenden Boden. Gleichwol ſind wir der Meinung, daß die meiſten und bekannteſten Schriftſteller der deutſchen und engliſchen Shakſpeare-Literatur den Wirkungen der engliſchen Bühne in dem Geſammtbilde, das ſie von jenem Zeitalter entwerfen, eine viel zu hervortretende Stelle einräumen. Einmal waren jene Wirkungen rein localer Natur, da ſie ſich auf die Hauptſtadt beſchränkten und von einer Bedeutung der Theater in andern engliſchen Städten oder gar auf dem Lande ſoviel als nichts zu ſagen iſt. Sodann hielten ſich auch in London ſelbſt gerade diejenigen Klaſſen und Stände der Bühne völlig fern, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu ſuchen iſt und in deren Händen die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule ruht. Endlich darf man überhaupt nicht von Shakſpeare's Dichtungen ohne weiteres auf die damaligen Bühnenzuſtände überhaupt ſchließen. Nur eine der vielen Truppen führte Shakſpeare's Dramen auf; auch für ſie bildeten ſie natürlich nur einen kleinen Theil des Repertoire und wurden in ihrem hervorragenden Werth nur von wenigen erkannt.

Der zweite Abſchnitt: „Shakſpeare's Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen", enthält einige ſich von ſelbſt ergebende Folgerungen aus dem erſten. Im übrigen ſind die Urtheile eines Thomas Naſh, Webſter und anderer Mitſtrebenden über Shakſpeare bekannt, ſowie die Geringſchätzung der Bühnenſtücke gegenüber der lyriſch-epiſchen Dichtung, welche literariſches Renommé gab, während man die theatraliſchen Machwerke nur für eine Art von Induſtrie zu Zwecken des Gelderwerbs hielt. Außer der melancholiſchen Illuſtration, welche dieſe Thatſache für die Anerkennung des Genius von ſeiten der Zeitgenoſſen gibt, wird dadurch nicht minder feſtgeſtellt, daß Shakſpeare bei Lebzeiten keiner jener, die ganze Nation fortreißenden und von ihr anerkannten Dichtergeiſter war wie die großen griechiſchen Tragöden und neuerdings Friedrich Schiller, ſondern daß ſeine Bedeutung erſt nach kritiſcher Deſtillation einer ſpätern Zeit zu Tage trat, während er in der Geltung ſeiner Zeit ungefähr die Stelle einnahm wie heute Frau Birch-Pfeiffer, und nach ſeinem Tode in eine Vergeſſenheit fiel, die ohne die Gunſt des Zufalls leicht eine ewige hätte werden können. An welchen lockern Fädchen oft die Unſterblichkeit hängt, das geht aus den Schickſalen der Shakſpeare'ſchen Dramen hervor.

Auch die Klagen Shakſpeare's in den Sonetten über ſeine untergeordnete Lebensſtellung ſind hinlänglich bekannt — wir möchten noch ſchärfer als Rümelin den Servilismus der Geſinnung betonen, der ſich in einzelnen derſelben ausſpricht und gegen den die Lobpreiſungen, welche Horaz an ſeinen Cäſar, einen Herrſcher der Welt, verſchwendet, doch in einem großartigern Lichte erſcheinen. Southampton war doch nur ein Edelmann, wie hundert andere — und niemals hat ſich Horaz dem Auguſtus gegenüber ſo als Sklaven bekannt, wie Shakſpeare gegenüber dem Freunde. „Freundſchaft beruht auf Gleichberechtigung" — wo der eine Freund von Sklaverei ſpricht, da handelt es ſich mehr um vornehme Gönnerſchaft und abhängiges Clienthum. Rümelin citirt die Shakſpeare-Sonette übrigens nach der vortrefflichen, dem eigenthümlich pomphaften Charakter derſelben gerecht werdenden Ueberſetzung von Wilhelm Jordan.

Der dritte Abſchnitt iſt gegen die conſtruirende „Shakſpeare-Kritik" gerichtet, welche den Boden unter den Füßen verliert, und macht gegen Gervinus geltend, was wir gegen ihn, Julian Schmidt und dieſe ganze Richtung ein für allemal geſagt wiſſen möchten: daß ſie „Stoff und Gehalt über die Vollendung der Form, die ſittlich-politiſche Tendenz über den reinen und nicht weiter erklärbaren Reiz des Phantaſieſpiels ſetzt". Damit iſt der akademiſchen Poeſie und ihrer abſoluten Gleichgültigkeit gegen den Inhalt ebenſo wenig das Wort geredet; es iſt dies nur das andere Extrem. Statt der zarten Umſchreibungen, deren ſich Rümelin bedient, kann man jene Kritiker ganz einfach der Poeſieloſigkeit anklagen.

„Für wen Shakſpeare dichtete?" fragt Rümelin im vierten Abſchnitt und beantwortet dieſe Frage: Nicht für das Theaterpublikum im allgemeinen, ſondern ſpeciell für die männliche Jugend des engliſchen Adels: ein Geſichtspunkt, den unſer Autor für fruchtbarer und belangreicher hält, als er auf den erſten Anblick erſcheinen mag. Zunächſt erklärt er damit den Reiz der ewigen Jugend, eines durchaus friſchen und kräftigen Pinſelſtrichs, einer ſchwungvollen, energiſchen, thatenluſtigen Männlichkeit. Dann fährt er fort:

Auch auf die Wahl der Stoffe übte die Rückſicht auf jenes Publikum einen ſichtbaren Einfluß aus. Sie fiel natürlich auf Begebenheiten, die viele, ungewöhnliche und wechſelnde Handlung enthielten. Das unerſchöpfliche Grundthema, das in allen möglichen Variationen immer wiederkehrt, ſind Liebe und Ehrgeiz, die zwei gewaltigſten Triebkräfte einer edeln männlichen Jugend. Der geſellſchaftliche Boden, auf dem ſich die Handlung bewegt, iſt ein durchaus ariſtokratiſcher. Die Helden ſind nur Fürſten und Cavaliere.

Auch die ſpecifiſche Art des Shakſpeare'ſchen Witzes und die koloſſalen Hyperbeln und Zweideutigkeiten des Dichters ſucht Rümelin aus der Zuſammenſetzung ſeines Publikums zu erklären. Es iſt zwar allgemein angenommen, daß dieſe Witzhaſcherei, das Wortwitzeln, die Manie, einen Witz zu Tode zu hetzen, damals eine allgemein verbreitete Sitte geweſen ſei. Wenn ſich indeß auch die Lilly'ſchen Euphuismen und ähnliches in faſhionabeln Kreiſen geltend machten, ſo bleibt es doch auffallend, daß die Stücke von Ben Jonſon, Maſſinger u. a. keineswegs ſich in gleicher Weiſe in dieſen Witzturnieren ergingen, ſodaß auch die Eigenthümlichkeit des Dichters, abgeſehen von ſeiner ariſtokratiſchen Richtung, ins Gewicht fällt. Was aber die Shakſpeare'ſchen Hyperbeln betrifft, ſo mochten dieſelben wol einem jugendlichen Geſchmacke zuſagen; doch wäre es gewagt, auch dieſe Eigenthümlichkeit des Dichters aus den Lieblingsneigungen ſeines Publikums

erklären zu wollen. Rümelin betont die Neigung der Engländer für das Superlative und will überhaupt dieſelbe „aus einem gewiſſen Mangel an plaſtiſcher Phantaſie“ herleiten, „da eine ſolche lieber an ihrem Gegenſtand haften und nicht ſofort darüber weg zur Vergleichung mit andern ähnlichen Eindrücken drängen würde“. Dies heißt doch eine zu einſeitige realiſtiſche Grundlage für äſthetiſch zu motivirende Thatſachen ſuchen. Nicht blos eine reiche und üppige Phantaſie, wie ſie Shakſpeare beſaß, neigt zur Hyperbel — alle großen Tragöden von Aeſchylus bis Schiller haben ſich des hyperboliſchen Ausdrucks mit Vorliebe oder vielmehr aus innerer Nöthigung bedient. Denn der Ausdruck der Leidenſchaft und des Affects, der nach einfacher pſychologiſcher Wahrnehmung ſchon im alltäglichen Leben „nicht an dem Gegenſtande haften bleibt“, ſondern aus innerer Erhitzung „darüber hinausdrängt“, kann auf den Höhen des dramatiſchen Pathos der Hyperbel nicht entbehren. Rümelin denkt wieder an Goethe und an die plaſtiſche Ruhe dieſes Dichters, vergißt aber dabei ganz, daß Goethe als Dramatiker nicht mit Shakſpeare, Schiller und dem großen Tragödiendichter des Alterthums in eine Linie geſtellt werden kann, weil ihm die Energie des dramatiſchen Pathos und die hinreißende Gewalt des leidenſchaftlichen Ausdrucks fehlte.

Am ſchärfſten tritt der Unterſchied in der Auffaſſung Shakſpeare's von ſeiten unſers Realiſten und derjenigen, welche den bisherigen Commentaren zu Grunde liegt, darin hervor, daß der erſtere gerade die kunſtvolle Planmäßigkeit der Dramen Shakſpeare's in ihrer Ganzheit, gerade „die Grundgedanken“ zu leugnen wagt, welche von unſern Aeſthetikern aus ſeinen Werken ſo niet- und nagelfeſt zuſammengezimmert werden. Es heißt bald am Anfang des vierten Abſchnitts:

> Er wußte zu gut, daß die Bühnenwirkung weit weniger auf der kunſtvollen Planmäßigkeit und Zuſammenſtimmung des Ganzen, als auf dem ſpannenden Reiz der einzelnen Theile beruht; er dichtete nicht für deutſche Profeſſoren der Aeſthetik, die die Auffindung ſeiner Grundidee für ihr Hauptgeſchäft halten, die vor- und rückwärts blättern und aus den zerſtreuten Reden jeder einzelnen Perſon ein abgeſchloſſenes Charakterbild zuſammenleſen wollen. Er mußte früh genug auf jene praktiſche Maxime des Theaterdirectors geführt werden:
>
> Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken.
> Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
> Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Und weiterhin:

> Es liegt hierin eine der hervortretendſten und viel zu wenig beachteten Eigenthümlichkeiten der Shakſpeare'ſchen Dichtungen. Er hat ganz ſichtbar ſcenenweiſe gearbeitet; die einzelne Situation erweitert ſich zum ſelbſtändigen Genrebild; der poetiſche Gehalt wird möglichſt in ſeiner ganzen Fülle ausgeſchöpft; eine Menge Scenen ſind ganz für ſich oder mit einer nur in wenigen Worten beſtehenden Einleitung verſtändlich und von vollſter Wirkung, wofür man z. B. aus „Taſſo“, „Iphigenie“, der „Natürlichen Tochter“ gar kein, aus den Schiller'ſchen Dramen nur wenige Beiſpiele wird nennen können. In den engliſchen Hiſtorienſtücken geht dieſe Selbſtändigkeit der Theile bis zum Uebermaß; mit Ausnahme von „Richard III.“ haben ſie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es ſind aneinandergereihte lebende Bilder, für ſich wirkſam und bedeutend, aber von loſem Zuſammenhang. Faſt überall, wo untergeordnete Perſonen, Bediente, Soldaten, Matroſen, die Todtengräber, die Schauſpieler in „Hamlet“, einmal zum Wort kommen, geben ſie es nicht ſo ſchnell wieder ab und reden mehr und anderes, als der Gang des Stücks erforderte oder zuließe.

Dieſer Skepticismus in Bezug auf die Shakſpeare'ſchen Grundideen greift allerdigs die Grundlagen der bisherigen Shakſpeare-Commentare an, welche mehr oder weniger durch die tauſend Kanäle der Tageskritik in das allgemeine Bewußtſein übergegangen ſind. In der That aber ſind dieſe Auslegungen ſelbſt zum großen Theil der Kritik verfallen. Einige derſelben ſind wol geiſtreich und ſcharfſinnig, nur nicht ſtichhaltig, und ſo ſehr ſie ſich unſerm, gern auf Einheit dringenden Sinn einſchmeicheln, ſo wenig geben ſie ein Bild des organiſch nothwendigen Zuſammenhangs der Dramen. Wir erfahren z. B., daß die beiden im Fortgang der Begebenheiten verknüpften Handlungen des „Kaufmanns von Venedig“ den Satz erläutern ſollen: summum jus summa injuria, daß ſowol in Bezug auf das Teſtament, durch welches Porcia zur Erbin wird, wie in Bezug auf den Schein des Juden das formale Recht zu Schanden werde. Beide Kreiſe der Handlung erſchienen ſo nicht äußerlich verknüpft, ſondern gleichzeitig concentriſch um einen Mittelpunkt des Gedankens geſchlungen. Die Befriedigung des uns angeborenen Sinns für Symmetrie im künſtleriſchen Aufbau läßt uns raſch dieſen Gedanken als den richtigen ergreifen — das Drama Shakſpeare's ſteht als ein ſchön gegliedertes, innig ſich zuſammenfügendes architektoniſches Kunſtwerk vor uns. Wir wiſſen wohl, daß der Dichter ſich nicht derartige Formeln conſtruirte, ſich nicht mit ſolchen ſpeculativen Gleichungen abgab, aber ſein Inſtinct, ſein künſtleriſches Genie erfaßte das Rechte, und ohne klares Bewußtſein fühlte er den verwandten Gedanken heraus. Raſch erfaßt bleibt auch die Formel als ein Motto des Dramas in unſerm Gedächtniß haften und entzieht ſich fernerer Prüfung. Und doch bedarf ſie derſelben in hohem Grade. Denn ſie paßt weder hier noch dort und ergibt ſich als eine abſtracte Spiegelung der Dichtung in philoſophiſch geſchulten Köpfen, die aber ſelbſt ihren Inhalt auf den Kopf ſtellt. Das Teſtament iſt eine Urkunde, bei der von summa injuria weiter nicht die Rede ſein kann. Der Erblaſſer wollte den Charakter der Freier durch die Käſtchen auf die Probe ſtellen und ſo noch nach dem Tode einen beſtimmenden Einfluß auf die Wahl Porcia's ausüben. Baſſanio's Charakter beſteht die Prüfung; der Wille des Erblaſſers iſt erfüllt, und daß Porcia gerade den Geliebten zum Mann erhält, ſpricht für die Richtigkeit ihrer eigenen Wahl und iſt außerdem eine Freundlichkeit des Dichters. In Bezug auf den Schein des Juden ſteht die Sache ganz anders. Hier handelt es ſich um eine geſetzlich ſanctionirte Brutalität. Trotz der ſchönen Rede Porcia's von der Gnade ſiegt aber nicht die Gnade über das Geſetz, nicht einmal die aequitas über das jus strictum, ſondern nur eine ſophiſtiſche und genau genommen abſurde Auslegung macht den Buchſtaben des Geſetzes zu Schanden. So löſt ſich die Formel, welche den Grundgedanken einheitlich zuſammenfaßt, in blauen

Dunſt auf — nicht als ob der Dichter die Gedanken ſeiner Ausleger nicht auch gehabt, er gibt ihnen hier und dort beredten Ausdruck, ſie ſpielen ſelbſt in die Handlung hinein, aber ſie bilden weder die Pfeiler noch die Rippen ihres Gewölbes. Die Quinteſſenz der Fabel liegt in der Verſpottung des Juden als eines burlesken Scheuſals im Zeitgeſchmack, das Geſchmackloſe und Vernunftwidrige derſelben wird uns nur durch den märchenhaften Reiz, durch den phantaſtiſchen Zauber der Dichtung erträglich gemacht. Die beiden getrennten Handlungen hat Shakſpeare freilich geſchickt in eine verwebt; doch nur äußerlich, wie ſie ein Bühnendichter aus zwei Novellen für ſeine Zwecke zuſammenheftet, nicht innerlich mit der Weisheit des Philoſophen, der einen allgemeinen Satz durch zwei Beiſpiele der Lebenspraxis illuſtrirt.

Doch geht Rümelin auf der andern Seite wieder zu weit, wenn er dem Dichter den Blick auf das Ganze abſprechen und ſeine Dramen durchweg als zuſammengeſtückelte Scenen betrachten will. Es iſt zwar eine feine Beobachtung, daß dem Bühnendichter immer mehr die einzelne zur Anſchauung gebrachte Situation vorſchwebt als die ſie verknüpfenden Fäden, weil die Wirkung auf das Publikum aus der erſtern hervorgeht und die letztern für den praktiſchen Standpunkt nur ein Nothbehelf ſind. Doch Shakſpeare war ein Meiſter in der Zeichnung der Charaktere, wie Rümelin zugibt, der Charakter aber geht immer nur aus dem ganzen Drama, ſowie das ganze Drama aus ihm hervor. Wahre dichteriſche Intuition wird immer ein Ganzes ſchaffen, mag auch die Verbindung der einzelnen Theile lückenhaft ſein.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Romane und Erzählungen.

(Beſchluß aus Nr. 9.)

6. Die neue Sündflut. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert von Julius Rodenberg. Vier Bände. Berlin, Gerſchel. 1865. 8. 5 Thlr.

„Die neue Sündflut" gibt Zeugniß von einem anerkennenswerthen Fortſchritt Rodenberg's. Es iſt in dieſem Roman, verglichen mit der „Straßenſängerin von London", die wir hier früher beſprachen, eine ſtrengere Geſchloſſenheit, der Einfluß der menſchlichen Natur auf die Handlung wird gezeigt, die ſittliche Selbſtthätigkeit kommt mehr zur Erſcheinung, dem Thun und Leiden der auftretenden Perſonen wird dadurch ein erhöhtes Intereſſe gegeben. In dieſer Thätigkeit entwickeln ſich die Charaktere, ihre Tugenden und Verirrungen treten bedeutender und die Aufmerkſamkeit feſſelnder hervor. Im Leben geſchieht ja im Grunde nichts Unvermitteltes; die äußere Erſcheinung einer Thatſache mag uns wunderbar erſcheinen, aber der forſchende Geiſt erkennt den Urſprung des Geſchehenen, der tiefer dringende pſychologiſche Blick beobachtet überall die ſtufenweiſe ſittliche Entwickelung. Dieſe letztere ſoll ja aber gerade an einem Charakter im Roman gezeigt werden, und wenn dies mit freiem Blick, mit feiner Beobachtung, mit Geſchmack, Takt und äſthetiſchem Sinne geſchieht, haben wir einen guten und tüchtigen Roman vor uns. Als einen ſolchen begrüßen wir auch „Die neue Sündflut". Der Roman beginnt wieder in dem Lande, in dem Rodenberg ſich beſonders heimiſch fühlt, in England; auch er gibt ihm wieder Gelegenheit, engliſches Leben zu ſchildern. Diesmal zeigt er uns London vor 80 Jahren, jenes London, welches weit entfernt war von dem ſittlichen Rigorismus unſerer Tage, zu der Zeit, als „der feinſte Herr in Europa", damals noch Prinz von Wales in Carlton-Houſe, ſeine üppigen Feſte feierte, in Oppoſition gegen ſeinen Vater ſtand und trotz ſeines leichtſinnigen Lebens im Lande Hoffnungen erregte, die er freilich ſpäter nicht erfüllte.

Ein junges Mädchen, in einem franzöſiſchen Kloſter erzogen, wird, faſt noch ein Kind, mit Sir John Elliot, einem alten Podagriſten, verheirathet, der ſie in das üppige Leben Londons einführt. Sie hört auf die Liebesbetheuerungen des Prinzen von Wales und wird, nach der Ermordung ihres Mannes durch Straßenräuber, die Geliebte des Prinzen. Dieſer, veränderlich in ſeinem Geſchmack, verläßt ſie, wie er Mary Robinſon, die beliebte Schauſpielerin, verlaſſen hatte; er bietet ſie ſeinem Freunde, dem berüchtigten Herzog von Orleans an, der einſt die Freundin der Lady verführte. Lady Elliot flieht nach Paris; ein Verſprechen, der Freundin gegeben, führt ſie dorthin. Sie findet deren Bruder, den Freund Robespierre's, Gilbert Lahaye. Zum erſten mal fühlt ſie den Einfluß einer reinen Liebe, aber auch den Fluch ihrer Vergangenheit. Die Sündflut bricht aus; alle Schrecken der Revolution treten ihr nahe, mitten hinein wird ſie geriſſen, die Wogen ergreifen, ſtürzen und heben ſie und werfen ſie endlich an die Küſte Englands zurück. Alles das geſchieht nirgends unvermittelt, es ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit ihrer Vergangenheit; was ſie duldete, war nur die Folge ihres Thuns, eine Sühne für ihre Verirrungen.

Wir überlaſſen dem Leſer, die ſpannende Erzählung in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Wir haben nur noch die Stimmung, die durch die ganze Dichtung geht, weiter die geſchickte Gruppirung, das entſchiedene Erzählungstalent, die ausgezeichnet durchgeführten Hauptcharaktere, die Sorgfalt, die auf die Zeichnung der Nebenperſonen verwandt iſt, zu rühmen. Das Leben in London, die Revolutionszeit, die verſchiedenen Kreiſe, in denen der Roman ſich bewegt, der Reichthum an Situationen und Verwickelungen: alles das gibt dem Dichter Gelegenheit, den Leſer zu feſſeln, ihn in Spannung zu erhalten. Die Löſung iſt wohlgelungen, die ſittliche Idee glänzend durchgeführt. Die politiſche Gerechtigkeit, die hier mit der poetiſchen im wohlthuenden Einklange ſteht, iſt zu rühmen. Lobend ſei noch der poetiſche und klare Stil erwähnt, endlich das feine Taktgefühl, mit dem Rodenberg die ſittlichen Verirrungen der Lady Elliot behandelt.

7. Karl Maria von Weber. Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman in drei Theilen von Heribert Rau. Leipzig, Thomas. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman gehört in die Klaſſe der beim großen Leſepublikum ſo beliebten hiſtoriſchen oder biogra-

phiſchen Unterhaltungsſchriften. Es iſt ſo leicht und bequem, aus ſolchen Romanen etwas Wiſſenſchaftliches, eine Anekdote, etwas allgemein Intereſſantes kennen zu lernen. Biographien ſind meiſtens ſchwerfälliger, jedenfalls eingehender und gründlicher, und Gründlichkeit verträgt ſich nicht mit der Populariſirung der Wiſſenſchaft, wie ſie wenigſtens in gewiſſen Köpfen ſich darſtellt. Nebenbei erfährt man ja auch durch ſolchen Roman mehr als ſelbſt durch eine Biographie; er gibt Gelegenheit, alles Mögliche heranzuziehen, was allgemein intereſſiren kann; wo die Wahrheit aufhört, fängt die Dichtung an und das Ganze ſpinnt ſich ſo angenehm ab, iſt viel dramatiſcher als das Leben ſelbſt, viel idealer und viel unwahrer. Das Leben Weber's iſt einfacher in ſeinem Verlauf, als das ſchon früher von Rau als Roman behandelte Leben Mozart's. Im erſten Theile lernen wir Weber als Geheimſecretär des Herzogs Ludwig von Würtemberg kennen; über ſeine Familie, ſeine Jugend und ſeine Erziehung berichtet Weber ſelbſt gelegentlich im Roman. Unſer Held hatte bei ſeinem verſchwenderiſchen, immer in Schulden ſteckenden Prinzen keine leichte Stellung; des Königs Ungnade hing ſtets über ihm. Mit leichtem Sinn, hier und da auch leichtſinnig und unbeſonnen, immer aber redlich, offen und wohlwollend „wie ein Vogel im Hanfſamen" (I, 256) lebt er in Stuttgart, bis endlich, zum Glück für ihn, ein neuer unbeſonnener Streich eine Verbannung zur Folge hat. Nun fängt das friſche Schaffen an: der Roman zeigt uns Weber in Darmſtadt, als Kapellmeiſter in Prag, in Dresden und endlich den großen Meiſter ſterbend in London. Die bedeutendſten Werke Weber's ſehen wir entſtehen, wir lernen die Hinderniſſe kennen, die dem Künſtler bereitet wurden (die Störung ſeiner Oper durch die Luftſchifferin Blanchard iſt recht ergötzlich erzählt), wir erfreuen uns endlich an dem durchſchlagenden Erfolg, an dem allgemeinen Beifall, der Anerkennung und der hohen Verehrung, die der große Meiſter findet. Wir intereſſiren uns für das leichtentzündliche und nur zu vertrauensvolle Herz Weber's — auch darin iſt er eine echte Künſtlernatur —, bis auch das Herz endlich Ruhe, Glück und reiche Befriedigung durch eine vortreffliche Gattin fand. Das alles aber wußte man, theilweiſe genauer und beſſer, als der Roman es erzählt, aus dem treuen Lebensbilde, durch welches Max Maria von Weber das Andenken ſeines großen Vaters ehrte. Der Roman bedurfte alſo neuer Zuthaten, und an denen iſt denn auch kein Mangel. Der Hof König Friedrich's von Würtemberg wird im erſten Theile mit einer Ausführlichkeit und mit Bemerkungen geſchildert, die das Studium der Denkwürdigkeiten Behſe's leicht erkennen laſſen. Rau verſteht überhaupt, ſeinen Roman für das große Leſepublikum ſchmackhaft zu machen; wo von ſeinem Helden wenig zu erzählen iſt, bringt er ihn mit andern bedeutenden Männern in Berührung, und deren Leben gibt dann wieder neuen Reiz und neue Unterhaltung. Alle Muſikgrößen, die zu Weber in irgendeinem Bezug ſtanden vom Abt Vogler bis zu Meyerbeer, treten auf und verſchwinden, ohne freilich irgendwo einen mehr als äußerlichen Einfluß auf den Componiſten auszuüben. Ebenſo kommen und gehen Tieck, Brentano, Eſtlair, ſogar der Eremit von Gauting, deſſen Leben hier ungebührlich lang erzählt wird. Die Reiſen und den wechſelnden Aufenthalt Weber's benutzt Rau zu culturhiſtoriſch ganz intereſſanten Schilderungen und Bemerkungen; ſo wird z. B. ein recht lebendiges Bild von Frankfurt gegeben.

Im ganzen aber erſcheint das Nebenſächliche zu breit, mit dem Hauptſächlichen nicht hinlänglich verarbeitet. Das alles hätte natürlicher mit dem Helden in Berührung treten können, das biographiſch und culturhiſtoriſch Intereſſante dürfte doch immer nur als um Weber's willen nöthig erſcheinen. Wozu z. B. die Geſchichte Darmſtadts (II, 218)? Das erſcheint alles ſo unmotivirt, nur um drei Bände zu füllen. Endlich, Weber iſt überhaupt keine Romanfigur. Das Schickſal meinte es beſſer mit ihm als mit vielen andern unſerer großen Geiſter. Nicht aus großer Armuth und bitterer Noth hatte er ſich emporzuarbeiten, wie Gluck, Haydn und Beethoven; er hatte nicht das Recht der deutſchen Muſik zu erkämpfen, wie Mozart. Er fand die Wege geebnet, er hatte die Sicherheit, die das Vertrauen einer gegründeten Exiſtenz, ein verſtändnißvolles Publikum, treue und theilnehmende Freunde geben. Die ihm bereiteten Hinderniſſe waren gering im Vergleich zu andern. Ihm wurde entgegengetragen, was viele vergeblich ſuchten, was Mozart erſt ſterbend erreichte. Sein äußeres Leben alſo hat wenig Romanhaftes; aber immer bleibt es uns lieb, Näheres von dem echt deutſchen Componiſten zu erfahren, der in den Tönen ſeiner unſterblichen Werke deutſches Weſen, deutſche Poeſie und Romantik, Tiefe, Gründlichkeit, Wahrheit und Humor verkörperte.

8. Muſa. Eine deutſche Waldgeſchichte von Julius Schultz-Radun. Breslau, Max u. Comp. 1864. 8. 24 Ngr.

Muſa iſt ein Forſthaus, mitten im Walde, unweit eines ſchönen, romantiſchen Sees. Der Zufall führt Olaf, einen jungen Offizier, in das Haus, freundliche Aufnahme und Wohlgefallen an dem einfachen Leben feſſeln ihn länger. Der Förſter hat eine Tochter, Ida, die mit einem wackern, aber unſchönen Revierjäger verlobt iſt. Des Fremden Weſen ſagt ihr zu. Olaf macht die Bekanntſchaft des benachbarten Gutsherrn und verlobt ſich bald nachher mit deſſen Tochter Martha, der Freundin Ida's. Die feſtgeſetzte Hochzeit muß verſchoben werden, da Olaf's Regiment mobil wird. Ida kommt an ihrem Hochzeitstage dem See zu nahe und ertrinkt, die Freundin erkrankt aus Schreck und ſtirbt. Die einfache Geſchichte iſt ganz hübſch erzählt, ſo herzlich wiedergegeben, wie ſie warm empfunden wurde. Das Ganze iſt weder neu noch etwa bedeutend, aber anſprechend und geſchickt. Es geht durch dieſe Waldgeſchichte ein erfreulicher poetiſcher Hauch, ein warm empfindendes Menſchenherz hat ſie gedichtet. Der Ausdruck iſt natürlich, frei von Uebertreibung und Ziererei. Die Gedanken ſind nicht gerade originell, aber angemeſſen und immer gut ausgedrückt. Der Verfaſſer iſt, wie wir aus dem Buche zu errathen glauben, noch

jung; iſt die Waldgeſchichte ſein erſter Verſuch in dieſer Richtung, ſo kann er mit dem Debut ganz zufrieden ſein. Im weitern Schaffen wird ſich manches abklären, vieles ruhiger geſtalten und der Inhalt auch an Gehalt gewinnen.

9. Altadeliche Haus-, Hof- und Familiengeſchichten. Roman von Hermann von Maltitz. Erſte Abtheilung: Die von Bahſel. Vier Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 5 Thlr.

Wie es nach dem allgemeinen Titel dieſes Romans: „Altadeliche Haus-, Hof und Familiengeſchichten", ſcheint, wird uns H. von Maltitz in verſchiedenen Abtheilungen die Beziehungen des Adels zu beſtimmten Richtungen der Zeit vorführen, durch dieſe Adelsgeſchichten aber überhaupt uns ein allgemeines Bild von der Stellung geben, die der Adel in unſerm modernen Leben einnimmt. Die Aufgabe, die ſich H. von Maltitz geſtellt hat, iſt demnach ungefähr dieſelbe, wie die, welche der Verfaſſerin des Romancyklus: „Von Geſchlecht zu Geſchlecht", vorgeſchwebt hat. Die erſte, ſcharf pointirte Frage iſt: Wem gehört die Zukunft, dem Ritterthum oder der Induſtrie? Es iſt die Zeit geſchildert, wo der Adel, im Beſitz des Grundbeſitzes, ſich ſträubte, die Landwirthſchaft mit der Induſtrie zu verbinden; wo er die Volkskraft, die in Induſtrie und Kapital ſich zeigt, nicht anerkennen wollte. Die ſich bekämpfenden Parteien ſind ſich ihrer Aufgabe durchaus bewußt. Die adeliche Caſinopartei kämpft gegen Verkoppelung, Ablöſung, Gewerbe und Handelsfreiheit, dagegen für Befeſtigung des Grundbeſitzes, Beſchränkung der Wechſelfähigkeit, für ritterſchaftliche Creditbanken, Conceſſionen u. dgl. Ihre Verbündeten finden ſie in der reactionären Partei des Adels, in den Zünften, auf dem Lande. Die Oppoſition bekennt ſich zu der Theorie von Adam Smith, zum Princip des laisser faire. Ihre Bundesgenoſſen ſind der große Handel und die Induſtrie.

Die großen Principien ſind in dem vorliegenden Romane trefflich zur Geſtaltung gebracht. Als Haupt der Caſinopartei erſcheint der Oberkammerherr von Bahſel, der die Misachtung gegen die Induſtrie ſo weit treibt, daß er mit ſeinem Nachbar, Hrn. von Lehnen, einem induſtriellen Landwirth, in offener Feindſchaft ſteht. Sein Leben am Hofe, ſpäter ſein Miniſterpoſten machen es ihm unmöglich, ſich um ſein Gut zu bekümmern; betrogen von ſeinen Wirthſchaftern, gezwungen zu ſtandesmäßigen Repräſentationsausgaben, die mit den Einnahmen nicht im Einklang ſtehen, ſieht er ſich dem Ruin nahe. Dieſer wird noch beſchleunigt durch ſeinen politiſchen Sturz, durch den Sieg ſeiner Gegner. Dabei erlebt er, daß in ſeiner eigenen Familie der Gegenſatz gegen ſeine Principien hervortritt. Sein älteſter Sohn, der Gardecapitän Benno, ein ſtiller, arbeitſamer Mann, hat lange den Schein geahnt, der mühſam erhalten wurde; die Tochter Agnes unternimmt es, den verblendeten Sohn des Hrn. von Lehnen zur Thätigkeit zurückzuführen. Endlich, um den Sieg der Gegner recht bemerkbar zu machen, miſchen ſich die Erben eines durch Arbeit erworbenen, durch Betriebſamkeit bewahrten Vermögens — alſo alles, was der Oberkammerherr haßt — mit dem Blute der Bahſel und retten die Exiſtenz des alten Geſchlechts. Der Oberkammerherr, alt geworden in ſeinen unhaltbaren Principien, iſt eine prächtig gezeichnete Figur. Die Nobleſſe iſt ihm angeboren, er ſchreckt zurück vor jeder unedeln That, vor jedem Gewaltſtreiche, zu dem ihn ſeine Verbündeten treiben wollen. Sein Rathgeber iſt namentlich der Droſt von Drönnewitz, der Diplomat der Caſinopartei. Dieſe freilich ſchreckt vor keiner Conſequenz zurück, Octroyirungen, kleine Revolten, eine Palaſtrevolution werden verſucht, der Kronprinz gegen den König in Oppoſition gebracht. Als Führer der Gegenpartei erſcheinen namentlich der Finanzminiſter von Haspelmath, der Bankier Friedmann, während der Hr. von Lehnen und der Director Müller praktiſch Zeugniß ablegen von der Richtigkeit ihrer Principien.

Eine ganz beſondere Sorte von Induſtrierittern ſehen wir bei beiden Parteien. Im Caſino begegnet uns der Bruder des Oberkammerherrn, ein aus Rückſichten bis zum General beförderter Mann, der, wie ſein Neffe Hector, vom Spiel und Schuldenmachen lebt. Daß beide das corriger la fortune ungeſchickt betreiben, der eine beim Spiel, der andere beim Menſchenraub, um in Beſitz eines Gutes zu gelangen, bringt ſie in öffentliche Verwickelungen, welche die Kraft des ſonſt ehrenwerthen alten Bahſel vor der Zeit brechen. Auch die praktiſch-philoſophiſche Schule hat ihre Kehrſeite; zu ihr gehört der Sohn des Finanzminiſters, der ſich in einem Begegnen mit Benno erbärmlich feig und dabei frech herausfordernd benimmt; weiter der Bankier Katz und der Negociant Stöte, die den jungen, verſchwenderiſchen Adel durch Wucher vollends ruiniren und dabei, durch Verbindung mit den Inſpectoren der Grundbeſitzer, dieſe letztern in großartiger Weiſe betrügen.

Lobten wir ſchon oben die tüchtige Geſtaltung der Principien, ſo können wir jetzt weiter der Löſung der geſtellten Aufgabe nur rühmend gedenken. Allerdings iſt die Frage, die zunächſt in dem Schickſale der handelnden Perſonen ausgetragen wird, ob nämlich der Adel ſich mit der Induſtrie verbinden ſolle, lange auch für dieſen entſchieden. Unſer moderner Adel, und nicht nur der grundbeſitzende, auch die nachgeborenen Söhne, dieſe ſchon um der Zulage willen, bekümmern ſich um die Spiritus- und Zuckerpreiſe faſt mehr als wünſchenswerth iſt. Uns ſcheint jetzt weniger die Frage zu ſein, wie ſich der Adel zur Induſtrie und zum Kapital, ſondern wie er ſich zur Arbeit überhaupt ſtellt. Damit wird der Geſichtskreis ein unbedingt erweiterter, der Blick ſchaut nicht allein in die Höhe auf die rauchenden Fabrikſchlote, nicht allein in die Tiefe der Gruben und Bergwerke, ſondern weit hinaus auf unſer ganzes ſociales und politiſches Leben. Vielleicht, daß in den weitern Abtheilungen dieſer „Altadelichen Familiengeſchichten" der Verfaſſer uns weiter führt und uns noch höhere Beziehungen ſchildert.

Das hier Gebotene aber können wir nur als eine durchaus tüchtige, von weitem Blick und genaueſter Kenntniß der geſchilderten Verhältniſſe zeugende Arbeit der größten Aufmerkſamkeit empfehlen. Sehr geſchickte Anlage

und Ausführung, gute Beobachtung, frische Schilderung, feingezeichnete Charaktere, maßvolle Vertheilung von Licht und Schatten, endlich spannende Erzählung sind nicht genug zu rühmende Eigenschaften dieses Romans.

Einige juristische Irrthümer, in denen der Verfasser sich befindet, z. B. über das Erbe der Mutter vom Kinde, wenn es bei Lebzeiten des Vaters stirbt, über Ungültigkeitserklärung einer Verschreibung u. s. w., wünschten wir verbessert. Die IV, 12 ausgesprochenen Ansichten über das Recht der Natur dürften doch vom sittlichen Standpunkt einiges Bedenken erregen.

A. Freiherr von Loën.

Eine berliner Emancipirte.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie von Meris. Herausgegeben von Alexander Büchner. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Ein interessanter Beitrag zur Charakteristik unserer Genialitätsepoche aus der Zeit der Schlegel'schen „Lucinde" und der Schlacht von Jena. Aus dem Romane der Fanny Lewald kann man hierüber wenig lernen, da ist alles idealisirt oder vielmehr es opalisirt alles in einer theoretischen Verklärung. Wer in den hier mitgetheilten Briefen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der lernt die Lebenspraxis der genialen Männer jener Zeit besser kennen. Pauline Wiesel lebte mit der Orthographie wie mit der Moral auf einem gespannten Fuße; doch in Bezug auf die erstere wurde sie von dem Prinzen Louis Ferdinand wacker unterstützt und durch das zweite gerade wurde sie den Stark- und Freigeisterin jener Epoche eine interessante Erscheinung. Freilich mußte noch etwas hinzukommen, um dies zu bewirken — Pauline Wiesel war eine Schönheit. Daß sie nebenbei eine verheirathete Frau, seit 1800 die Gattin des Kriegsrath Wiesel war, kam wenig in Betracht, da der kaustische und nihilistische Gemahl selber geringen Werth auf diesen Besitz zu legen schien. Es klingt sonderbar, wie der Prinz und sie über Treue und Untreue phantasiren; er ist entzückt von ihrem Ausspruch: „Wenn man eine Untreue thun kann, ist es, als wenn es geschehen wäre." Dies bezieht sich aber nur auf ihr gegenseitiges Verhältniß; der Ehegatte hat damit nichts zu thun. Der Feinschmecker Gentz, der sich erst in spätern Jahren (1811, 1815 und 1817) näher um die schöne Pauline kümmerte, führt eine echt diplomatische Correspondenz mit ihr, die wenig mehr enthält als Einladungen zu Congressen. Wenn man diese Visitenkarten und diplomatischen Noten mit Verständniß liest, so kann man über ihre Bedeutung nicht im Zweifel sein, so selten sich auch eine Quittung findet, wie die folgende: „Vous m'avez fait passer hier une soirée délicieuse." Da kann man doch nur an die Situationen der „Lucinde" denken. Varnhagen behandelt gar die schöne Pauline wie ein Kind und handelt ihr die Briefe der Rahel, das Stück für einen Dukaten, ab. Dieses Sendschreiben erscheint uns höchst charakteristisch für Varnhagen's diplomatische Gewandtheit; er weiß die schwachen Seiten derjenigen, mit denen er zu verhandeln hat, sehr gut herauszufinden und trifft auch für jeden den rechten Ton. So athmen seine Briefe an Pauline Wiesel eine gewisse Herablassung von geistiger Höhe und dabei haben sie etwas confidentiell Aufgeknöpftes. Auch Alexander von Humboldt ist vertreten unter den Briefstellern der emancipirten Schönen. Er schreibt ihr am 1. Februar 1808 unter anderm: „Ich umarme Sie innigst. Um mich her ist alles wüst und leer; ich ginge 12 Stunden zu Fuß, um Sie zu sehen." Das darf freilich bei dem Weltwanderer nicht wundernehmen, der, um eine Naturschönheit zu sehen, noch weiter gegangen ist.

Den Kern der Sammlung bilden die Briefe des Prinzen, aus denen in der That eine heiße, fast innige Leidenschaft athmet. Der Herausgeber sagt von ihm:

Der Prinz ist kein Mann, der auf der Schule oder in den Salons gelernt hat seine Leidenschaften in Syllogismen zu verschneiden und seine Empfindungen in Perioden zu vermessen. Ihn reizt keine Mannichfaltigkeit eleganter Redewendungen; er liebt, und daß er liebt, muß er schreiben oder vielmehr sagen, und brächte es ihn zu hundertfachen Wiederholungen. Er ist nackt und wahr wie die Antike, einfach wie sie; er jauchzt wie eine Bacchantin, er schreit und flucht vor Zorn und Schmerz trotz Ajax und Philoktet. Nichts wird da abgerundet, aufgeschmückt, zugestutzt; zuweilen steigt seine Naivetät bis zur Erhabenheit. Seine homerische Natürlichkeit mag hier und da ihre lächerliche Seite haben, aber er wollte ja kein Schriftsteller sein. Die Poesie der Sinne beherrscht ihn ganz, er ist trunken von diesem süßen Wahn — aber er geht ja auch in den sichern Tod als ein Fürst und mit dreiunddreißig Jahren — table ihn, lache ihn aus wer mag!

Das psychologische Räthsel dieser Leidenschaft löst uns der von Varnhagen mitgetheilte und ins Orthographische übersetzte Brief des Prinzen an Rahel, den auch der Herausgeber in den Vorbemerkungen mittheilt, und dem wir die folgende charakteristische Stelle entnehmen:

Pauline misgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es auflohderte, ich sie trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu den ans Magische grenzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dastehen, kalt und gleichgültig, wenn andere Pauline herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaction der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen.

Diese kritische Stimmung bricht in den Briefen an Pauline seltener hervor, und nur in dem Abschiedsbriefe, als der Held in den Krieg zieht, ist sie neben glühender Leidenschaftlichkeit zwischen den Zeilen zu lesen:

Arme liebe Pauline, ewig sind meine Gedanken bei dir mit

dir geweſen, jeden Augenblick ſuchte ich Dir zu folgen bis zu deiner Ankunft in Berlin. Pauline ich fühle es ſo war, ſo tief nur durch dich binn ich wahrhaft glücklich nur du verbreitest über meinem ganzen Weſen einen ſeelen Zauber aus, der Gedanke an dich du Liebe du, miſcht ſich allem, von dir meine Pauline erwarte ich auch nur Glück. Wie innig ich dich Liebe, ſehe ich ſelbſt daraus daß ich dich ſelbſt deine Fehler, nicht wegwünſchte, alles in dir trägt ein unverkennbares gepräge von Wahrheit, deine Aufwallungen, deine Ungerechtigkeiten, alles Lieb ich obgleich es mich quält, ſowie ich es dir ſagte, und es fühle nichts könte ich Dir wünſchen, nichts mögte ich anders wiſſen obgleich ich wenn ich vieles von andern oder an andern wie dich ſo ſähe, ich es tadeln und nicht Lieben würde, bei dir ſcheinen mir alle dieſe kleine Fehler nur Auswüchſe einer zu kraftvollen Natur zu ſeyn in der manches zwar nicht ganz entwickelt, vieles zurückgehalten, indeſſen nichts ſchöne ganz erſtickt worden. Du Liebe Unnatige Pauline du Engliſche Pauline — unendlich ſchwer war es dich zu erziehen und dich nicht zu verderben — alles ſchöne alle Kraft die in deinem Weſen liegt zu entwickeln, dazu gehörte ein Geiſt wie es wenige giebt! — auch das iſt mir gewiß daß vieleicht eine höchſt vollkommene Erziehung dich zwar zu einem in anderer Art ſehr intereſſanten Weſen würde gebildet haben aber daß auch vielleicht manches andere in dir wäre verborgen geblieben, welches nun ſo ſeltſame Wendungen und Ereigniſſe, in deinem Leben, in dir aufgeregt haben und die dich dem der dich ſo wie ich Liebt der dein Weſen ſo ergriffen, vielleicht noch Reizender machen muß. Der unendliche Reiz den du für mich haſt iſt unbeſchreiblich — du kennſt ja die Wunder unſerer Liebe, und ſo wie wir im Kelche der Wolluſt tranken, thaten es wenige — Meine Pauline, meine liebe Pauline ich rechne ganz auf deine Liebe, ſie wird und ſoll mir Lohn ſeyn wenn ich zurückkomme und dich wieder an das Herz drücken werde.

Pauline Wieſel iſt eine Erſcheinung, die uns vieles aus jener romantiſchen Sturm- und Drangepoche unſerer Literatur erklärt, welche ſich bis hinauf in das claſſiſche Leben von Weimar erſtreckte; ſie iſt eine Emancipirte in aller Naivetät, ohne ſich über Theorien, wie ihre Freundin Rahel, den Kopf zu zerbrechen; es iſt der Cultus der ſchönen Sinnlichkeit, den ſie vertritt, ohne allen Sturm und Drang der Weltverbeſſerung.

17.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Der ſechste Jahresbericht über den Stand und die Wirkſamkeit der Deutſchen Schiller-Stiftung iſt von dem Verwaltungsrath herausgegeben worden. Obgleich er unter der Herrſchaft der alten Statuten, welche doch in ſo vieler Hinſicht gegen die revidirten zurückſtehen, entworfen wurde, ſo gibt er immerhin den erfreulichen Beweis, daß das Inſtitut ſelbſt, unerſchüttert durch die Stürme der letzten Zeit, ſich fortentwickelt und dem deutſchen Schriftſtellerſtand ein Aſyl von wachſender Sicherheit gewähren wird.

„Der Charakter der Aufgeregtheit", ſagt der Bericht bald am Eingange, „den noch die erſte Hälfte dieſes Jahres an ſich trug, iſt geſchwunden, der innere und äußere Friede der Stiftung iſt wiederhergeſtellt, und ſo konnten die zu dem Ehrenamte des «Verwaltungsrathes» berufenen Männer, nachdem die Generalverſammlung vom 7. Juni 1865 zur Reſtituirung der alten «Satzungen» als dem allein möglichen Auskunftsmittel gegriffen hatte, um die infolge der bekannten Differenzen für einige Zeit bedrohte Wirkſamkeit der Stiftung vor einer gänzlichen Lähmung zu bewahren, ungeſtört der ſchönen Aufgabe ſich widmen, ein Inſtitut zu leiten, das dazu beſtimmt iſt, dem «ernſt und treu ſchaffenden Genius» der leider ſo ſelten lohnenden geiſtigen Arbeit im deutſchen Vaterlande eine hülfsbereite Zufluchtsſtätte zu bieten. Wenn das Zurückgreifen auf die alten Statuten, dieſer durch die Umſtände gebotene Schritt, durch welchen auf die Vortheile, ja man kann ſagen, die Errungenſchaften der in den «revidirten Satzungen» enthaltenen praktiſchen Einrichtungen für längere Zeit verzichtet ward, allerdings ein entſagungsvoller war; ſeine volle Rechtfertigung findet er gewiß in dem alten bewährten Spruche: «Das Wohl der Stiftung mußte als oberſtes, allein maßgebendes Geſetz gelten.» Zum erſtenmal ſeit der förmlichen Conſtituirung unſerer Stiftung wurden Vorort und Verwaltungsrath aufs neue beſtellt; Ort und Perſonen der Geſchäftsleitung wurden zum erſten male gewechſelt. Daß eben dieſer Wechſel, einige unweſentliche Störungen in den erſten Wochen abgerechnet, ohne gewaltſame Unterbrechung des Geſchäftsganges ſich vollziehen ließ, zeigt für die geſunde Organiſation unſers Inſtituts. Ihr allein iſt es zu verdanken, daß die veränderten Verhältniſſe ſich für den geregelten Gang der Geſchäftspraxis nicht fühlbar erwieſen. In genaueſter Befolgung der einſchlägigen Beſtimmungen der Geſchäftsordnung übergab der abgetretene Vorort an den neu eintretenden das geſammte Archiv, die Rechnungsausweiſe, Kaſſenbeſtände u. ſ. w., und nur die muſterhafte Ordnung, ſowie die wahrhaft ſcrupulöſe Genauigkeit und Ueberſichtlichkeit, in welcher das Inventar der alten Geſchäftsleitung auf die neue überging, ermöglichten ohne vieles Um- und Anfragen die ſogleiche Weiterführung des wahrlich nicht ſo leichten Werks; ein Umſtand, der gewiß ſchwer in die Wagſchale fällt, wenn man bedenkt, daß eine faſt ſechsjährige, vielfach verzweigte und an einem fremden Orte geführte Thätigkeit gleichmäßig fortgeſetzt ſein wollte. Die in den erſten Tagen des December v. J. am Sitze des Vorortes abgehaltene verwaltungsräthliche Conferenz ſprach ſich auch entſchieden in dieſem Sinne aus, indem ſie auf Antrag der Commiſſion, welche bezüglich der dem frühern Vororte zu ertheilenden «Generaldecharge» mit der Prüfung und Reviſion der Rechnungen niedergeſetzt wurde, ſich dahin erklärte, «daß der Verwaltungsrath der verfloſſenen Periode im allgemeinen und der Vorort Weimar insbeſondere der Stiftungsorganiſation das eigentliche Leben eingehaucht habe und ſich deshalb der gegenwärtige Verwaltungsrath für verpflichtet halte, dem Geſammtwirken des vorhergegangenen in ehrenvollſt ausgezeichnetſter Weiſe die Generaldecharge zu ertheilen».“

Wir erfahren ferner, daß der in Wien domicilirende Schriftſteller Dr. Hans Hopfen proviſoriſch, unter dreimonatlicher Kündigung von beiden Seiten, zum Generalſecretär der Schiller-Stiftung an Karl Gutzkow's Stelle ernannt iſt. Man darf dieſe Wahl gewiß billigen. Hopfen hat nicht nur durch ſeinen Roman „Peregretta" ſich in würdiger Weiſe in den Kreis der deutſchen Unterhaltungsſchriftſteller eingeführt; er hat ſich auch durch einige ſeiner, in dem „Münchener Dichterbuch" enthaltenen Gedichte, namentlich durch das in Gedankeninhalt und Form gleichmäßig hervorragende Gedicht: „Die Noth", als einen künſtleriſch ſtrebenden Poeten bewieſen, welcher wol geeignet erſcheint, die Berechtigung der Candidaten der Schiller-Stiftung zu prüfen, namentlich inſoweit dieſelbe durch den Gebrauch künſtleriſcher Formen bedingt iſt.

Die Einnahmen der Schiller-Stiftung beliefen ſich im Jahre 1865 auf 20094 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. und 1292 Fl. ö. W., eine immerhin beträchtliche Summe, durch welche ſchon manche Nothwendigkeit, manches ſtrebende Talent ermuthigt werden kann. Der Geſammtbetrag der ſowol aus der Centralkaſſe als von den Zweigſtiftungen gewährten Unterſtützungen beträgt 16511 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. und 855 Fl. ö. W. Der Poſten der lebenslänglichen Penſionen, unter denen ſich z. B. eine zu 500 und fünf zu 300 befinden, hat

gegen früher eine nicht unwesentliche Zunahme erfahren; aber auch die Ziffer der ein- und mehrjährigen, sowie einmaligen Unterstützungen ist gestiegen. Die Mittheilung der einzelnen Unterstützungsbeträge hat weiter kein Interesse, da durch die Rückkehr zu den alten Statuten die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist und deshalb die Namen der einzelnen, von der Stiftung bedachten Autoren nicht genannt werden dürfen. Doch wissen wir aus den Veröffentlichungen jenes kurzen Interregnums, in welchem die revidirten Statuten und mit ihnen der Segen der Oeffentlichkeit herrschte, daß sich unter den Pensionären der Deutschen Schiller-Stiftung eine große Zahl von namhaften Vertretern unserer Literaturepoche befindet.

Zu bedauern bleibt es, daß die Zahl der Zweigstiftungen noch immer keinen Zuwachs gefunden hat. Nur in Brünn stand die Constituirung eines Zweigvereins bei Abfassung des Berichts in naher Aussicht und ist wahrscheinlich jetzt bereits eine vollendete Thatsache geworden. Außerdem hat die Zweigstiftung Nienburg sich zu einer hannoverischen Schiller-Stiftung erweitert, und wird hoffentlich diesen Namen mit der That führen, wenn der warme Aufruf der Stiftung um werkthätige Unterstützung und herzliches Entgegenkommen von seiten der hannoverschen Städte den gewünschten Anklang gefunden haben wird.

Der Bericht des Verwaltungsraths schließt mit folgenden dankbaren Rückblicken und frommen Wünschen, welche die Friedenspfeife von Stiftung zu Stiftung kreisen lassen, die in letzter Zeit so bedenklich ausgegangen war:

„Es erübrigt noch am Schlusse dieses Berichts einer Pflicht der Dankbarkeit zu genügen. Sie gilt den Männern, die unter oft schwierigen Verhältnissen, aber allzeit bereit, dem Dienste unserer Stiftung ihre meist mühsam errungene Muße zu widmen, mit solcher Einsicht, Tüchtigkeit, Geschäftskenntniß und Thatkraft das Werk leiteten und fortführten, auf dessen Gedeihen so viele Hoffnungen, auf dessen Gelingen die Augen des Vaterlandes gerichtet sind. Wir meinen die Mitglieder des frühern Vororts und Verwaltungsraths! Eine gleiche Pflicht der Dankbarkeit gebietet uns, Herrn Dr. Köster in Weimar, der mit nicht genug zu schätzender Bereitwilligkeit während der Vacanz des Generalsecretariats der Mühewaltung dieses Postens sich unterzog, für diesen zur innigsten Befriedigung des Verwaltungsraths unserer Stiftung geleisteten Dienst hier die ihm gebührende herzlichste Anerkennung auszusprechen. So möge denn für unsere Stiftung auch die neue Verwaltungsperiode als eine nach jeder Richtung hin segensvoll ersprießliche und gedeihliche sich gestalten. Die schöne Schöpfung jener unvergeßlich schönen Tage, in denen die deutsche Nation die hundertjährige Geburtsfeier eines ihrer größten Söhne beging — unsere Stiftung bedarf zu ihrer vollen Kräftigung des innern und äußern Friedens. Diesen ihr zu bewahren, die zerstörenden Mächte der Zwietracht und Entzweiung von ihr fern zu halten, wird die Aufgabe des Verwaltungsraths und der Stiftungsgenossen sein. Möge ein gütiges Geschick dieses Vorhaben unterstützen!"

Eine niederdeutsche Ausgabe des „Eulenspiegel".

Die älteste bekannte Ausgabe des Eulenspiegel stammt aus dem Jahre 1519 und ist in hochdeutscher Sprache abgefaßt. Man hat alle Ursache, mit dem Herausgeber Lappenberg, welcher kürzlich der deutschen Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde, die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß diese älteste hochdeutsche Fassung von Thomas Murner herrühre. Daß aber vor 1519 schon ein Druck und zwar in niederdeutscher Sprache existirte, läßt sich aus verschiedenen Einzelheiten mit Gewißheit schließen. Bisjetzt hat sich ein solches Exemplar nicht auffinden lassen, aber auch die älteste bekannte niederdeutsche Ausgabe trifft das seltsame Misgeschick, in keinem der erhaltenen Exemplare complet vorzuliegen. Glücklicherweise aber ergänzen sich die beiden Fragmente, welche die Bibliotheken zu Wien und Berlin aufbewahren, sodaß sich aus ihnen das durchaus vollständige Werk ergibt. Es war daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, wenn sich die beiden Bibliotheksvorstände zur Herstellung eines vollständigen „Exemplars" vereinigten, aber leider können wir uns mit der Art und Weise nicht einverstanden erklären. Die Completirung geschah auf dem Wege der Photolithographie, und so entstand nicht eine Textausgabe, sondern im sinnlichen Sinn ein „Exemplar", eine Facsimile-Ausgabe, die man so gnädig war in einigen Exemplaren auch dem Buchhandel zu überlassen, unter folgendem Titel: „Dyel Ulenspiegel in niedersächsischer Mundart nach dem ältesten Druck des Servais Kruffter photolithographisch nachgebildet" (Berlin, Asher u. Comp., 1865). Der Preis für dieses Curiosum beträgt 6 Thlr., gewiß nicht zu viel in Hinsicht der gewaltigen Herstellungskosten, aber er ist entschieden zu hoch für alle, denen es auf die Sache, nicht auf eine Rarität ankommt. Wollte man eine Anschauung des äußern Gewandes des alten Drucks geben, so hätten einige Blätter Facsimile mit Berücksichtigung einiger Holzschnitte hingereicht. Die Hauptsache ist der Text, den man einfach urkundlich abdrucken mußte. Das wäre eine Bereicherung der Literatur und der Wissenschaft gewesen, die man allgemein mit Dank aufgenommen haben würde, weil eine solche Textausgabe leichter anzuschaffen ist. Uebrigens ist dieser „niederdeutsche" Druck, wie man ihn im Gegensatz zum „hochdeutschen" immerhin nennen kann, keineswegs „niedersächsisch", wie auf dem Titel zu lesen ist, sondern niederrheinisch, insbesondere kölnisch, was ganz leicht erklärlich ist, weil Servais Kruffter in Köln seine Druckerei hatte. Warum haben sich denn die Herren Verleger nicht bei einem Sachverständigen Raths erholt? Eine andere Seltsamkeit enthält die Vorbemerkung: es wird gesagt, diese niedersächsische Ausgabe steht dem ältesten Texte der „Legende" näher als irgendeine andere. Wie kann man nur die „Sage" von Eulenspiegel eine „Legende" nennen? Hoffentlich wird uns neben dem Facsimile später auch noch eine einfache und billigere Textausgabe des Kruffter'schen Drucks geboten!

Bibliographie.

Aimard, G., Die Zigeuner des Meeres. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Aus dem Schuldgefängnisse! Ein Beitrag zur preußischen Culturgeschichte. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Cogitant. Flugblätter für Freunde naturalistischer Weltanschauung. Herausgegeben und redigirt von C. Loewenthal. Jahrgang 1866. 12 Nrn. Berlin. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Geist, H., Die klassische und christliche Bildung im Lichte des Conservatismus. Ein Vortrag. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich, J. B., Die Klöster in der Geschichte. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Held, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Jovanovič, J., Der Serbe und seine Poesie. Aus dem Serbischen. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.

Kampschulte, H., Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen. Pragmatisch dargestellt. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.

Lantier, G. A., Der historische Christus. Mit Rücksicht namentlich auf den deutschen Protestantenverein und Schenkels Charakterbild Jesu. Berlin, Neumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Lever, C., Luttrell von Arran. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Helene v. Waldheim. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nielter, A., Breviarium der christlichen Ethik. Regensburg, Pustet. 12. 1 Thlr. 27 Ngr.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Wörner, V., Lebende Bilder. Zum Beschauen für das Volk. 2 Abtheilungen. Augsburg, Schlesier. Gr. 16. à 18 Ngr.

Zingerle, I. v., Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 12 Ngr.

Zmijka, J. B., Die Göttlichkeit des Christentums und die Nichtigkeit des Rationalismus oder des Naturalismus der Gegenwart. Kritisch beleuchtet. Teschen, Prochaska. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Zustände und Eigenthümlichkeiten in den baltischen Provinzen Russlands. Bautzen, Schmaler u. Pech. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**
Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Erster Band. Erstes Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln, die Verschwörung in Washington und Jefferson Davis. 1865. — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit. 1.

Um die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval" von seiner Begründung an unausgesetzt zutheil werden ließ, noch zu steigern und allgemeiner zu machen, erscheint die jetzt begonnene Neue Serie des Werks zunächst in einzelnen Heften. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalprocesse der Gegenwart sofort, nachdem die Acten geschlossen sind, den Lesern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben ist, die Darstellung jedes Processes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Lesecirkel. Wer jedoch die bisherige Erscheinungsweise vorzieht, kann die Neue Serie, ganz wie die frühern, in vollständigen Bänden beziehen.

Das erste Heft der Neuen Serie nebst einem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen für die Fortsetzung angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern
von
Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Neun Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr. Geb. 5 Thlr. 15 Ngr.

„Die Ritter vom Geiste" sind anerkanntermaßen eins der besten Werke Gutzkow's und ein Roman von bleibendem Werthe. Als ein Spiegelbild der deutschen, namentlich der preußischen Zustände nach 1848 hat dieser Roman eine schöne Idealwelt politischer Tüchtigkeit auferbaut, die auf Tausende von Lesern während der darauf folgenden trüben Zeit erhebend und ermuthigend einwirkte und die gleiche Wirkung auch ferner auszuüben geeignet ist.

Es war ein Lieblingsgedanke des Dichters, den bereits in drei Auflagen erschienenen Roman in einer durch ihren wohlfeilen Preis der weitesten Verbreitung fähigen Volksausgabe dem Privatbesitz zugänglich zu machen, und die Verlagshandlung hat seinen Wunsch mit der nun vollständig vorliegenden vierten Auflage verwirklicht. Dieselbe glaubt um so mehr die Ausgabe, die schon während des allmählichen Erscheinens in Bänden zahlreiche Käufer gefunden, jetzt von neuem dem deutschen Publikum zur Anschaffung empfehlen zu dürfen, als sie einen wesentlichen Theil des Ertrags dem Dichter überweisen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Johann Peter Uz

an einen Freund,
aus den Jahren 1753—82.

Herausgegeben von **August Henneberger.**
8. Geh. 20 Ngr.

Diese Briefe des Dichters Uz verbreiten sich hauptsächlich über neue literarische Erscheinungen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und haben um so größeres Interesse, als die gleichzeitigen Quellen über jene vorclassische Periode der deutschen Literatur, über die sogenannten Anakreontiker, bekanntlich nur sehr spärlich fließen. Die Einleitung und die erläuternden Anmerkungen, womit der Herausgeber die auch culturhistorisch wichtigen Briefe begleitet hat, werden namentlich nicht fachwissenschaftlichen Lesern willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Bibliothek.

Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden.

Aus dem Nachlasse von
Paul Trömel.
8. Geh. 20 Ngr.

Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt hat der verstorbene Verfasser, unterstützt von den Herren Dr. Blohm, Freiherrn Wendelin von Maltzahn, Dr. Joachim Meyer, Regierungsrath Dr. Wentzel, Regierungsrath Wurzbach von Tannenberg u. a., die Titel aller der Drucke Schiller'scher Schriften gesammelt, welche für Feststellung des Textes auf immer als Grundlage dienen müssen, dieselben kritisch gesichtet, nach der Entstehungszeit der einzelnen Erzeugnisse aufgeführt und mit höchst werthvollen bibliographischen Nachweisen begleitet. Die Schrift erschien nun unter obigem Titel aus seinem Nachlaß, eingeleitet durch ein biographisches Vorwort von Heinrich Brockhaus. Schiller-Sammler, Bibliographen, Literarhistoriker wie Literaturfreunde überhaupt erhalten damit eine gewiß willkommene Gabe, ein in vielen Fällen unentbehrliches bibliographisches Hülfsmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Von F—r. (Friedrich Rückert.)

Zweite Auflage.
8. Geh. 5 Ngr.

Diese Anfang 1864 erschienenen Gedichte Friedrich Rückert's, die letzten Dichtungen, welche von ihm veröffentlicht worden, beleuchteten die damalige politische Lage im Geiste des Verfassers der „Geharnischten Sonette". Dieselben bilden einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Vervollständigung seiner Werke; sie zeigen, wie der politische Vorkämpfer von 1813 die Flamme der Begeisterung für Deutschlands Macht und Ehre bis ins höchste Greisenalter treu gehütet hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 11. — 15. März 1866.

Inhalt: Zur Charakteriſtik Ludwig's XIV. — Guſtav Rümelin's Shakſpeare-Studien. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Vom Büchertiſch. — Strauß' neues „Leben Jeſu" in England. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteriſtik Ludwig's XIV.

Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. Geſchichtliche Studie, Vorſtudie zu einer „Geſchichte der Regentſchaft". Von Wilhelm Krohn. Jena, Coſtenoble. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer nennt ſein Buch eine geſchichtliche Studie und begegnet dadurch von vornherein dem Einwand, daß daſſelbe weder in Form noch Inhalt den ſtrengen Anforderungen, welche man an ein pragmatiſches eigentliches Geſchichtswerk zu ſtellen berechtigt iſt, zu genügen vermöge. Seinem Werke liegen augenfällig hauptſächlich die im vorigen Jahrhundert in ſo großer Anzahl erſchienenen Memoiren jeglichen Kalibers zu Grunde. Stil und Schreibweiſe wiſſen zwar den gewöhnlichen ſalopen Ton der Memoiren zu vermeiden, fallen auch an nur wenigen Stellen in die dem Romane eigenthümliche ſchwungvollere und phantaſiereichere Diction, aber die keuſche, nüchterne Sprache der maßvollen Klio hat ſich der Verfaſſer doch noch nicht anzueignen gewußt. Wir erinnern insbeſondere an die Schilderung der Frau von Maintenon, der Intriguen der Fürſtin Orſini und anderes. Auch beſchäftigt ſich das Buch im ganzen doch zu wenig mit der Hauptperſon, mit Ludwig XIV., indem der ſpätere Regent, Herzog Philipp von Orleans, zu ſehr in den Vordergrund tritt. Der Verfaſſer gibt durch die ganze Art und Weiſe, wie er jeden Augenblick auf den Herzog von Orleans zurückkommt und ihm mehr Beachtung ſchenkt, als dem, der dem Titel zufolge als der Held des Buchs betrachtet werden muß, deutlich zu erkennen, daß er die letzte Regierungsperiode Ludwig's XIV. nur darum zum Gegenſtande ſeiner Studien machte, weil in derſelben die Intriguen geſponnen wurden, die zu zerreißen der Herzog von Orleans ſofort nach dem Tode des Königs alle ſeine Kraft und Talente in Anwendung zu bringen genöthigt war und weil nicht nur der Beginn und Verlauf dieſer Intriguen, ſondern auch die Motive, denen ſie entſprungen, zum größten Theil unverſtändlich und in hohem Grade befremdlich erſcheinen, wenn man nicht auf das genaueſte davon unterrichtet iſt, unter welchen Einflüſſen Ludwig XIV. in ſeinen letzten Lebensjahren ſtand und mit welch wahrhaft teufliſchen Mitteln man auf den armen großen König zu wirken verſuchte.

Daß aber trotz der Blindheit, mit welcher der hoch in den Siebzigen ſtehende Monarch geſchlagen war, daß trotz des Gängelbandes, an welchem ihn Frau Maintenon und ſein unähnlicher Lieblingsſohn, der Herzog von Maine, ganz nach Gefallen führten, der ſtolze alte Mann immer noch ſo viel Kraft und Energie beſaß, um ein gewiſſes Maß von Rechtlichkeitsgefühl nicht zu verleugnen und um den Verfolgungen und Verleumdungen wenigſtens da, wo ſie ihm zuzumuthen wagten, die eigenen Mitglieder ſeiner Familie anzutaſten und die Ehre ſeines königlichen Hauſes mit Schmach und Schande zu bedecken, ein feſtes Halt zu gebieten: dies muß uns bei all unſerer Abneigung gegen den eiteln, tyranniſchen, abergläubiſchen König mit einer gewiſſen Hochachtung vor ſeinem Charakter und Ehrgefühl erfüllen. Nicht der glänzende Hof, nicht die zahlreichen Kriege, die Erwerbung fremder Provinzen, die ſtolze Sprache und Haltung, welche der Herrſcher Frankreichs gegen ganz Europa führte, vermögen den einſichtigen deutſchen Leſer zu blenden, wol aber die Würde und die ſtolze ungebeugte Haltung, welche er während ſeiner ſpätern Regierungsjahre bewahrte, während der Zeiten der herbſten und traurigſten Unglücksfälle, welche nicht nur Frankreich, ſondern den König perſönlich in ſeiner eigenen Familie heimſuchten. Hier erſcheint Ludwig XIV. wirklich groß, wenn auch nicht als König, ſo doch als Menſch und Familienvater. Die franzöſiſchen Hiſtoriker wiſſen zwar in der Regel dieſe Charakterzüge wenig zu würdigen, ſie würden auch nicht leicht die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. zum Gegenſtande ihrer Darſtellung gemacht haben, denn den Franzoſen war auch ihr „großer König" nur ſo lange groß, als ihm das Glück lächelte, nur ſo lange war ſein Despotismus ein berechtigter.

Es iſt inſofern allerdings ein Verdienſt des vorliegenden Buchs, die Charakterzüge, welche den großen König wirklich groß erſcheinen laſſen, uns recht zur Anſchaulichkeit zu bringen. Da der Verfaſſer uns nur die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. vorführt, ſo hatte er ſich damit ſelbſt der Gelegenheit beraubt, ſeinen Helden uns im

vollen Glanze seines Wirkens darzustellen. Nicht nur die Beziehungen Frankreichs zum Auslande hatten für dasselbe eine gegen die jüngste Vergangenheit demüthigende Wendung genommen, nicht nur die Kriege nahmen einen unglücklichen Verlauf und Spanien schien für die Bourbonen verloren, sondern auch in den innern Verhältnissen des Reichs sah es traurig aus, die Unzufriedenheit der Bevölkerung war in rascher und stetiger Zunahme begriffen.

Unter diesen Umständen hat es zwar der Verfasser gerade nicht unterlassen, die auswärtigen Verhältnisse, die Kriegführung und die spanischen Wirren besonders ausführlich, namentlich die letztern, zu besprechen, es ergab sich aber ganz von selbst, daß das Hauptaugenmerk eben nur dem galt, was wirklich in fortdauernd näherer Berührung mit dem König stand: dies waren aber damals nur seine Familie, die Maintenon mit eingerechnet, und der Hof. Vom König als Regent und Herrscher erhalten wir nur sehr dürftige Andeutungen; wir erfahren nicht einmal, was doch erst wieder Guizot in seiner „Geschichte der Civilisation in Europa" eingehend behandelt hat, daß Ludwig XIV. der eigentliche Gründer der französischen Centralisation, der Schöpfer der so vollendeten bureaukratischen Regierungsweise in Frankreich war. Aber eben als Regent fühlte sich Ludwig in seinen letzten Lebensjahren selbst so wenig mehr, der Abstand gegen seine eigene Vergangenheit kam ihm so groß vor, daß er, wenn er von derselben sprach, sich öfters des Ausdrucks bediente: „Quand j'étais roi." Um so mehr fühlte er sich dagegen in seiner stolzen Würde als Mittelpunkt des Hoflebens, des bis ins kleinlichste ausgebildeten Etikettenzwangs. Das eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm als König und der übrigen (französischen) Menschheit als Unterthanen bildende Ceremoniell wurde von ihm unter keinen Umständen verletzt, er selbst erschien in allen Lagen als der Architypus der königlichen Würde und Grandezza. Ohne jede Spur von Gespreiztheit und Affectation imponirte er noch bis in sein höchstes Alter durch die ihm angeborene Würde. Er hätte es darum auch zur Erhaltung seines königlichen Ansehens wahrlich nicht nöthig gehabt, keine, auch nicht die geringste Abweichung von der bestehenden Hofetikette selbst unter noch so gerechtfertigten Umständen zuzulassen. Aber er ging noch weiter: alle, auch die Glieder seiner Familie, mußten sich stets allen seinen Launen fügen, durften ihm nie in liebgewordenen Gewohnheiten eine Störung verursachen. Ludwig XIV. war hierin wie in allem der vollendetste Despot und Egoist. Wie für die Regierung des Staats kein Wille außer dem seinigen Geltung haben sollte — sein Wahlspruch „l'état c'est moi" ist ja hinlänglich bekannt —, so sollte es auch in seinem Privat-, in seinem Familien- und Hofleben der Fall sein: alle in seiner Umgebung sollten nur Marionetten sein, deren Fäden er in seiner Hand hielt und nach Belieben in Bewegung setzte. Was er angeordnet und befohlen hatte, war unwiderruflich. Der König war zwar keineswegs ohne Gefühle der Zuneigung gegen einzelne Glieder seiner Familie; doch auch diese mußten sich unbedingt unterwerfen und Folge leisten, mochte auch im einzelnen Falle dieser Gehorsam mit den größten Uebelständen, ja mit Lebensgefahr verbunden sein. Noch weniger Rücksichten nahm er gegen seine Maitressen:

Nie hatte er zu Gunsten eines andern Menschen seiner Selbstsucht entsagen, nie einen Widerspruch gegen seine Launen oder auch nur die geringste Beeinträchtigung der ihm liebgewordenen Gewohnheiten dulden wollen. Und nicht einmal die, welche ihm am nächsten standen, mit deren Leben sich seine Neigungen und Gefühle verwebt hatten, blieben vor den Aeußerungen seiner rücksichtslosen Willkür bewahrt, denn sein Herz war verhärtet worden durch die Gewohnheit, sich als den steten Mittelpunkt alles Seins, als das Ziel aller Blicke und Aufmerksamkeit zu betrachten. Er hatte fast verlernt, eine Gegenseitigkeit zwischen sich und der übrigen Menschheit anzuerkennen. Wenn er Frau von Maintenon besuchte und sie unpäßlich, von Kopfweh gepeinigt oder gar im Fieber liegend fand, so hinderte ihn das nicht, alle Fenster öffnen zu lassen, weil er die frische Luft liebte, oder die gewohnte Gesellschaft zu ihr zu entbieten und die Hunderte von Kerzen anzünden zu lassen, „die (ihr eigener Ausdruck) wie ebenso viele Dolchstiche in ihren zuckenden Nerven bohrten". Selbst in der Zeit seiner zärtlichsten Gefühle für seine Maitressen nahm er auch nicht die geringste Rücksicht auf ihr Wohlbefinden, soweit nicht das eigene davon bedingt war. Auch dann, wenn sie schwanger waren, gestattete er ihnen nicht, daß sie sich von den Reisen, die er unternahm, ausschlossen oder auch nur in irgendeiner Weise von den strengen Regeln der Etikette entbanden. Stets mußten sie im Staatskleide, geschmückt und geschnürt, zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebte, auf seinen Wink bereit sein, nach Flandern und noch weiter reisen, allen Festlichkeiten, die während dieser Reisen veranstaltet wurden, beiwohnen, tanzen, wachen, bei der Tafel erscheinen und sich stets heiter und angeregt zeigen, selbst nicht durch die leiseste Aeußerung verrathen, daß sie unter solchen Strapazen litten.

Wenn der Hof in den verschiedenen Jahreszeiten von einem der königlichen Schlösser nach dem andern übersiedelte, nach Marly oder Fontainebleau fuhr, durfte niemals irgendeines der königlichen Familienglieder fehlen, auch Krankheit gewährte kaum einen genügenden Entschuldigungsgrund, und selbst wenn die Frauen seiner Enkel schwanger waren und die Beschwerden einer solchen Fahrt ihren zarten Gesundheitszustand zu gefährden drohten, litt der König durchaus nicht, daß sie auf ihnen fehlten. Mehr als einmal war dadurch die Hoffnung eines Zuwachses seines Familienkreises vereitelt worden; trotzdem drang er nach wie vor auf ausnahmslose Befolgung dieser von der Etikette seines Hofs vorgeschriebenen Gebräuche.

Als nun wiederum einmal die Vorstellungen der Aerzte, selbst die Besorgnisse, die Frau von Maintenon geäußert, unbeachtet geblieben und die Herzogin von Bourgogne trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft nach Ablauf eines kurzen Aufschubs, zu dem sich der König in Rücksicht auf ihr leidendes Befinden verstanden hatte, genöthigt worden war, an der Fahrt nach Marly theilzunehmen, hatte dieselbe abermals nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und eine Fehlgeburt war die Folge. Ludwig XIV. vernahm diesen Unfall mit Gleichgültigkeit, und ohne auch nur im mindesten seinen Eigensinn, der ihn verschuldet, zu bedauern, theilte er die Nachricht seinem Hofe mit, der ihn auf seinem Spaziergang in den Gärten von Marly begleitet hatte und zuschaute, wie der König, am Bassin stehend, den Karpfen Brocken zuwarf.

Den Höflingen entfuhr ein Ausruf der Bestürzung, und einer derselben äußerte die Besorgniß, daß die Herzogin, weil ihr mehrmals derselbe Unfall begegnet wäre, vielleicht nie wieder Kinder bekommen möchte. „Und wenn das nun wäre", unterbrach ihn Ludwig XIV. ärgerlich, indem er für einen Augenblick seine Lieblingsbeschäftigung einstellte, „was thäte es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn? Und wenn der stürbe, ist der Herzog von Berri nicht schon alt genug, sich zu vermählen

und Kinder zu zeugen? Was liegt mir daran, ob die Thronfolge auf seine oder ihre Kinder übergeht? Sind sie nicht alle meine Enkel? Dieu merci!" fügte er dann mit wachsender Heftigkeit hinzu, „sie hat eine Fehlgeburt gethan, weil es einmal so sein sollte. Ich werde nun doch nicht mehr von den lästigen Vorstellungen der Aerzte und den mir ebenso widerlichen Bedenklichkeiten alter Weiber in meinen Reisen, und was mir sonst zu thun beliebt, gestört werden. Ich werde jetzt wieder ganz nach meinem Gefallen leben können und man wird mich in Ruhe lassen."

Aber die Nemesis blieb nicht aus und die gerechte Strafe ereilte den übermüthigen Monarchen noch bei Lebzeiten. Einmal erfolgten so viele Todesfälle in seiner Familie, daß ihn fast nur ein einziger Urenkel von schwächlicher Gesundheit überlebte, und auf der andern Seite trugen schließlich die „alten Weiber" dennoch den Sieg davon. Der große König, dessen Wille allmächtig sein, vor dessen Launen sich alle ohne Ausnahme beugen sollten, wurde doch endlich der Spielball in den Händen eines verschmitzten, heuchlerischen alten Weibes von dunkler Herkunft. Nicht Ludwig XIV., sondern die Witwe des Dichters Scarron regierte zuletzt in der That Frankreich; sie wußte dem König so schlau und fein ihre Ideen und Plane einzugeben, daß er sie für seine eigenen hielt; die Minister empfingen ihre Instructionen von ihr, und wer gegen sie Widerstand versuchte, mußte, mochte er sonst selbst auch in der Gunst des „allmächtigen" Herrschers stehen, doch bald den Intriguen des alten schlauen Weibes weichen. Und der große Monarch hatte nicht einmal einen Dank davon, daß er sich von der Frau von Maintenon und dem wegen ihrer gemeinschaftlichen Interessen eng mit ihr verbündeten Herzog von Maine so umgarnen ließ, daß nur solche Personen ihm nahen durften, welche diesen saubern Genossen ergeben waren oder ihnen doch unschädlich dünkten. Weder seine Maitresse noch sein eigener Lieblingssohn hatten Zuneigung zu ihm, im Gegentheil hielten sie es für eine große Last, den alternden launenhaften Mann unterhalten zu müssen, und es war lediglich ihre Herrschsucht, die Eitelkeit, durch ihn herrschen und befehlen zu dürfen, was sie vermochte, seinen Launen zu schmeicheln. Durch ihre Ausdauer wußten sie aber dafür auch am Ende ihre Herrschaft so sehr zu befestigen, daß der König selbst gegen seinen Willen sich ihnen fügen mußte. Das letzte Ziel des ehrgeizigen Strebens der Maitresse und des Bastards war, daß der König ein Testament errichtete, in welchem er statt des berechtigten nächsten Agnaten, des Herzogs von Orleans, den Herzog von Maine zum Regenten und Vormund seines Urenkels einsetzte. Man scheute sich nicht, den Herzog von Orleans sogar der Vergiftung der so rasch vom Tode ereilten Enkel des Königs zu beschuldigen. Der König konnte es zwar nicht über sich gewinnen, diesen Anschuldigungen Glauben zu schenken, war auch nicht gewillt, die Grundgesetze des Staats über die Regentschaft umzustoßen, aber durch die unreellsten Mittel, bald durch Schmeicheln und geheuchelte Besorgnisse für das Wohl und Leben des noch in den ersten Lebensjahren stehenden Prinzen, bald durch Schmollen und Vernachlässigung des Königs wußten es die beiden Mitschuldigen dahin zu bringen, daß dieser sich zuletzt dennoch dazu bewegen ließ, den Herzog von Maine nicht allein zum Vormund des jungen Thronfolgers zu bestellen, sondern auch die Macht und die Befugnisse des Herzogs von Orleans zu Gunsten des Bastards Maine so zu beschränken, daß jenem nur der Titel eines Regenten übrigblieb.

Die Schilderung des grausamen Benehmens der Maitresse und des eigenen Sohnes des alten Königs sind wahrlich geeignet, nur Gefühle von Mitleiden für den armen allmächtigen Monarchen zu erwecken:

Frau von Maintenon und der Herzog du Maine waren bisher immer nur bemüht gewesen, den König zu unterhalten, ihm zu gefallen, seine Wünsche zu errathen, seine Launen zu befriedigen, und hatten, seit sie seine einzige Zuflucht geworden, ihre Anstrengungen, ihn sich zu gewinnen, noch verdoppelt. Sie hatten gehofft, ihn dadurch so sehr für sich einzunehmen, daß er ihnen jede Bitte gewähren würde. Aber da sie schon einmal in Betreff der Regentschaft auf einen so unbeugsamen Widerstand gestoßen waren, und ihn auch jetzt, wo sie ihn bewegen wollten, wenigstens auf ihre andern Wünsche einzugehen, nicht minder unnachgiebig fanden, so änderten sie plötzlich ihr Benehmen gegen ihn, da sie vollkommen sicher waren, nichts zu wagen, und ihm seine Zustimmung zu ihren Wünschen um jeden Preis entreißen wollten.

Sie bewiesen aber dadurch, daß sie in seiner kummervollen Lage so grausam sein konnten, auch noch neue Sorgen zu den vielen Schmerzen, die schon an ihm nagten, hinzuzufügen, wie wenig wahre Zuneigung sie für ihn besaßen. Trotzdem sie merkten, daß ihr unaufhörliches Drängen ihn belästigte, trotzdem sie sahen, wie schmerzlich es für ihn war, gerade den Bitten derer, die er liebte, und auf die er seine gebrochene Seele zu stützen wünschte, widerstehen zu müssen, und wie sehr es ihn betrübte, die Aeußerung ihrer Unzufriedenheit wahrzunehmen, waren sie doch so mitleidslos, unablässig an ihrem Zwecke zu arbeiten und jede Weigerung mit eisiger Kälte aufzunehmen. Sie wurden dann ernst und düster, seufzten und schwiegen, trugen nichts zur Unterhaltung bei, ließen die Aeußerungen des Königs schnell fallen, antworteten selbst manchmal nicht darauf, wenn sie nicht gerade eine bestimmte Frage enthielten, und behandelten ihn überhaupt mit mehr als unartiger Rücksichtslosigkeit.

Und sie beharrten in diesem Benehmen. Sie wollten es nicht dulden, daß sich der König ihrem Willen zu widersetzen wagte. Er mußte leiden, bis er sich fügte. Aber durch ihre Miene des Zwangs und der Traurigkeit (denn sie thaten, als wäre die Weigerung des Königs, auf ihre Plane einzugehen, ein Unglück, ein Unrecht, eine Pflichtverletzung gegen den Himmel) wurde auch der ganze Hof gezwungen, ein ähnliches Benehmen zur Schau zu tragen, sodaß bei jeder Gelegenheit, bei den Mahlzeiten, den Concerten, den Spielen, alles, was zur Erheiterung und zum Vergnügen dienen sollte, Langeweile und zwangvolle Verlegenheit ward, ohne daß der König im Stande war, sich anderswo Zerstreuung zu suchen.

Der ganze Hof sah den König verstimmt, traurig und in sorgenvoller Unruhe. Ein finsterer Trübsinn, der von innerer Beängstigung zeugte, schien auf seiner Seele zu lasten. Man fürchtete für seine Gesundheit. Allein da Frau von Maintenon und der Herzog du Maine sich stellten, als ob sie keine Veränderung merkten, so wagte niemand seine Besorgnisse zu äußern. Die Zeit verfloß und diese düstere Stimmung nahm immer mehr zu.

Als der König dem grausamen Andrängen nicht länger widerstehen konnte, fügte er sich doch nur mit Widerstreben den Wünschen des Bastards. Gleichsam seinem

innern Selbſtgeſpräche Worte leihend, ſagte er in erzürntem Tone zum Herzog:

Du haſt es gewollt; aber wenn dir ſtatt der Größe, zu der ich dich erhebe, und der Ehre, die du während meiner Lebenszeit genießeſt, es zutheil wird, nach meinem Tode nichts zu ſein, iſt es an dir, wenn du es vermagſt, das geltend zu machen, was ich für dich gethan.

Aber auch für dieſe Nachgiebigkeit erntete der König ſchlechte Früchte von ſeinen verzogenen Mignons. Während ſeiner letzten Krankheit und als kein Zweifel mehr darüber ſein konnte, daß der Monarch bald den letzten Kampf werde ausgekämpft haben, bekümmerten ſich Frau von Maintenon und der Herzog von Maine nur noch ſehr wenig um den hohen Sterbenden, und trotz ſeiner rührenden Klagen ließen ſie ſich faſt den ganzen Tag über nicht ſehen. Des großen Königs Schickſal ſollte ſich in einem kaum geahnten Umfang erfüllen: wie er ungeliebt gelebt hatte, ſo ſollte er auch ungeliebt ſterben, und diejenigen, denen er die meiſten Wohlthaten erzeugt hatte, waren die erſten, welche ihn im Stiche ließen. Aber der Herzog von Maine ſollte ebenfalls nicht genießen, was zu erſtreben er ſo viele Mühe und Ausdauer verſchwendet, denn dem kühnen Auftreten des Herzogs von Orleans und dem Widerſtande des Parlaments gegenüber hatte er gar nicht einmal den Muth, für die Aufrechthaltung des väterlichen Teſtaments in die Schranken zu treten.

Ueberall lernen wir aus dem vorliegenden Buche, daß das Facit der langen Regierung des großen Königs für Frankreich wie für ihn ſelbſt gleich Null, ja weniger als Null war, und wenn wir unſere Rechnung ziehen, werden wir gar leicht uns zu der Frage geneigt finden: wo wir denn eigentlich die von den Franzoſen ſo vielgeprieſene Größe dieſes großen Königs zu ſuchen haben? Hier iſt in gewiſſem Sinne der ſo oft citirte Spruch: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht", erſt noch zur Wahrheit zu machen. Um aber auch in weitern Kreiſen über dieſen Irrthum aufzuklären, dazu iſt das vorliegende unterhaltende Buch ganz geeignet. 2.

Guſtav Rümelin's Shakſpeare-Studien.

(Beſchluß aus Nr. 10.)

Die wichtigſten Abſchnitte der Rümelin'ſchen Studien in Bezug auf Shakſpeare-Kritik ſind der fünfte und ſechste: „Shakſpeare's Eigenthümlichkeiten in der Charakteriſtik der Perſonen und in der Motivirung der dramatiſchen Handlung" und „Die Motivirung der dramatiſchen Handlung in Lear, Maß für Maß, Cymbeline, Romeo, Macbeth, Othello, Hamlet". Folgen wir zunächſt den Gedankengängen des Realiſten. Er räumt ein, daß Shakſpeare in der Gabe, eine bunte Reihe der eigenthümlichſten Geſtalten lebensvoll vor uns hinzuſtellen und uns durch die Macht des beflügelten Wortes zur innern Nachbildung ſeiner Viſionen zu nöthigen, vielleicht der erſte aller Dichter ſei. Allein die bloße Menſchenkenntniß und innere Erfahrung reicht für den dramatiſchen Dichter bei weitem nicht aus:

Die menſchliche Handlung, die er darzuſtellen hat, iſt nicht blos durch den Charakter und die Intentionen des Handelnden, ſondern ebenſo durch den Geſammteffect zahlreicher Gegenwirkungen, durch die Geſellſchaft und mannichfaltige äußere Umſtände und Verhältniſſe beſtimmt, und erleidet durch dieſen zweiten Factor die verſchiedenartigſte Abſchwächung und Modification. Um ſich in dieſem zweiten Element mit Sicherheit zu bewegen, bedarf der Dichter außer jener innern Erfahrung, die ihm zur Menſchenkenntniß hilft, auch die Kenntniß des Weltlaufs, einen Reichthum äußerer Lebenserfahrung, den er ſelbſt nur in praktiſcher Thätigkeit und durch poſitive Kenntniſſe der verſchiedenſten Art gewinnen kann. Ohne dieſen Weltverſtand wird der Dichter keine wohlgefügte Handlung und ohne dieſe keine wahre dramatiſche Wirkung fertig bringen, wie ſchon bekanntlich Ariſtoteles ſagt: das Erſte und Wichtigſte im Drama iſt die Handlung, die Charaktere ſind erſt das Zweite. Denn widerſprechende, unwahrſcheinliche, zweckwidrige Theile der Handlung werden viel leichter bemerkt und als Störung empfunden, während Unklarheiten und Widerſprüche der Charakteriſtik uns leicht entgehen und nicht ſo greifbar und beweisbar ſind. Von dieſer Art von Weltverſtand, wie ſie dazu nöthig iſt, um eine durch innere und äußere Wahrſcheinlichkeit und durch den Schein von Nothwendigkeit uns befriedigende dramatiſche Handlung zu erfinden und durchzuführen, behaupten wir nun, daß Shakſpeare ſie nicht in hervorragendem Grade beſaß, ja nach ſeinem ganzen Bildungs- und Lebensgang, nach ſeiner Stellung zur Geſellſchaft gar nicht einmal haben konnte.

Durch einen Vergleich zwiſchen Shakſpeare und Goethe ſucht Rümelin dieſe Anſichten näher zu erläutern. Goethe ſtellt immer den ganzen, durch eine Maſſe von äußern Bedingungen mitbeſtimmten Menſchen dar, Shakſpeare die verſchiedenen Grundrichtungen der menſchlichen Natur in einzelnen leuchtenden Geſtalten, ohne die abſchwächende und beengende Macht des Weltganzen zu berückſichtigen. Er leiht ſeinen Figuren ganz wenige Züge, dieſe aber in ungewöhnlicher Stärke. Rümelin ſtellt mit einem Wort die vielgerühmte, reiche und umfaſſende Weltkenntniß des Dichters in Abrede:

Wir müſſen die Anſicht vertreten, daß Shakſpeare von der ſtrengen cauſalen Verkettung des Weltlaufs, von der realen Bedingtheit alles menſchlichen Handelns ſehr mangelhafte Vorſtellungen hatte, daß infolge davon die dramatiſche Handlung in faſt allen ſeinen Werken an großen Unwahrſcheinlichkeiten, ja Undenkbarkeiten leidet, daß bei dem innigen Zuſammenhang zwiſchen der Handlung und den Charakteren hierdurch auch die pſychologiſche Zeichnung nicht ſelten eine verfehlte wird, und daß aus dieſer einen, aber wichtigen Schranke ſeiner Begabung oder künſtleriſchen Ausbildung, aus dieſen vielfachen Anſtößen, die ein berechtigter Realismus beim Genuß ſeiner Werke nehmen muß, allein erklärbar wird, wie ein ſolcher Dichter gleich nach ſeinem Tode faſt zwei Jahrhunderte lang von ſeinem eigenen Volk verkannt und vergeſſen werden konnte, wie die ganze romaniſche Raſſe, welcher doch nur eine dünkelhafte Einſeitigkeit auf unſerer Seite einen feinen Sinn für das Schöne abſprechen kann, den britiſchen Dichter heute noch faſt ungenießbar findet, wie endlich auch der unbefangene Leſer von germaniſchem Vollblut oft genug über widrige Eindrücke Herr werden muß, um für die übrigen Schönheiten des Dichters noch empfänglich zu bleiben.

Er behauptet geradezu, daß unter Shakſpeare's Dramen kaum ein einziges ſich finde, das eine wohlgefügte, pragmatiſch denkbare Handlung enthalte.

Das iſt nun ein Neſt von Ketzereien, über welche unſere Shakſpearomanen Zeter ſchreien werden. Dennoch iſt der Ausgangspunkt der Rümelin'ſchen Kritik ein richtiger. Das Befremdende, das Shakſpeare's Dramen meiſtens für uns haben, liegt theils in den barocken Voraus-

ſetzungen der Fabel, die ſeinen meiſten Stücken zu Grunde liegt, theils in einer flüchtigen, oft nur mit Kreideſtrichen hingeworfenen, oft gänzlich fehlenden Motivirung, und das Abenteuerliche der Verwickelungen würde noch mehr hervortreten, wären wir nicht von Kindesbeinen daran gewöhnt, dieſe Dramen als etwas Selbſtverſtändliches anzuſehen. Dennoch können wir die Begründung dieſer Mängel nicht darin ſehen, worin Rümelin ſie ſehen will, und müſſen Shakſpeare trotz derſelben eine umfaſſende Welt- und Menſchenkenntniß zuſprechen, indem dieſe gerade dem Genius angeboren und keineswegs durch äußerliche Verhältniſſe und durch die Beziehungen praktiſcher Tüchtigkeit und Thätigkeit und weltläufiger Bewegung angelernt werden kann. Gegen dieſe Löwentatze, die der Realismus auf den großen Dichter legt, müſſen wir ihn zu ſchützen ſuchen.

In Bezug auf Shakſpeare's Haupthelden mag es richtig ſein, daß ſie mit großen und frappanten Zügen gezeichnet ſind, es iſt dies das Recht und die Pflicht des Tragöden; doch welche Fülle von charakteriſtiſchen Zügen voll großer Lebenswahrheit in denjenigen Geſtalten, welche nicht Träger der Handlung ſind: eine Fülle, oft zu verſchwenderiſch ausgeſtreut in Bezug auf den Fortgang der dramatiſchen Action, doch in weit reicherm Maße individualiſirend, als dies bei den dramatiſchen Geſtalten Goethe's der Fall iſt.

Was aber die Motivirung betrifft, deren Mängel wir zugeben, ſo kann man in dem Verlangen einer ſolchen auch zu weit gehen. Alles Geſchehene iſt in die unabſehbare Kette des Cauſalnexus eingereiht; es iſt Sache des Inſtincts und künſtleriſchen Takts, bis zu welchem Glied in der Kette der Motivirung der Dichter zurückgeht. Darüber gibt es keine beſtimmte Regel. Goethe war offenbar zu peinlich hierin, wenn er in „Wallenſtein's Lager" das Motiv vermißte, wie der Bauer zu den Würfeln kam und deshalb die Verſe von „dem Hauptmann, der einen andern erſtach", einſchob. Ein Dramatiker, der in dieſer Weiſe conſequent ſein wollte, würde Gefahr laufen, das bekannte Volksgedicht: „Der Herr, der ſchickt den Jokel aus, er ſoll den Haſer ſchneiden", als Vorbild ſeiner Motivirungen zu betrachten. Im Epos, wo die Verkettungen der äußerlichen Welt, Begebenheiten und Zuſtände die Grundlage der Dichtung bilden, iſt dieſe realiſtiſche Motivirung in weit höherm Grade zu fordern, als im Drama, deſſen Handlung weſentlich auf der freien Selbſtbeſtimmung der Charaktere beruht. Die Parallele, die Rümelin zwiſchen Shakſpeare und Goethe zieht, beweiſt im Grunde nur, daß der erſtere der größere Dramatiker, der letztere der größere Epiker war.

Nicht auf den Mangel an Weltverſtand, ſondern auf die Eigenthümlichkeiten der damaligen Bühne muß man das unleugbar Skizzenhafte der Shakſpeare'ſchen Motivirung zurückführen. Das Weſentliche dieſer noch unentwickelten, jugendlichen Bühne beruhte aber auf ihrer ſceniſchen Einfachheit und auf den Zumuthungen, welche ſie an die Phantaſie des Publikums ſtellen durfte. Wenn dieſe ſich das decorative Element ausmalen, über Zeit und Raum in kühnen Voltigirſprüngen hinwegſetzen mußte, ſo lag es nahe, noch weiter zu gehen und von ihr ebenſo zu verlangen, daß ſie eine Menge von Zwiſchengliedern der Handlung aus eigenen Mitteln ergänzte. Hatten die Dichter doch auch nicht nöthig, das Kommen und Gehen der personae dramatis näher zu motiviren; ſie kamen und waren da, wenn der Dichter ſie brauchte. Die neuere Bühne iſt in ihren Aeußerlichkeiten ſchon weit realiſtiſcher, auch die räumliche Beſtimmtheit, welche die decorativ ausgeſchmückte Scene gewährt, bindender für den Dichter, der das Kommen und Gehen ſeiner Geſtalten nicht blos aus innern, ſondern auch aus äußern Gründen motiviren muß. Daß aber dieſe äußere Geſchloſſenheit vortheilhaft für den Zuſammenhalt und den architektoniſchen Bau des Dramas iſt, das zeigt ſchon ein flüchtiger Vergleich zwiſchen einem Shakſpeare'ſchen und den Schiller'ſchen Dramen, von denen namentlich eine „Maria Stuart", ein „Wallenſtein", ja auch die drei Erſtlingsdramen ein ſo feſtes und ineinandergehendes Gefüge, eine ſo ſpannende Verkettung der Handlung zeigen, wie wir ſie bei Shakſpeare vergeblich ſuchen würden. Doch kann man für kindliche Zuſtände der Bühne nicht den mangelnden Weltverſtand und realiſtiſchen Takt der Dichter verantwortlich machen. Im Gegentheil, ſie ließen beides oft zu Hauſe, wenn ſie an ihren Bühnenſtücken ſchrieben, auch Shakſpeare dachte nur an ſein Publikum, und das verlangte dergleichen nicht von ihm.

Mit dieſer Kindlichkeit der theatraliſchen Einrichtungen auf der einen, mit den theils abenteuerlichen, theils durch die Novelliſtik oder Chronik bekannten Fabeln der Shakſpeare'ſchen Stücke auf der andern Seite hängt denn auch die unleugbare Flüchtigkeit ihrer Motivirung zuſammen. Die Thatſache müſſen wir Rümelin zugeben; nur ſuchen wir ihren Grund keineswegs in der fehlenden Welt- und Menſchenkenntniß des Dichters. Es iſt wahr, oft wird uns ein entſcheidendes Motiv ganz beiläufig mit wenigen Worten erzählt; doch der Stoff war ja reich, hatte Effectſcenen genug, man konnte dies oder jenes fallen laſſen; oft führt ſich eine Geſtalt in einer Weiſe ein, die an die Zettel der Puppenkomödie erinnert, wie Richard III. in der gleichnamigen Tragödie: „Ich bin gewillt, ein Böſewicht zu ſein"; doch das war Fracturſchrift für die Gründlinge des Parterre. Die weitere Scene mit Anna zeigt, wie Shakſpeare den Theatereffect durch höchſt pikante Contraſte zu erreichen ſucht, die hinter denen Victor Hugo's wahrlich nicht zurückbleiben, wie überhaupt die Stoffe der altengliſchen Dramatik eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit denen der neufranzöſiſchen Novelliſtik haben. Jene Scene iſt innerlich unwahr und abſurd, und wenn die Shakſpeare-Erklärer ſie zu rechtfertigen ſuchen, ſo zeigen ſie nur mit Falſtaff und Hegel, daß gute Gründe ſo wohlfeil wie Brombeeren ſind. Doch ſie frappirt, ſie macht Effect, und immer, wenn die Shakſpeare'ſche Muſe aus freien Stücken auf ihr Privilegium der Menſchenkenntniß und Lebensweisheit verzichtet, geſchieht es aus Rückſichten auf den Theatereffect. Der pikante, ſceniſch zur Anſchauung gebrachte Contraſt begegnet

uns ebenſo in „Hamlet“, „Lear“ und andern Stücken. Die meiſten Fehler in den Shakſpeare'ſchen Dramen laſſen ſich hierauf zurückführen; auch nach der Rümelin'ſchen Schrift iſt eine Kritik Shakſpeare's von dieſem Standpunkte, der ſich als höchſt fruchtbar erweiſen wird, nicht überflüſſig. Daß aber dieſer Theatereffect auf der damaligen Bühne oft roh und gewaltſam war, das macht uns viele Einzelheiten der Shakſpeare'ſchen Dramen ungenießbar und unſerm Gefühl widerſprechend, wenn wir uns auch oft beſchwatzen laſſen, in verba magistri zu ſchwören.

Die Kritik der einzelnen Shakſpeare-Dramen, welche die folgenden Abſchnitte des Rümelin'ſchen Werks enthalten, iſt meiſt kurz und ſchlagend; aber echte Kritik, nicht lauwarmes Theewaſſer der Apotheoſe. Den „Lear“ muß man ihr von vornherein preisgeben. Es iſt wahr, „die ganze Handlung in «König Lear» hat den Charakter eines Kindermärchens von der ſchauerlichen Seite; märchenhafte Stoffe paſſen aber nicht für die Tragödie“. Freilich, craſſe Effecte, meiſtens wieder auf den pikanteſten Contraſten beruhend, ſind in ihr zuſammengethürmt, und für den mangelhaften pragmatiſchen Zuſammenhang entſchädigt eine Fülle von Einzelſchönheiten, die Höhe und Wucht eines hinreißenden dramatiſchen Pathos.

Die Kritik der Vorausſetzungen von „Maß für Maß“ und „Cymbeline“ iſt ebenſo treffend. In „Romeo und Julia“ wird das Mittel, das der Pater Lorenzo wählt, das ſeltſamſte, unnatürlichſte, gefahrvollſte, ja undenkbarſte genannt, während die mancherlei naheliegenden und leichten Mittel gar nicht in Frage kommen; in „Othello“ die Ueberſtürzungen des Dichters gegen den Schluß hin getadelt, wo derſelbe von ſeiner Quelle abweicht. Treffend iſt die Charakteriſtik des „Macbeth“, ein Drama, dem wir auch von den Tragödien Shakſpeare's in Bezug auf innern organiſchen Zuſammenhang den erſten Platz einräumen. Schiller urtheilte gewiß ebenſo; ſonſt hätte er nicht gerade dieſes Trauerſpiel überſetzt. Originell iſt die Würdigung Hamlet's von ſeiten unſers Realiſten. Hamlet's Handlungen, meint er, ſind confus und unzweckmäßig; er wählt ſeltſame und unverſtändliche Mittel für ſeinen Zweck. Der Grund hiervon iſt aber nicht, daß der Dichter ihn ſo darſtellen *wollte*. Hamlet iſt Shakſpeare ſelbſt; der geiſtvollſte und ſenſitivſte Charakter, hinter dem ſich der Dichter mit ſeinen Stimmungen, ſeiner eigenen Lebensanſchauung verſteckt. So iſt das Stück das geiſtvollſte und tiefſinnigſte, aber, weil die Hamlet-Sage, deren Grundzüge es beibehält, zur Einſchaltung eines ſo ſubjectiven und modernen Elements wenig geeignet war, hinſichtlich der Uebereinſtimmung der Charaktere und nach der pragmatiſchen Seite in Gang und Fügung der Handlung den unvollkommenſten Werken des Dichters beizuzählen. Den Beweis für das letztere bleibt Rümelin nicht ſchuldig. Wir ziehen dieſe Erklärungsweiſe, weil ſie auch die Mängel und Widerſprüche des Stücks erklärt, der bisher üblichen vor, die nur eine Formel gibt und dann in einer Apotheoſe verpufft.

In den „Hiſtorien“ vermißt Rümelin ebenfalls die objective Motivirung der Handlung. Begründet iſt jedenfalls der auch ſchon von Grabbe geäußerte Tadel, daß es denſelben an dem Faden einer einheitlichen Handlung fehlt, daß ſie ſich in ein Schattenſpiel lebender Bilder von loſem Zuſammenhang auflöſen. Ohne Zweifel enthalten die Shakſpeare'ſchen „Hiſtorien“ eine Fülle von Geiſt, dramatiſcher Kraft und bei weitem mehr politiſche Weisheit, als Rümelin zugeſtehen will; aber ſie ſind der Form nach doch nur „verzierte Chroniken“, als Muſter geſchichtlicher Trauerſpiele verwerflich und gefährlich, abgeſehen von „Richard II.“, dem in Bezug auf die innere Architektonik wol der Preis gebührt. Rümelin wendet ſich dann zu den Dramen über Stoffe des claſſiſchen Alterthums, von denen er „Julius Cäſar“ den Preis ertheilt, und zu den Luſtſpielen, die er in drei Klaſſen eintheilt, von welchen er der erſten, den Zauberdramen, wo des Dichters Phantaſie am freieſten waltet, den Vorzug gibt.

Wir können auf die folgenden Abſchnitte: „Shakſpeare's Individualität und Bildungsgang“ und „Shakſpeare's Lebensanſichten“, nicht näher eingehen, obwol ſie eine Fülle geiſtvoller Anregungen enthalten. Rümelin fragt zunächſt: welche Gedanken, Gefühle, Geſtalten finden ſich gar nicht oder nur in ſchwachen Andeutungen bei ihm vor? welche Charaktere hat er nicht darzuſtellen verſucht oder vermocht? und ertheilt auf die letztere Frage folgende Antwort:

> Shakſpeare hat keine Charaktere gezeichnet, deren Streben auf Bildung, Wiſſen, Wahrheit gerichtet iſt, oder die dem Leben mit allgemeinen Principien, ſei es einer religiöſen oder philoſophiſchen Weltanſchauung, gegenübertreten, oder die von einem allgemeinen Wohlwollen, von einem Eifer für das Gemeinwohl, von Welt und Menſchen beglückenden Ideen bewegt werden. Seine Perſonen ſtehen immer in einer äußerlich gegebenen Situation des praktiſchen Lebens. So groß die Mannichfaltigkeit ſeiner Geſtalten iſt, ſo finden ſich doch nirgends bei ihm gemüthliche, behagliche, harmloſe Naturen; es fehlen unter den Temperamenten ganz die Vertreter des Phlegmas. Wo er idylliſche Bilder gibt, verlegt er ſie in die Märchenwelt; die Wirklichkeit bot ihm keine idylliſchen Geſtalten. Wie ihm die beſchaulichen, nach innen lebenden, in ſich befriedigten Charaktere mangeln, ſo zeichnet er auf der andern Seite ebenſo wenig ein eigentliches, praktiſches Berufsleben. Er ſtellt weder Gelehrte, noch Künſtler, noch die erwerbenden Klaſſen, den Landmann, den Gewerbtreibenden dar.

Shakſpeare hat das engliſche Volk nicht bei ſeiner Arbeit geſucht, das iſt wol wahr; doch welche dramatiſche Motive kann ein praktiſches Berufsleben als ſolches hergeben? Wenn unſer Autor ferner meint, Shakſpeare habe die Widerſprüche des Gewiſſens mit ſich ſelber, die Colliſionen von Pflicht und Pflicht zwar hier und dort berührt, nicht aber in ſelbſtändiger Weiſe durchgeführt, ſo möchten wir auf „Maß für Maß“ verweiſen, wo die Heldin Iſabella in einen ſolchen Conflict der Pflichten geräth, welcher den Angelpunkt der Handlung bildet. Auch dem „Hamlet“ liegt ein ſolcher Conflict zu Grunde. Befremdlich erſcheint uns der Tadel, daß die Liebe zur Einſamkeit immer als ein krankhafter Zug behandelt wird. Hat Rümelin den „Pater Lorenzo“ vergeſſen und ſeine Monologe? Dagegen müſſen wir ihm zugeben, daß das Element des Rührenden faſt ganz in Shakſpeare fehle.

Weniger befinden wir uns im Einklang mit dem Realiſten, wo er auch die Schranken in Shakſpeare's Lebens-

anſichten nachzuweiſen ſucht. Wir räumen ein, daß er in politiſcher Hinſicht ein Royaliſt und Ariſtokrat war, ja wir fügen noch hinzu, daß ihm jenes Pathos der Weltverbeſſerung fehlte, das in hohlen Köpfen allerdings zur flachſten Tirade wird und zu einem ewigen ins Blaue verpuffenden Anſtoß, das aber in bedeutenden Charakteren und in großen Epochen bei weitem durchgreifendere Wirkungen auf den Umſchwung der Geſchichte ausübt, als etwa die Ritter der Weißen und Rothen Roſe und der Kampf der Adelsgeſchlechter um die Herrſchaft. Doch von dieſer einen Beſchränkung abgeſehen, erſcheint Shakſpeare's Genius als ein ſo umfaſſender Weltſpiegel, von ſolchem Tiefſinn und immer ſo nach den Wurzeln des Alls und des Lebens grabend, daß wir ſeine Dichtergröße mehr in dieſem tiefſinnigen Gedankeninhalt ſuchen als in ſeiner oft mangelhaften dramatiſchen Compoſition. Ueberhaupt iſt Dichtergröße gerade durch jene beſtimmt, nicht durch unbedingte Formbeherrſchung. Die unſterblichen Meiſterwerke bieten der Prüfung im einzelnen mancherlei Schwächen, während es tadellos componirte Dramen gibt, die zu dem literariſchen Flugſand gehören, den der nächſte Windſtoß beiſeitewirft. Daß man dies heutzutage verkennt: das gerade verwirrt die öffentliche Schätzung der dichteriſchen Productionen. Trotz dieſer Originalität und Tiefe der Weltanſchauung möchten wir indeß ebenſo wenig mit Gervinus Shakſpeare einen ſittlichen Führer der Menſchheit, den wählenswürdigſten für Welt und Leben nennen. Denn ſo klar und blank, daß man ſie gleich in den Katechismus aufnehmen könnte, ſchält ſich bei Shakſpeare nicht die Moral des Weltlaufs los. Nur flache Köpfe ſind gleich fertig mit der Formel. Durch die Dramen des großen Briten geht ein ſkeptiſcher Zug; alle Widerſprüche des menſchlichen Lebens kommen zur Geltung, ohne daß gleich eine banale Weisheit bereit wäre, die Diſſonanzen in Harmonie und Sphärengeſang aufzulöſen.

Rümelin meint, eine Sentenzenſammlung aus Shakſpeare habe eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Sammlung der Volksweisheit in Sprichwörtern; neue durch beſondere Tiefe und Originalität überraſchende Gedanken würde man bei Shakſpeare verhältnißmäßig wenige treffen. Gewiß iſt auch die Seite der Volksweisheit in dem Dichter vertreten, aber auch noch unendlich mehr! Welche Fülle von Sentenzen, die aus einem echten und tiefen Dichtergenius herausgeboren iſt!

Wir ſind ſolcher Stoff
Wie der von Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf —

Von derartigen Sentenzen, die durchaus nicht an die geprägte Münze der Sprichwörter erinnern, wollten wir eine beträchtliche Sammlung zuſammenſtellen! Ein ſolches Beiſpiel genügt auch, einen zweiten Vorwurf Rümelin's zu entkräften: Shakſpeare laſſe nur praktiſche Lebensweisheit gelten, aber keine Metaphyſik. Ei, iſt nicht der Dänenprinz ein Metaphyſiker von reinſtem Waſſer, wie außer Fauſt kein zweiter über die Bühne gegangen? Daß aber Shakſpeare nicht die Metaphyſik in puris naturalibus, ſondern in poetiſcher Gewandung auf die Bühne bringt, das wird ihm doch nicht zum Vorwurf gemacht werden können.

Der letzte Abſchnitt: „Der deutſche Shakſpeare-Cultus und Vergleichung Shakſpeare's mit Schiller und Goethe", iſt im Buche weiter ausgeführt, als er es früher in dem Journal war. Mit Recht behauptet Rümelin, daß Goethe und Schiller an Shakſpeare herangewachſen ſeien, aber ſich unabhängig von ihm gemacht haben, daß ſie in dem claſſiſchen Alterthum einen zweiten, mindeſtens gleichberechtigten Pol der Schönheit ſahen, daß ſie die Fortſchritte von zwei Jahrhunderten in Bildung und Wiſſen voraushaben. Bei der weitern Ausführung dieſer Behauptung läßt ſich Rümelin auf eine allgemein äſthetiſche Argumentation ein, die im einzelnen viel Richtiges enthält, z. B. die von uns ſtets verfochtene Anſicht, die lyriſche Anlage ſei und bleibe das Fundamentale von aller Dichtergabe, in Bezug auf die Charakteriſtik des hiſtoriſchen Dramas aber wenig ſtichhaltig erſcheint. Rümelin häuft die Kronen, die er der Stirn Shakſpeare's entreißt, alle auf Goethe's Stirn und erſcheint ſchließlich in einen ſo einſeitigen Cultus Goethe's verrannt, wie die Shakſpearomanen in einen Cultus Shakſpeare's. Er behauptet, daß Shakſpeare hiſtoriſchen Sinn nur in mittlerm Grade beſeſſen, daß ihm faſt jeder Maßſtab für die Unterſcheidung wahrſcheinlicher und unwahrſcheinlicher Handlungen gefehlt, daß von den drei Dichtern Shakſpeare, Schiller und Goethe Shakſpeare entſchieden am wenigſten, Goethe am meiſten wahrhaft hiſtoriſchen Sinn gehabt habe.

In den wenigen Volksſcenen des „Egmont" und in den politiſchen Geſprächen, die zwiſchen Egmont, Margarethe, Machiavell, Oranien, Alba geführt werden, iſt nach unſerm Dafürhalten mehr wahres Verſtändniß davon, wie es auf der großen Weltbühne zugeht, wie in bewegten Zeiten Intereſſen, Charaktere, Standpunkte gegeneinanderwirken, und ein wie unendlich Complicirtes die geſchichtlichen Reſultate ſind, als im ganzen Shakſpeare und Schiller zuſammen.

Hier befinden wir uns im vollkommenen Widerſpruch mit dem Realiſten, der in der Geſchichte nur einen pragmatiſch abzuwickelnden Knäuel von Begebenheiten zu ſehen ſcheint. Den Sinn für das culturgeſchichtlich Zuſtändliche mag Goethe in höherm Grade beſeſſen haben als Schiller und Shakſpeare. Dagegen fehlte ihm das Verſtändniß und der Ausdruck für das, was wir die Initiative der geſchichtlichen That nennen möchten, die aus der eigenen Bruſt ſchöpfende Energie der freien Selbſtbeſtimmung. Gerade deshalb ſteht er auch als Dramatiker hinter Schiller und Shakſpeare zurück, denn der Dramatiker wirkt nur, indem er den innerſten Nerv der Willenskraft berührt, der in den Hörern nachzittert. Wir möchten gerade Schiller den meiſten hiſtoriſchen Sinn zuſchreiben, denn das fortdrängende Pathos thatkräftiger Bewegung war in ihm am lebendigſten und die Ereigniſſe der großen gleichzeitigen Geſchichte warfen ihren Schatten in ſeine Dichtungen, wie umgekehrt dieſe Dichtungen ſelbſt wahrhaft hiſtoriſche Wirkungen ausübten, indem ſie die Jugend der Befreiungskriege begeiſterten. Vollkommen unterſchreiben wir die folgende Parallele, die Rümelin zwiſchen Shakſpeare und Schiller zieht:

„Wallenſtein", „Maria Stuart", die „Jungfrau", „Tell" mögen hinter „Macbeth", „Hamlet", „Richard III." an Genialität des ganzen Wurfs, in der Charakterzeichnung, an Großartigkeit einzelner Scenen zurückſtehen; ſie haben aber eine beſſer motivirte, ſpannendere und zuſammenhängendere Handlung, ſie ſind frei von jenen Uebertreibungen und Widerſprüchen, an denen z. B. „Richard" und „Hamlet" überreich ſind; ſie ſind mit kundiger, maßvoller Hand trefflich componirt; ſie haben den mächtigen Reiz einer gedankenvollen, glänzenden Rhetorik und jenes ſchönen ſittlichen Idealismus, der dem Dichter die Ausübung ſeiner Kunſt zu einem heiligen Prieſterdienſt machte und deſſen edles Pathos ihm für alle Zeiten einen Platz in der Reihe der großen Lehrer und Propheten der Menſchheit ſichert. Sie nehmen durch die Vereinigung ſolcher Vorzüge einen ſelbſtändigen, ebenbürtigen Rang unter den dramatiſchen Werken erſten Rangs ein, und es wäre durchaus unberechtigt, ſie nach ihrem Geſammtwerth in eine niedrigere Klaſſe verſetzen zu wollen. Und wie bedeutend ſteht die Schiller'ſche Lyrik an Fülle und Tiefe der Gedanken, an Glanz und Mannichfaltigkeit über Shakſpeare's kleinern Dichtungen und Sonetten, wenn man auch dieſen vielleicht die zartere Empfindung, ein genialeres Colorit beilegen mag!

Rümelin's Schrift iſt jedenfalls ein Ereigniß zu nennen; daß man ſie ſo nennen darf, deutet auf eine gründliche Verkehrtheit unſerer literariſchen Zuſtände. Sie bezeichnet den Anfang echter Shakſpeare-Kritik. Freilich muß es in einem ſo vorzugsweiſe kritiſchen Zeitalter Verwunderung erregen, daß wir hier von einem Anfang ſprechen. Und dennoch iſt es ſo. Die Zukunft muß ſich über den aufgethürmten Gallimathias wundern, den unſere neuern Shakſpeare-Bibliotheken bilden. Doch wird glücklicherweiſe ſchon die nächſte Zeit über dieſe alexandriniſche Weisheit zur Tagesordnung übergehen.

Rudolf Gottſchall.

Vom Büchertiſch.

1. Abraham Lincoln, der Wiederherſteller der nordamerikaniſchen Union und der große Kampf der Nord- und Südſtaaten während der Jahre 1861—65. Herausgegeben von Max Lange. Mit 70 in den Text gedruckten Illuſtrationen. Leipzig, Spamer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk, welches den ſechsten Theil des „Ehrentempels des 19. Jahrhunderts" bildet, nimmt einen ſelbſtändigen Werth in Anſpruch; es iſt mit großem Fleiß aus den Quellen zuſammengeſtellt, und eine in würdigem Geſchichtsſtil gehaltene Darſtellung, zu welcher offenbar der Verfaſſer ſich ſelbſt gedrungen fühlte, bildet den Grundton des Ganzen, während die mehr feuilletoniſtiſch gehaltenen, dem populären Geſchmack angepaßten Stellen, welche dem Zweck eines Illuſtrationswerks näher liegen, dagegen zurücktreten, ſich aber immer durch friſche Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen. Dies gilt namentlich von der Jugendzeit Lincoln's, die mit leicht novelliſtiſcher, anſprechender Färbung erzählt iſt. Die hervorragenden Perſönlichkeiten des Seceſſionskampfes ſind mit wenigen Zügen treffend charakteriſirt; in der Schilderung der Kämpfe und kriegeriſchen Bewegungen wußte der Verfaſſer mit Glück alles trocken Taktiſche und Strategiſche zu vermeiden und den Leſern dafür friſche Bilder zu geben, ohne darüber die Darſtellung des Zuſammenhangs der Begebenheiten vom militäriſchen Standpunkt zu verſäumen. Daß der Verfaſſer entſchieden die Partei des Sternenbanners ergreift, iſt ſelbſtverſtändlich, doch würde die pragmatiſche Auseinanderſetzung der Urſachen des Seceſſionskampfes noch manches Gewicht in die Wagſchale der Südſtaaten zu ihren Gunſten geworfen haben, wenn noch neben der Sklavenfrage jene andern urſächlichen Momente der großen Bewegung mehr betont worden wären, wie ſie in den Artikeln in „Unſere Zeit": „Der nordamerikaniſche Seceſſionskampf", in objectiver Würdigung auseinandergeſetzt ſind. Die zahlreichen Illuſtrationen der Lange'ſchen Schrift ſind ganz dazu geeignet, den Text auch äußerlich zu beleben und namentlich einer etwas ſchwerfälligen Phantaſie zu Hülfe zu kommen. Sehr viele derſelben ſind zwar aus den illuſtrirten Zeitungen bekannt, dennoch wirken ſie, ſo dicht zuſammengedrängt, förderlicher für die Herſtellung eines Geſammtbildes.

2. Die Unendlichkeit der Welt. Eine religiöſe Naturbetrachtung von J. ſten Doornkaat-Koolman. Norden, Soltau. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine volksfaßlich gehaltene Schrift, die, von der geheimnißvollen Welt des unendlich Kleinen ausgehend, uns ſtufenweiſe in das unendlich Große des Weltalls führt und den löblichen Zweck hat, uns auf das Walten einer höchſten Vernunft hinzuweiſen. So vortrefflich die Proſa des Verfaſſers iſt, ſo ſchlecht ſind die angehängten Verſe, die füglich fortbleiben konnten.

3. Anti-Cäſar. Was iſt chriſtlich, vernünftig, politiſch, geſchichtlich? Fürſten- oder Volksherrſchaft, eine oder zwei Landtagskammern? Klar entſchieden, ein Buch für alle von Anti-Cäſar. München, L. Finſterlin. 1865. Gr. 8. 18 Ngr.

Wol das Kräftigſte, das bisjetzt gegen Ludwig Napoleon und ſeinen „Cäſar" geſchrieben worden iſt. Rogeard's „Labienus" iſt ein harmloſes Kind gegen unſern „Anti-Cäſar". Das Werkchen würde indeſſen mehr Eindruck machen, wenn der Verfaſſer in ſeiner Ausdrucksweiſe maßvoller geweſen wäre. Der Autor ſpricht ſeine Bedenken aus gegen „das uns vom Auslande eingeſchmuggelte Zweikammerſyſtem", „dies Geſpinſt pfäffiſcher Argliſt, welches nur ſteten Unfrieden zwiſchen Fürſt und Volk, zwiſchen Hohen und Niedern ſäet", gibt uns aber dann ſehr überflüſſigerweiſe neben der Geneſis der Fürſtengewalt und des Zweikammerſyſtems auch noch die ganze engliſche, franzöſiſche und zum Theil auch deutſche Geſchichte in nuce mit in den Kauf. Dieſelbe gehört ebenſo wenig zur Sache wie ſeine bizarren etymologiſchen Erklärungen (z. B. Armin von Aar und Minne; Kirche von Kür-Eiche u. dgl. m.) und ſeine ſchrullenhaften Geſchichtserklärungen, wie unter anderm die Identificirung (!) der Maria und des Chriſtuskindes mit Thusnelde und Thumelicus. Wer eine Olla-potrida von Sinn und Unſinn leſen will, der kaufe ſich dieſen „Anti-Cäſar".

4. Theorie der Farbenharmonie und Farbengebung. Ein Lehr- und Handbuch für Maler und alle diejenigen, welche ſich im Gebiete der Farben zu bewegen haben. Von Rudolf Adams. Mit über 100 in den Text eingedruckten und vielen Farbentafeln. Erſte und zweite Lieferung. Berlin, Frank. 1865. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Das erſte nach Chevreul und Goethe vollſtändige Werk einer von den frühern Irrthümern befreiten, wiſſenſchaft-

lich begründeten und in sich abgeschlossenen Theorie der Farbenharmonie. Es liegen uns die ersten beiden Lieferungen vor, aus denen wir schon zur Genüge ersehen, daß der Verfasser, welcher bereits vor einigen Jahren eine kleinere Arbeit dieser Art erscheinen ließ, die gründlichsten Studien in diesem bisher so auffallend vernachlässigten Zweige der Aesthetik gemacht hat. Wir heißen dieses größere Werk, die Frucht einer zehnjährigen Mühe, willkommen und sind überzeugt, daß es nicht allein dem Aesthetiker und Maler von Fach, sondern auch jedem, der es irgendwie mit Farben zu thun hat, von unschätzbarem Werthe sein wird.

5. Emmenthaler Alterthümer und Sagen von Albert Jahn. Mit 5 lithographirten Tafeln. Bern, Huber und Comp. 1865. 12. 15 Ngr.

Wer von dem Hauche der Poesie durchduftete Sagen in diesem Büchlein suchen wollte, würde getäuscht werden. Das an das Emmenthal sich knüpfende Sagenhafte ist so mangelhaft und unbedeutend, daß es kaum einer Aufzeichnung werth scheint. Das Ganze beschränkt sich meistentheils auf eine archäologisch-topographische Uebersicht des genannten Thals, doch bieten die dem Texte beigefügten wissenschaftlichen Anmerkungen und Notizen ein recht brauchbares Material aus der alten und neuen Literatur.

6. Renaissance und Rococo in der römischen Literatur. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten von Martin Hertz. Berlin, Hertz. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieser kleine literargeschichtliche Abriß, dem eine Menge Anmerkungen und Belegstellen angehängt sind, ist als ein werthvoller Beitrag zu der römischen Literatur- und Culturgeschichte zu betrachten und Philologen und Historikern besonders zu empfehlen. Der Verfasser entrollt uns darin ein kurzes aber klares Bild der römischen classischen Literaturzeit bis zur Periode des Verfalls derselben, die der Verfasser sehr passend als Rococo bezeichnet hat. Der Hauptvertreter dieser Rococoperiode war der das ehemalige Haus des Mäcenas bewohnende pedantische Marcus Cornelius Fronto, welcher nebst dem ihn vergötternden Troß seiner Anhänger in einseitiger, verkehrter Geschmacksrichtung und in Ermangelung eigener Schöpferkraft sich fast nur negativ verhielt und sich meistens mit kleinlicher, unwesentlicher Kritik befaßte. Diese Periode unter Hadrian und den Antoninen war der „Anfang vom Ende".

7. Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von Karl Pilz. Dritter Band, viertes Heft, und vierter Band, zweites Heft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. Jedes Heft 22½ Ngr.

Die vorliegende Zeitschrift beschäftigt sich nur mit der häuslichen Erziehung und kommt insofern einem wahren Bedürfniß unserer Zeit entgegen. Sie gibt Vätern, Müttern und Erziehern nicht blos Winke über die Behandlung der Kinder in geistiger und moralischer Hinsicht, sondern ertheilt auch treffliche Aufklärungen über die leibliche Pflege; sie bringt die zweckmäßigsten Spielsachen, Bücher, Schulmaterialien u. s. w. zur Besprechung und sorgt auch für Unterhaltung durch anregend geschriebene kleine Novellen und Bilder aus der Familie. Es ist daher kein Wunder, daß die „Cornelia" in der kurzen Zeit von zwei Jahren sich in Deutschland, Rußland, Schweden, in der Schweiz und selbst in Amerika eingebürgert hat und sich immer neue Freunde erwirbt.

8. Das verlorene Manuscript. Theatralisch-literarisch-criminalistischer deutscher Originalroman in drei Büchern. Ein Scherz von Gustav Sonnabend. Leipzig, Priber. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ob diese die Lachmuskeln in steter Spannung erhaltende kleine humoristische Erzählung, die eine sehr gewandte Feder bekundet, eine Parodie auf Freytag's „Verlorene Handschrift" sein soll, haben wir nicht ergründen können. Leon Hirschberg, den die ungetreue Lea Rosenheim zu einem Dichter gemacht hat, verfaßt, um seiner Geldklemme abzuhelfen, ein Drama: „Ahasver, oder er stirbt doch." Er übersendet es Dingelstedt, dann Laube, dann allen übrigen Theaterintendanten in Deutschland, versucht endlich, es auf den kleinen und kleinsten Bühnen zur Aufführung zu bringen — umsonst, der Ewige Jude kann nicht sterben, er kehrt ruhelos immer wieder zurück, um seine Wanderung von neuem fortzusetzen, und zwar diesmal zu allen Buchhandlungen Deutschlands. Hirschberg befindet sich eines Tags auf dem köthener Bahnhofe, als zufällig ein Bücherballen auseinanderbirst und ein kleines Packet mit seiner eigenen Adresse zu seinen Füßen rollt. Es ist sein „Ahasver", der von Hamburg zurückkehrt. Hirschberg steckt ihn heimlich in die Tasche und fordert nun von dem betreffenden Buchhändler sein Manuscript zurück oder die dafür geforderten 100 Louisdor. Es kommt zum Proceß und Leon Hirschberg auf die Anklagebank, wo er des Betrugs für schuldig erkannt und zu einer zweijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt wird.

9. Das Geschichtswerk des Florus. Abhandlung von Joseph Reber. Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Abhandlung, in welcher nicht nur die Schriften (Tendenz, Sprachweise u. s. w.), sondern auch die Person des Florus einer bis in das Minutiöseste eingehenden Kritik unterzogen werden, läuft auf den Beweis hinaus, daß der Historiker Lucius Anneus Florus (nach dem Codex Bamberg jetzt gewöhnlich Julius Florus genannt) mit dem unter Hadrian lebenden und mit diesem Kaiser befreundeten Dichter Florus, sowie auch mit P. Annius Florus, der eine Abhandlung über Virgil schrieb, die in neuerer Zeit in einem brüsseler Codex aufgefunden wurde, identisch sei. Die Conjecturen sind allerdings zuweilen etwas kühn, doch hat der Verfasser seine Aufgabe mit vieler Umsicht und einem großen Aufwande von Fleiß, dessen nur ein Deutscher fähig ist, erfüllt. Boten ihm aber, so müssen wir fragen, die römischen Schriftsteller aus der classischen Literaturepoche nicht ein würdigeres und dankbareres Feld für sein kritisches Talent als Florus, der, wie Reber selbst am Schluß einräumt, „weder nach Inhalt noch Form zu den bessern zu rechnen ist"?

10. Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunſthiſtoriſchen Bedeutung. Von Betty Paoli. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zunächſt iſt dieſes Werk für die Beſucher der kaiſerlichen Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien, ſowie derjenigen der Fürſten Liechtenſtein und Eſterházy daſelbſt geſchrieben. Da aber die Verfaſſerin auch die kunſtgeſchichtliche Bedeutung der einzelnen Gemälde und der verſchiedenen daſelbſt vertretenen Malerſchulen hervorgehoben und Lebensabriſſe und vortreffliche Charakteriſtiken der einzelnen Künſtler geliefert hat, verdient es auch weitern Kreiſen und beſonders allen Kunſtfreunden bekannt und empfohlen zu werden.

Einen noch höhern äſthetiſchen Werth würde das Buch indeſſen beanſpruchen dürfen, wenn die ſo außerordentlich kunſtverſtändige und auch als Dichterin bekannte Verfaſſerin die Gründe des Aufblühens oder Verfalls der verſchiedenen Kunſtſchulen oder die Größe und Verirrungen der einzelnen Maler nicht allein in der Richtung der Meiſter, in den Nationalcharakteren und den zufälligen Lebensverhältniſſen der Künſtler, ſondern auch ganz beſonders in dem Geiſt und Geſchmack des Zeitalters ſelbſt geſucht hätte. Auch die Maler waren und ſind Kinder ihrer Zeit. So iſt es z. B. nicht ohne Bedeutung, daß Rafael in der erſten Morgenröthe des Wiederaufle bens der Künſte und Wiſſenſchaften blühte und mit Luther ſogar in demſelben Jahre geboren wurde. Wäre ein Rafael wol in der Rococozeit möglich geweſen?

11. Der Koloß von Rhodos. Von Karl Ferdinand Lüders. Hamburg. 1865. 4.

Ein mit vielen Citaten aus alten und neuern hiſtoriſchen und kunſtgeſchichtlichen Schriften verſehenes kritiſches Werkchen, in welchem nachgewieſen wird, daß die typiſch gewordene Vorſtellung von der geſpreizten Haltung des Koloß von Rhodos und ſeine Stellung über dem Hafenbaſſin eine durchaus falſche iſt. Sie erſcheint zuerſt bei dem belgiſchen Oberſt Rottiers und dem engliſchen Geologen Hamilton als Axiom, kommt aber bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts bei Jakob Goaira, dem Herausgeber des Throphanes, und ſogar ſchon bei Shakſpeare an mehrern Stellen („Julius Cäſar", Act 1, Sc. 2, und „Heinrich IV.", erſter Theil, Act 5, Sc. 1) vor. Sie iſt ſeitdem nicht wieder aus den Köpfen und Büchern zu verbannen geweſen. Weder Polybios (bei dem des Kunſtwerks zuerſt Erwähnung geſchieht) noch Plinius, noch Strabo wiſſen etwas von der geſpreizten Stellung deſſelben über dem Hafenbaſſin, ebenſo wenig die ſpätern Schriftſteller.

12. Der culturgeſchichtliche Sinn in der altböhmiſchen Sagenwelt. Von Adolf Helfferich. Prag, Credner. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Der altböhmiſche Sagenſchatz dient dem Verfaſſer dazu, die Entwickelungsſtufen im Culturleben des czechiſchen Volks anſchaulich zu machen und zugleich aus der Etymologie einzelner bedeutſamer Wörter den Zuſammenhang und die Zuſammengehörigkeit deſſelben mit den übrigen indogermaniſchen Völkerfamilien darzulegen. Es iſt dieſe Broſchüre nur der Vorläufer eines größern Werks, auf das der Verfaſſer uns hinweiſt.

13. Frankreich unter Napoleon III. Politiſch-ökonomiſche Skizzen von Ph. Geyer. Leipzig, T. O. Weigel. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der in Deutſchland ungewohnte Titel dieſer nationalökonomiſchen Schrift iſt von dem Verfaſſer mit vollem Recht gewählt worden, um anzudeuten, daß dieſelbe ſich nur auf diejenigen Zweige des volkswirthſchaftlichen Lebens beſchränken ſoll, die mit der Politik und ſtaatlichen Machtentwickelung in Verbindung ſtehen. Beginnend mit dem verkehrten Verfahren der engherzigen Julimonarchie ſucht der Verfaſſer nachzuweiſen, daß Napoleon III. durch ſeine großartigen Reformen im Heerweſen, in der Kriegs- und Handelsmarine, durch ſeine Anregungen zur Verſchönerung der Städte, durch ſein Freihandelsſyſtem, ſowie auch durch ſeine den Gewerbe- und Ackerbautreibenden geſchenkte Aufmerkſamkeit und Vergünſtigung, durch Erſchließung vielfältiger neuer Quellen für Handel und Gewerbe u. dgl. m., trotz der dadurch entſtandenen ungeheuern Staatsſchuld dennoch den Wohlſtand und Nationalreichthum des Volks auf eine noch nicht dageweſene hohe Stufe gebracht habe. Staatsmännern, Politikern und Nationalökonomen von Fach wird dieſes Werk eine willkommene Gabe ſein.

14. Schiller's dramatiſches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien. Auch ein Blatt aus der Naturgeſchichte der Menſchheit ausgelegt von J. G. Rönnefahrt. München, Kaiſer. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir meinen, es ſei über das Leben und die Werke unſerer beiden Dichterdioskuren bereits ſo unendlich vieles und in ſo umfaſſender Weiſe geſchrieben worden, daß jede neue Arbeit dieſer Art als eine nach Athen fliegende Eule betrachtet werden muß. Iſt es etwa noch nicht genug, wenn wir 30 Jahre lang um das goldene Kalb der „Claſſicität" getanzt haben? Sehen wir uns dafür endlich lieber einmal unſere „Epigonen" genauer an, ob ſie nicht auch Werke geſchaffen haben, welche der Beleuchtung werth ſind und ſogar viele der claſſiſchen Periode überragen? Solche Dichtungen einmal ans Licht zu ziehen und darüber zu ſchreiben, wäre ein verdienſtlicheres Werk der Commentatoren! Das vorliegende Werk, ſo ausführlich es auch iſt, ſagt uns über den „Don Carlos" nichts Neues, das nicht jeder Gebildete bereits wüßte. Neu iſt nur die Behauptung, daß König Philipp der Mittelpunkt des Dramas iſt. Wir haben immer Poſa für die Hauptperſon gehalten.

15. Die Bekleidungskunſt. Ein Beitrag zur Aeſthetik von Otto Engel. Nordhauſen, Büchting. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Es iſt ſchon von manchem Aeſthetiker verſucht worden, die Geſetze einer zweckmäßigen und ſchönen Kleidertracht aufzufinden und zuſammenzuſtellen, doch läßt ſich die eigenſinnige Mode leider nicht commandiren, wie der Verfaſſer anzunehmen ſcheint, indem er verlangt, daß man bei Schaffung neuer Moden nicht geſetzlos und willkürlich verfahre. Die Mode geht ſeit Jahrhunderten ihren eigenen Weg und ſpringt, allem Regelzwange trotzend,

wie ein unbändiges Füllen keck über jede äſthetiſche Umzäunung hinweg, uns mitſchleifend, wohin ſie uns haben will. Sie wird nicht von Aeſthetikern, nicht von Dandies, nicht von Schneidermeiſtern geſchaffen, ſondern von dem Geiſte des Zeitalters und deshalb iſt ſie auch wie dieſer allmächtig. Eine ſchöne Zeit erzeugt auch eine ſchöne Kleidertracht, ein verrottetes Zeitalter Monſtra; deshalb war die Tracht zur Zeit der Reformation unbeſtritten die ſchönſte, aber die des ſittenloſen und ſervilen Zeitalters der unbeſchränkten Königsgewalt die geſchmackloſeſte, häßlichſte. Unſere Zeit iſt in Künſten und Wiſſenſchaften — vielleicht auch in der Politik — elektiſch, ſie iſt es daher auch in der Mode. Wir ändern nichts an der Sache.

16. Gedichte aus dem Engliſchen des Charles Boner. Herausgegeben von Karl Schuller. Hermannſtadt. 1864.

Boner, ein meiſtens in Deutſchland lebender engliſcher Dichter (geboren 1815), der ſich beſonders durch Ueberſetzungen deutſcher Dichtungen und in engliſchen Zeitſchriften abgedruckte Artikel über deutſche Literatur und Kunſt verdient gemacht hat, lieferte den Beweis ſeiner poetiſchen Begabung zuerſt durch ſein „Chamois Hunting". Seine Originalgedichte ſind tief empfunden und von religiöſer Wärme durchhaucht. Die uns vorliegenden Ueberſetzungen von Henriette Ottenheimer, F. Bodenſtedt und Heubner laſſen in der Form noch viel zu wünſchen übrig und würden als Originalgedichte eine weitere Beachtung kaum verdienen.

17. Harold's Pilgerfahrt von Byron. Ueberſetzt von Mondart. Köln, Lengfeld. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Einzelne Härten und unechte Reime abgerechnet, iſt dieſe Ueberſetzung des ſchwierigſten Werkes Byron's als eine gelungene zu bezeichnen. Im erſten Geſange merkt man es allerdings, daß dem Ueberſetzer der ungewöhnliche, ſchwierige Strophenbau Mühe gemacht hat. Während er dieſe oder jene Stelle viel zu frei überſetzte, klammerte er ſich bei andern wieder allzu ſklaviſch an den Buchſtaben des Originals: Fehler, die ſpäter vermieden worden ſind. Es iſt wirklich ſchade, daß der Wohlklang durch die erſtgenannten Verſtöße hier und da geſtört wird. Hätte der Verfaſſer ſorgfältiger gefeilt, er würde, wie wir aus vielen Stellen ſchließen müſſen, etwas Vorzügliches haben leiſten können.

18. Der Herr der Inſeln, von W. Scott. Ueberſetzt von W. Hertzberg. Bremen, Geisler. 8. 27½ Ngr.

Man glaubt ein Originalgedicht zu leſen, ſo vortrefflich iſt die Ueberſetzung dieſes Heldengedichts. Wir ſind dies auch von Hertzberg nicht anders gewöhnt. Ob das Epos aber trotzdem und ungeachtet es den Namen Scott an der Stirn trägt, dem Geſchmack der deutſchen Leſer entſprechen wird, möchten wir bezweifeln; denn abgeſehen von der ſehr verwickelten ſchottiſchen Dynaſtengeſchichte, die demſelben zu Grunde liegt und die ſogar eine große Anzahl von Anmerkungen nöthig macht, heißt es doch den deutſchen Leſern wirklich zu viel zugemuthet, ſich durch Verſe zu winden, wie:

Torquil Dunvegan ſprang herbei,
Der Herr des Nebellandes Skye,
Mac Niel, des wilden Bara Than,
Duart, von Gillian's kühnem Clan,
Fergus, von Canna's Schloß am See,
Mac Duffith, Lord von Colonſay.

19. Walter Scott's Fräulein vom See. Deutſch von Heinrich Viehoff. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1865. 8. 8 Ngr.

Viehoff beſitzt in der Ueberſetzungskunſt eine ebenſo große Gewandtheit wie Hertzberg und hat in dieſer Uebertragung faſt die Form des Originals ſelbſt übertroffen. Da wir beim Genuß des Gedichts außerdem nicht durch ſo viele ſchottiſche Eigennamen und complicirte Verwandtſchaftsverhältniſſe der darin auftretenden Perſonen geſtört werden, überhaupt der ganze Inhalt durch ſeinen romantiſchen Anflug dem deutſchen Geſchmack mehr entſpricht, ſo wird das „Fräulein vom See" bei Publikum vorausſichtlich mehr Glück machen als „Der Herr der Inſeln".

20. Roſe und Diſtel. Poeſien aus England und Schottland. Uebertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Zweite vermehrte Auflage. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum großen Theil ſind es altengliſche und altſchottiſche Dichtungen, welche Vincke übertragen hat. Einige darunter ſind ſchon mehrfach überſetzt worden, und eins derſelben, „Edward", findet ſich bereits in Herder's „Stimmen der Völker"; doch die meiſten derſelben, und beſonders Gedichte von Perſönlichkeiten, die mehr in der Geſchichte als in der Literatur bekannt ſind, wie von der Königin Eliſabeth, Jakob V. und VI. von Schottland und Karl I. von England, werden uns hier zum erſten male in deutſcher Ueberſetzung vorgeführt. Auch macht uns Vincke mit einem Dichter Charles Wolfe bekannt, deſſen Poeſien erſt nach ſeinem Tode von John Ruſſell veröffentlicht wurden. Die übrigen Gedichte von Longfellow, Felicia Hemans, Wordsworth, Th. Moore u. a. ſind meiſtens ſchon in mehrfachen Ueberſetzungen bekannt. Vincke beſitzt nicht das Hertzberg'ſche Formtalent, jedoch zählt er immer noch zu den beſſern Ueberſetzern, und ſeine „Roſe und Diſtel" verdienen es, in zweiter Auflage zu erſcheinen.

21. Shakſpeare's Hamlet. Deutſch von Ludwig Seeger. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1865. 8. 9 Ngr.

Sollen wir dieſer Hamlet-Ueberſetzung neben den beiden bekannteſten von Schlegel-Tieck und Meyer einen Rang anweiſen, ſo müſſen wir ſie nach ſorgfältigem Vergleich mit beiden weit über die letztere, aber unter die erſtere ſtellen. Durch vielfache, ſelbſtverſtändlich auch mit dem Original verglichene Stellen könnten wir den Beweis für unſere Behauptung antreten, aber der Raum erlaubt es leider nicht. Nur ſo viel ſei noch bemerkt, daß die Seeger'ſche Ueberſetzung eine fleißige, fließende Arbeit iſt und im großen und ganzen alles Lob verdient, in Einzelheiten dagegen auch manches Tadelnswerthe enthält, beſtehe daſſelbe nun in undeutſchen, oder richtiger unvolksthümlichen, ungewöhnlichen Wendungen und Ausdrücken oder dem Versmaß zu Liebe gemachten kleinen, wenn auch

unwesentlichen Auslassungen aber sogar in freien, zum bessern Verständniß für die Leser gemachten Zusätzen. Wer z. B. gibt dem Verfasser ein Recht, die Worte: „Let us go in together", blos durch „Kommt!" zu übersetzen, da Shakspeare doch durch die gleich darauf folgende Wiederholung des „together" offenbar einen besondern Nachdruck auf das Zusammengehen (aus Furcht vor dem Geiste) gelegt wissen will? Wer gibt dem Verfasser ferner das Recht, „ungarter'd" durch „gebunden nicht am Knie" zu übersetzen? Solcher Beispiele könnten wir noch eine Menge anführen.

22. Robert Burns' Lieder und Balladen. Deutsch von Karl Bartsch. Erster Theil. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Ngr.

Die in einem nur engen Kreise von Empfindungen sich bewegenden Lieder des schottischen Volksdichters werden auch in der besten Uebersetzung nie den Zauber auszuüben vermögen, den sie in dem Patois der Ursprache gewähren. Annähernd könnte derselbe allenfalls durch die Wiedergabe dieser den Volkston anschlagenden leichten Lieder in irgendeiner andern deutschen Mundart, etwa in der alemannischen oder plattdeutschen, erreicht werden. Diese vorliegende Uebertragung gehört unter den uns bekannten zu den besten. Sie zeugt von einer anerkennenswerthen Formgewandtheit des Uebersetzers, obwol auch nicht zu verkennen ist, daß derselbe sich die Sache hier und da etwas leicht gemacht hat — auch in Betreff des Reims.

23. Dichtungen von Lord Byron. Deutsch von Wilhelm Schäffer. Die Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Ngr.

Reine Formen, wohlklingende Verse, denen man die Uebersetzung kaum anmerkt. Wir haben nicht Einen falschen Reim zu registriren. Hier und da hat sich Schäffer allerdings einige kaum zu rechtfertigende Freiheiten erlaubt. Alle drei Epen lesen sich daher auch wie Originalgedichte, doch verdient nach unserm Dafürhalten die „Belagerung von Korinth" vor den andern beiden den Vorzug.

24. Shakspeare's Wintermärchen. Deutsch von Karl Simrock. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 7 Ngr.

Simrock ist ein besserer Originaldichter als Uebersetzer. Es soll damit nicht gesagt werden, daß er die Form nicht in seiner Gewalt hätte; im Gegentheil, er beherrscht dieselbe vollkommen, aber in dem ängstlichen Bemühen, stets recht prägnante Ausdrücke zu wählen — was ihm trotzdem nicht immer gelungen ist — und sich so kurz als möglich zu fassen, hat seine Uebertragung etwas Geschraubtes, Gezwungenes und ist nicht überall so fließend und auf den ersten Blick verständlich, wie sie sein sollte. Sie bleibt weit hinter der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung zurück.

Strauß' neues „Leben Jesu" in England.

Als vor zwei Jahren die neue Bearbeitung des „Leben Jesu" von Strauß erschienen war, las man bald in verschiedenen englischen Zeitschriften Besprechungen des Werks, welche zeigten, wie unwiderstehlich, bei allem englischen Conservatismus in religiösen Dingen, doch die deutsche Kritik bereits unter unsere Stammesvettern jenseit des Kanals eingedrungen ist. Wenn auch mit Behutsamkeit und allerlei Vorbehalt, fügte man sich doch in höchst wesentlichen Punkten den Ergebnissen der deutschen Forschung; ja man nahm die Rechte der freien Wissenschaft mit einem Nachdruck in Schutz, der manche deutsche Zeitschrift beschämen könnte. Auch das vielgelesene „Athenaeum" brachte damals einen Artikel über das Buch, der, wenn auch nicht in allewege zustimmend und unumwunden, doch wenigstens sehr glimpflich war.

Seitdem hat das „Athenaeum" seine Stellung geändert. Zu Anfang dieses Jahres gab es seinen Lesern in drei aufeinanderfolgenden Nummern einen leidenschaftlichen Angriff auf das Buch zum besten. *) Man sagt uns zur Erklärung dieses Umschwungs, der Herausgeber des Journals sei mittlerweile im Heiligen Lande gewesen und bekehrt (er war früher ein Bewunderer Baco's) zurückgekommen. Mag sein; doch macht auch das schon einen Unterschied, daß früher das Buch nur deutsch, mithin in England nur engern Kreisen zugänglich war: jetzt liegt es in englischer Uebersetzung vor, nun erst ist Hannibal ante portas. Daß man diese Pforten jetzt, so gut es in der Eile geschehen kann, gegen den gelandeten Feind zu verbarrikadiren sucht, ist in der Ordnung; es fragt sich nur, wie man dabei zu Werke geht und ob die Befestigung Halt verspricht. Wir legen an eine fremdländische Leistung nicht gern ohne weiteres unsern einheimischen Maßstab an; aber den Artikel des „Athenaeum" bezeichnet auch ein englischer Beurtheiler im „Examiner" als ein Geschwätz für ländliche Theetische, und findet ihn merkwürdig nur als Probe, wie viel Unwissenheit in geschichtlichen Dingen man heutigentags bei den gläubigen Lesern jenes Journals voraussetzen dürfe.

Uebrigens verleugnet diese englische Polemik oder Apologetik ihre Verwandtschaft mit der deutschen nicht. Der neue Angriff wird für ungefährlich, ja unerheblich erklärt, weil er in der That nichts Neues, nur eine Aufwärmung alter, längst widerlegter Einwürfe sei. Der Zweifel in Glaubenssachen sei in England seit langem überwunden. Eigenthümlich scheint die Wendung: die Helden des Unglaubens (es sind Hobbes und Hume gemeint) seien die Vertheidiger der Tyrannen gewesen; doch auch diese Taktik haben wir hierzulande gegen Hegel und seine Schule erlebt.

Gegen die Behauptung des „Athenaeum", daß der Kampf um den Glauben seit dem 17. Jahrhundert im wesentlichen der gleiche geblieben, der neue Gegner also schon darum nicht anzuhören sei, weil er nur Altes vor-

*) Vgl. den kleinen Artikel des „Athenaeum" über das neue „Leben Jesu" von David Strauß in Nr. 8 d. Bl.

zubringen haben könne, gegen diese Behauptung namentmentlich tritt nun der schon erwähnte Verfasser eines Artikels im „Examiner“ („Dr. Strauss and the Athenaeum“, in der Nummer vom 3. Februar) mit einer Ausführung auf, die schon deswegen einen Auszug verdient, weil sie ein erfreulicher Beleg für den Fortschritt vorurtheilsloser Wissenschaft in England ist, von der aber außerdem, ihrer Klarheit und Schärfe wegen, auch mancher deutsche Leser lernen kann. Der englische Gelehrte sagt:

So lange die Gottheit betrachtet wird als ein persönliches Wesen über der Natur, deren Gesetze unter seiner Willkür stehen, so lange ist die Möglichkeit des Wunders nicht zu leugnen. Wenn dagegen, wie jetzt allgemein zugestanden wird, Gott in vollkommener Einstimmung mit der Natur steht, sodaß ihre Gesetze nur Abbild und Ausdruck seines Willens sind, dann ist eine Unterbrechung dieser Gesetze unmöglich, weil es unmöglich ist, in dem vollkommenen Wesen zwei sich kreuzende und widerstreitende Willen anzunehmen. Dies wird so allgemein gefühlt, daß jetzt selbst gläubige Theologen die Wunder als nicht übernatürlich, sondern nur übermenschlich darzustellen suchen, oder, wie der Erzbischof von Dublin sich ausdrückt, „als eine höhere und reinere Natur, sich herablassend aus der Welt ungetrübter Harmonie in diese Welt des Zwiespalts, um dieselbe wenigstens für Augenblicke wieder in Harmonie zu bringen“. (Wie heimeln uns diese Töne an, und wie schade, daß wir in Deutschland keinen Erzbischofsstuhl von Dublin haben, um gewisse Herren hinaufzusetzen!) Allein eine höhere Natur — wendet unser Gewährsmann dem schönredenden Großwürdenträger ein — ist immer noch Natur, und damit das Wunder im alten echten Sinne aufgegeben; es sinkt in die Kategorie des Relativen herab, als etwas, das, wie auffallend und befremdend es auch immer für uns sein mag, doch an sich selbst nur ein Natürliches ist.

Diese bedeutende Veränderung des Gesichtspunkts — fährt er fort — war aber nur Theil eines weiten Kreises geistiger Erscheinungen, welche die Religion in allen ihren Beziehungen berührten. Der Deismus, dessen Widerlegung der Verfasser des Athenäum-Artikels England nachrühmt, war nicht auf seinem eigenen Boden überwunden worden. Die kleinlichen Bemühungen der Leland und Lardner waren nicht dazu angethan, ihm den Garaus zu machen. In der That war sein inneres Wesen unverwundbar: bestand es doch fürs erste aus dem Satze, daß die Vernunft allein Prüfstein und Auslegerin der Offenbarung sei; und daß fürs andere mit Hülfe der Vernunft die wahre Religion von ihren falschen Zusätzen zu scheiden sei. In ihren Consequenzen waren diese beiden Grundsätze des Deismus unvergänglich; wenn es auch dem erstern an philosophischer Schärfe, dem andern an geschichtlicher Durchführung noch gebrach. Der Deismus war nicht widerlegt, sondern aufgegangen in eine umfassendere und erschöpfendere Behandlung desselben Gegenstandes.

Es war ein Grundmangel, der ihn in seiner ursprünglichen Gestalt unfähig machte, den Kampf zu bestehen. Die Vernunft, die er gegen die Offenbarung aufrecht zu erhalten suchte, war lediglich die individuelle Vernunft, die sich mitten im Siege vereinzelt und hülflos fühlte. Dieses unwillkürliche Gefühl drückte sich nach der einen Richtung in Hume's Skepticismus, nach der andern in der Schwäche des Deismus der Geschichte gegenüber aus. In dieser Krisis zeigte Kant mitten aus Hume's Skepticismus heraus den Weg zu einem bessern Glauben. Als sein Vorläufer wirkte Lessing, indem er die Beweise des Deismus zusammenfaßte und die wahre Religion als bestehend nicht in schriftlichen Urkunden oder zufälligen Geschichtsthatsachen, sondern in innern geistigen Wahrheiten darstellte. Es war eine gründliche Umwandlung der Begriffe von Mensch, Gott und Natur, was um diese Zeit vorging. In den Systemen von Baco und Carteſius war die Natur ein todter Mechanismus gewesen, der Mensch ein haltloses Individuum, das nur künstlich mit seinesgleichen durch rein äußere Einrichtungen, mit Gott lediglich durch das Mittel des Wunders im Zusammenhang gehalten wurde. Das Aufhören des Glaubens an Wunder ließ daher die Welt in Wahrheit gottverlassen, den Menschen ohne sichere Grundlage für sein politisches und sittliches Leben. Der Idealismus war es, welcher der Natur Leben, dem Menschen einen sichern Ankergrund für seine geselligen Pflichten wiedergab. In Kant's Religion der Vernunft war die äußere Offenbarung ersetzt durch die innere Offenbarung der Vernunft in jeder einzelnen Seele; der Mensch wurde als religiös von Natur gefaßt und seiner lange verfochtenen Freiheit der kategorische Imperativ der Pflicht als Lenker beigegeben.

Nachdem so die wahre Religion auf der Grundlage der Sittlichkeit wieder aufgebaut war, blieb noch die Aufgabe der Verständigung über die künstliche oder falsche Religion, d. h. über die Zusätze und Auswüchse, welche der Deismus zwar verworfen, über die er aber versäumt hatte Rechenschaft zu geben. Und in der That, je enger die Grenzen, die der wahren Religion angewiesen, je weniger und einfacher die Lehrsätze, auf welche sie zurückgeführt war, desto größer blieb der Betrag von damit unvereinbaren Erscheinungen, von seltsamen Eigenheiten der bestehenden Religion, denen man sich ebenso wenig unterwerfen, als sie beharrlich dem bloßen Betrug oder Aberwitz zuschreiben konnte.

Die Erklärung, in der man sich zunächst vereinigte, nachdem die rohe Vorstellung von Betrug verlassen war, setzte eine wissentliche Anbequemung an die Vorstellungen und die Ausdrucksweise ihrer Zeit von seiten der biblischen Schriftsteller voraus. Damit war ihre Einsicht gerettet auf Kosten ihrer Wahrhaftigkeit; das Auskunftsmittel lief am Ende darauf hinaus, den größten Theil der Bibel doch wieder unter die alte und aufgegebene Kategorie der willkürlichen Täuschung zu stellen. Es blieb nur noch die Wahl, unwillkürlichen Irrthum in den Berichten anzunehmen, womit in Wahrheit ihr mythischer Charakter zugestanden war. Darauf lief Vico's Erklärung aus der nothwendig bildlichen Ausdrucksweise früherer Zeitalter hinaus, gleich wie die jetzt selbstverständlich erscheinende Bemerkung von Spinoza, daß die Menschen selten ein Ereigniß einfach so wieder erzählen, wie es sich zugetragen, sondern ihre eigenen Vorstellungen darunter mischen, vornehmlich wenn die Thatsachen ihre Einsicht übersteigen und mit religiösen Interessen zusammenhängen. In solcher Ausdehnung ist dies nach Spinoza der Fall, daß Erzählungen verschiedener Personen von derselben Begebenheit oft Erzählungen von verschiedenen Begebenheiten gleichen, wie dies insbesondere an den abweichenden Berichten der Evangelien zu sehen ist. In der That, wenn wir bedenken, daß alle Offenbarung durch menschliche Medien hindurchgehen mußte und daß jedes solche Medium, sei es Gedanke oder Sprache, unvollkommen ist, so wird man schwer der Einsicht ausweichen können, daß das Vorkommen des Mythus in Religionsbüchern verkennen zu wollen ungefähr so vernünftig ist, als wollte man leugnen, daß sie sich der Sprache oder der Prosa bedient haben.

Eine klarere Einsicht in das Wesen des Mythischen, wie es in der Profangeschichte vorkommt, war die natürliche Vorbereitung zu der richtigen Würdigung desselben in der Bibel. Heyne war der erste, der die Theorie des Mythus mit umfassendem Geiste auf Archäologie und Geschichte anwandte; ihm folgten viele andere mehr oder weniger berühmte Namen in der Erforschung der symbolischen Erzählungen, insbesondere des griechischen Alterthums. Nachdem er einmal den allgemeinen Grundsatz festgestellt hatte, daß sowol die Geschichte als die Philosophie der alten Welt durchaus mit Mythen beginne, mußte es in der That der hebräischen Geschichte schwer werden, für sich eine Ausnahmestellung in Anspruch zu nehmen. Anfänglich war diese Auslegungsart nur sparsam und mit Wider-

ſtreben auf das Alte Teſtament angewandt worden; ſeit Eichhorn wurde ſie freier gehandhabt und auch auf das Neue Teſtament ausgedehnt. Dabei iſt zu bemerken, daß in der allgemeinen Vorausſetzung zweierlei Theorien von ungleicher Tragweite enthalten waren: die des hiſtoriſchen Mythus, die eigentlich rationaliſtiſche Auslegungsweiſe, welche eine unbewußte Verdrehung wirklicher Thatſachen in den Berichten annimmt, und die des reinen Mythus, d. h. die Annahme erdichteter, aus bloßer Meinung und dogmatiſcher Vorausſetzung entſprungener Geſchichten. Davon war die erſtere, weil ſie doch eine geſchichtliche Grundlage der Erzählungen ſtehen läßt, mithin dem Vorurtheil für die Bibel weniger ins Geſicht ſchlägt, lange Zeit die beliebtere, nur nach und nach kam man zum Bewußtſein ihrer Willkürlichkeit, und ſie ſah ſich von der andern, als der folgerichtigern und wiſſenſchaftlichern von beiden, verdrängt.

So wurden die unweſentlichen Beſtandtheile der poſitiven Religion zum geſchichtlichen Material, und ſtatt ſchädlicher und unfruchtbarer Erdichtungen erſchienen ſie jetzt als fruchtbare Aufgaben für die Forſchung. Durch die allmähliche Löſung dieſer Aufgaben führt die Vernunft nur vollſtändiger aus, was die Reformation begonnen: die Religion aus gebieteriſchen Glaubensformeln und äußerlichen Satzungen in den Bereich der Seele ſelbſt zu übertragen, ſie aus einer todten Gewohnheit in eine innere lebendige Kraft zu verwandeln.

So viel über die dreiſte Behauptung, daß der Stand der theologiſchen Controverſe ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts unverändert geblieben und daß Strauß, der dieſe Unterſuchungen dadurch weiter geführt, daß er die mythiſche Auslegung ſyſtematiſch und ohne Rückhalt auf das Neue Teſtament angewendet hat, nichts Neues oder beſonders Beachtenswerthes gethan habe. Es würde leicht ſein, zu zeigen, daß das Vorgehen von Strauß nur ein bedeutender Schritt in einem fortlaufenden Proceß war: einem Proceß, der auch während der Zeit zwiſchen ſeinem erſten und zweiten Werke nicht ſtillgeſtanden, ſondern Fortſchritte in der bibliſchen Kritik herbeigeführt hat, geeignet, die Geſichtspunkte ſowol der Orthodoxie als der Heterodoxie im weiteſten Umfange zu verändern.

Nach allem dieſem kann man dem „Athenaeum" zu ſeinem Schlachtplan ſowenig als zu deſſen Erfolge Glück wünſchen. Es war ein armſeliger Anſchlag, das Anſehen eines Schriftſtellers untergraben zu wollen durch eine Reihe von Behauptungen, welche die geringſte Prüfung in ihrer Grundloſigkeit bloßſtellen muß. Zum Beiſpiel, es iſt nicht wahr, daß die Echtheit des Marcus-Evangeliums bis auf die Tübinger Schule niemals in Zweifel gezogen worden; nicht wahr, daß Juſtin das vierte Evangelium anführe, oder daß dieſes den Erzählungen mehr, den Reden weniger Aufmerkſamkeit widme als das Matthäus-Evangelium. Es iſt nicht wahr, daß Verſchweigungen in den Evangelien nicht unter Umſtänden zu Widerſprüchen werden können. Es iſt nicht wahr, daß Wolf's (des Kritikers der römiſchen Urgeſchichte) Anſehen Schiffbruch gelitten hat. Es iſt nicht wahr, daß Strauß leugnet, daß Jeſus der Chriſt, daß die Evangeliſten Evangeliſten ſeien. Es iſt nicht wahr, daß er unbekannt geweſen, als er ſein erſtes Werk ſchrieb (und wenn? fragen wir), oder daß er damals Mitglied einer obſcuren Univerſität, ſein Stil ohne Anmuth, oder ſein Vorhaben ein gottloſes geweſen. Es iſt nicht wahr, daß er Hume's Beweis gegen die Wunder entſtellt, vielmehr iſt es das „Athenaeum", das auf lächerliche Art ſowol Hume als Strauß verdreht. Ein Wunder, ſagt es uns, wird dadurch noch nicht unglaublich, daß es wider die Erfahrung iſt, denn wider die Erfahrung iſt alles Neue; folglich ſind alle Arten von Erfahrung ſich gleich, Neuigkeiten widerſprechen ihr ebenſo ſehr wie Wunder, und ein Wunder iſt nicht unglaublicher als eine gewöhnliche Neuigkeit. Ein ſauberes Beiſpiel, was mit zweideutigen Mittelbegriffen auszurichten iſt, und eine ſeltſame Art von Beweisführung für einen, der Strauß des Mangels an Logik beſchuldigt!

Doch es hieße Zeit und Raum verſchwenden, wollte man die lange Reihe von thörichten Schnitzern aufzählen, die der Verfaſſer des Artikels ſich zu Schulden kommen läßt. Wenn er ſagt: wir ſind mit Bayle und Voltaire fertig geworden, wir haben den „Leviathan" überlebt und den „Verſuch über die Wunder" beiſeitegelegt, ohne durch eine dieſer Schriften in unſerm Glauben erſchüttert worden zu ſein, ſo mag das ganz wahr ſein von ſeiner eigenen Widerſtandskraft gegen die Einflüſſe der Vernunft; etwa wie die Römer am Thraſymeniſchen See fortkämpften, ohne das Erdbeben zu bemerken, oder wie die Welt die chriſtliche Aera überlebt hat, ohne doch wahrhaft chriſtlich zu werden. Aber er hätte bedenken ſollen, daß ſein ſtumpfſinniger Dünkel kein tauglicher Maßſtab iſt für die Gelehrigkeit anderer, und daß Entſtellungen, berechnet auf Gewinnung der Voreingenommenen und Befriedigung der Unwiſſenden, auf urtheilsfähige und wohlerzogene Menſchen nur widrig und abſtoßend wirken können.

So weit der engliſche Gelehrte, und wir wiederholen, daß wir nicht wiſſen, wie man, was hier zu ſagen war, klarer und bündiger ſagen könnte.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Von den kleinen „Bouffes parisiennes" iſt ein auch auf den deutſchen Bühnen zu theilweiſer Herrſchaft gelangtes dramatiſches Genre ausgegangen, welches jedenfalls eine literar- oder culturhiſtoriſche Beachtung verdient. Nachdem erſt neuerdings „Der Schäfer" Offenbach's auf dem Theater an der Wien zu erfolgreicher Darſtellung gelangt iſt, während Offenbach's „Barbe bleue" im Variététheater zu Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, erſcheint es nicht unangemeſſen, einen prüfenden Blick auf das ganze Genre zu werfen und zu ſehen, ob es nicht irgendein Element enthält, welches auch für die Fortbildung der deutſchen theatraliſchen Komik von günſtigem Einfluß ſein könnte? Denn ſowenig wir franzöſiſchen Import in Politik, Literatur und Theater lieben, wenn er die einheimiſche Production zu verdrängen ſucht oder was noch ſchlimmer, an ihr abfärbt, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß den Franzoſen ein moderner Inſtinct eigen iſt, der ſie oft glückliche Griffe thun läßt, namentlich wo es gilt, abgethane Culturrichtungen zu perſifliren. Offenbach's „Operetten" ſind nun keine gewöhnlichen Vaudevilles, obgleich er auch mehrere von der Alltagsſorte hat vom Stapel laufen laſſen; in den meiſten macht ein kleiner Ariſtophanes ſeine Männchen, den wir beileibe nicht mit dem großen athenienſiſchen Dichter im übrigen vergleichen wollen, der aber doch eine Aehnlichkeit mit ihm hat: ſeine Perſiflage, ſein Spott gilt „geiſtigen Richtungen", nicht den Thorheiten und Laſtern des geſelligen Verkehrs. Wir begrüßen aber jede Erweiterung des komiſchen Repertoire nach dieſer Seite hin, mit oder ohne Muſik, mit Freuden, jede Komik, Satire, Ironie, die dem öffentlichen Leben, dem hiſtoriſchen Geiſte zugewendet iſt, erſcheint uns als ein Fortſchritt, gegenüber der bürgerlichen Komödie und ihren nachgerade etwas fadenſcheinigen Sittenbildern.

Offenbach hat in der wenig bekannten „Genoveva" die Romantik mit vielem Esprit verſpottet; daſſelbe ſcheint auch in ſeinem „Barbe bleue" der Fall zu ſein. Bei unſern Romantikern ſpielten Ernſt und Scherz in Behandlung der Märchenſtoffe confus durcheinander. Tieck's „Blaubart" z. B. iſt zum Theil ernſt gemeint, zum Theil ironiſch, indem der Dichter ſeine eigenen Geſtalten verſpottet, ſeine eigene Fabel verlacht. Dies Durcheinander fand man ſeinerzeit beſonders geiſtreich; es war der Triumph des dichtenden Subjects, der Triumph der freiwaltenden Phantaſie, welche ihren Geſtalten den ſchöpferiſchen

Lebenshauch einblies und sie dann wieder wie todte Erdklöße zerbröckeln ließ, um zum Schluß selbst hervorzutreten und auszurufen: „Tel est notre plaisir.“ Heutzutage finden diese phantastischen Saturnalien von Ernst und Scherz kein Publikum mehr; man will von Haus aus wissen, woran man ist einer Dichtung gegenüber. Offenbach laßt uns darüber nicht in Zweifel. Sein „Barbe bleue“ ist eine Burleske, welche das Blaubartmärchen persiflirt, ohne irgendeinen Reflex der „mondbeglänzten Zaubernacht“ in die Parodie fallen zu lassen. Es sind wirklich komische Figuren, dieser König Robèche, der fünf Frauen aus Eifersucht hat tödten lassen, sich mit der sechsten vermählen will und schon an die siebente denkt; sein Intendant, der Alchemist Popolani, der durch seine Gifttränke die unglücklichen Ehegattinnen vom Leben zum Tode befördert, aber als Kenner der geheimen Kräfte der Natur ihnen nur Schlaftränke eingibt, sodaß alle diese Julien wieder erwachen und zwar nicht im Grabe, sondern im Alkoven des Alchemisten, der sich in solcher Weise bereits einen ganz respectabeln Harem angelegt hat. Dieser Einfall ist burlesk, aber nicht ohne vis comica. In dem Verfahren des Blaubart liegt für den modernen, mehr nationalökonomischen Standpunkt eine bedauerliche Kapitalvergeudung, welche der Generalintendant in seiner Weise wieder gut macht. Die Intrigue mit den Schäferpaaren, die nebenbei spielt, ist burleskes Pastorale. Das Ganze, da es doch den musikalischen Gesichtspunkt in den Vordergrund drängt, eine parodistische Erneuerung der Opera buffa.

Noch einen andern Standpunkt nimmt die im Theater an der Wien zur Aufführung gekommene Operette „Der Schäfer“ ein, welche eigentlich aus drei Tableaux besteht, einem mythologischen, welches das Pastorale in seiner olympischen Herrlichkeit darstellt, einem Rococotableau, in welchem wir das coursähig parfumirte Schäferthum des französischen Trianon und der deutschen Pegnitzdichtung erblicken, und einem modern dorfgeschichtlichen, das uns das rusticale Wesen in seiner Roheit und Täppigkeit ohne jeden idealen Schimmer darstellt. Wie man immer von dieser musikalischen Trilogie denken mag — sie enthält cultur- und kunstgeschichtliche Perspectiven, was man von unsern übrigen komischen Trivialitäten nicht sagen kann; ja der letzte Abschnitt kann zugleich für eine geistreiche Parodie und Verspottung der dorfgeschichtlichen Schönrednerei gelten, indem er uns die Prosa der Melkeimer und Holzschuhe als die echte Lebenswahrheit zeigt. Wir meinen nun, daß in diesen Offenbach'schen Operetten eine höhere Komik stecke, als in dem, was uns die deutsche Alltagsposse bietet; ja daß dies Element einer den höhern geistigen Gebieten zugewendeten Komik für die Wiedergeburt der deutschen Posse unerläßlich sei. Den aristophanischen Geist in den homöopathischen Dosen des Offenbach'schen Humors zu suchen, wird ihr freilich nicht einfallen dürfen; immerhin aber glauben wir auf die Thatsache aufmerksam machen zu müssen, daß sich derartige dramatische Humoresken auf der deutschen wie auf der französischen Bühne einbürgern, daß also damit die theatralische Möglichkeit einer höhern Komik auch für unsere jetzigen Bühnenverhältnisse außer Zweifel gestellt ist.

Neben diesem französischen Humor hat neuerdings in Wien der deutsche große Erfolge gehabt. Bogumil Golz fand bei Publikum und Kritik Anerkennung als eine originelle, geistsprudelnde Persönlichkeit; seine deutschen „Plaudereien“ stechen sehr vortheilhaft gegen die französischen „Causeries“ eines Alexandre Dumas ab, die nur auf allerlei Salonklatsch, auf Erzählung von Anekdoten, abenteuerlichen Fahrten und Jagdgeschichten hinausliefen, während die Plaudereien von Golz geist- und gedankenreiche Lebensanschauungen boten. Gleichwol darf man nicht vergessen, daß der phantasievolle Romancier Dumas nur einige flores und amoenitates seiner Nebenstunden, wie einen bei dem Spazierengehen gepflückten Strauß, dem Publikum darbot, während das monumentum aere perennius, auf welches der pariser Romandichter seinen Ruhm bei den Zeitgenossen und seine Unsterblichkeit bei dem Leihbibliothekenpublikum der nächsten Jahrzehnte basirt, in Gestalt von einigen hundert, mit seinem Namensstempel gezeichneten Romanbänden bei ihm zu Hause liegt; Bogumil Golz dagegen in seinen Plaudereien alles und das Beste gibt, was er hat, aphoristische Gedanken, Empfindungen und Bilder, phosphorescirende Gase des Geistes, leuchtend wie Homunculus in der Flasche, aber wie dieser wenig geeignet zur vollkommenen Menschwerdung in Gestalten und Charakteren und Geschichten; denn Golz ist kein Talent von vorzugsweise erfindender und gestaltender Kraft.

Den Vorlesungen von Golz schloß sich neuerdings ein Vortrag poetischer Reliquien von Otto Ludwig an, welchen der Hofschauspieler Lewinsky, ein pietätvoller Verehrer des Dichters, zu Gunsten seiner Hinterbliebenen hielt. Lewinsky las den ersten Act einer Tragödie „Tiberius Gracchus“, der als vielverheißend gerühmt wird, und mehrere Gedichte, von denen einige Anklang fanden. Man rühmt die sich zur Meisterschaft steigernde Kunst des Vortrags, die sich dieser Darsteller angeeignet hat. Otto Ludwig's Nachlaß soll übrigens demnächst im Druck erscheinen, darunter auch seine „Shakspeare-Studien“, die man mehr als Studien zur Technik des Dramas bezeichnen sollte, indem sie mit kritischer Anlehnung an Shakspeare, Schiller und einzelne moderne Dramen das Geheimniß der dramatischen Form zu erschließen und zu bewältigen suchen. Wir haben dieselben genau durchstudirt; sie bedürfen einer genauen Redaction, indem sie noch mancherlei unverarbeiteten Rohstoff in Excerpten, Schematismen u. s. w. enthalten, werden aber jedenfalls allgemein interessiren, indem sie uns in das Atelier eines strebsamen Geistes einführen, wenn auch die oft schroff hervortretende Einseitigkeit der künstlerischen Richtung begründeten Widerspruch herausfordern wird.

Bibliographie.

Aimard, G., Das goldene Castilien. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bitter, C. H., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Versuch neuer Uebersetzungen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Boll, E., Dr. Friedrich v. Hagenow. Ein Nekrolog. Neubrandenburg. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Boßhard, H. J., Schicksal eines Spielers. Ein Bild aus dem Leben. Zürich, Herzog. Gr. 8. 6 Ngr.

Christ, W., Arien und die ältesten Nachrichten über Iberien und die Westküste Europa's. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr.

Eckardt-Volmar, Ernestine, Helene. Roman. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grey, K., Die Herrin von Goldrauen. Roman. 2 Bde. Berlin, Grethe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Horter, O., Trübsal und Trost. Gedichte und Lieder. Breslau, Dülfer. 16. 3 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. IV. Die latente Association. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Kessel, C. v., Die Einnahme von Alsen. Berlin, F. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Mengersen, J. B. Graf v., Cherusker und Römer. Eine epische Dichtung. Leipzig, F. Fleischer. 8. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. 2 Abtheilungen in 4 Bdn. Berlin, Janke. 1865. 8. 6 Thlr.

Ortenburg, H. v., Der Ritter-Orden des heiligen Johannes von Jerusalem. In seiner Verfassung und Geschichte dargestellt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Siddhi-kür. — Die Märchen des Siddhi-kür. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. Herausgegeben von B. Jülg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Thlr.

— — Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. Jülg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 24 Ngr.

Spahn, J., Maurerische Gedichte. Fürth, Kühl. 16. 2 Thlr.

Spörlein, J., Die christliche Gesellschaftserneuerung und die neue Zeit. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Walesrode, L., Preßfreiheit und Justiz in Preußen. Dargestellt in einem Preßproceß der deutschen Jahrbücher. Mit einem Vorwort herausgegeben. Nebst 2 Universitätsgutachten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen" will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von Hieronymus Müller.

Mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart.

Achter (Schluß-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem soeben erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparchos, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Axiochos, oder das Little der Todesfurcht. — IV. Der Gesetze dreizehntes Buch, oder der echte Weise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichterwort. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angebornes oder Lehrbares sei. — VII. Demodokos, der öffentliche und der besondere Verkehr. — VIII. Sisyphos, oder das Rathpflegen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet

von

David Friedrich Strauß.

Zweite Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das im Jahre 1835 zuerst erschienene „Leben Jesu" von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so ist dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu" desselben Verfassers noch weit mehr geeignet, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche, in demselben Sinne wie das „Leben Jesu" von Renan ein Buch für Franzosen, und darf vom deutschen Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme beanspruchen als das französische Werk. Daß es dieselbe gefunden, beweist die schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen nöthig gewordene zweite unveränderte Auflage.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing,

Verfasser von „Germanisches Blut".

2 Bände. 8. Brosch. 2⅓ Thlr.

Von dem letzten Werke des Verfassers, „Germanisches Blut", sagt die Leipziger Illustrirte Zeitung, daß es sich lese wie ein in Prosa übertragenes Gedicht Lord Byron's. Ihrer ähnlichen dringenden Empfehlung des Buchs fügte die stuttgarter illustrirte Zeitung: Ueber Land und Meer, den Wunsch hinzu, daß der Verfasser auch seine eigene rothe Erde in Roman und Novelle cultiviren möge. — Hier in diesem Buche liegt ein Stück Westfalen vor, Wirklichkeit und Wahrheit, naturwüchsiges Wesen, Verwickelungen, wie sie durch Leidenschaft und Thatkraft bedingt werden, und alles durch die Kraft und Glut von Darstellung und Sprache verklärt. — Das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. urtheilt über vorliegendes Werk gleich günstig und hebt die vorzügliche Begabung hervor, welche sich in der Zeichnung der Personen und der Malerei der Einzelheiten kundgibt.

Für's Vaterland.

Historischer Roman

von

Julius Mühlfeld.

2 Bände. 8. Brosch. 2⅓ Thlr.

Ein Roman vom Jahre der deutschen Morgenröthe, 1809, bis zur deutschen Befreiung von der Fremdherrschaft, spielend, in seinen mannichfaltigen Scenen von den Schreckenstagen der Französischen Revolution bis zu denen der Freiheitsschlachten reichend, mit dem Schwerpunkt der Handlung aber in dem Jahre 1809 in Oesterreich ruhend und im engen Rahmen eine reiche Reihe Handlung und Persönlichkeiten: die Schlachten bei Aspern und Wagram, den Erzherzog Karl u. s. w. berührend, ist dieses neue Werk Julius Mühlfeld's, der gerade in dieser Zeit außerordentlich daheim ist. Mühlfeld's „Theodor Körner" wurde als ein bedeutendes patriotisches Werk anerkannt, und seine Romane: „Ein Weg zum Throne", „Mittel und Zwecke", „Unterm Verhängniß" sind von Presse und Publikum so allgemein günstig aufgenommen und von den ersten kritischen Stimmen empfohlen worden, daß ein neuer Roman aus seiner Feder von vornherein mit Interesse erwartet wird, welches der hier angekündigte: „Für's Vaterland", auch in hohem Maße verdient.

Soeben erschien das 66. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Guacharo — Halberstadt.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 12. — 22. März 1866.

Inhalt: Ein Epos von Hermann Lingg. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zur Charakteriſtik der Befreiungskriege. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Lebensphiloſophie. Von **A. Freiherrn von Loën.** — Zur Pſychologie. Von **Maximilian Perty.** — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Ein geflügeltes Wort; Ein Epigramm und ſein Autor; Das Spiel von den zehn Jungfrauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Epos von Hermann Lingg.

Die Völkerwanderung. Epiſche Dichtung von Hermann Lingg. Erſtes Buch. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Prägnanz lyriſchen Ausdrucks, ein über Epochen blitzartig hinleuchtender Weltblick, eine markige Darſtellungskraft, eine ſtimmungsvolle Beleuchtung — das waren die unverkennbaren Vorzüge der Lingg'ſchen Gedichte, die wir wie alle mit warmer Anerkennung begrüßten. Mit um ſo tieferm Bedauern erfüllt es uns, bekennen zu müſſen, daß das neueſte Epos des Dichters ein gänzlich verfehltes Werk iſt und in keiner Weiſe die Erwartungen rechtfertigt, die man an den Namen und an das Talent des Dichters knüpfen durfte, ja daß ſelbſt die Form deſſelben oft eine Unreife und Schülerhaftigkeit verräth, die wir mit den einzelnen genialen Meiſterzügen und der formbeherrſchenden Sicherheit der „Gedichte" gar nicht in Einklang zu bringen wiſſen. Entweder welken unſere Talente raſch an einem Marasmus, der in unſern literariſchen Zuſtänden liegen mag, oder die Wahl eines Stoffs, der nicht nur ſpröde, ſondern für die dichteriſche Behandlung ungeeignet iſt, macht die Schwingen des Talents vollſtändig erlahmen, ſodaß es am Boden kriecht, während es ſonſt ſich himmelwärts zu erheben vermochte.

Das erſte Buch der Dichtung bildet einen ſtattlichen Band, der zehn Geſänge enthält. Wie viele Geſänge und Bücher noch folgen werden, iſt nicht abzuſehen; denn bei dieſer Behandlungsweiſe kann es mit Grazie in infinitum fortgehen und jede Seite aus Becker's „Weltgeſchichte" ſich in einen umfangreichen Geſang verwandeln. Denn in der That, was uns der Dichter bietet, iſt nichts als eine gereimte Chronik der Völkerwanderung, der hin und wieder einige poetiſche Lichter aufgeſetzt ſind, die aber im ganzen die Trockenheit der Haupt- und Staatsactionen unverkennbar zur Schau trägt und meiſtens in einem Stil der Darſtellung gehalten iſt, den wir nur mit dem Stil der byzantiniſchen Malerei vergleichen möchten.

Was mochte den Dichter zu einem Stoff hinziehen, der nicht nur unſerer Gegenwart ſo fern liegt, ſondern auch ſchon für die Geſchichtſchreibung ſo ſchwer zu bewältigen iſt? Gewiß fand die Eigenart ſeines Talents etwas Sympathiſches in dieſem, wir möchten ſagen Elementariſchen der Geſchichte, in dieſen großartigen Maſſenbewegungen, in dieſen mit Naturgewalt wirkenden Volkskräften, die mit Stoß und Gegenſtoß aufeinanderplatzen und die Alte Welt aus den Angeln heben? Dazu der Untergang der heidniſchen, der Aufgang der chriſtlichen Weltanſchauung, Schreckniſſe und Verwüſtungen, die wie der Schwarze Tod über die Nationen kamen, einzelne Helden, die wie Brandfackeln der Vorſehung in das kreiſende Völkergetümmel hineinleuchten — erſcheint das nicht alles als gigantiſche Fresko, für eine mit großen Zügen ſchaffende Dichterkraft der willkommenſte Stoff, namentlich wenn in dem Dichtergeiſt der Sinn für die Nachtſeiten des geſchichtlichen Lebens, für düſtere Farbengebung und Beleuchtung lebendig iſt?

Dennoch iſt dieſer Stoff nur geeignet für eine philoſophiſch-lyriſche Freskenmalerei, für eine Kaulbach'ſche Skizze, für eine ſymboliſirende Geſtaltung, welche die bewegenden Mächte der verworrenen Zeit losläſt aus dem Bann der hin- und herwogenden Maſſen, ſie dichteriſch klärt und verklärt. Steigt die Poeſie in das Getümmel ſelbſt herab, ſo wird ſie haltlos von dem Strome mit fortgeriſſen. Die Plaſtik des epiſchen Stils namentlich muß an dieſer Aufgabe zu Schanden werden. Das Epos ſoll ein Culturgemälde der Epoche geben; es ſoll wirken durch den Reiz liebevoller Verſenkung in das Detail, durch den Zauber des ruhigen Verweilens; durch die Macht der Stetigkeit, die uns ohne Sprünge über den Raum und durch die Zeit führt. Welches Intereſſe aber kann für uns die Cultur halbwilder Völker haben, die mit wenigen Zügen erſchöpft iſt? Und wie ſoll eine dichteriſche Darſtellung Plaſtik und Continuität gewinnen, wenn ſie dieſen inſtinctiven und tumultuariſchen Bewegungen der Völker von Land zu Land auf dem Fuße folgt!

Freilich, ein Dichter von mehr künſtleriſchem Bewußtſein hätte ſich von Haus aus klar gemacht, daß einem ſolchen Stoffe gegenüber ſich der Meiſter in der Beſchränkung zeige, daß man nicht die Breite und Fülle des geſchichtlichen Stoffs in die Dichtung aufnehmen müſſe,

indem ſonſt nicht blos der Rahmen derſelben geſprengt, ſondern auch die Monotonie fortwährender Wiederholungen hervorgerufen werde, daß, wenn das Weſen der Dichtung überhaupt die Abbreviatur, die Spiegelung der zerſtreuten Vielheit in dem einen Bilde iſt, die Rückſicht hierauf bei einem Thema, wie das vorliegende, doppelt geboten war. Eine Epiſode aus der Völkerwanderung, welche den Kampf des Chriſtlichen und Heidniſchen, die alte Cultur und die Wildheit der eindringenden Naturvölker, die elementariſche Zertrümmerung einer alten Welt uns in einer auch unſer Gefühl erwärmenden Fabel, in die einer der hervorragenden Helden der Epoche verwebt iſt, vor Augen geführt hätte, würde das Thema erſchöpfender behandelt haben, als dieſe der Geſchichte formlos nacherzählte Chronik, welche nur den in ottave rime ſchwer nachweisbaren pragmatiſchen Zuſammenhang der Begebenheiten vermiſſen läßt, im übrigen aber einen Staub aufwühlt, daß es uns vor den Augen flirrt und wir kaum ein beſtimmtes Bild klar zu erkennen vermögen.

Statt einer Ilias gibt uns Hermann Lingg ein cykliſches Gedicht, welches mit dem Ei der Leda beginnt — wo es aber enden wird, das ruht im Schoſe der Götter!

In die erſten Strophen ſeiner Dichtung hat Lingg den poetiſchen Gehalt derſelben zuſammengedrängt; es ſind die ſchönſten, die prägnanteſten; es iſt die Poeſie der Völkerwanderung! Die ſpätern ſind meiſtens nur ihre gereimte Proſa. Der Prolog gibt uns einen Extract aus Gibbon's erſten Bänden. In der Schilderung von Roms Herrlichkeit findet ſich folgender, an einen Fremdenführer erinnernde Vers:

Unzählig war die Menge der Gebäude,
Belebt von immer neuem Müßiggang
Die Stätten des Genuſſes jeder Freude, (!)
Die Gärten voll von Leben und Geſang,
Die öffentlichen Hallen für Getreide,
Und ungeheuer war der Menſchendrang u. ſ. w.

Von Auguſt führt uns der Dichter zu Tiber, Nero, Veſpaſian, Titus, Hadrian bis zu Conſtantin, Julian — ein Cäſarenkopf nach dem andern, eine hiſtoriſche Porträtgalerie, durch welche die epiſche Muſe ſpazieren geht. Dabei verliert ſie allerdings zwei Edelſteine der Poeſie: der erſte ein myſtiſch funkelnder Karfunkelſtein, die Sage von dem geſtorbenen Pan, die Entfeſſelung der durch die antike Mythologie gebundenen Geſtalten, die Löſung des Naturzaubers durch die Macht der Welterlöſung — ein tiefſinniges Symbol für den Kampf zweier Weltalter! Wie da Lingg's Dichtung in Fluß kommt, wie groß und ſchön ſie das Auge aufſchlägt, wie geiſt- und ſeelenvoll! Das ſind die Gedankenperſpectiven, in denen ſie ſich heimiſch fühlt!

Und von den Höhn klang überall hernieder
Ein tauſendſtimmig lobender Geſang;
Denn Menſchendaſein ward nun jenen wieder,
Die einſt der Abgott in Verwandlung zwang;
Es löſten ſich aus Wurzeln zarte Glieder,
Aus Zweigen los, und aus der Quelle ſprang
Noch thränenfeucht die Nymphe, neu dem Leben
In edlerer Geſtalt zurückgegeben.

Und in noch todtern Reichen riß vom Bande
Des ſtarrſten Todes ſich die Liebe los,
Wo nach der Seele letztem Widerſtande
Das Felsgeſtein Gefühl und Sinn umſchloß.
Gerungne Arme, flatternde Gewande.
Und weit hinaus im blauen Meeresſchoß,
Aus Klippen ſchwoll in athmender Bewegung
Die Luft der auferwachten Lebensregung.

Der zweite Edelſtein iſt die Beſchreibung des Ausbruchs des Veſuv, die, wenn auch nicht von gleichem Zauber gedankenvoller Prägnanz, doch Schwung der Schilderung athmet. So ſelten ſind dieſe poetiſchen Oaſen in der Wüſte dieſes Epos, daß man gern und lange bei ihnen verweilen mag.

Der erſte Geſang ſchildert „Die Gothen an der Donau", womit jede Geſchichte der Völkerwanderung beginnt. Wir wüßten aus ihm nur jene epiſche Vergleichung hervorzuheben, welche zu den wenigen gelungenen Vergleichungen des Epos gehört, indem der Dichter die Bewegung, in welche die namenloſen Stämme jener Gegend gerathen, mit den Thierwanderungen bei einem Waldbrand vergleicht:

So muß es ſein, wenn in den Tropenzonen
Durch Urwaldnacht ein plötzlich Feuer leckt;
Im Flug ergreift's die höchſten Gipfelkronen,
Aus Höhlen, die kein Lichtſtrahl noch entdeckt,
Fliehn alle Thiere, die den Forſt bewohnen;
Der Adler, von dem neuen Tag erſchreckt,
Verläßt ſein Neſt am tauſendjährigen Stamme,
Und rauſcht empor, ein Phönix aus der Flamme.

Zu Boden ſtürzen uralt dunkle Rüſtern,
Die Aeſte fliegen praſſelnd auf, es blitzt
Aus Säulen Rauches, die den Himmel düſtern;
Es kocht der See; Fels, Sumpf und Erde ſchwitzt;
Die Steppenroſſe mit weit offnen Nüſtern,
Die Mähnen hoch, die Adern aufgeſchlitzt,
Fliehn fort und fort, verfolgt vom Feuerſtrudel,
Und ihnen nach die Antilopenrudel.

Eine barock-mythiſche Einlage bildet die von dem Gothenführer Fridiger erzählte Entſtehungsgeſchichte der Hunnen, dieſer „Dämonen mit Hundeköpfen", aus der Umarmung Satans und der Alraunen. Die phantaſtiſche Sage, die ſich im ganzen wenig ausgiebig zeigt, gibt die Göttermaſchinerie des Lingg'ſchen Epos her. Sie wird eigentlich nur noch durch eine gelegentlich auftauchende Meerjungfrau vertreten.

Wenn wir von zwei Epiſoden abſehen, die wir ſpäter erwähnen wollen, trottet das Gedicht nun in den bekannten Gleiſen der Weltgeſchichte ſachte fort, greift der Reihe nach auf, was ihm in den Weg kommt, einen Helden und eine Heldin nach der andern und läßt ſie wieder verſchwinden, ehe wir irgendein Intereſſe für dieſelben faſſen konnten. Fridiger und Lupicinus, Gratian, Theodoſius, Arcadius, Honorius, Rufinus, Placidia — das wandelt alles an uns vorüber, wie die Reihe von Banco's Sprößlingen an Macbeth, ſkizzenhafte Kreidezeichnungen. Wie wäre es auch möglich, bei dieſer Art der Compoſition einen epiſchen Stil herauszubilden? Lingg's Gabe iſt überhaupt mehr blitzartiges Beleuchten, als anſchauliches Geſtalten. Selbſt ein Charakter wie der des Honorius, der doch ſo frappante Züge hat, iſt nur ober-

flächlich herausgemeißelt. Am meiſten treten noch Alarich und Stelico hervor, ein Gegenſatz, der wenigſtens an die feindlichen Ritter der romantiſchen Epen erinnert und zu Zweikämpfen und anderer herausfordernder Bewährung perſönlichen Muthes führt. Hier erwärmt ſich Lingg's Muſe an mehrern Stellen; doch immer wirft uns wieder die nüchterne Chronik aus allen Himmeln der Poeſie. So bei der Eroberung Roms:

Dreimal ward Rom erobert und gewonnen,
Einmal am Tag und zweimal in der Nacht;
Der Aufruhr und der Hunger hat begonnen,
Die Plünd'rung und der Brand den Schluß gemacht.

Vor ſolchen Verſen nehmen alle neun Muſen reißaus, und was noch viel beunruhigender iſt, die Gewißheit, daß der Dichter mit den Grundregeln des Epos auf geſpanntem Fuße lebt, tritt ſo überzeugend vor uns hin, daß ſie uns jeden Genuß verkümmert. Man vergleiche Alarich's Begräbniß in dem herrlichen, ſtimmungsvollen Platen'ſchen Gedicht. Welche nüchterne und ungelenke Beſchreibung in den folgenden Verſen:

Am Ziel ruhmvoller Thaten, im Erringen
Nach größrer Zukunft, ſchon zur Ueberfahrt
Gerüſtet, noch beſeelt von Muthesſchwingen,
Noch ſiegsgewiß ſtarb Alarich; bewahrt
Ward ſeinem Leichnam wo die Wellen gingen,
Ein tiefes Grab, da jugendlich der Bart
Sein Kinn umſproßte noch, und goldne Haare
Sein Haupt umlockten, noch im Mark der Jahre.

Und da ſein Volk das Todtenmahl bereitet,
Indeß wird des Buſento Strömung ab-
Und in ein andres Bett hineingeleitet.
Gefangne graben in der Nacht das Grab,
Und in die Fauſt gibt man, indem's noch ſtreitet,
Das Schwert, ſein alles, das ihm alles gab,
Das Streitroß ſenkt man nach ihm in die Tiefe,
Daß drunten es bei ſeinem Reiter ſchliefe.

Und daß es nie von einem Menſchenmunde
Verrathen werde, noch durch einen Blick,
So lenkt man über dem verſchloßnen Grunde
Den Strom, und in ſein altes Bett zurück,
Und tödtet die Gefangenen zur Stunde,
Daß Nacht es bleibe wie das Weltgeſchick,
Daß niemals wieder aufgegraben werde
Das Heldengrab, das Grab in fremder Erde.

Kaum aber iſt Alarich todt, ſo beginnt das durch dieſe Perſönlichkeit einigermaßen zuſammengehaltene Intereſſe wieder in alle Lüfte zu zerſtieben. Denn der Dichter hat in dieſem Geſang noch viel zu erzählen und ſeine Muſe erſcheint ſo athemlos, daß man ihr Herz an die Rippen pochen hört:

Nach ſeinem Hingang aber übertrugen
Die Gothen ihre Führung und Gewalt
Dem Athaulf, dem die Herzen alle ſchlugen,
An Jahren jung, an Sieg und Ehren alt,
Verlobt ſchon mit Placidien, der klugen,
Und ſelbſt ein Held voll Muth und Wohlgeſtalt —

ſo geht unſere Reimchronik weiter in dichteriſchem Mönchslatein.

Vom Geſtade des Tyrrheniſchen Meers begleiten wir das Brautpaar nach Narbonne zur Hochzeit. Nach ein paar Strophen iſt Athaulf wieder an der Rhône und ſchlägt den Gegenkaiſer Jovin; eine Strophe darauf geht's nach den Pyrenäen; dann wieder in einer Strophe viele Siege und — o Freude — ein Kind in der Wiege, Athaulf's Erbe. Die Jahre fliehen raſch, jedes gibt ungefähr zu einer Strophe Chronik Gelegenheit, Athaulf wird in Barcelona ermordet, begraben; Placidia in acht Zeilen nach Rom und dann wieder nach Byzanz geſchleppt. Dann ſtirbt Arcadius „in den Jahren erſter Männlichkeit".

Der zweite Theodoſius, der kleine Sohn, wird der Placidia zur Erziehung übergeben. Dieſe erzieht ihn ſehr fromm und ſchnell, denn nach vier Zeilen heirathet er, „da er kaum ein Mann erſchien", die Athenais. Im nächſten Vers iſt er ſchon Vater. Einen flüchtigen Blick werfen wir auf die intereſſanten Frauen von Byzanz, die mit unerlaubten mythologiſchen Lakonismen geſchildert werden, bei denen wir kein Bild erhalten, nicht einmal ein byzantiniſches:

Pulcheria hier — des Herrſchers junge Muhme,
Placidia dort, die Gothenkönigin —
Athenais, die von dem Heidenthume
Gerettete, nun ſtolze Herrſcherin,
Und neben ihr, die Knospe bei der Blume,
Ihr Kind Eudoxia, und dort, das Kinn
Auf ihre Hand geſtützt, Honoria. Here,
Athene, Ceres, Hebe und Cythere.

Dieſe fünf Frauen unterhalten ſich, „von Seelenleiden blaß", doch nicht ſo blaß, wie unſere Chronik ſelbſt wird, die ſich immer mehr verallgemeinert. Verſchwörer, Mörder, Empörer treten auf, Honorius ſtirbt, Geiſerich erſcheint:

Ein Sirius im Raum der Weltgeſchichte!

Und das erzählt alles der zehnte Geſang! Compendiariſcher hat ſich ſeit Menſchengedenken nie ein Dichter gefaßt, und freilich, „der Raum der Weltgeſchichte" iſt ſo geräumig, daß man kein Ende abſieht, wenn man ſich keine künſtleriſchen Schranken in demſelben ſteckt!

Dieſe unerquickliche Chronik der Völkerwanderung bildet die Hauptſtrömung des Gedichts. Selten erhebt ſich dieſelbe über die gereimte Proſa zu höherm Schwung, und wir würden uns vergebens nach dem Dichter umſehen, dem wir doch ſo viel Schönes verdanken, wenn nicht einige Epiſoden den unverwiſchbaren Stempel ſeines Talents trügen. Zwar die Epiſode von Sigune, dem alemanniſchen Mädchen, das bei Auſonius chriſtlich erzogen wird, den tapfern Deutſchrömer Audogar liebt, dieſe Epiſode iſt mit ihrer Virgil'ſchen Moſelidylle, den verſchiedenen höchſt romantiſchen Entführungen, Gefangenſchaften, Rettungen ſo in die etwas verworrenen Züge des Völkergewühls verſtrickt, daß ſie nirgends einen reinen Genuß gewährt durch ſanft harmoniſches Abheben von der ruhelos treibenden, ſinnverwirrenden Bewegung. Sigune, welche von dem Cauracus gefangen genommen wird — das Wie bleibt im Dunkeln — dann ihren Bräutigam und durch ihn den Kaiſer Valentinian vor der Hinterliſt des Briten warnt, dann dem Kaiſer Theodoſius das Wort der Gnade entlockt, ſpäter von wilden deutſchen Frauen geraubt, von der Herthapriesterin vor dem Tode der Abtrünnigen gerettet wird, bis ſie glücklich die Hand Audogar's

erhält, iſt mit ihrer unruhigen Allgegenwart zu ſehr ein „Mädchen für alles", wozu der Dichter gerade eine weibliche Geſtalt braucht, als daß ſie jene dichteriſchen Ruhepunkte vertreten könnte, deren wir bei einer ſo ſich überſtürzenden weltgeſchichtlichen Action doppelt bedürftig ſind.

Etwas anderes iſt es mit dem fünften Geſang: „Die griechiſche Inſel." Hier begrüßen wir eine lieblich eingeleitete, poetiſch reizvolle Epiſode, die ihren eigenen Schwerpunkt hat und doch in dem Kampf des Chriſtenthums und Heidenthums den großartigen Weltkampf ſpiegelt; hier hat die Muſe Lingg's die Feſſeln der Chronik abgeſchüttelt und bewegt ſich frei im eigenen Element; hier finden wir den Dichter wieder, und der Abſtich dieſer melodiſchen, poetiſch duftigen ottave rime gegen die oft ungelenken und meiſt übernüchternen Verſe der andern Geſänge iſt wahrhaft überraſchend. Wir können uns nicht enthalten, die Strophen, welche die landſchaftliche Idylle dieſer Inſel ſchildern, als die Perlen unter dem poetiſchen Schutt dieſes Epos, als auch unter minder dürftiger Folie helleuchtende Edelſteine der Dichtung unſern Leſern mitzutheilen:

An einer Küſte, wo in blauen Buchten
Zum ſchönſten Strand die Meereswelle geht,
Verſchließt das Eiland hinter unbeſuchten
Berghöhn ein Thal, von Blumenduft durchweht.
Der Epheich überwuchert Fels und Schluchten;
Am Abhang, wo die ſchlanke Palme ſteht,
Blühn dicht und wild die Lilien und Päonien,
Und milde Lüfte wehn vom nahen Jonien.

Cypreſſengänge führen vom Geſtade
Zur heitern, hochgelegnen Wohnung hin.
Mit Hermen prangt Hofmauer und Arcade,
Die Pinie breitet ihren Baldachin
Ums platte Dach, und hoch wirft die Caſcade
Ihr ſchirmend Netz von zitterndem Rubin.
Den Garten ſchließt in ſeinen kühlen Schatten
Ein Portikus, belegt mit Porphyrplatten.

Von hier kann man durch dunkle Rebgelände
Ins Innre dämmernder Gemächer ſchaun,
Wo ſich in Arabesken heitre Wände,
Was zwiſchen ihnen vorgeht, anvertraun.
Im Bade lacht, als ob er mitempfände,
Aus dunkler Niſche keck der Marmorfaun;
Gemalte Früchte, Wildpret, Vögel, Fiſche
Verkünden dort die reichbeſetzten Tiſche.

Hier unter epheulaubumrankter Linde,
Im Arm den jungen Bacchus, lacht Silen;
Der Alte beugt ſich nach dem ſchönen Kinde
Und läßt ihn, neckend, reife Trauben ſehn.
Wie lockt den jungen Gott das Rebgewinde!
Wie ſchön müßt' ihm ein Kranz von Trauben ſtehn!
Schon will er, ſcheint's, im kindiſchen Entzücken
Die Feuergeiſter aus der Beere drücken.

Der Fruchtbarkeit Geheimniß zu bedeuten,
Glänzt Ceres dort, und weiter rechts und links,
Die Tatzen aufgehoben zum Erbeuten,
Mit ſchlafenden Geſichtern Sphinx und Sphinx,
Ein Hercules mit Keul' und Löwenhäuten,
Und Hirt und Heerde, Flöten und Syrinx;
Diana ruht, ermüdet von der Birſche,
Auf einem Fels und liebkoſt ihre Hirſche.

Dort ſieh, der Sonnengott, er ſpannt den Bogen,
Furchtbar und ſchön, es droht ſein hoher Blick,
Erhabner Zorn ſträubt ſeine Lockenwogen
Vom Glanz der Stirn um Schulter und Genick,
Und rings um ihn, vom Immergrün umzogen,
Sieht man die holden Töchter der Muſik,
Aus jedem Buſchwerk lacht, aus jeder Grotte
Das Marmorbild von einem holden Gotte.

Keineswegs aber können dieſe Verſe als willkürlich herausgegriffene Proben für die Schönheit der Diction betrachtet werden, welche in der Regel ſchwerfällig iſt und gedrückt, als ob die Wucht des nicht zu bewältigenden Stoffs auf ihr laſte, und oft, wo die zahlreichen Verbindungsglieder der in alle Weltregionen zerſplitterten Handlung eingeſchoben werden, in die barſte Proſa verfällt. Wo wir nur in der Dichtung blättern, ſtoßen wir auf Verſe, welche eigentlich nur in eine höchſt proſaiſche Reimchronik gehören. So z. B. im ſechsten Geſang:

Denn wirklich ſchon zum Oeta vorgedrungen
War Stelico, und war ſchon im Begriff,
Die Schlacht zu thun(!), die Lanze war geſchwungen,
Des ſpitzen Pfeils gekrümmte Schlange pfiff —

Im erſten Geſang:

Sie ſchwangen ſich nun in die Sättel, ſprengten
Aufs offne Feld, und zu dem Lagerwall,
Und als ſie angekommen waren, drängten
Sich alle um ſie her mit Waffenſchall.

Im zweiten:

Es hatten ſich Britanniens Legionen
Empört, und ausgerufen hatten dort
Den Cauracus des Heers Centurionen.
Der neue Kaiſer Roms betrat ſofort
Mit ſtarker Macht die Küſte der Bretonen,
Und rückte nach Paris; ſchon war kein Ort,
Kaum ein Geleit dem Gratian geblieben,
Und er beſtürzt in jähe Flucht getrieben.

Das wird doch in Wietersheim's „Völkerwanderung" und ſelbſt in Becker's „Weltgeſchichte" fließender erzählt ſein!

Im dritten Geſang:

Es war die Ebne, wo ſie ſich befanden,
Das Feld, wo Conſtantin ſchon einſt geſiegt!
Es ſchien, als wären wieder auferſtanden,
Die dort aus gleichem Anlaß ſich bekriegt.

Im zehnten:

Dem Worte folgte bald die That, die Wochen
Der Hochzeitfeſte flogen raſch dahin,
Und wurden durch die Botſchaft unterbrochen,
Daß gegen den Honorius in Jovin
Ein Gegenkaiſer aufſtund u. ſ. w.

Wir haben durchaus keine ſyſtematiſche Jagd auf proſaiſche Wendungen angeſtellt, ſondern nur angeführt, was uns zufällig ins Garn gelaufen. Es finden ſich noch unerlaubtere Trivialitäten in dem Epos. Daß die ottave rime, ſo ſchön ſie an einzelnen Stellen, die wir anführten, behandelt ſind, im ganzen trotz ihrer meiſtens reinen Reime keinen melodiſchen Eindruck machen, das hängt mit dem Charakter der Dichtung als einer hiſtoriſchen Reimchronik zuſammen. Die ottave rime ſind übrigens die von dem Dichter angerufenen Muſen:

Wach auf aus deinem ſüßen Friedensſchlafe,
Entſteige deinem Melodienborn,
Du Königin der Strophen, auf, Octave!
Gürt' um dein Schwert, ſtoß in dein goldnes Horn!
Auf daß ich deine Feinde Lügen ſtrafe,
Leg' in dein ſchönes Angeſicht den Zorn,
Wirf deine ſeidne Lockenflut, enthülle
Im ſtolzen Gang des Südens Formenfülle!

Die „ſeidne Lockenflut" dieſer Octaven geräth oft in ſehr unſchöne Verwirrung bei den barbariſchen Namen und Geſtalten der Völkerwanderung, und der „ſtolze Gang" verwandelt ſich zwar nicht gerade in choliambiſches Hinken, aber doch oft in einen zopfmäßig nüchternen Marſch.

Der wahrhaft epiſche Stil iſt nur in den erwähnten Epiſoden und vielleicht noch in zwei oder drei Schilderungen zu finden. Lyrik darf man dieſem Epos nicht zum Vorwurf machen, nur ein leichter lyriſcher Hauch ſchwebt um „Die griechiſche Inſel". Wir würden indeß einige Lyrik der poeſieloſen Chronik gern vorgezogen haben. Die für die epiſche Darſtellungsweiſe charakteriſtiſche, ſelbſtändige und breit ausgeführte Vergleichung wird zwar von Lingg mit Bewußtſein angewendet; doch entbinden dieſe Vergleichungen nicht immer eine ſelbſtändige Poeſie und ſind überhaupt nicht zahlreich durch das Gedicht zerſtreut. Schön und ſtimmungsvoll iſt der Vergleich am Anfange des ſiebenten Geſangs:

Was gleicht dem Graun bei nahenden Gewittern,
Wenn am Taygetus Gewölke ſchwebt u. ſ. w.

Etwas geſucht und im tertium comparationis nicht vollkommen klar iſt der folgende urweltliche Vergleich:

Als noch des Chaos letzte Feuer brannten,
Durch die der letzte Sturm der Urwelt ging,
Wenn damals auf den Mammutheleſanten
Die Schlange ſchoß und ringelnd ihn umfing,
Wie ſich die Flügel auseinanderſpannten,
Daran das Gift in ſchweren Tropfen hing,
Und ſich das Ungethüm zur Wehre ſetzte,
Dumpf brüllend, ſtampfend, und die Hauer wetzte:

So ſtoßen mit Geſtampf der Heere Flanken,
Und faſſen ſich an beiden Hörnern an,
Entrollte Fahnen, Speere ſonder Wanken
Und Schwerter brechen ihre blut'ge Bahn.

Das Anfaſſen an den „beiden Hörnern" verwirrt uns das Kampfbild des Mammutheleſanten und der Schlange wieder. Daſſelbe gilt von dem Vergleich:

Zuweilen wird bei heftigen Gewittern,
Nachdem ein jäher Blitz herniederfuhr,
Auf einmal alles ſtill, und kaum ein Zittern
Bewegt die Bäume noch, doch täuſcht das nur,
Und bald tritt mit erneuertem Erbittern
Des Donners Wuth in ſeine alte Spur,
Und Schlag auf Schlag, mit doppelt ſtärkern Flammen,
Schmilzt Blitz auf Blitz und Glut auf Glut zuſammen.

So ſah ſich das Verhängniß weiter wälzen
Und, zwar auf kurze Friſt, ſich Rom befreit,
Erkauft mit Seide, Gold und reichen Pelzen,
Doch half's ihm nichts, den Stolz der alten Zeit,
Den Schatz der alten Tempel einzuſchmelzen,
Sogar das alte Bild der Tapferkeit,
Es ſah beſchämt und, ſtatt mit Luſt, mit Trauern
Die Gothen weiter ziehn von ſeinen Mauern.

Da in der epiſchen Vergleichung das Bild wie ein kleines ſelbſtändiges Gemälde ausgeführt wird und nur an einem Punkt mit dem verglichenen Gegenſtande zuſammenhängt; ſo muß dieſer eine Punkt deſto klarer in die Augen ſpringen, ſonſt erhalten wir den Eindruck einer verwaſchenen Bildlichkeit.

Wenn unſer fortwährendes ceterum censeo in unſerm Mahnruf an die Dichter die Wahl moderner, dem allgemeinen Intereſſe und Empfinden ſympathiſcher Stoffe iſt, ſo mag man uns immerhin der Einſeitigkeit zeihen; doch Gedichte wie Lingg's „Völkerwanderung" werfen ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale unſerer Theorie, indem ſie zeigen, wie ein hervorragendes Talent in der unglücklichen Selbſtqual, zu der es ein entlegener und ungeeigneter Stoff zwingt, wie ein an die Fenſterſcheiben flatternder Falter ſich den Kopf zerſtößt und dabei allen poetiſchen Flügelſtaub von ſeinen Schwingen verliert.

Rudolf Gottſchall.

Zur Charakteriſtik der Befreiungskriege.

Geſchichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiöſen Lebens in den deutſchen Befreiungskriegen. Von Wilhelm Baur. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1864—65. 8. 3 Thlr.

Ein Stück praktiſcher Theologie nennt der Verfaſſer in der Widmung an ſeine theologiſchen Freunde das Werk, in welchem er nicht die kriegeriſche, ſondern die religiöſe Bewegung in den deutſchen Befreiungskriegen ſchildern und den Beweis führen will, daß mit der nationalen Erhebung eine Erneuerung des religiöſen Lebens verbunden war. Für diejenigen, welche jene große Zeit noch erlebt und ihre Nachwirkungen lebendig empfunden haben, bedarf es eines ſolchen Beweiſes nicht; aber ihre Zahl wird täglich kleiner, und dem neuen Geſchlechte thut es ſehr noth, daß ihm die Erinnerungen an die Tage des Falls und der Erhebung immer wieder aufgefriſcht und lebendig erhalten werden. Am Schluſſe der Einleitung, welche darſtellt, wie das Evangelium niemals einen begabtern und empfänglichern Jünger gefunden als das deutſche Volk wegen ſeiner Innerlichkeit und ernſten tiefen Sittlichkeit, und welche Urſachen die Erſchlaffung des religiöſen Lebens in Deutſchland an der Scheide des letzten Jahrhunderts herbeigeführt, heißt es:

Die Geſchichte lehrt, daß das deutſche Volk zu derſelben Zeit ſeinen Chriſtenberuf und ſeinen nationalen aus dem Auge verloren, daß es für dieſe zwiefache Sünde zu gleicher Zeit gezüchtigt ward und daß es aus der Züchtigung hervorging als eine Volksperſönlichkeit, die vom Hauche Gottes angeweht den feurigen Wunſch hatte, Chriſtenthum und Volksthum hinfort aus den Quellen ihres Lebens zu nähren, damit keins von beiden wieder erſchlaffe.

Jene Zeit in der geſchichtlichen Erinnerung feſtzuhalten, um daraus Muth und Begeiſterung für das Werk chriſtlicher und nationaler Erhebung zu ſchöpfen, die uns abermals noththut, erklärt der Verfaſſer für den Zweck ſeiner Darſtellung.

Zuerſt ſchildert er „die religiöſe Zerfahrenheit" mit den Worten, welche im Jahre 1799 der junge Schleier-

macher über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gerichtet hat. Freilich war nicht alles religiöse Leben erloschen, aber im ganzen und großen war der Glaube der Väter aus den Familien wie aus dem öffentlichen Gottesdienste gewichen; in der Erziehung spürte man „das kalte Wehen Rousseau'scher Gedanken, wol geeignet, manchen faulen Hauch zu verscheuchen, aber unfähig, christliche Pflanzungen zu fördern", da Rousseau der menschlichen Gesellschaft alles Uebel schuld gibt, ohne den Einzelnen, der nur durch sie verderbt sei, für seine Sünden verantwortlich zu machen. Den gesegneten Einfluß Basedow's, Campe's, Salzmann's auf eine gesunde Erziehung erkennt der Verfasser an, „aber der warme Hauch des Christenglaubens fehlte ihnen und sie kamen über die Institutserziehung nicht hinaus; erst Pestalozzi's schlichte und tiefe Liebe wirkte für die Volkserziehung". Auf den höhern und höchsten Schulen fand sich neben dem schamlosesten Treiben der Roheit und der Unzucht der idealste Aufflug jugendlicher Geister, aber christliche Erkenntniß und christliches Leben fehlten. Der Verfasser theilt einiges mit aus der Schrift des damaligen Prorectors Meiners an der vorzugsweise aristokratischen Universität Göttingen, welcher einen doppelten Maßstab für die „jungen Männer von Stande" und die „armen Beneficiaten, meist Theologen" hat. Ueber die zweite Blütezeit der deutschen Nationalliteratur heißt es: „Man kann sich an dieser freuen und immer wieder zu ihr zurückkehren als zu einem unversieglichen Quell geistiger Erfrischung und Erhebung, und braucht doch die Klage nicht zu verschweigen, daß die neuere classische Periode unserer Literatur an religiöser Zerfahrenheit leidet." Klopstock, von dem Ernst und der Weihe des Christenglaubens durchdrungen, „litt doch an der Krankheit der Zeit, einer zu weichen Stimmung, einem zu geringen Verständniß der volksthümlichen Kraft des einfachen Gotteswortes und konnte auf die Nation im großen keinen Einfluß mehr haben, als Lessing, Herder, Goethe und Schiller auftraten". Der Verfasser erkennt an, daß sie alle an ihrem Theile gegen das Philisterthum der gewöhnlichen Aufklärung gekämpft, aber er weist auf die drei Ringe im „Nathan" hin, auf Herder's spätere Abkühlung seiner frühern Begeisterung für christliche Dinge, auf Goethe's: „Es fehlt nicht viel, daß ich ein Christ würde!" und auch auf Schiller's Entfremdung von den Grundwahrheiten des Evangeliums. Nicht die Schuld der einzelnen Dichter sei das gewesen, sondern die Schuld ihrer Zeit, in welcher sie weder den Staat noch die Kirche in achtunggebietender Gestalt gefunden und von diesen großen Organismen getragen worden, sondern auf sich selber ganz allein gestanden hätten. Der Abschnitt schließt mit Arndt's Klage: „In dieser traurigen Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit und Volkslosigkeit, welche sie Vielseitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geschichte unserer beiden letzten Decennien."

Im zweiten Abschnitte wird die „nationale Zerrissenheit" geschildert. Wenn Leser, welche nicht auf dem religiösen Standpunkte des Verfassers stehen, manchem seiner im vorigen Abschnitt ausgesprochenen Urtheile, namentlich über die Heroen unserer Literatur, nicht beistimmen mögen, so werden gewiß die folgenden allgemeine Anerkennung finden. Wir lesen hier zusammengefaßt die Geschichte der Beeinträchtigung deutschen Volksthums und der Beraubung Deutschlands durch die Franzosen von ihren Anfängen zur Reformationszeit bis auf Napoleon.

Nimmermehr hätten wir das ertragen — sagt der Verfasser mit Recht —, wären wir nicht an Nationalgefühl bereits aufs verhängnißvollste geschwächt gewesen. Ehe die Franzosen uns besiegten, hatten wir ihnen schon gehuldigt, hatten wir deutsche Sprache und Sitte schon für französische Sprache und Sitte hingegeben.

Vergebens warnten tüchtige deutsche Männer dagegen. Wie ein Prophet erscheint uns Moscherosch, wenn er (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) spricht:

Ich will auch meinen Deutschen hiermit geweissagt haben: Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das Deutsche Reich soll zu Grunde gehen, dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten, und sich ermorden und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Muttersprache verachten und der Welschen Gewüsch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache sie sich so gekitzelt haben.

Preußens Stolz und Fall zeichnet der dritte Abschnitt mit strenger Treue, wir wüßten hier nichts zu mildern. „Ein neues Leben begann aber von dem Augenblick in Deutschland, da es dem Tode verfallen schien." Mit diesen Worten wird nun die Reihe der Lebensbilder eingeleitet, in denen sich das sittliche Handeln, die Pflichterfüllung und Hingabe des Menschen an das Heil des Volks, der Muth, der das vergängliche Dasein für ein höheres Gut unbedenklich in die Schanze schlägt, aber auch schon der Glaube, freilich noch in seiner Beziehung auf das irdische Gut der Freiheit des Vaterlandes, immerhin der Glaube zeigt. Wir begegnen hier zuerst Blücher, Gneisenau, Nettelbeck, York, Scharnhorst. Dann folgen Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen, vortrefflich gehalten.

Besonders gelungen ist aber das Charakterbild der Prinzessin Wilhelm von Preußen, fast ganz nach handschriftlichen Mittheilungen. Ihr Briefwechsel mit Stein, der sich an den plötzlichen Tod der Königin knüpfte, läßt uns in ihr tiefstes Herz hineinsehen und wird mit dem höchsten Interesse gelesen werden. „Er ist eins der untrüglichsten Zeugnisse dafür, daß die Zeit der Befreiungskriege das religiöse Leben erweckt und vertieft hat." Mit ihren eigenen Worten wird überall das schöne Lebensbild der hohen, wahrhaft frommen und deutschen Frau begleitet; wir lesen, wie sie ihren Hang zur Einsamkeit besiegt, um werkthätig an die Spitze des Frauenvereins zur Unterstützung der Landwehr zu treten; wir fühlen mit ihr den Schmerz um den Tod ihres Bruders, der bei Großgörschen fiel; wie merkwürdig stimmt, was sie über Moreau's Tod schreibt, mit dem Urtheil Arndt's überein, wie fromm und gottergeben sind ihre Aeußerungen überall! So am Sylvesterabend 1813: „Könnte ich doch beim Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte in dem Jahre, aber ich kann's wol nicht? Ich fühl's, daß

ich leichter gut werden konnte in meinem Element, einer schönen Natur, und entfernt vom Hofleben — ach! wie sehne ich mich danach!" Dieser Wunsch ging ihr später zu Fischbach in Erfüllung. Sie starb am 14. April 1846. Ihre Kinder und Schwiegerkinder knieten betend um ihr Bett, sie starb, während die Prinzessin Marie, die jetzige verwittwete Königin von Baiern, Paul Gerhard's Lied sprach: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" In dem dichterischen Nachlasse ihres nun auch verewigten Schwiegersohnes, des Königs Max von Baiern, hat sich ein schöner Nachruf an sie gefunden, in welchem es unter anderm heißt:

Deutscher Frauen Zier und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wolltest, nah' dem Throne,
Stets des Herren Magd nur sein.

Stein's Leben hat der Verfasser früher schon selbständig bearbeitet, er hebt also hier nur besonders das Menschliche, Sittliche und Christliche des Mannes hervor, den er Napoleon's mächtigsten Feind nennt. „Aber schmerzlich ist die Klage: er hat viele Bewunderer und wenig Nachfolger." Diesem Charakterbilde schließen sich noch die von Fichte, Arndt und Schleiermacher an: „Drei Geistesgewaltige „nennt sie das Werk", von denen Ströme lebendigen Wassers in die dürren Gefilde des deutschen Volksthums ausgegangen sind." Von Fichte heißt es: „Wer das Christenthum nicht nur in der fehlerlosen Lehrbestimmung sieht, sondern in der Auswirkung der neuen Lebenskraft, welche durch Christus in die Welt gekommen ist, der wird nicht anstehen, Fichte unter die Wecker religiösen Lebens in den Befreiungskriegen zu setzen." Auch Arndt's Leben hat der Verfasser schon anderwärts ausführlich erzählt, es gilt ihm also nur, sein Bild in einigen Hauptzügen vorzuführen.

Kaum mag ein anderer Deutscher sein, dem das Volk bis ans Ende so zugejubelt hat. Aber die meisten haben den ganzen Arndt nicht gekannt oder nicht kennen wollen. Dem deutschen Mann galt ihr Jubel, nicht dem Christenmann. Aber an einem Mann wie Arndt, der so aus Einem Gusse ist, gilt kein Halbiren. Er war ein Christ als echter Deutscher, er war ein Deutscher als echter Christ.

Aber ist es denn mit Stein, mit Friedrich dem Großen, mit Schiller anders geschehen, als daß sie dieselben für Parteizwecke nicht blos halbirt, sondern gar parcellirt haben?

Eine der merkwürdigsten Schriften von allen, welche Arndt's frommem deutschen Herzen im Laufe seines langen Lebens entsprungen sind, ist der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. „Schwerlich hat ein anderes Volk etwas Aehnliches aufzuweisen, eine solche volksthümliche Einfassung der stärksten nationalen Triebe in die heiligen Schranken christlicher Ordnung und Tugend. Möchte das Büchlein mehr gekannt und gelesen sein!" Wir stimmen dem bei, es würde mehr Frucht bringen als all die modernen Torniſter- und Kasernenopuskeln, mit denen die armen Soldaten heimgesucht werden. Ueber Schleiermacher urtheilt der Verfasser fern von zelotischer Einseitigkeit:

Wer die Bedeutung eines Gottesgelehrten einfachhin nach der Zustimmung oder Nichtzustimmung zur überlieferten Lehre der Kirche bemessen wollte, der würde bei Schleiermacher's Wirken kaum den Segen erkennen. Seine Bedeutung liegt in der Lauterkeit und dem Ernst, mit welchem er die Religion überhaupt und das Christenthum als von Christo ausschließlich ausgehendes religiöses Leben wieder zu Ehren brachte.

Schleiermacher's Tod ist sehr schön geschildert. An diese drei Männer reiht sich würdig, wenn auch nicht in gleich durchgreifender Wirkung, Heinrich Steffens. In der Charakteristik desselben wird der Verfasser natürlich über die Befreiungskriege hinaus in die Zeit politischer Streitigkeiten geführt, welche auch Steffens schwere Kämpfe bereiteten. „Den Männern, welche die Stimmung der Befreiungskriege zu bewahren suchten, galt er als ein Abtrünniger, denen, welche den Geist zu dämpfen suchten, als ihr Helfer. Beides glaubte er nicht zu sein." Das Bild „des im Alter noch jugendfrischen Lehrers, in dessen Vorlesungen auch jetzt die Religion das pulsirende Blut, der Grundgedanke seiner Lehre die Einwohnung Gottes in aller Creatur war", ist das letzte in der Reihe, welche der erste Band des Werks umfaßt. Derselbe enthält noch zwei Kapitel: „Napoleon's Sünde" und „Das Gottesgericht in Rußland", aber das Bild des gewaltigen Eroberers zu zeichnen, erklärt der Verfasser für eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlt, zu deren Lösung auch hier nicht der Ort sei. Nur einige Züge sollen erläutern, warum in ihm nicht blos der Feind der Nation, sondern auch des Christenthums, der weltgeschichtliche Typus eines satanischen Princips, ja im Volksgemüth der Apollyon der Offenbarung Johannis gesehen wurde. Dabei können freilich auch die deutschen Bewunderer Napoleon's, deren es ja viele gab, nicht unberührt bleiben, Johannes Müller, Heeren u. a., gegen welche Arndt's zürnendes Wort gerichtet war, das hier nach einem enthusiastischen Briefe Dorothea Schlegel's an Helmina von Chézy über Napoleon's Einzug in Köln 1804 mitgetheilt wird.

Der zweite Band beginnt mit einer warmen und wahren Charakteristik der deutschen Erhebung, um darzuthun, welchen Einfluß auf die Wiederbelebung des Christensinnes sie gehabt haben müsse. Schon die Rede, mit welcher der Geistliche in der ersten preußischen Stadt, die der Kaiser Alexander betrat, diesen empfing, war wie eine Weiherede zu dem Werk, zu welchem Gott ihn berufen. Ehe der König Friedrich Wilhelm nach Breslau abging, ließ er die Confirmation des Kronprinzen vollziehen. „Der Kronprinz, der sein ganzes Leben lang sein warmes Herz auf beredter Zunge hatte, offenbarte vor dem Altare, was der Vater in politischer Unterhandlung noch zu verbergen suchte." Seine Worte waren wie eine Losung zum frommen Kampfe gegen den Feind. Wahr und schön sagt der Verfasser:

Wie ein Zauber wirkte der Aufruf an die Freiwilligen. Mit dem Worte freiwillig ward der Mechanismus ein Organismus, der starre Staatskörper ein lebendiger Volksleib, wie ein Thauwind löste das Wort das Eis des Mistrauens zwischen König und Volk, wie die Frühlingssonne lockte es tausend Keime eines jungen Volkslebens hervor.

Dieser neue Geist in allen Ständen brachte ein Heer

hervor, wie es noch nie geſehen worden: das Edelſte, das Beſte, das Geiſtigſte, das Frömmſte erſchien in Waffen. Das Chriſtliche in der Erhebung tritt beſtimmt hervor darin, daß man allgemein für den begonnenen Kampf die Weihe der Kirche forderte. Die bedeutendſten Männer der Kirche liehen der vaterländiſchen Sache ihr dem Glauben geweihtes Wort. Die Landwehrſcharen wollten nicht hinausziehen ohne den Segen der Kirche. In Körner's, Arndt's, Schenkendorf's Liedern finden wir ſolche, welche nach Choralmelodien gedichtet, für die gottesdienſtliche Weihe beſonders der Freiwilligen beſtimmt waren. Durch das ganze Heer ging ein frommer Geiſt. Wir leſen davon viele Zeugniſſe, namentlich aus ungedruckten Briefen des in York's Heere dienenden Feldpredigers Schultze, durch Droyſen's Werk rühmlichſt bekannt. Von den Dichtern der Befreiungskriege ſagt der Verfaſſer:

Sie waren alle nicht Dichter erſten Ranges, aber die ſchönen Lieder, welche ſie in den Jahren 1813 und 1814 dem deutſchen Heer und Volk geſungen haben, werden ſo lange im Volke fortleben als die Dichtungen unſerer erſten deutſchen Dichter. Wir haben in ihnen wieder einmal wahrhaftigen Volksgeſang, wie im Mittelalter, als Deutſchland, religiös und national befriedigt, deutſch und chriſtlich dachte und fühlte, wie er zum zweiten mal gehört ward, als Luther's Predigt beim deutſchen Volke anklang. Von den Tagen Luther's bis zum Jahre 1813 gab es in Deutſchland kein Lied, das die Zuſtimmung des Volksganzen gefunden hätte, ein Beweis, daß Deutſchland kein völlig befriedigtes Daſein hatte.

Von den vielen Dichtern, welche in den Befreiungskriegen ihre Stimme erhoben haben, ragen durch dichteriſche Weihe, volksthümliche Kraft und chriſtlichen Sinn Schenkendorf, Arndt, Körner und Rückert hervor. Dem erſten, der für die religiöſe Betrachtung — den Grundgedanken unſers Werks — der wichtigſte iſt, weiht der Verfaſſer ein eigenes Kapitel. Von Arndt ſagt er:

Es iſt einfältige mannhafte Frömmigkeit, welche in den Kriegs-, Helden- und Siegsliedern Arndt's ſich offenbart, eine Frömmigkeit, der nichts Schwächliches, Feiges, Düſteres, Abſonderliches anhaftet, an deren Schild alle die gewöhnlichen Verleumdungen des Chriſtenglaubens abprallen müſſen, als ob er knechtiſche, für das Leben und den Kampf des Lebens unbrauchbare, an den Gaben Gottes freudlos vorübergehende Menſchen mache.

Die weitere Ausführung empfehlen wir unſern Leſern ganz beſonders, ſie ſchließt: „Welch ein Segen wäre es, wenn die Bewunderer des alten Arndt ſich für ſein Beſtes nicht verſchlöſſen, ſeinen frommen Chriſtenglauben!“ Wenn Rückert auch für die Geſchichte der religiöſen Erweckung nicht ſolche Bedeutung hat als Arndt und Schenkendorf, ſo zeugen doch alle ſeine Gedichte von einer ernſten, ſittlichen, chriſtlichen Auffaſſung, und an Gedankenreichthum übertrifft er alle andern Dichter jener Zeit. Das Ethiſche überwiegt das eigentlich Religiöſe, aber auch dieſes fehlt nicht. Der Verfaſſer belegt das durch das Sonett: „Wir haben lang in ſtummem Schmacherröthen u. ſ. w.“ Max von Schenkendorf, „der Liebling aller, welche die in den deutſchen Befreiungskriegen nach langer Entfremdung wiedererſcheinende Durchdringung des Deutſchen und Chriſtlichen als eine vorbildliche für alle Zeit anſehen“, iſt mit beſonderer Vorliebe und ſehr gelungen charakteriſirt. Das neue Werk von Hagen iſt dabei zum Grunde gelegt, eine Fülle von Proben aus Schenkendorf's beſten Gedichten mitgetheilt.

Von den Dichtern wendet ſich das Werk zu deutſchen Städten in der Knechtſchaft und Befreiung und hebt unter ihnen Leipzig, Bremen und Wittenberg hervor. Erſchütternd iſt der Bericht des Dr. Reil, der nach der Schlacht bei Leipzig von Berlin dorthin geſandt wurde, um für die Hospitäler Sorge zu tragen. „Die zügelloſeſte Phantaſie iſt nicht im Stande“, ſchreibt er an Stein, „ſich ein Bild des Jammers in ſo grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir ſah.“ Er empfiehlt Stein die durchgreifendſten Maßregeln, er ſelbſt, der kräftige Oſtfrieſe, fiel bald ſeiner Thätigkeit zum Opfer, ein Nervenfieber raffte ihn hin. Was Bremen unter franzöſiſchem Druck gelitten, iſt nur ein vereinzeltes Blatt aus dem großen Schuldbuch, es könnte jedoch immerhin auch der neueſten kaiſerlichen Auffaſſung des „Guten, das Napoleon den Völkern habe bringen wollen“, als intereſſantes Beiſpiel entgegengehalten werden — den Völkern, die vom Tajo bis zum Niemen zu Boden getreten, auf die himmelſchreiendſte Weiſe von ihm und ſeinen Satelliten gemishandelt waren! Sie wollten in ihrer Verblendung das Heil gar nicht erkennen, das ihnen durch dieſen grauenhaften Uebergang in der Zukunft bereitet werden ſollte! Wittenbergs Drangſale bei der Belagerung geben dem Verfaſſer unſers Werks Gelegenheit, die ſchöne geiſtliche Führung zu ſchildern, der ſich die Gemeinde während derſelben durch die jungen Geiſtlichen Heubner und Nitzſch zu erfreuen hatte. Auch bei Bremen iſt Mencken's unerſchrockenes Wirken in das gebührende Licht geſtellt.

„Herr Gott, dich loben wir!“ heißt das folgende Kapitel. Es ſchildert die Stimmung in Deutſchland nach dem Siege und die Feier des Jahrestags der leipziger Schlacht in den verſchiedenen Gauen. Die Kunde derſelben iſt durch den Juſtizrath Hoffmann in Rödelheim der Nachwelt aufbewahrt worden, indem er aus ungefähr 800 Orten in ganz Deutſchland die Beſchreibungen der Feſtfeier geſammelt hat. Wir haben in dieſem Buche die urkundliche, durch hundert Einzelheiten die Geſammtſtimmung verbürgende Nachricht, wie damals das deutſche Volk fühlte. Es war dem Volke damals unmöglich, Religion und Vaterlandsliebe zu trennen. Der letztern gab vorzugsweiſe der Abend des 18. October mit ſeinen Siegesfeuern, der erſtern ward ihr Recht am Morgen des 19. October, beim feierlichen Gottesdienſt in der Kirche. Beſonders erfreulich iſt bei der Feier eine Einigkeit und Brüderlichkeit unter den Ständen, wie ſie die vergangenen Jahrhunderte nicht gekannt hatten. Der ehemalige reichsunmittelbare Adel ſtand überall in vorderſter Reihe, wo es galt, den Sieg über den Feind und die Ehre des Vaterlandes zu feiern. Er hatte ſeine Reichsunmittelbarkeit unter dem Einfluſſe der Napoleoniſchen Herrſchaft verloren und ſich unter die Fürſten des Rheinbundes beugen müſſen. Wie Stein, der ſeinen Unwillen darüber in dem claſſiſchen Briefe an den Fürſten von Naſſau ausgeſprochen,

fühlten viele seiner Standesgenossen; zur Vergrößerung der Stammesfürsten waren sie kein Opfer zu bringen geneigt, wol aber für die Größe und Einheit des Vaterlandes. Der Adel schien überhaupt mit dem Gesammtvaterlande wiedergeboren zu neuer Würde und Kraft, zu neuen Aufgaben und Zielen. Aus der erwähnten Sammlung lesen wir viele Beispiele der patriotischen Gesinnung im deutschen Adel. Als Zeugnisse der religiösen Stimmung und Anschauung jener Tage sind auch die am 18. und 19. October 1814 gehaltenen Predigten von großem Interesse. Das vaterländische Gemeingefühl rief gleichzeitig einen Drang zur religiösen Einigung hervor, es kam ein Hauch der Brüderlichkeit auch in die Confessionen. In Städten, wo deren verschiedene lebten, wurde doch nur Eine kirchliche Feier veranstaltet, sodaß — ein unerhörtes Bild — an demselben Altare der Evangelische und der Katholik, einer nach dem andern, den heiligen Dienst verwalteten. Das Höchste wurde in Kronberg am Taunus geleistet. Hier trug beim Festzuge dem katholischen Geistlichen ein protestantisches, dem evangelischen ein katholisches Mädchen den Kranz vor, von den Senioren gingen immer ein lutherischer und ein katholischer nebeneinander. Auf der Anhöhe sprach erst der lutherische, dann der katholische Pfarrer und beide tauschten dann den Bruderkuß.

Der Verfasser sagt mit Recht, daß sich so tief gewurzelte und wohlbegründete Trennungen, wie die zwischen evangelischem und katholischem, ja selbst zwischen lutherischem und reformirtem Wesen nicht durch Blumenkränze und Umarmungen aufheben lassen, daß aber im ganzen solche Auftritte auf einem schönen warmen Gemeingefühl beruhten, und beklagt es, daß nach dem Kriege aus diesem Gefühl Deutschland nicht wieder aufgebaut worden ist. Er wirft nun auch einen Blick auf den Wiener Congreß. Er muthet ihm „keine puritanische Weltflucht" zu, aber er erklärt: „Wie schlechte menschliche Noten zu einem wundervollen göttlichen Text, so verhält sich der Wiener Congreß zu der Offenbarung Gottes in den Jahren 1812, 1813 und 1814. In majestätischer Einfalt hatte Gott sein Werk vollbracht, mit kleinlichsten Menschenkünsten ward dasselbe verunstaltet." Vom Standpunkt einer sittlich-religiösen Betrachtung der Befreiungskriege weist er neben den Stein, Scharnhorst, Gneisenau auf ein Gegenbild hin, das recht als Typus des Congresses dienen kann: auf Friedrich von Gentz. Er folgt ihm auch auf den Karlsbader Congreß, wo Gentz sein Tagebuch mit der Erklärung schließt: „Ein Tag (an welchem Artikel 13 der Bundesacte beschlossen wurde), wichtiger als der bei Leipzig!" Dem traurigen Bilde folgen Claudius und Jung-Stilling, „zwei ehrwürdige Greise, frommen Christenglauben im Herzen, ruhige Klarheit im Angesicht, milde Weisheit auf den Lippen." Seit Jahrzehnten hatten sie schon Unglauben und Sünde bekämpft, die Weltbegebenheiten vom festen Standpunkte lebendigen Christenthums mit erleuchtetem Auge des Geistes betrachtet, ihr Heimgang war nahe; aber sie wollten uns noch sagen, was das deutsche Christenvolk aus Knechtschaft und Elend, aus Krieg und Sieg zu lernen hat. Wer kennt den „Wandsbecker Boten" nicht? konnte man einst fragen; der heutigen Generation muß es zum großen Theil erst wieder gesagt werden, wer dieser Liebling des deutschen Volks gewesen und wie er ein solcher geworden ist. Höchstens das Rheinweinlied erinnert sie noch an ihn. Wer von dem jetzigen Geschlecht hat Stilling's politische und religiöse Schriften oder auch nur seine Romane gelesen, seine „Siegsgeschichte", seine Zeitschrift „Der graue Mann", welche in die Zeitereignisse wichtig eingegriffen? Mögen die Nachgeborenen hier davon etwas hören!

An Stilling schließt der Verfasser ein Lebensbild der Frau von Krüdener an. Arndt nennt sie „die weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons, welche in ihrer Jugend alle Süßigkeiten und Gefährlichkeiten des Salonlebens genossen und mit bestanden hatte und jetzt als Sündenbüßerin sich und alle Welt zu bekehren den Beruf fühlte und predigte. Sie war, obwol schon welkend, doch noch mächtig mit den Augen und mit einem schönen, schlanken, polnisch-kurländischen gewundenen und geschlungenen Wuchs." Ihr in Verbindung mit Jung-Stilling schreibt es Arndt zu, daß Alexander zu falscher Milde gegen die Franzosen und zur Ungerechtigkeit gegen die Deutschen gestimmt ward. Ihr früheres Leben wird hier nur so weit eingehender beschrieben, als es für ihre spätere Bedeutung nothwendig war. Daß aus ihrer Familie, deren Name durch einen Druckfehler entstellt ist, mehrere Deutschordensmeister gewesen, beruht jedoch auf einem Irrthum, die Reihe liegt ja vor. Ausführlicher ist das Verhältniß der merkwürdigen Frau zum Kaiser Alexander behandelt, ein Verhältniß, aus welchem die Idee der „Heiligen Allianz" entsprang. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm's Schwager, betrachtete sie ganz als das Werk der frommen Frau. „Seien Sie sicher", schrieb er, „daß ich es nicht sagen würde, wenn ich es nicht wüßte." Sie selbst schrieb das Werk einer Eingebung Gottes zu.

In unsern Tagen, wo dieser „Heilige Bund" als politisches Schreckbild wieder von fern gezeigt worden ist, wird es von Interesse sein, die Urkunde desselben zu lesen, welche der Verfasser als ein kräftiges Zeugniß für die tiefe religiöse Erweckung, welche damals bis in die Gewissen der Herrscher drang, mittheilt. Er faßt sich dann kurz über die spätern Lebensjahre der Krüdener und fügt einige beurtheilende Bemerkungen hinzu, welche ihr religiöses Leben in treffender Weise kennzeichnen. Er findet darin oft die phantasiebegabte, zum Excentrischen neigende Romanschriftstellerin wieder, der es an der christlichen Nüchternheit fehlte:

> In der Verfolgung, die sie gegen sich richtete, war viel Pharisäismus des Polizeistaats und des todten Christenthums, aber auch gesunde Entrüstung gegen schwärmerisches, zur Unordnung führendes Wesen.... Es war ein heiliger Eifer in ihr, aber ihr Christenthum behielt einen Beigeschmack von der abenteuernden Weltdame, von der Heimatlosen, deren Leben nie die Unterlage einer tüchtigen Arbeit gehabt.

Der wunderbaren Frau folgt in unserm Werke zunächst

Friedrich Perthes. „Deutschland hat keinen edlern Vertreter seines Bürgerthums", heißt es von ihm.

Ohne den äußern Beruf einer amtlichen Stellung, nur durch den innern einer reinen und heißen Vaterlandsliebe, steht er unter den Rettern unsers Volks aus französischer Knechtschaft mit einem vollen Antheil an ihrem Ruhm. Und als ein rechter deutscher Bürger in neuer Weise, ein Vertreter jenes alten Bürgerthums der deutschen Städte, erscheint er uns durch die gesunde Verbindung des vaterländischen Strebens und der christlichen Frömmigkeit, die wir in seinem Leben bemerken.

Nach ihm wird Graf Friedrich Leopold Stolberg vorgeführt, welcher nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche die in derselben vorhandene Richtung auf das Innerliche und Wesentliche am besten bezeichnet und der in den Gemüthern geweckten Empfänglichkeit mit seinen christlichen Schriften, namentlich in den Kreisen seiner Standesgenossen helfend entgegenkam. Als Vertreter desjenigen preußischen Beamtenthums, welches erst die Zeit der deutschen Befreiungskriege herbeiführen half und dann die Errungenschaften derselben auch auf religiösem Gebiete festzuhalten strebte, stellt der Verfasser Nicolovius auf, welcher zu den Geschäften eine tiefe und umfassende Bildung und eine nie ermattende sittliche und religiöse Begeisterung herzubrachte. Er hatte Stolberg und Pestalozzi nahe gestanden und wurde 1806 als vortragender Rath nach Königsberg berufen, wo seine fruchtbringende Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen begann. Nach ihm wird Falk's Leben geschildert.

Eine der köstlichsten Früchte, welche auf dem blutgetränkten deutschen Boden in den Befreiungskriegen reiften, ist die Arbeit der rettenden Liebe an der leiblich und geistlich verwahrlosten Jugend. Was Pestalozzi in der Schweiz mit seinem Herzen voll warmer Volksliebe schon versucht, das hat in Deutschland Johannes Falk mit reichem Segen geübt.

Diesem Bilde reihen sich noch der münchener Philosoph Joseph von Baader, Joseph von Görres und Sulpiz Boisserée an, weil der erstere für die Herstellung eines christlichen Gemeinwesens aus der Tiefe seines Denkens nach Kräften arbeitete; der zweite, weil dessen unmittelbares Einwirken auf den Lauf der Ereignisse so gewaltig war, daß Napoleon seine Zeitschrift, den „Rheinischen Mercur", die „fünfte Großmacht" nannte; „in die spätere katholische Bestimmtheit seiner Christlichkeit" vermag ihm der Verfasser nicht zu folgen. Boisserée, als einer der tüchtigsten Förderer der deutsch-christlichen Kunst, schließt die Reihe der Lebensbilder. Ein letztes Kapitel faßt die religiösen „Nachwirkungen" der Befreiungskriege ins Auge.

Wir scheiden von dem Werke mit wahrhafter Befriedigung. Der Verfasser hat es verstanden, aus dem Leben der bedeutendsten Träger der religiösen Bewegung in jener großen Zeit das Schlagendste herauszuheben und zu klaren Bildern zu gestalten; seine Darstellung gibt ein schönes Zeugniß nicht allein von seiner eigenen Gesinnung, sondern auch von der vielseitigsten Bildung seines Geistes; die edle, oft poetische Sprache wird nicht verfehlen, neben dem Anziehenden der biographischen Form den Gedanken seines Buchs, wie er gewünscht hat, auch den Frauen und der Jugend zugänglich zu machen.

Karl Gustav von Bernek.

Lebensphilosophie.

1. Aphorismen über Adel und Standesehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preußischen Adels. Köln, Frühbuß. 1864. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser ist mit dem Adel, namentlich mit der Art und Weise, wie er seine Pflichten erfüllt, durchaus nicht zufrieden. Mit vollem Rechte verurtheilt er den Adel, der in Luxus, Reichthum und Grundbesitz das Wesen seines Standes erkennt, noch mehr den besitzlosen Adel, der in hohlem Außenwesen, in Flitterwerk aller Art seine ephemere Größe sucht. „Hingebung, Opferwilligkeit und Selbstverleugnung sind die Beweise einer vollkommenen, edeln, hochherzigen Gesinnung." Er sucht weiter, wo die Gebrechen des Adels zu finden sind, und entdeckt sie in dem Mangel an Familiensinn, in verkehrter Erziehung der Kinder, in Uebertreibung und Unnatur. Er geißelt das gewissenlose Schuldenmachen, das leichtsinnige Verpfänden des Ehrenworts, die Unmoralität u. s. w. Er greift jene modernen „chevaliers du soleil" an, die in Nichtsthun ihr Leben vergeuden. Ihnen ruft er das bekannte „noblesse oblige" zu, für sie hat er eine Arbeit bereit, „sie sollen dem Streben der Zeit nach der vielgepriesenen Freiheit in christlicher Weise entgegenwirken". Von der Freiheit selbst, wie sie in seinem Kopfe sich darstellt, entwirft der Verfasser ein erschreckendes Bild; unterschiedslos ist es mit jeder Freiheit darauf abgesehen, „die sittlichen und materiellen Bande zu lösen". Der Verfasser kommt nun auf den Begriff der Ehre, die bei den Römern ein mit dem Bürgerthum verknüpftes Gut, ein öffentliches Recht war, während es bei den Germanen als Privatrecht erscheint. Die jüdische Ehre gründete sich auf den göttlichen Willen, die christliche ist „die Ehre des Kreuzes Christi". In consequenter Anerkennung dieses Gedankens findet er die schönste Bewährung adelichen ehrenhaften Sinnes im Mittelalter, namentlich in den Kreuzzügen, unter den Ordensrittern. Aber freilich, auch da sind traurige Momente zu verzeichnen. Albrecht von Brandenburg „läßt sich von dem Geiste dieser Welt durchdringen und machte sich zum weltlichen Herrn des dem Orden zugehörigen Landes", obgleich er „noch genug Gelegenheit finden konnte, für die Kirche zu wirken", und „christliche Tugenden können nur gedeihlich sich entfalten, wenn sie fest wurzeln in dem Boden des Garten Gottes, der die Kirche ist"! Reformation und Revolution, dem Verfasser wol identisch, vollendeten die Zerstörung. Ihm ist der Johanniterorden, „da das heiligende Band der Sanction" des Papstes fehlt, „ein Ritterverband nach weltlicher Weise". Auf die moderne Zeit übergehend, bespricht er den Corpsgeist und das Duell; das Verbot des letztern durch das Tridentinische Concil und durch die Constitution „Detestabilem" von Benedict XIV. erwähnt er ausdrücklich. Wol mit besonderm Bezug auf ein neueres Vorkommniß beklagt er den Corpsgeist in Dingen, „die dem göttlichen Willen geradezu zuwiderlaufen". Freilich läßt er unerwähnt, daß gerade in den katholischen Ländern das Duell viel häufiger ist als in den protestantischen,

daß Selbſtvertheidigung und ſelbſtändige Herſtellung der Ehre in der von ihm ſo geprieſenen Ritterzeit an der Tagesordnung war, daß bei ſteigender Civiliſation das Duell abnehmen muß, weil durch Verbreitung von allgemeiner Bildung und Sitte die Motive zum Duell fortfallen. Alle religiöſe und ſittliche Ueberzeugung von dem Verwerflichen des Duells wird bei unſern ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen niemand unter beſondern Vorausſetzungen abhalten, die verweigerte Anerkennung ſeines ſittlichen Werthes durch das Duell zu erzwingen. Daß auch alle philoſophiſche Theorie in ſolchen Fällen vor der Macht der Thatſachen verſchwindet, hat noch vor kurzer Zeit Laſſalle's Ende gezeigt.

Kürzer als der Verfaſſer der vorliegenden Broſchüre und mir wohlgefälliger hat mein Urgroßvater, J. M. von Loën, die Pflichten des Adels in einem Rath an ſeine Söhne zuſammengefaßt: „Der Adel will nichts ſagen, wenn ihr nicht denſelben durch ſolche Sitten und ſolche Eigenſchaften fortpflanzt, die wahrhaftig edel ſind. Nur die Tugend bringt Ehre. Alle Laſter aber ſchänden."

2. Baedeker aus der Vogelperſpective oder die Lehre vom Reiſen von A. v. T. Bonn, Cohen und Sohn. 1864. 8. 15 Ngr.

Ein vortreffliches Buch, an dem nichts zu tadeln iſt als der Titel, weil er viele verführen könnte, die Schrift nicht zu leſen. Haben wir uns doch ſelbſt, um des Titels willen, lange geſträubt den neuen Baedeker aufzuſchlagen — und welche Fülle von ſchönen Gedanken, glücklichem Humor, vortrefflichen Rathſchlägen haben wir gefunden. Der Verfaſſer iſt genau mit ſeinem Thema bekannt, er iſt augenſcheinlich viel gereiſt, hat mit offenem Auge, geſundem Sinn und tüchtigen Studien Länder und Menſchen kennen lernen, und gibt uns nun ſeine Erfahrungen in anmuthigſter Weiſe. Keinen Augenblick ermüdet er uns, immer lebendig und friſch gibt er hier einen guten Rath, dort eine Warnung, läßt einen behaglichen Scherz mit unterlaufen, gibt ernſthafte und durchdachte Anſichten. Jede Art des Reiſens beſchreibt er, gibt für jede Individualität Richtſchnur des Reiſens, von der Vorbereitung zum Antritt, für unterwegs, auf der Route und im Gaſthof, bis zur Rückkehr. Zuletzt fügt er noch unter dem Titel „Varia" viele ſehr lobenswerthe Rathſchläge hinzu, die unter die verſchiedenen Rubriken nicht eingereiht werden konnten. Was der Verfaſſer über Kunſtwerke u. ſ. w. ſagt, zeugt von nicht gewöhnlicher Bildung und verdient beachtet und bedacht zu werden. Die Erklärung: „Das Schöne iſt die vollendete Form der Idee", iſt freilich weder ganz neu noch ſonderlich fördernd. Aber ſelbſt das Ernſthafte iſt ſo anſpruchslos ausgeſprochen, daß es, ſelbſt da, wo es des Widerſpruchs gewiß ſein kann, belehrt, anregt, erfreut.

Wir möchten jedem rathen, der in die Welt hineinreiſt, ſich losſagen kann von den Plagen und kleinen Leiden des alltäglichen Daſeins, unbedingt eher den Rathſchlägen „Baedeker's aus der Vogelperſpective" als dem ſeines ältern Vetters zu vertrauen.

3. Geiſt und Herz von J. H. Frerichs. Zweite Ausgabe. Norden, Soltau. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Verfaſſer der kleinen philoſophiſchen Schrift, welche die Auszeichnung einer zweiten Ausgabe wol verdient, zeigt ſich uns als ein fein organiſirter Geiſt. Folgerichtiges Denken, warmes Empfinden, Klarheit der Auffaſſung und des Ausdrucks, Sicherheit in der Beherrſchung des Stoffs geben der Schrift eine anerkennungswerthe Bedeutung. Der Verfaſſer hält ſich frei von gelehrter Form; dies und die Einfachheit der Darſtellung läßt das Buch namentlich zum belehrenden Studium für Damen geeignet erſcheinen. Iſt auch naturgemäß in der Schrift nicht alles neu, ſo iſt doch auch das Bekanntere ſo geiſtreich gegeben, daß Aelteres und Neues in der faßlichen Geſtalt, in der es geboten wird, als eine erfreuliche Erſcheinung gelten muß. Die Schrift behandelt drei Themata von allgemeinem Intereſſe: die Liebe, Glaube und Wiſſenſchaft, und die Idee. In allen dreien gibt der Verfaſſer zunächſt eine ſcharfe Begriffsbeſtimmung und entwickelt dann das Weſentliche, indem er dieſe näher erklärt und begründet. Widerſpruch wird natürlich hier und da unvermeidlich ſein. Die Annahme, daß „die Geſchlechtsdifferenz es iſt, welche den Unterſchied der Liebe von der Freundſchaft begründet", iſt z. B. ſehr gewagt. Freundſchaft kann, unſerer Anſicht nach, ebenſo gut unter Perſonen verſchiedenen Geſchlechts beſtehen, ohne daß der ſexuelle Einfluß, der ja bei der Liebe vorherrſchend iſt, das freundſchaftliche Verhältniß zu alteriren braucht. Liebe iſt eine Wahlverwandtſchaft der Gemüther, die aus dem Bedürfniß gegenſeitiger Ergänzung entſteht. Freundſchaft iſt — wie ſie ſchon Cicero erklärt — die vollſtändige Uebereinſtimmung der Anſichten in allen göttlichen und menſchlichen Dingen, oder ſie iſt auf gegenſeitige Perfectibilität gegründet.

Der Verſuch, Wiſſenſchaft und Glaube als zwei nothwendig zuſammengehörende Factoren der Erkenntniß, als ſich gegenſeitig ergänzend hinzuſtellen, iſt wohl gelungen und zeugt wieder von dem freien Blick des Verfaſſers „Wie traurig um den Menſchen, in deſſen Herzen der Glaube keine Stätte hat, wie traurig um dieſen Glauben ſelbſt, wenn er das Licht des Wiſſens ſcheut oder ſcheuen zu müſſen vermeint!" Die Idee nennt der Verfaſſer die Vernunft als Selbſtzweck, wie ja auch ſchon Hegel die Idee als ſich realiſirenden Zweck, als Selbſtzweck hinſtellte. Er zeigt den Einfluß der Idee auf das Schöne, Gute und Wahre, ihm iſt die Idee nicht eine bloße willkürliche Vorſtellung, ſondern die Vernunft, das Vernünftige ſelber, das in den Reichen des Lebens ſich verwirklicht als ewige Macht; ſo iſt die Idee als das objectiv Vernünftige, ſubjectiv geſetzt: die Wahrheit; oder: die Idee als Object, als Gegenſtand des Denkens, des Erkennens, welches das Subject vollzieht, iſt das Wahre. Das Schöne iſt ihm weiter die Idee in der Form der Erſcheinung; es iſt reiner Ausdruck der Idee, ſodaß in dieſer nichts iſt, was nicht ſinnlich erſchiene, und nichts ſinnlich erſcheint, was nicht Idee wäre.

Wir überlaſſen dem Leſer, den Verfaſſer weiter in

seiner Schrift zu begleiten, in welcher er, wie er auch selbst sagt, vieles nur andeuten, nicht ausführen konnte. Aber schon diese Andeutungen werden vielen sehr willkommen sein, namentlich denen, die in gedrängter Kürze und dabei in klarer, verständlicher Weise Belehrung erwarten und wünschen.

4. Das Buch vom Lebensglück. Von Karl Stugau (K. August von Schmidt auf Altenstadt). Wien, Schönewerk. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Beitrag zur Diätetik der Seele wird manchem zusagen. Er ist mit vielem Verständniß und bestem Willen geschrieben, der Verfasser hat viel über sein Thema nachgedacht und viel gelesen; an Citaten aller Art ist kein Mangel. Praktische Regeln zur Erhaltung unserer Gesundheit wechseln mit Rathschlägen in Betreff unsers Denkens, Wollens und Fühlens; unsere Affecte und Leidenschaften werden untersucht — Selbstliebe und ihre Sippschaft Eitelkeit, Stolz u. dgl., Ehrgeiz, die Liebe, immer in Bezug auf das wahre Lebensglück. So erörtert der Verfasser die Frage, wie die Leidenschaft der Liebe im Interesse unsers innern Friedens zu behandeln sei? Freilich, den guten Rath zu befolgen: „Nimm's kaltblütig", ist nicht so leicht, als es wol scheinen dürfte, wie es denn auch oft ganz unmöglich ist, „die komische Seite" den Querstrichen des Schicksals abzugewinnen. Arbeit und Thätigkeit bleiben immer die besten Hülfsmittel zur Bekämpfung des Schmerzes; nur höher angelegten Naturen ist es vergönnt, eine bittere Erfahrung, Kummer, Schmerz, Gram zu veräußerlichen, sie zum Abschluß zu bringen, indem man sie, selbst schaffend, verarbeitet. Der Verfasser vergißt aber auch nicht die höhern Hülfsmittel, die in Selbstbewußtsein, Philosophie und Aufklärung bestehen. „Die Trostbedürftigen mit religiösen Wahrheiten zu trösten", überläßt er denjenigen, die dazu berufen sind. Er zeigt weiter den verderblichen Einfluß des Fatalismus und Materialismus auf den Frieden der Seele. Im ganzen spricht aus dem Buche immer der wohldenkende und wohlmeinende Mann, dem es Ernst ist um seine Methode. Schade, daß er sich nicht kürzer gefaßt hat, die Schrift wäre dadurch unbedingt genießbarer geworden.

5. Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.

Dieses Buch gehört im Grunde nicht recht hierher. In humoristischer Weise gibt es in Novellenform Bilder aus dem Liebesleben und zeigt, wie die Liebe sich anders gestaltet „nach Stand und Beschäftigung" der Liebenden. Wenn das Buch einige Minuten hier und da unterhält, hat es seinen Zweck und seine Bestimmung vollständig erfüllt; höhere Ansprüche will es wol selbst nicht erheben.

A. Freiherr von Loën.

Zur Psychologie.

Ueber Empfindung und Bewegung. Von E. Scuhr. Zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen Leib und Seele. In drei Vorträgen für Gebildete. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Celle, Schulze. 1865. 8. 15 Ngr.

Das gut geschriebene Schriftchen ist gegen den Materialismus gerichtet. Aus den Stoffen, meint der Verfasser, lassen sich die sinnlichen Erscheinungen nicht begreifen; alle Phänomene kommen durch das Zusammensein von Sinnlichem und Uebersinnlichem zu Stande. Schon in den Krystallen wirken Kräfte, welche nicht den materiellen Stoffen zugeschrieben werden können, und das Samenkorn ist nur der Träger eines idealen Plans. Aber noch deutlicher wirken in Empfindung und Bewegung Ideales und Mechanisches zusammen, Seele und Leib. Das Bild auf der Netzhaut ist noch kein Sehen und letzteres nur durch die Seele möglich. Im Gehirn ist kein Einheitspunkt, aber im Bewußtsein ist Einheit gegeben. Das Gehirn besteht aus fast getrennten Organen, zwischen Groß- und Kleinhirn ist fast kein Zusammenhang da, ein solcher ist auch zwischen den beiden Seitenhälften des Groß- und Kleinhirns nur in geringem Maße gegeben. Man weiß wohl, daß die graue Substanz eine nähere Beziehung zum psychischen Leben hat, aber weder sie noch die Ganglienzellen können dieses erklären. Zur Empfindung und zum Bewußtsein ist also eine individuelle Seele nöthig; sie ist es, „welche die Oscillationen der centralen Nervenfasern in das Bild der uns umgebenden Welt umsetzt. Die wirkliche Welt, welche nur in der Form der adäquaten Sinnesreize an die äußere Oberfläche unsers Wesens herantritt, gibt nur die physikalisch und mathematisch geordneten Veranlassungen zu dieser unwillkürlichen, aber fortwährend schaffenden Thätigkeit der Seele. Die unserm Ich erscheinende Welt ist ein Erzeugniß unserer Seele."

Der Verfasser verwahrt sich aber dagegen, in derselben nur einen trügerischen Schein sehen zu wollen; die schaffende und erhaltende Weisheit habe die wunderbar gegliederten Sinnes- und Nervenorgane nicht gebildet für ein täuschendes Spiel der Phantasmagorie.

Die Seele hat einen unmittelbaren Zusammenhang nur mit den von der Eintrittsstelle des Rückenmarks und der Gehirnnerven mehr oder weniger entfernt liegenden Theilen des Hirns, welche gegen den Schnitt gänzlich unempfindlich sind, und nur durch diese hindurch mit dem übrigen Leibe. Ein bedeutender Theil der Hirnorgane mag dazu bestimmt sein, jene näher der Seele angehörigen, für sinnlichen Schmerz unempfindlichen Theile des Gehirns vor jedem heftigen Stoß zu schützen, den die Unruhe des körperlichen Leibes auf sie zu üben vermöchte.

Die willkürliche Bewegung, meint der Verfasser, sei „das durchsichtigste Beispiel von der Einwirkung idealer Processe auf körperliche Massen". Von einem mechanischen Anschlagen der motorischen Centralnervenenden wie der Tasten eines Klaviers kann nicht die Rede sein, denn die Seele hat keine mechanische Kraft, sondern die Vorstellung einer Bewegung und das Wollen derselben,

also ganz ideale Einwirkungen, ſind für den Mechanismus ein Gebot, welches er „mit der entgegenkommendſten Schlagfertigkeit ausführt“. Die Seele weiß nichts von den mimiſchen Bewegungen, welche ihre innern Regungen veranlaſſen; hier wirkt eine Macht, welche ein Intereſſe daran hat, die Seele an Seelen zu binden und ſo die geſellige Verbindung der Menſchen, zuletzt den Staat herbeizuführen. Der Parallelismus der pſychiſchen und körperlichen Bewegungen iſt nur daraus zu begreifen, daß der Menſch aus dem geordneten Naturlauf entſteht. Aber die Seele, als ein Unkörperliches, kann kein Erzeugniß des körperlichen Naturlaufs ſein, ſie muß aus der idealen Grundlage der Welt hervorgehen. Die Zeugung ſpricht nicht hiergegen, denn der Trieb hierzu iſt ſelbſt pſychiſchen Urſprungs. Die Vorſtellung, daß die Welt aus einem Chaos hervorgegangen ſei, nennt der Verfaſſer entſetzlich leer und dumm; die Ordnung der ganzen Natur wurde von Anfang an vorbereitet, und auf ihr beruht auch das Zuſammenſein von Hirn und Seele, welche letztere für ewige Zwecke angelegt iſt. Jede Seele iſt zugleich ein Individuelles, Genius, und durch die hervorragenden Genien der Menſchheit iſt allein deren geiſtiger Fortſchritt möglich geworden.

Die vorliegende kleine Schrift iſt inſofern zu empfehlen, als ſie einige der gegenwärtigen Hauptprobleme der Wiſſenſchaft und deren für jetzt mögliche Löſung in klarer Sprache dem populären Bewußtſein nahe bringt.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Eine in jeder Hinſicht intereſſante Mittheilung iſt die Statiſtik der Schiller-Aufführungen am wiener Hofburgtheater. Die Geſammtzahl derſelben beläuft ſich von 1787 bis Ende 1865 auf 1036, was, nach den jetzigen ſehr günſtigen Tantièmebedingungen dieſer Bühne eine Einnahme von 6—700000 Fl. repräſentiren würde. Die Zahl der Aufführungen, welche die einzelnen Stücke erlebten, gibt übrigens keinen ſichern Maßſtab für den Beifall, den ſie gefunden, indem einzelne Stücke lange Zeit durch Cenſurrückſichten von der Bühne fern gehalten wurden. Für die Reihenfolge der Stücke, wie ſie in jenen ſtatiſtiſchen Mittheilungen beobachtet iſt, war die chronologiſche Folge der Schiller'ſchen Dramen maßgebend. Nach der Zahl der Aufführungen rangiren dieſe Stücke in folgender Weiſe:

„Don Carlos“ 129 mal, „Maria Stuart“ 124 mal, „Cabale und Liebe“ 116 mal, „Die Jungfrau von Orleans“ 90 mal, „Fiesco“ 89 mal, „Wallenſtein's Tod“ 84 mal, „Die Braut von Meſſina“ 69 mal, „Macbeth“ 65 mal, „Wilhelm Tell“ 57 mal, „Wallenſtein's Lager“ 46 mal, „Die Räuber“ 45 mal, „Phädra“ 38 mal, „Demetrius“ 17 mal, „Die Piccolomini“ 13 mal, „Turandot“ 6 mal, „Der Paraſit“ 4 mal, „Der Neffe als Onkel“ 2 mal.

Sehr lehrreich iſt indeß die Berückſichtigung des Datums, wann dieſe Dramen zum erſten mal in Wien zur Aufführung kamen, lehrreich namentlich inſofern, als hier der Beweis vorliegt, daß bedeutende Werke nicht gleich in einer Saiſon den Weg über die Bühnen machen, wie es die modiſche Ungeduld der Dichter verlangt oder das lächerliche Vorurtheil, welches „Novitäten“ nur als friſchen Ausbruch neu von dieſem Jahr anerkennt und die Stücke alsbald zum „alten Eiſen“ rechnet, wenn zwei unfruchtbare Saiſons über ihrem Haupte dahingezogen ſind. Man vergißt, daß Dramen von echtem Gehalt auch bei langſamem Erfolg in der Arena der Literatur zuletzt doch über die Schnellläufer den Sieg davontragen, denen nur zu bald der Athem ausgeht.

Ein genaueres Studium jenes intereſſanten Regiſters ergibt, daß bei Lebzeiten des Dichters nur zwei ſeiner Trauerſpiele an der wiener Hofburg zur Aufführung gekommen ſind, nämlich „Fiesco“ 1787 und „Die Jungfrau von Orleans“ 1802. Dieſe beiden Stücke ſind, wie man aus den Jahreszahlen erſieht, in Wahrheit als Novitäten bald nach ihrer Veröffentlichung gegeben worden und haben ſich ſeitdem mit einer ſtattlichen Zahl von Vorſtellungen auf dem Repertoire eingebürgert. Ihnen folgten „Cabale und Liebe“ 1808, „Don Carlos“ 1809, welche vor jenen beiden in der Zahl der Aufführungen noch einen Vorſprung gewannen, und „Die Braut von Meſſina“ 1810; namentlich iſt „Don Carlos“ mit der höchſten Ziffer der Aufführungen bezeichnet, vielleicht weil Marquis Poſa zur Zeit des Metternich'ſchen Régime als der Bürger kommender Jahrhunderte, auf welche Oeſterreich wartete, ſich beſonderer Sympathien zu erfreuen hatte, obgleich die Cenſurſchere ihm gewiß ſeine Humanitätsſchwärmereien weſentlich beſchnitt. Wiederum verging eine Reihe von Jahren, ehe „Maria Stuart“ und „Wallenſtein's Tod“ ihren Einzug in der Hofburg hielten. Dies geſchah 1814, in dem Jahre des befreiten Deutſchland und des Wiener Congreſſes. Die ziemlich verbreitete Anſicht, daß „Wallenſtein's Tod“ früher in Wien nicht zur Aufführung kommen durfte, iſt durch dieſe Angabe widerlegt. Warum aber erſchienen beide Stücke ſo ſpät? „Wallenſtein“ gewiß, weil der Stoff doch zu ſehr mit den häuslichen Angelegenheiten der Habsburger verwickelt war; „Maria Stuart“, in der man keine demagogiſche Ader bei der feinſten Spürnaſe entdecken kann, offenbar deshalb, weil der Katholicismus, wie er auch in dem Stück verherrlicht werden mochte, doch zu ſehr in ſeinen heiligen Functionen auf die Bühne gebracht ſchien, wie überhaupt die Kirche in dieſer Verherrlichung durch das weltliche Theater nur eine Profanation erblickte. Die Bearbeitungen von „Macbeth“ und „Phädra“ waren ſchon früher, 1808, aufgeführt worden. Wieder vergingen 13 Jahre, bis „Wilhelm Tell“ erſchien, der erſt 1827 in Scene ging, eine Verſpätung, welche bei dem Rebellen gegen das Haus Habsburg und ſeinen Hut nur zu leicht begreiflich iſt. „Wallenſtein's Lager“ und die „Piccolomini“ erſchienen erſt mit dem Revolutionsjahre 1848, die „Turandot“ 1851, das Fragment des „Demetrius“ 1859. Wir ſehen, es bedurfte längerer Zeit als eines halben Jahrhunderts, um das Schiller-Repertoire des wiener Burgtheaters, das anfangs ein ſehr ſpärliches war, zu vervollſtändigen.

Da darf Frau Birch-Pfeiffer ſich ſchnellerer Erfolge rühmen. Neuerdings hat dieſe Schriftſtellerin mit einem zweiactigen Luſtſpiel: „Revanche“, am berliner Hoftheater Glück gemacht. Das Stück behandelt die Rache des Grafen von Provence an der Oberin von St.-Cyr, welche dem frivolen Herrn ein Liebesabenteuer verdarb, das derſelbe mit einer Schülerin des Inſtituts angezettelt hatte. Dabei gab ſich aber die würdige Dame eine Blöße, welche von dem Grafen mit boshafter Gewandtheit benutzt wurde. Das Stück iſt, wie man ſieht, keineswegs auf dem Boden deutſcher Moralität und Gemüthlichkeit erwachſen; es iſt eine Extratour der Verfaſſerin auf das Gebiet des franzöſiſchen Hoflebens, das ſie ſeit der „Marquiſe von Villette“ und „Anna von Oeſterreich“ nicht wieder betreten hatte, wo aber ihre dramatiſchen Lordern einen ganz guten Boden finden. An dem berliner Woltersdorff-Theater iſt eine andere Novität in Scene gegangen: „Mit Wind und Waſſer“, von dem oſtpreußiſchen Dichter Wichert, deſſen frühere

Dramen: „General York“, namentlich aber „Der Withing von Samland“ wegen der Gediegenheit des dramatischen Stils Anerkennung verdienen. Das neue Stück hat einen historischen oder vielmehr culturhistorischen Hintergrund; es spielt in der Stein-Hardenberg'schen Epoche der preußischen Reformen, welche den Bann der alten Privilegien auf allen Gebieten des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens durchbrachen. Der Held desselben ist ein Müller, der mit der Zähigkeit des Otto Ludwig'schen Erbförsters an seinem Rechte festhält, an seinem Mühlenprivilegium, welches durch die neue Gesetzgebung aufgehoben wird. Die Conflicte mit seiner Familie geben hauptsächlich die Verwickelungen der Handlung her, als deren gewagteste allerdings der Conat einer Brandstiftung bei dem benachbarten Windmüller betrachtet werden muß, zu welchem sich der sonst ehrliche Held durch einen Winkelschreiber verleiten läßt, obgleich er noch im letzten Augenblick von der verbrecherischen Handlung zurücktritt.

Der stuttgarter Hofschauspieler, Dr. Grunert, brachte bei seinem Gastspiel an dem Woltersdorff-Theater in Berlin die Titelrolle des Stücks zu voller Geltung. Wir erwähnen die Thatsache als rühmliche Ausnahme, daß ein gastirender Künstler sich bestrebt, auch neue Dichtungen auf das Repertoire zu bringen. So geboten dies durch das eigene Interesse der gastreisenden Schauspieler erscheint, so selten kann die Chronik des Theaters davon berichten. Immer wieder werden die alten Paradepferde aufgezäumt und geritten, sodaß man den Gastspielen berühmter Künstler immer mit dem unheimlichen Gefühl entgegensieht, wieder lauter aufgewärmten Kohl verspeisen zu müssen und nichts Neues zu entdecken als eine oder die andere Nuance, welche vielleicht besser fortgeblieben wäre. Namhafte Künstler könnten bei ihren Gastreisen der neuern Dichtung denselben Dienst erweisen, wie die Insekten der Pflanzenwelt, indem sie den befruchtenden Blütenstaub weiter tragen. Daß dies nicht geschieht, zeugt von der lockern Verbindung, die zwischen der dramatischen Dichtung von heute und der Schauspielkunst besteht, indem die letztere, wie das ganze Theater, nur allzu geneigt ist, zu vergessen, daß das geistig ernährende Element der Bühne allein in der productiven Kraft der dramatischen Autoren liegt.

Was den letztern unverkümmert bleibt, ist „das Recht auf Arbeit“, das neuerdings zur Losung der Frauenemancipation gemacht wurde, obgleich es den Frauen sowenig wie den Sklaven jemals bestritten worden ist. In Deutschland erscheinen jetzt zwei Frauenzeitungen, die eine unter dem Titel: „Neue Bahnen“, beide für die praktischen Interessen der Frauenwelt ebenso thätig, wie die Bazars und Victorias für den äußern Aufputz der weiblichen Schönheit. In einer ganz verschiedenen Weise kämpft für die Emancipation der Frauen das neue pariser Journal: „Colombine“, in welchem von dem Recht auf Arbeit nicht die Rede ist. Uns liegt die Probenummer dieses neuen Journals vor, dessen Biguette eine hochaufgeschürzte riesige Schöne bildet, eine Art von Titanide mit den kräftigsten Formen, welche mit einer Riesenfeder die in den Staub geworfene, liliputartige Männerwelt aus dem Wege kehrt. Krieg den Männern! ist die Losung des Blattes; die politischen Harlekins, die Kassandras in schwarzen Gewändern, die Pierrots der großen Welt werden gegeiselt; denn all ihr Streben, alle ihre Grimassen haben keinen andern Zweck, als die Frauen zu verführen, zu kaufen, zu zähmen, oder zu verkaufen. Im Feuilleton schildert uns Léonide Leblanc „une princesse de Mabille“, eine sehr schöne Dame, die aber Cigarren raucht und ganz die Zigeunersprache des olympischen Zaubergartens spricht. Bereits entwickelt sich einiges Sentiment, und im Fortgang der Novelle werden unzweifelhaft die schwersten Anklagen gegen die Männerwelt zum Vorschein kommen. Das ganze Journal ist vom Männerhaß dictirt. Wie verschieden sich die Emancipationsfrage in Deutschland und Frankreich gestaltet, das lehrt ein Vergleich zwischen der französischen und den deutschen Frauenzeitungen, zwischen den „neuen Bahnen“ des dreisten Burschen „Colombine“ und denen, welche die deutsche Socialreform einschlägt und welche für die Frauen vielleicht sehr nützlich, keinesfalls aber amusant sind.

Ein geflügeltes Wort.

Wir erhalten von Herrn Dr. Hermann Presber aus Frankfurt folgende Zuschrift: Wenn in d. Bl. Büchmann's vielbesprochene treffliche Schrift „Geflügelte Worte“ noch einmal erwähnt wird, so kann das nur in der Absicht geschehen, auf besagten Hammel zurückzukommen. Besagten Hammel findet Büchmann mit Recht in einer berühmten französischen Farce des 15. Jahrhunderts: „L'Avocat Pathelin.“ Hier ist der Kläger durch das unerwartete Erscheinen Pathelin's so bestürzt, daß er seinen Hammelproceß vollständig vergißt und den Anwalt des Verklagten eines Tuchdiebstahls beschuldigt, worauf der Richter ihm zuruft:

Sus, revenons à ces moutons.

Die eigentliche Quelle aber zu besagtem Hammel möchte in dem nachfolgenden, äußerst witzigen Epigramm des Martial zu finden sein:

Auf Posthumus, den Advocaten.

Mord nicht, noch Gewaltthat, noch Vergiftung,
Nur drei Ziegen betrifft der ganze Hader,
Die, so klag' ich, der Nachbar mir entfremdet.
Davon heischet der Richter jetzt Beweise:
Du tönst Cannä, den Krieg des Mithridates,
Und Meineide der punischen Verbindung,
Jetzo Marius, Mucius und Sulla,
Keck mit schallendem Ruf, mit Wuthgeberden. —
Nunmehr, Posthumus, sprich von den drei Ziegen!
(Jam dic, Posthume, de tribus capellis.)

Aus diesen drei Ziegen des Martial ist wol — wahrscheinlich nach Darwin's Schöpfungslehre — allmählich besagter Hammel entstanden.

Ein Epigramm und sein Autor.

In Nr. 49 d. Bl. f. 1865 findet sich S. 783 das Epigramm:

Sunt, si quid video, causae mihi quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera causa —

mit der Angabe, daß der Verfasser nicht bekannt sei. Wir erhalten die Mittheilung, daß dies Epigramm von dem seinerzeit vielgenannten Arzt Geheimrath Ernst Heim in Berlin herrührt; es ist dem Bruder desselben, dem Advocaten Hofrath Anton Heim in Meiningen, dessen gastliches Haus den Herzog Georg von Sachsen-Meiningen und Jean Paul Friedrich Richter oft unter seinen Gästen zählte, zu seinem Geburtstag (13. Juni 1793) gewidmet, lautet aber in der ersten Zeile:

Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi etc.

Eine Uebersetzung von Ramler lautet:

Nach meinem wenigen Bedünken
Gibt's fünf Ursachen, Wein zu trinken:
Man trinkt, den frohen Tag zu ehren,
Man trinkt, den jetz'gen Durst zu stillen,
Man trinkt, dem künft'gen vorzukehren,
Man trinkt des guten Weines wegen,
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,
Um jeder andern Ursach' willen.

(Vgl. „Der alte Heim“, von Georg Wilhelm Keßler, zweite Auflage, Leipzig, Brockhaus, 1846, S. 317 fg.)

Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Im Jahre 1322 führten nach dem Berichte der thüringischen Chroniken die Predigermönche zu Eisenach ein geistliches Spiel auf von den zehn Jungfrauen, welches auf den Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange einen so erschütternden Eindruck machte, daß er darüber in Schwermuth und jahrelanges Siechthum verfiel. In der Geschichte des Dramas und

Theaters ist immer dieses denkwürdigen Vorfalls gedacht, aber es währte lange, ehe ein Spiel von den zehn Jungfrauen an das Licht gezogen wurde. Im Jahre 1847 theilte der verdienstvolle Rathsherr Friedrich Stephan in Mühlhausen ein solches Spiel zugleich mit einem Spiel von der heiligen Katharina mit, ohne jedoch die Zusammengehörigkeit der Dichtung und des Ereignisses zu erweisen, da er die Handschrift für bedeutend jünger hielt. Danach gab Ludwig Bechstein im ersten Bande seiner „Wartburg-Bibliothek" (Halle 1855) das Spiel nochmals und zwar in dramatischer Anordnung und mit einer Uebertragung versehen heraus, und suchte, gestützt auf das höhere Alter der Ueberlieferung, den Beweis zu führen, daß das vorliegende Stück wirklich das berühmte eisenacher sei. Und dieser Beweis fand auch um so eher allgemeine Annahme, als die Dichtung poetisch hervorragend und wirksam ist und namentlich ihr Schluß auf jeden unbefangenen Leser auch heute noch einen großen und erschütternden Eindruck auszuüben vermag. Vor kurzem wurde von dem bekannten Germanisten Max Rieger in Pfeiffer's „Germania" (1865, Band 10, Heft 3) ein zweiter höchst werthvoller Text des Spiels veröffentlicht, der trotz seiner jüngern Niederschrift und seiner durchgängigen Modernisirung doch in einzelnen Fällen das Echte treuer bewahrt hat als die ältere mühlhäuser Handschrift. Rieger theilt im allgemeinen seinen Text urkundlich mit und berücksichtigte in den Anmerkungen die Lesarten der von Ludwig Bechstein gegebenen. Dagegen versuchte er in den schwungvollen, im Tone des Walther'liedes abgefaßten Schlußstrophen hauptsächlich auf Grund der ältern Ueberlieferung eine kritische Herstellung. Und in dieser reinlichen Gestalt ist die Wirkung des Schlusses um so entschiedener. Diese Poesie kann getrost den besten Schöpfungen der vorausgegangenen Glanzzeit an die Seite gestellt werden. Das Spiel von den zehn Jungfrauen ist schließlich zum Gegenstand einer gesonderten Betrachtung gemacht worden in einer Dissertation Reinhold Bechstein's (Jena 1866), die vorzugsweise grammatischer und kritischer Natur ist und somit nur die Fachmänner angeht. In der allgemeiner gehaltenen Einleitung versucht der Verfasser, die von seinem Vater geäußerte Ansicht einigermaßen zu modificiren, in der Hauptsache aber gelangt er zu demselben Ergebnisse, daß nämlich „das uns bekannte Stück, abgesehen von den Veränderungen und Zuthaten einer jüngern Zeit, wirklich als das historisch berühmte zu betrachten sei", welches Resultat die Literaturgeschichte ohne Rückhalt annehmen kann.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1866. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich Anschütz. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen. Wien, Sommer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus Luther's Stube auf der Wartburg an das deutsche Volk. Ein Beitrag zur Reinigung der Volksreligion. Nürnberg, J. L. Schmid. 16. 10 Ngr.

Brennglas, A. (Glasbrenner), Herr v. Kurzweil im Waggon. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

— — Herr v. Lustig auf der Reise. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 1ste Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Donin, L., Die göttliche Sendung, oder: Die erprobte Macht des heiligen Glaubens. Nach mannigfaltigen Berichten aus der Vergangenheit und Gegenwart. Wien, Gorischek. 8. 10 Ngr.

Drei Jahre in der Unterwelt. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 25 Ngr.

Dümmler, E., Auxilius und Vulgarius. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im Anfange des 10. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Epp, F., Seelen-Kunde. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Erlach, J. F. L. v., Die Kriegführung der Polen im Jahre 1863. Nach eigenen Beobachtungen, von März bis August an Ort und Stelle gesammelt. Darmstadt, Jernin. Gr. 8. 21 Ngr.

Förster, C. F., Reflexionen über Gemälde-Gallerien. München, Ackermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Fröbel, J., Kleine politische Schriften. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gleich, F., Aus der Bühnenwelt. Biographische Skizzen und Charakterbilder. 2 Bdchn. Leipzig, Merseburger. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hofmeister, A., Ein Streckbrief. Recht und Gerechtigkeit im Fürstenthum Reuß Jüngere Linie. Mahnruf an Deutschlands hochherzige Monarchen nebst öffentlicher Antwort für Freund und Feind auf öffentliche Verfolgungen. Stuttgart. 1865. 8. 10 Ngr.

Kögel, R., Die Phantasie als religiöses Organ. Vortrag. Bremen, Müller. 16. 7½ Ngr.

Krummel, L., Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Meyer v. Knonau, G., Ueber Nithards 4 Bücher Geschichten. Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und sein Geschichtschreiber. Leipzig, Hirzel. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller, O., Der Wildpfarrer. Historischer Volksroman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pauli Brief an die Galater. Griechisch nach den ältesten Urkunden mit deutscher Uebersetzung und mit kritischen Anmerkungen herausgegeben von J. T. Vömel. Frankfurt a. M. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Pfister, H., Geschichte der thüringischen Truppen in dem Feldzuge von 1810 11 in Katalonien. Mit besonderer Rücksicht auf den gotha-altenburger Truppen-Theil. Berlin, Bath. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Potter, T. J., Schloß Percy Grange, oder: Der Ocean des Lebens. Eine Erzählung in 3 Büchern. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Regensburg, Manz. 8. 20 Ngr.

Proschko, J. J., Ein Hexenproceß. Historischer Roman. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 1ster Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Ein Kranz auf das Grab des Dichters A. Graf v. Platen. Hannover, Klindworth. 8. 15 Ngr.

Sauer, L. T., Die Wupper, in Liedern und Sagen. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 15 Ngr.

Scholhorn, E. v., Dom Pedro V., König von Portugal. Mit einleitenden Capiteln geschichtlichen, geographisch-statistischen und culturhistorischen Inhalts. Nach Quellen der portugiesischen, französischen, deutschen und englischen Literatur bearbeitet. Nürnberg, W. Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Scherr, J., Studien. 3ter Bd. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schirmer, A., Im Salon der Hauptstadt. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 10 Ngr.

— — Baron Schneck der Neckekobold. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 10 Ngr.

Seemann, O., Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, A., Spanien. Reiseblätter. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Stephens, Mrs. A. S., Malaeska. Eine Erzählung. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Stöger, J. N., Maximilian, Erzherzog von Oesterreich — Este, Hoch- und Deutschmeister. Ein Lebensbild. Regensburg, Manz. Lex.-8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Sociale Studien. Abhilfe gegen den Nothstand der Armen in der Residenz. Schattenbilder der Neuzeit mit heller Beleuchtung ihres dunklen Bestehens. Dornen des Lebens. Von T. N. Wien, Wachter. 8. 4 Ngr.

Swederus, G., Schwedens Politik und Kriege in den Jahren 1808—1814 vorzüglich unter Leitung des Kronprinzen Carl Johan. Deutsche, von dem Verfasser gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. 1ster Thl. Leipzig, F. Fleischer. 2 Thlr.

Therapie des Zeitgeistes. Aphoristische Angabe einiger Mittel zur Heilung des kranken Zeitgeistes. Von A. Philalethes. Wien, Sommer. Gr. 8. 12 Ngr.

Tillier, C., Mein Onkel Benjamin. Aus dem Deutsche übertragen und mit einem biographischen Vorwort versehen von L. Pfau. Stuttgart, C. Ebner. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Travers, J., Gedichte. Mannheim, Schneider. 16. 15 Ngr.

Uhlhorn, G., Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. 4 Vorträge. Hannover, Meyer. 8. 12 Ngr.

Ulrichs, L., Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild. Ein an Winckelmanns Geburtstage (9. December 1865) in dem v. Wagnerschen Kunstinstitute gehaltener Vortrag. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Volksbibliothek deutscher Classiker. Deutschlands Dichter und Denker von Lessing bis Heine. Herausgegeben von H. Kleist. 1ste bis 4te Lief. Berlin, A. Jonas. 16. à ½ Ngr.

Richard Wagner als Koenig. Schonungslose Enthüllung der geheimen Verschwörung zur Ausführung seines unglaublich verwegenen Planes. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Wangemann, Reise durch einen Theil von Böhmen, Mähren und der Slovakei. Im Interesse des lutherischen Gotteskastens unternommen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Wecklein, N., Die Sophisten und die Sophistik nach den Angaben Plato's. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 18 Ngr.

Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 2ter Thl. Dramatisches Gedicht. Münster, Theissing. 1865. 16. 20 Ngr.

Wetherell, Elisabeth, Die Rose in der Wüste. Aus dem Englischen übertragen von F. E. Drechsler. Leipzig, Wilferodt. Gr. 16. 6 Ngr.

Wiedersperg, F. Freih. v. und J. Botgorschek, Lustige Jagdgeschichten. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Wilhelm, G., Hof und Wald. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Wood, Mrs. H., Trevlyn Hold. Deutsch von J. N. Heynrichs. 4 Bde. Leipzig, Matthes. 16. 3 Thlr.

Zell, K., Gebhard v. Zäringen, Bischof von Constanz. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Zungechische Zustände. Skizzirt und erläutert von einem Deutschgesinnten in Böhmen. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Chrestomathie anglaise.

Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poëtes anglais; marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire.

Par **CHARLES GRAESER.**

En deux volumes. In-8. Geh. Jeder Band 16 Ngr.

Im ergänzenden Anschluss an des Verfassers „Handbuch der französischen Literatur" und „Thesaurus of French Literature" enthält die „Chrestomathie anglaise" eine vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Auswahl von Lesestücken aus den besten englischen Autoren in Prosa und Poesie mit Bezeichnung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und englisch-französischem Wörterbuch. Auch für höhere deutsche Lehranstalten, welche den Unterricht in der englischen und französischen Sprache vereinigen, empfiehlt sich das Buch als ein nützliches und zweckmässiges Lehrmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh.

Erstes Bändchen: Blanche. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

Zweites Bändchen: Sophia Dorothea. Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die ländliche Verfassung Rußlands.

Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861.

Von August Freiherrn von Haxthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der namentlich durch die beiden Werke „Studien über die innern Zustände Rußlands" und „Transkaukasia" als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwickelung der russischen Dorfgemeinde, entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welche die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen socialen Umwälzung. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, sodaß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomen, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des steten vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig ist zu beziehen:

Bibliothèque Universelle et Revue suisse.

71e Année. Lausanne 1866. 12 cahiers mensuels.

Abonnementspreis pro Jahr 6 Thlr. 20 Ngr.

Die *Bibliothèque Universelle* verdient als reichhaltigste Zeitschrift der Schweiz auch in Deutschland zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Das Januarheft enthält:

Rambert, Deux jours de chasse sur les Alpes vaudoises. — **Merle d'Aubigné**, Un complot à Genève en 1534. — **Lina Beck**, Th. C. Pfeffel, le poëte aveugle. — **Tallichet**, Des constitutions dans les démocraties. — **Ruffini**, Mes vacances en Suisse. — **Chavannes**, Les Trichines de Hedersleben. — Bulletin bibliographique.

Im Anschluss an obige Zeitschrift erscheint zugleich:

Archives des sciences physiques et naturelles.

Genève 1866. 12 cahiers mensuels.

Abonnementspreis pro Jahr 6 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien das 67. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Halbflügler — Harleß.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1866.

Inhalt: Eine Biographie Wietersheim's. — Beiträge zur criminaliſtiſchen Literatur. — Zur Geſchichte deutſcher fürſtlicher Perſönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Heinrich Rückert. — Reiſeſkizzen. — Zur Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie Wietersheim's.

Eduard von Wietersheim. Ein Lebensbild von C. D. von Witzleben. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Hoffnung, welche wir in unſerm Artikel über von Wietersheim's „Geſchichte der Völkerwanderung" (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1865) andeuteten, iſt durch die Publication obengenannter Schrift — wenn auch in beſchränktem Maße — entſprochen worden, und wir meinen, daß das Publikum dem Verfaſſer auch dafür zum Dank verpflichtet ſein muß. Folgen wir zunächſt in raſchem Ueberblick dem in ſechs Abſchnitten ſkizzirten („I. Einleitung"; „II. Jugend- und Lehrjahre"; „III. Wanderjahre"; „IV. Meiſterthum"; „V. Familie"; „VI. Otium cum dignitate") Lebensgange des verewigten Staatsmannes. Vorher aber müſſen wir auf einen Umſtand noch beſonders die Aufmerkſamkeit lenken, der auch in der Einleitung dieſer Schrift theilweiſe hervorgehoben wird. Die Lebenszeit Wietersheim's fällt in eine Zeitperiode von welthiſtoriſcher Bedeutung nicht allein für die geſammte civiliſirte Welt, ſondern auch und zwar in tief einſchneidender Weiſe für ſein engeres Vaterland. In beiden Beziehungen galt es eine Lebensfrage.

Von den hochgehenden Wogen, welche einen ganzen Welttheil überfluteten, flüchten wir uns hier nur in die Betrachtung der Geſchicke Sachſens. Für dies Land handelte es ſich — nach ſeiner Theilung — einfach um die Möglichkeit ſeiner Fortexiſtenz, an welcher ſelbſt einſichtsvolle Männer jener Zeit zweifeln durften. Das Schmerzlichſte, was ein Land und Volk treffen kann, hatte Sachſen getroffen. Mochte man über den praktiſchen Werth der ſächſiſchen Politik in der verfloſſenen Zeitperiode urtheilen, wie man wollte: zweierlei muß auch von ihren Gegnern eingeräumt werden. Einmal hatte Sachſen nicht mehr oder nicht weniger gethan, als die meiſten andern Länder des Deutſchen Reichs, welche dafür nur Vortheile und Vergrößerung ernteten. Zweitens war die vielgerügte Starrheit Friedrich Auguſt's des Gerechten, mit welcher er an ſeinem kaiſerlichen Bundesgenoſſen feſthielt, einfach die Starrheit der Gewiſſenhaftigkeit. Möglich, daß eine ſogenannte höhere Politik andere Bahnen eingeſchlagen hätte von größerm Erfolg; daß aber Friedrich Auguſt nicht von blinden Vorurtheilen ſich leiten ließ, ſondern das eigenſte Wohl ſeines Volks im Herzen trug, dafür liegt der thatſächliche Beweis in ſeiner väterlichen und ſegensreichen Regierung, in welcher nicht allein der Grund zu einem muſterhaft geordneten und blühenden Staatsweſen gelegt wurde, ſondern auch die dem Lande geſchlagenen Wunden bald vernarbten.

Sachſen ward das Opfer ſeiner geographiſchen Lage und der politiſchen Tendenzen ſeines Nachbars. Das Land verlor nicht allein den größten, ſondern auch den reichſten und fruchtbarſten Theil ſeines Gebiets und die nothwendigſten Lebensadern des Staats wurden durchſchnitten. Noch einmal ſei es geſagt: dies Schickſal war wol dazu geeignet, auch vor den muthigſten Geiſtern die bange Frage aufſteigen zu laſſen: Hat Sachſen überhaupt noch die Kraft, fortzubeſtehen oder nicht? Auf dieſe Frage, auf dieſe Appellation an die Lebenskraft des ſächſiſchen Volks kann ſchon ein einziger Blick auf das neueſte Staatshandbuch eine glänzende Antwort geben. Mit den Zahlen der Statiſtik — alſo mit greifbaren Reſultaten — kann es belegt werden: wie die Bevölkerung ſich verdoppelt, das Staatsvermögen vermehrt und die Volksbildung gehoben hat. Wir verweiſen ſtatt aller hochtrabenden Phraſen auf die Zahlen. Ein ſeltener Aufſchwung aus ſo tiefem Elend in verhältnißmäßig kurzer Zeit! Um aber das Staatsſchiff durch die Klippen dieſer ſchweren, drangvollen Zeit in die allgemeine Wohlfahrt der Gegenwart hinüberzuleiten, dazu bedurfte es der geeigneten Perſönlichkeiten, welche ihre Zeit verſtanden, die ſich entwickelnden Zuſtände maßvoll an die vergangenen knüpften und, wo das Alte werthlos geworden, zu rechter Zeit das Neue an ſeine Stelle ſetzten. Einer dieſer Männer war Wietersheim. Er hatte das Glück, in ſeinen Jünglings- und erſten Mannesjahren eine wahrhaft große Zeit zu durchleben; aber für wie viele Menſchen iſt ein ſo günſtiges Zuſammentreffen erfolglos, weil es ihnen an ſittlicher Kraft fehlt! Ihn traf dieſes Glück nicht unvorbereitet. Geſundheit an Leib und Seele, außerordentliche Begabung

und ſittlicher Adel befähigten ihn auch für die Löſung der großen Aufgaben, welche ihm die Zeit ſtellte.

Doch geben wir nun in der Kürze die Stadien an, welche ſein inhaltreiches Leben zu durchlaufen hatte. Eduard Karl Auguſt von Wietersheim wurde den 10. September 1787 in Zerbſt geboren, wo ſein Vater als Major in fürſtlich anhaltiſchem Dienſte ſtand. Kurz nach ſeiner Geburt fand eine Ueberſiedelung der Familie nach Luxemburg ſtatt, wo ſein Vater mit dem Commando des anhaltiſchen Contingents beauftragt war. Seit 1794, in welchem Jahre der Vater ſeinen Abſchied nahm, wurde der Sohn auf dem Lande, auf dem väterlichen Rittergute Mennsdorf bei Eilenburg, erzogen. Den erſten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, die weitere Erziehung dann in Deſſau im Inſtitut des Profeſſors Olivier, eines Schülers von Peſtalozzi, und im Hauſe des Profeſſors Feder. Schon 1804 den 30. April wird er in Leipzig als Student immatriculirt und verbringt hier ſeine Studienjahre, die er bei ſeinem Abgang mit der erſten Cenſur beſchließt. Noch nicht 20 Jahre alt finden wir ihn bereits im Staatsdienſt (Juni 1807) als Auditor beim Oberhofgericht. Im Jahre 1809 tritt er als Aſſeſſor in die Landesregierung, bei welcher er faſt 18 Jahre verblieb. Dies iſt die Sturm- und Drangperiode ſeines Lebens, zuſammenfallend mit den weltgeſchichtlichen Jahren 1813—15. Aus dieſer Zeit trat der innerlich fertige Mann heraus, ein geſtählter, reiner und ſelbſtändiger Charakter. Bald nach der Rückkehr des Königs tritt er durch ſeine Ernennung zum Hof- und Juſtizrath als ordentliches Mitglied mit Sitz und Stimme in die Landesregierung ein. Das Jahr 1827 beruft ihn als Kreishauptmann des Voigtländiſchen Kreiſes nach Plauen, 1828 in gleicher Eigenſchaft in den Erzgebirgiſchen Kreis nach Zwickau. Dann ſehen wir ihn in raſchem Aufſteigen zu folgenden Aemtern berufen: 1830 wird er Director der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, zugleich Director der Branddverſicherungsdeputation, bald darauf Präſident der aus der aufgelöſten Landesregierung hervorgegangenen Landesdirection und infolge einer neuen Behördenorganiſation 1835 Director der Kreisdirection Dresden. Schon 1832 war er zum ordentlichen Mitglied des Staatsraths ernannt worden. Dazu kam ſeine Thätigkeit als Commiſſar bei den Verhandlungen über Sachſens Eintritt in den Zollverein und als Regierungscommiſſar bei den ſtändiſchen Verhandlungen der erſten Landtage. Nachdem er noch zum Wirklichen Geheimen Rath befördert worden, wurde ihm 1840 das Cultusminiſterium übertragen, aus dem er 1848, zu gleicher Zeit aus dem Staatsdienſt ſcheidend, austrat, um ſeine Greiſenjahre mit der Darſtellung der Geſchichte der Völkerwanderung auszufüllen.

Wenn wir nun die Anfänge des Rechtscandidaten an das Ende des greiſen Geſchichtſchreibers knüpfen und die Nomenclatur der dazwiſchenliegenden Aemter überblicken, dann überkommt uns ein wahrhaftes Staunen über die vielſeitige Gewandtheit eines Geiſtes, der eine ſo eminente Arbeitskraft auf den verſchiedenſten Feldern menſchlicher Thätigkeit entwickelte. Seine Begabung genügte in umfaſſendſter Weiſe den Bedürfniſſen der Zeit. Aber auf welche Weiſe erreichte er dies? Herr von Witzleben ſagt in ſeiner Schrift: „Seine Hauptſtärke beſtand weniger im Inhalt als in der Art der Leiſtung; nicht was, ſondern wie er es that, iſt ſein Hauptverdienſt. Er war eine vorzugsweiſe contemplative und reflectirende Natur.“

Richtig iſt es, daß ſich Wietersheim's edle, ſittliche Natur, ſein unglaublich geſchulter und auf allen Staatsgebieten tief erfahrener Geiſt hauptſächlich in der Art documentirte, wie er ſeine Aemter verwaltete — wie das ja bei jedem bedeutenden Manne der Fall iſt —; aber es könnte aus obigem Ausſpruch ſich auch die Meinung bilden, als ob es ſeiner Wirkſamkeit an unmittelbaren Reſultaten, an reifen Früchten gefehlt habe. Wir haben ſchon einmal geſagt, Wietersheim lebte in einer Uebergangszeit, in der es galt, eine neue Staatsmaſchine zu bilden, für dieſelbe einen neuen Beamtenſtand zu ſchulen, eine neue Staatsökonomie zu ſchaffen, kurz überall zu regeneriren. Man vergeſſe nicht, daß hierzu noch die Einflüſſe des Jahres 1830, des Geburtsjahres des ſächſiſchen Verfaſſungsſtaats, kamen. Die Reſultate der Wirkſamkeit der Männer, welche unter ſolchen Umſtänden in das Volksleben maßgebend einzugreifen berufen ſind, liegen nicht auf der Oberfläche und werden nicht im Augenblick geerntet, ſie tauchen erſt an den Endpunkten längerer Zeitabſchnitte auf. Oft erſt dann, wenn der Urheber längſt dahingegangen iſt. Das charakteriſtiſche Merkmal eines für ſeine Zeit wahrhaft befruchtenden Geiſtes beruht darin, daß er, bei prophetiſcher Vorausſicht der Zukunft, das gegenwärtige Staatsleben maßvoll vorſchreiten läßt, ohne die nothwendigen Zwiſchenſtufen zu überſpringen.

Sprungweiſe Entwickelung iſt immer von unheilvollen Rückſchritten begleitet. Hier zeigt ſich die echte Staatsweisheit, und der freie, ſtaatsmänniſche Blick, der auch die „Geſchichte der Völkerwanderung“ zu einem ſo bedeutungsvollen Werke reifen ließ, war auch in der öffentlichen Wirkſamkeit Wietersheim's das leitende Princip. Dies hat er bewieſen durch ſeine raſtloſen Bemühungen für Hebung des Handels, der Gewerbe und des Fabrikweſens, welche die Möglichkeit zu Sachſens Eintritt in den Zollverein herbeiführten, an deſſen Zuſtandekommen ſein Name ganz beſonders geknüpft iſt, bewieſen durch den nachhaltigen Einfluß auf die heranwachſenden Beamten, rückſichtlich deren Hr. von Witzleben gewiß mit Recht von einer „Wietersheim'ſchen Schule“ ſpricht und den hierbei von Wietersheim eingenommenen Standpunkt trefflich mit den Worten charakteriſirt: daß er den Inhalt der Aufgabe des höhern Beamten „ganz weſentlich im unabläſſigen Aufmerken auf die Fühlung des öffentlichen und ſocialen Lebens“ erblickte; bewieſen endlich in der energiſchen Förderung aller materiellen und finanziellen Intereſſen, damit der Grundbedingung alles Staatswohls Genüge leiſtend. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung ſind für die Geſundheit und den praktiſchen Werth ſeiner Anſchauungen die von ihm ſelbſt herrührenden, S. 62 angeführten Worte: „Die Leute müſſen ſparen lernen, dann werden ſie auch frei ſein.“

Wesentlich nun hat Wietersheim auch für die Blüte der vaterländischen Schulen und Universität beigetragen, wenn er bei der Leitung auch ihrer Verwaltung zunächst diesem Grundsatz huldigte. Auch hier schaffte er überall einen festen Boden, auf welchem dann blühende, gesunde Zustände in voller Freiheit erwuchsen. Er wendete sich zunächst auf das, was in erster Linie noththat. Daß die Frequenz der Universität zu seiner Zeit von dem heutigen Aufschwung weit entfernt war, liegt in der Natur der Sache; daß ihm aber der Gedanke, die Hochschule Leipzig zum universellen Centrum der deutschen Wissenschaft zu machen, fern lag (wie es auf S. 56 heißt), dies können wir so unbedingt nicht zugeben. Nicht zugeben von einem Manne, der durch das von ihm erlassene allgemeine Regulativ für die Gelehrtenschulen, mit der Vergangenheit brechend, zu dem damals verhältnißmäßig engen Gebiet der humanistischen Bildung das Studium der Geschichte und Mathematik und der deutschen Muttersprache hinzueroberte; nicht zugeben von einem Manne, welcher der Stifter der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig war und der als die höchste Auszeichnung seines Lebens die Ernennung zum Ehrendoctor der Universität Leipzig erkannte. Es ist dies auch der einzige Titel, der bei seinen veröffentlichten Schriften unter seinem Namen zu lesen ist.

Ein rührendes Zeugniß für den Geist, welcher überhaupt den Staatsmann beseelte, enthält der in der Beilage C mitgetheilte Brief, mit welchem Wietersheim als Cultusminister von der Geistlichkeit Abschied nahm. Gleich im Eingang sagt er: „Der Rückschlag eines ungeheuern Welterereignisses auf Europa hat auch meine Entlassung zur Folge gehabt, nicht weil meine Ueberzeugung — überall dem Rufe Gottes in der Geschichte folgend — Aenderungen widerstrebte, sondern weil eine neue Zeit auch neue Männer fordert.“ Dann formulirt er seine Ueberzeugung in folgenden prägnanten Sätzen: Kein Menschen- und Staatswohl ohne Sittlichkeit. Keine feste Grundlage der Sittlichkeit ohne Religiosität. Keine Religiosität ohne den Glauben an eine Allmacht freier Weisheit und Liebe. Keine reinere, Gemüth und Leben tiefer erfassende Erscheinungsform dieses Glaubens, als die christliche, vor allem die evangelische u. s. w.

Aus allen von uns vorangestellten Betrachtungen wäre das Geheimniß der Wietersheim'schen Erfolge aber immer noch nicht hinreichend erklärt, wenn seine große Begabung und sein rastloser Thätigkeitstrieb nicht von der allgemeinsten Menschenliebe beseelt worden wäre. Dies wurde noch befördert durch die unglaubliche Leichtigkeit, mit der er es verstand, mit allen Schichten des Volks zu verkehren und auf die verschiedensten Interessen mit gleicher Theilnahme und Gründlichkeit einzugehen. Wie unmittelbar ins Leben eingreifend seine Wirksamkeit war, das beweist unter anderm das Gesuch eines Garkochs um Bescheid, „wie er sich gegen seine bösartige Frau zu verhalten habe“; und wie sehr es ihm überall um die Sache und um das Wesen derselben zu thun war, das bezeugt der von ihm unendlich vereinfachte, rasche Geschäftsgang, mit dem er bei der Verwaltung seiner Aemter verfuhr. Solche Erfolge gelingen einer vorzugsweise contemplativen und reflectirenden Natur nicht; und inhaltreich, wie wenige, waren gewiß gerade seine Leistungen. Indeß geben wir dem Verfasser gern darin recht, daß Wietersheim nicht zu den Schöpfern weltbewegender Ideen oder zu den heroischen Naturen zu zählen ist; auch das geben wir gern zu, daß die reflectirende Seite seines Naturells oft bemerkbarer zum Vorschein kam, weil die Gewissenhaftigkeit und die Gründlichkeit, mit der er alles zu prüfen gewohnt war, Wietersheim nicht selten in eine für rascher handelnde Naturen zu breite Deduction verfallen ließ.

Haben wir in Vorstehendem, wenn auch nur flüchtig, eine Idee von der Bedeutung Wietersheim's erhalten, so bekennen wir dankbar, daß wir dies zum größten Theil dem klaren Lebensbilde verdanken, welches uns der Verfasser der vorliegenden Schrift entrollt. Freilich leider nur ein Bild und keine Biographie. Wir können deshalb unser Bedauern, nicht Ausführlicheres erhalten zu haben, nicht unterdrücken; um so mehr, als die bereits in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung“ erschienenen Aufsätze über denselben Stoff uns wie die Einleitung zu einer größern biographischen Arbeit erscheinen wollten. Daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist, beklagen wir besonders für jene Zeiten, für die nach des Verfassers eigenem Ausspruch eigenhändige Aufzeichnungen und Tagebücher Wietersheim's zur Verfügung standen, welche gerade die interessantesten Jahre seines Lebens begleiten. Wir bescheiden uns aber gern und wollen uns keineswegs zum Richter über den Umfang der dankenswerthen Schrift aufwerfen, zumal da uns jedes Urtheil über den Umfang und die Verwendbarkeit der bisjetzt gebotenen Quellen abgeht. Der Werth der vorliegenden Schrift liegt besonders in ihrer klaren Abrundung, wozu es keiner geringen Mühe und eines tiefern Studiums bedurfte, als es der oberflächliche Leser ahnt. Als Beleg hierfür mag hier nur die treffliche Darstellung der Behördenentwickelung in dem neu erstehenden Staatsleben angeführt werden. Danken wir dem Verfasser, daß er uns in so engem Rahmen ein so anziehendes Bild eines Lebens zu geben verstand, das jedem einzelnen ein Prüfstein werden kann, woran er die Reinheit und Echtheit der eigenen Gesinnungen und Handlungen zu prüfen vermag.

An dieser Stelle ausführlicher auf das Familienleben Wietersheim's einzugehen, will uns fast wie eine Unzartheit erscheinen; doch können wir es uns zum Schluß nicht versagen, uns noch einmal das Bild des Greises zu vergegenwärtigen, der nach den Stürmen seines thatenreichen Lebens, das dem Wohle der Menschheit gewidmet war, den Lebensabend an einem verödeten Herde zubringen mußte. Und doch schrieb dieser Greis, in dieser Einsamkeit, mit einem Herzen voll Menschenliebe und einem wahrhaft Lessing'schen Wahrheitsdrang, in seinen letzten Lebensjahren noch sein großes Werk über die Völkerwanderung!

13.

Beiträge zur criminaliſtiſchen Literatur.

1. Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeſetzt von A. Bollert. Fünfunddreißigſter und ſechsunddreißigſter Theil. Dritte Folge. Elfter und zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1864–65. Gr. 12. Jeder Theil 2 Thlr. *)

Der fünfunddreißigſte Theil des „Neuen Pitaval“ enthält eine Reihe der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aus älterer und neuerer Zeit in bunt wechſelnder Reihenfolge: Giftmord und Kindesmord, Misbrauch der Amtsgewalt verbunden mit Beſtechung und Betrug, Fälſchung, Betrug als Geiſterbeſchwörer und den merkwürdigen Fall eines verrathenen Beichtgeheimniſſes. Die geſchilderten Verbrechen ſpielen theils in Deutſchland und Oeſterreich, theils im ſüdlichen Frankreich und in Finland. Den Reigen eröffnet der berüchtigte Proceß gegen den k. k. öſterreichiſchen Feldmarſchallieutenant Baron von Eynatten und den Bankdirector Richter wegen Misbrauch der Amtsgewalt, Beſtechung und Betrug in Betreff der Lieferungen für die kaiſerliche Armee während des letzten italieniſchen Kriegs. Die Proceßverhandlungen waren zwar ſeinerzeit in allen Zeitungen zu leſen, aber die mitgetheilten actenmäßigen Auszüge ſind darum nicht weniger intereſſant und enthalten viel Neues. Jedenfalls ſind aber die weitern Criminalfälle viel weniger bekannt und ſie alle werden den Leſer, den Laien nicht weniger wie den Juriſten, im höchſten Grade feſſeln.

Der zweite Fall: „Die Ehefrau Trösken. Arſenikvergiftung oder Schlagfluß“, iſt namentlich auch für den Mediciner, den Gerichtsarzt, von hohem Intereſſe wegen der diametral entgegenlaufenden verſchiedenen Gutachten von Chemikern und Aerzten, ſowie des Medicinalcollegiums zu Münſter und der oberſten Medicinalbehörde in Berlin. Die gegen die Ehefrau Trösken vorliegenden Indicien waren ſo ſchwerer Natur, daß die Geſchworenen keinen Anſtand nahmen, entgegen dem Gutachten des Kreisphyſikus, der an dem Leichnam keine ſichern Nachweiſe einer ſtattgehabten Vergiftung auffinden zu können erklärte, ihr Schuldig auszuſprechen, und demgemäß das Gericht ſie zum Tode verurtheilte. Infolge eines Gnadengeſuchs wurde jedoch die oberſte Medicinalbehörde zur nochmaligen Begutachtung aufgefordert. Der betreffende Bericht wurde von den berühmten Gelehrten Casper und Mitſcherlich erſtattet und iſt vollſtändig mitgetheilt. Dieſes Gutachten verwarf geradezu die Annahme einer Vergiftung, ſodaß von Vollſtreckung des ergangenen Todesurtheils ſelbſtverſtändlich nicht mehr die Rede ſein konnte.

Wahrhaft ſchauerlich iſt der dritte Fall: „Das verrathene Beichtgeheimniß.“ Die ſehr gut dargeſtellte Geſchichte iſt im höchſten Grade romantiſch: Ein durchaus unbeſcholtener und achtbarer Dorfpfarrer in Croix Daurada in der Nähe von Toulouſe hatte das Unglück, daß er im Beichtſtuhle von einem Verbrechen, der Ermordung einer ihm ſehr nahe ſtehenden Perſon aus den niedrigſten Motiven des Eigennutzes und eines ganz ungerechtfertigten Rachedurſtes, Kenntniß erhielt, ſowie das weitere Unglück, daß er aus den Umſtänden ſelbſt über die Perſon und den Namen ſeines ihm früher unbekannt geweſenen Beichtlings, des Mörders, durchaus nicht im Zweifel ſein konnte. Zwar war der Prieſter weit entfernt, darum, weil der Ermordete ihm nahe geſtanden, den Mörder, der ihm ſeine That als Beichtgeheimniß zur Kenntniß gebracht hatte, verrathen zu wollen. Vielmehr wurde er hierzu von den Söhnen des Ermordeten unter den härteſten Drohungen gezwungen. Als nämlich das Verbrechen ruchbar und die Leiche des Ermordeten aufgefunden wurde, ſchöpfte ein Sohn deſſelben aus dem auffälligen Benehmen des Geiſtlichen Verdacht, daß dieſer Näheres über den Mord wiſſen, wol gar den Mörder kennen müſſe. Er kam darum mit ſeinen Brüdern überein, dem Prieſter ſein Geheimniß um jeden Preis zu entreißen. Derſelbe wurde hierauf in das Haus der Brüder gelockt und ihm, als er nicht leugnen konnte, etwas Näheres über das verübte Verbrechen zu wiſſen, trotz ſeiner Berufung auf ſeinen Prieſtereid, trotz allen Flehens und Bittens der qualvolle Tod in einem vor ſeinen Augen ziſchenden Keſſel ſiedenden Oels angedroht, wenn er nicht den Mörder nenne. Der Pfarrer ließ ſich einſchüchtern und ſich herauspreſſen, was ihm in der Beichte anvertraut worden war. Aber er blieb von dieſem Augenblick an gebrochen an Geiſt und Körper; das, was er an Seelenqualen ausgeſtanden und noch täglich ausſtehen mußte, ging über ſeine Kräfte. Nichtsdeſtoweniger verzieh er von Herzen ſeinen Peinigern. Aber dieſe hatten ſo wenig Ahnung von dem, was ſie gegen den armen Prieſter gefehlt und zu welch großem Verbrechen ſie dieſen verleitet hatten, daß ſie ſich ſofort nach Toulouſe begaben, um den Mörder dem Gerichte zur Anzeige zu bringen. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte es ſich denn ſogleich heraus, auf welche Weiſe der Mörder ermittelt worden war. Der Richter war voll Entſetzen und ſagte zu ihnen mit bebender Stimme: „Vielleicht wäre es beſſer, ihr wäret nie geboren worden, als daß ihr den Tod euers Vaters auf ſolche Weiſe ſühnt, wie ihr es gethan habt. Eure Handlung ſtürzt den Schuldigen und den Unſchuldigen in daſſelbe Verderben.“ So kam es denn auch. Die Unterſuchung wurde nicht nur gegen den Mörder, ſondern auch gegen den Prieſter und die drei Brüder eingeleitet. Das Erkenntniß gegen den Prieſter lautete: „Es ſind ihm die Glieder einzeln durch das Rad zu brechen, dann ſoll er noch lebend auf den Scheiterhaufen gebracht und verbrannt werden.“ Gegen ihn wurde denn auch nur inſoweit Gnade geübt, daß dem Nachrichter verſtattet wurde, ihm vorher den Todesſtoß zu verſetzen. Auch die drei Brüder ſollten ſterben. Aber das durch den Tod des allgemein beliebten Prieſters auf das tiefſte erbitterte Volk empörte ſich mit einer Entſchloſſenheit, welche die Localregierung berückſichtigen zu müſſen glaubte. Die Sache der jungen Männer wurde von der heißblütigen Bevölkerung zur

*) Der „Neue Pitaval“ hat inzwiſchen eine „Neue Serie“ begonnen, die in einzelnen Heften erſcheint, von denen das erſte, welches die Ermordung des Präſidenten Lincoln behandelt, bereits vorliegt. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen. D. Red.

Sache aller Väter und Söhne gemacht, man erhob ihre kindliche Pietät bis in den Himmel, man machte ihre Jugend für sie geltend, ihre Unkenntniß der furchtbaren Verantwortung, die sie auf sich geladen u. s. w. Kurz, die Behörde war froh, als eines Morgens ihr die Meldung ward, daß die Gefangenen in Gesellschaft der Tochter des Gefängnißbeamten entflohen seien, und die Verfolgung derselben wurde mehr zum Schein angeordnet.

Der vierte Fall: „Ein Bild aus den Fronverhältnissen Finlands", endigt dagegen wohlthuender, denn hier erhält ein tyrannischer Amtmann für seine willkürlichen und gewaltthätigen Bedrückungen doch wenigstens eine, wenn auch vielleicht nach unsern Anschauungen nicht hinreichende Strafe. Diese Criminalgeschichte ist aber weniger um des geschilderten Amtsmisbrauchs interessant, als weil sie überhaupt ein Stück finnischer Sittengeschichte gibt und einen mehr als oberflächlichen Einblick in das Leben und Treiben, in die Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse des finnischen Bauers gewährt. Es ist hier noch viel Naturwüchsiges, noch von der Cultur Unbeleckes und unsern Anschauungen ganz Fremdes zu finden, namentlich ist die Schilderung der sonntäglichen Kirchenfeier und die Benutzung derselben, ja des Pfarrers auf der Kanzel als öffentlichen Ausrufers recht ergötzlich zu lesen.

Der fünfte Fall spielt auch in Finland, aber er deckt uns ganz im Gegensatz zum vorhergehenden wieder nur ein düsteres Nachtbild der menschlichen Gesellschaft auf: siebenfachen Verwandtenmord hat sich in langer Reihenfolge ein kalter verhärteter Bösewicht zu Schulden kommen lassen, für ihn konnte keine Strafe zu hart sein.

Der letzte Fall endlich gehört wieder der neuern Zeit an und spielt im mittlern Deutschland. Es ist die berühmte Fälschungsgeschichte Schiller'scher Handschriften durch den Architekten von Gerstenbergk. Mit wie viel Raffinement auch Gerstenbergk verfahren sein mag, es bleibt doch unbegreiflich, wie er so lange und in so reichem Maße Deutschland und Europa mit gefälschten Schiller-Autographen zu überschwemmen im Stande war, und wie die Sammler und Händler, darunter bekannte Kenner und selbst die eigene Tochter Schiller's, so lange von demselben dupirt werden konnten. Interessant sind die in diesem Processe eingeholten und ausführlich mitgetheilten Gutachten der Sachverständigen über das zu diesen Autographen verwendete Papier und Tinte, über die Manuscripte selbst, an denen zu erkennen ist, daß sie nicht für die Druckereien gefertigt worden, daß sie wenigstens nie in die Druckereien gekommen sind, daß ihre Nieder- oder Abschrift zum Theil in eine Zeit fällt, wo die betreffenden Gedichte u. s. w. bereits im Druck erschienen waren. Es werden in diesen Gutachten eine ganze Masse verdächtige Umstände, welche gegen die Echtheit der fraglichen Autographen sprechen, angeführt und gründlich erörtert.

Auch der sechsunddreißigste Theil des „Neuen Pitaval" enthält eine Reihe von thatsächlich wie rechtlich, criminalistisch wie psychologisch höchst interessanter Strafverhandlungen, darunter den berühmten Proceß des Schneidergesellen Franz Müller, der den Thomas Briggs im Eisenbahnwaggon ermordete, welcher Proceß bekanntlich wegen der damals herrschenden politischen Misstimmung gegen England in Deutschland mehr Sensation erregt hat, als dies je vorher ein englischer Criminalproceß zu thun vermocht hatte. Jetzt haben die Gemüther hinlänglich Zeit gehabt, sich zu beruhigen, und es wird nicht leicht jemand Anstoß daran nehmen, wenn auch wir Müller mit Bestimmtheit des Mordes beschuldigen und sagen: Müller hat Briggs ermordet, und nicht etwa „soll ermordet haben". Denn mag man im übrigen von der Art und Weise, wie diese Sache damals in England nicht nur von der öffentlichen Meinung, von welcher sich auch sonst ruhige und leidenschaftslose Männer fortreißen ließen, sondern selbst von den Behörden und namentlich auch den Richtern und Geschworenen mit Vorurtheil gegen den Angeklagten und mit einer gewissen leidenschaftlichen, eilfertigen Hast behandelt und beurtheilt wurde, noch so unangenehm berührt sein, so vermag dies dennoch das schließliche Resultat, zu welchem gerade der Unbefangenste nach der reiflichsten Prüfung und der sorgfältigsten Abwägung aller Für und Wider gelangen wird, nicht im geringsten zu ändern. Wenn je die gegen einen Angeschuldigten vorgebrachten Indicien beschwerend und überführend waren, so war es hier: die frühere Armuth und der nachherige Besitz von Geldmitteln, der Besitz von Uhr und Kette des Ermordeten, der Besitz des Hutes des Ermordeten und der an dem Mordplatze aufgefundene Hut des Angeschuldigten, die plötzliche Abreise nach Amerika u. s. w. können trotz aller geltend gemachten Entlastungsgründe kaum einen Zweifel an der Schuld Franz Müller's aufkommen lassen. Jeder, für den die ausführlichen Referate, welche die Zeitungen seinerzeit brachten, nicht überzeugend wirkten, lese hier die vollständigen Verhandlungen, und er wird sich gestehen müssen, daß nur, wer durch politische Vorurtheile gänzlich verblendet ist, sich noch länger der Ansicht hingeben kann, daß hier ein Justizmord vorliege.

Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes hat es denn auch nicht an Mühe und Fleiß fehlen lassen, alle zu Gunsten Müller's sprechende und damals in der leidenschaftlichsten Weise zu großer Wichtigkeit erhobenen Scheinmomente auf das schärfste zu beleuchten und in ihrem völligen Unwerthe aufzudecken. Für uns haben am meisten Werth gehabt die von dem Verfasser unter Benutzung des trefflichen Schriftchens des frühern königlich sächsischen Staatsanwalts Heinze (jetzt Professor in Leipzig) gezogenen Parallelen zwischen dem englischen und dem französisch-deutschen Strafverfahren. Was dem praktischen Juristen schon lange klar ist, wird hier auch dem größern Publikum zugänglich gemacht, nämlich die überaus großen Mängel unsers Geschworenenverfahrens, welches im Grunde nichts als eine theatralische Schaustellung ist. Der absolute Unwerth desselben wäre auch gewiß schon längst allgemein anerkannt, wenn wir nicht erst mit den Schwurgerichten auch die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Strafverfahrens erlangt hätten, und somit Schwurgerichte

und öffentliches Gerichtsverfahren ,in den Köpfen des großen Publikums ein untrennbares Ganzes bildet, während beides an ſich auch nicht die geringſte Verwandtſchaft miteinander aufzuweiſen hat. Wie in gar manchen Dingen haben ſich die Franzoſen in ihrer Einrichtung der Schwurgerichte ganz unlösbare Aufgaben geſtellt, vielleicht geleitet von dem ihrer Eitelkeit entſpringenden, aber ihnen ſelbſt nicht ganz klar gewordenen Drange, in der Reform ihres Gerichtsverfahrens nicht zu ſehr die Nachbeter der ohnehin nie mit großer Sympathie betrachteten Nachbarn jenſeit des Kanals zu werden.

Der franzöſiſch-deutſche Proceß hat die Formen des Anklage-, aber den Inhalt des Inquiſitionsproceſſes; die Geſchworenen ſollen vollſtändig unbeeinflußt bleiben für die Beantwortung von Fragen, deren richtige Auffaſſung allein oft ſchon die größten Schwierigkeiten bietet, das den Vorträgen des Staatsanwalts und des Vertheidigers nachfolgende Réſumé des Präſidenten ſoll eine vollſtändig parteiloſe Färbung haben, was kaum noch je ein Präſident zu erreichen im Stande war, während es nur zu natürlich iſt, daß es in zweifelhaften Fällen gerade den Geſchworenen ſehr erwünſcht ſein muß, die Anſicht des erfahrenen, in Geſchäften dieſer Art routinirten Richters kennen zu lernen, und es darum ſich oft ereignet, daß der Geſchworene ſich an die unbedeutendſten Nebenausführungen des Präſidenten anklammert, wenn er glaubt, daß aus denſelben deſſen eigene Anſicht über den vorliegenden Criminalfall zu entnehmen ſei.

In England inſtruirt der Richter förmlich die Geſchworenen, er klärt ſie auf über Gewichtigkeit wie über die Werthloſigkeit ſei es der Belaſtung, ſei es der Entlaſtung. Aber in England ſteht auch der Richter viel unparteiiſcher und unbefangener inſofern da, als dort in den meiſten Fällen nicht der Staat, ſondern lediglich der Beſchädigte den Angeſchuldigten gerichtlich belangt, als ſelbſt die Kronanwälte eine von dem Gerichte durchaus getrennte Stellung einnehmen, der Richter nicht ſelbſtthätig das Verbrechen verfolgt, ſondern nur verurtheilt oder freiſpricht, je nach den Beweiſen und Gegenbeweiſen, die von den Parteien ſeiner Cognition unterbreitet werden. In England iſt dadurch, der hohen Bedeutung des Richteramts entſprechend, die Stellung des Criminalrichters, der durchaus über den Parteien ſteht, eine in jeder Hinſicht würdigere als bei uns. Trotz des im vorliegenden Falle allgemein gegen den Angeſchuldigten herrſchenden Vorurtheils, von welchem ſelbſt die Richter nicht freigeſprochen werden können, und gerade deshalb läßt die lichtvolle Darſtellung des Verfaſſers die ungemeinen Vorzüge des engliſchen Verfahrens recht deutlich hervortreten.

Von den übrigen in dieſem Theile behandelten Criminalfällen ſpielen noch zwei in London, ein neuerer, der nicht weniger berüchtigte Palmer'ſche Vergiftungsproceß, und ein älterer Fall (von 1777) der Proceß des Hofpredigers Dr. William Dodd wegen Betrugs und Urkundenfälſchung. Der Dodd'ſche Fall iſt darum höchſt intereſſant, weil er tiefe Einblicke in das kirchliche Leben während des vorigen Jahrhunderts in England gewährt. Dodd war eine ſehr talentvolle und gewandte Perſönlichkeit. Trotzdem erſcheint es doch nahezu unbegreiflich, wie er, wennſchon ein vollendeter Heuchler, ohne eigentliche Mittel und ohne ſich vor den Augen der Welt zu discreditiren und um ſeinen ihm allein Stellung, Rang und Einkommen gewährenden moraliſchen Ruf zu bringen, im Stande war, ſo viele Jahre hindurch ein höchſt ausſchweifendes, üppiges, im höchſten Grade cyniſches und anſtößiges Leben zu führen, bis endlich ſein wahrer Charakter und ſeine zahlloſen Schändlichkeiten ruchbar wurden.

Neben der Brandſtiftung des Peter Zybach, der bekannte Fall des Grimſelhoſpizes, wird uns noch eine wahrhaft gräßliche Mordgeſchichte vorgetragen, welche im Großherzogthum Poſen ſpielt und ein Scheuſal von einem Weibe zum Gegenſtande hat, das um elender nichtiger Urſache willen den eigenen Sohn und den Schwager, mit welchem ſie ſelbſt lange in ehebrecheriſchem Umgange lebte, durch ein paar, um wenige Groſchen gedungene arme Teufel nach einem mit thieriſchem Branntweinſaufen verbrachten Abend des Nachts in der roheſten Weiſe abſchlachten läßt.

Von ungemeinem Intereſſe für den Pſychologen ſind die geſchilderten Seelenkämpfe zweier elenden, verkommenen, nur noch in der Liebe zu ihren Kindern lebenden Geſchöpfe, welche trotz der unleugbaren Liebe und Zuneigung zu jenen ſich gleichwol durch die Noth, in welche ſie durch eigene Schuld gerathen waren und durch die Verzweiflung darüber, daß ſie dem Theuerſten, was ſie beſaßen, ihren Kindern, auch das Nothwendigſte nicht mehr zu bieten im Stande waren, zu dem Morde der eigenen Kinder treiben ließen. Die Verſchiedenheit des Charakters wie der geiſtigen Anlagen der beiden Verbrecher iſt treffend veranſchaulicht durch die eingehende Schilderung der Verſchiedenheit ſowol in der Ausführung des Verbrechens, wie in dem dem Verbrechen nachfolgenden Verhalten von ſeiten der beiden Unglücklichen; ſelbſt der Einfluß des verſchiedenen Geſchlechts läßt ſich hier unmöglich verkennen.

Der letzte Fall, welchen uns dieſer Band bringt, iſt mehr komiſcher Art. Derſelbe iſt durch zwei Bearbeitungen für die Bühne theilweiſe ſchon dem größern Publikum bekannt geworden. Indeſſen wird auch derjenige, welcher das Luſtſpiel „Prinz Lieschen" bereits kennen ſollte, ſich dennoch an der friſchen lebhaften Darſtellung dieſer merkwürdigen Begebenheiten einer an ſich ungefährlichen und unverdorbenen Abenteurerin ergötzen, deren einziges Verbrechen darin beſteht, daß ſie die ihr ungerufen und faſt mit Gewalt an den Kopf geworfene Gelegenheit benutzt, um von dem dummen Ehrgeize eines neidiſchen und dabei doch ziemlich unfähigen Landkammerraths einen allerdings etwas ausgiebigen Vortheil zu ziehen. Die ganze Betrügerei verlief aber in ſo höchſt komiſcher Weiſe und war für jeden Unbefangenen, der ſich auch nur des allergewöhnlichſten Menſchenverſtandes erfreute, ſo leicht und ſo bald zu durchſchauen, daß wir es ſehr erklärlich finden, wie trotzdeſſen daß man in damaligen Zeiten (1714) dergleichen Dinge ſehr ernſt zu nehmen pflegte und für Späße

dieſer Art ſonſt wenig Verſtändniß zeigte, die Uebelthäterin mit einer ſelbſt nach unſern Begriffen nicht ſehr ſtrengen Strafe davonkam. Man verwies ſie zwar in das Zuchthaus zu Waldheim auf unbeſtimmte Zeit „bis zu fernerer gnädigſter Verordnung", wie es in dem königlichen Reſcript vom 11. Juli 1716 hieß; aber Waldheim war damals auch zugleich Armenhaus, und wurde unſere Heldin Sabine Sophie Apitzſch daſelbſt durchaus nicht wie ein Zuchthausſträfling gehalten. Ihre Entlaſſung erfolgte aber ſchon im October 1717.

2. Guſtav Geib. Sein Leben und Wirken, dargeſtellt von Karl Lüder. Leipzig, Engelmann. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

An eine Beſprechung des „Neuen Pitaval", d. h. an ein Referat intereſſanter und merkwürdiger Criminalfälle, iſt es wol erlaubt, auch ein paar Worte zur Erinnerung an einen kaum Dahingegangenen anzureihen, der auf dem Felde der Criminaliſtik wol eine Größe genannt werden darf und ſich würdig den Namen eines Feuerbach, Grolman, Abegg, Hitzig, Wächter u. a. anreiht. Zwar dürfte Geib den Laien weniger als den Juriſten, insbeſondere den Criminaliſten bekannt ſein, und wol auch für die Zukunft dürfte dies ſo bleiben trotz der eifrigen Anpreiſungen des Verfaſſers, denn die Leiſtungen Geib's gehören doch immer nur einer Specialwiſſenſchaft an und ſeine Verdienſte laſſen ſich eben nur von den Fachkennern gehörig würdigen. Es wird darum auch ganz ohne Erfolg bleiben, wenn das größere Publikum darauf hingewieſen wird, daß Geib in treffenden Ausführungen dargethan hat, wie das Criminalrecht und der Criminalproceß helle Schlaglichter auf die Entwickelung und Culturſtufe, ja auf den ganzen Charakter eines Volks zu werfen geeignet, und wie es durchaus nicht bedeutungslos ſei, welche Verbrechen und in welchen Proportionsverhältniſſen die einzelnen Verbrechen bei den einzelnen Völkern vorkommen. Auch die Stellung der Rechtsgelehrten und der Rechtswiſſenſchaft gegenüber den Forderungen der Zeit und des Volks hat Geib unterſucht, aber durch das Eingehen auf das Verhältniß der einzelnen Schulen oder Richtungen innerhalb der Rechtswiſſenſchaft kann er eben nur dem gelehrten Juriſten recht verſtändlich ſein. Geib's Schriften eignen ſich durchaus nicht zur Zuſammenſtellung einer dem Laien mundgerechten Blumenleſe, wennſchon es ein Leichtes wäre, aus ſeinen Forſchungen einzelne weniger bekannte Curioſitäten herauszuleſen, z. B. über die mittelalterliche Beweisführung vermittelſt der Excommunication, über das Begnadigungsrecht des Patriarchen zu Konſtantinopel, wie überhaupt über den Rechtszuſtand in Griechenland unter der türkiſchen Herrſchaft und in der Zeit der nachherigen Unabhängigkeit.

Der Verfaſſer, der auf ſeinen Lehrer Geib große Stücke hält, geht darin zu weit und ſcheint uns ſchwerlich in dem Sinne des beſcheidenen und anſpruchsloſen criminaliſtiſchen Forſchers zu handeln, daß er deſſen Leiſtungen und Verdienſte bis in die unbedeutendſten Details recht lebhaft auszumalen ſich die größte Mühe gibt. Wenn er dabei die ſtille Hoffnung hegen ſollte, daß es ihm gelingen werde, Guſtav Geib auch in weitern Kreiſen unſterblich zu machen, ſo iſt, das können wir mit Sicherheit prophezeien, dieſe Hoffnung jedenfalls eine vergebliche. Wir ſind weit entfernt, zu beſtreiten, daß der im vorliegenden Buche Gefeierte einen Ehrenkranz auf ſein Grab verdiene, und ein Erinnerungsblatt an den Dahingeſchiedenen wäre gewiß ſeinen zahlreichen Freunden und Schülern recht willkommen geweſen. Aber der Panegyrikus, den der Verfaſſer geliefert, ſcheint unſers Erachtens aus allzu großem Eifer und Bewunderung für den Verſtorbenen nicht das rechte Maß gehalten zu haben. 2.

Zur Geſchichte deutſcher fürſtlicher Perſönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts.

1. Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. Zur Geſchichte Deutſchlands im 15. Jahrhundert von Auguſt Kluckhohn. Gekrönte Preisſchrift. Nördlingen, Beck. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
2. Anna, Kurfürſtin zu Sachſen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert. Nach archivaliſchen Quellen von Karl von Weber. Mit Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Beide Bücher beanſpruchen ein allgemeineres Intereſſe, obwol ſie zunächſt der Specialgeſchichte einzelner deutſcher Länder und ihren maßgebenden Perſönlichkeiten gewidmet ſind. Ludwig der Reiche, in die Reichsgeſchichte zur Zeit ihrer jammervollſten Verwirrung und Zerfahrenheit vielfach verflochten, hätte ſchon längſt eine monographiſche Bearbeitung vom Standpunkte der politiſchen Geſchichte verdient. An Material dazu fehlt es, wie dieſes vorliegende Buch zeigt, keineswegs. Allerdings können die Ergebniſſe, die auch die ſorgfältigſte Forſchung zu gewinnen vermag, nicht wol auf die Theilnahme in den weitern Kreiſen des gebildeten Publikums zählen, die doch vor allen andern gerade geſchichtliche Darſtellungen zu erwecken im Stande ſind. Aber die deutſche politiſche Geſchichte des 15. Jahrhunderts gehört nicht zu den Materien, aus denen ſich irgendeine Befriedigung für den Geiſt holen läßt. Höchſtens ein negatives Reſultat könnte dafür gerechnet werden: die Einſicht, daß es trotz aller Leiden und Schäden der gegenwärtigen Zuſtände damals eben noch viel unerquicklicher im Vaterlande ausſah. Der Politiker von Profeſſion wird den wilſten und rohen, meiſt ebenſo kindiſch unreifen wie ſchamloſen Machinationen der Staatskunſt jener Zeit oder deſſen, was als Staatskunſt geachtet wurde, ſelbſtverſtändlich mit Intereſſe nachgehen; aber dies Intereſſe iſt ein blos pathologiſches, und die Belehrung, die daraus erwächſt, iſt nur für den Mann von Fach, durch den Ekel, den ihm jene ganze widerwärtige Welt erregt, nicht zu theuer erkauft; jeder andere hat keine Verpflichtung, um einen ſolchen Preis eine verhältnißmäßig werthloſe Waare einzutauſchen.

Anders würde ſich die Sache ſtellen, ſobald der eigentlich politiſche Geſichtspunkt beiſeitegelaſſen und der culturgeſchichtliche dafür gewählt wird. Wer es verſteht dieſen in der ganzen Fülle und Tiefe, deren er fähig iſt,

zur Geltung zu bringen und zugleich auch die Mittel der äußern Darstellung so weit beherrscht, wie man es von jedem wirklichen Geschichtschreiber voraussetzen darf, kann ohne Frage auch aus solchem Material ein Bild formen, das nicht blos Belehrung im gewöhnlichen stofflichen Sinne des Wortes gibt, sondern auch als ein dauernder Besitz neben die andern dauernden Besitzthümer des Volksgeistes zu treten berechtigt ist. Allerdings müßten die Vorbedingungen, die wir eben bezeichnet haben, genügend erfüllt sein, und daß es nicht leicht ist, sie zu erfüllen, dafür zeugt die Thatsache, gegen welche wol kaum ein gegründeter Widerspruch erhoben werden wird, daß die deutsche historische Literatur an solchen Schöpfungen noch sehr arm ist.

Der Biograph Ludwig's des Reichen scheint sich wenigstens nebenbei ein ähnliches Ziel gesteckt zu haben, doch weil es nur nebenbei berücksichtigt worden ist, kann es auch nicht die Wirkung erreichen, die eine sonst so gediegene und mühevolle Arbeit verdient. Es sollte ein wirkliches Lebensbild eines deutschen Fürsten des 15. Jahrhunderts gegeben werden; es handelte sich hier nicht blos — wie in vielen andern Büchern dieser Art, deren Titel eine Biographie ankündigt, während sie nichts weiter als eine Aneinanderreihung verschiedener historischer Facta sind, an denen der betreffende Held betheiligt ist — um eine Geschichte der Wittelsbach'schen Haus- und Reichspolitik unter dem genannten Herzog. Der Verfasser hat versucht, Ludwig's Individualität als Mensch und Fürst nach allen Seiten hin zu entfalten, aber unwillkürlich hat er doch gerade darauf den meisten Nachdruck gelegt, was am wenigsten für die individuelle Charakteristik des Menschen von Belang ist. Die Haus- und Reichspolitik der Zeit empfängt hier namentlich durch eine umsichtige Benutzung des reichen urkundlichen Materials, das dem Verfasser infolge besonders günstiger äußerer Verhältnisse zu Gebote stand, manchen werthvollen Beitrag. Die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte, für welche selbstverständlich jeder neue Zuwachs an Belehrung, ganz abgesehen von seinem Inhalt, gleich werthvoll ist, schuldet ihm dafür nicht geringen Dank, und es kann nicht fehlen, daß er ihm in der Weise, in der die Wissenschaft überhaupt dies zu thun pflegt, genügend abgestattet wird. Aber hier vertreten wir das Recht eines andern Publikums, als des engen Kreises der Fachgenossen, und wir vertreten es mit um so größerm Nachdruck, als wir unsere Augen nicht vor der Wahrnehmung verschließen können, daß neben der soliden Entfaltung der strengen Fachgelehrsamkeit auf dem Gebiete der Geschichte die Interessen des gebildeten Freundes derselben weniger, als es für beide Theile vortheilhaft ist, wahrgenommen werden; gewiß sind die unabläßigen Klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die großartigen Leistungen der neuesten deutschen Geschichtswissenschaft nur allzu begründet, aber man sieht nicht, daß durch sie irgendetwas zum Bessern geändert würde. Man geht nach wie vor an den Erzeugnissen des Faches vorüber, als wenn sie nicht oder nur für die Leute vom Fache vorhanden wären; höchstens erregt ein auch sonst populärer Name auf dem Titel ein flüchtiges Interesse. Aber daß sich dies zu einem dauernden gestalte und daß wir endlich zu einer Geschichtsliteratur gelangen, die wirklich gelesen wird und somit die erste Bedingung erfüllt, die zu ihrer Einbürgerung im Volke und zu alledem, was sich daran knüpft, nothwendig ist — das müßte noch anders angegriffen werden, als es bisher geschehen ist, wo man dem Namen nach zwar auch Geschichte zum Nutzen und Frommen aller andern, die noch nichts oder wenig davon wissen, zu schreiben pflegte, aber in der That eigentlich doch nur die wenigen dabei im Auge hatte, die durch Beruf diesem Studienkreise ganz und gar angehören.

Herzog Ludwig der Reiche würde sich zum Gegenstande eines biographischen Culturbildes trefflich eignen. Er trägt den Typus seiner Zeit und seines Standes so gut wie irgendein anderer seiner fürstlichen Genossen, aber er tritt durch die Gunst der Umstände und durch eine gewisse Originalität seines Wesens doch aus der langweiligen Reihe der gewöhnlichen Menschen seiner Zeit und seines Standes heraus. Es ist schon charakteristisch genug, daß er von Haus aus der Reiche genannt werden konnte, und noch viel mehr, daß er es wirklich war. Die finanzielle Misere war das allgemeine Leiden aller damaligen deutschen Fürsten und ihrer Höfe. Ihre Politik steht zum allergrößten Theil unter dem beherrschenden Einfluß dieses Uebelstandes, der sich um so weniger beseitigen ließ, je schmerzlicher er empfunden wurde und je abenteuerlichere Heilmittel die Verzweiflung hervorsuchte. Noch war zwar die äußere kirchliche Zucht und Gewöhnung zu streng, als daß man schon zu dem beliebten Rettungsanker der folgenden Jahrhunderte, der Alchemie und Goldmacherei, hätte greifen dürfen; dafür mußten aber andere im Grunde nicht ehrenhaftere Hülfsmittel herhalten, allerlei künstlicher Schwindel, um den Unterthanen oder denen, die man dafür ausgab, mittels Ungeld und zehnten oder funfzehnten Heller das Geld aus der Tasche zu ziehen, päpstliche und kaiserliche Privilegien, die zwar selbst wieder den besten Theil des baaren Geldes, das man besaß, verschlangen, aber dafür auch die Aussicht gewährten, sich an den Beuteln derjenigen erholen zu dürfen — falls nämlich diese es sich gefallen ließen — die sonst durch ihre privilegirte und in jeder Art durch Pergamente geschützte Position jeden Angriff der fürstlichen Habsucht abzuschlagen vermochten. Half dies nicht, wie es niemals half, sondern immer nur noch den gähnenden Schlund der fürstlichen Armuth weiter klaffen machte, so mußte eine systematische Verschlechterung der Münze helfen, wofür jeder andere dem Galgen oder wenigstens der Strafe des Handabhauens verfallen wäre. Auch dies führte nach einigen scheinbaren Vortheilen schließlich immer noch tiefer in das Elend hinein. So blieb als allerletzter Trost die damals wieder zahlreiche und unter solchen Verhältnissen rasch zu großem Geldbesitze gelangte Judenschaft. Im Vergleich mit frühern Jahrhunderten hatte man wenigstens so viel nationalökonomische Fortschritte gemacht, daß man diese fleißigen Bienen für gewöhnlich nicht mehr

tödtete, wenn man ihnen ihren goldenen Seim raubte; man begriff, daß sie nach dem ihnen einmal eingepflanzten Naturtrieb auch noch später einmal ähnliche Ernten liefern könnten.

Der bairische Ludwig der Reiche hätte, mit den Augen unserer Zeit betrachtet, aller dieser nichtswürdigen und fruchtlosen Künste nicht bedurft. Er besaß aus der Erbschaft seines Vetters Heinrich jenen weltberühmten, aber auch wirklichen Nibelungenhort, den einst der Vetter Ludwig der Bärtige aus Frankreich mit herübergebracht hatte. Was auch die rohe Phantasie der Volkssage dazugedichtet haben mag, es ist sicher, daß hier die größte Masse von edeln Metallen und Pretiosen, die sich im Mittelalter irgendwo und irgendeinmal im Besitz eines christlichen Fürsten befunden hat — selbst den burgundischen Kronschatz nicht ausgenommen — zusammengehäuft war. Aber wenn irgendwo das Wort: „Unrecht Gut gedeiht nicht", wahr geworden ist, so geschah es mit diesem höchst wahrscheinlich unrecht von dem ersten Besitzer erworbenen, und gewiß unrecht von dem zweiten, Heinrich von Landshut, dem ersten, Ludwig dem Bärtigen, abgedrungenen Schatze. Der tiefsinnige Grundgedanke der Nibelungensage, der Fluch der an dem Golde klebt, erfüllte sich hier an ganz gewöhnlichen Menschen von Fleisch und Blut, in einer ganz gewöhnlichen Zeit ebenso grausenhaft wie in dem Halbdunkel der Götter- und Heroenmythe. Freilich sieht das nüchterne Auge, wo der Schatz hinkam: er wurde nicht wie jener sagenhafte im Rhein versenkt, sondern durch unsinnige Verschwendung, durch alberne politische Projecte, durch kindisches Fehdengetümmel, daneben auch durch allerlei pfiffige und gewandte Diener und Freunde geistlichen und weltlichen Standes verzehrt. Ludwig's des Reichen Sohn Georg hieß in ganz Deutschland wol auch noch der Reiche, aber er hieß es doch nur und war es nicht mehr, wenigstens nicht im Vergleich mit seinem Vater oder gar seinem Großvater. Die 50 Tonnen Goldes oder 5 Mill. Goldgulden, also nach unserm heutigen Geldwerthe eine Summe von 80 Mill. Fl. sind spurlos verschwunden: wenn man aber weiß, wie es Ludwig der Reiche z. B. bei seiner eigenen Hochzeit oder bei der seines Sohnes Georg hielt und wie er es bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit zu halten pflegte, wo es galt, sich als den reichsten Fürsten in deutschen Landen zu zeigen, so begreift man, daß nicht blos 50 sondern 500 Tonnen Goldes nicht ausgereicht haben würden, um allein diese unsinnige Wirthschaft zu bestreiten. Was sonst noch an dem Schatze zehrte, ist schon berührt worden: daher darf es niemand wundernehmen, wenn er auch den reichen Baiernherzog zu allen den Beutelschneidereien seine Zuflucht nehmen sieht, die damals als nicht gerade löblich, aber doch unumgänglich galten, um Hof und Staat wenigstens einigermaßen flott zu erhalten. Er begann mit dem Mittel, das sonst das letzte zu sein pflegte, einer Verfolgung, d. h. Brandschatzung der Juden, in deren Hände freilich der beste Theil jener scheinbar unerschöpflichen Schätze des Fürsten und ebenso auch die Masse des baaren Geldes der Unterthanen übergegangen sein mochte. Wie immer mußte auch hier die Religion herhalten, um das Gewissen der Räuber vor sich selbst zu salviren; aber es wäre darum doch ungerechtfertigt, zu behaupten, daß auch diese Judenverfolgung nicht im letzten Grunde der puren Habsucht entstammte. Dagegen spricht für den gesunden Verstand des Herzogs, daß er erst spät und auch dann noch mit Maß zu dem Mittel der Münzverschlechterung griff. Er that es, gewissermaßen von seinen Nachbarn gezwungen, deren betrügerisches Geld sein Land überschwemmte; aber auch so kehrte sich die Maßregel gegen den Urheber, der dann auch bald davon abstand, während andere seiner Standesgenossen, wenn ihnen die natürliche Schwerkraft des Verkehrs die unvermeidliche Strafe für ihren Betrug brachte, gewöhnlich glaubten, daß sie noch zu wenig gethan hätten und daß nur daran die Schuld des Mislingens liege.

Einen in jeder Hinsicht erquicklichern Eindruck macht das zweite der genannten Bücher, einmal als Buch selbst und dann durch seinen Gegenstand, oder vielmehr, um der sonst so tüchtigen Arbeit über Ludwig den Reichen kein Unrecht zu thun, die Eigenthümlichkeit des Stoffs hat hier von selbst den Bearbeiter auf den Weg leiten müssen, der nach unserer Ansicht eingeschlagen werden muß, wenn wir eine wirklich nationale Geschichtschreibung erhalten sollen. Das Lebensbild einer Frau, und wenn sie gleich Kurfürstin des Heiligen römischen Reichs gewesen ist, wird durch sich selbst von jenem gefährlichsten, wenn auch in der Sache begründeten Untertauchen in dem Sumpfe der sogenannten politischen Geschichte bewahrt. Nicht als wenn überhaupt nicht politische Geschichte geschrieben werden sollte. Wir selbst sind am weitesten von den Marotten Buckle's und seiner deutschen Anhänger entfernt und wissen sehr wohl, daß die politische Geschichte ein ebenso integrirender Bestandtheil der allgemeinen Culturgeschichte ist, wie etwa die Geschichte der Wissenschaften oder der socialen Zustände, und auch ein ebenso interessanter Bestandtheil derselben sein kann, wenn sie nämlich so geschrieben wird, wie dies gewöhnlich nicht der Fall ist. Aber wenn wir, um die Sache recht handgreiflich zu machen, etwa von Langenn's gründliche und lehrreiche Arbeit über den Herzog und Kurfürst Moritz von Sachsen neben diese Biographie seiner Schwägerin stellen, so erscheint uns ganz natürlich, daß das letztere Buch hundert Leser findet, wo das erstere einen, und zwar einen, der es berufsmäßig lesen muß. Die Kurfürstin Anna hat glücklicherweise sich nicht viel mit Politik befaßt, ihre übrigen Pflichten und Geschäfte hätten ihr dazu keine Zeit gelassen, auch wenn sie durch den gesunden Instinct eines allseitig richtig angelegten und entwickelten weiblichen Naturells nicht schon von selbst die diplomatischen Federfuchsereien, worauf doch auch damals die Politik der deutschen fürstlichen Herren und ihrer Diener zumeist hinauslief, gründlich verabscheut hätte. Sie bekümmerte sich zwar auch gelegentlich, wie wir aus diesem Buche sehen,

um das, was ihr Herr und Gemahl auf diesem Felde trieb, aber nur, weil sie sich als gute Hausfrau um alles bekümmerte, was er trieb, und weil andere Dinge, die ihr unendlich mehr am Herzen lagen, z. B. die Verheirathung ihrer Töchter oder anderer ihr nahe stehenden fürstlichen Damen, damit mehr oder minder zusammen-, respective auch gelegentlich allein davon abhingen. Außerdem aber genügte es ihr, das Muster einer vollendeten deutschen Hausfrau im größten Stile darzustellen, natürlich im Sinne ihrer Zeit, die im Kerne noch so ganz volksthümlich oder bürgerlich geartet war. Selbst das fremdartige und meist thatsächlich aus der Fremde geholte Gepränge der Fürstlichkeit, dessen ein so reicher und angesehener Hof wie der dresdener nicht entbehren konnte, wenn er hinter den andern nicht zurückstehen wollte, ändert an dem durchweg bürgerlichen und zwar echt deutschbürgerlichen Typus desselben nichts.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis in den Anfang des Dreißigjährigen Kriegs und zu dem Kurfürsten Johann Georg hinab, ehe jener wahrhaft ehrenwerthe Kern von den fremden Schlingpflanzen erstickt wurde, die schon zu der Zeit der Kurfürstin Anna an andern deutschen Höfen, z. B. an dem heidelberger, an dem stuttgarter, an dem wolfenbütteler, sich mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit eingenistet hatten. Schon in dieser Hinsicht ist das Buch voll des lehrreichsten Materials, noch mehr aber in allen möglichen Branchen des socialen und Familienlebens der Zeit, für welche es eine Art von sittengeschichtlichem Spiegel genannt werden kann. Er reflectirt um so reiner, je reiner und ungetrübter das Material ist, aus dem er besteht. Das Buch ist fast ganz aus authentischen Documenten ersten Ranges, vertrauten Briefen von und an Anna, zusammengesetzt, daneben durch alle möglichen andern urkundlichen Nachrichten ergänzt. Der Verfasser hat meist sehr geschickt das ursprüngliche Wesen seiner Quellen zu bewahren verstanden, wenn er auch ihre Form gewöhnlich seinen heutigen Lesern zu Liebe zu modernisiren pflegt, worin er, wie uns scheint, häufig etwas zu viel des Guten gethan hat, obgleich wir einer puren Mosaik von Quellenstellen in ihrer authentischen Gestalt wenigstens nicht den Namen einer Lebensbeschreibung oder einer geschichtlichen Darstellung geben würden, den dies Buch mit Recht beansprucht.

Heinrich Rückert.

Reiseskizzen.

1. Bairisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den bairischen Hochlandseen. Von Heinrich Noë. Drei Lieferungen. München, Lindauer. 1865. 8. Jede Lieferung 18 Ngr.
2. Der Genfersee. Die Insel Wight. Reiseskizzen. Zweite Folge. Von E. Laubert. Danzig, Kafemann. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Das schöne Baierland besitzt an seinen Alpen und großartigen Seen die bewunderungswürdigsten Naturschönheiten, wie kein zweites Land der deutschen Erde. In den heißen Sommermonaten ist dort eine Luft, so lieblich erquickend und labend, daß auch die schwächlichsten Organismen in ihr gestärkt werden. Ich spreche dies nicht etwa dem Verfasser des „Seebuch" nach, sondern habe es selbst erlebt bei einem Sommeraufenthalt in Tegernsee. Die weiche elastische Aetherluft, geschwängert von den Ausdünstungen des Sees und den balsamischen Düften der Thal- und Alpenkräuter, gewährt einen ganz unbeschreiblichen Hochgenuß und übt die wohlthuendste Wirkung auf ein aufgeregtes Nervensystem aus. Weder zu warm noch zu kalt, weder zu trocken noch zu feucht, erinnert diese wohlriechende Aetherluft an das ambrosische Pneuma, das die seligen Götter der Hellenen in ihren Himmeln einathmeten. In Tegernsee sah ich auch jenen unglücklichen König, Herrscher eines großen schönen Reichs, aber unglücklich, krank an Geist und Körper. Auch er gedachte in dieser Luft zu genesen, aber der Schmerz seiner Seele war zu groß und die Organe seines Körpers unheilbar verwundet von den rauhen Stößen der Außenwelt. Erst in der Gruft seiner Väter fand er die heißersehnte Ruhe.

Aber nicht nur Fürsten und Könige, reiche Lords und große Kaufherren verleben die heißen Julitage in jenen Alpenregionen, auch Künstler und Schriftsteller besuchen sie alljährlich und veröffentlichen ihre Erlebnisse durch Wort und Bild. Und Heinrich Noë — ein Baier, aber mit voller Seele ein Deutscher — hat sie nicht etwa flüchtig bereist, sondern monatelang dort gewohnt und in Tegernsee das vorliegende „Bairische Seebuch" (Nr. 1) geschrieben. Er ist daher unter allen andern am besten befähigt, eine ausführliche und wahrheitsgetreue Monographie jener großartigen Gebirgsregion zu geben. In der That kann man die drei kleinen Bändchen nicht nur den Touristen, sondern auch allen denjenigen empfehlen, welche sich für Länder- und Völkerkunde interessiren.

In keinem Erdtheile haben sich am Fuße einer Gebirgsregion so viele Seen gebildet, wie hier in den bairischen Alpen zu finden sind. Der Verfasser nennt uns gegen zwanzig, beschreibt aber nur die merkwürdigern, größern, welche einen meilenweiten Umfang haben, wie der Tegernsee, Achensee, Walchensee, Kochelsee, Chiemsee, Starnbergersee, Eibsee, Hintersee, Königssee und Schliersee. Von den andern gibt er nur einige Notizen, schildert uns aber die bairischen und tiroler Alpen mit ihren hohen und merkwürdig gestalteten Spitzen, Rücken und die zu ihnen führenden Wege, Stiege, die tiefen Thäler und furchtbaren Abgründe, die Bewohner und ihr mühevolles Leben; dabei ergötzt er sich auch an den herrlichen Aussichten und spricht mit Entzücken von der schönen Alpenflora und dem eigenthümlichen Thierleben. Noch poesiereicher wird die Flora und das Leben in den großen Thälern am Fuße der Alpen. Wie der Verfasser dergleichen Landschaften schildert, möge folgendes Beispiel zeigen:

Ehe man das Dorf Rottach erreicht, öffnet sich der Fernblick auf den Tegernsee, der von hier bis Gmund in einer Länge von ungefähr ein und einer halben Stunde seine tiefgrüne Flut

ausſpannt. An Größe iſt er unter den oberbairiſchen Seen der ſiebente, indem Chiem-, Starnberger-, Ammer-, Walchen-, Waginger- und Kochelſee ihm vorangehen; aber an Schönheit iſt nach dem Urtheile vieler keiner mit ihm zu vergleichen. Wenn ſeine Ufer im Norden, Oſten und Weſten jenes anmuthige Hügelland darſtellen, welches den Starnbergerſee zu einem Liebling der Städter macht, ſo fallen in ſeinem Süden anſehnliche Berge in die Flut, Berge, wie ſie der Wanderer an jenem See nur in der duftigen Verklärung der Ferne ſieht. Der Wall-, Setz- und Hirſchberg ragen alle noch in einer mittlern Erhebung von 3500 Fuß über den Spiegel des Tegernſees. Während die ſüdliche Hälfte des Sees an hochalpine Gewäſſer, wie mir ſcheint am meiſten an den Walchenſee erinnert, gehören ſeine übrigen Geſtade mit ihren grünen Matten, ihren Hainen und lichten Wäldern zu den lieblichſten Erſcheinungen in der ſanftern Natur der Vorlande. Nirgends fallen nackte Wände in den See, ſondern das höhere Gebirge erreichſt du nur über leicht anſteigende Hügel im Schatten des Laub- und Tannenwaldes. Es liegt eine herrliche Abſtufung in dieſer Umgebung. In grünen Terraſſen ſenken ſich die grünen Berge zu der grünen Flut; den weitſpähenden Blick erquickt überall die Farbe des Lebens. Das Paraplui, eine Laube auf der niedrigen Erhöhung einer Landzunge, bietet einen wahrhaft elegiſchen Ruhepunkt. Von den Bergen ſchauen die friedlichen Sennhütten herab, leiſe ſchlägt die Flut an den Strand, in heimlichem Behagen rauſchen die Wälder, die weite Ebene draußen lächelt im ſonnigen Schlaf und dich überkommt das Gefühl der Klage, daß du all dieſes Friedens erſt dann theilhaftig werden kannſt, wenn du nichts mehr von dir weißt. Noch ſchönere und immer ſchönere Fernblicke über Waſſer und Gebirge erreichſt du, je höher du die Matten der Hügel hinanſteigſt, am ſchönſten vielleicht in der Gegend des Weſterhofs und der Neureut. Auch auf der Flut des Sees ſelbſt bewegſt du dich durch ein feſſelndes Panorama; dazu iſt auf keinem See der Alpen die Schiffahrt gefahrloſer und im Verhältniß zu ſeinem Umfange lebhafter. Die Erſtarrung, welche ich vom Verkehr dieſer Welt mit heimgebracht, löſte ſich vor der lebensvollen Wärme, in welcher jene harmoniſche Natur athmet

Außer dieſen poetiſchen Schilderungen bringt der Verfaſſer auch gelegentlich wiſſenſchaftliche Bemerkungen über die Bodenbildungen; wir erfahren, daß der Tegernſee in der Molaſſe eingebettet iſt und bituminöſe Kalkbänke enthält, welche von Pflanzenreſten, Conchylien und Erdöl durchdrungen ſind. Dieſes quillt an mehrern Stellen des Weiſſachthals und tritt mit vielen feſten Beſtandtheilen zu Tage. Daß auch hiſtoriſche Notizen mit eingeſchaltet werden, läßt ſich erwarten: Notizen über die nun längſt zur ewigen Ruhe gegangenen Mönche, welche ſich die ſchönſten romantiſchen Landſchaften zu ihren Klöſtern auswählten und z. B. am Tegernſee die Benedictinerabtei gründeten, von deren Kirche noch die zwei Spitzthürme weit über alle Uferſtellen des grünen Sees ſchauen.

Da Noë nicht blos in den blütenreichen Sommermonaten jene Alpenregion bewohnte und bereiſte, ſondern auch im Winter während der gefährlichſten Schneeſtürme ſich auf hohe Bergſpitzen wagte und einmal beinahe erfroren wäre, ſo gibt er auch unheimliche Schilderungen der dort wirthenden Elemente, welche alles Leben in ein weißes Leichentuch hüllen. Hätte er nicht auf einer ſolchen Alpentour in der Nacht eine Jagdhütte des Herzogs von Koburg-Gotha getroffen und darin von deſſen Holze ein Feuer angezündet, ſo wäre er ganz ſicher von den Gletſchern begraben worden.

Das Volk und deſſen Sitten beſchreibt der Verfaſſer ungeſchminkt, er erzählt mehrere Facta, durch welche das Leben und Treiben der Alpenbewohner hinreichend charakteriſirt wird. Durch ihre Handlungen zeigt er uns, wie ſie ſind; gute und böſe Leute, faule und fleißige, ungläubige und abergläubiſche führt er uns vor, indem er ihre Thaten erzählt. So erhalten wir ein treues Gemälde des dortigen Culturlebens und erfahren leider, daß es noch auf einer ſehr tiefen Stufe, zum Theil noch in den Uranfängen menſchlichen Daſeins ſteht.

Der Verfaſſer der unter Nr. 2 angeführten zweiten Folge ſeiner „Reiſeſkizzen", E. Laubert, führt uns an den Genferſee und auf die Inſel Wight, zwei gleichfalls ſchöne Wohnſtätten für Naturfreunde, die ſich an landſchaftlichen Schönheiten ergötzen. Obgleich nur Skizzen, geben ſie uns dennoch ein hinreichend treues Bild der herrlichen Gegenden, an denen unſere ſchöne Muttererde ſo überreich iſt. Bevor er uns an die ewig grünen Ufer des Genferſees verſetzt, entrollt er erſt ein Bild jener gigantiſchen Bergrieſen mit ihren Schnee-, Firn- und Gletſcherfeldern, welche Deutſchland von Italien ſcheiden und in deren Thälern die freien Schweizer wohnen. Er empfiehlt den Beſuchern des Genferſees den Uebergang über den St.-Bernhard und ſagt:

Die Ausſicht vom Hoſpiz im Centrum ſteiler Gebirgswälle iſt ziemlich beſchränkt, doch würde die Beſteigung der angrenzenden Gipfel, von denen der Blick nicht nur die beiden gewaltigen, das Rhônethal umſchließenden Ketten, ſondern auch den Montblanc mit den benachbarten Nadeln, Pyramiden und Kegeln, viele Quadratmeilen Eis- und Gletſcherflächen, Dutzende von Schlünden, Thälern und Abgründen, ſowie bedeutende Theile italieniſcher, ſchweizer und franzöſiſcher Territorien umfaßt, jeden dieſelbe Unternehmenden reichlich belohnen.

Der Genfer- oder Lemanſee enthält im Juli und Auguſt die größte Waſſermaſſe, indem ſämmtliche Flüſſe und Bäche, die ſich in ihn ergießen, das Waſſer der Hochgebirge von dem dort ſchmelzenden Schnee zuführen. Nicht weniger als 40 ſolcher Gewäſſer bringen ihm aus den vier Himmelsgegenden ihren Tribut, von denen die Rhône das größte iſt. Sie ſtrömt als ein ſtarker, trüber Bach 5000 Fuß über dem Spiegel des Oceans von dem Rhônegletſcher, erreicht nach dem erſten Viertel ihres Laufs zwiſchen den gewaltigen Felſendämmen des Wallis von Süden her den See und ergießt ſich bei Villeneuve in ihn. Unter den ſechs Brücken von Genf fließt ſie wieder aus demſelben und bildet den einzigen Abfluß des großen Baſſins. Der See iſt ſtellenweiſe 900 Fuß tief und birgt gegen 20 Fiſcharten. Durch die hohe Lage des Seeſpiegels — 1100 Fuß über dem Meeresniveau — herrſcht dort nicht fortwährend jene brennende Sonnenglut, wie in Italien, dennoch iſt das Klima viel milder als in Deutſchland. In den herrlichen Gärten erblickt man zwiſchen Schoten- und Maulbeerbäumen Platanen, Paulownien, Magnolien, Oleander, Myrten und Kirſchlorber, bei Vevay und Lauſanne auch Stein- und Korkeichen, die Kiefer von Aleppo, Yukka nebſt Erdbeerbäumen. An den Terraſſen grünen üppige Weinberge und in den

Thälern der Mais, Hanf, Wieſenkohl und zahlreiche Südfrüchte. Auf dem knorrig ſich windenden Stamme des Granatbaums ſtrahlen feuerrothe Blumen hervor und auch die Olive ſoll cultivirt worden ſein. Laubert ſchreibt:

Wenn nun auch dieſe italieniſche Milde des Klimas und die Vegetation eines ſüdlichern Himmels uns nicht beſtändig um den See begleitet, ſo verläßt uns doch nirgends der Anblick der ſchwellenden Hügel und prächtig ſammtenen Wieſengrüns. Segentriefende Obſtgärten grenzen an wogende Weizenfelder; Gemüſebeete, Tabackpflanzungen, Weingärten wechſeln ununterbrochen miteinander ab. Herrliche Wälder im Jorat: Eichen, Buchen und Tannen umranden den Raſenteppich der blumigen Alpentriften, und um die Höfe, deren wir wie in unſerer Niederung viel einzelne antreffen, mit weit überſtehendem Dach, das Galerie und Außentreppe ſchützt, um die Dörfer und Städte gruppiren ſich hundertjährige, ſchattenſpendende Linden und Ulmen oder Walnußbäume.

Das dort wohnende Völkchen kann der Verfaſſer nicht loben; er ſpricht von Unſauberkeit, von zahlreichen Bettlern, von Mangel an Comfort und großer Unwiſſenheit der niedern Klaſſen. Die Schweizer führen alles das auf den Mangel an guten Schulen und das außerordentlich ſtraffe und tiefgewurzelte Regiment der Prieſter zurück.

Was nun die Inſel Wight betrifft, den Lieblingsſitz der trauernden Königin, ſo werden gewiß viele überraſcht werden, wenn ſie leſen, daß dort ein nicht minder ſchönes Klima die herrlichſten Pflanzen der Südzonen gedeihen läßt. Die wenigen Quadratmeilen der Inſel Wight ſind in der Weiſe geſtaltet und vertheilt, daß ihre größte Ausdehnung in die Länge fünf Meilen hat, während die bedeutendſte Breite von Norden nach Süden kaum über drei Meilen beträgt. Sie hat eine gleichmäßige, nicht zu heiße Sommertemperatur, welche durch den kühlenden Einfluß des ſie umſpülenden Meers erzeugt wird. Die Lage nach dem wärmern Weſten hin und der warme Golfſtrom bewirken ſtets laue Winter. Wenn bei uns bereits die Georginen vom Froſte geknickt ſind und das letzte Blatt der Malve ſich ſchwarz gefärbt, ja noch tief in der zweiten Hälfte des November finden wir dort vereinzelte Blüten an Myrte und Erdbeerbaum; Verbenen, Roſen und Heliotrop dauern ſogar in den December hinein. Selbſt während des Januar kann man in den Gärten ein Bouquet zuſammenſtellen aus Aurikeln und Goldlack, Stiefmütterchen und Seidelbaſt, Rosmarin und Levkojen, Immergrün, Anemonen und Lauriſtan; ja letzterer ſcheint, ein 1—10 Fuß hoher, lange und dichte Hecken bildender Strauch, gerade mit Vorliebe in jenem Monate ſeine Legionen von zarten Blüten in reichen Dolden zu entfalten.

So ſchildert uns der Verfaſſer viele Seiten lang die farbenreichen, wohlduftenden Blumen nebſt andern Gewächſen und erzählt, daß zahlreiche Briten ihre Sommertage auf dieſer ſchönen Garteninſel verleben, wo ſogar die Cedern vom Libanon, vom Atlas und der neuentdeckte Rieſe von den Quellen des Sacramento neben der ſtacheligen Araucaria von Chile friedlich vegetiren. Geſchäftige Menſchenhände haben dazu noch Prachtgebäude aufgeführt und zwar in den verſchiedenſten Bauſtilen, man findet den normänniſchen, italieniſchen, den Thurmreichthum der Alhambra, den gothiſchen Burgenſtil und die Façaden der Tudorzeit. Das Klima iſt ſehr geſund und die Durchſchnittszahl der Todesfälle beträgt auf 1000 Köpfe jährlich nur 15.

Dies und noch manches andere Wiſſenswürdige erfahren wir aus dem kleinen Schriftchen; es verdient alſo wol empfohlen und geleſen zu werden. 21.

Zur Unterhaltungsliteratur.

An jeden Romanſchriftſteller muß die erſte und unerläßliche Forderung geſtellt werden, daß er von der eigentlichen Aufgabe der Kunſt ein klares und feſtes Bewußtſein habe, und daß die Ausführung ſeines Werks hiernach geſtaltet und geregelt werde. Die Aufgabe der Kunſt aber iſt keine andere, als den Menſchen in das Reich der Ideen zu erheben. Kein Dichter oder Philoſoph hat dies je ſchöner ausgedrückt als Schiller in dem Gedichte: „Die Künſtler.“ Als der Menſch von dem allmächtigen Vater aller Dinge aus den lichten Regionen einer unvergänglichen Welt in das dunkle ſorgenſchwere Daſein der Endlichkeit und Sinnlichkeit verſtoßen wurde, von wo er in langem Kampfe ſich wieder emporarbeiten ſoll zu dem höhern Lichte, da ſtieg die Kunſt als die einzige himmliſche Begleiterin mit dem Verlaſſenen, Verbannten zugleich hinab auf dieſe Erde; und indem ſie hier mit lieblichem Betruge das verlorene Elyſium auf ſeine Kerkerwand malt, iſt ſie der himmliſche Leitſtern, welcher dem Menſchen den Weg zurück zum Lichte und zur Wahrheit zeigt. Die Haupteigenſchaft eines jeden literariſchen Erzeugniſſes, das überhaupt auf äſthetiſche Bedeutung Anſpruch macht, muß danach die ſein, daß es einen idealen Gehalt habe, und daß ſeine Grundlage die ideale Weltanſchauung des Verfaſſers ſei. Wenn wir finden, daß ein Schriftſteller nicht einmal danach geſtrebt hat, ſeinem Werke einen ſolchen Inhalt zu geben, ſo müſſen wir über ihn den Stab brechen, und es iſt am beſten, wenn er von dem Publikum und von der Kritik ſo wenig wie möglich beachtet wird; denn er ſinkt zur Plattheit und Gemeinheit hinab, und dies ſind gerade die ſchlimmſten Feinde des Idealen. Mag ein belletriſtiſches Werk in manchen Beziehungen noch ſo mangelhaft und unvollkommen ſein, wenn es nur von würdigen Ideen durchdrungen und gleichſam durchleuchtet iſt, ſo ſteht es immer noch auf äſthetiſchem Boden und verdient Beachtung und Empfehlung. Erfüllt es dieſe Bedingung nicht, ſo verdient es höchſtens mit kurzen Worten abgefertigt zu werden. „In der Gegenwart wie in der Vergangenheit“, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, Paul de Molènes, „fühlt man ſich nur durch die Gemeinheiten — die Vulgaritäten — des Lebens wahrhaft bedrückt.“ Wenn dieſe Trivialitäten und Gemeinheiten zum Gegenſtande von Erzählungen und Romanen gemacht werden, ſo können dergleichen Producte nicht ſchnell genug der Vergeſſenheit anheimfallen. Vor der Lektüre derſelben kann man nur warnen.

Die Werke, welche uns zur Beurtheilung vorliegen, ſind folgende:

1. Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. Erſter Band. Bern, Haller. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. See- und Landgeſchichten aus Schleswig-Holſtein von M. Norden. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1865. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Verbrechen. Von Miß Yonge. Aus dem Engliſchen überſetzt. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. Gr. 16. 2 Thlr.
4. Ein hoher Beamter. Mexicaniſcher Originalroman von Juan Pablo de los Rios. In das Deutſche übertragen von Hedwig Wolf. Wien, Hartleben. 1865. 8. 12 Ngr.
5. Glückskind und Wilddieb. Geſchichte aus dem Leben gegriffen von Ludwig von Blum. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. 8. 2 Thlr.

Von dieſen Werken erhebt ſich nur das erſte, die „Erzählungen, Novellen und Gedichte" von Arthur Bitter, über die Stufe des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen. Es enthält folgende Erzählungen und Novellen: „Egg-Riggeli, der alte Jäger"; „Die Patrioten"; „Die unheimliche Todtenwache"; „Drei Begegnungen"; „Hoch und Niedrig"; „Nur nicht verzagen"; „Der Geißbub". Die leitende Idee, welche der erſten Erzählung zu Grunde liegt, iſt die, daß die Religion und die Pflichten, welche uns dieſelbe gegen uns ſelbſt und andere auferlegt, höher ſtehen müſſen als alles andere; alle Leidenſchaften, und zwar nicht blos die des Haſſes, ſondern auch die der Liebe, müſſen ſich dieſen Pflichten unterordnen, wenn der Menſch nicht im Widerſtande gegen die ſittliche Weltordnung zu Grunde gehen ſoll. Bei „Hoch und Niedrig" liegt zwar ein ſchon ziemlich verbrauchtes Thema zu Grunde — eine vornehme junge Dame läßt ſich von dem Gärtner ihrer reichen Tante entführen und heirathet ihn —, doch iſt die Ausführung und die Wendung, welche der Verfaſſer dem Ganzen gegeben hat, eine ſehr glückliche und befriedigende. Auch „Die Patrioten, ein Bild aus bewegter Zeit", worin ſchweizeriſche Verhältniſſe in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geſchildert werden, iſt beſonders zu empfehlen. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind anſchaulich, wahrheitsgetreu und anziehend dargeſtellt. Der Stil iſt kräftig und friſch; nur fällt es unangenehm auf, daß einzelne Ausdrücke, wie „juſt", „ſchier", allzu häufig wiederkehren. Sonderbarerweiſe bietet auch der Gebrauch der Präpoſitionen einzelne Incorrectheiten; „wegen" iſt ſogar mit dem Dativ conſtruirt. Von Gedichten enthält dieſer erſte Band nur drei: „Einſt"; „Bergſtrom, ſchimmernder Geſelle"; „Die Bacchantinnen". Dieſelben ſind zu unbedeutend, um Anlaß zu einer beſondern Beſprechung zu geben.

Die „See- und Landgeſchichten aus Schleswig-Holſtein" von M. Norden (Nr. 2) ſind zwar einigermaßen leſebar geſchrieben und theilweiſe nicht unintereſſant; doch darf man im ganzen nur einen niedrigen Maßſtab der Beurtheilung anlegen. Die Charaktere ſind matt und flach; die Schilderungen von Gegenden und Verhältniſſen könnten lebendiger und anſchaulicher ſein; die Unterhaltungen der eingeführten Perſonen ſind unnatürlich und monoton und ohne individuelle Färbung.

„Das Verbrechen" von Miß Yonge (Nr. 3) iſt von einer wahrhaft erſchreckenden Breite und Langweiligkeit. Die allergeringfügigſten Ereigniſſe des gewöhnlichen Lebens machen den Hauptinhalt aus und werden mit ermüdender Weitſchweifigkeit beſchrieben. Das Ganze ſoll eine „Familienchronik" ſein, und unter dieſem Titel iſt von der Verfaſſerin eine unabſehbare Reihe von höchſt unbedeutenden Alltäglichkeiten mit einzelnen dazwiſchen gemiſchten bedeutſamern Ereigniſſen in plan- und kunſtloſer Weiſe zuſammengewürfelt worden. Die Verfaſſerin läßt peinlich conſequent die auftretenden Perſonen jeden noch ſo kleinen nebenſächlichen und intereſſeloſen Gedanken ausgeſprochen; dadurch bekommt das Ganze eine verwaſchene wirkungsloſe Färbung. Das „Verbrechen" und was damit zuſammenhängt, nimmt den bei weitem kleinſten Theil des Buchs ein. Der Inhalt davon iſt in Kürze folgender. Ein reicher Mühlenbeſitzer, Axworthy, hat zwei Neffen, Samuel Axworthy und Leonard Ward. Der Onkel wird von Sam Axworthy ermordet; doch hat letzterer ſo ſchlaue Vorkehrungen und Veranſtaltungen getroffen, daß aller Verdacht auf Ward fällt. Da dieſer ſeine Unſchuld nicht beweiſen kann, wird er zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nachdem er $4^1/_2$ Jahre in Haft geweſen iſt, kommt ſeine Unſchuld an den Tag, und er wird ſogleich in Freiheit geſetzt. Der Charakter Ward's iſt nach unſerer Anſicht unpſychologiſch dargeſtellt. Er tritt die ihm grundlos zuerkannte Strafe mit großer Reſignation an und hat nur den einen ehrenwerthen Zweck vor Augen, überall, auch in der Gefangenſchaft, ſeine Pflicht zu erfüllen. Er verhält ſich ſtets muſterhaft, und ſeine Lage als Gefangener wird daher bald eine ziemlich erträgliche. Als er freigelaſſen wird, ſtellt ſich plötzlich heraus, daß er in hohem Grade ſtumpfſinnig geworden und nur nach Commando zu handeln im Stande iſt. Es tritt zwar eine Heilung ein, doch geht dieſelbe nur langſam vor ſich. Dies Stumpfſinnigwerden tritt ganz unmotivirt auf und ſteht mit dem Charakter Ward's, wie er ſich ſonſt gezeigt hat, im Widerſpruche; man müßte denn annehmen, daß die ſpleenartige Krankhaftigkeit, von welcher das Gemüth Ward's befallen wird, für einen Engländer natürlich ſei.

In dem Roman: „Ein hoher Beamter", von Juan Pablo de los Rios (Nr. 4), werden die Schurkereien eines hochgeſtellten Regierungsbeamten in Mexico während der letzten Zeit der Republik geſchildert. Der Inhalt bietet nichts Beſonderes: Beſtechungen, Veruntreuungen von Staatsgeldern, Verführungen, Duell, Mord, endliche Beſtrafung des Schuldigen — das ſind die häufig genug behandelten Gegenſtände. Die Form des Romans iſt eine gänzlich verfehlte: die Darſtellung der Charaktere und Ereigniſſe iſt meiſtens nur ſkizzenartig gehalten und das Ganze macht den Eindruck eines unfertigen flüchtigen Entwurfs zu einem Romane.

„Glückskind und Wilddieb" von Ludwig von Blum (Nr. 5) kann nur als ein monſtröſes Erzeugniß bezeichnet werden. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, die auftretenden Perſönlichkeiten ſeien aus dem Leben gegriffen und die Grundzüge ihrer Schickſale der Wahrheit gemäß geſchildert. Das mag immerhin der Fall ſein. Aber unter

der Hand des Verfassers wird alles zu einem theils lächerlichen, theils widerlichen und wahnwitzigen Zerrbilde. Der Held des Romans, Bernhard Friedrich, tritt die Zehn Gebote im verwegensten Sinne des Worts drei Bände hindurch mit Füßen, ohne je eine Spur von Reue darüber zu empfinden; zuletzt wird er Wilddieb, muß aber dies Gewerbe aufgeben, weil ihm durch einen Schuß, der sich zur Unzeit entladet, die eine Hand zerschmettert wird. Und von einem solchen Menschen heißt es am Schlusse wörtlich:

Eigentlich schlecht und gemein ist er nie gewesen, wie wir gesehen(?!); nur die aufbrausende Thatkraft hat ihn auf unheilige (unheilig und doch nicht schlecht und gemein?!) und schlüpfrige Wege geführt, die doch den edeln Keim nicht in ihm zu ersticken vermochten. Diesen Schutz gewährte ihm das Jagdleben (?! in diesem Falle das Wilddiebsleben), das das Blut frisch und den Geist aufgeweckt erhält. Nur Leute, die eine sitzende Lebensart führen, bekommen Migräne, die zu bösen und feindlichen Gedanken führt, die König und Vaterland vernichten wollen. Die wahre Kraft ist auch wahrhaft conservativ, wie die Armee und die Jäger beweisen, überhaupt jede mannhafte Hantierung, mag sie sich finden, wo sie wolle, beim Feldbau wie beim Handwerk.

Eine solche großartige Verwirrung in den Grundbegriffen der Moral ist bedauernswürdig. Was mag der Verfasser sich unter „schlecht und gemein" denken, wenn nach seiner Auffassung ein Mensch Ehebruch, Diebstahl u. s. w. ohne nachfolgende Reue begehen kann, und doch nicht schlecht und gemein wird. Der Verfasser scheint in der That seinen Katechismus gänzlich vergessen zu haben.

Rudolf Bonnenburg.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Ausbreitung der deutschen Literatur über die bundesstaatlichen Grenzen hinaus, sowie die Theilnahme, welche fremde Nationen ihr zuwenden, verdient jedenfalls zu den erfreulichen Thatsachen gezählt zu werden, über welche die deutsche Journalistik mit Gewissenhaftigkeit Buch führen sollte. Es ist nicht blos der Kern unserer classischen Productionen, dem diese Theilnahme gilt; auch die moderne Literatur, in welcher die unverwüstliche geistige Lebenskraft der Nation in neuen frischen Anläufen zu Tage tritt, findet im Auslande überall Beachtung und Anerkennung.

Zu den neuen deutschen Blättern des Auslandes gehört die seit dem 1. Januar dieses Jahres in Petersburg erscheinende „St.-Petersburger Wochenschrift", redigirt von Eduard Dobbert, von welcher uns die vier ersten Nummern vorliegen. Außer den praktischen und nationalökonomischen Interessen des Gesammtreichs, welche in zahlreichen Aufsätzen vertreten sind, wird auch der Entwickelung der bildenden und theatralischen Kunst Beachtung geschenkt und nach allen Seiten hin namentlich das deutschnationale Interesse in den Vordergrund gestellt. So enthält das vierte Heft einen Aufsatz über die deutsche Sprache in Rußland, dessen Gedankengängen wir zwar nicht durchweg zu folgen vermögen, namentlich wo der Autor sich gegen das reine Hochdeutsch und den Mangel einer mundartlichen Grundlage wendet, der aber einen durchweg patriotischen Geist athmet, wie die folgende Stelle beweisen mag: „Der Gefahr, unter den Einfluß einer fremden Sprache zu gerathen, mit Erfolg zu begegnen, gibt es nur ein Mittel: Bildung im Geiste seines eigenen Volks. Diese aber verlangt auch von den hiesigen Deutschen eine stärkere Betonung der Muttersprache im Umgangs- und Erziehungsplane der heranwachsenden Jugend, eine wärmere Pflege derselben in der Familie. Die Muttersprache vor allem ist der oberste Erziehungsgrundsatz jeder Nation, die etwas auf sich selbst hält. Wir empfehlen ihn auch den Deutschen, die in der ganzen Welt dieser Erinnerung am bedürftigsten sind."

Aus dem Artikel erfahren wir auch, daß die Schriften von Fritz Reuter etwa seit Jahresfrist in gewissen deutschen Kreisen der Residenz begeisterte Leser und Leserinnen finden und daß das Plattdeutsch mit in den Studienplan der fashionabeln Lektüre aufgenommen wurde. Abgesehen von den schätzbaren Eigenschaften des mecklenburger Volksschriftstellers liegt in dieser Thatsache immerhin ein Beweis dafür, wie gewisse literarische Moden eine Art von epidemischer Verbreitung finden.

Die Theaterkritik wird von dem Herausgeber selbst ausgeübt. Mit Recht erwähnt derselbe, daß es vielleicht keine andere Stadt gibt, die dem Theaterfreunde in solchem Grade Gelegenheit bietet, sich mit den verschiedenen Richtungen der dramatischen Kunst vertraut zu machen, wie Petersburg, indem man dort, abgesehen von der Oper und dem Ballet, die Leistungen dreier der wichtigsten europäischen Völker auf dem Gebiete des Dramas verfolgen kann. In der That enthalten gleich die ersten Blätter der Zeitschrift drei gediegene Kritiken Dobbert's: über ein deutsches Stück: Kleist's „Prinzen von Homburg", über ein französisches: „Fabienne" von Meilhac, und über ein russisches: „Der falsche Demetrius" von Tschajew. Das letzte Stück wird als verfehlt bezeichnet; der Held, nach Schiller's großartigem Plan ein echter Heros, bei Hebbel ein ritterlich liebenswürdiger Charakter, ist in dem russischen Drama ein leerer, eitler, auf seine hohe Stellung pochender, launischer, jähzorniger Mensch, der durch keine Seite seines Wesens Sympathie einzuflößen vermag. Wie es scheint, hat der russische Dichter einen legitimitätstollen Prätendenten aus seinem Helden gemacht und in der Zeichnung alle Farben des slawischen Realismus verwerthet.

Ein interessanter Artikel Dobbert's behandelt „Das Schauspiel und die Kritik" und macht auf einen keineswegs unwichtigen Punkt aufmerksam, dem man die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegenüber bedeutenden dramatischen Werken und den häufig geringen Erfolg derselben bei ersten Aufführungen mit Recht zuschreiben darf. Dobbert sagt: „Die Besprechung des Stücks kann aus leicht ersichtlichen Gründen häufig erst nach stattgehabter Aufführung eintreten. In so manchen Fällen aber ist es wünschenswerth, daß diese Besprechung der Aufführung vorhergehe. So z. B. kann man geschichtliche Dramen erst dann vollkommen verstehen und genießen, wenn man mit den geschichtlichen Ereignissen, die das Thema derselben bilden, und der geschichtlichen Atmosphäre, die den Hintergrund des Stücks abgibt, vertraut ist. Darin das Publikum zu orientiren, ist Sache der Theaterkritik. Ebenso hat letztere das Publikum mit der Entstehungsgeschichte bedeutender Dramen bekannt zu machen. So manches Stück will mindestens ebenso sehr, ja vielleicht mehr, vom culturgeschichtlichen als vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet und genossen werden. In einem solchen Falle wird der Leser auf jenen Standpunkt hingewiesen werden müssen. Nicht jedem ist es leicht, einem großen fünfactigen Stücke mit stets gleicher Theilnahme zu folgen. So ist es nicht unwichtig, daß der Zuschauer schon im voraus mit dem Gange der Handlung einigermaßen bekannt gemacht werde, damit er den wichtigsten Momenten seine größte Aufmerksamkeit schenke."

Und in der That, wie anders tritt das Publikum einem Schiller'schen oder Shakspeare'schen Trauerspiel gegenüber und wie anders dem Drama eines neuern Dichters, das zum ersten male die Gunst oder die Ungunst der Bretter erprobt! Von

Jugend auf mit jenen Stücken verwachsen, durch schulmäßige Erläuterungen, hundertfache Commentare Herr ihres Inhalts, von Haus aus aufmerkend auf ihre Glanzstellen hat es den vollen ungetrübten Genuß der künstlerischen Schöpfung, während bei einer neuen Dichtung der historische Hintergrund, der Gang der Handlung, die ganze Verwickelung auf einmal erfaßt und gewürdigt und gleichzeitig die dramatische und poetische Schönheit genossen werden soll. Bei der Zerstreutheit und wir möchten sagen Halbhörigkeit des Theaterpublikums ist der Dobbert'sche Vorschlag jedenfalls beachtenswerth.

Jenseit des Oceans, in den nordamerikanischen Freistaaten, scheint die deutsche Literatur auch in immer weitern Kreisen Verbreitung und Anerkennung zu finden. Auffallend bleibt es immerhin, daß die Production des Mutterlandes allein maßgebend ist und daß der Deutschamerikanismus bisjetzt durchaus kein Dichtwerk von hervorragender Bedeutung aufzuweisen hat. Die „Deutschamerikanischen Monatshefte für Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben", redigirt von Rudolf Lessow (Neuyork, Expedition des belletristischen Journals), von denen uns das Januar- und Februarheft vorliegen, erwähnen in ihrem „Literarisch-artistischen Feuilleton" keines deutschen Dichtwerks, das auf transatlantischem Boden entsprossen ist. Desto eingehender beschäftigen sie sich mit der dramatischen und Romanliteratur des deutschen Mutterlandes, und obgleich man nicht mit allen Urtheilen einverstanden sein kann, welche das kritische Feuilleton fällt, so verräth dasselbe doch die anerkennenswertheste Kenntniß der neuern deutschen literarischen Erscheinungen und ein von allem Coterieswesen unabhängiges Urtheil. Daß in diesen Blättern auch unsere classische Literatur berücksichtigt wird, zeigt ein Artikel von Bloede über die Religionsphilosophie Goethe's. Auch die neuyorker Theaterberichte beschäftigen sich mit einer deutschen Schauspielerin, die in Amerika geradezu Epoche gemacht hat, während sie in Deutschland sich doch nur der Erfolge an Bühnen zweiten Ranges rühmen konnte. Es ist dies die Soubrette Ottilie Genée, welche den Davison, Grunert und andern Künstlern die transatlantischen Lorbern vorweggenommen hat. Die „Deutschamerikanischen Monatshefte" vergessen zwar nicht, den donnernden Beifallssturm zu erwähnen, mit welchem die glückliche Soubrette gelegentlich auch in Neuyork begrüßt wurde, stellen sich aber im übrigen auf den Standpunkt einer unparteiischen Kritik. Sie nennen ihre Mimik lebendig, obwol nicht immer schön, ihre Bewegungen anmuthig, aber auch sehr hart an der Grenze des Schicklichen hinstreifend oder sie selbst überschreitend und tadeln den oft gar zu grellen Farbenauftrag. Im übrigen schenkt die neuyorker Bühne der neuen deutschen Dramatik anerkennenswerthe Berücksichtigung, wobei sie sich nicht einmal immer nach den Modestücken des diesseitigen Repertoire richtet. Zu bedauern bleibt nur, daß das geistige Eigenthumsrecht der Dramatiker auf keinem transatlantischen Kabel über den Ocean hinüberreicht. Es wäre wünschenswerth, daß von seiten des Deutschen Bundes in Bezug auf Sicherstellung des geistigen Eigenthumsrechts der deutschen Autoren, namentlich auch der dramatischen, den Bühnen gegenüber, ein Vertrag mit der nordamerikanischen Regierung abgeschlossen würde.

Die englischen Reviews schenken im ganzen der deutschen Literatur nur eine gelegentliche Berücksichtigung. Auch in den dramatisch-musikalischen Plaudereien des „Athenaeum" sind wol deutsche Opern und Concerte, doch fast niemals deutsche Dramen erwähnt, obgleich sich das deutsche Drama, sowenig es gerade in einer Blütenepoche sich befindet, doch jeden Vergleich mit der Unproductivität des englischen verbitten muß. Desto erfreulicher ist es, daß die „London Review" in ihrem Supplement unter dem Titel „The literary year" eine Jahresrevue der deutschen literarischen Erscheinungen gibt, welche an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrigläßt und überdies in ihren kritischen Urtheilen gerecht und maßvoll ist. Freilich kann die Fassung derselben nur eine lakonische sein, mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. der neue Auerbach'sche Roman „Auf der Höhe" und Hartmann's „Die letzten Tage eines Königs", welche der Recensent besonders hochstellt, verhältnißmäßig ausführlicher besprochen sind. Wenn wir dieser fleißigen Arbeit gegenüber noch einen Wunsch aussprechen wollten, so wäre es der, den hervorragendern Werken durchweg eine eingehendere Berücksichtigung zutheil werden und lieber Erscheinungen von ganz ephemerer Bedeutung fallen zu lassen.

Berichtigung. In dem Artikel: „Strauß' neues Leben Jesu in England" in Nr. 11 d. Bl. ist S. 174, Sp. 2, Z. 6 v. o. statt: der römischen Urgeschichte, zu lesen: der homerischen Gedichte.

Bibliographie.

Anno 2065. Ein Blick in die Zukunft von Dioscorides. (Aus dem Hellänischen.) Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Beichtvater. Roman von dem Abbé ***. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. 15ter Bd. Leipzig, Steinacker. 8. 22½ Ngr.

Blanquet, A., Die Ritter vom Pique-Aß und die Königin des grünen Tisches. Roman. Deutsch von L. v. Alvensleben. 2 Bde. Brünn, Karafiat. Gr. 8. 2 Thlr.

Diedrich, J., Gegen die Kahnis'schen Prinzipien. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 5 Ngr.

Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Fedderſen, P., Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830 bis 1848. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste Lief. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Ansichten vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.

Floerke, W., Die letzten Dinge. Vorträge. Rostock, Stiller. Gr. 8. 16 Ngr.

Friedrich, C. F., Das sogenannte hohe Lied Salomonis oder vielmehr das pathetische Dramation „Sulamit" parallelistisch aus dem Hebräischen in's Deutsche übersetzt. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Gaiger, J., Herr v. Heiter im Wartesaal. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 4ter Thl. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gilm, H. v., Gedichte. Neue Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Grabowski, C. Graf, All' Zeit voraus! Ein humoristisches Genrebild aus dem neuesten Kriege in Schleswig-Holstein. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Grün, C., Der Scharfrichter von Köln oder das Mädchen am Rhein. Historische Erzählung. 1stes bis 10tes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. à 3 Ngr.

Hackländer, F. W., Künstlerroman. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Haus Rantzau. Eine Familien-Chronik. Celle. Gr. 8. 3 Thlr.

Henrichsen, A. J. F., Zur gegenwärtigen Lage. Vortrag in der Sitzung des Altonaer Schleswig-Holsteinischen Vereins. Altona, Wentzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Kotzebue, A. v., Gedanken über die Freiheit des Willens. Dichtung. Aufschluß und Verklärung über und nach dem Ausbruch der Verzweiflung. Nach einem hinterlassenen Manuscript. Neuschönefeld, Thust jun. 3 Ngr.

Langhans, C. F., Pietismus und äußere Mission vor dem Richterstuhl ihrer Vertheidiger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Laurent, J., Aachener Stadtrechnungen aus dem XIV. Jahrhundert, nach den Stadtarchiv-Urkunden mit Einleitung, Registern und Glossar. Aachen, Laueer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mühlfeld, J., Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neubauer, A., Aus der Petersburger Bibliothek. Beiträge und Documente zur Geschichte des Karaerthums und der karäischen Literatur. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 20 Ngr.

Numers, Hedwig v. (geb. v. Ehrenstam), Der Achatring. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kreyßmar. 3 Bde. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 3 Thlr.

Rosenkranz, W., Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besonderen Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft, eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters. 1ster Bd. München, Weiß. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Rußwurm, H., Neue Lieder eines Kranken. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 7½ Ngr.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Octav-Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 12 Ngr.

Sein und Erscheinung. Fortsetzung und Begründung der in „Ueber Idealismus und Realismus" aufgestellten Theorie des Wesens der Erscheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus". Berlin, Wilhelmi. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Illustrirtes

Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Heften oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gerühmte Werk liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, indem es einen so reichen und so sorgfältig ausgewählten Schatz unmittelbar zu verwerthender Kenntnisse in populärer Form und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein anderes Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Hausbibliothek einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Arendt redigirt und von den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwertheste: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirthschaftliche Gewerbe, mechanische und chemische Technologie, Landwirthschaft, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Verkehr, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem häuslichen und Familienleben (Medicin, Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlehren der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Anatomie und Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Meteorologie und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den Nutzen, auf die directe oder indirecte Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in erzählender Darstellungsweise, sodaß neben der Belehrung das Werk zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Ueberall, wo Abbildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständniß des Textes dienen können, sind solche in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt beigegeben; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Register zu jedem Bande und ein Universalregister erleichtern in jeder Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" ist sowol auf einmal vollständig, als nach und nach in 7 Bänden zu je 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Heften zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von **Robert Giseke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hochmeister von Marienburg. (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — Der Burggraf von Nürnberg. (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — Ein Bürgermeister von Berlin. (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

In der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung, A. Charisius, in Berlin erschien soeben:

Sammlung gemeinverständlicher

wissenschaftlicher Vorträge

herausgegeben von

Dr. **R. Virchow** und Dr. **Fr. v. Holtzendorff.**

Heft 1.

Ueber Hünengräber und Pfahlbauten.

Von Prof. Dr. Rud. Virchow.

Preis einzeln 7½ Sgr., im Abonnement nur 5 Sgr.

Die nächsten Hefte werden enthalten: G. R. Prof. Dr. Bluntschli: Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts. Prof. Dr. Dove: Der Kreislauf des Wassers. Prof. Förster: Geschichte der astronomischen Zeitrechnung. Prof. Dr. Alex. Braun: Ueber die Eiszeit der Erdgeschichte. Dr. J. Roth: Ueber Steinkohle. Prof. Dr. Osenbrüggen: Land und Leute der Schweizer Urkantone. Herman Grimm: Albrecht Dürer. Geh. Rath Dr. Engel: Die Statistik als selbständige Wissenschaft. Präsident Dr. Lette: Die Wohnungsfrage. Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff: Richard Cobden. Dr. Kühns: Die Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr. Dr. Bona Meyer: Bildung und Wissenschaft. Oberprocurator Dr. Braun: Die Volkswirthschaft und die Transportmittel.

Die Namen der beiden Herren Herausgeber, in Verbindung mit denjenigen der Herren Mitarbeiter, bürgen dafür, daß in der hiermit angekündigten Sammlung von Vorträgen sowol der Wissenschaftlichkeit in der Methode, als auch der Verständlichkeit in der Darstellung Genüge geschehen wird.

Im Abonnement auf 24 Hefte kostet jedes Heft nur 5 Sgr.; der Einzelpreis eines Heftes wird circa 8 Sgr. — 10 Sgr. sein.

Ferner erschien soeben:

Ferd. Schultz,

Demosthenes und die Redefreiheit

im athenischen Staat. Historische Studie. 5 Sgr.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter. Von **Aug. Fr. Gfrörer.** Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. **J. B. Weiss.** 2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr., oder 9 Fl. 36 Kr.

Eine Beurtheilung findet in dem vorliegenden Werk „eine Sammlung der geistvollsten Excurse, über deren Scharfsinn man staunen müsse. Dasselbe errege ein ungemeines Interesse und sei mit einer Frische, einer Lebendigkeit geschrieben, daß man sagen möchte, es mache sich einmal ein jungfräulicher Jurist an die alten Volksrechte, um die Männer aus ihrem Schlafe aufzurütteln. Aber auch ihr sachlicher Werth sei ein höchst bedeutender."

Allgemeine Literaturzeitung, 1866, Nr. 8.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1866.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Poetiſche Nippſachen. Von Rudolf Gottſchall. — Das deutſche Drama der Gegenwart. Von Auguſt Henneberger. Zweiter Artikel. — Guſtav's vom See neuer Doppelroman. Von Hermann von Beaulieu-Marconnay. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Briefe von Jakob Grimm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Poetiſche Nippſachen.

Das lyriſche miniature in Format und Inhalt iſt in unſerer Literatur noch immer genugſam vertreten. Doch wenn früher auf dem Nipptiſch unſerer Lyrik nur zierliche Porzellanfigürchen oder Blumenſträußchen in Duodezvaſen ſtanden, ſo finden ſich jetzt auch daneben komiſche Purzelmännchen, allerlei Grotesksfigürchen, ja bisweilen ſogar recht kecke Nuditäten en miniature. Das Ballet der Blumengeiſterchen wird dabei friſchweg weiter getanzt; die fleurs animées ſind auf den niedlichen chineſiſchen Täßchen, in denen uns der poetiſche Thee ſervirt wird, noch immer, wie in frühern Zeiten, der beliebteſte Schmuck.

Einen Fortſchritt begrüßen wir nur darin, daß auch dies niedliche Genre ſich mehr dem Komiſchen zugewendet hat; denn gerade die komiſche Muſe muß im ganzen für das Aſchenbrödel der Neuzeit gelten. Den „Kladderadatſch" und die „Fliegenden Blätter" in Ehren; doch es erſchöpft weder der politiſche Schlagwitz des erſten, noch die ſpießbürgerliche Jovialität der zweiten die berechtigten Gattungen der Komik, ſowenig etwa das in ſeiner Art tüchtige bürgerliche Luſtſpiel von Benedix oder auch die neufranzöſiſche Salonkomödie die theatraliſche Komik erſchöpft. Deshalb ſind uns alle Verſuche willkommen, die Grenzen der komiſchen Poeſie zu erweitern.

Eine im ganzen vernachläſſigte Dichtgattung iſt das kleine komiſche Epos, das im vorigen Jahrhundert in unſerer vorclaſſiſchen Periode recht eifrig cultivirt wurde und nur in Vergeſſenheit gerieth, ſeit man nach den höhern Lorbern der Claſſicität zu ſtreben anfing. Das Muſter deſſelben, welchem Zachariä und andere deutſche Dichter nacheiferten, war mehr noch als Boileau's „Pult" Pope's „Lockenraub", eine der graziöſeſten Rococodichtungen mit allerliebſten mythologiſchen Geiſterchen, welche gerade durch den Contraſt mit dem Salonleben und der faſhionabeln Geſellſchaft, in welche dieſe anmuthig parodirende Göttermaſchinerie der Rococowelt eingreift, die heiterſte Wirkung ausüben. Die Prägnanz des Pope'ſchen Stils mit ſeinen epigrammatiſchen Schärfen übte außerdem einen unnachahmlichen Reiz aus. Auch in den Dichtungen von Zachariä läßt ſich indeß eine komiſche Ader nicht verkennen.

Ein zweiter, namentlich für den Stil des komiſchen Epos gewichtvoller Einfluß machte ſich von England aus im Laufe dieſes Jahrhunderts geltend, nachdem Byron's „Don Juan" erſchienen war. Hier herrſchte, abgeſehen von den ernſtern Partien der Dichtung, denen lyriſche Schönheit ſowenig abzuſprechen iſt wie epiſche Darſtellungsgabe, ein Ton der behaglichſten humoriſtiſchen Plauderei vor, der ſich beſonders darin gefiel, theils allen Gedankengängen bis in das äußerſte Ende ihres Fadens nachzugehen, theils von dem Thema ſoviel wie nur irgend möglich abzuweichen, aus dem Hundertſten ins Tauſendſte überzuſpringen, und der dabei dieſer Geſchwätzigkeit wol eine dem Anſchein nach ſtreng geſchloſſene metriſche Kunſtform gab, aber durch die ſalope Behandlung derſelben, namentlich durch profane, bizarre, auf komiſche Wirkung berechnete Reime dieſe künſtleriſche Strenge wiederum parodirte. Es war dies eine Form, durch welche das gleichgültigſte Thema pikant gemacht werden konnte; man konnte über ein Nichts ſich in einer Reihe der witzigſten Strophen ergehen, und nach dieſer Seite hin entſprach der Byron'ſche gereimte Feuilletonſtil der franzöſiſchen Feuilletonproſa, wie ſie der Vater des pariſer Feuilletons, Jules Janin, zuerſt in Schwang gebracht.

Die Einwirkung Pope's und Byron's läßt ſich nun in den kleinen, vor uns liegenden Nipptiſchepen nicht verkennen:

1. Die Leiden der jungen Lina. Eine Satire aus unſern Tagen in fünf Geſängen. Von Albert Roſſhack. Leipzig, Brockhaus. 1866. 16. 16 Ngr.
2. Das Lilienmärchen. Ein Gedicht von Albert Roſſhack. Leipzig, Brockhaus. 1866. 16. 12 Ngr.

Beide Gedichte ſind in ottave rime geſchrieben, wie Byron's „Don Juan", doch die durchbrochene Behandlung

läßt die etwas monotone Melodie der italieniſchen Stanze nicht zur Geltung kommen und lockert ſpieleriſch die üppige Reimfülle. Der Vers verdient alles Lob, ſowol wo er den humoriſtiſchen Ton anſchlägt, z. B. in der Beſchreibung der ſchönen Lina:

Daß ſie ein Engel ohne Flügel war,
Braucht kaum bemerkt zu werden. Ebenſo
Begreiflich iſt, daß reich gelockt ihr Haar
Und daß ihr Auge funkelt lichterloh.
Auch kann der Heldin Naſe offenbar
Blos griechiſch ſein — verſteht ſich dies nur ſo
Wie's paßt deutſchbürgerlichem Polizei-
Geſchmack: nicht allzu grad' und ausſichtsfrei —

als auch, wo eine ernſtere poetiſche Haltung vorherrſcht, wie z. B.:

O Wirklichkeit, du wirfſt den kühlen Schatten
Auf unſrer Träume ſonnenwarmes Bild.
Wie war ſo licht, was wir geſehen hatten,
Wie finſter blickt uns an, was ſich erfüllt!
Der heitre Himmel über grünen Matten
Verwandelt ſich in nebliges Gefild;
Und nüchtern fröſtelnd, mit verſchlafnen Sinnen,
Weiß kaum der Träumer, was denn nun beginnen?

Was aber dieſer „Satire" (Nr. 1) fehlt, iſt der Reiz neckiſcher Erfindung, wie ſie Pope's „Lockenraub" auszeichnet. Der Stoff iſt doch allzu trivial und dürftig und würde kaum für die alltäglichſte Novelle ausreichen. Ein Edelmann, welcher der Tochter eines Bourgeois den Hof macht und ſie dann ſitzen läßt, als der eigene Vater gegen dieſe nicht ebenbürtige Heirath proteſtirt; ein Ball, wo die Bekanntſchaft gemacht; eine Spazierfahrt, wo ſie bis zur Liebeserklärung fortgeſetzt wird; einige epiſodiſche Figuren, der alte Nix und ſein Sohn, die bürgerliche Mama, der im Stich gelaſſene Bräutigam Joſeph, der penſionirte Major mit ſeinen immerhin ergötzlichen Fortſchrittsviſionen — das iſt denn doch ein zu ſpärliches Inventar für ein komiſches Epos in fünf Geſängen. Ohne Frage iſt die humoriſtiſche Behandlung die Hauptſache; doch muß auch der Stoff mindeſtens eine komiſche Pointe haben, die als ſolche wirkt, und nicht der Subjectivität des Autors überlaſſen bleiben, alle Koſten eines ſolchen komiſchen Epos zu tragen.

An ſatiriſchen Excurſen fehlt es nun in der Dichtung nicht, die ja eine aus lauter Extrablättern zuſammengefügte Moſaik iſt. Einzelne dieſer Excurſe verrathen ein unverkennbares Talent für die Satire; bisweilen athmen ſie ſogar poetiſchen Schwung, wie der Excurs über das einige Deutſchland bei Beginn des zweiten Geſangs. Eine behagliche Komik entfaltet ſich in der Schilderung des dicken Grafen Kurt Wollſack; wir wünſchten dies mehr volksthümlich Burleske, dies greiflich Realiſtiſche der komiſchen Schilderung in dem kleinen Epos noch mehr vertreten, indem das Ueberwiegen ſatiriſcher Reflexion zu ſehr die auch in der Komik unentbehrliche Geſtaltungskraft vermiſſen läßt. Als Probe der mehr allgemeinen ſatiriſchen Excurſe theilen wir hier den Anfang des fünften Geſangs mit:

O goldne Zeit, da noch in Windeln lag
Die Menſchheit! Laßt den Schreier uns verachten,
Der ohne Grund vielleicht behaupten mag,
Dies ſei die unbequemſte aller Trachten!
Wir wiſſen doch, wie froh dem erſten Tag
Des Lebens ſchuldlos wir aus Windeln lachten.
Und dies mag uns denn gegen alles Schrein
Ad hominem ein argumentum ſein.

Kunſt, Wiſſenſchaft, Gewerbfleiß, der Erkenntniß
Unſel'ge Früchte haben uns verführt,
Und kaum beſitzen noch wir das Verſtändniß
Der Einfachheit, die einſt die Welt regiert.
Nun leben wir nach eigenem Bekenntniß
In Lagen, welche äußerſt complicirt;
Und Fragen finden jetzt wir, kaum zu löſen,
Wo ſonſt der Zuſtand Antwort g'nug geweſen.

Da hieß es früher einfach: Herr und Knecht,
Und keiner wußte drüber was zu ſagen,
Und beide fanden ſich dabei nicht ſchlecht:
Der eine ſchaffte, was ihm aufgetragen,
Der andre gab, was ihm bedünkte recht.
Jetzt aber kennt man ſociale Fragen,
Und mehr und mehr, je mehr man Fragen ſchwirrt,
Macht man die edle Einfalt ſelbſt verwirrt.

Da wurde auch der Unterſchied der Stände —
Wie Bauer, Bürger, Prieſter, Edelmann —
Als die von Gott geſetzten Scheidewände
Geachtet und gewahrt von jedermann:
Indeſſen jetzt des Bürgers rüſt'ge Hände,
Des Bauers ſchwiel'ge Fäuſte rütteln dran,
Und nun der Edeln hochbedrängte Schar
Sich flüchten muß bis hinter den Altar.

Hat nur drei Menſchen hem' man zu regieren,
So iſt's ſchon keine Sinecure mehr,
Da ganz beſtimmt die dreie rebelliren,
Und, was wir wollen mögen, ungefähr
Das Gegentheil davon zu Ende führen.
Ach, unſern Frauen ſelber fällt es ſchwer,
Das weibliche Geſinde — Fortſchrittsleute,
Fragt nur ſie ſelbſt! — in Zucht zu halten heute.

Wo ſind der Macht und Größe Herrſcherſchritte,
Die einſt zum Staub die halbe Menſchheit beugten,
Da ragend aus der Knechteſchwärme Mitte
Als freie Herren ſich die Edeln zeigten,
Geſchmückt im Glanze ſeiner Lebensſitte,
Umſchimmert von des Kriegerruhmes Leuchten,
Da noch die Beſten alles Beſte ſchmückte,
Und ſich an ihrer Pracht die Welt entzückte?

Jetzt aber rechnet jeder zu den Beſten
Vor allem ſich. Kein Platz wird im Gedränge
Dem Großen mehr. Und ſelbſt bei ihren Feſten
Lädt ſich zu Gaſt und feiert ſich die Menge.
So zehren wir denn heute von den Reſten
Vergangner Herrlichkeit, und ziehn die Stränge
Deſſelben Wagens alle gleicherweiſe,
Bis wir dereinſt derſelben Würmer Speiſe.

Das „Lilienmärchen" (Nr. 2) gehört mehr der lyriſchen Arabeskenmalerei an, der Schule der fleurs animées. Der Anfang freilich hat einen humoriſtiſch neckiſchen Anſtrich; ſpäter aber geht ein ernſter Ton durch das Gedicht hindurch, Märchenblumenpoeſie in lyriſch volltönenden Stanzen. Wir vermiſſen daher in dem Gedicht die Einheit des Tons. Uns gefallen gerade die erſten Strophen am beſten; dieſe Blumenpoeſie darf nicht zu ernſt genommen werden, ihr muß immer der Schalk im Nacken ſitzen. Die Strophen ſelbſt verdienen indeß alles Lob, wie wir überhaupt bei Albert Roſſhack die Beherrſchung der Form durchweg anerkennen müſſen. Der

Inhalt des Märchens, die Entzauberung der Häßlichkeit durch Liebe, bietet auch in der Durchführung wenig des Neuen. Merkwürdigerweiſe hat ganz daſſelbe Thema, nur in verſchiedener Variation, gleichzeitig ein anderer Dichter behandelt:

3. Der Zottelprinz. Ein Märchen in fünf Geſängen von H. Waentig. Leipzig, Matthes. 1866. 16. 15 Ngr.

Auch hier glücklich behandelte ottave rime, auch hier behagliche Plaudereien, wie in Byron's „Don Juan", wie überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit in dem angeſchlagenen Grundton der Dichtung. Nur erſcheint dieſe Variation reichhaltiger, es iſt eine Parallele, ein Gegenſatz in ihr, der die Handlung zugleich pikanter und bewegter macht. Der häßliche Zottelprinz liebt das ſchöne Sonnenröschen; der erſte iſt ein Ausbund von Klugheit, die letzte ſteht im Rufe der Dummheit. Die Liebe thut nun ein doppeltes Wunder: der Zottelprinz verwandelt ſich in einen ſchönen Jüngling, und das Sonnenröschen wird ein leidlich geſcheites Kind. Die Darſtellung iſt oft nicht ohne phantaſtiſchen Reiz; die Lord Byron'ſchen Don-Juan-Plaudereien unterbrechen oft den Fortgang der Erzählung. So wendet ſich der Dichter z. B. an die Kritiker und Recenſenten:

Für guten Rath bin ich von Herzen dankbar.
Doch ſagt man mir: „Du möchteſt noch ſtudiren
Den Kalidaſa, der uns ziemlich gangbar;
Du könnteſt da ſo manches profitiren,
Denn allerdings, dein voriger Geſang war
Ganz voll von Schnitzern, welche dich blamiren.
Sprachſt du vom Teufel nicht, der, wie bekannt,
In Indien Mahadewa wird genannt?

Auch mußt du dich eingehender beſchäft'gen
Mit hindoſtan'ſcher Thier- und Pflanzenkunde.
Das würde deine Schilderungen kräft'gen,
Die leider noch ſehr mager ſind im Grunde.
Aus ſolchen Dingen braut man heut' ein Säftchen,
Das ſelbſt verwöhnten Leſern ſteht zum Munde."
So denk' ich, um euch Märchen zu erzählen,
Will ich mich nicht mit langen Studien quälen.

Doch hab' ich nicht ab ovo angefangen,
Was uns Horaz ſo ſtreng hat unterſagt?
Wie Triſtram Shandy iſt es mir gegangen,
Der, eh' ihm noch der erſte Morgen tagt,
Den Leſer ſchon mit der neunmondenlangen
Urvorgeſchichte ſeines Lebens plagt.
Und mochte das beim Biographen gelten,
So werdet ihr den Dichter doppelt ſchelten.

„Der Zottelprinz" iſt ein ganz artiges Märchen. Daß der Held entzaubert wird, iſt um Sonnenröschens willen recht erfreulich. Die Samarkander wären indeß gewiß auch mit dem häßlichen Zottelprinzen als dereinſtigem „Zottelkönig" zufrieden geweſen; denn einem Regenten ſchaden die Zotteln nichts, wenn er nur außerdem die nöthige Klugheit beſitzt.

Ein Dichter, welcher zuerſt in Deutſchland ſowol den Ton des Byron'ſchen „Don Juan" nachgeahmt, als auch die Blumenpoeſie in ihrer ſinnbildlichen Bedeutung gepflegt hat, iſt der Ueberſetzer Byron's, Adolf Böttger, von deſſen geſammelten Werken jetzt der dritte Band vorliegt:

1. Geſammelte Werke von Adolf Böttger. Dritter Band: Epiſche Gedichte. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieſer Band enthält außer der exotiſch-farbenreichen Dichtung „Habana" das Fragment eines modernen komiſchen Epos „Till Eulenſpiegel" und das Frühlingsmärchen „Hyazint und Lilialide", zwei Dichtungen, welche als die Vorbilder der ebenerwähnten kleinen Epen betrachtet werden können. Es bleibt zu bedauern, daß Böttger den Anlauf, den er im „Till Eulenſpiegel" genommen hat, nicht weiter verfolgte — ein derartiges komiſches Epos würde in der That eine Lücke in unſerer ſchönen Literatur ausfüllen. Eulenſpiegel ſchließt ſich eng an das Muſter des Byron'ſchen „Don Juan" an. In beiden Dichtungen iſt der Held eine volksthümliche Geſtalt, welche aber von den Dichtern nur in ihrer typiſchen Bedeutung, ohne Anlehnung an die einzelnen, durch die Volksſage überlieferten Abenteuer, erfaßt und überdies in anachroniſtiſcher Weiſe modernisirt iſt; in beiden Dichtungen ſpielt die Zeitſatire ebenſo in der dichteriſchen Erfindung die Hauptrolle, wie in den freiern Excurſen, welche dem Humor des Poeten den ſchrankenloſeſten Spielraum geſtatten. Die Stanzen Böttger's ſind überdies den Byron'ſchen auf das genaueſte nachgebildet, dieſelben humoriſtiſchen Enjambements und barocken Reime, welche mit Vorliebe Fremdwörter, Eigennamen u. dgl. auswählen und ſo bunt ſind wie der Kopfputz einer Rothhaut. Die Geſtalt des Helden ſelbſt will uns indeß etwas zu frei ins Moderne überſetzt erſcheinen. Eulenſpiegel iſt zunächſt kein faſhionabler Held; er iſt culturgeſchichtlich ein Repräſentant der bäuriſchen Volksſchichten; es ſteckt in ihm etwas von dem Humor der unterdrückten Volksklaſſen, welcher in dieſem Schabernackſpielen ſich Luft machte, welcher ſich freute, ſeinen Drängern ein Bein ſtellen zu können. Ein Eulenſpiegel in Frack und Glacéhandſchuhen wird von Haus aus zu einer abgeblaßten Geſtalt. Dann aber beſtand das Weſen des Schalksnarrenwitzes meiſtens in der wörtlichen Auffaſſung des Geſagten. Auch hierin lag ein vorwiegend volksthümliches Element, die Sprache hatte ſich verfeinert, fortgebildet, die urſprüngliche Bedeutung der Worte ging mehr und mehr in abſtracter Verallgemeinerung verloren. Indem der Volksnarr dieſe urſprüngliche Bedeutung wieder hervorkehrte, führte er gleichſam den Genius der Sprache ad absurdum.

Die meiſten Eulenſpiegeleien ſind ſolche in thatſächliche Schwänke überſetzte Wortwitze. Ob Böttger bei der Vollendung des Gedichts auch dieſe Seite des Eulenſpiegel zur Geltung gebracht haben würde, wiſſen wir nicht; doch paßte ſie nicht zu dem ins Faſhionable überſetzten „Till". So viel aus dem vollendeten Theil des Gedichts hervorgeht, wollte Böttger in ſeinem Helden einen Schalksnarren darſtellen, der die Schwächen und Thorheiten der Menſchen und zwar insbeſondere der modernen Geſellſchaft durch luſtige Streiche verſpottet. Eigentlich entſpricht nur ein einziger Schwank in dem Fragment dieſer

Abſicht — die luſtige Geſchichte, wie Eulenſpiegel die adamitiſchen Frömmler prellt, indem er ihnen die Kleider fortnimmt, während er gleichzeitig ein hübſches Kind, deſſen Vormund zu den Muckern gehört, entführen hilft. Die ganze übrige Satire der Dichtung iſt in den Arabesken der Reflexion zu ſuchen, welche das Thatſächliche mit breitem Ueberſchwang überwuchern. Sie iſt ſehr reichhaltig, gegen die verſchiedenſten Ausſchreitungen des modernen Geiſtes gerichtet: Frauenemancipation, Muſik, Literatur, Kritik, Buchhandel, Pietismus werden gegeiſelt. Die Anknüpfung der Excurſe iſt oft ſo locker wie möglich — die emancipirte Heldin raucht Cigarren; infolge deſſen erhalten wir ſeitenlange humoriſtiſche Extrablätter über das Cigarrenrauchen. Von der Liebe, der Göttin mit den Fiebergluten, ſpringt der Dichter zur Eiferſucht über, von dieſer zur Pruderie und ihrem „vertrackten Feigenblatt", von dieſer zur Schnürbruſt, von dieſer gar zur Syphilis, vor welcher der Humoriſt um ſo weniger Scheu zu haben braucht, als ſie ja in einem ſehr ernſthaften Lehrgedicht beſungen worden iſt. Ohne Frage gehören dieſe Gedankenſprünge zum alten Rechte des Humors; doch ſollte die Byron'ſche Manier, gerade weil ſie ſo bequem iſt, von unſern Dichtern mit größerer Beſchränkung benutzt werden, ſie ſollten mehr den Hauptaccent auf die komiſche Geſtaltung und Schilderung legen. Freilich macht ſchon Jean Paul die richtige Bemerkung, daß die lyriſchen Geiſter, wenn ſie ſich der Komik zuwenden, in der Regel ſatiriſch werden, eine Behauptung, für die er Schiller und Klopſtock als Beweiſe anführt, während wir in Lord Byron ſelbſt wol den ſchlagendſten Beleg für dieſelbe finden.

Die Böttger'ſchen Stanzen bleiben dem leichtgeſchwätzigen Grundton durchweg treu und ſind in ihrer Art trefflich gebaut und fließend. Die ottave rime als Strophenform des komiſchen Gedichts befördern indeß das plauderhaft Abſchweifende durch den dreifachen Reim, der oft gleichſam aus der Bahn bricht und zu andern Gedankengängen hinüberführt. Als Probe für die Böttger'ſche Versbehandlung theilen wir die folgenden Enthüllungen aus der Lebensgeſchichte des „Zobelgeiſtes" mit, die uns außerdem am meiſten von jener mehr objectiven Komik zu enthalten ſcheint, die wir der epiſchen Dichtung in höherm Maße wünſchten:

Vorerſt doch, Beſter, muß ich dir verkünden,
Was ich an Haut und Haaren mußt' erleiden,
Als ſelbſt ich quitt war dieſer Erdenſünden.
Man ſchoß mich ſammt Gemahlin und den beiden
Geliebten Kindern in des Thales Gründen,
Wußt, anatomiſch Fleiſch von Haut zu ſcheiden,
Ließ unbeachtet ganz des Auges Schmelz
Und wuſch nur höchſt barbariſch uns den Pelz.

Doch dann vereinigt' uns das Schickſal wieder,
Treu gingen wir als Wildſchur Hand in Hand,
So unzertrennliche Familienglieder,
Daß oft Verwechslung unſers Selbſt entſtand;
Uns kauft' ein Graf, der redlich war und bieder,
Doch kein Gefühl für unſern Werth empfand,
Wir wurden ihm bald läſtig — und am Ende
Geriethen wir in eines Stutzers Hände,

Der wandelte die Schur in wenig Wochen
In einen pelzverbrämten Schnurrenrock,
Mit dem wir Kneipen und Salons durchkrochen
Vom erſten bis ins allerletzte Stock;
Erſt halfen wir die Welt ihm unterjochen,
Dann dienten wir ihm noch als Sündenbock,
Daß er, als ihn das Heer der Schuldner hetzte,
Erbarmungslos aufs Leihhaus uns verſetzte.

Dort hingen ſchmollend wir in finſtrer Kammer
Mit einer Anzahl gleicher Leidgenoſſen,
Bis uns erlöſt' des Auctionators Hammer
Und Freundſchaft wir mit einem Bürger ſchloſſen,
Da ſchrumpft' ich denn — o großer Zobeljammer! —
Zu einem Klumpen ein ſammt meinen Sproſſen:
Ich wurde Muff — und vor der Wuth des Windes
Schirmt' ich die Händchen eines zarten Kindes.

Doch kaum, daß wir noch übermüthig jodeln,
Hat unvermerkt ſich Schnee ins Haar gemengt!
Ein Trödler läßt uns plump zur Mütze modeln,
Die trägt ein Bauer — ach! und der verſengt
Als roher Geiſt uns beim Kartoffelbrodeln —
So war nun das Familienglück geſprengt;
Die Kinder gingen ein zur ew'gen Ruhe;
Ich und mein Weib nur wurden — Pelzhandſchuhe.

Der linke ging in kurzer Zeit verloren
Ich blieb allein, des rechten Ichs Beſitzer,
Und ward zu jenem edeln Ding erkoren,
Das aus der Feder wiſcht manch ſünd'gen Schnitzer;
Ich ward was ehrliches herumgeſchoren
Von einem altpedant'ſchen Stubenſchwitzer,
Da ließ ich endlich Haare — drauf ſein Mädel
Mich aus dem Fenſter warf auf deinen Schädel.

Die Polemik, mit welcher Eulenſpiegel ſich am Schluß gegen das Junge Deutſchland wendet, welches damals, als das Gedicht zuerſt erſchien, gerade die deutſche Schaubühne mit erfolgreichen Dramen bereichert hatte, will uns nicht behagen; ſie hätte im Hinblick auf den nachhaltigen Erfolg einzelner dieſer Stücke wol weſentlich modificirt werden müſſen.

Das Frühlingsmärchen: „Hyazint und Lilialide", welches hier als eine Einſchachtelung des „Till Eulenſpiegel" und als von dieſem verfaßt erſcheint, haben wir ſtets für Adolf Böttger's beſte Dichtung gehalten. Es iſt allerdings Nipptiſchpoeſie der Blumengeiſterchen; aber die Bedeutung des Inhalts greift über die Einkleidung en miniature hinüber. Die Tendenz des Gedichts, das mit dem Revolutionsjahre 1848 ein Datum zeigt, iſt freilich eine antirevolutionäre; der Dichter perſiflirt die rothe Republik und die Forderungen des Communismus; er ſchildert den Wirrwarr der elementariſchen Gewalten, die Stürme der Anarchie in ſchwunghaft malender Darſtellung; doch das Reich Oberon's iſt ein Reich der Harmonie und Liebe:

Und es wandte wundertönig
Oberon ſein Wort an ſie:
„Euer Schöpfer, euer König
Will des Reiches Harmonie.

„Stürzte trauriger Wahn euch nieder
In des Tods Vergeſſenheit,
Hebt verſöhnend Liebe wieder
Jetzt euch zur Unſterblichkeit.

„Wirkt in euern Elementen,
Eure Macht ſei unverkürzt;
O daß alle doch erkännten,
Wie der Haß die Freiheit ſtürzt!

„Der als Höchſter auserleſen,
Sei von ſeinem Volk ein Stück;
Nicht der Name, nur das Weſen
Gründet eines Reiches Glück.

„Klug durch die Erfahrung räche
Sich die blinde Leidenſchaft:
In der Zwietracht liegt die Schwäche,
In der Liebe liegt die Kraft!“

Doch Oberon erklärt ſich ebenſo gegen die Gewaltherrſchaft auf Erden:

Wenn drunten von gebrochnen Eiden
Die Erde wie von Schlangen ſtarrt,
Wenn Freiheit muß in Ketten leiden,
Sie troſtlos auf Erlöſung harrt — —
Wenn Fürſt und Volk ſich wechſelweiſe
Bekämpft in angeſtammtem Haß,
Freiheit und Joch in ſtetem Kreiſe
Abwechſeln ſonder Unterlaß:
So iſt dies nur der Staubgebornen
Uraltes ſchwerverhängtes Los,
Und die Verdammten wie Erkornen
Macht nur der Tod erſt feſſellos.
Jahrhundert rollt ſich zu Jahrhundert
In ewig gleicher Ebb' und Flut:
Verflucht wird, was man einſt bewundert,
Geſegnet, was vermodert ruht.

In der Schilderung der elementariſchen Mächte iſt ein Goethe'ſcher Hauch nicht zu verkennen, wie auch z. B. der Anfang der Anrede Oberon's an die Geiſter durchaus an Goethe's Dichtweiſe, namentlich an den Stil des „Fauſt“ anklingt:

Gemach, gemach!
Nicht wißt ihr, was ihr thut,
Verblendete, bethörte Geiſter,
In eurer ungeſtümen Wuth
Stürzt ihr euch ſelbſt in euerm Meiſter.
Ohnmächt'ge, die mein Schöpferruf
Aus Liebe ſchuf,
Und denen ich zum Wollnſtathmen nur
Des Weltenkörpers grenzenloſe Bahn,
Den unermeßnen Ocean,
Endloſe Luft, der Erde heitre Flur,
Die allbelebt belebende Natur
Aus ſelbſtverleugnend inn'ger Liebe gab.

Eine heitere Epiſode der Dichtung bildet der Fürſt von Berberitz, der von den wilden Gnomen ſpäter hingerichtet wird, nachdem ſie ihn zum Kaiſer erwählt haben. Die Kaiſerrede des Fürſten lautet wie folgt:

Ich bin der Fürſt von Berberitz
Aus altem Stand und Adel,
Mein Urahn war der große Nix,
War ohne Furcht und Tadel.

Wenn jemals ich das Wort ergriff,
War's nur um euertwillen,
Doch jetzt thu' ich den kühnſten Griff,
Der Wünſche Durſt zu ſtillen.

Ich ſtamm' aus adlichem Geſchlecht
Umglänzt von Heldenglorie,
Hab' funfzig Ahnen, ſchlecht und recht,
Wie's ſteht in der Hiſtorie.

Daß ich ein Nix, bezweifelt kaum
Das thörichſte Erfindel,
Der Waſſergeiſter feuchter Saum
War ſchon in meiner Windel.

Es reicht tief in die Barbarei
Der Stamm der Barbarratzen,
Im Wappen glänzen ſtolz und frei
Sechs Schnäbel und zwölf Tatzen.

Aus ratz ward ritz ſo mit der Zeit
Und aus Barbar ward Berber,
Auch ſetzt' ein Ahn voll Würdigkeit
Aufs Wappen einen Sperber.

Ob Barbarratz, ob Berberitz,
Gleichviel, was thun hier Namen?
Haha! Ihr ſeht, ich erbte Witz
Aus meiner Väter Samen.

Drum ſchlag' ich — leiht mir euer Ohr,
O hört der Liebe Ton nur!
Mich nicht etwa zum König vor,
Es wäre Reaction nur.

Nein, nein, zum Kaiſer wählet mich
Und gebt mir eine Krone,
Mein Bild dafür im feinſten Stich
Verſprech' ich euch zum Lohne.

Böttger's „Frühlingsmärchen“ hat bei weitem nicht den Erfolg gehabt, wie „Waldmeiſters Brautfahrt“ von Otto Roquette, dem es an Werth doch mindeſtens gleichſteht. Habent sua fata libelli! Vielleicht holt es in dieſer Geſammtausgabe den Vorſprung ein, den der allerdings noch leichter geſchürzte Genoſſe vor ihm voraushat.

Auch eine Nachbildung des „Froſchmäuſekrieg“ in Miniaturformat liegt auf unſerm Büchertiſch:

5. Chelidonostruthiomachia oder Schwalben- und Spatzenkrieg. Epos in zwölf Geſängen von H. A. P. Malchin, Wendt. 1865. Gr. 16. 10 Ngr.

Dies komiſche Epos iſt dem jungen Grafen Friedrich Franz Grafen von Hahn-Baſedow als erſte Leſeübung gewidmet. Das Gedicht iſt proſaiſch nüchtern und es läßt ſich wenig zu ſeinem Lobe ſagen. Hans der Knecht hilft mit ſeinem Harkenſtiel den von den Spatzen bedrängten Schwalben, und mit Bezug darauf lautet der beſte Vers des Gedichts, der letzte:

Wem Gott den Harkenſtiel beſchieden,
Der brauch' ihn auch wie Hans der Knecht,
Den frommen Schwälbchen nur zum Frieden
Und einzig für das gute Recht.

Leider wird der Harkenſtiel meiſtens in entgegengeſetzter Weiſe gebraucht!

Noch findet ſich auf unſerm poetiſchen Nipptiſch eine kleine Nudität, halb zugeklebt wie „Der perſönliche Schutz“:

6. Die Brautnacht. Ein Gedicht in ſieben Himmeln. Berlin, Laſſar. 1865. 8. 15 Ngr.

Dieſe „ſieben Himmel“ haben ſehr romantiſch klingende Titel: „Hochzeitsfeſt“, „Im Brautgemach“, „Phantaſien“, „Das Spiegelbild“, „Süßes Geſtändniß“, „Ein Liebestraum“, „Erfüllung“; es ſind im Grunde aber nur poetiſche Cabinetsſtücke für Liebhaber, lyriſch-epiſche Stereoſkopen, ein Aphrodiſiacum in üppigen Verſen, denen

man einen gewiſſen Fluß und wollüſtigen Schwung nachrühmen muß. Ueberhaupt zeigt der Autor ein gewiſſes Raffinement, nicht blos in der Wahl des Stoffs, indem er einen dem Anſchein nach ſo loyalen Stoff zu ſehr frivolen Schilderungen benutzt, als auch in den optiſchen Arrangements, in den Spiegel- und Traumbildern, durch welche er den Reiz der Situationen zu verdoppeln weiß. Das große Publikum müſſen wir indeß vor dieſer elegant ausgeſtatteten Nudität warnen, und die Kritik wäſcht, nachdem ſie dies gethan, ihre Hände in Unſchuld.

Rudolf Gottſchall.

Das deutſche Drama der Gegenwart.

Zweiter Artikel.*)

1. Pietra. Tragödie in fünf Aufzügen von S. H. Moſenthal. Leipzig, Weber. 1865. 16. 24 Ngr.

Pietra ſpielt in den Parteikämpfen der Welfen und Ghibellinen in Italien und zwar in der grauſamſten Periode dieſer Kämpfe, zur Zeit Ezzelin's. Es finden ſich die Herzen Manfred's, des Sohnes von Ezzelin, und Pietra's, der Tochter eines Welfenhauſes, deſſen vier Söhne Ezzelin getödtet: Manfred nämlich, verwundet auf dem Schlachtfeld, wird von Pietra's Amme aus weiblichem Mitleiden in das Welfenſchloß gerettet und Pietra bahnt ihm den Ausgang durch Uebergabe des Schlüſſels zu einem geheimen Gang. Mit Mühe gelangt er zu den Seinigen, geführt von der kindlichen Hoffnung, Frieden ſtiften und dann den glücklichen Liebesbund ſchließen zu können. Er wird von ſeinen Parteigenoſſen gehöhnt und der Schlüſſel ihm entriſſen, mit deſſen Hülfe ſie das uneinnehmbare Felſenſchloß zu erſtürmen gedenken. Die Nachricht von dem bevorſtehenden Ueberfall durch den geheimen Gang bringt in das Schloß: Pietra glaubt darin den Verrath des Geliebten erkennen zu müſſen und in der durch dieſen Gedanken zum halben Wahnſinn Getriebenen erwacht die Rachewuth ihres Hauſes, welche das ſanfte Gefühl der Liebe eingeſchläfert hatte. Sie hetzt einen Vetter, der ſie liebt und ſo zu verdienen hofft, gegen Manfred bei dem beginnenden Kampf. Manfred, von demſelben zum Tode verwundet, ſinkt zu Pietra's Füßen, erklärt ſeine Unſchuld und ſtirbt; Pietra gibt ſich auf ſeiner Leiche den Tod. Der geſchichtliche Rahmen und der Grundgedanke ſtreift dicht an „Romeo und Julie", aber die Lieblichkeit und der Schmelz der Shakſpeare'ſchen Tragödie, obgleich auch unſerm Stück in den Reden der Liebenden nicht fehlend, tritt doch in „Pietra" zurück vor dem Schrecken und Graus, vor der Wildheit der Geſinnung und That, die uns entgegenſtarrt und in die wir uns erſt künſtlich hineinverſetzen müſſen. Auch im einzelnen ließe ſich manches erinnern. Wenn der Vater Pietra's, ſeine alten Seelenwunden ſelbſt wieder aufreißend, aus der Tochter den ihm längſt bekannten Tod ſeiner Söhne mit allen grauſigen Einzelheiten gleichſam wieder herauskatechiſirt, was noch dazu, wie es ſcheint, wir uns als tägliche Gewohnheit denken ſollen, ſo ſtreift das an Unnatur und verfehlt in ſeiner raffinirten Künſtlichkeit des Eindrucks. Aber abgeſehen von dieſen Bedenken muß auch bei dieſem Stück Moſenthal's anerkannt werden, daß dieſer Dramatiker zu unſern beſten Kräften gehört: da ſind nicht nur ſchöne Verſe, eine edle gehobene Sprache, ſondern es zeigt ſich auch wieder eine große Gewandtheit in der Handhabung der dramatiſchen Technik. Vortrefflich iſt gleich, daß der Dichter ſeinem Drama den großen geſchichtlichen Hintergrund gegeben, und ebenſo lobenswerth die Sorgfalt, mit der er das Vergeſſen des Parteiſtandpunkts von ſeiten Manfred's motivirt, indem er wiederholt betont, daß ihn nicht Haß und Blutgier des Parteigängers, ſondern die Thatenluſt der Jugend, der Drang des Helden in den Kampf getrieben. Die Wirkung des Stücks hat ſich auf der Bühne bewährt. Für diejenigen unſerer Leſer, die etwa noch keine Aufführung deſſelben geſehen, ſtehe hier als Probe der Auffaſſung und Darſtellung die Einleitungsſcene:

Erſter Auftritt.

Tiſo von Campetri (ein Greis mit lang herabwallendem weißen Bart und tief überſchatteten brennenden Augen, tritt durch die Thür links, im Hintergrund, gefolgt von) Gorello, dem Caſtellan.

Tiſo.

Die Arbeit iſt gethan, nun laß uns feiern
Und reich' mir einen Trunk. Ihr morſchen Arme,
So matt ſchon vom Verſcharren der Gefall'nen,
So machtlos die Lebendigen zu fällen!
(In den Seſſel ſinkend.)
O Ezzelin, du Teufelsſohn, du Teufel!
Was machteſt du aus mir!
(Gorello bringt den Becher.)
Ha, Rebenblut!
Wärſt du ſein Herzblut, das ich ſchlürfen könnte,
Zum Jüngling wandeln würdeſt du den Greis,
Und dieſe ſchlaffen Sehnen würden ſtraff,
Wie welkes Gras nach friſchem Frühlingsregen!
(Trinkt und gibt den Becher zurück.)
Wo iſt mein Kind?

Gorello.

Im Schloßhof bei den Leichen
Der Freunde, die wir von der Walſtatt trugen,
Sie hat mit grünen Myrten ſie gekränzt,
Eh' man ſie heimträgt in die Gruft der Väter.

Tiſo (in Schmerz verſinkend).

Wer kränzte meine Söhne! Unbeſtattet,
Der Geier Beute bleichte ihr Gebein!
Ruf' Pietra!

Gorello (durchs Fenſter blickend).

Sie und Nora, die Gewandte,
Verbinden die Verwundeten. Dein Neffe —

Tiſo.

Mein Neffe lebt?

Gorello.

Betäubt mehr als verwundet
Von Keulenſchlägen oder vom Erſtaunen,
Daß er beſiegt die Söhne Ezzelin's!

Tiſo.

Und jene beiden, deren Puls noch bebte,
Die auf der Bruſt den guelf'ſchen Löwen trugen?

Gorello.

Es ſind die beiden Brüder Caponegro,
Befreundete, die deine Tochter pflegt.

*) Der erſte Artikel findet ſich in Nr. 25 u. 26 d. Bl. f. 1865. D. Red.

Hier iſt nicht Raum noch Zeit, ſie lang zu warten.
Die Mäuler hieß ich an die Sänfte ſchirren,
Sie heimzuführen auf ihr nahes Schloß.

Tiſo.

Und all' die andern?

Gorello.

Spült die Brenta fort!

Tiſo.

Ihr ſtießet ſie —

Gorello.

Die Ghibellinenleichen!

Tiſo.

Wie viel?

Gorello.

An hundert deckten das Geſtad'.

Tiſo.

Todt alle?

Gorello.

Alle. (Finſter.) Jetzt zum wenigſten!
Die Brenta bäumt ſich von Gewitterregen
Und rollt ſie fort wie Kies. Das war ein Kollern,
Wie wenn Lawinen von den Alpen ſtürzen;
Was nur im Schild den goldnen Adler trug,
Die Lilien und den Strauß, das flog hinab,
Und wo wir zweifelten, vertilgten wir.
Gott wird ſie ſichten und die Seinen kennen!

Tiſo.

Das wird er! In der Hölle tiefſten Pfuhl,
Was je dem Dämon Ezzelin gedient!

Gorello (flammend).

Wie wir am Felſenſtrand der Brenta ſtanden
Und unbarmherzig in den finſtern Abgrund
Die Feinde ſtießen, deren bleicher Mund
Noch röchelnd „Gnade" ſtammelte, da war mir's,
Als wär's der Jüngſte Tag, da Cherubim
Mit Flammenſchwertern die zur Hölle ſchleudern,
Die Gott verworfen, die der Papſt verflucht
Und die im Bund mit Ketzern, Sarazenen,
Den Herrn verleugnen und dem Moloch opfern,
Dem Fürſten der Verdammniß, Ezzelin!

Tiſo.

Wahr ſprichſt du, wahr! Ihn hat die Mutter einſt,
Hat Adelheid, die Zauberkundige,
Von Lucifer, dem Höllengeiſt, empfangen,
Auf ihrem Sterbebett hat ſie's bekannt!
(Mit erhobenen Armen.)
Sanct-Michael! Wann zückeſt du dein Schwert,
Um deinen Feind und meinen zu vernichten!

Gorello (feurig).

Bald! Bald erſcheint der Tag. Die heut'ge Schlacht
Gab ihm den erſten Biß in ſeine Ferſe.
Seit jenem Unglückstag von Cortenuovo,
Der uns dem zweiten Friedrich unterwarf,
Wuchs Ezzelin, ſein Helfer und ſein Knecht,
An Macht und Anſehn, wie die gift'ge Miſtel,
Die wuchernd ihren Mutterſtamm erſtickt.
Das edle Blut der Guelfen düngt den Staub,
Der aus den Trümmern ihrer Schlöſſer weht,
Und bis nach Monza zu der eh'rnen Krone
Streckt lüſtern Ezzelin die Räuberhand.
Doch heut' iſt Friedrich todt! Der Städtebund
Lombardiens waffnet ſich zum zweiten male,
Zum Kreuzzug ruft der Stellvertreter Chriſti,
Den Bannſtrahl ſchleudernd gegen Ezzelin,
Der Löwe von St.-Mark ſteht auf, Vicenza,
Die ganze Mark, das edle Eſte rüſtet,
Indeß auf ſeinem Felſenſchloß Baſſano,
Am Fuß verletzt, der alte Wüthrich knirſcht,
Und ſeine Streiter, heut' zum erſten mal
Den unſern handgemein, vernichtet fallen.
Manfred, ſein Baſtardſohn, treibt todt im Strom,
Und Alberich, ſein Neffe, floh verwundet;
Der erſte Hieb der Axt traf in das Mark!
Wir werden Luft an unſern Feinden ſchauen!

Tiſo

(der während dieſer Rede ſich allmählich erhob, mit weit ausgeſtreckten Armen).

Herr! Laß mich leben! Rief ich oft dich an:
Gib mir den Tod! Jetzt ruf' ich: Laß mich leben,
Daß ich an Ezzelin Vergeltung ſchaue!
Vergeltung! Hat er vier geliebte Söhne,
Wie meine, die er mir gemordet hat?
Kann ich ihn vierfach foltern? Vierfach ihm
Ein blühend Jünglingshaupt vom Rumpfe trennen?
Und doch Vergeltung! Fiel ſein Baſtardſohn?
Wer ihn erſchlug, dem küſſ' ich Füß' und Hände!
Sein Neffe fiel? Er hat der Neffen drei,
Es iſt ſein Blut und kann das meine ſühnen!
Herr! Laß mich leben! Wenn es Leben heißt,
Gebrochen, öd', verwittert dazuſtehn,
Ein Grabſtein, der der Söhne Namen trägt
Und dem die ſchlanke, düſtere Cypreſſe
An ſeiner Seite Trauerlieder rauſcht.
Wenn ich noch athme, wenn mein Todfeind auch
Entlaubt, gefällt, zerſplittert niederſinkt,
Ein Nichts wie ich: Herrgott, dann will ich dich
Nicht nur gerecht, nein auch barmherzig heißen!
(Pauſe.)
Es dunkelt. (In ſich verloren.) Pietra! ſprich den Abendgruß
Vom Märtyrthum der Kinder, dann zur Ruh'!
Wo iſt ſie? Pietra!

Gorello.

Herr, dort naht ſie ſchon.

2. Edda. Drama in vier Aufzügen von Joſeph Weilen. Wien, Hartleben. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Drama Weilen's hat viel Aufſehen gemacht, ſogar ſchon vor ſeinem Erſcheinen auf den Bretern, und dann auf einer Reihe von Bühnen Erfolge errungen. Ich habe daſſelbe nicht darſtellen ſehen, und jetzt, wo ich es leſe, um es zu beſprechen, habe ich vielleicht ſchon zu viel davon gehört und ſind meine Erwartungen allzu hoch geſpannt worden. Ich finde die Geſchichte allzu romanhaft. Die Frieſin Erſabe iſt einſt von einem ſchwäbiſchen Edelmann, den ſie aus dem Schiffbruch gerettet, verführt und verlaſſen und ihr Kind ihr auf Veranlaſſung der Großältern („ſie glaubten wol, es wäre ein Knabe, ein Erbe ihres Namens") geraubt worden. Dieſes Kind, von den freiherrlichen Großältern erzogen, hat dem Freiſcharenführer Carpezan ſich vermählt, und ſo kommt Magdalene (Edda), die Tochter Erſabe's, wieder nach Oſtfriesland, welches ihr Gemahl occupirt hat. Sie wird von ihrer Mutter erkannt, fühlt in ſich das alte Frieſenblut wallen und ſtellt ſich an die Spitze ihrer Landsleute, um das Land von der Bedrückung Carpezan's zu befreien. Es gelingt, aber Carpezan fällt, und in dieſer letzten Stunde finden ſich die Herzen der geiſtig getrennten Gatten wieder. Das alles iſt wol möglich, aber doch ſehr abenteuerlich, ſelbſt

für die Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Dazu ist die ganze Darstellung etwas weitläufig, die Sprache großentheils sehr modern gehalten. Dagegen ist anzuerkennen, daß der Verfasser in mehrern seiner Gestalten Talent zur Charakteristik zeigt und auch die Mittel für das dramatisch Wirksame zu handhaben weiß. Der erste Act z. B. ist von einer Sicherheit und Gedrungenheit dramatischer Steigerung, vor der man alle Achtung haben muß. Im ganzen muß man Laube dankbar sein, daß er einem Talent wie Weilen die Wege geebnet, und darf hoffen, daß derselbe auf seiner dramatischen Laufbahn noch manche schöne Ehrenpreise sich erringen werde. Zur Probe eine kurze Stelle aus der sechsten Scene des vierten Actes, in welcher Magdalene, nachdem sie sich an die Spitze der Friesen gestellt und den Sieg erfochten, zuerst wieder mit ihrem Gemahl zusammentrifft und sich mit ihm ausspricht:

Carpezan
(tritt, nachdem er das Thor sorgfältig geschlossen, rasch vor).

Endlich allein! Sprich schnell! Vor Räthseln steh' ich schaudernd, die, wenn sie nicht bald gelöst sind, mir den Verstand verwirren. Du — bei meinen Feinden? Du hier — als eine Botin der Friesen? Es ist undenkbar.

Magdalene (ihn fest anblickend).

Du hast dies Volk verachtet! Feiglinge waren sie in deinen Augen! Da versiegte ihre Langmuth und zerbrach ihre Geduld. Deine Soldaten sind versprengt und erschlagen — mit jedem Worte, das ich rede, strömt das Meer weiter über das Land dahin — nur die Leichen deiner Erschlagenen wird die Flut dir zutragen, abgeschnitten bist du von jeder Hülfe von außen! Um dich herum aber, in immer mehr sich verengender Umkreisung, halten freiheitbegeisterte Helden, bereit den letzten Entscheidungskampf an dieser Stelle, dieser letzten Insel, die aus der Flut hervorragt, männlich mit dir auszukämpfen! Nun frage ich dich: Sind sie Feiglinge? Verachtest du mir noch dieses Volk?

Carpezan (nach einer Pause).

Ich sehe dich an — du bist es nicht! Ich höre dich — höre und glaube doch nicht, daß du gesprochen, was ich höre! — Gezwungen haben sie dich, dir mit dem Tode gedroht, wenn du nicht diese Sprache gegen mich führst!

Magdalene.

Ich bin das Weib nicht, das Drohung schreckt. Die Friedensbedingungen eines siegreichen und im Siegesrausche selbst noch edeln Volks erbat ich mir dir bringen zu dürfen und künde sie dir jetzt: Willst du das Land mit dem Reste deines Heers gutwillig räumen? Eine halbe Stunde hast du Frist!

Carpezan (schmerzlich wild).

Das Entsetzliche ist also wirklich? Der Verrath, den ich dem letzten Soldknecht meines Heers zuzutrauen mich geschämt haben würde, er ist begangen, und mein Weib hat ihn begangen, mein Weib hat jedes Band zwischen uns zerrissen, mit Schmach bedeckt ihren Stamm, verunehrt ihren Namen, beschimpft ihren adelichen Schild!

Magdalene (wehmüthig).

Ja, die Freifrau von Wildau war dir alles, ihren Namen hast du gefreit, für ihren Adel zogst du in den Kampf, ihrem stolzen Stamm zu Ehren hausetest du wie ein Tyrann in diesem Lande! O Thor! Einem Schattenbilde, einem Schemen zu Liebe brachtest du diese Molochsopfer! Mein Name, Adel, Wappen — alles Trug und Lüge! Diesen ganzen Flitterkram, der mich dir begehrenswerth gemacht, riß der Sturmwind fort! Das Weib, um das du gefreit, lebt nicht mehr!

Carpezan.

Ich verstehe dich nicht!

Magdalene (ihm näher tretend).

Unter diesem widerrechtlich bedrückten Volke ist ein Weib, vielleicht die Unglücklichste des ganzen Volks! Sie hatte geliebt und wurde verrathen, sie hatte ein Kind, man hat es ihr gestohlen, die ihr am nächsten standen, träufelten statt milden Trostes nur scharfen Spott in ihre Wunden. Und dieses Weib, einen unerschöpflichen Schatz heiligster Mutterliebe im Herzen, rief mir zu: Komm an mein Herz, ich bin deine Mutter!

Carpezan.

Täuschest du mich, oder bist du selbst betrogen?

Magdalene.

Betrogen? So glaubte ich anfangs auch, so zwang ich mich zu glauben! Von mir weisen wollte ich, was sich mir, ersehnt seit frühester Jugend und doch nie erreichbar, so wunderbar bot: die Liebe einer Mutter, den Segen einer Heimat. Ich beschwor dich, mich in deinen Arm zu nehmen und mit mir dieses Land zu verlassen. Verächtlich wiesest du mich von dir, du selbst zwangst mich zu bleiben, du warst das Werkzeug der Vorsehung, welche wollte, daß ich mich selbst hier finden und mein verlorenes, armseliges Leben adeln soll! Als ich nach Upsalbom kam, auf den Schauplatz meiner Kinderspiele, sprang aus dem verschütteten Borne meiner Jugenderinnerungen ein langversiegter Quell, erfrischend, neu belebend hervor! Als ich von Sehnsucht ergriffen, zu den Füßen meiner Mutter kniete, schmolz die harte Kruste, die mein Herz umschlossen, und einen Lavastrom der Liebe fühlte ich in mir glühen. Als ich mein Volk vor mir sah, mir theuer von dem Augenblicke schon, da ich, die Fremde, dieses Land betrat, jetzt aber mir verbunden durch Blutsverwandtschaft und Unglück, da — riß es mich in die Mitte dieses schlichten, starken und doch fast verlorenen Volks; nicht ich, ein neuer Mensch in mir, schrie es ihnen zu, daß sie kämpfen, daß sie sich ihrer Unterdrücker wehren sollen, in jenem Augenblicke ward ich zu dem, was ich nun bin und ewig bleiben will: Edda Kielholt, ein Kind dieses Volks!

3. Der Doge von Venedig. Historische Tragödie von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Ngr.

Redwitz hat seine dramatische Laufbahn mit „Sieglinde" begonnen. Der Kampf, welcher sich in Sieglindens Seele vollzieht zwischen kindlicher Pflicht und dem christlichen Abscheu vor dem verruchten Wildgrafen, der ihr aufgedrungen werden soll, war gut geschildert. Freilich machen Schilderungen noch kein Drama und die Schlußentwickelung war wol zu schnell: jedenfalls aber stand das Stück bei weitem höher als die mattherzige Parodie auf dasselbe, das „Normallustspiel Sigelind" von W. von Merckel, der einige Schwächen herausgefühlt, aber vor lauter berliner Ueberfeinheit nicht die Kraft und den Muth einer derben Satire gehabt hatte. Und doch wurde Redwitz' Stück beinahe einstimmig verhöhnt und verworfen, Merckel's Parodie aber gepriesen, ein trauriger Beweis der Voreingenommenheit eines großen Theils der Kritik! Es folgte „Philippine Welser", mit welchem Schauspiel der Dichter einen wesentlichen Fortschritt machte, obgleich noch zu viel geredet wird in dem Stück und die Composition zu lose ist. Seitdem habe ich kein Stück von dem Verfasser wieder zu Gesicht bekommen bis auf das vorliegende.

Dasselbe beschäftigt sich mit Francesco Foscari, der von 1423—57 den herzoglichen Stuhl in Venedig einnahm

und von Heinrich Leo in seiner italienischen Geschichte zu den kühnsten und gewaltigsten Naturen gerechnet wird, die Venedig hervorgebracht hat. Unter seiner Herrschaft wurden wichtige und glänzende Kriege geführt, aber im Innern wurde er von der Partei des Hauses Loredano auf äußerste bekämpft. Sie verfolgte die von ihm begünstigten Männer, im Jahre 1432 hatte sie sogar die Hinrichtung seines Feldhauptmanns Carmagnola durchgesetzt. Ja des Dogen eigener Sohn Jacopo entging nicht den Verfolgungen dieser hartnäckigen Gegner, sondern wurde mit Anschuldigungen verfolgt, eingekerkert und wiederholt verbannt. Bei einer dieser Gelegenheiten, als sein Sohn um seine Hülfe bat, war es, daß der Doge die eines alten Römers würdige Antwort gab: „Jacopo va, e.ubbidisci a quello, che vuole la terra, e non cercar piu oltre!" Endlich richteten sich die Angriffe der loredanischen Partei gegen den Dogen selbst. Zweimal (1433 und 1442) hatte derselbe ermüdet sein Amt niederlegen wollen, man hatte ihn bewogen zu bleiben als den einzigen Mann, der den Verhältnissen gewachsen war. Der Tod seines Sohnes infolge der ausgestandenen Tortur und die aufhörende Spannung des Kriegs ließen Francesco's Kraft in sich zusammenbrechen, und so wurde er jetzt, da er sich weigerte, ein Amt, welches man ihm wiederholt aufgedrungen, niederzulegen, abgesetzt, und verließ, auf einen Stab gestützt, ohne fürstliche Kleidung den Palast (25. October 1457). Unwille ergriff das Volk beim Anblick des alten beliebten Fürsten in seiner Demüthigung: indessen brachte die Staatsinquisition den Tadel zum Schweigen. Schon am 1. November starb Francesco, am Tage, nachdem die Glocken die Wahl des neuen Dogen verkündigt. Ein reiches Leben, von dem das Epitaphium rühmt:

Post mare perdomitum, post urbes Marte subactas
Florentem patriam longaevus pace reliqui —

und ein ergreifendes Ende.

Diese Zeit und diese Verhältnisse also hat sich Redwitz zur dramatischen Bearbeitung erlesen, und das Schauspiel ist nicht ohne Wirkung. Zweierlei habe ich an demselben auszustellen. Erstens ist die Verwickelung, welche Redwitz auf dem gegebenen historischen Grund mit dichterischer Freiheit zusetzend, wegnehmend, verändernd aufgebaut hat, vielleicht etwas zu complicirt, als daß sie gleich auf den ersten Blick ganz klar sich darstellte. Und dann hätten die Verfassungsverhältnisse des wunderbaren Staatswesens, welches man Venedig nannte, wol etwas breiter auseinandergelegt werden müssen, damit auch derjenige, der ohne gelehrte Vorkenntnisse an das Stück herantritt, in diesem räthselhaften Staate sich zurechtfinde. Diese Einwendungen hindern uns nicht, den Dichter der „Amarant" zu fernerm ernsten und frischen dramatischen Streben, das nicht ohne Erfolg bleiben wird, aufzumuntern. (Beiläufig sei mir hier die allerdings sehr nachträgliche Bemerkung gestattet, daß nach richtiger Etymologie es eben Amarant [ἀμάραντος] heißen muß, und der Ausdruck der Verwunderung, daß bei den unzähligen Auflagen und ebenso unzähligen Kritiken die jedes Grundes entbehrende Schreibweise Amaranth meines Wissens immer wiedergekehrt ist.)

4. Ulrich Wikard. Schauspiel in fünf Aufzügen von Placidus Plattner. Zürich, Schultheß. 8. 15 Ngr.

Das Stück spielt während der Kämpfe Kaiser Rudolf's gegen Ottokar von Böhmen: der Schauplatz ist Zug in der Schweiz, und die Grundlage der Verwickelung bilden die Kämpfe des Bürgerthums der Schweizerstadt einerseits gegen die ringsum sitzenden Junker, die von ihren Adelssitzen und Burgen aus sich alle Willkür und Gewaltthätigkeit erlauben, andererseits gegen die Uebergriffe und tyrannischen Gelüste des habsburgischen Amtmanns, der den Kaiser vertreten soll. Der Träger dieses Kampfes nach beiden Seiten hin ist nun eben Ulrich Wikard, ein ehrsamer Schlächtermeister, der, weit gewandert, noch jung vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat. Nach heftigen Conflicten geht der Held mit seiner geliebten Margarethe, deren Schönheit sowol den umwohnenden Adel als den kaiserlichen Vogt entflammt und zu Ungerechtigkeiten hingerissen, wodurch die schon bestehenden Gegensätze zum offenen Kampfe entzündet worden sind, siegreich aus dem Streit hervor. Inwieweit die geschilderten Ereignisse im einzelnen auf historischem Grunde ruhen oder Eigenthum des erfindenden Dichters sind, weiß ich in der That nicht zu sagen. Die Situationen aber sind jedenfalls klar und anschaulich dargelegt, und neben der Staatsaction wirken, wie theilweise schon angedeutet, nicht ungeschickt die Privatverhältnisse und individuellen Leidenschaften der einzelnen handelnden Personen auf den Gang der Entwickelung ein. Der Verfasser zeigt sich als einen Mann von Bildung, der nicht nur die Sprache vollständig in seiner Gewalt hat, sondern auch Gedanken. Nur wie S. 33 Kaiser Rudolf zu der Bezeichnung eines „blinden Herrn" kommt, ist weder an sich noch aus dem Zusammenhang der Stelle ersichtlich, wahrscheinlicherweise am Ende ein Druckfehler. Bei dem gewählten Stoff, der in vielen Verhältnissen und Individualitäten an Schiller's „Tell" anstreift und auch sonst bei dem Leser manche Reminiscenzen wach ruft, ist natürlich eine strenge und ausnahmslose Originalität nicht zu erreichen gewesen.

5. Cäsar Borgia. Drama in fünf Acten von Otto Girndt. Berlin, Brigl. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Name der Borgia ist für die Theatergeschichte mit der Entstehung der romantischen Schule in Frankreich eng verwachsen. War es doch in der Vorrede zu der „Lucrèce Borgia" (1833), wo sich das berühmte Dogma Victor Hugo's, welches das ästhetische Feldgeschrei dieser modernen Himmelsstürmer geworden ist: Das Schöne ist das Häßliche, zu der echt französischen Antithese gipfelte: Attachez dieu au gibet, vous avez la croix. Das uns vorliegende Drama Otto Girndt's macht Cäsar Borgia zu seinem Mittelpunkt. Mit aufrichtiger Achtung müssen wir den dramatischen Schwung anerkennen, welcher in dem Stücke herrscht. Frappante Situationen, vielverschlungene Verwickelungen, schlagende Effecte bilden mit manchem sicher gezeichneten Charakter ein dramatisches

Ganzes, welches die Begabung ſeines Verfaſſers an den Tag legt. Dazu kommt ein höchſt geiſtreicher, gedankenvoller Dialog, der nur hier und da ſich ſelbſt übergipfelt und in Unklarheit oder allzu ſubtilen Esprit verfällt. So wäre an dem Drama beinahe alles zu loben, wenn wir die Wahl des Stoffs ſelbſt billigen könnten. Sind wir wirklich ſo weit, daß nur noch durch die Greuel und gotteslästerlichen Ruchloſigkeiten der Regierung eines Alexander VI. dem abgeſtumpften äſthetiſchen Gefühl ein krankhaftes Intereſſe abgerungen werden könnte? Der Verfaſſer wird dies ſelbſt nicht glauben: er wird vielmehr erleben, daß die Scenen blutſchänderiſcher Liebe, welche Cäſar ſeiner Schweſter Lucretia weiht, auf der Bühne dargeſtellt, auch in unſerer blaſirten Zeit noch das ſittliche und äſthetiſche Misfallen der Zuhörer hervorrufen. Wol hat der geiſtvolle Verfaſſer verſucht, dieſen moraliſchen Ungeheuerlichkeiten durch den Gedanken der Einheit und Größe Italiens, den er Cäſar unterlegt, ein Gegengewicht zu geben: ich fürchte indeſſen oder vielmehr ich hoffe, daß dies vor dem geſunden Sinn des Publikums nicht ausreichen wird. Otto Girndt zeigt ſich in dieſem Drama als ſo begabt zu poetiſcher und ſpeciell dramatiſcher Geſtaltung, daß ich den lebhaften Wunſch hege, ihn recht bald ſeine bedeutende Kraft auf einen trefflichern Stoff verwenden zu ſehen. Einſtweilen zur Probe der ſichern Darſtellung und kernigen Gedanken ein Stück aus einer Unterredung zwiſchen Cäſar und Macchiavelli (Act 1, Sc. 7):

Cäſar.

Uns zwei verbinden unſichtbare Ketten.
Ja, Macchiavelli, meine Seele weilt
Bei unſerm armen Vaterland Italien.
Was wär' aus ihm zu bilden, welch ein Reich,
Wenn ein Gewalt'ger ſeinen Arm erhöbe
Und ſchweißte das zerſtückte Land in eins!
Doch dies — meint Ihr nicht auch? — ſind fromme Wünſche!

Macchiavelli.

Wärt Ihr ein Fürſt, ſo wollt' ich ſagen: nein!

Cäſar.

Und wär' ich Fürſt — wir alle hängen Träumen
Mit Liebe nach —

Macchiavelli.

Erlaubt, zum wachen Träumen
Sind auserleſne Geiſter nur befugt.
Es iſt ihr Merkmal für den Menſchenkenner.
Verzeiht, ich unterbrach Euch.

Cäſar.

Wär' ich Fürſt,
Ich könnte dennoch nie das Werk vollführen.
Ich müßte andre kränken und berauben.

Macchiavelli.

Ihr denkt der Legion von kleinen Herren,
Die hier ein Ländchen, dort ein Städtchen haben?

Cäſar.

Sie ſind in ſo berechtigtem Beſitz,
Wie der Monarch des größten Reichs der Erde,
Wenngleich von vielen nicht zu leugnen iſt,
Daß ſie durch Diebſtahl und verruchte Tücken
Die Tyrannei errungen. Mancher ſteht
Jetzt auf dem Gipfel unumſchränkter Macht,
Der von gemeinem Bauernvolk entſproſſen,
Zum Beiſpiel Sforza, der in Mailand herrſcht,
Und Liverotto. Doch die Unterthanen
Erklären jene kühnen Räuber ehrlich,
Indem ſie ihrem Scepter fügſam ſind.

Macchiavelli.

Weshalb? Die Welt beſteht zumeiſt aus Pöbel!

Cäſar.

Das nutzen jene, und noch mehr: die Menſchen
Sind Beſtien. Wer ſie bänd'gen will, der muß
Mit glüh'ndem Stahl in ihren Rachen ſtoßen,
Mit Freundlichkeit und Güte wirkt er nichts,
Als daß ſie ihn zum Dank dafür zerreißru.

Macchiavelli.

Wer ſo die Welt verſteht, der wollte mich
Mit ſeiner Rückſicht für die kleinen Herrn,
Die an Italien ſaugen, nur ſondiren.
Ich ſteh' im Dienſt der Republik Florenz,
Doch wollte Gott, ich könnt' Italien dienen,
Denn die Zerriſſenheit des Vaterlandes
Brennt wie ein Neſſushemd auf meiner Bruſt!

Cäſar (treuherzig).

O Macchiavelli, wir ſind Leidensbrüder!

Macchiavelli.

Das tröſtet nicht. Mich könnte nur ein Fürſt,
Der ein Italien uns erſchüfe, tröſten.

Cäſar.

Vielleicht iſt das Gemiſch von Eigenſchaften,
Die ihn bewohnen müßten, nicht verträglich
Mit dem Syſtem der menſchlichen Natur.

Macchiavelli.

Was wir uns denken können, iſt auch möglich.

Cäſar.

Wohlan, wie denkt Ihr Euch den Mann?

Macchiavelli.

Als einen,
Der die Geſetze ſeiner Handlungsweiſe
Von niemand als ſich ſelbſt empfing' und wüßte,
Daß manche Tugend uns zu Grunde richtet
Und mancher Fehler uns zum Aufſchwung hilft.
Zum Guten muß der Menſch gezwungen werden,
Drum darf der Fürſt, den ich mir denke, nicht
Vor ſcheinbar ungerechten Mitteln ſchaudern,
Wenn er die Wohlfahrt ſeiner Völker ſucht;
Er muß zu Thaten ſich berechtigt fühlen,
Die den Privatmann auf die Folter brächten,
Heut' muß er Fuchs und morgen Löwe ſein,
Doch niemals Wolf; denn daß ſein Volk ihn fürchtet,
Iſt heilſam, nur verhaßt ſein darf er nicht.
Auch ſoll er nie auf Rath von andern warten,
Der nur verwirrt und Ungewißheit zeigt,
Vielmehr iſt eine Haltung ihm vonnöthen,
Bei der ihm niemand andern Rath ertheilt,
Als den er ſelbſt im ſtillen ſchon gefunden,
Sodaß die Diener ſeiner Herrſchermacht
Nur ſeinen Willen auszuführen haben.
Seht, ſolchen Mann braucht unſer Vaterland!

Ganz vortrefflich iſt auch der Monolog Cäſar's (Act 5, Sc. 3). Ob übrigens das Ganze nicht beſſer auf vier Acte reducirt würde, bliebe zu überlegen. Von Einzelheiten will ich nur erwähnen, daß die originelle Art, wie der Verfaſſer den Charakter Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, zeichnet, nämlich als den eines ſehr beſchränkten und ſehr eingebildeten, wenn auch ſehr tapfern

Bramarbas, dem Begriffe, den wir uns von Jugend auf von Bayard's Person gemacht haben, doch zu sehr widerspricht, um uns, so geschickt die Zeichnung auch ist, in einer Scene plausibel zu werden; überdies kann diese Scene recht gut fehlen.

6. Rötteln's Fall oder: Der letzte Commandant von Rötteln. Geschichtliches Trauerspiel von A. von Closſmann. Basel, Krüſi.

Es ist die jammervolle Zeit unmittelbar vor den Reunionskammern Ludwig's XIV. und inmitten der Raub- und Brandzüge des sogenannten großen Königs, welche uns in dem Drama Closſmann's vorgeführt wird. Und zwar bildet den Mittelpunkt des Gemäldes die kleine Feste Rötteln (in Niederbaden) und deren heldenmüthige Vertheidigung. Der Commandant versucht in der schmachvollen Zeit deutscher Misère in seinem Kreise ein leuchtendes Beispiel zu geben: ist der Kreis klein, so kann doch das Beispiel und die Lehre weithinaus leuchten zur Besserung und Erhebung. Er vertheidigt tapfer die Festung und sprengt sich endlich mit ihr und den stürmenden Franzosen in die Luft. Ob diese That historisch ist, ist mir unbekannt; jedenfalls zeigt sich die Gesinnung des Dichters als eine durchaus ehrenhafte und in ihrem treuen Patriotismus anerkennenswerthe. Dagegen fehlt es ihm an der nothwendigen dramatischen Technik. Er hat in die politischen Welthändel eine romantische Liebesgeschichte verwoben; aber die Scenen folgen sich, ohne sich nothwendig zu bedingen, d. h. die Handlungen werden nicht immer genügend motivirt. Vorzügliche Aufmerksamkeit wird aber der Verfasser auch auf die äußere Form, insbesondere auch auf das Metrische zu wenden haben. Schon die sehr oft vorkommende weitgehende Anwendung von Anapästen wie:

Nicht! sagst du? So liebst du einen andern denn —
Sein Herz ist edel, sein Wort ein heil'ger Schwur —
Daß er die Mutter Rosa's und ihren Bruder —

oder gar

Vergiftet! Rosa vergiftet! Ihr eigen Kind —

sind bedenklich; aber Verse wie:

Sie haben unrecht, der Trank gibt frisches Leben —
Die Sonne scheint so bleich und düster — auf zuckt's —
Wie einst dadrüben im bastischen Sanct-Jakob —

fallen ganz aus dem iambischen Rhythmus heraus.

August Hennebergen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gustav's vom See neuer Doppelroman.

Gustav vom See gehört zu den beliebtesten neuen Erzählern. Die gediegene Grundlage seiner Erfindungen, die ungezwungene und lebhafte Darstellung, die Freiheit von allen tendenziösen und hypergeistreichen Prätensionen machen seine Romane zu einer willkommenen Lektüre. Daß er zum geschichtlichen Hintergrund derselben meistens die großen Epochen der neuern deutschen Geschichte wählt, den Siebenjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, zeugt für den richtigen Takt des Romanschriftstellers, der vorzugsweise ein Culturgemälde derjenigen Zeiten entrollen soll, für welche die Gegenwart noch eine sympathische Theilnahme hegt. Dies gilt auch von seinem neuen Doppelroman:

1. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von H. Markgraf. Neunzehnter Jahrgang. Neunzehnter bis einundzwanzigster Band: Gräfin und Marquise. Roman von Gustav vom See. Drei Theile. Wien, Markgraf. 1864. 16. 1 Thlr.
2. Ost und West. Von Gustav vom See. Des Romans „Gräfin und Marquise" zweite Abtheilung. Vier Theile. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 2 Thlr.

Wie man auch denken mag über die kühnen Züge Schill's und des Herzogs von Braunschweig — sie waren doch mehr als bloße Abenteuer: sie waren lebendige unwiderlegbare Manifestationen, daß in der deutschen Nation die Widerstandsfähigkeit keineswegs vernichtet worden, daß vielmehr unter dem zerbröckelten Wuste einer überwundenen Zeit junges zukunftverheißendes Leben sich regte. Der wankend gewordene Glaube unsers Volks an sich selbst fand in diesen verwegenen Reiterthaten neue Kräftigung, und wie das ferne Blitzleuchten vor dem hereinbrechenden Gewittersturme, so gingen sie der großartigen Erhebung des Jahres 1813 als die Vorzeichen der bedeutsamen Dinge, die da kommen sollten, voran. Nicht für eine Chimäre floß das edle deutsche Blut in jenen Kämpfen, sondern sie bereiten als die Vorpostengefechte der glorreichen Tage von der Katzbach und von Leipzig die Befreiung des Vaterlandes vor. Das rief allen denen, welche die nationale Begeisterung zu den Fahnen Schill's und des Braunschweigers führte, eine innere Stimme zu, und diese war so mächtig, daß selbst ganz besonnene und praktische Naturen ihr nicht zu widerstehen vermochten. Große Zeiten erregen die Gemüther, daß alles Philisterhafte, Triviale und Engherzige vor ihnen weicht; wo die höchsten Güter der Menschheit in Frage kommen, da schweigen die kleinlichen Sorgen des Tags: es ist eben die Zeit der Krämer und Schreiber vorüber und die Tage der Helden sind gekommen. So wurde Walther Rhoneck, eine nichts weniger als abenteuerlich gestimmte, in ihren tiefsten Regungen höchst friedsam angelegte, echt schlesische Natur, durch die Zeit zum Helden zunächst zum Helden vorliegenden Romans von Gustav vom See, welcher den Leser sofort in die Schrecknisse eines erbitterten Kampfs führt und eine blutige Episode aus dem Rachezuge der Braunschweiger durch das napoleonisirte Deutschland schildert. Vorbei war die stählerne Windsbraut des kühnen Herzogs gebraust, ihre zerschmetterten Opfer hinter sich lassend und im traulichen Apothekerhause eines Harzdorfs finden wir Rhoneck als Schwerverwundeten, zugleich als Retter eines schönen französischen Mädchens, das unter der Obhut des alten Monsieur Viorne in dem erwähnten Dorfe als ein Opfer von Familienintriguen ganz zurückgezogen lebte. Meister Viorne hatte im Getümmel des Kampfes den Tod gefunden und sein Schützling Margot würde ein gleiches Geschick erlitten haben, wenn Rhoneck nicht ihr Schirmengel geworden; so kam sie mit einem gebrochenen Arme davon. Der würdige Apotheker

und ſein biederer Freund, der Eiſenhammerbeſitzer Wehring aus Fichtenau — prächtige grunddeutſche Volkstypen — berathen nun, wie ſie den jungen Offizier vor den franzöſiſchen Spionen verbergen und der ganz verwaiſten Margot ein friedliches Aſyl verſchaffen können, und beſchließen, daß Wehring, der Kinderloſe, beide nach Fichtenau nehmen ſolle, wo Rhoneck als Inſpector ſeines Eiſenhammers fungiren, Margot der Hausfrau als deren entfernte Verwandte eine Stütze ſein möge. Mit der Ausführung dieſes Plans beginnt ein reizendes und überaus anmuthiges Idyll in dem romantiſchen Thale Fichtenau: Margot und Rhoneck genießen dort ein Leben reinſten menſchlichen Zuſammenſeins und beſchaulichen Friedens; er, der Lehrer des lieblichen Kindes; ſie, ſeine geiſt- und gemüthvolle dankbare Schülerin. Der Autor hat über dieſes Stilleben inmitten rauher Kriegsſtürme den Zauber inniger Poeſie gehaucht und die keimende Liebe zwiſchen dieſen reingeſtimmten Seelen mit einer ſolchen Zartheit geſchildert, daß man ſich mit vollſter Befriedigung dem Eindruck dieſer meiſterhaften Darſtellung hingibt. Nicht lange indeß ſollte das Idyll zu Fichtenau dauern: frankoweſtfäliſche Huſaren dringen auf der Jagd nach verſprengten Braunſchweigern in das trauliche Gehege; der ſcharfe Blick des commandirenden Lieutenants entdeckt ſehr bald in dem Wehring'ſchen Inſpector den braunſchweigiſchen Offizier, und Rhoneck's Verhängniß ſcheint ſich erfüllen zu wollen. Da erkennen ſich bei einer anmuthigen Begegnung in duftender Laube der franzöſiſche Lieutenant und Margot als Geſchwiſter, und was keine noch ſo lockende Ausſicht auf Ehre und Geld vermocht hätte, gelingt dem Liebesworte der bittenden Schweſter: Rhoneck erhält ſeine Freiheit wieder und die Huſaren ziehen von dannen.

Wie war Margot aus der franzöſiſchen Heimat in den Harz verſchlagen worden? Durch ein großes Verbrechen; ihre unnatürliche Mutter hatte, um dem einzigen Sohne das Familienvermögen ungeſchmälert überlaſſen zu können, weil nur dadurch das äußere Anſehen ihres alten Hauſes erhalten werden konnte, den ſchwachen Vater Margot's dahin beſtimmt, daß er die Tochter unter der Obhut des alten Viorne nach Deutſchland ſchickte, damit ſie ſo, zwar ohne Noth, aber in Unklarheit über ihre Verhältniſſe und alles deſſen beraubt, was ihr durch ihre Geburt zukam, das Erbrecht des Familienſtammhalters nicht länger ſtöre. Doch im einfachen Hauſe des ſchlichten deutſchen Bauern fand Margot, was ihr aller Glanz ihrer pariſer Salons nicht gegönnt hätte: das Herz einer zärtlichen Mutter und die ſchirmende Hand eines treuen Vaters, ja ſelbſt die Roſen der Liebe ſollten ihr erblühen, und wenn ſie mit Rhoneck ſelig durch die heilige Stille der Natur wandelte, mochte der Begegnende in ihnen kaum etwas anderes als ein bräutliches Paar erblicken. Aber Rhoneck glaubte nicht an die Bruderrechte des ſchmucken franzöſiſchen Offiziers, und während Margot ihr tiefinnerſtes Empfinden angſtvoll in ihr Herz verſchloß und vor eitel Bewunderung, welche ihr die Kenntniſſe ihres beredten Lehrers einflößten, das Wort der Liebe für ihn nicht fand, zweifelte dieſer an ihrem Gefühle für ihn und drängte auch ſeinerſeits ſeine Neigung für Margot gewaltſam in die Bruſt zurück. So traf ihn ein Brief des Jugendfreundes Baron Alfred aus Schleſien, der ihm die Inſpectorſtelle auf den Gütern ſeines gräflichen Oheims antrug; Rhoneck war von Beruf und aus Neigung ein tüchtiger Landwirth. Dieſer Antrag gab ihm die langerſehnte Gelegenheit, ſeiner geliebten Mutter die Tage des Alters zu verſüßen und mit ihr gemeinſam ein ſtilles Heimweſen zu führen. Margot verſteht ja, ſo wähnte er, die Sprache ſeines Herzens nicht; da galt es kein langes Beſinnen, und ſein Schritt wandte ſich der ſchleſiſchen Heimat zu. Und Margot? Als ſie den Freund nicht mehr an ihrer Seite ſah, als keine der ſchönen Stunden wiederkehrte, die ſie an ſeiner Hand genoſſen, da fand ihr Herz die Sprache der Liebe; aber es waren auch diesmal Worte nicht, ſondern Thränen, Thränen eines unverſtandenen, tiefverwundeten Gemüths. Der Autor malt hier in einfachen und ungeſuchten, aber um ſo lebenswärmern Farben, wie denn überhaupt dieſe Margot ein ſo holdes Geſchöpf iſt, wie nur eines voll Unſchuld und Liebe von der Phantaſie eines begabten Dichters geſchaffen wurde. Laſſen wir inzwiſchen Margot dem tröſtenden Mitgefühl ihrer trefflichen Pflegeältern und folgen wir Rhoneck in das Land der „Felsfreſſer" und der „Summerkindel".

Das war ein wunderlicher Herr, dieſer oberſchleſiſche Graf und neue Gebieter unſers Rhoneck: verſchwenderiſch und geizig, hoch vornehm und niedrig gemein, herriſch und beherrſcht, kalt und jäh, voll Berechnung und doch ohne Maß, roh und geleckt, voll Launen aber ohne Grundſatz; neben ihm Comteſſe Hedwig, ſeine ſchöne vornehme Tochter: eine von Capricen, geiſtreichen Gelüſten und kosmopolitiſchen Anwandlungen hin- und hergezerrte ſtolze, allem Großen zugewandte und doch in allerlei Kleinweſen befangene Mädchengeſtalt; zwei Perſönlichkeiten voll Widerſpruch und Gegenſatz, einem und demſelben Boden entwachſen — die eine wie die ſteife Sonnenblume, die andere wie die prächtige weiße Roſe — ein echter oberſchleſiſcher Bojar, menſchlich gemildert durch den edeln, wenn auch capriciöſen Geiſt der jugendlichen Tochter. Wahrlich, nur der Zuſpruch der geliebten Mutter und die redliche Freundſchaft Alfred's vermochten Rhoneck's anfängliches Verhältniß zu und zwiſchen dieſen beiden Perſonen erträglich zu geſtalten und es bedurfte der vollen Hingabe an ſeinen Beruf, um auf dem neuen Boden ſeiner Thätigkeit ſtandhaft zu bleiben. Sein feſtes mannhaftes Weſen belohnte ſich aber; was er irgend für einen Menſchen, noch dazu für einen ihm untergebenen Menſchen an Hochachtung zu empfinden vermochte, das empfand der Graf für Rhoneck, ſodaß dieſer völlig freie Hand in Sachen der Güterverwaltung und Bewirthſchaftung erhielt. Und die Gräfin? Wie ſich das Verhältniß dieſer zu dem Inſpector ihres Vaters entwickelte, wie ohne jede directe Form dieſer auch der vornehmen Bojarentochter Lehrer und Förderer wurde, wie neben der mannhaften, ſichern, geſunden und gründlich gebildeten Natur Rhoneck's all die

angewucherten Klettenranken des Vorurtheils, der Eitelkeit, der Selbstgerechtheit und des Geistreichscheinens von Hedwig's edler Seele abfallend und sie mehr und mehr ein begehrenswerthes, köstliches Frauenbild wurde, dem zuletzt auch Rhoneck's Herz nicht mehr zu widerstehen vermag, sodaß ein leidenschaftliches, fast dämonisches Wesen beider sich bemächtigt; wie endlich Margot's sanfter Stern durch diese Wirrnisse heilverkündend hindurchleuchtet und als reife Frucht der gegenseitigen Erkenntniß ein über Freundschaftsbund die vornehme Magnatentochter und den schlichten Sohn des Volks eint — dies hier selbst nur zu registriren, würde das Maß des gestatteten Raums weit überschreiten, weil in diesen Entwickelungen eine Fülle der trefflichsten Gedanken, anziehendsten Begebenheiten und Episoden, exquisiten Charakterzeichnungen und gelungenen Schilderungen von Zeit, Land und Leuten zu Tage tritt. Der Autor glänzt darin ganz besonders durch die von erfahrungsvoller Menschenkenntniß dictirten psychologischen Schilderungen, sowie durch das feine Geschick, mit welchem er all diese mannichfachen und widerstreitenden Factoren unter ein klares künstlerisches Princip und in eine durchweg edle Form gebracht hat. Dabei bewegt sich seine durchaus dem Höchsten zugewandte Muse überall auf dem festen Boden des Selbsterlebten und Selbstgeprüften, und die sehr gelungenen Schilderungen ebenso des harzerischen Dorf- und Hüttenwesens, als der eigenthümlichen ländlichen Verhältnisse Oberschlesiens unmittelbar nach dem Unglücksjahre 1806 haben bleibenden culturgeschichtlichen Werth, wie denn der wissenschaftliche und philosophische Reichthum dieses Romans ihn weit über das Niveau der gewöhnlichen selbst bessern Erzählungsliteratur erhebt. Doch um den Inhalt des vorliegenden Romans als treuer Referent andeutungsweise abzuschließen, darf ich nicht vergessen, noch zu berichten, daß Margot, die Schweigsame, die ihre Liebe zu Rhoneck tief verhüllt und von dessen Gefühl für sie nichts ahnt, plötzlich von ihren Aeltern, halb aus Gewissensnoth, halb wegen des Wegfalls der Motive ihrer frühern unnatürlichen Handlungsweise nach Paris zurückgeführt wird, daß aus dem schüchternen Heideröschen eine gefeierte und umschwärmte Marquise sich entpuppt, daß der Herzog von Villeroi das reizende Kind vergeblich zu gewinnen trachtet und daß das arme Mädchen nur in der Liebe ihres Bruders Raoul Trost und Schutz findet inmitten all der feindseligen Angriffe, welche Vorurtheil, Prunksucht und Rangstolz gegen ihr schmerzbewegtes Herz unternehmen.

So endet unser Roman nicht sowol mit einem Abschlusse, als vielmehr mit einer Aussicht, welche ein Mehreres von den Schicksalen der liebenswürdigen Menschen dieser Erzählung verspricht, ein Versprechen, welchem in anmuthigster Weise genügt wird durch „Ost und West" (Nr. 2). Der Titel dieser Fortsetzung ist trefflich gewählt: denn in der That handelt es sich darin ebenso um die Zukunft des im schlesischen Osten weilenden Rhoneck und seiner gräflichen Freundin, wie der im Westen auf den glatten Parkets von Seine-Babel trauernden Margot und hres ritterlichen Bruders, als um den ungeheuern Kampf, welchen der Osten und der Westen miteinander ausfochten und dessen letzte gewaltige Zuckungen vor Paris ihren Abschluß fanden. Zunächst ist es der Osten, durch dessen Steppen und Eisfelder uns der Autor auf flüchtigen Schlitten führt. In Petersburg finden wir Hedwig mit ihrem Vater wieder, den ein russischer kinderloser Verwandter zum Erben einsetzen will und zu diesem Zwecke nach der großen Zarenstadt beschieden hat. In höchst charakteristischer Lebendigkeit entfaltet der Autor hier das vornehme Russenthum jener Tage unmittelbar vor dem Riesenbrande Moskaus; es kommt dabei im Grunde dasselbe übertünchte Barbarenthum zum Vorschein wie noch heutzutage, allein der Kalmück ist doch noch unverschminkter vorhanden, die französische Salontünche noch ziemlich dünn aufgestrichen. Fürst Boridow, der Vetter unsers oberschlesischen Grafen, ist eine köstliche Verkörperung jenes befrackten und besternten Moskowiterthums: nämlich Asiate durch und durch und äußerlich feiner Pariser, soweit die ihm innewohnende Brutalität nicht die zarten Manschetten zerfetzt, auf den Boden wirft und mit den Füßen darauf herumtrampelt. Halb und halb beherrscht durch seine Maitresse oder vielmehr durch die Gewohnheit, welche ihn an diese Pflegerin seiner Launen und seiner Entnervung fesselt, sieht Boridow in Hedwig das erste vollendete edle Weib, und sein nur an die knechtische Vergötterung niederer Sklavinnen oder an den blasirten Parfum feiler Koketten gewöhntes Herz entzündet sich in wilder Leidenschaft zu der schönen Deutschen. Ueberhaupt erregt die stolze Gräfin die Gemüther der petersburger vornehmen Männerwelt in hohem Grade, und man wirbt schließlich mit Pulver und Blei um ihre Huld.

Inzwischen ergießt Frankreich seine und der halben Welt Legionen über die russischen Steppen und Heiden; Moskaus Flammenglut loht gen Himmel und die Tage der Beresina werfen Tod und Verderben in die erstarrten Reihen der Helden von Abukir und Marengo. Inzwischen hielt Boridow Hedwig und ihren Vater auf seinen Gütern hinter Moskau in förmlicher Gefangenschaft. Aber der gute Engel der gefährdeten Deutschen blieb nicht fern; zunächst liegt er freilich als schwerverwundeter und fieberkranker französischer Offizier in der stillen Kammer eines treuen Dieners der Gräfin; aber Hedwig's Liebe bannt den Dämon der Krankheit und des Todes, und mit einem kühnen Wagnisse entfliehen beide dem Tigerkäfige des russischen Knäs und langen eines schönen Tags in der schlesischen Heimat der Gräfin an, wo Rhoneck die Güter seines Gebieters in treuer Obhut hatte und in dem französischen Offizier und baldigen Gatten Hedwig's Raoul, den Bruder seiner Margot, erkannte. Nun fiel von manchem Geheimniß der Schleier, und auch der alte Graf, Hedwig's Vater, entkam der Rache seines würdigen russischen Vetters, wohl oder übel den Bund seiner Tochter mit einem der verhaßten Franzosen segnend: wurde sie doch eine Marquise und war doch mindestens eine Mesalliance glücklich vermieden. Die Tage der Erlösung brachen an, und nach den zahlreichen Siegen der deutschen Tapferkeit zog auch Rhoneck in Paris ein. Was sie im

stillen Fichtenau ihm zu sagen nicht vermochte, das bekannten ihm jetzt Margot's bebende Lippen, die selige Gewißheit unwandelbarer Liebe. So herrschte Befriedigung und Glück in Ost und West; nur der Graf vermochte einige Uebellaune nicht ganz zu unterdrücken, daß nun doch schließlich der Makel einer Mesalliance seiner Familie nicht völlig erspart geblieben war.

Der Leser wird aus diesem kurzen Abrisse der zweiten Abtheilung des vorliegenden Romans ersehen, daß sie einen nicht minder reichen Inhalt als die erste enthält und daß die Künstlerschaft des Autors das bunte Material an Begebenheiten, Charakteren, Raisonnements und Schilderei überall in die lebendigste Zusammenwirkung gebracht und zu dichterischer Harmonie verschmolzen hat. Obschon ich durchaus nicht mit allen Ansichten und Behauptungen dieses geistvollen Werks mich einverstanden erklären kann, so bietet es doch eine solche Fülle von glücklichen Beobachtungen, treffenden Gedanken und objectiven Darstellungen, daß sich niemand von ihm trennen wird, ohne neben fesselnder Unterhaltung auf das lebhafteste geistig angeregt und vielfach belehrt worden zu sein.

Der Verfasser dieser Besprechung betont dies um so wärmer, als er die „Wogen des Lebens" von Gustav vom See in Nr. 52 d. Bl. f. 1863 nicht ohne ernsten Tadel zu beurtheilen vermochte: diese waren eben die Verirrung eines begabten Geistes, während die beiden Romane „Gräfin und Marquise" und „Ost und West" durchaus reiche und gesunde Früchte eines kernigen Baums sind und den unzweideutigen Stempel echter Dichterkraft an sich tragen.

Hermann von Sequignolles.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Von Karl Gutzkow, der sich gegenwärtig in Vevay am Genfersee befindet, laufen günstige Nachrichten ein. Am 17. März, seinem Geburtstage, brachten ihm die dortigen Deutschen in der Nacht ein Männergesangständchen, das mit dem Liede begann: „Wie könnt' ich dein vergessen." Gutzkow sprach, noch ehe sich die Sänger entfernt hatten, aus offenem Fenster Worte des Dankes. Der Autor, dem so herzliche Anhänglichkeit der Volksgenossen eine hochzuschätzende Ermuthigung ist, hat seit kurzer Zeit auch wieder die geschäftliche Correspondenz mit seiner Verlagsbuchhandlung eröffnet und spricht sich über alle Angelegenheiten mit vollkommener Klarheit und Ruhe aus. Am erfreulichsten ist die Nachricht, daß er während seines Aufenthalts am Genfersee bereits einen neuen Band seines historischen, im Reformationszeitalter spielenden Romans vollendet hat, ein Werk, auf welches wir mit um so größerm Rechte gespannt sind, als es der erste historische Roman aus Gutzkow's Feder ist. Bekanntlich hat der Verfasser zu dieser Arbeit die umfassendsten Detailstudien gemacht, sodaß das culturgeschichtliche Colorit gewiß von großer Lebendigkeit und Treue sein wird. Welche Schärfe, Feinspürigkeit und Vielseitigkeit Gutzkow in der Charakteristik der verschiedenen religiösen Richtungen und ihrer theologischen Reflexerscheinungen besitzt, das hat er auf dem Gebiete der protestantischen Kirche in den „Rittern vom Geist", auf dem der katholischen im „Zauberer von Rom" hinlänglich bewiesen. Wir dürfen daher auch von dem neuen Roman eine ebenso treffende und fein nuancirte Charakteristik der verschiedenen sich bekämpfenden Richtungen in dem so bewegten Reformationszeitalter auf historischer Grundlage erwarten.

Aus Breslau läuft inzwischen die Nachricht von dem Tode Neigebaur's ein, welcher auch unsern Blättern manche Mittheilung, namentlich über literarische Bestrebungen Italiens, hat zukommen lassen. Johann Daniel Ferdinand Neigebaur starb nach einer längern Krankheit, welche ihn das erste mal von seiner regelmäßigen italienischen Winterreise zurückhielt, in Breslau am 22. März. Er war als Sohn des Pastors Neugebauer in Dittmannsdorf im frankensteiner Kreise am 24. Juni 1783 geboren und hatte später den Schriftstellernamen Neigebaur angenommen, um sich von den zahlreichen Namensgenossen zu unterscheiden. Er studirte in Königsberg und schlug später die juristische Carrière ein. Im Jahre 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee, wurde alsbald Landwehrkapitän und in dem Gefecht bei Lauenburg verwundet und gefangen genommen. Er schied mit dem Charakter eines Majors aus der Armee und bekleidete hierauf verschiedene Justizstellen in Westfalen, in Breslau, Fraustadt und Bromberg, bis er 1832 den Abschied nahm und 1843 zum preußischen Generalconsul in der Moldau und Walachei ernannt wurde. Nachdem er 1847 diese Stellung aufgegeben hatte, nahm er seinen festen Wohnsitz in Breslau, obgleich er den größern Theil der Zeit auf Reisen, und namentlich die Wintermonate fast immer in Turin zubrachte. Neigebaur ist einer der productivsten Autoren auf dem Gebiete der Reiseliteratur und der politischen Tendenzschriftstellerei. Griechenland, Italien und Sicilien, die Südslawen, die Moldau und Walachei, Südrußland, über welches er das Werk von Demidow übersetzte, waren die Lieblingsthemata seiner vielgereisten Muse. Namentlich war Neigebaur's Werk über Italien lange Zeit ein so beliebter Fremdenführer, wie jetzt etwa das Werk von Förster. Seine Reiseschriften hatten übrigens durchaus keinen schöngeistigen Anflug und gehörten nicht entfernt in das Gebiet der geistreichen „Spaziergänge und Weltfahrten"; sie waren durchweg sachlich gehalten, reich an statistischen und sonstigen Thatsachen, und theils den praktisch-nationalökonomischen, theils den gelehrt-archäologischen Interessen zugewendet.

Neigebaur darf freilich nicht zu den berühmten Reisenden gerechnet werden, so vieler Menschen Städte er auch gesehen und Sitte gelernt hatte; der Radius des von ihm beschriebenen Kreises war kein großer und erstreckte sich nicht über Europa hinaus. Dafür gehört er zu den rührigsten Reisenden, zu denjenigen, die fast immer unterwegs sind, wie er überhaupt eine der originellsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen deutschen Gelehrtenrepublik war. Er hatte bei seinem Tode das hohe Alter von 83 Jahren fast erreicht, und dennoch sich in den letzten Lebensjahren eine Rüstigkeit bewahrt, welche alle Welt über sein Alter täuschte, um so mehr, als er es ängstlich und mit grundsätzlicher Ausdauer vermied, einen patriarchalischen Eindruck hervorzurufen. Wie er in seinem Gang und in seinen Bewegungen noch frisch und lebendig war und auch geistig von regster und vielseitigster Theilnahme, so suchte er auch in seinem ganzen Wesen alles Greisenhafte sich fern zu halten und ein männliches Gepräge seiner Persönlichkeit zu bewahren. Seine „Freizügigkeit" wuchs womöglich noch in den letzten Jahren. Der Herausgeber d. Bl. erinnert sich, wie noch vor drei Jahren, wenn er sich in der Conditorei von Perini in Breslau mit dem Veteranen der Reiseliteratur zu unterhalten pflegte, dieser dann beiläufig mittheilte, daß er auf einige Zeit verreise. Nach vier Wochen, die in der Ebbe des Alltagslebens rasch zu vergehen pflegen, saß er dann wieder auf seinem alten Platz, in die augsburger „Allgemeine Zeitung" vergraben, und theilte auf Befragen mit, daß er inzwischen in Süditalien gewesen, um der Eröffnung einer neuen Eisenbahn durch Victor Emanuel beizuwohnen. Ein anderes mal traf ihn der Herausgeber bei seiner Rückkehr von Italien auf einem südbairischen Bahnhof; er war auf einer Tour begriffen, um eine

Lücke in seinen Kenntnissen auszufüllen und den Dom in dem bairischen Städchen Memmingen durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Noch im vorigen Jahre, im zweiundachtzigsten seines Lebens, machte Reigebaur eine Reise nach Madrid.

Seine Theilnahme für Italien, die schon immer mit besonderer Vorliebe dem aufstrebenden Piemont zugewendet war, wurde in letzter Zeit eine enthusiastische, seitdem Italien durch die Unternehmungslust Victor Emanuel's, die schlaue und tiefdurchdachte Politik Cavour's und die ritterliche Tapferkeit Garibaldi's aus einem geographischen Begriff ein einheitliches Königreich geworden war. Er verfolgte mit Eifer die Statistik des aufstrebenden Reichs, wie er die neue deutsche und italienische Literatur und Wissenschaft in förderliche Wechselbeziehung zu setzen bemüht war. Seine Revuen über neue italienische Schriften in den „Heidelberger Jahrbüchern", in dem „Serapeum", in welchem er auch seine gründliche Bibliothekskenntniß zu verwerthen wußte, und in d. Bl. sind bekannt, und noch kurz vor seinem Tode sandte er statistische Mittheilungen über das Seewesen Italiens u. s. w. an die Redaction von „Unsere Zeit" ein. Reigebaur war nicht blos Reisender; er war ein Gelehrter, ein Bibliograph von ausnehmender Bücherkenntniß.

Seinem politischen Glaubensbekenntniß nach war er ein eifriger Anhänger der staatsrechtlichen Gleichheit, des persönlichen Verdienstes und ein ebenso eifriger Gegner des norddeutschen Junkerthums, dem er eine Geringschätzung geistiger Verdienste und wissenschaftlicher Leistungen schuld gab. Er pflegte denselben namentlich mit Vorliebe den italienischen Adel gegenüberzustellen, welcher auch in Wissenschaften und Künsten seinem Volke voranleuchte. Diese seine Antipathie fixirte sich bei ihm in gewissen Formeln und Anekdoten, die ihm im höhern Alter zur stereotypen Belebung des Gesprächs dienten. Doch war diese Antipathie keineswegs von neuestem Datum. Schon im Jahre 1835 hatte er anonym die „Memoiren eines Verstorbenen" herausgegeben und die „Ansichten aus der Cavalierperspective", in denen er sich namentlich in der Hauschronik des schlesischen Adels ausnehmend bewandert zeigte. Alle diese Schriften dienten einer und derselben, meist in anekdotisch prickelnder Form ausgeprägten Tendenz. Noch neuerdings hatte er in gleicher Richtung die Schrift: „Das Junkerthum, wie es entstanden ist und wie weit es uns gebracht hat. Von P." (1863) veröffentlicht. Ebenso brach er eine Lanze mit den kirchlichen Tendenzen ohne alle Principienreiterei, man möchte sagen mehr im pikanten Salonstil, indem er durch Geschichtchen aus der Tagesschronik sein Thema erläuterte, in der Schrift: „Bilder aus der Geschichte der Kirche seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage" (1865). Doch der Hauptnachdruck ist auf seine kosmopolitische Natur und Thätigkeit zu legen. Er war einer der eifrigsten Vermittler zwischen den Nationalitäten, und zwar gerade auf den praktischen Gebieten, und außerdem eine der seltensten Erscheinungen von Rührigkeit und geistiger Frische im hohen Greisenalter.

Briefe von Jakob Grimm.

Im ersten Hefte des jüngst begonnenen elften Jahrgangs der „Germania" von Pfeiffer werden Briefe von Jakob Grimm mitgetheilt, welche an den Herausgeber gerichtet sind. Vorerst sind nur 20 Briefe zum Abdruck gelangt, die übrigen werden in den folgenden Heften erscheinen; auch sind Briefe Jakob Grimm's an Hoffmann von Fallersleben aus den Jahren 1818–42 in Aussicht gestellt. Haben diese Briefe auch zunächst für die Vertreter der verschiedenen Disciplinen, welche Jakob Grimm ins Leben gerufen hat, ausschließlichen Werth, so glauben wir doch, daß alle, welche dem seltenen Manne und seinen Wissenschaftsgebieten in irgendeiner Weise ihre Theilnahme schenken, die hier veröffentlichten Briefe mit wahrem Genusse und gewiß auch nicht ohne Nutzen lesen werden. In doppelter Beziehung läßt der Herausgeber der „Germania", daß seine Mittheilung der Briefe willkommen geheißen werde. „Erstens als Beiträge zu einer Geschichte der deutschen Philologie und der altdeutschen Literatur. Das sind sie durch die Mittheilungen über eigene wie fremde Arbeiten und Pläne und durch eine Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und deren Ausgaben. Zweitens als Beiträge zu einer künftigen Charakteristik des unvergleichlichen Mannes, in dessen Wesen sie tiefe Blicke thun lassen." Ohne Urtheil, ohne Lob und Tadel geht es natürlich auch in diesen Briefen nicht ab; und insofern werden sie dem einen oder dem andern nicht gerade willkommen sein, denn an empfindlichen und eifersüchtigen Seelen ist unter der deutschen Gelehrtenwelt kein Mangel. Der Herausgeber hat alle günstigen und ungünstigen Aeußerungen, auch wenn sie ihn selbst betreffen, unangetastet gelassen, wofern sie nämlich an wissenschaftliche Erscheinungen sich knüpfen und in deren Geleite auftreten. Dagegen hat er alle vereinzelt vorkommenden subjectiven Urtheile, die irgend verletzen könnten, grundsätzlich getilgt und die Lücken durch Striche bezeichnet. „Deren Zahl ist, wie schon Jakob's Charakter und milde Denkungsart erwarten lassen, nicht groß." Jenen Grundsatz können wir nur billigen; es wäre aber alsdann auch rathsam gewesen, ihn streng durchzuführen und weder im Guten noch im Schlimmen irgendeine Ausnahme zu machen. Wenn Pfeiffer einmal von seiner sonst befolgten Weise abgeht und eine Stelle persönlicher Art über einen noch lebenden Fachgenossen, welcher doch nicht so ganz ohne Verdienste ist, stehen läßt, so wird das vielfach verletzen; im Grunde scheint uns eine solche Auszeichnung vor andern weniger eine Strafe als eine Ehre zu sein, und dahin wird Pfeiffer sicher nicht gezielt haben. Grimm's Aeußerung werden wir erst im fünfundzwanzigsten Briefe, also erst nach einem Vierteljahre im zweiten Hefte zu lesen bekommen. Eine gewisse Neugierde werden wir mit vielen theilen und wollen sie nicht ableugnen. Dennoch würden wir die Fortsetzung der Correspondenz mit um so größerer und edlerer Ungeduld ersehnen, wenn wir in Erfahrung bringen sollten, daß sich der Herausgeber inzwischen besonnen und das ohne Zweifel herbe, wenn auch gerechte Urtheil Grimm's lieber zu unterdrücken sich entschlossen habe.

Bibliographie.

Colenfeld, A. v., Die eigene Kraft, der wahre Weg zum Reichthum und zur Größe des Einzelnen und der Nation. Nach dem Englischen mit Parallelen. 12e Lief. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutinger, M., Der gegenwärtige Zustand der deutschen Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von L. Kastner. München, Lentner. 8. 27 Ngr.

Dühring, E., Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre. Berlin, Elchhoff. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1te Abth.: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 15tes und 16tes Bchn.: Schiller's lyrische Gedichte. Erläutert von H. Düntzer. Wenigen-Jena, Hochhausen. à Bchn. 4 Ngr.

Flegler, A., Erinnerungen an Ladislaus v. Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs. Leipzig, C. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Grimm, A. T. v., Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland. 2 Bde. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Thlr.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von J. Karsten. Stuttgart, Roth. 8. 20 Ngr.

Johannes Kepler, der große Astronom Deutschlands, in seinem Leben, Wirken und Leiden. Wien, Pariseben. 8. 10 Ngr.

Kohl, J. G., Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mannhardt, W., Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. 2te vermehrte Aufl. Danzig, Ziemssen. Gr. 8. 20 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Akademische Denkreden. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Montalembert, Graf, Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Brixen, Theolog. Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.

Schulz, F., Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Stephens, Mrs. Ann S., Der Engel der Grenze. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

— — Myra oder die Pflegetochter. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Wenig, J. B., Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Erste Abtheilung: Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt. In vier Theilen.

Zweite Abtheilung: Bibelurkunden oder Bibeltexte, geschichtlich geordnet und erklärt. In vier Theilen.

Dritte Abtheilung: Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. In einem Theile.

Das Werk wird mit Benutzung der von dem verstorbenen Verfasser hinterlassenen Vorarbeiten durch die tüchtigsten Kräfte (Prof. Dr. Holtzmann in Heidelberg und Prof. Kamphausen in Bonn) zu Ende geführt. Bis jetzt liegt Folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter Halbband 1 Thlr., dritter Halbband 1 Thlr., vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr., siebenter Halbband 26 Ngr., achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr., neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr., neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., vierter Band 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Die erste Abtheilung („Uebersetzung und Erklärung") wird mit dem unter der Presse befindlichen sechsten Halbband noch im Laufe dieses Jahres vollständig werden.

Von der zweiten Abtheilung („Bibelurkunden") soll zunächst der letzte Theil (der achte Band des ganzen Werks) erscheinen, während die beiden vorhergehenden Theile (der sechste und siebente Band) sich ebenfalls bereits in Bearbeitung befinden.

Der die dritte Abtheilung („Bibelgeschichte") bildende neunte Band ist Ende 1865 ausgegeben worden und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu", auch in einer Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) erschienen.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerke liegen also gegenwärtig fünf vollständig vor, ein sechster ist zur Hälfte erschienen und wird gleich einem siebenten noch im Laufe dieses Jahres vollständig, während die dann noch fehlenden zwei Bände voraussichtlich nächstes Jahr ausgegeben werden können, sodaß Ende 1867 Bunsen's Bibelwerk vollendet sein wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Johann Peter Uz
an einen Freund,
aus den Jahren 1753—82.

Herausgegeben von August Henneberger.

8. Geh. 20 Ngr.

Diese Briefe des Dichters Uz verbreiten sich hauptsächlich über neue literarische Erscheinungen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und haben um so größeres Interesse, als die gleichzeitigen Quellen über jene vorclassische Periode der deutschen Literatur, über die sogenannten Anakreontiker, bekanntlich nur sehr spärlich fließen. Die Einleitung und die erläuternden Anmerkungen, womit der Herausgeber die auch culturhistorisch wichtigen Briefe begleitet hat, werden namentlich nicht fachwissenschaftlichen Lesern willkommen sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Neue wohlfeile Ausgabe in 10 Lieferungen zu je 12 Ngr.

Erste Lieferung:

Wilhelm Tell; Prinzessin Eboli; Max Piccolomini; Maria Stuart; Karl Moor.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltet die Verlagshandlung die hiermit beginnende neue Ausgabe in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 12 Ngr. für jede Lieferung. Allen Verehrern Schiller's ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, des Dichters würdige Illustration der Schiller'schen Werke sich anzuschaffen. Jede der 10 Lieferungen enthält 5 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

Die erste Lieferung, in der sich auch ein ausführlicher Prospect befindet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde

zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Erster Band, erstes Heft. Mit einer grossen Karte von Senegambien.

Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Die Zeitschrift erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit öfterer Beigabe interessanter Karten.

Ein ausführlicher Prospect steht gratis zu Diensten.

Von der

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde sind die Bände I—VI und Neue Folge I—XV (1853) von jetzt ab zusammen genommen zum ermässigten Preise von 1 Thlr. pro Band und einzeln zu 1 Thlr. 10 Sgr. zu beziehen.

Der Preis der Bände XVI—XIX der Neuen Folge bleibt wie bisher à 2 Thlr. 20 Sgr.

Ferner erschien als Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde:

Koner, W., Heinrich Barth. Vortrag, gehalten in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Januar 1866. Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 15. — 12. April 1866.

Inhalt: „Hellas und Rom" von Moritz Carriere. Von Rudolf Gottſchall. — Skizzen und Bilder von Stadt und Land. Von Otto Speyer. — Das deutſche Drama der Gegenwart. Von August Henneberger. Zweiter Artikel. (Beſchluß.) — Unterhaltungslektüre. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

„Hellas und Rom" von Moritz Carriere.

Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit. Von Moritz Carriere. Zweiter Band. Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunſt. Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Neben der wiſſenſchaftlichen Detailforſchung, welche die Schätze vergangener Zeiten und Literaturen zu erſchließen ſucht, macht ſich in Deutſchland ein, von der Fachgelehrſamkeit oft gering geſchätzter, aber deshalb nicht minder wiſſenſchaftlicher Zug geltend, für die Reſultate dieſer Studien allgemeinere Geſichtspunkte zu gewinnen und aus denſelben das Facit für die Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit zu ziehen. In Deutſchland mögen Herder's „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" für das tonangebende Werk auf dieſem Gebiete gelten, der warme Hauch idealer Auffaſſung beſeelte ſie, der Glaube an den Fortſchritt der Menſchheit war die begeiſternde Muſe des Autors. So ſuchte er den bewegenden Gedanken der einzelnen Zeitalter nachzuweiſen, den innern Kern aus der Schale der äußern Begebenheiten herauszuſchälen, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Epochen für die Fortentwickelung des Menſchengeſchlechts zu prüfen. Es geſchah dies, trotz des ſchwunghaften Stils, in durchaus ſachlicher Weiſe, indem in die Geſchichte nichts hineingetragen wurde, ſondern ihre Thatſachen wie einzelne Poſten zu einer geiſtigen Summe zuſammenaddirt wurden. Einen weitern Fortſchritt bezeichnet die Hegel'ſche Geſchichtsphiloſophie durch die präciſe, oft aber ſchon zur Formel verſteinerte Faſſung für die geiſtige Bedeutung der Volksgeiſter und Zeitepochen. Bei einem Theil der Schüler artete ſie indeß in einen hohlen Formalismus aus, welcher namentlich das trichotomiſche Schema in einer unerlaubten und verſtandeswidrigen Weiſe den geſchichtsphiloſophiſchen Betrachtungen zu Grunde legte und die Weltgeſchichte nolens volens unter das kaudiniſche Joch der logiſchen Dreieinigkeit beugte. Gegen dieſen Schematismus, deſſen Conſtructionen oft geradezu ins Lächerliche ausfielen, machte ſich alsbald eine geſunde Reaction geltend, welche freilich zuletzt das Kind mit dem Bade ausſchüttete, nichts gelten ließ als die Thatſache, wie ſie die kritiſche Quellenforſchung ans Licht geſtellt, die Gelehrſamkeit nur in der Specialität ſuchte, alle auf allgemeinere Standpunkte hinarbeitenden Beſtrebungen als müßige Speculationen verdammte. An die Stelle der philoſophiſchen Formel tritt dann freilich ebenſo oft die philologiſche Conjectur oder die ſogenannte hiſtoriſche Kritik, bei der es in der Regel ohne ſehr gewagte Hypotheſen nicht abgeht. Doch dieſe Abzäunung der einzelnen Fächer macht zuletzt aus der Wiſſenſchaft ein pennſylvaniſches Gefängniß mit lauter Iſolirzellen. Man muß zur Einſicht zurückkehren, daß nur in der Erhebung zu allgemeinen Geſichtspunkten der wahre Aufſchwung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes beſteht.

Auch die Geſchichte der Kunſt iſt bisjetzt faſt immer als eine Geſchichte der Künſte behandelt worden: ein Standpunkt, der auch da überwog, wo ſie genereller erfaßt wurde, indem man die Kunſt auch da zu iſoliren ſuchte und von den allgemeinen Culturzuſammenhängen möglichſt loslöſte. Den innern Zuſammenhang nachzuweiſen, der zwiſchen der Entwickelung der einzelnen Künſte in ihrem gegenſeitigen Verhältniß, der zwiſchen der Kunſt und dem nationalen Geiſt beſteht, die Kunſt als einen weſentlichen Factor der Cultur und als einen Träger des idealen Entwickelungsganges der Menſchheit zu erkennen, wurde in der Regel verſäumt. Dieſe Aufgabe aber hat ſich das obengenannte neue Werk des münchener Aeſthetikers geſtellt.

Der erſte Band dieſes Werks, welcher die Kunſt in den aſiatiſchen Ländern und Aegypten behandelt, iſt bereits in Nr. 34 d. Bl. f. 1863 beſprochen worden, wo auch über den allgemeinen Standpunkt deſſelben eingehende Betrachtungen angeſtellt wurden. Wir glauben den letztern am beſten ſo zu bezeichnen, daß Carriere die Kunſtgeſchichte in dem Geiſte behandeln will, in welchem Herder in ſeinen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" die Weltgeſchichte behandelt hat. Carriere ſelbſt ſagt in dem Vorwort:

Gleich dem frühern Bande dieſes Werks, der die Anfänge der Cultur und den Orient behandelt, hat auch dieſer den

doppelten Zweck, einmal die gesicherten Ergebnisse der Forschung für einen weitern Kreis allgemeiner Bildung klar und lebendig darzustellen, dann aber auch die Kenner der Einzelgebiete einen Blick auf das Ganze, auf den Zusammenklang des Mannichfaltigen und die Gesetze seines Werdens und Sichgestaltens werfen zu lassen, zu erproben, wie weit es gelinge, das Bild eines geistigen Kosmos zu zeichnen. Das Ganze läßt sich wol auch eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik nennen, sodaß vorzugsweise die Idee des Schönen, die Kunst betont, aber diese stets in organischer Verbindung mit Staat und Religion betrachtet wird, wodurch ihre mannichfaltigen Formen als der naturgemäße Ausdruck eigenthümlichen Gehalts und bestimmter Gedanken erscheinen.

Die Schwierigkeit des so gestellten Themas liegt nun hauptsächlich darin, den allgemeinen geistigen Zusammenklang hinzustellen, ohne eins der mitwirkenden Elemente ungebührlich zu bevorzugen oder zurückzusetzen. Der Autor muß sich die Frage vorlegen, wie weit er in der Darstellung der einzelnen Künste in das Detail gehen darf, ohne sich darin zu verlieren, wie weit er den Gang der politischen Geschichte oder die Entwickelung der religiösen Vorstellungen zu verfolgen hat, ohne damit die Kunst aus dem ihr von Haus aus angewiesenen Mittelpunkte des Werks herauszurücken. Dennoch werden sich kaum allgemein gültige Maßstäbe hierfür finden lassen. Es kommt alles zuletzt auf den richtigen Takt des Autors an, welcher keine Grenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Gebieten aufkommen läßt. Diesen Takt hat Carriere meistens bewährt. Es gehört dazu eine gewisse künstlerische Inspiration, für welche sich das Wesentliche und Unwesentliche von selbst scheidet.

Werken, welche, wie das vorliegende, allgemeine Resultate der einzelnen Wissenschaften in geschmackvoller Form darlegen, wird leicht der Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht, um so mehr, wenn sie nicht mit Citaten gespickt sind und wenn den Citaten die bei gelehrten Schriften übliche Genauigkeit der Angabe fehlt. Man ist geneigt, eine derartige Behandlung für schöngeistige Verwässerung zu halten und fragt sich, was man denn aus einer solchen Schrift Neues lerne? Es seien ja nur bekannte Thatsachen mit formeller Eleganz eingekleidet, es sei nur ein für den populären Bedarf zugerichteter wissenschaftlicher Extract, parfumirt mit einigen wohlriechenden Tropfen aus dem modernen Espritfläschlein.

Wenn man unter Lernen nur die Aneignung neuer Daten und Thatsachen versteht, nur die Erweiterung der Kenntnisse in der Richtung des Details, so kann man freilich aus dem Werke von Carriere sowenig Neues lernen, wie aus Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" oder aus Humboldt's „Kosmos". Wir schätzen gewiß diese Einzelkenntnisse nicht gering, der Reichthum an denselben ist die nothwendige Voraussetzung zur Gestaltung begründeter Gesammtanschauungen; aber sie bleiben unfruchtbar, solange sie eben wie todtes Material daliegen, nicht lebendig gemacht werden in wissenschaftlicher Architektonik, in bedeutsamen Perspectiven. Ebenso wenig nehmen Werke wie das von Carriere einen vorwiegend kritischen Standpunkt ein. Das Wesen der Kritik ist die Analyse, das Wesen der Carriere'schen Schrift die Synthese, indem sie uns lehrt, die Geschichte selbst als ein harmonisches Ganzes zu erfassen. So darf auch an dieses Werk nicht der Maßstab der Gründlichkeit angelegt werden in dem Sinne, wie man ihn wol an eine Specialgeschichte anlegen kann, daß nämlich der Stoff bis in seine subtilsten Elemente hinein erschöpft sei, sondern das Verdienst der Gründlichkeit kann hier nur die Bedeutung haben, daß keine allgemeine Behauptung haltlos in der Luft schwebe, sondern daß alle durch die Thatsachen begründet werden, deren Detail der Autor vollkommen beherrschen muß, ohne uns davon eine für seine Zwecke überflüssige Rechenschaft zu geben. Wo aber gerade eine einzelne, selbst minder bekannte Thatsache auf die allgemeinen Gedankengänge ein entscheidendes Licht wirft, da muß sie hervorgehoben werden, wie dies auch bei Carriere oft der Fall ist und wodurch zugleich der Beweis geliefert wird, daß der Schriftsteller nicht mit allgemeinen Phrasen feuerwerkert, sondern auf einer gediegenen Grundlage weiter baut.

Möge nun das Werk eine Culturgeschichte vom Standpunkte der Kunst oder eine Kunstgeschichte vom culturhistorischen Standpunkt aus sein, man wird immer die Frage aufwerfen können, ob der Kunst ein so vorherrschender Einfluß auf den Entwickelungsgang der Menschheit eingeräumt werden darf? Denn trotz der Verherrlichung, welche namentlich das ältere Schelling'sche System der Kunst zutheil werden ließ, und trotz der bedeutsamen Stellung, die ihr Hegel in seiner Philosophie als einer der Gestalten des absoluten Geistes einräumt, ist die realistische Richtung der Neuzeit allzu geneigt, ihr diese ideale Höhe streitig zu machen und die Kunst, wenn auch als eine Culturpflanze, doch als eine etwas überschüssige zu betrachten, die nicht im freien Felde, sondern nur auf den Mistbeeten der Cultur gedeiht. Gleichwol zeigt gerade die Betrachtung des geschichtlichen Zusammenhangs der Kunst und Cultur, daß die erstere nur als die Blüte der letztern aufgefaßt werden muß, als der Gipfel ihrer Entwickelung.

Dies gilt namentlich von dem Kunstvolke κατ' ἐξοχήν, den Hellenen, mit denen sich der vorliegende zweite Band des Werks in seiner größern Hälfte beschäftigt. Die allgemeine Charakteristik von Land und Volk trägt ein lebenswarmes Colorit zur Schau und ist von einem Hauch der Begeisterung durchweht, der in dem einleitenden Sophokleischen Chorgesang eine angemessene poetische Ouverture findet. Gleichwol müssen wir bekennen, daß für uns die Darstellung des hellenischen Geistes durch Hegel, sowol in seiner „Philosophie der Geschichte", wie in seiner „Aesthetik" und „Religionsphilosophie" unerreichbar bleibt und jedenfalls zu den vorzüglichsten Entwickelungen gehört, die sich in seinen Werken finden. Auch kann der Standpunkt derselben wol im einzelnen erweitert, aber nicht im wesentlichen mehr vertieft werden.

Von den ersten Abschnitten der Carriere'schen Darstellung von Hellas tritt der über Homer in den Vordergrund. In die lichtvolle Schilderung des epischen Dichters ist ungezwungen eine Charakteristik der epischen

Dichtung verwebt, deren große Muſter der Sänger von Chios für alle Zeiten hingeſtellt hat. Das Geſammturtheil Carriere's über denſelben iſt wol in folgender Stelle am prägnanteſten ausgeſprochen:

So haben wir den Boden für Homer bereitet, in welchem wir mit den Griechen den organiſirenden Genius erkennen, der mitten in der lebendigen Fülle des Volksgeſangs, der Heldenlieder und Rhapſodien, mit erhabenem Künſtlergeiſte die beiden Geſtalten erfaßt, in welchen das Hellenenthum nach ſeiner gottfreudigen Jugendlichkeit wie nach ſeiner geiſtvollen Männlichkeit am herrlichſten und reichſten ſich offenbarte, und der ſie zu Mittelpunkten umfaſſender Dichtungen machte, in welche das Bedeutendſte und Schönſte aus der Vorzeit eingehen, an welchen das nachfolgende Geſchlecht erweiternd fortarbeiten konnte. Er erfand den Stoff nicht, aber er bildete ihn künſtleriſch durch, er begründete den Stil nicht, aber er brachte ihn zur Vollendung.

Man wird hier die nähere Beachtung der berühmten Controverſe vermiſſen, welche Schiller zu dem Diſtichon mit den ſehr realiſtiſchen „göttinger Würſten" begeiſtert hat. Auch iſt Carriere öfter der Vorwurf gemacht worden, daß er in ſeinem Werk über Controverſen mit einer gewiſſen Leichtfertigkeit hinweggehe und Fragen, über welche noch sub judice lis est, ohne dieſe Fraglichkeit zu erwähnen, ſehr peremtoriſch aus eigener Machtvollkommenheit entſcheide. Wir müſſen den Autor gegen dieſen Vorwurf in Schutz nehmen. Die Controverſe gehört mit zu jenem gelehrten Apparat, welcher die Phyſiognomie des Werks, wenn er mit aufgenommen würde, ſicher verunſtaltete hätte. Die Controverſe iſt ohne ein Aufrühren trüber Stoffe nicht möglich, wodurch mindeſtens die klare Faſſung verloren ginge. Sie gehört nur in das Atelier eines Autors, der für die gelehrte Welt im engern Sinne des Worts ſchreibt. Man muß annehmen, daß Carriere dieſelbe innerlich abſolvirt und nun nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſich für ſeine Beantwortung der ſtreitigen Frage entſchieden hat. Iſt ein Kritiker anderer Anſicht, ſo mag er ihn deshalb zur Ordnung rufen. Der Streit mag dann wieder in den kritiſchen Zeitſchriften den nöthigen Staub aufwühlen; doch ein Buch wie das Carriere'ſche iſt keine Arena für dergleichen Ringkämpfe.

Die Cykliker werden von Carriere in überſichtlicher Weiſe charakteriſirt. Vielleicht hätte auf die Bedeutung hingewieſen werden können, welche das Verhältniß der cykliſchen Dichter zu Homer für alle Folgezeit gewonnen. Carriere erwähnt allerdings einige cykliſche Verſuche des Mittelalters. Doch die Verſündigung der Cykliker gegen die Grundgeſetze des Epos reicht weit hinein in die poetiſchen Erzählungen der Neuzeit, ja ſelbſt was man an den biographiſchen Memoirenromanen, die auf dem modernſten Literaturmarkte ſo hoch im Curs ſtehen, tadelt, das findet ſich bereits in den Geſängen eines Staſinos und Arktinos. Das Ei der Leda hat ſich ſtets ſo verhängnißvoll für die Epiker bewieſen, wie das Ei des Columbus für die Politiker.

Die Werke des Heſiod unterwirft Carriere einer eingehenden Analyſe, er faßt ſein Endurtheil über dieſelben in den folgenden Worten zuſammen:

Heſiod iſt überall nüchterner und lehrhafter als Homer, und die Werke, wie ſie vorliegen, ſind von ſehr ungleichmäßiger Form, es iſt nicht ſo ſehr der poetiſche Genuß als die Tiefe und Fülle des Gehalts in Bezug auf Religion, Sitte und Lebensweisheit, was ihn uns wichtig macht, die Griechen erfüllen durch ihn den Kreis der epiſchen Poeſie, indem ſie dem Epos der That auch das des Gedankens oder der Betrachtung hinzufügen.

Die Abſchnitte über Delphi, Olympia und Eleuſis ſind geſchmackvoll ausgeführte Culturgemälde, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen, die Leſer in das religiös gefärbte und beſtimmte Nationalleben der Griechen einzuführen. Wol muß der Autor auch hier über manche Controverſe hinweggleiten, den Leſer gleichſam mit verbundenen Augen an manchem gelehrten Abgrund vorüberführen. Doch er thut dies mit Sicherheit und Grazie, man merkt der harmoniſchen Darſtellung zwar nicht die überwundenen Schwierigkeiten an, wol aber die Fülle von Detailkenntniſſen, die ihr zu Grunde liegt.

Die erſte Entwickelung der griechiſchen Lyrik iſt ſo eng mit der Entwickelung der politiſchen Zuſtände verknüpft, daß Carriere die Darſtellung beider ungezwungen bei der Charakteriſtik eines Kallinos, Solon, Theognis, Tyrtäus ineinander verweben kann. Dieſer Zuſammenhang iſt lehrreich für alle Zeiten, namentlich auch für die neuere, in welcher ſich nur eine veraltete Aeſthetik gegen das mit Bewußtſein ſich regende Streben zur Wehr ſetzt, auch lyriſch an die öffentlichen Verhältniſſe, an das nationale Element anzuknüpfen. Auch die Lyrik darf nicht aus dem blauen Himmel wie ein Meteorſtein herunterfallen; ſie muß aus dem Leben des Volks und der Gegenwart herauswachſen. Freilich hat auch die Lyrik der Empfindung, der individuellen Stimmung, wie ſie ſich in der meliſchen Poeſie der Griechen und ihrer ſtrophiſchen Gliederung ausſpricht, ihr gutes Recht. Wie Carriere aus den melodiſch-graziöſen Fragmenten der Geſänge der Sappho uns das Geſammtbild der Dichterin wiederherzuſtellen ſucht, das mag als Probe dienen für ſeine anziehende Darſtellungsweiſe, die nicht von oben herab kritiſirt, ſondern uns das lebensvolle Bild gibt:

Sappho's Poeſie war zunächſt dem Familienleben gewidmet, und die erhaltenen Bruchſtücke ihrer Braut- und Hochzeitsgeſänge ſind voll inniger Empfindung, voll Zartheit und Kraft des Ausdrucks. Alle ihre Lieder athmen ein entzückendes Naturgefühl. Wie reizend vergleicht ſie die unberührte Schönheit der Braut mit einem Apfel im Wipfel des Baums, indem der Ausdruck des Gedankens ſich vor unſerm Auge geſtaltet und ſteigert:

So wie der Honigapfel am oberen Zweige ſich röthet,
Hoch am oberſten Zweig; ihn vergaßen die Pflücker der Aepfel;
Nein, ſie vergaßen ihn nicht, ſie konnten ihn nur nicht erreichen.

Oder wenn ſie ein Mädchen der Hyacinthe vergleicht, welche der Fuß des Hirten im Gebirge zertreten hat, daß die purpurne Blüte am Boden liegt, wer erkennt darin nicht einen Vorklang deſſen, was Goethe in den Liedern vom Veilchen und Heideröslein geſungen? Der Abendſtern, ſagt Sappho, führt alles wieder heim, was die leuchtende Morgenröthe zerſtreut hat:

Kühlung ſäuſelt rings in des Quittenbaumes
Zweigen, ſanft von bebenden Blättern fließet
Schlummer hernieder.

Die Dichterin ſelbſt fühlte der Liebe Leid und Luſt, und ſprach das Sehnen und Verlangen wie die Erfahrungen ihres Herzens in wohllautenden Geſängen aus, bei den Muſen Heilung ſuchend. Sie ſeufzt:

Der Mond iſt hinabgeſunken,
Das Siebengeſtirn, und Mitter-
Nacht iſt's, es vergeht die Stunde,
Ich aber, ich lieg' alleine!

Sie kann nicht mehr das Gewebe am Stuhl ſchlagen, die gliederlöſende Liebe bewegt ſie, dieſe ſüßbittere unbezwingliche Schlange. Eros erſchüttert ihr Gemüth, wie der Sturm von dem Berge in die Eichen fällt. Betend wendet ſie ſich zur Aphrodite, ihr bekümmertes Herz auszuſchütten; Wunſch und Erwartung, daß der ſpröde Geliebte zum ungeſtüm Liebenden werde, kleidet ſie zartfühlend und anmuthig in die Antwort der Göttin:

Wenn er jetzt noch flieht, wird er bald verfolgen,
Wenn er ſonſt Geſchenke nicht nahm, ſie geben;
Wenn er nicht geküßt, wird er bald dich küſſen,
Wollteſt du ſelbſt nicht!

Ueber den Grundcharakter der griechiſchen Lyrik heißt es mit Recht:

In der Kunſtlyrik der Griechen ſteht der einfache Gefühlserguß, die melodiſche Entfaltung der Seelenſtimmung, der Ausdruck des individuellen Gemüths im Liede weit zurück hinter der Freude an Bild und Betrachtung, wenn bald die mythiſchen Geſtalten der Vorwelt eingeführt, bald die Bewegungen des Herzens mit allgemein wahren Gedanken, mit ſinnſchweren Sprüchen beruhigend abgeſchloſſen werden. Solche epiſche und gnomiſche Zuthaten machen die Stärke und den Glanz der griechiſchen Lyrik aus; es ſpiegelt ſich darin das mehr in der Anſchauung der Außenwelt als in der Tiefe der Innerlichkeit lebende Gemüth.

Als Beweis hierfür kann namentlich Griechenlands ſchwunghafteſter, und wir möchten hinzuſetzen, originellſter Dichter Pindar gelten. Mindeſtens war ſeine Dichtweiſe ſo mit dem griechiſchen Nationalgeiſt verwachſen, daß ſie zu keiner Zeit Nachahmung gefunden hat. Selbſt das gelehrige Rom, in welchem die Komödiendichter meiſtens Menander und Philemon plünderten, Virgil den Homer in den Faltenwurf der römiſchen Toga kleidet und Horaz ſeine Strophen von Alkäos und Sappho borgte, hat keinen Nachſänger des großen Pindar aufzuweiſen, und was man in ſpäterer Zeit pindariſchen Schwung zu nennen pflegte, das bezog ſich meiſtens auf unſcandirbare, frei ergoſſene Geſänge, deren Planloſigkeit in der Regel eine wirkliche, nicht wie bei Pindar eine ſcheinbare war und denen vor allen Dingen die nationale Grundlage fehlte. Wir halten eine pindariſche Poeſie in unſerer Zeit keineswegs für unmöglich — nur müßte ſie freilich nicht an Aeußerlichkeiten anknüpfen, ſonſt würden moderne Epinikien, welche bei Gelegenheit eines märkiſchen Pferderennens in unſcandirbarer Jockeypoeſie die Geſchlechter der ſiegreichen Pferdebeſitzer und ihren Ruhm bis in die Zeiten der Quitzows hinauf feierten, dem pindariſchen Ideal am nächſten kommen. Wir meinen, daß Victor Hugo in einigen ſeiner napoleoniſchen Oden den echten pindariſchen Ton angeſchlagen hat, welchen Platen nur wegen ſeiner unmöglichen, kunſtreich verkünſtelten und von Spondeen erdrückten Odenſtrophen verfehlte. Ein an das nationale Leben anknüpfender oder ethiſch bedeutſamer Grundgedanke, wie ihn Carriere in einzelnen Geſängen Pindar's nachweiſt, müßte, illuſtrirt durch bedeutſame geſchichtliche Beiſpiele und in frei ſich ergehenden, aber ſtets zum Grundgedanken zurückkehrenden Gedankenfolgen, derartigen Geſängen zu Grunde liegen. Soll aber die rhythmiſche Ungebundenheit nicht ganz ins Vage verlaufen, ſo muß der regelloſe Wechſel des Rhythmus durch den Reim ein neues, geſetzlich wirkendes Band erhalten.

Die Abſchnitte, welche der griechiſchen Architektur und den Anfängen der Plaſtik gewidmet ſind, zeugen für das Beſtreben Carriere's, die einzelnen Künſte ſtets in ihrer gegenſeitigen Beziehung und sub specie des nationalen Geiſtes zu betrachten. So heißt es von der Architektur:

Nach alledem können wir die griechiſche Baukunſt plaſtiſch nennen im Unterſchiede von der maleriſchen im Mittelalter; das Gleichgewicht von Kraft und Laſt entſpricht der Harmonie von Geiſt und Materie und jedes Glied des Ganzen trägt den ſinnenfälligen Ausdruck ſeines Begriffs. Wie der Grieche ſich heimiſch hienieden fühlt, und auch in der Philoſophie mehr die Erkenntniß der beſtehenden Ordnung als ihres göttlichen Grundes ſucht, ſo gibt der Tempel ein Idealbild des Kosmos; vor ihm, in ihm ſoll uns nicht die Ahnung eines geiſtigen Myſteriums durchſchauern, ſondern das Geſetz der Natur in freudiger Klarheit kund werden. Keine Sehnſucht hebt das Gemüth über das Irdiſche empor; ſo breitet der Bau ſich behaglich auf der Erde aus, und ſtatt himmelanſtrebender Thürme ſenkt das Dach wie ein Adler ſeine Schwingen ſchirmend über den Tempel. Der Kraft der Säulen wird Halt geboten durch den Architrav, der ſie alle umſpannt wie das Geſetz des Staats die Männer, der auf den Säulen laſtet, den ſie tragen müſſen wie die Menſchen das Schickſal, unter dem ſie ſtehen; aber ſie thun es gerne wie mit Einſicht in ihre Beſtimmung. Wie die Plaſtik in der Leibesſchönheit ihren Triumph feiert und im Hellenenthum das äußere öffentliche Leben vornehmlich ausgebildet ward, ſo iſt auch die Baukunſt hier eine Architektur des Aeußern: dieſes wird vor allem einladend und prangend geſtaltet, und die das Haus des Gottes nach allen Seiten offen umgebende Säulenhalle trägt zugleich die Bildwerke des Frieſes und Giebelfeldes, die nach außen hin vom Weſen und Walten des Gottes wie von der Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Ja das Giebelfeld wie die Metopen erſcheinen ſo leer ohne die plaſtiſchen Figuren, daß man ſie von Haus aus als auf ſie berechnet anſehen muß. Die einzelnen Künſte gewinnen in Griechenland beſondere Exiſtenz, bleiben aber in Beziehung und Harmonie. So ſind die Tempelbilder für den Tempel urſprünglich mitgedacht, das Grundgerüſt der Architektur wird nirgends von ihnen beeinträchtigt, vielmehr machen ſie mit ihm zuſammen ein künſtleriſches Ganzes aus.

Indem wir in das perikleiſche Zeitalter treten, erweitert ſich der Kreis, welchen die Darſtellung Carriere's nach ihren Zwecken zu beſchreiben hat. Die Kunſt der Proſa, die Beredſamkeit, die Geſchichtſchreibung, die Philoſophie, dieſe neuen, herrlichen Offenbarungen des griechiſchen Genius, verlangen Berückſichtigung; das Drama tritt als ein Mittelpunkt des nationalen Lebens hervor. Gerade bei der Charakteriſtik des Dramas verweilt Carriere eingehender. Das griechiſche Drama iſt neuerdings von L. Klein in der „Geſchichte des Dramas" ausführlich behandelt worden und ein Vergleich zwiſchen den beiden Schriftſtellern über dies Thema nicht ohne Intereſſe. Im einzelnen, wie z. B. in der Parallele zwiſchen der „Elektra" des Aeſchylus und Sophokles, glauben wir bei Carriere den Einfluß Klein's, der auch ſonſt mehrfach citirt wird, nachweiſen zu können. Dem Aeſchylus weiſt Carriere nicht jene hervorragende Stellung an, wie Klein und Victor Hugo; er ſtellt die drei Dramatiker mit folgenden Worten nebeneinander:

Sophokles tritt zu Aeſchylus heran wie Rafael zu Michel

Angelo: der überwältigenden Macht des Tiefſinns und der Erhabenheit, der dämoniſchen Größe der Charaktere geſellt ſich die durchgebildete Harmonie des edeln Gemüths und der von ihr bedingte Adel der Form, ein Schönheitsſinn, der ſich vornehmlich in dem Aufbau des Ganzen, in der Compoſition bewährt, ein Wohlklang, in welchem alles zuſammenſtimmt. Nie iſt die Mitte in der Verbindung von Würde und Anmuth, in dem rechten Maße, das die Gegenſätze ausgeglichen in ſich enthält, bewundernswerther und vollendeter erſchienen als in der Stellung des Sophokles zwiſchen Aeſchylus und Euripides. Zwiſchen Aeſchylus dem Marathonſtreiter, der die altehrwürdige Ueberlieferung hoch hält und den Willen des Einzelnen dem des Ganzen beugt, und zwiſchen Euripides, der als ein Zögling der ſophiſtiſchen Bildung die Subjectivität des perſönlichen Geiſtes auf den Thron erhebt und das Ganze dem Reize des Einzelnen nachſetzt, ſteht er, der melodiſche Mund der perikleiſchen Zeit, der durch die Schule der Gymnaſtik und Muſik zur Klarheit und Freiheit des Gedankens voranſchreitet und mit dem Gemeingefühl des Volks die Perſönlichkeit in Einklang erhält, welche daſſelbe leitet, indem ſie von ihm getragen wird.

Die Erklärung des Aeſchyleiſchen „Prometheus" hat uns wenig befriedigt; ſie iſt zu chriſtlich gedacht, zu lammfromm. Carriere ſagt:

Daß Prometheus Zeus für einen Tyrannen anſieht, für einen eiferſüchtig zürnenden Gewaltherrn, das bezeichnet eben ſeinen Charakter, und iſt folgerichtig, da der Menſch das Bewußtſein ſeiner Weſens- und Liebeseinheit mit Gott verliert, wenn er mit ſeinem Willen ſich von ihm geſchieden hat; wer die Flamme des Zorns in ſich entzündet, dem iſt Gott der Furchtbare; dem Empörerſinne, der das Geſetz verſchmäht, iſt es eine bindende Feſſel; wer der ſittlichen Weltordnung widerſtrebt, die doch unverbrüchlich iſt, der fühlt ſie als eiſernes Band, und dies iſt die Strafe ſeines Trotzes. Aber der Eigenwille kann ſich nicht blos im Kampfe gegen die Vorſehung zeigen, er liegt auch ſchon darin, daß der Menſch dem Rufe Gottes, den Mahnungen und Regungen ſeiner Gnade nicht Folge leiſtet. Dies zeigt Io. Von Zeus geſendete Traumſtimmen haben ſie eingeladen, ſich ſeiner Liebe hinzugeben, aber ſie hat darauf nicht gehört und irrt nun wie wahnſinnig umher, ein Symbol, wie das ganze Leben des Menſchen eine ruhelose Irrfahrt iſt, wenn er der göttlichen Führung widerſtrebt.

Prometheus iſt hier der allein Schuldige, der von Gott Abgefallene, und die Liebe des Zeus zur Io wird gar in eine chriſtliche Gottes- und Gnadenliebe verwandelt. Doch Zeus ſelbſt wird in der Dichtung oft genug als ein geſetzloſer Willkürherrſcher proclamirt, und Prometheus ihm gegenüber als ein Wohlthäter der Menſchheit. Es iſt kein glückliches Beſtreben, aus dem „Prometheus" eine Theodicee machen zu wollen. Klein macht im Gegentheil den Prometheus zum Vertreter eines „heilig-frommen Gottbewußtſeins", des Bewußtſeins, daß Geſetze und Recht die Grundſäulen der göttlichen Herrſchaft ſind. Wol geben wir Carriere zu, daß Prometheus ein Rebell iſt, doch Zeus iſt ein Tyrann — und dieſe gegenſeitige Schuldverkettung ſteht mit den flammenden Zügen der großartigen Dichtung an die Pforte der Weltgeſchichte geſchrieben, in der ſie ſich von Jahrtauſend zu Jahrtauſend erneuert.

Ariſtophanes gehört zur Domäne der witzſprühenden Klein'ſchen Darſtellung; doch gibt auch Carriere ein in ſeinen einzelnen Zügen ſehr harmoniſch zuſammengeordnetes Geſammtbild des Dichters und ſtellt die Urtheile von Hegel, Solger, Immermann und Hettner in einer ſich ergänzenden und erläuternden Weiſe nebeneinander. In Bezug auf die einzelnen Stücke iſt die Anerkennung der „Vögel", wenn auch nicht ſo dithyrambiſch wie bei Klein, doch warm und hervorhebend:

Die alten ſinnlichen Göttervorſtellungen genügen nicht mehr, der Dichter gibt ſie preis, aber er vertraut auf fromme Geſinnung, auf ſelbſtbewußte Geiſteskraft und Sittlichkeit, daß ſie als wahre Herrſchermacht ein neues Reich gründen, daß in ihm die ſo ſeelenbeflügelten wie flatterhaften Vögel, die Athener, ſich wieder zum Ganzen ordnen. Wenigſtens wie ein ſchönes Luftgebilde hat es der Dichter hingezaubert, es ſchwebt auf beſchwingten Rhythmen vor unſern Augen, und wunderbarer Wohllaut rauſcht von ihnen herab; alles iſt ätheriſch leicht und heiter, durchaus harmoniſch.

Einer der gelungenſten Abſchnitte des Werks iſt derjenige, welcher die Blüte der helleniſchen Plaſtik behandelt. Die Darſtellung des Phidias und ſeiner Werke verdient durch ihre künſtleriſche Haltung hohe Anerkennung. „Philipp und Demoſthenes", „Alexander und Ariſtoteles" zeigen uns die ſpätern Entwickelungsphaſen des helleniſchen Geiſtes wiederum im engen Zuſammenhang mit dem Gange der politiſchen Geſchichte. In der Charakteriſtik dieſes Zeitalters heben wir beſonders die Schilderung der Bildwerke der rhodiſchen Kunſt und der neuern attiſchen Komödie hervor.

Von Hellas führt uns Carriere nach Rom, wo ſich der Volkscharakter und der eigenthümliche Culturgeiſt am ſchärfſten in der Entwickelung des Staats ſelbſt nach innen und außen ausgeprägt hat. Man kann ſagen, daß bei den Römern die Geſchichte und die Culturgeſchichte mehr als bei irgendeinem andern Volke zuſammenfallen. So iſt auch Carriere, nachdem er die Grundzüge des Römerthums auch nach ſeiner rechtsſchöpferiſchen Seite hin feſt und kenntlich hingezeichnet und auf die Cultur- und Religionsverhältniſſe der alten Italer und die zu den Räthſeln der Weltgeſchichte gehörenden Etrusker einen Blick geworfen hat, darauf hingewieſen, am Faden der äußern römiſchen Geſchichte das Culturgemälde dieſes Volks zu entwerfen oder vielmehr das kunſt- und literaturgeſchichtliche mehr epiſodiſch in den großen Gang dieſer Entwickelung einzureihen. Plautus und Terenz werden von Carriere in der gewohnten Weiſe, ohne Aufſtellung neuer Geſichtspunkte, betrachtet. Das ſpecifiſch Römiſche indeß, was ſich in jener erſten Epoche der römiſchen Poeſie geltend machte, wird von Carriere nicht genugſam hervorgehoben. So ſagt er von Attius: „Er nahm zwar Stoffe aus der alten römiſchen Geſchichte, aber bearbeitete für ſie doch nur Stücke der attiſchen Meiſter." Dies iſt unbegründet. Von Attius, der von Velleius als Gipfel der römiſchen Tragödie bezeichnet, von Columella neben Virgil geſtellt, auch von Quintilian mit Pacuvius als der bedeutendſte Tragiker geprieſen wird, werden einige tragoediae praetextae erwähnt, die wie der „Decius" und „Brutus" unmöglich mit Benutzung attiſcher Meiſter gearbeitet ſein können und auch, wie die vorhandenen Fragmente beweiſen, nicht gearbeitet ſind.

So mangelhaft die Nachrichten über die tragoedia praetexta und die comoedia togata, die von Carriere ſehr unvollſtändig charakteriſirt wird, als im „römiſchen

Gewande gespielt", auch sein mögen, so mußte der Kunst- und Culturhistoriker doch hier mehr ins Detail gehen, um alles auszugraben, was von dem „selbständig schaffenden" Römergeiste zeugt. So erscheint uns auch in den spätern geschmackvollen Charakteristiken des Virgil, Horaz und Ovid, der Koryphäen des goldenen Zeitalters, der letztere mit Unrecht in den Schatten gestellt. Er ist von diesen dreien der originellste und der am meisten „römische" Dichter, natürlich seines Zeitalters, sodaß wir das „römisch" nicht nach dem Maß des ersten Brutus und Cato und Curius Dentatus messen dürfen. Seine Liebesgedichte sind ein Sittenspiegel der Zeit; seine „Tristia" und „Epistolae ex Ponto" ebenso originell in der Anknüpfung an persönliche Erlebnisse, seine „Metamorphosen" eine phantasievoll freie Behandlung der sich für den dichterischen Gebrauch auflösenden Göttersagen; seine „Fasten" ein römischer Nationalkalender — alles nicht aus Nachahmung hervorgegangene Werke, sondern dictirt durch eine Inspiration, welche für den eigenartigen Inhalt die eigenartige Form findet, während Virgil in seiner „Aeneis" ein Nachdichter des Homer, Horaz in seinen Oden ein Nachsänger der griechischen Odendichter und jener nur in seinen „Georgica", dieser in seinen Episteln und Satiren originell ist.

Die Epoche der römischen Tyrannen nach Augustus ist eine so dämonisch-fesselnde, das Römerthum zieht hier, gerade in seiner Entartung, so merkwürdige Consequenzen des eigenen Wesens, daß wir wol wünschen möchten, Carriere hätte diese Zeit noch farbenreicher, noch mit einer größern Fülle von Detailzügen ausgeführt.

Doch diese Ausstellungen beeinträchtigen nicht den Werth des Werks, welches durch seine geschmackvolle und fesselnde Form ganz geeignet scheint, ein größeres Publikum in den Geist des Alterthums einzuführen, dabei die Arbeit der Vorgänger und die Resultate der Wissenschaft mit kritischer Einsicht benutzt und im einzelnen durch manche neue Lichtblicke und geistreiche Parallelen das große und doch mit maßvoller Beschränkung erfaßte Gebiet glücklich erhellt.

Rudolf Gottschall.

Skizzen und Bilder von Stadt und Land.

Wie der Verkehr der Länder und Völker selbst, so wächst auch die Zahl der Reiseschriftsteller — ich meine die schriftstellerischen Reisenden, nicht die reisenden Schriftsteller — fast in geometrischer Progression. Während noch vor 30 Jahren die ganze deutsche Reiseliteratur aus wenigen Nummern bestand, ist es jetzt kaum noch möglich, der Flut, die jede neue Saison gebiert, jede neue Messe auf den Markt wirft, einigermaßen Herr zu bleiben. Darf uns das in Erstaunen setzen, oder haben wir gar Grund, uns darüber zu beklagen? Nicht im geringsten. Ist es doch an und für sich ein sehr löbliches Beginnen, der übrigen Welt über die von den Reisenden besuchten Länder und ihre Bewohner die Augen zu öffnen; ist doch ein jeder Schriftsteller überzeugt, daß, auch wenn er das Bekannteste beschreibt, sich dasselbe wenigstens in seinem Geiste in neuer, eigenthümlicher und höchst lesenswerther Weise abgespiegelt habe; hat doch jeder „Gebildete" jetzt so viel gelernt, um ein leidliches Tagebuch zusammenschreiben zu können, durch welches er vielleicht gar noch einen Theil der Reisekosten zu decken hofft, und ist doch endlich bei alledem das leselustige Publikum noch zahlreicher als das schreiblustige, selbst auf Reisen. Die „Eisenbahnbücher" bilden bekanntlich einen gangbaren Handelsartikel, und der Reisende liebt es, im Coupé, wenn die Gesellschaft langweilig ist, oder im Gasthof, wenn der Himmel ein verdrießliches Gesicht macht, das utile mit dem dulce zu verbinden und sich auf eine nicht allzu kopfanstrengende Art eine gewisse Kenntniß der durchreisten oder zu durchreisenden Gebiete zu verschaffen. Wir hatten deshalb nicht übel Lust, gegenwärtigen Artikel „Schriften von und für Reisende" zu überschreiben, aber abgesehen von der ungrammatischen Form, an der freilich deutsche Zeitungsleser, die an ganz andere Solöcismen gewöhnt sind, kaum Anstoß nehmen dürften, sind doch einige von den unten besprochenen Schriften von zu schwerem Kaliber, um sie in dieser Weise mit der gewöhnlichen Dutzendwaare in einen Topf zu werfen. Einfache und harmlose Reiseerlebnisse, Natur- und Sittenschilderungen, statistische Aufzählungen und Berechnungen, pikante Anekdoten, sociale und politische Satiren, phantastische Visionen, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, Glaubens- und Unglaubensbekenntnisse — von dem allen und mancherlei andern Dingen bietet uns das Kaleidoskop der vor uns liegenden fünf Schriften die buntesten Proben. Das bildet eben einen besondern Reiz dieser Gattung von Schriften, daß sich bei der bequemen Form oder vielmehr Formlosigkeit des Buchs alles Mögliche hineinbringen läßt, was dem Verfasser auf dem Herzen oder auf dem Pulte liegt und sich vielleicht sonst nirgends hat unterbringen lassen: wol ein Grund mit, weshalb auch bedeutende Schriftsteller, von Goethe und Thümmel bis auf Heine und Laube und von diesen bis zu dem Stahr-Lewald'schen Ehepaar, ihren Tribut zu dieser Gattung von Literatur beigesteuert haben, wenn man auch als den eigentlichen Prototyp derselben den „Todten Ritter" ansehen muß, dessen von Herwegh in den „Liedern eines Lebendigen", der Behauptung des Dichters zufolge, zersplitterte Lanze sich wol andere später wieder herstellen ließen.

Wir beginnen mit der nach Umfang und Inhalt anspruchslosesten unter den vorliegenden Büchern:

1. Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen von einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1864. 8. 21 Ngr.

Sollten wir das Schriftchen nach den Erwartungen beurtheilen, welche der Titel in uns erwecken mußte, so würde unser Urtheil höchst ungünstig ausfallen. „Volk und Zustände in Algier!" Wer denkt dabei nicht sofort an ethnographische Schilderungen und statistische Daten? Wer erwartet nicht unwillkürlich ein mehr oder weniger vollständiges Gemälde des ehemaligen Raubstaats und seiner Bewohner unter französischer Herrschaft? Wem kommt dabei nicht Napoleon's III. Brief sur l'Algérie und alle die widerstreitenden Berichte in den Sinn, die er in französischen officiösen und unabhängigen Blättern über die bedenklichen

Zeichen ſtets ſich erneuernder Aufſtände, über die ewigen Klagen der Coloniſten, über die ganze Militärwirthſchaft und ihre Unvermeidlichkeit geleſen hat? Wir erwarten Aufſchlüſſe von einer unparteiiſchen Beobachterin über dieſe Zuſtände, die ſelbſt für uns Deutſche mittelbar eine bedeutende Wichtigkeit haben, und was finden wir? Das allerharmloſeſte Geplauder über die ziemlich alltäglichen Erlebniſſe auf einer Reiſe von Marſeille nach Algier und während eines Frühlingsaufenthalts in dieſer Provinz. Was ſie geſehen und nicht geſehen, mit wem und wovon ſie geplaudert, was ſie gegeſſen und nicht gegeſſen, was für mancherlei kleine angenehme und unangenehme Ueberraſchungen ihr zutheil geworden: alles das hat uns die Verfaſſerin in chronologiſcher Folge tagebuchartig aufgezeichnet; aber weiter auch eben nichts. Nun, wir wollen mit unſerer ſchönen Landsmännin deshalb nicht allzu ſtreng ins Gericht gehen. Wir ſind in die Geheimniſſe des Handwerks hinlänglich eingeweiht, um zu wiſſen, daß bei der Titelfabrikation der Verleger ebenſo ſehr in Betracht kommt wie der Autor und daß der erſtere den Namen des Buchs eben nicht gewichtig und verheißungsvoll genug haben kann. Auch glaubt die Verfaſſerin durch den Zuſatz „Bilder und Skizzen“ wol hinlänglich den Charakter ihrer Schrift bezeichnet zu haben. Aber wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf den Unfug hinzuweiſen, mit dem jetzt durch gleißende und hochtönende Titel das Publikum geblendet und der Inhalt des Buchs vielmehr verdeckt als offenbart werden ſoll.

Vom Standpunkte einfacher Reiſeſkizzen haben wir gegen unſer Buch wenig oder nichts einzuwenden. Die Verfaſſerin hat offenbar eine raſche Auffaſſung für alles Eigenthümliche, beſonders freilich für das Seltſame und Komiſche, aber auch einen offenen Sinn für das Schöne in Natur und Menſchenleben, dabei für eine Dame viel Unbefangenheit und Muth, welcher letztere wol durch die Neu-, oder ſagen wir höflicher Wißbegier weſentlich unterſtützt wird, ſie plaudert lebhaft und gewandt, ſchildert ergötzlich und anſchaulich. Etwas ſehr Bedeutendes darf man dagegen weder objectiv noch ſubjectiv, weder in Beziehung auf die Erlebniſſe noch auf die Auffaſſung des Geſehenen und Erfahrenen erwarten. Was ſie vom Leben der Eingeborenen wie der fremden Anſiedler erblickt, ſind bloße Aeußerlichkeiten. Landſchaftliche Schilderungen ſind nicht ihre ſtarke Seite; dagegen verſteht ſie es vortrefflich, Perſonen zu ſkizziren, Begegniſſe und Geſpräche pikant und lebendig darzuſtellen und anmuthige Epiſoden einzuflechten. Ein kleines Juwel der letztern Gattung iſt „Der deutſche Wäſcher“. Auch daß die Verfaſſerin durch die Geſchichte der ſchönen ſchwindſüchtigen Gräfin und ihres unglücklichen Liebhabers ihrem Buche ein gewiſſes romantiſches Intereſſe zu geben bemüht war, billigen wir vollkommen, während ſie uns den langweiligen Hamburger „as dull as he is blundering“ wol hätte erſparen können. Alles in allem können wir den Freunden leichter Reiſelektüre das Büchlein mit gutem Gewiſſen empfehlen. Erhalten ſie auch von Algier und ſeinen Umgebungen nur einen ziemlich mangelhaften, von den ſocialen Zuſtänden ſeiner Bewohner einen ſehr oberflächlichen und von den bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſen gar keinen Begriff, ſo werden ſie ſich doch wahrſcheinlich beſſer unterhalten, als das bei einer gründlichern Auseinanderſetzung ſtatiſtiſcher Verhältniſſe der Fall geweſen ſein würde.

2. Dieſſeit und jenſeit der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Von J. Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Auch dieſe Schrift täuſchte uns durch die vielſagende Unbeſtimmtheit ihres Titels, als uns derſelbe zuerſt im untern Stockwerk der berliner „National-Zeitung“ ins Auge fiel. Wir erwarteten eine Vergleichung italieniſcher und deutſcher Zuſtände, jedenfalls eine Parallele zwiſchen Nord- und Südalpenland. Der Inhalt belehrte uns bald, daß wir es auch hier nur mit im weſentlichen ziemlich anſpruchsloſen Reiſeſkizzen zu thun hatten, und zugleich, daß das Dieſſeits und Jenſeits im engſten Sinne zu verſtehen ſei, indem der Verfaſſer den Südrand der Alpen von Trieſt, reſp. Venedig bis Mailand und Como bereiſte und weiterhin, über den Gotthard fahrend, einen Theil des Nordabhangs zu ſehen Gelegenheit fand. Er hielt ſich dabei — etwa eine kurze Villeggiatur in Brunnen und in Bürglen bei Altdorf ausgenommen — ſtets auf der großen Heerſtraße, ohne irgendwo in das Innere des Gebirgs, geſchweige denn in ſeine verborgenern Thäler und Schluchten vorzudringen. So dürfen wir denn nichts Neues und Ueberraſchendes, weder in Bezug auf die Schilderung von Gegenden noch von Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner erwarten. Aber der Verfaſſer iſt bekanntlich ein anmuthiger und gewandter Erzähler, der in behaglicher, oft faſt etwas geſchwätziger Breite, was er geſehen und erlebt und bei dem Geſehenen und Erlebten empfunden und gedacht, an uns vorüberzuführen verſteht. Nach der Widmung zu ſchließen beſchreibt uns der Verfaſſer ſeine Hochzeitsreiſe, und einem jungen Ehemanne, der die friſcheroberte Geliebte an der Seite in die ſchöne Welt hineinfährt, mag man leicht einigen überflüſſigen Enthuſiasmus zugute halten; ja, es geht vielleicht — ein gewiß nicht zu unterſchätzender Vorzug — etwas von der erhöhten Stimmung, die dem Verfaſſer alles im roſigſten Lichte erſcheinen läßt, auf den Leſer über. Freilich, wer rechten Geſchmack an dem Dargeſtellten wie an der Darſtellungsweiſe finden ſoll, darf noch nicht ſelbſt durch Reiſen oder Reiſebeſchreibungen blaſirt ſein; ſonſt möchte die hochfliegende Begeiſterung des Verfaſſers, der doch in Italien wie in der Schweiz noch bei weitem nicht das Schönſte und Großartigſte geſehen hat, leicht eine verkehrte Wirkung auf ihn hervorbringen. Wenn derſelbe z. B. bei ſeiner Rigifahrt mit großer Genugthuung bei den ſechstehalbtauſend Fuß verweilt, die er ſich über den Spiegel des Mittelmeers erhoben hat, ſo mag dies in unſerer Zeit, wo die Rieſengipfel der Alpenwelt alljährlich dutzendweiſe von Dilettanten aller Nationen erklettert werden, bei manchen leicht ein etwas geringſchätziges Lächeln hervorrufen. Und doch iſt es etwas Schönes um dieſe faſt kindliche Friſche, mit der Rodenberg die Schönheiten

Hesperiens und Helvetiens im bewundernden Entzücken genießt und schildert. Auch die hier und da hervortretende humoristische Behandlung und die feine Ausschmückung mit allerlei bunten Arabesken ist anzuerkennen, nur geht die zierliche Miniaturmalerei zuweilen etwas zu weit, zumal wo es sich um so gewöhnliche und altbekannte Dinge handelt wie italienische Barbierstuben, reisende Engländer u. dgl. m. Wenn uns der Verfasser seitenlang detaillirt, was alles an dem bekannten Zeitglockenthurm in Bern vorgeht, wenn die Glocke 12 Uhr schlägt, so fürchten wir, daß nur wenige seiner Leser die Geduld haben werden, ihm bis zum Schlusse zu folgen. Irren wir nicht, so hat jedoch der Verfasser zum entschiedenen Vortheil seines Buchs manche hart an die Grenze des Langweiligen streifende Schilderungen, wie sie in dem Feuilleton der „National-Zeitung" standen, hier weggelassen. Daß er erst spät und beiläufig in einer Anmerkung erwähnt, diese Schilderungen seien bereits anderswo abgedruckt worden, wollen wir nicht rügen; aber es muß einen seltsamen Eindruck auf den mit diesem Umstande unbekannten Leser machen, wenn er S. 6 sagt: „Was ich in einem österreichischen Blatte gesagt, will ich in einem preußischen nicht widerrufen."

Schilderung und Erzählung sind mit meist treffenden, selten neuen oder originellen Bemerkungen durchwebt. Nur die Digression über den schweizer Kuhreihen bringt Bedeutenderes und Eigenthümlicheres, wenn sie auch in ihrer Ausführlichkeit wol kaum in den Rahmen des Buchs paßt. Dagegen hätten wir ihm die bekannten und einigermaßen à propos de bottes mitgetheilten Details aus der schweizer Verfassungsurkunde von 1848 gern geschenkt. Seine Begeisterung für den Stier von Uri datirt allerdings noch vor der Epoche, wo ein Schriftsteller auf richterliches Erkenntniß hin am Schandpfahl öffentlich ausgepeitscht wurde, weil er in einem der herrschenden Kirche feindlichen Sinne geschrieben hatte; aber auch ohne das verräth sich hier eine sehr oberflächliche Kenntniß des sittlichen und politischen Zustandes der Urschweiz, aus welcher der Verfasser ein republikanisch-arkadisches Ideal machen möchte. Weiß er nichts von dem Aberglauben, der Bigoterie und Unwissenheit jener Bergbewohner? Nichts davon, daß man dort unter Umständen das Bekenntniß durch Hunger und Prügel aus dem Angeklagten herausfoltert? Gott bewahre uns in Gnaden vor dergleichen idealen Zuständen!

Am gelungensten scheint uns in dem ganzen Buche die Schilderung von Triest und Venedig. Konnte uns der Verfasser in seinen venetianischen Skizzen kaum etwas Neues bieten, so hatte doch hier seine poetische Auffassungs- und Darstellungsweise eine besondere Berechtigung. Nichtsdestoweniger können wir dem „Märchen" in Versen, in dem er uns die „Königin der Adria" schildern will, keinen rechten Geschmack abgewinnen. Zu einem Märchen gehört Handlung, die hier durch die Gondeln, in denen Othello mit Desdemona und Shylock mit Jessica herangeschwommen kommen, wol kaum genügend vertreten ist. Auch hätte Rodenberg besser gethan, uns die Shakspeare'schen Idealgestalten errathen zu lassen; durch die Erklärung und Benennung kommt ein bedenkliches prosaisches Element in das Gedicht, welches durch die Schlußstrophe:

Halb schon dem Meer zum Raube,
Das bläulich sie umkreist,
So sah ich sie — ich glaube,
Daß sie Venedig heißt —

nicht eben wieder verwischt wird. Trefflich durchgeführt ist die Parallele zwischen Venedig und Amsterdam, zwischen Tizian und Rembrandt. Natürlich schließt sich daran eine Betrachtung über die Einwirkung des Klimas auf die Menschen und ihre Producte, wie dergleichen jetzt an der Tagesordnung sind. Während man früher diesen außerordentlich wichtigen Factor bei der Beurtheilung der Völker, ihrer Sitten und ihrer Geschichte fast ganz unbeachtet ließ, ist man jetzt in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, zur Freude aller entschiedenen Anhänger Moleschott's und der Darwin'schen Hypothese, aber nicht ohne große Bedenken für das Axiom von der menschlichen Freiheit.

Soviel indessen der Kritiker an unserm Buche auszusetzen finden und obgleich er es im ganzen vielleicht als ziemlich leichte Waare bezeichnen mag: wer es liebt, ehe sich sein Auge im Schlummer schließt, noch durch ein hübsches Stückchen von Europa zu „flaniren", ohne Füße und Geldbeutel in Requisition zu setzen, wird es gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Auch der Verleger hat das Seinige dazu gethan, es dem Publikum zu empfehlen; die Schale seines Buchs, welches auf der Vorderseite oben das Diesseits der Alpen in schneebedeckten Bergketten und dem Rigiwirthshause, in der Mitte und unten das Jenseits in Pinien- und Cypressenhainen, die den blauen See umgürten, in dem Dogenpalast, der Marcuskirche und den Lagunen Venedigs zeigt, ist in seiner Art ein Meisterstück des Farbendrucks. Das Buch eignet sich dadurch nicht nur um so besser zu einem hübschen Weihnachtsgeschenk, sondern erspart auch dem Besitzer, der es doch vielleicht nicht zum zweiten mal liest, die Kosten des Einbandes.

3. Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlins Vor- und Nachmärz. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Vielleicht keine Stadt unsers Welttheils hat innerhalb der letzten 30 Jahre eine durchgreifendere Umwandlung erfahren als Berlin. Nicht nur, daß die Zahl seiner Bewohner sich innerhalb dieses Zeitraums mehr als verdoppelt hat: aus einer bei aller Größe der wesentlich von Hof und Behörden abhängigen, einförmigen und in architektonischer Hinsicht unbedeutenden *), vielfach philiströsen Residenz ist eine selbständige, von eigenem frischen Leben pulsirende, den Zeitgeist in allen seinen Richtungen

*) Wenn H. Hettner in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" behauptet, daß sich unter Friedrich dem Großen die deutsche Baugeschichte wesentlich an Berlin geknüpft habe, so ist dabei zunächst im Auge zu behalten, daß auf dem Gebiete der Architektur damals nirgends in Deutschland wirkliche Kunstwerke geschaffen wurden, dann aber auch jener Vorrang vielmehr Potsdam und seinen Umgebungen als der Hauptstadt selbst zu vindiciren.

abſpiegelnde, an den glänzendſten Privat- und öffentlichen Gebäuden reiche Großſtadt geworden. Ein Symbol ihres modernen Charakters, vertreten die hohen Schlote der Fabriken die Thürme der kirchenarmen Stadt. Und dieſe Wandlung beſchränkt ſich keineswegs auf das Aeußerliche. Das Auftreten der ſtädtiſchen Behörden, auch der Regierung und ſogar dem König gegenüber, wie die Wahlen zum Abgeordnetenhauſe verkündigen einen kräftigen, ſtarkentwickelten, von Hof und Regierung vollſtändig emancipirten Bürgerſinn. Selbſt das bisher im übrigen Deutſchland nicht allzu vortheilhaft bekannte eigenthümliche Weſen des Berliners hat ſich, wie uns ſcheinen will, weſentlich verändert. Iſt ihm auch der kauſtiſche, zuweilen etwas cyniſche Witz verblieben, ſo hat doch die fade Renommiſterei und affectirte Blaſirtheit entſchieden abgenommen, und — wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt — der Berliner iſt beſcheidener geworden, ſeitdem er erſt wirklichen Grund erhalten hat, auf ſeine Vaterſtadt ſtolz zu ſein. Seitdem Berlin wirklich die „Stadt der Intelligenz", wie Schmidt-Weißenfels ſie betitelt, geworden iſt, hören wir nirgends mehr die alte Prahlerei von dem „Brennpunkt deutſcher Geſittung, Kunſt und Wiſſenſchaft".

Ein treues Bild dieſer Entwickelung der norddeutſchen Metropole und ihres jetzigen Charakters nach allen Richtungen hin zu liefern, wäre gewiß eine dankbare Aufgabe. Die vorliegende Schrift löſt ſie — wenn ſie ſich dieſelbe, wie man nach dem Titel vermuthen muß, überhaupt geſtellt hat — nur ſehr theilweiſe. Im leichten und fließenden Stile geſchrieben, führt ſie uns im gemüthlichen Plaudertone bald in die Theater und öffentlichen Concerte, bald in die Conditoreien, Kaffee- und Bierhäuſer, bald in die Räume des Abgeordneten- und Herrenhauſes, bald endlich an den Hof und die Salons von jetzt und ehedem — wobei Schmidt-Weißenfels bekanntlich den Sternberg'ſchen „Erinnerungen" mehrere wörtlich entlehnte Schilderungen zu verdanken hat — liefert uns kurze und einſeitige Charakteriſtiken einiger der bedeutendſten literariſchen Erſcheinungen der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit und würzt dieſelben mit einer nicht geringen Anzahl mehr oder weniger pikanter Anekdoten. Von Vollſtändigkeit iſt ſo wenig die Rede wie von einer zuſammenhängenden Entwickelung; die zehn Kapitel ſind ganz willkürlich durcheinandergewürfelt. Ebenſo willkürlich iſt die Auswahl der geſchilderten Perſönlichkeiten, vermuthlich weil der Verfaſſer, unter den Lebenden wenigſtens, eben nur die erwähnen will, die er perſönlich kennen gelernt hat. Daraus iſt es wol auch zu erklären, wenn z. B. Theodor Mundt und ſeine Gattin Luiſe Mühlbach weitläufig behandelt und weit über Gebühr geprieſen werden, während das entſchieden bedeutendere Stahr-Lewald'ſche Ehepaar ganz mit Stillſchweigen übergangen wird. Von Varnhagen von Enſe iſt weitläufig die Rede, von den Humboldts gar nicht; in den Salons von ehedem hören wir viel von Henriette Paalzow, „der Kammerjungfer der Ariſtokratie", und Ida Hahn-Hahn, „der Junkerin"; von Henriette Herz, Rahel u. ſ. w. ſchweigt die Geſchichte. Seltſam muthet uns der Hymnus auf Saphir an, der gewiß am wenigſten zu den echten berliner Erſcheinungen gehört und um den die Berliner die ſüddeutſchen Rivalen auch nicht allzu ſehr beneiden werden.

Im ganzen möchten wir die Lektüre des Buchs nur denen empfehlen, die mit ſeinem Gegenſtande ſchon bekannt ſind. In ſeinem leichten, pikanten Erzählungstone wird es in ihnen mannichfache Anklänge an bekannte Localitäten, Dinge und Perſönlichkeiten erwecken und ohne Zweifel eine angenehme Unterhaltung gewähren. Um denen, die Berlin nicht aus eigener Anſchauung kennen, ein richtiges Totalbild der Stadt und ihres eigenthümlichen Lebens zu geben, iſt daſſelbe dagegen zu lückenhaft und oberflächlich.

Otto Speyer.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Das deutſche Drama der Gegenwart.

(Beſchluß aus Nr. 14.)

7. Die Varusſchlacht, vaterländiſches Schauſpiel in fünf Handlungen von R. Brockhauſen. Herausgegeben von Hermann Wilhelm Bödeker. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

„Varus fato et vi Arminii cecidit", ſagt Tacitus. Auf der Erzählung dieſes Schriftſtellers hat der Verfaſſer des vorliegenden Dramas ſein Stück weſentlich aufgebaut. Da aber gerade in den Mittheilungen über Arminius und die einſchlagenden Verhältniſſe die Erzählung des Tacitus ſehr lückenhaft iſt, ſo hat der Verfaſſer die Lücken durch Conjectur ausgefüllt, darin gewiß ebenſo in ſeinem Rechte, als in der Hinzudichtung neuer Perſonen. Gut iſt, daß Armin's patriotiſcher Sinn endlich noch durch die perſönlich empfundene Härte der Fremdherrſchaft den letzten Anſtoß zum Losſchlagen erhält. Dagegen läßt ſich als ein Verſtoß nicht verkennen, daß der Verfaſſer ſeinen Perſonen offenbar zu lange Reden in den Mund legt. Die Zeit liegt uns ſo fern und die deutſchen Culturzuſtände derſelben bleiben trotz der unſchätzbaren „Germania" des Tacitus in ſolches Dunkel gehüllt, daß es ungerecht wäre, von dem Dichter ein durchgängiges Einhalten der Localfarbe zu verlangen. Aber wenn Arminius an einer Stelle ſeine Leute mit „Hurrah" begrüßt und an einer andern Stelle unter Becheranſtoßen die Römer dem Segeſt ein Hoch ausbringen, an einer dritten Stelle gar von einem Zecher ein „Vereat" gerufen wird, ſo iſt dies doch wol zu ſehr an das Moderne anklingend, obgleich ich wol weiß, daß den beiden letztern Ausdrücken und Gebräuchen Aehnliches auch bei den Römern vorkommt („salutem propinare" bei Plautus). In der Natur der Sache und unſerer Bühneneinrichtungen liegt es, wie ich ſchon im erſten Artikel bei Beſprechung des den gleichen Stoff behandelnden Dramas von Lomnitz ausſprach, daß die Haupthandlung, inſoweit ſie in den Kriegsaffairen ſich darſtellt, großentheils in die Zwiſchenacte fallen muß. Die Wahnſinnsſcene der Hulda (Act 4, Sc. 5) will mir nicht recht natürlich erſcheinen, ſowie ich mich auch gegen die Erfindung erklären muß, daß Segeſt ſich die Tödtung des Varus anmaßen will, weil ſie zum Nachtheil der tragiſchen Stimmung an Sir John's berühmtes: „There is

Percy: if your father will do me any honour, so: if not, let him kill the next Percy himself", erinnern würde. Dagegen verdient wieder die Scene Lob, wo der ſterbende Varus Thusnelda, die einen römiſchen Adler vom Schlachtfeld aufgehoben, erblickt:

Was ſieht
Mein brechend Auge? Ueber mir der Adler!
Ein Phönix iſt er aufgeſtiegen wieder
Aus ſeiner Aſche. Und du, die ihn hält,
Du hoch und hehr, wie ich noch niemals ſah
Ein ſterblich Weib — du biſt — Germania!
Nach Romas Fall trittſt ein du in die Welt.

S. 58 iſt durch ein Verſehen des Verfaſſers zu einer Reihe von Bedingungsſätzen der Nachſatz weggeblieben: ſonſt iſt die Sprache nicht nur correct, ſondern auch würdig. Zur Probe eine Rede des Arminius aus dem erſten Aufzug:

Hermann.

Gerechter Zorn hat ſeinen Weheruf
In meinem Volk erhoben, und er hallt
Rings in den Stämmen der Germanen wider. —
Wo ward am erſten ſeine Stimme laut?
Dort in Segeſt's Gebiete. — Wer entpreßte
Ihn den Mißhandelten? Ventidius. —
Ich aber, der ich, fern dem blut'gen Schauplatz,
Mit meinen Mannen bei euch Römern war,
Ich ſtehe hier gefangen und verklagt,
Und wunderſam! Mein Kläger iſt Segeſt,
Und wichtig unter meinen Richtern ſitzt
Ventidius. — Ich, ſagt Segeſt, ich ſoll
Den Aufruhr angezettelt, euch verrathen,
Mit den Empörern mich verſchworen haben,
Euch in das ausgeſpannte Netz zu locken
Und zu ermeucheln. Worauf aber gründet
Sich der Verdacht? Weil ich mich meines Volkes
Warm angenommen, gegen die Bedrücker
Mich laut erklärt und für die frei verbundnen,
Nicht knechtiſch unterworfenen Cheruſker
Anſtatt der Schande Achtung von euch Römern
Gefordert habe. Freilich dergeſtalt
Pflegt ſich die feige Hinterliſt zu äußern. —
Ich bin ein Deutſcher; glühend ſchlägt mein Herz
Dem edeln Volke, deſſen Sohn ich bin;
Doch ſchließt die Liebe für mein Vaterland
Die Achtung, die Bewunderung nicht aus,
Die ich der Römer hohem Geiſte zolle.
Wer ſah auch je die ſtolze Königin
Der ſieben Hügel, ohne ihrem Scepter,
Dem Zauberſtab in Ehrfurcht ſich zu beugen,
Den ſie allmächtig über alle Zonen
Der Erde ſtreckt? Auch mich ergriff der Zauber,
Als ich in früher Jugend ſchon vom Vater
Als Unterpfand und Zeichen ſeiner Freundſchaft
Euch anvertrauet und nach Rom geſchickt war.
Doch mitten in dem Zauberkreis, umringt
Von dieſen Rieſenbauten, dieſen Tempeln,
Die nicht ſowol errichtet für die Götter,
Als von den Göttern ſcheinen, angelacht
Von dieſen heilig ſchönen Kunſtgebilden,
In denen eine neue höh're Welt
Der Geiſt ſich ſchafft, umwehet von den Wimpeln
Der tauſend Schiffe vor des Tibers Mündung,
Die den Tribut der Weltgebieterin
Von allen Küſten, allen Inſeln bringen,
Geblendet von dem Glanze dieſer Waffen,
Die Mavors ſelbſt geſchickter nicht zu führen,
Als ſeine Romuliden, weiß, umdonnert
Vom Jubelruf der Millionen Bürger
Und Bürgerinnen, die zum Capitol
Des Triumphators ſiegreich Heer begleiten,
Von aller dieſer Herrlichkeit umwogt
Und fröhlich ſelbſt darin mitſchwimmend, dacht' ich
Doch ſtets zurück an meine Waldgebirge
Und malte mir das holde Bild der Zukunft,
Wie ich, der Heimat einſt zurückgegeben,
Zu gleicher Blüte, ja, ich leugn' es nicht,
Zu ſchön'rer Blüte noch den zarten Keim
Entfalten möchte, der in meinem Volke,
In einer rauhen Hülle ſchlummernd, liegt.
Und wie mir ſelber Rom die Sonne war,
Die ihren heitern goldnen Lebensſtrahl
In meine Seele goß, ſo, hofft' ich, ſollte
Es meiner Heimat auch den lichten Morgen
Zu der Entwicklung ihres Lebens bringen.
In dieſer Hoffnung ſog in alle Poren
Des Geiſtes ich das Leben Romas ein
Und grüßte freudig den erſehnten Tag,
Wo ich, begleitet von den Legionen,
Von lauter Freunden, Brüdern, wie ich meinte,
Heim wieder kehrte in das Land der Väter.
Ihr wißt es ſelbſt, was zur Verwirklichung
Des ſchönen Planes, Römer und Germanen
Aufs engſte zu verbinden, ich gethan.
Vertrauend führt' ich euch mein Volk entgegen
Und feierlich erneuten wir den Bund
Der Freundſchaft. Lehrer ſolltet ihr uns ſein,
Und dankbar wollten wir in euern Schlachten
Mit unſerm Arm euch dienen. Freundesdienſt
Verhießen wir, doch ihr wollt Sklavendienſte.
Statt uns zu lehren, laßt ihr nur die Ruthe
Der Züchtigung uns fühlen. Uns zu heben
Gedachten wir an eurer Hand; ihr tretet
Mit euerm Fuß uns nieder in den Staub.
Nicht zu entfalten, zu verkümmern ſtrebt
Die Keime ihr des Guten, Edeln, Schönen,
Die nicht umſonſt der Götter heil'ge Vorſicht
So lebensreich in unſre Bruſt gepflanzt.
Drum, wie ihr euch auch müht, nie werdet ihr
Den ſtarken heil'gen Trieb in ihnen tödten;
Er wird mit ſeiner Gotteskraft ſie ſprengen,
Die Bande, die ihn feſſeln, und dann Wehe
Euch Thoren, die ihr dieſen Waldſtrom dämmtet!
Zerreißen wird er zürnend eure Deiche
Und eure eignen Felder überſtrömen,
Weil ihr ſein friedlich Bett ihm nicht gegönnt!

8. Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochſchule zu Greifswald. Drama in fünf Aufzügen von K. Th. Pyl. Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe mit Rubenow's Porträt und Denkſtein und hiſtoriſchen Beilagen zu den Abbildungen. Greifswald, Scharff. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Trauerſpiel verdankt ſeinen Urſprung ohne Zweifel dem vor einigen Jahren gefeierten Jubiläum der Univerſität Greifswald, deren Stiftung es darſtellt. Die Gründung einer Hochſchule wird in der Regel kaum einen Vorwurf zu einem Schauſpiel darbieten; indeſſen die Stiftung von Greifswald iſt ſo in die weltlichen Angelegenheiten jener Zeit, in die ſtädtiſchen Streitigkeiten und in die Verhältniſſe zu den Herzogen von Pommern verwickelt, daß es dem Stoff an Leben und Bewegung nicht fehlt. Aber der Verfaſſer hat denſelben nicht zu klarer Entfaltung gebracht. Die Verwickelung wird ſeltſam

unterbrochen, indem plötzlich mitten in die Entſcheidung des obſchwebenden Streits (über das Gefolge des Herzogs) die Verfaſſungsfrage der Stadt ziemlich unmotivirt hineingeworfen wird. Schon in der Expoſition bleibt unerklärt, welches Concil und warum es das Interdict über Roſtock ausgeſprochen und ſo die Seceſſion nach Greifswald herbeigeführt; ebenſo erfahren wir nicht, warum das Interdict wieder aufgehoben wird. Ebenſo wenig klar iſt der Charakter Rubenow's gezeichnet. In ſeinem Verhalten gegen den Sohn ſeines Feindes zeigt ſich derſelbe als die perſonificirte Gerechtigkeit; als aber ſein eigener Neffe gegen das Geſetz fehlt, iſt er ſofort bereit, denſelben entfliehen zu laſſen. Der Verſuch mislingt, und nun koſtet es wiederum die äußerſten Anſtrengungen ihn zu bewegen, daß er zu einem zweiten Verſuch die Hand biete, endlich thut er es doch. Wie reimt ſich dieſes verſchiedene Gebaren? Oder ſoll etwa gerade dieſer Abfall von dem Princip des Rechts ſeine tragiſche Schuld ſein?

9. Zawiſch der Roſenberger. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von J. C. von Wieſer. Wien, Gerold's Sohn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ſind die böhmiſchen Wirrniſſe nach dem Tode Ottokar's von Böhmen, welche den Stoff dieſer Tragödie bilden: der Zeitfolge nach ſchließt ſich dieſelbe alſo an Grillparzer's vortreffliches Drama „König Ottokar's Glück und Ende". Der Verfaſſer unſers Trauerſpiels hat poetiſches Talent und es liegt ein zarter poetiſcher Duft über manchen Partien des Stücks; aber die duftige Sprache der Poeſie geht bei ihm oft in Subtilität und Unklarheit über. Theilweiſe mag es mit an dieſer Ueberfeinerung der Darſtellung liegen, daß die Expoſition für den erſten Anblick durchaus undurchſichtig und in vielen Details unklar erſcheint. Möge es dem Dichter gelingen mit ſeinem poetiſchen Gemüth noch logiſche Schärfe zu einen: ſie iſt nicht die Feindin, ſondern die nothwendige Grundlage der Poeſie! Dann wird z. B. von der Liebeserklärung:

Ihr flieht vor mir in kalter Haſt, umſonſt,
Denn kommen will ich wie der König Lenz:
Ich ruf' den Strahl des Maientags zu Hülf',
Der ſchwimmt im linden Wehen mild um Euch;
Ich hauch' die Perle friſchen Morgenthaus,
Es ſpiegelt ſich der Himmel licht in ihr,
Ich weck' das Sehnſuchtslied der Nachtigall,
Das flüſternd durch die ſtumme Mondnacht zieht, —
Nicht meine, es iſt Schöpfungsmacht um Euch,
Die grünen Knospenblätter ſpringen auf,
Was blühen ſoll, das muß ja blühn! —

das Schöne, Zarte, Melodiſche bleiben, das Bombaſtiſche ausgeſchieden werden. Uebrigens hat der Verfaſſer ſich zwei ſchleunigſt abzulegende ſprachliche Eigenthümlichkeiten angewöhnt. Die erſte derſelben iſt eine wunderliche Art von Epanaphora oder wie man dieſe Figur nennen will.

S. 31:

Und ich, ich, hör', ich will dich nicht mehr hören.

S. 40:

Um jetzt aus deinem eignen Mund zu hören,
Daß deine Schwüre nicht der Liebe blos,
Daß deinen Planen ſie gegolten, daß,
Daß der vermeſſne Wille weiter ſtrebt
Und daß auch ich das nahende Verderben,
Daß ich es theilen ſoll, mit dir es theilen,
Ich gegen meinen Sohn.

Die zweite Eigenthümlichkeit iſt aber ſogar ein ſprachlicher Fehler. Der Verfaſſer bildet nämlich die 2. pers. plur. indic. praes. mit einem durchaus ungehörigen Ablaut, von dem ich nicht weiß, ob er vielleicht dem öſterreichiſchen Dialekt eigenthümlich iſt: (ihr) trägt, fällt (von fallen), frägt, vergräbt, ſtößt, ſchlägt, befiehlt. Es wird nur dieſer Bemerkung bedürfen, um dieſe Anſtöße aus der ſonſt, wie geſagt, gehobenen Darſtellung unſers Dichters für die Zukunft zu entfernen.

10. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Schauſpiel in fünf Acten von Karl Hugo (Heſſe). Düſſeldorf, Schaub. 8. 15 Ngr.

Es fehlt dem Verfaſſer nicht an ſchönen und wahren Gedanken; aber er weiß dieſelben noch nicht immer dramatiſch zu geſtalten. Der Hauptfehler in dieſer Beziehung iſt der fortwährende Scenenwechſel und die Unzuträglichkeit, die dadurch entſteht, daß in zwei aufeinanderfolgenden Auftritten Handlungen vorgeführt werden, die in dieſer unmittelbaren Aufeinanderfolge unmöglich ſind. So entſchließt ſich z. B. Act. 1, Sc. 4, Ludwig auf einem Schloß in der Nähe von Frankfurt zur Annahme der Krone, bewogen durch die Ueberredung ſeiner Mutter Mathilde, und eben dieſe beginnt die unmittelbar ſich daranſchließende Scene, die in Sachſenhauſen bei Leopold ſpielt: vier dazwiſchenliegende Verſe bieten nicht Zwiſchenraum genug, um dem Zuſchauer die Verpflanzung wahrſcheinlich erſcheinen zu laſſen. Aber in der zunächſt darauffolgenden ſechsten Scene iſt gar ſchon die Nachricht von der Salbung Ludwig's in Aachen nach Frankfurt gelangt! Wir verlangen keine proſaiſche Wahrſcheinlichkeit und laſſen deshalb uns gern gefallen, wenn in die Zwiſchenacte der Dichter beliebige Zeiträume zuſammendrängt; aber während wir vor dem aufgezogenen Vorhang ſitzen und die Dauer der ideellen Zeit nothwendig durch die Dauer der wirklichen controliren, iſt dergleichen unmöglich. Dann möchte ich den Verfaſſer noch auf eins aufmerkſam machen. Er hat einige ſehr realiſtiſch gehaltene Scenen eingeſchaltet. Aber die eine derſelben, die Disputation der Scholaſtiker, iſt mindeſtens unnöthig; der komiſche Bediente macht in ſeiner Abſichtlichkeit keine rechte Wirkung, und zwei andere Scenen, die ſcheinbare Teufelserſcheinung und der Tobſinnsanfall Leopold's, dürften auf der Bühne leicht in Gefahr kommen, gegen ihren Zweck Heiterkeit zu erregen. Dagegen iſt die erſte der derartigen Scenen in ihrer draſtiſchen Schilderung der Zuſtände ergreifend, obſchon auch hier wol etwas gemildert werden könnte. Und das war es, was ich dem Dichter noch empfehlen möchte: ernſte Ueberlegung, wo dergleichen Scenen einzulegen und wie ſie auszuführen ſind.

11. Dramatiſches von J. G. Pfaff. I. Armin, Drama in vier Aufzügen. II. Herodias, Drama in vier Aufzügen. Kaſſel, Krieger. 1864. 16. 1 Thlr.

Das vorliegende Drama „Armin" behandelt nicht die

Schlacht im Teutoburgerwald, ſondern nimmt dieſe zur Vorausſetzung und ſtellt Arminius' Ermordung dar. Das Ganze bezeugt die claſſiſche Bildung und den feinen und geläuterten Geſchmack des Verfaſſers. Nur ſcheint es, als ob der, wenn auch im edelſten Stil gehaltenen Reden zu viel und der Handlung zu wenig wäre. Im dritten Act ſteht die dramatiſche Bewegung faſt ganz ſtill und auch ſonſt hat man die Empfindung ungeduldiger Erwartung, daß die fortdauernden Berathungen endlich zu Thaten werden möchten. Am Schluß könnte man denen, welche etwa die poetiſche Gerechtigkeit gegen die Mörder und Verräther vermiſſen wollten, erwidern, daß dieſe ihre Strafe in dem Bewußtſein ihrer That mit ſich tragen; aber die an ſich ſehr ſchönen Schlußworte:

Doch du, mein Volk, erhebe deine Klagen
Um dich und um dein künftiges Geſchick
Und laß ſie an des Himmels Wölbung ſchlagen!
Was du verlorſt, bringt niemand dir zurück.
Wohl wirſt du groß ſein, Rühmliches vollbringen,
Das neidet dir der Götter Rathſchluß nicht;
Den Geiſt der Zwietracht wirſt du nie bezwingen,
Das iſt das Urtheil, das der Rächer ſpricht;
Das iſt dein Fluch! Ihn wirſt du ewig tragen,
Der, der ihn wenden konnte, liegt erſchlagen —

ſind in dem Munde der Seherin doch von allzu übler Vorbedeutung und ſollten wol durch eine für das deutſche Gemüth verſöhnender abſchließende Prophezeiung erſetzt werden.

Das zweite Stück: „Herodias", welches nach des Verfaſſers eigener Auffaſſung nur ein hiſtoriſches Bild im dramatiſchen Rahmen, weder ein Trauerſpiel nach dramatiſchen Regeln, noch ein Bühnenſtück ſein ſoll, müſſen wir in dieſer Rundſchau übergehen, in welcher eben nur ganz eigentlich dramatiſche Schöpfungen beſprochen werden ſollen.

12. Fauſt's Tod. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Erdwin Mölling. Philadelphia. 1864. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer führt Fauſt zunächſt nach Florenz zur Zeit der Peſt, wo er unter Anleitung Mephiſto's der Luſt ſich hingibt. Warum gerade in Florenz und warum gerade zur Zeit der Peſt, iſt nicht recht einzuſehen. Mephiſto veranſtaltet den Tod der geliebten Julia und führt Fauſt durch Mord und Verbrechen zum Königsthron. Hier kommt Fauſt zur Beſinnung und ſucht ſeine Schuld durch hohes Streben und ſtrenge Arbeit im Dienſt einer großen Sache im Verein mit Gutenberg zu ſühnen, nachdem er den Verſucher verabſchiedet. So ſtirbt er endlich verſöhnt und begnadigt. Es fehlt dem Verfaſſer nicht an Gedanken, auch iſt das Ganze in gebildeter Sprache und recht leichten Verſen geſchrieben. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß unſere transatlantiſchen Landsleute auch in Bezug auf Literatur und Poeſie die Heimat nicht vergeſſen haben, ſondern mit derſelben ſich im nationalen Zuſammenhang wiſſen.

13. Drei neue Theaterſpiele von Karl Richard Waldemar Uſchner. Leipzig, Deckmann. 1864. 16. 20 Ngr.

Der Verfaſſer iſt ein ſehr geiſtreicher Schriftſteller, wenn auch vorderhand noch kein Dramatiker. Das erſte Stück: „Das abgebrochene Ritterſpiel", iſt zu weitläufig, unwahrſcheinlich, theoretiſirend (werden doch ſogar des Verfaſſers eigene Stücke darin erwähnt und polemiſch erörtert), dabei aber verſtändig, charakterzeichnend, nicht ohne Scherz. Wenn es in der angeführten Polemik heißt: „Man wirft alſo den Chruſen'ſchen (Anagramm von Uſchner) Stücken Geſchraubtheit des Ausdrucks vor und tadelt, daß ſie wie Ueberſetzungen aus den ältern Claſſikern ſich anhören", und wenn vorher von ihnen geſagt wird: „Man macht ihnen den Vorwurf, daß ſie dem alten Geſchmack der Spanier und Engländer huldigend in der Form rhythmiſch ſeien", ſo iſt dieſe Charakteriſtik ganz richtig. Gleich das nächſte Stück: „Löſung durch ein Wunder", auf welches, wie auf das dritte, jene Charakteriſtik gemünzt iſt, ſtellt ſich in der That als ein durch und durch phantaſtiſches und ſeltſames Gemälde uns vor Augen, wie einem der großen ſpaniſchen Dramatiker abgelauſcht; aber neben der Seltſamkeit der Handlung und der Geſchraubtheit liegt über dem Ganzen ein feiner Duft von Innigkeit und Poeſie. Aehnlich verhält es ſich mit dem dritten Stück: „Die Liebesproben des Cervantes", das ſich wie ein Schauſpiel aus der Blüte unſerer romantiſchen Schule anhört. Möge es dem Dichter gefallen, ſeiner reichen Poeſie den Mantel der Seltſamkeit und Wunderlichkeit abzunehmen: ſie wird nur um ſo mehr erglänzen, und wenn es ihm dann noch gelingt, zu den melodiſchen Rhythmen (denn dieſe rechne ich nicht zu dem abzuthuenden „Spaniſchen"), der ausdrucksvollen, aber zu mäßigenden Sprache, den gut gezeichneten Charakteren dasjenige hinzuzufügen, was das Schauſpiel nothwendig erfordert: dramatiſche Geſtaltung, Verwickelung und Entwickelung und, wie Platen ſagt, „die Kunſt, die jegliches ordnet", ſo werden ſchöne Erfolge auf den Bretern, die die Welt bedeuten, ſicher nicht ausbleiben. Einſtweilen zur Probe von der jetzigen Erſcheinung des Dichters eine kurze Rede des Cervantes, geſprochen im Angeſicht der Flotte, auf der er ſich zum Türkenkrieg einzuſchiffen im Begriff iſt:

Cervantes.

O farbenreiches Bild der Zeit hier, das
Selbſt Romas Malerzunft verblüffte, denn
Der Dichter ſtaunt und kann es nur verſchweigen.
Doch fort mit Träumerei, die Morgenbruch
Verſcheucht; denn ſchon entkleidet eben ſich
Des eiteln Scharlachſtaats die Sonne, die
Um Malergunſt gebuhlt, zur Tagesarbeit;
Der Fahrwind drängt zu Bord; das krauſe Meer,
Sowie ein ausgeruhter Laſtenträger,
Hebt ſich mit Schiffsfracht wohlgemuth, und wie
Die Elemente, Luft und Waſſer und
Die thauerfriſchte Erd', ihr Tageswerk
Begannen, beut der Menſchen pflichtbetrautes
Geſchlecht ſich rührig; opfermüth'ge Mütter,
Die Braut, die niegemahnte Schuldnerin
Von Abſchiedsküſſen, Frau'n mit Proviant
Umdrängen das Geſchwader; Prieſter weihen
Die Fahnen oder bannen die Gefahren
Des Halbmonds mit dem Kreuze; buntgeſchmückte
Matroſen, rothbekappt wie Spechte, klettern
Zum Fichtenhorſt des Maſtkorbs; Lootſen ſind

Als flügge Schwalben ungeduldig schon
Dem Schwarm der Flotte vorgeeilt; am Deck
Die Kanoniere, die mit Luntenbrand
Alsbald die schwere Zunge dem Geschütze
Zu lösen wissen, Spielvolk mit Posaun'
Und Zinke, alle sammeln sich zum Tusch;
Schon hebt der General den Taktstock, denn
Das Admiralschiff avancirt, und nur
Mein Troß Neapler lagert noch im Schilfe
Als unfruchtbarer Blütenstaub.
(Musik und Salvenschüsse.)
Neapels Mannen! Diese Kriegesmusik
Ruft uns aus der Umarmung, denn der Herd
Und Liebesglück sind uns gefährdet durch
Ringsschwärmende Korsaren, die wir zwar
Hinausgescheucht, doch in den Grund erst bohren.
Und seht, Italias kraftverbundne Macht
Mit buntem Wimpelschmuck verschwistert sich
Hispanias Flotte, daß der Türke furchtsam
Die Laken streichen wird, hinaus! Doch bald
Zieht ihr in eure Myrtenhaine ein,
Wo heimatlichen Lorber eurer Stirn
Ein holdes Mädchen kränzen wird. Auf! Auf!
Besteigt das Glücksschiff, Neapolitaner!

14. Irene. Eine Operndichtung von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 10 Ngr.

Operntexte gehören nur sehr mit Auswahl in diese Revuen, die sich mit dramatischer Literatur beschäftigen; denn nur ein kleiner Theil derselben gehört überhaupt zur Literatur. Der vorliegende Text zeichnet sich durch gehobene Sprache vor andern derartigen Arbeiten aus; auch geht durch das Ganze die Entwickelung eines Gedankens.

Hiermit schließe ich diesen zweiten Artikel über das deutsche Drama der Gegenwart. Der nächste Artikel wird neben Tragödien und Schauspielen auch eine Reihe von Erscheinungen zu besprechen haben, welche der Komödie mehr oder minder nahe stehen. Für den Augenblick aber sei es genug. Cras ingens iterabimus aequor.

August Henneberger.

Unterhaltungsliteratur.

Jefferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege. Von Bernhard Heßlein. Erste Abtheilung: Der Teufel von Five Points. Erster Band. Leipzig, G. J. Purfürst. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, der sich schon durch seine „Berliner Pickwickier", „Teufel des Goldes", „Berlins kleine Tyrannen" und ähnliche Tendenzromane bekannt gemacht hat, war längere Zeit und lange genug jenseit des Oceans, um uns nun auch in ähnlicher Weise Enthüllungen aus den Geheimnissen des amerikanischen Lebens geben zu können. Nachdem zuerst Eugène Sue mit seinen „pariser Mysterien" durchgeschlagen hatte, sind viele Schriftsteller von der leichten Feder in seine Fußstapfen getreten und haben uns die Geheimnisse fast aller namhaften Städte der Welt enthüllt, wahrhaftig keine eleusinischen, meist schaurig genug, um die ernstliche Frage in uns anzuregen, ob das alles nur annähernd auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhen könne und ob in diesem Falle unsere vielgepriesene Culturperiode auch nur eines geringen Preises würdig sei? Leider haben die meisten Mysterienschreiber aus Effecthascherei zu tief in ihre Farbentöpfe gegriffen und übertrieben, wenn sie vielleicht nur recht anschaulich schildern wollten; sie haben Mysterien fabricirt, haben Teufel und im Gegensatze Engel zugleich auf die Bühne und in herzzerreißende Berührungen gebracht und für denselben Geschmack geschrieben, der durch die verschollenen Ritter- und Räubergeschichten befriedigt wurde. Diese Art Literatur fängt denn auch bereits wieder an zu verschwinden wie jene, und wenn in Leihbibliotheken noch hin und wieder nach ihr gefragt wird, so geschieht dies meist von Personen, die von unsittlicher Begier nach Phantasiereizung ergriffen sind und sich wol besser mit andern Dingen beschäftigten als mit Lektüre.

Nur ungern klagen wir auch B. Heßlein an, daß er mitunter zu dieser Mysterienliteratur hinüberneigt und sich von Coulissenreißerei nicht frei genug erhält. Der amerikanische Bürgerkrieg ist für einen social-geschichtlichen Roman ohne Zweifel ein günstiger und sehr zeitgemäßer Hintergrund. Noch bluten die Wunden, die dieser schreckliche Kampf geschlagen, und sie werden noch lange bluten; aber je größer unser Interesse für das Sujet ist, das der Verfasser behandelt, um so berechtigter ist auch unsere Forderung, daß er überall und immer mit größter Strenge auch gegen sich selbst arbeite, nicht blos gegen die Proslaverymänner und ihren Anhang. Er muß stets im Auge behalten, welche Grenzen ihm die licentia poetica gestattet, und bedenken, daß er sich den bessern Theil des Lesepublikums entfremdet, wenn er fahrlässig schreibt, wenn er statt plastischer und lebensfähiger Figuren nur Caricaturen vor unsere Vorstellung zaubert und uns oft Scene für Scene mit Situationen behelligt, die den gebildeten Leser nur mit Abscheu erfüllen.

Wir sprechen das unverblümt aus, weil der Haupttheil des Romans noch zurück ist. Der Expräsident der Südstaaten ist in diesem ersten, 26 Bogen starken Bande noch nicht einmal genannt, wir erhalten gewissermaßen nur erst eine Exposition und werden mit dem Boden bekannt gemacht, auf dem das eigentliche Stück spielen soll. Deshalb warnen wir den Verfasser, weil es noch Zeit ist, und bitten ihn, sobald er hervorragende historische Figuren vorführt, um keinen Preis zu outriren, wie es, nach dem schon Erschienenen zu schließen, leicht geschehen könnte. Er würde uns sicher kein „getreues Bild der amerikanischen Zustände" vorführen und ebenso sicher kein willkommenes.

Der Verfasser hat aber das Material zu einem werthvollen Werke in Händen, und er scheint auch das Geschick zu haben, es zu schreiben. Ohne Zweifel hat er alle im Romane hervorstechenden Charaktere möglichst treu nach dem Leben gezeichnet, so den echt amerikanischen Mr. Flint, der überall derselbe und Prototyp eines Yankee im bessern Sinne ist. Eifriger Abolitionist, ist er doch auf die Farbigen übel genug zu sprechen und sagt einmal, er sei Abolitionist,

bin's aber für die Weißen. Freund, 's ist nicht die Humanität und Anhänglichkeit an die schwarze Haut, bin kein Niggerfreund, im Gegentheil; aber ich halte diese Sklavenhalterwirthschaft für einen Fluch für uns! Der stete Umgang mit Sklaven entnervt die freiesten Männer, demoralisirt sie, macht sie zu Sklaven ihrer Sklaven. Die Union ist krank, Sir, solange die Niggerwirthschaft bei uns geduldet wird; kommen nicht zur wahren Einheit, nicht zur wahren Freiheit, können unsere Kräfte nicht entfalten und benutzen. O, was wäre die Union ohne die Sklaverei, was wird sie werden, wenn es erst im freien Amerika keine Sklaven und keine Niggers mehr gibt!

Kurz vorher führt Mr. Flint aus:

Jeder Nigger läßt sich zum Affen machen — kommt nur erst in die Sklavenstaaten, Freund, da werdet Ihr nichts als Affen unter den Niggern sehen — 's ist wahrhaftig ein Affengeschlecht — rechne, daß Ihr das noch einmal einsehen werdet, Freund!

Es ist sicher kein geringes Verdienst des Verfassers, daß er für Mr. Flint trotz solcher engherzigen Vorurtheile unser Interesse rege zu erhalten weiß. Er hat ihn eben treu nach der Natur copirt, und auch wir haben wiederholt so denkende und redende Amerikaner kennen gelernt.

Ebenso charakteristisch gezeichnet ist das Ehepaar Jonathan und Dinah mit dem kleinen Bob: er ein schwarzer Prediger und ein Brutus für seine Nation und ihre Errettung aus tausenderlei Banden; sie eine Unglückliche, welche die Grenze, wo das Verbrechen anfängt, bereits nicht mehr kennt, ihrer Kinder beraubt, nunmehr selbst Kinder stiehlt, um aus deren süßen Unschuldsaugen Trost für die Verluste zu schöpfen, die ihr Mutterherz erlitten; Bob endlich ein geborener Schelm voll List und Komik, wider Wissen und Willen seines Herrn unterrichtet und voll Feuer für bessere sociale Stellung der Schwarzen. Jonathan ist der Träger der Titelrolle, der Teufel von Five Points, einem der verrufensten Stadttheile von Neuyork, in dem er den Kampf gegen die Sklavenhalter im geheimen schon begonnen hat. Seine Hauptstütze ist ein Mr. Bousfield, ein reicher Geschäftsmann, der bei Beginn der Erzählung einer Gesellschaft vorsteht, deren Bestrebungen dahin gehen, einen neuerworbenen Bezirk von Kansas mit Antisklavereimännern zu bevölkern und auf diese Weise die Einführung der Sklaverei daselbst zu verhindern. Hören wir zum Schluß unsers Berichts ein Stück eines Gesprächs zwischen dem Teufel von Five Points mit Mr. Bousfield:

„Sind Sie der Meinung", fragte Jonathan mit ängstlicher Miene, „daß, falls es bei uns schlimm werden sollte, die Fürsten von Europa dem Süden Soldaten schicken werden?" — „Sehr möglich, Jonathan, von Napoleon glaub' ich's ganz gewiß — der speculirt auf einen amerikanischen Krieg, möchte gar zu gern festen Fuß bei uns fassen; auch England wird es nicht ungern sehen, calculirt, daß wir Nordamerikaner uns mit der Zeit in Besitz der ganzen Halbkugel setzen würden. Haben allerdings schon ein gutes Stück von Mexico, das viel größer als England ist, seit 1846 annectirt, werden mit der Zeit ganz Mexico bekommen und immer mehr nach Süd und West heraus- und herunterrücken, auch wol nach dem Norden hinauf. Canada ist unser, sobald wir bei uns mit der Sklavenfrage fertig sind. Und wenn es ein mächtiges freies Amerika gibt, nun, dann ist auch die andere Welthälfte geborgen. Ist dann ganz aus mit aller Tyrannei und Despotie, mit Junkerthum und Soldatenspiel, und das ist's, was man in Europa wol einsieht. Napoleon aber und England sind unsere natürlichen und größten Feinde. Das ist der Standpunkt, Jonathan!" — „Dank Ihnen, Sir", sagte Jonathan, „Dank Ihnen für die Belehrung. Ist ein gar zu dummer Mensch, ein solcher Nigger, wie ich, 's fehlt die Uebersicht, wird aber gewiß anders, wenn wir, wie die Weißen, in der Freiheit geboren werden. Kann mir nicht gut denken, Sir, daß wir nur eine höhere Klasse von Affen und wegen unserer schwarzen Haut nicht fähig sein sollten, verständige und brauchbare Menschen zu werden." — „Nur Geduld, Jonathan, Geduld, wird nicht mehr allzu lange andauern, rechne ich, die Blase wird platzen und dann sich's ausweisen, ob's mit der Menschheit vorwärts geht, oder ob Blödsinn und Dummheit ihren ewigen Kreislauf machen sollen. Steckt diese Schriften ein, vertheilt sie, wo Ihr könnt und wie Ihr's gewohnt seid, nicht ohne auf diese aufrührerischen abolitionistischen Schriften zu schimpfen" u. s. w.

Man wird hieraus erkennen, daß der Geist der Befreiung das ganze Buch durchweht. Am Schlusse dieses Bandes ist eine Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten eingeflochten, die für die meisten Leser lehrreich sein wird. Als Motto ist ihr ein Ausspruch des wackern Schurz aus dem Bericht über seine Inspectionsreise in den Sklavenstaaten (Juni 1865) vorgesetzt:

Ich bin überzeugt, das Problem der Sklavenemancipation wird gelöst, sobald das Schulhaus den Platz einnimmt, an dem früher der Prügelpfahl stand.

15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wenn ein deutscher Dramatiker einen Stoff, wie Galileo Galilei behandelt — und wir haben einige achtbare Dramen, deren Held er ist —, so wird man kaum diese Thatsache einer besondern Aufmerksamkeit widmen; denn für uns Deutsche gehören die Conflicte des Denkens mit den bestehenden Gewalten zu den Lieblingsthematen der Muse; die großen Erfinder und Entdecker, mögen sie Columbus oder Galilei heißen, werden oft und gern von ihr verherrlicht. Anders verhält es sich hiermit bei den Franzosen; derartige Conflicte liegen ihrem Nationalcharakter ferner, und wir werden in ihrer dramatischen Literatur uns vergebens nach solchen Helden umsehen. Der vielgewandte Scribe hat nun in seinem letzten Operntext, in der „Afrikanerin", welche die Königin der letzten deutschen Wintersaison geworden, einen ersten Act gedichtet, in dem der Held Vasco de Gama aus dem Holze der Columbe geschnitzt ist und die theologischen Chorgesänge den Kampf des Aberglaubens mit der Wissenschaft abspiegeln. Doch ist dieser Conflict keineswegs ein nachhaltiger und verschwindet schon im zweiten Act gegenüber der Liebesromantik und den durch sie hervorgerufenen Verwickelungen.

So darf es wol kein Befremden erregen, daß ein französisches Drama „Galileo Galilei" ganz besonderes Aufsehen macht, um so weniger, wenn der Dichter dieses Dramas sich eines so bedeutenden Namens erfreut, wie Ponsard, welcher, trotz einiger Zugeständnisse, die er dem Geschmack des Tags gemacht, doch als Träger und Vorkämpfer der idealen Richtung des Dramas betrachtet werden muß. Der Dichter einer „Lucrèce" und „Charlotte Corday" darf mit den Roturiers der neuen Civilisationsdramen aus der Demi-Monde durchaus nicht in eine Linie gestellt werden. Ponsard hat sein neues Drama einem auserlesenen Kreise von Schriftstellern und Kunstfreunden

vorgetragen und damit reichen Beifall geerntet. Ein Drama „Galilei" kann heutzutage in Frankreich nur als ein den ultramontanen Tendenzen hingeworfener Fehdehandschuh betrachtet werden. Ponsard's Verse besitzen die nöthige Prägnanz, um ihre Gedanken fest den Gemüthern einzuprägen. Und da in jedem Helden, der gegen die Autorität kämpft, eine revolutionäre Ader unverkennbar ist, so bleibt es zweifelhaft, ob nicht auch das politische Regiment in Frankreich Anstoß an diesem Geistesheroen nehmen, ob „Galilei" die französische Bühnencensur passiren wird?

Denn gerade in jenem Kreise, in denen der Cäsarismus stets unbeliebt war, in den Kreisen der Gelehrsamkeit und des studentischen Lebens, regt es sich jetzt in Paris bedenklich, und hier liegen die Anknüpfungen an die Literatur und an das Theater nahe. Der Kaiser hat den Franzosen gerade das nicht gewährt, was Posa von Philipp erbittet: die Gedankenfreiheit! Kräftige Gemüther erschrecken über das geistige Nivellement der französischen Welt, über die Flachheit der Sittenverderbniß, und in Frankreich erwacht ein Geist, der eigentlich in Deutschland seine Heimat hat, der Geist einer idealen Verbitterung über den Weltlauf, eine Rebellion aus geistigem und sittlichem Unwillen.

Das beweisen zur Genüge die letzten Vorgänge bei der Aufführung von Emile Augier's „La contagion" im Odéon, dem Théâtre français der studirenden Jugend, der classischen Bühne des Quartier Latin. Die Demonstrationen, mit denen der Kaiser vor dem Theater und in demselben empfangen wurde, lassen über die Stimmung, die in diesen Kreisen herrscht, keinen Zweifel übrig. Was dem Drama Augier's von Haus aus ein großes Interesse verlieh, war das Gerücht, in dem Helden desselben werde eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, die zur Tafelrunde des second empire gehörte, auf die Bretter gebracht werden; man erwartete in Herrn von Estrigaud den verstorbenen Herzog von Morny wiederzufinden. Doch erreicht der Speculant des Augier'schen Dramas bei weitem nicht die Höhe der Genialität, zu welcher sich der Herzog erhoben, der schon als „Decembriseur" Politik und Finanzspeculationen gleichzeitig zu machen verstand. D'Estrigaud steht nirgends so auf der Höhe der Situation, um seinem Vorbilde hierin gerecht zu werden. Er ist ein Avanturier der Börse und der fashionablen Liebe, hat ein Verhältniß mit einer Schauspielerin Navarette und liebt außerdem die Tochter eines Bürgers, Tenancier, die mit einem Marquis verheirathet ist, kurz, er ist eine Mischung von Börsenmann und Roué, wie man sie in dem heutigen Paris bereits hinter den gewöhnlichsten Alltagsgesichtern findet. Tenancier soll den Gegensatz zu Estrigaud bilden, als ein Bürger der alten guten Zeit, als ein antediluvianischer Charakter, den der Dichter mit besonderer Liebe behandelt hat. Das Stück ist übrigens sehr schwach in seiner Composition und besteht aus einer Mosaik von Episoden, die nur in einem zufälligen Zusammenhang miteinander stehen. Dennoch hatte dasselbe einigen Erfolg, obgleich man bei einem so auf Demonstrationen angelegenden Publikum nur schwer sondern konnte, was der ästhetischen Kritik und was der politischen Tendenz angehörte.

Die Verfasser des durchgefallenen Trauerspiels: „Henriette Maréchal", haben dasselbe inzwischen durch den Druck veröffentlicht und suchen in der Vorrede sich als Märtyrer einer Cabale hinzustellen und die Theilnahme des Publikums durch die Mittheilung zu erregen, daß sie sich nur im Besitz einer Rente von 12000 Francs befinden. Französische Blätter meinen dazu, das wäre allerdings wenig für einen Gentleman, aber doch immer etwas, wenn man außerdem das Kapital eines vielseitigen Talents besitze. Was sagen die deutschen Dramatiker dazu? Sie werden gewiß sich hüten, das Mitleid des Publikums durch Angabe ihrer Vermögensverhältnisse anzurufen, obgleich sie ihre Renten oft nur — von der Schiller-Stiftung beziehen.

Von den Bestrebungen der neuen französischen dramatischen Literatur gibt übrigens eine theatralische Revue ein keineswegs erschöpfendes Bild. Vom Buchdrama wollen die Franzosen mit Recht nichts wissen; dennoch werden viele Dramen zu dieser wenig angemessenen Existenz verdammt und zwar durch die Theater censur. Was diese erlaubt, ist hinlänglich bekannt; sie drückt bei dem Cancan der Dramatiker die Augen zu, wie nur irgendein Gensdarm in dem Jardin Mabile und der Closerie de Lilas. Doch erst, was sie verbietet, gibt uns die complementären Farben zu ihrem Bilde. Von diesen Stücken erfährt man im ganzen wenig; denn rien ne réussit que le succès, und Bücherdramen sind in Frankreich, wie bei uns, todtgeborene Kinder. Man fragt sich, schreiben denn die Franzosen keine historische Tragödie? Ist die Bahn, die Victor Hugo mit seinem „Cromwell" betreten hat, gänzlich verlassen worden? Wol werden auch derartige Historien geschrieben, doch die Censur läßt sie nicht auf den weltbewegenden Brettern erscheinen, welche allein dem Skandal der Gegenwart, den Börsenmillionärs, den Theaterprinzessinnen, der Demi-Monde und den Nuditäten der großen Schaustücke und Revuen gehören. Wir erfahren sogar von einer Trilogie: „Louis XIV." von Adolphe Mony, deren zweiter Theil: „La Reine noire", zur Heldin die Maintenon hat und von dem Philosophen Jules Simon mit einer höchst anerkennenden Kritik eingeleitet wird. Das ist freilich keine Empfehlung für die Bühnencensur, am wenigsten, wenn dieser Philosoph auf die Geschichte Frankreichs als auf eine vernachlässigte Quelle der dramatischen Dichtung hinweist und von der Poesie nicht Apotheosen, sondern Belehrungen verlangt. Gewiß ist Adolphe Mony zu lehrreich in seiner Trilogie, und wie auch die Selbstherrscher in den Tuilerien wechseln mögen, es bleibt der Autokratie immer etwas Gemeinsames, sodaß gewisse Lectionen der Weltgeschichte als bedenkliche Anspielungen erscheinen. Uebrigens wird dem Mony'schen Werk eine ausgezeichnete Diction nachgerühmt, auch soll es ihm nicht an dramatischen Effectscenen fehlen. So wird unter anderm eine Schauerscene erwähnt, wo das rothe Eisen, bestimmt einem Märtyrer das Galerenzeichen aufzudrücken, plötzlich aus den Händen des Henkers in die des Opfers übergeht, welches ihn zu Boden wirft und an der Stirn zeichnet.

Auch andere, nicht tragische Stoffe fallen als Opfer der Bühnencensur. Theodore Barrière's „Malheur aux vaincus" wurde nicht auf der Bühne zugelassen. In der That bietet schon der Titel dieses Dramas für böswillige Auslegung mancherlei Stoff dar. Es ist dies Barrière's sechsundzwanzigstes Stück, und der Autor soll gesagt haben: „Mir geht es jetzt herzlich schlecht, denn außer meinem Handwerk bin ich für nichts zu gebrauchen. Doch halt, mir fällt ein, ich kann ja selbst Censor werden!" Der Chronikschreiber der „Revue britannique" fügt dieser Anekdote den Wunsch hinzu: Barrière möge nach wie vor Censor bleiben, doch — Censor der Sitten, wie er es in seinen frühern Stücken gewesen, und nicht die Dramen seiner Collegen censiren.

Bibliographie.

Müller, M., Ein Vortrag über die Verträge oder Wie ist durch das gesprochene Wort am besten auf das Volk zu wirken. Allen Freunden des Volksunterrichts gewidmet. Leipzig, Waldow. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfeiffer, F., Reisebericht über die in Salzburg und Tirol angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Philippson, P., Biographische Skizzen. 1stes bis 3tes Heft. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Protestanten-Verein und die moderne Kultur. Erwägungen eines der Kirche Entfremdeten. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüling, Freih. M., Gedichte. Nach seinem Tode herausgegeben. Wien, Lechner. Gr. 16. 20 Ngr.

Schletterer, H. M., Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Traumund, J., Schloß Friedelhausen. Ein Sittengemälde aus dem Jahre 1615. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 24 Ngr.

Vogt, Marie Luise, Verschiedene Lebenswege. Drei Erzählungen. Mannheim, Löffler. 16. 1 Thlr.

Westphalen, Fr. O. W. H. v., Westphalen der Secretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Biographische Skizze. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von **Joseph Held,**

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.

Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. **Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.**
II. **Volk und Regierung** mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.
III. **Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.**

Die wissenschaftliche Kritik ist darüber einig, dass die beiden ersten Theile dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur gehören, wobei bald mehr der sittliche Gehalt der Grundlagen, bald mehr die Feinheit der Beobachtungen und der Reichthum der Ideen, bald mehr der Fleiss der Ausarbeitung und die Fülle der Literatur hervorgehoben wurden. Von competenter Seite ist denn auch der Verfasser mit den Koryphäen der modernen Staatswissenschaft, wie R. v. Mohl, Stuart Mill u. a., zusammengestellt worden.

Nach dem Plane des Werks folgt in dem soeben erschienenen dritten und letzten Theile desselben die Betrachtung des modernen oder des constitutionellen Staats. Auf eine geistvolle Rundschau über die ganze social-politische Lage der Gegenwart folgt eine nach jeder Richtung hin neue wissenschaftliche Begründung des sogenannten Constitutionalismus, bei welchen auf alle wichtigern Detailfragen eingegangen, namentlich der constitutionelle Formalismus und die Rechtsstaatstheorie auf das rechte Mass gebracht und bei aller Universalität der Standpunkte der wärmste Patriotismus für Deutschland bethätigt wird.

Das Werk enthält auch über eine Menge wichtiger Themas, die man sonst nicht in staatswissenschaftlichen Büchern zu behandeln pflegt, die interessantesten Untersuchungen, z. B. über die Reception des römischen Rechts in Deutschland, über den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gemeinwesen, über die Entstehung des Feudalismus. Der Gebrauch des Werks ist durch die dem letzten Theil beigegebenen genauen Inhalts- und Autorenverzeichnisse sehr erleichtert.

Der Gelehrte wie der Patriot, der Staatsmann wie jeder Gebildete werden dieses nach Wissenschaftlichkeit und Gesinnung echt deutsche Buch mit gleicher Befriedigung lesen und studiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Johannis Buxtorfii

Lexicon Chaldaicum Talmudicum et Rabbinicum.

Denuo editum et commentariis auctum

a

Dr. **G. Fischer** et Dr. **H. Gelbe.**

4. Fasc. I. à 15 Ngr.

In billiger Ausgabe übergeben wir der Wissenschaft, genau revidirt und sorgfältig vermehrt, ein Werk, dessen neues Erscheinen gewiß mit Gunst aufgenommen wird.

Leipzig, 1866.

Moritz Schäfer.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:

Moliere's Lustspiele

übersetzt

von

Wolf Grafen Baudissin.

Zweiter Band.

Enthaltend: Der Zwist der Verliebten. — Die Kostbaren. — Die Lästigen. — Die Kritik der Frauenschule. — Das Impromptu von Versailles. — Die erzwungene Heirath. — Don Juan. — Der Liebhaber als Arzt.

8. Preis: 1½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Dichtungen von Albert Rosshack.

Das Liliemärchen.

Ein Gedicht.

Miniaturausgabe. Carton. 12 Ngr.

Die Leiden der jungen Lina.

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen.

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen führt sich der Verfasser vortheilhaft beim Publikum ein. Originelle Erfindung und große Formgewandtheit bekunden ein nicht gewöhnliches Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart das humoristische Element vertreten ist.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1866.

Inhalt: Die Aeſthetik als Formwiſſenſchaft. Von Adolf Zeiſing. — Ein neuer Fauſt-Commentar. Von Rudolf Gottſchall. — Skizzen und Bilder von Stadt und Land. Von Otto Speyer. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Aeſthetik als Formwiſſenſchaft.

Aeſthetik. Von Robert Zimmermann. Zweiter, ſyſtematiſcher Theil. — A. u. d. T.: Allgemeine Aeſthetik als Formwiſſenſchaft. Wien, Braumüller. 1865. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir ſind mehrmals in der Lage geweſen, den äſthetiſchen Schriften der jüngſten Jahre nicht diejenige wiſſenſchaftliche Bedeutung beilegen zu können, welche ſie den Leiſtungen ihrer Vorgänger gegenüber für ſich in Anſpruch zu nehmen ſuchten. Um ſo mehr freut es uns, in dem uns hier vorliegenden Werke ein ſolches gefunden zu haben, welches wirklich die principiellen Fragen der Aeſthetik nicht nur von einem weſentlich neuen Standpunkte, ſondern auch mit tief eingehender Gründlichkeit, wiſſenſchaftlichem Ernſt und philoſophiſcher Durchbildung in Unterſuchung zieht. Der allgemeine Standpunkt, den der Verfaſſer deſſelben einnimmt, ſowie ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit den Forſchungen und Doctrinen früherer Aeſthetiker und ſeine durch Schärfe und Feinheit des Denkens ſich auszeichnende Selbſtthätigkeit auf dieſem Literaturgebiet iſt uns bereits durch frühere Arbeiten deſſelben, insbeſondere durch ſeine verdienſtvolle „Geſchichte der Aeſthetik“ in rühmlichſter Weiſe bekannt geworden. Wir wiſſen daraus, daß er ein eifriger Anhänger und berufener Fortbildner der Herbart'ſchen Schule iſt, die ſich in dieſem Theil der Philoſophie hauptſächlich dadurch charakteriſirt, daß ſie als den eigentlichen Kern und alleinigen Grund ſämmtlicher äſthetiſcher Erſcheinungen die Form anſieht, und daher beſtrebt iſt, alle Phänomene des Schönen und Häßlichen im Gebiete der Natur und der Kunſt lediglich als Wirkungen formeller Eigenſchaften zu erklären. Dieſe Grundanſicht offenbart ſich in allem, was wir bisjetzt vom Autor kennen gelernt haben, und daß er dieſelbe auch in dieſem ſeinem neueſten Werke feſthält, ja daß er die eingehende Begründung und vollſtändige Darlegung derſelben als die eigentliche Aufgabe deſſelben betrachtet wiſſen will, erhellt ſchon daraus, daß er die darin niedergelegte Aeſthetik ſogleich auf dem Titel als „Formwiſſenſchaft“ bezeichnet hat.

Bekanntlich iſt dieſe Anſicht noch keine allgemein verbreitete; ja es iſt noch nicht allzu lange her, wo man in Theorie und Praxis mehr der entgegengeſetzten Anſicht huldigte. Insbeſondere war es die von der Hegel'ſchen Philoſophie ausgehende Kunſtdoctrin und Kunſtthätigkeit, welche das eigentliche Weſen und den innerſten Mittelpunkt des Schönen in der Idee, im ſubſtantiellen Gehalt der äſthetiſch-wirkenden Erſcheinungen erblickten und der Form höchſtens eine ſecundäre und nebenſächliche Bedeutung einräumten; und wenn ſich auch die ſpätern Vertreter der Hegel'ſchen Schule, Viſcher an der Spitze, von dieſem einſeitigen Subſtantialismus losgeriſſen haben, nimmt doch der ebengenannte Aeſthetiker noch in ſeiner Abhandlung „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt“ ſo weit ſeinen Standpunkt auf ſeiten derer, welche das Hauptgewicht auf den Inhalt legen, daß die Form noch weit entfernt iſt, als ein gleichberechtigtes, geſchweige als ein zur Präponderanz oder Alleinherrſchaft berufenes Element anerkannt zu werden. In der praktiſchen Kunſtübung aber verhält es ſich kaum anders. Neben denjenigen Dichtern und Künſtlern, welche vorzugsweiſe durch Weiterbildung und Vervollkommnung der Formtechnik zu wirken ſuchen, beſteht noch immer eine überwiegende Anzahl ſolcher, welche den Hauptaccent auf die Wahl des Stoffs, auf den zum Ausdruck zu bringenden Gedankengehalt legen, ja der Erfolg von Richtungen, wie ſie durch Cornelius und Kaulbach in der Malerei, durch Richard Wagner und Liſzt in der Muſik repräſentirt werden, iſt der unzweideutigſte Beleg dafür, welche weitgreifende Geltung der Subſtantialismus nicht blos in ſeinen taktvoll und maßvoll verfahrenden, ſondern auch in ſeinen einſeitigen und extremen Vertretern bis auf den heutigen Tag noch genießt.

Eine größere Geneigtheit, der Form die auf äſthetiſchem Gebiet ihr gebührende höhere Anerkennung zu verſchaffen, haben diejenigen Anbauer der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik gezeigt, welche ſich einen von der Hegel'ſchen Schule unabhängigen Standpunkt gewahrt haben, und Schreiber dieſer Zeilen darf ſich wol ſelbſt zu denjenigen Aeſthetikern rechnen, welche der Hegel'ſchen Anſchauung gegenüber zuerſt und am nachdrücklichſten die weitgreifende

Wichtigkeit der Form und der in der Form ſich ausdrückenden Verhältniſſe neu hervorgehoben und nicht blos im allgemeinen behauptet, ſondern durch eine beträchtliche Anzahl neuer und ſchlagender Belege aus den verſchiedenſten Sphären der Kunſt und Natur nachgewieſen haben. Gleichwol iſt mir auch unter dieſen Aeſthetikern wie unter den Kunſthiſtorikern außerhalb der Herbart'ſchen Schule keiner bekannt geworden, welcher die Form geradezu als das alleingültige Princip der Aeſthetik hingeſtellt und den ſtofflichen Gehalt der äſthetiſch-wirkenden Erſcheinungen als etwas für ihr äſthetiſches Verhalten völlig Indifferentes und Gleichgültiges bezeichnet hätte.

In und mit der Aufſtellung dieſer Grundanſicht hat alſo die Herbart'ſche Schule einen völlig neuen oder wenigſtens mit gleicher Conſequenz nur von ihr verfolgten Weg betreten, und da das uns vorliegende Werk Zimmermann's das erſte iſt, welches dieſen Grundgedanken mit wiſſenſchaftlicher Strenge und Ausführlichkeit nach allen Seiten und Richtungen hin darzulegen, zu begründen und zur Geltung zu bringen ſucht, ſo hat es ſchon als ſolches auf eine möglichſt allgemeine und näher eingehende Würdigung in den Kreiſen der Wiſſenſchaft Anſpruch, und man wird ihm ſelbſt dann, wenn es das von ihm zu Erweiſende nur theilweiſe zur Evidenz gebracht haben ſollte, eine hohe Achtung nicht verſagen können, weil ſchon darin ein unverkennbares Verdienſt liegt, eine ſo hochwichtige Frage, wie die in ihm behandelte, einer gründlichen Unterſuchung unterworfen zu haben.

Ehe wir uns darüber ausſprechen können, ob oder inwieweit uns der Verfaſſer von der Wahrheit ſeiner Theorie zu überzeugen vermocht hat, müſſen wir uns wenigſtens die erſte Grundlegung derſelben in Kürze vergegenwärtigen.

Die Aufgabe der Philoſophie überhaupt ſieht der Autor mit Herbart in der Bearbeitung von Begriffen: denn die Gegenſtände, über welche philoſophirt werde, ſeien zunächſt nicht die Dinge ſelbſt, ſondern die Vorſtellungen, die ſich das Denken von den Dingen mache. Während es die Pſychologie mit der ſubjectiven Bethätigung des Vorſtellens zu thun habe, beſchäftige ſich die Philoſophie mit dem, was durch das Vorſtellen vorgeſtellt werde, alſo mit den objectiven Vorſtellungen oder Begriffen der Dinge. Jeder Begriff beſtehe aus Inhalt und Form. Sofern er als Beſtandtheil in einen andern Gedanken eingehe, ſei er Inhalt (Stoff, Materie); ſofern er ſelbſt andere Gedanken als ſeinen Inhalt umſchließe, ſei er Form. Demgemäß könne ſich die Philoſophie einerſeits mit der Form, andererſeits mit dem Inhalt befaſſen. Thue ſie das erſtere und ſehe dabei gänzlich vom Inhalt ab, ſo ſei ſie Logik; thue ſie das letztere, d. h. unterſuche ſie den Inhalt der Begriffe von ſeiten ihrer Uebereinſtimmung mit den Dingen ſelbſt und ſuche ſie die Begriffe, falls ſie mit den Dingen in Widerſpruch befunden würden, zu berichtigen, ſo ſei ſie Metaphyſik. Im einen wie im andern Fall befaſſe ſie ſich lediglich mit den Begriffen als ſolchen, d. h. betrachte dieſelben nur als Abbilder äußerlich gegebener Objecte, ohne ſich darum zu bekümmern, was dieſe Abbilder dem ſie in ſich tragenden Subjecte ſeien. Weſentlich anders dagegen verfahre ſie, ſofern ſie Aeſthetik ſei. Inſofern habe ſie es nicht mit den Begriffen als ſolchen, ſondern gerade umgekehrt mit ihrem Verhalten zum Subject zu thun, d. h. ſie kümmere ſich nicht darum, wie ſich dieſelben als Abbilder zu den ſie vorſtellenden Außendingen verhalten, ſondern ziehe nur in Betracht, wie dieſelben innerhalb des Subjects auftauchen: da Bilder auf das Subject wirken und von demſelben um dieſer Wirkung willen mit einem Zuſatz verſehen werden, durch welchen das Subject ſein Wohlgefallen oder Misfallen an den Bildern ausdrücke.

In dieſem Zuſatze erblickt der Autor das eigentliche Charakteriſticum des Aeſthetiſchen. „Das Bild ſammt dem Zuſatz macht erſt den äſthetiſchen Begriff", ſagt er; „an ihm, der auf dieſem Wege nicht iſt, ſondern erſt im Subject wird, hat auch das Subject ſeinen Antheil." Mit ihm und ſeiner Bedeutung für das Bild beſchäftigt ſich daher zunächſt die weitere Betrachtung. Die Thätigkeit des Subjects bei der Ertheilung deſſelben, welche im allgemeinſten Wortſinn Gefühl genannt werde, ſei deſſen äſthetiſches Verhalten dem Bilde gegenüber. Dieſes könne entweder blos theoretiſch, d. h. das Bild annehmend oder ablehnend, billigend oder misbilligend, oder zugleich praktiſch, d. h. das abgelehnte Bild zu einem annehmlichen umbildend ſein. Im erſten Fall ſei das äſthetiſche Verhalten ein kritiſches, im zweiten Fall ein künſtleriſches. In beiden Fällen beziehe ſich der das Wohlgefallen oder Misfallen ausdrückende Zuſatz nicht auf das Verhältniß des Bildes zur Sache, ſondern auf das Verhältniß deſſelben zum Subject, alſo nicht auf die Wahrheit und Richtigkeit, ſondern auf die Annehmlichkeit des Bildes. Während ſich die theoretiſche Weltanſchauung gegen die Annehmlichkeit des Bildes gleichgültig und gefühllos verhalte, gehe bei der äſthetiſchen Weltanſicht gerade der beſte Theil des pſychiſchen Lebens in der gefühlvollen Auffaſſung der dem Bilde eigenthümlichen Eindrücke auf — oft ſo ſehr, daß man ſich nur des Wohl- oder Wehgefühls ſelbſt, nicht auch der veranlaſſenden Vorſtellung und der der Vorſtellung entſprechenden Sache bewußt werde.

Nach dem Ort ihrer Entſtehung ſeien die Zuſätze ſtets ſubjectiv; nach ihrer Veranlaſſung dagegen müſſe zwiſchen ihnen unterſchieden werden. Was das Subject zur Billigung oder Misbilligung eines Bildes veranlaſſe, könne entweder der Inhalt der Vorſtellung ſelbſt, abgeſehen vom Subject, oder umgekehrt das Subject, abgeſehen vom Inhalt der Vorſtellung, oder drittens das Zuſammenwirken beider ſein. Im erſten Fall ſeien die Zuſätze rein objective, abſolute; im zweiten Fall rein ſubjective, relative; im dritten Fall gemiſchte. Nur die rein objectiven ſeien nothwendige und allgemeine, die beiden andern dagegen zufällige und individuelle. Daher könne man jene auch fixirte, dieſe vage nennen.

Zu den vagen Zuſätzen ſeien alle diejenigen zu rechnen, die aus den Vorſtellungen des Nützlichen und Angenehmen entſpringen. Bei ihnen ſei das Gefallen und Misfallen ſtets durch zufällige Stimmungen und Beſtrebungen bedingt. Auf ſie laſſe ſich daher keine Wiſſen-

ſchaft gründen. Solle überhaupt eine Aeſthetik möglich ſein, ſo könne ſie nur auf die fixirten Zuſätze gegründet werden.

Aber auch dieſe ſeien nicht ohne Ausnahme zu einer wiſſenſchaftlichen Grundlage verwendbar. Es gebe fixirte Zuſätze, in denen der Zuſatz nur ein dunkles Gefühl ſei, d. h. in denen man ſich nur des Gefühls ſelbſt, aber nicht des ſie veranlaſſenden objectiven Grundes klar bewußt werde. Dieſe ſeien für die Wiſſenſchaft ebenſo unbrauchbar, wie die vagen Zuſätze. So ſeien von allen Zuſätzen, in denen die äſthetiſche Anſchauung wurzele, nur diejenigen der fixirten Zuſätze zu einer wiſſenſchaftlichen Begründung der Aeſthetik verwerthbar, bei denen ſich auch das Was, wodurch der Inhalt des Bildes den Zuſatz im Subject erzeugt, deutlich vorſtellen und angeben laſſe; dieſer Bedingung entſpreche aber nur derjenige Zuſatz, in welchem ſich das äſthetiſche Gefühl zu einem äſthetiſchen Urtheil geſtalte. Nur das äſthetiſche Urtheil alſo, bei welchem ſowol das Bild wie der Zuſatz klar vorgeſtellt werde, mache eine Aeſthetik möglich.

Der Verfaſſer wendet ſich nun zur Erörterung der Frage, ob und unter welchen Bedingungen ein äſthetiſches Urtheil überhaupt möglich ſei, und kommt dabei zu folgendem Reſultat. Mit dem fixirten Gefühl habe daſſelbe gemein, daß es allein durch den Inhalt der veranlaſſenden Vorſtellung, abgeſehen von der individuellen Gemüthslage des Vorſtellenden, in letzterem hervorſpringe. Die erſte Bedingung für daſſelbe müſſe daher die Abſonderung aller individuellen Erregungen, das vollendete Vorſtellen des Vorſtellungseinhalts ſelbſt ſein; außerdem aber dürfe dieſer Inhalt auch nicht in einer andern Form als in der des bloßen Vorſtellens, namentlich in der eines Strebens oder Begehrens auftreten: denn wenn noch etwas zur Entſtehung des Zuſatzes beitrage, was nicht im Bilde liege, ſei der Zuſatz kein objectiver, fixirter, ſondern nur ein vager; und wenn die Vorſtellung nur in der Form des Strebens, nicht in jener des vollendeten Vorſtellens gegeben ſei, dann ſei überhaupt ein Bild des Inhalts, zu dem der Zuſatz gehört, noch nicht vorhanden, der Zuſatz beſtehe alſo nur in einem noch dunkeln, unruhigen Gefühl. Um alſo wirklich für ein klares, fixirtes Gefühl gelten zu können, müſſe das äſthetiſche Urtheil, was es beurtheile, in vollendeter Gegenwart beſitzen, das Subject mit ſeinen individuellen Stimmungen und Begierden müſſe dabei völlig in den Hintergrund treten, es müſſe ſich im Zuſtande einer völlig ruhigen, ganz dem Bilde hingegebenen Contemplation befinden und in dieſem lediglich das Bild ſelbſt den Zuſatz hervorrufen laſſen.

Außerdem aber müſſe das äſthetiſche Urtheil noch etwas leiſten, es müſſe auch die Frage beantworten können, welches Bild im Subject gerade dieſen und welches jenen Zuſatz erzeuge. Das ſei eine Bedingung, die das dunkle fixirte Gefühl für ſich niemals erfüllen könne. Die theoretiſche Auffaſſung ſei klar, denn ſie ſtelle das Vorgeſtellte für ſich ohne Zuſatz aus dem Subjecte vor; die äſthetiſche durch das Gefühl dunkel, denn ſie ſtelle die veranlaſſende Vorſtellung nur durch den Zuſatz und ununterſcheidbar von demſelben vor. Wenn nun ein und derſelbe Gegenſtand ſich ſowol theoretiſch, als durch das Gefühl äſthetiſch auffaſſen ließe, ſo würde er das eine mal klar durch eine Vorſtellung ohne Zuſatz, das andere mal dunkel durch einen Zuſatz ohne Vorſtellung gedacht. Gleichwol ſcheine ein und derſelbe Gegenſtand (Vorſtellungsinhalt) nur eine adäquate Auffaſſung zulaſſen zu können. Man habe die Wahl: entweder derſelbe Gegenſtand laſſe nicht zwei Auffaſſungen zu; oder das zweimal verſchieden Aufgefaßte ſei nicht derſelbe Gegenſtand. Ein Widerſpruch liege vor. Ein Drittes ſei undenkbar. Gleichwol brauche man blos die Thatſache ins Auge zu faſſen, daß der Naturforſcher und der Aeſthetiker beide mehr als häufig dieſelben Gegenſtände jeder auf ſeine Weiſe betrachten, um den Widerſpruch ebenſo ſehr als gegeben, wie als undenkbar zu erkennen. Ein und daſſelbe plaſtiſche Werk ſei dem Mineralogen ein bloßer Stein, dem Kritiker ein Halbgott. Ein und daſſelbe laſſe zweierlei Auffaſſungen zu, die es gleichwol nicht zulaſſen dürfe. Einmal ohne Zuſatz vorgeſtellt, erzeuge es, das andere mal vorgeſtellt, den Zuſatz. Wie habe man ſich dieſen Widerſpruch zu löſen? Man folgere, daß zu demjenigen, welches für ſich vorgeſtellt, keinen Zuſatz erzeugte, etwas hinzugekommen ſein müſſe, um es zu demjenigen zu machen, als welches es den Zuſatz erzeuge. Aber dieſes Hinzugekommene für ſich allein erzeuge ebenſo wenig den Zuſatz, ſondern nur indem es zum Erſten hinzukomme. Ohne jenes vorgeſtellt, werde es gleichfalls ohne Zuſatz, alſo rein theoretiſch vorgeſtellt. Der Grund des Zuſatzes liege daher weder im Erſten, noch im Zweiten für ſich allein vorgeſtellt, ſondern nur indem beide zuſammen vorgeſtellt würden.

Hiermit hat ſich der Autor den Weg zum eigentlichen Kern und Grundgedanken ſeiner Theorie gebahnt. Der nächſtfolgende Paragraph (54) ſpricht denſelben in ſeiner Allgemeinheit aus. Es heißt darin wörtlich:

> Der Zuſatz gehört alſo nicht dem Erſten und nicht dem Zweiten, ſondern beiden zuſammen. Das Bild, zu dem er gehört, iſt kein einfaches. Jedes von beiden, inſofern es für ſich allein, abgeſondert vom Zuſatz vorgeſtellt wird, iſt unäſthetiſch. Beide zuſammen, inſofern ſie den Zuſatz erzeugen, ſind äſthetiſch. Das Bild hat Materie und Form. Jene beiden, inſofern ſie jedes für ſich abgeſondert vom Zuſatz vorgeſtellt werden, alſo unäſthetiſch ſind, machen die Materie; ihr „Zuſammen" macht die Form des Bildes aus, die den Zuſatz mit ſich führt. Die Materie des Bildes, außerhalb der Form, gefällt nicht und misfällt nicht, iſt äſthetiſch gleichgültig. Die Form des Bildes, die allerdings nicht ohne die Materie deſſelben vorgeſtellt werden kann, und nur an ihr vorgeſtellt den Zuſatz mit ſich führt, iſt es, die dieſes gefallend und misfallend macht; der Zuſatz gehört zu der Form des Bildes.

Hiernach faßt der Autor die Hauptreſultate ſeines Gedankenganges noch einmal kurz zuſammen. Er ſagt:

> Kein Einfaches gefällt oder misfällt äſthetiſch. An dem Zuſammengeſetzten gefällt und misfällt nur die Form. Die Theile außerhalb der Form, die Materie, ſind äſthetiſch gleichgültig. In dieſen drei Sätzen ruht die Grundlage einer Aeſthetik als reiner Formwiſſenſchaft nicht nur, ſondern als Wiſſenſchaft überhaupt.

Bis hierher vermögen wir dem Autor zunächſt nur zu folgen. Gehen wir nun dazu über, unſere eigene Anſicht

darüber auszusprechen, so müssen wir zwar von vornherein gestehen, daß uns seine Entwickelung nicht in aller und jeder Beziehung zu überzeugen vermocht hat, zugleich aber mit Freudigkeit anerkennen, daß er in derselben sehr wesentliche Gesichtspunkte zur Geltung gebracht und sich für mehrere der wichtigsten ästhetischen Cardinalfragen in einer die Wissenschaft so wahrhaft fördernden und so allgemein beherzigenswerthen Weise entschieden hat, daß ihr Verdienst von jedem Unbefangenen hoch angeschlagen werden muß. Unter denjenigen Momenten seiner Principiendarlegung, die ganz besondere Beachtung verdienen, mögen nur folgende hervorgehoben werden.

Zunächst gebührt dem Verfasser die lebhafteste Anerkennung dafür, daß er als das eigentliche Untersuchungsobject der Philosophie überhaupt und der Aesthetik insbesondere nicht unmittelbar die Dinge an sich, sondern die Begriffe und Vorstellungen, welche wir davon in uns tragen, betrachtet. Er beweist damit, daß er trotz der Unbefangenheit, mit der er bei der nähern Ausführung seiner Theorie den berechtigten Forderungen des Realismus Rechnung trägt, weit entfernt ist, jenem rein äußerlichen Formalismus das Wort zu reden, in welchem Vischer ein Analogon des jetzt herrschenden Materialismus erblickt, und dies ist um so höher zu schätzen, als es unserer über der Außenwelt die Innenwelt nur allzu sehr vergessenden Zeit gar sehr noththut, wieder einmal an die Bedeutung der Begriffe und Vorstellungen erinnert zu werden, zumal selbst unter den jüngsten Aesthetikern der Neuzeit es nicht an solchen gefehlt hat, welche diese Bedeutung verkannt und gegen solche ihrer Vorgänger, die sich noch mit der Erörterung und Feststellung von Begriffen befassen zu müssen glaubten, einen förmlichen Vernichtungskrieg eröffnet haben. Um der Entschiedenheit willen, mit der er diesen sogleich in seinem allgemeinsten Princip entgegentritt, muß er von allen wirklich wissenschaftlichen Bearbeitern der Aesthetik (nicht blos von denen der Herbart'schen Schule) als willkommener Mitkämpfer begrüßt werden.

Hiermit im engsten Zusammenhange besteht das Verdienst, welches er sich um die Aesthetik durch die scharf betonte Anerkennung und Hervorhebung des in den ästhetischen Begriffen mitwirkenden subjectiven Elements — des sogenannten „Zusatzes" — erworben hat. Allerdings hat er damit nichts wesentlich Neues zur Geltung gebracht. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das populäre Bewußtsein hat den mehr oder minder subjectiven Charakter der Geschmacksurtheile frühzeitig erkannt, ja von manchen Forschern ist der Antheil des Subjects an ihnen dergestalt als die Hauptsache betrachtet, daß sie darauf hin eine objective Bestimmung des Schönen gar nicht mehr für möglich gehalten haben. Aber gerade das Bestreben, dieser übertriebenen Betonung des Subjectiven entgegenzutreten und der Aesthetik eine feste Basis zu sichern, hat einzelne Systeme dazu verführt, die subjectiven Momente im Aesthetischen ganz unberücksichtigt zu lassen oder ihnen wenigstens nicht im gebührenden Maße gerecht zu werden. Dieses Fehlers hat sich namentlich die Hegel'sche Schule schuldig gemacht. Selbst Vischer behandelt diese Seite des Schönen nur ganz beiläufig, und ich befand mich daher, als ich meine „Aesthetischen Forschungen" schrieb, in der Lage, zuerst wieder neben der Objectivität auch die Subjectivität des Schönen zu der ihr geziemenden Geltung zu bringen und dieselbe als ein wesentlich mitwirkendes Moment sogleich in die Grundbestimmung des Schönen mit aufzunehmen. Aber obschon ich dies in unzweideutiger und nach beiden Seiten hin sorgfältig abwägender Weise gethan und meine Ansichten darüber noch in einem speciellen Aufsatz: „Ueber den objectiven und subjectiven Charakter des Schönen" („Morgenblatt" f. 1859) ausführlich auseinandergesetzt habe, und obschon Carriere gleichfalls sogleich im ersten Satz seiner Aesthetik auf die beiden Factoren des ästhetischen Processes nachdrucksvoll hinweist, ist doch die Scheu vor einer Anerkennung der subjectiven Mitbethätigung bei der Auffassung der Dinge im ästhetischen Sinne noch immer nicht überwunden, wie unter anderm daraus hervorgeht, daß mich der sonst mir in mehrfacher Beziehung richtungsverwandte Eckart ausdrücklich wegen meines Standpunkts in dieser Beziehung tadelt, und es ist daher keineswegs als eine überflüssige Arbeit zu betrachten, wenn jetzt auch Zimmermann für die Mitbethätigung des Subjects im ästhetischen Verhalten in die Schranken tritt; im Gegentheil, es ist um so dankbarer aufzunehmen und um so mehr zu beherzigen, als er auf wesentlich anderm und selbständigem Wege zu demselben Endresultat, wie Carriere und ich, gelangt ist.

Nur zustimmen können wir ferner dem Autor in denjenigen Expositionen, durch die er das ästhetische Verhalten einerseits vom theoretischen (logischen und metaphysischen), andererseits vom sensualen und praktischen unterscheidet und dadurch das Schöne einerseits vom Wahren und Richtigen, andererseits vom Angenehmen und Nützlichen abgrenzt. Die letzte dieser Grenzbestimmungen verdient noch insofern eine besondere Anerkennung, als er damit in einem wichtigen Punkte über Herbart selbst hinausgeht und namentlich schärfer und klarer als dieser das Aesthetische vom Ethischen unterscheidet.

Endlich können wir auch dem Endergebniß seiner Fundamentaluntersuchung, wonach das ästhetische Bild stets ein Zusammengesetztes sein, und eben das „Zusammen" der in ihm vereinigten Bestandtheile die Form desselben ausmachen soll, unsern aufrichtigen Beifall nicht versagen, wenngleich wir durch den Gedankengang, durch den er schließlich zu diesem Resultat gelangt ist, nicht in gleichem Grade befriedigt sind, und das Endergebniß selbst der Sache nach nicht als ein so außerordentliches und vom Herbart'schen Standpunkte allein erkanntes anzusehen vermögen, als es dem Wortlaut nach zu sein scheint.

Daß das Schöne überhaupt und ebenso die schöne Einzelerscheinung niemals etwas so schlechthin Einfaches ist, wie es nach manchen Definitionen der Aesthetiker zu sein scheint, wird von denen, die sich möglichst bequem eine Erkenntniß desselben verschaffen möchten, noch gar zu häufig verkannt, und darum kann von seiten der Wissenschaft nicht oft und nachdrücklich genug darauf aufmerksam

gemacht werden. In gleicher Weise ist auch die Erkenntniß, daß die Form unter den Eigenschaften der Dinge gerade diejenige ist, wodurch sich das Ding in seinen verschiedenen Bestandtheilen zu einer Einheit zusammenfaßt und insofern das Ding gleichsam in seiner Totalität darstellt, noch keineswegs eine so allgemein verbreitete, daß es nicht noththäte, wieder und wieder diese Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen; und darum ist es in diesem wie in jenem Fall eine verdienstliche Förderung der Wissenschaft nicht nur, sondern auch des allgemeinen Bewußtseins, daß der Autor diese beiden gewichtigen Sätze zu Fundamentalsätzen seiner Aesthetik gemacht hat. Insoweit also zollen wir ihnen unsere volle Anerkennung.

Je mehr wir aber hiermit nur unsere eigenste und innerste Ueberzeugung aussprechen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, nun auch mit gleicher Offenheit anzugeben, warum wir uns mit der Begründung und Betonung der beiden Sätze nicht in gleichem Grade einverstanden erklären können.

Daß der ästhetisch-wirkende Gegenstand nicht einfach, sondern zusammengesetzt sein müsse, folgert der Verfasser lediglich aus der Thatsache, daß derselbe sowol eine theoretische wie eine ästhetische Auffassung zuläßt. Liegt aber zu dieser Folgerung irgendein zwingender Grund vor? Kann nicht die Möglichkeit der doppelten Auffassung auch in der Nichteinfachheit des Subjects, statt in der des Objects, ihren Grund haben? Ja, liegt nicht diese Folgerung im vorliegenden Fall weit näher, da ja hier unter dem „Subject" wirklich verschiedene Persönlichkeiten (z. B. das eine mal ein Naturforscher, das andere mal ein Kunstkritiker) verstanden werden, bei denen es ganz natürlich, ja nothwendig ist, daß die Wirkung eines und desselben Objects auf sie eine verschiedene sein muß, gerade wie die Wirkung eines und desselben fallenden Steins eine andere ist, wenn derselbe einmal auf eine Steinplatte, das andere mal auf eine Wasserfläche fällt? Selbst die verschiedene Wirkung eines und desselben Gegenstandes auf ein und dasselbe Subject nöthigt noch nicht zu dem Schluß des Verfassers. Denn auch hierbei kann der Grund lediglich in der Veränderlichkeit und Zusammengesetztheit des Subjects liegen! Allerdings kann der Verfasser hiergegen einwenden, er habe für diejenige ästhetische Auffassung, die ein ästhetisches Urtheil zulassen solle, ein völlig ruhiges, indifferentes, sich gleichbleibendes Subject postulirt und ein solches müsse auch als einfach gedacht werden. Aber ist diese Forderung erfüllbar? Wo und wann in aller Welt existirt ein solches Subject? Wo und wann ist das menschliche Ich eine solche tabula rasa, daß es die Wirkung des ästhetischen Objects ohne jedwede Mitwirkung von seiner Seite in sich aufnähme? Ja, ist ein Wesen, das in demselben Momente zugleich völlig unthätig sein und dennoch über die von außen empfangenen Eindrücke sein Wohlgefallen oder Misfallen aussprechen soll, nur denkbar? Offenbar liegt zur Annahme eines schlechthin einfachen, in der ästhetischen Auffassung sich völlig gleichbleibenden Subjects schlechterdings kein Grund vor, ja sie ist unmöglich, wenn wir uns nur einigermaßen der tausendfältig sich durchkreuzenden Regungen und Bewegungen unsers Geistes- wie unsers Sinnenlebens erinnern. Ist aber das Subject nothwendig als ein zusammengesetztes und veränderliches zu denken, dann sind wir auch durch nichts genöthigt, aus der verschiedenen Auffaßbarkeit eines Objects auf dessen Zusammengesetztheit zu schließen. Ließe sich also dieselbe nicht auf anderm Wege erweisen, durch die Folgerung des Verfassers würde sie nicht erwiesen sein und mit ihrem Wegfall würde auch die auf die Zusammengesetztheit des Objects gestützte Formtheorie ihrer Begründung verlustig gehen.

Glücklicherweise aber ist die Zusammengesetztheit der ästhetischen Objecte aus gar vielen andern Gründen zu erweisen; ja sie bedarf kaum eines Beweises. Wo ist denn überhaupt ein ästhetisch-wirkender Gegenstand, an dessen Zusammengesetztheit sich zweifeln ließ? Folgt nicht dieselbe mit Nothwendigkeit schon daraus, daß alle ästhetischen Objecte als sinnliche Erscheinungen, als Raum- oder Zeitbilder aufgefaßt werden, welche ja stets eine bestimmte Ausdehnung, einen raum- oder zeitausfüllenden Stoff und eine beides in sich zusammenfassende Form besitzen? Wo, sei es in der geistigen oder sinnlichen Welt, ist überhaupt etwas schlechthin Einfaches zu entdecken? Selbst der mathematische Punkt, der einfachste aller Begriffe, schließt schon wieder den Begriff einer unendlichen Vielheit in sich, denn er ist nothwendig zugleich als der Inbegriff einer unendlichen Vielheit verschiedener, in ihm sich durchkreuzender Richtungen zu denken. In der That hätte es also des etwas schwer nachzugehenden Gedankengangs, durch den sich der Verfasser zu den Fundamentalsätzen seiner Formtheorie den Weg gebahnt hat, nicht bedurft. Die Thatsache, daß das ästhetische Object etwas Zusammengesetztes ist, würde auch ohne denselben einleuchtend gewesen sein.

Gewichtvoller ist der Satz, durch welchen die Form als das „Zusammen" des im ästhetischen Object vorhandenen, für sich unästhetischen Inhalts bestimmt wird, denn es wird damit von vornherein der Begriff einer leeren, inhaltlosen Form zurückgewiesen. Leider gibt es derer, welche sich noch nicht zu einer gleichen Auffassung der Form durchgearbeitet haben, immer noch viele, und der Autor hatte daher nur allzu viel Grund, gegen die Misdeutungen dieser sich verwahrend, in der Vorrede zu schreiben:

> Wer unter Form nur das leblose, irdene Gefäß eines von innen aus dasselbe durchleuchtenden und durchwärmenden übersinnlichen Gehalts sich denkt, kann, ja muß vor einem Beginnen zurückweichen, welches mit dem Versuch, das Schöne nur in die Form zu verlegen, die Schale zu behalten, den Geist herauszutreiben scheint. Der Herbart'sche Begriff der Form als eines ästhetischen Verhältnisses bleibt solchen Folgerungen fern.

Vom Schreiber dieser Zeilen hat der Verfasser eine solche Misdeutung nicht zu fürchten. Obschon er nicht eigentlich zur Herbart'schen Schule gehört, hat er doch die tiefe und weitgreifende Bedeutung der Form nicht weniger als die Anhänger dieser Philosophie erkannt und dies nicht blos in seiner „Proportionslehre" und seinen „Aesthetischen Forschungen", sondern in allen seinen auf diese Frage bezüglichen Schriften, namentlich in seinen durch Ulrici's Zeitschrift veröffentlichten „Morphologischen

Unterſuchungen" documentirt. Nach dem Endergebniß der letztern vereinigen ſich ihm in der Qualität der Form, ſoweit dieſelbe an endlichen Erſcheinungen beobachtet wird, alle Qualitäten des Endlichen, die idealen wie die realen, die quantitativen wie die ſubſtantiellen, weil eben die Form in ihrer Allgemeinheit diejenige Qualität iſt, welche die einander entgegengeſetzten Qualitäten der Quantität und Subſtantialität, des Umfangs und Inhalts, in ſich zu einer Einheit und Beſtimmtheit zuſammenfaßt. Inſofern iſt ihm die Qualität der Form unter den drei Qualitäten des Endlichen die vollkommenſte Repräſentation der ſchlechthin allgemeinen Qualität, d. h. der Bewegung. Während die Bewegung in der Quantität nur als inhaltloſe Expanſion (Raum und Zeit), in der Subſtantialität nur als umfangloſe Concentration oder Intenſion (als Kraftcentrum oder Stoffatom) erſcheint, zeigt ſie ſich in der Form als eine ſich um ein beſtimmtes Centrum herum abſchließende Expanſion und zugleich als eine irgendein Quantum der Expanſion zur Einheit zuſammenfaſſende Concentration. Nach ihm vereinigt alſo die Form in ſich die zwei einander entgegengeſetzten Grundformen der abſoluten Selbſtbewegung, die einfache Poſition und die Dispoſition, die Intenſion und die Extenſion im Gebiet der endlichen Erſcheinungen ebenſo, wie es im Gebiet des Unendlichen die compoſitiven Formen der abſoluten Selbſtbewegung, nämlich Geſetz, Freiheit und Leben, thun, und ſie hat daher für die endlichen Erſcheinungen dieſelbe Bedeutung, wie die ebengenannten Begriffe für das Unendliche, d. h. ſie waltet in den endlichen Dingen einerſeits als Princip des Geſetzes, andererſeits als Princip der Freiheit und wird für ſie durch die unaufhörliche Setzung und Aufhebung dieſes Gegenſatzes zu ihrem eigentlichen Lebensprincip, welches ſich uns als nimmer ruhende Umgeſtaltung und Metamorphoſe, als ein innerhalb gewiſſer Geſetze frei vor ſich gehender Wechſel der Formen, der zugleich ein Wechſel der Subſtanzen und Größen, des Inhalts und des Umfangs iſt, zu erkennen gibt. Demgemäß iſt ihm die Form die vollkommenſte Erſcheinungsweiſe des Endlichen, jedoch nicht in ihrer ſtarren Geſetzmäßigkeit, noch auch in ihrer ungezügelten Freiheit, ſondern in ihrem zugleich frei und geſetzmäßig verlaufenden Entwickelungsproceß, in ihrer rhythmiſch geordneten, einerſeits aus ſich herausſtrebenden, andererſeits in ſich reflectirenden Selbſtentfaltung. Die Form, in dieſem Sinne genommen, iſt daher für das endliche, einzelne Ding daſſelbe, was das Leben überhaupt für das unendliche allgemeine Sein, d. h. es iſt dieſes ſelbſt in ſeiner Totalität, in ſeinem zugleich intenſiven und extenſiven, innerlichen und äußerlichen Daſein. Es wird daher etwas als Ding nur gedacht, ſofern es zugleich als Form gedacht wird. Eine Pflanze z. B. iſt eine Pflanze nur vermöge ihrer beſtimmten Form, oder genauer vermöge der Reihenfolge von Formen, welche zuſammengenommen das Leben der Pflanze ausmachen. Die Form iſt ihm ſomit diejenige Qualität, in und mit welcher das Quale zum Quid wird, in welcher der Begriff der Qualität des Endlichen mit dem Begriff der Einzelſubſtanz oder des einzelnen Dings zuſammenfällt.

Bei dieſen vom Referenten ſelbſt aufgeſtellten und ausführlich begründeten Anſichten über die Form kann es demſelben natürlich nicht einfallen, im Syſtem des Verfaſſers einen todten Formalismus wittern oder darin eine Ueberſchätzung der Form erblicken zu wollen. Im Gegentheil, er begrüßt daſſelbe als eine verdienſtvolle Unterſtützung derjenigen Anſchauung, die er ſelbſt für die allein wahre und richtige hält. Wenn er trotzdem in ſeinen „Aeſthetiſchen Forſchungen" Anſtand genommen hat, die Form als das alleinige Object der Aeſthetik hinzuſtellen und die Aeſthetik geradezu als Formwiſſenſchaft zu proclamiren, ſo iſt dies lediglich darum geſchehen, weil die äſthetiſche Auffaſſung ſelbſt zu allen Zeiten die Form nicht in ſo weitgreifendem Sinne gefaßt, ſondern neben ihr auch von Stoff und Umfang als zwei von ihr unterſcheidbaren Eigenſchaften des Schönen geſprochen hat und wahrſcheinlich auch ſtets bei dieſem Sprachgebrauch beharren wird, da die Art und Weiſe, wie die äſthetiſchen Erſcheinungen auf uns wirken, ſelbſt dazu nöthigt, nur die zuſammenfaſſende Umgrenzung und gliedernde Abgrenzung derſelben als Form aufzufaſſen, dagegen ſich alles, was durch ſie zuſammengefaßt und abgegrenzt wird, im Gegenſatz zu ihr als Stoff zu denken, unbekümmert darum, ob das äſthetiſch Wirkende am Stoff ebenfalls in formellen Verhältniſſen ſeinen Grund hat. Selbſt die wiſſenſchaftliche Betrachtung wird ſich dieſer Unterſcheidung niemals ganz entziehen können und daher auch dem Stoff, d. h. den als Stoff aufgefaßten Formen, eine äſthetiſche Bedeutung zuſchreiben müſſen. Immerhin halten wir es für wohl gerechtfertigt, auch einmal eine Aeſthetik aufzuſtellen, welche auch die im Stoff ſich verhüllenden Formen als ſolche zur Geltung zu bringen ſucht; nur können wir darin weniger eine neue Behandlung in ſachlicher, als in terminologiſcher Beziehung erblicken.

So viel über die principielle Grundlage des Zimmermann'ſchen Werks. Wollten wir dem Verfaſſer auch in den darauf ausgeführten ſehr umfangreichen, vielgegliederten, ja hier und da auch etwas labyrinthiſchen Aufbau folgen und uns nur einigermaßen kritiſch mit ihm auseinanderſetzen, müßten wir ein Buch ſchreiben dreimal ſtärker als das ſeinige. Selbſt eine überſichtliche Mittheilung des Inhalts geſtattet daſſelbe nicht, theils weil auch ſie einen viel zu großen Raum in Anſpruch nehmen würde (die vom Verfaſſer ſelbſt gebotene Ueberſicht umfaßt nicht weniger als 16 enggedruckte Großoctavſeiten), theils weil die Darſtellungs- und Entwickelungsmethode des Verfaſſers etwas ſo Eigenthümliches und nicht leicht Wiederzugebendes hat, daß man nothwendig ihn ſelbſt leſen muß, wenn man ihn einigermaßen wahrheitsgemäß auffaſſen will. Wir begnügen uns daher, das Buch hier nochmals allen denen, welche Neigung haben, ſich wirklich in ernſter und nachdenkender Weiſe mit den äſthetiſchen Fragen zu beſchäftigen, als ein lehrreiches Product tiefeindringenden Forſchens zum Studium zu empfehlen. Sollten ſie auch darin auf manches ſchwer Eingängliche und Befremdende ſtoßen und vielleicht die Erörterungen über die verſchiedenen Formen der Natur und des Geiſtes abſtracter

und ſpiritualiſtiſcher finden, als der urſprüngliche Standpunkt des Verfaſſers erwarten läßt, ſo werden ſie doch daneben des Wahren und Intereſſanten, Aufklärenden und Anregenden ſo viel antreffen, daß ſie die daran gewandte Mühe nicht bereuen werden. Adolf Zeiſing.

Ein neuer Fauſt-Commentar.

Bei jedem neuerſcheinenden Fauſt-Commentar darf man wol nach der Legitimation fragen; denn die Zahl dieſer Commentare hat bereits eine bedenkliche Höhe erreicht. Oft macht es den Eindruck, als ob das deutſche Publikum derartige Commentare lieber leſe, als die betreffenden Dichtungen ſelbſt, ein Eindruck, welcher auch noch durch den großen buchhändleriſchen Erfolg der literarhiſtoriſchen Werke verſtärkt werden könnte. Faſt ſcheint es, als brauche der deutſche Leſer eine Art von Voreſſer, der ihn von der Genießbarkeit der Speiſen überzeugt und über die Zumuthung an ſeine Kauwerkzeuge beruhigt. Auch der Ruhm muß erſt literarhiſtoriſch und anthologiſch zurechtgemacht ſein, ehe ihn das deutſche Publikum anerkennt. Iſt aber dieſer Ruhm ein fait accompli, ſo gewinnt er abermals etwas Unnahbares und verbirgt ſich in den Wolken, in denen z. B. Klopſtock's „Meſſiade" dem Leſehunger der Gegenwart entrückt iſt und in denen auch der zweite Theil des Goethe'ſchen „Fauſt" ſich vor dem Leſefieber der Zeitgenoſſen in vornehmer Zurückhaltung verbirgt.

Es liegt nun ein neuer Fauſt-Commentar vor uns:

Vorleſungen über Goethe's Fauſt. Von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kreyßig hat ſich durch ſeine Erläuterungen der Shakſpeare'ſchen Dramen auf dem Gebiete dieſer wiederkäuenden Literatur hervorgethan, ja er hat, wenigſtens im Vergleich mit Gervinus, ſich eine gewiſſe Unabhängigkeit des Urtheils bewahrt und hin und wieder Anflüge von Kritik an den Tag gelegt, welche freilich nur wie leiſe Schattirungen hervortreten und überhaupt nur ſichtbar werden, wenn man ſie gegen das volle Licht der Gervinus'ſchen Apotheoſe hält. Wir dürfen daher zunächſt bei ſeinem Fauſt-Commentar fragen, ob in demſelben ebenfalls nur die beliebte Glanzwichſe in Anwendung gebracht wird, von welcher die Literatur der deutſchen Claſſiker-Commentare einen nahezu unerſchöpflichen Vorrath beſitzt? Wir müſſen ferner fragen, ob ſich in den Erklärungen ſelbſt wenigſtens dies oder jenes neue Moment vorfindet oder ob allermindeſtens die Form der Einkleidung durch ihre Vorzüge das Erſcheinen des Werks rechtfertigt?

Schon in Betreff des erſten Punktes müſſen wir indeß zugeſtehen, daß Kreyßig gegenüber der Goethe'ſchen Dichtung mehr den kritiſchen Standpunkt hervorkehrt, als er dies gegenüber den Shakſpeare'ſchen Dramen gethan, und daß er berechtigte Einwände zur Sprache kommen läßt, wenn er auch dann für die Vertheidigung des Dichters dieſen oder jenen Geſichtspunkt geltend macht. Das Verſchwinden Fauſt's nach Valentin's Ermordung und dem Tod der Kindesmörderin im Gefängniß, nicht um wie der Fauſt der Volksſage dem rächenden Richter in die Hand zu fallen, ſondern um ſich auf langer Lebenslaufbahn zu höhern menſchlichen Zielen zu erheben, die Art und Weiſe, wie die Elfen dem Helden ſodann die Vergangenheit aus der Seele baden, erregt auch Kreyßig's gerechte Bedenken:

Auf Gretchen liegt Blutſchuld wie auf Fauſt — aber wer möchte die halb bewußtloſe That des verzweifelnden Mädchens mit der Tödtung Valentin's vergleichen, mit jenem Stoße, den Fauſt, auf Mephiſto's Ermunterung zwar, aber doch mit kaltem Blute und freiem Willen nach dem durch ſeinen Genoſſen gelähmten Gegner führt, nach dem Bruder ſeiner Geliebten! Und von der Stätte des Mordes ging es dann luſtig fort in den tollen Lärm der Walpurgisnacht; nicht ganz freilich ohne Gewiſſensbiſſe, wie wir ſahen, und nicht mit der verhärteten Gemeinheit der Stammgäſte des Hexenſabbats, aber doch immer mit ganz leidlichem Appetit und mit unverkennbarem, phantaſtiſch-poetiſchem Aufſchwung. Kann nun, ſo erlauben wir uns unbeſchadet unſerer Pietät gegen Goethe zu fragen, kann Fauſt's immerhin aufrichtiges Mitleid mit Gretchen's Unglück, kann ſein verſpäteter Verſuch, wenigſtens das Aeußerſte von der Geliebten abzuwenden, irgendwie genügen, um, nicht etwa die menſchliche und göttliche, ſondern auch nur die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit mit ſolchen Thaten auszuſöhnen? Die Poeſie aller Völker und die der Fauſt-Dichtung zum Grunde liegende Volksſage ſelbſt gibt eine verneinende Antwort. Der Fauſt des Volksſtücks fährt um viel geringerer Verſchuldungen willen zur Hölle, dem Don-Juan der romaniſchen Dichtung geht es nicht beſſer, aber dem Helden unſerer idealiſtiſch-humanen, claſſiſchen Dichtung, dem poetiſch-philoſophiſchen Vertreter unſers Volks von moraliſchen Denkern bekommen alle jene Dinge ganz vortrefflich. Ein wenig Ruhe, eine Veränderung des Orts, das freundliche Walten der zwiſchen Gut und Böſe keinen Unterſchied machenden Naturgeiſter, d. h. der einfache Fortſchritt des phyſiologiſchen Lebensproceſſes wird hinreichen, „des Herzens grimmen Strauß zu beſänftigen, des Vorwurfs glühende Pfeile zu entfernen, ſein Inneres von dem erlebten Graus zu reinigen". Gerade als ob es Erlebniſſe, „Schickſale" und nicht vielmehr freie Thaten eines verantwortlichen, vernünftigen Weſens wären, um die es hier ſich handelt! Daß unſers Erachtens dieſe ganze auffallende Wendung, dieſer Uebergang aus der Tragödie in den weiten, ruhigen Strom des dramatiſchen Epos bei der Annahme einer geiſtig ebenbürtigen Geliebten Fauſt's geradezu äſthetiſch unmöglich wäre, haben wir ſchon oben angedeutet. Aber es ſei ferne von uns, darum der Blasphemie uns ſchuldig zu machen, als habe etwa „Goethe der Ariſtokrat" dem ſchlichten Bürgermädchen gegenüber für entſchuldbar und verzeihlich gehalten, was gegen eine gebildete Dame verübt, keinerlei poetiſche Nachſicht verdient haben würde. Sein Verfahren läßt ſich im Gegentheil nur dann, wenn nicht künſtleriſch rechtfertigen, ſo doch verſtehen, wenn man aus den ſpäter hinzugekommenen Ergänzungen des erſten Theils die Ueberzeugung von dem mächtigen Anwachſen und der ſehr bedeutenden Umbildung gewonnen hat, die im Fortſchritt des Gedichts und der Goethe'ſchen Lebensentwickelung ſich mit dem urſprünglichen Plane vollzog.

Unſer Autor ſucht alſo das, was man als einen ethiſchen Mangel des Helden betrachten durfte, durch die innere Nöthigung zu entſchuldigen, welche für den Dichter darin lag, daß ſich die Dimenſionen der Dichtung, an der er ja faſt ſein ganzes Leben hindurch fortſchuf, vor ſeinem innern Auge erweiterten und daher das Gretchendrama zu einer Epiſode eines weltweiten Epos herabgeſetzt wurde. Ja, Kreyßig brauchte nicht einmal ſo zu betonen, daß Fauſt für ſeine Verſchuldung gegen

Gretchen gleich zur Hölle hätte fahren müſſen. Der Fortgang der Handlung im „Fauſt“ iſt nicht ohne eine gewiſſe Lebenswahrheit; denn wie vielen, die nachher auf der Weltbühne noch eine große Rolle ſpielten, ſind derartige Jugendſünden durch gütige Elfen aus der Erinnerung hinweggeſpült worden, und wenn alle der Teufel holen ſollte, die einmal ein Mädchen verführt haben, ſo würde neben den Fauſts auch mancher Wagner die Reiſe in die Unterwelt antreten müſſen. Derartige Bedenken würde man in den weimariſchen Kreiſen ſehr philiſterhaft und unpoetiſch gefunden haben. Doch wir verlangen jetzt mit Recht vom Dichter, daß er dieſe Proſa des Weltlaufs durch ſittliche Motive adle. Goethe brauchte nicht die ganze reiche Zukunft des Helden dieſer Jugendſünde zu opfern, doch ebenſo wenig zu einem ſo äußerlichen Mittel zu greifen, wie die Magie der Elfen, um ſeinen Fauſt, der ſchon durch ſeine Metamorphoſe vom würdigen Stubengelehrten zum jugendlichen Lebemann in der Einheit ſeiner Perſönlichkeit, namentlich wenn man die Dichtung als dramatiſch feſthalten will, bedenklich erſchüttert worden, noch einmal durch Hinwegtilgung der Erinnerung in einen nun gar innerlich verjüngten und weſentlich neuen Menſchen zu verwandeln. Setzt doch ſogar der Glaube an perſönliche Unſterblichkeit die Erinnerung, das Gewiſſen, die Continuität des Selbſtbewußtſeins voraus; ein magiſch-gewaltſames Unterbrechen derſelben hebt nothwendig die Einheit der Perſönlichkeit auf. Goethe konnte immerhin ſeinen Helden thatkräftig in die verſchiedenſten Verhältniſſe der Welt und des Lebens eingreifen laſſen, deshalb brauchten Anklänge an die Vergangenheit nicht ausgeſchloſſen zu ſein, einzelne Herzenstöne, wie ſie gerade dieſer Dichter ſo meiſterhaft anzuſchlagen verſteht, hätten genügt, um das Band zwiſchen dem Fauſt des erſten und zweiten Theils feſtzuhalten; ſie waren um ſo unerläßlicher, wenn der Dichter am Schluß noch einmal an dieſe Vergangenheit anknüpfte und Gretchen's Erſcheinung in die myſtiſch-ſeraphiſchen Schlußchöre verwebte.

Wenn Kreyßig übrigens von einem Uebergang aus der Tragödie in das dramatiſche Epos ſpricht, ſo würde die Auffaſſung des erſten Theils als einer geſchloſſenen Tragödie doch ebenfalls begründete Zweifel herausfordern. Ohne Frage concentrirt ſich das tragiſche Intereſſe um die Liebe Fauſt's und Gretchen's; dennoch kann die Behandlung dieſes Liebeshandels, wenn man ſie als eine dramatiſche betrachten will, doch nur für im hohen Grade ſkizzenhaft gelten. Nur die Einleitung des Liebesdramas, Fauſt's Geſchenk, Mephiſto's Kupplerbeſuch, die Gartenſcenen ſind mit ſorgfältiger dramatiſcher Motivirung entworfen und erregen daher auch für das Geſchick der Betheiligten geſpannte Theilnahme; ebenſo gibt die Kerkerſcene einen dramatiſchen Abſchluß. Doch alles, was dazwiſchen liegt, iſt in lyriſche Skizzen aufgelöſt, iſt Stimmungsgemälde und läßt gerade jene Accente des dramatiſchen Zuſammenhangs vermiſſen, ohne deren Betonung ſich eine Handlung opernhaft verflüchtigt. Ein Beweis für dieſe fragmentariſche Haltung liegt wol darin, daß Goethe einzelne Scenen, wie die Wald- und Höhlenſcene, wie ein dramatiſches Verſatzſtück hin- und hergeſchoben. Kreyßig ſagt hierüber:

> Hier folgt nun im erſten Fragment eine wahrhaft mephiſtopheliſch-realiſtiſche Wendung des Gedichts, deren verletzende und für ſeinen Helden wahrhaft compromittirende Härte Goethe offenbar ſelbſt gefühlt und ſpäter in der vollſtändigen Ausgabe des erſten Theils wohlweislich gemildert hat. Fauſt's bittere Reue, ſeine Flucht in Wald und Höhle, ſeine Rückkehr zu den Aufregungen und Genüſſen geiſtigen Lebens tritt in der früheſten Geſtalt des Gedichts erſt ein, nachdem er Gretchen genoſſen und zu Grunde gerichtet hat und wird ſo der beſtialiſchen Gemeinheit Mephiſto's nur zu natürlich zur willkommenen Zielſcheibe. Wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, iſt die Sache denn doch ganz anders. Entſchloſſen, ſeinen Helden nicht untergehen zu laſſen, fühlte Goethe in der Schlußredaction des erſten Theils ſich ſehr mit Recht bewogen, Fauſt's unverwüſtlich edle und göttliche Grundlage mehr zu betonen, und verlegte jene erſte Trennung von Gretchen aus der Zeit des trivialen Rückſchlags der befriedigten Leidenſchaft in die des erſten Hochgefühls ſich erwidert wiſſender Liebe, unmittelbar hinter das erſte Gartengeſpräch. So gewinnt es den Anſchein, als ſuche Fauſt in einer Erneuerung der idealen Natur- und Lebensanſchauungen ſeiner frühern Jahre inſtinctmäßig Schutz gegen die ſein beſſeres Selbſt umdrängende Begierde.

Wir wollen gern zugeben, daß die Intentionen Goethe's bei Umſtellung dieſer Scene die richtigen waren. Dennoch wird jeder unbefangene Leſer und Hörer ſich ſagen müſſen, daß man ihr wol anmerkt, ſie habe anfangs nicht an dieſer Stelle geſtanden. Der ganze Ton derſelben paßt nur dann, wenn die nächtliche Liebesſcene bereits vorüber war. Was geht ihr jetzt voraus? Nur die Gartenſcene mit ihrer Liebeserklärung. Nun vergleiche man damit die folgenden Stellen der Scene:

> Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
> Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
> So taumel' ich von Begierde zu Genuß
> Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Kreyßig interpretirt zwar: „Noch wechſelt ſein Streben nur die Genüſſe, nach denen es jagt und in deren Beſitz es dann wieder nach Begierde verſchmachtet.“ Doch in dem Zuſammenhang der Verſe bezieht ſich die Stelle ganz direct auf das ſchöne Bild, auf Gretchen, und der letzte Vers läßt keinen Zweifel, daß der Genuß bereits vorausgegangen. Die cyniſchen Anſpielungen des Mephiſtopheles, wie z. B.:

> Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
> Ums Zwillingspaar, das unter Roſen weidet —

ebenſo die Anwandlungen leidenſchaftlicher Reue bei Fauſt:

> Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben,
> Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben —

erſcheinen an dieſer Stelle theils unpaſſend, theils übertrieben, während ſie an ihrer frühern, nach Gretchen's vollkommener Hingebung, ihren guten Sinn hatten. So hat der Dichter die Scene wol verpflanzt, aber nicht genugſam beſchnitten, um ſie für ihren neuen Standort ganz geeignet zu machen.

Doch auch ſo erhalten wir keine Antwort auf die Frage, welche der Dramatiker beantworten mußte, warum Fauſt Gretchen verläßt? Nach der Scene mit Valentin ſchiebt Mephiſto den Blutbann vor, mit dem er ſich nicht abzufinden weiß. Iſt Mephiſto ein ſo ſtümperhafter Teufel,

daß er nicht einmal das verrichten kann, was jeder bürgerliche Liebhaber unter Umſtänden zu Stande bringt, Gretchen aus der Stadt in die Arme ihres Geliebten zu entführen? Ueberdies ſind die Mörder ja unbekannt; denn Valentin hat wichtigere Dinge zu ſagen, als ſie zu nennen, und wird auch gar nicht nach ihnen gefragt; ſie ſelbſt ſind aber, als die Volksmenge andrängt, bereits verſchwunden. Der Kindesmord Gretchen's aber iſt ebenfalls eine Thatſache, die gleichſam hinter der Scene liegt, die nur in ihren Folgen vor uns hintritt, aber keineswegs ſo ſelbſtverſtändlich iſt, daß ſie der Dramatiker gar nicht hätte zu motiviren brauchen. Wir ſehen, vom Standpunkt der Tragödie aus fehlen auch dieſen am meiſten dramatiſchen Scenen des erſten Theils alle dramatiſchen Stützen und Tragebalken. Wir ſprechen damit keinen Tadel gegen den Dichter aus, ſondern nur gegen die Rubricirung ſeiner Dichtung. Ein dramatiſirtes Gedankenpoëm, wofür wir auch den erſten Theil des „Fauſt" halten, kann ſich, um den Fortgang der Handlung zu bezeichnen, mit Andeutungen begnügen, die für ein Drama nicht ausreichend waren, hier aber, wo der einzelne Fall mehr in ſeiner typiſchen Bedeutung erfaßt wird, von dem Leſer bereitwillig ergänzt werden.

Was den zweiten Theil des Goethe'ſchen „Fauſt" betrifft, ſo ſteht Kreyßig ungefähr in der Mitte zwiſchen den Bewunderern und Anklägern deſſelben. Er gibt zu, daß wir in dieſem Theil das Meiſterſtück des blühenden, vollkräftigen Künſtlers hinter uns ließen, um uns in das ihm ſich anſchließende Vermächtniß des alternden Denkers zu vertiefen; er verkennt, bei aller Schönheit und Trefflichkeit einzelner Stellen, nicht „die unliebſamen Spuren des höhern Alters" und der in Manier erſtarrenden Kunſtfertigkeit:

Die vielberufene Goethe'ſche Geheimrathsſprache, das Spielen mit ſeltſamen Wortbildungen, die vornehm und feierlich ſich ankündigenden Trivialitäten, die gezierten, geiſtreich-bedeutend thuenden Redepantomimen und Bücklinge, mit welchen das Heer der Nachahmer nachher ſo argen Unfug in dem deutſchen Schriftweſen getrieben, ſie treten nirgends ſo deutlich und maſſenhaft auf, als in den „Wanderjahren" und hier.

Er fährt weiter in der allgemeinen Beurtheilung der Dichtung fort:

Noch ſtörender, namentlich für die größern, dilettantiſchen Leſerkreiſe iſt aber die ſtufenweiſe zunehmende Verflüchtigung der Handlung in keineswegs durchweg geſchmackvolle und leicht verſtändliche Allegorien, verbunden mit der ſchon im erſten Theile, in der Walpurgisnacht und dem Walpurgisnachtstraum, nur zu bemerkbaren encyklopädiſchen Redſeligkeit des Dichters, welche die Durchführung des Hauptgedankens nach Laune und Gelegenheit unterbricht und kreuzt, um Beſtrebungen und Stimmungen mannichfachſter Art einen Ausdruck zu geben. Weit mehr als im erſten Theile des Werks tritt die Perſon des Dichters hinter den Perſonen, reſp. Masken des Dramas, tritt ſeine Reflexion über die Handlung mitten im Gange der Handlung hervor. Mephiſto namentlich, der beiläufig, wie wir ſehen werden, ſeinen ſataniſchen Charakter wieder zu gutem Theile mit dem des perſonificirten, nüchternen Menſchenverſtandes und ſcharfen Witzes vertauſcht, übernimmt mehrfach geradezu die Rolle des Chors und wendet ſich mitten im Dialog mit allerhand Randgloſſen an die Zuſchauer.

Dann räumt er dem zweiten Theil freilich wieder den nicht geringen Vorzug ein, einen noch bedeutendern und tiefern Gedankengehalt zu beſitzen, als ſein berühmterer und beliebterer Vorgänger, und über Goethe's innerſtes Seelenleben, über ſeine endgültigen Ueberzeugungen und Lebensergebniſſe belehrende und wahrhaft erhebende Aufſchlüſſe zu gewähren. Auch im einzelnen iſt Kreyßig keineswegs ein bewundernder Anbeter. Das Maskenſpiel bei Hofe rechnet er zu den verſchnörkeltſten und unerquicklichſten Theilen des ganzen Gedichts, tadelt die vornehmthuenden Seltſamkeiten, die geheimnißvoll ſymboliſchen Spielereien; er gibt gleichfalls das unerquickliche Beiwerk der claſſiſchen Walpurgisnacht zu. Den Uebergang aus dem geheimnißvollen Halbdunkel derſelben in die ſonnenklare, ideale Symbolik der Helena nennt Kreyßig einen jähen Sprung; es kommt ihm vor, als habe Goethe ſich genöthigt geſehen, den gordiſchen Knoten der an dieſer dunkelſten Stelle des Gedichts zum Unentwirrbaren ſich verſchlingenden Allegorien mit kühnem Hiebe zu zerhauen. Nicht minder tadelt er den Euphorion als einen auch für die nothwendige Allegorie ziemlich willkürlichen und für den nicht eingeweihten Leſer geradezu verwirrenden Zuſatz. Ferner hebt er mit Recht hervor, daß Byron als der Modernſte unter den Modernen die weſentlichen Eigenſchaften der Antike vermiſſen ließ und ſich gar nicht einmal für das Symbol eignete, welches der Dichter brauchte. Der magiſche Hokuspokus und Firlefanz des vierten Acts will denn doch auch unſerm Commentator zu geſucht erſcheinen, namentlich als im Lager des Kaiſers „ein wirklich recht ſchwülſtiges und nahezu kindiſches Spielen mit allerlei allegoriſchem, aufgeputztem und von den verſchiedenſten Seiten zuſammengeſchlepptem hiſtoriſchen Notizenkram" beginnt. Gleicher Tadel trifft das bunte, phantaſtiſch-allegoriſche, opernhafte Schlußtableau, jene wenig äſthetiſche und noch weniger in ihrem Inhalt erquickliche Engel-, Heiligen- und Teufelsmaskerade.

Wir ſehen, Kreyßig tritt der Dichtung durchaus nicht im Stil der Apotheoſe und des kniefälligen Interpretationseifers gegenüber, der noch aus der Noth ſelbſt eine Tugend macht; er ſucht unbefangen das Gelungene und Mislungene, das Schöne und das Verzierte, Vergriffene zu ſondern. Gleichwol legt er in Betreff des zweiten Theils ſeine kritiſche Axt nicht energiſch genug an die Wurzel. Er hebt mehrfach „die größern dilettantiſchen Leſerkreiſe" hervor, für welche die Allegorien der Dichtung ſchwer verſtändlich ſind; er ſucht nachzuweiſen, wie ſich Goethe an dieſer oder jener Stelle ſelbſt nicht herausfinden konnte, ſtatt ein für allemal vorauszuſchicken, daß die allegoriſche Dichtweiſe überhaupt und namentlich für eine größere Dichtung eine gänzlich unberechtigte Form iſt, und daß alle Mängel des Gedichts durch das Weſen der Allegorie von Haus aus mitgegeben ſind. Alles Allegoriſche wird immer theils ſpielend, theils weitſchweifig ſein, namentlich aber in dramatiſcher Form, und es war eine unglückliche Vorliebe des alternden Goethe für die Allegorie, wodurch ſein „Erwachen des Epimenides" ebenſo ungenießbar wurde, wie der zweite Theil des „Fauſt", und zwar

nicht blos für dilettantiſche Leſerkreiſe, denn in Bezug auf den Genuß der Dichtung gibt es keine Dilettanten, und wenn eine Dichtung nur für eſoteriſche Kreiſe verfaßt iſt, ſo taugt ſie von Haus aus nichts. Ob wir nun im einzelnen nicht wiſſen, wo Homunculus bleibt, ob uns Euphorion ein minder glückliches Einſchiebſel erſcheint, das iſt alles gleichgültig: der ganze Faden der Allegorie iſt von den Müttern und dem Homunculus bis zur claſſiſchen Walpurgisnacht, zu dieſer ſich ganz phantasmagoriſch auflöſenden Helena-Tragödie, ſo verkünſtelt und verzwickt geſchlungen, daß es auf einen Knoten mehr oder weniger in demſelben nicht ankommt.

Was nun aber den bedeutendern und tiefern Gedankeninhalt des zweiten Theils betrifft, ſo können wir, trotz der unleugbaren Gedankenfülle deſſelben, dieſen Vorzug nicht unbedingt einräumen. An Gedanken von allgemein menſchlicher Tragweite iſt der erſte Theil bei weitem reicher; es ſind aber im zweiten Theile Specialitäten, Kunſtgeſchichte, naturwiſſenſchaftliche Theorien, Hiſtoriſches, ſelbſt Nationalökonomiſches, nebſt allerlei mythologiſchem Detail, was ſich in den Vordergrund ſchiebt. Dieſe Verbreiterung ſchafft von ſelbſt eine größere Fülle; aber ein ſolcher Reichthum geht deshalb nicht in die Tiefe. Vor allen Dingen aber gilt für die Dichtung nur derjenige Gedankeninhalt, der uns in ſchöner harmoniſcher Form entgegentritt, mit welchem das Geſtaltungsvermögen Schritt hält. Daß dies nicht der Fall iſt, gibt Kreyßig ſelbſt an mehrern Stellen zu.

Wenn er hervorhebt, daß Mephiſtopheles gegen den Schluß der Dichtung hin mehr als der Diener des Fauſt erſcheine, ſo iſt dies wol nicht aus einer beſonders künſtleriſchen Intention des Dichters hervorgegangen, ſondern deutet wiederum auf das Erlahmen ſeiner ſchöpferiſchen Kraft hin. Der Mephiſtopheles des zweiten Theils hat zwar ſarkaſtiſche Einfälle genug; aber er greift nicht mehr als der Geiſt, der ſtets verneint, in die Handlung ein, während er in den mehr allegoriſchen Theilen des Gedichts vollſtändig zur Maske wird. Gerade aber, wo Fauſt ſich mit dem Weltlauf einläßt, in den Dienſt des Staats, der Schönheit, der praktiſchen Wirkſamkeit tritt, da mußte dieſer verneinende Geiſt zeigen, wie ſich all dies Wirken gegen ihn ſelbſt kehrt, wie der Keim der Zerſtörung in allem Schaffen liegt. Dazu iſt der Teufel zu altersſchwach geworden, und ſelbſt die Lüſternheit, mit welcher er die himmliſchen „appetitlichen Racker" betrachtet, kann nicht für dieſen Mangel entſchädigen.

Fragen wir nun nach dem Neuen, welches uns das Buch von Kreyßig darbietet, ſo iſt dies im ganzen nicht in der Detailerklärung zu ſuchen, über welche die Acten im weſentlichen geſchloſſen ſind, obgleich Kreyßig auch hier und dort einzelne hellere Reflexe aufſetzt. Uns ſcheint das Hauptverdienſt dieſes Commentars darin zu liegen, daß er uns mit großer Klarheit die Geneſis des erſten Theils auseinanderlegt, die zuerſt gedichteten Partien von den ſpäter hinzugekommenen ſcharf ſondert und ſo die Dichtung gleichſam vor unſern Augen entſtehen läßt. Wenn auch den Literaturforſchern die Reihenfolge bekannt iſt, in welcher die einzelnen Scenen des „Fauſt" ſich aneinanderſchloſſen und die Stelle, die ſie im Entwickelungsgang des Dichters bezeichnen, ſo iſt das große Publikum doch eher gewöhnt, den erſten Theil des „Fauſt" als ein in zuſammenhängender Folge gedichtetes Ganzes zu betrachten. Als der Dichter das erſte Fauſtfragment ſchrieb, ſchwebten ihm die ſpätern, Himmel und Erde umfaſſenden Dimenſionen der Dichtung nicht von fern vor. Dieſelbe ging kaum über den Gegenſatz von Wiſſensmüdigkeit und Lebensluſt hinaus; Fauſt verwandelte ſich mit Hülfe des Mephiſtopheles in einen Don Juan; denn als ſolcher, wenn auch etwas germaniſch verinnigt, erſcheint er in den Gretchenſcenen. Dabei war alles von entzückender Friſche und Urſprünglichkeit, der Fauſt-Monolog, wie die Studentenſcene im Keller und die Gretchenſcene. Doch indem ſich der Stoff dem Dichter vertiefte, indem er daran weiter arbeiten wollte, genügten ihm die Motive des Gedichts nicht mehr; er mußte ſie vertiefen. Erſt die zweite Ausgabe des „Fauſt" vollendete 1806 den erſten Theil durch Hinzufügung der Vorſpiele, des zweiten Monologs, der Fauſt bis zum Selbſtmordentſchluſſe führt, des Oſterſpaziergangs und der Entwickelung des Verhältniſſes zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles, weiterhin der Ermordung Valentin's, der Walpurgisnacht und der Kataſtrophe im Kerker,

aller jener Theile des Gedichts, welche darauf berechnet ſind, in den tiefern, ewigen Grund der individuellen Handlung einen Blick zu eröffnen und den im Feuer der friſchen jugendlichen Schöpferkraft auf den erſten Wurf gelungenen Kern der Tragödie, zu einem die Geſammtheit eines Menſchendaſeins umfaſſenden dramatiſchen Lehrgedicht, oder wenn man lieber will philoſophiſch-lehrhaftem Drama ſich entwickeln zu laſſen; wobei denn nicht zu verkennen und nicht zu leugnen iſt, daß ſchon hier in demſelben Maße, als ſich die Perſpective erweitert, hier und da die Farben zu verblaſſen, die Formen zu zerfließen beginnen.

Und an einer andern Stelle, in der vierten Vorleſung, ſagt Kreyßig über dieſe Zuſätze:

Im Gegenſatz gegen die leidenſchaftlichen Ergüſſe des erſten Bruchſtücks, das erkennen wir ſofort, waltet hier überall klare, beſonnene Umſchau und Berechnung. Die Darſtellung iſt immer noch überreich an dichteriſchen Schönheiten allererſten Ranges. Die zur Virtuoſität ausgebildete Herrſchaft über die Sprache verführt den Dichter hier noch nicht zu den im zweiten Theile oft genug ſtörenden Künſteleien und Willkürlichkeiten des Ausdrucks. Der Dichter zeigt ſich noch im Vollbeſitze ſeiner Geſtaltungskraft, und mehrere Abſchnitte, z. B. der Oſterſpaziergang und der Anfang der nächſten Scene („verlaſſen hab' ich Feld und Auen" u. ſ. w.) zählen wir unbedenklich zu dem Schönſten und Ergreifendſten, was Goethe überhaupt geſchaffen. Doch fehlt es andererſeits auch nicht an kleinen Reibungen zwiſchen den jugendlich feurigen Grundgewalten des erſten Entwurfs und der mächtig gereiften und vertieften Lebensanſchauung, mit welcher der vollendete Künſtler und Denker an deſſen Fortführung geht. Die Form ringt hin und wieder, und nicht immer ganz glücklich, mit dem die Grenzen der Erſcheinungswelt überſchreitenden Gedanken und weit mehr als in den Scenen des erſten Bruchſtücks müſſen wir uns daran erinnern, daß die Handlung zwiſchen den Gebieten des Wirklichen und des Sinnbildlichen dahinſchwebt, daß ſie oft weit mehr andeutet und bedeutet, als ſie wirklich zeigen kann.

Offenbar wird eine Betrachtung des „Fauſt" von dieſem Geſichtspunkte aus den Leſern neue Perſpectiven

eröffnen und den Schlüssel zur Lösung mancher Schwierigkeit bieten, die sich ohne Rücksichtnahme auf die verschiedene Entstehungszeit der einzelnen Scenen befremdlich aufdrängt.

Außerdem erscheint uns beachtenswerth, wie Kreyßig den Charakter Gretchen's auffaßt, eine Auffassung, mit der wir um so mehr sympathisiren, je mehr uns die süßlich naive Darstellung dieser Rolle von seiten namhafter Darstellerinnen durchaus auf einer Bühnenschablone zu beruhen scheint, deren Berechtigung wir stets in Zweifel gezogen haben. Gretchen ist ein frisches Mädchen von gesunder Sinnlichkeit und unbefangener Hingabe an den Augenblick. Dem Dichter schwebten dabei offenbar seine rheinischen Jugendbekanntschaften vor. Wer den rheinländischen Volkscharakter kennt, der weiß, daß da keine Spur jener „zurechtgemachten" Naivetät ist, wie sie in norddeutschen Salons grassirt. Gretchen ist ein Kernmädchen, keine jener diminutiven Zierpuppen, als welche wir sie oft auf der Bühne sehen. Daß dies Gretchen nur ein kleines, niedliches, allerliebstes Wesen sein müsse, ist offenbar ein Vorurtheil. Wenn sie das „ewig Weibliche" vertritt, wie ihre excentrischen Verehrer glauben, so hat der Dichter dies wenigstens ironisch genug mit Putzsucht, Klatschsucht und ähnlichen nicht gerade zur Ekstase begeisternden Eigenschaften des weiblichen Charakters ausgestattet. Gegen Gretchen als weibliches Ideal, namentlich aber als Vertreterin paradiesischer Unschuld macht Kreyßig mit Recht folgende Bedenken geltend:

Schon jene paradiesisch-ideale, auf völliger Unbekanntschaft mit dem Bösen ruhende Unschuld, mit deren Heiligenschein man Gretchen zu umgeben pflegt, hält vor der genauern Betrachtung nicht Stich. Wol entgegnet die liebe Einfalt auf Mephisto's Frage „nach ihrem Herzen" recht naiv: „Was meint der Herr damit?" Aber daß sie die Frage nicht verstanden, glaube wer Lust hat und wer den „Faust" nicht gelesen. Es ist ja dasselbe Gretchen, die einst am Brunnen so frisch voran zu sein pflegte, wenn es mit scharfen Zungen über arme, gefallene Mädchen herging, die dann das „Schwarze noch schwärzte" und mit ihrer Tugend so schön sich wußte! Dasselbe Gretchen, deren schnippische, sitt- und tugendreiche Antwort auf Faust's ersten, unverschämten Antrag mit voller Sachkenntniß ertheilt wurde, wie sie selbst es nachher ausdrücklich bestätigt:

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn,
Es konnte niemand von mir Uebels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne gradezu zu handeln.

So handelt Gretchen von Anfang an en connaissance de cause, wie es sich von der Freundin des tugendhaften Lieschen und der „zum Kuppler- und Zigeunerwesen auserlesenen" Frau Martha nicht anders erwarten läßt, zumal ihr überdies Mephisto gleich von vornherein mit seiner Bemerkung über den „Galan" sehr reinen Wein eingeschenkt hat. Sie macht sich eigentlich keinen Augenblick eine Illusion über die Natur ihres Verhältnisses zu Faust. Man denke sich einmal die entscheidende Verabredung, „ich ließ' dir gern heut' Nacht den Riegel offen" u. s. w., aus den Zauberklängen der Goethe'schen Verse in die Prosa der Umgangssprache übersetzt und frage sich aufrichtig, ob nicht in jeder Dorfgeschichte das Interesse für die Heldin einen schweren Stand gegen diese Scene haben würde? Wohlgemerkt! Faust weiß wol sehr schön von „ewiger Liebe" zu phantasiren, „deren Ende Verzweiflung sein würde", aber er findet sich nicht gemüßigt, auch nur ein Wörtchen oder einen Gedanken über das Verhältniß einfließen zu lassen, in welches er diese „Ewigkeit" zu den Bedingungen des zeitlichen Lebens zu setzen gedenkt.

Gretchen erscheint unserm Autor als ein reich ausgestattetes Naturwesen, das die Natur ebenso wol in ihrer Beschränktheit als in ihrer Güte vertritt und, von den geistig-sittlichen Gewalten der Gesellschaft nur ganz oberflächlich berührt, dem ersten Ansturm des durch die Sinne mächtig unterstützten Gefühls unterliegt. Treffend ist namentlich die Bemerkung, daß man nicht vom Schicksal Gretchen's sprechen dürfe wie von einem Symbol der Tragödie ihres Geschlechts, als wäre es des Weibes Bestimmung, sich den Herzensbedürfnissen fahrender Genies zu opfern. Die Darstellerinnen aber mögen die Consequenzen der Kreyßig'schen Auffassung für ihr Spiel zu ziehen versuchen. Gretchen darf nicht mit jener Naivetät gespielt werden, in welcher sich Sentimentalität und Koketterie nur schlecht verkleiden, nicht als ein Gänschen, das gar nicht weiß, was sie thut, und vor lauter Unschuld zu Fall kommt, sondern als ein kernhaftes, frisch sinnliches Mädchen, das ihrem Gefühl ohne Moralbedenken folgt und gerade die Schwächen weiblicher Natur durch die Frische des Colorits, mit welcher es sie ausstattet, in eine hervorhebende Beleuchtung rückt.

Was nun schließlich die Vorzüge des Kreyßig'schen Stils anbetrifft, so bestehen sie in der Durchsichtigkeit und Wärme, in dem ästhetischen Gleichmaß der Darstellung, die nur sehr ausnahmsweise in den bei derartigen Commentaren üblichen Gallimathias verfällt und sich auch von der Vielerklärerei möglichst fern hält. Ohne einige Jongleurkünste der Auslegung geht es freilich bei dem zweiten Theil von Goethe's „Faust" nicht leicht ab; darum ist dieser auch ein Lieblingssteckenpferd für Gevatter Nußknacker und Compagnie.

Rudolf Gottschall.

Skizzen und Bilder von Stadt und Land.

(Beschluß aus Nr. 15.)

4. Daheim und draußen. Bunte Bilder von H. Lessing. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ein dicker Band voll glänzend geschriebener Feuilletonartikel, die mit ihren leichten Witzspielen, ihrer feinen Satire und eleganten Tournure gewiß manchen von den langweilig-ernsten Tiraden der Leitartikel oder den nichtssagend-hochtönenden Berichten der Correspondenten in dem obern Stock der Zeitungen ermüdeten Leser erfrischt und in bessere Laune versetzt haben. Ob ihnen dies unbestreitbare Verdienst auch jetzt noch zukommt, wo sie in drohend geschlossener, fast unabsehbarer Reihe vor uns aufmarschiren? Wir hegen leise Zweifel, wenigstens wenn wir von uns selbst auf andere schließen dürfen. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein; aber noch viel weniger von Confect und süßem Schaum. Wir haben nichts dagegen, daß ein Feuilletonartikel seine Bestimmung darin sieht, verwöhnte Gaumen zu kitzeln; aber wenn wir ein ganzes Buch verdauen sollen, verlangen wir einfache und solide Speise, sonst verderben wir uns den Magen und verlieren den Appetit vor der Zeit. Fünfhundert

Seiten voll ebenſo witziger als der Natur der Sache nach oberflächlicher Betrachtungen im Anſchluß an zum Theil halb vergeſſene Tagesfragen und Ereigniſſe, oder an locale, dem auswärtigen Leſer gleichgültige oder unverſtändliche Verhältniſſe — wer hat Luſt und Muth ſie durchzuleſen, als höchſtens ein gewiſſenhafter Recenſent? Wol hat der Verfaſſer ſelbſt das Bedürfniß empfunden, ſich darüber zu rechtfertigen, daß er „mit Hülfe eines Verlegers einen großen Theil ſeiner Familie, die an verſchiedenen Orten daheim und draußen zerſtreut war, um ſich verſammelt und durch den ſchützenden Einband ein Band um alle Genoſſen geſchlungen hat“. Wir begreifen dieſe Freude an der geiſtigen Vaterſchaft bei dem Verfaſſer, bezweifeln aber ſehr, ob der Leſer ſein Intereſſe an den Kindern theilen wird. Was der erſtere für ſein Buch anführt, iſt nach ſeinem eigenen Geſtändniß nur eine captatio benevolentiae. Den einzigen ſtichhaltigen Grund für den Wiederabdruck und die Zuſammenſtellung dieſer Aufſätze, den dauernden innern Werth derſelben, übergeht er weislich mit Stillſchweigen. In der That können wir denſelben bei aller Achtung vor dem reichen Geiſte und der glänzenden Darſtellungsgabe des Verfaſſers nicht als vorhanden anerkennen. Die Artikel kommen uns vor wie ſchöne Blumen, die man, als ſie faſt verblüht, abgeſchnitten und nun, nachdem ſie ihren Duft verloren, zu einem halbwelken Strauß geordnet hat. Der Verfaſſer meint, ſie hätten von den Wellen der Spree, der Seine und der Themſe einen erfriſchenden Hauch empfangen. Aber wirken die Dünſte, die von dieſen Flüſſen innerhalb der großen Centra des Lebens an ihren Ufern aufſteigen, wirklich ſo erfriſchend? Und wenn auch, iſt das ein Grund, uns die Todten vorzuführen, die, wie er ſelbſt ſagt, das lebendige Waſſer wieder ausgeworfen habe?

Der Verfaſſer hat ſich den ſeit einiger Zeit in Berlin mit großem Erfolge cultivirten, ſchillernden und blitzenden Feuilletonſtil der Franzoſen in hohem Grade zu eigen gemacht. Er ſchlägt die geiſtige Volte mit einer Virtuoſität, wie uns dergleichen dieſſeit des Rhein noch nicht vorgekommen iſt. Er ſetzt die gefährlichſten Titel an die Spitze ſeiner Aufſätze: Titel, bei denen man gleich an einen Preßproceß, Gefängnißſtrafe und zurückgewieſene Nichtigkeitsbeſchwerden ſeitens des Obertribunals denkt, und ſchlägt dem Staatsanwalt im Texte hernach die ergötzlichſten Schnippchen, ſodaß ſelbſt ein Fouché mit langer Naſe wieder abziehen müßte. Wer ſucht in der That in dem „Schmerzensſchrei der kleinen Herren“ eine ſtatiſtiſche Darlegung, daß von den Militärpflichtigen des potsdamer Regierungsbezirks im Jahre 1858 nicht weniger als 2639 unter dem Maße waren, nebſt einer Ermahnung, die ſtaubigen Straßen der Hauptſtadt von des Heiligen römiſchen Reichs Streuſandbüchſe öfter und wirkſamer zu beſprengen? Wer in dem „Berliner Jokeyclub“ eine Empfehlung des Inſtituts der Dienſtmänner? Wer in den „Anarchiſchen Bewegungen“ eine Philippica gegen das zu ſchmale berliner Trottoir? In dem ominöſen „Il y a des juges à Berlin“ eine Betrachtung über die große Anzahl der Stadtgerichtsräthe? Auch in weniger bedenklichen Fällen liebt der Verfaſſer die geſuchten Titel. Ein Komet iſt ihm „Ein hoher Reiſender“, die Indogermanen vor der Völkertrennung „Eine glückliche Familie“, eine Photographie von A. von Humboldt's Studirſtube „Der Geiſt im Zimmer“, zwei Nilpferde mit ihrem Wärter „Caſanova und die Aegypter“ u. ſ. w. In „Pius IX. und ein Kurfürſt“ finden wir gar eine begeiſterte Anpreiſung der Prophezeiungen des Noſtradamus, von dem der Verfaſſer ein gläubiger Verehrer zu ſein ſcheint.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit ſolcher aus Witzfeuerwerken beſtehender Geiſtesproducte, erſt nach langer Einleitung auf allerlei Umwegen zu dem Hauptgedanken zu kommen, denn nicht das Was iſt ihnen die Hauptſache, ſondern das Wie. Aber wer mag ein Buch leſen, das alle zehn Seiten mit einer halb ſo langen Einleitung von vorn anfängt? Eine Menge winziger Körperchen mit ungeheuern Köpfen, und wie es denn bei ſolchen Misgeburten zu geſchehen pflegt, doch nur ein Theil des mächtigen Schädels mit Gehirn ausgefüllt: man mag einige wenige der wunderlichen Geſtalten mit dem pfiffigen, zuweilen ſeltſam verzerrten Geſichtsausdruck mit Intereſſe betrachten, bald genug wird man des Schauſpiels überdrüßig werden.

Gut angebrachte Citate ſind eine treffliche Würze ſolch leichter literariſcher Koſt und unſerm Verfaſſer ſtehen dieſelben in ſolcher Anzahl aus den verſchiedenſten Quellen zu Gebote, daß wir ſein treffliches Gedächtniß oder ſeine reiche Excerptenſammlung à la Jean Paul bewundern. Dabei verſteht es Leſſing vortrefflich, die pedantiſche Form der wörtlichen Anführung zu vermeiden und durch ſeine Anſpielungen wie auf den Leſern bekannte Dinge dem Selbſtgefühl derſelben zu ſchmeicheln. Auch wollen wir es ihm bei der Entſtehungsart des Buchs nicht zu hoch anrechnen, daß dieſelben Citate, Beiſpiele und Illuſtrationen nicht ſelten zweimal, in einzelnen Fällen dreimal wiederkehren (vgl. S. 98 mit 147 u. a. m.). Dagegen hätte er hier wie bei den zahlloſen, meiſt trefflich gelungenen, zuweilen aber auch geſuchten und gezwungenen Wortſpielen das ne quid nimis etwas mehr bedenken ſollen.

Der Werth der einzelnen Artikel des „Daheim“, das heißt der Berlin betreffenden Aufſätze, iſt außerordentlich verſchieden: manche wie „Moderne Stenographie“, „Eiſen und Baumwolle“, „Die Montagsgäſte“ u. ſ. w. ſind allerleichteſte Waare, andere wie „Der Mikrokosmus der Gegenwart“, „Laſterhafte Tugenden“ u. a. dagegen reich an treffenden Bemerkungen voll ernſten Inhalts in humoriſtiſcher Form. Die zahlreichen politiſchen Anſpielungen haben jetzt zum Theil ihre Bedeutung und ihr Intereſſe verloren, zum Theil ſind ſie bereits faſt unverſtändlich geworden. In dem „Miniſterium der kalten Tage“ hat ſich der Verfaſſer, der Herrn von Bismarck und Genoſſen mit dem rauhen Wetter verſchwinden läßt, als ſchlechten Propheten erwieſen.

Das „Draußen“ ſpielt im Vergleich zum „Daheim“ wenigſtens dem Umfange nach eine höchſt unbedeutende Rolle, indem es kaum den fünften Theil des Werks

einnimmt. Der erste Artikel „Das kaiserliche Paris und seine Götter" gibt uns nur zunächst eine Charakteristik der Weltstadt in dem neuen Kleide, welches dieselbe unter dem Regimente des Erwählten vom 2. December und seines Aedilen Haußmann angelegt hat. Das alte historische Paris ist verschwunden. Licht, Luft und die alles verrathenden Spiegel sind die charakteristischen Zeichen der heutigen Stadt. Die Barrikaden unmöglich zu machen, macadamisirt man die Hauptstraßen. Für die äußere Aufklärung geschieht alles, für die innere Erleuchtung nichts. Wie die heimische Presse, so werden die von außen kommenden Zeitungen auf das sorgfältigste überwacht, und „Le journal n'est pas arrivé aujourd'hui" ist die gewöhnliche Antwort, die der Fremde auf seine Frage nach einer deutschen oder englischen Zeitung in den Cafés erhält. Den Kaiser selbst bezeichnet Lessing — wol nicht besonders glücklich — als den modernen Fabius Cunctator, behauptet, er schwanke beständig zwischen Ormuzd und Ahriman hin und her und glaube das Volk glücklich zu machen, indem er ihm Wohlstand und materielle Freiheit gewähre, dagegen die geistige vernichte. Die Deutschen warnt er dringend vor dem „Hecht im Karpfenteiche", dessen Namenschiffre N B er als NB, nota bene, deutet.

Die „Englischen Charakterstudien" sind im wesentlichen eine Lobrede auf den englischen Nationalcharakter, in dem sich nach der Auffassung des Verfassers Nützlichkeit und Sittlichkeit, Reales und Ideales gegenseitig durchdringen und vereinigen sollen. Uns scheint, zumal nach der grellen Beleuchtung, die der englische Nationalcharakter nach mehr als einer Seite hin in den letzten Jahren erfahren, diese Auffassung selbst, mehr als für eine wahrheitsgetreue Charakteristik ersprießlich, Reales und Ideales in sich zu vereinigen. Wenn die Engländer das mächtigste Volk der Welt sind, so ist das neben den ausgezeichneten körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Rasse vor allem ihrem gesunden Realismus zu verdanken, welcher sich in der großen Politik als der ausgeprägteste nationale Egoismus offenbart. Darüber ist längst kein vernünftiger und unbefangener Beobachter mehr im Zweifel, und ihr Gebaren Italien, Dänemark, Polen und Nordamerika gegenüber hat neuerdings treffliche Illustrationen zu dieser Nationaltugend geliefert. Kommen ihre Handelsinteressen in Gefahr oder werden materielle Opfer verlangt, so kommt es ihnen ebenso wenig darauf an, ihre bisherigen Schützlinge zu verleugnen, wie mit dem Despotismus zu liebäugeln, oder mit den Sklavenbaronen zu sympathisiren, sobald ihre Baumwollindustrie bedroht ist. Fällt die Sache, mit der sie es gehalten, so sind sie die ersten, ihren Freunden das vae victis! in die Ohren zu donnern. Und wie es mit ihrer häuslichen Sittlichkeit bestellt ist, lehren uns die endlosen Skandalprocesse, welche die londoner Blätter füllen. Ihre Freiheit wird freilich fast nur durch Sitte, Herkommen und nationale Vorurtheile beschränkt; aber diese erweisen sich dafür als desto ärgere Tyrannen und bringen die Heuchelei und Intoleranz zur schönsten Blüte. Wenn sogar ein Stuart Mill öffentlich erklärt und gewissermaßen zu erklären gezwungen ist, daß er die Sätze der englischen Hochkirche oder, wie der Verfasser sie nennt, Hofkirche Wort für Wort unterschreiben wolle, so kann sich ein ehrlicher Deutscher eines gewissen moralischen Ekels unmöglich erwehren. Freilich in Bezug auf thatkräftiges Handeln, auf praktischen Sinn, auf Ordnung und Reinlichkeit sogar wie auf die Erziehung zum thätigen Leben können wir noch vieles von ihnen lernen, darin hat der Verfasser recht. Sonst aber, dünkt uns, sollten er und viele andere uns dies pharisäische Volk nicht allzu unbedingt als Muster hinstellen.

Der letzte Aufsatz „Loyale Poeten" ist eine ziemlich unbedeutende Betrachtung über die letzten Reste walisischer Barden und celtischen Bardengesangs, die der Verfasser auf einem Streifzuge durch Nordwales kennen lernte.

5. In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen. Drei Abtheilungen. München, Gummi. 1865. 8. 2 Thlr.

Wenn der Verleger der vorliegenden Schrift in seiner Ankündigung sagt, daß die darin enthaltenen Schilderungen sich durch Neuheit in der Darstellung, Frische, gesunden Humor und Gedankenreichthum vor allen ähnlichen Erscheinungen auszeichneten, so ist das, wenn wir auch die Anpreisung nicht unbedingt unterschreiben können, doch mehr als eine gewöhnliche Buchhändlerreclame. Ein eigenthümlich frischer und origineller Geist belebt die drei zierlichen Bändchen, von denen das erste uns von München die Isar aufwärts über die Menterschwaig bis zur Mündung der Loisach, dann längs der Ufer dieses Flusses bis nach Benedictbeuern und endlich wieder nach Tölz an der Isar führt, während das zweite Wanderungen längs der Amper vom Ammersee aufwärts zu ihrer Quelle im Hochgebirge und abwärts zu ihrer Mündung in der Ebene schildert, und das dritte ein Bild des freundlichen Starnbergersees und seiner Ufer, der Lieblingssommerfrische der Münchener, vor uns entrollt.

Der Verfasser hat, einem Rathe Petrarca's in seinen „Epistolae familiares" folgend, seinen Namen verschwiegen. Ohne eine Indiscretion zu begehen, dürfen wir wol die Vermuthung aussprechen, daß es der eines bekannten münchener Gelehrten sein würde. Mit einer lebendigen Auffassung für das Naturschöne, mit einem feinen Kunstgefühl, mit einem scharfen Blick und mit lebhaftem Interesse für die mannichfaltigen Erscheinungen des Volkslebens verbindet er in Tiefe und Breite ausgedehnte historische Kenntnisse und gründliches Wissen in Bezug auf die vergleichende Sprachforschung. So folgen lebendige Naturschilderungen, historische Nachweisungen über Klöster, Schlösser und Städte, Beschreibungen von Ortschaften, Darstellungen von Volksscenen und Volkssitten einander im buntesten Wechsel. Nur die allzu speciellen Chroniken, in Betreff der Klöster zumal, hätten wir etwas abgekürzt gewünscht; aber der Verfasser meint, es gebe eben viele Leser, die an solchem Notizenkram Geschmack fänden. Auch die geognostischen und paläontologischen Digressionen, resp. Phantasien (vgl. z. B. I, 134—135

die Charakteriſtik der Moläſſeperiode) hätten wir, ſo lebendig ſie geſchrieben ſein mögen, dem Verfaſſer gern erlaſſen; ſie bilden ebenſo wie die detaillirte Auseinanderſetzung der Verdienſte Fraunhofer's um die Optik und Mechanik doch gar zu unmotivirte Epiſoden. Aber der Verfaſſer folgt wol überhaupt gern dem Worte des Directors im „Fauſt“: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Deshalb flicht er in den erzählenden und beſchreibenden Theil bald polemiſche Tiraden gegen politiſche und religiöſe Parteien, gegen das Theater, deſſen Zeit er vorüber glaubt, oder gegen Penſionsanſtalten für junge Mädchen; bald literariſch-kritiſche Excurſe, wie z. B. über das „Weſſobrunner Gebet“, bald Auseinanderſetzungen über die Pfahlbauten, bald wieder Skizzen aus der Edda und phantaſtiſche Viſionen ein, zu denen die nordiſche Mythologie Namen und Geſtalten geliefert. Der Stil iſt ſcharf, knapp und anſchaulich, ohne alle Uebertreibungen, zuweilen etwas zu abgebrochen und lakoniſch. Von dem sine ira et studio will der Verfaſſer nichts wiſſen; was ihm nicht gefällt, wird ohne Umſchweif verworfen. Er iſt geiſtreich und witzig, aber ſein Geiſt und Witz haben etwas Scharfes und Bitteres, das von dem echten Humor weit abliegt. Nur für die ſchöne Natur zeigt er eine entſchiedene Vorliebe, die ihn zuweilen in eine begeiſterte Stimmung verſetzt, welche er freilich bald genug ſelbſt verſpottet. Von wohlthuender Menſchenliebe, die auch durch die ſchärfſte Satire verſöhnend hindurchblicken kann, haben wir wenig bemerkt. Nach rechts und links Fronte machend, gibt es kaum irgendeine bedeutende Richtung der Gegenwart, ſei es auf politiſchem, religiöſem oder ſocialem Gebiete, die er nicht Gelegenheit nähme, mit der ätzenden Lauge ſeines Spottes zu begießen. Er will ſo wenig von der preußiſchen Spitze und den Berlinern, wie von dem Soldatenſpielen der Mittel- und Kleinſtaaten etwas wiſſen, ſowenig von der Fortſchrittspartei, in der er freilich in ſchwer begreiflicher Verkennung der Wahrheit nur die Vertretung der gröbſten materiellen Intereſſen „der Bourgeoiſie“ ſieht, noch von dem deutſchen Reformverein etwas wiſſen; er iſt kein Freund „der unheimlichen Macht der Kirche“, er verwirft ebenſo wol „die parfumirten Droguen der katholiſchen Kirchenlehre im Gegenſatz zur einfachen Wahrheit“, als die „von den ungeſchlachten ſächſiſchen Doctoren angeſtiftete ſogenannte Reformation“, welche letztere er weit unter den Janſenismus ſtellt! Er vergöttert „den unſterblichen Arouet“, vermuthlich, weil dieſer, wie er ſelbſt, polemiſch gegen alles Mögliche und für die Aufklärung in abstracto auftrat, obwol der Voltaire'ſche Deismus ihm im Grunde ebenſo widrig iſt wie alle beſtehenden Formen des Chriſtenthums. Denn der Verfaſſer ſteht auf dem Standpunkte des entſchiedenſten Nihilismus. In der ganzen Welt des Lebendigen ſieht er nur the fleeting show, alles iſt nur ein weſen- und zweckloſes Spiel der Naturkräfte. „Ich bin“, apoſtrophirt er einen Todten, „der Staub, der wandelt und vom Lichte der Sonne beſchienen wird; du biſt der Staub, der einſt gewandelt und dem das Licht der Sonne geſchienen hat. Bald werden wir auch dieſen geringen Unterſchied voneinander verlieren, und wenn wir das Unglück hätten, dann noch denken und empfinden zu können, ein ungeheueres Gelächter über die große Bezirſchachtel, in der wir herumgetrillt ſind, aufſchlagen.“ Aber es wird ihm ſelbſt bange in dieſer fürchterlichen Leere, die er um ſich und vor ſich ſieht: „Irrwahn des Augenblicks“, ruft er, „komm uns zu Hülfe! Umfange uns mit dem Gaukelſpiel von Ziel und Zweck!“

Aus dieſer unglückſeligen Ueberzeugung von der vollſtändigen Nichtigkeit alles individuellen Lebens erklärt ſich der bittere, menſchenfeindliche Ton, der überall zum Vorſchein kommt. Denn wider ſeinen Willen empört ſich ſein Innerſtes ebenſo gewaltig gegen dieſe entſetzliche Lehre von der Bedeutungsloſigkeit des eigenen Daſeins und ſeiner vollſtändigen Vernichtung, wie bei allen Menſchen von reichem Geiſt und tiefer Empfindung. So kämpfen Verſtand und Gemüth einen ſchweren Kampf, und hinter der mephiſtopheliſch lächelnden Maske gewahren wir unſchwer den ſchmerzlich verzogenen Mund und das umflorte Auge. Wol mag uns des herrlichen Geiſtes jammern, der ſich ſelbſt zum Unglück und zugleich zur Unfruchtbarkeit verdammt, der den Quietismus als das Höchſte preiſen und mit den Anhängern Buddha's nach der Seligkeit des Nirvana ſtreben muß; aber wie er ſelbſt im Anſchauen der Wunder der Schöpfung ſein Syſtem vergißt und unbewußt zum Spiritualiſten wird, ſo wollen auch wir, ſeine Leſer, uns in dem Genuſſe ſeiner plaſtiſchen Schilderungen nicht durch die bittern, verletzenden Ausfälle ſtören laſſen. Nur die Bemerkung können wir zum Schluſſe nicht unterdrücken, daß, wenn der Verfaſſer auf dem betretenen Wege weiter wandelt, die Leſer dieſer Zeitſchrift ihm wol nicht oft mehr begegnen, vielleicht aber die Wanderer im bairiſchen Hochgebirge ihn als Bewohner einer jener Klöſter finden werden, deren Geſchichte er uns in dem vorliegenden Buche erzählt.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Dem Vernehmen nach wird die Deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft, außer dem Shakſpeare-Jahrbuch, auf deſſen Verdienſte wir in d. Bl. aufmerkſam gemacht haben, ohne ſeine zu ſtreng wiſſenſchaftliche Einſeitigkeit zu verſchweigen, auch die populäre Seite ihrer Aufgabe von jetzt ab in Betracht ziehen und eine deutſche Volks- und Bühnenausgabe Shakſpeare's zu veröffentlichen beginnen. Die Shakſpeare-Geſellſchaft lenkt damit in Bahnen ein, welche wir von Haus aus als wünſchenswerth erkannten. Was Shakſpeare als Dichter in ſeiner Zeit war, ſeine Originalität, ſeine Bedeutung für die eigene Nation, ſeine Stellung in der Entwickelung der Weltliteratur nachzuweiſen, ſeinen Text zu revidiren, ſeine Textreviſoren zu controliren: das iſt nur die eine Phyſiognomie des Januskopfes, den die Geſellſchaft repräſentirt, und zwar würde dies Geſicht, bei ſeiner philologiſchen Strenge und Abgeſchloſſenheit, keine feſſelnde Anziehungskraft auf das große Publikum ausüben, ſo viel Reiz dieſe Feier der Shakſpeare-Myſterien auch für die Eingeweihten

haben mag. Deshalb bildet die neuere volksthümliche Seite eine nothwendige Ergänzung des Shakspeare-Cultus; es ist der Shakspeare, wie er auf der deutschen Bühne in der Gegenwart theils lebendig ist, theils Leben gewinnen soll. Und da es bei dem Unterschied der Zeiten und Bühnenverhältnisse doch einmal unmöglich ist, uns den altbritischen Shakspeare zu geben, wie er leibt und lebt, mit all der Eigenthümlichkeit, die einem nicht altbritisch dressirten ästhetischen Gewissen bisweilen als Grimasse erscheint, so ist die Nothwendigkeit einer scenischen Einrichtung allgemein theoretisch zugegeben und immer schon praktisch ausgeführt worden, sodaß es sich dabei nicht um Principienfragen, sondern um ein Mehr und Minder der Zugeständnisse handelt, die man entweder der Originalität des Dichters oder dem Zeitgeschmack zu machen hat.

Für eine solche Bühnenausgabe finden sich nun beträchtliche Vorarbeiten. Da sind die scenischen Einrichtungen und Umarbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Franz Dingelstedt, von Heinrich Laube, von Eduard Devrient, Karl Gutzkow, Feodor Wehl, Julius Pabst u. a. Die Nothwendigkeit solcher Bearbeitungen hat sich stets den praktischen Bühnenleitern von selbst aufgedrängt. Haben wir doch in Schiller's „Macbeth" den Beweis, daß auch unsere classische Literatur einen „Bühnen-Shakspeare" für unerlaßlich hielt. Und wir können nicht umhin, selbst auf die Gefahr, von den Nachzüglern der romantischen Schule und den Shakspeare-Orthodoxen gesteinigt zu werden, diesen Schiller'schen „Macbeth" ganz geeignet zu finden für die scenischen Zwecke unserer Bühne. Auch können wir die Beseitigung einzelner Stellen, die wir als ἀδιάφορα betrachten, für kein Attentat auf den tragischen Gehalt des „Macbeth" erklären, wie überhaupt die Energie des Shakspeare'schen Stils keineswegs durch den nicht minder energischen, wenn auch klarern und geschmackvollern Stil Schiller's beeinträchtigt worden ist. Wir sprechen natürlich immer von einer Bühneneinrichtung, nicht von einer Uebersetzung, von der wir im Gegentheil die größte Treue bis auf das Costüm der Sprache und die nicht zu verwischende Eigenthümlichkeit der Diction verlangen, sodaß selbst den Archaismen insoweit ihr Recht gewahrt wird, als die Rücksicht auf das Verständniß und den verschiedenen Sprachgenius nur irgend erlaubt. Die Genialität des Uebersetzers ist eine ganz andere, als die des Bearbeiters; sie beruht auf einer Verschmelzung der glücklichen Inspiration, aus der die Sprachgeister hervorgehen, auf einem Hineinleben in den fremden Dichter, dessen Eigenheit dann in seiner sprachlichen Wiedergeburt ungefährdet erhalten sein muß.

Franz Dingelstedt, dessen Bearbeitung der Shakspeare-Historien für die heutige Bühne zeigt, wie sich auch scheinbar Widerstrebendes durch freie Behandlung, durch aufgesetzte Lichter, durch weitere Perspectiven und durch Anwendung unserer bereicherten scenischen Mittel dem Theater der Gegenwart assimiliren läßt, hat seiner Uebersetzung von Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit" (fünfundzwanzigstes Bändchen der „Bibliothek ausländischer Classiker"; Hildburghausen, Bibliographisches Institut) ein Vorwort vorausgeschickt, in welchem, abgesehen von der geistvollen Charakteristik des Dichters und der Geschichte seines Lustspiels, die nach den Entstellungen des Brachvogel'schen Romans doppelt willkommen sind, der Unterschied zwischen „Bearbeitung" und „Uebersetzung" scharf hervorgehoben ist. Dingelstedt ist dazu um so berufener, als er dasselbe Lustspiel, von dem er hier eine treue Uebersetzung bietet, vorher bereits für die deutschen Bühnen bearbeitet hat. Er erwähnt ausdrücklich in der Vorrede, „daß in der hier erscheinenden Gestalt das Stück zu einer Aufführung auf der deutschen Bühne nicht geeignet ist. Eine Bearbeitung und eine Uebersetzung sind zwei sehr verschiedene, zum Theil sogar entgegengesetzten Zwecken dienende Dinge. Wir haben uns, dem Lustspiel Beaumarchais' gegenüber, in beiden versucht, und wünschen, daß unsere Uebersetzung vom lesenden Publikum ebenso freundlich möge aufgenommen werden, wie es unserer Bearbeitung seitens des Theaterpublikums an mehrern Orten geschehen ist".

Es muß schon für ein besonderes Glück gehalten werden, wenn in Deutschland nicht die Theatercensur die Bearbeitung der ausländischen oder, was noch schlimmer ist, der einheimischen dramatischen Productionen übernimmt. Die österreichische Bühnencensur hat hierin früher Erstaunliches geleistet. So erfahren wir z. B. aus der „Neuen Freien Presse", in welcher Gestalt im Jahre 1808 Schiller's „Cabale und Liebe" am Burgtheater zur Aufführung gekommen ist. Aus dem Präsidenten wurde ein „Vicedom", aus dem Hofmarschall von Kalb — ein „Obergarderobemeister" gemacht. Es muß besonders schön und ergreifend geklungen haben, wenn Ferdinand im letzten Act seine Luise dreimal fragt: Hast du den Obergarderobemeister geliebt? Die bedenklichste Aenderung war aber offenbar die, daß Ferdinand in den „Neffen" des Vicedoms verwandelt wurde, offenbar weil der Censur der Conflict zwischen Vater und Sohn zu grell und empörend erschien. Durch diese wohlwollende Aenderung, welche nur den respectus parentelae, nicht die Sohnespietät verletzen ließ, brachte man aber einige Hauptscenen des Stücks um allen Effect. Dabei erfahren wir, daß die Scene, in welcher der Kammerdiener des Fürsten der Lady Milfort die kostbaren Diamanten überbringt, auch noch gegenwärtig am Burgtheater ausfällt. Es wäre jedenfalls an der Zeit, diese brillante und wirksame Scene dem Schiller'schen Stücke wieder einzufügen. Wenn „Wallenstein" und „Tell" gegeben werden, wenn die Rebellion gegen das Haus Habsburg auf der Bühne zulässig ist, so kann man gar keinen Grund absehen, warum der gegen den frühern kleinstaatlichen Menschenverkauf protestirende Kammerdiener von der Burg ausgeschlossen wird?

Bibliographie.

Alpenrosen. Illustrirte Zeitschrift für Haus und Familie. Herausgegeben unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller und Künstler. 1ster Jahrgang. 1866. 12 Hefte. Bern, Haller. Gr. 4. 2 Thlr.

Andresen, A., Die deutschen Maler-Radirer (peintres-graveurs) des 19. Jahrhunderts, nach ihren Leben und Werken. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Die Afrikanerin in Meseritz. Große phantastische Oper von Scribesar. Berlin, C. Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Bogdanowitsch, M., Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit. Aus dem Russischen mit Genehmigung des Autors. 1ster Bd. 1ster und 2ter Abschnitt. St. Petersburg. Gr. 8. 6 Thlr. 26 Ngr.

Petrus Canisius. Lebensbild eines christlichen Helden aus dem 16. Jahrhundert. St. Gallen, Sonderegger. 1865. 8. 2 Ngr.

Cäsar, J., Die Universität als Genossenschaft. Festrede. Marburg, Elwert. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Frauenstädt, J., Das sittliche Leben. Ethische Studien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frey, F. H., Hans Sachs. Dramatisches Gedicht. Augsburg, Schlesier. 16. 15 Ngr.

Freytag, L., Preußens Ruhm. Drei politische Gedichte. Bremen. Gr. 8. 5 Ngr.

Gegenwart und Zukunft. Ein Zeitbild. Halle, Fricke. 8. 2½ Ngr.

Glagau, O., Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Berlin, Lemke u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haffner, L., Der Polizei-Spion. Roman aus dem Leben eines Wiener Polizei-Agenten. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr.

Heimwärts! Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 28 Ngr.

Heinze, T., Anna Luise Karschin. Eine biographische und literarhistorische Skizze. Anclam, Dietze. Gr. 4. 8 Ngr.

Iburg, W. v., Die Giftmischer. Erzählung. Aachen, Cremer. 1865. 8. 18 Ngr.

Kleinert, P., Agnstin und Goethe's Faust. Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 5 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Schleswig-Holstein. Socialpolitische Studien. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1 Thlr.

Sehfried, F. Ritter v., Rückschau in das Theaterleben Wiens seit den letzten 50 Jahren. Wien. 1864. 8. 20 Ngr.

Spörri, H., Zwingli-Studien. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Tann, G., Traurige Zeiten. Historischer Roman. Bern, Haller. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1866. Begründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von F. Lauterburg. 15ter Jahrgang. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Reisen durch Südamerika. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuere orientalische Literatur

aus dem Verlag von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

INDISCHE STUDIEN. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. ALBRECHT WEBER. IX. Bd. 3 Hefte. 8. 4 Thlr.

Ein werthvolles Sammelwerk der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Sprache, Geschichte und Literatur des indischen Alterthums.

GRAUL, CH. KURAL OF TIRUVALLUVER. High-Tamil Text with Translation into Common Tamil and Latin, Notes and Glossary. Published after the Author's death by W. GERMANN. 8. 8 Thlr.

Diese Ausgabe erschliesst das altberühmte buddhistische Heldengedicht der Tamulen durch beigefügte lateinische Uebersetzung, sowie durch Commentar und Glossar der nähern Kenntniss in der europäischen Gelehrtenwelt; ebenso ist es durch Hinzufügung einer Uebersetzung in das Vulgärtamulische ein nicht unwesentliches Mittel für vergleichende Sprachforschung.

JÜLG, B. DIE MÄRCHEN DES SIDDHI-KÜR. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. 8. 5 Thlr.

Die erste vollständige Wiedergabe in Urtext und Uebersetzung der für Geschichte und Sprache der mongolischen Völkerschaften wichtigen Märchensammlung des Siddhi-Kür: von um so höherm Werth, als hierbei zum ersten mal ein Wörterbuch der kalmükischen Sprache, dieses Schlüssels der eigentlich mongolischen Sprachen, geboten wird. Die Uebersetzung der Märchen erschien auch in besonderer Ausgabe unter dem Titel:

KALMÜKISCHE MÄRCHEN. Die Märchen des Siddhi-Kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. JÜLG. 8. 24 Ngr.

Diese Einzelausgabe wird allen Sammlern und Freunden von Sagenliteratur erwünscht sein.

LAUTH, F. J. MANETHO UND DER TURINER KÖNIGS-PAPYRUS. Unter sich, mit den Denkmälern und andern Urkunden verglichen und kritisch geprüft. Der 30 Dynastieen Manetho's erste Hälfte: von Menes bis Amosis. Mit 10 Taf. und 1 Titelbilde. 8. Autogr. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forschungen über den monumentalen Nachweis der Continuität in Manetho's Königsliste, von höchster Wichtigkeit als Grundlage für die älteste Geschichte Aegyptens und damit zugleich der gesammten Menschheit.

LAUTH, F. J. LES ZODIAQUES DE DENDERAH. Mémoire où l'on établit que ce sont des Calendriers commémoratifs de l'époque gréco-romaine. Avec 7 planches, dont 2 coloriées. 4. 4 Thlr.

Die grosse Frage einer Bestimmung der Chronologie der altägyptischen Geschichte wird durch diese Arbeit ihrem Ziele wesentlich näher geführt, indem der Verfasser an dem berühmten monumentalen Thierkreis von Denderah die Grundlage aller Chronologie gewinnt, nämlich das altägyptische Jahr nachweist und die zwölf Monate und ihre Symbole, die fünf Epagomenen und ihre Embleme, sowie den höchst wichtigen Vierteltag aufzeigt.

KREMER, A. von. DIE HIMJARISCHE KASIDEH. Herausgegeben und übersetzt. 8. 20 Ngr.

Arabischer Text und deutsche Uebersetzung eines besondere Beachtung verdienenden arabischen Gedichts von Nešwân Ibn Sa'îd Ibn Sa'd Ibn Abî Himjer el-Himjerîjj, eines Sprösslings des Hauses der Fürsten von Marâtid, der Herren von Amrân.

KREMER, A. von. ÜBER DIE SÜDARABISCHE SAGE. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ursprünglich nur zu einem Commentar der Himjarischen Kasideh bestimmt, hat sich diese Arbeit zu einer Abhandlung über die Völkerzustände von Südarabien erweitert, nach vielfach neuen Quellen ein reiches Material zur Kenntniss der Geschichte, Ethnographie und Sprache darbietend.

Renan's neues Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Apostel.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

In 6 Lieferungen zu je 5 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erhält das deutsche Publikum die erste Lieferung des mit so großer Spannung erwarteten neuen Werks von Renan, dem weltberühmten Verfasser des „Leben Jesu", in einer von diesem autorisirten deutschen Uebersetzung. Es führt den Titel: „Die Apostel", und wird bei den Freunden wie bei den Gegnern Renan's dasselbe epochemachende Aufsehen erregen, wie sein „Leben Jesu". In Gewißheit eines ebenso umfassenden Absatzes wurde der Preis der deutschen Ausgabe äußerst niedrig gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und gleich den übrigen Lieferungen, welche rasch aufeinander folgen werden, in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei Otto Wigand in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit

vom Standpunkte der Anthropologie.

Von

Ludwig Feuerbach.

Gr. 8. 1866. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Ursprung der Götter

nach den Quellen des

classischen, hebräischen und christlichen Alterthums.

Von

Ludwig Feuerbach.

Gr. 8. 1866. 2. Aufl. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 17. — 26. April 1866.

Inhalt: Zur Literatur über Dante und Petrarca. Von Theodor Paur. — Neue Novellen. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Culturgeſchichte Polens. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur über Dante und Petrarca.

1. Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Franz X. Wegele. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. Jena, Mauke. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von allen Schriften über Dante, welche das verfloſſene Jahr der Säcularfeier bei uns in Deutſchland, theils neu, theils wiederum aufgelegt, zum Vorſchein gebracht hat, iſt ohne Frage am bedeutendſten die zweite, mit Recht als vermehrt und verbeſſert angekündigte Ausgabe der Biographie und literarhiſtoriſchen Darſtellung des Dichters von F. X. Wegele. Was dem Werke bei ſeinem erſten Erſcheinen einen hervorragenden Werth ſicherte, war der Umſtand, daß der Verfaſſer ſich lediglich auf den hiſtoriſchen Standpunkt ſtellte und von dieſem den Gegenſtand nach allen ſeinen organiſchen Beſtandtheilen im Zuſammenhange, als ein Glied in der Kette der geſammten Culturentwickelung, zur Anſchauung brachte. Auch die äſthetiſche Würdigung, ſo gefliſſentlich ſie der Verfaſſer zurückſtellte, gewann durch dieſe Art der Behandlung einen feſtern Boden, da die eigenthümliche Schönheit von Kunſtwerken ſich niemals losgelöſt von dem geſchichtlichen Urſprunge ihrer Schöpfer und für ſich betrachten laſſen wird. Indeß ſoll hier nicht von der Vortrefflichkeit des Werks im allgemeinen, die bekannt iſt, ſondern nur von dem Verhältniß der vorliegenden zweiten Ausgabe zur erſten, im Jahre 1852 erſchienenen, die Rede ſein.

Im großen und ganzen iſt das frühere Gerüſt des Werks unberührt ſtehen geblieben; in der Ausführung dagegen ſind einige Abſchnitte weſentlich umgeſtaltet, und in unzähligen Einzelheiten zeigt faſt jede Seite die vorſichtig nachbeſſernde Hand. Das letztere iſt ſogar vielfach am Stile, unter anderm daran ſichtbar, daß eine Menge in der erſten Ausgabe ohne Noth gebrauchter Fremdwörter ausgeſchieden ſind. Die ſeither erſchienenen Arbeiten über Dante oder über das Zeitalter deſſelben, ſowie manche früher noch unberückſichtigt gelaſſene, hat der Verfaſſer gründlich verarbeitet und die gewonnene Ausbeute für ſeine Arbeit ſich zu Nutze gemacht. Dahin gehören C. Hegel's Werk über die Städteverfaſſung Italiens, Toſchi's „Geſchichte Bonifaz' VIII." und Fraticelli's „Vita di Dante". Dieſen und andern verdankt die zweite Ausgabe manche Erweiterung, Berichtigung und urkundliche Begründung. Andererſeits hat der Verfaſſer, hier noch ſorgfältiger und tiefer eingehend als früher, die verſchiedenen Schriften Dante's ihrem Ideengehalte nach miteinander verglichen; dies iſt unter anderm bezüglich der politiſchen Partien der Schrift über die Monarchie, des „Convito" und der „Commedia" der Fall. Außerdem finden ſich Breiten der Darſtellung verkürzt, manches ganz beſeitigt oder in die Anmerkungen verwieſen, oder auch neu hinzugefügt, z. B. am Schluſſe des Werks die Erörterung der Fragen, wie ſich Dante zur gegenwärtigen nationalen Bewegung des italieniſchen Volks verhalte und inwieweit ſeine Anſchauung von der Entwickelung der Kirche und des Papſtthums eine unbefangene, ſtreng geſchichtliche ſei. Eine ſehr ſchätzenswerthe Bereicherung der zweiten Ausgabe ſind ferner die Regeſten zu Dante's Leben und das darauffolgende Namenregiſter.

Was nun die weſentlichen Umgeſtaltungen betrifft, ſo greifen ſie hauptſächlich in das Verſtändniß der ideellen Beziehung der „Vita nuova" zum „Convito", dann in die Auffaſſung der Tendenz und Grundidee der „Commedia" ein. Früher bekannte ſich der Verfaſſer zu der Witte'ſchen Annahme eines Conflicts zwiſchen Glauben und Wiſſen, zwiſchen der unbefangen kindlichen, religiös-gläubigen und der zu ſelbſtändigem Denken gelangten philoſophiſchen Ueberzeugung bei Dante unmittelbar nach dem Tode Beatricens; er faßte demgemäß die in der „Vita nuova" geſchilderte und beklagte und im „Convito" nochmals angedeutete Untreue gegen die aus dem Leben geſchiedene Jugendgeliebte ſymboliſch als die Abwendung von der göttlichen zur weltlichen Erkenntniß auf und ſah dann mit Witte ebenſo in der reuigen Wiederkehr zur verklärten Beatrice auf der Höhe des „Purgatorio" die bewußte Verleugnung der Weltweisheit und die Rückkehr zum Glauben der Offenbarung. In der neuen Ausgabe geſteht der Verfaſſer ein, daß er nicht mehr den Muth habe, ſich zu dieſer Annahme zu bekennen, ja, er geht ſo weit, zu bezweifeln, daß Dante je ſich einer Philoſophie

hingegeben, die einen autonomen Standpunkt für ſich in Anſpruch nahm und ſich im Gegenſatz zur Theologie und Offenbarung bewegte. Es wäre eine ebenſo ſchwierige Aufgabe, dieſen Zweifel zu begründen, wie denſelben zu widerlegen, und es ſoll hier weder das eine noch das andere verſucht werden; dagegen trete ich dem Verfaſſer ohne Rückhalt darin bei, daß bei ſorgfältigſter Erwägung aller einſchlagenden Momente die ſymboliſche Deutung jenes Abfalls nicht haltbar, ſtatt deſſen alles einfach, natürlich und menſchlich als die Darſtellung einer vorübergehenden Untreue gegen das Andenken der wirklichen Geliebten, deren geiſtige Erſcheinung ihm dann um ſo verklärter entgegentritt, aufzufaſſen ſei, und daß der Dichter erſt hinterher die Rückbeziehung auf die vergeſſene Geliebte, zum Zwecke der Populariſirung des philoſophiſchen Materials, in den Anfang ſeines „Convito“ „hineingeheimnißt“ habe. Auch Witte ſelbſt kam dieſer unmittelbarern Auffaſſung des Verhältniſſes im allgemeinen, in den Anmerkungen zur zweiten Auflage der „Lyriſchen Gedichte“ Dante's, ſchon nahe genug. Damit hängt denn weiter eine veränderte Anſicht von der Zeit der Abfaſſung der „Vita nuova“ zuſammen; während der Verfaſſer früher für die Dauer dieſer Jugendliebe, für Abfall und Rückkehr, welche in dem ſchmalen Raume des Werkchens zuſammengedrängt ſind, naturgemäß eine Reihe von Lebensjahren des Dichters annehmen, deshalb auch eine viel ſpätere Abfaſſung, nämlich unmittelbar anſchließend an den Beginn der „Commedia“ im Jahre 1300, folgern mußte, verlegt er nun die Vollendung des Haupttheils in das Jahr 1292 und betrachtet den Schluß, welcher von den Pilgerzügen nach Rom und von der Viſion ſpricht, als ſpätere Zuthat. Zu dem letztern iſt er genöthigt, indem er die Pilgerzüge mit der Jubiläumsfahrt des Jahres 1300, die Viſion mit dem Gegenſtande der „Commedia“ identificiren zu müſſen glaubt. Beides erſcheint indeß nicht geboten: über jenes habe ich mich anderswo kurz ausgeſprochen („Ueber die Quellen zur Lebensgeſchichte Dante's) und ſehe keinen Grund, davon abzugehen; was das Verhältniß der beiden Viſionen betrifft, ſo beſtreite ich die Identität derſelben allerdings inſofern, als ich in der einen nur die Andeutung der früheſten Conception, ohne deutlich erkennbare Umriſſe und beſtimmte chronologiſche Anlehnung, in der andern dagegen die feſt und ſicher ergriffene planvolle Ausführung erblicke, und finde einen Beleg dafür unter anderm in der ſchlichten Verſicherung Dante's am Ende der „Vita nuova“: „E di venire a ciò io studio quanto posso.“ Dieſen Unterſchied halte ich für weſentlich und meine, daß die Hypotheſe einer ſpätern Zufügung des Schluſſes unnöthig, derſelbe vielmehr mit der ganzen Dichtung in das frühere Jahr zu ſtellen ſei.

Die andere weſentliche Umgeſtaltung betrifft die Anſicht von der Grundidee der „Commedia“, inſofern ſie ſich aus der Deutung des einleitenden erſten Geſangs ergibt. Früher faßte der Verfaſſer den dunkeln wilden Wald, in welchem der Dichter ſich verloren, als das von Gott abgewandte ſündige Leben, die Rettung Dante's aus demſelben als ſeine Heimkehr auf den Weg des chriſtlichen Heils auf: jetzt hat er die einerſeits zu allgemeine, andererſeits zu beſchränkte Annahme einer allegoriſchen Darſtellung der Seelengeſchichte des Dichters zur Anſchauung eines poetiſchen Weltgerichts, ebenſo wol in allgemeiner Faſſung wie in ſpecieller Beziehung auf jenes Zeitalter, erweitert. Die perſönlichen Schickſale des Dichters erſcheinen ihm nun als das Untergeordnete, dieſer ſelbſt vielmehr als der Vertreter der ganzen Menſchheit. Es muß auffallen, daß einer ſolchen Erweiterung gegenüber der Wald lediglich den durch den Sturz des Kaiſerthums und die Entartung des Papſtthums zerrütteten Zuſtand der damaligen Welt bedeuten und die drei Thiere wiederum durchaus keine politiſche, ſondern nur die allgemeine moraliſche Bedeutung der drei Laſter haben ſollen. Offen geſtanden, das ſcheint mir nicht übereinſtimmend mit der eigenen Ausſprache des Dichters und der durchgreifenden Haltung ſeines Gedichts. Ich glaube, man irrt nicht, wenn man bei allen hervorragenden Geſtaltungen in demſelben einen Doppelſinn findet, einen allgemeinen und einen beſondern, und ſo ſcheinen mir Wald und Thiere zugleich einerſeits das gottverlaſſene Leben und die Hauptlaſter, andererſeits, gewiſſermaßen näher angeſehen, die Verwirrung der damaligen Politik und die Hauptfactoren derſelben — von dem Standpunkt Dante's —, Florenz, Frankreich und die römiſche Curie, ſymboliſch darzuſtellen. Nur dürfte man nicht ſo ins Specielle gehen, daß man z. B. den Löwen geradezu ſchon auf die Perſon des Karl von Valois bezöge, was allerdings ſchlecht zu dem feſtſtehenden Zeitpunkte der Viſion paſſen würde; dagegen kann doch nicht geleugnet werden, daß Frankreich dem Dichter ſchon ſeit Jahrzehnten das fertige Bild der Tücke und Gewaltthätigkeit darbot. In ähnlicher Weiſe läßt ſich meines Erachtens der Doppelſinn an Virgil, an Beatrice nachweiſen, und ebenſo an dem noch unerklärten Veltro, dem gegenüber auch der Verfaſſer im Schwanken bleibt, wenigſtens vermuthen. Uebrigens verfährt derſelbe in ſeinen Auslegungen äußerſt ſcharf, läßt ſich keinen Umſtand entgehen und ſieht dem Dichter bei der Zuſammenſetzung ſeines Allegorienwerks ſehr aufmerkſam auf die Finger. Ueberhaupt ſchreitet er in der Forſchung wie in der Darſtellung ſo ſichern Wegs, daß auch da, wo man ihm nicht beiſtimmen kann, die Erwägung ſeiner Gründe reiche Frucht trägt.

Schließlich im Intereſſe einer gewiß nicht ausbleibenden dritten Auflage noch einige kurze Bemerkungen und Berichtigungen. In der Anmerkung S. 49 wäre wol hinzuzufügen, daß die vorhandene italieniſche Ueberſetzung des Brunetto Latini'ſchen „Trésor“ von einem Zeitgenoſſen des Autors, Namens Giamboni, herrührt. Auf S. 58 findet ſich die Angabe, Dante's Familie ſei „wahrſcheinlicher lombardiſchen (d. i. als römiſchen), jedenfalls wol deutſchen Bluts“ geweſen; dazu aber fehlt jeder Nachweis. Dann iſt auffallend, daß der Verfaſſer bei der Darſtellung der Ereigniſſe in Florenz, welche die Verbannung Dante's zur Folge hatten, wie in der erſten Ausgabe, ſo ausſchließlich dem Berichte des Dino Compagni folgt, daß er die widerſprechenden und ergänzenden Mittheilungen in der „Vita“ des Lionardo Bruni weder aufnehmend noch wider-

legend berücksichtigt, sondern, abgesehen von zwei unwichtigen Hinweisungen darauf, vollkommen ignorirt, ganz wie auch Floto in seiner Biographie Dante's gethan. S. 394 ist aus Versehen Lucia, anstatt die Jungfrau Maria, als die zuerst zur Rettung Dante's Anregende genannt, während die betreffende Terzine der „Commedia" selbst, welche darüber keinen Zweifel läßt, auf S. 436 in den Anmerkungen abgedruckt ist. Ferner stimmen die Verweisungen auf Kapitel aus Malespini S. 21, 69, 70, 75 nicht mit den gangbaren Ausgaben des Chronisten überein. Dann sind eine Anzahl Druckfehler aus der ersten Auflage in die neue herübergekommen: so S. 299, Anm. 2, in der Briefstelle von Dante: communicat und lamare, statt: commaculat und laniare; S. 523: Wilhelm dem Guten, statt: Wilhelm der Gute; S. 550, Anm. 2, in der Textstelle aus Dante's „De Monarchia": discuplis, statt: discipulis; S. 575, Anm. 1, in der Stelle aus Macchiavelli's „Ist. fior.": disegraro und soar, statt: disegnasse und far; und Anm. 2, in der Stelle aus Macchiavelli's „Discors.": nitirata, statt: ritirata.

Das vor dem Titel beigefügte Jugendporträt des Dichters nach Giotto's Freske ist leider keine Zierde des Werks, und hätte der Verleger besser gethan, für einen bloßen Umriß des Profils zu sorgen, als die herrlichen Züge durch verfehlte Schattirung verderben zu lassen; auch würde bei einer Wiederholung für fernere Ausgaben die Richtung des Kopfs, dem Originale gemäß, nach der entgegengesetzten Seite zu nehmen sein.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Erster Theil. Die Hölle. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe nebst einem Porträt Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, Teubner. 1865. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Diese neue Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks bietet zunächst den deutschen Dante-Freunden den Vortheil eines bedeutend ermäßigten Preises, ungeachtet die Ausstattung gegen die frühere, wenn auch compendiöser, an Gediegenheit und Eleganz nicht zurücksteht. Die Karte und die zwei Grundrisse der Hölle sind geblieben, die sonstigen Kunstbeilagen der alten Ausgabe dagegen mit einer schön ausgeführten Copie des Dante-Jugendporträts von Giotto vertauscht, an welchem nur ein fremdartig scharfer Zug am Auge auszusetzen sein möchte. Was das Verhältniß des Werks selbst zur frühern Ausgabe betrifft, so erklärt der Verfasser in der Vorrede, daß er keine förmliche Ueberarbeitung beabsichtigt, sondern blos offenbare Irrthümer beseitigt und die nach den neu erschienenen Quellen und Forschungen nothwendig gewordenen Zusätze und Aenderungen gemacht habe. Der Text der Uebersetzung ist fast durchaus unverändert geblieben, was gewiß jeder, der sie genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gutheißen wird. Zu den wenigen Verbesserungen gehört die in Gesang 2, V. 42, wo das alcuna endlich doch affirmativ gefaßt ist, wogegen sich der Verfasser in der frühern Ausgabe sträubte; dagegen ist es wol nicht zu billigen, daß derselbe in Gesang 1, V. 60 und Gesang 5, V. 28 dabei stehen geblieben ist, das tace und muto des Originals nicht wörtlich zu übersetzen, wie mit Recht Witte in seiner Uebersetzung gethan, da Begriff und Eindruck beider Wörter bei den Italienern wie bei uns Deutschen gewiß dieselben sind, also der Dichter diesen frappanten Wechsel der Vorstellung, wie in andern Fällen, offenbar beabsichtigt hat. Die vorhandenen Textesverbesserungen sind dem Sinne nach meistens nach Anleitung Blanc's („Versuch einer blos philologischen Erklärung u. s. w.") vorgenommen worden.

Bedeutender erscheinen die Aenderungen in den erklärenden Anmerkungen, die bekanntlich zusammen den vollständigsten, gründlichsten, in der Ansicht unbefangensten Commentar zur „Göttlichen Komödie" bilden, welchen, wenn nicht die neuere Dante-Literatur überhaupt, so doch die deutsche aufzuweisen hat. Hier ist vor allem die von der frühern abweichende Auffassung in den beiden Noten zu „Hölle", Gesang 1, V. 12 und Gesang 2, V. 20, in welchen die Deutung der grundlegenden Allegorie des ganzen Gedichts enthalten ist, zu beachten. In der alten Ausgabe waren die moralische und die politische Deutung als gleichberechtigt nebeneinander aufgestellt, während in der neuen die moralische den Vorrang vor der andern erhält, in Anlehnung an Dante's eigene Aussage in seinem Briefe an den Fürsten von Verona. Dann wird das Verhältniß der allegorischen Beatrice zu den beiden himmlischen Frauen, deren der zweite Gesang erwähnt, genauer bestimmt und die donna gentil nicht mehr als die schöne Frau, die den Dichter der Jugendgeliebten untreu macht, allegorisch die Philosophie, sondern als die Jungfrau Maria verstanden. Viele der übrigen Anmerkungen sind, besonders ihrem zeitgeschichtlichen Inhalt nach, aus den in den letzten Jahren veröffentlichten Commentaren des 14. Jahrhunderts ergänzt. Namentlich ist Francesco da Buti berücksichtigt worden; indeß nicht in allen Fällen, wo es vielleicht erforderlich war. So ist Gesang 22, V. 89, Anm. 11 bezüglich des Michael Zanche wörtlich die frühere Mittheilung wiederholt, daß der Genannte die Frau des gefangenen Königs Enzio geheirathet, und es dem Verfasser nicht gelungen sei, ein Mehreres, das ihm zur Last falle, aufzufinden, während gerade Francesco da Buti an der betreffenden Stelle berichtet, daß M. Zanche durch Betrug und Bestechung, während der Gefangenhaltung Enzio's in Bologna, sich die Herrschaft über Sardinien zu sichern gewußt habe. Zu Gesang 27, V. 66, 110 in Anm. 13 ist ebenfalls wieder aufgenommen, daß G. Villani nichts von der Theilnahme Guido's von Montefeltro an der Einnahme Prenestinas durch betrügerischen Rath wisse; das konnte indeß nur von der Editio princeps (1537) gesagt werden, nicht von den spätern Ausgaben, welche allerdings eine dahin lautende Stelle haben. Dagegen bedurfte es, glaube ich, einer Begründung, warum in der historischen Skizze zu Gesang 6, Anm. 7 die frühere Angabe, daß zur Zeit Dante's in Florenz sechs Prioren die Regierungsgewalt übten,

*) Inzwischen ist auch der zweite Theil des Werks: Das Fegefeuer erschienen. D. Red.

aufgegeben und die Zahl dieser verdoppelt worden. Sollten nämlich auch die urkundlichen Beweise für die Sechszahl nicht vollkommen feststehen, so lassen sich deren doch für die Zwölfzahl beim Beginn des 14. Jahrhunderts meines Wissens noch viel weniger finden. Sehr passend ist jetzt am Schlusse des siebenten Gesangs die richtige Auffassung der „Trägen im Zorne" geltend gemacht worden, gegenüber der entschieden irrthümlichen Ansicht, daß hier von den Trägen überhaupt die Rede sein solle. Außer diesen Einzelheiten zu künftiger Verbesserung noch zwei Druckfehler. Im Texte der Uebersetzung, Gesang 7, V. 124, ist aus der frühern Ausgabe das fehlerhafte „und" statt: „uns" in die neue herübergekommen, und S. 144, Anm. 6 das in der ersten Ausgabe richtig gegebene „fu'l" in das verfehlte „sul" umgeändert worden.

3. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Berlin, v. Decker. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zu den zahlreichen ältern und jüngsten Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie" gesellt sich nun noch diese des hervorragendsten deutschen Dante-Forschers, die demnach schon um des Namens ihres Verfassers willen die größte Beachtung verdient. Der Leser kann sich hier von vornherein eines guten Grundes und Bodens versichert halten und mit vollem Vertrauen dem Texte der Uebersetzung, sowie den beigefügten Erläuterungen folgen. In der bündig abgefaßten Einleitung, welche den Charakter des Zeitalters, die Lebensentwickelung Dante's und die Grundidee der „Göttlichen Komödie" im Verhältniß zu den andern Hauptwerken desselben entwickelt, hält sich der Verfasser überall vorsichtig an die eigenen Worte des Dichters und entwirft ein einfaches und klares Bild, das zusammen mit den knapp gehaltenen, doch für den wirklichen Bedarf erschöpfenden Texteserklärungen am Ende des Bandes dem Laien in der Dante-Literatur ein vollständiges, gründlich gesichtetes Material zur Belehrung bietet. Nirgends scheint mir die kirchliche Stellung Dante's treffender als hier mit den Worten ausgedrückt: „Katholik im schönsten Sinne, welcher das allgemein Menschliche bezeichnet."

Als Uebersetzer hat Witte, wie früher Kopisch und Philalethes, neuerdings Blanc und Eitner, von der Freiheit des reimlosen Jambus Gebrauch gemacht und sich dadurch die Verpflichtung um so strengerer Worttreue in der Nachbildung des Textes auferlegt. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, würde indeß, wenn man es genau nimmt, manche Stelle ohne Zwang noch mehr mit dem Wortlaut des Originals harmoniren können, als sie es thut, z. B. im sechsundzwanzigsten Gesang der „Hölle" die Verse 91 (diparti'), 92 (sottrasse), 94 (dolcezza di figlio), 96, 97 (wo lo qual dovea Penelope far lieta ganz unübersetzt geblieben), 102 (alto mare aperto, übersetzt durch „weite, schrankenlose Meer", was zu viel und zu wenig gibt), 119 (wo die Verneinung an unrichtiger Stelle), 127 (vedea), 138 (percosse), 139—142 (con tutte l'acque, sopra noi richiuso, auch die Umstellung der beiden Theile in V. 141 des Originals ist nicht zu billigen). Hier und da stört ein Hiatus, z. B. in V. 127 des erwähnten Gesangs: „zeigte uns". In Gesang 33, V. 29 der „Hölle" ist der Druckfehler „Wölfin" statt „Wölflein" (lupicini) zu verbessern. Sonst empfiehlt sich die Witte'sche Uebersetzung durch Leichtigkeit und Präcision des Ausdrucks.

Das Werk ist gleichzeitig in zwei Ausgaben erschienen, einer bequem und prachtvoll ausgestatteten in Großoctav und einer kleinen zu billigem Preise, die indeß nicht einen Buchstaben weniger als jene enthält und in der Seitenzählung mit derselben genau übereinstimmt. Auch die schöne Copie des Dante-Kopfs von Rafael's „Disputa" ist ihr in verkleinertem Maßstabe beigegeben. Einen besondern Vorzug der äußerlichen Einrichtung vor allen andern Uebersetzungen hat das Werk darin, daß fortlaufend über jeder Seite des Textes in der Mitte die Zahl des Gesangs und der Verse, links Zahl und Namen des betreffenden Kreises der drei Regionen sammt Inhalt, rechts die hervorstechenden Einzelheiten, Beispiele und Personen zur raschen Orientirung beim Nachschlagen angegeben sind: eine sehr empfehlenswerthe Anordnung, die der Verfasser schon seiner großen kritischen, sowie der kleinen Textausgabe der „Divina commedia" hatte zutheil werden lassen.

4. Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von Alexander Tanner. Erste und zweite Lieferung. München, Fleischmann. 1865. 8. 1 Thlr.

Diese Uebersetzung, wovon mir die zweite Hälfte der „Hölle" zur Beurtheilung vorliegt, ist ebenfalls ein schätzenswerther Versuch, das schwierige Werk dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Der ziemlich umfängliche Commentar dazu ist nach des Verfassers Absicht auf solche Leser berechnet, die erst anfangen, sich mit der Dichtung bekannt zu machen; er räth deshalb, der Lektüre jedes Gesangs die der Erläuterungen vorangehen zu lassen. Was den Text der Uebersetzung betrifft, so ist das Bemühen des Verfassers, wie er selbst sagt, dahin gerichtet gewesen, „in einer Form, die auf den Namen eines poetischen Kunstwerks Anspruch macht, nicht nur dem vollen Inhalte, sondern auch den oftmals launenhaften, aber immer charakteristischen Eigenheiten im Stile des Originals gerecht zu werden". Das heißt, viel versprechen, mehr, als wol die Kräfte irgendeines Uebersetzers im vorliegenden Falle zu halten im Stande sein werden, und wir müssen uns dabei bescheiden, daß dem Verfasser eben auch nur etwas Mäßiges gelungen ist. Manche Stellen sind vortrefflich und zeigen, bei aller Treue, einen originalen Charakter, andere spinnen den Faden mit sichtbarer Anstrengung fort, noch andere müssen als mislungen bezeichnet werden. Zu letztern gehört im sechsundzwanzigsten Gesang, V. 91: „Von Circen heimgekehrt" für diparti', ganz gegen den nothwendigen Sinn, indem von Heimkehr gar nicht die Rede sein soll; außerdem fehlt dem Particip der grammatische Anschluß. In V. 96 desselben Gesangs ist die Einschiebung des „nur" vom Uebel; in V. 139 das „zerrt" zu stark für fo girar; V. 142 „zusammenklaffte" für fu richiuso der begrifflich widersprechenden Zusammensetzung wegen unmöglich. Derart ließe sich noch manches anführen.

Die reichhaltigen Erläuterungen zum Texte sind sehr

unterrichtend und bieten auch demjenigen, der nicht mehr Anfänger ist, manche beachtenswerthe feine und geistreiche Bemerkung zum Verständniß der dichterischen Eigenthümlichkeit Dante's. Einzelnes bedarf auch hier der Berichtigung, z. B. auf S. 260 die Angabe, daß Beatrice im Jahre 1290 geboren sei; es ist dies vielmehr das Jahr ihres Todes. Ferner, die Verwunderung des Verfassers beim zwölften Gesang, daß Dante nichts von dem Aufsitzen, Reiten und Absteigen bei der Geleitung der beiden Dichter durch den Centauren Nessus sagt, erscheint überflüssig, da in der betreffenden Stelle des Originals wirklich nur von Geleitung (si gli *guida* — Noi ci movemmo con la *scorta* fida), also von einem Voran- oder Nebenhergehen, die Rede ist und nichts anderes angedeutet wird. Ich möchte vermuthen, daß hier die verwandte Scene der classischen Walpurgisnacht in Goethe's „Faust" auf die Vorstellung des Verfassers ihren Einfluß geübt habe. Und wenn der Verfasser bezüglich Guido's von Montefeltro und seines schändlichen Raths zur Einnahme Prenestinas (Gesang 27) bemerkt, daß außer Dante's Erzählung „keinerlei beachtenswerthes Zeugniß" vorliege, welches Guido mit diesem Ereigniß in Verbindung bringe, so ist dagegen der sehr bestimmt mit Dante übereinkommende Bericht des Chronisten G. Villani (VIII, 23; vgl. oben die Beurtheilung von Nr. 2) als wenigstens doch beachtenswerth geltend zu machen.

5. Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zweiundzwanzig Uebersetzungen seit 1763—1865. Zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 25 Ngr.

Eine höchst sorgfältig angelegte, bibliographisch genaue, für das Studium der deutschen Dante-Uebersetzungen wie der deutschen Uebersetzungskunst überhaupt, insbesondere auch der deutschen Metrik in ihrer Fortbildung von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, ertragreiche Zusammenstellung, die nur unter den außergewöhnlich günstigen Verhältnissen, deren sich der Verfasser an der Bibliothek zu Weimar erfreut, versucht werden konnte. Erschöpfende Vollständigkeit in Ausgaben und Lesarten war hier erste Pflicht, und diese ist von dem Verfasser gewissenhaft erfüllt worden. An 22 Uebersetzungen eines hervorragenden Gesangs der „Hölle", auf welchen die Uebersetzer ohne Zweifel ihr bestes Geschick verwendeten, von Bachenschwanz' langweiliger und ungenauer Prosabearbeitung an bis zu den unglaublich zahlreichen, miteinander um den Preis ringenden Versuchen des letztverflossenen Jahres sehen wir uns eine, bald fortschreitende, bald wieder rückläufige Reihe von Wandlungen vorgeführt: nach der ersten Wiedergabe in Prosa die Jagemann'sche in reimlosen Jamben; die von A. W. Schlegel in der Halbterzine, deren Eindruck noch in der Gegenwart frisch und ansprechend; von Edmund, Bode, Förster, von Kannegießer und Streckfuß in der vollkommen ausgebildeten Terzinenstrophe; seit 1828 von Philalethes, Heigelin, Kopisch wieder in reimlosen Jamben; seit 1840 von v. Berneck und Graul abermals in der ausgebildeten Terzinenform; in den letzten Jahren von Witte, Blanc, Eitner aufs neue in reimlosen Jamben, dazwischen von J. Braun in freigestellten Reimzeilen, kühn aufgefaßt und in den gelungensten Partien an poetischer Haltung alle vorangehenden Nachbildungen überragend. Hieran schließen sich Bruchstücke aus demselben fünften Gesang von einigen andern, z. B. F. Notter, dessen vollständige Uebersetzung in Terzinenform wol bald zu erwarten ist. Andere Uebersetzungsversuche der jüngsten Zeit konnten nur erst in der Vorrede kurz angeführt werden, z. B. von A. Dörr in Darmstadt, welcher zu der von Schlegel eingeführten Form der Halbterzine zurückgekehrt ist und dessen in Zeitschriften vorliegende Proben sich durch Treue und poetisch gehaltenen Ausdruck empfehlen.

In metrischer Beziehung ist es von Interesse, zu beobachten, wie seit der ersten Jambenübersetzung die Anwendung des Versausgangs schwankte. Im Widerspruche gegen die im Original fast ausnahmslos gebrauchte weibliche Versendung zwingt sich Jagemann zu durchweg männlichen Versausgängen, sodaß er z. B. sogar mit „bedaurst" schließen kann. Vernünftigerweise, in Uebereinstimmung mit der Natur unserer Sprache, wechselt dagegen Schlegel mit weiblichen und männlichen Versausgängen. Bode und Förster nehmen es wieder ängstlicher und gebrauchen, gleich dem Original, nur weibliche Schlußsilben. Auch Kannegießer beginnt damit, führt jedoch in den spätern Auflagen seiner Uebersetzung den Wechsel mit männlichen Ausgängen ein, und dabei blieben und bleiben zum Glück die nachfolgenden Uebersetzer. Andererseits ist das unablässige Bemühen Kannegießer's und Streckfuß' um Herstellung eines genauen und lesbaren deutschen Textes beachtenswerth. Der erstere ist indeß darin nicht immer glücklich gewesen: so konnte er, nach wiederholtem Aendern und Umwerfen, zuletzt noch zu dem Verse kommen (Gesang 5, V. 10), der entschieden ungeschickter als in den vorhergehenden Ausgaben lautet: „Wo in der Höll' er werd' hinfort gequälet."

Im Anhang sind dann noch eine Menge kürzerer und längerer Uebersetzungsproben aus andern Gesängen der „Göttlichen Komödie" vom 17. Jahrhundert an, längere von Schelling, A. Wagner und G. Regis mitgetheilt. Die rühmlichst bekannte Uebersetzungskunst des letztern hat sich auch in dieser schönen Stelle bewährt; doch ist sie, wie die Uebersetzungen dieses Meisters vielfach, durch einige schlechte Reime verunziert. Bei Goethe, von welchem die reizende Strophe über die Naturphilosophie angeführt ist, bin ich im Zweifel, ob nicht außerdem, und vielleicht als Hauptstelle, die Terzinenübersetzung von 27 Versen aus dem zwölften Gesang der „Hölle" aufzunehmen war, welche in der sechsbändigen Quartausgabe der Werke (V, 586) als Bestandtheil eines Aufsatzes über Dante, abgedruckt ist. Sie bewegt sich indeß fast durchaus so in den Reimangeln der Streckfuß'schen Uebersetzung letzter Ausgabe, daß nur wenige Stellen völlig verändert, und zwar nicht verbessert, sind und deshalb mir die Vermuthung entgegensteht, daß die ganze Stelle nicht Goethe's eigene Arbeit, sondern einer der frühern Aus-

gaben von Streckfuß, welche ich nicht zur Vergleichung habe, entlehnt ſei. Der Verfaſſer wird das ſelbſt am beſten entſcheiden können.

---

6. Gedichte des Francesco Petrarca. Ueberſetzt von Wilhelm Krigar. Zweite Auflage. Hannover, C. Rümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die erſte Auflage des Werks iſt mir unbekannt, eine Vergleichung damit alſo nicht möglich; da indeß der Verfaſſer ſelbſt nichts bemerkt, ſo iſt anzunehmen, daß er keine Aenderungen getroffen oder daß ſie nur geringfügig ſein können. Ueberläßt man ſich unbefangen, ohne auf das Original zu blicken, der Lektüre dieſer Ueberſetzung, ſo wird man erfreut durch Leichtigkeit des Ausdrucks, durch Geſchmeidigkeit und Reinheit der Form, und auch bei Vergleichung mit dem Urtexte wird man ihr im allgemeinen das Verdienſt einer treuen und geſchmackvollen Nachbildung nicht abſprechen können. Geht man jedoch in das Einzelne ein, greift eins der längern Gedichte heraus und vergleicht es, Vers für Vers, mit dem Original, ſo überzeugt man ſich mit Bedauern, wie viel bei ſtrenger Feſthaltung der uns Deutſchen ſo ſchwierigen Strophenformen und Häufung der Reime von dem Gedankeninhalte des Originals in der Regel verloren geht, und man wird geneigt, in ſolchem Falle zu Gunſten des Wortſinns dem Ueberſetzer die Reime ganz zu erlaſſen. Krafft in ſeiner Ueberſetzung der „Lyriſchen Gedichte“ Dante's hat darum wol recht gethan, dieſe Feſſel von ſich zu ſtreifen. Zur Probe einige Bemerkungen bezüglich der berühmten Canzone Petrarca's an Cola di Rienzi (S. 75), die der Verfaſſer, was nicht zu billigen, da ſie gerade zu den ſchwierigern gehört, ohne jedes Wort der Erläuterung gelaſſen.

Zu Ende der zweiten Strophe heißt es:

Denn ſollte Mars Geſchlechte
Nach eignem Ruhme je die Augen wagen —

nämlich: zu erheben wagen, alzar, wie im Original ſteht, was jedoch der Ueberſetzer aus Noth beſeitigte. In der vierten Strophe:

Daß man des langen Bürgerzwiſtes ſchone —

wo das Schlußwort „ſchone“ für den einfachen Wortlaut des Originals:

Dal lungo odio civil ti pregan fine —

lediglich des Reims wegen gewählt worden und ohne dieſen Zwang ſicherlich nicht gewählt worden wäre. In der zweiten Hälfte der fünften Strophe:

Und willſt du recht des Gottes Tempel führen,
Wo jetzt des Aufruhrs Fackel wird geſchwungen:
Erſt Herr nur ein'ger Zungen,
Die ſo entflammte Wallung wird ſich legen —

wo ebenfalls „führen“ und „Zungen“, beides gegen die Forderung des Urtextes in guardare und faville, blos des Reims wegen ihre Stelle gefunden haben. Zu Anfang der ſechsten Strophe:

Dich Unerſchütterlichen zu vernichten,
Wie kann es nur ein Stamm des Raubes wähnen,
Der dir Verfolgung bringt, ſich ſelber Leiden —

für die Worte des Dichters:

Orsi, lupi, leoni, aquile e serpi
Ad una gran marmorea colonna
Fanno noia sovente, ed a se danno —

wo alſo der Ueberſetzer die im erſten Verſe durch ihre Wappenbilder angedeuteten Familien ſehr verallgemeinert und unklar als „Stamm des Raubes“ bezeichnet und das ſchöne Bild der marmornen Säule, abgeſehen davon, ob die Beziehung auf Cola Rienzi die richtige, ganz aufgegeben; und weiterhin in derſelben Strophe finden wir als Versausgänge „Vergüter“, „Behüter“, erſteres der Zeile angehörig:

Der großen Mutter ſchändlicher Vergüter —

welche im Original lautet:

Irreverente a tanta ed a tal madre.

Wie gezwungen, wie unbequem für die Vorſtellung iſt die Wiedergabe dieſer einfachen deutlichen Worte! Und warum das alles? Aus keinem andern Grunde, als aus leidiger Reinnoth. Gewähren denn aber die richtig gefundenen Gleichklänge, wenn ſie ſo ſchlecht mit dem Wortſinne, mit der geiſtigen Form des Originals harmoniren, irgendeinen billigen Erſatz für den Verluſt der Hauptſache? Das möchten die Ueberſetzer von gereimten Gedichten mit ſchwieriger Strophirung jedesmal ſorgfältig erwägen, ehe ſie ſich für die peinliche Feſthaltung der Strophenform des Originals entſcheiden. Eine ſo treue Wiedergabe des Inhalts und der Form kann und wird in günſtigem Falle gelingen; erzwingen aber läßt es ſich nicht in allen Fällen.

So viel über den Text der Gedichte. Was das denſelben vorangehende, 13 Seiten umfaſſende Leben Petrarca's betrifft, ſo fügt der Verfaſſer verſichernd bei, es ſei nach italieniſchen Quellen bearbeitet. Es iſt das auch ſichtbar; dabei aber muß gleich auf der erſten Seite ein hiſtoriſcher Irrthum auffallen. Des Dichters Vater Petrarca iſt nicht, wie der Verfaſſer mittheilt, erſt durch das Fehlſchlagen der Friedensverhandlungen des Cardinals Niccola da Prato in Florenz (1304) zur Flucht nach Arezzo genöthigt worden, ſondern ſein Name befindet ſich ſchon unter den Verbannten des April 1302, wie Dino Compagni berichtet, meines Wiſſens die früheſte Erwähnung des Mannes. Ferner iſt am Schluſſe der Titel des Werks von Abbé de Sade ungenau angegeben, derſelbe lautet in Wirklichkeit nicht: „Mémoires pour la vie de Petrarque“, wie ihn unrichtigerweiſe auch Wachler in ſeiner Literaturgeſchichte angibt, ſondern: „Oeuvres choisies de François Petrarque etc. avec des Mémoires sur sa vie, tirés de ses oeuvres etc.“ Es iſt das an und für ſich etwas Unbedeutendes; aber wer Titel von Büchern anführt, ſollte dieſe zuvor in Händen gehabt haben; ſonſt iſt es beſſer, die wörtliche Anführung zu unterlaſſen, damit der Leſer nicht irregeleitet werde.

Theodor Paur.

Neue Novellen.

Die Novelle ist ein Lieblingskind der Zeit; sie hat in der That viele Vorzüge, die man heutigentags gern aufsucht. Sie ist kurz und appellirt nicht an die Geduld der Leser, ebenso wenig an das Gedächtniß derselben; sie unterhält, ohne daß man große Anläufe nehmen oder Entschlüsse zu fassen braucht. Man durchläuft eine Novellensammlung wie eine Gemäldegalerie, hier ein Genrebild, dort ein geschichtliches Tableau oder Porträt, hier die Staffage für ein Landschaftsbild. Was auf den ersten Blick nicht behagt, dabei bleibt man nicht stehen. Eine gelungene Novelle ist ein Cabinetstück, ein Kunstwerk en miniature, man kann es immer wieder betrachten. Bei so großen, dem Zeitgeschmack einleuchtenden Vorzügen ist es kein Wunder, wenn auch die begabtern Autoren sich mehr und mehr der Novelle zuwenden. Paul Heyse hat in derselben das seiner Begabung am meisten entsprechende Genre gefunden. Auch ein anderer namhafter Lyriker, Moritz Hartmann, hat sich mit Vorliebe der Novelle zugewendet:

1. Nach der Natur. Novellen von Moritz Hartmann. Drei Bände. Stuttgart, E. Ebner. 1866. 8. 3 Thlr.

Hartmann's Talent hatte immer einen vorzugsweise epischen Zug, und die ruhige Schilderung ist ihm willkommen. Der Dichter hat nichts Dithyrambisches, nichts mächtig Packendes; ihm fehlt der geniale Ungestüm, der auch bei künstlerischer Ermäßigung doch immer die treibende Seele der lyrischen und dramatischen Dichtung ist, den wir bei allen wahrhaft großen Dichtern auf diesen Gebieten finden. Dafür besitzt er ein die Weltbilder klar widerspiegelndes Auge; seine Dichtweise hat etwas vom Stereoskop; fest und bestimmt, mit plastischer Sicherheit gibt sie die Formen wieder. Zu dieser Anschaulichkeit tritt die Grazie der Darstellung hinzu, ein episches Gleichmaß, das sich durch die geschilderten Affecte und Effecte nicht aus dem Takt bringen läßt. Ein warmer Ton der Empfindung beseelt überdies die Erzählungen. Auch hat Moritz Hartmann viel erlebt und gesehen: das Revolutionsjahr von 1848 in Frankfurt und Wien, pariser Zustände, die ihm durch jahrelangen Aufenthalt vertraut sind, den europäischen Süden und Osten. Bei der Bedeutung, welche gerade die reale Welt in ihrer anschaulichen Aeußerlichkeit für den Epiker hat, ist ein solcher frischer Weltverkehr für ihn ein unschätzbarer Vorzug. Denn nicht nur geben ihm diese Erlebnisse den Anstoß und Stoff zu manchen Erzählungen, auch die gediegene Grundlage für die Einzelglieder ihrer Architektonik, für solide Trag- und Strebepfeiler, während sonst leicht der luftige Bau der Phantasie den Boden verliert.

Alle diese Vorzüge sind nun in den Hartmann'schen Novellen unverkennbar, welche, mit Ausnahme der einzigen und keineswegs hervorragenden: „Die letzte Montanini", dem modernen Leben entnommen sind und nicht in das Genre der geschichtlichen Novellen gehören. Die Wahl der Stoffe ist eine etwas bunte, und nicht alle entsprechen dem Wesen der Novelle, das in der Darstellung einer, aber kritischen Situation besteht. Einzelne sind mehr skizzenhaft; andere holen zu weit aus und haben einen fast romanhaften Verlauf. Doch fehlt es keiner an interessanten Zügen und treffenden Schilderungen. Gleich die erste Novelle: „Die Ausgestoßenen", zeugt von Hartmann's Talent für lebendige und spannende Darstellung. Die Ausgestoßenen sind der Scharfrichter und seine Tochter, zu welcher letztern der Held der Erzählung, ein Theolog, anfangs ohne zu wissen wer sie ist, in ein Liebesverhältniß tritt. Erst als er im Auftrage seines Vaters die Scharfrichterei besucht, um einer vornehmen alten Jungfer, die an Nervenanfällen und Krämpfen leidet, das Hemd eines demnächst hinzurichtenden Mörders zu besorgen, welches Eigenthum des Scharfrichters wird und wegen seiner magisch-heilsamen Eigenschaften ein gesuchter Artikel ist, erkennt er, daß diese Scharfrichterei die Wohnung der Geliebten ist. Er lauscht am Fenster:

Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifsteins und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war, und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen, und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlichern Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte ringsumher, sodaß ich das Pfeifen des Steins und manchmal das metallische Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsaglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte, und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäft mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Contouren des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifens des Richtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Henker zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böse Träume, die das Entfernteste ineinanderwirrten und das Lieblichste verzerrten. Aber der Henker

ſprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Perſon mit dem Leuchter in der Hand beugte ſich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — ſie war es, es war Pauline!

Gleichwol bleibt er ſeiner Liebe treu, heirathet das Mädchen, lebt aber durch das Vorurtheil getrennt und ausgeſtoßen von der Geſellſchaft. Auch in eine andere kleine Stadt, in die er zieht, und wo ſeine Frau anfangs in allen Kreiſen gern geſehen wird, weil man ihren verhängnißvollen Stammbaum nicht kennt, folgt ihm die unwillkommene Entdeckung, indem der Vater zu einer Execution hingerufen wird und ein Zufall den Familienzuſammenhang enthüllt.

Trotz der lebendigen Schilderung hat dieſe Novelle den Beigeſchmack des neufranzöſiſchen Hautgoût. Ein Scharfrichter, der zugleich ein feingebildeter Mann iſt, erſcheint uns als ein romantiſcher Widerſpruch, ein pikanter Contraſt, dem die innere Wahrheit fehlt. Auch vermiſſen wir hier die äußere realiſtiſche Wahrheit. Eine Scharfrichterei der Neuzeit kann gar nicht jenen harmlos idylliſchen Anſtrich haben, welchen Hartmann mit ſo paſtoralen Farben ausmalt; ſie iſt ein induſtrielles Etabliſſement, welches ſeine Nähe nicht weniger eindringlich geltend macht, als eine Poudrettefabrik, und dem Geruchsſinn nicht erlaubt, in der Irre zu gehen. Ebenſo mag ein Scharfrichter heutigentags ein ganz tüchtiger Induſtrieller ſein, der von der Verwerthung der Cadaver für die verſchiedenſten techniſchen Zwecke die richtigſten Kenntniſſe beſitzt; aber zu einer durch die Humaniora geläuterten Idealfigur wird er ſchwerlich taugen.

Daſſelbe Misverhältniß zwiſchen der geringen Bedeutung des Stoffs und der künſtleriſchen Behandlung bietet die letzte Novelle: „Die Brüder Mathieu", welche ziemlich umfangreich und in Kapitel eingetheilt iſt. Was uns an dieſer Geſchichte ſpannt, iſt doch nur daſſelbe, was uns die Lektüre des „Pitaval" feſſelnd macht; es ſind ſtoffartige Wirkungen eines etwas verwickelten Criminalfalls, bei welchem überdies mehr die äußere Verkettung der Begebenheiten, als die pſychologiſche Motivirung von Intereſſe iſt. Die Schilderung aber iſt ausnehmend klar; die Scenerie, der Waterlooſöwe und die umliegenden Ortſchaften, tritt anſchaulich vor uns hin und die Beleuchtungseffecte ſind mit maleriſchem Geſchick angebracht.

In der Novelle: „Roſtet nicht", iſt das alte Fräulein Oberforſtmeiſter eine tüchtige Charakterſtudie; „Die Gypsfigur", eine italieniſche Eiferſuchtsgeſchichte, von lebendigem Colorit. Das Motiv, daß der Vater, der im künſtleriſchen Eifer die Büſte der eigenen ſchönen Tochter allzu helleniſch modellirt, dadurch zu allen unheilvollen Verwickelungen Veranlaſſung gibt, iſt originell und im Grunde echt tragiſch. Unbedeutend dagegen iſt die „Modeneſiſche Geſchichte". „Der Flüchtling" iſt vielleicht die gelungenſte Novelle der Sammlung, mindeſtens bringt die erſte Hälfte die anziehendſten Schilderungen. Ein frankfurter Revolutionär, der über die Dächer flüchtend in die Manſarde eines hübſchen Mädchens geräth und dort verborgen wird, bis die Gefahr vorüber iſt, muß als der Held eines immerhin pikanten Abenteuers erſcheinen. Nun beſteht aber der Reiz der Behandlung gerade darin, daß die an und für ſich pikante Situation in ein ideales Licht gerückt wird.

Es war ein ſchönes Paar, das ſich da in der Einſamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachſtube gegenüberſtand und alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend ſchwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wol ihre Mächte durch den „Dämmer weben" und ſie neigten ihre jungen Häupter und ſchwiegen.

Daß Hartmann dieſe Scenen mit ſo großer Keuſchheit behandelt hat, gibt ihnen dieſen echt deutſch anmuthenden idylliſchen Zug. Selbſt der ſittlich gehaltenſte franzöſiſche Schriftſteller hätte nicht vermocht, über das Pikante der Situation hinwegzuſchlüpfen, er hätte mindeſtens die Gelegenheit benutzt, ſeiner Muſe für ihre Enthaltſamkeit ein Testimonium morum auszuſtellen. Bei Hartmann fehlt nicht nur der frivole Beigeſchmack, ſondern daß er fehlt, erſcheint wie ſelbſtverſtändlich und wird nicht beſonders betont. Die Führung der Novelle gegen den Schluß hin iſt etwas künſtlich und minder befriedigend als dieſe vortrefflichen Introductionsſcenen.

„Eine Stunde im Leuchtthurm" iſt eine bei lakoniſcher Faſſung inhaltreiche Skizze. Die aufopfernde und edelmüthige Freundſchaft der beiden alten Leuchtthurmwächter macht einen rührenden Eindruck. „Nein" behandelt eine einſchneidende Epiſode aus der modernen Geſellſchaftswelt, und ironiſirt die „vornehme Partie", nach welcher ſich die glanz- und ehrſüchtige Bureaukratie ſehnt. Ein Familienvater aus dieſen Kreiſen, der das Glück ſeiner Familie und ſeine Erſparniſſe einer glänzenden Partie ſeiner Tochter opfert, wird durch das „Nein", das dieſelbe am Altar ausſpricht, gerettet. „Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch" ſind nationale Charakterbilder aus einer pariſer Portierloge, dem Anſchein nach photographiſch aufgenommen und geſchickt retouchirt. Der dritte Band enthält zwei größere Novellen: „Der goldene Schlüſſel", eine romantiſche Boudoiravanture, und „Das Schloß im Gebirge", das uns etwas abenteuerlich forcirt erſcheinen will. Dagegen iſt die erſte kleinere Skizze: „Eine Entführung in Böhmen", ein Tableau einer Kampfſcene, die ſich mit greller Plötzlichkeit vor unſern Augen entrollt; „Eine Mutter" aber behandelt ein rührendes Motiv in anekdotiſcher Form und doch ſehr wirkungsvoll.

Hartmann's Novellen gehören nicht zu dem gewöhnlichen Leihbibliothekenfutter; ſie ſind Erzeugniſſe eines feinſinnigen Geiſtes und eines formſinnigen Darſtellungstalents und deshalb gebildeten Leſern beſtens zu empfehlen. Daſſelbe gilt von der folgenden Sammlung:

2. Hiſtoriſche Novellen. Von Adolf Stern. Leipzig, Weber. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die geſchichtliche Novelle darf noch weniger weit und willkürlich in die Hiſtorie zurückgreifen, als der geſchichtliche Roman; denn der letztere gebietet über einen größern Apparat, um uns zu feſſeln, und kann durch die Treue umfaſſender Culturgemälde Erſatz für den fehlenden ſympathiſchen Charakter ſeiner Stoffe bieten. Die Novelle aber, die uns nur eine Situation vorführt, darf dieſe

nicht auf einem aſchgrau farbloſen Hintergrunde auftragen, da ihr zur Erläuterung des Fernſtehenden und Fremdartigen der Raum fehlt. Es kommt auch in der That ſelten vor, daß ein Novelliſt einen mittelalterlichen Harniſch anzieht, und ſelbſt van der Velde, Tromlitz und Blumenhagen hatten den richtigen Inſtinct, mit wenigen und meiſt nicht glücklichen Ausnahmen, ihre Stoffe der Geſchichte der Neuzeit zu entlehnen. Von den vorliegenden hiſtoriſchen Novellen ſpielt die erſtere: „Vor Leyden", im niederländiſchen Unabhängigkeitskriege, die dritte: „Serrez les rangs", gehört dem napoleoniſchen Zeitalter, die vierte: „Die Wiedertäufer", der Reformationszeit an, während die zweite: „Gluck in Verſailles", eine kunſtgeſchichtliche Novelle aus der Zeit des franzöſiſchen ancien régime iſt.

Alle dieſe Novellen haben entſchiedene Vorzüge epiſchen Stils, namentlich aber erinnert die letzte: „Die Wiedertäufer", an das Walter Scott'ſche Vorbild, was die lebendige Schilderung landſchaftlicher Eigenthümlichkeit betrifft. Der nationale Unabhängigkeitskampf der Niederländer, die deutſchen Befreiungskriege, die religiöſen Bewegungen der Reformationszeit haben aber alle einen Gehalt, der uns ſympathiſch berührt, weil der Kampf gegen die Fremdherrſchaft wie gegen die ſtarre Autorität in geiſtigen Fragen auch für unſere Zeit berechtigt iſt. Es iſt der Boden der durch die Reformation eroberten Gewiſſensfreiheit und des innern Selbſtbeſtimmungsrechts, auf welchem gerade dieſe Bewegungen erwachſen ſind.

In der Novelle „Vor Leyden" bildet die Belagerung der Stadt durch die Geuſenſchiffe den Mittelpunkt der Handlung; ſie iſt mit anſchaulicher Lebendigkeit geſchildert. Der Held der Novelle iſt ein junger Niederländer, deſſen Vater vom ſpaniſchen Blutrath gerichtet worden war, der aber, von der Leidenſchaft zu einer Spanierin ergriffen, ſeinem Vaterlande untreu und erſt durch die Treuloſigkeit der Geliebten zu ſeiner Pflicht zurückgerufen wird. Er iſt auf dem erſten Geuſenſchiff, dem „Egmont", welches die Führung des Kampfes hat, voll Rachedurſt und Sehnſucht nach ſeiner, in der belagerten Stadt ſich aufhaltenden Mutter. Das Wiederſehen zwiſchen ihr und dem Sohn iſt vielleicht zu effectvoll ausgemalt. Sonſt iſt die Darſtellung tadellos und trägt das Gepräge des hiſtoriſchen Ernſtes bei anziehender Detailmalerei.

In der Novelle „Gluck in Verſailles" iſt das Coſtüm der Rococozeit glücklich getroffen und durchgeführt; auch bietet ſie einige treffliche Genrebilder aus dem Hofleben below stairs. Der Inhalt iſt anekdotiſcher Art. Ein junger, etwas querköpfiger Muſiker voll trotzigen Selbſtbewußtſeins verſchmäht untergeordnete Hofconnexionen, um Carrière zu machen, und erblickt in Gluck ſelbſt nur eine Creatur der höfiſchen Kreiſe. Wir erfahren nun, wie ihn der wohlwollende Maeſtro eines Beſſern belehrt und ihm edelmüthig die erwünſchte Organiſtenſtelle, wie die Hand ſeiner Geliebten verſchafft.

In „Serrez les rangs" iſt der Held ein in den Reihen der weſtfäliſchen Armee als Major dienender Deutſcher, Wolf Hagen. Es iſt die Zeit nach dem unglücklichen Feldzug in Rußland; der deutſche Befreiungskrieg beginnt. An die Deutſchen im Feindesheer tritt der Conflict heran zwiſchen der Treue gegen das Vaterland und gegen die neuen Fahnen, denen ſie folgen. Wolf Hagen hat an der Bereſina miterlebt, wie die Deutſchen von den Franzoſen als Futter für Pulver vorgeſchoben und mit dem Befehl: „Serrez les rangs" grauſam geopfert wurden, er ſchwor damals, nicht länger bei dieſen Fahnen zu bleiben. Von der Geliebten, die im Herzen für die deutſche Sache begeiſtert iſt, verlangt er die Billigung dieſes Entſchluſſes, und als dieſe ihm den Entſchluß in das eigene Gewiſſen ſchiebt, ihm keine beſtimmte Antwort auf ſeine Frage ertheilt, weil ſie meint, daß der Mann, was er für die höchſte Pflicht erkannt, nicht von der Laune eines Weibes abhängig machen dürfe: da beſchließt er anfangs, ein Knecht des Königs Jérôme zu bleiben, doch von der Begeiſterung der Seinen mit fortgeriſſen, leitet er im nächſten Gefecht den Uebergang zu den Feinden, fällt ſelbſt dabei den Franzoſen in die Hände, wird aber von der Geliebten befreit. Der Conflict, den Wolf Hagen durchkämpft, hat eine echt tragiſche Bedeutung; die militäriſchen Tableaux, namentlich auch die Scene an der Bereſina, ſind lebendig ausgemalt, und nur die Nachgiebigkeit gegen die vermeintliche Anſicht der Geliebten beeinträchtigt, wie dieſe ſelbſt mit Recht empfindet, das Intereſſe an dem ſonſt ſo männlich gehaltenen Wolf Hagen als eine Schwäche, die nicht ganz conſequent erſcheint.

Die letzte Novelle: „Die Wiedertäufer", ſchildert uns Abkömmlinge und Anhänger der münſterſchen Sekte, die in den faſt unzugänglichen Moorgegenden weſtlich von der Ems eine Zuflucht gefunden. Doch auch hier werden ſie von den verfolgenden Rathsherren aus Emden und Hamburg aufgeſpürt, bis die Verfolgungswuth des Eifrigſten, des Niklas Lorenzen aus Hamburg, dadurch gelähmt wird, daß ein greiſes Sektenhaupt ihn ſelbſt als einen frühern Jünger der verbrecheriſchen Sekte enthüllt; der Liebe, die ſein Neffe Friedrich zu dem Wiedertäufermädchen Hilda empfindet, darf ſo ſeine feindliche Geſinnung nicht mehr entgegentreten.

Die epiſche Darſtellungsweiſe Stern's, die ſich immer als ſtilvoll zeigt, tritt namentlich in dieſer Novelle in ihren Vorzügen hervor. Ohne die im „Laokoon" ein für allemal gezeichneten Grenzlinien zwiſchen der Dichtung und der Malerei zu verwiſchen, weiß unſer Novelliſt doch von der Nachbarkunſt alle erlaubten Hülfsmittel zu borgen, um ſeinen Schilderungen lebendiges Colorit, feſte Umriſſe und eine ſich dem innern Auge einprägende Anſchaulichkeit zu ſichern. Das Auf- und Abſitzen der Reiter, die Einkehr und gaſtliche Ruhe in dem Moorhof, das durch den Moor dahinflüchtende Mädchen, die Anſiedelung der Sektirer im Schutz der Einöde — das glauben wir alles, wie auf der Leinwand, in meiſt ſtimmungsvoller, landſchaftlicher Beleuchtung vor uns zu ſehen; doch iſt es nirgends in maleriſcher Ruhe erſtarrt; es iſt die unerläßliche poetiſche Bewegung darin. Wir greifen zum Beweis eine

beliebige Stelle heraus. Friedrich, des hamburger Rathsherrn Neffe, hat tags vorher ein reizendes Mädchen durch den Moor entfliehen ſehen. Um ſie aufzufinden, wagt er ſich in die Oede:

Er klomm den Hügel hinan, wo ſie geſtern die Pferde angepflöckt hatten. Im feuchten Moos ſtieß er auf die Spuren ihres Mahls, er ſah die Stelle, wo Herr tom Plan geruht, und blickte vom Abhang jenſeit der Linden auf das Moor hinaus. Die dürftigen Buchweizenfelder, die Gräben, die Lachen zwiſchen den dunkeln Erhebungen des Bodens, fernhin die Sandzunge mit wucherndem Heidekraut unterſchied er jetzt im Morgenlicht beſſer, als geſtern in der Mittagsglut. Aber die Geſtalt war nicht zu gewahren, und ſo ſcharf er weithin ſpähte, kein anderes Zeichen von Leben erkennbar, als die er ſchon am Tage zuvor entdeckt. Die Sonne zertheilte auch über der fernen Fläche die Nebel, der Umkreis erweiterte ſich, aber in all der Oede erblickte er keinen Punkt, der ihm Hoffnung eingeflößt hätte, daß er ihm zum Ziel dienen könne. Der junge Mann ſtieg endlich hinab und verſuchte den Pfad wiederzufinden, dem er geſtern gefolgt war. Er gelangte bald genug zu jener braunen Flut, jenſeit deren er das Mädchen zuerſt und zuletzt deutlich erblickt, ihre Züge und die Schönheit ihrer Geſtalt erkannt hatte. Unſchlüſſig wie geſtern prüfte er die Lache, und da er nirgends eine Furt entdeckte, entſchloß er ſich raſch, ſie zu umgehen. Doch fand er es ſchwierig, zwiſchen den naſſen, einſinkenden Stellen des Moors jene zu erreichen, die einen Pfad abgaben, und je höher der Tag ſtieg, um ſo unſicherer ward ſein Gang. Im flirrenden Sonnenſtrahl ſchien der Boden oft trocken, und wich dennoch unter den taſtenden Tritten des jungen Mannes. Nach ſtundenlangem Mühen gewann er die Heideſtrecke, die gleich einer Inſel aus der braunen Einöde des Moors ragte. Schwärme ſurrender Inſekten flogen um die rothen Blüten; die Heide, in die ſich Friedrich zu kurzer Raſt ſtreckte, war brennend heiß. Und vor ſich und hinter ſich blickt' er auf eintönig dunkle Flächen, ſodaß ihn faſt ein Grauen überkam. Jetzt erſt ſchalt er das Suchen nach dem fremden Mädchen Thorheit! Wie wollt' er die finden, die vielleicht am äußerſten Saum der ſtundenweiten Ebene lebte, vielleicht in einer der Heiden, deren ſich mehrere in der Ferne vom dunkeln Boden abhoben. Wie er da lag mit müden Gliedern, mit brennendem Durſt, mit mattem Blick auf die Moorferne, hätte ihn der Vetter Rathsherr ſchauen ſollen, um des Abenteuerluſtigen zu ſpotten! Und doch — ſobald er des Rathsherrn und ſeiner Sippen und Hamburgs gedachte, faßte ihn ein trotziges Entzücken, ſo weltfern, ſo frei und allein zu ſein. Wär' es mit geſunden Sinnen zu träumen geweſen — er hätte in dieſen Einöden bleiben mögen, allem Druck von daheim für immer zu entrinnen.

Man könnte die epiſche Ausmalung für die Novellenſtoffe, die doch nur eine Situation in mehr dramatiſcher Pointirung behandeln, zu weitſchweifig finden, und was für den hiſtoriſchen Roman ein glänzender Vorzug wäre, in der Novelle als einen Mangel empfinden. Doch die Schönheiten der künſtleriſchen Ausführung tragen über dies Bedenken hinweg, um ſo mehr, als die Grenze zwiſchen Roman und Novelle in Bezug auf den Unterſchied der Stilfärbung noch eine ſchwankende iſt.

Zu dieſen ſtreng objectiven Novellen und ihrem plaſtiſchen Gepräge bildet die ſubjective Färbung der Novellen von Hermann Schiff mit ihren humoriſtiſchen Gedankenſprüngen und barocken Wunderlichkeiten einen ſcharf hervortretenden Contraſt. Der Verfaſſer des „Schief-Levinche" iſt ein literariſcher Veteran, der ſeine Jugendfeldzüge unter den Fahnen der Romantik gemacht hat; und in der That wüßten wir ihn mit keinem Autor beſſer zu vergleichen, als mit Amadeus Hoffmann. Hermann Schiff iſt der E. T. A. Hoffmann des Ghetto, ebenſo phantaſiereich bis zum Phantaſtiſchen, ebenſo kraus originell in Erfindung und Darſtellung, ebenſo kauſtiſch in ſeinem Humor und ſo geſpenſtig in ſeinen Viſionen, ebenſo geneigt zu romantiſch-ſchöngeiſtiger Plauderei über Literaten und Literatur, mag er ſie nun in die Erzählungen ſelbſt verweben oder als „Corolarien" ihnen anheften. Es liegen folgende Schriften vor uns:

3. Das verkaufte Skelet. Novelle von Hermann Schiff. Nebſt Anhang: Corolaria I: Karl Gutzkow's jüngſte That. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.
4. Die wilde Rabbizin. Novelle von Hermann Schiff. Nebſt Anhang: Schabbesſchmuh der Familie Abſatz. Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren 1850—51. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 24 Ngr.
5. Heinrich Heine und der Neuſraelitismus. Briefe an Adolf Strodtmann von Hermann Schiff. (Corolaria II.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.
6. Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsfloh. Novelle von Hermann Schiff. (Corolaria IV.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

Wem wird bei dieſem Rattenkönig von Titeln nicht bereits ganz romantiſch-wunderlich zu Muthe? Ein verkauftes Skelet, eine wilde Rabbizin, ein Geſinnungsfloh — das iſt ſchon ein ganzes poetiſches Curioſitätencabinet! Und die Novellen und Corolarien — der leider auf Unterſcheidungen ausgehende menſchliche Verſtand ſucht zwiſchen beiden, da ſie der Verfaſſer doch einmal unterſchieden, auch einen Unterſchied feſtzuhalten; er iſt ſo glücklich, zu entdecken, daß die „Corolarien" eine Art von literariſchen, den Novellen angehängten Cauſeries zu bedeuten haben. Will er aber von dieſer Entdeckung die Probe machen, ſo ſtimmt ſie wiederum nicht; denn Corolaria IV iſt ſelbſt eine Novelle. Uns wird alſo, was die Titel betrifft, von all dem Zeug ſo dumm, als ging' uns das Mühlrad der Romantik im Kopf herum. Und das iſt eben der Humor davon! Willkür und Laune ſind die höchſten geiſtigen Potenzen, und wir Syſtematiker werden mit Recht an der Naſe herumgezogen.

Von den Novellen erſchien uns übrigens „Das verkaufte Skelet" am pikanteſten, ganz in Callot's Manier, etwas gruſelig zwar, nußknackerartig grinſend in ſeinen Porträts, nicht ohne criminaliſtiſche Schenßlichkeiten in ſeinen Begebenheiten; aber dieſe Miſchung doch im Hexenkeſſel ſo zuſammengerührt, daß der Humor den Löffel führt. Der Rabbi Nußknacker von Andernach, der Hauptheld der Ouverture, wird uns alsbald folgendermaßen geſchildert:

Denken Sie ſich, meine Herren, einen leibhaftigen Nußknacker; einen Rieſenkopf von fabelhafter Dicke, zwiſchen hohen, ſpitzen Schultern, auf einem Rumpfe, der ſich nach unten hin mehr und mehr verzwergt. Kurzer Hals; Bruſt und Rücken geformt wie Schnabel und Hintertheil eines Schiffs; die Arme lang, daß ſie faſt bis an die Waden reichten; die Beine wie die eines acht- bis zehnjährigen Knaben, ſodaß es unbegreiflich ſchien, wie ſich ſolch ſchwerer Oberkörper auf dieſen gebrechlichen, winzigen Stützen aufrecht erhalten und fortbewegen konnte. Indeß kroch der Rabbi ſchwerfällig, Schritt vor Schritt,

an einem gewichtigen Krückstock, und einer seiner Zöglinge, die bei ihm Talmud studirten, mußte ihn stets führen und unterstützen. Denken Sie an die bekannte nürnberger Waare; die Augen tellergroß, aber schwarz statt blau; der Bart nicht weiße Baumwolle, sondern schwarzgrau; im übrigen die ganze Figur belebt, beseelt und lebhaft, und Sie haben den leibhaftigen Rabbi vor Augen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß seine Händchen und Füßchen kleine Meisterstücke an Zierlichkeit waren.

Mit diesem Rabbi Nußknacker spielte der Held der Geschichte, Professor Sturmöller, als junger Mann, eine Schachpartie in Andernach. Es galt quitte à double; frühere Spielschulden des gegen den Jünger in Verlust gerathenen Meisters sollten getilgt werden. Bei dieser Partie rührt den alten Rabbi der Schlag:

Seine Fäuste lösten sich. Der dicke Kopf sank hintenüber, die Elefantenaugen waren roth entzündet aus ihren Höhlen getreten, die blangeschwollene Zunge blökte thierisch aus dem breiten Munde. Die fürchterliche Gestalt fing an zu wanken und stürzte am Ende mit Schachbret, Lichtern, Tisch und Stuhl polternd und krachend zu Boden.

Das Bild macht einen unauslöschlichen Eindruck auf den Jünger, der 25 Jahre lang das „apoplektische Riesenantlitz" sich nicht aus dem Sinn schlagen kann. Da erscheint plötzlich in heller Mittagsstunde der lebendige leibhaftige Nußknacker; es ist der Sohn des Alten, Manasse, der von dem Professor bald als Famulus engagirt wird und sich in einer Schutzrede gegen die Beschuldigung des Leichendiebstahls zu anatomischen Zwecken, die gegen seinen Herrn und Meister vorgebracht wurde, als tüchtigen literarischen Polemiker bewährt. Nun streift die Geschichte ins Criminalistische — der „schöne Joseph", der Mörder der verscharrten Mädchen, wegen deren man den Professor beschuldigte, wird hingerichtet. Bei der Execution zählt Manasse mit der Secundenuhr, die Herzschläge des Delinquenten. Er empfiehlt dem Henker Eile, damit er nicht eine Leiche köpfe. Später verkauft Manasse sein Skelet an das londoner anatomische Museum, wird von Sturmöller, als er überflüssigerweise, um ihn von seinen, nicht mehr vorhandenen Wahngebilden zu heilen, als Gespenst des Vaters sich verkleidet, durch den Wurf mit einem eisernen Tintenfaß getödtet, und Sturmöller nimmt sich dann selbst das Leben.

Ei, Meister Arioſto, wo habt Ihr all das tolle Zeug her? Wer's kurz vor dem Einschlafen liest, dem könnten die Handtücher an der Wand im Mondschein beweglich werden oder der Alp könnte ihn drücken, indem die Fratzen des alten und jungen Rabbi Nußknacker ihm den Athem rauben. Doch in seiner Art ist's eine originelle Phantasmagorie, in welcher die Menschen sich plötzlich in anatomische Präparate verwandeln und vor uns auf- und niederklappen!

Die zweite Novelle: „Die wilde Rabbizin", ist ohne alle phantastische Ausschmückung, ein provinzielles Synagogenbild; es gestattet manchen belehrenden Blick in die praktische Handhabung der jüdischen Theologie und der Ritualgesetze, streift aber doch einzelne Punkte der letztern, welche sich an der Grenze des für den guten Geschmack Zuträglichen befinden. Im ganzen bewährt sich Schiff auch hier als tüchtiger Genremaler, der derbe Striche nicht verschmäht, aber durch resolute Anwendung derselben auch eine tüchtige Wirkung erreicht. Wir wissen nicht, ob zur „wilden Rabbizin" irgendeine synagogische Dame von Fleisch und Blut Modell gesessen hat — keinesfalls ist das Porträt geschmeichelt. Die üppige Jüdin gemahnt an die ägyptische Potiphar.

Die „Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh" machen den harmlosesten Eindruck; diese Idylle im hamburger Gang ist mit wirklichem Humor gezeichnet; die junge Putzmacherin ein recht frisches Lebensbild. Gegenüber der tendenziösen Literatur nimmt Schiff den romantisch-ironischen Standpunkt ein. Wozu aber diese Hoffmann'sche Taufe: „Gesinnungsfloh"? Wir haben mit aller Anstrengung unsers Witzes keine Aehnlichkeit des Helden mit jenem von Mephisto verherrlichten Thierchen entdecken können, und wissen überhaupt nicht, was ein „Gesinnungsfloh" eigentlich bedeutet? Vielleicht das Herumhüpfen mit den Gesinnungen? Das erscheint gesucht und wenig einleuchtend! Dagegen ist der eigenthümliche hamburger „Duft", der über diesen Genrebildern schwebt, pikante Atmosphäre der Alsterstadt, selbst ohne den „Oberalten" und seine bei dem Kunstdiebstahl abgedeckte Perrüke.

Die beiden Corolarien über Heine und Gutzkow sind literarische Plaudereien, wie man sie früher liebte, nicht ohne Geist und Humor; doch man wünscht heute mehr eine bei der Sache bleibende Haltung. Man hält es für leicht, genial zu sein, wenn man sich den Zügel schießen läßt. Wir erfahren vieles, was uns nicht interessirt, Heine'sche Familienverhältnisse, die Verwandtschaft Heine's und Schiff's, den Gegensatz von Neu- und Altisraelitismus. Obgleich Heine Schiff unterstützt und zuerst ermuthigt hat, wird sein Porträt doch mit sehr ironischen Zügen illustrirt und namentlich seine Schrift über Shakspeare's Frauen in einer dem Anschein nach aufgewärmten Kritik aus den „Deutschen Jahrbüchern" mit großer Schärfe niedergemetzelt. Gleichwol heißt es wieder, daß von dem Neuisraelitismus die Neuzeit ausgeht und wenigstens bis hierher die Urheber deutscher Volksbildung, wie unreif dieselbe auch sein möge, zwei getaufte Neuisraeliten waren, Heine und Börne. Wir erkennen die literarische Bedeutung beider Männer an; doch die deutsche Volksbildung ist aus andern Quellen hervorgegangen. Wenn dagegen Gutzkow in der andern Corolarie als Stifter der Gesinnungsliteratur bezeichnet wird, so kommt dies der Wahrheit offenbar näher, wie überhaupt die Wärme, mit welcher Schiff von diesem bedeutenden Autor spricht, alle Anerkennung verdient. Die Reflexionen über den Selbstmord erinnern in ihren springenden Gedankengängen an die Art und Weise, in welcher Bogumil Goltz derartige Themata zu behandeln pflegt; nur ist Goltz mehr jeanpaulisirend und Schiff hat mehr die Manier des Kater Murr. Gern stimmen wir übrigens, nach den neuesten erfreulichen Nachrichten über Gutzkow's Befinden, in Schiff's Worte ein: „Glückauf zur mislungenen That!"

Rudolf Gottschall.

Zur Culturgeſchichte Polens.

Studien zur Culturgeſchichte Polens von K. Adler. Erſter Band. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der letzte Aufſtand der Polen hatte noch einmal die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt auf das unglückliche Land gelenkt; während die einen ſeinen Verzweiflungskampf mit dem Gefühle ſchmerzlich bewegten Mitleids verfolgten, ſahen andere darin nichts als die Conſequenz, welche aus der ganzen Vergangenheit Polens, aus ſeiner innern und äußern Geſchichte mit Nothwendigkeit folgen mußte, und wollten in dem ſich vorbereitenden Untergange der polniſchen Nationalität als einer ſelbſtändig beſtehenden nichts erkennen als den naturgemäßen Abſchluß der Entwickelungslinie, welche polniſche Geſchichte und Cultur bisher verfolgt haben. Ob dieſe Anſicht die berechtigte geweſen iſt, muß die Zukunft lehren; wie ſich die Dinge ſeit der Niederſchlagung des Aufſtands geſtaltet haben, ſcheint allerdings das erfolgreiche Fortſchreiten der mit neuen Kräften in Angriff genommenen Ruſſificirung Polens ihr bereits eine thatſächliche Beſtätigung in Ausſicht zu ſtellen. Wo aber die letzten Urſachen dieſes über die einſt machtvoll herrſchende und, wie es ſchien, zu einer glänzenden Zukunft berufene Nation hereinbrechenden Schickſals zu ſuchen ſind, das iſt eine Frage, welche nicht für die Gegenwart allein, ſondern namentlich auch für den künftigen Geſchichtſchreiber dieſer letzten Kämpfe von der allerhöchſten Bedeutung iſt. Zu ihrer Beantwortung aber muß man nicht, wie es bisher und zwar namentlich in dem Eifer leidenſchaftlichen Parteikampfes geſchehen iſt, blos auf die politiſche Geſchichte Polens Rückſicht nehmen, ſich nicht darauf beſchränken, aus ihr ein langes Sündenregiſter zuſammenzuſtellen, auf Grund deſſen dann der Nation die Lebensfähigkeit, das Recht einer ſelbſtändigen nationalen Exiſtenz abgeſprochen wird. Das iſt ein ebenſo einſeitiges wie unbilliges Verfahren: nicht in ihrem politiſchen Auftreten allein bethätigt ſich eine Nation als ſolche, vielmehr wird ihre politiſche Geſchichte durchaus getragen und vollſtändig bedingt durch die Art und Weiſe ihres innern Lebens. Diejenigen ſowol, welche unbeirrt durch die letzten Ereigniſſe der polniſchen Nationalität eine Fortdauer nicht nur, ſondern vielleicht gar eine Zeit neuer Machtentfaltung und neuen Glanzes verkündigen, als auch die, welche ihr ſchlechthin die Kraft und damit auch das Recht ſelbſtändiger Exiſtenz abſprechen, beide müſſen die Argumente für ihre Meinung ſehr viel weniger in der politiſchen, als vielmehr in der Culturgeſchichte Polens ſuchen. Denn die Cultur eines Volks iſt die Grundlage auch ſeiner politiſchen Thätigkeit, und nach der Culturſtufe, die es einnimmt, bemißt ſich erſt der Platz, auf dem es ſich in den großen politiſchen Fragen erheben kann.

Bei der Bedeutung der Culturgeſchichte gerade für dieſe im politiſchen Gebiete ſo vielfach, von ſo entgegengeſetzten Standpunkten aus und oft mit ſo viel leidenſchaftlicher Erregtheit behandelten Frage iſt der Verſuch, die Cultur Polens in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung darzuſtellen, als ein durchaus zeitgemäßer zu bezeichnen und ſchon deshalb heißen wir die uns vorliegenden Studien über dieſen Gegenſtand willkommen. An liebevollem Verſenken in ſeinen Stoff, an gewiſſenhafter Benutzung des einſchlagenden Materials, der Quellen ſowol wie älterer und neuerer Bearbeitungen, hat es der Verfaſſer nicht fehlen laſſen; auch iſt die Darſtellung leicht und gewandt, ja für den ſtellenweiſe doch etwas harten und ſpröden Stoff hin und wieder etwas gar zu blühend und geradezu phraſenhaft. Ueberhaupt — und dadurch iſt die Liebe des Verfaſſers zu ſeinem Stoff und ſeine Hingabe an denſelben zum guten Theil um die rechte Frucht gebracht — fehlt es dem Buche an demjenigen, was gerade für dergleichen Unterſuchungen, wie ſie uns hier geboten werden, eine Grundbedingung iſt, an ſtreng wiſſenſchaftlicher Methode und an Kritik. Die ganze Art und Weiſe, in der er namentlich gerade die ſchwierigſten Punkte, die ethnographiſchen und linguiſtiſchen, behandelt, trägt durchaus den Stempel des dergleichen Forſchungen immer beeinträchtigenden Dilettantismus an ſich. Nirgends zeigt ſich dies deutlicher als an ſolchen Stellen, wo der Verfaſſer aus der Menge der ihm vorliegenden, einander widerſprechenden Quellenangaben durch kritiſche Prüfung ein entſcheidendes Ergebniß zu gewinnen bemüht iſt, oder wo er mit einem größern wiſſenſchaftlichen Apparat gegen die Auffaſſung polemiſirt, welche ein anderer Autor über einen ſtreitigen Gegenſtand vorgetragen hat; gerade da macht ſich der Mangel an einer wirklichen, d. h. der Sache nicht blos, ſondern zunächſt den von ihr Nachricht gebenden Quellen und deren Beſchaffenheit wirklich auf den Grund gehenden Kritik beſonders fühlbar; die Unterſuchung iſt da mehr ein Taſten und Fühlen, als ein mit Behutſamkeit, aber Sicherheit Vorwärtsgehen und ſyſtematiſches, auf beſtimmten Kriterien beruhendes Sichten und Scheiden. Allgemeine Betrachtungen und oft ziemlich nichtsſagende Gemeinplätze ſollen da die wirklich ſtreng logiſche Schlußfolgerung erſetzen. In denjenigen Partien dagegen, wo es ſich nicht ſowol um eine kritiſche Prüfung und Unterſuchung als vielmehr darum handelt, nach den in den Quellen ſich findenden Angaben von einem beſtimmten Zweige der polniſchen Cultur ein Bild zu entwerfen und die Art darzuſtellen, in der gerade nach dieſer einen Richtung hin das nationale Leben der Polen ſich bethätigt hat, bieten uns dieſe Studien recht intereſſante und auch in der Darſtellung und der ganzen Charakteriſtik wohlgelungene Abſchnitte. Je mehr der Verfaſſer eben den ſichern Boden wirklichen Lebens und realer Verhältniſſe unter ſich fühlt, deſto freier und gewandter bewegt er ſich: daher iſt die zweite Hälfte des vorliegenden Buchs ungleich intereſſanter und werthvoller als die erſte.

In der erſten Hälfte dieſes erſten Bandes ſeiner „Studien zur Culturgeſchichte Polens“ nämlich holt der Verfaſſer ziemlich weit aus. Obgleich er im Vorwort ſelbſt bemerkt, daß „zur Beantwortung einzelner wichtiger Fragen, namentlich nach ihrer innern Seite, das quellenmäßige Rüſtzeug oft nicht ausgereicht habe, und daß der weitere

Ausbau ſolcher Lücken, ſowie eine lebendige Verarbeitung, eine hiſtoriſche Durchdringung des geſichteten Materials, die wegen zu beſchränkter Zeit nicht möglich war, der Zukunft vorbehalten bleiben mußte", vertieft er ſich doch von vornherein gerade in Fragen, bei denen die von ihm ſelbſt ausgeſprochene Beſchränkung als eine höchſt bedenkliche bezeichnet werden muß. Während er gleich das erſte, die vorhiſtoriſche Zeit behandelnde Kapitel mit der Bemerkung beginnt, „daß die Urgeſchichte des polniſchen Volks in tiefes Dunkel gehüllt iſt und der Geſchichtſchreiber rathlos vor einer Kluft ſteht, die ſich nicht überſchreiten läßt", vertieft er ſich doch unmittelbar danach in dieſe von ihm ſelbſt erſt als unlösbar bezeichnete Frage. Ausgehend von den Sagen der Polen, welche ihnen nicht urſprünglich eigen, ſondern fremden Völkern abgelauſcht oder durch Vermiſchung mit fremden Völkern erſt zu ihnen verpflanzt ſeien, geht der Verfaſſer die lange Reihe von Hypotheſen durch, welche über die älteſten Wohnſitze der Slawen aufgeſtellt worden ſind, zieht auch die über die Schädelbeſchaffenſchaft der einzelnen Völker angeſtellten Unterſuchungen heran und kommt ſchließlich zu dem Reſultate, daß die Polen ein Miſchvolk ſind: „Der polniſche Bauer gehört zu der Orthognathen, er iſt mithin entweder Germane oder Kelte, während der Lechite Prognathe, Slawe iſt." Ueber dieſes Reſultat ſeiner Unterſuchung wollen wir mit dem Verfaſſer nicht weiter rechten; als eine wunderliche Verirrung aber müſſen wir es bezeichnen, wenn er dieſe Anſicht zu unterſtützen und als richtig nachzuweiſen ſucht dadurch, daß er die in einer dem Jahre 1068 angehörigen Urkunde vorkommenden polniſchen Ortsnamen „Sulimir, Milon, Cechen, Belin, Sulon" u. ſ. w. zuſammenſtellt „mit den in Oſſian's Gedichten ſo häufig vorkommenden Namen Duchonor, Kamal, Stukulin" u. ſ. w. Und auf Grund dieſer Zuſammenſtellung, welche Macpherſon zum Range einer Quelle für wichtige ethnographiſche Forſchungen erhebt, wird dann weiter geſchloſſen: „Es erhellt hieraus (!), daß die untern Volksſchichten, die Bauern und die Hörigen, nicht ſlawiſcher, ſondern keltiſcher Raſſe waren und ihre Nationalität in einigen polniſchen Diſtricten noch bis zu dieſer Zeit bewahrten." Dieſer Satz, wonach Slawen und Iren ethnographiſch zuſammengehören, wird dann weiterhin geſtützt durch eine genauer durchgeführte Parallele zwiſchen dem Polen und dem Iren, die an ſich ohne Zweifel ſehr viel Richtiges und manche treffende Bemerkung enthält, aber doch unmöglich als eine wiſſenſchaftliche Argumentation gelten kann. Da des Verfaſſers Beſtreben doch offenbar darauf gerichtet iſt, Polen und Iren als einander wirklich nahe verwandte Völker nachzuweiſen, ſo wird man dann wieder ganz irre daran, wenn es auf einmal heißt: „Irländer und Polen, auch wenn ſie ethnologiſch nicht unmittelbar zuſammengehören ſollten, ſind wenigſtens diejenigen Abzweigungen des iraniſchen Grundſtocks, die vielleicht infolge der äußern Lage ſich innerlich in den Hauptzügen ſo nahe getreten ſind, daß beide Völker zum Verwechſeln ſich ähnlich ſehen." Dies kann man doch nur dahin verſtehen, daß durch die äußern Bedingungen ihrer Exiſtenz Polen und Iren, die eigentlich nichts weiter gemein haben, einander ähnlich geworden ſind, nicht aber die Gemeinſamkeit der Abſtammung der Grund der ſich in ihrer Geſchichte und Cultur zeigenden Aehnlichkeit iſt. Inmitten einer ſo wenig klar geordneten und der ſtrengen Logik ganz ermangelnden, rein ſcheinbaren Kritik macht es dann einen doppelt befremdlichen Eindruck, wenn bei der genauern Durchführung der zwiſchen Polen und Iren aufgeſtellten Parallele die von beiden Völkern gleichmäßig geltende Bemerkung „Schmuz bedeckt Haus und Hof" belegt wird durch ein ſtolzes Cf. Tacitus „Germania" (c. 46): „sordes omnium ac topos".

Aehnliche Fehlgriffe wie die hier näher beſprochenen ließen ſich aus den erſten Abſchnitten der „Studien" noch mehrfach nachweiſen. Der Mangel an einer wirklich methodiſchen Kritik macht ſich auch bei dem über die Einwanderung der Slawen, ſowie dem über ihr Religionsweſen und ihre Mythologie Geſagten wiederholt ſehr bemerkbar. Erſt da, wo der Verfaſſer auf wirklich hiſtoriſchen Grund und Boden kommt, iſt das von ihm Gebotene geeignet, ein lebendigeres Intereſſe und größere Befriedigung zu erregen. Richtig weiſt er darauf hin, wie es auch für die Geſtaltung der älteſten polniſchen Culturverhältniſſe von entſcheidender Bedeutung geweſen iſt, daß den Slawen ebenſo wie den Germanen der ſtrenge Begriff eines eigentlichen Staats ſehr lange völlig fremd geblieben iſt. Daraus erklären ſich die Formen, in denen die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe der Polen zuerſt eine Art von Feſtigkeit und Dauer gewannen; ſchon in den Anfängen der wirklich hiſtoriſch klarern Zeit ſtehen ſich ſo Edelleute und Hörige gegenüber, beide, wenn auch im Innern mit mancherlei Abſtufungen, ganz und vollſtändig voneinander geſchieden. Die älteſte nachweisbare Form der Verfaſſung beruhte auf dem Geſchlechtsgau, an deſſen Spitze der Fürſt ſtand, berathen von den Aelteſten und in wichtigen Fragen gebunden an die Entſcheidung der Gemeinde der freien waffenfähigen Männer. Aber ſchon von dem die vorhiſtoriſche und hiſtoriſche Periode trennenden Zeitpunkte an beginnt ein allmähliches Zurücktreten dieſer demokratiſchen Verfaſſung. Mit dem Auftreten Piaſt's, deſſen Perſon noch ſo üppig von Sagen und Erfindungen umrankt iſt, beginnt dieſer Uebergang zu einer monarchiſchen, ja bald einer abſoluten Monarchie. Die ziemlich gleichzeitig beginnende Verbreitung des Chriſtenthums in Polen iſt dieſer Umwandlung noch ſehr förderlich geweſen, und der immer mehr zur Geltung gelangende chriſtliche Glaube hat zugleich mit der namentlich durch Boleslaus I. faſt zum Abſolutismus ausgebildeten königlichen Gewalt ganz beſonders die allmähliche Verſchmelzung der verſchiedenen Theile zu einem einheitlichen Reiche angebahnt und vorbereitet.

Von dieſem Zeitpunkte an verfolgt der Verfaſſer der „Studien" die Geſchichte Polens nach ihren wichtigſten Momenten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, indem er jedoch den entſchiedenſten Nachdruck auf die durch ſie bedingte Entwickelung der Cultur der Polen legt. In den wichtigſten

Hauptzügen wird der Kampf geſchildert zwiſchen der ſchnell zu bedeutender Macht gelangten Kirche und dem von entſchieden abſolutiſtiſchem Streben erfüllten Königthume; der Einfluß, den dieſer innere Kampf auch auf die äußere Stellung des Reichs üben mußte, auch die hohe Bedeutung, welche die namentlich im 12. Jahrhundert ſo maſſenhaft begonnene deutſche Coloniſation für die geſammten Culturverhältniſſe hatte, wird in gebührender Weiſe gewürdigt. Nach einem kurzen Blick auf die Stellung, welche die Stände nach Ablauf dieſer erſten wichtigen, wirklich hiſtoriſchen Periode zueinander einnehmen, folgt eine genauere Ueberſicht über das, was während derſelben von den Polen in den einzelnen Gebieten, auf denen ſich die Cultur beſonders bethätigt, geleiſtet worden iſt: Schulen, Geſchichtſchreibung, Dichtung, Kunſt, Landbau, Handel, Lebensweiſe, Gewerbthätigkeit u. ſ. w. werden der Reihe nach durchgegangen. Den Schluß bildet eine Ueberſicht über die Geſchichte des Wladiſlaw Lokietek und Kaſimir's des Großen; die politiſchen Veränderungen, welche nach ſeinem Tode mit der Erhebung des Königs Ludwig von Ungarn zu ſeinem Nachfolger vorgehen, bezeichnen auch in der polniſchen Culturgeſchichte einen entſchiedenen Abſchnitt und bedeutungsvollen Wendepunkt.

Bis zu ihm reicht dieſer erſte Band der „Studien zur Culturgeſchichte Polens". Da in den demnächſt zu bearbeitenden Abſchnitten die Schwierigkeiten, deren Ueberwindung dem Verfaſſer in dem erſten Theile dieſes Bandes ſo wenig geglückt war, ſich nun mehr und mehr verlieren und er immer feſtern und realern Boden für ſeine culturhiſtoriſchen Studien gewinnt, ſo können wir der Fortſetzung derſelben mit Intereſſe entgegenſehen, zumal da bei den ſehr umfaſſenden Vorarbeiten und der guten Kenntniß der Quellen gerade für die nächſten Abſchnitte eine Fülle intereſſanten, einen ganz beſonders günſtigen Einblick gewährenden Details erwartet werden kann.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Mit **Julie Rettich** hat nicht nur das wiener Burgtheater, ſondern die deutſche Schauſpielkunſt ein Hauptzierde verloren. Am 11. April ſtarb die begabte Künſtlerin nach langen ſchmerzlichen Leiden an einem unheilbaren innern Uebel. Ganz Wien betheiligte ſich an der Leichenfeier; Heinrich Laube, der ſich allmählich in einen Leichenredner verwandelt ſieht und in dieſem Jahre bereits die zweite oraison funèbre am Grabe ſeiner Getreuen hält, ſetzte ihr in kurzen, aber warmen und ſchlagkräftigen Worten ein ehrendes Denkmal.

Julie Rettich war in ihrer Jugend eine Schülerin Tieck's und feierte bereits als Fräulein Gley bei ihren Gaſtreiſen Triumphe an den erſten deutſchen Bühnen. Sie hat ihr Engagement in Wien nur einmal mit einem Engagement in Dresden vertauſcht; ſeit dem Jahre 1835 gehörte ſie unwandelbar der wiener Hofbühne an. Seit 1832 war ſie mit einem Mitglied derſelben, Herrn Rettich, vermählt.

Die Bedeutung der darſtellenden Kunſt iſt eine um ſo größere, wenn dieſe als Trägerin literariſcher Richtungen auftritt. Das bloße Virtuoſenthum kann dieſe Bedeutung nie erlangen, indem es heute in dieſe, morgen in jene bunte Haut fährt und ſie alle nur zum Putze trägt. Auch Frau Rettich vertrat eine poetiſche Richtung, den ſchwunghaften Idealismus, das getragene Pathos, eine Richtung, die dem Zeitgeſchmack einigermaßen entfremdet iſt und von den Anhängern der realiſtiſchen Schule als veraltet und abgelebt bezeichnet wird. Der Kothurn ſoll auf der Bühne der Gegenwart keine Geltung mehr finden; auch die Tragöden ſollen ſprechen, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt und ſich beileibe nicht gegen das Geſetz der Lebenswahrheit verſündigen. Nun iſt zwar der declamatoriſche Singſang und die gezierte Schönthuerei gewiß keine empfehlenswerthe Eigenthümlichkeit der Schauſpielkunſt. Ebenſo wenig aber darf man zugeben, daß dieſelbe durchaus nur auf dem Boden der trivialen Alltagsproſa zu wurzeln hat, ohne durch einen Hauch der Begeiſterung getragen und geadelt zu werden; ebenſo wenig darf man den Verzicht auf ſtilvolle Darſtellung als einen Fortſchritt preiſen, oder triumphiren, wenn die Tragödie auf das Niveau des Converſationsſtücks herabgedrückt wird. Es gibt große Aufgaben der Poeſie, die ſich ein für allemal nicht in das Gewand mattherziger Lebenswahrheit kleiden laſſen: Aufgaben, denen gleichſam das Feuer des Idealismus von der Stirn leuchtet, und deren innerſte Bedeutung verloren geht, wenn ſie mit jener Gleichgültigkeit gegen den höhern Schwung geſpielt werden, deren ſich der Realismus befleißigt. Solche Darſteller gleichen in Bezug auf ihre Rolle den Entomologen, welche einen Schmetterling, um ſeine Farben und Zeichnungen genau zu unterſuchen und ſeine Species feſtzuſtellen, ſo lange in den Händen hin- und herdrehen, bis der ganze Flügelſtaub von ſeinen Schwingen verwiſcht iſt. Frau Julie Rettich mochte vielleicht in der feierlichen Gemeſſenheit der Declamation hin und wieder zu viel thun; doch alle ihre Darſtellungen waren ſtilvoll, athmeten Adel und Würde und jene Pietät gegen die Dichter, deren ſich die entgegengeſetzte Richtung nur zu leicht entkleidet, indem ſie der Poeſie eine dienende Rolle anweiſt und alles wie eiteln Flitter gleichgültig behandelt, was ſie nicht zu eigenem Aufputz verwenden kann. Die Künſtlerin war nicht nur eine vortreffliche Trägerin der Schiller'ſchen Rollen; auch Friedrich Halm und Putlitz fanden in jüngſter Zeit für ihre tragiſchen Aufgaben auf dem Gebiete der Mutterrollen in ihr eine hervorragende Vertreterin. Ihre Thusnelda hat dem „Fechter von Ravenna" die Bahn zu durchgreifenden Erfolgen geöffnet; ebenſo hat ſie „Das Teſtament des Großen Kurfürſten" und „Don Juan von Auſtria" zuerſt zur Geltung gebracht. Der Dichter Friedrich Halm hat ihr ſtets warme Verehrung zugewendet und ſie mehrfach in lyriſchen Ergüſſen gefeiert. So wuchtvoll pathetiſch Frau Rettich in ihren Darſtellungen war, ſo einfach liebenswürdig war ſie in ihrer Häuslichkeit, und ſo ſehr ſie in ihren Abendgeſellſchaften eine geiſtige Elite zu verſammeln gewohnt war, ſo wenig aufdringlich mit ihrem eigenen Geiſt, ſo empfänglich und dankbar war ſie hier für alles, was von den Gäſten geboten wurde, mochte es nun irgendeine poetiſche Gabe ſein oder eine geiſtvolle Bemerkung und Anregung.

Die Tragödinnen ſterben, aber die Tragödien nicht. Immer neue Dichter verſuchen ſich auf dieſem Gebiet, welches von dem Publikum mit ſo geringer Gunſt betrachtet wird. In Berlin iſt das Trauerſpiel eines bisher unbekannten Dichters **Theodor Schlemm**: „Roxelane", zur Aufführung gekommen, deſſen Stoff der türkiſchen Geſchichte entlehnt iſt und zu jener Art von Stoffen gehört, welche namentlich die franzöſiſche Tragödie im vorigen Jahrhundert liebte. Uebrigens hat dieſer Stoff, wie aus einem hinterlaſſenen Fragment hervorgeht, auch auf Leſſing ſeine Anziehungskraft ausgeübt. Theodor Schlemm hat denſelben indeß mit allen hiſtoriſchen Wurzeln aus der Erde herausgegraben und als große Haupt- und Staatsaction

behandelt, welche namentlich in den letzten Acten in einen verworrenen Knäuel von Begebenheiten ausläuft, sodaß sich die Muse des Dichters mit einem gewissen Behagen in den Blutlachen badet, welche so oft das Innere des türkischen Serails bedeckten. Die Tragödie hat übrigens lyrischen Schwung, und einzelne Acte, namentlich der dritte, sind nicht ohne poetischen Werth. Doch in Bezug auf den Stoff hat sich der Dichter offenbar vergriffen. Wir haben hierin bereits andere Ansichten als die Vertreter des französischen Kothurns, dessen Einfluß selbst seine Gegner im vorigen Jahrhundert nicht ganz verleugneten. Wir wollen den allgemein menschlichen Conflict nicht in einem unsern Sympathien fremden Costüm abgespielt sehen, und was liegt uns ferner, als eine türkische Seraillintrigue? Mutterliebe, Edelmuth, alle andern menschlichen Ingredienzien des Stoffs, muthen uns fremdartig an; denn wir haben uns an der Schale die Zähne ausgebissen, ehe wir zum Kern durchzudringen vermochten.

Trotz des Kriegslärms schießt der Journalismus immer frisch ins Kraut — überall begegnen uns Ankündigungen und Probenummern neuer Journale. In Berlin erscheint der „Cogitant", als Vertreter der neuen Löwenthal'schen Cogitantengemeinde, welche bekanntlich dem Naturalismus huldigt und jeden Glauben und Cult verschmäht. Das Blatt enthält manchen naturwissenschaftlichen Artikel von Werth. Das Bestreben, die Schriftsteller vom Buchhandel zu emancipiren, wie es neuerdings in einem Vorschlage dieses Blattes sich ausspricht, dürfte indeß so erfolglos sein, wie es sich überall, wo es bisher auftauchte, gezeigt hat — denn schon das Gesetz der „Theilung der Arbeit" weist auf eine Sonderung der Berufssphären hin, deren jede die ganze und volle Thätigkeit verlangt.

Von Wien aus wird eine „Internationale Revue" angekündigt, welche besonders bestimmt scheint, dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" Concurrenz zu machen. Die Liste der Mitarbeiter weist sehr viele respectable Namen auf, wie dem Publikum gewiß auch die Verheißungen des Herausgebers in Bezug auf den Inhalt willkommen sein werden. In München erscheinen „Münchner Blätter für Literatur und Kunst", herausgegeben von Max Schlägel, von denen uns die Probenummer vorliegt. Der Herausgeber sagt: „Da wir glauben, daß die Verflachung der Kunst und Poesie in unsern Tagen nicht so fast in der Selbstüberschätzung der sich in der Kenntniß einer akademischen Grammatik sicher fühlenden Kunstjüngerschaft, als zumeist in der von Dilettantismus, Principlosigkeit und persönlichen Rücksichten getragenen localen Kritik ihren Grund findet, haben wir es uns vorgenommen, nach den ewig geltenden Gesetzen der Kunst den absoluten und relativen Werth von Kunst- und Literaturproducten zu bestimmen, die im Gespräche des Tags auftauchen und niedergehen, und über welche jedermann zur Regelung und Bildung seiner eigenen Ansichten sich gern Rath erholen möchte in der kritischen Presse." Er erkennt als die Hauptmerkmale und Hauptschwächen der modernen Kunst und Poesie den Akademismus, die Effectsucht und die verkehrte Behandlung der historischen Kunst. Den Entwickelungen, die der Verfasser von diesen drei als Verirrung bezeichneten Richtungen gibt, kann man im allgemeinen nur beistimmen. Außerdem enthält die erste Nummer die anerkennende Besprechung eines lyrischen Dramas von H. Frey: „Hans Sachs", Concert- und Theaterkritiken und mehrere Gedichte von ungleichem Werth.

Noch erwähnen wir die „Zeitschrift für bildende Kunst", welche unter der Mitwirkung namhafter Kunstschriftsteller und unter der Redaction von Karl von Lützow in Leipzig bei Seemann erscheint. Bestimmt, die eingegangenen wiener „Recensionen für bildende Kunst" zu ersetzen, will das neue Journal ebenso unabhängig von localen, persönlichen und confessionellen Rücksichten auftreten, wie diese wiener Zeitschrift, und außer allgemeinern Artikeln und Essays der Tageskritik, Correspondenzen, Kunstberichten seine Spalten öffnen und eine regelmäßige „Kunstchronik" bringen, welche auch alle für den praktischen Verkehr wichtige Notizen mittheilt. Die beiden ersten Hefte der Zeitschrift liegen in eleganter Ausstattung vor. Unter den Artikeln, welche sie enthalten, heben wir den Lübke'schen Aufsatz: „Ueber die heutige Kunst und Kunstwissenschaft" und die Charakteristik „Kaulbach's als Illustrator deutscher Frauengestalten" hervor. So wird die Zeitung gewiß ihrem Zweck entsprechen, „alles Bemerkenswerthe und Schöne, was die Kunst der Gegenwart, vornehmlich in Deutschland hervorbringt und anstrebt, den größern Kreisen des gebildeten Publikums durch Wort und Schrift vor die Seele zu führen", und gerade, indem sie ein Hauptgewicht auf die Kunstanschauung selbst legt, nicht in erster Linie den Scharfsinn, sondern den Schönheitssinn zu entwickeln und zu nähren streben.

Bibliographie.

Basler, L., Club und Stunde. Novellencyclus. Basel. 1865. 8. 12 Ngr.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 1ste Abtheilung: Der Maler. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Dritter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Erster Band. — A. u. d. T.: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Deutinger, M., Bilder des Geistes in den Werken der Kunst. Gezeichnet in der Belvedere-Gallerie zu Wien. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von L. Kastner. München, Lindauer. 8. 24 Ngr.

Erfahrungen und Läuterungen. Charakterbild in Briefen von dem früh vollendeten J. C. L. gefallen im amerikanischen Kriege 6. Oktober 1863. Zürich. 8. 12 Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Galen, P., Der Erbe von Berry's-Rub. Roman. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. 1ter Bd. Unter Palmen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Goebel, C., Sklaverei und Emancipation der schwarzen Rasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Geschichtliche Abhandlungen. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Hugo, V., Die Meer-Arbeiter. Roman. Aus dem Französischen. Einzige rechtmäßige deutsche Original-Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kleist-Retzow, H. H. v., Der Adel und die Kirche. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 Ngr.

Kouer, W., Heinrich Barth. Vortrag. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kopp, J. C., Dramatische Gedichte. 4tes Bdchn. Lucern, Bertschinger. 8. 24 Ngr.

Kranholt, Die sociale Bedeutung der Arbeiterfrage vom ethischen Standpunkt. Vortrag. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.

Krüger, J., Jüdische Parodieen und Schnurren. 1stes Heft. Altona, Verlags-Bureau. 16. 5 Ngr.

Kulke, C., Salomon Sulzer, Prof. und Obercantor. Biographische Skizze. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 8 Ngr.

Martin's, H., Novellen. 1ster u. 2ter Bd. Dresden, Wiencke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Molitor, W., Das Theater in seiner Bedeutung, und in seiner gegenwärtigen Stellung. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, M. J., Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber. 1stes Heft. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Norden, M., Die Dänen hinter dem Dannewerk. Historischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit Schleswig-Holsteins. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Renan, E., Die Apostel. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ste bis 4te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Rückert, F., Sawitri. Leipzig, Hirzel. Gr. 16. 12 Ngr.

Sailer, J. M., Weisheitslehre in Maximen für junge Männer von Stand und Rang. Vorgetragen im Jahre 1818. Regensburg, Pustet. 8. 12 Ngr.

Schindheim, Abhandlung über Hamlet von Shakespeare. Coburg. 4. 7½ Ngr.

Schmidt, O. u. F., Das Alter der Menschheit und das Paradies. 2 Vorträge. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Senn, J., Bürgermeister Hans Waldmann's Leben und Ausgang. Mit Benutzung der seit Füßli's Biographie bekannt gemachten und eigener archivalischen Forschungen; nebst Beilagen. St. Gallen, Sonderegger. 1865. 8. 9 Ngr.

Thommes, J. H. v., Geschichte von England zur Zeit der Tudors. 1ster Bd. 1ste Lief. Mainz, Kunzenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes

Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Heften oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gerühmte Werk liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, indem es einen so reichen und so sorgfältig ausgewählten Schatz unmittelbar zu verwerthender Kenntnisse in populärer Form und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein anderes Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Hausbibliothek einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Arendt redigirt und von den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwertheste: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirthschaftliche Gewerbe, mechanische und chemische Technologie, Landwirthschaft, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Verkehr, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem häuslichen und Familienleben (Medicin, Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlehren der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Anatomie und Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Meteorologie und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den Nutzen, auf die directe oder indirecte Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in erzählender Darstellungsweise, sodaß neben der Belehrung das Werk zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Ueberall, wo Abildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständniß des Textes dienen können, sind solche in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt beigegeben; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Register zu jedem Bande und ein Universalregister erleichtern in jeder Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" ist sowol auf einmal vollständig, als nach und nach in 7 Bänden zu je 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Heften zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fiat lux!

Vertheidigung der wahren Freimaurerei

gegen

innere und äußere Feinde,

nebst Gedanken zur Reform des Bundes.

Vom

Verfasser der Schrift

„Adhuc stat".

Kl. 8. 1866. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von **Joseph Held,**

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg

Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. **Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.**

II. **Volk und Regierung** mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.

III. **Der verfassungsmäßige oder constitutionelle Staat.**

Während der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks vorherrschend philosophisch ist, bewegt sich der zweite Theil mehr auf historischem Boden und schliesst mit Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Europas und den Weltberuf Deutschlands gegenüber der Revolution. Der dritte Theil umfasst die Darstellung und Prüfung des modernen oder des constitutionellen Staats.

Das Werk ist allgemein als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur anerkannt worden und wird zugleich für jeden Gebildeten, der sich für die politisch-socialen Fragen unserer Zeit interessirt, eine fesselnde Lektüre bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufzeichnungen

Kaiser Karl's des Fünften.

Zum ersten mal herausgegeben von

Baron Kervyn van Lettenhove.

Ins Deutsche übertragen von **L. A. Warnkönig.**

8. Geh. 1 Thlr.

Einer der wichtigsten Funde, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren gemacht worden sind, wird in diesem Buche zum ersten mal der deutschen Lesewelt vorgelegt. Es sind die Commentare oder Aufzeichnungen Kaiser Karl's V., welche, für längst verloren gehalten, durch einen glücklichen Zufall neuerdings wieder aufgefunden wurden. Dieselben erstrecken sich über den grössten Theil der Regierungszeit des mächtigen Herrschers und sind in jedem Betracht eine der interessantesten und bedeutendsten Quellenschriften für die Geschichte seiner Zeit.

Soeben erschienen im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig

die zweite dritte und vierte Lieferung

der autorisirten deutschen Uebersetzung von

Renan's neuem Werke: Die Apostel.

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. Die ersten vier Lieferungen sind in allen Buchhandlungen vorräthig, die übrigen letzten zwei werden rasch folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1866.

Inhalt: „Geſpräche mit einem Grobian.“ Von Rudolf Gottſchall. — Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht. Von Reinhold Bechſtein. — Bunſen's „Leben Jeſu“. Von Moritz Carriere. — Neue Novellen und Romane. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Zur Literatur volksthümlicher Dichtkunſt und dergleichen in Schleſien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

„Geſpräche mit einem Grobian.“

„Göttliche Grobheit“, ruft Börne einmal aus, und er betete kein Traumbild an; denn er war einer der Hochmeiſter und Gebietiger in dem Orden der Grobiane; aber ſeine Grobheit hatte in der That einen idealen Zug; es waren Keulenſchläge eines Hercules, der den Augiasſtall unſerer politiſchen und literariſchen Zuſtände ausmiſtete und der lernäiſchen Schlange der Afterkritik die Häupter zerſchmetterte.

Was iſt aber nach Börne aus der „göttlichen Grobheit“ geworden? Sie gehört keineswegs zu den hervortretenden Zügen in der Phyſiognomie des Zeitalters. Wenn man die Literatur unſers Jahrhunderts mit der des vorhergehenden vergleicht, ſo wird man finden, daß wir in dieſer Hinſicht erfreuliche oder wenn man will bedauerliche Rückſchritte gemacht haben. Die Polemik der Gelehrten, Kritiker, Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts war eine handfeſte; wen ſie packten, den ſchüttelten ſie gehörig durch, und daß unſere großen Dichter auch in dieſem Artikel etwas leiſten konnten, das beweiſen wol die „Xenien“ zur Genüge, die in den flüſſigen Springquellſäulen ihrer Diſtichen genug erbſchwere Grobheiten herauf- und herunterſpülten.

Wir ſind bei weitem artiger geworden. Schon die jungdeutſchen Autoren, die auf Börne folgten, wirkten mehr durch Ironie, Satire, durch allerlei auflöſende Agentien. Der dreinſchlagenden Energie Wolfgang Menzel's iſt längſt der Athem ausgegangen; Julian Schmidt blies die Kartenhäuſer der neuen Dichtung mit dem Blaſebalg Hegel'ſcher Phraſen um, und nur Laſſalle machte einen Verſuch mit literariſcher Grobheit, der den beſten Leiſtungen des vorigen Jahrhunderts in dieſem Genre ebenbürtig war. Doch dieſe Grobheit war nicht mehr „göttlich“; es war ein rein perſönliches Maſſacre, und wenn hin und wieder ein Journaliſt, was ihm an äſthetiſcher Bildung fehlt, durch plumpes Auftreten zu erſetzen ſucht, ſo weiß man ſchon, was man zu erwarten hat, und geht den klappernden Holzſchuhen möglichſt weit aus dem Wege.

Börne's „göttliche Grobheit“ ſcheint mit Börne ausgeſtorben zu ſein; und doch dürfte es ihr in unſerer Zeit nicht an Stoff fehlen. Es fordert ſo vieles auf allen Gebieten des Lebens, der Wiſſenſchaft und Kunſt zu Invectiven heraus; man wird ſo oft der „lammherzigen Gelaſſenheit“ müde; man möchte nicht einzelne Perſonen, denn das iſt ungöttlich, ſondern ganze Richtungen in die Pfanne hauen; doch die Cultur, die alle Welt beleckt, erlaubt ſolche ungeleckte Bärentatzen in der Literatur nicht mehr. Es ſind nur die Sonderlinge, denen man verſtattet, ſich ſo rückſichtslos zu geberden. Da iſt der Philoſoph Schopenhauer, der ſeine Grobheiten wie cyklopiſche Felsblöcke den Größen der deutſchen Speculation an den Kopf wirft; da iſt der humoriſtiſche Socialkritiker Bogumil Goltz, der die moderne Welt unter ſeiner Gedankentraufe, bisweilen auch mit taubeneiergroßen Hagelkörnern des Witzes übel zurichtet und ihr ganz das Coſtüm verdirbt. Doch das ſind Ausnahmen, die man als ſolche gelten läßt. Am gröbſten ſind noch immer die Theologen; doch wer mit Pfingſtzungen zu ſprechen glaubt, braucht kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Auch gilt es bei ihnen meiſtens, die Ketzer auszurotten, und da ſind doch die koloſſalſten Grobheiten noch immer ein ſchwaches Surrogat für die Scheiterhaufen, über die man früher disponirte.

Inzwiſchen hat ſich in unſerer Literatur ein neuer Grobian angemeldet, der ſeine Etikette unbefangen zur Schau trägt und ſich ſeinen literariſchen Paß auf dieſen Namen ausſtellen läßt:

Geſpräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem ſeiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſer Grobian arbeitet in dem Börne'ſchen Genre der „göttlichen Grobheit“; er ſchlägt nie auf einzelne los, ſondern entladet ſein geiſtiges Ungewitter über unſere ganzen Culturepoche; er hält ſeine Gardinenpredigt dem gegenwärtigen Menſchengeſchlecht und der Verkehrtheit der Richtungen auf allen Gebieten. Doch er iſt im Grunde ein philoſophiſcher Idealiſt und entpuppt ſich ſo in ſeinem Schlußprogramm; er hat ſeine Hoffnungen auf die Zukunft nicht vergraben; er iſt kein Timon von Athen, welcher ſich nur in Verwünſchungen ergeht; er iſt ein

Misanthrop, doch kein Menschenhasser ohne Reue. Bei aller Schwarzseherei und Gelbsüchtelei hat er noch einen, wenn auch schwachen Glauben an ein Besserwerden auf Erden.

Wir müssen übrigens zwischen dem Autor des Werks und dem Grobian, dessen Worte er einregistrirt, unterscheiden. Die Form dieses Werks ist eine Art von novellistischer Einschachtelung. Der Verfasser findet zwei der Aristokratie angehörige Universitätsfreunde nach längerer Zeit wieder. Beide waren Gegensätze; der eine energisch, stattlich, rücksichtslos, cholerisch aufflammend gegen das Unrecht und stets bereit, es zu rächen; der andere schüchtern, wohlwollend, liebenswürdig. Der erste hatte sich inzwischen zu einem auf seinem Schloß allein lebenden, weltfeindlichen Eremiten entwickelt; er ist eben unser Grobian; der andere kam in seine Nähe, wurde sein einziger Besucher, lebte in fortwährendem Krieg mit dem patentirten Inhaber der misanthropischen Weltanschauung und schrieb sich aus Verzweiflung alle Grobheiten auf, welche ihm in diesen Disputationen zutheil wurden. Das ist das Manuscript, welches unser Autor als der dritte Freund veröffentlicht.

Damit wir nicht durch das einseitige Gewicht dieser Grobheiten erdrückt werden, hat der Autor in dem liebenswürdigen Gegner auch die entgegengesetzte Weltanschauung zu Worte kommen lassen. Ja er vergönnt dem letztern gegen den Schluß des Buchs hin gewissermaßen die Stimmführung, und seine schwunghafte Dithyrambik trägt sogar insofern den Sieg davon, als sie zuletzt auch den immer in der Hinterhand bleibenden Grobian nöthigt, seine Trümpfe auszuspielen und mit seinem Glaubensbekenntniß herauszurücken.

Der Verfasser hat alle Varietäten von Grobianen mit der Genauigkeit eines Kunstgärtners sortirt. Dennoch hat er auf ein Eintheilungsprincip nicht Rücksicht genommen, welches wir als berechtigt anerkennen. Es gibt Grobiane aus Talent und Grobiane aus Neigung, solche, die es sein müssen, weil sie einmal von Natur aus klobigem Holze gehauen sind, und solche, die es sein wollen, weil sie glauben, so am eindringlichsten auf die Menschen zu wirken und ihre höhern Zwecke zu erreichen. Der Verfasser gehört offenbar zu den letztern; die Grobheit ist seinem Naturell, auch seinem schriftstellerischen, fremd; es ist eine Maske, die er vornimmt, eine Rolle, die er spielt. Man merkt es, daß man es mit einem im Grunde feinbesaiteten Autor zu thun hat, der mehr nach der Auflösung der Dissonanzen hinstrebt, als daß er daran Gefallen fände, durch kecke Griffe auf den Tasten zu imponiren. Dennoch athmet das Werk eine wohlthuende Frische; es ist wie ein die Nerven stählendes Bad, in das man mit Vergnügen untertaucht. Ueberhaupt sehnt man sich, bei der Ueberschwemmung mit geistloser Waare, danach, auch in dieser nicht streng wissenschaftlichen Form mit Geist zu verkehren. Und gehaltlos ist dieser Geist, wie der im „Hamlet", from top to toe.

Gleich von Anfang empfängt der Held dieser unplatonischen Dialoge unsern Autor mit einer Philippika gegen die deutschen Schriftsteller, der es keinesfalls an attischem Salz fehlt. Er findet in seinem Universitätsfreund „den deutschen Literaten, wie er leibt und lebt, kahl, kahl — und doch zufrieden, doch vergnügt! Es ist eine unverwüstliche Gattung." Keiner von ihnen habe den Muth original zu sein.

Frech sein und sonst nichts, das ist leicht! Aber wo ist der Mann von Talent, Gehalt und Reife, der sich fühlte und sich gehen ließe, rücksichtslos, einer Welt von Flachköpfen gegenüber? Die Masse der Flachköpfe, das ist das Publikum! Dieses ist aber die große Gottheit des Jahrhunderts — und ihm will man gefallen! Da wird nun hingeschielt, was der Bestie wol behagen möge! Da wird geschniegelt und gebügelt und geschminkt! Das Buch wird herausgeputzt wie eine Buhldirne, und mit dem Ehrgeiz der Buhldirne schickt es der Autor in die Welt! Gefallen, gefallen — und gut dafür bezahlt werden! Pfui über euch! Ist das ein Ziel? Und was ihr verdient, das wird euch dann! Ihr gefallt, man nascht euch ab und wirft euch verächtlich beiseite! Von Rechts wegen! Von Rechts wegen!

Wo ist einer unter euch, der den Stolz und den Ehrgeiz, ich will nicht sagen des Genius, sondern nur des tüchtigen Kerls hätte? Wo ist einer, der seine wahre Mission als Autor begriffen hätte? Streicheln und kitzeln wollt ihr! Aber ihr solltet überwältigen, übermannen und befruchten! Die Welt, die Masse, das ist die Dirne! Uebermüthig gegen den Schweifwedler, erwartet sie im stillen um so sehnlicher den Helden und schmachtet, von ihm unterjocht zu werden! Wo ist der Held? Wo ist der Himmelssohn, der mit den Töchtern der Erde ein Geschlecht von Giganten erzeugt? Gott erbarme sich unser!

Unser Autor erwähnt „einen, der sich ganz danach einrichtet, diesem Bedürfniß abzuhelfen". Doch der unerbittliche Grobian meint, „wenn's damit gethan wäre, sich zu recken und zu strecken, gespreizt einherzuschreiten und kolossale Reden zu halten, dann wär' er der rechte Mann! Der Kerl will eigentlich auch nicht die That selber thun, sondern nur für einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesichter und nothzüchtigt sein Gehirn und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, das wär' Ursprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt ist's, die er sich selber anthut." Es ist dies die einzige Stelle in den Gesprächen, in welcher ein bestimmter Autor erwähnt wird. Offenbar ist Friedrich Hebbel gemeint; doch das große Lesepublikum, dem dieser Autor ziemlich unbekannt ist, wird sich kaum orientiren können, auf wen es diese Charakteristik zu beziehen hat.

Eine andere Philippika gegen die Genußgierigen und Geistfaulen findet sich im neunten Gespräch. Vortrefflich ist besonders die Stelle, an welcher der Grobian über den Erfolg sich ausspricht:

Erfolg — das ist das Zauberwort der Epoche! Wer Erfolg hat, sofort hat, d. h. wer der Masse gefällt, vor dem wirft man sich in den Staub. Die Kritik hat gar keinen andern Ehrgeiz, als der Welt bekannt zu machen, welches Werk Erfolg gehabt habe und welches keinen. „Die Menge kauft, der Pöbel klatscht — der Autor ist ein großer Mann!" — Hundepack! Verächtliche Scribler! — ist das eure Aufgabe? Die Ideale sollt ihr aufstellen der Kunst und dem Pöbel seinen rohen Geschmack verweisen! Des Werkes sollt ihr euch annehmen, an dem der Esel vorübergeht, weil es zu gut ist für ihn und zu schön! Sagen sollt ihr ihm, was schön ist und warum! Statt dessen wartet ihr submissest, worüber der neue Souverän sein Wohl-

gefallen zu äußern geruhen möchte. Und das Product, auf welchem seine Augen gnädigst weilen, fängt an zu schimmern für euch und in magischen Farben zu glänzen. Ihr seht es schön und beginnt es zu preisen und könnt nicht Worte genug finden des Ruhms, und werdet ordentlich genial in schmeichelbrünstigem Lobgesang. „Welche Lichter, welch ein Pulsschlag des Lebens! Mit welch unwiderstehlicher Gewalt packt es uns und reißt es uns hin! Die Wirkung ist berauschend, betäubend, wir kommen von Sinnen — das ist eben das Ziel und der Gipfel der Kunst!" Lakaien! Lakaien! Verderblichere Schranzen als diejenigen, die um einen Thron herumlungernd in Gold glänzen, und die man endlich doch verachten gelernt hat! Wird man euch nicht auch verachten lernen, pflichtvergessene Sudler?

Diese Strafpredigt hat namentlich ein nicht unbeträchtlicher Theil der deutschen Theaterkritik ein Recht, auf sich zu beziehen. Der Erfolg gilt für ein Gottesgericht. Kein Kritiker wagt ein Stück zu loben, das dem Publikum nicht gefallen hat. Man sucht alle Schwächen des Werks hervor, um das Urtheil dieses Souveräns zu motiviren. Wo wäre ein kritischer Grobian zu finden, der dem Publikum ins Gesicht sagte: „Ihr seid dumme Kerle! Das Stück ist ausgezeichnet, ihr versteht es nur nicht! Wir wollen euch die künstlerischen Intentionen des Dichters, die Vorzüge der Ausführung, seine großen Schönheiten auseinandersetzen!" Und das ist dasselbe Publikum, das bei Shakspeare, Schiller und Goethe, bei Dichtern, deren Größe ihnen von der Wiege an vorgesungen wurde, bisweilen mit offenem Munde zuhört und sein Misfallen herunterschluckt, nur aus angelerntem Respect! Wir zweifeln nicht, daß dies Publikum, wenn es nur auf sein eigenes Urtheil angewiesen wäre, einen „Hamlet" sehr confus, einen „Lear" sehr absurd, einen „Don Carlos" unmotivirt und gefühlsüberschwenglich finden und mit dem Applaus, mit dem es selbst bei den classischen Tragödien geizt, wenn nicht berühmte Virtuosen ihn auf sich zu lenken wissen, ebenso zurückhaltend sein würde, wie bei manchen modernen Tragödien, deren innerer Zusammenhang ihm nicht geläufig ist. Eine Kritik, die nur ein Echo des Publikums ist, verzichtet auf ihren wahren Beruf und ist nur eine Gelegenheitsmacherin für die schlimmen Neigungen eines verderbten Geschmacks. Denn wenn das ideale Streben und die dichterische Mission auch bei der Kritik keine Unterstützung mehr finden, so dürfen sie ihre Partie verloren geben. Das Publikum hat daran immer nur geglaubt, wenn die Kritiker und Commentatoren ihm „tausend Laternen angezündet" hatten. Unser Grobian ist übrigens skeptisch genug, auch unsern Classikern für die nächste Zukunft kein günstiges Horoskop zu stellen:

Ich habe den Beweis geführt, daß auf dem Felde der schönen Literatur die Zerfahrenheit und das Verderben eben am größten ist und alles in Aeußerlichkeit und Flachheit unterzugehen droht. Ich habe bewiesen, daß ich ein Recht habe, betrübt zu sein und an ein Ende der Herrlichkeit auch unserer Classiker zu glauben. Diese Classiker haben Geist und Schwung und Ideengehalt; man wird sie, wenn man noch etwas weiter fortgeschritten ist, für langweilig, phantastisch und prätentiös erklären, und sie werden aus der Mode kommen. Ist das etwa nicht möglich? Haben wir keine Beispiele? Gibt es nicht deutsche Classiker, die bereits außer Curs gesetzt worden sind? Große Namen unserer Literaturgeschichte! Aber niemand liest sie mehr. Was verbürgt uns, daß es den zweien oder dreien, die sich bisjetzt noch oben erhalten haben, nicht ebenso ergehen wird? Der Geschmack ändert sich; und von einem Geschlecht, das den Aposteln des Tags folgt, läßt sich alles erwarten!

Der Gesichtskreis unsers Helden ist übrigens keineswegs auf die schöne Literatur beschränkt, obgleich er später sogar unter die Poeten geht und uns Proben eigener Poesie mittheilt, denen es allerdings nicht an derben Pointen, wol aber an dichterischem Hauche fehlt. Es sind alle Gebiete des Lebens, Politik, Philosophie und Gesellschaft, in welche der Grobian mit seiner Diogeneslaterne hineinleuchtet. Namentlich in Bezug auf Philosophie finden sich höchst treffende Bemerkungen. Der Held oder vielmehr der Autor ist ein Gegner des Materialismus auf der einen, des blos gelehrten, unwissenschaftlichen Buchstabenwesens auf der andern Seite. Er beschuldigt die Gegenwart geradezu der Denkfaulheit. Er sagt:

Die Nation hat sich von dem eigentlichen Denken — vom Denken des Geistes, vom Denken des Ganzen — abgewendet; ihr Vertrauen haben die Aufdecker der „Sachen", die Naturforscher und Historiker, vorzugsweise, wo nicht ausschießlich erlangt. Genommen wird dem menschlichen Geiste damit eben das Wissenswertheste. Geleugnet wird die Möglichkeit der wirklichen Erkenntniß, der wirkenden Einsicht in das Ganze, in das Centrum der Dinge — und zugegeben nur die Kenntniß: die Kenntniß der Erscheinungen — des Gewirkten, Gewordenen, Aeußerlichen! Von diesem aus werden höchst vorsichtige Schlüsse versucht auf die nächsten Ursachen, die man selbst als gewordene und mittelbare erkennen muß — und weiter geht man nicht. Man steigt nicht empor zu den obersten Ursachen, zu der Ursache der Ursachen — zum ewigen Princip der Dinge.

Vollkommen begründet ist, was weiterhin von den „wissenschaftlichen Handwerkern" gesagt wird. Wir möchten noch schärfer betonen, daß in dem Vorwiegen dieser Species ein bedenklicher Unterschied unserer Epoche von der vorausgehenden classischen liegt. Es ist wol selbstverständlich, daß jedes Streben der Begrenzung bedarf, daß ars longa, vita brevis est und daß die Gelehrten und Forscher sich nicht blos auf eine Disciplin, sondern innerhalb dieser Disciplin wieder auf eine Specialität beschränken, um gerade dadurch die Wissenschaft zu fördern. Nur darf das Bewußtsein des geistigen Zusammenhangs darüber nicht verloren gehen, der offene Blick der Bildung für alle Schätze des Geistes, der Kunst und Natur, das Band, welches das Einzelne mit dem Ganzen verknüpft. Setzt sich aber ein Gelehrter auf einen Isolirschemel hin, wo er sich nur durch die Weisheit seiner Facultät oder noch mehr seiner Specialität elektrisiren läßt, ist ihm die ganze Welt ringsum mit Bretern vernagelt, so darf man dieser sich noch dazu meistens überschätzenden Gelehrsamkeit ein testimonium paupertatis nicht versagen. Während nun in unserer classischen Zeit das große Zeichen der Humanität die verschiedensten geistigen Richtungen verbrüderte, während die Naturforscher wie Alexander von Humboldt und Oken mit der Poesie und Philosophie einträchtiglich zusammenlebten, während die Alterthumsforscher auch den gleichzeitigen Schöpfungen der Gegenwart die regste Theilnahme zuwendeten, während wiederum unsere großen Dichter nicht bloße Versdrechsler und poetische Formschneider waren, sondern gleichzeitig

Naturforscher, Philosophen, Historiker, kurz, während die geistige Welt ein harmonisches Ganzes, ein alle umfassender Kreis war, so schneidet sich jetzt jeder ein Segment heraus und kümmert sich nicht mehr um das Ganze; der Naturforscher hält die Philosophie und Poesie für überwundene Faseleien; für den Alterthumsforscher existiren die Bestrebungen der Gegenwart nicht; ja es gibt Professoren der deutschen Literatur, die sich um die Ausgaben mittelalterlicher Autoren große Verdienste erworben haben, welche aber von den Talenten der Gegenwart weniger wissen als eine Schauspielerin oder ein eifrig das Theater besuchender Commis; und unter den Dichtern wiederum gibt es beliebte und gefeierte Größen, welche das Dichten für eine ganz abgeschlossene Kunst halten, für ein so apartes Vergnügen, daß „Vernunft und Wissenschaft" nichts damit zu thun haben, und wol gar glauben, ihr Naturquell werde beschädigt, wenn sie ihm durch künstliche Wasserleitungen von anderwärts geistige Strömungen zuführten. Solche Zustände aber, so sehr sie die Kunstfertigkeit im einzelnen fördern, so wesentliche Bausteine sie für den Ausbau der Wissenschaft herbeitragen mögen, sind doch anarchisch und nicht mit den Fortschritten der Industrie zu verwechseln, welche allerdings dadurch bewirkt werden, daß Tausende in den Fabriken jahraus jahrein dieselben kleinen Hantierungen treiben und zu größter mechanischer Kunstfertigkeit bringen — allerdings ohne die Freude, ein Ganzes zu schaffen und auf Unkosten ihrer Intelligenz, welche bei so maschinenmäßiger Thätigkeit nothwendig verdummen muß. Wir schlagen hier Töne an, welche der Grobian recht voll auf seinen Saiten greift:

Welch ein widerspruchsvolles Wesen ist der Mensch! Ein ausgezeichneter Forscher in seinem Fach — und auf der andern Seite ein Pferd, ein Kamel! Hier erfreuendes Licht, dort grauenerregende Finsterniß! Hier imponirend, respectabel, ja ehrwürdig — dort in Dummvornehmheit, Eitelkeit und Neid so gemein, daß man sich eine Peitsche in die Hand wünscht, um ihn damit bearbeitend sich gütlich zu thun! Kenntniß des Fachs, Kenntniß des Handwerks — keine Selbstkenntniß! Darum keine Ahnung von der Häßlichkeit und Widrigkeit seines moralischen Verhaltens! Darum keine Bildung, keine Humanität! Ein Mann der Wissenschaft, und zugleich ein Bauer, ein Protz — ein Flegel! Wo kommt's aber her? Von dem geistlosen Atomismus im Reiche der Wissenschaft — von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit"! Wäre nicht jeder ein Hochmuthsnarr und würde er seine Ehre nicht darein setzen, alles allein wissen zu wollen — gäbe der eine dem andern, was er hat, und nähme er von ihm, was er bedarf, dann ginge die Sonne auf, wo jetzt finstere Nacht herrscht, und mit dem Licht käme die richtige Selbstschätzung, die Geselligkeit, die Liebenswürdigkeit — die Höflichkeit! Mit alledem aber ein ungeheuerer Gewinn an Bildung, Macht und Glückseligkeit! Aber nein, die bloße Hoffart, das dummstolze Herabsehen, das ist viel süßer, das hat viel mehr Werth als jener Gewinn! Und man verschmäht ihn, blos um sich ferner an seiner eigenen moralischen Köstlichkeit zu laben! Solch ein diabolischer Zauber liegt im Egoismus — in der Blindheit des unerleuchteten und ungebildeten Selbst!

Die Quintessenz der Weltanschauung unsers Grobians erfahren wir indeß erst am Schlusse des Werks in einem umfassenden Credo, dessen Inhalt wir hier summarisch zusammenfassen wollen. Er wendet sich nach der Reihe an alle Träger unsers staatlichen und geistigen Lebens. Von den Fürsten verlangt er, daß sie die Einheit, Macht und Größe des Gesammtvaterlandes mit allen Kräften erstreben, daß sie Patrioten und Philosophen der Gesinnung nach sind und Männer von Charakter, Geist und wahrem Wissen in ihre Nähe ziehen, um von ihnen die ganze Wahrheit zu hören. Die deutschen Volksstämme sollen sich gegenseitig lieben. Für die deutsche Nation den materiellen Einheitsstaat herbeiführen zu wollen, ist eine Tollheit, ein Gedanke, der nur von despotischen, ebenso antihistorischen wie antiphilosophischen Köpfen ausgeheckt und von servilen dienstsüchtigen Tröpfen angenommen werden konnte. Man soll den abscheulichen Irrthum aufgeben, als ob der Ungerechte und Unverschämte der beste Politiker wäre. Wenn die Deutschen von dem, was sie sich in Kammervorträgen und Zeitungsartikeln, in Volksreden, Toasten und Festgesängen enthusiastisch versprechen, nur ein Zehntel praktisch halten, so werden alle ihre patriotischen Wünsche in Erfüllung gehen. Die Demokraten sollen nicht darauf losarbeiten, an der Spitze fanatisirter Massen die schlimmsten aller Despoten zu werden, die Adelspartei den Traum aufgeben, als ob ihr die Herrschaft angeboren sei und zu „Rittern des Geistes" werden. Die einzelnen Confessionen sollen nicht an Satzungen festhalten, die mit erwiesenen Wahrheiten in Widerspruch treten, die Theologen bei den Philosophen und bei den Männern der empirischen Wissenschaft in die Schule gehen, die Philosophen wiederum die Cardinalwahrheit einsehen, daß das Erkennen abhängig ist vom Sein, und überdies durch sittliche Reinheit und Intelligenz den Praktikern und Empirikern als Muster vorleuchten; die Empiriker, die Natur- und Geschichtsforscher, die Schoskinder der Epochen, haben zu begreifen, daß die Kenntniß eines Theils, den man studirt hat, noch keineswegs berechtigt, über das Ganze und die andern Theile, die man nicht studirt hat, zu urtheilen; sie sollen das Prahlen und Dickethun mit ihrem Metier abstellen.

Von den Künstlern verlang' ich, daß sie sich den neuen Gehalt, wie ihn die Wissenschaft zu Tage fördert, aneignen und demgemäß neue, frische, lebendige Formen schaffen. Ich verbitte mir bei ihnen die Meinung, als ob sie blos noch das Natürliche und Menschliche darzustellen hätten, und fordere, daß sie das Göttliche in neuer Auffassung dazufügen lernen. Die Poeten mach' ich darauf aufmerksam, daß die äußere Form und die appetitlichste, blendendste Ausputzung derselben nicht das Ziel ihrer Kunst sein kann, daß sie vielmehr das edelste und mächtigste Seelen- und Gemüthsleben in sich zu erwecken und dieses auch in den lebendigsten Formen auszuprägen lernen müssen. Ich verlange von ihnen, daß sie die Sprache der Götter nicht dazu misbrauchen, um ihre persönlichen unbedeutenden Erlebnisse und kindischen Gefühle an den Mann zu bringen, sondern daß sie diese Sprache ehren, indem sie dem Würdigen, Großen, Erhabenen — dem Ewigen ihren Zauber leihen und dem Ideal des Lebens die Seelen gewinnen. Den Dichtern muth' ich noch insbesondere zu, daß sie begreifen, warum Dichten und Denken zusammen genannt wird, und daß sie sich an Hoheit und Cultur des Geistes den Denkern zur Seite stellen. Praktiker und Empiriker möchten heute gar zu gern allein Männer sein und sich der Poeten nur zur Unterhaltung bedienen! Ich verlange, daß die Poeten dies nicht dulden und der Welt beweisen, daß sie nicht blos zum Vergnügen der Menschen, sondern zu ihrer edelsten Erziehung in der Welt sind.

Der Tagespresse soll die Wahrheit über alles gehen. Der schreibende Politiker und der Kritiker darf niemand die Ehre lassen, daß er von persönlichen Rücksichten freier sei als er. Die Jugend sei bescheiden, freisinnig und hochstrebend und urtheile nicht anmaßend über die Leistungen gereifter Männer ab; sie erwecke in ihrem Gemüth wieder die schöne Tugend der Pietät. Die letzte aber wichtigste Forderung ist, daß die Genien und die Talente, die Sommitäten sämmtlicher Fächer in unserm Volk sich geistig einander zuwenden und einen Bund schließen, um den großen Zwecken der Gegenwart mit organisirten Kräften zu dienen.

Wenn alle diese Forderungen erfüllt werden, will unser Grobian an eine bessere Zeit glauben; doch fürchtet er sehr, es werde nicht der Fall sein. So fehlt also der Thürschwelle seines Idealismus nicht das Pentagramm, welches den Teufel nicht herausläßt.

Das Buch ist, wie wir sehen, sehr ernst gemeint: es ist das Glaubensbekenntniß eines Philosophen, welcher den Materialismus als System wie in allen Zeitrichtungen bekämpft und nur dabei hin und wieder zu sehr an jene Schablone erinnert, welche die „theistische Philosophie" sich für den geträumten Fortschritt ihrer Speculation über unsere großen Denker hinaus zurechtgemacht hat. Daß den „Rittern des Geistes" in Staat, Kunst und Wissenschaft die Zukunft gehört, scheint uns sowenig fraglich, wie dem Verfasser, und für ebenso zweifellos halten wir's, daß weder alle namhaften Dichter, noch alle namhaften Gelehrten der heutigen Zeit zu den „Rittern des Geistes" gehören, sondern oft groß im Kleinen sind und ihren Ruf einer Specialität verdanken.

Im ganzen läßt sich unser Grobian weniger auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein, auf das persönliche Verhalten, wie es die Populärphilosophie zum Gegenstande zu nehmen pflegt; es sind mehr die allgemeinen geistigen Interessen, denen er seine Grobheit widmet. Doch finden sich in dem Werk auch einzelne recht ergötzliche Partien, in denen er von dem Kothurn auf den Soccus herabsteigt. So z. B. der Abschnitt über die Thierähnlichkeit der Menschen:

Hast du wol schon recht bedacht, wie deutlich und bestimmt in den Menschen die Thiere wieder erscheinen? Von außen und innen, nach ihrer Physiognomie und der Grundrichtung ihrer Seele! Weswegen man die Menschen auch von Urzeiten her Fliegen, Hunde, Katzen, Schafe, Büffel u. s. w. genannt hat. Jetzt ist das leicht; aber wer's zuerst gethan und treffend gethan hat, war ein schöpferischer und ein freier Geist! Wer zuerst eine wirkliche menschliche Gans eine Gans nannte, war ein Genie! Denn was fehlt hier zur Charakteristik? Die alberne Schönheit, das zarte weiße Gefieder, die flaumige Brust, das leichtwiegende Gehirn und der Schnabel, der ein Geschnatter vollführt, welches uns desperat macht — alles das ist im Bilde begriffen und tritt uns vor die Seele!

Auch die guten Eigenschaften der Thiere treten im Menschen wieder hervor, und die Inhaber sind sich dessen mit ungemeinem Stolz bewußt. Willst du einem Säbelhelden die wirksamste Schmeichelei sagen? Nenne ihn einen Löwen — und der dankbarste Blick wird dich lohnen. Auch der Adler macht einen trefflichen Effect; und ich habe einen und den andern Herrn gekannt, der vergnügt schmunzelte, wenn man ihn einen Bären hieß. Wer gilt nicht gern für einen Fuchs? Sogar der Wolf ist noch wohlthuend. Die Sängerin hat kein höheres Ideal, als Nachtigall zu werden, und ich kenne lyrische Poeten, die drei Nächte nacheinander vor Entzücken nicht schliefen, wenn sie ein Recensent mit dem Vogel auf Eine Linie stellte!

Ferner gehört hierher die Specification der verschiedenen Grobiane, die Charakteristik der Arten, welche der Autor mit dem Scharfsinn eines Naturforschers unternimmt. Den Anfang macht der Naturgrobe, der Lümmel; ihm verwandt ist der Protz, nur modificirt durch das Bewußtsein des gefüllten Geldsacks. Dann folgen der Dummgrobe, der seine Dummheit vor Entlarvung schützen will; der boshafte Grobian; der Grobian aus Eitelkeit und Vornehmheit; der Grobian aus Rechthaberei; der vorsichtige Grobian, den die vielseitigste Befriedigung seines Bedürfnisses nie in Händel verwickelt; der Grobian aus Berechnung, der, um emporzukommen, auf die Untergebenen seinen Fuß setzt.

Einen humoristischern Eindruck macht derjenige, welchen der Volkswitz als „kleine Kratzbürste" charakterisirt hat. Die pygmäenhafte Figur gehört zur Sache. Denn wenn die Dreistigkeit, beziehungsweise Frechheit des Bürschchens auch aus seinem innersten Wesen stammt, so trägt die Kleinheit der Gestalt doch zu ihrer Ausbildung und Schärfung bei. Das Gefühl, von oben angesehen oder gar übersehen zu werden, empört den Ehrgeiz des Zwergs, und er trägt nun Sorge, sich den andern gleichsam in ganzer Figur unter die Nase zu stoßen. Seinem Längenmaß eine Elle zusetzen, das kann er nicht; aber unverschämt sein, das kann er, und darum ist er's. Wie die Menschen nun einmal sind, gelingt es auch der „Kratzbürste" nicht selten, ihre Zwecke zu erreichen; ja wenn sie zufällig eine gewisse Macht, Geld oder Einfluß besitzt, kann sie förmlich imponiren. Auf der andern Seite jucken uns aber gerade ihr gegenüber die Finger. Man kann sich oft nur sehr schwer enthalten, ihr Ohrfeigen zu geben, und gibt sie ihr denn zuweilen auch wirklich. Dadurch läßt sich aber die rechte Kratzbürste nicht abschrecken; der Trieb ist stärker in ihr als das Ehrgefühl, und so erträgt sie lieber die Folgen, als daß sie sich das Vergnügen der Arroganz nehmen ließe.

Dann folgen noch der Grobian aus Verlegenheit; der Grobian aus Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen; der drollige Grobian; der witzige Grobian, der die Narren mit dem Schwert des Geistes schlachtet als Opfer zur Ergötzung des Publikums, und der Grobian der Gerechtigkeit, zu denen der Held des Werks gehört. Er sieht, daß die Welt verkehrt ist und versucht, sie in die richtige Stellung zurückzuschimpfen:

Was ihn und seine Ergüsse vor dem Schicksal, widerlich zu erscheinen, rettet, ist der tiefe melancholische Ernst als Quell derselben — auf der andern Seite die subjectiv motivirte, gesunde Uebertreibung und der Humor, der mit dem ehrlichsten Zorne so eins wird, daß beide nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Der Gereizte kann ein kleines Unrecht so extravagant strafen, daß er selber ein unvergleichlich größeres begeht; aber darin liegt eben der Spaß, und ich wenigstens hab' es ihm niemals übel nehmen können. Genug, daß er im Unrecht nie die Initiative ergreift, immer wartet, bis ein anderer es begeht, und dann nur ungerecht wird im Namen der Gerechtigkeit!

Die „Gespräche mit einem Grobian" wird man nicht ohne das Gefühl wohlthuender Erquickung aus der Hand legen; denn es geht ein gesund frischer Ton durch das Werk und die auf das Große und Ganze gerichtete Gesinnung erhöht den Eindruck dieses Tons. Eine gleichsam aus den Wolken des Idealismus herablangende Faust

zerſchlägt den modernen Nipptiſchkram — und das iſt ein Geklimper, das man ſich zur Abwechſelung einmal beſſer gefallen läßt, als das fortwährende Geklimper der Versballadenſänger.

Rudolf Gottſchall.

Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht.

Meier Helmbrecht und ſeine Heimat. Von Friedrich Keinz. Mit einer Karte. München, Fleiſchmann. 1865. Gr. 8. 16 Ngr.

Mit einer ſeltenen Uebereinſtimmung haben unſere Literarhiſtoriker der Erzählung Wernher's des Gartners vom Bauernſohn Helmbrecht das höchſte Lob geſpendet. Welches auch immer die Vorzüge und Schönheiten des Gedichts ſein mögen, welche die Beurtheiler nach dieſer oder jener Richtung hin geltend machten und hervorhoben, ſo wird doch ſein hauptſächlichſter Werth ohne Zweifel in der Volksthümlichkeit des Stoffs und ſeiner Behandlung zu ſuchen ſein. Treffend hat Franz Pfeiffer die Dichtung die „erſte wahrhaftige deutſche Dorfgeſchichte" genannt, und Guſtav Freytag hätte kein anſchaulicheres Bild von dem Leben wie von den Geſinnungen des deutſchen Bauernſtandes alter Zeit geben können als durch ſeine Nacherzählung des Gedichts vom Meier Helmbrecht.

Trotz ihrer poetiſchen und culturhiſtoriſchen Bedeutung iſt aber die Dichtung ſelbſt noch lange nicht ſo bekannt, wie wir es wünſchten müßten. Die Fabel iſt in Kürze folgende: Der Meier Helmbrecht hatte einen Sohn, der ebenfalls Helmbrecht geheißen war. Derſelbe war hoffärtigen Sinnes, ſtolzirte in ſchönen Kleidern einher und begehrte an den Hof, um fortan ein edleres ritterliches Leben zu führen. Alle Bitten des Vaters, zu Hauſe und wie ſeine Altvordern ein Bauer zu bleiben, waren vergebens. So läßt er ihn endlich ziehen, nachdem er ihm noch einen Hengſt geſchafft. Der Junge kommt auf eine Burg geritten, tritt in die Dienſte eines Raubritters und bald macht er ſeinem ſchändlichen Gewerbe alle Ehre. Nach einem Jahre kehrt er auf kurzen Beſuch in das Vaterhaus zurück. Des Vaters Ermahnungen, von ſeinem ins Verderben führenden Leben abzulaſſen und fortan bei den Seinen zu bleiben, ſind wieder in den Wind geſprochen. Helmbrecht verlangt von dannen und veranlaßt ſeine nicht minder hoffärtige Schweſter, einem ſeiner Geſellen als Gemahlin zu folgen. Als die Bande zur Hochzeitsfeier vereint iſt, überraſcht ſie der Scherge und nimmt ſie mühelos gefangen. Nur Helmbrecht läßt man am Leben, aber er verliert ſeine Augen, dazu wird ihm eine Hand und ein Fuß abgehauen. So kommt er als Krüppel nach Hauſe; doch der unverſöhnliche Vater weiſt ihn zurück, aber die Mutter ſteckt ihrem immer noch geliebten Kinde heimlich ein Stück Brot zu. Hierauf zieht er mit ſeinem Führer weiter und geräth in die Hände rachedurſtiger Bauern. Sie mishandeln ihn und knüpfen ihn dann an einem Baume auf. Seitdem ſind Straßen und Wege ungefährdet.

Zuerſt wurde der Helmbrecht im fünfundachtzigſten Bande der „Wiener Jahrbücher der Literatur" (1839) nach dem berühmten ambraſer Codex durch Joſeph Bergmann mitgetheilt. Eine kritiſche Ausgabe beſorgte Moritz Haupt im vierten Bande ſeiner Zeitſchrift, indem er noch eine zweite Handſchrift, eine berliner, benutzen konnte. Danach iſt das Gedicht noch öfters gedruckt worden, aber nur in Sammlungen, wie z. B. in von der Hagen's „Geſammt-Abenteuer" und in Goedeke's „Deutſche Dichtung im Mittelalter". Die erſte ſelbſtändige Veröffentlichung bietet uns das vorliegende Buch von Friedrich Keinz. Daß der „Helmbrecht" ſpäter auch in der von Franz Pfeiffer herausgegebenen Sammlung der „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters" Aufnahme finden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Es wird dies in dem Bande zu geſchehen haben, welcher eine Reihe von kleinern Erzählungen, Schwänken u. dgl. enthalten ſoll.

Iſt ſomit durch die gegenwärtige Ausgabe von Keinz und die künftige von Pfeiffer dieſes wichtige und feſſelnde Denkmal unſerer ſchönen Literatur des Mittelalters zugänglicher gemacht, dann wird es ferner auch nicht mehr von der Lektüre auf Schule und Univerſität ausgeſchloſſen bleiben. Nächſt dem Nibelungenliede und den Gedichten Walther's von der Vogelweide ſcheint uns der „Helmbrecht" als Beiſpiel der epiſchen Kunſtdichtung eine ſolche Bevorzugung ganz beſonders zu verdienen. Denn in ſprachlicher, metriſcher, geſchichtlicher und äſthetiſcher Hinſicht bietet das Gedicht eine Fülle von wichtigen Momenten dar, und andererſeits wird ihm die allgemeinſte und wärmſte Theilnahme der Schüler und Hörer ſicher ſein. Und wenn auch eine Stelle halbwegs verfänglicher Natur gegen die Heranziehung in den Schulunterricht bedenklich machen ſollte, ſo kann ſie ohne Schaden für den Zuſammenhang einfach hinweggelaſſen werden, wie es ja auch bei Ovid und Homer zu geſchehen pflegt, ohne daß die anſtößigen Stücke aus den Ausgaben verbannt werden.

Schon der Titel des Buchs von Keinz: „Meier Helmbrecht und ſeine Heimat", läßt erkennen, daß wir nicht blos eine Textmittheilung in ihm zu ſuchen haben, ſondern daß es ſich hier auch um eine Frage wiſſenſchaftlich principieller Art handelt. Und ohne eine ſolche würde wol auch ſchwerlich von Keinz eine neue Textausgabe ins Leben gerufen worden ſein. Die Frage nach der Heimat des Meier Helmbrecht, mit andern Worten die Frage nach dem Schauplatze, auf welchem Wernher's Geſchichte vom Meier Helmbrecht ſpielt, iſt gegenwärtig in der altdeutſchen Literaturwiſſenſchaft gewiſſermaßen die Tagesfrage, wie ſolche in allen Disciplinen die Männer des Fachs immer von Zeit zu Zeit in erhöhtem Grade anziehen und beſchäftigen. Betrifft nun eine Erörterung dieſer Art ein ſo hervorragendes und dem allgemeinen Intereſſe naheliegendes Dichterwerk, dann kann es nicht fehlen, daß auch weitere Kreiſe die Neigung hegen, ſich mindeſtens mit den Ergebniſſen eines wiſſenſchaftlichen Kampfes vertraut zu machen. Zwar beſitzt die Helmbrechtfrage bei weitem nicht die Wichtigkeit wie die Frage über die Entſtehung und den Dichter des Nibelungenliedes oder ſelbſt wie die über Namen, Stand und Heimat Walther's von der Vogelweide; aber dennoch iſt ſie bedeutſam genug, um ein allgemeineres Intereſſe wach zu

rufen und zu verdienen. Und darum sei in d. Bl. über Anlaß, Verlauf und gegenwärtigen Stand der Streitfrage in aller Kürze berichtet. Glücklicherweise ist hier die Wahl zwischen Für und Wider auf die ästhetische Würdigung des Gedichts selbst ohne jeden bestimmenden oder verderblichen Einfluß.

Wie so oft in fruchtbarster Weise, ist auch diesmal die Anregung zu einer neuen wissenschaftlichen Frage von Franz Pfeiffer ausgegangen: er trat auch hier einer weitverbreiteten und allgemein angenommenen Ansicht entgegen, der Ansicht nämlich, als sei der „Helmbrecht" in Baiern gedichtet und später in Oesterreich umgedichtet. Diese Entscheidung würde wahrscheinlich nicht so bestimmt ausgesprochen worden sein, man würde dem Gedicht in allgemeinerer Weise eine bairisch-österreichische Heimat nach seinen Sprachverhältnissen zugewiesen haben, wenn nicht in ihm selbst der Schauplatz der Begebenheit durch drei Ortsnamen bestimmt würde. So sagt der Dichter zum Preise der kostbaren Kleidung, welche er seinen Helden, den jungen Helmbrecht, tragen läßt, daß kein Bauer zwischen Hohenstein und Haldenberg jemals auf seinen Leibrock solchen Fleiß verwendet habe. Und ferner: als der alte Helmbrecht seinem auf Besuch eingekehrten Sohne in Ermangelung des Weins anräth, Wasser zu trinken, so nennt er ihm als den besten Brunnen auf Erden die Quelle von Wanghausen. So lauten die Namen in der ambraser Handschrift, welcher Haupt mit Recht bei seiner kritischen Bearbeitung den Vorrang eingeräumt hat. Anders aber werden die Namen in der berliner Handschrift überliefert: hier ist Helmbrecht's Heimat zwischen Wels und dem Traunberg zu finden, hier ist als die trefflichste Quelle die zu Leubenbach genannt. Es liegt nun auf der Hand, daß die eine der beiden Handschriften gefälscht haben muß, gleichviel aus welcher Absicht es geschah. Mit der Bevorzugung der ambraser Handschrift im Ganzen sah man auch im Einzelnen ihre Ueberlieferung der Namen als die richtigere und echte an.

Ueber den Namen Wanghausen kann kein Zweifel sein. Dieser Ort liegt in der Nähe von Burghausen und Braunau am rechten Ufer der Salzach, Nebenfluß des Inn. Wanghausens Quelle ist heute noch berühmt und gesucht. Die beiden andern Namen, Hohenstein und Haldenberg, die nicht von vornherein so einfach und klar zu fassen sind, hat man auf verschiedene Orte zu beziehen versucht. Schließlich galt als ausgemacht, daß das mittelfränkische Hohenstein und Haldenberg am Lech in dem Gedicht gemeint seien. Diese Benennungen im Verein mit der unzweifelhaften von Wanghausen führten zu dem Ergebniß, daß der Schauplatz des Gedichts nach Baiern zu setzen sei.

Diese Ansicht verwarf Franz Pfeiffer in einer Abhandlung seiner Akademieschrift „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des Alterthums" (1; Wien 1863), weil sie auf innern Widersprüchen beruhe; ihm schienen im Gegentheil die Namen der berliner Handschrift die echten zu sein. „Von Wels bis zum Traunberg (jetzt Traunstein)" ist nur Umschreibung für „Traungau". Der genannte Ort Leubenbach (jetzt Leonbach) liegt in der Nähe von Wels. Andere Umstände treten hinzu, die Annahme dieser österreichischen Heimat des Gedichts noch wahrscheinlicher zu machen. Uns genügt hier das Resultat; wer sich für die Erwägungen Pfeiffer's näher interessirt, sei auf die lehrreiche Abhandlung selbst verwiesen. Von allgemeinerer Wichtigkeit ist aber noch Pfeiffer's Deutung des Namens Gartner, Gartonære, welchen der Dichter Wernher führt. Es heißt nichts anderes als „Wanderer, Fahrender". Und daß Wernher wirklich zu der Klasse der Fahrenden Sänger gehörte, geht aus Stellen im Gedicht unzweifelhaft oder höchst wahrscheinlich hervor.

Pfeiffer's neue Ansicht fand theils Anerkennung, theils Widerspruch; aber nicht diejenigen, welchen Pfeiffer zunächst entgegnet hatte, suchten die ältere Annahme von der bairischen Heimat des Gedichts festzuhalten, der Widerspruch kam vielmehr von einer Seite, woher man ihn nicht erwartet hatte.

Archivar Muffat veröffentlichte im Morgenblatt der „Bairischen Zeitung" vom 8. October 1863 einen Aufsatz, in welchem er sich für die Namen der ambraser Handschrift entschied, doch stellten sich außer Wanghausen die beiden Berg- oder Burgnamen nicht ganz sicher heraus. Dagegen war von ganz besonderer Wichtigkeit seine Entdeckung von der Existenz eines Helmbrechtshofs in der Nähe von Wanghausen, und diese bot willkommenen Anhalt und Anlaß zu weiterer Forschung.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Friedrich Keinz, unternahm zur Betreibung mundartlicher Studien eine Reise nach Passau und wurde von seinem Lehrer, Professor Konrad Hofmann in München, aufgefordert, er möge doch bei dieser Gelegenheit Untersuchungen über den „Meier Helmbrecht" anstellen. Das that der junge Gelehrte denn auch, und da er sich des Raths und der Beihülfe eines der gründlichsten Kenner der dortigen Gegend, des Pfarrers Sarcneder in Ueberackern, erfreute, so waren seine Forschungen, wie es schien, mit dem überraschendsten Erfolge gekrönt. Professor Hofmann gab darauf in dem Sitzungsberichte der münchener Akademie (vom 5. November 1864) vorläufige Nachricht, welche auf die in Aussicht gestellte weitere Ausführung seines jungen Freundes äußerst gespannt machte. Das schon jetzt mitgetheilte Ergebniß lautete in der Hauptsache: Die ältere, neuerdings von Muffat verfochtene Ansicht von der bairischen Heimat des Gedichts bleibt zu Recht bestehen, Pfeiffer's Hypothese ist nicht stichhaltig. In nicht allzu langer Frist erschien schließlich die erwartete Schrift von Keinz.

Sie enthält außer der Darlegung der Streitfrage und der gewonnenen Ergebnisse den Text des Gedichts nach der Recension von Haupt, jedoch mit Berücksichtigung der von Pfeiffer in seiner Abhandlung vorgebrachten Verbesserungsvorschläge; es folgen Anmerkungen, die zum Theil auch dem Fachmanne Neues und Wichtiges bieten, sonst aber für einen weitern Leserkreis berechnet sind; den Schluß bildet ein kurzgefaßtes, fürs erste ausreichendes Glossar. Eine beigegebene kleine Karte orientirt über den Schauplatz des Gedichts.

Und welches ſind nun die Beweiſe, daß das Gedicht wirklich in der Umgegend von Wanghauſen ſpielt? Zuerſt fällt der Helmbrechthof ins Gewicht. Die Namen Hohenſtein und Haldenberg finden ſich in der Nähe, wenn auch der letztere in der Form Aldenberg, Ajdenberg. Die im Gedicht erwähnten localen Angaben von einem ſchmalen Steig und einer Kienleite haben ſich wirklich entdecken laſſen. Ueber den im Gedicht auftretenden Meier Ruprecht bringt der Verfaſſer nichts Sicheres bei, aber wenigſtens einzelne beachtenswerthe Vermuthungen. Der Dichter wird von Keinz als ein Bruder Gärtner, Kloſtergärtner des benachbarten Kloſters Ranshofen aufgefaßt. Ferner kommt eine wirklich merkwürdige Sage hinzu, und dieſe überraſcht und beſticht faſt noch mehr als die Entdeckung jener Ortsnamen. Mitten in einem Walde, nicht weit vom Helmbrechtshofe entfernt, ſteht eine Kapelle; fragt man alte Leute, was es damit für eine Bewandtniß habe, ſo erhält man die Antwort: hier habe man jenen Soldaten aufgehängt, der ſeinen Aeltern entlaufen war, um ein liederliches Leben führen zu können. Allerdings wird das zu der Vermuthung führen, daß hier die Stelle ſei, wo Helmbrechtel hing. Zu allen dieſen Gründen tritt nun noch ſchließlich die Sprache, welche durch die Mundart der dortigen Gegend, ſowie durch dort herrſchende Gebräuche vielfach erklärt werden kann.

Nach Vollendung der Schrift ſtellten Keinz und Pfarrer Saxeneder weitere Forſchungen an, und dieſe werden in Form von Nachträgen durch Konrad Hofmann in den Akademieberichten (vom 13. Mai 1865) veröffentlicht. Zugleich theilte Profeſſor Hofmann mit, daß die Zahl derer, welche die Unterſuchung mit Aufmerkſamkeit verfolgt haben, nach den „aus allen Gauen deutſcher Philologie“ zugekommenen Briefen zu ſchließen, eine überraſchend große ſei. „Ein einziger unter allen verhält ſich noch zweifelnd, alle übrigen ſtimmen der neuen Helmbrechtsthesis unbedingt, mancher der beſten Namen mit freudigem Glückwunſche bei.“ Es lag nahe, in dieſem einzigen Zweifler Franz Pfeiffer zu vermuthen; aber um ſo mehr mußte es überraſchen, von ihm ein Zeugniß, wenn auch kein unmittelbares, zu erhalten, daß er ſich für beſiegt, die Aufſtellungen von Keinz für beweiskräftig und überzeugend halte. Denn in der von Karl Bartſch gelieferten bibliographiſchen Ueberſicht der Erſcheinungen auf dem Gebiete der deutſchen Philologie im Jahre 1864 (in Pfeiffer's „Germania“, zehnter Jahrgang, drittes Heft, 1865) iſt das Buch von Keinz ſchon mitgenannt und der Titelanführung der Zuſatz beigefügt: „Dieſe Abhandlung weiſt mit voller Evidenz die Heimat des Gedichts nahe an der Salzach nach.“ Würde Pfeiffer ſich im Gegenſatze zu der Anſicht des Bibliographen gewußt haben, dann hätte er als Herausgeber ſicher ein Fragezeichen oder eine ſonſtige Bemerkung nicht unterlaſſen. Der Zweifler mußte ſomit ein anderer ſein; und wer es war, hat uns ſpäter Pfeiffer's „Germania“ gezeigt.

Die Nachträge zu dem Keinz'ſchen Buche ſind natürlich unbedeutender als die erſten Entdeckungen. Zumeiſt erſtrecken ſie ſich auf ſprachliche Dinge. Ein Moment aber hat hervorragenderes Intereſſe. Es hat ſich herausgeſtellt, daß ſich in einem Orte in der Nähe des Kloſters Ranshofen noch zu Anfang unſers Jahrhunderts eine Handſchrift befunden hat, welche vom Räuberhauptmann Helm handelte und welche ohne Zweifel eine Modernisirung des Gedichts von Helmbrecht war.

So weit der Verlauf der Helmbrecht-Hypotheſe, wie ſie von Keinz gegeben iſt. Alle öffentlichen Beſprechungen, ſoviel uns deren zu Geſicht gekommen ſind, ſtimmten zu, doch ſind wir keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es auch ungläubige oder mindeſtens unentſchiedene Beurtheiler gegeben hat. Zu letztern rechne ich mich ſelbſt. Die Entdeckung der Namen Hohenſtein und Aldenberg in Wanghauſens Nähe ſchien mir das wichtigſte Moment zu ſein, und das beſtimmte mich, den Schauplatz der Erzählung bis auf weiteres dort anzunehmen. Dagegen halte ich ſämmtliche andere Beweiſe für unzureichend. Die Sprache kann gar nicht in Betracht kommen, denn der andere Schauplatz, der Traungau, gehört zu demſelben Dialektgebiete. Die Sage von dem gehängten Soldaten, welche ſofort als eine dunkle und modificirte Erinnerung an das tragiſche Ende Helmbrecht's gefühlt wird, kann bei näherer und ruhiger Betrachtung nicht als Beweis gelten. Man ſehe ſich anderwärts nach ſolchen Sagen um, und man wird finden, daß ſie alle nicht ſehr alt ſind. Sagen mythiſcher Natur dauern wol in unverwüſtlicher Kraft über Jahrhunderte, aber derartige hiſtoriſche Sagen bleiben in der Regel nicht lange in der Erinnerung der Geſchlechter haften. Wo dennoch ſolche uralte Sagen bekannt ſind, hat die Sagenliteratur ſie aufgefriſcht oder neu vermittelt. Jene Sage vom gehängten Soldaten ſieht ganz ſo aus, als ſei ſie auf eine Begebenheit des Dreißigjährigen Kriegs zurückzuführen. Und iſt denn das Aufknüpfen an einen Baum etwas ſo Wichtiges und Seltenes geweſen, daß es 600 Jahre lang dem Gedächtniſſe nicht entſchwinden kann? Was nun endlich die Handſchrift von „Helmbrecht“ anlangt, ſo beweiſt dies Moment nicht im entfernteſten, daß die Begebenheit eine Theilnahme an der Erzählung ausſchließlich hier an ihrem engern Schauplatze hervorgerufen habe. Unter den Manuſcripten, welche die Kloſterherren zu Ranshofen beſaßen, werden eben auch Gedichte zur Unterhaltung nicht gemangelt haben.

Der einzige, welcher öffentlich gegen Keinz aufgetreten iſt, und in gewiſſem Sinne an Pfeiffer's Beweiſe feſtgehalten hat, iſt bisjetzt Karl Schröder, derſelbe, dem wir einen ſo ſchönen Aufſatz über die höfiſche Dorfpoeſie in Goſche's „Jahrbuch für Literaturgeſchichte“ verdanken. In einer Abhandlung in der „Germania“: „Heimat und Dichter des Helmbrecht“, weiſt er die von Keinz vorgebrachten Gründe zurück und hebt zugleich in höchſt geiſtvoller Weiſe die ganze Frage in ein idealeres, den engen Grenzen eines Schauplatzes entrücktes Gebiet. Jene Nachträge hat Schröder übrigens nicht gekannt; denn ſein Aufſatz nimmt auf ſie keine Rückſicht. Schröder weilt gegenwärtig in Spanien, dahin werden Akademieberichte nicht ſo ſchnell gelangen. Nachträge würden aber ohne

Zweifel auf die neue Anſchauung nicht im mindeſten Einfluß ausgeübt haben.

Mit Recht hält Schröder nicht viel von den beigebrachten ſprachlichen Argumenten. Daneben ſcheinen ihm auch innere Gründe gegen die Annahme von Keinz zu ſprechen, welche wir alle für ſchlagend halten. Wichtiger aber iſt, daß Schröder den Schauplatz der Handlung für gleichgültig erklärt gegenüber der bedeutungsvollern Frage nach der Perſon des Dichters. Und er findet Wernher den Gartenäre in jenem bekannten Bruder Wernher, dem Genoſſen und Nachfolger Neidhard's von Reuenthal auf dem Gebiete der bäuriſchen Hofpoeſie. Er iſt ein Fahrender Mann geweſen, und dies ſtimmt völlig zu Pfeiffer's Deutung, daß der Beiname des Dichters von „Helmbrecht" ſich auf ſeinen Sängerſtand beziehe. Schröder ſieht ferner in Helmbrecht nicht eine beſtimmte hiſtoriſche Perſönlichkeit, ſondern lediglich einen fingirten Repräſentanten der ganzen verderbten Jugend. Nach meiner Ueberzeugung läßt ſich indeß beides ſehr wohl vereinen. Wie unſere heutigen Novelliſten ihre Geſtalten aus dem Leben nehmen, ohne ſie jedoch bis auf das Haar zu copiren, ſo wird der Dichter des „Helmbrecht" auch eine wirkliche Begebenheit erfaßt und mit poetiſcher Erfindung verklärt haben.

Weitere Erörterungen werden hoffentlich noch mehr Licht in die ganze Frage bringen. Welche Anſicht aber auch ſchließlich die Oberhand behalten mag, ſo wird der Hauptgewinn doch darin beſtehen, daß die Unterſuchung zunächſt für das Verſtändniß ſchwieriger Stellen im Gedichte von großem Vortheil geweſen iſt, wofür wir dem jungen Gelehrten zu aufrichtigem Danke verpflichtet ſind. Sodann aber wird auch die wiſſenſchaftliche Theilnahme, welche in jüngſter Zeit der Erzählung in reicherm Maße geſchenkt wurde, zu einer allgemeinern Würdigung hinleiten. In dieſer Beziehung billigen wir die Textmittheilung von Keinz, und für die Hülfsmittel, die er beigegeben, werden ihm die Leſer dankbar ſein. Im Texte hätten einige Druckfehler leicht vermieden werden können.

So ſehr es zu wünſchen wäre, daß in Pfeiffer's Sammlung das Gedicht bald erſchiene, ſo vortheilhaft wird einer neuen Ausgabe ein längerer Aufſchub ſein. Inzwiſchen können weitere Unterſuchungen zu ſchönen Ergebniſſen führen, auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß ſich in irgendeiner verſteckten Kloſterbibliothek Süddeutſchlands noch eine neue und gute Handſchrift von „Meier Helmbrecht" entdecken laſſen werde.

Reinhold Bechſtein.

Bunſen's „Leben Jeſu".

Der neunte Band von Bunſen's „Vollſtändigem Bibelwerk für die Gemeinde" bringt uns das Leben Jeſu, an welchem er ſeit vielen Jahren arbeitete. Er hat es unvollendet hinterlaſſen; Holtzmann hat das Buch aus den Papieren des Verſtorbenen zuſammengeſtellt und das „Lebensbild" von Jeſus eingefügt, das Bunſen einmal losgelöſt von den kritiſchen Unterſuchungen als klares Ergebniß derſelben für einen Kreis von Freunden ſchrieb und drucken ließ, ohne es zu veröffentlichen. Das Werk iſt auch in einer Separatausgabe erſchienen. *) So liegen allerdings vollſtändig ausgeführte Abſchnitte neben ſchematiſchen Skizzen, Schilderungen, die zum Gemüth ſprechen, neben gelehrten Verhandlungen über Chronologie und Quellen; aber auch ſo wiſſen wir der Familie und dem Herausgeber Dank, daß ſie uns dieſe Blätter nicht vorenthalten haben. Gerade die Darſtellung von der Geburt und Jugend Jeſu und die Leidensgeſchichte ſind vollendet, und hiermit für die Methode wie für die Ziele Bunſen's das Wichtigſte und Maßgebende.

Bunſen gehört zu den Männern, die für ſich ſelbſt einen Zwieſpalt zwiſchen den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft und dem religiöſen Glauben nicht ertragen, die aber die Vernunft darum nicht gefangen geben unter kirchliche Lehrformeln, ſondern für die Erfahrungen und Forderungen des Gemüths nach einem Ausdruck ſuchen, der mit den Thatſachen und Geſetzen des natürlichen und geſchichtlichen Lebens nicht ſtreitet, vielmehr ſelber ihr Räthſel löſen hilft. Wie ihm das Gute und das Wahre im innerſten Grunde eins ſind, ſo wird ihm ein ſelbſtbewußt ſittlicher Wille zum Princip alles Daſeins. Wie er für ſich in Jeſus das Vorbild des menſchlichen Lebens und die Offenbarung Gottes nach ſeiner Liebe und Wahrheit gefunden, ſo möchte er um keinen Preis das Volk in unwiſſend Gläubige und in ungläubig Wiſſende auseinanderfallen laſſen, vielmehr es einigen unter dem Panier der freien und befreienden Wahrheit, die im Gewiſſen der Menſchheit ihre Beſtätigung hat. Wollten andere zwiſchen dem hiſtoriſchen und idealen Chriſtus unterſcheiden, ſo ſtellt Bunſen gerade den einen im andern dar; er zeigt, wie die Ideen Geſtalt gewonnen, und begleitet wiederum die Geſchichte mit Betrachtungen, welche ihre ewige Bedeutung auslegen, wobei er es liebt, die bibliſche Ausdrucksweiſe in die Sprache unſers Jahrhunderts zu überſetzen. Es ſind zwei Factoren, die leiblich ſinnliche Gegenwart, die hiſtoriſche Perſönlichkeit, und dann der ſchöpferiſche göttliche Gedanke, das Ewige, das im Thatſächlichen zur Erſcheinung kommt und dem Individuellen ſeine Bedeutung gibt; Bunſen will ſie nirgends getrennt wiſſen; er ſagt vielmehr: „Wenn das Geſchichtliche überhaupt verſtändlich werden ſoll, muß eine Idee ſich in ihm offenbaren, und wenn die Idee eine lebendige, wirkſame ſein ſoll, und nicht eine bloße Abſtraction, ſo muß ſie Geſchichte werden oder geworden ſein." Wir können in dieſem Satze das Charakteriſtiſche von Bunſen's ganzer Weltanſchauung finden, und ſtimmen ihm vollkommen bei, ſo viel wir auch im einzelnen gegen die Ausführung zu erinnern haben.

Bunſen geht als ein Hiſtoriker aus Niebuhr's Schule ans Werk; Quellenkritik iſt die Grundlage der geſchichtlichen Darſtellung; ſie ſondert das Thatſächliche und ſeine Spiegelung in den Gemüthern, aber ſie gewahrt auch in der ſinnbildlich mythiſchen Hülle den Kern des Gedankens und vergißt nicht, daß eben nur der Eindruck großer Perſönlichkeiten und Thaten eine ſagenhaft verklärende

*) Bibelgeſchichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jeſu von Chriſtian Karl Joſias Bunſen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schilderung hervorruft. Bunſen ſteht innerhalb der Weltanſchauung der Gegenwart, welche das göttliche Walten in der Gründung und Aufrechthaltung der natürlichen und ſittlichen Weltordnung, nicht aber in deren mirakulöſer Durchlöcherung ſieht. Was den Naturgeſetzen widerſtreitet oder ſie aufhebt, was nicht logiſch ſich rechtfertigen läßt, ſondern der Denknothwendigkeit widerſpricht, das kann auch nicht geſchichtliche Wirklichkeit ſein und noch weniger zu einem Beweiſe der Wahrheit oder der Göttlichkeit verwandt werden. Dabei aber ſucht Bunſen dem Mythiſchen doch weit weniger Boden einzuräumen als Strauß; er bemüht ſich, thatſächliche Gründe und Veranlaſſungen der Sage feſtzuhalten, einen proſaiſchen und factiſchen Niederſchlag aus ihr zu gewinnen. Wenn von der Verfinſterung der Sonne bei Jeſu Tod und vom Zerreißen des Vorhangs im Tempel die Rede iſt, ſo vernimmt er die Töne urchriſtlicher Begeiſterung, die in kühnen Bildern die große Weltepoche bezeichnet, und ſagt ganz direct: „Man verdirbt alles Herrliche dieſes Gedankens, wenn man ihn zur Geſchichte machen will, alſo zum Unſinn.“ Aber an andern Stellen urtheilt er anders. Wenn Jeſus den Jüngern ſagt, ſie ſollten ſich vor dem Sauerteig der Phariſäer hüten, und ſie das buchſtäblich nehmen und misverſtehen, ſo fragt er: wie war's mit der Speiſung der Fünftauſend? Ich meine, da liegt es nahe zu erkennen, auch ſie war eine geiſtige: der eine Lehrende macht Hunderte ſatt, und wenn man Umfrage bei den Hörern hält, ſo iſt mehr vorhanden, als er ausgegeben, weil jeder in ſeinem Gemüth das Gehörte ausgebildet und eigenthümlich erweitert hat. Aber Bunſen behauptet hier die Thatſache, daß Jeſus, was die Jünger vorgefunden und was er hatte aufkaufen laſſen, dem Volke mittheilte; dadurch ſeien alle begeiſtert worden, und es hätten alle, welche Vorräthe gehabt, ſie gleichfalls zum beſten gegeben. Das ſei das Wunder der Gemeinſchaft, daß alle genug haben, wenn jeder für das Ganze erwirbt und den dürftigen Brüdern einen Theil deſſen gibt, was er entbehren kann. Die Verſuchungsgeſchichte, die uns mit großartiger Bildlichkeit die Thatſache darſtellt, daß auch Jeſus die Lockungen des Böſen erfahren, ſie aber überwunden hat, erhält die ebenſo unnöthige als ſeltſame äußerliche Grundlage, daß Jeſus ſich durch übertriebenes Faſten ein Hungerfieber zugezogen und ſein Geiſt mit deſſen Vorſpiegelungen gekämpft habe. Die Weinverwandlung zu Kana macht er zu einem Hochzeitsſpaße, ganz wie der Rationaliſt Paulus. Jeſus hat einen Schlauch beſonders guten und ſchweren Weins in Bereitſchaft gehalten und in die leeren Waſſerkrüge vertheilt; als der Vorrath der Gaſtgeber zu Ende war, ließ er Waſſer aufgießen, und der Speiſemeiſter wie alle andern fanden das Getränk köſtlich, „es war erfriſchend und wohlſchmeckend, und ſein Genuß erhöhte die heitere Stimmung der Gäſte, ohne den Rauſch zu vermehren“. Aber daß der bibliſche Erzähler ein Wunder berichten will, hat Bunſen vergeſſen, oder vielmehr er meint, daß ſich ſeit der Auferſtehung ſo vieles für die Apoſtel mit dem Schimmer des Mirakulöſen umzogen habe.

Wir ſtehen hier an der Stelle, wo Bunſen in Widerſpruch mit der Evangelienkritik der Tübinger Schule tritt. Er hält feſt, daß das Evangelium des Johannes von dem Jünger ſelbſt verfaßt ſei, und zwar geſchrieben, um der vielfachen und ſchwankenden Ueberlieferung einzelner Ereigniſſe und Reden Jeſu einen feſten geſchichtlichen Rahmen zu bereiten, in den ſie ſich einordnen ſoll, und Bunſen wendet vielen Fleiß und Scharfſinn auf, um die Erzählungen der drei erſten Evangelien in den Gang des vierten hineinzuſchieben. Es iſt Sache der Fachkritik, das Einzelne zu prüfen; hier kann nur bemerkt werden, daß ein befriedigendes Reſultat ſchwerlich gewonnen iſt. Die Synoptiker geben das Chriſtusbild, Johannes den Chriſtusbegriff; ſie ſind hiſtoriſch, er philoſophiſch; ſie gehen von Thatſachen aus, er von der Idee; was er erzählt, ſoll die Idee veranſchaulichen, keineswegs aber ein feſtes Schema geben, um danach die andern Berichte zu berichtigen und in Zuſammenhang zu bringen. Vielmehr ſcheint das der rechte Gebrauch, der vom Johannes-Evangelium zu machen iſt, daß man das ideale Verſtändniß von Jeſu Wort und That, den Einblick in die ganze Tiefe und Größe ſeiner Perſönlichkeit dadurch gewinnt. So verfährt Bunſen bei der Geſchichte von Chriſti Geburt. Er weiſt durch die Kritik der evangeliſchen Berichte ſelbſt nach, daß es die Anſicht der Zeitgenoſſen war, Jeſus ſei reell Joſeph's und Maria's Sohn, ideell der Sohn Gottes; aus dem Zuſammenwirken dieſer Factoren bildeten ſich die verſchiedenen Erzählungen; Johannes gibt den Schlüſſel zu ihrem Verſtändniß. Sein Prolog beſagt es:

> Die ganze Schöpfung iſt die freie That der ewigen Liebe, welche vor aller Zeit aus der Seligkeit des ungetheilten Seins ſich in die Kämpfe und Leiden des Werdens hingab, damit der Geiſt im Endlichen perſönlich werde... Das göttliche Wort iſt das Leben und Licht alles Gewordenen — das Werdende hat ſein Leben und Verſtändniß im ewigen Sein. Die Menſchwerdung Gottes in Jeſu kann nur verſtanden werden durch Annahme des wahren Innewohnens der Gottheit im Menſchen als Endgedanke und Ziel der Schöpfung.

Die Auferſtehung faßt Bunſen als Wiederbelebung des Leibes Jeſu, der nicht in Verweſung und Auflöſung übergegangen; vielmehr ſei der Tod eine jener vollen Bewußtloſigkeiten geweſen, wobei die Muskelreizbarkeit und Empfindlichkeit aufhört, wo alſo das Leben wieder erwachen oder erweckt werden kann. „Wenn man dieſe Anſicht, um ſie den Gläubigen zu verleiden, einen Scheintod nennen will, ſo thue das jeder auf ſein Gewiſſen.“ Aber wie ſoll man ſie denn ſonſt nennen? Strauß und Weiße haben dargethan, daß die Erſcheinungen des Auferſtandenen das geiſtige Gepräge tragen; der verklärte, geiſtig fortlebende Chriſtus offenbarte ſich den Jüngern. Paulus ſtellt ſeine Viſion ganz in eine Reihe mit den andern Erſcheinungen des Auferſtandenen und knüpft daran die Zuverſicht der Unſterblichkeit der Seele; wie könnte er das, wenn Chriſtus zwar aus einem Scheintod wieder lebendig geworden, dann aber bald nachher geſtorben wäre? Wie hätte das den Umſchwung im Geiſte der Apoſtel hervorbringen können? Ein andermal leſen wir: „Die erlöſende That Chriſti, die Erfüllung des ewigen Rathſchluſſes der

erlösenden Liebe Gottes zu dem Menschengeschlecht ist nicht seine Auferstehung, sondern sein freiwilliges, gottergebenes Sterben, die Besiegelung eines gottgeweihten Lebens."

Die Darstellung der Passion ist die Krone von Bunsen's Werk. Sie liegt vollständig ausgearbeitet vor; Klarheit und Wärme, Tiefe des Gedankens und der Empfindung durchdringen sich in ihr. Hier kann man deshalb auch nichts Einzelnes ablösen, weil das Ganze als solches weihevoll wirkt; aber einige der einleitenden Worte mögen zum Schluß eine Stelle finden:

Es gibt im Leben eines jeden ernsten Menschen einen Zeitpunkt, wo er empfindet, daß, nachdem die Kunst des würdigen Lebens geübt ist, nur eins noch übrigbleibt, nämlich die Kunst des würdigen Sterbens zu erlernen und zu bewähren; dem Tode zu begegnen nicht als einem Leiden, sondern das Sterben zu üben als die höchste That dankbarer, wenngleich mit Schmerzen verknüpfter Ergebung. Das ist der große Scheidepunkt des irdischen Daseins und der Ewigkeit; jenes hat den Untergang zu leiden, diese, die Ewigkeit, hat sich zu erheben aus der Knechtsgestalt, welche bisher ihre Herrlichkeit verhüllte.... Wenn das Göttliche im Menschen von der Zeit zurückgestoßen wird, als wäre es das Ungöttliche, dann bleibt ihm der Welt gegenüber nichts übrig als das Bekenntniß der Wahrheit ohne Rücksicht auf die Vermittelung mit den Zuständen der Gegenwart. Es gilt dann, Zeugniß abzulegen wider die Welt. Aber nur wer unselbstisch und unverbittert der Welt entsagt, darf sie vor Gott und der Nachwelt verklagen; nur wer aus reiner Liebe zur Menschheit sich opfert, führt einen neuen Tag der Menschheit herauf. Dies hatte noch nie ein Mensch der Geschichte außer Jesus thatkräftig und mit klarem Bewußtsein der innern Reinheit empfunden, und wer hat es seitdem bis auf den heutigen Tag? In Jesus aber war es Natur geworden, der lebende Gottesgeist war in ihm verkörpert. Er nur erkannte, daß jetzt der Tag des Zeugnisses und des Gerichts gekommen sei, daß zur Lösung der verhängnißvollen Verwickelung und zur welterneuernden Verherrlichung Gottes in der Menschheit nichts Geringeres gefordert werde, als daß er muthigen und klaren Geistes sofort in den Tod gehe. Durch den Tod zum Leben — das war sein Glaube wie für sich so für die Menschheit!

Moritz Carriere.

Neue Novellen und Romane.

Es liegen uns folgende Werke zur Besprechung vor:

1. Von Nah und Fern. Von Ferdinand Pflug. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
2. Ein Dichterherz. Novelle von Ferdinand Pflug. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
3. Deutsche Abende. Eine Novellensammlung. Achter Band. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1865. 8. 18 Ngr.
4. Graf Talleyrand's Jugendliebe. Historischer Roman aus der französischen Revolutionszeit von Mathilde Gräfin Reichenbach. Dresden, Wolf. 1866. 8. 1 Thlr.
5. Schill und seine Gefährten. Von Karl von Kessel. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
6. Anno Neun und Dreizehn. Biographisches Gedenkblatt aus den deutschen Freiheitskämpfen. Von Robert Byr. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 2 Thlr.
7. Drei Treppen hoch. Bilderbuch eines alten Junggesellen von Arnold Wellmer. Berlin, Gerschel. 1865. 16. 15 Ngr.
8. Vom Baum der Erkenntniß. Zukunftsroman von E. M. Bacano. Berlin, Lassar. 1865. Br. 8. 1 Thlr.

Von diesen Werken gehören die sechs ersten zusammen und fallen in die Klasse der geschichtlichen Novellen und Romane. Unter diesen selbst gebührt der Preis den zwei erstgenannten Werken von F. Pflug, welche reine Novellen sind und den Charakter der Poesie mit der Treue gegen die geschichtliche Wahrheit vermählen. Die Novelle ist in mehrfacher Hinsicht einer Versetzung mit der Geschichte günstiger, als der breiter ausgeführte, darum leichter mit andern Gebieten zusammenstoßende Roman. F. Pflug zeichnet uns, wie wir dies vom Novellenschreiber erwarten, eine ungewöhnliche Situation, eine einzelne bedeutende Erscheinung des Menschenlebens, in der die Umstände von verschiedenen Seiten so zusammenwirken, daß alles zur That und zur Entscheidung hindrängt; durch dieses drastische Element bekommen die Novellen eine gewisse dramatische Haltung. „Von Nah und Fern" erzählt die Belagerung Rathenows durch die Schweden und die Entsetzung dieser Stadt durch den Großen Kurfürsten unmittelbar vor der Schlacht bei Fehrbellin. Hedwig, die Tochter des Bürgermeisters, ist eifersüchtig auf Johanna, die begünstigte Geliebte des brandenburgischen Obersten Henning, und sinkt dadurch zur Verrätherin herab. Dieser Verrath wird durch die Geistesgegenwart Johanna's und ihres Vaters, des Herrn von Briest, vereitelt, die Schweden werden durch erlogene Nachrichten vom Tode des Kurfürsten getäuscht, und eben da Gefahr im Verzug ist, langt der Kurfürst auf Eilmärschen selbst an und entsetzt die Stadt; Hedwig stirbt, bei dem Kampfe zufällig von einer Kugel getroffen. Die Darstellung ist lebendig, von einem frischen Hauch des Patriotismus durchdrungen; manchmal glaubt man Pulver zu riechen. Daß die Liebe zur novellenhaften Verwickelung benutzt worden ist, läßt sich nicht tadeln; es kommt nur darauf an, wie die Liebe als Einschlag benutzt wird. Mars und Venus waren von jeher befreundet und der größte Feldherr des Alterthums, Cäsar, erkor die Venus zu seiner Beschützerin und gewann die Schlacht bei Pharsalus mit dem Feldgeschrei: „Die siegreiche Venus!"

Einen ähnlichen Charakter trägt die zweite Erzählung, die uns in den nordamerikanischen Freiheitskampf versetzt. Ein für England gepreßter Soldat, Namens Morsbach, früher jenenser Student, soll auf die falsche Beschuldigung einer Verschwörung hin gehängt werden. Seine Geliebte, ein Hessenmädchen, schwimmt über den Delawarestrom, erscheint dem zusammengeschmolzenen und muthlosen amerikanischen Heer, unter dessen Führern nur Washington auf Fortsetzung des Kriegs dringt, als Retterin, zeigt ihm den Weg zu den Feinden, ihr Geliebter wird befreit, die Schlacht von Washington gewonnen.

Lobende Erwähnung verdient auch Nr. 2: „Ein Dichterherz." „Die Geheimnisse des Cabinets stecken sich gern in die Falten eines Weiberrocks", sagt Fiesco bei Schiller. Die Gräfin Sibilska, eine Creatur des Ministers Brühl, hat sich bei der Einnahme von Torgau im zweiten Schlesischen Krieg absichtlich von den Preußen aufheben lassen, um in der Nähe des Feindes besser spioniren zu können. Wie sie nun fürchtet, entlarvt zu werden, weiß sie den Dichter Gleim, damals Secretär des Fürsten von Dessau, theils durch ihre Schönheit,

theils durch das Vorgeben, sie sei Wilhelmine, die Freundin seines Freundes Kleist, zu bewegen, daß er sie aus der Stadt Meißen rettet. Gleim kommt dabei selbst in Lebensgefahr, die Gräfin wird zuletzt doch gefangen, ihr Portefeuille mit wichtigen Briefen wird von den Preußen erbeutet, auf diese Briefe hin wird die blutige und siegreiche Schlacht bei Kesselsdorf geschlagen, die Gräfin unter Hohn freigegeben, Gleim, der zuerst als Spion gehängt werden sollte, gerechtfertigt und vom alten Dessauer mit der Zusicherung erfreut, er werde ihm eine Stelle verschaffen, wo er ungestört seinen Phantastereien nachhängen und Kriegslieder schreiben könne. Sonderbarerweise läßt der Verfasser den alten Dessauer brüllen, daß die Fenster davon klirrten!

Ein ziemlich unbedeutendes Werk ist Nr. 3: „Deutsche Abende." Die erste Novelle erzählt die Geschichte der Karoline Haltemann, eines braunschweiger Bauernmädchens, das aus angeborenem Thatendrang 1809 in männlicher Kleidung in ein französisches Husarenregiment eintrat, den Feldzug in Spanien mitmachte, in einer Schlacht verwundet als Jungfrau sich zu erkennen gab und schließlich ihren Oberst heirathete. Die Erzählung ist nach den Anmerkungen zu schließen geschichtlich; aber diese wahre Geschichte gereicht dem deutschen Volk eben nicht zum Ruhm. Der Entschluß des Landmädchens wird durch die damalige moralische Verkommenheit der deutschen Heere nicht hinlänglich begründet; Karoline nennt sich zwar hier und da schuldig, aber man vermißt die Nemesis, und das Gerede von der Bestimmung des Menschen, die unvermeidlich sei, kann dem Ganzen weder zur Klarheit noch zur Wahrheit verhelfen. Wäre in Frankreich etwas Aehnliches vorgekommen, wie hätte da die patriotische Entrüstung dem Schriftsteller die Feder geführt! Die zweite Erzählung „Verschollen" ist ein grelles Nacht- und Schauderstück, in Plan und Ausführung unmotivirt, übertrieben, sich selber überstürzend. Erträglicher ist die dritte Novelle: „Mondscheinstudien", aus der wir ersehen, daß man, wie Fallmerayer sagt, mit etwas Mondschein und Wellengebrumm nebst obligater Liebessentimentalität dem Deutschen in der Fremde ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen kann.

Mit Nr. 4: „Graf Talleyrand's Jugendliebe", von Mathilde Gräfin Reichenbach, betreten wir das Gebiet des Romans; leider ist die epische Muse der Verfasserin nicht günstig gewesen. Sie will nachweisen, daß kein Mensch so schlecht ist, um nicht mitunter in seinem Leben glänzende Lichtpunkte wach rufen zu können — namentlich dann, wenn er mit edlern Naturen in nähere Beziehung tritt —; „doch wehe diesen letztern, sie ziehen nur gar zu leicht einen Theil der Strafe auf sich, die der Schuldige verdient". Sie schildert Talleyrand's Liebe zu der edeln und schönen Sängerin Julie Contade. Diese Liebe, die den jungen Seminaristen unwillkürlich ergreift, geht freilich nicht tief; andere Einflüsse, die des Grafen Mirabeau, der Dubarry, der Frau von Staël, Josephinens, welchen Frauen Talleyrand ebenfalls schmeichelt, überwiegen bei ihm; schon S. 27 lesen wir, daß das Werk der Erlösung der Sängerin gar nicht gelang, daß Eigennutz und Leichtsinn bei ihm siegten. Contade's Schuld lag darin, daß sie den Maler Wilmsohn, der sie wirklich liebte, mit leerer Hoffnung hinhielt. Ihre Kunst steht ihr aber als Schutz- und Rettungsengel zur Seite; Wilmsohn erntet den Lohn seiner Treue, indem er zuletzt doch noch mit der Sängerin sich verbindet; Talleyrand aber, von der Sängerin aufgegeben und des Glaubens an edlere Weiblichkeit bar, sinkt immer tiefer. Die Scenen des geschichtlichen Gemäldes, das sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzieht, sind ziemlich äußerlich aneinandergereiht; ein kühler moralisirender Zug geht durch das Ganze. Besser hätte die Verfasserin gethan, wenn sie Talleyrand's Frivolität aus der unverdienten Zurücksetzung in seiner Kindheit erklärt hätte. Sie streift dieses Motiv an, führt es aber nicht sorgfältig genug aus. Daß sie die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, nicht gelöst hat, ist klar. Ernstlichen Tadel verdienen nicht blos der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern — ein Uebelstand, der fast bei allen diesmal von uns besprochenen Schriften hervortritt —, sondern auch, und zwar noch mehr, die auffallenden Fehler gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik. „Wegen" verbindet die Verfasserin beharrlich mit dem Dativ, „lauschen" einmal mit dem Genitiv, mit dem Casus der Apposition springt sie höchst ungeschickt um u. s. w.

„Schill und seine Gefährten", von Karl von Kessel (Nr. 5), soll offenbar eine historische Novelle sein, aber im Unterschied von Pflug's Werken kommt hier weder die Geschichte noch die Dichtung zu ihrem Recht. Das Poetische soll wahrscheinlich darin liegen, daß die Liebe den Einschlag im Gewebe bildet; leider schließt die Novelle mit der Begnadigung und glücklichen Verheirathung zweier Theilnehmer an Schill's Zuge. Dadurch wird das heroische Interesse von dem bürgerlich familiären verschlungen. Was das Geschichtliche betrifft, so sind einzelne Scenen, wie das Treffen bei Dodendorf, sehr ausführlich, andere, wie das Gefecht bei Damgarten, ganz kurz berichtet. Neu ist die Angabe, daß der holländische General Carteret nicht von Schill, sondern von Schulze, einem frühern Spion der Franzosen, der sich später zum Deutschthum bekehrte, erschlagen oder nach der Lesart unserer Novelle erschossen wurde. Als Merkwürdigkeit ist die Scene mitzutheilen, wie Schill von seiner Braut Abschied nimmt: „Als er leise eintrat, saß sie eben am Flügel und sang mit tiefbewegter Stimme das schöne Lied, welches Goethe in seinem «Egmund» Klärchen in den Mund legt. Gerade glitten die Worte:

> Lacht uns das Leben, so ruft uns das Grab,
> Alles, was athmet, sinkt endlich hinab —

über ihre Lippen" u. s. w. Selbstverständlich kommen diese Worte im „Egmont" gar nicht vor.

„Anno Neun und Dreizehn", von Robert Byr (Nr. 6), dem Land Vorarlberg gewidmet, will ganz und gar Geschichte sein; nur das äußere Gewand soll dem in neuester Zeit so stark verbreiteten biographischen Roman

entlehnt ſein. Der Verfaſſer erzählt den Antheil des Appellationsraths und im Jahre 1809 Generalcommiſſars Anton Schneider an der Erhebung des Ländchens Vorarlberg in dem genannten Jahre. Infolge dieſes Antheils kam Schneider, nachdem die Bewegung geſcheitert war, zuerſt auf Hohenasperg, nachher nach Lindau ins Gefängniß; er wurde zuletzt befreit und zum Appellationsrath in Wien ernannt. Als bei Napoleon's beginnendem Sturz Oeſterreich noch eine zweideutige, zuwartende Stellung einnahm, wurde Schneider, von dem man glaubte, ſein Feuergeiſt werde ſich nicht innerhalb der von der Diplomatie vorgeſchriebenen Schranken halten und das Volk vor der Zeit zum Losſchlagen drängen, infolge einer Angeberei auf den Spielberg gebracht; im April 1814 wurde er endlich befreit, er ſtarb 1820. Seine zweite Gefangenſchaft theilte aus ähnlichen Gründen Hr. von Hormayr. Eine Hauptquelle des Verfaſſers waren die Mittheilungen der Witwe Schneider's, die ihrem Manne durch ihre treue Sorge und liebevolle Theilnahme das Los der Gefangenſchaft erleichterte. Ueber die Bedeutung des Aufſtandes leſen wir, daß er in den Proclamen der ſpaniſchen Junta wie des ſchwediſchen Königreichs erwähnt wurde und daß Südamerika in ſeinen Befreiungskriegen wie ein nachahmenswerthes Vorbild den Namen Vorarlbergs nannte. Seinen Zweck, dem Dr. Schneider ein Ehrendenkmal zu ſetzen, hat der Verfaſſer erreicht. Die Schrift iſt von politiſchem und kirchlichem Freiſinn durchdrungen; für nichtvorarlbergiſche Leſer dürfte die Darſtellung leicht zu breit und gedehnt ſein. Neu iſt die Bemerkung, daß Pygmalion dem zaudernden Jupiter ſeinen Blitzſtrahl rauben wollte und darum an den Felſen geſchmiedet wurde.

Mit Nr. 7: „Drei Treppen hoch", von A. Wellmer, begeben wir uns vom Schauplatz der Weltgeſchichte hinweg auf das Gebiet des Stillebens, gemüthlicher Skizzen und Familienſcenen. Bei der Lektüre mußten wir mehrmals an Wilhelm Hauff's „Freie Stunden am Fenſter" denken, womit wir der Originalität und dem Talent des Verfaſſers, der namentlich die Kinderwelt allerliebſt zu ſchildern verſteht, nicht im mindeſten zu nahe treten wollen. Beſonders Gelungenes hervorzuheben iſt ſchwer. Ein unnachahmlicher Hauch weht durch das Ganze; wir möchten dem Verfaſſer ſogar vor dem mehrfach gezierten Bogumil Goltz im „Buch der Kindheit" den Vorzug geben. Kein Leſer und beſonders keine Leſerin wird das artige Büchlein ohne Befriedigung aus der Hand legen; ja, um nicht mit dieſer banalen Phraſe zu ſchließen, man kann das Büchlein zu verſchiedenen malen und in verſchiedenen Stimmungen in die Hand nehmen und es immer aufs neue mit Vergnügen leſen.

Etwas ganz Neues iſt Vacano's Zukunftsroman: „Vom Baum der Erkenntniß" (Nr. 8), ohne Jahreszahl, mit einem entzückten Menſchengeſicht, an das ſich ein Flügelpaar anſchließt, auf dem Titelblatt. Nachdem der Verfaſſer laut der Vorrede alles gekoſtet, was zu koſten war, muß er noch auf den Rath eines Doctors vom Baum der Erkenntniß eſſen. Er lernt die Welt und die Natur, die Wiſſenſchaften und die Hiſtorie; er ſucht die Erkenntniß in der Religion; endlich reicht ihm der Doctor eine Schale, aus der eine grüne Flamme leckte und die mit göttlichem Hatchis gefüllt war:

Die einzig menſchenmögliche Frucht der Erkenntniß heißt Phantaſie. Das Recept zur Gottähnlichkeit beſteht einzig in der göttlichen Narrheit. Trink den Hatchis, das Vergeſſen der Leiden und der Hoffnungen und des bewieſenen Plus und Minus, und du wirſt ein Buch ſchreiben, in welchem die Seele der Welt zuckt. Trink dir einen Rauſch, träume, und du wirſt Gott gleich ſein.

Bei dieſen Worten rauſchte und flatterte es um uns her — viel tauſend fromme wachsgelbe Engel ſchwirrten davon und verdeckten im Fliehen ihre Augen mit den bis in die Spitzen erröthenden Flügeln, ich ergriff die Schale, trank und ward ein göttlicher Narr. Und das habe ich geträumt.

Dies iſt der Schluß der Vorrede. Die Geſchichte iſt ſelbſtverſtändlich eine Liebesgeſchichte; Giulio Farneſe liebt die ſchöne Anita; ſie erwidert dieſe Liebe und bleibt ihm auch unter den Verſuchungen des Hofs Victor Emanuel's getreu; Giulio wird nach Sardinien verſetzt; durch die Kraft ſeines Willens gelingt es ſeiner Seele, ſich vom Körper loszuringen und zu ſeiner geliebten Anita zu ſchweben. Er macht einen zweiten Ausflug zu Anita; als er aber nach dreitägiger Abweſenheit nach Hauſe kommt, findet er ſeinen Körper nicht mehr; man hat letztern für todt gehalten und begraben, und nun iſt ſeine Seele verdammt, verloren für das Leben und die Liebe ewig körperlos im Weltenraume zu ſchweben. Anita verbindet ſich mit einem reichen Ruſſen von ariſtokratiſchem Körperbau und geſteht dieſem, daß ſie ſeit dem erſten Augenblick, wo ſie noch die Braut eines andern, wo Giulio noch nicht todt war, wo ſein Blick zuerſt den ihrigen traf, dieſen ruſſiſchen Prinzen Sigmund Sergejewitſch Tolſtoi geliebt habe, ihn allein! Eine erſchreckliche Zuſammenhangsloſigkeit freilich, ein vollkommener Widerſpruch mit dem Bisherigen, aber charakteriſtiſch für den Zukunftsroman. Giulio's Seele flieht mit einem Schrei des namenloſeſten Jammers, durchraſt in einer Secunde Aeonen von Welten, dringt durch die Welt der Naturgeiſter, macht ein Feſt auf dem Blocksberg mit und beſucht die zwölf Höllen, in denen die Tyrannen, die Hochmüthigen, die Mörder, beſonders auch die Unkeuſchen u. ſ. w. ſchmachten. Er fährt zuletzt in den Himmel, läßt ſeine Klage vor Gott ertönen und Gott erhört ſeine Bitte. Der Schluß lautet:

Ich werde in einer neuen Geſtalt vor Anita erſcheinen, in einer Geſtalt, die ſie noch mehr lieben wird, als ſie mich jemals geliebt hat. Dieſen Morgen hat der Prieſter ihre Trauung vollzogen, und in dieſer Nacht, Gott hat es mir verſprochen, werde ich wieder erzeugt werden, und ich, der ich Anita ſo ſehr geliebt habe, werde bald ihr Kind ſein!

Das alſo nebſt einigem politiſchen und religiöſen Liberalismus wäre der Roman der Zukunft; die Vorſtellung von der Seelenwanderung auf das Gebiet des Romans angewandt. Das Sonderbarſte iſt, daß Anita die treue Liebe des Schwärmers gar nicht verdient. Ich glaube, daß der Zukunftsroman keine Zukunft haben wird und ziehe die claſſiſchen Romane der Vergangenheit vor.

Ueppiges, Unsittliches habe ich nicht gefunden; vergleicht man aber Vacano's schriftstellerische Vergangenheit mit dem Zukunftsroman, so wird man an Goethe's Wort über Frau von Krüdener und an Wieland's Entwickelungsgang erinnert, nur daß bei Vacano die beiden Extreme in umgekehrter Ordnung aufeinander folgen als bei Wieland.

Gustav Hanff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der hin- und hergehende Fluß der Weltliteratur ist gegenwärtig in voller Strömung; namentlich sind es die großen englischen und deutschen Dichter, die sich bei andern Nationen immer mehr einbürgern. Byron, der die polnische, russische und selbst magyarische Literatur durch seine elegisch-düstere Weltanschauung, wie chevaleresk bewegte Romantik beherrscht, ist dem Genius der deutschen Sprache durch die vortreffliche Gildemeister'sche Uebersetzung, auf welche wir zurückkommen werden, von neuem assimilirt worden; Shakspeare gewinnt in Frankreich durch die in Deutschland mit Unrecht geringgeschätzten Bemühungen Victor Hugo's und der Seinen immer mehr an Terrain, wenn sich auch die andern romanischen Nationen noch vollkommen ablehnend gegen den britischen Dichter verhalten und hierin Rümelin thatsächlich recht geben, welcher diese Ablehnung einerseits aus dem romanischen Volksgeist, andererseits aus einer Schranke des Shakspeare'schen Genius zu erklären sucht. Dafür erscheint jetzt eine indische Uebersetzung Shakspeare's, welche von den deutschen Feuilletonisten zum Theil mit der Bemerkung angezeigt wird, wie seltsam sich Shakspeare im Indischen ausnehmen werde. Diese Bemerkung geht aber aus der Unkenntniß der ältern indischen Dramatik hervor. Das älteste dramatische Sittengemälde der Hindus: „Mrichchakali oder das Kinderwägelchen", vom Fürsten Sudraka, erinnert in dem Wechsel von Ernst und Scherz, von Vers und Prosa, in der Art und Weise der Charakteristik, in der locker motivirten Verknüpfung der abenteuerlich bewegten Handlung, in der sentenzen- und bilderreichen Diction, in allen seinen Vorzügen wie Schwächen durchaus an die altbritische Dramatik und ihren vornehmsten Repräsentanten Shakspeare. Wir finden in diesem Drama eine Gerichtsscene, die sich an Spannung mit der im „Wintermärchen" und „Kaufmann von Venedig" messen kann. In Bhavabuti's Dramen gibt es Stellen von jener düstern Macht des Grauenhaften, wie sie den Hexenscenen im „Macbeth" eigen ist, andere wieder, welche an die holden Liebesplaudereien in „Romeo und Julia" erinnern. Und selbst in Kalidasa's Zauberschauspielen begrüßt uns oft, bei aller Verschiedenheit des Costüms, der poetische Hauch, der uns aus dem „Sommernachtstraum" und dem „Sturm" entgegenweht — duftige Naturpoesie und traumhafte Gestalten, mögen sie indische Apsarasen oder nordische Elfen sein. Es ist nicht die phantasmagorische Situation, es ist die poetische Grundstimmung, die diesen Dichtungen gemein ist. Und haben nicht Gestalten wie Sakuntala etwas von jener harmlosen Weiblichkeit, welche so viele Frauengestalten Shakspeare's, seine Imogen, seine Desdemona charakterisirt, eine Weiblichkeit, die mehr schlicht und hingebend, als im Sinne der Gretchen und Klärchen modern naiv ist?

Shakspeare ist also ein arischer Geistesverwandter der altindischen Dramatiker. Wie er sich gegenüber der neuesten indischen Dramatik, die ins Possenhafte verflacht und verwässert ist, ausnehmen wird, das wissen wir nicht; jedenfalls aber immer wie einer der Riesen, die von den Gipfeln altindischer Cultur auf das pygmäenhafte Treiben der Gegenwart herabsehen! Die britische Eroberung hat den alten Volksgeist aus seinen Bahnen geworfen; es ist eine der besten Errungenschaften, eine der versöhnlichsten Thaten dieser aufdringlichen Civilisation, wenn sie dem uralten Culturvolk einen indischen Shakspeare bringt. Die Hindus werden ihn neben Sudraka und Bhavabuti stellen und in ihren Unterdrückern die alte Stammesgemeinschaft anerkennen.

Inzwischen ist Schiller's „Braut von Messina" ins Neugriechische übersetzt worden und auf dem Theater zu Athen zur Aufführung gekommen. Man könnte fragen, welche Sympathien der Neuhellenismus gerade für dies Trauerspiel hegt? Gewiß sind diese Sympathien nicht durch den Stoff und das dunkle Schicksal, das in dieser Tragödie herrscht, hervorgerufen worden, so dunkel sich auch das über Neuhellas waltende Schicksal gestalten mag, sondern durch die Form, indem die Erinnerung an den Nationalruhm des alten Griechenland und seiner Bühne gerade durch die Chöre wieder wach gerufen wird. Es wandeln doch wiederum Chöre über die Bühne an derselben Stätte, wo sie vor Jahrtausenden gewandelt sind — Aeschylus, Sophokles, Euripides treten lebendig vor die Seele der Epigonen. Offenbar verdankt das Schiller'sche Stück als die einzige moderne „Chortragödie" gerade dieser Eigenthümlichkeit die Bevorzugung, die ihr in Neuhellas zutheil geworden.

Die Franzosen übersetzen inzwischen Adolf Müllner's „Schuld", eine Schicksalstragödie, bei der sie wol blos der unleugbare Bühneneffect anlocken mag, der von der im ersten Monolog gesprungenen Saite ab unheimlich schrill durch das ganze Stück geht.

Während die Franzosen sich in unsere abgetragenen Kleider hüllen, wobei noch immer der Sprung aus der Buchhandlung auf die Bühne zu thun übrigbleibt, nehmen wir die neuesten französischen Dramen frisch von den Bretern weg, auf denen sie kaum aufgetaucht sind. Daß dies immer wieder geschieht, obgleich nur ausnahmsweise eins dieser Stücke einen nachhaltigen Erfolg als deutsches Repertoirestück erringt, obgleich viele, die in Paris den größten Erfolg errungen haben, auf einzelnen deutschen Bühnen offenbares Fiasco machen: das beweist doch, daß das Register der deutschen Dramatik ein Loch haben muß, insofern sie den Zeitspiegel ihrem Publikum nicht genugsam vorhält, mit einem Worte zu sehr Familiengemälde, zu wenig Culturgemälde ist. Daß die französische Dramatik diese Lücke ausfüllt, indem sie die größern Strömungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens in den Familiensalon hinüberleitet, das ist der Grund der stets erneuten Aneignungsexperimente; daß aber diese französische Cultur wiederum etwas Fremdartiges für uns hat, das ist die Ursache, daß diese Experimente nur in einzelnen Städten, wie in Wien, theilweisen Erfolg haben.

Das jüngste Stück von Sardou: „La famille Benoiton", das bereits in Berlin am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen sehr blassen Succeß davongetragen, scheint nun an der wiener Burg, wo „Der Pelikan" Augier's noch immer nicht nur seine Jungen, sondern auch die Theaterkasse füttert, ebenfalls nicht durchgeschlagen zu haben. Doch ein Theil der Kritik, welche mit den Producten von der Seine stets sehr wohlwollend und glimpflich umgeht, während sie an den neuern deutschen Dramen ein zerfleischendes und blutriefendes Richteramt übt, stellt dem Stücke das Horoskop, es werde allmählich sich auf dem Repertoire einbürgern, wenn sich auch das Publikum am ersten Abend nicht habe mit der Novität vollständig befreunden können. „Eine Familie nach der Mode" — denn unter diesem Titel wird das Sardou'sche Sittengemälde an der Burg aufgeführt — ist eine Satire auf den Luxus; doch die Erfindung in dem Stücke ist gering, die

Situationen gehen in die Breite; die erst mit dem dritten Acte eintretenden Verwickelungen lösen sich in einer versöhnenden, aber deshalb unbefriedigenden Weise. Die Satire dieser französischen Lustspieldichter hat etwas ungemein Gutmüthiges. Nachdem sie den Tanz um das Goldene Kalb geschildert und zwar in einer Weise, welche die gemeinsten Gesinnungen zu Tage treten läßt, begnügen sie sich mit irgendeiner äußerlichen Ehrenerklärung ihrer Helden und Heldinnen und legen dann das Pflaster der Versöhnung auf die geschlagene Wunde. Auch die vielgerühmte Technik Scribe's, die in der That in Bezug auf die einheitliche Verkettung der Handlung nichts zu wünschen übrigließ, ist in den neuesten Dramen Sardou's und Augier's nicht mehr wieder zu erkennen. Der Composition derselben fehlt der organische Zusammenhang; es sind satirische Crayonskizzen, an einen losen Faden der Handlung gereiht.

Daß unsere Buchhändler anfangen, die Franzosen in Bezug auf den Glanz ihrer Prachtausgaben nachzuahmen, ist gewiß anerkennenswerth, obgleich nur ein ganz ausnahmsweiser Erfolg einen deutschen Verleger ermuthigen kann, Velinpapier an seinen Autor zu wagen. Es sind neuerdings indeß nicht blos lyrische Dichter, sondern auch Erzähler, welche dieser Auszeichnung theilhaft werden. Von Uhland's „Gedichten" erscheint eine Prachtausgabe mit geschmackvollen größern und kleinern Vignetten und Initialen (Stuttgart, Cotta, 1865 und 1866); von Karl von Holtei's „Schlesischen Gedichten" ist ebenfalls eine durch den Maler von Heyden mit frischem Volkshumor illustrirte Prachtausgabe erschienen (Breslau, E. Trewendt, 1866). Eine elegante Ausgabe von Fritz Reuter's „Ut mine Stromtid" (Wismar, Hinstorff) ist mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Pietsch illustrirt, welcher als der humoristische Cruikshank des mecklenburger Dickens erscheint. Ohne Illustrationen, aber in großem Format und stattlicher Ausstattung liegt die zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen" von Firdusi in der verdienstvollen und glänzenden poetischen Nachbildung von Adolf Friedrich von Schack vor uns (Berlin, Hertz, 1865), während die Hirzel'sche Verlagsbuchhandlung auf den ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Rückert seine Dichtung „Sawitri" aus den brahmanischen Erzählungen in eleganter Miniaturausgabe abdrucken ließ. Um den Inhalt derselben unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen, führen wir die einleitenden Verse an:

Geliebte, komm, daß ich dich mit der Sag' erfreue,
Wie überwand den Tod Sawitri's Gattentreue;
Schon Damajanti's Bild hast du mit Lust erblickt,
Wie von Verzauberung den Gatten sie entstrickt.

Auch den Sawitri wirst du hören sanft gerührt,
Die von des Todes Band den Gatten selbst entschnürt,
Vom Erdenzauberbann kann Frauentreu' entbinden,
Nur diese Treue kann den Tod auch überwinden.

Zur Literatur volksthümlicher Dichtkunst und dergleichen in Schlesien.

Aus Troppau in Schlesien ist uns vom dortigen Gymnasialprofessor Anton Peter (in dessen Selbstverlage 1865 erschienen) der erste Band eines der volksthümlichen Literatur Oberschlesiens gewidmeten umfangreichen Werks unter dem Titel: „Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, gesammelt und herausgegeben von Anton Peter", zugegangen. Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen der vorliegende erste Band nach seinem wesentlichen Inhalte aus einer Sammlung von Kinderliedern, Kinderspielen, Volksliedern, Volksschauspielen und Sprichwörtern besteht, wogegen der zweite Band Sagen, Märchen, Gebräuche und Volksaberglauben enthalten soll, der dritte aber für literarhistorische, sachliche und sprachliche Erläuterungen zu den ersten beiden Bänden bestimmt ist. Der Herausgeber hat es sich seit längerer Zeit angelegen sein lassen, in den einzelnen Bezirken und Ortschaften des ehemaligen troppauer Kreises Schlesiens alles Volksthümliche, was sich dort in Sitte und Sprache der Bewohner in vollem Leben oder in treuer Erinnerung erhalten hat, zusammenzutragen, zu sichten und zu ordnen. Das Werk ist die Frucht seiner diesfallsigen mehrjährigen Arbeiten. Es soll ein deutliches und treues Bild der, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, „von dem Nivellirungsproceß bedrohten Volksindividualität meines Heimatlandes" darstellen und theils zur Charakteristik der Bewohner jenes Landstrichs in den verschiedenen Beziehungen ihres gemüthlich-poetischen Lebens und ihrer Volksthümlichkeit beitragen, theils auch den Interessen des Sprachforschers und Culturhistorikers dienen. Zu diesem Zweck ward aus dem reichlich zusammengetragenen Schatze eine sorgsame Auswahl getroffen und namentlich alles ausgeschieden, was in sittlicher oder religiöser Beziehung irgend anstößig erscheinen könnte oder was nicht aus dem eigensten Wesen des Volks gewissermaßen herausgewachsen und in ihm feste Wurzel geschlagen hatte. Der Herausgeber hat es dabei nach seiner Versicherung mit dem Ordnen und Sichten des Materials ebenso gewissenhaft als streng genommen, und er hat besonders in Ansehung der Volkslieder und ihrer Aufnahme nur von der vollen Ueberzeugung sich leiten lassen, daß sie „wahres und volles Eigenthum des Volks geworden seien". Im einzelnen ist der Inhalt der im ersten Bande dargebotenen Sammlung (S. 1—455) ungemein reichhaltig, aber man darf es dabei mit der besondern Anordnung und Vertheilung des Stoffs nicht so gar genau nehmen. Die „Kinderlieder" enthalten namentlich Wiegenlieder, Reime und Sprüche für die ersten Kinderjahre, Kindergebete, Sprach- und Gedächtnißübungen, Märchenlieder, Jahreslieder, Sprüche von Handwerkern, Spott- und Neckreime und Räthsel, dagegen die „Volkslieder" ebenso Balladen und Romanzen, als Liebeslieder, Jäger-, Hirten- und Schäferlieder, Soldaten- und Handwerkslieder. Unter den mitgetheilten Reimen, Räthseln und Spielen der Kinder finden sich viele Anklänge an Aehnliches in verschiedenen Ländern Deutschlands, ja sogar an Kinderlieder in England und Schottland. Manches ist übrigens nur in dem oberschlesischen Volksdialekte mitgetheilt und also für Nichtkenner desselben weniger verständlich. Die „Volksschauspiele", die Erschaffung der Welt sammt der Menschwerdung Jesu Christi, und die drei „Christkindelspiele" erinnern an ähnliche dramatische Productionen in andern katholischen Ländern Deutschlands.

Bibliographie.

Aschmann, R., Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer Schützen-Compagnie im nordamerikanischen Kriege. Richterswil. 1865. 8. 20 Ngr.

Erdmann, Ueber Dummheit. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Fels, E., Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Fiat lux! Vertheidigung der wahren Freimaurerei gegen innere und äußere Feinde, nebst Gedanken zur Reform des Bundes. Vom Verfasser der Schrift „Adhuc stat". Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Gerlach, v., Die Freiheits-Tendenzen unserer Zeit. Vortrag. Berlin, Heinicke. 8. 5 Ngr.

Germak, L., Kategorische Briefe. Als Illustration zum IIten Thle. von Goethe's Faust und als Anhang zu Chalibäus historischer Entwickelung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Praemysl, Gebr. Jeben. Gr. 8. 1 Thlr.

Hirschfeld, F. S. v., Die Offenbarung Johanni's des Theologen, in nichttheologischen Commentaren erläutert. Saarbrücken, Müllinger. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 1ste Abth. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Opel, J. O., Wallenstein im Stift Halberstadt. 1625—1626. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Oppenheim, H. B., Vermischte Schriften aus bewegter Zeit. Stuttgart, Krüger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, K. v. — Sein Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strackerjan, L., Das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Strauß, D. F., Kleine Schriften. Neue Folge. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr.

Wickede, J. v., Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht v. Bredow's bearbeitet. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Dritter Band.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band dieser Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, wurde vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, dass derselbe binnen Jahresfrist vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde, welche soeben erschienen ist. Eine nicht minder günstige Aufnahme fand der zweite Band, enthaltend die Kudrun, herausgegeben von Karl Bartsch.

Der soeben erschienene dritte Band, enthaltend das Nibelungenlied, ebenfalls von Karl Bartsch herausgegeben, wird der Sammlung gewiss noch zahlreichere Freunde zuführen. Ungeachtet des Umfangs von über 30 Bogen ist der überaus billige Preis von 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von
Dr. **Karl Fraas.**
8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige missliche Lage der Landwirthschaft verfaßte Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbaukrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowol die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Technik; Kunstdünger und Alluvion; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitze).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirth wie den Nationalökonomen interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. First Rudiments of the German language for Children from 6 to 10 years old. 8°. Geh. 8 Ngr.

—— **First Rudiments of the French language** for Children from 6 to 10 years. 8°. Geh. 8 Ngr.

—— **French Conversation-Book** for young Ladies. 8°. 10 Ngr.

Drei neue Sprachbücher des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers zum Gebrauch für Engländer beim Unterricht im Deutschen und Französischen.

Charras über den Krieg von 1813.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTOIRE DE LA GUERRE DE 1813
en Allemagne
par le **Lt Colonel Charras.**

Avec cartes spéciales. In-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, voriges Jahr im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser schon längst mit Spannung erwarteten Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen für Deutschland das lebhafteste Interesse gesichert ist. Wie in dem bereits in 4. Auflage erschienenen frühern Werk „Histoire de la campagne de 1815 — Waterloo" zeigt sich der Verfasser auch in diesem aus seinem Nachlass erscheinenden Werke als schonungsloser Kritiker Napoleon's und voll Sympathie für die durch masslose Unterdrückungen hervorgerufene Erhebung des deutschen Volks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album schlesischer Dichter.

Herausgegeben vom
Verein für Poesie in Breslau.
Fünfte Sammlung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichtsammlung bietet in sorgfältigster Auswahl eine Fülle gediegener Erzeugnisse der neuern deutschen Lyrik. Die dem Schlesier eigene tiefe Innigkeit, verbunden mit Kraft und Bilderreichthum der Sprache, durchzieht fast den ganzen Inhalt des Albums; doch fehlt es demselben auch nicht an mannichfaltigen Dichtungen in classischer Form, weshalb sich das Buch gewiß auch im weitern Vaterlande zahlreiche Freunde erwerben wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Erbacker.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung
von
Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbackers.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in dem Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politisch-religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Standes- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere nach allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Perſien. — Oeſterreich ſeit dem Jahre 1809. Von Hans Prutz. — Reißmann's Biographie Robert Schumann's. Von Hermann Hopff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Polak's Werk über Perſien.

Im Jahre 1850 faßte der damalige perſiſche Großvezier Mirza Taphi Khan Attebek, genannt Emir Nizam, einer der tüchtigſten Miniſter, welche Perſien in neuerer Zeit beſeſſen, den Entſchluß, in Teheran eine Militärſchule nach europäiſchem Muſter zu errichten und damit eine Lehranſtalt für Medicin zu verbinden, an der ſowol Militär- als Civilärzte gebildet werden ſollten. Er wandte ſich zu dieſem Zwecke nach Wien, da er bei Ruſſen, Engländern oder Franzoſen irgendwelche politiſche Einflüſſe fürchtete, und gewann für dieſe Militärſchule mehrere öſterreichiſche Offiziere und für das mediciniſche Lehrfach den Dr. Polak. Doch im Jahre 1851 fiel der Emir als das Opfer von Palaſtintriguen und wurde auf königlichen Befehl hingerichtet. Die eben angekommenen Oeſterreicher verloren dadurch ihren Mäcen und hatten ſich natürlich der Gunſt ſeines Nachfolgers nicht zu erfreuen, der jeder Schöpfung ſeines Vorgängers principiell feindlich geſinnt war. Indeß führte der Schah doch im ganzen den Plan des Emirs aus. Es wurde eine Militärſchule begründet, an welcher Polak den Unterricht in der Medicin übernahm und durch Vorleſungen, durch mediciniſche Werke, die er in perſiſcher Sprache erſcheinen ließ, durch eine Poliklinik und durch ein auf ſeine Veranlaſſung errichtetes Spital, das aber, weil die perſiſchen Beamten das Gold zu eſſen pflegen, nicht in Flor kommen konnte, ſeine Schüler heranzubilden ſuchte. Polak wurde auch zum Leibarzt des Schah ernannt und gewann in dieſer Stellung natürlich einen tiefern Einblick in das Hofleben und die Regierungsformen, als ſonſt einem Europäer vergönnt geweſen wäre, freilich nur, um ſich auch hier zu überzeugen, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, indem Teheran in Bezug auf die Regierungsweisheit unter einem und demſelben geiſtigen Breitengrade mit mancher europäiſchen Hauptſtadt liegt. Nur zeigt ſich dort der Abſolutismus „ſplitternackt, daß man jede Rippe ihm zählt", während ihm in Europa ein Mäntelchen umgehangen wird. Die Reſultate ſeines neunjährigen Aufenthalts in Perſien hat Polak in folgendem Werke niedergelegt:

Perſien. Das Land und ſeine Bewohner. Ethnographiſche Schilderungen von Jakob Eduard Polak. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr.

Polak's Werk iſt keine touriſtiſche Schrift, welche Land und Leute am Faden einer Reiſebeſchreibung ſchildert und durch mancherlei Reiſeabenteuer, wie durch Widerſpiegelung der Friſche, mit welcher erſte Eindrücke zu wirken pflegen, anregende Unterhaltung gewährt. Polak hatte Muße, dieſe erſten Eindrücke zu revidiren und theilt erſt das ſichergeſtellte Facit mehrfacher Prüfungen mit. Er ſelbſt ſagt in der Vorrede:

> In meinem Buche habe ich mich bemüht, die Verhältniſſe frei von aller Voreingenommenheit möglichſt objectiv darzuſtellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der perſiſchen Sprache und der einſchlagenden Literatur, die ich mir daſelbſt angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran und ſpäter als Leibarzt des Schah, vielfache Reiſen in die verſchiedenen Städte und Provinzen, ſetzten mich in die Lage, die Hauptſtadt ſowol wie alle Gegenden des weitgeſtreckten Reichs, ſeine nach Abſtammung, Sprache und Religion vielgeſtalteten Bewohner, die politiſchen, ethiſchen und Culturzuſtände, ſoweit es dem Fremden möglich iſt, kennen zu lernen. Es verſteht ſich außerdem von ſelbſt, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, ſowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anſchauung fußenden Bericht zu geben im Stande iſt. Ich vermied bei der Abfaſſung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für ſeine Vorzüge und ſeine Fehler einzuſtehen hätte:
>
> Beſſer ſteht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold geſtickt. (Saadi.)

Polak's Werk darf als ein zuſammenhängendes ethnographiſches Gemälde betrachtet werden, welches den Nationalcharakter der Perſer, ihre ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen, ihren religiöſen Cultus, Nahrung, Kleidung, Familien- und Geſchlechtsleben, Bildung, Wiſſenſchaften und Künſte, Polizei, Induſtrie und beſonders eingehend auch die perſiſche Heilkunde mit einer Fülle von Detailzügen darſtellt, wie ſie nur dem Augenzeugen lebendig ſein kann, und dabei auch manches neue Licht auf die jüngſte Geſchichte Perſiens fallen läßt.

Gleichwol können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß Polak nicht mehrere ſeiner intereſſanten Reiſen in das

Land, auf die er gelegentlich zurückkommt, auch in touristischer Weise dargestellt und uns so ein lebendiges Bild der verschiedenen persischen Städte und Landschaften entworfen hat. Man wird es immer als einen Mangel empfinden, daß wir z. B. von des Reiches alter Hauptstadt Ispahan nicht eine ebenso eingehende Schilderung erhalten wie von Teheran, daß wir dem Verfasser nicht auf seiner Reise nach dem dichterberühmten Schiraz mitten durch die räuberischen Nomadenstämme hindurch folgen dürfen oder auf der Tour nach Masanderan 1854, wo er bei der Rückreise im Thal des Häras die ungebahnten Wege des persischen Reichs in ihrer ganzen Gefährlichkeit kennen lernte. Gerade die einzelnen Streiflichte, die der Autor gelegentlich auf diese Touren wirft, die anekdotischen Züge, die er uns von denselben mittheilt, lassen um so mehr bedauern, daß nicht eine oder die andere dieser Reisen uns im Zusammenhang erzählt wird.

Der Gesammteindruck dieser ethnographischen Schilderungen bleibt jedenfalls ein niederschlagender, indem wir sehen, wie ein altes Culturvolk von trefflichen Anlagen unter dem Drucke des Despotismus und einer der geistigen Entwickelung wenig förderlichen Religion und Sitte verkümmert. In Persien herrscht der offenkundige Verfall, mindestens in allem, was zum staatlichen Gemeinwesen gehört. Tritt ein energischer Minister auf, der das, was im Staate faul ist, zu reformiren sucht, wie Emir Nizam, so wird er wegen usurpatorischer Tendenzen verdächtigt und gestürzt. Ueberall tritt die Regierungsmaschine und die durch den Despotismus geschaffene Volkssitte der freien Entfesselung der productiven Kräfte hemmend in den Weg. Gegen die Erpressungen der Gouverneure steht dem überbürdeten Landmann kein Weg der Klage offen:

Eine Beschwerde beim Gouverneur, mit dessen Wissen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos sein. Macht er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um beim Schah, dem Born der Gerechtigkeit (adalet medär), sein Recht zu suchen, so ist er in Gefahr, unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für seine Verwegenheit gezüchtigt zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptstadt erreicht, wie soll er dem Schah seine Klage vorbringen, da kein Unbekannter demselben auf Schußweite sich nahen darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Bittschrift (arizeh) dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, von der höfischen Umgebung als ein Wahnwitziger (diwaneh) bezeichnet und sofort den Augen des Herrschers entzogen wird! Die einzig mögliche Aussicht auf Erfolg bietet das Asyl bei einer einflußreichen Person.

Mit den Gouverneurstellen treibt die Regierung förmlichen Handel:

Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beiläufig 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkasse des Schah zu erlegen und einen gleichen, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geschenken an die Königin-Mutter, die Minister, Staatssecretäre, Kammerherren (pischchedmet) u. s. w. zu verwenden. Immense Kosten verursacht die Anschaffung von Pferden, Zelten, Teppichen und was sonst zur Entfaltung des nöthigen Pomps für nothwendig erachtet wird. Das Geld dazu borgt er sich gegen hohe Zinsen, zwischen 18—40 Procent. Da nun seine Bestallung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahr (21. März) bis zum nächsten Neujahr, so trachtet er danach, gleich im ersten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, sondern auch sich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht sicher ist, daß die Regierung nach Ablauf seiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenschaft zieht und er seine Straflosigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus diesem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der schlechteste Gouverneur längere Zeit im Amte bleibt, als wenn ihn rasch ein besserer ablöst, denn jener ist, wie man sich ausdrückt, wenigstens „satt". Welch ungeheure Summen die Gouverneure erpressen, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schah, Issá Khan und Amir Aslan Khan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben sollen. Der Schah weiß das sehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Issá Khans bei seinem Abgange nach der Provinz Chamse folgende Instruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; sieh zu, daß die Leute leben können, denn sie sind arm und geduldig (fakir ädem est)." Dennoch ward kurze Zeit darauf demselben Issá Khan das Gouvernement einer andern Provinz anvertraut, und das in der officiellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Issá Khan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-peresti) und durch Pflege der Landescultur sich besonders ausgezeichnet, ernennen wir ihn zum Gouverneur von Ispahan, damit er in gewohnter Weise das Wohl dieser Provinz fördere ..."

Eine andere drückende Last für das Land besteht in den Reisen des Schah und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah berührt, müssen ihm Geschenke überreicht und Lebensmittel für sein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinden senden daher Geschenke an die Kammerherren, damit diese durch allerhand Vorspiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route bestimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Bestechung der Höflinge nicht aufbringen konnten.

Was die schon an und für sich ungleich und ungerecht, weil nach frühern Bevölkerungsverhältnissen vertheilten Steuern betrifft, so wissen sich die Mächtigen, in deren Händen der umfänglichste Grundbesitz ist, der Steuer zu entziehen, ein Ausfall, der von den kleinen Eigenthümern getragen werden muß. Ja, auch eine Analogie der mecklenburgischen Bauernausschlachtungen findet sich in Persien:

Altpersischer Ueberlieferung gemäß ist jedes Dorf in sechs gleiche Theile (dang) getheilt, deren jeder einem andern Besitzer gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als bequeme Handhabe benutzt, um ein Gut „billig" an sich zu bringen. Man kauft ein Dung und zwingt dann durch allerhand Chicanen die Eigenthümer der übrigen fünf Antheile, dieselben weit unter dem Werthe herzugeben.

Ueberall wird die productive Thätigkeit durch die Rechtlosigkeit der Zustände gehemmt. Das Aufsuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Mukanni (Brunnengräber), welcher bei dem regenlosen Himmel Irans für den Landbau durchaus unentbehrlich ist. In der That wird auch hierin wie im Zertheilen und Ableiten der Flüsse Tüchtiges geleistet; doch auch hier verdirbt die schlechte Staatswirthschaft wieder, was der thätige Fleiß geschaffen:

Es existiren zwar alte Gesetze, welche das Abgraben einer bestehenden Quelle oder Leitung streng verbieten. Allein die Mächtigen kehren sich nicht an diese weisen Vorschriften, sondern graben in der Nähe einen etwas tiefern Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal sein Wasser. So werden die Felder eines Dorfs plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müssen es verlassen, und Ortschaften, welche frühere Reisende auf ihren Karten verzeichneten, verschwinden spurlos, höchstens machen noch einige Ruinen und Kapperstauden die Stelle, wo sie gestanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einst den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Wasser in hinreichender Menge zugeführt wurde, sind jetzt dermaßen zerstört, daß sie den kleinen Bedarf des auf den Trümmern von Rages stehenden Fleckens Schah-abdulazim kaum nothdürftig zu liefern vermögen.

Bei der Unvollkommenheit des Pflugs und der andern landwirthschaftlichen Instrumente und dem Schaden, welchen Insekten, namentlich Heuschreckenschwärme den Saaten zufügen, hat der Landbau überhaupt in Persien einen schweren Stand. Dennoch verstehen die Ispahaner und die Gebern von Yezd sich trefflich auf den Gartenbau und auf die geschickte Handhabung des Spatens, mit Anwendung von Düngmitteln, die aus künstlichen Düngerfabriken Ispahans hervorgehen. Ebenso ringen die Gebirgsbewohner mühsam dem Boden eine kärgliche Ernte ab, indem sie, an den Felsterrassen hinaufsteigend, jedes kleine Fleckchen Erde mit Getreide bebauen und jeden Baum durch Umzäunungen gegen Schneelavinen schützen. Nicht im Volke selbst liegt daher das Hemmniß der Entwickelung, sondern in den traurigen Staatsverhältnissen.

Wie vom Landbau gilt dies von der Industrie. Auch hier thut die Regierung nicht das Geringste zur Hebung des Gewerbfleißes, begünstigt im Gegentheil durch ein unvernünftiges Zollsystem die Einfuhr fremder Waaren; es fehlt an Straßen und Verkehrsmitteln, an vollkommenen Werkzeugen und Maschinen, an Kapitalien und Credit. Dennoch leistet Persien in der Fabrikation von Shawls und Teppichen, von Filzen, von Glas u. s. w., ebenso in der Steinschleiferei ganz Tüchtiges. Die persischen Gebirge sind reich an Schätzen, doch liegt der Bergbau noch sehr im argen. Größere Fabriketablissements nach europäischen Mustern und auf Staatskosten, mit denen der jetzige Schah den Versuch machen wollte, lassen sich in Persien nach Polak's Ansicht nicht erfolgreich begründen, weil es an den nöthigen Arbeitskräften fehlt, weil es ferner unmöglich ist, den maßlosesten Unterschleifen und Veruntreuungen bei Verwaltung der Etablissements vorzubeugen und weil die Herbeischaffung von Maschinen und Apparaten aus so weiter Ferne und auf den ungebahnten Wegen des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verbunden sein würde. Die gemachten Experimente mit einer Papiermühle, einer Stearinkerzenfabrik u. s. w. bestätigten Polak's Ansicht. Meist aber trug wieder die Regierungswirthschaft die Hauptschuld an dem Mislingen der Unternehmungen. So scheiterte eine Zuckerraffinerie besonders daran, daß die Producenten von der Regierung zur unentgeltlichen Ablieferung der Cassonade gezwungen wurden und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzustellen begannen. Eine Baumwollspinnfabrik wurde mitten in der Wüste erbaut, wo Wasser und Brennmaterial fehlen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdrevier des Königs liegt und das Etablissement einen bequemen Platz zum tæmäschä (Spectakel) bietet. So ist es in letzter Instanz überall die despotische Regierungsform, deren willkürliche Anforderungen mit der Entwickelung des Landes in Widerspruch treten.

Nicht einmal die Hauptstütze der absolutistischen Gewalt, das herrliche Kriegsheer, erfreut sich in Persien der wünschenswerthen Organisation. Der Sold wird so unregelmäßig gezahlt, daß der Cavalerist, um sein Pferd zu ernähren, oft genöthigt ist, Waffen und Rüstzeug als Pfand zu versetzen. Auch ist die Disciplin so lax, daß die Soldaten auf ihren Märschen nicht nur wie Heuschrecken über die Früchte der Obstbäume herfallen, sondern auch die Bäume selbst umhauen und sie sammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhäusern zu finden ist, verbrennen; kein Fenster, keine Thür, kein Dachsparren, kein hölzernes Geräth wird von ihnen verschont. Nahen sich Truppen einem Dorfe, so flüchten daher die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in das Gebirge. Von seiten der Offiziere geschieht nichts, um die Mannschaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil sehen sie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Kosten lebt, weil sie dann fast seinen ganzen Sold in ihre Tasche stecken können. Ja sie verschmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für sich selbst als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anspruch zu nehmen. Wie sich diese Truppe im Kriege bewährt, das berichtet ein Augenzeuge der Belagerung von Bender-Abassi, der schwedische Arzt Fögergren in einem Briefe, in welchem er das gegen den aufsässigen Imam von Maskat ins Feld rückende Expeditionsheer zunächst als im höchsten Grade undisciplinirt, schlecht genährt und fast zur Hälfte fieberkrank schildert. Er schreibt dann weiter:

Sie kennen noch nicht die Kriegsweise der Perser; sie ist von dem europäischen System wie Tag von Nacht verschieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Parallelen, Laufgräben, Anlage von Batterien, ist bei ihnen nie zu denken; führten doch die 8000 Soldaten nicht ein Dutzend Brechscheite mit sich. In den Kriegen der Perser kann ein Zufall, eine Wagstelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth versetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, so folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Aussicht auf Beute vorhanden ist. Weder Commando noch Gehorsam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Eingebung.

Auch die andere Stütze des absolutistischen Regiments, die Priester, namentlich die aus dem Volk hervorgehenden Mulas, scheint in Persien ziemlich morsch zu sein. Die Mulas sind vom Bürgerstand gehaßt, von der Regierung aber als Anstifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Der Kampf zwischen Staat und Kirche dreht sich in Persien vorzugsweise um das Asylrecht, welches von energischen Ministern als eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit betrachtet und möglichst eingeschränkt wird. Früher galt in Persien jede Imamsade (Begräbnißstätte eines der nächsten Verwandten Ali's) sammt ihrem Umkreise für ein

Asyl; außerdem auch die Moscheen, das Zeughaus und, höchst charakteristisch für persische Sitten, die Pferdeställe.

Gesindel aller Art hauste im Rayon der Moscheen, um nachts auf Raub auszuziehen und sich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufrührerische Priester boten mit solchen stets zu Excessen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trotz, ja der Scheik-ul-Islam von Tabris setzte sich einst an der Spitze von nicht weniger als 20000 Lutis in Marsch gegen die Hauptstadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Dschumah von Ispahan, ein verschmitzter und gewaltthätiger Priester, ebenfalls gestützt auf zahlreiche Haufen von Lutis, offen die Fahne der Empörung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tausende getödtet wurden, mußte die Regierung sich zu einem Compromiß verstehen.

Neben dieser durch rechtgläubige Priester verursachten Rebellion spielt der Aufstand ungläubiger Sekten in der neuesten persischen Geschichte eine große Rolle. Die Sekte der Babis muß auch schon insofern für ein interessantes Phänomen gelten, als sie den Beweis liefert, daß gewisse Ideenkreise unter den verschiedensten Religionsformen auftauchen. Die Babis sind persische Communisten, welche den Koran leugnen, den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen einführen, ein mohammedanisches Wiedertäuferthum, welches sich in Persien sogar auf einen Ahnherrn, den von Thomas Moore in wenig schmeichelhafter Weise verherrlichten „Propheten von Khorassan" berufen kann. Der Stifter der Sekte, ein gelehrter Seide, nannte sich bab eddin (Pforte des Glaubens) und fand zahlreiche Anhänger, gerade unter den Gelehrten des Reichs. Babeddin wurde zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Er stand, an eine Mauer gelehnt; die Soldaten schossen ungern und schlecht; der Prophet benutzte den Pulverdampf, um durch ein Loch der Wasserleitung zu entkommen. Er wäre gewiß als zum Himmel gefahrener Wundermann von seinen Getreuen angebetet worden, wenn man ihn nicht an der andern Seite der Mauer entdeckt und dort erschossen hätte.

Damit dieser Sekte kein Bestandtheil des europäischen Revolutionsapparats fehle, ging auch von ihr ein Attentat auf den Schah aus, indem einer ihrer Anhänger eine Pistole auf den „Punkt, gegen den die Welt sich neigt", abfeuerte. Schon früher war der communistische Aufstand, namentlich in Masanderan, entbrannt, wo die Aufständischen mehrere feste Plätze nahmen und erst nach langem Kampfe durch die Uebermacht der königlichen Truppen unterdrückt werden konnten. Obgleich in Persien die frühern grausamen Todesstrafen meistens abgeschafft sind, so glaubte man doch, dieser Sekte gegenüber, welche die Grundfesten des Glaubens und der Sitte zu untergraben trachtete, dieselben wiederum ausnahmsweise in Anwendung bringen zu müssen, um so mehr, als der Schah durch die Sektirer, die sich unter den Hof- und Staatsbeamten überall in seiner nächsten Nähe befinden sollten, sein Leben fortwährend bedroht sah. Er verordnete daher, alle Babis aufzuspüren und ins Gefängniß zu werfen. Jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes sollte wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls im einen oder andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, diese sich durch die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenossen compromittirten. Man amputirte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Kerzchen hinein u. s. w., und jeder einzelne im ganzen Corps mußte sich an der Verübung der Martern betheiligen. Selbst das Kriegsministerium erhielt seinen Löwenantheil an diesen Executionen.

Eine Sekte, welche die Emancipation der Frauen predigte, hatte natürlich auch Anhängerinnen unter dem zarten Geschlecht. Die Frau des Großveziers sogar stand im Verdacht, eine „Babi" zu sein. Namentlich aber war die gelehrteste Frau Persiens, Gurret-el-ayn (Augenweide), eine eifrige Bekennerin der neuen Lehre. Diese gelehrte Frau war überdies, wodurch sie sich von den meisten gelehrten europäischen Damen unterschied, eine große Schönheit. Sie wurde daher auserlesen, vom Kriegsminister und seinen Adjutanten zu Tode gemartert zu werden, eine Execution, welche sie, wie Polak, der zugegen war, bezeugt, mit übermenschlicher Stärke erduldete. Dies Pröbchen persischer Staatsrretterei wirft auf die dortigen Culturzustände ein eigenthümliches Licht, und wir mögen uns immerhin glücklich preisen, in Ländern zu leben, wo die Kriegsminister mit schönen emancipirten Damen in einer minder raffinirten Weise verkehren.

An der Spitze dieser so vielfach bedrohten, innerlich morschen Regierungsmaschine steht nun der „König der Könige", der Schah Nassereddin, der seit 1848 regiert und anfangs über mehrere Prätendenten und aufständische Provinzen erst den Sieg davontragen mußte, ehe er seiner Krone sicher war. Wir erhalten von diesem Schah durch Polak, der als Leibarzt stets in nächster Beziehung zu ihm stand und mancherlei Gespräche mittheilt, die er mit ihm geführt, ein photographisch treues Bild. Sein Hauptstreben ist die Mehrung des Reichs unter allen Umständen, selbst den gefahrdrohendsten und mislichsten, ein Princip der Regentenweisheit, auf welches weder das Morgenland noch Schah Nassereddin ein Monopol besitzt. Ohne gerade von Natur grausam zu sein, hat er doch seine Regierung durch einige, nur für den Orient minder auffällige, despotische Schandthaten befleckt. Die eine ist die Hinrichtung des Emirs Mirza, seines Wohlthäters und des besten persischen Ministers der Neuzeit, aus Eifersucht auf dessen Macht; die andere die meuchlerische Ermordung des afghanischen Prinzen Jussuf, der sich der Gastfreundschaft am Hofe zu Teheran erfreute, im Garten des königlichen Schlosses. Der zum Nachfolger designirte Kronprinz Kassim Khan ist der Sohn einer ehemaligen Tänzerin. Doch die Hofheraldiker mußten beweisen, daß die Tänzerin aus der Familie der Sassaniden abstamme. Tout comme chez nous. Im Ministerium findet unter den verschiedenen Vezieren auch der Polizeimeister der Hauptstadt, der Hinckelbey von Teheran, seinen Platz, was ebenfalls an europäische, nur minder naiv ausgesprochene Analogien erinnert; unter den Hofbeamten finden sich neben den Köchen, die wegen der Gefährlichkeit ihres Amts von dem Schah mit

beſonderer Schonung behandelt werden, und neben den Läufern mit der Schellenkappe auch der Scharfrichter, der Hofmaler, der Hofpoet, der Hofaſtrenom, der Hofhiſtoriker. Der Schah traut übrigens keinem ſeiner Diener und Beamten; wenn er ihnen ſchmeichelt, ſie beſchenkt und mit Lob überhäuft, ſo geſchieht es nur aus Beſorgniß, daß ſie ihn ſonſt verrathen möchten. Ebenſo traut niemand am Hofe dem Schah und ſeinen Worten; er iſt trotz ſeiner zahlloſen Dienerſchar der am ſchlechteſten bediente Herr. Seine Geſetze werden nicht befolgt; ſeine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Er weiß es wohl und fragt deshalb nie nach dem Vollzug ſeiner Befehle. Die Strenge des Deſpotismus wird überhaupt durch die patriarchaliſche Beimiſchung deſſelben gemildert. Der Schah bekümmert ſich theilnehmend um die häuslichen und Familienangelegenheiten ſeiner Diener, um ihr directes und indirectes Einkommen. Bisweilen überreicht ein ganz untergeordneter Diener dem Monarchen ein Lamm, einen Hut Zucker oder eine Schüſſel Candis. Der Schah erkundigt ſich nach dem ſo kräftig unterſtützten Anliegen und erfährt in der Regel, daß ſich der Diener verheirathen will und es auf eine allerhöchſte Beiſteuer abgeſehen iſt. Niemand darf mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erſcheinen, ſelbſt wenn er ihn um eine Gnade bitten will. Die aſiatiſchen Geſandtſchaften bringen Pferde, Shawls, Reis, Taback, Wollen- und Seidenwaaren, die europäiſchen Waffen, Gemälde, Orden u. ſ. w.; doch iſt man in Teheran ſehr praktiſch und geht auf den Kern der Dinge. Sobald ſich die Geſandten entfernt haben, tritt der Schatzmeiſter hinter einem Vorhang hervor, um jedes Stück, jeden Diamanten in der Faſſung eines Ordens genau nach dem Geldwerth zu taxiren. Die Farben des Schah, die zu ſeinen Prärogativen gehören, ſind weit davon entfernt, europäiſche aſchgraue Modefarben zu ſein. Das Leibroß hat eine durch Henna erzeugte goldgelbe Farbe und eine goldene Kugel am Schweif, das Zelt des Schah und ſein Regenſchirm ſind roth.

Was die allgemeine Lage des Reichs betrifft, ſo ſchildert ſie Polak in keineswegs günſtigen Farben:

Wir finden eine Dynaſtie, welche bisjetzt nur ſchwache Wurzel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgeſprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer beſitzt, um ſeine Abſichten durchzuführen, und eine entartete Prieſterkaſte, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrſcher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten ſtammt, die in ihren Augen allein zum Khalifat berechtigt iſt. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrſcht Unzufriedenheit: der Süden war von jeher ſchwer zu regieren und ſtets in halber Empörung; der Oſten iſt von Turkomanen und Chiwanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaſpiſchen Meere wurden durch lange Misregierung dahin gebracht, daß ſie nichts ſehnlicher als eine ruſſiſche Occupation wünſchen und in der That auch ſchon zweimal darum anhielten; ſelbſt die der Dynaſtie bisher treueſte Provinz Azerbeidſchan haben die Gouverneure durch ſyſtematiſches Ausſaugen zur Verzweiflung getrieben; kurz nirgends findet ſich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Induſtrie liegt danieder, weil ſie mit den Fortſchritten der europäiſchen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man ſchließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäiſchen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaſpiſchen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müſſe. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Hälfte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders ſtellt ſich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten ſein würde. In einem alten Culturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, ſie wird die Erinnerung an ihre Selbſtändigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerſtand ſchöpfen.

Mit dieſen traurigen Zuſtänden und Misſtänden der Regierung und des öffentlichen Lebens faſt nach allen Seiten hin contraſtirt nun der im ganzen tüchtige Kern des Volks, der ſich auch in den von Polak eingehend geſchilderten Sitten und Gebräuchen ausſpricht. Der Perſer bietet in ſeiner Körperbildung den ſchönen kaukaſiſchen Typus: das Haar iſt ſchlicht, doch der Haarboden ſehr dicht, der Bart daher ſehr ſtark entwickelt, der Schädel ſchön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen groß mit gewölbter Hornhaut, die Augenbrauen bogenförmig, das Kinn ſchmal, die Knochen dünn, Hände und Füße von beſonderer Schönheit. Sehr große und ſehr kleine, ſehr fette und ſehr magere Individuen finden ſich ſelten; ebenſo wenig ſcharf ausgeprägte oder ſchlaffe Geſichtszüge. Die Gewohnheit des Perſers, ſich ſtets zu beherrſchen, Geberdenſpiel und Geſticulationen zu vermeiden, läßt nicht zu, daß häufig wiederkehrende Affecte auf die Bildung der Phyſiognomie Einfluß ausüben. Ebenſo gleichmüthig erträgt der Perſer Glück und Unglück und lebt nur in der Gegenwart. Im Umgang iſt er angenehm; er verſteht es, immer etwas Verbindliches zu ſagen, und wird nie eine Bitte rund abſchlagen, ſondern er zieht es vor, zu verſprechen und nicht zu halten. Er hängt feſt an ſeiner Familie, ſeinem Stamm, Verrath in der Familie iſt faſt unerhört. Es iſt charakteriſtiſch, daß die perſiſche Sprache für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewiſſen kein Wort hat, trotzdem ſie ſonſt ſehr fein ausgebildet iſt. Deſto reicher iſt die Geſellſchaftsſprache an Titulaturen und Complimenten; auch Knechte aus reichen Häuſern tituliren ſich Särkar (Excellenz). Ueber eine vornehme Abart des Perſers, welche den höhern europäiſchen Pflaſtertretern entſpricht, gibt Polak folgende Auskunft:

Unter den höhern Klaſſen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den ſogenannten mirza, mustüfi (Secretäre), muharrer (Stiliſten), munschi (Correctoren), ſowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadschi Baba" von Morrier unübertrefflich geſchildert iſt. Der Perſer hat einen eigenen Namen für ſie geſchaffen, er nennt ſie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Laſſen fuzuli. Der Fuzul iſt ein Menſch, der ſich den verſchiedenſten Verhältniſſen anzupaſſen, überall aber auf ſeine Weiſe Profit (mædächel) zu machen und fremdes Gut an ſich zu ziehen, nach perſiſchem Ausdruck „zu eſſen" verſteht. Er iſt vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet ſie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, iſt er voll Anmaßung gegen den Untern, den er ſeine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt.

Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan besonders gibt es Fuzuls von reinstem Wasser, daher Morrier weislich den Helden seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Khan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadschi Agassi, gegen den er intriguirte, äußerte sich über ihn: „Wenn der Diw (böser Geist) von Demawend auf die Ebene Teherans herabsieht und daselbst den Aga Khan bemerkt, so zieht er sich bescheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden."

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Oesterreich seit dem Jahre 1809.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band: Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

In einem Augenblicke wie dem gegenwärtigen, wo Kriegsbereitschaft und Mobilmachung, Armirung der Festungen, Truppenconcentrationen und Pferdeankäufe die Parole des Tags sind, wo eine kleine, aber laute Zahl von politischen Heißspornen den allgemeinen Ruf nach Aufrechterhaltung des Friedens durch ein martialisches Säbelgerassel zu übertönen bemüht ist, wo die beiden deutschen Großmächte schon die Hand am Schwert haben und einander dabei doch an Versicherungen der vollkommensten Friedfertigkeit zu überbieten streben, wo jedermann erstaunt nach Grund und Zweck des mit solcher Emphase in Aussicht gestellten Kriegs fragt, ohne doch eine wirkliche Antwort darauf bekommen zu können, wo man mit Recht hinweist auf die innern Zustände der beiden zum Kriege rüstenden Staaten und sich dabei unmöglich davon überzeugen kann, daß dieselben einer großen, glanzvollen Action nach außen hin besonders günstige Aussichten eröffnen, und es fraglich erscheinen muß, ob eine solche selbst nur als Abzugskanal einigermaßen ihre Dienste thun würde: in einem solchen Augenblicke ist es, so sehr das Interesse auch der Zukunft zudrängt, doch ganz besonders fesselnd und lehrreich, sich rückwärts zu wenden, den Gang zu verfolgen, welchen die Ereignisse namentlich im Innern der Staaten genommen haben, der Entwickelung nachzugehen, aus der die Probleme entstanden sind, deren Lösung die Aufgabe gerade der nächsten Wochen und Monate sein muß. Welches Interesse die kriegslustigen Politiker Preußens in dem ganzen Conflict verfolgen, ist bekannt; es erklärt sich daraus auch ihr Bestreben, möglichst als der angegriffene, nur gezwungen zu den Waffen greifende Theil zu erscheinen, eine Rolle, von der es für das erste zum mindesten zweifelhaft bleiben muß, ob sie sich mit einigem Erfolge wird durchführen lassen. Räthselhafter noch muß die Kriegslust Oesterreichs erscheinen: denn inmitten einer großen Krisis, durch welche die früher zur neuen Aufführung des Staatsgebäudes gelegten Grundsteine wiederum beseitigt sind und Oesterreich wieder in den sich in seiner Geschichte so oft darbietenden Zustand des Provisoriums, des vollständigen Schwebens versetzt worden ist, wird niemand den geeigneten Zeitpunkt zur Führung eines Kriegs finden wollen, der fast mit Nothwendigkeit nach Norden und Süden gleichmäßig geführt werden müßte. Und gerade Oesterreichs Zusammensetzung, sein ganzes staatliches Gefüge ist so außerordentlich eigenthümlicher Art, daß selbst von glänzenden Erfolgen nach außen hin eine Lösung der im Innern noch schwebenden Fragen nicht erwartet werden kann, äußere Verluste aber die Noth und Verwirrung im Innern nur ins Unendliche steigern und verschlimmern können.

Ein Blick auf die jüngste Vergangenheit Oesterreichs bestätigt diesen Satz, er enthüllt zugleich die gewaltigen Schwierigkeiten, welche Oesterreich im Falle eines größern Kriegs zu überwinden haben würde und welche man vor allen, ja fast ausschließlich in seinen innern Zuständen zu suchen hat. In dieser Hinsicht ist das Erscheinen eines Werks gerade jetzt doppelt freudig zu begrüßen, in welchem — man kann wol mit Recht sagen zum ersten mal — eine klare, unparteiische und sachkundige Darstellung von Oesterreichs Entwickelung während der letzten funfzig Jahre gegeben wird. Die von Karl Biedermann herausgegebene „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welcher wir schon die trefflichen Werke von Renchlin über Italien, von Rochau über Frankreich, Pauli über England, von Bernhardi über Rußland u. s. w. verdanken, hat mit den uns vorliegenden beiden Theilen der „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809" von Anton Springer eine Fortsetzung erhalten, welche an Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit in Benutzung der hier gewiß doppelt schwer zugänglichen Quellen, an Gediegenheit und Klarheit des Urtheils ihren Vorgängern würdig zur Seite tritt; an Frische, Lebendigkeit und Eleganz der Darstellung sowie an Werth gerade für die Politik der Gegenwart manche derselben übertrifft. Der Verfasser ist ein trefflicher Kenner österreichischer Zustände, tief eingeweiht in das Getriebe der Parteien, welche in den letzten Jahrzehnten besonders entscheidend in die Schicksale des Kaiserstaats eingegriffen haben, dabei vorurtheilsfrei und selbst nicht befangen durch bestimmte Tendenzen in der einen oder andern Richtung. So ist denn das vorliegende Werk eine wirkliche Bereicherung unserer historischen Literatur, zugleich eine Quelle, aus der man sich über die so complicirten und eben deshalb so schief aufgefaßten und so unrichtig beurtheilten Verhältnisse des nationalitätenreichen Staats sowie über die in ihm miteinander ringenden Interessen völlig neue Anschauungen und damit die Grundlage zur richtigen Erkenntniß auch der gegenwärtig schwebenden Fragen erwerben kann. Und man thut dieses mit Freude und Genuß an der frischen und

lebensvollen Darstellung, welche die handelnd auftretenden Personen mit plastischer Lebendigkeit vorführt, und der man, wenn man mäkeln wollte, höchstens stellenweise etwas weniger sprudelnden Humor wünschen möchte; da aber mag man mit Recht antworten, daß mehr als sonst irgendwo gerade bei einer Darstellung der Geschichte Oesterreichs in den letzten funfzig Jahren das Horazische „difficile est satiram non scribere" seine Anwendung findet.

Springer's Geschichte Oesterreichs greift weiter zurück als die sonstigen in der „Staatengeschichte" erschienenen Werke; während sonst die Wiener Verträge den Ausgangspunkt bezeichnen, beginnt Springer schon mit dem Wiener Frieden vom Jahre 1809. Mit gutem Grunde geschieht dies: denn jener Friedensschluß bezeichnet den Punkt, wo Oesterreich sich von Deutschland lossagte. Aeußerlich war dies schon durch den Verzicht auf die deutsche Kaiserkrone 1806 geschehen; der innere Bruch wurde erst im October 1809 vollzogen: „Das deutsche Volk ging von nun an seine eigenen Bahnen, in Wien aber wurde eine selbständige österreichische Politik eingeweiht."

Bis zu diesem Ausgangspunkte, von dem an recht eigentlich die neueste Geschichte Oesterreichs zu datiren ist, führt uns das erste Buch in großen, aber sichern und scharfen Zügen die bisherige Entwickelung der habsburgischen Monarchie vor und hebt lichtvoll dasjenige hervor, was in der Folgezeit von besonderer Bedeutung geworden ist, worauf die Strebungen und Gegenstrebungen in den spätern Kämpfen namentlich mit beruht haben. Es werden dabei einige allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, welche die Gesammtauffassung, die der Verfasser von seinem Gegenstande hat, am schärfsten zu bezeichnen, zugleich in das scheinbare Chaos, das der Unkundige vor sich zu haben glaubt, Licht und Klarheit, Ordnung und Uebersichtlichkeit zu bringen geeignet sind. Springer erkennt in der Entwickelung Oesterreichs in den neuern Zeiten gerade das Widerspiel zu der der übrigen modernen Staaten, findet in ihm gerade das Umgekehrte von dem sonst Beobachteten:

> Die Geschichte Oesterreichs in den neuern Zeiten beginnt mit der Erkenntniß seiner äußerlichen Zusammensetzung aus verschiedenartigen, einander fremden oder entfremdeten Theilen und schildert in ihrem Fortgange die Bemühungen der Herrscher, diesem Uebel abzuhelfen und so weit wenigstens eine Einheit zu schaffen, daß das Auftreten Oesterreichs als europäische Macht die möglichste Förderung erfahre. Diese Bemühungen aber wecken in den einzelnen Theilen des Staats das Bewußtsein ihrer möglichen Selbständigkeit, verwandeln ihre Gleichgültigkeit zueinander in einen offenen Gegensatz und reizen zum Widerstande gegen die Einigungs- und Verschmelzungspläne. Es offenbaren die Zustände Oesterreichs sonach das Gegenbild zu denjenigen Vorgängen, die in Deutschland und Italien wahrgenommen werden. Während es hier die Volksgeister sind, welche nach einer innigern Vereinigung der nur künstlich getrennten Theile streben, und die Regierungen die Scheidung und Trennung gewahrt wissen wollen, betreibt in Oesterreich die Regierung das Einigungswerk und sind die Ueberlieferungen und Wünsche des Volks vielfach auf die Lockerung und Lösung der staatlichen Bande gerichtet.

Die Richtigkeit dieser allgemeinen Schilderung wird dann im einzelnen durchgeführt, es wird gezeigt, wie diese centrifugale Bewegung unmittelbar beginnt mit dem Erlaß der neuen Erbfolgeordnung in der Pragmatischen Sanction, durch welche die Erbländer „untrennbar und unauflöslich" miteinander verbunden wurden, wie gleich in den Zeiten Maria Thresia's das einigende und bindende Element zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Monarchie nicht ein allgemeines, alle gleichmäßig durchdringendes und erfüllendes österreichisches Rechtsbewußtsein, eine österreichische Nationalanschauung war, sondern wie statt der Liebe zum Vaterlande die Liebe zur Kaiserin und die Ehrfurcht vor ihrer Person den Staat zusammenhielt. Von entscheidender Bedeutung ist für die Erweckung und Stärkung der Sondergelüste in den Theilen des Reichs die Regierung Joseph's II. geworden; durch seine Reformen machte er sich nur Feinde und legte den Grund zu dem separatistischen Streben, das von nun an die unter dem habsburgischen Scepter vereinigten Nationalitäten erfüllte und durch welches der neuesten Geschichte Oesterreichs ganz besonders der ihr so eigenthümliche Charakter aufgedrückt worden ist. Die Aufhebung und Beschränkung der ihr bisher zustehenden Privilegien trieb die Aristokratie der deutsch-slawischen Provinzen zu offener Opposition, der zur Durchführung seiner Reformen in Ungarn begonnene offene Verfassungsbruch schuf ihm und seinen Nachfolgern eine Quelle stets erneuter Wirrsale, seine Aufklärung erweckte ihm in der Kirche und allen unter ihrem Banne Befangenen leidenschaftliche Gegner, sein Betonen des deutschen Wesens gegenüber dem slawischen, die geringschätzige, fast verächtliche Beurtheilung und Behandlung des letztern mußte auch den innern Frieden zwischen beiden Stämmen stören. Selbst das Gute, was er sonst geschaffen, vermochte in den Augen seiner Unterthanen diese Uebelstände nicht aufzuwiegen; denn während durch die ihm gewährte Hebung und Erleichterung der bisher so hart bedrückte und der Willkür der großen Grundherren preisgegebene Bauernstand für die Reformen Joseph's gewonnen wurde, ohne doch in allen seinen Wünschen und Forderungen befriedigt zu werden, wurde er denselben wieder entfremdet durch ihre Ausdehnung und Erweiterung auch zu einer Sittenreform. Als Joseph II. die in den Anschauungen des Volks einmal so fest gewurzelten Gebräuche anzutasten wagte, als er auch sie durch Decrete und Rescripte im Sinne der Aufklärung beseitigen wollte, da fand er auch in dem niedern Volke, das bisher noch am wenigsten gegen seine Neuerungen eingenommen gewesen war, einen so kräftigen Widerstand, daß er ihn nicht zu brechen vermochte. Gerade die letzten Jahre seines Lebens hat Joseph II. das Gebäude wiederum zusammensinken sehen müssen, an dessen Aufführung er seine beste Kraft gesetzt hatte; und es mußte das so geschehen, denn das Gebäude der josephinischen Reformen war von oben nach unten gebaut, es fehlte ihm die Grundlage, auf der allein es sich aufrecht zu erhalten vermocht hätte; der Herrscher hatte ein Volk reformirt, das nicht reformirt sein wollte; allen Ständen, allen Schichten hatte er daher Opfer auferlegt,

die sie nur widerwillig brachten, und für welche ihnen die Neuerungen keinen oder doch nur einen nicht genügenden Ersatz gewährten. Daraus erklärt sich auch das Schauspiel, welches unmittelbar nach dem Tode Joseph's II. sich in allen Theilen des Reichs gleichmäßig wiederholte:

Alle Landtage hatten sich unmittelbar nach Kaiser Joseph's Tode versammelt, alle beinahe gleichlautende Wünsche an den Thron gerichtet. Wiederherstellung der alten ständischen Vorrechte, Rücknahmen der Steuergesetze und der den Bauern gewährten Befreiungen, Aufhebung aller die Juden und Freigeister, die Protestanten und Ausländer begünstigenden Maßregeln, Wiederbelebung der kirchlichen Macht, Restauration der frühern Selbständigkeit der einzelnen Provinzen: so lauteten im wesentlichen die Forderungen, über welche man sich in Troppau und Linz, in Brünn und Innsbruck, in Görz und Freiburg geeinigt hatte.

Eine vollständige Wiederherstellung des alten Zustandes erfolgte denn freilich nicht; die Regierung, nur auf Vermeidung principieller Streitigkeiten bedacht, gewährte einzelne wichtige Zugeständnisse, wußte durch halbe Nachgiebigkeit und geschicktes Beschwichtigen die sonst noch gestellten Forderungen beiseitezuschieben und allmählich in Vergessenheit zu bringen. Am meisten Schwierigkeiten machte die Beschwichtigung der oppositionellen Regungen in Ungarn, wo man mit Eifer und nicht ohne bittere Ausfälle auch gegen die neue Regierung, die Leopold's II., für die von Joseph II. beseitigte Verfassung eintrat; aber auch hier ging die Regierung durch formelle Nachgiebigkeit auf dem Reichstage von 1790 als Siegerin hervor, indem zwar die alte Verfassung wiederhergestellt wurde, aber nur als „ein Rahmen für eine kräftige politische Thätigkeit des Volks, welchen leer und unausgefüllt zu erhalten durchaus im Interesse des Hofs lag". Die Plane, welche die Regierung nach glücklicher Beseitigung der sich anfangs mit frischem Eifer regenden ständischen Opposition zu einer Umgestaltung der Gesetzgebung gehegt hatte, blieben unausgeführt, die von seiten des Volks darauf gesetzten Hoffnungen unerfüllt infolge der am 1. März 1792 erfolgten Thronbesteigung Franz' II. und des gleichzeitigen Hereinbrechens der jahrelangen großen Kriege. Es würde zu weit führen, wollten wir den Wechselfällen derselben im einzelnen nachgehen, die einzelnen Acte genauer verfolgen, aus denen sich das höchst unerquickliche Schauspiel zusammensetzt, das Oesterreich während der nun folgenden zwanzig Kriegsjahre darbietet:

Diese zwanzig Kriegsjahre streuten die Saat zu den Leiden und Misverhältnissen, welche noch lange nach zurückgekehrtem Frieden auf dem Volke lasteten und den Staat drückten. Sie lehrten die Regierung, im Volke und dessen Gütern nur die Rüstkammern zu künftigen Kriegen zu erblicken; sie gewöhnten dieselben daran, die Finanzen und die ganze innere Verwaltung aus fremdartigen Gesichtspunkten zu beurtheilen und was den kriegerischen Interessen nicht unmittelbar diente, zu vernachlässigen; dem Volke aber wurde die Meinung eingeimpft, der Staat habe keine wichtigere Bestimmung, als regelmäßig in den Seckel des Bürgers zu greifen und ihm das Ueberflüssige, nicht selten auch das Nothwendige zu nehmen.... Im Gegensatze zu den meisten, insbesondere zu den deutschen Staaten, welche während der französischen Revolutionskriege gleichzeitig eine entscheidende Wandlung der Verwaltung und Verfassung vollzogen, blieb Oesterreich von den Kriegsereignissen in seinen innern Zuständen unberührt. Es war die Macht Oesterreich und nicht das Volk in den Kampf gezogen; jene jubelte über die gewonnenen Siege und klagte über die erlittenen Niederlagen, das Volk trafen diese Wechselfälle nicht.

Wol regte sich hin und wieder im Volke ein gewisser patriotischer Schwung, aber die Regierung, weit entfernt denselben zu benutzen und zu verwerthen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als derartige Bewegungen, welche die inmitten der kriegerischen Wechselfälle mit eiserner Consequenz festgehaltene „Stabilität" zu bedrohen schienen, zu ersticken und todtzumachen; wol drang auch in den höhern Regionen die Ueberzeugung durch, daß man an eine Reform der langsam schleichenden Staatsmaschine Hand anlegen müsse, namentlich war es Erzherzog Karl, der sich von der Nothwendigkeit einer solchen überzeugte, dem Kaiser auch positive Plane und Entwürfe vorlegen ließ. Bei der verworrenen Zusammensetzung der Behörden aber, dem völligen Mangel an bestimmten Abgrenzungen zwischen den Befugnissen derselben, dem willkürlichen Eingreifen besonderer Hofcommissionen (z. B. der „Militär-Verpflegs-Systemisirungs-" und „geistlichen Vermögens-Ausmittelungshofcommission") war an eine wirkliche Durchführung seiner wohlgemeinten Reformprojecte auch gar nicht zu denken. Statt aller Antwort auf die nachdrücklichen Mahnungen des Erzherzogs aber handelte Kaiser Franz II. unerschüttert nach der ihn einmal ganz beherrschenden und von ihm als das Muster aller politischen Weisheit gepriesenen Ansicht, diejenige Administration sei die beste, wo „die ganze Staatsverwaltung von selbst als ein wohl eingerichtetes Uhrwerk, wenn sie einmal in gehörigen Gang gesetzt ist, fortlaufe". Das österreichische Staatsuhrwerk aber war wahrlich nicht zur Verwirklichung dieses Ideals geeignet; ging es überhaupt, so geschah es nur mit Knarren und Stocken, noch häufiger aber war sein Stillstand ein totaler. Bei derartigen innern Zuständen, bei der unüberwindlichen Trägheit, welche selbst in den Zeiten der dringendsten Gefahr auf der Regierung lastete, konnten die Erfolge, die der Krieg brachte, denn freilich keine bedeutenden sein, Verlust auf Verlust mußte schnell folgen. Der Wiener Frieden vom Jahre 1809 verkleinerte Oesterreich um fast 2000 Quadratmeilen und mehr als 3 Millionen Einwohner.

Bei normal gebildeten Staaten pflegt ein solcher Schlag, wie er hier Oesterreich traf, nur die Kraft der Regierenden wie der Regierten zu höherer Anspannung zu treiben; solche Krisen pflegen da den Beginn eines neuen Zeitalters, einer theilweisen oder totalen Wiedergeburt zu bezeichnen, jedenfalls aber einen völligen Bruch mit der Vergangenheit; ganz anders in Oesterreich: das Princip der Stabilität, des Vermeidens jeder Bewegung um jeden Preis, das für Oesterreich schon während der letzten Jahre maßgebend gewesen war, wurde jetzt erst recht zum obersten Grundsatz im gesammten Staatsleben erhoben und zwar auf das Innere ebenso wie auf das Aeußere angewandt. Die Politik des Stillstandes und des Gleichgewichts ist es, als deren Repräsentant der habsburgische Staat nun auftritt, mit einem Erfolge so

glänzend, daß man ſich immer tiefer in die Unübertrefflichkeit dieſes noch dazu ſo ſehr bequemen Syſtems hineinlebte.

Drei Factoren wirken in der Begründung und Durchführung des auf Stillſtand und Gleichgewicht beruhenden Syſtems zuſammen: die Perſönlichkeit Kaiſer Franz' II., die des Fürſten Metternich und die finanziellen Bedrängniſſe Oeſterreichs. Bei ihnen verweilt daher das Springer'ſche Buch auch beſonders eingehend, und ihre Entwickelung gehört mit zu den vorzüglichſten Partien des ganzen Werks; namentlich gilt dies von der Charakteriſtik des Kaiſers und Metternich's, die man geradezu als Meiſterſtücke bezeichnen möchte. Große Erwartungen hat man von Franz II. niemals gehegt; niemand aber hat ihn von vornherein ſo einſchneidend ſcharf und dabei ſo richtig beurtheilt als Joſeph II., welcher den damals ſiebzehnjährigen Erzherzog 1784 aus Florenz nach Wien kommen ließ, um ihn dort zu dem ſeiner einſt wartenden Herrſcherberufe auszubilden. Die Urtheile, welche er über ſeinen Zögling aufzeichnete, ſtellten dieſem und den einſt ſeinen Händen anvertrauten Staaten wahrlich kein günſtiges Prognoſtikon:

Er iſt ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles dasjenige beurtheilt, was es thut oder was ſeine Perſon betrifft, und dasjenige für gar nichts anrechnet, was es andere für ſich thun oder leiden ſieht; die Erhaltung ſeiner eigenen Perſon erſcheint ihm allein unendlich wichtig... Unter ſeinen Jahren kindiſch, durchbringt er ſeine Zeit unnütz und unüberlegt mit Tändeleien; er iſt grob in ſeinen Ausdrücken, bellend in ſeiner Stimme und verſchluckt die Wörter theils aus Trägheit, theils aus übelverſtandener Schüchternheit. Nur ein Mittel greift bei ihm an und zwar das unangenehmſte, weil es den plattеſten, materiellſten und unempfindlichſten Charakter eines Menſchen vorſtellt, nämlich Furcht und Scheu vor Verdrießlichkeiten... Edle moraliſche Motive machen auf ihn nicht den geringſten Eindruck, nicht Ehrgeiz, nicht Vaterlandsliebe, nicht Rechtſchaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten, nicht einmal Religionsgrundſätze.

Was Joſeph ſo über den jungen Erzherzog ausſprach, gilt nur in noch höherm Grade von dem Kaiſer. Mangel an Ernſt und Scheu vor allem, was ſolchen erfordert, unerſchütterliche Gleichgültigkeit gegen alles Allgemeine und Höhere, Argwohn und Mistrauen, Liebe für das Kleinliche, Furcht vor jeder kräftigen Perſönlichkeit — daraus ſetzte ſich der Charakter Franz' II. zuſammen, aus ſolchen Motiven entſprangen die Grundſätze, nach denen er die Schickſale der ihm anvertrauten Völker leiten wollte, durch deren Anwendung und Erhebung zu allgemeiner Herrſchaft er auch die ihm zunächſt nicht untergebenen Staaten zu beglücken bemüht war. Mit verſchmitzter Schlauheit aber wußte er dieſe Eigenſchaften zu verbergen hinter ſcheinbarer Gutmüthigkeit und ſpießbürgerlichen Manieren, welche er mit großem Erfolge zur Schau zu tragen wußte. Wenn er im unverfälſchteſten Oeſterreichiſch ſich vernehmen ließ, ſo übte das gerade auf die niedern Klaſſen des Volks einen ſtets neuen Zauber aus, und ließ ſie in dem Kaiſer einen edeln, in herablaſſender Huld von ſeiner Höhe zu ihnen herabgeſtiegenen Vater des Volks verehren. Dieſe perſönliche Beliebtheit, deren Franz ſich wohl bewußt war und die er mit dem beſten Erfolge auszubeuten verſtand, vermochte freilich nicht auch in die Staatsgeſchäfte etwas Leben und ernſte Bewegung zu bringen. Hatte ſein Abſcheu vor ernſter Beſchäftigung, ſein Hang zu Spielerei und Tändelei ihn früher dazu gebracht, daß er mit Frau und Adjutanten Blindekuh ſpielte, es in eleganten, tadelloſen Lackirarbeiten dem geübteſten Fachmanne gleichzuthun beſtrebt war, ſo wurde, da dergleichen die Zeit eines Kaiſers denn doch auf die Dauer nicht ausfüllen konnte, ſpäter nur der Gegenſtand des Spiels geändert, aber Spiel und Tändelei blieb ſein ganzes Thun und Treiben bis zum letzten Augenblick: jetzt ſpielte er mit dem Staate und den Staatsgeſchäften. Denn nicht die großen Fragen, die Dinge, die wirklich ſtaatsmänniſche Thätigkeit erforderten, zogen ihn an, ſondern die kleinen und kleinlichſten Verrichtungen; in der Kanzlei als Subalternbeamter, zum Ausfertigen von Reſcripten, Regiſtriren, Heften, Siegeln und Schnüren, da wäre Kaiſer Franz an ſeinem Platze und gewiß ein Muſterbild geweſen. Aus dieſer Neigung des Kaiſers für das allertrivialſte Detail des Kanzleidienſtes, aus ſeinem Hang zum Kleinlichen und Einzelnen ſowie aus einer unſaubern Neugierde erklärt ſich auch Franz' II. Liebe zum Horchen und Spioniren: mit Wohlgefallen ließ er ſich Privatverhältniſſe zutragen, welche ihn gar nichts angingen, in denen er auch nichts that, um die zu wiſſen aber ihm allein ſchon ein Vergnügen war; das dann noch dazukommende Mistrauen, die Furcht vor ſeiner Umgebung und vor jeder freiern Regung auch in weitern Kreiſen ließen aus dieſer Neugier und Klatſchſucht ein weitverzweigtes Polizeiſyſtem hervorgehen, deſſen Hauptmittel die niedrigſte Spionage und patriarchaliſche Willkür des Kaiſers waren, denn die intereſſanten Functionen eines Polizeichefs übte derſelbe mit ganz beſonderm Wohlgefallen aus. Des Kaiſers rechte Hand dabei, namentlich beauftragt mit dem Aushorchen und Beobachten der mistrauiſch angeſehenen kaiſerlichen Brüder, war der Baron Kutſchera, der die ihm zugetheilte hohe und einflußreiche Stellung eines Generaladjutanten weder politiſcher noch militäriſcher Tüchtigkeit oder gar einer einnehmenden Perſönlichkeit, ſondern einzig und allein dem Umſtande verdankte, daß er die Bratſche ſpielte und für die kaiſerlichen Privatquartette unentbehrlich war. So wurde die Polizei die eigentlich herrſchende Macht in Oeſterreich, und ihr kaiſerlicher Chef, der des Glaubens lebte, ſie ganz willkürlich zu leiten und in ſeiner Hand zu haben, war, wie das in ſolchen Fällen eben zu geſchehen pflegt, ſelbſt von ihr geleitet und ohne ſein Wiſſen ganz von ihr abhängig. Der Grundſatz, auf dem die ganze Weisheit dieſes Polizeiregiments beruhte, läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß der Staat das Privateigenthum des Fürſten ſei, und demgemäß verwechſelte die Adminiſtration nur allzu häufig den Staatshaushalt mit einer Privatwirthſchaft. Dem entſprach denn auch die Einrichtung der höchſten Behörden, in denen die eigentlichen Centralpunkte der ganzen Verwaltung geſchaffen ſein ſollten.

Weder der einer beſtimmten Form ganz ermangelnde Staatsrath, der „nicht über den Miniſtern ſtand, ihnen aber auch nicht geradezu untergeordnet war, der überhaupt kein permanentes deliberatives Collegium, ſondern nur mit der paſſiven Leitung der Adminiſtration beauftragt war", noch das in ſeinem Wirkungskreiſe ebenſo unbeſtimmte und verſchwommene Conferenzminiſterium, in das als Staatsminiſter zu kommen man vielfach einer Penſionirung gleichachtete, noch die vielfachen General- und Specialcommiſſionen vermochten wirkliche Thätigkeit zu entfalten, und ſo kann man denn mit Recht von dem öſterreichiſchen Staate zur Zeit des Kaiſers Franz das Bild gebrauchen:

Würde jemandem die Aufgabe geſtellt, eine Maſchine zu erfinden, die ſich zwar mit gewaltigem Lärm dreht, aber doch niemals fortbewegen kann, er fände dieſelbe in der öſterreichiſchen Staatsverwaltung, wie ſie unter Kaiſer Franz und meiſt durch ſeine Schuld ſich ausgebildet hatte, auf das ſinnreichſte gelöſt.

Was Kaiſer Franz für die innere Politik Oeſterreichs war, das war Fürſt Metternich für ſeine auswärtige. Der Mann, der auf die Schickſale Oeſterreichs einen ſo verhängnißvollen Einfluß geübt hat, war nicht einmal ein Kind des Landes; als ein Fremder, in einer andern Umgebung und unter ganz andern Eindrücken Aufgewachſener kam er erſt als Miniſter dauernd in den Kaiſerſtaat; 1809 übernahm er das Miniſterium, welches aufzugeben ihn erſt die Stürme des Jahres 1848 zwangen. Als Nichtöſterreicher war Metternich durch keine gemüthlichen Bande an das von ihm zu lenkende Reich gebunden, auch ihm war daſſelbe immer nur Ausgangspunkt, Object, niemals aber Ziel und Zweck ſeiner Thätigkeit. Aus dieſer Thätigkeit aber leuchtet nirgends eine Spur geiſtiger Bedeutung hervor, nirgends ſtößt man innerhalb dieſes neununddreißigjährigen Miniſteriums auf Handlungen, die aus einer allgemeinern, höhern Idee entſprungen wären. Die ganze Denk- und Auffaſſungsweiſe, auf der Metternich's Politik beruhte, paßte vortrefflich zu der des Kaiſers ſelbſt: beiden fehlte es an Ernſt; Tändelei war die Triebfeder ihrer Handlungen, nicht die Intereſſen des Staats, ſondern ihre eigenen, perſönlichen Intereſſen ſind es, denen ſie dienen, und nur inſoweit eigentlich nehmen ſie wirklich auf den Staat Bezug, als dieſer mit jenen zuſammenfällt; und in einer Hinſicht wenigſtens iſt dies der Fall: „Der Abſolutismus iſt bei Franz II. Herzensangelegenheit, bei Metternich mehr Verſtandesſache." Beide vereinigt ferner die unüberwindliche Furcht vor jeder freiern Regung; da eine ſolche ihr künſtliches Gleichgewichtsſyſtem ſo leicht über den Haufen werfen konnte, ſo hinderten ſie, indem die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit nicht in jedem einzelnen Falle zum voraus zu erkennen war, lieber gleich überhaupt jede Bewegung, und das Princip, um welches ſich die geſammte öſterreichiſche Politik drehte, war der abſolute Stillſtand. Und wie verſchieden waren bei aller innern Harmonie dieſe beiden Männer, deren Namen mit der trübſten Zeit der öſterreichiſchen, ja der europäiſchen Geſchichte überhaupt ſo unlösbar eng verflochten ſind. Dem kleinlichen, ſpießbürgerlichen und ungelenken Kaiſer ſteht der elegante, frivole, dabei perſönlich liebenswürdige Diplomat zur Seite: freundliche Herablaſſung mit fürſtlicher Verſchwendung, ein überaus geringes und flaches Wiſſen mit der Gabe, es in der gewandteſten Weiſe zu gebrauchen und zu verwerthen, Meiſterſchaft in allen Künſten der Verſtellung mit dem Vermögen, ſich jeder ihm entgegentretenden Individualität anzupaſſen — das waren die Eigenſchaften, durch welche Metternich ſeine Erfolge und eine Bedeutung für die Geſchicke Europas erlangte, die ihm nach ſeiner Begabung wahrlich nicht gebührte. Eine ſolche Perſönlichkeit konnte eben nur in ſolchen Zeiten zu einer faſt beiſpielloſen Geltung kommen; mehr oder minder deutlich hat das Metternich ſelbſt gefühlt; daher ſein Abſcheu vor jeder ſelbſtändig und thatkräftig auftretenden Perſönlichkeit, ſein Haß gegen jede Macht, die ſich neben ihm geltend machen wollte, ſeine Eiferſucht auf jeden im Staatsdienſte erprobten tüchtigen Mann. Solche hat er ängſtlich von jeder amtlichen Thätigkeit fern gehalten, nur unbedingt gehorſame, unterwürfige und kriechende Perſönlichkeiten waren es, die er zur Verwendung kommen ließ; geiſtloſe, blindlings ſeine Befehle ausführende Beamte wollte er haben, nicht aber ſolche, die eine eigene Meinung in einer ſelbſtändigen Anſicht zu haben wagten. Bezeichnend iſt dafür eine Anekdote, die im Jahre 1809 in Wien umlief und die Springer anführt:

Fürſt Franz Dietrichſtein, welcher 1809 den unerträglich gewordenen Staatsdienſt aufgab, traf im Theater einen Freund und wies ihm den gegenüber ſitzenden Metternich mit den Worten: „Kein bedeutender Kopf, aber er läßt ſich zu allem brauchen!" Gleich darauf ſprach der Fremde in der Loge des Miniſters vor, der ihn nun wieder auf den Fürſten Dietrichſtein aufmerkſam machte mit der Bemerkung: „Ein ſehr bedeutender Kopf, aber man hat ihn zu nichts brauchen können!" Wie der bedeutende Kopf Dietrichſtein's, ſo mußten noch viele andere tüchtige Männer feiern und mit verſchränkten Armen der Herrſchaft der Feigen, Schlechten und Kleinen zuſehen.

Daß die Perſönlichkeit des Kaiſers ebenſo wenig wie die Metternich's danach angethan war, die Aufgaben, welche Oeſterreich nach dem Wiener Frieden geſtellt waren, zu löſen oder auch nur denſelben gewachſene Männer an den richtigen Platz zu ſtellen, leuchtet nach dieſer flüchtigen Charakteriſtik beider wol zur Genüge ein. So blieben dieſelben, ſo dringend ſie auch einer Erledigung bedurften, ungelöſt; weder die einheitliche Geſetzgebung, die zu einer Nothwendigkeit geworden war, noch die Ordnung der heillos zerrütteten Finanzen, noch endlich die lange vergeblich erſtrebte Verſtändigung mit Ungarn kam zu Stande. Folgenreicher aber und verhängnißvoller als die Vernachläſſigung der beiden andern Punkte ſollte die gänzlich unterlaſſene oder doch nur halb und im widerſprechendſten Sinne in Angriff genommene Löſung der Finanzfrage werden.

Die ausführliche Darſtellung, welche uns in dem Springer'ſchen Werke von der Finanzpolitik Oeſterreichs ſeit Maria Thereſia gegeben wird, öffnet einen Einblick in das chaotiſche Gewirr, das in ihr herrſchte, in den Unverſtand und die Unredlichkeit der Regierung, die den

nahenden Zusammensturz durch halbe und trügerische Maßregeln immer aufs neue hinauszuschieben bemüht war. Schon Maria Theresia machte den Anfang mit Ausgabe der schicksalschweren Bankzettel, „dem wahren und eigentlichen Geheimmittel der österreichischen Finanzkunst, welches immer wieder aufgegriffen wurde, wenn jede andere Hülfe versagen wollte“. Trotz dessen waren die Finanzverhältnisse Oesterreichs unter Maria Theresia im Vergleich mit der dann folgenden Zeit noch glänzend zu nennen; seit Joseph II. aber ging es fortwährend bergab: „Seit dem Jahre 1782 bis zu dieser Stunde herab schließt jede Jahresrechnung des Staats mit einem Deficit.“ Während die Ausgaben von Jahr zu Jahr stiegen, blieb die Productionskraft des Landes auf dem alten Fleck, wurden keine neuen Einnahmequellen geschaffen, aus denen die gemehrten Bedürfnisse hätten befriedigt werden können. Die österreichischen Finanzmänner gewöhnten sich daher von der Hand in den Mund zu leben: Anleihen und Bancozettel waren die Mittel, mit denen man den in immer drohenderer Nähe erscheinenden Staatsbankrott aufzuhalten und hinauszuschieben bemüht war, und namentlich der letztern bediente man sich seit der höchst erfreulichen Entdeckung, „daß das ganze Geschäft der Bancozettelausgabe nur von der Dienstwilligkeit des Papiermüllers und Druckers abhänge, und so lange man über Papier und Druckerschwärze gebiete, die Emission fortgesetzt werden könne“. Bald hatten diese Scheine denn auch beim Publikum jede Geltung verloren und nichts vermochte dem raschen Sinken ihres Curses Einhalt zu thun; wiederholt trat daher die Regierung mit sogenannten Finanzpatenten vor das Volk, in welchen regelmäßig das tiefste Bedauern über die bisherige schlechte Finanzwirthschaft ausgesprochen, vollständigste Besserung gelobt und dann ein neues Mittel vorgeschlagen wurde, die Schuld zu tilgen, die Bancozettel einzulösen und den öffentlichen Credit wiederherzustellen. Entweder aber waren diese zur Abhülfe eingeschlagenen Wege überhaupt untauglich, oder die Noth des Augenblicks zwang doch zu stets neuer Ausgabe von Papiergeld, das sich bald als ganz werthlos erwies, oder die Regierung gebrauchte das für kurze Zeit wiederhergestellte Vertrauen, nur um ihren leeren Seckel wieder einigermaßen zu füllen. Der Krieg und der ihm folgende unglückliche Friede legten nur neue Opfer auf, spannten die Forderungen an die erschöpften Finanzen des Staats nur noch höher. Selbst solche Gewaltmittel, wie die im December 1809 verordnete Einziehung alles Silbers für die kaiserliche Münze und seine Einprägung verfingen nichts mehr, die Antheilscheine an der zur Tilgung dieser Schuld bestimmten Staatslotterie waren bald ebenso werthlos wie die Bancozettel. Versuch jagte von nun an Versuch, ohne daß einer eine mehr als ganz momentane Besserung hervorzubringen vermocht hätte. In Handel und Wandel machten sich diese trostlosen Zustände in der empfindlichsten Weise geltend, selbst die geringen Einnahmequellen, welche bisher noch mit einiger Regelmäßigkeit geflossen waren, drohten zu versiegen. Als alle Mittel erschöpft waren und alles von Furcht vor dem drohenden Staatsbankrott erfüllt war, da nahm die Regierung — Hofkammerpräsident und damit Leiter der Finanzen war Graf Joseph Wallis — ihre Zuflucht zum Staatsstreich: denn nichts anderes, und zwar ein beispiellos gewaltthätiger Staatsstreich war das berüchtigte Finanzpatent vom 20. Februar 1811:

Versiegelt war das geheimnißvolle Actenstück, das über Wohl und Wehe von Millionen entschied, an die Provinzialbehörden abgesendet worden, diese mußten am 15. März um 5 Uhr morgens die Siegel erbrechen, eine Stunde später den öffentlichen Anschlag besorgen. Lange vor Tagesanbruch waren auf den Straßen aller Städte große Menschenhaufen versammelt, die dem verhängnißvollen Augenblicke entgegenharrten und eine tiefere Aufregung zeigten, als wenn die Stunde einer entscheidenden Schlacht sie treffen sollte. Mit gieriger Hast griffen sie jedes Wort des Patents auf; wer nicht nahe genug stand, nicht lesen konnte, ließ sich den Inhalt erklären, auch der Gleichgültigste hielt schon in den nächsten Stunden das berüchtigte Papier, das Haß säete und Mistrauen gegen den Monarchen zum Gemeingefühl machte, eifrig in den Händen. Einige wenige mochten sich freuen, sie waren unverhofft reich geworden, andere, und ihre Zahl war die größte, fluchten und klagten, sie hatte über Nacht das Los des Bettlers getroffen.

Reduction des Werths der Bancozettel, die in einem Betrage von mehr als 1000 Millionen umliefen, war das einzige Mittel, das die rathlos gewordene Regierung noch konnte, wobei sie sich noch dazu gar nicht darüber täuschte, daß selbst diese verminderte Summe in Metallgeld zu realisiren eine Unmöglichkeit sein würde. Durch das Finanzpatent wurden die Bancozettel auf den fünften Theil ihres Nennwerths herabgesetzt, sie sollten gegen Einlösungsscheine eingetauscht werden, mit denen eben nur ein neues werthloses Papier auf den Markt kam, denn diese hatten auch keine Art von Metalldeckung hinter sich; doch wurden dieselben als einzig gültiges Papiergeld decretirt. Einstimmig war die öffentliche Meinung in dem unbedingten Verdammungsurtheil, das sie gegen das Finanzpatent aussprach: in einzelnen Fällen kamen seine Wirkungen einer achtzigprocentigen Vermögenssteuer gleich, legten also dem einzelnen unerhörte Opfer auf, welche um so mehr schmerzen mußten, da dennoch keine unwandelbare Währung gewonnen, nur neue Verwirrung und neuer Verlust für die Zukunft in Aussicht gestellt war. Alle Polizeimaßregeln, durch welche man dem Finanzpatente unbedingte Geltung zu verschaffen suchte und unter der die kleinen Gewerbtreibenden, die eine Steigerung ihrer Preise wagten, besonders zu leiden hatten, blieben vergeblich, Vertrauen zu der Finanzpolitik der Regierung ließ sich nicht erzwingen. So blieb denn im wesentlichen alles beim alten: die Regierung griff bald wieder zu dem einfachsten und bequemsten Mittel, ihrer momentanen Verlegenheit abzuhelfen, sie gab neues Papiergeld aus, trotz des neuen Namens — „Anticipationsscheine“ hieß es diesmal — ebenso werthlos als alles frühere, ja sie entblödete sich nicht, ihre Zuflucht zu handgreiflichem groben Betruge zu nehmen, indem sie die Menge der Scheine heimlich bedeutend vermehrte, im ganzen das umlaufende Papiergeld verdreifachte. Der mit dem Finanzpatent von 1811 geführte Staatsstreich war

kein rettender gewesen, nach wie vor blieb der Staatsbankrott in drohendster Nähe.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann die so schwer auf Oesterreich lastende Finanznoth in Rücksicht auf das Verhältniß zu Ungarn: aus den Verhandlungen, durch welche man das ungarische Königreich mit seinen großen Hülfsquellen zur Uebernahme eines Theils der Staatslast heranzuziehen bemüht war, ging jener langwierige Verfassungsstreit hervor, der nach fast vierzigjährigem Ringen zu so blutigen Kämpfen führte, der in der Hauptsache noch heutigentags seiner Lösung entgegenharrt. Den Vorwürfen der Gleichgültigkeit gegen das Staatswohl und kleinlicher Selbstsucht, mit welchen man von Wien her sehr freigebig gegen sie war, antworteten die Ungarn mit dem Hinweis auf ihre altverbrieften Rechte, auf die wie ein Palladium hochgehaltene Verfassung. Die Aussichtslosigkeit aller Verhandlungen zeigte sich gleich auf dem Reichstage von 1811, auf dem es sich für die Regierung namentlich darum handelte, dem Finanzpatente auch in den Ländern der ungarischen Krone Geltung zu verschaffen. Bei dem zähen Widerstande des Reichstags und dem starren Festhalten der Regierung an den einmal gestellten Forderungen kam man keinen Schritt vorwärts; die Bemühungen des erstern, der eine unbedingte Verwerfung der Vorlagen nicht auszusprechen wagte, durch theilweise Zugeständnisse die letztere zu befriedigen, blieben erfolglos; auch hier nahm die Regierung endlich zum Staatsstreich ihre Zuflucht, indem sie ungeachtet aller dagegen erhobenen Einsprache das Finanzpatent am 1. September mit allen seinen Bestimmungen auch in Ungarn als Provisorium einführte. Der Conflict, der so nicht gelöst, sondern nur noch verschärft war, wurde in den nächsten Jahren freilich einigermaßen zurückgedrängt und in Vergessenheit gebracht durch die großen äußern Ereignisse, welche zu dem endlichen Sturze des Napoleonischen Kaiserthums führten. Die eigenthümliche Rolle, welche Oesterreich unmittelbar vor und dann in den Freiheitskriegen selbst spielte, ist bekannt genug: bedurfte es noch eines Beweises dafür, daß der habsburgische Staat jeden Zusammenhang mit Deutschland und seinen Interessen aufgegeben habe, so wurde er gerade damals in der schlagendsten Weise geführt; nicht blos die Regierung war den eigentlich nationalen Bestrebungen vollständig entfremdet, auch im Volke hatte sie dergleichen Regungen längst zu ersticken gewußt; inmitten der nationalen Begeisterung, welche seit dem Gottesgerichte vom Jahre 1812 durch Deutschland brauste, steht daher Oesterreichs Herrscherhaus und Volk kalt und theilnahmlos da, und als es endlich zur Theilnahme an dem allgemeinen Kampf gebracht wird, so gibt es auch nur kleinlichen, selbstsüchtigen Berechnungen nach, nicht aber einem schwungvollen, mächtigen Impulse, wie er namentlich das Preußen jener glorreichen Tage erfüllte. Daß die Völker, welche für Abschüttelung des Napoleonischen Jochs kein Opfer gescheut, dann um die wahre Frucht des erfochtenen Siegs, welche sie auch für die politische Entwickelung im Innern gehofft hatten, betrogen wurden, war zuerst und vor allem das Werk der österreichischen Diplomatie. Mit dem Wiener Congreß beginnen die glänzenden Freudentage derselben, da feiert Metternich seine Triumphe, die für Deutschland ebenso verhängnißvoll wurden, wie für das reorganisirte Italien. Die ungeahnte Kraft, welche das deutsche Volk zum Theil wenigstens in dem Befreiungskampfe gegen Napoleon entfaltet hatte, hatte Kaiser Franz und Metternich mit Furcht und banger Sorge für die Zukunft erfüllt; das Ziel, auf das sie daher rastlos hinstreben, ist von nun an die Fesselung und Bändigung dieser Kraft, die, wenn sie sich entfalten konnte, allerdings das System des Gleichgewichts und Stillstandes mit einem Schlage über den Haufen geworfen haben würde: Furcht ist das treibende Motiv in der österreichischen Politik seit dem Wiener Congreß, aus der ihn erfüllenden Furcht erklärt sich Franz' II. Polizeiregiment im Innern ebenso wie die auswärtige Politik des Fürsten Metternich. So beginnen denn die eigentlichen „Jubeljahre der Reaction": die neapolitanische Revolution, welche dieselbe einen Augenblick ernstlich zu bedrohen schien, trug nur dazu bei, die von Metternich verkündeten Principien auf dem Congreß von Laibach zu allgemeiner Anerkennung und Herrschaft zu bringen, der Politik des absoluten Stillstandes zu neuen Siegen zu verhelfen. Bewegung im Innern zeigte sich nur im Gebiete der Finanzen und in den Beziehungen zu Ungarn. Die Finanznoth, welche sich seit dem Ende der Befreiungskriege mit erneuter Wucht fühlbar machte, veranlaßte eine ganze Reihe neuer Versuche ihr abzuhelfen; jetzt waren es namentlich stets erneuerte Anleihen, in welcher die Finanzkunst des Grafen Stadion das Rettungsmittel gefunden zu haben glaubte, das auch für eine kurze Zeit den Schein der Blüte und Kraft erzeugte, dann aber zu einem um so unheilbarern Siechthum führte. Diese finanzielle Noth sowie die Forderung von Truppenaushebungen sind die beiden Punkte, um welche sich der zwischen der Regierung und Ungarn geführte Kampf dreht, der dann mehr und mehr erweitert zu einem mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Principienstreit führt. Da man die Berufung des Reichstags absichtlich unterließ, so wurden die Comitatsversammlungen der Sitz einer eifrigen Opposition, welche mit Nachdruck auf die zahlreichen Verletzungen der Verfassung hinwies, ohne zunächst irgendwelche positive Reformvorschläge zu machen; in der strengen Beobachtung dieser Defensivstellung, dem sorgfältigen Vermeiden jeder Offensive lag der Hauptvortheil, den die ungarische Opposition der Regierung gegenüber hatte, der denn endlich auch dahin führte, daß man sich in Wien zur Einberufung des Reichstags entschließen mußte; der dafür angegebene Grund, daß die letzte Gemahlin des Kaisers die ungarische Königskrone noch nicht empfangen hatte, war nur ein Vorwand, hinter dem der Hof die erlittene Niederlage vergeblich zu verbergen bemüht war. Der im Jahre 1825 eröffnete Reichstag blieb fast zwei Jahre beisammen; so heiß es in den Debatten zuweilen herging, so schwere Anklagen von seiten der Deputirten gegen die Regierung erhoben wurden, einen nennenswerthen Vortheil erkämpften sie nicht, der thatsäch-

liche Sieg blieb auch diesmal dem mit zäher Ausdauer an seinen ursprünglichen Forderungen festhaltenden Hofe. Die Form der Verfassung war aufs neue gesichert, die so nothwendige Reform ihres Inhalts war auch diesmal nicht gelungen. **Hans Prutz.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reißmann's Biographie Robert Schumann's.

Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von August Reißmann. Berlin, Guttentag. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch gehört zu denjenigen, welche sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren werden. Der wißbegierige Dilettant ist nur zu gern geneigt, jedes neue Product auf diesem Gebiete bona fide zu accepliren, sobald es, gleich dem vorliegenden, sich nicht übel liest und recht unterhaltend oder in leichtgeschürzter Weise belehrend erscheint; und so hat das größere Publikum denn auch Reißmann's Buch höchst dankbar und hochachtungsvoll aufgenommen. Dem tiefer Blickenden dagegen wird solch harmloses Genießen leider recht ärgerlich gestört, sobald sich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß das gepriesene Werk in der Hauptsache mit der heutzutage beim Büchermachen landläufig gewordenen Routine zusammengeworfen ist, welche sich die von andern mühsam erforschten Thatsachen leichten Kaufs aneignet und dieselben entweder mit einseitig dilettantischen Ergießungen ohne objectiv-wissenschaftliche Durchbildung versetzt oder auch wol wörtlich abschreibt und das übrige in der Hauptsache aus frühern eigenen Werken ergänzt. Reißmann führt sein Buch mit folgenden Worten ein:

> Das Leben unsers großen Meisters bietet in seinem äußern Verlauf kaum hinreichend Stoff für eine besondere eingehende Darstellung. Bis auf das furchtbare Ereigniß, das ihn uns entriß, zeigt es nur wenig hervorragende Momente, und auch diese entziehen sich meist noch einer eingehenden Darstellung aus Gründen schuldiger Rücksicht und Pietät.... Den äußern Verlauf seines Lebens berücksichtigte ich nur so weit, als er auf des Meisters innere Entwickelung Einfluß gewinnt. Bei diesem untergeordnetern Theil meiner Arbeit konnte ich mich auf Wasielewsky's mit Fleiß gesammelte Mittheilungen über das Leben Schumann's und den von ihm veröffentlichten Briefwechsel stützen.

Dies hat jedoch Reißmann in einer keinesfalls zu rechtfertigenden Weise gethan, nämlich Wasielewsky's Werk stellenweise wörtlich abgeschrieben, den ganzen ersten Abschnitt aber mit so wenig Kritik übertragen, daß er nicht einmal die interessanten Erinnerungen, welche Schumann aus seinem Leben im dritten Band der „Neuen Zeitschrift für Musik" (S. 1 fg.) und in seinen „Gesammelten Schriften" (II, 125 fg.) mittheilt, herangezogen hat. Ziemlich wörtlich ferner findet man aus Reißmann's „Geschichte der Musik" S. 259—263, desgleichen aus seinem „Deutschen Lied" die Abschnitte über Schubert, Schumann, Heine, Eichendorff und Chamisso wieder. Wenn aber ferner Reißmann in den obigen Eingangsworten bedauert, noch „Rücksichten" auf Lebende nehmen zu müssen und damit zugleich die Ansicht ausspricht, daß Schumann uns noch viel zu nahe stehe, als daß bereits richtige Beurtheilung seiner Lebensschicksale und ein umfassenderes Verständniß seiner Schöpfungen durchgedrungen sein könne, so durfte Reißmann gerade deshalb doch unmöglich über das Unzeitige, jetzt schon ein biographisch-kritisches Werk über Schumann zu veröffentlichen, im Zweifel sein und hätte sich, anstatt kurzweg blos die Mittheilungen eines andern nachzuschreiben, welcher eingesteht, daß ihm das Material noch nicht hinreichend zur Verfügung stehe, unsern dauernden Dank gewiß in ganz anderm Grade erworben, wenn er die, in der Sammlung von Thatsachen*) bestehenden, nöthigen Vorarbeiten für eine zukünftige Biographie weiter fortgeführt hätte. Zugleich aber läßt sich kaum annehmen, daß ein so intelligenter Kopf wie Reißmann ernstlich der Meinung sei: von den Lebensverhältnissen und Vorkommnissen hätten nur die „hervorragendern" Einfluß auf die geistige Entwickelung, daß er irgend in Zweifel sein könne über die immerwährende Wechselwirkung zwischen der gesammten innern und äußern Entwickelung eines Künstlers.

So anerkennenswerth die Wärme, mit welcher Reißmann seinen Stoff behandelt, so störend sind die oft sich findenden willkürlichen Annahmen. So erblickt Reißmann in Schumann's Spiel mit Namen einen wesentlichen Charakterzug, will immer von der Ansicht ausgehen, es sei Schumann überall um Darstellung des ihn innerlich Erregenden zu thun gewesen, bei jedem einzelnen Liede aber um Erringen eines neuen Standpunktes. Lediglich eine ernstere Krankheit habe Schumann auf contrapunktische Studien geleitet und schon 1848 höre infolge von Kraftzersplitterung **) seine Blütezeit auf. Die Bedeutung der Form habe Schumann erst 1840 durch die Liedcomposition kennen gelernt, während er doch bereits mehrere größere Sonaten vorher componirt hatte. Seltsame Meinungen finden sich über Heine (S. 80) und Eichendorff (S. 88). Bei Schubert sei „die Klavierbegleitung nothwendig, um die strophische Liedform herauszubilden. Schumann dagegen stuft die Accente melodisch ab, daß ***) die einzelne Strophe nicht sowol durch bestimmten melodischen Zug, sondern vielmehr durch die melodisch abgestuften Accente nach den Reimschlüssen hindrängt" (wörtlich zu lesen S. 82). Wenn folglich Reißmann S. 102 sagt: „Wir begegnen fast überall jener Phraseologie, wie sie heute der kritisirende Dilettantismus übt", so spricht er sich selbst das Urtheil, desgleichen, wenn er in einem Athemzuge auf die neudeutsche Richtung schimpft und eingesteht: „Das Gefühl wird sich immer gegen alles Neue und Ungewohnte abwehrend verhalten und oft die eigene Unfähigkeit, eine erweiterte oder ganz organisch umgestaltete Form als solche zu fassen, dem Kunstwerk als Makel aufbürden." Während Wasielewsky correct mittheilt, daß die

*) Hierher würden auch (von Reißmann noch viel zu ungenügend gegebene) Mittheilungen über die Entstehung einzelner Partien größerer Werke besonders bei der Faustmusik gehören.

**) Vgl. Wasielewsky, S. 233.

***) Der Stil ist überhaupt oft nachlässig oder ungelenk; manche Ausdrücke, wie „berückend", werden bis zur Unerträglichkeit gemißbraucht; Plurale wie „Horne" sind uns neu.

von Schumann gegründete „Neue Zeitschrift für Musik“ bis zum heutigen Tage in die Hände von Dr. Brendel überging, verschweigt dies Reißmann und nennt statt Brendel Dr. Lorenz, welcher bekanntlich nur so lange interimistisch fungirte, bis sich Brendel und Schumann geeinigt hatten.

Dem Studium [illegible]er Schumann'schen Schöpfungen hat sich Reißmann mehr sehr eingehend und liebevoll gewidmet und ist bemüht, seinen Meister möglichst hoch zu stellen, geräth nur leider bei dem Versuch, ihm eine bestimmte „Mission“ zu vindiciren, ihn als ein „nothwendiges Glied“ in der Kunstentwickelung hinzustellen, wiederum in subjective Meinungen. Sehr beherzigenswerth ist das S. 213 über die Einseitigkeit der Epigonen Schumann's Gesagte, nur vertheidigt Reißmann viel zu schroff den höchstens relativ haltbaren Gedanken: ein Kunstwerk erhalte nicht durch den Inhalt (?), sondern vielmehr durch die Form dauernden Bestand. Beherzigenswerth ist ferner das S. 227 über die heutige tyrannische Herrschaft subjectiven Gefallens an bestimmten Richtungen und S. 231 über die krankhaft sentimentale „Gefühlsduselei“ unsers Salonbänkelsängerthums Gesagte. So findet sich denn in diesem Buche ein Gemisch von Werthvollem und Unbrauchbarem, Scharfsinnigem und Oberflächlichem, und es erfüllt immerhin mit Bedauern, wenn man eine von Haus aus so tüchtige Kraft, von der heutigen Nonchalance angesteckt, immer mehr in schroffe Ueberhebung und Willkür sich verlieren sieht.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Am Geburtstage Shakspeare's und am Gründungstage der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft (23. April) hat der Vorstand derselben folgenden Aufruf erlassen: „Der Jahrestag der Geburt Shakspeare's gibt dem Vorstande der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft Anlaß, an alle Freunde der dramatischen Poesie und somit an jeden, der auf Bildung Anspruch macht, ein ernstes Wort der Mahnung zu richten. Wir sagen: an alle Freunde der dramatischen Poesie. Denn es ist ein arges Mißverständniß, dessen Quelle wir nicht aufdecken wollen, wenn man gemeint hat, daß die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft nur den Zweck habe, das gelehrte Studium Shakspeare's zu verbreiten und die Shakspeare-Literatur durch eine Anzahl neuer Schriften zu vermehren. Ihr Zweck war und ist vielmehr die Förderung des Sinnes für echte dramatische Dichtung überhaupt, die Erhöhung des Interesses an allen wahrhaft künstlerischen Leistungen der Bühne, vor allem die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüte. Für diesen Zweck ist uns die Anregung zu einem tiefern Studium Shakspeare's, zu häufigern und würdigern Aufführungen seiner Stücke, zu bessern Uebersetzungen seiner Werke, wie der ganze literarische Apparat, der dazu erforderlich ist, nur Mittel, das wir ergriffen haben, weil es das zweckentsprechendste ist, welches uns zu Gebote steht. Wir hofften für unsere Bestrebungen eine allgemeine Theilnahme um so eher zu gewinnen, als es leider offen zu Tage liegt, daß der Sinn für das höhere Drama zu sinken, der Geschmack des Publikums zu verwildern und mehr und mehr leeren scenischen Schaustellungen, rohen Spectakelstücken, sinn- und charakterlosen Possen sich zuzuwenden beginnt. Unsere Hoffnung ist getäuscht worden. Obwol die Shakspeare-Gesellschaft bei ihrer Gründung von allen Seiten mit lautem Zuruf begrüßt wurde, obwol der erste Band des Shakspeare-Jahrbuchs, das wir herausgegeben, nicht nur in den deutschen, sondern auch in den englischen Journalen die günstigste Aufnahme gefunden, so hat sich doch die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft nur wenig vermehrt. Sie ist bisjetzt noch so gering, daß wir die beabsichtigten größern Unternehmungen, eine neue, wohlfeile, auf Leser aller Klassen berechnete Uebersetzung der Shakspeare'schen Dramen, eine scenische, den Bedürfnissen der Bühne entsprechende Bearbeitung derselben, Preisaussetzungen zur Lösung besonders schwieriger Aufgaben u. s. w. vertagen müssen oder doch nur in kleinen bescheidenen Anfängen einleiten können. Ueberzeugt indeß, daß wir ein gutes Werk begonnen haben, geben wir das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht auf. Wir glauben, daß es nur die Ungunst der Verhältnisse, die aus der politischen Lage Deutschlands entspringende Unruhe und Aufregung, die daraus erklärliche Lässigkeit und Vergeßlichkeit ist, die unsern Bestrebungen die gebührende Unterstützung entzieht. Wir hoffen aber, daß es nur einer ernsten Mahnung bedarf, um die deutschen Fürsten wie die deutsche Nation zu überzeugen, daß es schlechthin keine Verhältnisse, keine Umstände, keine politische oder sociale Lage gibt, welche es rechtfertigen können, die Bildung des Volks zu vernachlässigen, daß im Gegentheil die Freiheit und Einheit, welche die deutschen Stämme mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, nur Bestand gewinnen und zum Segen ausschlagen kann, wenn das Volk eine Höhe der Bildung erreicht hat, die es in den so schwierigen politischen und socialen Fragen urtheilsfähig macht, und daß es für die Erkenntniß der in der Geschichte waltenden Gesetze, für die Förderung politischer Einsicht, für die Hebung patriotischer Gesinnung keinen bessern Volkslehrer gibt als — Shakspeare. Darum nicht trotz, sondern gerade wegen der anscheinend so ungünstigen Verhältnisse richten wir die Bitte an alle Klassen des Volks, den Bemühungen der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft eine kräftigere Unterstützung zuwenden zu wollen und damit nicht zu zögern, bis vielleicht der begonnene Bau wieder zerfallen ist.“

Wir theilen diesen Aufruf hier mit, in der Hoffnung, daß die authentische Interpretation, welche der Vorstand hier selbst von den Tendenzen der Shakspeare-Gesellschaft gibt, in weitern Kreisen Anklang finden und wesentlich dazu beitragen wird, die Zahl seiner Mitglieder zu vermehren.

Die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüte ist gewiß ein Ziel „des Schweißes der Edeln werth“, und die Pflege des großen britischen Dichters, die genauere Erkenntniß eines Genius, dessen Schwächen so lehrreich sind wie seine Vorzüge, kann wesentlich dazu beitragen, auch dem Drama der Zukunft den Weg zu bahnen.

Allerdings sind die Hebungsversuche des deutschen Dramas oft mißglückt, indem die Hebebäume an verkehrter Stelle angesetzt wurden; nöthig bleiben sie aber immer; denn auch die letzte Saison hat wieder gezeigt, wie die leerste und oberflächlichste Bühnenproduction faß überall herrscht und wie Productionen, die von poetischem Streben dictirt sind, trotz der Erfolge an größern Bühnen, trotz anerkennender Würdigung von seiten der Kritik, nur mühsam sich Bahn brechen und überall gegen den seichtesten Tageskram zurückstehen müssen.

Professor Kinkel hat dem Vernehmen nach an Stelle des Professors Lübke die Professur für Kunstgeschichte am Polytechnicum in Zürich übernommen. Wir freuen uns, daß eine tüchtige Kraft wieder den entsprechenden Wirkungskreis gefunden hat. Denn wir waren immer der Ansicht, daß die poetische Begabung Kinkel's eine mäßige sei und nicht über das Dilettantische hinausgehe, daß er mehr zu den poetischen

Naturen, zu den an- und nachempfindenden, als zu den berufenen Dichtern gehöre, eine Ansicht, in welcher uns nicht nur sein langes Schweigen gegenüber einer Fülle von durchaus dramatischen und tragischen Erlebnissen, sondern auch die Fremdheit, mit welcher seine Poesie gerade den sein Leben bestimmenden revolutionären Gedanken gegenübertritt, nur bestärken konnte. Wir wissen zwar nicht, was im Pulte dieses Dichters schlummert, und werden uns freuen, wenn unsere Ansichten als vorlaut durch eine poetische That desselben widerlegt werden sollten. Doch weder die formellen Vorzüge der rheinischen Ballade: „Otto der Schütz", noch einzelne gelungene Gedichte von echt poetischem Stimmungshauch konnten uns bisher in unserer Meinung irremachen. Dagegen ist gerade die poetisch sinnige Anschauungsweise Kinkel's eine ausgezeichnete Mitgift, wo es gilt, die Bedeutung und Entwickelung der bildenden Künste darzustellen.

Nicht minder hartnäckig in seinem Schweigen ist der „Lebendige", Georg Herwegh, von dem jüngst verlautete, daß er in Zürich eine Insolvenzerklärung erlassen habe. Was die Insolvenz seiner Lyrik betrifft, so können und wollen wir an dieselbe nicht glauben; denn hier haben wir es mit einem Talente von echter Schwungkraft zu thun, dessen Flügel unmöglich ganz erlahmen konnten. Gebot seine Muse auch nicht über ein ausgedehntes Register von Tönen — diejenigen, welche sie anschlug, hatten eine ins Mark greifende Energie. In Herwegh's Pult kann unmöglich eine vollkommene Oede herrschen, wenn er auch das nonum prematur in annum des Horaz bis fast auf den dreifachen Termin ausgedehnt hat. Als Politiker der That Horazischer Reminiscenzen beschuldigt, mochte er im Missmuth sein poetisches Heiligthum vor dem profanen Volke so absperren, wie der Besiegte von Philippi gethan. Wir wissen, daß Herwegh in seiner Jugend sich mit mancherlei Dramenstoffen „André Chenier" u. s. w. trug — sollten nicht einzelne vollendete dramatische Dichtungen die lange Pause erfüllen, welche zwischen dem zweiten Bande der „Lieder des Lebendigen" und der Gegenwart liegt? Sollte sich nicht die unleugbare epigrammatische Schärfe des Dichters irgendeine Form geschaffen haben, in der sie zu glänzen vermag? Aufrichtig würden wir bedauern, wenn ein dichterisches Talent von solcher Verve des Anlaufs, von solchem Geist und Fluß echter Begeisterung und vortrefflicher formeller Schulung auf immer verstummt wäre und der „Lebendige" die Worte des sterbenden Hamlet zu seinem Motto erwählt hätte: „The rest is silence!"

Vielleicht glaubt der Lyriker auch nur, daß die Gegenwart das Organ zur Würdigung echter Talente verloren hat und daß er gegenüber den Modepoeten mit seiner echt männlichen Poesie, auch wenn er spräche, kein Gehör finden würde. In dieser Ansicht liegt viel Wahrheit. Gerade die Epoche, in welcher Herwegh seine Triumphe feierte, schien eine Wiedergeburt der deutschen Lyrik in Aussicht zu stellen, indem das männliche Publikum ihr auf einmal lebhafte Theilnahme zuwendete. Jetzt ist diese Epoche längst vorübergegangen; die Politik ist nicht mehr lyrisch und die Lyrik nicht mehr politisch, und wo sie es noch ist, findet sie keine begeisterten Hörer mehr.

Hat doch ein anderer Sänger, der gleichzeitig mit Herwegh in die Saiten griff, Robert Prutz, bis in die jüngste Zeit hinein neben zahlreichen andern lyrischen Ergüssen auch treulich der politischen Muse gehuldigt und seine Terzinen in den „Herbstrosen" haben den echten Volksklang männlich ernster Poesie. Doch wie gering ist der Widerhall, den sie gefunden und finden konnten in einer Zeit, in der das Boudoir wieder die höchste Instanz für die Lyrik geworden ist! Robert Prutz ist übrigens zu unserer großen Freude von einer Krankheit, die ihn längere Zeit heimgesucht hatte, wiederhergestellt und hat jüngst in Stralsund zahlreich besuchte Vorträge über „Vier Jahrhunderte europäischer Literaturgeschichte, von Dante bis Shakspeare", gehalten. Aus vielen pommerschen Städten sind ihm Einladungen zugegangen, dieselben Vorlesungen auch dort zu wiederholen.

Auch von Alexander Jung erfährt man, daß er in ostpreußischen Städten literarische Vorlesungen hält, welche lebhaften Anklang finden. Wir wünschen nach allen Seiten hin eine weitere Fortbildung dieser Sitte und schätzen eine Propaganda nicht gering, welche gerade in das stagnirende geistige Leben der kleinern Städte, deren Empfänglichkeit deshalb keine geringere ist, durch den lebendigen Vortrag bedeutsame Anregungen bringt und den Zusammenhang derselben mit den größern Culturcentren wach hält.

Bibliographie.

Dupuy, E., Der falsche Erbe. Erzählung aus der vornehmen Welt. 4 Bde. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 4 Thlr.

Ettmüller, L., Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Vier Bd. Erzählende Dichtungen des 13. bis 16. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Falke, J., Geschichte des modernen Geschmacks. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Heigel, K. A., Novellen. Berlin, Gerschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, C. F. W., Moderne Weltanschauung und Christenthum. Ein Vortrag. Breslau, Mälzer. 8. 7½ Ngr.

Herbert, L., Nikolaus und Metternich. Roman und Geschichte. 1ste Abth.: Kaiser Alexander und Großfürst Constantin. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Herzogthümer seit dem 15. November 1863. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Holtei, K. v., Haus Trenstein. Roman. 3 Thle. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Im Zellengefängniß. Bilder aus der Verbrecherwelt, nach Erfahrungen in einer Strafanstalt von einem ehemaligen Strafanstaltsprediger. 2 Bde. Wittenberg, Koelling. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immisch, R., Die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge. Bautzen, Schmaler u. Pech. 4. 15 Ngr.

Kelnz, F., Zur Heimbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Knecht, F. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Waffen. Ein offener Brief an Herrn Karl Schall, Prediger der freireligiösen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Leibing, F., Natur, Kunst und Menschen in Ober-Italien und der Schweiz. Psychologische Skizzen. Leipzig, Frisch. 8. 20 Ngr.

Mattyus, J. v., Italiens staatliche Umgestaltung mit besonderer Rücksicht auf Süditalien. Eine politische, sociale, kirchliche und militärische Studie. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 Ngr.

Mayer, A., Der Zweikampf ehedem und heute. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Oberst Alexander Graf Mensdorff-Pouilly im Sommerfeldzuge 1849 in Ungarn. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Meuß, C., Das Weihnachtsfest und die Kunst. Vortrag. Breslau, Mälzer. 8. 7½ Ngr.

Morel, G., Aus Italien. Dichtungen in deutscher Uebertragung. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 16. 21 Ngr.

Nagy, K., Die Sonne und die Astronomie. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 4 Thlr.

Neumann, H., Ueber Lear und Ophelia. Ein Vortrag. Breslau, Kern. Gr. 8. 3 Ngr.

Pachler, P., Beethoven und Marie Pachler-Koschak. Beiträge und Berichtigungen. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Reichensperger, A., Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister zumeist aus Briefen desselben dargestellt. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 24 Ngr.

Riedel, A., Aphorismen über die Evangelien des Herrn. Ein Beitrag zur Apologetik des neuen Testamentes. Augsburg. 8. 9 Ngr.

Schenkel, D., Ernst Moritz Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 24 Ngr.

Schrader, A., Adeline. Original-Roman aus dem Leben. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 16. 2 Thlr.

Siebel, C., Gruß aus Rheinland. Neue Blüthen rheinischer Dichtkunst. Elberfeld, Reinhardt. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die schlechteste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 8. 6 Ngr.

Tschischwitz, R., Shakspeare's Staat und Königthum. Nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 12 Ngr.

Tuarke, M. v., Zerrbilder eines verkommenen Genies. Berlin, Lassar. Br. 8. 15 Ngr.

Voigt, J., Goethe's Faust. Gemeinfaßlich dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Der Mann in Eisen. Roman. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldburger, J., Einst und Jetzt. Erzählungen aus dem Schweizerlande. 1stes und 2tes Bdch. Stäfa. 1863. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wartenburg, K., Deutsche Opfer. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Nachhall der Garnison-Geschichten. Vergessenes und Verlegtes. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LE GUIDE DIPLOMATIQUE.

Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un Traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples

par Le Bn CHARLES DE MARTENS.

Cinquième édition, entièrement refondue par M. F. H. Geffcken.

2 Vol. en 3 Parties. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Dieses seit langer Zeit schon für jeden Staatsmann, für das Personal von Gesandtschaften, Consulaten und Regierungsbehörden als unentbehrlich anerkannte Handbuch hat in vorliegender fünfter Auflage von sachkundiger Hand vollständige Umarbeitung und Ergänzung gefunden, und zwar sowol in seinem historischen und theoretischen Theil, als auch namentlich in dem die Bedürfnisse des diplomatischen Verkehrs der Gegenwart befriedigenden praktischen Theil des diplomatischen Formenwesens und der Mustercorrespondenz. Die neue Bearbeitung ist somit fast als ganz neues Werk zu betrachten, das auch Besitzer früherer Auflagen nicht werden entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines lang erwarteten Reisewerks die Schilderung seiner Reise durch einen Theil von Brasilien und verwebt darein die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während seiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe zu sammeln Gelegenheit hatte. Vornehmlich die socialen und politischen Verhältnisse darstellend, liefern seine auf authentischen Daten beruhenden Schilderungen ein klares Bild des Landes und seiner Bewohner und gewähren zugleich eine höchst angenehm unterhaltende Lektüre. Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung in jeder Weise dem Werthe des Werks entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von daher empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Soeben erschien das 70. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Heß — Hirzel.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Perſien. (Beſchluß.) — Oeſterreich ſeit dem Jahre 1809. Von Hans Prutz. (Beſchluß.) — Neue Romane. Von Hermann von Bequignolles. — Zur Weltſchmerzliteratur. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Ein Kopernicaner des Alterthums.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Polak's Werk über Perſien.

(Beſchluß aus Nr. 19.)

Die Mittheilungen Polak's über Wohnungen, Kleidung, Speiſen, Familienleben ſind ſehr eingehend und bringen in ihrem Detail eine Fülle von Curioſitäten, ſodaß man in der That, ähnlich wie jener Cardinal darüber, wo Meiſter Arioſto all das tolle Zeug hernehme, ſich wundern muß, woher die Völker der Erde all das tolle Zeug nehmen, durch welches ſie ſich voneinander in ihren Gebräuchen gleichſam zu unterſcheiden ſuchen. Was Wohnungen betrifft, ſo liebt der Perſer zu bauen, zu erweitern, doch nicht zu erhalten und zu repariren. Auch dies liegt zum Theil an der Unſicherheit der ſtaatlichen Zuſtände. Die Familien der Großveziere bringen oft ganze Stadttheile an ſich und bebauen ſie mit neuen Paläſten; bei dem Fall des Veziers ſtehen die Häuſer leer oder werden auf Befehl der Regierung niedergeriſſen und geſtampft.

Die innere Einrichtung des Hauſes, das den Straßen nur die kahlen Mauern zeigt, iſt wie bei den alten Griechen und den andern Orientalen, nur daß ſich gegenüber dem Haupteingang der große Saal befindet, deſſen vordere Wand aus einem Fenſter von 2—300 Dukaten Werth beſteht; kaleidoſkopiſche Figuren aus Flechtwerk und buntem Glas bilden die obere Hälfte des Fenſters; die untere wird durch fünf Balkenſäulen durchbrochen, in denen ſich ſchwere, ebenfalls buntfarbige Couliſſenfenſter bewegen. Dies koſtſpielige Meiſterwerk wird nun aber nie gewaſchen und nie ausgebeſſert, wenn auch die kleinen Glasſtücken ſich losgelöſt haben, höchſtens mit Papier verklebt. Die Thüren ſind ſo niedrig, daß der Europäer in der Regel mit dem Kopf oder Schienbein anrennt. An Zugluft iſt der Perſer gewöhnt; dem Gaſt wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewieſen, wo der Wind von allen Seiten durchſtreicht. Der Plafond des Saals iſt mit Stuccaturen und Vergoldungen überreich geſchmückt; der Eſtrich mit dem Hauptluxus der Perſer, mit Teppichen belegt. Die meiſt flachen Dächer dienen in den heißen Sommermonaten zur Schlafſtätte. Unter den Nahrungsmitteln ſpielt der Reis des Tſchillaw und Pillaw die Hauptrolle, demnächſt das Brot, das für Europäer ungenießbar iſt, dem Perſer aber noch zu andern Zwecken als zur Nahrung dient:

Es erſpart ihm: den Löffel, in eine flüſſige Suppe wird ſo viel Brot gebrockt, bis ſie mit den Fingern gegeſſen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wiſcht ſich während des Eſſens die fettigen Finger daran ab; ſogar das Packpapier, da Braten oder ſonſtige fette Speiſen für die Reiſe darin eingehüllt werden.

Von Fleiſchſorten ißt der Perſer faſt ausſchließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleiſch, außerdem mancherlei Wild. Sperlingsſuppen gelten als beſonders ſtärkend, auch als bewährtes Aphrodiſiacum. Von Säuren und ſauern Conſerven werden unglaubliche Quantitäten verzehrt, namentlich von unreifen Früchten der verſchiedenſten Art, dann von mancherlei Eſſigconſerven. Die Scherbets ſind das Lieblingsgetränk. Süßigkeiten ſind ebenſo beliebt. Die Eßzeit iſt kurz gemeſſen, ſie dauert höchſtens 15 Minuten. Während des Eſſens herrſcht vollkommene Stille, ein Princip, dem übrigens auch deutſche Eßkünſtler, wie Karl Schall, huldigten, um ſich in ihrem Cultus nicht zu unterbrechen. Die Etikette verlangt, daß der Schah immer bei Appetit ſei. Er greift nach der Landesſitte ebenfalls mit den Fingern in den Tſchillaw und weiß durch das Gefühl den guten vom ſchlechten zu unterſcheiden. Daher ſagt er oft, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen eſſen könne, da doch der Geſchmack bei den Fingern anfange.

In Bezug auf die Kleidung fehlt es auch nicht an jenen Curioſitäten, durch welche die Völker ſich gegenſeitig parodiren. Während bei uns der Frack für das anſtändigſte Kleidungsſtück gilt, erſcheint den Perſern jedes Kleid unanſtändig, welches nicht vorn übergeſchlagen werden kann. Ihr Käba iſt ein bis über das Knie reichender Rock mit weiten Schößen. Während bei uns die Etikette bei jeder feierlichen Gelegenheit Glacéhandſchuhe verlangt, gilt es in Perſien für unanſtändig, ſich mit Handſchuhen vorzuſtellen. Während wir aus Artigkeit den Hut abnehmen, ſetzen die Perſer ihre ſpitze Lammfellmütze (Kullah) auf, ſobald ein Gaſt angemeldet wird. Den runden europäiſchen Hut findet der Perſer ſchon deshalb lächerlich,

weil er dem Topf, worin er seinen Tschillaw bereitet, ähnlich sieht. Da die Kullah aus schwarzen Bucharafellen gefertigt wird, so gehen für den Ankauf derselben große Summen ins Ausland. Der Schah verordnete, daß die Längenachse der Kullahs verringert werden sollte und die Polizei schnitt unbarmherzig an den Kullahs der Vorübergehenden das überschreitende Längenmaß ab. Doch drang der Alleinherrscher nicht durch; die Mode erwies sich mächtiger als er. Was das Hutabnehmen betrifft, so erzählt Polak folgende Anekdote:

Ich war bereits sieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt schlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte sich leise und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!" (Stehe auf!) Halb schlafend raffte ich mich auf, stotterte einige Worte der Entschuldigung und nahm zum Gruße auf europäische Weise die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofs strafte mich für diesen groben Verstoß gegen die Sitte des Landes.

Das Schuhausziehen vor dem Eintritt ins Zimmer ist eine bekannte orientalische Sitte.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch. Seine abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofdomestiken. Nach wenigen Tagen werden auch die Schuhe und die Kullah gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die Kleider u. s. w. als abgelegt verschwinden, ehe noch die neuen aus dem Magazin geholt worden sind, woraus sehr komische Verlegenheiten erwachsen. Bei guten Stoffen läßt man das Fabrikzeichen am Kleide; ja man bringt es da an, wo es am meisten in die Augen fällt. Der Sohn des Kriegsministers ließ sich eine Uniform aus seinem lyoneser Moiré machen. Der kunstfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, wo sie dann im großen Salon des Schahs bewundert werden konnte.

Eine große Rolle spielen die Shawlfabrikate, welche zu Gewändern für Männer wie für Frauen, zu Turban und Leibgurt, zum Einfassen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche, zu Thürvorhängen u. s. w. benutzt werden. Ein großer Theil des mobilen Vermögens ist in jedem guten Hause in Shawls angelegt. Der Schah verschenkt als besondere Auszeichnung ein Shawlkleid, einen Rock aus der „gesegneten Garderobe des Königs", ein Act der Investitur, der Chalat heißt; der Glückliche muß sich dann in dem neuen Kleide bei Hofe präsentiren. Später darf er es verschenken oder wieder verkaufen und der Schah erkundigt sich gelegentlich, wie viel er dafür erhalten. Auch das steht im offensten Widerspruch mit unserer europäischen Sitte. Ueber den Luxus der Frauen klagt man in Teheran, wie in Paris, nur sind es dort nicht die Roben, sondern die faltenreiche Pluderhose, welche das hauptsächlichste Corpus delicti bildet, indem mit diesem Kleidungsstück eine maßlose Verschwendung von Stoff und enormer Luxus getrieben wird. Bei Begegnung einer Frau muß man übrigens anständigerweise die Augen abwenden, während die europäische Sitte oft das Gegentheil verlangt. Die Pantoffeln der Frauen sind so klein, daß nur die Fußspitze darin Platz findet, mit welcher sie auch nur auftreten können.

Polak schildert ausführlich die persischen Jagden. Der Schah ist selbst ein eifriger Jäger und natürlich ist er's immer, der das Wild erlegt. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er's auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht. Zu diesem Zweck führt das Gefolge immer frischgeschossene Rebhühner in den Jagdtaschen. Auch die Gymnastik, selbst die Zimmergymnastik wird von den Persern getrieben. Unter den Uebungen befinden sich Hüpf- und Stampfbewegungen, vor allem eine die Rückenmuskeln stärkende Schwimmbewegung im Trocknen, welche wir in der Schreber'schen Zimmergymnastik vermissen.

Die emancipationslustigen Babis haben in Persien noch ein großes Feld der Thätigkeit vor sich; denn die schönen Perserinnen mit dem runden Gesicht, das die Dichter als Mondgesicht preisen, mit den großen, mandelförmig geschlitzten, wollusttrunkenen Augen, den feingewölbten, über der Stirn zusammengewachsenen Brauen leben so eingeschlossen wie möglich in ihrem Frauengemach und betreten die Straße nur vermummt in der weiten, indigoblauen Hülle, welche den ganzen Körper von Kopf zu Fuß wie ein Domino einhüllt. Gleichwol lieben sie die Abenteuer, und gerade dies ungraziöse Straßencostüm unterstützt sie bei ihren geheimen Ausflügen. Polak erwähnt, daß die Perserin sehr neugierig, kokett und putzsüchtig ist, Eigenschaften, welche die gemeinsame Abstammung der indogermanischen Rassen bestätigen, aber für die Unterscheidung der Frauen im Morgen- und Abendland sehr schwache Stützpunkte bieten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie unser Autor beschreibt, bilden nur eine neue Variante für die analogen Gebräuche östlicher Völker. Als specifisch persisch erscheint nur der Gebrauch, daß die beiden Gatten sich bestreben, sich gegenseitig zuerst auf die Füße zu treten, weil nach einem herrschenden Vorurtheil die Oberhand im Hause dem zutheil wird, der in diesem Wettstreit Sieger bleibt. Ein ähnlicher Aberglauben grassirt in Bezug auf die Mittel, einen Mann zu bekommen. Dazu gibt es allerlei Amulete. Den vorzüglichsten Zauber aber übt ein Minaret in der Nähe von Ispahan, genannt kune-birendschi (natibus aerais) aus. Es führen zwölf Stufen zu ihr heran; auf jede derselben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin unter dem Gesang einer entsprechenden Strophe podice knacken muß. Uebrigens herrscht bei dem Handels- und Gewerbsstand in den Städten, sowie auf dem Flachland und bei den Nomadenstämmen die Monogamie, wenngleich der Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen kann und seine Fürsten und Prinzen ihm hierin mit dem besten Beispiel vorausgehen. Die Monogamie ist im Orient die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Es gibt übrigens zwei Arten von Ehefrauen, die „Akdi", die eigentliche Ehefrau, die in einer dauernden Ehe lebt, und die „Sighe", eine Frau nur auf eine vertragsmäßige Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren variiren kann. Auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz nimmt der Perser nie seine Akdi oder eine seiner Akdis mit, von

denen ihm vier verſtattet ſind, ſondern heirathet faſt an jeder Station, wo er ſich länger aufhält, eine Sighe.

Das Werk Polak's iſt ausnehmend reich an derartigen charakteriſtiſchen Details, und wir würden den uns zugemeſſenen Raum weit überſchreiten, wollten wir auch nur das beſonders Auffällige und Pikante aus allen Abſchnitten ausziehen. Was er über die Diener, Sklaven und Eunuchen, über Bäder und Begräbnißſtätten, über die religiöſen Feſte, die mediciniſchen Zuſtände, die Aerzte und Apotheker, die Krankheiten und Heilmittel ſagt, das möge man in dem höchſt unterhaltenden Werke ſelbſt nachleſen. Als beſonders anziehend heben wir im erſten Theile die lebendige Beſchreibung des Neujahrsfeſtes hervor, das einem mit bunteſten Masken und fremdartigen Thierköpfen ausgeſchmückten Carneval gleicht, und im zweiten Theile den Abſchnitt über die Narkotika, in welchem über die berauſchenden Lieblingstränke der Orientalen, Haſchiſch und Opium, zum Theil ganz neue Data mitgetheilt werden.

Nur ein Abſchnitt, der von der perſiſchen Bildung, von den Wiſſenſchaften und Künſten handelt, verdient hier noch nähere Beachtung. Polak beſchäftigt ſich nur mit der Gegenwart und iſt weit davon entfernt, uns eine perſiſche Literaturgeſchichte zu liefern oder Charakterbilder des Firduſi, Saadi und Hafis zu entwerfen. Doch erkennt er den Einfluß an, den die Poeſie auf die perſiſche Bildung ausübt. Nach dem zehnten Jahre gehört die Lektüre und Erklärung der Dichter zu den weſentlichſten Lectionen:

Ihre Verſe leben im Munde des geſammten Volks, der Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didaktiſchen Dichter, welcher faſt alle möglichen Lebensverhältniſſe beſpricht und in Epigrammen (bayt) weiſe Verhaltungsmaßregeln gibt, ſucht und findet der Perſer, ſo oft er an einem Scheideweg ſteht, analoge Fälle, an denen er ſich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm ſein Los (fâl); er ſieht hinein, und der Satz, der ſich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdauſi begeiſtert ihn dermaßen, daß er deſſen Fabeln für hiſtoriſche Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgeſetzten Kampf Ruſtam's mit Turan glaubt und ernſthaft die Frage aufwirft, ob Ruſtam's Thaten oder die des verehrten Khalifen Ali größer geweſen ſeien!

Die Zahl der Versmacher iſt in Perſien Legion; ſie machen meiſtens Gedichte, um einen neuen Rock oder eine Mahlzeit zu erbeuten. Als Polak einſt dem König vorlas, wie Peter der Große bei ſeiner Anweſenheit in Paris von den Poeten ſo beläſtigt wurde, daß er eiligſt die Stadt verließ, bemerkte der Schah, er werde auch zuletzt genöthigt ſein, die Hauptſtadt der Poeten wegen zu verlaſſen. Uebrigens macht der Schah ſelbſt Gedichte und hat außerdem einen poëta laureatus bei Hof, die Sonne der Sänger, der glückliche Ereigniſſe und Feſte mit ſeinen Verſen verherrlicht. Auch ſtellen die Schahs von Perſien Anthologien aus den perſiſchen Dichtern (Diwans) zuſammen, welche auf Staatskoſten gedruckt werden. Doch ſind die neuern Poeſien mit denen der alten Meiſter nicht zu vergleichen und nur ephemere Erſcheinungen.

Die geographiſchen Kenntniſſe der Perſer ſind ſpärlich; von Europa kennen ſie nur die durch Geſandtſchaften bei ihnen vertretenen Nationen. Die deutſche Geographie macht ihnen das meiſte Kopfzerbrechen; ſie können nie begreifen, daß der padiſchah austria und der kral-e-pruss beide „Nemſeh" ſein ſollen. Der Schah argumentirte immer dagegen: „Wenn ich der Padiſchah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer ſein!" In der That werden auch die Deutſchen noch lange an dieſer Nuß zu knacken haben.

In der Geſchichte ſind die Perſer etwas beſſer bewandert. Die perſiſche Geſchichtſchreibung beginnt mit dem Islam; die Vorzeit erſchöpft ſich für den Perſer in den Sagen des Firduſi. Das Hauptwerk für die muſelmaniſche Geſchichte iſt Mirchand's berühmtes Buch: „Ruzet es safâ." Der jetzige Schah ließ durch den Reichshiſtoriker Mirza Toki, genannt die Zunge des Reichs, und einen andern Gelehrten eine Fortſetzung dieſes Werks bis auf die Gegenwart ſchreiben, ſowie eine beſondere Geſchichte des Stammes und der Dynaſtie der Kadſcharen. Bei dem ſchlechten Geſchmack, der jetzt in Perſien herrſcht, wurde der Stil ſo ſchwülſtig, mit Wortſpielen, Citaten, Epigrammen und barocken Reimen überladen, daß der Schah, wenn er ſich ein Kapitel aus dem Machwerk vorleſen läßt, bei beſonders wunderlichen Stellen oder Reimen in ein ſchallendes Gelächter ausbricht. Nicht alle Schahs lachen ſo naiv über die Werke ihrer Reichshiſtoriographen. Wie man indeß officiell neuere Geſchichte ſchreibt, das ſieht man in Perſien, wo alles noch wenig durch die Cultur beleckt und überkleiſtert iſt, am deutlichſten:

Iſt es ſchon in jedem Lande ſchwer, die Geſchichte der letzten Tage in usum Delphini zu ſchreiben, ſo häufen ſich die Schwierigkeiten in Perſien auf alle erdenkliche Weiſe. Das ganze Werk ſoll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Vezirs enthalten. Nun bietet aber die Geſchichte der Kadſcharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während ſie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräſentanten des Schiismus ſind, fochten doch notoriſch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshiſtoriker liegt es alſo ob, alle dieſe Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzuſtellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erſchienen, ſo fiel der Miniſter Mirza Aga Khan in Ungnade und wurde ins Exil geſchickt. Mit ſeinem Fall erhielt der Verfaſſer die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und ſeiner ruhmvollen Wirkſamkeit Weihrauch geſtreut war, zu ſtreichen oder ſtatt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden.

Von neuern europäiſchen Geſchichtswerken iſt die Geſchichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott und die Peter's des Großen und Karl's XII. nach Voltaire ins Perſiſche überſetzt. Der jetzige Schah ließ außerdem die Geſchichte Alexander's des Großen nach europäiſchen Quellen, die der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus I. von Baron Korff und die der Regierung deſſelben ins Perſiſche übertragen und iſt in allen dieſen Stoffen bis auf die ſpeciellſten Daten hin zum Erſtaunen der europäiſchen Geſandten bewandert.

Die Buchdruckerei wurde zu Anfang dieſes Jahrhun-

derts in Tabris eingeführt; doch können die Perser den gedruckten Lettern keinen Geschmack abgewinnen. Weit größern Aufschwung nahm die Lithographie. In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographische Anstalten und alle bedeutendern Manuscripte werden lithographirt. Den höchsten Werth legt man indeß in Persien auf den Besitz von Manuscripten, wie überhaupt die Schreibekunst in Blüte steht:

Ein Manuscript, welchem der Kenner bleibenden Kunstwerth beilegt, muß auf chinesischem Papier geschrieben sein, von Anfang bis Ende ein Buchstabe wie der andere, die gleichen Buchstaben sogar mathematisch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geschmackvollste verziert, der Einband (sehäf) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln bestehend, mit Malereien von Schiraz oder Ispahan geschmückt. Bei Taxationen schätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten.

Auch die Publicistik ist in Persien nicht mehr unbekannt; natürlich gibt es nur eine officielle Presse. Polak berichtet hierüber:

Seit mehrern Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznämeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von 2½ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schahs ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Unterthanen) ungestörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken sind sicher und in gutem Zustand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Reicht der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die fränkischen Padischahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Kämen die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u. s. w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lügen.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu (?) unter einem plausibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefordert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das „Journal de Smyrne“ in persischem Interesse subventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusetzen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung ansieht.

Bibliotheken und Bildergalerien befinden sich in Persien noch in der Kindheit. Die Bibliothek des Schahs enthält nur 300 persisch-arabische Manuscripte und einige gedruckte europäische Bücher, die horizontal übereinanderliegen, mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt, auf dem der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen ist, nach außen gekehrt. Die europäischen illustrirten Prachtwerke im Besitze des Schahs, meistens Geschenke europäischer Gesandtschaften, liegen ganz unbenutzt da. Die Illustrationen werden herausgeschnitten und von den Höflingen zur Ausschmückung ihrer Frauengemächer benutzt.

Die Bildergalerie des Schahs besteht aus Porträts europäischer Monarchen, ebenfalls Geschenke der betreffenden Höfe. Doch da dieselben nicht ausreichen, um alle vier Wände damit zu bedecken, so werden die Lücken mit bunten berliner Lithographien: Badende Mädchen u. dgl. m. ausgefüllt:

Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariser Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafail) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch sei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt.“

Wie reich das anekdotische Material in Polak's Werk ist, werden unsere Proben und Auszüge hinlänglich bewiesen haben. Jedenfalls ist es die umfassendste Ethnographie Persiens, die wir besitzen, und wird wesentlich dazu beitragen, unsere, durch die altpersische Literatur zu hoch gespannten Begriffe von diesem alten Culturvolk auf das bescheidene Maß zurückzuführen, welches für die Gegenwart allein Geltung haben kann. 17.

Oesterreich seit dem Jahre 1809.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Die mit dem Aufstande der Griechen neu auftauchende orientalische Frage, in der sich die Furchtsamkeit und Schwäche der äußerlich so zuversichtlich einherschreitenden Metternich'schen Politik so vollständig enthüllte und zu einer recht empfindlichen Niederlage führte, der Ausbruch der Julirevolution, der Aufstand der Polen, für den sich in Ungarn und Böhmen bald offene Sympathien zeigten, die revolutionären Bewegungen, welche Italien durchzuckten, alles das trug dazu bei, gerade die letzten Jahre Franz' II. zu bewegten und sorgenvollen zu machen, ihn und Metternich aber zugleich aufs neue von der Unübertrefflichkeit ihres politischen Systems zu überzeugen. Es gelang alle die drohenden Stürme zu beschwichtigen, die als politisches Ideal verehrte Unveränderlichkeit hatte sich abermals bewährt, der Sieg der Reaction war entschieden, zum Theil freilich etwas auf Kosten Oesterreichs, denn die eigentliche Oberherrlichkeit im reactionären Europa ruhte von nun an in den Händen des Zaren

Nikolaus. Denſelben in dieſer Stellung noch mehr zu befeſtigen, dazu trug der in Oeſterreich erfolgende Thronwechſel ein Bedeutendes bei. Kaiſer Franz II. ſtarb am 2. März 1835 und es folgte ihm ſein Sohn Ferdinand, der trotz ſeiner 42 Jahre von den Staatsgeſchäften nicht die geringſte Kenntniß hatte, geiſtig ganz unbedeutend, körperlich ſchwächlich und an Epilepſie hinſiechend — ein Mann alſo, der an eine Ausübung ſeines Herrſcheramtes auch nicht im entfernteſten denken konnte, der die ruhige Muße, deren er ſich bis dahin erfreut, dem läſtigen Regieren unendlich vorzog, namentlich vor allem Unterſchreiben einen unüberwindlichen Abſcheu hegte, bei dem es von ſeiten ſeiner Umgebung der genaueſten Aufſicht bedurfte, wenn er nicht bei jedem öffentlichen Schritt einen ſeine Würde preisgebenden Misgriff und Verſtoß begehen ſollte. Unter ſolchen Umſtänden konnte man dem Kaiſer Ferdinand eben nicht mehr als den Namen laſſen und mußte zur Führung der wirklichen Staatsgeſchäfte eine dauernde Regentſchaft einſetzen. Zu dieſem Zwecke wurde die Staatsconferenz eingerichtet, in welcher des Kaiſers Generaladjutant Graf Clam Martinitz einen bedeutenden Einfluß im militäriſch-abſolutiſtiſchen Sinne ausübte, ohne doch den Beſtrebungen des perſönlich ehrgeizigen Grafen Kolowrat ganz einen Damm entgegenſetzen zu können. Damit aber war auch nicht das Geringſte gebeſſert: denn auch jetzt charakteriſirte ſich die Regierung nur durch „Mangel an Einheit und feſt ausgeprägter Entſchiedenheit in der Handhabung eines leitenden Syſtems, Schwankungen, Zögerungen, Unſicherheit und Lähmung in den wichtigſten Acten der Geſetzgebung und Verwaltung“. So erſtarrte denn die geſammte Regierung mehr und mehr und ſchien einer ausſichtsloſen Apathie und Lebloſigkeit verfallen zu ſein. Die Zerſetzung, die den ganzen Staat ergriffen hatte, ſchritt unaufhaltſam vor und bald zeigten ſich ſehr bedenkliche Vorboten der herannahenden Kriſis.

Zuerſt und am nachdrücklichſten wurden ſolche Vorboten bemerkbar auf dem im Jahre 1832 berufenen ungariſchen Reichstage, deſſen Berathungen einem früher gegebenen Verſprechen der Regierung gemäß ſich ausſchließlich mit den ſeit einem Menſchenalter geforderten und vorbereiteten Verwaltungsreformen, den ſogenannten Operaten, beſchäftigen ſollten. Auf dieſem Operatenreichstage begann die eigentlich nationale Bewegung in Ungarn und inſofern iſt er auch für die ſpätern Schickſale des Landes von der durchgreifendſten Bedeutung geworden, und wie ſo oft, ſo gingen auch hier von den ſcheinbar äußerlichſten und unwichtigſten Fragen die epochemachendſten, eine Umgeſtaltung aller beſtehenden Verhältniſſe nach ſich ziehenden Anregungen aus. Ein Brückenbau gab den Anſtoß zu einer vollſtändigen Veränderung in den wichtigſten Standesverhältniſſen Ungarns: um nämlich die Koſten zu der zwiſchen Ofen und Peſth zu erbauenden Kettenbrücke aufzubringen, ſollte von jedem, der dieſelbe paſſirte, ein Zoll, ein Brückengeld erhoben werden; der ungariſche Adel war aber der Verfaſſung nach ſteuerfrei, konnte alſo nicht mit dazu herangezogen werden. So unſcheinbar das anfängliche Object des Streites war, es handelte ſich dabei doch um eine der wichtigſten Principienfragen. Bei ihrer Verhandlung trat namentlich der edle und einflußreiche Graf Stephan Széchenyi beſonders in den Vordergrund. Széchenyi, ein begeiſterter Anhänger alles Engliſchen im Gebiete des Verfaſſungsweſens ebenſo wie in dem der Induſtrie und des Handels, dabei erfüllt von einem großartigen Plan, Ungarn zum England Oſteuropas umzugeſtalten, hatte ſich zuerſt 1825 einen Namen gemacht durch die opferfreudige Freigebigkeit, mit der er den Grund legte zur Stiftung der dann ſo glänzend ausgeſtatteten magyariſchen gelehrten Geſellſchaft in Peſth, und ſich durch den unabläſſigen Eifer, mit dem er alle gemeinnützigen Unternehmungen, Aſſociationen, Bauten, Verſchönerungen förderte, eine ungemeine Popularität erworben, ſodaß er in den dreißiger Jahren gewiß der gefeiertſte Mann in Ungarn war. Er machte nun bei den Berathungen über den Bau der Donaubrücke den Vorſchlag, der Adel möge in dieſem Falle auf ſein Privilegium der Steuerfreiheit verzichten; derſelbe wurde angenommen und damit eine Maßregel ergriffen, deren bedeutungsvolle Conſequenzen damals noch den wenigſten ganz klar geworden waren. Das poſitive Reſultat, welches durch den Operatenreichstag zu Stande gebracht war, als derſelbe nach vierzigmonatlicher Dauer 1836 geſchloſſen wurde, entſprach den großartigen Hoffnungen, die man im Volke bei ſeinem Zuſammentritt auf ihn geſetzt hatte, freilich nicht ganz; die von den Patrioten gehoffte unbedingte und alleinige Herrſchaft der magyariſchen Sprache war nicht herbeigeführt, wenn auch die Grenzen ihrer geſetzlichen Geltung bedeutend erweitert worden waren; die erwartete Verwaltungsreform war doch auch nur zum kleinſten Theile durchgeführt, und in der Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels mochten viele eine Erſchütterung und Untergrabung der alten Verfaſſung erblicken. Doch war man für den Augenblick wenigſtens zufrieden, denn die Zugeſtändniſſe, die ſie gemacht hatte, ſtellte die Regierung ſelbſt als nur vorläufige dar und eröffnete damit Ausſicht auf noch weitergehende liberale Reformen. Bald aber ſollten dieſe Hoffnungen ſehr herabgeſtimmt werden: auf Grund der verheißenen weitern Zugeſtändniſſe begann von ſeiten der Oppoſition eine lebhafte Agitation, auf welche die Regierung mit rückſichtsloſen, gewaltthätigen polizeilichen Maßregelungen antwortete. Damals zuerſt wurde der Name Ludwig Koſſuth's genannt: die während des Operatenreichstags von ihm begründete Landtagszeitung war durch ihre friſche, etwas ſchwülſtige und bombaſtiſche, aber ganz oppoſitionell gefärbte Tendenz ſchnell zu großer Beliebtheit gekommen; alle Verſuche der Regierung, ſie zu unterdrücken oder ihre Verbreitung zu verhindern, mislangen; nach dem Schluſſe des Reichstags wollte Koſſuth ſeine Thätigkeit in ähnlicher Weiſe fortſetzen, wurde verhaftet und nach zweijähriger Unterſuchungshaft zur Verbüßung einer Kerkerſtrafe von vier Jahren nach Munkácz abgeführt. Die einmal in Fluß gekommene Bewegung aber war nicht mehr zum Stehen zu bringen. Auf dem 1839 gehaltenen neuen Reichstage

erhob die Opposition kühner und zuversichtlicher ihr Haupt; bei den neuen Principienkämpfen, welche zwischen ihr und der Regierung ausgefochten wurden, kam sie selbst mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß das Heil Ungarns nicht mehr zu hoffen sei von einem unveränderten Festhalten der alten Constitution, sondern allein von einer zeitgemäßen, principiellen Umgestaltung derselben. Die lebhaften Debatten, welche sich über die Vertretung der großen Städte auf dem Reichstage entspannen, trugen dazu bei, diese Ansicht noch weiter zu verbreiten, und das frische thatkräftige Leben, das in der Versammlung pulsirte, mußte, so ließ sich mit Sicherheit voraussagen, bald die engen Banden des Bestehenden sprengen und nach neuen, freiern Formen streben. Die politische Regsamkeit, die in Ungarn herrschte, zog die Augen auch der übrigen Theile der Monarchie auf sich, sie forderte zur Nachahmung auf und gab so den Anstoß, daß auch in Tirol — da freilich im ultramontansten Sinne —, in Böhmen, in Oesterreich selbst eine neue ständische Bewegung begann, die für den Augenblick freilich nichts Positives ausrichtete, aber den unaufhaltsam über das alte Reich hereinbrechenden Verfall noch wesentlich beschleunigen half. Die immer rathloser, unthätiger, energieloser dastehende Regierung ließ die Zügel, die sie bisher wenigstens in der Hand gehalten hatte, wenn sie sie auch nicht zu führen gewußt, allmählich ganz fallen:

Auch der Glaube an die Zukunft schwand; nur rohe, mechanische Kräfte hielten noch das Reich aufrecht. Wer es mit Oesterreich gut meinte, mußte mit ängstlichem Bangen den kommenden Tagen entgegensehen. Was sollte an die Stelle des herrschenden Systems treten, wenn dieses, innerlich schon längst haltlos, durch einen äußern Stoß zusammenbrach? Wer sollte die Macht erben, wenn die gegenwärtigen Staatslenker durch irgendein Ereigniß beiseitegeschoben wurden?

Mit diesen Worten leitet Springer die im zweiten Theile seines trefflichen Werks behandelte Geschichte der österreichischen Revolution ein. Er zeigt, wie die Genesis dieser Revolution zu suchen ist in dem Erwachen des nationalen Bewußtseins in den verschiedenen Stämmen, welche unter dem Scepter Habsburgs vereinigt waren, wie diese Nationalitätsbestrebungen eben nur deshalb so gefährlich werden konnten, weil die Regierung ihnen gegenüber so ganz rath- und hülflos dastand, und weil durch dieselben zugleich zwischen den Völkern Oesterreichs Haß und Zwietracht gesäet wurde. Am deutlichsten zeigten sich diese nationalen Tendenzen zuerst in Böhmen in der seit Beginn der vierziger Jahre immer höher gehenden czechischen Bewegung, in der des Unwahren und Gemachten so viel war, die dennoch zu so großer Bedeutung kam, weil sie sich zuerst auch des literarischen Gebiets mit gutem Erfolge bemächtigte; slowakische, illyrische, slawische und panslawistische Bestrebungen folgten bald und geriethen zum Theil miteinander in den heftigsten Streit, wie namentlich die Slowaken und Illyrier über ihre Nationalitätsrechte mit den Ungarn: eine Fehde, die auch auf die fernere Entwickelung der politischen Verhältnisse vom tiefgreifendsten Einfluß gewesen ist. Wichtiger aber als diese Bewegungen waren für den Augenblick die Vorgänge in Ungarn, wo eine Umgestaltung der politischen Parteien, eine totale Veränderung der Ziele, die man erstrebte, und der zu ihrer Erreichung angewandten Mittel sich vollzog. Von nun an tritt Ludwig Kossuth immer bedeutender in den Vordergrund und lenkt durch den ungeheuern Einfluß, den er gewinnt, die Schicksale seines Vaterlandes in eine sehr verhängnißvolle Bahn. Die Darstellung, welche Springer von der agitatorischen Thätigkeit Kossuth's, seinen Absichten und Planen und den Mitteln, deren er sich zu ihrer Erreichung bediente, gibt, gehört mit zu den trefflichsten Abschnitten des ganzen Werks, und die Charakteristik, die von ihm entworfen wird, zeugt zugleich von der strengen Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Geschichtschreibers. Kossuth, durch die Amnestie vom 29. April 1840 aus seiner Haft befreit, begann sofort wieder seine journalistische Thätigkeit, und zwar mit dem glänzendsten Erfolg; das von ihm gegründete und geleitete Blatt „Pesti Hirlap" (Pesther Zeitung) nimmt in der Geschichte der ungarischen Revolution einen besonders hervorragenden Platz ein. Aus Opposition gegen die darin verkündeten Lehren wurden andere Zeitungen gegründet, sodaß in der politischen Tagesliteratur Ungarns zu jener Zeit ein Leben und eine Regsamkeit herrschte wie sonst kaum irgendwo. Durch die Geltung und das Ansehen seines Blattes hatte Kossuth bald eine bedeutende Macht in den Händen, indem er die öffentliche Meinung fast unbedingt beherrschte. Dadurch wurde der Schauplatz des politischen Kampfes ein ganz anderer als bisher; die Kämpfer, die Art des Kampfes änderten sich und endlich wurden auch die Ziele, um die man kämpfte, ganz andere: nicht mehr um Vertheidigung der alten Verfassung handelte es sich, sondern diese, einst als das Palladium Ungarns verehrt, wurde selbst Gegenstand des Angriffs, ihr Bestand wurde durch die neue Richtung, in welche die Bewegung kam, gefährdet. Treffend heißt es in dieser Hinsicht:

Ungarn war bisher der politischen Agitation keineswegs fremd geblieben. Blieben die Bitten oder Forderungen des Reichstags unerhört, so erhoben sich in den Comitatsversammlungen die mahnenden und drohenden Stimmen. Jetzt übernahm ein einzelner Mann diese Rolle, und darin und in der weitern Thatsache, daß in den Congregationen sein Ruf nur widerhallte, liegt die große Neuerung. Kossuth war in einer trefflichen Agitationsschule gebildet worden. Mit jugendlicher Begeisterung hatte er die polnische Revolution 1830 begrüßt, nicht allein die allgemeine menschliche Theilnahme für sie bereit gehalten, sondern auch in seinen politischen Anschauungen sich durch dieselbe bestimmen lassen. Alle Schritte seines heimatlichen Comitats zu Gunsten der Polen fanden an Kossuth einen eifrigen Vertheidiger, der Glaube an den festen Zusammenhang der ungarischen und polnischen Interessen einen treuen Anhänger.... So trat Kossuth an die Spitze des „Pesti Hirlap": stark in den Künsten, die öffentliche Meinung an sich zu fesseln, fruchtbar in dem Auffinden der Mittel und Wege, sich zahlreiche Bundesgenossen zu schaffen, beharrlich in der Vertheidigung der persönlichen Rechte und der individuellen Freiheiten, entfremdet jedoch der eigentlichen Verfassungspolitik, unfähig eine folgerichtige Reform der Constitution zu vertreten.

Ganz ähnlicher Art war seine Wirksamkeit als Publicist; er wirkte weniger durch den Gedanken als durch die Form:

Er riß jeden Leser unwiderstehlich mit sich fort, bestach seine Phantasie, verführte seinen politischen Sinn.... Kossuth wirkte durch lebendige, künstlerische Reize, die andern durch bloße wissenschaftliche Argumente. Die blendende Außenseite der Thätigkeit Kossuth's barg aber mannichfache Schwächen in sich. Seine politische Bildung stand hinter jener der meisten ungarischen Staatsmänner weit zurück. Persönliche Verhältnisse hatten es ihm verwehrt, durch weite Reisen und mannichfache Umschau in der Welt den Umfang seiner Kenntnisse, den Umfang seiner Interessen zu erweitern.... Was er von den politischen Bestrebungen der Gegenwart, den Strömungen der Zeit kannte, verdankte er der augsburger „Allgemeinen Zeitung", zu deren eifrigsten Lesern er seit seiner Jugend gehörte. Dieses Blatt, in frühern Jahren die Hauptquelle politischer Weisheit für die meisten Oesterreicher, belehrte ihn über den Gang der Ereignisse im westlichen Europa, belehrte ihn, dank der ausführlichen Berichte aus der französischen Deputirtenkammer und dem englischen Unterhause, in der Methode der parlamentarischen Opposition und machte ihm die liberalen Stichwörter geläufig. Es bot ihm nicht genug Nahrung, um als Staatsmann aufzutreten, es gewährte ihm aber hinreichende Anregung, um seine Rolle als Agitator glänzend durchzuführen.

Agitatorisch war die ganze Wirksamkeit Kossuth's: ohne mit einem bestimmten Programm, positiven Reformen und klaren Vorschlägen zur Herbeiführung einer bessern Staatsform vor seine Landsleute treten zu können, wußte er durch den blendenden Glanz seiner Worte, das brillante Feuerwerk seiner Rede doch ihren Sinn zu befangen, und ohne ihrem Verstande wirklich etwas zu bieten, doch ihre Leidenschaften zu entfesseln; an dem Bestehenden zu rütteln vermochte Kossuth, nicht aber an seine Stelle Besseres zu setzen. Noch in viel glänzenderer und wirksamerer Weise kam dieser eigentliche Grundzug in seinem Wesen zur Geltung, nachdem er im Laufe des Jahres 1844 die Redaction des „Pesti Hirlap" infolge eines Streits mit seinem Verleger niedergelegt hatte. Während die von ihm gegründete Zeitung in den Besitz von Szalay und Eötvös überging und unter ihrer Leitung zum wahren Organ der Reformpartei wurde, bediente sich Kossuth von nun an zur Verfolgung seiner politischen Plane des lebendigen, unmittelbar auf die Massen wirkenden Worts: er trat als Volksredner auf und gewann als solcher eine noch sehr viel größere Gewalt über die Geister, als er sie jemals besessen:

Mit seltener Freigebigkeit hatte ihn die Natur mit allen Gaben eines großen Volksredners ausgestattet. Er besaß alle physischen Eigenschaften, welche die Meisterschaft der Rede bedingen, den Wohllaut und die reiche Modulation der Stimme, Kraft und Ausdauer derselben auch bei dem längsten Gebrauche, und ausdrucksvolle, für die Aeußerung jeder Empfindung und Leidenschaft fähige Mienen als den steten lebendigen Begleiter des Worts. Ebenso wenig mangelten Kossuth die geistigen Mittel, welche den glänzenden oratorischen Erfolg sichern. Politische Beredsamkeit war in Ungarn heimisch, wie vielleicht in keinem andern Lande.... Aber auch die besten Redner erkannten willig an, daß sie mit Kossuth vielleicht wetteifern, nimmermehr aber ihn überragen konnten, einzig stand er namentlich da als Volksredner. Keine größere Rede des Mannes ist bekannt, die nicht die Zuhörer zu stürmischem Enthusiasmus hingerissen, ihn nicht am Schlusse seiner Ansprache zum unbedingten Herrn über ihren Willen gemacht hätte. Welchem geheimnißvollen Zaubermittel verdankte er diesen unerhörten Erfolg?... Er redete stets nach dem Sinne der Menge, meinten seine Neider und Gegner. Sie trafen mit dieser Behauptung zum Theil das Richtige. Der Beifall der Zuhörer war allerdings der unmittelbare Leitstern seines oratorischen Strebens. Es geschah nicht selten, daß Kossuth mit ganz andern Ansichten und Rathschlägen seine Rede schloß, als er dieselbe begonnen hatte. Begrüßte ihn bereits ein Beifallssturm bei dem Betreten der Rednerbühne, so hütete er sich wohl, denselben durch unwillkommene Aeußerungen zu dämmen; in einem solchen Falle fehlte es auch seiner Rede an Folgerichtigkeit nicht. Anders wenn er über einen neuen Gegenstand sprach, der Zuhörer nicht sicher war und sich ihre Stimmung erst erobern mußte. Schwankend sprach er die ersten Worte, ohne feste Bestimmtheit entrollte er seine ersten Gedanken. An der Unbeweglichkeit der Zuhörer merkte er, daß er noch nicht den rechten Ton angeschlagen und die Richtung seiner Rede ändern müsse. Er suchte sich zu orientiren, wohin die Stimmung der Zuhörer trieb, zu errathen. Ihre bewegtere Haltung, ihr freundlicher Zuruf wies ihm den Weg. Jetzt endlich traf er das zündende Wort, den schlagenden Satz, der mit endlosem Jubel beantwortet wurde; jetzt erst fühlte er sich vollständig Herr seiner Rolle. Damit änderte sich aber auch das Verhältniß zu seinen Zuhörern. Wenn sie ihn bisher gelenkt hatten, so riß er sie nun seinerseits hin und entrückte sie weit ihrem ursprünglichen Standpunkte. Der Wärme des Beifalls hatte es bedurft, um ihn die Gewalt der eigenen Natur finden zu lassen. Im glühenden Strome ergossen sich seine Worte, immer stürmischer wuchs seine Leidenschaft, immer kühner entfaltete sich seine politische Phantasie. Am Schlusse der Rede war die Erhitzung Kossuth's auf die ganze Versammlung übergegangen, alle Zuhörer im Zustande der Berauschung.

Aus dieser wunderbaren Begabung Kossuth's erklärt sich die magische Gewalt, die er auf die Massen ausübte und durch die er zur immer höhern Erhitzung der Leidenschaften und damit zu dem schließlich über Ungarn hereinbrechenden Verhängniß ausnehmend viel beigetragen hat. Schon gingen in Ungarn die Wogen des politischen Kampfes hoch und höher, die Agitation der Czechen trat immer zuversichtlicher auf, in den deutsch-slawischen Provinzen Oesterreichs theilte man die das gesammte Deutschland erfüllenden Reformbestrebungen; in demselben Grade aber, wie die allgemeine Aufregung und Bewegung stieg, wurde die Regierung immer unthätiger und unbeweglicher und schien in völlige Lethargie versunken; da kam die Kunde von dem Ausbruch der Februarrevolution, da brachen auch über Deutschland die Märztage herein.

Die Geschichte des Jahres 1848 gehört wahrlich nicht eben zu den glänzenden und ruhmvollen Abschnitten in der Entwickelung Deutschlands; trübseliger aber und unerquicklicher als in Oesterreich stellt sich uns das Bild der revolutionären Bewegung jenes Jahres nirgends dar. Auch nicht ein wahrhaft bedeutender Mann tritt in ihr auf, die beiden miteinander ringenden Parteien sind gleich arm an Persönlichkeiten, welche nur auf einige allgemeinere Geltung Anspruch machen könnten. Unklarheit über das, was man eigentlich will, Mangel an Verständniß für das, was man fast zu seiner eigenen Ueberraschung an Concessionen von der ohnmächtigen Regierung erlangt hatte, planlose Großsprecherei kennzeichnen die meisten der in der österreichischen Bewegung für kurze Zeit bedeutender hervortretenden Persönlichkeiten; gänzliche Ohnmacht, Rathlosigkeit und Schlaffheit, ein willkürliches Schwanken zwischen den entgegengesetztesten Beschlüssen und Maßregeln — das sind die einzigen Eigenschaften, welche man von der

wiener Regierung in jenen Tagen aufzuzählen hat. Einen Augenblick hatte es den Anſchein, als ob Oeſterreichs letzte Stunde herangekommen ſei, die völlige Zertrümmerung deſſelben auf keine Weiſe mehr werde aufgehalten werden können. So ernſt die Zeiten waren, ſo ſind jene Tage doch reich an der bitterſten Selbſtironie und ein Zug unwillkürlicher Satire geht durch manche Ereigniſſe und manche Beſtrebungen. Die Nationalitätsbewegung, welche zuerſt der Ausgangspunkt eines neuen Lebens in Oeſterreich überhaupt geweſen war, artete theilweiſe geradezu ins Lächerliche aus. Namentlich gilt dies von der czechiſchen Bewegung; ſie fand, wie das in revolutionären Zeiten zu geſchehen pflegt, namentlich auch in dem Coſtüm ihren Ausdruck und die Schneider waren inſofern in ihr ein ſehr weſentlicher Factor:

Es gab zwar in Böhmen kein Nationalcoſtüm; bereits ſeit Jahrhunderten hatten der Adel, die Bürger die in Deutſchland übliche Tracht angenommen, dem wandelbaren Geiſte der Mode freudig gehuldigt. An dieſes Hinderniß kehrten ſich die Czechen nicht. Des Theaterſchneiders Erfindungsgabe mußte die mangelnde Ueberlieferung erſetzen. Seltſam nahm ſich das Werk ſeiner Phantaſie wol aus. Er hatte keck von alten öſtlichen Völkern Kleidungsſtücke geborgt, den Polen, Serben, auch den Magyaren geplündert, an grellen Farben und unerhörten Schnitten es nicht fehlen laſſen. Wer einen ſolchen „Nationalczechen" erblickte, wähnte ſich unwillkürlich in die Zeiten des Carnevals verſetzt. Wer hätte auch glauben ſollen, daß Reiterſtiefeln, ein polniſcher Rock, eine ruſſiſche Mütze, ein türkiſcher Säbel keine Maske, ſondern die gewöhnliche Tracht eines ehrſamen Handwerkers bilden, daß der goldverbrämte Sammetmantel, die Tricothoſe die Glieder eines ſimpeln Kanzleiſchreibers umhüllen.

Die Lage Oeſterreichs war, wie es ſchien, eine verzweifelte; in Prag war die Bewegung zuerſt zum offenen Ausbruch gekommen, der Deputations- und Petitionsſturm gegen die rathloſe Regierung war von dort aus begonnen; in Wien gab der 13. März den Dingen zuerſt eine entſcheidende Wendung: Metternich wurde zur Abdankung und Flucht gezwungen, Bildung einer Nationalgarde, Verleihung einer Conſtitution der Regierung abgepreßt und dadurch das Zugrundegehen des alten Oeſterreich ausgeſprochen. Schnell griff die Bewegung um ſich: Graz, Tirol, die Kroaten folgten dem gegebenen Beiſpiele mit mehr oder weniger Energie und Erfolg; die Lombardei erhob ſich, Venedig fiel ab; in Ungarn ſchien jeden Augenblick daſſelbe zu erwarten zu ſein. Mit Recht wird gerade dieſe Zeit bezeichnet als die „Jubelwochen der Revolution". Der uns zugemeſſene Raum geſtattet es nicht, auch hier im einzelnen der ebenſo einſichtigen wie lebensvollen Darſtellung Springer's nachzugehen; wie derſelbe die Dinge und Perſonen jener bewegten Zeit beurtheilt, zeigen Aeußerungen wie dieſe:

Zwei Ereigniſſe werden auch in den fernſten Zeiten bei der Betrachtung der wiener Märzrevolution als Wunder erſcheinen und das größte Staunen erregen: die wiener Bevölkerung, welche ſoeben das ſchwere Joch der alten Regierung gebrochen, die feſtſtehenden, mächtigen Gewaltthaber zum Zittern gebracht hatte, fand nichts Eiligeres zu thun, als ſich unter die Herrſchaft Unmündiger und Unverſtändiger zu beugen; und es gab auch jetzt noch Männer, welche die Reſignation beſaßen, ſich an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen und Miniſterpoſten anzunehmen.

Daß dieſes Urtheil, ſo ſtreng es erſcheinen mag, richtig und durchaus begründet iſt, beweiſt die Darſtellung, wie ſie Springer von dem weitern Verlaufe der Ereigniſſe gibt. Durch die parlamentariſche Epoche und die wunderlich unklaren Beſtrebungen, wie ſie ſich auf den Reichstagen der kleinern Provinzen ebenſo wie auf dem wiener und agramer zeigten, während der ungariſche dem äußerſten Schritte immer näher kam, führt er zur Kriſis der Revolution, welche durch die blutigen Octobertage bezeichnet wird. Von ganz beſonderm Intereſſe iſt die Entwickelung der Beziehungen zwiſchen den Kroaten und Ungarn, durch welche es zuerſt zum Bürgerkriege kommt, zugleich aber in den Kroaten eine zur Dynaſtie ſtehende, conſervative Partei entſteht. Die Perſönlichkeit, welche in dieſen merkwürdigen Vorgängen eine beſonders bedeutende Rolle ſpielt, iſt der Banus von Kroatien, Jellachich, welcher, ohne durch ſtaatsmänniſche oder politiſche Fähigkeiten eigens dazu berufen zu ſein, ohne eigentliche Conſequenz in ſeinen Handlungen, doch der Held der kaiſertreuen Partei, der Liebling der Armee und in vieler Augen ſogar geradezu der Retter Oeſterreichs wird, und zwar — und darin liegt das für die Zuſtände jener Zeit beſonders Charakteriſtiſche — eigentlich gegen den Willen der von ihm geretteten Dynaſtie, von dem nach Innsbruck geflüchteten Kaiſer auf Andringen des ungariſchen Miniſteriums förmlich mit Acht und Bann belegt. So ſchnell der an ſich unbedeutende Jellachich auf die Höhe der Situation erhoben worden war, ebenſo ſchnell ſank er, als die Verhältniſſe ſich einigermaßen zu klären anfingen und die Regierung zu handeln begann, in ſeine frühere Unbedeutendheit zurück.

Nach der Einnahme von Wien durch den mehr Proclamationen als Kugeln ſchleudernden Fürſten Windiſchgrätz ging das Revolutionsdrama in den deutſch-ſlawiſchen Provinzen ſchnell ſeinem Ende entgegen. Die Verlegung des Reichstags nach dem kleinen und unbedeutenden, von aller Welt abgeſchnittenen mähriſchen Orte Kremſier trug weſentlich mit dazu bei; die Bildung des Miniſteriums Schwarzenberg-Stadion, die Abdankung Kaiſer Ferdinand's, die Thronbeſteigung des achtzehnjährigen Franz Joſeph I., deſſen eigentlich zunächſt zur Nachfolge berufener Vater Erzherzog Franz Karl auf ſeine Rechte Verzicht geleiſtet hatte, bezeichneten entſcheidende Wendepunkte in der von oben herab befolgten Politik. Die Octroyirung einer Verfaſſung verhüllte nur ſchlecht die Rückkehr zum Abſolutismus; die Siege in Italien, die Niederwerfung des zuletzt von Koſſuth mit leidenſchaftlich dictatoriſcher Gewalt geleiteten Ungarn vollendeten dieſelbe; mit Görgei's Capitulation bei Vilagos war die Revolution zu Ende des Jahres 1849 gebändigt.

Es begann die Periode einer ganz reactionären Regierung; die Summe ihres zehnjährigen Wirkens wird ſo gezogen:

Die Diplomatie hatte viel von ihrer frühern, mit Recht gerühmten Scharfſichtigkeit, das Heer ohne ſein Verſchulden viel von ſeiner Schlagfertigkeit verloren; die Juſtiz, von Arbeiten überbürdet, verſagte den Dienſt, die Verwaltungsmaſchine ſtockte; die Finanzen, die Macht des Reichs nach außen, ſeine Kraft

nach innen erſchienen gleichmäßig bedroht. Eine unumſchränkte Machtſumme war in die Hände der Regierung gelegt worden; als ſie abtrat, geſchah dieſes mit dem Bekenntniſſe, daß die Entwickelung des Staats nach zehnjähriger Pauſe wieder da anknüpfen müſſe, wo die Revolution ſtehen geblieben war.

Eine ſchwere, aber lehrreiche und gewiß nicht fruchtloſe Schule hat Oeſterreich in dieſen zehn Jahren durchgemacht: der ſchmachvolle Ausgang des abſolutiſtiſchen Syſtems hat ſelbſt ſeinen Anhängern in der ſchlagendſten Weiſe dargethan, daß ein großes Reich zu ſeiner gedeihlichen Entwickelung des zuſtimmenden und mitwirkenden Willens des Volks auf die Dauer nicht entbehren kann:

Der jammervolle Bankrott des Abſolutismus hat den öſterreichiſchen Völkern das Selbſtbeſtimmungsrecht mehr geſichert als die revolutionäre Gewalt des Jahres 1848. Das iſt der Lohn für das lange Leiden, das iſt die Frucht der hiſtoriſchen Entwickelung Oeſterreichs in der neuern Zeit überhaupt; die öſterreichiſchen Völker tragen jetzt die freie, aber auch die volle Verantwortlichkeit für das Schickſal des Reichs; es iſt ihr Verdienſt, wenn dieſes zu mächtiger Blüte emporſteigt; es iſt aber auch nur ihre Schuld, wenn das Bild der Zukunft dunkle Farben zeigt. Sie haben das Recht und die Pflicht der Selbſtbeſtimmung.

Mit dieſen Worten ſchließt Springer ſein Werk. Wie es uns ſcheinen will, eilt er damit dem Gange der Dinge etwas voraus; ſo reif wenigſtens liegt die Frucht des Selbſtbeſtimmungsrechts doch noch nicht in dem Schoſe der öſterreichiſchen Völker; noch ſchweben die wichtigſten Fragen ungelöſt, und ſcheinbar ſchon gewonnene Löſungen ſind durch die Vorgänge der letzten Monate wieder in Frage geſtellt worden. Wenn aber aus einer klaren und rückhaltloſen Erkenntniß und freimüthigen Beurtheilung der Vergangenheit, einer freilich davon nicht zu trennenden ſtrengen und oft ſchmerzlichen Selbſtkritik eine Richtſchnur gewonnen werden kann, um ſich danach durch die Wirren der Gegenwart und die Probleme der Zukunft zu finden, ſo möge man eine ſolche für Oeſterreich namentlich in dem vorliegenden trefflichen Werke ſuchen, dem wir eben aus dieſem Grunde, namentlich auch in dem Staate ſelbſt, deſſen Geſchichte es behandelt, die allerweiteſte Verbreitung wünſchen. **Hans Prutz.**

Neue Romane.

Gern betrachte ich die zu beurtheilenden Bücher auf meinem Schreibtiſche als lebendige Weſen, ja als die Autoren ſelbſt, welche gekommen ſind, mir hohe und tiefe, ernſte und heitere Geſchichten zu erzählen und welchen ich mit feinem und dankbarem Ohr zu lauſchen habe. Oft freilich möchte das willige Ohr ſich wieder ſchließen, und nicht ſelten heißt es geduldig hören, was ungehört weniger verwerflich wäre. Dann aber entſchädigt Gelungenes und Treffliches die ermüdete Geduld, und im ungetrübten Genuſſe des Schönen wird auch das Urtheil über das minder Gute milder und humaner. Denn ein Richter über die Arbeit des Geiſtes iſt eben kein Henker, ſondern ein Mahner zum Beſſern und ein Helfer zum Ziele.

1. Der Große Kurfürſt und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman von Luiſe Mühlbach. Zweite Abtheilung: Der Große Kurfürſt und ſein Volk. Vier Bände. Dritte Abtheilung: Der Große Kurfürſt und ſeine Kinder. Vier Bände. Jena, Coſtenoble. 1865—66. 8. 10 Thlr.

Die erſte Abtheilung dieſes Romans litt zwar, wie ich in Nr. 33 d. Bl. f. 1865 nicht verſchwiegen habe, an mancherlei Gebrechen und bemühte ſich den großen Brandenburger zum begehrten Futter der Leihbibliotheken gehörig zuzurichten; allein ſie brachte doch manche gelungene Einzelheit und einige hübſche charakteriſtiſche Züge. Davon aber iſt in der zweiten und dritten Abtheilung des vorliegenden bändereichen Machwerks wenig mehr zu verſpüren, und die breite Langweiligkeit, welche bogenlang die unbedeutendſten Dinge auseinanderquirlt und ſich in der allergewöhnlichſten Klatſchtantenmanier ergeht, verwiſcht jeden Reiz der Situation und jede friſche lebensvolle Regung. Nicht „Der Große Kurfürſt und ſein Volk", ſondern „Der Große Kurfürſt und ſeine Frau" ſollte die zweite Abtheilung heißen; denn wie er um dieſe wirbt, wie er mit ihr lebt und welcherlei Intriguen geſponnen werden, um Unfriede und Buhlſchaft in die junge Ehe zu ſchmuggeln, das wird des Breiteſten abgehandelt, und beſonders der oraniſchen Milchwirthſchaft im Haag der größte Antheil gewidmet. Trat Friedrich Wilhelm ſchon aus der erſten Abtheilung dieſes Romans als eine ziemlich zweifelhafte Größe in die zweite Abtheilung, ſo empfängt ihn die dritte als einen Ehemann von der traurigſten Geſtalt und entläßt ihn als einen erbärmlichen Vater und noch ſchlechtern Patrioten — in Summa als einen wahren Jammerbeſen und Kunkelhelden. Zwar hat die Verfaſſerin wie ſchon in der erſten Abtheilung auch in den fernern acht Bänden allerhand hiſtoriſchen Schein für ſich aufgeboten, indem ſie ſich geberdet, als wandere ihre Muſe Hand in Hand mit derjenigen der Geſchichte; allein die Geſtalt, welche ſie für den Großen Kurfürſten ausgibt, gleicht dem hiſtoriſchen Brandenburger ſo wenig wie die Schlafhaube einem Ritterhelme. Auf dieſe Weiſe wird heutzutage Geſchichte gemacht: kann man ſich da wundern, wenn der Roman die großen Männer bei der gekräuſelten Manſchette ſtatt bei der mannhaften Rechten faßt? Wenn die Geſchichte Roman wird, erben dieſen die Kinderfrauen und die Waſchweiber.

2. Volkserzählungen aus Schleswig-Holſtein. Erſter Band. Schleswig, Heiberg. 1864. 8. 15 Ngr.

Sehr gut gemeint, ſehr fleißig geſchrieben; aber müſſen Volkserzählungen langweilig ſein?

3. Sibylle von Cleve. Hiſtoriſcher Roman in drei Bänden von Julius Bacher. Berlin, Janke. 1865. 8. 5 Thlr.

Keine gewöhnliche bequem hingeſchriebene Geſchichte für gedankenloſe Leſer und ſolche, die es werden wollen! Dieſe durchaus ſolide Arbeit ruht auf feſtem hiſtoriſchen Fundamente und erweiſt ſich durchweg als die Frucht ernſter und tiefer Studien. Es iſt die düſtere Biographie des edeln Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, welche dieſer Roman in dichteriſcher Behandlung erzählt, und da ſich in derſelben der fürſtliche Dulder faſt nur

leidend verhält, während seine edle Gattin, Sibylle von Cleve, unablässig für die Befreiung des Gatten bemüht, die That vertritt, so erhält die vorliegende Erzählung das Recht, den Namen ihrer Heldin zu führen. Ueber die Leichen der erschlagenen Sachsenkrieger und über die Trümmer des wittenbergischen Fürstenhauses braust der kalte blanke Triumphzug Kaiser Karl's V., bis der Sieger vor der Großheit eines furchtlosen Weibes, welches für Leben und Freiheit des geliebten Gatten ringt, und vor der schweigsamen Hoheit eines frommen Dulders, der Gott höher achtete als alle Pracht der Welt, sich in seinem Herzen überwunden bekennen muß. Daher sein Haß gegen Sibylle und Johann Friedrich! Doch Moritz, der Sieger von Mühlberg, befreit den gefangenen Kurfürsten, und während dieser, von der Liebe seines treuen Volks und seiner Familie umgeben, glaubensfreudigen Herzens im Kreise der Seinen sein Auge schließt, haucht Karl, vereinsamt und vergessen, unter den dumpfen Grabgesängen der Mönche seine kranke Seele aus. Dort im Tode Leben — hier nichts als Tod, des Endes Ende!

Julius Bacher hat diese bedeutsamen Vorgänge in durchaus angemessener Art zu einem ergreifenden Ganzen gestaltet und in der Zeichnung seiner Charaktere eine ebenso große Klarheit und Schärfe als streng historische Individualisirung an den Tag gelegt. Die Sprache ist correct und edel und nirgends begegnet man der Absicht, durch jähe und blendende Beleuchtung, gleichviel ob dieselbe begründet oder nicht begründet ist, Effecte zu erzielen und Affecte zu erregen; im Gegentheil wäre da und dort ein bewegteres Tempo und rascherer Fluß der Darstellung zu wünschen; man stürzt nicht Felsenstücke in den Strom, ohne daß er aufbraust und höhere Wogen schlägt. Allzu gleichmäßig und allzu moderirt, wie sie ist, ermüdet diese Erzählung an einigen Stellen, und in dem Bestreben, scharf zu charakterisiren, ist der Autor nicht selten in das Starre verfallen. Besonders die Gestalt Karl's V. leidet unter dieser Versteinerung; auch möchte die gänzliche Abwesenheit aller edlern Motive in diesem Charakter sich weder dichterisch noch historisch rechtfertigen lassen. Selbst die Kurfürstin Sibylle hat in Bacher's Behandlung oft Momente, wo der warme menschliche Pulsschlag in den barocken Formen einer kalten Reflexion erstarrt, und die Umgebung Karl's macht mit Ausnahme von Moritz durchweg den Eindruck von Skeleten. Ungemein lebenswarm, treu, frisch und menschlich wahr sind dagegen Johann Friedrich, Cranach und Moritz geschildert, während die anmuthigen Gestalten Rahden's und der Prinzessin Elisabeth die wohlthuendste Wirkung üben. Im ganzen verdient dieser Roman eine ernste Beachtung und den Antheil aller derer, welche den Ernst künstlerischer Aufgabe und Arbeit schätzen.

4. Erzählungen von Iwan Turgénjew. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Autorisirte Ausgabe. Zweiter Band. München, Rieger. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie trefflich auch in diesem zweiten Bande Turgénjew'scher Erzählungen die kunstgewandte feinfühlige Arbeit des Uebersetzers gelungen ist, so kann doch den einzelnen Abschnitten der vorliegenden Sammlung vom poetischen und künstlerischen Standpunkte durchaus nicht der hohe Werth zuerkannt werden, welcher den Inhalt des ersten Bandes charakterisirt. Gleich die erste Erzählung „Erscheinungen" ermangelt in jeder Art der Klarheit und Gegenständlichkeit: ein wildes Spiel krankhaft erregter Phantasie, wie etwa der Sturm die Nebel und die Wolken hetzt und zaust, ungeheuerlich und gespenstig, ein Fieberparoxismus, ein Phantom des Wahnsinns, gehüllt in glänzenden poetischen Flitterkram, das sind diese „Erscheinungen", deren Schwächen der Autor recht wohl gefühlt hat und daher mit einem kleinen Vorwort zu entschuldigen bemüht war. Er verbittet sich darin allen Verdacht „versteckter Anspielungen". Aber was soll denn schließlich das ganze unheimliche Vampyrstück anders bedeuten, wenn nicht einen Versuch, die Chlorosis poetisch darzustellen: nur hat, wie in der Erzählung selbst der blutsaugerische Kobold sein Opfer erschöpft und entkräftet, so das widerliche Thema dieser Geschichte den Autor künstlerisch entmannt und zum Spielball einer Caprice herabgewürdigt.

Viel besser steht es um die zweite Erzählung: „Jakob Passinkow"; hier ist wieder wirkliches, warmes und wenn auch specifisch russisches, so doch echt menschliches Leben, und in dem ersten Bande seiner Erzählungen hat Turgénjew bewiesen, wie anschaulich, objectiv und charakteristisch er dies zu schildern und zu gestalten weiß. Daß aus dem kindlichen Gemüth Passinkow's nicht nur deutsche Herzlichkeit athmet, sondern Jean Paul'sche Farben leuchten, kommt dem liebenswürdigen Moskowiten nur zu statten, es macht den Eindruck, wie wenn man in weiter Fremde ein heimisches Volkslied hört, und zudem darf man in der That den Russen den Deutschen der slawischen Welt nennen. Um dieses Bild der Herzensreinheit und Gewissenhaftigkeit gruppirt sich die vornehme russische Gesellschaft wie eine Heerde Wölfe um das verirrte Lamm, das sie zu zerfleischen im Begriff ist; gemüthlos, sarkastisch, egoistisch, prahlerisch, scheingebildet und jeden Augenblick bereit, diejenigen zu zerreißen, die ihr den Spiegel der Wahrheit vorhalten. Der wehmüthige Zug, der alle Turgénjew'schen Erzählungen charakterisirt, stimmt auch die Biographie Jakob Passinkow's in Moll und erscheint als der veredelte Ausdruck jener melancholischen Resignation, welche tief im Kern des echten und nationalen Russenthums waltet. Inwiefern sich darin ein Verzweifeln an der Erhebung aus Barbarei und Blasirtheit ausspricht, möchte man allerdings dasselbe für vollkommen berechtigt halten, wenn man die letzte Erzählung des zweiten Bandes Turgénjew'scher Erzählungen: „Erste Liebe", gelesen hat und recht gut weiß, daß die geradehin scheußlichen Vorgänge dieser Geschichte ohne jede Uebertreibung unmittelbar aus dem russischen Gesellschaftsleben entnommen sind. Unschuldige Kinder im deutschen Sinne kennt das civilisirte, vornehme Rußland kaum: Knaben opfern ohne Scheu der venus vulgivaga, und daß Vater und Sohn auf einer Fährte Cupido's jagen, setzt dort nicht in Erstaunen. Wo aber die Grundlage gesunder staatlicher Gestaltung, wo die

Familie brüchig iſt, da kann Recht, Freiheit und Menſchenwürde zu keiner Erhebung und organiſchen Geſtaltung gedeihen. Es darf gewiß nicht an der Zukunft des ruſſiſchen Volks gezweifelt werden; aber nicht aus den frivolen Salons Moskaus und Petersburgs wird das Heil kommen, ſondern wo vor dem ſtillen Heiligenlämpchen der alte Glaube und die alte Treue einfältigen Herzens betet: aus den Hütten und aus den Wäldern!

5. Zeitbilder in Erzählungen aus der Geſchichte der chriſtlichen Kirche von C. Guenot. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In unſern Tagen, wo die frivole und leichtfertige Literatur, die ſonſt ſich in die geheimſten Cabinete reicher Wüſtlinge vergrub, ungeſcheut den offenen Markt überflutet und, ſchamlos in großen und kleinen Zeitungen feilgeboten, überall hin ihre trübe Flut jagt, gereicht es zu ganz beſonderm Verdienſte, im Gegenſatze zu dieſem giftigen Weſen dem Volke eine geſunde Lektüre zu bieten, welche das Herz erquickt und den Geiſt erhebt. Die „Zeitbilder in Erzählungen aus der Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ von C. Guenot erfüllen dieſen Zweck in ſchlichter und treuherziger Weiſe: ſie verleugnen zwar ihren katholiſchen Standpunkt nicht; allein ſie halten ſich dabei fern von aller Engherzigkeit und ſind durchweg in einem echt chriſtlichen Geiſte geſchrieben. Der erſte Band ſchildert in ergreifender Darſtellung die letzten Tage Jeruſalems, während der zweite Band die erſten Apoſtel Galliens und ihren frommen Glaubenseifer zum Gegenſtande hat.

6. Gefallene Würfel. Novellen von Ludwig Eckardt. Erſter und zweiter Band. Mannheim, Schneider. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Werth dieſer „Gefallenen Würfel“ iſt ein ſehr ungleicher, je nachdem ſie nur Gefäße für Reflexionen oder ſelbſtändige kleine Kunſtwerke zu ſein ſich beſtreben. In erſterm Falle entgehen ſie kaum der Langweiligkeit, in letzterm Falle genügen ſie durch anſprechende Friſche nicht zu hoch geſpannten Erwartungen. Oft will der wenig ergiebige Stoff dem Erzähler ſeine Wahl nicht danken, oft ſtört eine forcirte Stimmung und ein tendenziöſes Pointiren die objective Behandlung. Im ganzen ſieht der Autor Menſchen und Dinge faſt nur durch die Brille ſeiner ſubjectiven, etwas doctrinären Meinungen, und ſo fühlt man ſich in ſeinen Schilderungen ſelten auf feſtem Grunde. Wo er indeß die Brille abnimmt und ohne Nebenabſichten ſeine künſtleriſche Aufgabe ſicher aufs Korn nimmt, da bleibt auch ein erquickliches Reſultat nicht aus, und ſelbſt der Humor ſtellt ſich ihm dann zur Verfügung, wie die „Geſchichte eines Toaſtes“ in ſehr ergötzlicher Weiſe darthut. Mehr Freiheit der künſtleriſchen Arbeit und weniger Schnörkel einſeitiger Maximen würden manche dieſer Erzählungen in weit günſtigerm Lichte erſcheinen laſſen. Der Autor hat ſich von dem Ballaſte der Schönrednerei recht ernſtlich loszumachen, wenn er mit ſeinen Dichtungen lebendig wirken will; er bevormundet ſeine Menſchen gar ſo ſchulmeiſterlich, die doch aus ſich ſelbſt heraus reden und handeln ſollen.

7. Aus den Tagen zweier Könige. Vaterländiſche Erzählungen von Friedrich Adami. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr.

Der erſte Band dieſer „vaterländiſchen Erzählungen“, welche das in Wahrheit ſind, was ſie ſein wollen: patriotiſch warme Schilderungen aus Preußens Volks- und Königsgeſchichte, zeigt den ehrenfeſten, frommen und ſparſamen Friedrich Wilhelm I., wie er auf ſtrammem Waldritte am „Abende“ hinter die Schliche und Seitenſprünge des Thorſchreibers Schnitt und des Calculators Nitſche kommt und wie er dabei am folgenden „Morgen“ nicht nur die Spreu vom Weizen und den Verführer vom Verführten hausväterlich wohl zu ſcheiden weiß, ſondern auch am rechten Orte mild Gnade zu üben und ſtreng Gerechtigkeit walten zu laſſen verſteht. Während ſo in „Ein Abend und ein Morgen Friedrich Wilhelm's I.“ die bürgerlichen Schleicher ihre Strafe empfangen, werden an der „Confidenztafel Friedrich's des Großen“ (zweiter Band vorliegender Erzählungen) die vornehmen Intriguanten in Geſtalt des Ingenieurgenerals Walrave zu ſcharfer Verantwortung gezogen. Hier wie dort iſt es der gerechte König, der das Gute fördert, wo immer es ihm begegnet, und die lichtſcheue Bosheit ebenſo im groben Tuchkittel als im geſtickten Sammetrocke unnachſichtlich ſtraft: das suum cuique in derb unmittelbarer königlicher Praxis. Meiſterhaft ſind in beiden Erzählungen die einzelnen Charaktere gezeichnet: echte und porträtmäßige Typen ihrer Zeit und Zuſtände, wirken dieſe farbenfriſchen, naturwahren Geſtalten, ein lebensvolles Ganzes, zuſammen und intereſſiren ebenſo ſehr durch die Wahrheit ihres Auftretens, wie durch die anregenden Begebenheiten, welche von ihnen ausgehen oder ſich um ſie gruppiren: der leichtſinnige, aber gutmüthige Thorſchreiber Schnitt, der pfiffige Gauner Nitſche und ſeine keifende Haushälterin, die beiden anmuthig chevalereskken Pagen Ferrade und Natzmer, das treue, ſchwer heimgeſuchte Weib des verführten Thorſchreibers und deſſen liebliches Knäbchen, das ſo rührend zu beten weiß, die hohen ritterlichen Degen Winterfeld und Huck, der heimtückiſche, boshafte und verſchlagene Walrave, die prächtigen Soldatenfiguren und über all dieſen lebensfriſchen Charakteren hoch emporragend die Königsgeſtalten Friedrich Wilhelm's und Friedrich's, das bunte mannichfaltige Ganze mächtig beherrſchend. Ernſt und Humor finden ſich in dieſen Schilderungen glücklich vereint, und der erquickliche echt patriotiſche Ton, der wie friſche Seeluft erfriſcht, macht dieſe „vaterländiſchen Erzählungen“ zur geeigneten Volkslektüre. Je weniger von dem, was unter der ehrbaren Firma „vaterländiſch“ zur Oeffentlichkeit gelangt, den höhern äſthetiſchen, ſittlichen und hiſtoriſchen Principien entſpricht, und je mehr es dabei entweder auf bloßen ſchwächlichen Anekdotenbrei oder wol gar auf perfide Verdrehung der Thatſachen, auf Verleumdung und Verſchimpfung herauskommt, um ſo verdienſtlicher erſcheinen Arbeiten wie die vorliegenden, in welchen der Ernſt und die Wahrheit der Geſchichte ſich mit warmem Patriotismus zu einem achtbaren poetiſchen Ganzen verſchmolzen hat.

8. Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 5 Thlr.

Auch dieser „Diemanshof" mit seinem halben Jahrtausend ist eine echt vaterländische, ehrenfeste und ehrwürdige Geschichte aus der tiefen und gemüthvollen Welt des deutschen Haus- und Familienlebens in der fesselnden und lebendigen Art George Hesekiel's erzählt und in der Biographie der verschiedenen Geschlechtsherren des Diemanshauses Jahrhunderte deutscher Geschichte durchwandernd. Der alte Criminalrath Ridag von Diemanshof, der letzte seines Geschlechts, eine überaus zierliche und anmuthige Gestalt, hatte es unternommen, die Geschichte seiner Familie und seines Erbgehöfts zu schreiben, und es ist dem Leser gestattet, zugleich mit dem jungen Erben und Neffen des selig entschlafenen Raths in die saubern Manuscripte zu blicken und darin bis zum Ende des 12. Jahrhunderts zurückzupilgern. Gleich von Anfang erweisen sich die Ridags als mannhafte und furchtlose Leute, von welchen sogar einer, der Mohr genannt, in den Venusberg sich verirrte, jedoch, obschon eine schöne italische Gräfin die Rolle der Frau Holle übernommen hatte, sein Leben lang ein bleicher, stiller, mit sich und der Welt zerfallener Mann blieb. Besser und fröhlicher wußte sich sein Sohn, Veit Lothar Ridag, ins Leben zu finden und zu schicken; denn als er der Kamelwirthin gegen die frechen Angriffe eines wüsten Strolchs tapfer und ritterlich beistand und es ihm dabei geschah, daß er dem Buben den Schädel einschlug, zwang ihn das peinliche Gericht und die mächtige Sippe des Gefallenen das heimische Städtchen Halberstadt zu verlassen und in der Fremde sein Heil zu suchen. Bald finden wir ihn wieder als wohlbestallten Landsknecht, seines Hauptmanns Stolz und des alten Frundsbergers besondern Liebling. Seiner Tüchtigkeit und Umsicht blieb schließlich der Lieutenantsdegen nicht versagt; aber nachdem er in Mailand einen Ridag getroffen, das Glück feuriger südlicher Liebe genossen und sogar in die Gehege jener italischen Gräfin seines Herrn Vaters gerathen war, hinterließ ihm die Schlacht bei Pavia ein steifes Bein, sodaß er die Heimat, wo seiner ersten Heldenthat nicht mehr im Bösen gedacht wurde, wieder aufsuchen und sich dort auf dem Diemanshofe zu Ruhe setzen mußte. Die Kamelwirthin erfreute sich noch des besten Wohlseins; aber nicht sie, die noch immer hübsche, wenn auch sehr dick gewordene Wittib, sondern ihr rosiges Töchterlein fesselte das Herz des alten Landsknechts, also daß sie sein wackeres Eheweib wurde und Herr Veit Lothar in behaglicher Ruhe seine Tage beschließen durfte, nicht ohne sich den Ruhm eines allezeit Mehrers des Diemanshofs und des Diemansgeschlechts erworben zu haben und der neuen evangelischen Lehre Martin Luther's ein tapferer Kämpe gewesen zu sein. „Victoria!" waren die letzten Worte des ruhmreichen Landsknechts-Hauptmanns, des „Landfahrers wider Willen", und wie er damit die weltliche Glorie seines Kriegerlebens ausdrücken mochte, durfte sein Nachkomme Martin Ridag dieselbe Devise über sein geistliches und gelehrtes Wirken schreiben: denn er war in evangelicis und litteris ein ganz gewaltiges animal disputax und wußte auch in andern Dingen sein Ziel mit Standhaftigkeit zu erreichen, sodaß er nicht nur ein kursächsischer Informator wurde, sondern sich auch die ehrsame Hofjungfrau Maxel trotz aller Hindernisse zum Weibe gewann und mit ihr als wohlwürdiger Pfarrer nach Markedorff verzog. Aber nun hatte der gute Martin seine beste Zeit gehabt; denn in einer fürchterlichen Nacht erwürgten ihm die schwedischen Mordbrennerscharen sein Weib und seine Kinder und ließen ihm nichts als sein eigenes armes, nacktes Dasein und ein kummervolles, tiefgebeugtes Herz. So suchte er Zuflucht auf dem heimischen Diemanshofe, wo er in frommer Resignation gottergeben seine Tage auf 83 Jahre brachte und mit seinem Symbolo: „Gottes Wort, fester Hort, hier und dort!" sein gottgefälliges Leben beschloß.

Ueber die stummen Grabhügel unterschiedlicher Ridags vom Diemanshofe führt der Chronist endlich bis zu seiner eigenen Wiege, die Calderon eine umgekehrte Bahre nennt. Wie nun Herr Johann Lothar Ridag ein fröhliches Studentenleben führt, der makellosen Ehre seines Berufs ein großes Opfer bringt, die liebliche erste Gattin sich mit allerhand Abenteuern gewinnt, eine schauerliche Criminalgeschichte zu sich selbst in allernächste Familienbeziehung treten sieht, als königlich preußischer Criminalrath im Kometenjahre 1811 den alten Diemanshof erblich übernimmt, wie er die schwere Zeit der fränkischen Tyrannei, die ihm den geliebten Sohn entreißt, mannhaft übersteht, eine zweite Gattin wählt und, der letzte seines Namens, in heiterer Beschäftigung mit den Classikern des Alterthums von einem langen ernsten und thätigen Leben ausruhend, seine letzte Stunde übersteht, wie schließlich der Diemanshof die Ridags nicht überleben konnte und endlich an anderer Stätte junges Leben und junge Liebe einen neuen Diemanshof erbaut: alle diese mannichfaltigen und anziehenden Vorgänge füllen den letzten Band dieser rechten und echten Familiengeschichte, an deren treuer und zuverlässiger Hand der Autor eine Fülle historischer Bilder vor Augen führt, deren charakteristische Schilderung überall den Meister verräth. Das eigenartige städtische und bürgerliche Leben der vorlutherischen Zeit, der Reformationsperiode, des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der Tage vom Ende des vorigen und vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wilde, abenteuerliche und romantische Wesen und Treiben der deutschen Landsknechte, die Greuel der kroatischen und schwedischen Söldnerbanden: wie frisch und gegenständlich ist das alles gezeichnet und mit welcher Sauberkeit, mit welchem Fleiße sind die einzelnen Gestalten behandelt, ist das Detail gesondert und vertheilt! Stelle man nur die fünf Hauptpersönlichkeiten nebeneinander: der bleiche, verfallene Mohr vom Hörselberge, der kecke, ritterliche Landsknechts-Hauptmann und Kampfgenosse des alten Frundsbergers, der fromme, reine, gläubige Martin, der lebenslustige, weltkundige Kammerrath und der zierliche, kindliche, berufstreue, geistvolle Criminalrath: welch fesselnde Galerie superber Charakterköpfe und Specialtypen ihrer Zeit und ihrer Stände! Alle aber durch-

wärmt von dem reinen Feuer deutſcher Zucht, Treue und Biederkeit, das ſelbſt in dem unglücklichen Mohr trotz Hörſelberg und Venuszauber nicht ganz vernichtet werden konnte. Soll und muß an dem ſo gelungenen Ganzen etwas getadelt werden, ſo iſt es die blutige und bedenkliche Geſchichte von des Kammerdieners Niemſchneider heimlicher Liebe und Ehe mit der ſchönen Marquiſe: weil der Ton dieſer Epiſode in ſeinem frivolen Anhauche ganz und gar nicht paßt zu der durchweg und ſelbſt in der Hörſelberg-Erzählung ſich nicht verleugnenden, deutſch ehrbaren Färbung der geſammten Darſtellung, und weil jene mörderiſche Liebesepiſode pſychologiſch und menſchlich nicht recht motivirt erſcheint. Hier und da ermüdet auch wol der Gang der Erzählung; allein auch Vater Homer wird ſolcher Schwäche bezichtigt, und es iſt im allgemeinen ſo viel Leben im Diemanshofe, daß ein wenig Ruhe an dem behaglichen Kamin des gaſtlichen Hauſes mehr erquickt als abſpannt. Das Gebiet der Familiengeſchichte iſt ein ſo weites und in ſeinen Details ſo unerſchöpfliches, daß unſere Poeten ſehr weislich handeln, dieſen Schacht eifrig zu befahren: bewegen ſie ſich dabei doch auf recht eigentlichem deutſchen Grund und Boden. Es ſoll das Heiligthum der Familie ſicherlich keiner Nation abgeſprochen werden, denn man würde ſie damit als von der Menſchheit gelöſt erklären; allein kein Volk der Erde hat die Tiefe und Gemüthsinnigkeit des Familienlebens ſo erfaßt wie das deutſche, das eigentliche Volk der Familie. Darum iſt auch die deutſche Geſchichte weſentlich eine Familiengeſchichte.

Hermann von Sequignolles.

Zur Weltſchmerzliteratur.

Mühſelig und beladen. Les tristesses humaines von der Gräfin Gasparin. Von der Verfaſſerin autoriſirte Ueberſetzung von Wilhelm Neumann. Berlin, F. Schulze. 1865. 8. 1 Thlr.

Daß alles Geſcheite ſchon einmal oder ſchon öfter gedacht und geſagt worden, daß man daher nur verſuchen müſſe, es noch einmal zu denken und zu ſagen, und daß alle Originalität darin liegt, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären geſagt geweſen, dies iſt eine Wahrheit, die in alter und neuer Zeit von den größten Geiſtern, von Ariſtoteles und Goethe, ausgeſprochen worden iſt. Auch der Weltſchmerz iſt durchaus nicht, wie viele meinen, ein Erzeugniß der Gegenwart; nur das Wort iſt neu, die Sache hingegen iſt ſo alt wie die Welt. Weltſchmerzlich iſt das Buch Hiob und der Prediger Salomo; weltſchmerzliche Stellen finden ſich bei dem heitern, ſonnenhellen Homer, wie bei Sophokles; Lucian iſt nur weltſchmerzlich zu verſtehen; die zwei verbreiteſten Religionen der Welt, das Chriſtenthum und der Buddhismus, gehen von der Vorausſetzung aus, daß die Welt eitel und der Menſch ſchlecht iſt.

Dieſes Thema hat denn die Verfaſſerin mit mehr Gewandtheit als Geiſt behandelt. Sie weiß die verſchiedenen Arten von Schmerz beredt aufzuzählen; aber eigentliche Originalität vermißt man. Sie nennt S. 247 ihre Vernunft eine gewandte Schwätzerin und hat damit wider Willen das ganze Buch charakteriſirt. Ein ſo ſchmerzliches Thema muß man mit Humor behandeln; einen Anflug von Humor hat auch das vorliegende Werk, aber es iſt nicht ein geſunder, aufbauender, ausgleichender, ſondern nur ein zerſetzender, auflöſender Humor. Dieſe rhetoriſirenden Ausmalungen von ſehr bekannten Sachen, dieſes Gemiſch von Predigt und philoſophiſcher Betrachtung, dieſe übertriebenen, unklaren, unruhig abſpringenden Schilderungen ſind nicht geeignet, den Leſer zur Klarheit, Ruhe und Harmonie zu führen; ſie wirken auf die Dauer ermüdend. Ein ſolches Werk, wenngleich von einer Gräfin und Franzöſin herrührend, iſt die Ueberſetzung ins Deutſche nicht werth; aber die alte Klage iſt ja noch immer wahr, daß wir die Franzoſen nicht genug bewundern können. Bei Philoſophen, wie Schopenhauer, wird das Thema des Weltſchmerzes weit eingehender und tiefer behandelt; wer aber den Weltſchmerz poetiſch dargeſtellt ſehen will, weiß ohnedies, wohin er ſich zu wenden hat. Die Verfaſſerin weiß zur Löſung des Räthſels nur moraliſche und religiös-myſtiſche Betrachtungen anzuführen; letztere findet man ohne die widerliche Zugabe philoſophirender Anſtrengungen in jedem Gebet- und Predigtbuch.

Die Quinteſſenz des Buchs iſt, daß das Leid hinführt zu des Himmels Pforte, indem es unter dem Kreuze niederſtreckt, an dem das Lamm Gottes der Welt Sünde trägt; der Menſch kommt durch Leiden zur Selbſterkenntniß, wird mit Sehnſucht nach der Ewigkeit erfüllt, lernt zu Gott und Jeſus beten und gewinnt die Macht, auch andere zu tröſten. Mit Recht ſagt der Ueberſetzer in der Vorrede:

> Die Verfaſſerin verſteht ſich ſchlecht auf das Klaſſificiren der Schmerzen. Ihre Schilderung wirft uns von einem finſtern Bilde in das andere; an einem ſehr loſen Faden aneinandergereiht fallen ſie auseinander, bunt, mit greller Färbung, oft in höchſt überraſchender Folge und Gruppirung und doch in unendlicher Monotonie ſelbſt des ſprachlichen Ausdrucks. Dieſe Monotonie ſtimmt unendlich wehmüthig und wirkt mehr oder weniger abſtimmend auf das Gemüth. Es iſt ſchwer, in ſolchem Labyrinth ſich zurechtzufinden. Nikolaus Lenau's betrübende Melodien läßt ſie in neuen Weiſen erklingen u. ſ. w.

Ja wohl, in neuen, aber nicht in originellen Weiſen. Die Verweiſung auf das Jenſeits, worauf die Verfaſſerin ſchließlich hinauskommt, löſt das Räthſel noch nicht. Warum nun dieſes Werk überſetzen? Und zwar nach dem ausdrücklichen Wunſch der Verfaſſerin wörtlich überſetzen? Und noch dazu mit verſchiedenen ſprachlichen Härten und Fehlern gegen Etymologie und Syntax überſetzen? Der Verfaſſer bemerkt, eine gewiſſe Verwandtſchaft des Stoffs liege in dieſem Werk der weiblichen Dulderſeele mit der Auffaſſung der Gralſage bei Wolfram von Eſchenbach. Wie geſucht dieſe Vergleichung iſt, liegt auf der Hand. Mögen andere Leſer glücklicher ſein, mir iſt es beim beſten Willen nicht gelungen, mich in das Buch hineinzuleſen und das Fremde mir zu amalgamiren.

Guſtav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Am Vorabend eines großen innern Kriegs, welcher die Zeiten des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriegs für Deutschland zu wiederholen droht und dessen Dauer und Ausgang unabsehbar sind, darf auch die Literatur, eine der nicht geringzuschätzenden Friedensmächte, fragen, welche Zukunft sich ihr in so verhängnißschwerer Zeit erschließt.

Daß Kriege mit ihrer Aufregung, mit der Zerrüttung, die sie in alle bürgerlichen Verhältnisse bringen, mit ihren Schrecken und Greueln weder das literarische Schaffen noch die buchhändlerische Vermittelung desselben ermuthigen können, steht ebenso fest, wie daß Bürger- und Bruderkriege alle traurigen Folgen in weit höherm Grade, in weit schärferer Ausprägung empfinden lassen. Und daß der bevorstehende Krieg ein Bürger- und Bruderkrieg, ein Krieg zwischen deutschen Stämmen ist, das läßt sich nicht fortleugnen, so oft es versucht ist, selbst wenn man sich für die Nothwendigkeit einer Blut- und Eisenpolitik begeistern und alle sentimentalen Anwandlungen ganz beiseitesetzen will.

Ein Blick auf die Vergangenheit zeigt uns, daß der Dreißigjährige Krieg unserer Literatur keine classische Epoche gebracht hat, sondern nur jene „Simpliciana", jene genrehaften Annalen der Verwüstungen und der wilden Wirthschaft, welche die Auflösung aller Verhältnisse im Gefolge hatte. Daß die schlesische Dichterschule gleichzeitig einige Dichtungen von Werth producirte, daran waren die Kriegshändel unschuldig. Die Einwirkung der politischen Verhältnisse auf die Poesie ist nie eine unbedingte und wird von unsern pragmatischen Literaturhistorikern oft überschätzt. Ein dichterisches Genie kann wie Archimedes selbständig fortschaffen und dem eindringen Soldatenschwarm zurufen: „Noli turbare circulos meos." Der Dichter bleibt Dichter, aber ihm fehlt das Publikum. Die Nation wird von andern Interessen bestürmt, und soll sich ein Dichter dieser auch in der Poesie hochberechtigten Interessen bemächtigen, so müssen dieselben eine durchaus krystallklare und herzerwärmende Fassung und Lösung gefunden haben. Die innere deutsche Politik hat aber von jeher fast nur zu Elegien Veranlassung gegeben und einen verwickelten gordischen Knoten von Hof- und Staatsactionen dargeboten, den auch kein Poet von Gottes Gnaden mit seinem Schwerte zerhauen kann.

Man wird uns vielleicht den Siebenjährigen Krieg entgegenstellen, die warme Begeisterung, die aus Gleim's Grenadierliedern, aus Ramler's Oden, aus den Gedichten von Kleist und Uz spricht und noch bei Klopstock ein so lebendiges Echo findet. In der That hat die geniale Persönlichkeit eines dichtenden Königs, der revolutionäre, gegen die kaiserliche Reichsanarchie gerichtete Charakter des Kriegs die Physiognomie eines Cabinetskriegs wie eines Bruderkriegs verwischt, welche sonst aus diesen siebenjährigen Kämpfen schärfer hervorgetreten wäre, und auch die Dichter begeistert, Partei für den heroischen Kriegsfürsten des deutschen Nordens zu ergreifen. Daß ein hervorragender Kopf wie Ephraim Lessing dem preußischen Kriegswesen, wenn auch als untergeordnetes Rad der Verwaltungsmaschine, als Secretär eines commandirenden Generals attachirt war, daß er Gelegenheit hatte, die tüchtigen militärischen Charakterköpfe jener Zeit in der Nähe zu studiren, diesem Umstand verdanken wir ein Stück, welches als die beste literarische Errungenschaft jener Kriegsepoche betrachtet werden darf — das Lustspiel: „Minna von Barnhelm." Für Goethe selbst gab der große Friedrich nur Anregung zu jenem kleinen Kindheitsbegebniß, welches uns in „Wahrheit und Dichtung" in so heiterer anekdotischer Fassung entgegentritt.

Auch die Blütezeit unserer classischen Literatur in Weimar war eine kriegerisch bewegte, und es ist allbekannt, wie sich Goethe die Kriegsfurie vom Leibe hielt und noch später 1813 während der Schlacht bei Leipzig chinesische Studien trieb. Die Metamorphosen des Staates interessirten ihn weniger als die Metamorphose der Pflanze. Doch im ganzen waren es, trotz der rheinbündlich brudermörderischen Färbung, welche einzelne Feldzüge mit charakterisirte, Kriege nationaler Unabhängigkeit gegen den äußern Feind, die in den deutschen Dichtern jene Begeisterung erwecken durften, wie sie in großen Vorbildern des Alterthums lebendig war. Den Lyrikern der Befreiungskriege ging jedenfalls Schiller voraus, der den allgemeinen kriegerischen Geist machtvoll in seinen Dramen ausprägte, in Wallenstein ein Gegenbild zu Napoleon schuf, in der „Jungfrau" und „Wilhelm Tell" patriotischem Kampfesmuth und der Empörung gegen die Fremdherrschaft hinreißenden Ausdruck gab.

Jene Kriegszeit hat unsere großen Dichter nicht geschaffen; doch sie hat den thatkräftigen unter ihnen bedeutende Anregung gegeben, energischen Schwung, und die andern wenigstens nicht in ihrem stillern Schaffen gestört. Doch die Kriegstrompete rief damals gegen den fremden Eindringling ins Feld — es war kein Kampf, der den deutschen Norden gegen den deutschen Süden waffnete.

Wenn jetzt die Kriegswürfel fallen, so werden die echten Talente deshalb nicht verstummen. Die großen Fragen von Gott und Welt, von Leben und Liebe, welche stets von neuem an die Brust der Poeten klopfen, haben mit dem Kriegslärm nichts zu thun, und wer da vermag, Gestalten zu schaffen von frischem Leben oder höherer Bedeutung, der wird in seinem Atelier ruhig fortarbeiten, friedlich der Zukunft harrend, die ihm erst Hörer und Leser zu ruhigem Genuß versammelt. Möglich, daß auch ihm diese Zukunft dann ein Verdammungsurtheil zuruft, weil er den Kampf um sich so still mit angesehen, als ob fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlugen, und den allgemeinen Brand um sich rauchen sah in seiner poetischen Einsiedelei, ohne die sibyllinischen Bücher seiner Poesie, die keinen Käufer finden, in die Flamme zu werfen; möglich, daß man ihm zuruft, er habe es versäumt, für sein Vaterland zu kämpfen, dichtend zu kämpfen, er sei ein schlechter Patriot und Bürger gewesen. Doch Goethe war kein Arndt und Schiller kein Körner — man muß jede dichterische Natur mit ihrem eigenen Maße messen und nicht verlangen, daß die stillen Blumen des Waldes wie die Bovisse mit Geräusch auseinanderplatzen.

Diejenigen Dichter aber, welche das os magna sonaturum haben und gern zuvorderst auf der Warte der Zeiten stehen, werden harren müssen, ob der Krieg eine Begeisterung von idealem Gehalt entbindet, welche sich nicht dictiren, nicht octroyiren, nicht durch Erlasse anberaumen und an Termine binden läßt — eine Begeisterung, deren Feuerzeichen wir am Vorabend desselben nicht entdecken können. Denn wenn jemand von diesen Ab- und Zurüstungen und Entrüstungen, von diesen hin- und herfliegenden Noten, wo alles zwischen den Zeilen zu lesen oder nur mit sympathischer Tinte geschrieben ist, von diesen diplomatischen Zauberphotographien sich hätte begeistern lassen können, so wäre dies niemand anders gewesen als der ungezogene Liebling der Camönen, als Aristophanes.

Freilich, wie die Flamme sich den Sturm schafft, so schafft sich jeder Krieg seine Begeisterung. Es ist möglich, daß mit der Nation auch die Poesie große Losungen in diesem Kampfe findet. Bisjetzt hat sie das volle Recht, nichts poetisch zu finden als — den Frieden.

Die literargeschichtlichen Publicisten, welche in ihrer gelehrten Dreifelderwirthschaft der Poesie schon längst das Brachliegen zugetheilt, während sie Politik und kritische Reproduction in voller Blüte stehen lassen, werden nun freilich meinen, der Krieg sei ein Glück für die Literatur, indem er den ganzen „Schund" beseitige, der jetzt die literarische Production repräsentire, und die radicalen Reactionäre werden zustimmen und über das Hinwegräumen „des skrofulösen literarischen Gesindels" in die Hände klatschen. Wir denken nicht so gering von den

bedeutendern Productionen der Gegenwart, mit denen sich zu beschäftigen allerdings jene Großwürdenträger der Literaturgeschichte für unter ihrer Würde halten, während sie dem „Schund" der Vergangenheit das Oel ihrer oft ziemlich trübe brennenden Nachtlampen opfern; wir gönnen auch den unbedeutenden literarischen Schöpfungen das Recht ihrer harmlosen Existenz.

Die Theilnahme der Nation an den Schöpfungen der Dichter steht schon jetzt dicht am Gefrierpunkte — noch einen Grad herunter, und Null ist erreicht. Die Publicistik hat die Poesie verdrängt. War dies schon der Fall in zeitungspapierner Friedenszeit — wo bleiben die Dichter, wenn die Kanonen donnern und eine Saat von Extrablättern die lesende Welt in fieberhafte Spannung versetzt?

Wol ist es möglich, daß eine ernste Zeit auch wieder den Ernst in den Gemüthern weckt und damit den höhern Gattungen der Poesie die Bahn ebnet, von denen sich der Sinn der Gegenwart abgewendet hat. Dann wird das Wort den groß angelegten und wahrhaft bedeutenden Talenten ertheilt werden, dann wird die Ode, die Tragödie, das Epos den Platz einnehmen, den jetzt das Lied, das Conversationsstück, die Posse und Novelle behaupten; dann wird die Literatur den Faden wiederfinden, der von den Höhen unserer classischen Epoche zu einer echt modernen Poesie führt, von gleicher Tiefe und Macht der Weltanschauung, von gleichem Adel der künstlerischen Form, aber bereichert mit der Fülle der Gedanken und Erscheinungen, welche ein mächtig fortschreitendes Jahrhundert hervorgerufen hat.

Doch ebenso möglich ist es, daß der innere Krieg unsere Cultur auf Jahrzehnte lang verwüstet und so brach legt, daß kein literarischer Pflanzer auf dieser Brandstatt ernten kann; und daß nicht nur der strofulösen schönen Literatur, sondern auch der vollsaftigen Historie und Publicistik nichts übrigbleibt als die Klage des Marius auf den Trümmern von Karthago. Denn auch ihre Ideale werden aus der Bluttaufe nicht so frisch gewaschen hervorgehen, daß man sie auf den Tribunen als Musterwäsche zur Schau hängen kann; sie werden vom Krieg in die Botte gestampft und in den Graben geschüttet werden. Denn dem Krieg gilt nur der Krieg, da herrscht nur der Säbel; politische Systeme und politische Reden sind keine brauchbare Fourage und Munition und werden selbst auf Bestellung schlecht gearbeitet werden; alle die bürgerlichen Größen mit ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit, mit ihren rednerischen und sonstigen Begabungen verschwinden gegen den Soldaten, der mit dem ersten Kürassier in „Wallenstein's Lager" „auf das Gewimmel unter sich stolz herniedersieht von seinem Thier".

Für alle Fälle aber wird der Krieg in die Journalistik fahren, wie der Herbststurm in welke Blätter. Und gerade die verbreitetsten Unterhaltungsjournale werden seine Ungunst am meisten empfinden. Daß auf diesem Gebiete neben dem Anerkennenswerthen viel Flaches und Unbedeutendes sich breit macht, daß hier geradezu eine Hyperproduction vorherrscht, welche dem Gediegenern den Weg verengt, ist eine unleugbare Thatsache. Wenn daher rechts und links gefallene Blätter um uns rascheln, wollen wir uns nicht einer allzu tiefen Melancholie hingeben.

Noch ist der entscheidende Würfel nicht gefallen; doch der Krieg scheint unaufhaltsam, und dennoch können wir nicht mit dem halberstädter „Grenadier" im Jahre 1756, dem das Jahr 1866 ein politischer und strategischer Zwillingsbruder zu werden verspricht, singen:

Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!

Man könnte eher sagen, daß alle Welt ihn nicht will.

Ein Kopernicaner des Alterthums.

Lange vor dem thorner Mathematiker und Astronomen des 16. Jahrhunderts, Nikolaus Kopernicus, gab es schon Kopernicaner, welche die Bewegung der Erde gelehrt haben und deren Lehren die Ansichten des Kopernicus vollständig decken. Alexander von Humboldt bezeichnete als wahre und als die „einzigen Kopernicaner des Alterthums" den Chaldäer Seleukos und den Griechen Aristarchos von Samos, von denen jedoch den erstern das Alterthum selbst so wenig kannte, daß er nur an sechs Stellen in den Schriften der Alten beiläufig erwähnt wird, und auch bis in die neueste Zeit herrschte über ihn die größte Unklarheit und Unsicherheit in Bezug auf Zeitalter und Heimat. Um so verdienstlicher ist eine kleine Schrift: „Der Chaldäer Seleukos. Eine kritische Untersuchung aus der Geschichte der Geographie von Sophus Ruge" (Dresden, Schönfeld, 1865), welche den Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Kritik behandelt und die bisherige Ungewißheit gründlich zu beseitigen im Stande ist. Der Verfasser setzt zunächst fest, daß Seleukos ein Chaldäer aus der Stadt Seleukeia am Tigris und aus der Landschaft Babylonien am Erythräischen Meere gebürtig war, und daß er in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Zugleich werden seine Lehren auf dem astronomischen und physischen Gebiete zusammengestellt und beleuchtet, nach denen er nicht nur die rotirende Fortbewegung der Erde behauptete und bewies, sondern auch mit den Erscheinungen der Ebbe und Flut gründlicher sich beschäftigt und die periodischen Bewegungen des Oceans genauer untersucht hatte. Der Verfasser weist dabei weiter nach, daß Seleukos und der genannte Aristarchos allein im ganzen Alterthum die Idee von der rotirenden Bewegung der Erde um die Sonne aufgestellt haben, und zwar so, daß letzterer den Gedanken nur als Hypothese auffaßte, Seleukos dagegen ihn mit Gründen bewies, und außerdem stellt er diesen Seleukos als den ältesten Gelehrten dar, der „ein abgeschlossenes Südmeer postulirte". Wir empfehlen die kleine Schrift und ihre vielfach anziehenden und wichtigen Ergebnisse um so mehr den Astronomen und Geographen, je mehr der Verfasser darin recht hat, daß „das System des Seleukos in den äußersten letzten Fäden bis in unsere Zeit hineinreiche, und der Chaldäer selbst um seiner einflußreichen Stellung willen es wohl verdiente, im Gebiet der Astronomie und Geographie als der große Stern im Osten bezeichnet zu werden".

Bibliographie.

König Alfred. Trauerspiel. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 16 Ngr.

Bastian, A., Die Voelker des oestlichen Asien. Studien und Reisen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Cervantes Saavedra, M. de, Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Uebersetzt von L. Tieck. Mit 376 Illustrationen von G. Doré. 1ste Lief. Berlin, Gaeco Nachf. Imp.-4. 10 Ngr.

Fontane, T., Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Goethe, F. W., Reinecke Vos Reinaert Reinhart Fuchs im Verhältniss zueinander. Beitrag zur Fuchsdichtung. Eisleben. 4. 15 Ngr.

Germonik, L., Rosamunde von Auersperg. Ballade nach den Slovenischen Preiern's im Nibelungenversmaß wiedergegeben. Laibach. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Der Wassermann. Ballade aus dem Slovenischen Preiern's ins Deutsche übertragen nebst einer mythologischen Studie. Laibach. Gr. 8. 4 Ngr.

Gladisch, A., Die Hyperboreer und die alten Schineser. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. 4. 12 Ngr.

Hardegg, G. D., Das ewige Evangelium oder die Mittel zur Lösung der socialen Frage. Versuch eines Programms für die Freunde Jerusalems in Europa, Asien und Amerika. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 10 Ngr.

Herbert, L., Erinnerungen an Leopold I. König der Belgier. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heyne, O., Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.

Schlagintweit, E., Die Gottesurtheile der Indier. Rede. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Schneider, F., Erinnerungen aus den Feldzügen der Württemberger. 1806 und 1807 in Schlesien. Episoden. Gefechtsberichte. Denkwürdige Thaten Einzelner. Nach archivalischen Quellen gesammelt und herausgegeben. 1stes Heft. Stuttgart, Ane. 8. 15 Ngr.

Stein, C., Die Todsünden der Bühne. Schilderungen aus dem Bereich der demi-monde d'artiste auf Erlebnisse und Beobachtungen begründet. Dresden, Wolf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. 1ster Thl. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schlägel, M., Aus drei Kriegen. Erzählungen in Versen. München, Franz. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden.

Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagshandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den übermäßig billigen Preis von 1 Thlr. für jeden Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Die drei ersten Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters" sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Die Apostel.

Von **Ernest Renan.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser des „Vie de Jésus" herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältniß zur jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisherigen Anschauungen ganz verschiedenen, überraschend neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unmittelbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß weder der Theolog noch der Laie es zu lesen versäumen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu" wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen
von
Friedrich Meyer von Waldeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKSPEARE

selected and translated into German.

Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken

übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von
Gustav Solling.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Dramen und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem größern Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung für den Büchertisch, andererseits durch die Auswahl der Stücke zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium in der englischen und deutschen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS

avec élections populaires
historiquement exposés et développés
en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples
par
CHARLES BIEDERMANN.
Traduit de l'allemand par Stanislas Lepontier.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE.

les conditions et les effets du principe constitutionnel.
Quatre traités
des MM. Joseph Held, Rodolphe Gneist, Georges Waitz,
Guillaume Roscoarten,
publiés par le Baron Auguste de Haxthausen.
Traduits de l'allemand.

8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet
von
David Friedrich Strauß.

Zweite Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das im Jahre 1835 zuerst erschienene „Leben Jesu" von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so ist dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu" desselben Verfassers noch weit mehr geeignet, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche, in demselben Sinne wie das „Leben Jesu" von Renan ein Buch für Franzosen, und darf vom deutschen Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme beanspruchen als das französische Werk. Daß es dieselbe gefunden, beweist die schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen nöthig gewordene zweite unveränderte Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1866.

Inhalt: Bulwer's „Mileſiſche Märchen". Von Rudolf Gottſchall. — Ein neuer ditmarſcher Dichter. Von Franz Sandvoß. — Die erſte Theilung Polens. Von Adolf Stern. — Muſikaliſche Literatur. Von Hermann Hopff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bulwer's „Mileſiſche Märchen".

Bulwer iſt jedenfalls einer der vielſeitigſten und geiſtreichſten Schriftſteller des neuen England. Die Zeit, in welcher ſeine Romane Mode waren, iſt freilich faſt vorübergegangen. Gleichwol dürfen ſie in doppelter Hinſicht, ſowol was die ſpannende Erfindung und Darſtellung als auch was die Fülle geiſtreicher Reflexionen betrifft, welche ſie enthalten, den Vergleich mit den faſhionabeln Romanen der neueſten engliſchen Blauſtrümpfe und Humoriſten nicht ſcheuen. Seine geſchichtlichen Romane ruhen auf umfaſſenden Culturſtudien, welche er mit großer Anſchaulichkeit zu verwerthen wußte; ſeine mehr ſocialen Romane geben intereſſante geſellſchaftliche Spiegelbilder. Bulwer beſitzt nicht die Plaſtik Walter Scott's; doch entſchädigt er dafür durch die weitern Perſpectiven ſeiner geiſtigen Bildung. Wollte man den allerdings weder durch den Sprachgebrauch noch durch die neuere Aeſthetik acceptirten Unterſchied feſthalten, den Schiller zwiſchen naiver und ſentimentaler Poeſie aufgeſtellt, ſo würde man Scott zu den naiven und Bulwer zu den ſentimentalen Poeten rechnen müſſen. Auch im Drama hat ſich Bulwer verſucht, und obgleich er, bei der Oede der dramatiſchen Literatur des heutigen England, noch immer als ein einäugiger Bühnenkönig unter den Blinden betrachtet werden kann, obgleich ſeine Dramen auch als Bühnenſtücke ſich bedeutender Erfolge zu rühmen haben, ſo fehlt ihnen doch der dramatiſche Kern, und die Beſchränkungen der Form, in welche ſich Bulwer's Formtalent, wenngleich ohne den ſpecifiſchen Inſtinct des Bühnenautors, raſch zu finden wußte, hinderten die freie Entfaltung der reichen geiſtigen Mittel, über welche Bulwer ſonſt gebietet. Ein ſatiriſches Gedicht: „The new Timon" und ſein „King Arthus" zeigten, daß der Autor auch den rhythmiſchen Kothurn nicht verſchmähte, auch hier ſtand er den zeitgenöſſiſchen Dichtern noch immer ebenbürtig an der Seite. Einen neuen Beweis ſeiner Vielſeitigkeit gab Bulwer durch ſeine ſoeben erſchienene Sammlung poetiſcher Erzählungen, welche den achthundertvierzehnten Band der Tauchnitz Edition der engliſchen Autoren bildet:

The lost tales of Miletus. By *Sir E. Bulwer Lytton*. Leipzig, B. Tauchnitz. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

In der That zeigt uns dieſe Sammlung Bulwer's Talent von einer neuen Seite, bewährt große Vorzüge epiſchen Stils und darf überhaupt in Bezug auf Inhalt und Form als eins der originellſten Erzeugniſſe des neuen engliſchen Parnaſſes betrachtet werden, bei welchem in allerjüngſter Zeit, ſelbſt Tennyſon nicht unbedingt ausgeſchloſſen, die blauſtrümpfliche Färbung bedenklich überwiegt. Mindeſtens hat in der engliſchen Lyrik die Richtung der Seeſchule über die Byron'ſche den Sieg davongetragen.

Die „Mileſiſchen Erzählungen", als deren urſprünglicher Autor Ariſtides aus Milet gilt, welcher vermuthlich im 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. lebte und welche „Siſenna" ins Lateiniſche überſetzte, ſind uns im Original und in der Ueberſetzung verloren gegangen. Wir dürfen dieſen Verluſt um ſo mehr bedauern, als uns damit eine ganz eigenthümliche Dichtgattung des Alterthums verloren iſt, welche noch dazu mit dem beliebteſten Genre der modernen Erzählung die größte Aehnlichkeit hatte. In der That war Ariſtides der Boccaccio des Alterthums. Das Intereſſe, das ſeine Erzählungen einflößten, beruhte theils auf romanhaften Motiven, die erſt ſpäter bei Apulejus und den erſten Romandichtern wiederkehren, theils auf ſowol ſpannender als auch pikant-frivoler Schilderung. Es war mithin das Element der ſtoffartigen Reize, welches wir ſonſt im Aether der claſſiſchen Dichtung vergebens ſuchen, was dieſen Erzählungen eine beſondere Anziehungskraft verlieh. Wir können dies noch beurtheilen, denn der Stoffkreis, der in ihnen ausgebeutet wurde, iſt uns bekannt aus den Werken der Grammatiker, aus den Angaben der Scholiaſten, aus einzelnen Proben, die ſich namentlich bei Athenäus und Parthenius, ſowie bei Apulejus, dem eigentlichen Wiedererwecker und Erneuerer der mileſiſchen Novellenform, finden.

Aus dieſen Angaben, Fragmenten und Proben hat es Bulwer nun unternommen, einen kleinen Cyklus mileſiſcher Erzählungen zuſammenzuſtellen, deren Ausführung

ganz ihm angehört und deren Reiz vorzugsweise in dem beweglichen Phantaſieſpiel beſteht, für welches der Boden des Alterthums gleichgültig geworden iſt, indem es alle ſeine feſten Geſtalten auflöſt und ſelbſt die Träger ſeiner Götterwelt in Karyatiden der arabeskenreichſten Phantaſiebauten verwandelt.

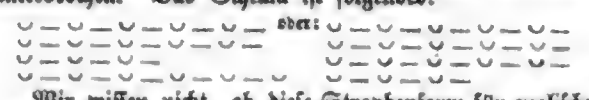
Bulwer ſelbſt erwähnt in der Vorrede der großen Popularität, deren ſich die „Mileſiſchen Erzählungen" bei Griechen und Römern zu einer Zeit erfreuten, als die Dichtung beider Völker den höchſten Gipfel ihrer Entwickelung erreicht hatte. Parthenius aus Nicäa theilt uns die Umriſſe zahlreicher Liebesgeſchichten mit und zwar in durchaus nüchterner, ſchmuckloſer Form. Der „Goldene Eſel" des Apulejus dagegen gibt uns, wie Bulwer meint, ein Bild von der Art und Weiſe, in welcher die mileſiſchen Erzähler ihre Fabeln ausſchmückten und welche ſchon ganz die vielſeitigen Vorzüge der neuen Novelliſten in ſich vereint: lebendige Satire, üppige Phantaſie und aufregende Abenteuer. Bulwer fährt fort:

Aus ſolchen Angaben des Charakters und der Eigenthümlichkeit der verlorenen mileſiſchen Fabeln und aus den Ueberbleibſeln der einſt in volksthümlicher Gunſt ſtehenden Mythen und Erzählungen, welche ſich nicht nur in ſolchen Sammlungen alter Legenden, wie die von Apollodor und Conon, ſondern auch zerſtreut bei den Scholiaſten oder bei Pauſanias und Athenäus finden, habe ich mich beſtrebt, einige Erzählungen zu geſtalten, die als ſchwache Proben dienen mögen für die verſchiedenartigen Stoffe, an denen dieſe alten Erzähler ihre Erfindungskraft übten. Ich habe von den helleniſchen Mythen diejenigen ausgewählt, deren Grund nicht von den großen Dichtern des Alterthums in noch verſchiedenen Werken ſchon vorweg mit Beſchlag belegt worden iſt und welche daher für das große Leſepublikum nicht ohne den Reiz der Neuheit ſind. Auch habe ich in dieſer Auswahl alle mehr frivolen Themata vermieden, zu denen, wie man wol befürchten muß, die Boccaccios von Milet bisweilen herabſtiegen, während ich mich beſtrebte, Stoffe auszuwählen, deren einſtige Volksthümlichkeit von Elementen abhing, welche der Kunſt in jedem Land und in jeder Zeit ſympathiſch ſind, Stoffe, die ſich ganz von ſelbſt zu erzählender Geſtaltung oder dramatiſcher Situation hergeben und fähig ſind, jenen Grad menſchlicher Theilnahme hervorzurufen, welcher der erfolgreichen Anwendung aller mehr phantaſtiſchen Motive des Wunderbaren nie zu fehlen pflegt.

Auch über ſeine Behandlungsweiſe ſpricht ſich Bulwer in der Vorrede aus:

Ich mache keinen Anſpruch darauf, daß die hier mitgetheilten Erzählungen den Stempel jener urſprünglichen Form mileſiſcher Dichtung tragen, deren Spur wir doch nur vermuthungsweiſe verfolgen können. Ich habe vielmehr geſucht, die Mythen, auf denen ſie beruhen, in jenen Geſichtspunkt zu rücken, wie ſie etwa den Zeitgenoſſen des Apulejus erſchienen ſein würden, bei welchem die Spur der mileſiſchen Fabel vorzugsweiſe aufgeſucht werden muß; eine Zeitepoche, während welcher die aus alten heidniſchen Mythen hergeleiteten Fabeln, bei der Wiedererzählung, etwas von jenem „modernen Empfinden" annehmen, welches ſich damals bereits mehr oder weniger deutlich in den Geiſtern geltend machte. Ich zweifle nicht daran, daß die liebliche Geſchichte von Amor und Pſyche, welche den am meiſten poetiſchen Theil des „Goldenen Eſels" bildet, einer weit ältern Zeit angehört als der des Apulejus; doch das moderne Gefühl, welches ſich an den tiefern Gedankenſtrömungen erfreut und ſich nicht mit einer blos ſinnlichen Kunſt begnügt, herrſcht in der Behandlungsweiſe des Apulejus vor und konnte überhaupt der Dichtung nur eingehaucht werden von einem Schriftſteller, welcher entweder den Geiſt des Chriſtenthums oder den der ſpätern Platoniker in ſich aufgenommen hatte. Indem der Verfaſſer daher dieſe Dichtungen betrachtet, nicht als ob ſie von einem Zeitgenoſſen des Sophokles, oder des Ovid, ſondern von einem Zeitgenoſſen des Apulejus oder von einem ſeiner minder begabten Nachfolger in der Wiederbelebung oder Umgeſtaltung der griechiſchen Romantik verfaßt worden wären, gewinnt er den Vortheil, daß die Hauptſchwierigkeit in der Behandlung der claſſiſchen Mythen durch einen modernen Schriftſteller weſentlich erleichtert, wenn nicht gänzlich entfernt wird; denn wenn ſich auch das moderne Empfinden bisweilen in dem Hinweis auf die Wahrheiten, welche aller Dichtung zu Grunde liegen, geltend macht, ſo hört es doch auf, ein Anachronismus zu ſein und iſt berechtigt für die Epoche, in welche man die Geſtaltung der Geſchichte verlegen darf; gerade wie die Art und Weiſe, in der Apulejus die Erzählung von Amor und Pſyche platoniſirt, der Zeit, in der er lebte, und den Einflüſſen, denen ſeine Phantaſie unterworfen war, entſpricht.

Die äußere dichteriſche Form der Bulwer'ſchen „Mileſiſchen Erzählungen" iſt nun eine durchaus eigenthümliche. Bulwer will aus dem Ausdruck des Ovid: „Milesia carmina" nachweiſen, daß Ariſtides wenigſtens einige ſeiner Erzählungen in Verſen geſchrieben habe. Die Wahl einer rhythmiſchen Form bedarf zwar keiner Rechtfertigung, wol aber das neue Experiment mit einer reimloſen Strophe. Wir glauben, daß die antike Reimloſigkeit aus Rückſichten auf ein entſprechendes Colorit bei ſo phantaſtiſch freien Stoffen durchaus kein Erforderniß, daß im Gegentheil der Reim gerade bei ſo üppigen Phantaſieſpielen durchaus geboten war. Wie trefflich ſtehen die dreifachen Reimguirlanden der ottave rime der üppigen Muſe des Meiſters Arioſto zu Geſicht, die im Grunde doch nur die „Mileſiſchen Märchen" der mittelalterlichen Romantik erzählte! Der blanc-vers kann wol größere dramatiſche Kraft entfalten, doch iſt der Autor, obgleich er in der Vorrede das Element dramatiſcher Spannung betont, das dieſen Erzählungen eigen iſt, in der That weit mehr auf die Hülfsmittel epiſcher Darſtellung hingewieſen. Die neue, reimloſe Bulwer-Strophe, wie man ſie im Gegenſatz zu den gereimten Spenſer- und Byron-Strophen nennen könnte, beſteht nur aus vier iambiſchen Zeilen von verſchiedener Länge und Gruppirung: die zwei erſten ſind fünffüßige Jamben mit männlicher, die letzte ein fünffüßiger Jambus mit weiblicher Endung, die dritte ein dreifüßiger Jambus; die beiden letzten werden auch umgeſtellt mit lauter männlichen Endungen. Es iſt der blanc-vers der Tragödie, nur durch den Dreifüßler unterbrochen. Das Schema iſt folgendes:



Wir wiſſen nicht, ob dieſe Strophenform für engliſche Ohren einen beſonders melodiſchen Tonfall hat. Jedenfalls iſt ſie ſehr einfach, ohne jede rhythmiſche Schwierigkeit, welche den fortbleibenden Reim rechtfertigen könnte, und macht den Eindruck eines Drameniambus, dem bei jeder dritten oder vierten Zeile der Athem zu früh ausgeht. Einige Erzählungen ſind übrigens durchweg in fünffüßigen Jamben geſchrieben; die „Bridals in the spirit land" in vierfüßigen reimloſen Trochäen, „Corinna"

gar in einer Art von verſtümmelter alcäiſcher Strophe. Bulwer entſchuldigt ſich, daß er nicht Hexameter oder Diſtichen gewählt; doch paßten dieſe noch weniger für den Stoff und die Behandlungsweiſe, welche gerade den Eindruck des alterthümlich Claſſiſchen und epiſch Würdevollen vermeiden mußte.

Indeß hat der Dichter dem epiſchen Stil der großen Muſterdichtungen doch eine Eigenthümlichkeit entlehnt, aus welcher ſehr viele Schönheiten ſeiner Gedichte hervorgegangen ſind — die epiſche ausgeführte Vergleichung. Wenn er die lyriſche Kürze und Gedrängtheit in der Beſchreibung betont, auf welche er ſein Augenmerk gerichtet habe, ſo mußte er dieſe zahlreichen Vergleichungen ausnehmen, welche von den Metaphern, wie ſie Lyrik und Drama anwenden, in ihrem ganzen Weſen verſchieden ſind. Denn während die letztern in ihrer Schlaghaftigkeit als phantaſievolle Abbreviaturen zu betrachten ſind, welche Gedanken und Bild vermählen, gefällt ſich die epiſche Vergleichung gerade darin, zwei für die Anſchauung dichteriſch ausgearbeitete Bilder durch ein tertium comparationis zu verbinden, das nur als der gemeinſame Angelpunkt für zwei ſich ſelbſtändig bewegende plaſtiſche Bilder betrachtet werden kann. Derartige Vergleichungen kommen bei dramatiſchen Dichtern, wie Schiller und Shakſpeare, nur ſelten vor; Goethe aber, bei dem die epiſche Neigung überwog, iſt reich daran, namentlich in „Iphigenie“ und „Taſſo“, doch dieſe ſelbſtändig ausgemalten Cabinetſtückchen der Poeſie beeinträchtigen die Energie des dramatiſchen Stils. Wir erinnern nur an die beiden weit ausgeführten Schlußgleichniſſe des „Taſſo“, deren dichteriſch ſchöne Marinemalerei nur um ſo empfindlicher die Katachreſe hervorhebt, durch welche der Dichter uns zumuthet, uns den Helden zuerſt als Welle und dann in einem Athem als Schiffer vorzuſtellen.

Derartige Vergleichungen finden ſich nur ausnahmsweiſe in den poetiſchen Erzählungen von Byron und Moore, in denen faſt durchweg die Metapher vorwiegt. Deſto reicher ſind dieſe „Mileſiſchen Erzählungen“ Bulwer's daran, und dies iſt der einzige Punkt, durch welchen ſie mit der antiken Epik zuſammenhängen. Er vergleicht z. B. ſeine Heldin, über welche plötzlich der Gedanke der Liebe kommt, einer Nachtigall, welche von der Lyra eines Meiſters vollendete Muſik gehört hat, ſich nun allein ins Dickicht ſtiehlt, mit ihren eigenen Melodien nicht mehr zufrieden und, verfolgt von früher ungekannten Klängen, ſie wiederzuſingen verſucht zu eigenem Entzücken, doch immer vergebens, weil ihr der Schlüſſel fehlt, der die Muſik erſchließt. Nicht minder ausführlich vergleicht er den Helden der erſten Erzählung, den jungen Prinzen Zariartes, in gleicher Lage mit einem Hirſche, welcher, der erſte in der Heerde, plötzlich von einem Pfeil getroffen, zum kühlen Rand der ſtrauchbewachſenen Quelle kriecht, indem er dies Jagd- und Waldbild noch mit einer Fülle von Detailzügen ausſchmückt. Vor der Schlacht zwiſchen Scythen und Medern rollt des Zariartes Wagen mit ſeinen weißen Roſſen die ſchnellgetrennten Reihen entlang, doch ſchnellgeſchloſſen folgen ſie dem Wagen, wie nach dem Blitz der Hagel und Wirbelwind des Sturms; die Scythen hatten ihre Streitkräfte zerſplittert, „wie Waldſtröme in Bäche zerſplittern die Rieſenwogen, deren geſammelte Macht Sündflut wäre“:

As torrents split in rills
The giant waves, whose gathered might were deluge.

Die Schönheit des ſiciliſchen Hirtenknaben war ſo nahe der männlichen Schönheit, wie in der Stunde, wenn ſchläfrige Veilchen erwachen, des Morgens reiner Stern der Sonne iſt, ehe ſie in größerer Strahlenglorie ſich verliert:

As in the hour, when drowsy violes wake,
The pure star of the morn
Nears to the sun ere lost in ampler glory.

Ueberall iſt das Bild der Vergleichung Selbſtzweck, mit dichteriſcher Schönheit in allen einzelnen Zügen ausgemalt. Wol finden ſich auch ſchlaghafte Metaphern:

Krieg iſt der Wolke Kind,
Und oft am ſtillſten grade vor dem Donner.

War is the child of cloud
Oftentimes stillest just before the thunder.

Doch beſtimmen ſie weniger die Phyſiognomie der Dichtungen.

Das erſte Gedicht: „Der geheime Gang“ („The secret way“) iſt dem Athenäus entnommen. Das Wunderbare darin iſt von geringer Bedeutung und beruht nur auf Traumbildern der Liebe. Eine ſcythiſche Prinzeſſin und ein perſiſcher Fürſt lieben ſich auf dieſem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege, ohne indeß ihre Adreſſe zu kennen. Um Grenzſtreitigkeiten zu vermeiden, trägt der ſcythiſche Herrſcher ſeine ſchöne Tochter dem Perſerfürſten an. Dieſer lehnt den Antrag vornehm ab; es kommt zu Krieg, zu Schlachten, Belagerungen. Der Scythenfürſt hat ſich, gegen die Landesſitte, eine hochgethürmte, feſte Burg gebaut, der Prieſter ohne Wiſſen des Fürſten einen geheimen unterirdiſchen Gang graben laſſen, der hinaus in die freie Steppe führt. Doch der Fürſt will ſelbſt davon nicht Gebrauch machen; ſeine Tochter ſoll ſich aus den vornehmſten Kriegern einen Gatten wählen und mit ihm zu den Nomaden fliehen. Doch ein anderer Häuptling, dem der Schlüſſel und die Leitung der Flucht — wie es uns ſcheinen will, an und für ſich überflüſſigerweiſe, wenn auch nothwendig für den Schlußeffect — anvertraut wird, erſcheint, um ſelbſt die Krone zu erlangen, als Verräther vor dem Perſerkönig und zeigt ihm den geheimen Weg in die Feſtung. Die Tochter des Scythenkönigs ſoll gerade bei glänzendem Gelag den Bräutigam ſich wählen und dem Erwählten als Zeichen ſeines Glücks den vollen Pokal reichen; zitternd ſchreitet ſie die Reihen entlang, doch plötzlich verklären ſich ihre Züge, ſie reicht den Pokal einem ſchönen Jüngling, der vor ihr mit ausgeſtreckten Armen auf den Knien liegt: „Zariartes, der Perſer!“ Die beiden Traumbilder grüßen ſich. Er iſt durch den geheimen Gang ins Schloß eingedrungen — natürlich folgen gezogene Schwerter, Verſöhnung und Liebesglück! Die Erfindung der Geſchichte iſt romantiſch; das Schlußtableau würde in jeder Oper als höchſt

wirkungsvoll Glück machen. Das Unwahrſcheinliche in der Motivirung zu kritiſiren, erſcheint als wenig angemeſſen; denn wir befinden uns ja in dem Zauberreich der „Mileſiſchen Märchen“. Im ganzen aber hat dieſe Erzählung noch die meiſte Verwandtſchaft mit ähnlichen Dichtungen von Byron und Moore.

Durchaus originell dagegen iſt die zweite: „Tod und Siſyphus“ („Death and Sisyphus“). Man kann ſie pikantgeiſtreich nennen und Bulwer hat in ihr den leicht ſpielenden Ton getroffen, der ſich für die moderne Behandlung ſolcher mythologiſchen Fabeln eignet. Bulwer hat den aus den alten Mythographen und aus einzelnen Gloſſen der Scholiaſten entlehnten Stoff frei für ſeine Zwecke geſtaltet und ſogar in jener Stelle, an welcher er die Wirkungen des gefangenen Todes auf den religiöſen Cultus der Menſchen ſchildert, dem „Plutus“ des Ariſtophanes einzelne Züge nachgedichtet.

Die Erde ſchreit zu Zeus um Rettung vor Siſyphus, dem Erzräuber, der ſogar des Zeus Orakel beſtechen will, um ſeine geſtohlenen Ochſen gut zu verkaufen. Zeus ſchickt nach Hermes; der Tod ſoll raſch den Räuber in ſeine Hände geben, daß er ihn in die Unterwelt geleite. Der Tod erſcheint bei Siſyphus, der ihn ſehr artig bittet, Platz zu nehmen. Kaum ſitzt der Tod, als aus dem Stuhl von Cyklopenarbeit hundert ſtählerne Bande herausſpringen und den Tod feſſeln, der ſich nicht rühren kann. Siſyphus trinkt auf ſeine Geſundheit und verhöhnt ihn. Dann aber beginnt er gemüthlich mit ihm zu plaudern, gibt ihm zur Genüge zu eſſen und zu trinken, ſodaß der Tod ſich allmählich etwas vermenſchlicht und anfängt ſich wohl zu fühlen. Zeus war eine Zeit lang in ſeine Privatgeſchäfte vertieft, welche nur den Eingeweihten in den Myſterien bekannt ſind und welche der Dichter profanen Ohren nicht verkündigen will; als er wieder Muße findet, ſich um die Erde zu bekümmern, bemerkt er, wie unaufmerkſam er von den Menſchen behandelt wird. Kein Bitten, kein Klagen — die Sterblichen fürchten den Tod nicht mehr. Es iſt dies eine geiſtreiche Wendung und glücklich durchgeführt. Hermes begibt ſich in die eingeſchlafene Unterwelt; Pluto erhebt ſich zürnend, ein Sturm fährt über die Erde, und die Sterblichen verſpotten den Donnerkeil — der Schiffer auf der See lacht über den Sturm: „Der Tod iſt feſtgebunden, wir können nicht ertrinken“; der Tempelräuber verlacht den Blitz: er kann nicht tödten; die Ehebrecherin ruft: „Vergib mir, Zeus!“ Doch der Geliebte entgegnet: „Laß den Sturm raſen, küſſ' mich! Kein Tod, kein Zeus!“ Doch Pluto ſchmelzt mit dem Hauch, der Phlegethon in Flammen geſetzt hat, des Siſyphus ſtählerne Bande wie Wachs und ſchickt den Tod wieder an ſein Werk:

Bring' mir den Schiffer, der den Sturm verlacht,
Das Kind, deß Wiege nicht die Mutter kennt,
Den Ehebrecher in der Sünde Glut,
Und ſag': „Zeus herrſcht und Tod!“

Zuerſt aber muß Siſyphus ſein Geſchick erfüllen. Der Schlaue bittet die liebende Gattin mit ſüßer Schmeichelrede und dem Verſprechen eines Armbandes von Perlen, daß ſie ihn wie lebend betrachten möge, wenn auch ſeine Seele für einige Zeit dem Körper entfliehen müſſe, um Zeus guten Rath zu ertheilen; die Gattin gehorcht. Als Charon nun von dem Räuber den Obolus verlangt, weiſt er ihn zurück, weil er weder begraben noch verbrannt ſei. Das Zwiegeſpräch zwiſchen Charon und Siſyphus erregt ein Gelächter bei den Schatten, das bis zu Pluto's Thron dringt. Da der unbegrabene Siſyphus nicht zu Pluto kommen kann, ſo kommt dieſer zu ihm und warnt ihn. Der Räuber aber meint, er gehöre noch nicht zu ſeiner Jurisdiction, da er noch nicht den Styx paſſirt habe. Es ſei dies die Schuld ſeines ſchlechten Weibes, das ſeiner Leiche das Begräbniß verweigere. Wenn er ihm wieder erlaube, zur Erde zurückzukehren, ſo werde er ſein Weib zu ihrer Pflichterfüllung anhalten und dann den drei Richtern heitern Sinns vor die Augen treten und ſein ſchuldloſes Leben beweiſen. Pluto erlaubt es ihm; Siſyphus kehrt zurück auf die Erde und in ſeinen eigenen Leib und läßt ſich das Eſſen nach den Strapazen der unterweltlichen Reiſe vortrefflich ſchmecken. Nun hatte er auf derſelben mit Hermes gewettet, daß er noch dieſen Abend auf Erden zur Nacht ſpeiſen werde, und Hermes ihm für dieſen Fall ſeine Fürſprache bei Zeus zugeſagt. So wird dem Räuber denn verſtattet, auf Erden zu weilen, bis er ſelbſt den Tod rufen würde. Er beginnt ein neues Leben, wird König, baut Tempel, pflegt die Cultur; doch alles nur um ſeiner ſelbſt willen, um ſeinen Thron zu ſtützen, bis er endlich im Alter dahinſiechend ſelbſt den Tod ruft und in der Unterwelt die bekannten Strafen erduldet.

Die Erzählung hat, abgeſehen von der humoriſtiſchen Färbung, erhabene Stellen von lakoniſchem Wurf, treffende Schilderungen, und iſt jedenfalls als die Perle der ganzen Sammlung zu betrachten.

Die dritte Erzählung: „Corinna oder die Pangrotte zu Epheſus“, knüpft an eine Sage an, welche dieſe Grotte betrifft. Sie ſoll über einem der Eingänge zur Unterwelt errichtet geweſen ſein. In ihr befand ſich eine Statue der Artemis, an welche die Rohrflöte befeſtigt war, die ihr Pan als Friedenszeichen geweiht. Dieſe Grotte bot eine Art von Gottesgericht für Mädchen, die ſich von irgendeiner Anſchuldigung reinigen wollten. Wenn ſie die Grotte betraten und die Panflöte gab einen Klang von ſich, ſo waren ſie von jeder Schuld freigeſprochen, wenn nicht, ſo verſchwanden ſie. Die Erfindung der Geſchichte iſt von ſelbſtverſtändlicher Einfachheit; nur ein paar Stellen ſprechen durch den Reiz der Schilderung an. Als die Heldin den Entſchluß faßt, die Entſcheidung dem Orakel anheimzugeben, heißt es von ihr:

Auf ſtand ſie plötzlich, ſtrahlend in Majeſtät,
Sah furchtlos ihm in das Aug', erhaben ſchön;
Sanft war ihr Lächeln, ihr Blick,
Doch ihn ſchreckte ihr ſanftes Weſen.

So friedlich erhebt ſich der Mond über Rhodope,
Entſchleiernd die Eisgefilde von Thrazien,
Wenn ringsum Frieden und Licht,
Doch ringsum Nacht auch und Winter.

Pikanter ist die kurze Erzählung von Kalchas' Geschick. Der Wahrsager soll nur dann sterben, wenn ihn ein anderer in seiner Wahrsagekunst übertrifft. Da kommt ein Strolch, der ihm in seinem Weingarten verkündet, er werde zwar die Trauben keltern, doch der Wein gehöre einem andern. Kalchas lacht der Weissagung, läßt, als der Wein aus diesen Trauben ausgegoren und trinkbar ist, den Strolch zum Gelage bitten. Kalchas, den Becher in der Hand, erzählt den Gästen die Prophezeiung und ersucht den Propheten in Lumpen, zu widerrufen. Doch dieser weigert sich und bleibt bei seiner Verkündigung:

Trink, und ich bin dein Sklav,
Doch trinkst du nicht, sollst du der meine sein.

Ueber diese unerschütterliche Dreistigkeit entsteht ein schallendes Gelächter; die trojanischen Sklaven, die nie gelacht, seit Ilium fiel, werden angesteckt von der Lachlust; die Vorschneider lassen das Messer aus der Hand fallen und halten sich die Seiten. Auch Kalchas kann sich nicht länger beherrschen, erhebt den Becher, indem er auf den Landstreicher blickt, der in der allgemeinen Lust mit unbeweglichem Ernst dasteht, wie Athene's Eule, verspottet von Staarmatzen; er bricht dann in ein unauslöschliches Gelächter aus, bis sein Angesicht sich purpurn färbt, der Becher seiner Hand entsinkt, bis er selbst zur Erde stürzt und lachend mit den Worten stirbt: „Der größre Seher ist gefunden!" Ein amusantes Geschichtchen, wozu eine Glosse des Servius zu den Eklogen des Virgil Bulwer die Anregung gab, mit ironischer Pointe und farbenreich ausgemalt.

„Der Sohn der Dreade, eine sicilische Legende", ist eine antike Idylle, halb im Stil des Theokrit, halb in dem der Ovidischen „Metamorphosen" gehalten. Ein Schäfer, der eine Nymphe liebt, wird ihr untreu im Arm einer schönen Prinzessin, Glauce. Da schwebt an einem Morgen nach durchschwelgter Nacht die Nymphe aus der Fontaine des Saals hervor, küßt den Treulosen und sein Auge erblindet:

Und Glauce schließt, erwacht, ihn in den Arm,
Doch traurig ruft er aus: „Ich seh' dich nicht,
Verloren ist für mich
Auf immer deiner Schönheit blüh'nde Zier.

Mit deiner Schönheit schwand auch meine Liebe,
Die Flamme brennt nicht, wenn das Licht erlosch,
Der Götter Willen ist's,
Nicht du, sie haben's über mich verhängt."

Er läßt sich wieder zurückführen in seine idyllische Einsamkeit, bittet an dem Quell der Najade die verlorene Schwester:

Von deinem Kuß starb alle Schönheit rings,
Damit mir deine lebensvoller strahlt;
Ins Antlitz schau' ich dir,
Seh' um dein Haus die kühlen Lilien schimmern,

Wo unter Wogen, die kein Sturm erschreckt,
Die Blume sonnenscheu die Sterne grüßt!
Nimm mich zu dir und küss'
Mir unter deiner Flut das Auge hell.

So geschieht es, die Nymphe holt den Schäfer zu sich herab in die azurne Tiefe. Die Erzählung ist reich an dichterischen Schönheiten von sanft üppigem Charakter.

„Das Weib von Milet" schildert die Strafe, die ein edler Gallier über ein treuloses Griechenweib verhängt. Die Erzählung, den Erotika des Parthenius entnommen, fesselt durch den Gegensatz zwischen verderbter Civilisation und sittenstrenger Barbarei.

„Hochzeiten im Geisterland" ist eine sinnvolle Phantasmagorie. Auf den Inseln der Seligen im Schwarzen Meere, wo die Heldenschatten weilen, sucht Leonymus von Kroton, den der Schatten des Lokrischen Ajax verwundet hat, Heilung bei ihm selber, da nach dem Spruch des pythischen Gottes nur der die Wunde heilen kann, der sie geschlagen hat. Da erblickt er Helena und Achilles, zu seinem Erstaunen vermählt im Geisterlande. Als er sich darüber verwundert, sagt ihm der Pelide, daß in der That die Schwester der Sterne hier seine Gattin ist:

Ihr unsterblich Theil ist Schönheit,
Mein unsterblich Theil ist Ruhm;
Ruhm und Schönheit sind auf ewig
In der Sel'gen Reich vermählt.

Die Phantasmagorie klingt wie eine lyrische Symphonie melodisch aus.

Die letzte Erzählung: „Cydippe oder der Apfel", ist eine Zaubernovelle, die bei den griechischen und römischen Schriftstellern gleich beliebt war; Kallimachus schrieb ein Gedicht: „Cydippe", Ovid (oder Sabinus) eine Heroide: „Acretius und Cydippe". Der am Altar der delischen Artemis der schönen Cydippe in den Schos geworfene Apfel, in welchen Acretius ein ihr in den Mund gelegtes Liebesgelübde mit dem Jagdmesser eingeschnitten, übt seine Zaubermacht aus, indem die andern Freier in Schlafsucht verfallen, in den Hades hinabsteigen und dort erfahren, daß sie Cydippe nicht heirathen dürfen, bis dann der Rechte kommt, den der Apfel verkündigt hat. Die Handlung ist bewegt, lebendig, inhaltsreich; die poetische Schilderung dagegen steht etwas gegen die andern Erzählungen zurück, indem das stoffartige Interesse überwiegt.

Bulwer's „Milesische Märchen" nehmen unter den neuern englischen Dichtungen immerhin einen hervorragenden Rang ein. Bulwer ist ein geistreicher Autor, den wir gern auf lyrisch-epischem Gebiete begrüßen, wo das Prädicat „geistreich" nur den weißen Raben zuertheilt werden kann.

Rudolf Gottschall.

Ein neuer ditmarscher Dichter.

Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt von Boysen van Nienkarken. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ich es unternehme, bei den Lesern d. Bl. einen neuen ditmarscher Dichter einzuführen, so könnte ich das mit einer stolzen Tirade über die Bedeutung und, soviel ich etwa davon auftreiben könnte, über die Geschichte der Dialektdichtung. Doch glaube ich das dem Leser erlassen zu dürfen. *)

Also ohne Formalitäten: Herr Boysen van Nienkarken — das Publikum! Der Dichter ist ein gelehrter Kenner seiner gelehrter Forschung wahrhaftig nicht unwerthen

*) Wir glauben anmerken zu müssen, daß die Bedeutung der Dialektdichtung in jüngster Zeit wesentlich überschätzt wird. D. Red.

niederdeutſchen Mundart, aber ſeine Liebe zu der heimiſchen trauten Sprache iſt nicht lediglich die des Sprachforſchers, ſie iſt vielmehr das innigſte Mitfühlen mit dem ganzen Schatze von Gemüth und Phantaſie, von Verſtand und Witz, von Luſt und Leid, der ſich aufs reinſte in reinbewahrter Sprache und Sitte ablagert; ſie iſt eine zarte, keuſche, auf höchſte Achtung gegründete Liebe, wie ſie nur der Dichter oder ſolche Sprachforſcher haben, die wie Jakob Grimm der Sprache ihre tiefſten Klänge und zarteſten Empfindungen abzulauſchen verſtehen.

Der Sprachforſcher und der Dichter, der Volksdichter nämlich, geben ſich die Hand in den reizenden Dichtungen, die wir etwas näher betrachten wollen: eine Vereinigung, die nicht ſo ſelten ſein ſollte, als ſie es leider iſt, denn wenn uns irgendetwas von unſerm blaſirten Subjectivismus heilen kann, ſo iſt es die Achtung vor reiner Volksthümlichkeit, wie ſie aufmerkſamem Hinhorchen auf die Sprache ſich ergibt.

Es kann ſcheinen, als trete in Boyſen's Gedichten die Rückſicht auf Sprachliches zu ſehr hervor, als beeinträchtige den eigenen dichteriſchen Gedanken dieſe ſtaunenswerthe Virtuoſität im Aneignen des oft Entlegenen und vereinzelt dem Volksmunde Entſchlüpfenden. Aber mag auch hier und da des Guten zu viel geworden ſein, immer iſt ein eigenthümlich anheimelndes Gefühl — eben der Reſpect vor der Volksindividualität — die Schuld ſolcher Fehlgriffe.

Ich kenne von hochdeutſchen Dichtern außer dem ſprachgewaltigſten, Goethe, nur noch Rückert, der es verſteht, die verborgene Poeſie des Wortes zu eigener poetiſcher Geſtaltung zu nutzen. Schiller iſt überall viel zu beſchäftigt mit dem Gedanken, als daß er dem Worte, das ſich ungeſucht einſtellt, ſcharf ins Auge blicken ſollte. Goethe und Rückert hegen die Worte wie Freunde, ſprechen mit den einzelnen gleichſam vertraut, Schiller behandelt ſie wie Soldaten, die ihm ſeine Geiſtesſchlachten ſchlagen ſollen; ihre Wortindividualität iſt ihm nichts. Daher der Vocabelſchatz jener beiden faſt unerſchöpflich, der Schiller's faſt dürftig.

Und doch iſt es Schiller, der die uns unbewußte Denkkraft und Poeſie der Sprache anerkennt, wenn er ſagt:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſein?

Der Leſer könnte gerade dieſes Diſtichon gegen Boyſen kehren, wenn ich ihm nun nicht auch ſagte, daß Boyſen bei aller Anbequemung an heimatliche Redensarten, Naturlaute und Idiotismen der eigenen Geſtaltungsgabe keineswegs ermangelt. Denn allerdings ſie iſt das A und das O aller Poeſie, und im andern Falle dürften wir Boyſen zwar wol den feinſten Kenner und verſtändnißinnigſten Zeichner ſeines Volksthums nennen, aber keinen Dichter.

Mich hat gewundert, daß Klaus Groth, ſelber der geprieſenſte ditmarſiſche Dichter und ein großer Kenner ſeiner Mundart, dieſe Seite an unſerm Dichter zu vermiſſen ſcheint.

Jedenfalls — ſagt er von Boyſen in ſeiner Anzeige („Kieler Zeitung") — iſt es im ganzen und großen die Poeſie, die in der heimiſchen Sprache ſteckt, die ihn hauptſächlich berührt und belebt. Seine Geſtalten, ſeine Empfindungen treten dagegen im allgemeinen in den Hintergrund; ſie ſind oft faſt nur wie das Band zu dem Wortſtrauß, der Faden, an dem er ſeine ſeltſamen Klänge aufreiht, die eine geheime Macht über ſeine Seele gewonnen haben und den Leſer wiederum ähnlich anklingen, eine Sprachmuſik, eine Sprachmalerei ganz eigener Art.

Dieſem Urtheil ſtimme ich nicht bei und denke den Leſer überzeugen zu können, daß wenigſtens in der Plaſtik der Empfindung Boyſen ganz Treffliches und Einziges bietet. Um ſo lieber laſſe ich den competentern Richter ſich über unſers Dichters ſeltenes Sprachtalent ausſprechen:

Sorgſam und liebevoll, wie ein Botaniker nach Blumen, iſt er umhergewandert nach dem Wortſchatz des ditmarſcher Volks. Er hat ſich nicht etwa begnügt mit dem natürlichen Vorrath, den er aus dem Vaterhauſe, den Knabenſpielen, dem Nachbarsgeſpräch mitgebracht in die bewußten Jahre. Er hat das Seltenſte zu erhorchen, das Unzugänglichſte zu finden gewußt. Denn das Wort gleicht auch darin der Pflanze, daß einige in Unzahl wie die Heide und das Gras allenthalben da ſind, in jedem Munde ſich finden, das Geſpräch und die Rede füllen; andere entſtehen eigenſinnig, einſam und ſparſam nur auf beſonderm Boden, nur am Seeſtrande: der Fiſcher, Schiffer oder Strandläufer gebraucht dieſe Worte, in ſeiner Phantaſie ſind ſie erwachſen, nur ſein Ohr und Gedächtniß verſteht ſie lebendig und hegt ſie fort; in der ſtillen Krankenſtube: Wärterinnen, Wehmütter haben ihre Geheimwörter, der Aberglaube hat ſie, Spieler und Schwärmer, einzelne Familien mit beſondern Eigenheiten; ja auch im gewöhnlichen Lebenskreiſe tauchen einzelne Vocabeln im Volksmunde nur wie ſeltene Vögel auf, kaum genau kenntlich in ihrer flüchtigen Erſcheinung. Boyſen iſt der Mann, dieſe Vögel zu haſchen. Ich darf in dieſer Sache wol ſo weit mitreden, um zu behaupten, daß kaum ein Mann exiſtirt, der ich möchte ſagen den geheimen Wortſchatz der plattdeutſchen Sprache ſo lebendig beherrſcht als unſer Autor.... In ſprachlicher Genauigkeit iſt er ein Muſter.

Was den Titel „Leeder und Stückſchen" betrifft, ſo belehrt uns die Wortverdeutſchung, daß Leed (Lied) die ſchwungvollere, gehobenere Art des Singens, „Stückſchen" dagegen die niedere, ein Geſangſtück, Tanzſtück, Reimſtück oder Erzählung bedeute.

Als Probe eines ſolchen „Stückſchen" hebe ich zunächſt das reizende von dem kleinen ſtrammen, blauäugigen und flachsköpfigen Hemdenmatz — ſo würden wir ſagen für Hempſteert — heraus (S. 18):

Du lütje [1] Hempſteert,
Du büſt keen Dreelink [2] weert!
Un doch ſo zuckerſöt,
Du lütje Kuulenbeck [3]!
Mit runne Been und Föt
Un dicken, fetten Nack.

Du lütje Flaßhoar [4],
Wat heſt ſær'n Pull [5] voar!
Und rein ſo'n root Geſich;
Voar fleegt de Lucken [6] ran;
Ik löw [7], dat ſmücker [8] nich
En Engel weſen [9] kan.

Du lütje Blauoog!
Wo [10] hee in Eck ſloog:

1 kleiner. — 2 Dreeling, Dreier. — 3 Grübchenwange. — 4 Flachshaar. — 5 für eine Haarrolle. — 6 fliegen die Locken. — 7 glaube. — 8 ſchmucker, ſchöner. — 9 ſein. — 10 wie. —

He hett ſiin Moober tickt [11],
Nun ſchnelt [12] he ſchelmiſch ſik um,
Ob er dat ook wull ſtikt,
Und ſteit ſar Hægen [13] krumm.

Du lütje Foartoo [14]
Nu moak man gau [15] too!
Doar liik, diin Moober weent!
Wo leggt den Kopp he an:
„Dat weer ja bös nich meent“
Und ſtichelt [16] wat he kan.

Du lütje Gunthart [17],
Se hett di bloot narrt [18].
Wo kun diin Moober wull
Op di ins töerni warrn [19]?
Dee is dat Hart ſo full,
Dat kan ni leddi [20] warrn.

11 angeſtoßen. — 12 ſeitwärts, von unten ſehen. — 13 vor Freude, vor Behagen. — 14 Fahrzu. — 15 ſchnell. — 16 ſchmeichelt. — 17 Gutherz. — 18 ſie hat nur geſpaßt mit dir. — 19 einmal zornig werden. — 20 leer.

Iſt das nicht ein Meierheim'ſches Kinderbild voll Leben und Wärme? Ebenſo reizend iſt ein anderes S. 58. Das Kind hat ſich geſtoßen und die Mutter tröſtet es:

Herrje mi nee!
Du heſt di ſtött?
Wo deit dat wee!
Dat hett wull blött (geblutet)?

Nun nur ſchnell zur Kammer hin, da gibt's einen Happen Brot, das wird denn wol den großen Schmerz lindern.

Die Liebe zur Heimat, dem wogenumbrandeten, winddurchbrauſten Lande, und ſeinem dadurch auch im Gemüth gefeſtigten Menſchenſchlage klingt überall durch. Das „Plattdüdſch“ gibt jeder Herzensſache erſt den rechten Schlag, aber es hat doch den Schalk im Nacken. Das Land iſt nur klein, da wogt die See, die graue Möve ſchießt dahin, wenn der Sturm ſie aufregt; aber ſchön ſind ſeine reichen Fluren in heller, warmer Sommerzeit wie nichts anderes, und die Menſchen ſind noch von der alten Art, zornmüthig, trotzig und kraus. „Ihr Ditmarſchen“, ruft der Dichter ihnen zu, „rühret doch wieder die Zungen wie eure Väter ſangen, hat euch doch Klaus Groth wunderbare Lieder gedichtet; oder ſchämt ihr euch euers ſchlichten Plattdeutſch? Laßt euch nicht bethören, macht es wie die Alten, die ſprachen wie ihnen der Schnabel gewachſen war und was ſie wußten ſo für gut hielten.“

Drum bliiwt man aller Wegen
Gehöri liikunt [1] platt
Und as de Dolen degen [2],
So gellt [3] ji würkli wat.

1 ungezwungen. — 2 gediegen. — 3 geltet.

Daß die Naturſchilderungen am häufigſten das unendliche Meer zum Gegenſtande haben, iſt nicht zu verwundern. Unſer Dichter weiß uns aber die Muſik des Meeres ſo bezaubernd wiederzugeben, daß auch von ſeinen Verſen gelten kann, was er von denen ſeines Meiſters Klaus Groth ſagt:

Doar ward een rein, woſücken (wie)
Man kan't ni ſeggen, to Mod.

Man höre S. 132:

Sitt ik's Oabends op en Diik,
Gleemt de Tiid und bulkt de Wagg,
Driiw ik rawer, dröm mi riik,
Heer und bliid an't Enn van'n Dag.

Das iſt nach Groth's Ueberſetzung: „Sitz' ich abends auf dem Deich, leuchtet die Flut fern auf und wogt die Welle empor, ſo treib' ich in Gedanken hinüber, träume mich reich, freudig und glücklich am Ende des Tags.“

Zu den glücklichſten Naturbildern gehört die Schilderung des Moores in Nacht und Nebel, und ich wüßte faſt nur Goethe's „Erlkönig“ mit dem „Moorkerl“ (S. 14) zu vergleichen. *) Nächtlich, heißt es, hält dort die wilde Jagd ihren Umzug mit dem Moorkerl, und wer dann da geht, kriegt ſeine Tracht. Dennoch wagt ſich ein kühner Wanderer bei ſpäter Zeit und trotz dem wogenden Nebel hinein. Beängſtigend ſchön iſt die Schilderung ſeiner immer mächtiger werdenden, der Reflexion Stand haltenden Viſionen; immer entſetzlicher wird die Angſt, und weg- und ſteglos irrt der Arme immer im Kreiſe herum, denn je eifriger er ſeinem Geſpenſt zu entfliehen trachtet, um ſo ſchlimmer regt er ſich auf, bis er gänzlich, von Anſtrengung und Angſt gebrochen, zuſammenſinkt. Am Morgen ſehen ihn mit Grauen die Leute, die da gegangen kommen: „Du lieber Gott, ein todter Mann! Das hat der böſe Moorkerl gethan.“ Zwar was das Goethe'ſche Gedicht zu ſo wunderbarer Wirkung hebt, der Kampf der durch den Vater vertretenen Reflexion gegen die endlich auch ihn ergreifenden Hallucinationen des Kindes, das fehlt in unſerm Gedichte, aber der Leſer wird genöthigt, ſeine eigene beſſere Einſicht gegen die Bangigkeit des armen Mannes einzutauſchen und mit Grauen die überlegene Macht des ſogenannten Aberglaubens anzuerkennen. Oder wer kann ſich der Wirkung dieſer Verſe entziehen:

Doar ſteeg, wat ſoat [1] en umme Nack
So gneterſwart [2] und gluupt [3] ſo ſcheef
Und rit [4] em oppen Huckeback [5]
As een, de Gott nich allto leef? [6]

De Kerl, de löppt [7] ſar Angſt in Draf [8]
Und ſtrengt ſik an, as goll't [9] den Doot;
Ja weer he man van't Moer heraf,
Den, föelt he [10], weer he nut de Noot.

De Swarte moakt en Oogverſchrön [11];
Doo, dünkt em, ſücht he'n ſeker Spoer [12];
He rünnt [13], em brennt de Soal und Tön [14],
Doch jümmerloos [15] in' Krink [16] op't Moer.

Dat drückt ſiin Hart und Hals toſaam,
Dat drückt en as en bliern Loot [17];
He greet und bewt [18], he ſtiikt all [19] ſoam,
To Kopp hin ſchütt [20] em hitt [21] dat Blood.

1 faßt. — 2 glänzend ſchwarz. — 3 ſchnelle Blicke, beſonders Seitenblicke werfen. — 4 reitet. — 5 Rücken. — 6 lieb. — 7 läuft. — 8 Trab. — 9 als gälte es. — 10 fühlt er. — 11 Blendwerk. — 12 ſieht er eine ſichere Spur. — 13 er rennt. — 14 Zehen. — 15 immerfort. — 16 Kreis. — 17 bleiernes Gewicht. — 18 ſchaudert und bebt. — 19 ſchleicht ſchon. — 20 ſchießt. — 21 heiß.

Erinnerte dieſes Lied an den „Erlkönig“ oder, wie er richtiger heißen ſollte, den „Elfenkönig“, ſo variirt der

*) Das bekannte Gedicht der Annette von Droſte-Hülshoff: „Der Knabe im Moor“, dürfte hier auch mit heranzuziehen werden. D. Red.

„Bruutſee" (S. 130) das alte Volksthema von der Lorelei. Alle Pfingſten ſteigt aus dem Bruutſee die ertrunkene Braut jammernd und kämmt ihr Haar mit goldenem Kamme und ſingt dabei:

En Leed, dat hett ſo'n eegen Klang,
Dat treckt [1] een dœr und dœr dat Hart,
Dat ſingt ſo truurt und ſo bang
Van truue Leew ern harrſten Smart. [2]

1 zieht. — 2 treuer Liebe ihrem härteſten Schmerz.

Ueberhaupt iſt in den Liedern Boyſen's der Volksſage breiter Raum gegeben, und immer erfreut die ſchöne Harmonie des Inhalts mit der Form. Neben der Sage tritt die zarteſte Schonung deſſen hervor, was der hochmüthigen Bildung als Aberglaube verächtlich erſcheint. Vielerlei Anklänge an den Volksglauben und an Volksgebräuche, die letzten verkümmerten Reſte alten heidniſchen Gottesdienſtes, werden jeden anziehen, der Sinn dafür hat.

Dahin gehört z. B. das „Beekenbrennen" (S. 40), das Anzünden des Walpurgisfeuers, ein gewiß uralter Opferbrauch zum Empfange des Frühlings. Das „Beekenſchoof", ein Bund Stroh, brennt dabei.

Oder es wird der den Thau brauende Voß (Fuchs), oder der Kinderſegen bringende Hoadeboar (Adebar) erwähnt.

In das Gebiet des Thierepos gehört die reizend erzählte Geſchichte vom „Foß und Wulf". Beide haben einem Bauern ein Faß Butter geſtohlen; als es aber zum Theilen der Beute kommt, betrügt der Fuchs nicht nur den Wolf um ſeinen Antheil, ſondern beweiſt ihm gar noch, und zwar in höchſt ergötzlicher Weiſe, daß er, der Wolf, ſelbſt die Butter heimlich ausgefreſſen habe.

S. 138 iſt von der Jungmühle die Rede. Das muß eine ſchöne Sache ſein, reflectirt der Dichter, doch eins iſt dabei ſchlimm, daß nur Frauen auf derſelben jung gemahlen werden können, und was ſollte er als alter Mann mit einer jungen? Daher iſt's beſſer, er lebe nur mit ſeiner alten ſo fort.

S. 167 leſen wir eine eben wegen ihrer Naturwüchſigkeit rührende Liebesgeſchichte. Zwei Liebhaber werben um die Tochter des Wirths (ſo nennt der Arbeiter den Herrn). „Ja, Jungens", ſagt ihnen der Alte, „einer kann ſie doch nur freien, aber da ihr euch doch nicht in Güte einigen werdet, ſo dreſcht einmal in die Wette um die Braut." Der Erfolg iſt, daß beide den Tag und die Nacht durch ununterbrochen dreſchen, bis der neue Tag zwei Leichen beſchien.

Unſere Lyriker klagen über Misachtung der lyriſchen Dichtung und in specie der ihrigen; etwas mag die Zeitrichtung verſchulden, die uns gegen das rein Literariſche, das Tendenzlos-Schöne gleichgültiger macht; aber die Herren mögen ſich auch fragen, ob uns mit der ewigen Wiederholung ihrer Liebesklagen und ihrem ſonſtigen moraliſchen Katzenjammer gedient ſein könne. Was ihnen leider ſo oft fehlt, das iſt fröhliche Geſundheit und Volksthümlichkeit, die ſich nicht für zu gut hält, den „gemeinen Mann" in ſeinem Denken und Empfinden zu belauſchen, die ein inniges Zuſammenſtimmen mit dem Volkscharakter iſt. Ohne Abſichtlichkeit, ohne langweilige und den Volksgeiſt beleidigende Predigertendenzen ſoll ſich der Dichter von ſeinem leidigen „Ich" emancipiren und, indem er die reinſten Blüten des Volkslebens erfaßt, dennoch zugleich ein Bildner und Erzieher des Volks werden.

Ich ſage nicht zu viel, wenn ich Boyſen's Dichtungen dieſen Charakter reiner Volksartigkeit zuſpreche und ſie in dieſer Hinſicht geradezu als muſtergültig hinſtelle. Wir finden das Höchſte und Feinſte des Gefühls, wir finden das Derbe und vielleicht Rohe, aber nie das Gemeine, nie das ſittlich Widrige. Wer ſie noch nicht hat, der kann hier aus dieſen Gedichten die tiefſte Hochachtung vor dem Volke lernen, nicht vor dem erſten beſten aus der Maſſe, doch vor dem guten Geiſte braver, arbeitſamer, frommer, genügſamer und gemüthvoller, dabei witziger und richtig und fein urtheilender Menſchen, die der ſogenannte „Gebildete" zu ſeinem Schaden, ſicherlich zum Beweiſe ſeiner ſchalen Anbildung, über die Achſel anſieht. Eine andere Frage iſt, ob dieſes unverdorbene Volk, das Boyſen ſo glücklich iſt zu kennen, noch überall in Deutſchland zu finden ſei. Ich behaupte, für den rechten Dichter, für den wahren Freund des Volks: ja und überall.

Mit Freude ſehen wir in Boyſen den zugleich mitten inne und über dem Durchſchnittsniveau der Volksbildung ſtehenden Mann, der ſich zwar nie ſeines Vorzugs begibt, aber auch nie ihn beleidigend hervorkehrt. Wie ein Erfahrener unter ſeinesgleichen darf er auch warnen und lehren. Mit voller Seele, wie dem Dichter ziemt, preiſt er den Fortſchritt der Welt ohne die alberne romantiſche Elegie von der guten alten Zeit; aber er erinnert daran, daß Verſtand und Geld allein das Glück noch nicht erkaufen, Herz und Muth müſſen gediegen ſein. Du ſollſt etwas auf dich halten, aber ohne Ziererei; „habe lieber ein zufriedenes Herz als eiteln Putz", und ähnliche Lehren begegnen wie gelegentliche Reflexion bei gegebenem Anlaß. So muß der Anblick des Mondes dem bäuriſchen Betrachter den Werth eines immer vergnügten, leichten Sinnes nahe legen. Kommt ja einmal Aerger, dann iſt's beſſer, ſich gleich ordentlich Luft zu machen, als ihn lange heimlich an der Leber freſſen zu laſſen. Ein Thaler, der für ein gutes Werk über den Deich fällt, iſt Zehrgeld für den Himmel. Beim Küſſen ſei nicht feierlich behutſam, ſondern herzhaft zugegriffen. Hüte dich vor Ausſchweifung, aber ſei auch kein Duckmäuſer.

Wir ſind dem Leſer noch ſchuldig, einige Belege für die außerordentliche Befähigung unſers Dichters zu Stimmungsbildern zu geben. Etwas wunderbar Träumeriſches hat das Lied vom Rudern auf dem blanken Strome, die Schilderung der Naturſtimmen, das Anklingen von früheſten Jugenderinnerungen. Wie ſchön iſt das Abſchiedslied: „Och ſtuck ni ſoo, miin ſöte Diern", — ich will's gleich in Proſa umſetzen: „Ach ſchluchze nicht ſo, meine ſüße Dirn, mir ward das Herz ja wirklich voll: ich muß ja weg, da hilft kein Zieren; nun faſſe dich nur und halte dich ſchmuck. Mein Herzküchlein, meine weiße Taube, meinſt du nicht, daß ich hier lieber bliebe und des Abends bei dir in der Stube ſäße und dich anſähe aus lauter Liebe?

Komm, faß mich um mit beiden Händen und halt' dich frisch bis übers Jahr, dann sehe ich dich auch immer an und gehe nicht wieder weg, nicht wahr?"

Schöner als die Sehnsucht der Schiffersbraut erscheint uns die der Mutter (S. 35). Schon hält ihr der Tod die Hand und lange Jahre hat sie auf die Wiederkehr des Sohnes geharrt, nun wünscht sie ihn vor dem Tode nur noch einmal zu sehen, das Herzeleid schnürt ihr den Busen zusammen. Aber auch humoristische Situationen! Eine Frau klagt der Nachbarin ihr großes Herzeleid. Ihr Mann war fischen gegangen und kriegte blos eine „Pogg" (einen Frosch). Schon hat sie eilig Butter und Nelken gekauft, und — was fängt sie nun an?

Etwas reelleres Herzeleid hat jenes Mädchen, das mit des Nachbars Sohn manchmal „geklönt" und sich dadurch den Liebsten entfremdet hat.

In die große Masse solcher Lieder finden sich hier und da ernsthafte dichterische Erzählungen, Balladen eingereiht. Zu den schönsten rechnen wir die Variation der Tellsage „Henning Wulf". „Die Ditmarscher in der Kirche zu Oelbenwörden" (S. 171) hat ebenfalls den Freiheitstrotz des Volks zum Gegenstande. Graf Geert will den Stolz der Bauern brechen; er bringt den rothen Hahn mit und verbrennt die Kirche auf dem Hügel, die Bauern aber brechen aus und jagen den Grafen zum Lande hinaus, nachdem sie die Seinigen erschlagen. Wieder eine Geschichte von dem schönen Bauernstolze gegenüber herrischem Uebermuthe schildert „Der Graf von Bökelnborg" (S. 200): „In Argem gibt der Bauer sich nie", heißt es da unter anderm. „Jisern Hinnerk" (S. 175), der Holstengraf, zeigt den Engländern, „wot ne Hark bedüdt". Er wird vor allen hochgeehrt vom Könige von England, aber man spottet über seine geringe Abkunft; da geht er zur Adelsprobe in den Löwenzwinger hinab und fordert die ahnenstolzen Edelleute auf, das dem Löwen an den Schweif gebundene Kränzlein zu holen.

Rührend ist die Ballade von „Anna und Reimer". Es ist Sturm, und da ist's Anna, als ob Reimer durchs Fenster ihr winke. Die Schwester, um sie von ihrer Phantasie zu heilen, geht mit ihr hinaus an den Außendeich, aber wirklich finden sie dort den gestrandeten Geliebten. Anna stirbt bald, und ihre letzten Worte sind: „Reimer, du hast gewinkt, ich komme."

Ich kann nicht besser schließen, als indem ich noch ein Gedicht mittheile, das mehr als alles bisher Gesagte den Beweis für meine Behauptung geben wird, daß Boysen nicht bloßer Sprachjäger und Sprachkünstler, sondern ein Dichter von Gottes Gnaden ist. Es ist S. 112 „Der Bach":

Bęk.

Du helle Bęk, wat jalpst [1] du doar
Int Leesch [2] und Rüschen [3] lank
Und süchst so leidi [4] ut faerwoar,
As dędst du'n gunden Fank?

Wat glemst [5] du mank de Ellern daer,
Was schuelst [6] du achter't Loof
Und glubberst [7] as en malles [8] Gaer [9],
Dat inne Eck rin stoow [10]?

Du lütje Scheim, na segg mi moal —
Und hoel ook reine Snuut —
Du keemst van't Försterhuus herdoal —
Wo? seeg doar wuls herut [11]?

Du lachst! ja töf [12], du hest wat seen
Und wullt mi dat ni seggn:
Du roadst et all, wokeen ik meen [13],
Wonęm mim Hart deit lengn [14].

See wusch van Morgens fik in die?
Och Bęk, vertell mi wat:
Se harr keen Dook um' Bossen — nie [15]?
Doar weer't wull witt [16] und glatt?

Und mit de roode Mund ok keem
See an di dich und neeg [17],
As see di mit de Hand opneem
Und liik [18] in't Oog rin seeg?

Ik bę di [19], loop nu doch ni weg,
Ik hęff ja ook man narrt [20] —
Och nä! dat is von di ni rech —
Mie bubbert [21] rein dat Hart. —

1 munter, ausgelassen sein, hüpfen. — 2 Schilf. — 3 Binse. — 4 schalkhaft, launig. — 5 blinkend leuchten. — 6 verstohlen herumschauen. — 7 kichern. — 8 albern, ausgelassen. — 9 Kind. — 10 stob. — 11 Wie, sah da jemand heraus? — 12 warte. — 13 errathst es schon, wen ich meine. — 14 wohin mein Herz Verlangen hat. — 15 Busen — nicht? — 16 weiß. — 17 dicht und nahe. — 18 gerade. — 19 ich bitte dich. — 20 ich habe ja nur gespaßt. — 21 klopft, pocht.

Franz Sandvoß.

Die erste Theilung Polens.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Von Johannes Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1865. Gr. 8. 22 Ngr.

Die Geschichte der ersten Theilung Polens gehört zu denjenigen Gegenständen historischer Darstellung, bei denen eine gewisse Objectivität und Unparteilichkeit schwer zu erreichen und darum auch selten zu erwarten ist. Je nach der Meinung, welche sich der Darstellende über die Opportunität der Theilung, über ihre Folgen für die theilenden Staaten und das getheilte Land gebildet hat, wird das Urtheil verdammend oder beschönigend lauten. Die größere Zahl der neuern deutschen Historiker, die im Wachsthum und Gedeihen des preußischen Staats die Zukunft Deutschlands erblickt, kann sich einer gewissen Befriedigung über die erworbenen Provinzen nicht entschlagen und scheut eine eigentlich sachliche Darstellung von Vorgängen, mit deren Resultaten sie in der Hauptsache einverstanden ist. Nur von einer Seite her, deren historische Anschauungen sonst mit Recht schwere Zweifel und Bedenken erregen, scheint man neuerlich geneigt, die thatsächlichen Vorgänge bei der polnischen Theilung, alle Greuel und Unverantwortlichkeiten, die mit diesem bedeutendsten Act der Arrondirungspolitik verbunden waren, offen darzulegen. Die katholische Geschichtschreibung hat dazu ihre besondern naheliegenden Ursachen. Polen, dereinst der bedeutendste slawische Staat, welcher der römischen Kirche angehörte, einer der wenigen katholischen

Staaten, in denen die (allerdings sehr verweltlichte) Geistlichkeit auch im vorigen Jahrhundert eine bedeutende politische Rolle spielte, gerieth wesentlich in die Hände Preußens und Rußlands, zweier akatholischer Mächte. Rußland begann vom Augenblick der Besitznahme weitaus des größten Theils der polnischen Gebiete die römische Kirche zu Gunsten der griechischen zu beeinträchtigen, zu bedrücken, es setzt bis auf diese Stunde fort, was seit 1772 eingeleitet, es sucht ganz Polen zur russisch-griechischen Kirche hinüberzuziehen.

Unter diesen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß beinahe alle hervorragenden katholischen Historiker unserer Tage die Theilung Polens vor ihr Forum gezogen haben. Und für die Geschichtswissenschaft ist es jedenfalls vom höchsten Vortheil, daß wenigstens von einer Seite her die Opportunität der Thatsachen stark in Zweifel gezogen, wenigstens von einer Seite die Pflicht empfunden wird, schmachvolle Vorgänge zu enthüllen, gleichviel wodurch sie entstanden sind und welche bessern Folgen sie hatten. Wie man auch Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der polnischen Theilung ansehen möge, der Verlauf der Ereignisse war derart, daß es gut ist, wenn irgendwie die Entrüstung darüber wach erhalten wird.

Selbstverständlich ist auch eine Darstellung aus dem angedeuteten Gesichtspunkte mit Vorsicht aufzunehmen. Es würde eine bedenkliche Unbefangenheit sein, ohne weiteres jede Erzählung, die sich auf Mittheilungen aus dem vaticanischen Archiv stützt, als vollkommen wahr und bewiesen zu erachten. Der Verfasser der vorliegenden „Genesis der ersten Theilung Polens" hat es aber kein Hehl, daß es vornehmlich der vierte Band der von Augustin Theiner, dem Vorsteher des geheimen vaticanischen Archivs, herausgegebenen „Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae" ist, welcher ihn zu seiner Arbeit angeregt hat und dessen bisjetzt unveröffentlichte Documente er als entscheidend betrachtet. Unter diesen Documenten nehmen wiederum die Berichte der päpstlichen Nuntien zu Warschau, Visconti und Durini, die erste Rolle ein. Wie weit deren Referate vollkommen glaubwürdig und sachlich sind, kann freilich nur eine eingehende Untersuchung und Vergleichung mit andern Quellen erweisen. Keineswegs schließt der Standpunkt, welcher Vertretern des Heiligen Stuhls eigenthümlich ist, aus, daß die Nuntien scharfe Beobachter und einsichtige Beurtheiler der socialen Zustände wie der politischen Vorgänge gewesen sein können. Und jedenfalls ist es dem Verfasser geglückt, eine gewisse Uebereinstimmung, die in den Berichten der Nuntiatur und in denen anderer Gesandtschaften zu Warschau herrscht, scharf hervorzuheben. Ueber den Zweck seines Buchs spricht er sich in der Einleitung aus:

Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart, wollte ich die vergangenen Dinge so darstellen, wie ich nach bester Ueberzeugung glaube, daß sie sich wirklich zugetragen; ich wollte diese Dinge überall mit ihrem rechten Namen nennen, nichts übertreiben, nichts bemänteln oder verschweigen, nicht, wie es neuerdings so vielfach geschehen, fruchtlos moralisiren, über Ereignisse und Personen bei jeder Gelegenheit ein ägyptisches Todtengericht abhalten, sondern durch einfache Darlegung des thatsächlichen Verlaufs dem einsichtigen Leser zu einem selbständigen Urtheil verhelfen.

Daß diese Objectivität nicht völlig wörtlich zu nehmen ist und unser Verfasser seine Voranschauungen und Absichten so gut hegt, wie jeder andere Historiker, erhellt freilich schon aus den nächsten Sätzen derselben Einleitung:

Die polnische Theilung verdient für uns ein Verständniß, weil man, wie man auch immer über sie urtheilen möge, nicht leugnen kann, daß seit derselben die Revolution ein integrirender Bestandtheil des neuern Staatsorganismus geworden ist und daß sie also in ihren Folgen noch heute wirkt.

Betrachten wir Janssen's Schrift im einzelnen, so finden wir zunächst, daß der Verfasser mit seinem Urtheil über die „polnische Verfassung", über die wahnsinnige und unwürdige Adelsanarchie mit andern Historikern übereinstimmt. Es war naturgemäß, daß bei der Wehrlosigkeit und Zerrissenheit des polnischen Staats die benachbarten Mächte frühzeitig Theilungspläne zu hegen begannen, daß dieselben besonders vom preußischen Hofe ununterbrochen ausgingen. Andererseits lernte Rußland einen beherrschenden Einfluß auf Polen oder den thatsächlichen Besitz des Königreichs hauptsächlich um des Drucks auf Deutschland und Westeuropa willen als eine Lebensnothwendigkeit für sich ansehen. Der Verfasser verurtheilt nun vor allem die preußischen Theilungsabsichten, er sieht Polen als Vormauer gegen moskowitische Barbarei an und rechnet es zu Preußens schwersten politischen Sünden, für einen mäßigen Ländergewinn diese Vormauer niedergeworfen zu haben. Nach allem, was wir von den polnischen Zuständen wissen, unterschied sich freilich der Damm nicht eben wesentlich von der Flut, Barbarei war gegen Barbarei gesetzt. Ein geeinigtes und mächtiges Polen aber wäre für Preußen nicht minder eine Drohung gewesen, als Rußland es jetzt ist, und die Geschichte der deutschen Ordensritterstaaten an der Ostsee hatte den Beleg gegeben, daß dies keine Phantasie war. Und nicht minder unzweifelhaft scheint uns, daß heute Preußen mit den westpreußisch-polnischen Provinzen weit eher in der Lage ist, Rußland Widerstand zu leisten, als es ohne diesen Besitz auch nur Polen (d. h. einem regenerirten Polen) die Spitze zu bieten vermocht hätte.

Wie dem aber auch sei: Sache der Polen blieb es, ihrem Staat eine bessere und sicherere Grundlage zu verleihen als die Erwägungen westeuropäischer Mächte, nach denen Polen als eine Schutzmauer gegen Rußland nothwendig sein und bleiben sollte. Die unberufene verwerfliche Einmischung großer Nachbarstaaten in die polnischen Verhältnisse resultirte aus der glorreichen Verfassung, sie ward nur möglich durch die polnische Aristokratie selbst. Janssen, indem er des allmählichen Anwachsens einer Reformpartei in Polen gedenkt, meint, es sei gewiß, daß die Wiedergeburt Polens schwere und langjährige innere Kämpfe gekostet hätte:

Aber die Polen konnten mit Recht auf Deutschland verweisen, welches auch dreißigjährige blutige anarchische Zustände durchgemacht habe und dennoch wieder erstanden sei, und sie durften wol die Hoffnung aussprechen, daß sie wenigstens von deutscher Seite bei der Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht behindert werden würden.

Wenn der Verfaſſer mit dieſen Worten andeuten will, als habe Deutſchland ſeine Regeneration ohne Anfechtung und Einmiſchung auswärtiger Mächte erreicht, ſo widerſpricht dem doch der einfachſte Rückblick auf die deutſche Geſchichte des 17. Jahrhunderts. Hätte Deutſchland in ſeinem Volke, vor allem in ſeinem Bürgerthum nicht noch einen Lebenskern beſeſſen, es wäre wol kaum dem Schickſal Polens entgangen. Fremde Heere haben zu letzterm weit weniger beigetragen als die unglaubliche Verblendung der herrſchenden Kaſte. Schon die Königswahl von 1733, deren Janſſen nicht gedenkt, bietet dafür einen ſchlagenden Beweis. Die Majorität des Adels, der die Nation bedeutete, hatte Stanislaus Leſzczynski erwählt, die Minorität beharrte auf der Krönung und Gegenkönigſchaft Auguſt's III. von Sachſen. Sicher aber trug das ruſſiſche Hülfsheer, welches Danzig bombardirte und Litauen überzog, zum Siege des letztern wenig bei. Der Wankelmuth, die Indisciplin, die Eigenſucht und Käuflichkeit der herrſchenden Klaſſen, welche in wenig Wochen die ungeheuere Majorität des nationalen Königs in eine Minorität, die verſchwindende Minorität des Sachſenfürſten in eine Majorität verwandelten, gaben den Ausſchlag. Die Parteiwuth, welche den fremden Mächten Thor und Thür öffnete, die Unfähigkeit, ſich den verkommenen Zuſtänden zu entwinden, ſteigerten allein den übeln Willen der Nachbarmächte zu einer vernichtenden Gefahr.

Die polniſche Königswahl von 1764 war der letzte Wendepunkt im Geſchick des unglücklichen Volks. Die Erwählung Stanislaus Poniatowski's, des ehemaligen Geliebten der ruſſiſchen Kaiſerin, beruhte bereits auf einem feſten Vertrag (vom 11. April 1764) zwiſchen Rußland und Preußen, der gleichſam das Todesurtheil Polens ausſprach. Kraft dieſes Vertrags verbanden ſich Preußen und Rußland, die Wahl eines eingeborenen Polen zu erzwingen und zu gleicher Zeit durch Aufnahme der Diſſidentenfrage einen Anhalt zu fortdauernder Einmiſchung in die polniſchen Verhältniſſe zu gewinnen.

Hier ſtoßen wir auf den Kern des Janſſen'ſchen Buchs. Die Diſſidentenfrage hat, wie jeder dem Verfaſſer zugeben wird, mehr als jede andere den Vorwand zur Einmiſchung der fremden Mächte, zur Vernichtung Polens geboten. Bekanntlich hatte im 16. Jahrhundert die Reformation Eingang auch in Polen gefunden. Neben Lutheranern, Calviniſten und Mähriſchen Brüdern war hier die Sekte der Socinianer beſonders zahlreich; es gab außerdem Bekenner der griechiſch-orthodoxen (ſchismatiſchen) Kirche, ſowie zahlreiche unirte Griechen. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts hatte der Einfluß der Jeſuiten den katholiſchen Reſtaurationsfanatismus, der in den romaniſchen Ländern nach und nach erloſch, in Polen heimiſch gemacht. Schritt für Schritt wurden die Diſſidenten rechtloſer und wenig half ihnen, daß im Frieden von Oliva (1660) England, Brandenburg und Dänemark ihre bürgerlichen Rechte garantirten. Mit großem Geſchick benutzte die herrſchende Kirche die Uneinigkeit unter den Diſſidenten ſelbſt, unterdrückte zuerſt die von den Griechen und Calviniſten vielleicht mehr als von den Katholiken verabſcheuten und verdammten Socinianer und wendete dann ihren Verfolgungseifer gegen die übrigen „Sekten". Die Reichstagsbeſchlüſſe von 1717 und 1736, durch welche die Diſſidenten von Reichsämtern und Reichsverſammlungen ausgeſchloſſen wurden, bewieſen, daß die katholiſche Stimmung im Wachſen begriffen war, und das blutige Trauerſpiel von Thorn im Jahre 1724 zeigte, wohin mindeſtens eine gewiſſe Partei zielte.

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift behauptet allerdings, daß die Diſſidenten völlige Toleranz genoſſen hätten. Dies muß im allgemeinen als richtig anerkannt werden. In Weſtpreußen zumal, wo die größern Städte ihre aus der deutſchen Zeit ſtammende Autonomie behauptet hatten, und an der ruſſiſchen Grenze, wo die Zahl der griechiſchen Chriſten ſehr bedeutend war, beſchränkten ſich die directen Bedrückungen auf einzelne wenige Fälle. Daß aber der Fanatismus ſich geltend machte, wo ihm Spielraum gegeben war, daß eine Partei ſich katholiſcher erwies als die Kirche ſelbſt, geſteht Janſſen ganz ausdrücklich zu:

> Was die griechiſch-unirte Kirche Polens betrifft, ſo dürfen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß die Polen lateiniſchen Ritus ſich auf das ſchwerſte gegen dieſelbe verſündigten. Als die ſchismatiſch-griechiſchen Ruthenen ſich im Jahre 1594 mit der katholiſchen Kirche Polens verbanden, wurde ihnen der Vollgenuß aller religiöſen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten, welche die Katholiken lateiniſchen Ritus genoſſen, gewährleiſtet. Letztere aber waren, wie oft ſie auch im Laufe der Zeit von den Ruthenen ſelbſt und vom römiſchen Stuhl dazu aufgefordert wurden, niemals zur Erfüllung ihrer Verſprechungen zu bewegen. Mit blinder Bevorzugung des lateiniſchen Ritus hielten die Polen die rutheniſchen Biſchöfe vom Eintritt in den Senat und von den Reichstagen fern, verweigerten den Laien des griechiſchen Ritus die bürgerlichen Rechte, und verlackten, ja nöthigten dieſelben zum Uebertritt in die lateiniſche Kirche.

Beim Auftreten der Diſſidentenfrage im Jahre 1764 kamen alle dieſe Zuſtände in Betracht. Der diſſidentiſche Adel beſaß Duldung, wünſchte aber Gleichberechtigung zu erlangen. Rußland und Preußen unterſtützten die Forderungen der Diſſidenten,

> um im Senat und auf den Reichstagen eine ſtets gefügige politiſche Partei zu beſitzen, und beide Mächte wollten dieſe neuen Souveränetätsrechte ihrer Clienten garantiren, um bei jeder Gelegenheit ſich in die innern Angelegenheiten Polens einmiſchen zu können. Wenn deshalb die Polen den ruſſiſch-preußiſchen Anforderungen einen unbeugſamen Widerſtand entgegenſetzten, ſo lag ihrer Energie im allgemeinen nicht religiöſer Fanatismus, ſondern nur eine richtige Würdigung der politiſchen Verhältniſſe zu Grunde, eine richtige Erkenntniß aller der Unabhängigkeit Polens drohenden Gefahren.

Das iſt ein Punkt, in dem die Meinung aller nichtkatholiſchen Beurtheiler jener des Verfaſſers diametral entgegenſteht. Janſſen ſchließt ſich völlig der Anſchauung an, welche auf dem polniſchen Reichstage von 1766 Biſchof Soltik von Krakau vertrat. „Als Biſchof", erläuterte der Kirchenfürſt, „müſſe er über die Reinheit des Glaubens wachen, als Senator darauf hinweiſen, daß nichts der innern Ruhe eines Staats verderblicher ſei als eine Vielheit von Sekten." Soltik ſchlug vor, man ſolle den Diſſidenten durch ein beſtimmtes Geſetz unter harter

Beſtrafung verbieten, in Zukunft ähnliche Anſprüche zu erheben.

Dies war einfach der Standpunkt des non possumus — der ultramontanen Ausſchließlichkeit. Wir meinen, daß es ſtaatsklug geweſen wäre, den Diſſidenten Gleichſtellung zu gewähren und den unbeſtreitbar eigenſüchtigen Abſichten Preußens und Rußlands dadurch die Spitze abzubrechen, daß man die Diſſidenten an das Intereſſe des polniſchen Staats feſſelte. Die Erfahrung hatte zur Genüge gelehrt, daß religiöſe Intoleranz den Staatszwecken nicht förderlich ſei. Unter Heinrich IV. dienten zahlreiche Hugenotten Frankreich ſo treu als die Katholiken, als dagegen Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, fand er in den Reihen aller Feinde den glühenden Haß und das Talent ſeiner vertriebenen Unterthanen! Die Gleichberechtigung der Diſſidenten, die zur Zeit ſchlechte polniſche Staatsbürger ſein mochten, würde dieſelben weit eher in Patrioten verwandelt und ſie von Anrufung fremder Mächte zurückgehalten haben als Biſchof Soltik's vorgeſchlagenes Strafgeſetz, welches ihnen alle Anſprüche für die Zukunft unterſagen ſollte.

Wenn indeß die „polniſche Nation", d. h. der ſtimmführende Adel, der Meinung war, nicht kirchlich-fanatiſch, ſondern bedachtſam-patriotiſch zu handeln, als er die Forderungen der Diſſidenten und ihrer Schutzmächte abwies, ſo hätte er dieſen Patriotismus nicht minder energiſch und kräftig in den Fragen der Reform bethätigen müſſen. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Stanislaus Poniatowski's war es gelungen, einige Feſtſetzungen zu treffen, welche der greulichſten Anarchie eine Schranke ſetzen und die Aufhebung des ſtaatszerrüttenden liberum veto anbahnen ſollten. Rußland und Preußen forderten die Aufhebung dieſer Beſtimmungen, die „Wiederherſtellung der polniſchen Freiheit". Wenn der polniſche Adel ſo viel ſtaatsmänniſche Schärfe beſaß, um in der Gleichberechtigung der Diſſidenten einen dauernden Einfluß der Nachbarmächte zu wittern, ſo hätte er vor allen Dingen die andern Forderungen dieſer Mächte zurückweiſen und die getroffenen Reformen, in denen die Lebensrettung des Staats lag, behaupten müſſen. Daß dies nicht der Fall war, daß alle heilſamen Einrichtungen von der Majorität zu Gunſten des alten wüſten Zuſtandes wieder beſeitigt wurden, beweiſt klar genug, daß es wol möglich war, die Slachcizen in religiöſer Weiſe zu fanatiſiren und zu ſtandhafter Oppoſition zu treiben, daß hingegen von irgendwelchen Erwägungen in Bezug auf den Staat bei ihnen nicht die Rede ſein konnte. Sie verweigerten den Diſſidenten die Gleichberechtigung und ſtellten auf Begehr fremder Mächte den anarchiſchen Zuſtand ihrer „Republik" her, beidemal, weil es ihren rohen Inſtincten und Leidenſchaften entſprach.

Rußland und Preußen beharrten auf ihrem Begehr bezüglich der Diſſidenten, die letztern griffen zu den Waffen und bildeten nach polniſchem Brauch „Conföderationen" zu Sluck und Thorn. Wenn ſelbſt in dieſem Augenblick eine Anzahl von Diſſidenten nach Janſſen's Anführung von der bewaffneten Conföderation abmahnten und erklärten, das Wohl des Vaterlandes müſſe dem Gewinne eigener Privilegien voranſtehen, ſo iſt dies ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Behauptung, daß es leicht geweſen ſein würde, die diſſidentiſche Partei in eine patriotiſche umzuwandeln.

Selbſtverſtändlich rechtfertigt dies die Brutalität, mit welcher vor allem Rußland auftrat, nicht im entfernteſten. Janſſen bringt eine Reihe von empörenden Einzelheiten; er ſchildert aber auch die niedrige Charakterloſigkeit des Königs und eines großen Theils der polniſchen Würdenträger, Glieder der hohen Geiſtlichkeit nicht ausgenommen. Als letztes Ziel der ruſſiſchen Politik um 1766 bezeichnet der Verfaſſer die Trennung des katholiſchen Polen von Rom und die Errichtung einer Nationalſynode, die von Rußland abhängig geweſen ſein würde. Hegten die Ruſſen dieſen Plan ernſtlich, ſo ließen ſie ihn jedenfalls noch vor Errichtung der Conföderation von Bar, die am 29. Februar 1768 geſchloſſen ward, fallen. Die gedachte Conföderation verſuchte die Unabhängigkeit Polens mit Waffengewalt herzuſtellen. Sie erfreute ſich directer türkiſcher, indirecter franzöſiſcher Hülfe und anfänglich auch einer gewiſſen Begünſtigung von ſeiten Oeſterreichs, das mit wachſendem Mistrauen die polniſche Politik Rußlands und Preußens beobachtete. Die Conföderirten gedachten allerdings auch, die den Diſſidenten unter ruſſiſch-preußiſchem Drucke endlich eingeräumte Gleichberechtigung wieder aufzuheben, und brachten ſich dadurch vor halb Europa in den Ruf eines beſchränkten Fanatismus, der in der Conföderation wol ſeine Stätte fand, aber ihr Weſen nicht erſchöpfte. Janſſen betont bei der Schilderung dieſer Vorgänge mit Hohn den Irrthum der damaligen „Philoſophen", der franzöſiſchen Aufklärer, welche für Katharina II. und ihre barbariſchen Ruſſenhorden Partei nahmen und in den Conföderirten von Bar nichts anderes zu erblicken wußten als Narren und Elende. Man braucht die Meinung des Verfaſſers über Voltaire und ſeine Geiſtesgenoſſen in keiner Weiſe zu theilen und kann dennoch die Art, wie der „Philoſoph von Ferney" der „Semiramis des Nordens" huldigte, verächtlich und kindiſch eitel finden. Daß es Katharina gelang, an den franzöſiſchen Encyklopädiſten Bewunderer zu gewinnen, während ihre ganze Regierung brutalſte Despotie war, während ihre einheimiſche Verwaltung und auswärtige Politik jeder Humanität ins Geſicht ſchlug, beweiſt nur, daß die Herrſchaft und der Erfolg der Phraſe ein ſtetig wiederkehrendes Uebel iſt. Thatſächlich wurden die weſteuropäiſchen „Beurtheiler" von den liberalen Redensarten Katharina's geblendet, verachteten den Widerſtand der Polen und bewunderten die aufgeklärte Zarin, welche gegen das unglückliche Land ihre Zaporogerhorden, ihre Carr und Igelſtröm ſandte, die in wahrhaft entſetzlicher Weiſe hauſten und Greuel über Greuel verübten.

Nichts wirkt überhaupt — darin wird jeder Leſer mit Janſſen zuſammentreffen — ſo widrig und ekelerweckend in dem ganzen Trauerſpiele als die freche Schamloſigkeit, mit welcher volltönende Phraſen von Reinheit der Abſichten, von aufrichtiger Liebe zur Republik Polen, von Würde

und Gerechtigkeit die schmuzigsten Intriguen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die brutalsten Gewaltacte begleiteten. Selbst Friedrich der Große leistete hierin mehr, als für seinen Ruhm zuträglich ist, wurde aber wie billig von Katharina II. weit übertroffen, bei deren Zuschriften, Manifesten und sonstigen Erklärungen niemand zu sagen vermag, ob die Heuchelei oder der Cynismus abstoßender wirken.

Die Wirren, welche aus der Conföderation von Bar und der Gegenconföderation der höfisch russischen Partei hervorgingen, brachten weitern Anlaß zur Theilung Polens. Preußen betrieb dieselben zweifelsohne am eifrigsten. Daß Rußland nicht zu theilen wünschte, ist klar genug, es gedachte eben ganz Polen für sich in Besitz zu nehmen. Widerstrebend überließ es zuletzt einen ansehnlichen Theil der projectirten Beute an Friedrich II. Oesterreichs Rolle in dieser ganzen Angelegenheit war die denkbar kläglichste. Es agitirte und protestirte gegen die Theilung, fügte sich und nahm zuletzt zur „Erhaltung des Gleichgewichts" selbst einen sehr ansehnlichen Theil. Was auch von österreichischen Documenten über die erste Theilung noch ans Tageslicht komme: der Gang der österreichischen Politik war der bezeichnete und wiederholte sich peinlich getreu bei der spätern Theilung. So scheint uns das Gefühl der Polen, welche die Oesterreicher nach allen auf den wiener Hof gesetzten und nun schmählich getäuschten Hoffnungen doppelt haßten, weit richtiger, als die Annahme, daß Oesterreich wegen seines anfänglichen Widerstrebens unter den Theilungsmächten den mindesten Tadel verdiene.

Die theilenden Mächte erzwangen einen Bestätigungsreichstag, der vom April 1773 versammelt war. Janssen vervollständigt aus den Briefen der Nuntiatur das bekannte abschreckende Bild dieses Reichstags. Rohe Gewalt von seiten der Theilungsmächte, feile Corruption von seiten des größern Theils der Polen, ein rauschender Festjubel in Warschau, während das Land aus allen Wunden blutete, dies waren die Eindrücke, die gleichmäßig alle Beobachter empfingen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen, denen der mannhafte Schlosser das Wort gewidmet hat: „Wenn man daran denkt, wie sich die deutschen Fürsten zu Bonaparte's Zeiten betragen haben, so müssen mit ihnen verglichen die polnischen Magnaten Scävolas und Catos genannt werden." Aber bei aller Bewunderung einzelner polnischer Aristokraten, bei der tiefsten Theilnahme für das Geschick Polens, bei dem vollsten Abscheu gegen das Verfahren der theilenden Mächte, ist es dennoch nicht möglich, die Hauptschuld auf diese zu werfen. Je eifriger der Beweis geführt wird, wie früh, besonders in Preußen, Theilungsgedanken gehegt wurden, wie bereits ein Jahrhundert vor der wirklichen Theilung die Nachbarmächte ihre Plane auf die Anarchie der polnischen Zustände zu bauen begannen, um so empörender, sinnloser, unverantwortlicher erscheint das Wesen und Gebaren der polnischen Aristokratie.

Der Verfasser führt zum Schluß die Worte der Protestation der Conföderirten von Bar an: „Wir protestiren vor ganz Europa gegen die Theilung Polens, gegen alle Maßregeln, Gesetze und Verträge, die man in Warschau mit Gewalt durchgeführt hat und die gegen das Naturrecht, Völkerrecht und die Unabhängigkeit Polens verstoßen." Daß er bedeutsam hinzufügt: „Diese Worte verjähren nicht", wird vielfachen Widerspruch hervorrufen. Nirgends aber wird seinem Buche die Anerkennung fehlen, auf welche eine verdienstliche, in vielen Einzelheiten durchaus neue, in der Darstellung lebendige und vortreffliche Schrift auch bei Gegnern ihres Grundgedankens jederzeit vollen Anspruch h[illegible]

Adolf Stern.

Musikalische Literatur.

1. Dreiundachtzig neu aufgefundene Originalbriefe Ludwig van Beethoven's an den Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Olmütz. Herausgegeben von Ludwig Ritter von Köchel. Wien, Beck. 1865. Gr. 8. 22½ Ngr.

Vorstehende Sammlung beleuchtet nicht nur Beethoven's Verhältniß zu seinem fürstlichen Protector und Schüler, sondern erschließt auch manche uns noch neue Seite in seinem Charakter. Der Herausgeber sagt darüber in seinem beiläufig sonst ziemlich zopfig-engherzigen Vorwort:

Das schöne Verhältniß zwischen Beethoven und dem Erzherzoge Rudolf, worüber diese Briefe zum ersten male vollen Aufschluß geben, war das eines titanischen, schöpferischen Genius zu einem kunstbegabten, großmüthigen, milden Mäcen. Es war dieses Verhältniß auf ein wechselseitiges Bedürfen und Gewähren gegründet und darum auf eine dauerhafte Basis gestellt: Beethoven gab nicht minder, als er empfing, während der Erzherzog entgegennahm und gewährte. Beethoven wußte seine Geisteswerke von dem empfänglichen und selbstproducirenden Fürsten erkannt und mitempfunden; weshalb es jenem das reinste Vergnügen verschaffen mußte, jedes neugestaltete Werk dem Erzherzoge vorzuführen und der freundlichst anerkennenden Aufnahme gewiß zu sein: er sah auch, daß sein musikalischer Einfluß den Erzherzog zu eigenen, nicht gewöhnlichen künstlerischen Productionen anregte, worüber Beethoven seine Freude und Zustimmung oft in emphatischer Weise kundgibt. Beethoven hatte aber auch mancherlei Bedürfnisse, und diesen gegenüber kam der Erzherzog in ebenso ausdauernd thätiger als zarter Weise entgegen.

Eigentliche Kunstfragen werden in den vorliegenden Briefen höchstens flüchtig berührt; höchst anziehend dagegen ist es, Beethoven in seinem engsten Privatverkehr kennen und schätzen zu lernen. Der Inhalt dreht sich wesentlich um Beethoven's ins Stocken gerathene Unterstützung seitens seiner fürstlichen Gönner und um die Vormundschaft über den Herrn Neffen, ferner um vielfache Entschuldigungen wegen des unordentlich gegebenen Unterrichts, nebst stetem Versprechen, sich darin zu bessern, endlich um einige Anliegen wegen Aufführung seiner Werke und um warme Empfehlung einiger jüngerer Musiker. Trotz des somit überwiegend materiellen Inhalts leuchtet doch Beethoven's wahrhaft hochsinnige, für alles Schöne empfängliche, oft humoristische Anschauung überall hindurch. Durch alle diese Briefe geht ein rührend pietätvoller, oft sogar unterwürfiger Ton, aber lediglich deshalb so ergeben, weil der Schreiber in seinem erlauchten Zögling den Mann von ebenfalls hochherziger Gesinnung verehrt. Zwar haftet Beethoven's Stil etwas Herbes, oft auch Unlogisches oder sprachlich

Unrichtiges an; doch auch dieſe Schlacken documentiren charakteriſtiſch genug einen ſouveränen Trotz gegenüber dem Herkommen, welcher die ſprachlichen Ausdrücke umſchafft. Unerſchöpflich iſt ſein Reichthum an denſelben in ſeinem dem Erzherzoge als Menſch und Künſtler geſpendeten Lobe, während andererſeits viele Stellen tief ſittliche, wahre Religioſität athmen.

2. Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Tonkunſt erläutert von Ernſt von Elterlein. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 20 Ngr.

Das Werkchen verdient mit Recht den Anklang und die Verbreitung, welche es bereits gefunden, denn die Art und Weiſe, wie uns der Verfaſſer Beethoven's Sonaten zu inſinuiren beſtrebt iſt, zeugt von Ernſt und tieferm Studium. Die Wärme, mit welcher er ſich ſeiner Aufgabe gewidmet hat, verleitete ihn bei dem erſten Erguß hin und wieder zu ſubjectiven Ueberſchwenglichkeiten. An deren Stelle iſt jetzt ruhigere, objectivere Beleuchtung getreten, überhaupt iſt namentlich die Beſprechung der letzten Sonaten umgearbeitet worden. Was früher Einleitung war, findet ſich jetzt in verſchiedene Abſchnitte zerlegt (1, 2, 3 und 5), der dritte und fünfte Abſchnitt enthalten Neues, beſonders letzterer eine Zuſammenſtellung mehrfacher Geſichtspunkte, unter die ſich die einzelnen Sonaten bringen laſſen. Ueberhaupt hat das Buch durch Berückſichtigung der neueſten Beethoven-Literatur (Marx, Thayer, Kullak u. ſ. w.) werthvolle Bereicherungen erhalten. Beſonders haben, wie auch das Vorwort zur dritten Auflage beſagt, Marx' Biographie Beethoven's und Thayer's chronologiſches Verzeichniß ausgedehntere Berückſichtigung und Benutzung erfahren, ohne dadurch entbehrlich geworden zu ſein.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

So ſehr auch die Tagespolitik das Intereſſe faſt ausſchließlich in Anſpruch nehmen mag, ſo findet ſich doch in deutſchen Zeitungen und Zeitſchriften auch auf dem von den Redactionen jetzt ſtiefmütterlich behandelten Gebiete der Literatur und des Feuilletons manches Anregende, welches Beachtung verdient.

Sehr gefreut haben wir uns, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Karl Gutzkow's Feder wieder zu begrüßen. Seine Beſchreibung eines „Beſuchs in Coppet, zum hundertjährigen Geburtstag der Staël" iſt wol der erſte Abſtecher auf das journaliſtiſche Gebiet, welchen der Dichter ſeit ſeiner Geneſung unternommen hat, und, ſoviel uns bekannt, ſeitdem überhaupt ſeine erſte in die Oeffentlichkeit gelangte Federprobe. Und der Stil Gutzkow's iſt ſo friſch, pikant, ſo geiſt- und ſeelenvoll vibrirend wie in des Autors beſten Tagen. Er war der einzige Beſucher, der zum Grabe des hundertjährigen Geburtstagskindes pilgerte, ein Grab „das halb an das Platen-beſungene Grab im Buſento, halb an das Mauſoleum Hadrian's, die Engelsburg, erinnert. Leben und Tod ſollte es zugleich bezeichnen, Sichtbarkeit und Unzugänglichkeit. Inmitten eines Mauerrings ohne Pforte, von Tannen, Buchen, Pappeln eines völlig abgeſonderten Gehölzes überwachſen, verſchließen zwei Gräber die ſterblichen Reſte der Staël und ihres zweiten Gatten, des Hrn. von Rocca. Niemand darf dieſe Einfriedigung betreten. Wild wachſen darinnen Baum und Buſch, Blumen, Moos und Unkraut durcheinander. Wurm und Schmetterling, Vogel und Eidechſe können ſich darin ergehen nach Gefallen. Drüber waltet der Baldachin des Himmels mit den Sternen der Nacht; die Säulen, welche ihn tragen, ſind der Jura, der Salève, der große Molé. Kein enger Sarg ſchließt das weite Herz ein, das verhältnißmäßig früh zu ſchlagen aufhörte, und doch iſt ſeine Aſche nicht in alle Winde zerſtreut. Man hat hier die Pyramide der Wüſte, den Aſchenkrug der Via Appia und die mondbeſchienene Harfe Oſſians in den flüſternden Wipfeln der Bäume beiſammen. Romantiſcher Traum der Berechnung! Hundert Schritte weiter die — Eiſenbahn dem See nahegerückt, und die Expropriationsgeſetze hätten dieſe ſeltſame Grabſtätte, die ſich gegen den Glauben an ewige Vernichtung ſichtbar wehren zu wollen ſcheint, unbarmherzig durchſchnitten."

Im Arbeitszimmer der Staël, in welchem der Rollſeſſel des alten Herzogs von Broglie ſteht, begeiſtert ſich der Dichter zu folgenden Reflexionen: „Ein Geiſterhauch weht uns auch hier nicht kalt, ſondern glühend heiß an wie blühendes, empfindendes, handelndes Leben. Das iſt der Zauber des genius loci. Der Wächter auf der Zinne einer Burg ſtößt ins Horn, als ſollten über Wald und Berg geharniſchte Mannen klimmen, an ihre Schilde ſchlagend mit Schwertern, die unter den Hohenſtaufenfahnen kämpften, und ein Lichtſchimmer, der das Fenſter einer einſamen Dachſtube erhellt, vergegenwärtigt uns Dichter und Denker, als ſähen wir nicht von ihnen die Bücher, die vielleicht mit Staub bedeckt in einer Bibliothek modern, ſondern den urgegenwärtigen Augenblick, wo ihre Feder ſie ſchrieb. So auch kann die Gegenwart uns erſcheinen wie ſchon nachgeborene Zeit, die rinnende Stunde, die um die Vergangenheit trauert, ſelbſt ſchon wieder dahingegangen, und was in ihr lebt Schatten, Bild und Nebel geworden. Hier aber ſind keinem der einſt hier geſprochenen großen Worte die Flügel des Lebens genommen; noch brennen die glühenden Farben, mit denen Künſtlerhand die menſchlichen äußern Erſcheinungen feſthielt, wie Funken des göttlichen Lichts, die unzerſtörbar ſind. Dieſe geöffneten Lippen ſind beredt, dieſe Wangen können lachen, dieſe Augen weinen; zahlloſe Herzen ſtimmen in Gedanken und Empfindungen ein, die eine ganze Epoche bewegten, Geſetze des Urtheils, des Geſchmacks vorſchrieben und fortzeugend bis auf uns herab wirkten. Nie wird die Einbildungskraft erlöſchen, wenn ihr Feuer durch Pietät geſchürt wird. In den Katakomben Roms, in den Sälen des capitoliniſchen Muſeums leben Paulus, Petrus, Auguſtus, Livia, Druſus, wie im Braccio nuovo des Vaticans Rom und Griechenland nicht untergegangen ſind. So ſitzen auch hier auf den alten Seſſeln mit den verſchoſſenen Ueberzügen, in den weiten Röcken mit den hohen Kragen und breiten Rabatten, den mächtigen Halsbinden, den gelben Stulpen an den hochgehenden Stiefeln die Opponenten Napoleon's, Wahrer der von ihm verachteten Menſchenwürde und der gefeſſelten Völkerfreiheit, Frauen darunter, die den ſinkenden Muth der Männer anfeuerten und das Palladium natürlicher Unbefangenheit, dieſer Regierin aller Weltverwirrung, bewahrten. Die Welt, die ſich hier einſt bewegte, iſt eine Culturgruppe, die in ihrer organiſchen Zuſammengehörigkeit der unzerſtörbaren Dauer dadurch nichts verlieren kann, daß zu ihr der Lorber gehört, deſſen Blätter welken, die Nachtigall, die zu ſchlagen aufhört, Frauenzauber, der mehr als jedes andere Schöne auf Erden dem Geſetz der Vergänglichkeit unterworfen."

Wie Gutzkow, der Wiedergeneſene, ſo beſchäftigt auch Friedrich Hebbel, der Verſtorbene, lebhaft das Intereſſe der Zeitgenoſſen. Die Geſammtausgabe ſeiner Werke, die bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſcheint, ſchreitet rüſtig fort. Inzwiſchen iſt Emil Kuh, deſſen Pietät gegen den Dichter des

höchsten Lobes würdig wäre, wenn sie ihn nicht einseitig und verbissen machte gegenüber den andern Dichtern der Gegenwart, eifrig bemüht, die Actenstücke zur Biographie Hebbel's zusammenzutragen und schon im voraus in den Zeitungen zu veröffentlichen. Zu diesem Zweck hat er sich außer der „Presse" auch noch die „Wiener Zeitung" annectirt, in welcher er neuerdings über das Verhältniß Hebbel's zu Ludwig Tieck Aufschlüsse gibt. Diese Beziehungen sind uns stets von großer Wichtigkeit für den Entwickelungsgang des Dichters erschienen; denn gerade Hebbel's Hinneigung zur romantischen Schule war von verhängnißvollem Einfluß auf seine dramatischen Productionen, hat seine Vorliebe für das Phantastisch-Ungeheuerliche, wie für das Barock-Wunderliche genährt, ebenso wie für Stoffe aus den Zeiten der Götterdämmerung und uralter Mythen oder aus einer sonderbar beleuchteten Märchenwelt. Wir haben namentlich die Märchenlustspiele: „Der Diamant" und „Der Rubin", immer nur als verfehlt bezeichnen können, als schwächliche Ausläufer der romantischen Schule, und nehmen gern Act davon, daß auch Emil Kuh, einer der begeistertsten Apostel Hebbel's, mit unserm Urtheil übereinstimmt. Er sagt in dem ersten Artikel „Friedrich Hebel und Ludwig Tieck" in der „Wiener Zeitung": „Auch Hebbel hat im «Rubin» das Märchenhafte, das seiner selbst willen da zu sein wünscht, und das Allegorische, das Bezüge nach außen sucht, miteinander vermischt. Im «Diamant», der lange vorher gedichtet wurde, stehen sich wieder die phantastischen und die komischen Charaktere und Situationen grell und willkürlich gegenüber, ohne daß es dem Poeten gelückt wäre, in der Stimmung einen gemeinsamen Boden zu gewinnen. Wie der «Rubin» an den «Zerbino» in dem hervorgehobenen Sinne mahnt, so der «Diamant» an den «Blaubart». Hebbel wollte gleich Tieck das unpoetische Lustspiel, das die Aftermuse im Prolog zum «Diamant» dem Dramatiker empfiehlt, meiden und das poetische Lustspiel Shakspeare's und der Spanier in deutschen Formen zur Geltung bringen. Nicht die politischen und religiösen Anspielungen, nicht der stammelnde Bräutigam und die mit den klügsten Reden ausgestattete Mädcheneinfalt sollen den Inhalt des Lustspiels bilden, «nicht der Bastardwitz, der wie ein nachgemachter Blitz aus Glas und Leder kläglich springt». «Ich will», ruft der erzürnte Dichter, «was aus der Tiefe dringt. Ich will kein illustrirtes Wort, das heute glänzt und morgen dorrt, will Menschen, die wie Fackeln brennen und, ohne daß sie's selbst erkennen, wie ein erleuchtet Alphabet dem sind, der die Natur versteht, und dämmernd über den Gestalten will ich ein wunderbares Walten, drin, wenn auch ganz von fern, der Geist, der alle Welten lenkt, sich weist.» Aber hier deckten sich nun einmal Kraft und Erkenntniß durchaus nicht."

Wie Emil Kuh der eifrigste Vorkämpfer Hebbel's, so ist Johannes Minckwitz der begeistertste Apostel Platen's. Doch auch dieser erkennt jetzt in den Lustspielen des Meisters die Schranke an, die in dem einseitig literarhistorischen Charakter derselben liegt. In seinen im „Morgenblatt der Bairischen Zeitung" veröffentlichten Literaturbriefen aus Leipzig weist er auf den neuen Stil der Komödie hin, den Platen angebahnt. Wir selbst haben mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß unsere komische Dramatik einer Verjüngung bedarf, einer Erweiterung ihrer Perspectiven, einer künstlerischen Wiedergeburt; denn unser Lustspiel ist zu einseitig bürgerlich und deshalb ohne poetischen Hauch, unsere Posse ist bisjetzt in rohen Anläufen stecken geblieben. Minckwitz sagt: „Für Lustspiel sowol wie für Trauerspiel hat Platen die großen Contouren gegeben, und zwar für das erstere ganz positive klare Striche. Denn wir dürfen nur das literarisch-polemisch-satirische Element aus «Gabel» und «Oedipus» uns wegdenken, und wir haben das Bild deutlich gezeichnet vor uns, wie er das Lustspiel auf seiner höchsten Stufe geformt wissen wollte. Ein Lustspiel ohne jene literarischen Füllungen, die schließlich einen lediglich literarhistorischen Werth behaupten würden, dafür aber ausgestattet mit nationaler Sittenmalerei, mit witziger Betrachtung der Staatszustände und mit heiterer Vorführung bedeutsamer Zeitgenossen und lächerlicher Misgriffe von seiten berühmter wie unberühmter Größen, ein solches freies, edles und wahrheitliches Lachspiel würde die Aufgabe erfüllen, die Platen auf dem Gebiete der Komik für unsere Nation aufstellte. Die wechselnden Formen hatte er bereits in der wünschenswerthen Art ihrer Verwendung dergestalt ausgebaut, daß der Nachfolger blos zuzugreifen brauchte, wenn er im Geiste des Vorgängers fortzuarbeiten gedachte."

So sehr indeß eine Verjüngung der komischen Bühnenpoesie wünschenswerth sein mag, so darf man doch nicht vergessen, daß auch den neuen Dichtern noch jene Schranke gegenübersteht, die Platen selbst so scharf bezeichnet:

Größres wollt' ich wol vollenden, doch die Zeiten hindern es,
Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.

Jedenfalls ziemt es den Talenten, auf diesem Gebiete weitere Versuche zu machen. Sie werden sich jedenfalls ersprießlicher zeigen für die deutsche Nationalliteratur als jene Experimente der Sprach- und Verskunst, von denen uns das „Edinburgh Review" in seinem Artikel „Musae brittannicae" berichtet, für die englische.

Wir erfahren nämlich, wie eifrig man sich im Lande Shakspeare's und Byron's mit Uebersetzungen englischer Gedichte ins Griechische und Lateinische beschäftigt, was für die Blüte classischer Philologie in England ein günstigeres Zeugniß ausstellt als für das Bestreben, die Poesie im modernen Geist fortzuentwickeln. Es sind flores und amoenitates der Nebenstunden, Liebhabereien berühmter Staatsmänner, eine Art von philologischem Sport. Da übersetzt Lord Littleton Milton's „Comus" in griechische Verse, dann im Verein mit Lord Gladstone allerlei englische Gedichte von Tennyson und Goldsmith ins Lateinische und Griechische. Wir zweifeln, daß unsere deutschen Minister, so gelungene Noten sie schreiben mögen, sammt und sonders nur einen lateinischen oder griechischen Vers zu Stande brächten. Von andern werden Tennyson, Walter Scott und selbst Verse von Shakspeare den todten Sprachen mit vielgepriesener Gewandtheit angeeignet. Geht es so fort, so wird die englische Poesie selbst bald einem todten Meere gleichen! Denn wo Sprach- und Versklunststücke und derartige dilettantische Bestrebungen so überwuchern, da schläft der poetische Genius.

Bibliographie.

Apol, F. H., Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II. Zürich, Meyer. 8. 12 Ngr.

Goldammer, H., Ueber Fr. Fröbel's Weltanschauung. Vortrag. Berlin, T. Enslin. 8. 7½ Ngr.

Hausen, H. Freih. v., Die Akademie der Tischler. Humoreske. Dresden. Gr. 8. 6 Ngr.

Hofmeister, A., Für Schloß Oberstein, die Residenz der Reußen-Fürsten bei Gera. Culturhistorische Beiträge zur Charakteristik der Gegenwart nebst fernerer öffentlicher Antwort für Freund und Feind, auf fortgesetzte öffentliche Verfolgung. Constanz, Magg. 8. 6 Ngr.

Horn, F., Gedichte. Berlin, H. Müller. Gr. 16. 15 Ngr.

Kitz, B., Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauers. Berlin, Hahn. Gr. 8. 15 Ngr.

Körber, J., Das Geheimniß der Einheit und Verschiedenheit der vier Evangelien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, J., Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789 zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur. 1ste Abth.: Von David bis zum Ausgang der romantischen Schule. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Panitz, Ueber Sprachbewußtsein. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Pfalz, F., Die germanischen Ordalien. Leipzig, 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Quast, F. v., Carl Friedrich Schinkel. Vortrag. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Reformation des Eigenthumsrechts zur Lösung der socialen Frage oder Mammonismus und Socialismus. Berlin, Langguth. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Freiherren von Regensberg. Pamphlet eines schweizerischen Juristen. Bern, Haller. Gr. 8. 20 Ngr.

Rittberg, H., Späne aus epikureischem Gedankenholze. Ein Buch für Alle, die weder das Leben für eine Hölle, noch die Erde für ein Jammerthal ansehen. Berlin, Greibe. Gr. 16. 16 Ngr.

Röck, H., Die Aufgabe des Protestantismus. — Religion und Christenthum. 2 Vorträge. Freiburg im Br., Schmidt. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom
in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.
Von **Moriz Carriere.**
8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses soeben erschienene neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, worin es heißt: Dasselbe komme einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowol als die Schulbildung könne eines fertig abgerundeten Gesammtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte, wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowol dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelten Textarbeit das Totalbild des classischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die ländliche Verfassung Rußlands.
Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861.
Von **August Freiherrn von Haxthausen.**
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der namentlich durch die beiden Werke „Studien über die innern Zustände Rußlands" und „Transkaukasia" als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwickelung der russischen Dorfgemeinde, entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welche die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen socialen Umwälzung. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, sodaß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomen, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des steten vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.
Von
D. Carl Schwarz,
Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.
Drei Sammlungen.
8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In diesen Predigtsammlungen zeigt sich der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, auch als trefflicher Kanzelredner. Daß seine Predigten bei den Gebildeten in weiten Kreisen sich eingebürgert haben, bezeugt die rasche Folge neuer Auflagen: die erste Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.
Als Vorlage für Vorlesungen und Selbstudium.
Von
Lorenz Stein.
8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbstudium.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mirandola, die Herrnhuterin.
Fra Tedesco.
Zwei Novellen von
Robert Waldmüller (Eduard Duboc).
8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Lesewelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterschaft des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 31. Mai 1866.

Inhalt: Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. — Vom Büchertisch. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Karl Zimmer. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lustspiele und Possen.

Durch unsere eigene Schuld hat sich dieser Artikel über Gebühr verzögert. Wir sind zu dieser persönlichen Bemerkung genöthigt, um das Aphoristische desselben, wo es hier und da auftreten sollte, zu entschuldigen. Manche der vorliegenden dramatischen Sachen und Sächelchen erscheinen bereits halbveraltet; auf nichts lagert sich der Staub so leicht und so dick, wie auf eine gewisse Sorte von Possen und Schwänken. Wären wir mit unserm Artikel einige Monate früher erschienen, so würden wir manches der vorliegenden Stücke einer eingehendern Besprechung werth gehalten haben; heute hat bereits an diesem und jenem der unerbittliche Zahn der Zeit seine Kritik zu üben begonnen. Da wir denn doch aber die dramatischen Sachen nicht mit einem Strich vom Tische wischen können, so wollen wir uns helfen, so gut es geht. Etwas, das dürfen wir nicht verschweigen, hat unsere Zögerung der Mehrzahl der vorliegenden Werke genützt: sie hat uns milder gestimmt. Mit vielen dieser Stücke würden wir vor Monaten scharf ins Gericht gegangen sein, heute sehen wir sie etwas gnädiger an, weil sie uns heute nicht mehr so unangenehm berühren, wie bei dem ersten Eindruck. Dies gilt besonders von der dramatischen Sorte, die sich auf den Ehrentitel „Volksstück" etwas zugute thut, um unter dieser Firma der Aesthetik an allen Ecken und Enden Schnippchen zu schlagen und Nasen zu drehen.

Die vorliegenden Sachen unter einen Hut zu bringen, wird uns weder einfallen, noch würde uns der Versuch gelingen. Auf der Bühne von heute treten sich zwei Richtungen immer greller gegenüber. Die eine betont noch immer nach den Lehren der Aesthetik „das Verdienst", die andere sucht nur „den Verdienst". Je dreister die letztere dies thut, um so mehr treibt sie die andere in die Enge. Bereits hat die letztere so weit gesiegt, daß sich „das Verdienst" nur in engster Verbindung mit „der Verdienst" blicken lassen darf; „das Verdienst" ohne diese Association unterliegt bereits vollständig. Die Kritik eines Blattes wie dieser „Blätter" steht da den dramatischen Productionen in einer keineswegs beneidenswerthen Lage gegenüber. Sie soll und darf nicht, wie das Localrecensententhum, mit den Wölfen heulen; sie darf sich nicht rechtfertigen mit dem Satze: „Was gefällt, das gefällt"; sie darf sich durch pomphafte hundertmalige Wiederholungen eines Stücks nicht bestechen lassen. Sie sollte daher alles, was sich dreist und keck außerhalb der Aesthetik erklärt, rücksichtslos durchstreichen. Allein wird damit der Verdienst beeinträchtigt?! Nein, er setzt dann das Geschäft erst recht der Aesthetik zum Trotze fort. Freilich will er mit diesem Trotz nur sein nicht ganz ruhiges Gewissen einschläfern. Denn obgleich er die Aesthetik sehr verächtlich ansieht, schielt er doch nach nichts eifriger als nach einem Urtheile in einem Literaturblatte. Nur gilt ihm beurtheilt und gelobt werden als eins. Trifft beides nicht zusammen, so sieht er den Kritiker höhnisch an und ruft mit allerliebster Schlagfertigkeit etwa: „Nun dann nicht, lieber Mann", oder eine ähnliche Allerweltsphrase.

Um dieser und anderer kritischer Unannehmlichkeiten willen dürfen wir dem „höhern Blödsinn", diesem echten Apostaten der Aesthetik, wenn er uns entgegentritt, doch nicht ausweichen. Können wir ihn auch nicht ad absurdum führen, so müssen wir ihn doch an seinen schwachen Seiten, deren er gar viele besitzt, fest fassen; vielleicht schlägt ihm doch noch ab und zu das Gewissen, wenn wir ihn ein wenig schütteln. Ist es nun nicht höchst lächerlich, daß er sein eigenes Wesen so gern unter einem prahlenden Anzuge verbirgt, wenn er als „Die Breter, die die Welt bedeuten", einherstolzirt kommt, oder wenn er gar unter der Firma „Dilettantenbühne" seine Händchen kindlich bittend zu uns aufhebt?

1. Die Breter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Possen und Schwänke von H. Salingré. Erster Band. Mit zwei Illustrationen. Berlin, Lassar. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Eduard Bloch's Dilettantenbühne. Achtzehnter Band. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Nehmen wir aus dem zweiten Buche das nach dem Französischen bearbeitete reizende Proverbe: „Ich esse bei meiner Mutter", und allenfalls noch das einactige Schlesinger'sche „Am Freitag" aus, so bleibt in beiden Büchern

der echte und rechte berliner höhere Blödſinn übrig. Den Verdienſt können wir dieſem höhern Blödſinn nicht nehmen, aber auch das Verdienſt nicht geben. Schon der achtzehnte Band „Dilettantenbühne"! Nach zehn Jahren beziffert ſich dieſe Dilettantenbühne vielleicht hundertundachtzig. Armer Platen, der du ſchon bei Kotzebue von „ſchmieren, wie man Stiefel ſchmiert", ſprachſt, was würdeſt du jetzt ſagen! Hätteſt du uns doch für die Literatur wenigſtens ein ſo vernichtendes Wort geſchaffen, wie die bildende Kunſt in ihrem „cacat — — — —" ein ſolches beſitzt. Wenn dergleichen Poſſen und Schwänke durch beliebte Darſteller getragen werden, ſo mag man ſie auf der Bühne gelten laſſen, man mag über die Späße und Schnurren lachen, denkend, es ſeien Improviſationen einer grotesken Künſtlerlaune. Aber gedruckt werden ſollten ſie nie, wenigſtens zum Leſen niemand in die Hand gedrückt werden. Wir wollen mit dem höhern Blödſinn an dieſer Stelle um keine ſeiner ſonſtigen Sünden rechten, nur um den Ton ſeiner Sprache. Iſt denn die Arbeit eines Leſſing, eines Goethe, eines Schiller, die eines Grimm ein ſo billiges Gut, daß man auf dem Idiom der gebildeten Sprache mit Füßen herumtreten darf? Möge ſich der höhere Blödſinn immerhin damit brüſten, er laſſe ſich zum ordinären Jargon und gelallten Kauderwelſch nur herab, um beides zu verpönen. Wer glaubt ihm das! Wer traute ſeiner Impotenz dieſe Kraft zu! Wer wüßte vielmehr nicht, daß ihn die gebildete Sprache ärgert, und daß er daher immer mehr plebejiſche Ausdrücke und Wendungen courfähig zu machen ſucht. Wer wüßte nicht, daß er am liebſten mit der Halbbildung gegen die Bildung offen Fronte machte! Wenn ſich freilich ſelbſt ein namhafter Autor nicht entblödet, ein entſetzliches „Mang die Wäſche" auf den Theaterzettel zu ſetzen, und ein anderer dieſen Hohn auf die Bildung noch mit einem „Mang des Ballet" überbietet, was ſoll man dann den untergeordneten Helden des höhern Blödſinns nicht zugute halten!

3. Eduard Bloch's Volkstheater. Fünftes bis neuntes Bändchen. Berlin, Laſſar. 1865. Gr. 8. — Nr. 5. Cora, das Kind des Pflanzers. 22½ Ngr. Nr. 6. Berliner Kinder. 20 Ngr. Nr. 7. Montjoye, der Mann von Eiſen. 25 Ngr. Nr. 8. Das Glas Waſſer. 25 Ngr. Nr. 9. Gute Nacht, Hänschen! 22½ Ngr.

Mit dieſem Volkstheater darf man ſich ſchon eher einverſtanden erklären, obſchon auch gewiß manches Vergängliche mit unterlaufen wird. Allein dies Vergängliche wird wenigſtens durch Bedeutendes gedeckt. Ueber Scribe's „Glas Waſſer" enthalten wir uns natürlich jedes Wortes. Desgleichen laſſen wir „Cora, das Kind des Pflanzers" ſchnell paſſiren, da es wol für ein augenblicklich abgethanes Stück gelten kann, auch von uns ſelbſt in d. Bl. bereits beſprochen worden iſt. Denn es macht keinen Unterſchied, daß es uns jetzt in einer andern Bearbeitung vorliegt. Das Stück war in der erſten Zeit des amerikaniſchen Bürgerkriegs an der Tagesordnung, es beleuchtete in draſtiſch greller Weiſe eine brennende Tendenzfrage, wußte zu packen und ging ſeiner Wege, nachdem es ſattſam beklatſcht war. Kehrt ſeine Zeit einmal wieder, nun ſo wird es allenfalls wieder einmal etwas packen. Nicht minder dürfen wir uns über Salingre's „Berliner Kinder" kurz faſſen. Die Bühnen ſind über dies Stück bereits zur Tagesordnung übergegangen, und wo dieſe „Berliner Kinder" etwa noch erſcheinen, da zeigen ſie ſich als durchaus aufgewärmte Speiſe. Im ganzen zählt dieſe Poſſe zu den erträglichen. Aber was heißt bei ſolchen Poſſen Originalität, was eigenes Blut, was eigenes Leben?! Heute leben ſie, morgen ſind ſie todt, übermorgen haben ſie einem andern Autor zu einer noch originalern Poſſe verholfen. So bliebe uns denn von dieſem Volkstheater „Montjoye" und „Gute Nacht, Hänschen!".

Ueber Octave Feuillet's Schauſpiel „Montjoye" ſind ſo vielfache Urtheile laut geworden, daß wir mit dem unſerigen ſehr post festum kommen. Obſchon das Stück auch auf den deutſchen Bühnen ein nicht gewöhnliches Intereſſe erregte, ſo darf es doch wol ſchon für ziemlich beſeitigt gelten. Auch ſelbſt das geiſtvollſte Stück einer beſtimmten ſocialen Zeitrichtung entgeht nicht der Gefahr, während es noch heute en vogue iſt, vielleicht ſchon morgen durch eine andere literariſche Strömung außer Curs geſetzt zu werden. Und wie ſtrömt es ſchnell auf den pariſer Bühnen! Unſerer unmaßgeblichen Meinung nach zählt „Montjoye" zu den bedeutendſten Erzeugniſſen der neuern franzöſiſchen Dramatik; es iſt ein Stück, das zwar den Deutſchen mehrfach eigenthümlich anmuthet, weil es mehr frappirt als hinreißt, das aber vom franzöſiſchen Standpunkte aus durch ſeine vorzügliche Lebenswahrheit mehr denn blos flüchtig intereſſirt. Solch ein Schauſpiel iſt, das liegt in der Natur der Sache, viel leichter glänzend begonnen und glänzend weitergeſponnen, als glänzend zu Ende geführt. Auch das Ende des „Montjoye" erſcheint mehr abgebrochen als abgeſchloſſen. In vorliegender Auflage hat ſich des „Montjoye" E. M. Vacano, der Verfaſſer verſchiedener pikanter Sachen im ärgſten Hautgoût, angenommen und einen neuen fünften Act hinzugedichtet. Offen geſagt, er hätte es bleiben laſſen ſollen. An Feuillet reicht ſeine Kraft bei weitem nicht heran. Es hat ihn nicht paſſend und conſequent gedünkt, daß Montjoye, der Mann von Eiſen, zu Kreuze krieche. Ja aber, wie dieſer Montjoye bei Vacano endlos zu reflectiren ſich erlaubt, um ſich dann zu erſchießen, das iſt erſt recht ein Zu-Kreuze-Kriechen. Wo bleibt da die vollendete Wahrheit, wie ſie aus Feuillet's vier erſten Acten überall hervorleuchtet? Sie wird in eine Piſtole geladen und auf Montjoye abgedrückt, als wäre er ein zwanzigjähriger, in allen Lebensgenüſſen und Lebenshoffnungen fertiger Jüngling. Lieber wäre es uns, Montjoye verlöre in irgendeiner Situation, in der er wenigſtens handelnd auftritt, durch reinen Zufall das Leben. Da dem nicht ſo, geben wir Feuillet's fünftem Acte entſchieden den Vorzug, ohne uns indeß zu verwundern, wenn Vacano's Erfindung vielleicht durch einen das Abſonderliche liebenden Darſteller den Sieg über Feuillet's urſprünglichen Schluß davontragen ſollte. Das Publikum liebt das Bizarre, wird es ihm nur auf ſilberner Schüſſel und mit Aplomb präſentirt.

Von „Montjoye" zu Arthur Müller's Luſtſpiel: „Gute Nacht, Hänschen!" — ein gewaltiger Sprung. Freilich repräſentirt das letztere auch ein ganz anderes dramatiſches Genre als das erſtere. Wir thäten gewiß unrecht, wollten wir beide in Vergleich zu ſtellen auch nur verſuchen, wollten wir uns wol gar zu Gunſten des erſtern erklären. Sehen wir doch „Gute Nacht, Hänschen!" heute ſchon viel freundlicher an als vor einigen Monaten. Damals dachten wir: dieſe ſogenannten hiſtoriſchen Luſtſpiele ſcheinen nur eines leidigen Spiels mit der Geſchichte wegen geſchrieben zu ſein, ſo recht geſchaffen, um billig Tendenz zu treiben und mit patriotiſchen Schlagwörtern die Armſeligkeit der Perſonen zu bedecken. Heute ſchreiben wir's dem Autor zugute, daß ſein „Gute Nacht, Hänschen!" vielleicht für ſein relativ beſtes Luſtſpiel gelten darf, ohne ihn damit für den verhältnißmäßig nur flüchtigen Erfolg auch dieſes Luſtſpiels entſchädigen zu können. Vor einigen Jahren waren die hiſtoriſchen Luſtſpiele ſehr in Mode, heute weniger, und dieſer Rückſchlag nimmt leider einem Stücke wie „Gute Nacht, Hänschen!" einen guten Theil ſeines Werthes.

Dem wohlfeilſten patriotiſchen Bedürfniſſe machen ſich einige Stückchen von L. Hibeau (Méron) dienſtbar, die wir hier nur nennen wollen, um auf das Uebermaß derartiger Erzeugniſſe hinzuweiſen. Da liegt ein Feſtſpiel: „Blücher in Höchſt", vor uns, ein anderes: „Epiſode aus dem Jahre 1813" betitelt, ein drittes: „Großbeeren. Patriotiſche Epiſode aus dem Freiheitskriege", ein viertes: „Der Kurfürſt und die Pächterin", ſämmtlich von einem Verfaſſer, einem gewiß redlich ſtrebenden und beſcheidenen Anſprüchen genügenden Bühnenſchriftſteller, aber ſämmtlich höchſt vergängliche Waare.

Sehen wir uns weiter nach Sammelwerken um, ſo fällt uns

4. Ferdinand Nesmüller's Theater. Erſter Band. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

in die Hand. Nesmüller zählt zu den rühmlich bekannten Charakterkomikern und iſt gegenwärtig Director des zweiten Theaters zu Dresden. Wie ein Schauſpieler und Dramatiker in einer Perſon zu ſchreiben verſteht, iſt allbekannt. Wir finden denn auch bei Nesmüller eine gewiſſe äußere Routine, wie ſie eben nur durch die vollſtändige Bekanntſchaft mit dem Theater erreicht werden kann, nebenbei aber auch die Leichtigkeit in der Motivirung, welche gewiſſenhaften Dramatikern, die nicht zugleich Schauſpieler ſind, nie recht anſtehen will. Nesmüller vermeidet den höhern Blödſinn, ſoweit dies in Poſſen irgend geht, ſein Ton hält ſich ſtets in den Schranken des Anſtandes, ſeine poetiſche Ader fließt freilich nicht tief, ſeine dramatiſche Kraft reicht auch nicht ſehr weit; allein für Bühnen von dem Genre zweiter Theater möchten ſeine Stücke eine recht erträgliche Koſt ſein. Unter den Stücken dieſes Theils zeichnet ſich das Liederſpiel „Die Zillerthaler" am meiſten aus; das Stückchen iſt ja noch jetzt auf vielen Bühnen etwas mehr als ein blos willkommener Lückenbüßer. Gleiche Verbreitung haben die andern Stücke nun freilich nicht gefunden, vielleicht weil das Genrebild „Eine Soldatenfamilie" und die Poſſe „Die Frau Tante" als Poſſen nicht toll genug ſind, das Luſtſpiel „Die Pflegekinder" aber als Luſtſpiel zu viel poſſenhafte Elemente enthält. Ueber das Zaubermärchen „Der Gnome und ſein Narr" enthalten wir uns jedes Urtheils, da ſolchen Werken erſt Darſtellung und Ausſtattung echten Werth verleiht. Oettinger bezeichnet in der Vorrede zu dieſem Bande gerade dieſes Stück als das werthvollſte von allen. „Wol weiß ich", ſagt Oettinger, „daß es ſich aus mehr als einem Grunde, welcher jedem, der dies pikante Märchen lieſt, von ſelbſt ins Auge ſpringen wird, weit beſſer leſen als aufführen läßt; dies ſchmälert jedoch nur den dramatiſchen Werth, ohne dem literariſchen Werthe Abbruch zu thun." Nach unſerm Dafürhalten braucht ein Schriftſteller von heute zum Märchen gar nicht mehr zu greifen, da er Mittel und Wege genug zur verblümten und unverblümten Wiedergabe ſeiner Gedanken beſitzt. Der literariſche Werth eines dramatiſirten Märchens iſt daher beſtreitbar, wenn ſich dieſer literariſche Werth in der Darſtellung und Ausſtattung nicht mit zwingender Gewalt als ein dramatiſcher geltend macht. Da wir einmal Oettinger reden laſſen, ſo wollen wir auch ſeine weitere Auslaſſung anfügen. „Das, was nach meiner Anſicht auf der deutſchen Bühne noch eine große, bedeutungsvolle Zukunft haben kann, iſt das politiſch-ſatiriſche Märchen, das die ſocialen Zeitfragen abzuſpiegeln verſteht. Das, was unſerer vielbewegten Zeit, die mehr und mehr zu politiſchem Bewußtſein erwacht, am meiſten fehlt, und das, was ſie am ſchmerzlichſten vermißt, iſt das ſatiriſche Luſtſpiel. Es fehlt uns vor allem ein Ariſtophanes und dann ein Carlo Gozzi, der die nackte Wirklichkeit mit ihren tauſend brennenden Wunden und ihren tauſend ſocialen Gebrechen in die Märchenwelt überträgt und die Phantaſie des Zuhörers dadurch anregt, die myſteriöſen Schleier, in die der Dichter jene Wirklichkeit eingehüllt, zu lüften mit lüſterner Schadenfreude." — Wolle man nur nicht vergeſſen, daß dieſe Schadenfreude nicht ein Zeichen politiſcher Kraft, ſondern ebenſo gut politiſcher Ohnmacht ſein kann. Und dann, da die Sehnſucht nach einem deutſchen Ariſtophanes in vielen Köpfen ſteckt, iſt nicht die griechiſche Cultur trotz Ariſtophanes zu Grunde gegangen?! Beſtätigt nicht gerade Ariſtophanes nur den Verfall dieſer griechiſchen Cultur?! Haben wir nun das Privilegium, zu glauben, die deutſche Cultur würde ſich mit einem deutſchen Ariſtophanes wie ein Phönix erheben?! Vielleicht liegt gerade darin, daß ein deutſcher Ariſtophanes noch nicht gedeiht, das beſte Zeichen für unſer politiſches Streben und Bewußtſein. Geduld nur, wenn es mit deutſcher Cultur einmal Matthäi am letzten ſteht, dann wird uns ein deutſcher Ariſtophanes gewiß nicht fehlen! Vor der Zeit aber brauchen wir uns zu dieſem nicht zu gratuliren.

5. Geſammelte Luſtſpiele und Volksſtücke von Martin Schleich. Zweiter Band. München, Gummi. 8. 2 Thlr.

Dieſer Band enthält folgende Stücke: „Drei Candidaten", fünfactiges Luſtſpiel; „Die letzte Hexe", dreiactiges Volksſtück; „Anſäſſig", gleichfalls dreiactiges Volksſtück;

„Das Kanonenfieber", einactiger Schwank: vier Stücke von ſehr verſchiedenem Werthe. Schleich, ein in München ſehr beliebter Humoriſt, beſitzt unleugbar vielen Humor, auch einen richtigen Blick für die komiſchen Beziehungen gewiſſer Geſellſchaftskreiſe; nur um recht volksthümlich zu wirken, fehlt ihm die rechte dramatiſche Mache, andererſeits die rechte Auswahl in den komiſchen Scenen. Er läßt ſich zu viel gehen. Von dem zuletzt genannten Schwank, der ſich auch Komiſche Kriegsſcene betitelt, dürfen wir ganz abſehen, da wir uns kaum denken können, daß irgendein Publikum dieſe Perſiflage auf ſoldatiſchen Muth ruhig hinnehmen würde. Auch ſcheinen die beiden Volksſtücke ſpeciell auf bairiſchen Localgeſchmack berechnet zu ſein; irren wir nicht, ſo war „Die letzte Hexe" vor einigen Jahren ein in München gern geſehenes Stück. Ein norddeutſcher Kritiker findet an dem Localgeſchmacke leicht zu tadeln, da er ſich nicht einreden läßt, daß gewiſſe komiſch ſein ſollende Scenen weiter als über München oder einige bairiſche Städte reichen. Wo z. B. ein Zunftzwang, wie ihn der Verfaſſer in ſeinem „Anſäſſig" zur leitenden Idee macht, nicht exiſtirt, iſt dieſes Stück ganz wirkungslos. Es nützt nichts, daß der Verfaſſer die Handlung allgemein in einer deutſchen Hauptſtadt ſpielen läßt. Berlin und mit ihm viele deutſche Hauptſtädte würden ſich wahrſcheinlich für die Ehre ergebenſt bedanken. Das Stück kann nun einmal nirgends weiter wie in München ſpielen. Ueber das, wenn wir nicht irren, preisgekrönte Luſtſpiel „Drei Candidaten" dürften die Acten wol für geſchloſſen anzuſehen ſein. Trotz der intereſſanten Idee und mancher recht komiſchen Situationen fehlt der rechte dramatiſche Zug. Zu viel komiſche Einzelheiten, welche die Handlung zerſplittern, und zu wenig Glanz des Dialogs, wie ihn ein feineres Publikum nun einmal beanſprucht. Man kann dies aufrichtig bedauern, da die „Drei Candidaten" nicht nur unter den Schleich'ſchen Stücken die erſte Stelle einnehmen, ſondern auch weit mehr literariſchen Werth in ſich tragen als manches vielbeklatſchte gangbare Stück. Aber auf dem Gebiete des bürgerlichen Luſtſpiels thut es nun einmal eine ganz beſtimmte Schablone. Wer dieſe beſitzt, der beſitzt auch das Publikum.

Mit offenem Bedauern fügen wir zwei Stücke an, mit Bedauern über die vergebliche Mühe ihrer Autoren. Das eine

6. Als Solcher. Luſtſpiel in zwei Aufzügen von Auguſt Kokemüller. Jena, Frommann. 8. 10 Ngr.

ſei hier nur flüchtig als ein abermaliger Beleg erwähnt, wie nutzloſerweiſe ſich die Dramatiker in Koſten und geſpannte Erwartungen ſtürzen. Nicht beſſer und ſchlechter wie hundert andere Stücke rechtfertigt es ſeine Veröffentlichung in keiner Weiſe. Bei einer reiſenden Geſellſchaft, zumal im Heimatsſtädtchen des Autors, mag ſolch ein Stück allenfalls einmal paſſiren, bis zur Buchdruckerpreſſe ſollte es ſich aber gar nicht verſteigen.

Das andere der beiden Stücke:

7. Tartüffe Junior, oder Martin Geldermann und ſeine Erben. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von H. L. Klein. Neuwied, Heuſer. 16. 20 Ngr.

rechtfertigt ſeine Veröffentlichung an und für ſich wol durch den Fleiß ſeines Verfaſſers, allein bedeutende Früchte wird es ſchwerlich eingetragen haben. Ein Luſtſpiel in Verſen, ein fünfactiges Stück in Alexandrinern, das überraſcht zunächſt, weil ſicherlich Muth dazu gehört, ein fünfactiges Luſtſpiel in Verſen zu ſchreiben. Dieſer poetiſche Muth kann ſich zunächſt als eine richtige Selbſterkenntniß des Autors kennzeichnen. Eine abgeblaßte Handlung, eine dürftige Intrigue kann durch das poetiſche Gewand an Reiz gewinnen, welches ſogar bis auf gewiſſe Punkte die Armſeligkeit der Handlung zu erſetzen vermag. Auf die Länge aber wird dieſer poetiſche Muth nur dann reizen, wenn er ſich als etwas ganz Beſonderes ausweiſen kann. Zeigt er uns immer nur ein gewiſſes hausbackenes Geſicht, ſo wird er die Dürftigkeit der Handlung nicht nur nicht verſchönen, ſondern wird ſich auch ſelbſt um ſeine Berechtigung ganz und gar bringen. Wie das in dieſem Luſtſpiele klappt und nur klappt. Freilich verſchuldet dies das Versmaß. Alexandriner taugen nun einmal nicht mehr für ein größeres Gedicht, obenein für ein in gegenwärtigen Verhältniſſen ruhendes Luſtſpiel, das Leben und Bewegung erheiſcht. Nur zehn Seiten Alexandriner lullen den Leſer ſchon ſo in einen gewiſſen Tritt hinein, daß er die Verſe wie an einer Drehorgel ableiert. Der Leſer kann ſich alsdann leicht einer Ungerechtigkeit gegen den Dichter ſchuldig machen, indem er über einzelne Schönheiten hinwegliest und die Arbeit in ihrer Totalität nicht ganz nach Verdienſt würdigt. Der Verfaſſer erregte ſchon auf dem Titel durch „Tartüffe Junior" Erwartungen, die er ſchwer löſen konnte. Es hieß da, ſich ſehr zuſammennehmen, damit der Vergleich nicht ganz und gar hinke. Um dem Vergleiche auch nur einigermaßen gewachſen zu ſein, hätte er das oft behandelte Erbſchleichereithema origineller ausführen müſſen, als er dies gethan. Gewiß wird ſich der Autor durch unſere Bemerkungen für ſeine viele Mühe nicht entſchädigt halten, ſelbſt wenn wir ſein ehrenwerthes Streben und den durchaus anſtändigen Ton ſeiner Sprache willig anerkennen. Wir geben deshalb ein kurzes Beiſpiel, wie es uns gerade in die Hand fällt. Hier Act 2, Auftritt 13:

Florian (allein).

Elender Heuchler du! Jetzt kenn' ich dich genau:
Du ſchenkſt mir deine Gunſt und gibſt mir eine Frau,
Daß du auf dieſem Weg dein hohes Ziel erreichſt,
In Geldermann's Vertraun und letzten Willen ſchleichſt,
So kommſt du mir, der mit dem alten Manne brach,
Weil er mir, meinem Sinn und Herzen widerſprach!
Zum Köder wählſt du mich, der keinen Reichthum ſchätzte,
Als man mir dünkelhaft den freien Stolz verletzte!
Drum lockteſt du mich her. Doch war's dein eigner Trug.
Ich werde wieder gehn. Wohin? Weiß ich's! Genug:
Ich fühle Muth in mir und alſo darf ich hoffen;
Dem kühnen Herzen ſteht die weite Welt ja offen.

Wir haben noch über zwei Luſtſpiele zu berichten, welche ſich auf der Bühne nicht den allſeitigen Erfolg errungen haben, der ihnen unter gewiſſen Vorausſetzungen wol gebührt hätte:

8. Der verlorene Sohn. Luſtſpiel in drei Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1865. 8. 1 Thlr.
9. Den Kopf oben! Luſtſpiel in fünf Acten von Friedrich Friedrich. Leipzig. 1864. Gr. 8.

Bei dem „Verlorenen Sohne“ von Hackländer legt ſchon der Name des Autors für ſich ein Wort ein; es thut das nicht minder der Titel des Luſtſpiels. Ein verlorener Sohn braucht ja nicht immer nur der Held einer thränenreichen Tragödie zu ſein, er kann ſich doch auch einmal recht luſtig geben. Es ſpricht mithin manches für dies Stück, auch die Gewandtheit des Autors in Verknüpfung der Fäden und der richtige Blick für komiſche Figuren. Hackländer führt uns in einem gewiſſen Brooker ein Prachtſtück eines in Wetten machenden Pferdehändlers vor; er beſteigt ſogar mit dem Baron von Raynval das Paraderoß des Groteskkomiſchen ſehr anſtändig. Auch zeigt ſich in der Art, wie ſich der verlorene Sohn nach manchen Zwiſchenfällen ſeine Eliſabeth erringt, die feine Hand eines bewährten Schriftſtellers. Allein alles dies ſöhnt uns mit den Attituden des verlorenen Sohnes nicht aus. Seine ganze Stellung iſt zweideutig. Er möchte ſich immerhin damit tröſten, daß er ſich eigentlich nur aus Langeweile, oder aus Schmerz über die jungfräuliche Sprödigkeit ſeiner heißgeliebten Eliſabeth, oder aus Grimm über Familienverdrießlichkeiten in ein wüſtes Leben und auf die nobeln Paſſionen geworfen habe; allein damit alle übrigen abtrumpfen, daß er trotzdem der beſte Menſch in der ganzen Familie ſei, das darf er ſchlechterdings nicht. Vorgänge wie die geſchilderten mögen ſich im Leben gerade ſo abſpielen, und in manchen Familien mag ſich ein verlorener Sohn gerade ſo den edelſten Menſchen dünken dürfen. Was indeß im Leben gilt, darf deshalb noch nicht auf der Bühne gelten. Sonſt gäbe es am Ende nichts Schöneres und Intereſſanteres als einen verlorenen Sohn zu ſpielen, wenn man nur eine Mutter beſitzt, die den „verlorenen“ ſtets vor dem Schuldthurm bewahrt, und einen Stiefbruder, den man als einen Heuchler halb und halb entlarven kann. Hackländer hat ſich ſeines „Verlorenen Sohnes“ wegen mehrfach den Vorwurf frivoler Darſtellung zugezogen. Bei ſtrengem Gerichte wird dieſer Vorwurf unvermeidlich ſein. Der Autor ſchielt bald auf die Solidität des Wandels, bald auf die nobeln Paſſionen. Mit lächelnder Miene läßt er's unentſchieden, ob die Solidität den nobeln Paſſionen vorzuziehen ſei, jedenfalls erklärt er die letztern für intereſſanter als erſtere. Mit der Solidität iſt es überhaupt im Stücke ſehr ſchwach beſtellt. Der Stiefbruder des „verlorenen Sohnes“ erweiſt ſich als halber Heuchler, die Schwägerin des „verlorenen“ ſtößt durch Unliebenswürdigkeit ab, und die Mutter des „verlorenen“ mag zwar der berühmten Frau Haitzinger an der wiener Hofburg außerordentlich gut ſtehen, allein als Muſter einer guten Hausfrau und Mutter darf ſie keineswegs gelten.

Mit Verwunderung fragen wir: weshalb hat ſich das Luſtſpiel „Den Kopf oben!“ nicht mehr Bahn gebrochen? Derartige hiſtoriſche Stücke ſind doch ſonſt auf den Bühnen geſuchte Artikel. Sitzt das Publikum den patriotiſchen Stücken jetzt etwa mit Abſpannung gegenüber? Oder wagen ſich die Directoren immer nur an Luſtſpiele, die nach ganz beſtimmten Schablonen gearbeitet ſind? Oder huldigt der Autor in ſeinem Stücke zu ſtark dem Localpatriotismus? Das letztere kann doch wol nicht zutreffen. Denn das ehemalige Königreich Weſtfalen, in welchem das Luſtſpiel Anno 9 ſpielt, iſt jetzt doch für ganz Deutſchland neutrales Gebiet. Weder norddeutſcher, noch ſüddeutſcher Geſchmack dürfte ſich durch die Vorgänge in dieſem Luſtſpiele verletzt fühlen. So muß denn wol das Publikum augenblicklich der hiſtoriſchen Luſtſpiele etwas müde ſein. Es iſt freilich auch mit patriotiſchen Anklängen an die Freiheitskriege die Jahre hindurch überſättigt. Und dann wagen die Directoren nicht gern, wenn ihnen ein Stück mit kühner Conception entgegentritt. Kühn iſt die Intrigue des Stücks allerdings angelegt, noch kühner zu Ende geführt. Wenn auch jedermann die Friſche der Sprache willig anerkennt, ſo möchte doch mehr als einer vor dieſer Kühnheit erſchrecken. Der Held, ein patriotiſcher Wagehals erſter Größe, ein von der Polizei des Hieronymus proſcribirter Edelmann, Namens Hirſchfeld, verſchafft ſich unter dem Namen eines ſimpeln Gelehrten Fränkel Eingang bei dem Polizeidirector, der auf ihn zu fahnden gezwungen iſt, dupirt nicht nur dieſen, ſondern ſogar den Commiſſar der geheimen franzöſiſchen Polizei, verliebt ſich dann ernſtlich, er der Fränkel, in eine der Töchter des Polizeiraths und verlangt vom Papa, daß ihm dieſer, ihm dem Eugen von Hirſchfeld, die Tochter zur Gattin gebe, und das alles in den Stunden, in welchen ihm die Schlinge ſchon zehnfach am Halſe hängt. Zehnmal liegt er eigentlich ſchon im tiefen Kerker, aber immer kommt er mit dem Kopfe oben wieder heraus. Da heißt es am Schluſſe: plaudite, plaudite! Mehr denn einer aber denkt: ebenſo gut konnte der Held jetzt am Galgen hängen oder durch eine Kugel hingeſtreckt ſein. Hat auch der Zuſchauer dem Dichter in ſeinen Motivirungen und Situationen willig zu folgen, ſo ſind doch derartige Reflexionen, welche das Reſultat in ſein Gegentheil umkehren, bei einer zu kühnen Conception des Autors unabweislich und beeinträchtigen unbedingt den Erfolg.

Schließlich ſei noch auf eine uns gerade vorliegende Bearbeitung von Shakſpeare's „Wie es euch gefällt“ durch Julius Pabſt hingewieſen. Bei der praktiſchen Kenntniß der Bühne, wie ſie ſich der Bearbeiter in ſeiner Stellung am dresdener Hoftheater errungen, eine Kenntniß, die er ja ſchon durch Bearbeitungen anderer Shakſpeare'ſcher Stücke hinlänglich bewährte, wird es einer Empfehlung dieſer Bearbeitung um ſo weniger bedürfen, als ſich dieſelbe bereits an Shakſpeare's dreihundertjährigem Jubiläum auf der dresdener Hofbühne hinlänglich erprobt hat.

Emil Müller-Hamswegen.

Vom Büchertisch.

1. Petöfi. Ein Lebensbild von Alfred Teniers (Sigmund A. Herzl). Wien, Laſt. 1866. 16. 10 Ngr.

Eine mit anſprechender Wärme geſchriebene Lebensſkizze des ungariſchen Dichters. Weſentlich Neues bringt weder Biographie noch Charakteriſtik, die ſich mit gelegentlichen Streiflichtern begnügt. Doch ſind die von dem Biographen ſelbſt neu überſetzten Lieder, welche den Text unterbrechen, willkommene Zugaben wegen ihres ungekünſtelten Fluſſes; z. B.:

Wol lebten Größere als ich,
Und doch erloſch ihr Stern,
Was euer in der Zukunft harrt,
Ihr Lieder, wüßt' ich gern?

Ob ihr noch lebt, wenn über mir
Am Grabe das Gras ſich neigt?
Ob ihr, wenn einſt die Leier ſprang,
Noch tönet — oder ſchweigt?

Mag all' die Lieder, die ich ſchrieb,
Der Zeiten Sturm verwehn —
Bleibt nur mein Lied, das dich beſingt,
Mein ſchönſtes Lied beſtehn.

Und ewig wird das Lied beſtehn,
Und heilig wird es ſein —
Vom Himmel ſtammt's, von deinem Aug',
Du blonder Engel mein! ...

2. Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenſtörung vor Gericht. Eine Betrachtung der Seelen- und Körperzuſtände, welche des Menſchen Freiheit beſchränken. Ein Vademecum namentlich für Richter, Staatsanwälte, Vertheidiger, Geſchworene, Erzieher, Aerzte von Johann Auguſt Schilling. Augsburg, Schloſſer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfaſſer der „Pſychiatriſchen Briefe" hat in dieſem Werke ſeiner echten Humanität und Menſchenliebe ein neues Denkmal geſetzt, indem er den dunkeln Motiven nachgeht, durch welche die Menſchen in ihrer Willensfreiheit beſchränkt und in Schuld verſtrickt werden, ohne daß dieſelbe ihnen moraliſch zugerechnet werden darf. In der Regel wird von den Gerichten und den Gerichtsärzten nur auf die augenfälligſten Störungen Rückſicht genommen, auf Blödſinn, Geiſtesverwirrung und gewiſſe leicht nachweisbare Manien. Dagegen bleibt das große Feld phyſiologiſcher Ausnahmezuſtände, wie ſie z. B. mit dem weiblichen Geſchlechtsleben zuſammenhängen, oft unbeachtet. Mit Recht warnt Schilling vor den Juſtizmorden, die aus dem Mangel einer genauen ärztlichen Controlirung des körperlichen und geiſtigen Zuſtandes der Beklagten von ſeiten eines tüchtig gebildeten anthropologiſch-pſychiatriſchen Arztes hervorgehen. Wo es ſich um Schuld und Strafe handelt, müſſen Richter und Arzt ſich vor allen Dingen über die große Frage einigen: War der Menſch zur Zeit ſeiner That wirklich und vollkommen pſychiſch frei oder nicht? Daß zur Beantwortung dieſer Frage mehr gehört, als die banalen Begriffe von Geiſtesſtörung, welche im Publikum und auch bei vielen, nicht mit der Seelenheilkunde vertrauten Aerzten im Schwange ſind: das beweiſt das ganze, mit großer Sorgfalt und mit liebevollem Eingehen in die Fülle der ſich aufdrängenden Detailfragen ausgearbeitete Werk, welches den offenbar wichtigſten Theil der medicina forensis in erſchöpfender Weiſe darſtellt.

Es zerfällt in einen allgemeinen Theil, in welchem die geiſtigen Störungen überhaupt und der Standpunkt der Aerzte, Richter und Philoſophen bei denſelben, dann die Zurechnungsfähigkeit und die pſychiſche Freiheit des Menſchen betrachtet wird, und einen ſpeciellen Theil, der wiederum in folgenden Abſchnitten ausgeführt wird: „Des Menſchen Anlage betreffs Ausbildung von Geiſtesſtörungen"; „Die Entwickelung der zu pſychiſchen Störungen führenden jeweiligen Anlagen des Körpers und Geiſtes"; „Die Störungen des Gemüths"; „Die Störungen des Denkvermögens"; „Die Störungen der Triebe, Willensſtörungen, Wahnthaten". Die Darſtellung iſt im einzelnen von hohem Intereſſe.

Der Verfaſſer illuſtrirt ſein Thema überall durch eine Fülle von Beiſpielen, die, meiſtens aus dem Leben gegriffen, dem Hausſchatz der eigenen Erfahrungen entnommen ſind und nicht zu jener Sorte gehören, wie ſie am Rande der Collegienhefte über Pſychologie ſtereotyp ſeit der Väter Zeit aufmarſchirt ſtehen. Viele der mitgetheilten Geſchichten ſind ſpannender und erregender als die oft pſychologiſch unhaltbaren Erfindungen der Novelliſten. Dabei ſchreibt Schilling mit ebenſo viel Wärme wie Schärfe, geiſelt das Vorurtheil rückſichtslos, wo es ihm in den Weg tritt, und macht beſonders der officiellen Dummheit niemals die Honneurs, ſondern ſtellt ſie bloß, wie ſie es verdient. Ueberall aber tritt uns der Geiſt echter Humanität entgegen, der namentlich der ärmſten und zahlreichſten Klaſſe Gerechtigkeit zu verſchaffen ſucht. Beſonders intereſſant iſt, was Schilling über die partiell Geiſtesgeſtörten außerhalb der Irrenhäuſer ſagt. Auch auf Poeten und Schriftſteller kommt er zu ſprechen. Er thut dies in einem Zuſammenhang, der für die Dichter wenig ſchmeichelhaft iſt. Er meint, es gibt gewiſſe Anlagen, Naturen, Temperamente, die beſonders zu Delirien im Vorſtellungsleben disponiren und zuletzt zum Irrweſen führen. Leicht entzündbare Geiſter mit lebhaft geweckтem Phantaſieleben eilen oft raſch dem Wahnſinn zu. Er citirt Hoffmann, der es ſelbſt ausgeſprochen, daß ſich bei gar vielen unglücklichen Dichtern der Begeiſterungszuſtand bis zu Ideen des Wahnſinns geſteigert habe. „Iſt's denn ein Wunder", fährt Schilling fort, „wenn viele Dichter mit Recht im gewöhnlichen Leben für ſonderbare Käuze, Sonderlinge u. dgl. gehalten werden? Bezeichnet ja ſelbſt der ſo nüchterne Goethe eine gewiſſe Reizbarkeit des Gehirns als eine nothwendige Bedingung des dichteriſchen Talents. Es gibt wirklich Wahnſinnsdelirien, die ganz und gar den poetiſchen Exaltationen gleichen. Welche erſchreckende Anzahl von Dichtern und Dichterinnen verfielen in Schwermuth oder Wahnſinn?" Gleiches iſt bei phantaſtiſchen Künſtlern der Fall! Die Klaſſe gewiſſer Muſiker, erotiſcher Dichter und halbnärriſcher Humoriſten, ſagt Dr. Lingowitz, die im Gewande anſcheinender Genialität nur ihre Gehirnirritation offenbaren, iſt ſehr groß. Viele ſterben gewöhnlich früh dahin; viele

aber halten noch vorher ihren Durchgang durch das Irrenhaus.

Das Regiſter wahnſinniger Dichter und Künſtler, welches Schilling aufführt, enthält indeß doch einige Namen, deren Legitimation eine höchſt zweifelhafte iſt. Man wird ſich mindeſtens wundern, z. B. Tieck und Mozart unter denjenigen aufgeführt zu finden, welche im Wahnſinn ſtarben. Umgekehrt citirt der Verfaſſer Beiſpiele, daß Irrſinnige ſich in Dichter verwandelt haben. So ſchreibt ein geheilter Irrer: „In meiner frühern Zeit des Wahns fühlte ich mich ſo ſelig, als wäre ich ein höheres Weſen. In Maſſe ſtrömten mir die Gedanken zu. Ich habe die ſublimſten Dinge gedacht, die ich jetzt nicht mehr zu denken vermöchte. Oft war ich ganz lyriſch geſtimmt und dabei fortwährend in einer Art entzückender Begeiſterung. Es trieb mich mit Gewalt, Verſe zu machen. Jetzt bin ich ganz proſaiſch, aber gottlob geſund!“ Unſer Autor ſcheint überhaupt über den Zuſammenhang zwiſchen Dichtung und Wahnſinn ſeine eigenen Gedanken zu haben, die man zwiſchen den Zeilen leſen kann.

3. Vom grünen Tiſch. Bilder, Figuren und Geſchichten aus den deutſchen Spielbädern von Michael Klapp. Berlin, Behrend. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Feuilletoniſtiſche Skizzen aus den deutſchen Spielhöllen Baden, Wiesbaden und Homburg, meiſt lebendig durchgeführt und von Beobachtungstalent zeugend, hin und wieder humoriſtiſch ausgemalt, während bisweilen die Anekdote ſich, wie in dem Abſchnitt „Aus dem Tagebuche eines Spielers“, zur Novelle erweitert.

4. Ueber antike Gewichtſteine. Mit einer Tafel von F. R. (Friedrich Ritſchl). Bonn 1866. (Aus dem zwölften Hefte der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ beſonders abgedruckt.)

Mit gewohnter Schärfe unterſucht der berühmte Philolog und Alterthumsforſcher die Bedeutung jener antiken Gewichtſteine, welche ſtets von gebrannter Erde, ganz roh und kunſtlos gearbeitet, faſt ausnahmslos abgeſtumpfte Kegel oder abgeſtumpfte Pyramiden bilden und ſämmtlich oben, wenig unterhalb der Spitze, quer durchbohrt ſind und von denen nur wenig Exemplare Schrift, einen einzelnen Buchſtaben oder allenfalls einen abgekürzten Namen haben. Rietſchl beweiſt, daß dies keine Maßgewichte, wie man zum Theil annahm, ebenſo wenig Netzſenker bei dem Fiſchfang, ſondern Beſchwerſteine oder Schwergewichte bei der Weberei, Garnbelaſter oder Zettelſtrecker waren, deren Gebrauch aus den Analogien anderer primitiver Culturzuſtände und aus vielen Stellen alter Schriftſteller, z. B. des Ariſtoteles hervorgeht. Die kleine Abhandlung iſt ſcharfſinnig und einleuchtend abgefaßt.

5. Katechismus der deutſchen Literaturgeſchichte. Von Paul Möbius. Dritte verbeſſerte Auflage. Leipzig, Weber. 1866. 8. 12½ Ngr.

Da es für die Zukunft der Literatur keineswegs gleichgültig iſt, „wie die Jungen zwitſchern“, und man hoffen muß, daß ſie dies in etwas anderer Weiſe thun, als die Alten geſungen haben, ſo verdienen alle diejenigen Schriften beſondere Beachtung, welche darauf ausgehen, die junge Welt, das Geſchlecht der Zukunft, in die Literatur einzuführen. Der „Katechismus“ von Paul Möbius, der indeß in den neuen Auflagen die eigentliche Katechismusform aufgegeben und das literarhiſtoriſche Frag- und Antwortſpiel in einen Anhang verwieſen hat, verdient die Anerkennung, daß er mit verſtändiger Auswahl die reichen Schätze der deutſchen Literatur ſichtet und alles Verdienſtliche und Hervorragende mit vieler Wärme der Jugend ans Herz legt. Auch iſt die neue Zeit mit vollem Recht weit ausführlicher als die ältere behandelt, deren Studium der Fach- und Univerſitätsgelehrſamkeit überlaſſen bleiben ſollte, während gerade unſere claſſiſche und neueſte Literatur kennen zu lernen mit ihren reichen, für das Leben ſelbſt ſo werthvollen Bildungselementen, die Aufgabe der Schulen und Gymnaſien iſt. Die Behandlung der claſſiſchen Literatur, die Charakteriſtik unſerer großen Dichter iſt eingehend und prägnant. Was die jüngſte Epoche der Literatur betrifft, ſo ſind die darauf bezüglichen Abſchnitte durchaus keine Excerpte aus beliebten, aber einſeitigen Literaturgeſchichten, ſondern ſie tragen bei aller compendiariſchen Kürze das deutliche Gepräge ſelbſtändiger Forſchung und ſelbſtändigen Urtheils. Dies iſt weſentlich gerade für ein zum Gebrauch der Jugend beſtimmtes Werk; denn nichts wäre verderblicher, als mit literariſchen Parteiſtreitigkeiten, welche höchſt einſeitige Schätzung zeitgenöſſiſcher Dichter im Gefolge haben, ſchon das Urtheil des heranwachſenden Geſchlechts zu verwirren. Manches größere Literaturgeſchichtswerk, das mit gläubiger Anlehnung aus irgendeinem Vorgänger ſchöpft, könnte aus dem „Katechismus“ von Möbius vortheilhaft ſeine Regiſter ergänzen und ſeine Urtheile berichtigen. Volle Uebereinſtimmung des Urtheils in Bezug auf die Literatur der Gegenwart wird indeß wol nie zu erzielen ſein. So möchten auch wir einzelne der in den Vordergrund geſtellten Schriftſteller mehr zurücktreten, dagegen wiederum andere, namentlich begabte Dichter, wie Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Karl Beck mehr hervorgehoben ſehen. Doch die Jugend, die ſich an dieſer Schrift heranbildet, wird ohne Frage die zeitgenöſſiſchen Dichter und Schriftſteller im ganzen richtig würdigen.

6. Die deutſche Schaubühne. Organ für Theater, Muſik, Kunſt, Literatur und ſociales Leben. Herausgegeben und redigirt von Martin Perels. Siebenter Jahrgang. 1866. Erſtes bis drittes Heft. Leipzig, Leiner. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Nachdem die wiener „Recenſionen“ eingegangen, iſt die „Deutſche Schaubühne“ das einzige im größern Stil gehaltene Organ, welches die Intereſſen der gegenwärtigen Bühne mit allgemein äſthetiſchen Principien in Einklang zu bringen ſucht. Lange Jahre hindurch wurde die Zeitſchrift von Feodor Wehl mit Takt und gewohnter Unparteilichkeit redigirt. Jetzt iſt ſie wieder in die Hände ihres urſprünglichen Herausgebers, Martin Perels, übergegangen, der im ganzen das Wehl'ſche Programm innehält: Mittheilung neuer Stücke, ſelbſtändige dramaturgiſche Artikel, Biographien und Charakteriſtiken einzelner berühmter Künſtler, Charakteriſtiken des Schauſpielperſonals

der einzelnen Bühnen und Monatsrevuen über die Leistungen der Theater. Doch wenn sich bei Wehl das Zünglein der Wage mehr auf die ästhetische Seite neigte, so bei Perels, und gewiß zum äußern Vortheil des Unternehmens, mehr auf die praktische. Hin und wieder möchte man freilich wünschen, daß der Herausgeber seiner burschikosen Frische einen kleinen Dämpfer aufsetzte; doch im ganzen thut der wenig blasirte, ja begeisterte Ton wohl, in welchem er sich des Bessern auf diesem Gebiete annimmt. Auch ist es zu loben, daß die dramaturgische Analyse sich zum Theil neuern Werken zuwendet, wie z. B. der Charakter des Raleigh in Laube's „Essex" von dem Herausgeber selbst analysirt wird. Auch in den Revuen ist die Mittheilung eingehender Kritiken über neue Dichtwerke aus mehrern deutschen Hauptstädten, namentlich aus Dresden, zu loben. Doch wären sie wol noch freier zu halten von den banalen Phrasen der Alltagskritik und vom Theaterklatsch, so pikant dieser für gewisse Kreise sein mag.

7. Illustrirter Kalender für 1866. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Einundzwanzigster Jahrgang. Leipzig, Weber. 1866. Hoch 4. 1 Thlr.

Auch dieser Jahrgang ist so trefflich redigirt und ausgestattet wie die frühern; man erhält durch denselben in der That in nuce die Cultur- und Geistesarbeit des verflossenen Jahres, sowie die zusammenfassende Chronik seiner Hauptereignisse. Die illustrirte Chronik enthält einen Geschichtskalender, einen Kirchen- und Schulkalender, einen Militär- und Marinekalender, einen landwirthschaftlichen Kalender, einen Handels-, Gewerbs-, Wissenschafts-, Kunst- und Modenkalender. Sehr reichhaltig ist besonders der statistische Kalender, welcher nach allen Seiten hin erschöpfende Uebersichten gibt.

8. Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden. Aus dem Nachlaß von Paul Trömel. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Paul Trömel war, wie wir aus dem von Heinrich Brockhaus verfaßten Vorwort der „Schiller-Bibliothek" erfahren, ein überaus tüchtiger Buchhändler von bedeutenden literarhistorischen und bibliographischen Kenntnissen, der, nachdem er als Associé in einen Zweig der Firma eingetreten, leider durch einen frühen Tod hinweggerafft wurde. Von ihm existirt außerdem eine Schrift „Ueber die Literatur der deutschen Mundarten" (1854), eine „Bibliothèque américaine" (1861), welche Heinrich Brockhaus wegen der den einzelnen Titeln beigefügten historischen und bibliographischen Notizen sowie wegen der geschmackvollen Ausführung des Ganzen als ein kleines bibliographisches Meisterwerk bezeichnet, eine „Uebersicht der wichtigern Erscheinungen auf dem Gebiete der Bibliographie im Jahre 1854" (1855); auch leitete Trömel die 1856 begonnene „Allgemeine Bibliographie" und den „Centralanzeiger für Freunde der Literatur", sowie die „Bibliografia polska", die seit 1861 erscheint.

Trömel's „Schiller-Bibliothek" sollte schon im November 1859 als Festgabe erscheinen. Doch verschiedene ähnliche Arbeiten sowie die in den zahlreichen Schriften, welche das Schiller-Jubiläum hervorrief, niedergelegten Bemerkungen und neuen Aufschlüsse veranlaßten Trömel, mit seiner Schrift noch zurückzuhalten. In den folgenden Jahren wurde dieselbe immer wieder durchgesehen, vermehrt und in der Weise zu Ende geführt, wie sie jetzt vorliegt. Anfangs verfolgte Trömel einen weitern Plan, später beschränkte er sich darauf, ausschließlich diejenigen Drucke sorgfältigst aufzuführen, welche für den Schiller'schen Text auf immer als Grundlage dienen müssen. In der Beurtheilung des kritischen Werthes der verschiedenen Ausgaben glaubte er die Ergebnisse der Forschungen Joachim Meyer's um so mehr mittheilen zu müssen, als dessen „Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes" (Nürnberg 1858—60) nicht in den Buchhandel gekommen sind.

Man darf vollkommen in das Lob einstimmen, welches Heinrich Brockhaus der Schrift seines verstorbenen jungen Freundes zollt, indem er die bei der Ausarbeitung bewiesene unermüdete Sorgfalt und aufopfernde Liebe anerkennt. Die buchhändlerischen Angaben sind außerordentlich genau und correct, die Aufzählung der einzelnen in den verschiedenen Jahrgängen der „Thalia" und des „Musenalmanach" abgedruckten Gedichte gewissenhaft. Die Trömel'sche „Schiller-Bibliothek" wird jetzt, da ein Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums im nächsten Jahre in Aussicht steht und zahlreiche neue kritische Ausgaben von Schiller's Werken vorbereitet werden, an Bedeutung gewinnen als unschätzbarer Rathgeber für alle diejenigen Herausgeber, denen es Ernst ist mit einer gewissenhaften, auf die ursprünglichen Ausgaben gegründeten Revision des Textes.

9. Ueber Goethe's historische Stellung. Eine Abhandlung von Georg Gerland. Nordhausen, Büchting. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter den zahllosen Gesichtspunkten für Goethe, welche seine Allseitigkeit fordert, begegnen wir in vorliegender Schrift einem, der ihn besonders von der geschichtlichen Seite in Betracht zieht. Das Unternehmen ist dankenswerth, die Ausführung gelungen. Diejenigen, welche so oft Goethe's Verhältniß zur Geschichte und im besondern zu seiner Nation angefochten haben, werden hier die vollständigste Widerlegung finden. Die Schrift ist reich an fruchtbaren Gedanken. Das eigentliche Wesen deutscher Bildung, deren universeller Repräsentant eben Goethe ist, wird glücklich gewürdigt, bei welcher Gelegenheit denn auch ein wichtiges Streiflicht auf die Franzosen fällt. Wir empfehlen das Büchlein dringend als eine Zierde unserer reichen Goethe-Literatur. Nur zweierlei müssen wir rügen, daß der Verfasser Jean Paul unerwähnt läßt, und daß er sich einmal in einem seiner Aussprüche bis zum Unglaublichen übernimmt, wenn er im Stande ist, von England zu sagen: „von welchem wir bisjetzt noch wenig Gutes empfangen haben!" Das in der That ist eine Uebereilung ohnegleichen.

10. Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphiloſophie Schelling's. Von Hubert Beckers. München, Franz. 1864. Gr. 4. 16 Ngr.

Es iſt in unſern Tagen Mode geworden, auf Schelling, den Naturphiloſophen, mit Geringſchätzung herabzuſehen. Wer ſich aber durch die Mode beſtimmen läßt, der wird zuletzt Lug und Trug ernten. Die außerordentlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft in der Gegenwart unterſchreiben wir mit vollſter Anerkennung. Wer aber hat in neuerer Zeit den erſten Anſtoß dazu gegeben? Kein anderer wie Schelling. Die wohlbegründete Forderung der Jetzigen, das Reale über dem Idealen nicht zu vernachläſſigen, Schelling hat ſie bereits mit mächtiger Hand ins Werk gerichtet. Wir befinden uns gegenwärtig in der entgegengeſetzten Richtung von Fichte dem Aeltern. Wenn dieſer mit dem gewaltigen Subject ſeines „Ich" die Natur verdeckte, ſo verdecken wir mit dem gewaltigen Object der Natur wieder das Subject, aus dem erſt das Object erklärlich wird. Was viele der heutigen, oft blos materialiſtiſchen Naturforſcher an der Natur eigentlich haben, wiſſen ſie ſelbſt nicht, und, was das Unwiſſenſchaftlichſte iſt, ſie wollen es auch gar nicht wiſſen. Es iſt gleich ſchlimm, alles auf das Atom zurückzuführen wie alles auf die Subſtanz. Auch Schopenhauer hat mit Recht ſolches Gebaren der allein exact ſein Wollenden lächerlich gemacht. Wer ſich darüber unterrichten will, wie eigentlich es ſich mit Schelling's Naturphiloſophie verhält, der leſe obige vortreffliche Schrift. Die Schrift iſt voll tiefer Ideen, Erörterungen, Hinweiſungen, verbindet damit Belege aus Schelling's Werken und läßt daraus ein Geſammtbild der Forſchungen des genialen Denkers entſpringen, welches zur größern Vertiefung heutiger Naturwiſſenſchaft viel beitragen wird, jedoch auch jeden Gebildeten durch Klarheit und Abrundung der ganzen Darſtellung anzieht und zu weiterm Durchdenken anregt. Möchte die gediegene Schrift in vieler Hände kommen!

11. Kant und die Epigonen. Eine kritiſche Abhandlung von Otto Liebmann. Stuttgart, Schober. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Der Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften beruht auf einem Grundgeſetz. Wenn der Fortbau einer einzelnen unterbrochen wird, auch an ſie wird wieder die Reihe kommen. Die Vernachläſſigung der Philoſophie rächt ſich in unſerm Zeitalter durch die ſchroffſten Einſeitigkeiten. Um ſo freudiger begrüßen wir die, welche in der Gegenwart eine neue Aera philoſophiſcher Forſchung verbürgen. Unter ihnen ſteht in erſter Reihe Otto Liebmann in ſeinem obigen beachtenswerthen Buch. Indem der geiſtvolle Verfaſſer thatſächlich beweiſt, auf Kant müſſe zurückgegangen werden, unterwirft er den königsberger Weltweiſen ſelbſt einer ſcharfen Kritik, aus der ſich aber auch ergibt, was des Unwandelbaren von Kant errungen worden iſt. Aber — das Kantiſche „Ding an ſich" iſt unhaltbar. Aus dieſem Anfange gewinnt der Verfaſſer eine Methode, die ebenſo überraſchend, originell, wie dennoch ungeſucht, einleuchtend iſt. Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Fries, Schopenhauer betrachtet er nach demſelben Verfahren. Zuerſt gibt er ihre Lehre, dann ſeine Kritik. Bei allen findet er das „Ding an ſich", wenn auch in anderer Geſtalt. Auch bei ihnen muß es alſo verworfen werden. Der Scharfſinn dieſer ganzen Unterſuchung beweiſt ſich beſonders glänzend in der Darſtellung bei Kant, Herbart, Schopenhauer. Der ſpeculative Refrain unſers vortrefflichen Autors iſt und bleibt: auf Kant muß — aber ohne das „Ding an ſich" — zurückgegangen werden. In Bezug auf Schelling weichen wir vom Verfaſſer ab. Nur da wird er ihm vollſtändig gerecht, wo er auf den Schopenhauer'ſchen Willen zu ſprechen kommt. Was der Verfaſſer über das Individuum und das Gefühl beibringt, wie er bei dieſer Gelegenheit die Kunſt hervorhebt, verdient die wärmſte Anerkennung. Iſt irgendein Buch geeignet, einer gewiſſen Verſunkenheit in die Gedankenloſigkeit ein rettendes Seil zuzuwerfen, ſo iſt es das vorliegende.

12. Geſundheit, Krankheit, Tod. Ein Vortrag von G. A. Lauer. Berlin, Hertz. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verfaſſer ſieht in der Natur eine Offenbarung Gottes; die Seele iſt für ihn ein ſelbſtändiges Weſen, mit dem Körper auf unbegreifliche Weiſe verbunden und in beſtändiger Wechſelwirkung ſtehend, aber in ihrer Weſenheit frei. Geſund iſt die Seele nur, wenn in ihr die Liebe zu Gottes Geſetz lebendig und damit in ihr der Friede iſt. „Wer ein ſchlechtes, unverſöhntes Gewiſſen hat, der leidet Seelenſchmerz und iſt darum nicht geſund. Weſſen Buſen von Leidenſchaften durchwühlt wird, der hat Flecken auf ſeinem innern Auge und keinen Blick für den wahren Werth der Dinge und Verhältniſſe und noch viel weniger für die Erhabenheit und Reinheit Gottes." Der Verfaſſer beginnt mit der Aufſtellung zweier allgemeiner Grundſätze für die Erhaltung der Geſundheit: 1) „Jeder prüfe, was ſeinem Leibe zuträglich oder ſchädlich iſt"; 2) „Der Körper ſowol als die Seele müſſen hart behandelt und in beſtändiger Uebung all ihrer Kräfte gehalten werden" — wobei aber der Verfaſſer vor Uebertreibung der ſogenannten Abhärtung warnt. Bei der Erwägung von Geſundheit und Krankheit ſpricht er manche beherzigenswerthen Gedanken aus, weiſt auf den Zuſammenhang von Armuth und Krankheit hin und erinnert an die Pflichten der Glücklichen gegen die Armen und Kranken. Eine ruhige und ergebene Gemüthsſtimmung wirkt wohlthätig auf das körperliche Leben und auf Geneſung, wofür der Verfaſſer einen von Baudens berichteten Fall anführt, wo ein Araber von unglaublicher Seelenruhe von einer unter gewöhnlichen Umſtänden hoffnungsloſen Verwundung genas. Er handelt dann von dem Verhalten der Aerzte und Patienten und erklärt zur Geneſung die bewußte freiwillige Mitwirkung des Patienten für nothwendig. Der Aberglaube behauptet auf dem Gebiete der Krankheit noch immer eine gewiſſe Macht, ſelbſt unter den gebildeten Ständen, wofür der Verfaſſer ſpecielle Angaben beibringt, wie für die noch immer blühende Charlatanerie, welche ganz öffentlich einhergeht, während der Aberglaube meiſtens im Dunkeln arbeitet. (Z. B. Stärkmehlarten, welche auf den

Aeckern der Mark wachsen, werden mit arabischen Namen belegt und zu enormen Preisen verkauft: Revalenta arabica u. s. w.) Vom Tode sagt er: „Für den Eintritt in die sogenannte Große Armee gilt das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht mit absoluter Strenge, ohne Freilosung, ohne Invaliditätserklärung, ohne Reclamation, ohne Stellvertretung. Freiwillige jedoch werden nicht gern gesehen."

Der Verfasser meint, ein Ueberschreiten des Alters von 100 Jahren sei sehr selten und die Fälle von 150, ja 180 Jahren, welche angeführt werden, entbehrten des sichern Beweises. Die Zweifel in dieser Beziehung scheinen indeß zu weit getrieben und einige Beispiele solch hohen Alters sind so gut beglaubigt, als es nach den Umständen nur möglich ist, so namentlich jene des Peter Torton und Petracz Czartan, die beide 185 Jahre alt wurden, des Thomas Parre von 152 Jahren u. a. Manche Menschen haben eine wahrhaft lächerliche Todesfurcht: „Das Leben lieben und den Tod nicht fürchten", sagt der Verfasser, „das ist die schwere Aufgabe, welche wir zu lösen haben.... Wenn wir an dem Lager eines Sterbenden stehen, so mögen es Gedanken der Hoffnung und des Friedens sein, welche unsere Seele erfüllen."

13. Die Abendmahlskinder. Gedicht von Tegnér. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. Königsberg, Hübner und Matz. 1864. 16. 10 Ngr.

14. Esaias Tegnér's Axel. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. Königsberg, Hübner und Matz. 1864. 16. 10 Ngr.

Den zahlreichen Verdeutschungen der Tegnér'schen Gedichte reihen sich die vorliegenden, wenn sie auch nicht geeignet sind, ihre Vorgängerinnen in den Schatten zu stellen, doch als gute und sorgfältige Arbeiten in würdiger Weise an, sowie auch die Verlagshandlung durch eine hübsche Ausstattung das Ihrige gethan hat, um diesen Ausgaben beim Publikum freundliche Aufnahme zu sichern.

15. Der Apostel Paulus. Von A. Hausrath. Heidelberg, Bassermann. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, den großen Apostel des Christenthums, seines mystischen Heiligenscheins entkleidet, als einen Mann der Geschichte uns menschlich näher zu bringen. Sollen aber dergleichen fleißige und gediegene Arbeiten auch dem Laien zugänglicher werden, so wird es nöthig sein, daß sie farbiger und lebensvoller gehalten seien, wodurch weder der Würde des Gegenstandes noch der ernsten Form geschichtlicher Darstellung Abbruch geschehen wird.

16. Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Einundzwanzigster Band: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. H. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündelen. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr.

Das Buch, das die Selbstbiographie eines zum Katholicismus übergetretenen Geistlichen der englischen Hochkirche enthält, ist mit Wärme und Lebendigkeit und mit gründlicher Kenntniß theologischer Streitfragen geschrieben. Ueberall erweist sich der Schreiber als ein ernster Charakter, als ein klarer Geist, der jedoch, dem Einflusse eines rückwärtsfließenden Gedankenstroms erliegend, in den Bestrebungen der Gegenwart nur Bethätigungen eines ungöttlichen Geistes erkennend, endlich Ruhe findet in der Kirche Roms und es zuletzt offen ausspricht, daß die Welt zu wählen habe zwischen Atheismus und Katholicismus. Die kurze Inhaltsangabe wird darthun, welchen Lesern mit der Lektüre des Buchs gedient sein mag.

17. Reise auf der Insel Lesbos von A. Conze. Mit einem Anhang und 22 lithographirten Tafeln. Hannover, C. Rümpler. 1865. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wer die Reiseliteratur der letzten Jahre mit Interesse beachtet und namentlich dieses Interesse den wissenschaftlichen Reisewerken über die Länder und Landstriche des türkisch-griechischen Orients zugewendet hat, dem ist auch seinerzeit die „Reise auf den Inseln des Thrakischen Meers" nicht entgangen, welche der Verfasser der vorliegenden „Reise auf der Insel Lesbos" im Jahre 1860 herausgegeben hat. Seine Reise auf dieser letztern Insel war die Fortsetzung der erstern, nämlich der in dem früher erschienenen Reisewerke beschriebenen Reise auf den Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos, welche er im Sommer 1858 unternommen hatte, und das gegenwärtige Reisewerk schließt sich diesem frühern genau an. Beide vervollständigen gewissermaßen die von Ludwig Roß in vier Bänden (1840—45 und 1852) herausgegebenen Schilderungen der Inseln des griechischen Archipelagus, ohne jedoch dieselben geradezu abzuschließen. Der Verfasser der vorliegenden Reise erkennt dies in gewisser Hinsicht und mindestens in Betreff von Lesbos insofern selbst an, als er ausdrücklich bemerkt, daß er den gesammten Stoff, den er namentlich auf seiner lesbischen Reise gewonnen, nicht durchgearbeitet habe, daß er vielmehr manches nur als „rohes Material" hier übergebe, das dann von andern weiter verarbeitet und für manche Untersuchung als eine nicht ganz unbrauchbare Grundlage benutzt werden könne. Auch sonst hat er, wie es scheint, auf manche Richtungen der Alterthumsstudien seine besondere Aufmerksamkeit weniger gerichtet, als dies z. B. bei Roß der Fall ist. Dabei war auch nach dem, was er bemerkt, seine Reise auf Lesbos, wie bedeutend diese Insel unter den Stätten griechischen Lebens einst auch war, für bildende Kunst und deren Geschichte im ganzen sehr unfruchtbar, und er hat sich daher vorzugsweise dem topographischen Theile der Arbeit, der manches Neue enthält, mit größerer Liebe zugewendet. Indeß füllt doch schon im allgemeinen seine Reisebeschreibung, insofern sie auf eigener fleißiger Anschauung und dem Ernst wissenschaftlicher Studien beruht, eine Lücke in der einschlagenden Reiseliteratur aus, in welcher bisher die Insel Lesbos von Fremden und Einheimischen ungebührlicherweise vernachlässigt worden war, und ist auch im einzelnen wohl geeignet, in verschiedenen Richtungen über die dortigen Zustände aufzuklären und die Insel selbst unserm Interesse und der Kenntnißnahme von ihr näher zu rücken.

Vornehmlich gilt dies allerdings von den topographischen Verhältnissen der Insel, die der Verfasser vorzugsweise berücksichtigt und wozu ihm die durch den größten Theil der Insel gemachte Rundreise den erforderlichen Anlaß und reichen Stoff gewährte. Seine diesfallsigen Mittheilungen und Angaben finden in einzelnen, durch feine und scharfe Zeichnung, sowie durch saubern Druck sich auszeichnenden lithographirten Tafeln und Karten den entsprechenden Ausdruck. Gleichwol erkennt der Verfasser nicht nur den Mangel einer genügenden Karte von Lesbos, sondern auch die großen Lücken an, die seine Tafeln für das Innere der Insel lassen, da deren Ausfüllung außerhalb des Zwecks lag und die von ihm für die Küstenlinie benutzten vortrefflichen Aufnahmen der englischen Admiralität ihn hierbei im Stich ließen. Andere Tafeln, die dem Reisewerk beigegeben sind, geben lesbische Inschriften, Denksteine, basreliefartige und ähnliche Kunstdenkmäler des Alterthums wieder, die bisher meist ungedruckt und unbekannt gewesen und welche besonders der Epigraphik zugute kommen. Auf anderes in dieser Beziehung, namentlich auch auf Sammlungen von Alterthümern, die an einzelnen Punkten der Insel von Griechen angelegt worden, macht der Verfasser künftige Reisende aufmerksam.

Außerdem gewährt die vorliegende Reise auch über statistische und culturhistorische Gegenstände und Verhältnisse mancherlei Aufschluß und empfiehlt sich dadurch auch dem Interesse solcher Leser, die außerhalb des engen Kreises wissenschaftlicher Alterthumsfreunde stehen. Die Größe und Wichtigkeit der in Rede stehenden, meist ganz christlichen Insel kommt jenem Interesse in hohem Grade entgegen, und manche Naturschilderungen des Verfassers geben demselben besondere Nahrung. Die Behauptung eines boshaften Franzosen: „Propre au dehors, sal au dedans, c'est la devise de l'Orient", die der Verfasser zwar in Betreff der ersten Hälfte des Vordersatzes nicht durchweg als richtig ansieht, die er jedoch ganz für die Hauptstadt der Insel, Mitylene, gelten läßt, darf dagegen niemand in seinem Interesse irgendwie irremachen.

18. Johann David Passavant. Ein Lebensbild von Adolf Cornill. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 1864. 4.

Ein Lebensabriß des bekannten frankfurter Malers und Kunstforschers Johann David Passavant, der sich als Schriftsteller durch sein geschätztes Werk: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (3 Thle., Leipzig 1839 und 1858), bekannt gemacht hat. Dieses Lebensbild Passavant's dürfte insofern auch über die Freundeskreise des Künstlers hinaus Interesse erwecken, als Cornill selbst eine Skizze des Lebens, Wirkens und der Zeit Rafael's mit eingeflochten und zugleich eine Schilderung der romantischen Ideale Passavant's und seiner Freunde, sowie von dessen kunstgeschichtlichen Leistungen in ihrer Bedeutung zu dem geistigen Leben seiner Zeit entworfen hat und in der noch fehlenden dritten Abtheilung den Nachweis liefern wird, wie die sich fortentwickelnde Zeit die Romantiker, und somit auch Passavant, vereinsamt hinter sich ließ, diese uns aber dennoch das Ideal einer künftigen Versöhnung von Religion, Kunst und politischem Leben entgegenhalten. Das ganze Werk ist geeignet, uns einen Ueberblick über die neuere Kunst in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung zu verschaffen.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wer, wie wir, das „Historische Taschenbuch" von Raumer gleich am Anfange seiner Laufbahn beobachtet hat, dem wird es um so erklärlicher erscheinen, wenn dasselbe nicht nur in den gebildeten Kreisen, für die es eigentlich und zunächst bestimmt ist, immer mehr Anerkennung gefunden, sondern sich auch die Achtung derjenigen Historiker erworben hat, die größere Bauwerke auf dem Gebiete der Geschichte aufgeführt haben: sie haben Bausteine aus dem „Historischen Taschenbuch" für ihre Bauwerke entlehnt. Deshalb nimmt man jeden neuen Jahrgang desselben nicht ohne eine gewisse Erwartung in die Hand, und eine Täuschung hat noch keiner der 35 Jahrgänge bereitet, wie jeder zuversichtlich behaupten kann, der ununterbrochen ihr aufmerksamer Leser gewesen ist.

Sehen wir jetzt zuvörderst im allgemeinen, was uns der neueste Jahrgang gebracht hat:

1. Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition. Von Karl Hopf.
2. Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme. Eine culturgeschichtliche Skizze. Von Heinrich Rückert.
3. Fürstenromantik im 15. Jahrhundert. Von Franz Löher.
4. Pfalzbaiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Skizze. Von L. H.

Wenn die Worte eines alten Epigramms „Venetam posuisse Deos", die unfehlbar ihr poetisches Gewand dem tiefen Eindrucke sinnlicher Anschauung verdanken, dieses Gewandes entkleidet und in ihrem historischen Sinne aufgefaßt werden, so erkennt man sofort, daß der Verfasser jenes Epigramms ein Menschenwerk in den Lagunen des Adriatischen Meers vor sich sah, das sein größtes Erstaunen, seine höchste Bewunderung erregte. Empfängt nun aber auch der gegenwärtige Beschauer dieses Menschenwerks einen ganz andern Eindruck als der Epigrammatiker, so wird er dennoch, wenn er wahrhaft historischen Sinnes ist, sich ähnlichen Gefühlen nicht verschließen können, wie sie einstens Gibbon empfand, als er, vom Kapitol herab auf die Trümmer des alten Rom schauend, die Größe, die Herrlichkeiten und die Schicksale dieser einstigen Weltbeherrscherin vor seiner Seele vorüberziehen ließ. Und er wird solchen Gefühlen um so zugänglicher sein, wenn ihm bekannt ist, was ein Dichter Venedigs, plebejischen Stammes, 1420 aussprach:

O Stadt, hochthronend über allen Reichen,
So weit das Christenthum im heil'gen Bunde
Umschlingt die Völker in der weiten Runde,
Der ganze Erdball kennt nicht deinesgleichen.

Doch ſteht eine derartige wohlbegründete Verherrlichung einer weltberühmten Stadt nicht beiſpiellos da. Wir erinnern bei dieſer Gelegenheit nur an das allerdings etwas derb gehaltene und auf die Volksnerven berechnete Epigramm des Lyſippus auf die Stadt Athen, die ſowol vom ſtreng geſchichtlichen Geſichtspunkte aus als von dem der architektoniſchen Werke betrachtet mit dem alten Venedig ſo manchen Vergleichungspunkt darbietet. Es lautet:

Du biſt ein Klotz, wenn du Athen noch nicht geſehn,
Ein Eſel, wenn Athen dir nicht gefiel,
Ein dummes Thier, wenn du betrübt von ihr nicht ſcheideſt;
Helleniſch iſt die Stadt, den Roſen ähnlich,
Süß duftend, doch mit Dornen auch begabt. *)

Und ſolcher Dornen hatte das übrigens ſo herrliche und bewunderungswürdige Venedig gar viele: ſie heißen Staatsinquiſition, der Rath der Zehn, Bleidächer, Generalvergifter u. dgl. Dieſe Dornen ſind es insbeſondere, die uns der Verfaſſer der an erſter Stelle genannten Monographie eingehend und belehrend in einer Weiſe ſchildert, welche dafür Zeugniß ablegt, daß er durch tüchtiges und umfaſſendes Quellenſtudium ſich die Befähigung erworben habe, ſeine Aufgabe zu löſen. Uebrigens erfährt man bei dieſer Gelegenheit von dem Verfaſſer, daß in Venedig und Wien noch zahlreiche Urkunden, die für die Geſchichte der berühmten Lagunenſtadt von Wichtigkeit ſind, mit ſieben Siegeln verſchloſſen gehalten werden, ſodaß abgeſehen von Daru, der, was man auch ſagen mag, doch eine neue Bahn für Venedigs Geſchichte gebrochen hat, die viel umfaſſendern Werke von Alberi, Romanin und Thomas noch keineswegs als völlig erſchöpfende angeſehen werden dürfen. Was den beſondern Zweck der in Rede ſtehenden Monographie betrifft, ſo hat der Verfaſſer, unterſtützt von ſeinen gelehrten Studien und von eigener Anſchauung, den „Dornen" Venedigs theils die Spitze ganz abzubrechen, theils dieſelben wenigſtens abzuſtumpfen ſich bemüht; ſeiner Vertheidigung der hiſtoriſchen Gerechtigkeit liegt aber keine advocatoriſche Dialektik zum Grunde, wie den Vertheidigungen des Tiberius und der Kleopatra von Stahr, ſondern er hat ſeiner Arbeit den Werth eines Bauſteins gegeben, den niemand beiſeitelegen darf, der künftig der Königin des Adriatiſchen Meers ein hiſtoriſches Denkmal errichten will.

Aus der zweiten Abhandlung, die einen Gelehrten zum Verfaſſer hat, der ſich ſeinen Aufgaben immer gewachſen zeigt, die indeß doch den einen und andern Widerſpruch hervorrufen wird, ohne daß darunter der Werth des Ganzen leidet, heben wir einen Punkt darum hervor, weil er unſers Bedünkens mit Recht eine Meinung bekämpft, die ſich weder vor dem Forum geſchichtlicher Urkunden noch angeſichts der factiſchen Verhältniſſe und Erſcheinungen der Gegenwart vertheidigen läßt. Die gewöhnliche Meinung iſt: ſlawiſches Blut hat ſich mit dem deutſchen Grundſtock vielfach gemiſcht und ihn mehr oder minder durchdrungen. Schon Gaupp hat 1849 in einer beſondern Schrift: „Das deutſche Volksthum in den Stammlanden der preußiſchen Monarchie", dieſer Meinung ihre hiſtoriſche Berechtigung wenigſtens bezüglich des preußiſchen Staats mit guten Gründen abgeſprochen. Unſer Verfaſſer geht aber weiter und ſagt im weſentlichen Folgendes: Eine eigentliche materielle Blutmiſchung zwiſchen den deutſchen Einwanderern und den ſehr dünn geſäeten ſlawiſchen Bewohnern hat ſo gut wie gar nicht ſtattgefunden; die bekannten Beſtimmungen des Sachſenſpiegels und aller andern hier geltenden Rechte legen allein dafür ſchon genügendes Zeugniß ab. Ebenſo wenig iſt für die ältere Zeit eine Germaniſirung im eigentlichen Wortſinn, d. h. ein bloßes Hinübertreten des ſlawiſchen Elements zu dem deutſchen, ohne ſeine materielle Subſtanz zu ändern, anzunehmen. Dieſer Proceß iſt in den Stammlanden der preußiſchen Monarchie erſt ſehr ſpät vor ſich gegangen und gehört eigentlich ganz der neuern Zeit an, obgleich er auch da lange nicht ſo ausgedehnt gewirkt hat, wie die oberflächliche Kenntniß annimmt. Denn die nach urkundlichen Zeugniſſen an ſich in den meiſten dieſer Landſchaften nur ſehr dünne (?) ſlawiſche Bevölkerung (dem ſcheint aber die lange Dauer und Hartnäckigkeit der Kämpfe mit den Deutſchen zu widerſprechen) iſt von den deutſchen Anſiedlern entweder einfach verjagt worden oder freiwillig vor ihnen zurückgewichen oder nach einem auch anderwärts über die Berührung zweier antipathiſcher Raſſen entſcheidenden Naturgeſetz vor der ſtärkern deutſchen Art geradezu verſchwunden. Und faſt die nämlichen Verhältniſſe wie für das preußiſche gelten auch für das öſterreichiſche Coloniſationsgebiet; auch da hat nur ſelten und meiſt erſt in neuerer Zeit eine Germaniſirung der ältern Bevölkerung ſtattgefunden, und was deutſch iſt, in dem fließt auch wie in Preußen deutſches Blut. Eine wirkliche Germaniſirung dagegen hat die jetzt ganz deutſch gewordenen ſlawiſchen Stämme und Völkertrümmer am obern Main und an der Rednitz, an der Pleiße und Elſter im Oſterlande und auf dem linken Ufer der Niederelbe betroffen. Allein auch hier iſt eine eigentliche Blutvermiſchung zwiſchen Deutſchen und Slawen niemals eingetreten, ſondern es ſind die Slawen nur durch ihre deutſche Umgebung und durch den Einfluß der deutſchen Cultur deutſch geworden, ohne ihr Blut zu ändern. Uebrigens würde dieſe materielle Reinheit des Bluts für die Geſchichte irrelevant ſein; es gibt ganz andere Momente, welche eine Nationalität beſtimmen. Die rein deutſche Nationalität der Bewohner des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland, z. B. gerade in den Strichen Schwabens, Baierns und der Rheinlande, welche ſich gern vorzugsweiſe die rein deutſchen zu nennen pflegen, würde von jenem grob materialiſtiſchen Standpunkte aus großer Anzweiflung unterworfen ſein; denn hier hat ſich, wie alle geſchichtlichen Thatſachen lehren, eine ſehr weitgehende Vermiſchung der Deutſchen, die doch eben auch nur Einwanderer waren, wenn auch einige Jahrhunderte früher, als es in Oeſterreich und Preußen geſchehen iſt, mit den ſchon lange anſäſſigen Celten und Römern vollzogen; ſie ward durch kein

*) Vgl. Hudſon, „Geographi minores", II, 10. Das ſpaniſche Sprichwort bezüglich Granadas: „El que no ha visto à Granada, no ha visto maravilla, etc." dürfen wir wol als ziemlich allgemein bekannt vorausſetzen.

Hinderniß der Gesetzgebung oder unüberwindliche Antipathie der Rassen aufgehalten. Uebrigens sind die Gesetze und Bedingungen, muß hinzugefügt werden, unter denen Völkervermischungen eintreten und bei unbesiegbaren Antipathien niemals zum Vollzug gelangen, nicht sowol — wenigstens in den meisten Fällen — auf dem Gebiete der Geschichte als im Bereiche der Anthropologie — natürlich ohne ihre englische Entartung — und der Ethnographie zu suchen; die Geschichte hat dergleichen Erscheinungen wol zu constatiren, aber um ihre Erklärungsgründe wird sie die beiden genannten Wissenschaften angehen müssen; darum ist es keine Willkür, wenn die Geschichte sie in den Kreis ihrer Hülfswissenschaften gezogen hat. Bemerken wollen wir, daß es S. 215 statt „in duce" „in exercitu" heißen muß; ebenso ist S. 213 in dem Citat aus der „Lex Salica" gewiß statt „audar" „audax" zu lesen und ebendaselbst statt des unförmlichen „incolumna", unstreitig „incolumi"; ob in dem Original wirklich ad catholica fide steht, müssen wir dahingestellt sein lassen, weil uns dasselbe nicht zur Hand ist, kann aber unangefochten bleiben, weil, wer die Klagen des Gregor von Tours kennt, wissen wird, daß in der Uebergangsperiode, wo Barbaren anfingen lateinisch zu schreiben, dergleichen Donatschnitzer nichts Seltenes waren.

In der dritten Monographie mit der Ueberschrift: „Fürstenromantik im 15. Jahrhundert", führt uns ihr Verfasser, Franz Löher, auf ein historisches Gebiet, dessen genaue Kenntniß er in seiner Biographie der Jakobäa, einer durch klare und anziehende Darstellung ausgezeichneten Schrift, in so beifallswürdiger Weise bekundet hat, daß ihm das Auftreten eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften in München (Hofmann) wol schwerlich in der Meinung der gelehrten Welt zu schaden im Stande gewesen ist.

Das Mittelalter namentlich in seiner zweiten Hälfte zeigt in auffälligster Weise die einander widersprechendsten Charakterzüge; auf der einen Seite die roheste, an Unmenschlichkeit grenzende Barbarei, auf der andern dagegen eine, man möchte fast sagen mit künstlerischer Strenge geregelte Courtoisie; neben Wortbrüchigkeit, Verrath und Mord tritt uns gleichzeitig eine Treue, eine Ehrenhaftigkeit entgegen, die für das gegebene Wort selbst das Leben einzusetzen kein Bedenken trägt. Aber gerade in der Mitte dieser Erscheinungen liegt das ebenso interessante als merkwürdige Feld der Romantik: es ist dasselbe jedoch so gut wie verschwunden. Unser Verfasser sagt:

> Die Gründe davon sind leicht zu entdecken, denn es gab im Mittelalter zehn- und zwanzigmal mehr regierende Häuser und fürstliche Personen. Jedes große Land hat nun einen einzigen König; damals zerfielen sie, auch wo sich bereits das Königthum mächtig emporhob, noch in zahlreiche Fürstenherrschaften. Dazu kamen die vielen Barone, die an Adel und uralter Freiheit des Geschlechts sich nahezu einem Fürsten gleich dünkten; und in der That nahmen sie etwa Rang und Stellung ein, wie jetzt die Mediatisirten in Deutschland. All diese Fürstlichen und Hochadelichen strömten mit Frauen und Töchtern, mit Rittern und Reisigen an großen Turnieren und Festen zu der Residenz der Fürsten, deren Höfe ohnehin schon ein ungleich größeres Gefolge von Herren und Damen und Dienstleuten zählten, als heutzutage irgendwo, es sei denn in Indien und Persien, gewöhnlich ist. Wo aber viele Genossen da sind, da entsteht auch lebendiger Verkehr, und wo Verkehr sich entwickelt, gibt es Anstoß, Leidenschaft und Geschichten. Wenn vielbelebte Gruppen im Festsaal auf- und niederwogen, wird da nicht mehr zu erzählen sein, als wo jeder einzelne auf seinem Gute oder Dörfchen sitzt? Einen zweiten Grund macht uns die jüngste Zeit anschaulich. Wie viel Bomben und Schicksale wurden durch Revolutionen in die Fürstenschlösser geschleudert! Nun war das Mittelalter zwar fromm und gläubig, jedoch stellten Aufruhr und Umwälzung sich im Grunde genommen fast überall so häufig ein, wie etwa jetzt die Putsche in den Schweizerstädtchen. Lebendiger war der Parteikampf, unaufhörlich hoben und senkten sich die großen Volkswetter, sie rissen, plötzlich aufbrausend, die am höchsten standen, plötzlich in den Abgrund, und die nächste Glücksflut hob andere an ihre Stelle. Es braucht aber die Romantik übermächtige, unberechenbare, unheimliche Gewalten; in den leichterregten Volksmassen, in ihren dunkeln, edeln oder schrecklichen Instincten lag etwas von der Naturgewalt, die mit Leben und Geschick der einzelnen spielt wie mit einem Spielball. Wohl zu beachten ist noch ein dritter Unterschied vom heutigen Leben. Mitten im Heranstürzen und Wogen der mittelalterlichen Parteikämpfe fühlte sich die Persönlichkeit freier, frischer und ursprünglicher als in unserer gebildeten Zeit. Sitte und Anstand, Recht und Religion, überhaupt festere Gewöhnung halten jetzt — und wir sagen dabei von Herzen: Gott sei Dank! — die Leidenschaften mehr im Zaume, wenigstens lähmen sie die wildesten Ausbrüche. Im Mittelalter dagegen, wo germanisches Fehderecht den Leuten noch im Arme zuckte, griff man auf der Stelle zur Selbsthülfe. Gedanken an Flucht, Mord, Entführung erzeugten sich rasch und unwiderstehlich. Trotz der Abstufung der Stände trat, wo es Recht und Rache galt, der Mensch dem Menschen näher und suchte, wie hoch auch der Feind stehen mochte, das Weiße in seinem Auge. So entschlossen man das eigene Leben hinwarf, so leicht nahm man auch fremdes Leben mit.

Uebrigens hat der Verfasser dadurch, daß er das Sagenhafte und romantisch Gefärbte, was sich auf dem Schauplatze der Zeit und des vielbewegten Lebens der Jakobäa zeigt, möglichst streng von dem Geschichtlichen getrennt zu halten bemüht gewesen ist, seiner Monographie auf der einen Seite den Reiz einer romantischen Erzählung bewahrt, während er ihr auf der andern Seite den Werth einer historischen Arbeit sichert.

Daß der Verfasser der „culturhistorischen Skizze", welche die letzte Stelle in dem vorliegenden Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" einnimmt, nicht nur mit schriftstellerischer Befähigung ausgestattet, sondern auch mit tüchtigem Quellenstudium ausgerüstet an seine Arbeit gegangen sei, dafür spricht ebenso wol jede Seite des Textes als das reiche Material in den Anmerkungen; er hat uns ein höchst anschauliches und treu gezeichnetes Bild von den innern Zuständen Baierns im 18. Jahrhundert geliefert. Wer die Memoiren des Ritters von Lang kennt, dem kann allerdings ein derartiges Bild keine unerwartete Erscheinung sein. Doch tritt ein Unterschied uns entgegen. Während nämlich Ritter von Lang, den man als Memoirenschreiber einen Geistesverwandten Varnhagen's von Ense nennen darf, nicht ohne böse Zunge und ohne Tendenz schreibt, hält sich unser Verfasser objectiv, obschon nicht ohne diejenige warme Theilnahme, die jeden Historiker ehrt, wenn er die Geschicke seines Vaterlandes zu schildern hat. Noch einen andern Vergleich müssen

wir aber anstellen. Gleichzeitig mit der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Baiern so übel hausenden Fürsten- und Adelsregierung, mit der zugleich die höhere Geistlichkeit nach alter Väterweise im Bunde stand, regierte in Sachsen Friedrich August III.; ein schärferer Gegensatz zwischen den beiden Regierungssystemen läßt sich nicht denken: diese Ueberzeugung drängt sich jedem auf, der die Schilderungen unsers Verfassers liest und Sachsens innere Geschichte in jenem Zeitraume vor seiner Seele vorüberziehen läßt. Wir haben übrigens des Verfassers Skizze, in der aus jener Vergangenheit wahrhaft Unglaubliches vorkommt, während sie der Gegenwart volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, mit unausgesetztem Interesse gelesen.

Karl Zimmer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wir haben neulich versucht nachzuweisen, daß die gegenwärtige politische Situation der poetischen Stimmung ungünstig ist. Gleichwol sind unsere Lyriker und Dramatiker nicht müßig. Es fehlt nicht an Mahnungen, Warnungen, an Friedensrufen und lyrischem Kriegsgeschrei; namentlich wird das zweite Aufgebot der Gelegenheitspoesie mobil gemacht, welche in ruhigen Zeiten ihr poetisches Rüstzeug, so viel oder so wenig davon vorhanden sein mag, in den Landwehrkammern hängen hat.

Die Bühnenschriftsteller befolgen den Goethe'schen Wahlspruch: „Wer den Augenblick erfaßt, der ist der rechte Mann!" Wir haben daher jetzt Aussicht auf eine dramatische Poesie der „Mainlinie" — auf Stücke im Norden und Süden, welche dieselbe nie passiren, ohne Gefahr, drüben Fiasco zu machen.

Schon die „Verse Friedrich's des Großen" von Sacher-Masoch, ein historisches Lustspiel, welches an den österreichischen Bühnen mit vielem Beifall gegeben worden ist, mußte an dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin die Erfahrung machen, daß dem österreichischen Patriotismus an der Spree keine Lorbern blühen. Und doch fiel die Aufführung dieses Stücks noch nicht in die acute Krisis der deutschen Politik.

Neuerdings hat nun Arthur Müller, der die Gelegenheit beherzt beim Schopfe zu fassen weiß, nachdem er am münchener Actientheater mit seinem „Haberfeldtreiben" Altbaiern bei seiner schwachen oder vielmehr starken patriotischen Seite gepackt, in Berlin wiederum der hegemonischen Begeisterung des Preußenthums einen Lustspielstoff unterbreitet, der für den bestimmten Zweck geschickt genug gewählt ist. Es galt die Kleinstaaterei, welche durch die neueste preußische Mobilmachung mitbedroht wird, lächerlich zu machen, und wenn auch das Miniaturbild eines kleinsten Staats zur Unterlage der Persiflage genommen wird, so braucht man doch kein Sonnenmikroskop, um das reichsunmittelbare Infusionsthierchen zu recht stattlicher klein- und mittelstaatlicher Größe heranwachsen zu sehen. Das Drama ist ein fünfactiges Lustspiel mit dem Titel: „Ein Preußenritt ins deutsche Reich", und fand an der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne lebhaften Beifall. Das Stück ist, wie die „National-Zeitung" sagt, eine stramme Soldatenkomödie, die in ihrer Knappheit und raschen Abwickelung frisch und lustig anzuschauen ist. Der Ton, der in ihr angeschlagen wird, ist nicht selten eigenthümlich burschikos und riecht nach der Stallwache, die Situationen sind manchmal ganz unglaublich wundersam, es geht aber alles so rasch vorüber, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Wir befinden uns im Spätherbst 1762, Preußen und Oesterreich haben einen mehrmonatlichen Waffenstillstand abgeschlossen, den Vorläufer des lange ersehnten Friedens, aber im Reiche gärt und brodelt es noch immer weiter, die kleinen Herren können nicht so rasch zur Raison kommen, ihnen gefällt das „Soldatenspielen", der kleinliche Ausdruck ihrer kleinen Souveränetät. Da fegt ein preußisches Husarenregiment unter Generalmajor von Kleist durch einige deutsche Länder und zwingt sans façon einen der Herren nach dem andern, seine Truppen von der Reichsarmee zurückzuziehen. Zum Schluß statten die Preußen dem Reichsgrafen von Siegen ihren Besuch ab, mit dem sie noch ein besonderes Hühnchen zu pflücken haben, denn seine Gemahlin, die durch die Maitresse des Grafen insultirt wird, hat sich unter den Schutz Friedrichs' des Großen gestellt. Ein Rittmeister (Hans von Roda), ein Unteroffizier und ein Trompeter vom Regiment Kleist sprengen zuerst in das Städtchen und beginnen da allerdings einen seltsamen Tanz aufzuführen. Was uns hier vorgeführt wird, ist eine tolle Soldatenschnurre voll Uebermuth und Lustigkeit, das Treiben am kleinen Hofe wird allerliebst, aber freilich zumeist übertrieben possenhaft geschildert; alle Figuren vom Grafen herunter bis auf den letzten Soldaten der im ganzen 50 Mann starken Armee sind derbe, kecke Holzschnitte, voll Witz und Leben, mit Scherzen und treffenden Anspielungen wird nicht gespart, und gegen den Schluß hin wird die Geschichte gar ernst und bedenklich. Es soll dem armen Grafen an Hals und Kragen gehen, indessen mit Hülfe einiger Soldatenwitze weiß der gewandte Verfasser rasch wieder die tragische Maske in die komische zu verwandeln, und die Komödie endigt, wie sich's gebührt, mit Verlobung und Trompetengeschmetter.

Uebrigens hat Arthur Müller auf der Bühne mit einem gegenwärtig für preußische Theater noch zeitgemäßern Stücke: „Die Verschwörung der Frauen", debutirt, welches jene bekannte Episode aus dem ersten Schlesischen Kriege behandelt und in demselben resolut volksthümlichen Stil gehalten ist wie diese neueste Komödie. Die Bühnen im Norden und Süden werden sich mit derartigem patriotischen Proviant versehen müssen, damit die Mühle nicht still steht; denn die Aussichten für das deutsche Theater sind keine glänzenden in den Stürmen eines innern Kriegs. In den Mittelstaaten aber bedürfen die Theaterdirectoren eines diplomatischen Tics und Taktes, um den voraussichtlich wechselnden Stimmungen und Stellungen gerecht zu werden — und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie gleichzeitig die preußische und die österreichische Nationalhymne aufgeschlagen auf ihrem Pulte liegen haben, um je nach Bedarf die Instrumentalmusik ihres Orchesters schwarzweiß oder schwarzgelb anzustreichen.

Während indeß die österreichische Lyrik bisjetzt stumm ist, fährt die preußische mit vollen Segeln! Namentlich sind die Musen und Grazien in der Mark mobil gemacht und tummeln sich in dem Inseratentheil der „Kreuzzeitung". Es ist höchst interessant, daß der Januskopf des politischen Theils der Zeitung sich auch kenntlich unter dem Redactionsstrich zeigt, daß rundschauerliche Gerlach'sche Friedensrufe abwechseln mit kriegslustigen Marsch- und Siegesliedern. Da singt ein Dichter:

Steh fest, mein liebes Preußenland,
Noch bist du nicht geschlagen;
Wol steht der Feind im Böhmerland
Und will das Kampfspiel wagen;
Allein der Herr wird vor uns ziehn,
Gerüstet ihm entgegen.

Derselbe Dichter des Bismarck-Liedes:

Bis ins Mark drang uns die Kunde
Von dem Blind'schen Mordversuch,
Der sich in der Abendstunde
An dem sieb'nten Mai zutrug —

ist auch der Ansicht, daß Preußen nicht mehr zurückkann;

Und vorwärts nun, mein Preußenland,
Wir können nicht zurück;
Den Blick nach oben hingewandt,
Nach unten mit Geschick,
Denn, thut nur jeder seine Pflicht,
Hat Beust noch lange Preußen nicht.

Ein anderer, weniger im Kraftstil der Parolebefehle dichtender Sänger führt in der Nibelungenstrophe das preußische Staatsschiff durch Sturm und Flut:

Wie mächtig und wie stattlich durchsegelt es die Flut!
Wie trotzt es so gewaltig des schwarzen Sturmes Wuth!
Aus von der Gallion schaut Borussia ernst und klar,
Die Klinge in der Rechten und auf dem Helm den Aar —

während ein dritter in einem in der That formschönen Gedicht „Die preußische Heerschau" folgende an Schenkendorf und die deutsche Kaiserkrone anklingende Schlußverse bringt:

Den Tag von Hohenfriedberg schmettern
Trompeten hundert Jahr und mehr.
„Galop"! dieselben Reiter wettern
Zermalmend ihren Donner her.
Heißblütig wie die Flut des Geysers
Quillt aus der Erde Schar auf Schar,
Und um den Gipfel des Kyffhäusers
Zieht ruhevoll der Königsaar.

Derselbe geharnischte Sänger, der die hohenstaufenschen Anklänge liebt, findet in einem gesunden Krieg die beste Heilung der Wunden Deutschlands:

Gehadert ist genug geworden,
Zu welchem End'? — seht Deutschland an,
Ein einz'ger Stern steht noch im Norden,
Der König Weißbart lobesan.
Laß deine rasselnden Geschwader
Sich stürzen in den heil'gen Krieg,
Daß dieser tausendjähr'ge Hader
Verstummen muß vor deinem Sieg.

Dieser „heil'ge Krieg" wird aber von der Gerlach'schen Friedenspartei unter dem Inseratenstrich der Kreuzzeitung durchaus nicht für heilig gehalten. Da ruft der eine Dichter kräftig genug aus:

Unmöglich ist's, daß unter Trümmerhaufen
Des Vaterlandes Hort zusammenbricht;
Wem frommte Sieg, den Ströme Bluts erkaufen,
Das fluchbeladen auf zum Himmel spricht?

In einem andern Gedicht in ottave rime läßt sich derselbe Dichter nicht minder kräftig vernehmen:

Ich seh' das Schwert zum Bruderzwiste blinken,
Der Zwietracht Flamme lodernd angefacht;
Den letzten Stern zum Abschiedsgruße winken
Im Donnergrollen der Gewitternacht.
So soll der Freund von Freundesstoße sinken,
Der Aar verbluten auf des Thurmes Wacht,
Bis unterm Hohngelächter blinder Thoren
Das Heiligthum des Vaterlands verloren?

Ein anderer Sänger aus Anhalt schließt sein Friedenslied mit einem „Kyrie Eleison":

Die Kämpfer treten auf, zwei Löwen gleich,
Zwei edle Brüder stammverwandt,
Die schönsten Heere so die Welt gesehn,
Unüberwindlich Hand in Hand.
Nun messen sie als Freunde sich zum Tod —
Kyrie Eleison, barmherz'ger Gott!

Während so in der Kreuzzeitung Krieg und Frieden selbst im Kriege liegen, ein Spiegelbild der auch über dem Strich in sich uneinigen und auseinandergesprengten feudalen Partei, läßt ein echter Dichter, Robert Prutz, in der „Neuen Stettiner Zeitung" jene mahnenden Terzinen ertönen, deren ehernen Vollklang wir bereits in den „Herbstrosen" mit Freuden begrüßten. Das Gedicht „Mai 1866" beginnt mit folgenden Strophen:

Ja, das ist Krieg! Drommeten hör' ich tönen,
Die Trommel rast und lockt von Ort zu Orte,
Geschütze rasseln, Rossehufe dröhnen.
Cohorte drängt sich klirrend auf Cohorte,
Entrollte Banner flattern in den Lüften,
Und kreischend öffnet sich die Jannespforte.

Was grünst du, Saat? Was soll, o Lenz, dein Düften?
Denn eine Ernte kommt, da wird der Schnitter
In rothem Blute stehn bis zu den Hüften.

Statt Blütenflocken regnet's Eisensplitter,
Der Keim des Wohlstands, halb erst aufgegangen,
Erstickt in ungeheuerm Kriegsgewitter.

Und hinterdrein, mit fieberbleichen Wangen,
Ins Hungertuch den ränk'gen Leib geschlagen,
Die Seuche kommt, die furchtbare, gegangen,

Da statt Kanonen rasseln Leichenwagen,
Und was des Krieges grimmer Zahn verschonte,
Das wird der Pest als Opfer hingetragen.

Doch nun der Preis, um den es sich verlohnte,
Auf Einen Wurf sein Alles so zu setzen
Und muthig zu bestehn das Ungewohnte?

Die Feinde wo, die ihre Schwerter wetzen,
Die Ehre unsers Landes hinzumorden,
Und unser Recht, das heil'ge, zu verletzen?

Woll'n etwa sich des Nordpols gier'ge Horden,
Baschkir sich und Kalmück noch einmal treffen
Zum Stelldichein an unsers Rheines Borden? — —

O nein, es will — entsetzensvoll zu sagen! —
Der Deutsche will, in furchtbarer Verblendung,
Mit Deutschen in den Bruderkampf sich wagen!

Wohl hat der Krieg auch eine heil'ge Sendung,
Es wiegt kein Volk in ewig gleichen Gleisen
Sich sanft empor zum Gipfel der Vollendung.

Schon aus dem Mund der Alten hört' ich preisen
Den Krieg als einen Vater aller Dinge,
Und was kein Balsam heilt, das heilt das Eisen.

Vielleicht, wer weiß — die Hoffnung ist geringe,
Daß ohne Blut, von Bruderhand vergossen,
Der Bau der deutschen Einheit uns gelinge.

Schon lange sehn, gleich drohenden Kolossen,
Ein Wetter wir am Horizonte stehen,
Kometenhaft, von Leichenduft umflossen.

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Doch dieser Krieg, geschürt von Diplomaten,
Gezeugt im Cabinet, in nächt'ger Stunde,
Das ist der Krieg nicht, den die Seher rathen —

und schließt nach einer heftigen Anklage der innern Politik Preußens, nach einer Beschwörung der Könige, ihren Purpur nicht zum Nessuskleide zu machen, mit den Kraftworten:

Die Sündflut wolltet ihr; ihr sollt sie haben.

Bibliographie.

Dehnike, M., Blut und Gold oder: Das Gottesgericht in Amerika. Zeitgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Moeser. Gr. 8. à 3 Ngr.

Grimme, F. W., Das Sauerland und seine Bewohner. Soest, Nasse. 16. 7½ Ngr.

Heller, E., Ahasverus. Ein Heldengedicht. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Essendische Leute. Ein socialer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meyer von Waldeck, F., Die Erbin von Glengarry. Schauspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Pasch, E., Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von A. Stahr. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 24 Ngr.

Schirmer, A., Aus aller Herren Ländern. Gesammelte Erzählungen und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, Brunow. 8. 4 Thlr.

Schlemm, T., Roxolane. Tragödie. Berlin. Lex.-8. 20 Ngr.

Stein, L., Die Verwaltungslehre. 1ter Thl. — A. u. d. T.: Die Lehre von der innern Verwaltung. Die wirkliche innere Verwaltung und das Verwaltungsrecht. 1ster Thl. Das Bevölkerungswesen und sein Verwaltungsrecht. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl von Raumer's geographische Lehrbücher.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieses bekannte Werk des kürzlich verstorbenen gelehrten Verfassers ist auf mehrern Gymnasien als Unterrichtsmittel eingeführt und hat seine Brauchbarkeit durch das Erscheinen von drei Auflagen hinlänglich bewährt. Sein Vorzug vor ähnlichen Werken besteht hauptsächlich darin, dass es bei aller Gründlichkeit den Schülern doch weder zu viel noch auch zu Schwieriges zumuthet, sondern nur das bietet, was sie sicher zu erfassen und zu verstehen im Stande sind.

Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. Geh. 2 Thlr.

Wem es Ernst ist um ein richtiges Verständniss der Bibel, dem kann Raumer's „Palästina" als eine vollständige Zusammenstellung und Verarbeitung alles dessen empfohlen werden, was von Reisenden bis auf die neueste Zeit über das Heilige Land erforscht worden ist. Eine sehr anerkennende Charakteristik des bereits in vierter Auflage erschienenen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde".

Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde.

Sechste vermehrte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Ein wegen seiner Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit in vielen Schulen beim Unterricht gebrauchter Leitfaden, der in jetzt vorliegender sechster Auflage wieder vielfach verbessert und ergänzt worden ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

MÉDITATIONS

SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE

PAR **M. GUIZOT.**

Édition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen „*Méditations sur l'essence de la religion chrétienne*" einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die innern und äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowol als der protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte dieses Bandes behandeln: *le Reveil chrétien en France au 19e siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Panthéisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'Insouciance et la Perlexpité.*

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Erste Abtheilung: Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt. In vier Theilen.

Zweite Abtheilung: Bibelurkunden oder Bibeltexte, geschichtlich geordnet und erklärt. In vier Theilen.

Dritte Abtheilung: Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. In einem Theile.

Das Werk wird mit Benutzung der von dem verstorbenen Verfasser hinterlassenen Vorarbeiten durch die tüchtigsten Kräfte (Prof. Dr. Holtzmann in Heidelberg und Prof. Kamphausen in Bonn) zu Ende geführt. Bis jetzt liegt Folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter Halbband 1 Thlr., dritter Halbband 1 Thlr., vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr., siebenter Halbband 26 Ngr., achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr., neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr., neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., vierter Band 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Die erste Abtheilung („Uebersetzung und Erklärung") wird mit dem unter der Presse befindlichen sechsten Halbband noch im Laufe dieses Jahres vollständig werden.

Von der zweiten Abtheilung („Bibelurkunden") soll zunächst der letzte Theil (der achte Band des ganzen Werks) erscheinen, während die beiden vorhergehenden Theile (der sechste und siebente Band) sich ebenfalls bereits in Bearbeitung befinden.

Der die dritte Abtheilung („Bibelgeschichte") bildende neunte Band ist Ende 1865 ausgegeben worden und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu", auch in einer Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) erschienen.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerke liegen also gegenwärtig fünf vollständig vor, ein sechster ist zur Hälfte erschienen und wird gleich einem siebenten noch im Laufe dieses Jahres vollständig, während die dann noch fehlenden zwei Bände voraussichtlich nächstes Jahr ausgegeben werden können, sodaß Ende 1867 Bunsen's Bibelwerk vollendet sein wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen" will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1866.

Inhalt: Lehren der Lebensweisheit. Von Rudolf Gottschall. — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von Heinrich Rückert. — Lübeck als akademischer Redner. — Werke über Gesang. — Ein Jungfernroman. Von Hugo Delbrück. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Zur Literatur der italienischen Dialekte; Ein Brief G. A. Bürger's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lehren der Lebensweisheit.

Unsere Zeit ist der tiefern philosophischen Forschung abgeneigt; es ist nur noch eine kleine Gemeinde, die sich für „metaphysische Grübeleien" interessirt. Ohne Frage droht durch die vorwiegende Richtung auf das Nächstliegende und Handgreifliche dem geistigen Leben eine bedenkliche Verflachung; doch kommt diese Einseitigkeit wiederum einem oder dem andern Genre zugute, das, wenn auch seine Bedeutung eine geringere ist, doch immerhin seinen Werth hat, während es von den großen Denkern mehr als billig vernachlässigt worden ist. Nichts haben unsere großen philosophischen Systematiker mehr über die Achsel angesehen als die sogenannte „Lebensphilosophie", der sie in ihren Himmel und Erde umfassenden Gedankenbauten kaum den verborgensten Winkel einräumten. Schon die Psychologie wurde, wie auch Hegel's Lehre „vom subjectiven Geist" hinlänglich darthut, stiefmütterlich behandelt, und auch von den Berechnungen und Seelenausmessungen der Herbartianer, von ihrer psychologischen Statik ist immerhin noch ein weiter Weg bis zu jener Popularphilosophie, wie sie z. B. Garve nach dem Muster des tusculanischen Briefschreibers oder Maaß in seinem ganz vortrefflichen „Versuch über die Leidenschaften" (1805) gepflegt hatten. Die theologische und politische Kritik der Junghegelianer war ausschließlich auf allgemeine, große Ziele gerichtet und konnte derartige Lebensstudien nur als ein überflüssiges Privatvergnügen von mehr blaustrümpflicher als philosophischer Färbung betrachten. Erst Schopenhauer ließ sich wieder auf eine mehr populäre Lebensphilosophie ein, nicht blos in seinen „Parerga und Paralipomena", sondern auch in seinem Hauptwerke, „Die Welt als Wille und Vorstellung" und ohne Frage verdankt er diesen geistvollen Anregungen, diesen mit stilistischer Meisterschaft durchgeführten Betrachtungen über die verschiedensten Probleme, die dem einzelnen als solchem nahe liegen, einen nicht geringen Theil des Erfolgs, den seine Schriften jetzt auch bei minder metaphysisch gestimmten Geistern gefunden haben, den sie aber so lange entbehrt hatten, als die Metaphysik de pur sang unumschränkt den philosophischen Markt in Deutschland beherrschte.

Gegenwärtig ist man um so productiver auf dem Gebiete der Moralphilosophie; wir haben bereits mehrfach in d. Bl. Veranlassung gehabt, auf derartige Erzeugnisse hinzuweisen, einzelne hervorragende Erscheinungen, wie Dühring's „Werth des Lebens", sind nach Gebühr gewürdigt worden. In vieler Hinsicht dürfen auch die „Gespräche mit einem Grobian", die wir neulich besprochen haben, hierher gerechnet werden, wenngleich in ihnen die Richtung auf die allgemeinen Probleme überwiegt. Wir finden jetzt wieder auf unserm Büchertisch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Werken, welche in der Form der Skizze, des Aperçu, der Abhandlung, des Gesprächs Lehren der Lebensweisheit zu verbreiten suchen und ein ganzes Füllhorn von Sentenzen vor uns ausschütten. Im ganzen bewegen sie sich auf der mittlern Linie zwischen Montaigne und dem Fürsten Ligne, zwischen ernst-sinniger Betrachtung und witzig-spielerischer Beleuchtung.

1. Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen von J. G. Kohl. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wer vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, der kann nicht nur mancherlei erzählen, sondern, wenn er Beobachtungsgabe besitzt, auch einen Schatz von Erfahrungen einsammeln, der sich in Sentenzen und Aperçus in allgemein gültiger Weise verwerthen läßt. Johann Georg Kohl ist einer unserer bekanntesten Touristen, und zwar hat er sich im ganzen größern Ruhm durch seine sachliche Darstellungsweise erworben als durch eine subjectiv geistreiche Beleuchtungsmanier, wie sie bei den jungdeutschen Weltfahrern üblich war. Daß er indeß nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein feiner Selbstdenker ist, der sich über Welt, Leben, die Eigenthümlichkeit der Menschen, ihre Leidenschaften, über Glück und Unglück in geistreich formulirten Sentenzen und Reflexionen ergeht: das beweist die obige Sammlung von Aphorismen, die eine in jeder Hinsicht reichhaltige zu nennen ist. Neues und Frappantes auf diesem Gebiete zu sagen, ist schwer — und doch muß man von einem Aphorismus gerade verlangen, daß er einen frappirenden Eindruck mache. Viele Aussprüche Kohl's besitzen eine unleugbare Prägnanz. Auch ist die Form des Werks nicht die einer Sammlung von

vereinzelten Sentenzen, sondern sie sind büschel- und bündelweise unter einer gemeinsamen Ueberschrift gruppirt. Der Aphorismus ist oft nur die Schlußpointe einer längern Betrachtung, die man indeß meist auch mit Behagen durchliest. Wir stoßen hin und wieder auf psychologische Beobachtungen, welche selbst einen wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen dürfen, so z. B. was Kohl über die Gewohnheiten der Sinne sagt und durch mancherlei alltägliche Vorfälle beweist: „Unsere Sinne lernen und behalten Dinge gleichsam für sich, die wir selbst, so zu sagen, nicht wissen." Oder wenn er von dem „Nachtwandeln bei Tage" spricht, indem der Körper zum Beispiel zuweilen ganz richtig und zweckmäßig handelt, obwol unser Wille, unser Selbstbewußtsein nicht am Ruder sitzt.

Zuweilen ertappst du dich darauf, daß du irgendwo hingegangen bist, z. B. in eine benachbarte Kammer, zu diesem oder jenem Möbel, und dich nun diesem gegenüber findest, ohne zu wissen, was du da zu holen beabsichtigtest. Endlich fällt dir die Schere ins Auge, und du besinnst dich nun, daß du eben diese suchtest, um mit ihr etwas zu zerschneiden. Von andern Gedanken zwischendurch beschäftigt, hattest du dies mittlerweile vergessen. Dein Körper aber hatte den gegebenen Impuls des Willens gleichsam für sich bewahrt, hatte sich nach Ablauf deiner Zwischengedanken, ohne daß sich dein Befehl die Schere zu suchen erneuerte, erhoben, die rechte Stube, den rechten Tisch für sich gefunden, streckte nun sogar wol auch die Hand nach dem richtigen Ort aus, bis er auf einmal zauderte, welcher von den verschiedenen dort liegenden Gegenständen eigentlich gemeint sei, wobei ihm dann schließlich deine rückkehrende Besinnung und dein erwachtes Gedächtniß zu Hülfe kommen mußten, um die Schere zu entdecken.

Ebenso begründet ist, was Kohl über die Lust am Aergerlichen sagt, über die Ueberraschungen, die unser Gedächtniß uns bereitet, über die „Doppelspatseelen", die alles gleichsam durch das Medium eines sogenannten Doppelspats anzublicken scheinen, sodaß sie von jedem Gegenstande oder Vorfalle ein zweifaches Bild in sich aufnehmen, Seelen, die alles gleichzeitig von der vortheilhaften Seite sehen und von der entgegengesetzten. Einer der besten Abschnitte des Werks ist überhaupt der über die „Charaktere", in welchem Kohl in die Fußstapfen eines Theophrast und Labruyère tritt, während er in den „Physiognomischen Fragmenten" supplementarische Skizzen zu Carus' „Symbolik der Gestalt" liefert. Treffend sind namentlich die Bemerkungen über den alltäglichen Ausdruck unsers Antlitzes, der bei dem einsamen Menschen wo nicht ein trüber und trauriger, doch ein ernster und gleichgültiger ist. „Es ist, als wenn Schmerz und Lust in der Einsamkeit in uns schlummern." Nicht minder treffend ist die Darlegung der „Verschiedenen Typen in ein und derselben Physiognomie", des Rassetypus, des nationalen Typus, des Familientypus und zuletzt des individuellen. Von den beaux jours unsers Antlitzes sagt Kohl:

Wie in allen Dingen, so gibt es auch in der Schönheit und in dem Ausdrucke der Physiognomien unserer Mitmenschen eine auffallende Ebbe und Flut. Beide wechseln, wie das Wetter, und nehmen ab und zu, wie der Mond. Zuweilen ist dieser Wechsel zwar sehr erklärlich, und man kann naheliegende Ursachen dafür nachweisen. Er ist recht häufig z. B. nur ein Reflex des wechselnden Zustandes unsers Wohlbefindens, oder der Ebbe und Flut in unsern Stimmungen und Gemüthsbewegungen. Wir strahlen von Heiterkeit und Wohlsein, weil wir eine gute Nacht gehabt haben, oder „wir sehen uns nicht mehr ähnlich", weil Kummer und Krankheit das gewöhnliche Gepräge unsers Antlitzes entstellten, und weichen dann diese vorübergehenden Leiden, so erscheinen wir wieder als die Alten. Mitunter aber ist auch viel Unerklärliches dabei. Das Gesicht hat seine ganz ungebetenen und unbegründeten beaux jours, die ihm kommen, wie dem Firmamente der Sonnenschein. Umgekehrt hat es seine grauen Tage, an denen selbst die größte Schönheit sich etwas trübt und verdunkelt. Der gescheite Mann sieht heute viel klüger und intelligenter aus als gestern, dann wieder einmal entdecken wir bei ihm einen Anflug von Stumpfheit. Doch mit solchen Dingen sind nur die Porträtmaler recht vertraut, und wer davon etwas mehr erfahren will, muß sich bei ihnen des Nähern erkundigen. Sie erkennen in dem Teint- und Farbenwechsel, in den leisen Formenmodulationen, in der Muskelanspannung, Rundung oder Abplattung der Physiognomien, die sie studirt haben und mit denen sie sich täglich beschäftigen, so viel Wandel, wie ein Naturbeobachter in dem Wellenschlage und dem Farbenspiegel der Meeresoberfläche.

Die ersten Abschnitte des Werks haben ein specielles literarisches Interesse; sie sind dem „schriftstellerischen Schaffen, den Autoren und Künstlern" und „dem Genie" gewidmet. Von vielen dieser allgemeinen Betrachtungen lassen sich lehrreiche Nutzanwendungen in Bezug auf bestimmte literarische Erscheinungen machen. Dies gilt z. B. von dem Gleichniß, das uns Kohl unter der Ueberschrift „Qualmende Lichter" vorführt:

Der Proceß, der im Kopfe der Dichter und Schriftsteller bei der Gebärung und Gestaltung ihrer Gedanken vor sich geht, hat viel Aehnliches mit dem Zündungs- und Verbrennungsprocesse in der Flamme des Lichts. Solange die Ideen noch keine Worte angenommen haben, schlummern sie und sind latent, wie die elektrische Materie in der Natur. Wenn die Elektricität durch irgendein Ereigniß aufgeregt, geweckt und in Thätigkeit gebracht wird, concentrirt sie sich und sucht zu zünden und zu leuchten. Die Worte sind das Oel und der Docht, welche der Gedanke gebraucht, um in der Welt zu existiren und zu leuchten. Ist die Elektricität (der Geist) recht energisch und stark, so packt er den Docht und das Oel (die Worte) recht nachdrücklich, verzehrt und verschmilzt sie mit Begierde, assimilirt sie sich vollständig, macht sich ein knappes Gewand daraus und bricht als reine, helle, schlanke und erfreuliche Flamme hervor. Ist er dagegen nicht kräftig, so geschieht der Verbrennungsproceß unvollständig. Das Licht trübt sich und qualmt, der Schriftsteller macht viel unnütze Worte, die nicht durchgeistet sind und die einen lästigen Ueberschuß von Rauch, Ruß und Schwärze (Salbaderei) geben.

Wie viele derartige „qualmende Lichter" gibt es auch in der neuern deutschen Literatur, namentlich unter den „poetisirenden Philosophen" von Steffens bis auf die Gegenwart! Fast alle Hauptvertreter der romantischen Schule gehören zu den „qualmenden Lichtern", und auch ein Theil der Weltschmerzpoesie brannte und brennt mit sehr unvollständigem Verbrennungsproceß. Und dennoch finden sich unter den Dichtern im Verhältniß noch weniger derartige „Qualmer" als unter den Philosophen, Politikern, ja selbst unter den Literarhistorikern. Quandoque dormitat Homerus, und auch das Licht der großen, phantasiereichen Genies brennt nicht immer mit klarer Flamme. Auffallender ist's, daß beschränkte, dem Anschein nach klare Köpfe im „Qualmen" oft Bedeutendes leisten. Man übersieht dies wegen der nüchternen Ausdrucksweise — und doch gibt es „abstracte Phrasen", in denen sich ausgezeichnet „salbadern" läßt.

Unſere poetiſchen Zierbengel und akademiſchen Wachspuppen, die ſo glatt geleckt ſind, als wären ſie dem Schaufenſter eines Friſirladens entſprungen, werden ſich nun in die Bruſt werfen, da der Vorwurf des „Qualmens“ ſie nicht zu treffen ſcheint. Doch Kohl ſchiebt auch dieſer Arroganz einen Riegel vor in ſeinen Betrachtungen über „Makelloſigkeit“, worin er den „Geſichtern von ſchablonenhafter Regelmäßigkeit“ den Text lieſt und überhaupt darauf hinweiſt, daß Regelmäßigkeit noch lange nicht die Schönheit ſelber und daß ſie langweilig ſei. Er ſucht das Victor Hugo'ſche Paradoxon: „Le laid c'est le beau“ in ſeiner Berechtigung nachzuweiſen und findet ſelbſt in den Schönheitspflaſterchen, in den accroches d'amour und ſonſtigen abſichtlichen Unregelmäßigkeiten der Damentoiletten einen Beleg dafür.

Auch auf dem geiſtigen Gebiete, auch bei den Productionen der Literatur und Kunſt wird eine allzu große Correctheit verworfen. Und faſt wunderbar klingt es — beinahe nicht weniger paradox als Victor Hugo's obenangeführter Ausſpruch vom Häßlichen und Schönen — was in dieſer Beziehung ein berühmter franzöſiſcher Kritiker ſagt, indem er ſich ſo vernehmen läßt: „Je mehr große Schönheiten ich in einem poetiſchen Werke entdecke, deſto weniger bin ich überraſcht, auch großen Fehlern darin zu begegnen. Wenn du mir von einem Gedichte ſagſt, daß es viele Schwächen habe, ſo iſt damit noch nichts entſchieden, und ich kann dabei durchaus nicht wiſſen, ob es ſchlecht oder vielleicht ganz ausgezeichnet ſei. Sagſt du mir aber von einem andern Producte, daß es völlig makellos ſei, ſo bin ich ſchon beinahe gewiß, daß — die Richtigkeit deiner Bemerkung vorausgeſetzt — das Gedicht nicht eminent ſein wird.“ Eine vollkommene Makelloſigkeit wirkt beim Stile und bei der Verſification ebenſo abkühlend wie bei der menſchlichen Phyſiognomie, und ein völlig logiſcher und regelrechter Aufbau der Gedanken iſt im Stande, uns in Schlaf zu magnetiſiren. Wir verlangen nach Sprüngen und Abſchweifungen; wir bedürfen des Abſenkens des Tons und der Stimmung, um wieder mit ihnen aufſteigen zu können.

Ohne Frage haben die Werke großer Dichtergeiſter, eines Shakſpeare, Victor Hugo u. a., auch große Schwächen — wer würde aber deshalb einen „Cato“ von Addiſon oder Gottſched, wer ein makelloſes, preisgekröntes Trauerſpiel der Neuzeit dieſen Productionen vorziehen? Dies klingt faſt trivial, und doch muß man immer darauf zurückkommen; denn es graſſirt gerade bei uns der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand, die abſolute Nüchternheit, der bornirte gute Geſchmack, die ganze Aufgeblaſenheit der Phantaſie- und Geiſtloſigkeit in einer empörenden Weiſe und verwirrt das Maß, mit dem man die Talente mißt. Es iſt wenigſtens ein Glück, daß unſere Zeit keine Genies zu Tage fördert, wie wir ja von kritiſchen und ſonſtigen Nivelleurs fortwährend hören; denn wäre es ſo, man würde ſie gewiß nicht erkennen.

Auch Kohl ſtellt Betrachtungen darüber an, warum die Propheten in ihrem Vaterlande nichts gelten. Er ſagt ebenſo treffend wie ſchön:

Das, was die Genialen von den gemeinen Alltagsleuten unterſcheidet, iſt oft nur eine Kleinigkeit, die eben nicht ſehr in die Augen fällt. Sie haben mit uns übrigen faſt alles gemein. Nur beſitzen ſie nebenher noch gleichſam einen etwas verſteckten ſechsten Sinn, vermittels deſſen ſie die Welt und Dinge in einem ganz andern Lichte erblicken als ihre Mitmenſchen. Sie hegen im Innerſten ihrer Seele einen zwiſchen Felſen verborgenen See, wie die große amerikaniſche Höhle in Kentucky den „Echoſee“, in welchem alle Töne und alle Strahlen von außen auf völlig verſchiedene Weiſe reflectiren und reſoniren. Es iſt für andere ſehr ſchwer, dieſen innern Spiegel, jenen beſondern ſechsten Sinn, deſſen Organe nicht ſo zu Tage liegen wie Augen und Ohren, bei den außergewöhnlichen Menſchen herauszufinden. Dazu gehört ſchon ein Kennerauge.

Und an einer andern Stelle fügt er hinzu:

Es gehört ein ſehr hoher Grad von Intelligenz dazu, nicht nur um zu wiſſen, was man ſelber vermöge, quid valeant humeri, ſondern auch um einen andern mit angemeſſener Beſcheidenheit nach ſeinem ganzen Werthe zu erkennen und anzuerkennen. Ueberall gibt es dennoch einzelne Ausgezeichnete, die aber ſtets nur von einem äußerſt kleinen Cirkel ſehr kluger Freunde richtig geſchätzt werden. Dieſe Ausgezeichneten finden durchweg in der Welt recht viele Gelegenheit, Reſignation zu zeigen, und müſſen auf Schritt und Tritt, ſich beſcheidend, von ihren Mitbürgern denken: ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Noch ein hinzukommendes Moment iſt gerade die Verranntheit der Kritik in gewiſſe feſte Axiome, zu denen ſich gerade ein ſchöpferiſches Genie oft in ſchroffen Gegenſatz ſtellt. Die Kritik iſt conſervativ, das Genie iſt revolutionär — und wie ſoll ein naſeweiſer Gernegroß die Größe des Genies, ein theoretiſcher Phraſenreiter ſeine geniale Praxis würdigen?

Die großen Männer ſind natürlich nicht zu allen Zeiten groß. Auch deshalb werden ſie ſelten erkannt:

Große Redner, Schauſpieler oder Muſiker hat man verhältnißmäßig noch am meiſten Gelegenheit, in dem Momente ſelbſt, wo die Gottheit ſie erfüllt und wo ſie bei Anſtrengung aller ihrer Kräfte ganz ſie ſelbſt ſind, zu erblicken und zu beobachten. Am ſchlechteſten kommen hierin, wie auch in mancher anderer Hinſicht, die Dichter und Schriftſteller weg. Der Natur ihres Geſchäfts gemäß pflegen ſie ihren Umgang mit der Muſe in aller Stille und in unbelauſchter Einſamkeit. Sie haben da auch ihre Feierſtunden, ihre großen Augenblicke des Entzückens und der Verklärung. Aber niemand bekommt ſie in dieſer Verklärung, in der ſie ihre ſchönen Werke ſchaffen, ihre Großthaten verrichten, zu ſehen. Vor dem Publikum erſcheinen ſie nur nachher in ihrem proſaiſchen alltäglichen Zuſtande, wo ſie oft ausgebranntem Feuerwerke gleichen.

Wenn übrigens Kohl meint, daß die Dichter ſich für etwas ganz Exceptionelles halten und es ſie verletzt, wenn ſie nur ſo mit der gewöhnlichen Elle gemeſſen werden wie andere Chriſten, daß ſie in allen Viſiten und Einladungen nur Huldigungen ſehen, die man ihrer Muſe darbringt, und ſich enttäuſcht fühlen, ſobald ein Freund ſie blos aus perſönlicher Neigung beſucht, oder wenn ſie wo als gutmüthige, unterhaltende Tiſchgenoſſen eingeladen werden — ſo vergißt er doch dabei, daß ſolche ſträfliche Neigungen und Launen der Poeten in unſerer Zeit, in der die „äſthetiſchen Thees“ nicht en vogue ſind, gar keine Ermuthigung mehr finden und daß im Gegentheil die Poeten heutigentags es vorziehen, incognito zu erſcheinen und ihren poetiſchen „Stern“ unter dem Mantel zu verbergen; denn dieſem Stern läuft heutzutage niemand mehr nach, weder ein Weiſer aus Morgen-, noch ein Weiſer aus Abendland, höchſtens die Therſites der Geſellſchaft und die Zoilus der Kritik, um ihn in den Staub zu treten.

2. Von menſchlichen Schwächen. Ein Verſuch von Sigmund Schott. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 27 Ngr.

Auch dieſes Werk bietet eine angenehme und anregende Lektüre. Es enthält keine Feuerwerke eines blendenden Esprit, iſt nirgends auf ſchlagende Pointen zugeſpitzt, doch das hindurchgehende Gleichmaß der Darſtellung, das verſtändig abwägende und unbeſtechliche Urtheil, das ſich in allen dieſen Betrachtungen offenbart, machen einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Der Verfaſſer liebt das Citat, den Hinweis auf die „vergeſſenen fremden Gedanken", wie er in der Vorrede ſagt; er beruft ſich auf die Autorität zahlreicher geiſtesverwandter Schriftſteller, auf Cicero und Petronius, auf Larochefoucauld und Labruyère, auf Montaigne und Seume; er verſchmäht es nicht, gelegentlich auch mit Sentenzen aus Shakſpeare, Schiller und Goethe ſeine Reflexionen zu ſchmücken. Doch dies geſchieht ohne alle Aufdringlichkeit an durchaus geeigneter Stelle und raubt ſeinen eigenen Gedankengängen nicht den Reiz der Originalität.

Das Werk enthält zwölf Studien, von denen jede in zuſammenhängender Darſtellung ihren Gegenſtand zu erſchöpfen ſucht: „Von der Unzufriedenheit und dem Neide"; „Von der Ueberſchätzung des Geldes"; „Vom Kleinmuth"; „Von der Selbſtüberhebung"; „Vom Ehrgeiz"; „Von der Unart"; „Vom Lügen"; „Vom Irrthum, Aberglauben und Unglauben"; „Von der Unduldſamkeit"; „Vom Parteigeiſt"; „Vom Unbeſtand"; „Von der Leſewuth".

Daß Schott ſich nicht in Gemeinplätzen ergeht, zeigt z. B. der Abſchnitt: „Vom Lügen." Ueber den Werth und die Pflicht der Wahrheitsliebe ließe ſich wol kaum etwas Neues ſagen. Dagegen iſt das Kapitel der „Nothlüge", welches ja ſchon im Katechismusunterricht ſeine Stelle findet, ein ſehr ergiebiges für eine Betrachtung, die nicht einmal zu ſophiſtiſchen und jeſuitiſchen Hülfsmitteln zu greifen braucht, um die durch die ſocialen Verhältniſſe gebotenen Abweichungen von dem Moralgeſetz zu rechtfertigen. Freilich beginnt mit den Lehren der Nothlüge das Gebiet der Caſuiſtik, wo jeder einzelne Fall als ſolcher ſich legitimiren und gleichſam ſeinen Dispens nachweiſen muß. Schott ſagt:

Sonderbar: einen lügenhaften Menſchen glauben wir alle verachten zu dürfen, und ſtärker als mit dem Bezicht der Lüge wird ein Ehrenmann, oder wer dafür gehalten ſein will, nicht leicht beleidigt; gleichwol lügt alle Welt und macht Anſpruch darauf, belogen zu werden.

Napoleon ſagte: „Die Wahrheit iſt immer plump", und „alle Gebildeten ſind auch Heuchler".

Um nicht zu geſtehen, daß ein ſo häßliches Ding, wie die Unaufrichtigkeit, ein nothwendiger Beſtandtheil aller Geſittung ſei, fragt man ſich wol, ob man nicht ſchon mit dem Grundſatz durchkomme: zu ſchweigen, wo man die Wahrheit nicht ſagen darf, ihr Gegentheil aber nicht ſagen will. Die Gelegenheiten zu Anwendung dieſes Grundſatzes ſind häufig; man darf ſich auf Kant berufen: „Die Verheimlichung eines guten Theils ſeiner Gedanken findet jeder kluge Menſch nöthig", und man ſollte ſich, wo das Schweigen eine Lüge entbehrlich macht, letztere in allweg erſparen. Aber die Menſchen haben es ſchon ſeit lange dahin gebracht, daß man dieſen Schlupfwinkel nicht ſo leicht aufſuchen kann, ſondern Rede mit Ja oder Nein ſtehen muß....

Mag man immerhin es als einen Grundſatz verkünden, daß Lügen und eigennütziges Verſchweigen unter allen Umſtänden unſittlich ſeien: im einzelnen kann der Grundſatz nicht ſtreng durchgeführt werden, und es iſt beſſer, hierüber klar, als unwillig zu werden. Dieſe Lügen, Nothlügen im weitern Sinn, werden von Sitte und Herkommen nicht blos den Sitten, ſondern dem Benehmen überhaupt angeſonnen, und im Grunde gehören dazu auch die zahlreichen Redensarten und Formen, welchen niemand mehr einen andern Werth beilegt, als den, daß ihre Verweigerung für einen abſichtlichen Verſtoß gegen den Brauch, ſomit für eine Beleidigung gelten würde.

Das Recht der Nothlüge hat ſchon Plato den Aerzten eingeräumt. Welche Pflicht dürfen wir eher verletzen, die der Wahrheit oder der Barmherzigkeit? Dem ſterbenden Freunde, der, um ſich zu ſammeln und rechtzeitig noch ſeine Verfügungen treffen zu können, die Wahrheit verlangt, ſind wir ſie ſchuldig; aber wir dürfen ſie vorenthalten, wenn wir wiſſen, daß er nicht in der Verfaſſung iſt, ſie zu ertragen, daß er nicht belehrt, ſondern beruhigt ſein will. Schott fragt ferner: „Wenn der Räuber, der plündernde Soldat uns anführt, ob wir alles verabfolgt haben, müſſen wir der Wahrheit zu Ehren unſer Rockfutter auftrennen oder die geheime Schublade zeigen? Macht unſere Lüge, daß nichts mehr da ſei, uns ehrlos?" Wir ſind nach ſeiner Anſicht ferner zur Nothlüge verpflichtet, wenn fremde Ehre uns anvertraut iſt, die wir auf andere Weiſe nicht retten können. Wenn jemand aus ſeinen Laſtern kein Hehl macht, ſo heißen wir das Schamloſigkeit, wenn er ſie aber verſteckt, Heuchelei. Letztere iſt eigentlich eine Huldigung, welche das Laſter der Tugend darbringt. Auch in Krieg und Frieden braucht man gewiſſe Dienſtleiſtungen, deren Ziel das allgemeine Beſte, deren Inhalt dagegen Lüge und Verrath. Verkleidet oder als angeblicher Ueberläufer muß der Offizier, der für ſein Land einen ehrloſen Tod wagt, ſich im feindlichen Lager durchlügen. Wo indeß der Jeſuitismus der politiſchen Parteien anfängt, den Schott treffend ſchildert, da hört die Nothlüge auf. Unſer Autor handelt noch von den Lügen aus Liebhaberei und Gleichgültigkeit, ertheilt dann aber der Aufrichtigkeit das vollſte Lob. Sie iſt ihm das bequemſte Ding in der Welt. Ein ehrliches Geſicht und jener faſt unnachahmliche Ton der Stimme, welche ein lauteres Herz bekundet, ſind Empfehlungsbriefe, die ſchon aus höchſter Noth gerettet und die ganze Zukunft gegründet haben. Wo man Aufrichtigkeit mit Bildung gepaart findet, da wird der Umgang in der That ein Genuß.

Zu den intereſſantern Abſchnitten des Werks gehört auch der „Vom Parteigeiſt", der für die Zeitgenoſſen viele beachtenswerthe Winke enthält, und der letzte „Von der Leſewuth". Die Einleitung deſſelben behandelt die Schreibwuth, die wir indeß mehr für ein harmloſes Privatvergnügen halten würden, wenn nicht die Verlegewuth der deutſchen Buchhändler dazukäme, welche alle literariſchen Crayonſſizzen der Dilettanten gleich in den Meßkatalog bringt. Wenn ſtatt 10000 Werken jährlich 1000 erſchienen, ſo würde auch darunter nicht einmal die Leſewuth leiden; denn die übrigen 9000 werden in der Regel nicht geleſen.

Der Aufſatz enthält übrigens manche treffende Bemerkungen. Die Kritiker werden bedauert, die ſich wol auch über die ermüdende Arbeit aufhalten, gleich den Oberknechten in den großen badener Schlächtereien die Schafe hundertweiſe über den Haufen zu ſtechen. Nun, wir ſind nicht ſo grauſam — wir begnügen uns damit, ſie zu waſchen und zu ſcheren, und bringen nicht blos die Electoralwolle, ſondern jede in ihrer Art gute Wolle, die wir dabei herausſortiren, auf den Markt. Wir wiſſen, daß nicht alles Superelecta ſein kann! Sagt doch auch Schott mit Recht:

Es läßt ſich entfernt nicht behaupten, daß blos die alten und neuen Claſſiker unſere Beachtung verdienen: auch in den Schriften geringern Ranges findet man beneidenswerth ſchöne Stellen, die, wären ſie häufiger, ihren Urheber unter die Unſterblichen eingereiht hätten und die weit vorzüglicher ſind als vieles durch Claſſiker Geſchriebene, das nur wegen ſeiner Herkunft verehrt wird und im übrigen an Heſiod mahnt: „Die Hälfte iſt oft beſſer als das Ganze.“

Ueber die Gedankenfaulheit, welche durch die Leſewuth erzeugt wird, ſagt unſer Autor ebenfalls manches Berückſichtigenswerthe. In der That iſt die Lektüre für viele auf dem Lande, was eine Hängematte auf der See iſt. Man läßt ſich angenehm ſchaukeln und gibt ſich dabei ſeinen Träumereien hin. Schott ſagt:

Hatten in früherer Zeit, da die Literatur eine wichtigere Rolle ſpielte, als ihr das haſtige Leben heute noch einräumen kann, die Schriftſteller mehr gegen einen durch die Kritik angeſtifteten Widerſpruchsgeiſt der Leſer ſich vorzuſehen, ſo iſt jetzt umgekehrt zu bedauern, daß der Leſer es in der Regel zu leicht nimmt und über ſorgſam bebaute Gedankenbeete gerade ſo hinweggalopirt, wie über die Prairien der Jagd und Indianergeſchichten. Freilich hält es ſchon Labruyère ſeiner Zeit vor, daß ſie nur noch leſe, um zu leſen, nicht um ſich zu bilden. Allein nachdem die äußere und innere Befähigung zum Leſen ſeitdem ſo viel allgemeiner geworden iſt, hat das Leſen vollends an Tiefe verloren, was es an Breite gewonnen. Die Bildung, ſoweit ſie auf Leſen beruht und für den gewöhnlichen Umgang genügt, wird uns jetzt ſpielend beigebracht durch die Converſationslexiken und eine Unzahl mitunter ſehr gut geleiteter Zeitſchriften, welche, um ihren Leſern auch das Heilſame, aber Trockene beizubringen, es mit anderm trefflich zuſammenmiſchen, daß es eingeht wie Wurmſamen mit Honig. Die Folge dieſer Erleichterungen im Lernen iſt eine vielſeitige Oberflächlichkeit und die Einbildung, alles zu wiſſen, weil man in alles eine kurze Bemerkung, den Rückſtand einer flüchtig gemachten Bekanntſchaft hineinwerfen kann, und eine weitere Folge iſt der Heißhunger nach mehr Leſen: ähnlich jedem erſt erworbenen Bedürfniſſe, zum Beiſpiel dem des Rauchers, der nun einmal dampfen will und, wenn er die gewohnten Cigarren nicht bei der Hand hat, ſich lieber mit ſchlechten als gar nicht behilft.

Eine geſunde Lektüre muß geiſtig anregend wirken — dies kann man dem vorliegenden Werke nachrühmen.

3. Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechiſchen von F. C. Schneider. Zweite verbeſſerte Auflage. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 15 Ngr.

Marc Aurel, der Denker auf dem Thron, iſt den meiſten nur als ein ſtoiſcher Philoſoph bekannt, vor deſſen Erhabenheit ſie eine heilige oder bequeme Scheu empfinden. In der That finden ſich in ſeinen „Meditationen“, die uns hier in einer gelungenen Uebertragung einhergebracht werden, genug Sentenzen, in denen ſich die ſtoiſche Seelenſtärke ausſpricht. Wie oft weiſt Marc Aurel auf die Ewigkeit und das Weltall hin! „Mit dem All verglichen wird uns alles als ein Körnlein und mit der Ewigkeit verglichen wie ein Handumdrehen.“ Er ſpricht es aus, daß der wohlgeſittete und ehrfurchtsvolle Menſch zur Natur, der alles ſpendenden und wieder nehmenden, ſagt: gib, was du willſt, und nimm, was du willſt, und zwar aus reiner Folgſamkeit und Liebe; er mahnt, mit den Göttern zu leben, ihnen zu zeigen, daß wir zufrieden ſind mit dem, was uns beſchieden; daß wir thun, was der Genius will, den uns der höchſte Gott als ein Stück von ihm ſelbſt zum Leiter und Führer gegeben hat. Dieſer Genius aber iſt der Geiſt, die Vernunft eines jeden. Mit dem Blick zu den Sternen erhebt er ſich über den Schmuz des Erdenlebens. Ihm iſt dieſe Welt ein Strom des Werdens, wo eins das andere jagt, unſer kurzes Leben aber kaum der Rede werth. „Hinter dir eine Ewigkeit und vor dir eine Ewigkeit — was für ein Unterſchied, ob du drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben haſt.“

Dieſe erhabenen Gedanken, die übrigens ſowenig an eine beſtimmte Schule wie an ein beſtimmtes Zeitalter geknüpft, ſondern den großen Weiſen aller Zeiten, den Dichtern, Denkern und Propheten gemein ſind, würden uns doch, wenn man ſie einzeln heraushöbe, ein falſches Bild von den Meditationen des römiſchen Cäſars geben; wir würden glauben, daß ſie ſich immer in einer gewiſſen Erdferne bewegten und daher nicht im Stande wären, den Schatz praktiſcher Lebensweisheit zu bereichern, der doch den meiſten am nächſten liegt; wir würden uns den ſtoiſchen Weiſen in jener etwas abſtoßenden Selbſtgenugſamkeit denken, wie er uns etwa aus den Kapiteln von Cicero's „De finibus“ entgegentritt. So erſcheint aber Marc Aurel durchaus nicht; es befindet ſich unter ſeinen Sentenzen eine beträchtliche Zahl, welche auf den täglichen Lebensverkehr Bezug hat, und gerade in dieſen prägt ſich eine liebenswürdige, humane, im beſten Sinne chriſtliche Geſinnung aus. Eine kleine Blumenleſe aus denſelben mag dies beweiſen:

Schmiege dich in die Verhältniſſe, die dir geſetzt ſind, und liebe die Menſchen, liebe ſie wahrhaft, mit denen du verbunden biſt.

Gewöhne dich, wenn du jemand ſprechen hörſt, ſo genau als möglich hinzuhören, und dich in ſeine Seele zu verſetzen.

Es iſt ein dem Menſchen eigenthümlicher Vorzug, daß er auch die liebt, die ihm weh gethan haben. Und es gelingt ihm, wenn er bedenkt, daß Menſchen Brüder ſind, daß ſie aus Unverſtand und unfreiwillig fehlen, daß beide, der Beleidigte und der Beleidiger, nach kurzer Zeit den Todten angehören werden, und vor allem: daß eigentlich niemand ihm ſchaden, d. h. ſein Inneres ſchlechter machen kann, als es vorher geweſen.

Sobald dir jemand weh gethan hat, mußt du ſogleich unterſuchen, welche Anſicht über gut und böſe ihn dazu vermochte. Denn ſowie dir dies klar geworden, wirſt du Mitleid fühlen mit ihm und dich weder wundern noch erzürnen. Entweder nämlich findeſt du, daß du über das Gute gar keine weſentlich andere Anſicht haſt als er; und dann mußt du ihm ver-

zeihen. Oder du ſiehſt den Unterſchied; dann aber iſt's ja nicht ſo ſchwer, freundlich zu bleiben dem, der — ſich geirrt hat.

Was du thuſt, ſetze ſtets in Beziehung auf der Menſchen Wohlfahrt; was dir widerfährt, nimm hin und beziehe es auf die Götter, als auf die Quelle aller Dinge, aus der jegliches Geſchehen herfließt.

Hat mich jemand beleidigt — mag er ſelbſt zuſehen. Es iſt ſeine Neigung, ſeine Art zu handeln, der er folgte. Ich habe die meinige, ſowie die Natur des Alls ſie mir gegeben, und ich handle ſo, wie meine Natur will, daß ich handeln ſoll.

Ueber dieſe Uebereinſtimmung ſtoiſcher Maximen mit dem Chriſtenthum und über die Modificationen, welche der Stoicismus durch die Perſönlichkeit, die Bildung und Weltſtellung ſeines gekrönten Vertreters erleiden mußte, über die geſchichtlich nachgewieſenen, mit den Maximen anſcheinend unvereinbaren Verfolgungen, die Marc Aurel über die Chriſten verhängte, ſpricht ſich der Ueberſetzer in einem Anhang eingehend aus.

4. Königliche Wahrheiten. Von Henry Ward Beecher. Aus dem Engliſchen. Berlin, G. W. F. Müller. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Verfaſſer dieſes Werks iſt der Bruder der abolitioniſtiſchen Romandichterin, welche mit „Onkel Tom's Hütte" ſo großes Aufſehen erregt hat. Henry Ward Beecher hat ſchon früher eine ähnliche Sentenzenſammlung: „Lebensgedanken", herausgegeben und ſich in England damit einen großen Leſerkreis erworben. Die „Königlichen Wahrheiten" zerfallen in drei Abſchnitte: Glaube, Liebe, Hoffnung. Wir ſehen ſchon aus dieſer Eintheilung, daß wir es mit der bekannten theologiſchen Schablone zu thun haben. Auch die Sentenzen ſelbſt treffen wol oft das Rechte, wenn ſie von der Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge, von dem eiteln Maßſtab materieller Güter, von der Nichtigkeit der ſogenannten gemachten Leute ſprechen, die durch ſo und ſo viel Pfund Sterling zu dem werden, was ſie ſind; es ſpricht ſich in einzelnen Gleichnißreden ein liebenswürdiger Naturſinn aus, in zahlreichen Sprüchen wohlthuende Wärme der Empfindung — dennoch macht dieſe Sammlung nicht den Eindruck, den wir von der Schrift eines Selbſtdenkers erwarten dürfen; es ſind mehr jene erbaulichen Betrachtungen, deren Grundlagen und Folgerungen gegeben ſind. Wer aber eine Sammlung von Sprüchen herausgibt, von dem verlangen wir, daß er eine eigene Welt- und Lebensanſchauung hat, daß er ſeine Spitzen ſelbſt klöppelt und uns nicht einen auf andern Maſchinen bereiteten Bobinet verkauft. Mindeſtens verlangen wir dies in Deutſchland. In England, wo der Theekeſſel den ganzen Tag brodelt, iſt es vielleicht anders. Da ſchmeckt die Weisheit nicht ohne theologiſchen Theeaufguß und die Moral nicht ohne ein kirchliches Herunterkanzeln.

5. Anna. Philoſophiſche Geſpräche. Herausgegeben vom Verfaſſer des „Quellwaſſers". Leipzig, Steinacker. 1866. 8. 15 Ngr.

Victor weiht Anna in einige ſpeculative Fragen ein. Schauen und Wiſſen, die Welt, der Menſch, der menſchliche Geiſt, die Spiegelungen Gottes in der Welt werden in einem Dialog entwickelt, der durch anſchauliche Vergleichungen manches dunkle Problem erhellt. Ueber Urſache und Wirkung, über das Selbſtbewußtſein, über das Verhältniß von Materie und Geiſt werden Aufſchlüſſe ertheilt, die geeignet ſind, Laien und Frauen in die Philoſophie einzuführen. Ein hinzukommender Theolog Glaubrecht beginnt nun mit Victor ein im ganzen wenig erquickliches Turnier über Offenbarung und Vernunft, Wunder u. ſ. w., in welchem ſich beide gegenſeitig mit den landesüblichen Lanzenſtößen aus dem Sattel zu heben ſuchen. Den Schluß bildet eine philoſophiſche Novelle: „Flamme, Glut, Aſche", eine Geſchichte geiſtiger Entwickelungen und Wandlungen. Dem Buche fehlt eine einheitliche Faſſung und Haltung. Auch iſt der Grundton zu abſtract und etwas überſchwenglich.

6. Unterhaltungen mit meinen jungen Freundinnen. Eine Feſtgabe von Marie Harrer. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Herzen der „Backfiſche" ſind bildſam, und da von ſolchen unſcheinbaren Backfiſchen das Glück der künftigen Generationen abhängt, ſo kann ihnen nicht genug Vernunft gepredigt werden. Was die Wirkungen dieſer Predigten betrifft, ſo verhält ſich der Sänger des Frauenhymnus: „Ehret die Frauen", ſehr ſkeptiſch dagegen, denn er läßt ſeinen Wallenſtein ſagen:

> Seid ihr nicht wie die Frauen, die beſtändig
> Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
> Wenn man Vernunft gepredigt ſtundenlang?

Doch vielleicht haben die „jungen Freundinnen" noch kein erſtes Wort geſprochen, und Marie Harrer redet ihnen im ganzen ſehr verſtändig zu, nicht von oben herab, nicht ſalbadernd, ſondern ſchlicht und ſchlagend; ſie iſt keine Rigoriſtin, ſie rühmt den Geſellſchaftstanz und ſeine Freuden, und wenn ſie auf die Leiden der Hausmuſik hinweiſt, ſo trifft ſie damit einen wunden Fleck des Zeitalters. Sie ſpricht über Sympathie, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Höflichkeit, Lächerlichkeit, über Schauſpielkunſt, über den Frieden und viele andere Dinge, doch immer kurz und anregend. Dann ſchiebt ſie wieder ein Natur- oder Gartenbild dazwiſchen, wie z. B. „Unter der Eſche", und zeigt ſich als eine Blumiſtin von Fach, welche einen Napoleon I. von einer Jeanne d'Arc, einen Fauſt von einem Cavagnac, eine Veſtalin von einer Mademoiſelle La Regle zu unterſcheiden weiß. Namentlich iſt der letztere Unterſchied den jungen Roſen der Penſionsinſtitute ans Herz zu legen, welche vielleicht noch in jeder Mademoiſelle La Regle eine Veſtalin zu ſehen glauben! Vor frühen Verlobungen werden die Mädchen gewarnt, wenn die Vereinigung noch in zu weiter und ungewiſſer Ferne liegt — gewiß mit Recht, denn die ewigen deutſchen Bräute, deren Brautſchaft länger dauert als der Siebenjährige Krieg, gehören zu den wehmüthigſten Exemplaren der weiblichen Species. Ueberhaupt ſträubt ſich die Verfaſſerin gegen die Behauptung, daß das Weib nur in der Ehe glücklich ſein könne, daß folglich das Glück einer Hälfte der Menſchheit auf die

Willkür der andern Hälfte derſelben, alſo auf Zufall angewieſen ſei. Damit hängt es zuſammen, daß ſie von den Aeltern verlangt, ſie ſollen die Töchter zu einer weiblichen Berufsthätigkeit erziehen, die ſie fähig macht, ſich ihren Unterhalt ſelbſt zu erwerben. Die Forderungen der Zeit an die junge Mädchenwelt ſind, nach ihrer Anſicht: die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu erhalten, die Fähigkeit, andern zu nutzen, die Fähigkeit, ſich in andere zu finden, und die Fähigkeit, in der Einſamkeit glücklich zu ſein.

Unſere jungen Freundinnen werden die Plaudereien von Marie Harrer nicht ohne Nutzen leſen und manche förderliche Anregung daraus ſchöpfen, wenn ſie eigener Gedanken fähig ſind. Dies letzte iſt leider nicht immer der Fall; denn es wird den armen Kindern ſo viel eingetrichtert, daß kein Platz mehr bleibt für ein urſprüngliches Denken. Möchte ſich Marie Harrer in ihrem nächſten Buch mit ihren ältern Freundinnen unterhalten und ihnen verſtändigere Erziehungsgrundſätze predigen, als jetzt im Schwange ſind! **Rudolf Gottſchall.**

Zur deutſchen Special- und Landesgeſchichte.

1. Chronik der Oberpfalz. Herausgegeben von G. Hubmann. Erſter Band: I. Chronik von Schwandorf. Amberg, Pohl. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Die ſtaatliche und ſociale Geſtaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. Ein Beitrag zur Geſchichte Deutſchlands von J. Freih. von Rotenhan. Baireuth. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die beiden Landſchaften, deren Geſchichte die vorliegenden Bücher behandeln, ſind durch ihre Ausdehnung und durch ihre Vergangenheit vor vielen andern Gegenden Deutſchlands mit einem ſehr reichen hiſtoriſchen Material ausgeſtattet. Doch iſt die ſo lobenswerthe Richtung der Geſchichtswiſſenſchaft der Gegenwart zu Detailſtudien und monographiſchen Arbeiten ihnen verhältnißmäßig noch weniger zugute gekommen als ihren Nachbarländern, z. B. Schwaben und dem eigentlichen Baiern, oder auch Böhmen und Oeſterreich. Mancherlei äußere und innere Veranlaſſungen erklären ein ſolches Zurückbleiben hinreichend; um ſo dankenswerther muß jeder Verſuch ſein, das Verſäumte nachzuholen und die Behandlung der Localgeſchichte auf dieſelbe Höhe zu ſtellen, die ſie anderwärts erreicht hat.

Die Oberpfalz, welcher der Verfaſſer der erſten Schrift angehört, iſt von der Natur nicht glänzend ausgeſtattet worden. Weder der Boden ſelbſt noch die Lage des Landes iſt für die Entfaltung eines reichern Culturlebens günſtig zu nennen. Dennoch hat auch hier das Mittelalter mit geringen äußern Hülfsmitteln viel Tüchtiges und Intereſſantes hervorzubringen gewußt: eine Anzahl nahrhafter Städte, von denen freilich keine über Mittelgröße hinausgelangt iſt, belebte das an ſich ſo arme und öde Land; mehrere bedeutende Handelsſtraßen, die nach einem der größten Brennpunkte des Verkehrs, Regensburg, zogen, trugen nicht wenig dazu bei, die Ungunſt der natürlichen Ausſtattung zu überwinden. Es fehlte auch hier nicht an einer Menge größerer und kleinerer Dynaſten, und die Maſſe des niedern Adels iſt auch hier wie überall bis zum 16. Jahrhundert wahrhaft ſtaunenerregend. Seine Exiſtenz ruhte hauptſächlich auf der eines noch zahlreichern Bauernſtandes; gerade ſo wie auch die vielen und zum Theil ſehr begüterten geiſtlichen Stifter ihre eigentliche Nahrung aus dieſem unterſten und darum gedrückteſten Stande zogen. Wie anderwärts gingen auch hier unzählige Fehden durch das Land, ſammt den andern großen Plagen, die das Mittelalter charakteriſiren: große Seuchen, Hungersnoth u. dgl. Aber alles dies und ſelbſt nicht einmal die raffinirten Verwüſtungskriege im größern Stile, die ſeit dem 15. Jahrhundert an die Stelle der localiſirten und gewiſſermaßen dilettantiſchen Fehde traten, konnten die Volkskraft und den Volkswohlſtand brechen. Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts ſtand die Oberpfalz ihren Nachbarländern weder in nationalökonomiſcher noch in allgemein culturgeſchichtlicher Bedeutung nach. Regensburg, das große Emporium des oſteuropäiſchen Handels, war zwar ſeit dem 14. Jahrhundert allmählich zurückgekommen, weil die Donau, von deren Gunſt es lebte, in ihrem Unterlaufe durch die Feſtſetzung der Türken auf der Halbinſel des Balkan aufhörte, ein europäiſcher Culturſtrom zu ſein, und das Hinterland von Regensburg mußte allmählich auch etwas von der Ungunſt der allgemein europäiſchen Handelsconjuncturen fühlen. Doch war von früher her noch ſo viel Kapital und, was mehr iſt, eine ſolche Fülle von bürgerlichem Fleiß und bürgerlicher Gewerbthätigkeit in den Städten der Oberpfalz, daß das Ende des 16. Jahrhunderts auch hier, wie in den andern Gegenden Deutſchlands, durchſchnittlich als die Epoche ihrer wenigſtens ſcheinbar größten Blüte bezeichnet werden kann. Was für die Städte galt, konnte auch mit einigen Einſchränkungen von dem Lande und ſeiner Bevölkerung behauptet werden. Obwol die Städte, geſtützt auf ihre Privilegien, ſyſtematiſch alles thaten, um das platte Land niederzuhalten und in ihrem Intereſſe auszubeuten, ſo wirkte doch ganz von ſelbſt ihr materielles Wohlbefinden über die Schranken ihrer Ringmauern hinaus und kam dem Bauervolke zugute, weil es für ſeine Rohproducte in den wohlhabenden Städten den natürlichen Markt hatte, der auch nicht durch die unſinnigſten Beſchränkungen des freien Verkehrs vernichtet werden konnte. Die hier wie überall ſeit dem Beginne des 16. Jahrhunderts und ſeit dem Eindringen des römiſchen Rechts geſteigerten Anſprüche der Landes- und Gutsherrſchaften an die Leiſtungsfähigkeit ihrer bäuerlichen Unterthanen drückten doch nicht ſo ſtark auf deren materielles Befinden, wie das wilde Fehdegetümmel der frühern Jahrhunderte oder die Raubkriege des 15. und des Anfangs des 16. Aber ſeit dieſer Zeit, länger als ein Jahrhundert, bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein blieb die Oberpfalz von dieſer Landplage verſchont. Der Umſturz der alten Kirche und die Einführung des gereinigten Evangeliums gab zwar zu mancherlei ſittlichen und ſocialen Wirren Veranlaſſung, aber der Wohlſtand der Bevölkerung wurde nicht dadurch beeinträchtigt, wenn auch die reichen Stifter jetzt leer ſtanden und fürſtliche Pfleger an die Stelle der Kloſtervögte traten.

Da war es der Dreißigjährige Krieg oder richtiger die gewaltsame Wiederherstellung der alten Kirche, etwa seit dem Jahre 1618, wodurch der ganze materielle und geistige Zustand des Landes verändert und dasselbe nach der einen wie nach der andern Beziehung hin recht eigentlich in eine Wüstenei verwandelt wurde. Für einen kleinen Theil der Oberpfalz, wozu auch Schwandorf gehört, datirt diese verhängnißvolle Epoche noch einige Jahre früher als der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Der Pfalzgraf und Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg war 1614, wie er selbst und die Jesuiten behaupteten, aus innerer Ueberzeugung, wie die andern Zeitgenossen und die Nachwelt behauptet hat, aus politischer Speculation, um sich den Beistand der katholischen Mächte Spanien und Oesterreich in der jülich-cleveschen Erbschaftsangelegenheit zu sichern, zum Katholicismus übergetreten. Er war als Besitzer der sogenannten jungen Pfalz oder Pfalz-Neuburg zugleich auch der Herr eines Theils der Oberpfalz, und wie in seinen andern Landen benutzte er auch hier das angebliche jus reformandi, welches der Augsburger Reichsabschied von 1555 den Territorialherren eingeräumt haben sollte, um gegen sein ausdrückliches Fürstenwort den Katholicismus wieder einzuführen. Der andere größere Theil der Oberpfalz stand unter der Herrschaft der kurfürstlichen Linie, deren Haupt damals Friedrich V. war, der bekannte Winterkönig traurigen Andenkens. Als seine Katastrophe 1620 mit der Schlacht am Weißen Berge erfolgte, wurde die Oberpfalz erst provisorisch und dann definitiv an Herzog oder nachher Kurfürst Maximilian von Baiern, den „Glaubenshelden", übergeben. Der Westfälische Friede bestätigte ihn auch formell rechtlich in dieser Eroberung, die er, wie die Folgen zeigten, weniger für sich und sein Haus als für die Kirche gemacht hatte. Denn von 1620 an begann die wüthendste Gegenreformation, die neben dem furchtbaren Drucke der Kriegszüge und der fast ununterbrochenen Anwesenheit fremden Kriegsvolks die Oberpfalz verwüstete. Auch hier, wie in dem benachbarten Böhmen, verließ ein großer Theil der Bevölkerung der Städte noch zu rechter Zeit das unglückliche Land. Was durch Intelligenz und Bildung an sich hervorragte oder hervorragen sollte, alle Angehörigen des geistlichen Standes, alle Lehrer der höhern und niedern Schulen waren von selbst die ersten im Exil, aber ihnen folgten auch sehr viele begüterte Bürger, städtische Beamte, Gewerbtreibende u. s. w., sodaß in jedem Sinne nur die Hefe der Bevölkerung übrigblieb. Freilich war sie der Zahl nach hier, wie überall und zu aller Zeit, zahlreicher als die edlern Bestandtheile, aber die weitere Geschichte des Landes zeigt recht deutlich, was es auf sich hat, wenn die intelligente und social hervorragende Minorität ganz vernichtet wird. Von den andern Folgen des Dreißigjährigen Kriegs hatte sich das Land so gut wie andere deutsche Länder allmählich, wenn auch langsam, wieder erholt. Hatten doch viele, wie z. B. Würtemberg, Sachsen, Hessen, noch viel stärker gelitten, aber es war ihnen doch nicht der rechte Lebenskeim ausgebrochen worden.

Der neuburgische und bairische Antheil der Oberpfalz blieben zwar bis 1777, bis zum Erlöschen der eigentlich bairischen Linie des Hauses Wittelsbach, getrennt voneinander, aber ihre Geschichte war im wesentlichen dieselbe. Die materielle Cultur des Landes konnte nach einer solchen Katastrophe und unter dem mehr und mehr um sich greifenden Druck der modernen Bureaukratie und des modernen Steuerwesens kaum über das Niveau des allertiefsten Verfalls in der schrecklichen Zeit des großen Kriegs sich erheben. Nur die wiederhergestellten Klöster und die neuen Stiftungen für die eigentlichen Handhaben und Säulen des gewaltsamen Bekehrungswerks, für Jesuiten und Kapuziner, gediehen wieder zu einiger Blüte, theilweise auch zu Reichthum. So wurde das Inventar des Cistercienserklosters Waldsassen bei seiner 1803 erfolgten Aufhebung blos an edeln Metallen auf 11 Mill. Fl. amtlich veranschlagt und der Besitzstand an Grund und Boden, Renten und nutzbaren Rechten aller Art, der nirgends summirt zu finden ist, muß jedenfalls noch drei- oder viermal so viel werth gewesen sein. Waldsassen galt allerdings für das reichste aller Klöster der Oberpfalz, aber ein anderes, Speinshardt, für beinahe ebenso reich. Desto armseliger sah es in den Städten und auf dem platten Lande aus. Keine einzige oberpfälzische Stadt hat bis in unser Jahrhundert hinein die Bevölkerungszahl von 1618, dem Beginne des Dreißigjährigen Kriegs, wieder erreicht, und die Menge der eingegangenen Dörfer, deren Fluren mit andern vereinigt wurden, bezeugt allein schon genügend die Verödung des platten Landes. Dazu kamen noch verschiedene male im Laufe des 18. Jahrhunderts arge Kriegsverheerungen, so während des Spanischen Erbfolgekriegs, des Oesterreichischen und der französischen Revolutionskriege, die namentlich 1796 hier einen Hauptschauplatz hatten. Jourdan's Armee, die vom Rhein aus die Donau entlang nach Wien vordringen sollte, wurde hier in der Oberpfalz wiederholt vom Erzherzog Karl geschlagen und schließlich wieder über den Rhein geworfen.

Alles dies zusammen hat die Oberpfalz seit dem 17. Jahrhundert zu dem gemacht, was sie noch jetzt ist, obgleich in den letzten 20 Jahren der allgemeine materielle Aufschwung Deutschlands auch bis hierher wenigstens sich bemerklich gemacht hat. Das Land gilt noch jetzt sprichwörtlich in ganz Süddeutschland als ein ärmliches, trauriges, das Volk zwar als fleißig und genügsam, aber auch als roh und beschränkt. Es ist noch immer ein bairisches Sibirien, wenn auch nicht gerade das allerschlimmste. Wenigstens möchte der Bairische Wald, vielleicht aber mit Unrecht, an Ort und Stelle noch verrufener sein.

Jedenfalls erklärt sich aus dem Gesagten, weshalb weder die allgemeine noch die Specialhistoriographie sich mit Vorliebe diesem Lande zugewandt haben. Es erklärt sich aber auch aus der Geschichte des geistigen Lebens in dieser Oberpfalz, seitdem sie durch Jesuiten und Kapuziner wieder katholisch und zwar recht bigot katholisch gemacht worden ist, weshalb sie selbst so wenig zur Aufhellung und Darstellung ihrer eigenen Geschichte thun konnte. Das meiste ist noch von regensburger Gelehrten geschehen, und die regensburger Zeitschrift des historischen Vereins für diese Lande hat wenigstens begonnen, wacker

aufzuräumen und Licht zu machen. Um ſo dankenswerther iſt der Vorſatz des Herrn Hubmann, durch eine Reihe von ähnlichen Monographien wie die vorliegende ſich um die Geſchichte ſeiner Heimat verdient zu machen. Nach dieſem einen Verſuche zu urtheilen, kann man nur Gutes und Lehrreiches erwarten, und es iſt zu hoffen, daß einige Mängel, die dieſer Arbeit noch anhaften, ſpäter verſchwinden werden.

Daß mit Schwandorf begonnen wurde, iſt von dem Verfaſſer nicht weiter motivirt, und wir geſtehen, daß auch wir uns keinen andern Grund als den bloßen Zufall maßgebend denken können. Der Ort gehört zu den unbedeutendern Städten ſelbſt in dortiger Gegend, die keine einzige Stadt von Mittelgröße — nach dem Maßſtabe der Gegenwart und anderer in der Cultur weiter fortgeſchrittener Länder gemeſſen — beſitzt. Schwandorf zählt nur 2000 Einwohner, iſt auch ſonſt nicht durch Merkwürdigkeiten in der landſchaftlichen Umgebung oder der Kunſt, oder der Induſtrie und Technik ausgezeichnet. Es iſt ein ganz gewöhnliches Landſtädtchen in einer leidlich fruchtbaren und leidlich hübſchen Gegend, wenigſtens im Vergleich mit den andern Theilen der Oberpfalz. Daß es den Kreuzungspunkt der Nürnberg-Regensburger und Regensburg-Böhmiſchen Bahn bildet, mag ihm für die Zukunft wichtig werden, für die Gegenwart iſt daraus noch nichts weiter als eine beſcheidene Anzahl neuer oder neugebeſſerter und aufgeputzter Häuſer entſtanden. Dennoch enthält die Geſchichte des Orts auch für nicht einheimiſche Leſer Intereſſantes genug, um wie viel mehr für die Eingeborenen ſelbſt. Alle möglichen Quellen, gedruckte und ungedruckte, Bücher und Archivalien, ſind, wie billig, dafür ausgebeutet, und das Ergebniß iſt, wie überall, ein ſehr lohnendes geweſen. Denn wenn auch die frühern Jahrhunderte des Mittelalters nur ein dürftiges Licht durch einzelne urkundliche Erwähnungen der ſtädtiſchen Rechtsverhältniſſe und der kirchlichen Stiftungen erhalten, ſo gewährt doch das von dem Verfaſſer benutzte Material für die Geſchichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts eine reiche Ausbeute von nicht blos localem Werthe.

Auch hier drängt ſich wieder eine ſehr gewöhnliche Bemerkung auf, die aber trotzdem zu Nutz und Frommen unſers gegenwärtigen ſogenannten gebildeten Publikums noch einmal ausgeſprochen werden ſoll. Die Tüchtigkeit, der Verſtand, die derbe Kraft und heitere Lebensluſt, zugleich aber auch die ernſte Sinnigkeit und ehrliche Frömmigkeit des deutſchen Bürgerthums dieſer Zeit iſt eine unerſchöpfliche Quelle der intereſſanteſten und lehrreichſten Geſtaltungen des öffentlichen und Privatlebens geweſen, deren Bedeutung ſelbſt von unſerer Geſchichtswiſſenſchaft lange noch nicht nach Gebühr gewürdigt iſt, geſchweige denn, daß der unendlich reiche Stoff im ganzen oder auch nur in irgendeiner Einzelheit, ſei es des Orts oder der Sache, genügend dargeſtellt wäre. Man erkennt dies am beſten, wenn man an relativ ſo kleine und unbedeutende Gebilde, wie z. B. eben dies Städtchen Schwandorf herantritt und mit Hülfe authentiſcher Documente das Detail ſeiner Entwickelung ſtudirt. Wie überall, ſo zeigt ſich auch hier das bewundernswürdigſte Geſchick unſers mittelalterlichen Bürgerthums zur Selbſtregierung: die Staatsgewalt iſt ſelbſt einem ſo winzigen Gemeinweſen gegenüber nichts weiter als eine in weite Ferne gerückte, eigentlich nur mit dem Rechte einer gewiſſen Oberaufſicht und Reſtriction betraute fremde Macht, und der Gehorſam, den ſie findet, beruht auch hier im weſentlichen nur auf dem freien Ermeſſen der Bürgerſchaft, deren Intereſſen ſich durch ein ſolches bedingtes und freies Anlehnen an eine Landesherrſchaft beſſer gewahrt finden, als in vollſtändiger Iſolirung. Denn dieſe taugte, wie der Erfolg zeigt, ſchon in damaliger Zeit nur für größere Gemeinden: Städte wie Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Köln u. ſ. w. mochten in jeder Beziehung richtig rechnen, wenn ſie ihre thatſächliche oder ausdrücklich anerkannte Unabhängigkeit als ihr koſtbarſtes Gut hüteten; wenn aber Städtchen wie Isny, Buchhorn, Wangen u. a., die nur dem Namen aber nicht der Sache nach ſich über die Bedeutung eines größern Dorfs erhoben, ganz ſelbſtändig ſein wollten, wozu ſie nach dem Buchſtaben ihrer Privilegien berechtigt waren, ſo fuhren ſie ſelbſt am ſchlechteſten dabei und brachten es mit den verzweifeltſten Anſtrengungen nicht weiter als zu einem jahrhundertelang fortgeſetzten Dahinſterben. Allerdings kam ſpäter eine Zeit, wo die landesherrliche Gewalt ihre Sammthandſchuhe auszog und ihre natürliche eiſerne Fauſt brauchte. Damit erdroſſelte ſie die Freiheit und den Wohlſtand nicht blos dieſer kleinen Stadt, ſondern auch aller ihrer größern und mächtigern Schweſtern in ganz Deutſchland. Aber den Freien Städten fiel in dieſer Zeit aus andern Urſachen auch kein beſſeres Los: höchſtens, daß ihre Bürger für gewöhnlich vor gewaltſamen Störungen in ihrem Glauben geſchützt blieben, nachdem einmal die Schreckenszeit der ſpaniſchen und liguiſtiſchen Bekehrer in Pickelhauben und Lederkollern überſtanden war. Aber von Freiheit, Kraft und Wohlſtand im altbürgerlich-deutſchen Sinne war in ihren Mauern ſeit dem 17. Jahrhundert auch nicht mehr zu finden, als in denen der landesherrlichen Städte.

Bis zu dieſer großen Kataſtrophe des altdeutſchen Bürgerthums und Städteweſens hat nun auch das kleine Schwandorf ſeine Autonomie aufs entſchiedenſte und reichlichſte ausgeübt. Es hat ſich nach eigenen Bedürfniſſen, wenn auch mit landesherrlicher Genehmigung und nach dem Vorbilde anderer Städte ſeine beſondere Verfaſſung und ſein beſonderes Recht gegeben und aufs lebendigſte fortgebildet, ſobald ſich irgendein Bedürfniß dazu zeigte. Der Rath der Stadt hat, wie der von Worms, Baſel, Straßburg, Nürnberg, die auswärtige Politik, d. h. die Verhältniſſe der Stadt zu der Landesherrſchaft und den fürſtlichen und adelichen Nachbarn umſichtig und energiſch geleitet und ſich, wenn es ihm paßte, an den Fehden und Kriegen der Zeit betheiligt. Wie anderwärts war auch hier die Bürgerſchaft wehrpflichtig und wehrtüchtig und die Stadt nach den Begriffen ſelbſt noch einer Zeit, in der man ſchon die Feuerwaffen gebrauchte, ein hinlänglich feſter Platz, der noch im 17. Jahrhundert ſogar ſeine

eigene genügende Artillerie beſaß. Handel und Verkehr auf den großen Straßen nach Nürnberg, Regensburg und Prag wurden nach Kräften und im Sinne der Zeit gefördert, in der es für das höchſte Ziel galt, wenn einer dem andern durch Privilegien und Monopole das Waſſer von ſeiner Mühle abzuleiten verſtand. Im Innern der Stadt wurde die Polizei im weiteſten Umfang ihres Begriffs ſchon frühe und verſtändig durchgeführt — auch hier dieſelbe Erſcheinung wie anderwärts, Handel und Gewerbe, bei aller Achtung vor der Autonomie der einzelnen Genoſſenſchaften, ſtreng beaufſichtigt, dabei auch die Sicherheits-, Geſundheits- und Sittenpolizei nicht vergeſſen. So ſchreiben die Rathsbeſchlüſſe aus dem 16. Jahrhundert ſchon eine ganz genaue Controle aller Fremden vor, beſonders der Landsknechte, was äußerſt verſtändig genannt werden muß, wenn man den Unfug bedenkt, den dieſe „gartenden Brüder" auf dem platten Lande anrichteten. Abends nach dem Läuten durfte niemand ohne brennende Laterne ausgehen u. ſ. w.

Beſonders umfaſſend und praktiſch ſind die Beſtimmungen der Feuerlöſchordnung, aber auch die Präventivmaßregeln gegen Feuersgefahr. Da war die ganze Bürgerſchaft oder vielmehr Einwohnerſchaft bei hoher Geldſtrafe verpflichtet, beim Löſchen jedesmal ſelbſt mitzuwirken unter der Leitung einer beſondern Feuercommiſſion aus dem Rathe, da hatte jedes Haus eine beſtimmte Zahl Feuereimer und Haken zu ſtellen und zu unterhalten; kein Brennholz durfte in die Häuſer ſelbſt gebracht werden, und in die größern Hofſtätten auch nur eine geringe Quantität davon, ſogar die Schmiede und Schloſſer mußten ihre Kohlen vor der Stadt abladen laſſen und ſie erſt folgenden Tags in ihre Werkſtatt bringen. Auch hier ſpielen die ſogenannten Luxusgeſetze eine große Rolle, beſonders in der Zeit nach der Einführung der gereinigten Lehre, wo man wenigſtens den guten Willen hatte, den Uebermuth des Fleiſches zu dämpfen und ſich eines ehrbaren, züchtigen und einfältigen Lebens zu befleißen, und wo zugleich die guten, behaglichen Zeiten die Verſuchung zum Gegentheil ſo viel ſtärker an den Menſchen brachten. Da finden ſich detaillirte Geſetze über Weinhochzeiten und Bierhochzeiten, d. h. ſolche, wo neben dem Bier auch Wein als Tiſchtrunk gegeben wurde, und ſolche, wo man es bei dem damals noch gering geachteten Bier bewenden ließ. Bei einer Weinhochzeit gab es fünf Gerichte, bei einer Bierhochzeit nur vier. Bei beiden durften die Gäſte nur zwei Stunden beim Mahle ſitzen bleiben und dann noch drei Stunden ſich Bewegung ſchaffen mit einem ehrſamen Tänzchen auf dem Rathhauſe, wie überall in den damaligen Städten, falls nicht beſondere ſtädtiſche Zech- und Tanzhäuſer erbaut waren. Ueberhaupt ging man dem Tanzen in dem damaligen Sittenеifer ſtark zu Leibe, freilich ohne es ganz ausrotten zu können. So ſollte nur am Sonntag vor der Mittagspredigt bis zum Veſperläuten getanzt werden dürfen, Zuwiderhandelnde wurden mit bedeutender Geldſtrafe gebüßt und die Spielleute ſofort vom Büttel in das ſogenannte Narrenhäuſel geführt, ein beſonders ſchimpfliches Gefängniß für gemeines Volk und gemeine, aber an ſich unbedeutende Vergehen aller Art, Straßenunfug, Schlägereien, Schimpfereien, Felddiebſtähle u. ſ. w.

Ebenſo individuell charakteriſtiſch, aber dem Gegenſtand nach noch intereſſanter und ein ehrwürdiges Zeugniß für den tüchtigen Geiſt des Bürgerthums ſind die verſchiedenen Beſtimmungen, Anordnungen und Einrichtungen, die ſich auf Kirche und Schule beziehen. Auch hier war die Periode von der Reformation bis 1618 die geſegnetſte und reichſte, und das kleine oberpfälziſche Städtchen hat ſelbſt nach heutigem Maßſtab wahrhaft Großes in der Pflege der Volksbildung durch Kirche und Schule geleiſtet. Das wurde alles mit einem male raſirt, als die Jeſuiten und Kapuziner unter dem Schutze der ligiſtiſchen Soldateska einzogen, denn wenn auch dem Namen nach noch mehrere Schulen fortbeſtanden, ſo brachten ſie es doch eben zu keiner andern Exiſtenz als zu einer ſolchen dem Namen nach. Um das Weſen und Treiben der Gegenreformation zu begreifen, dient nichts beſſer als eine Vertiefung in das Detail, wie es die Specialgeſchichte allein bieten kann. Inſofern hat die Abtheilung dieſer Ortsgeſchichte, welche die gewaltſame Wiedereinführung des Katholicismus behandelt, zugleich auch einen univerſalhiſtoriſchen Inhalt. Der Verfaſſer, wahrſcheinlich ſelbſt Katholik, hat hier aus allen ihm zugänglichen Quellen, namentlich aus den officiellen und officiöſen Schriften der Jeſuiten ein Bild gezeichnet, das niemand ohne tiefſte Erregung der Seele betrachten wird. Die unerhörten Frevel an den heiligſten Gütern und Intereſſen der Menſchheit, die in dieſem kleinen Landſtädtchen eines vergeſſenen Winkels von Deutſchland verübt wurden, das Gewebe von bösartiger Brutalität und heimtückiſcher Liſt, womit hier ein rathloſes und eingeſchüchtertes Häufchen umgarnt wurde, die gänzliche Unterbindung und Zerſtörung aller edeln Theile des zwar kleinen, aber einſt doch ſo geſunden und gediegenen Organismus, die hier für alle Zeiten ſchonungslos durchgeſetzt wurde — das alles ſpiegelt nur im Kleinen, aber eben deshalb um ſo wirkungsvoller und greller, was durch weite Landſchaften unſers Vaterlandes damals geſchehen iſt und was bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört hat, eine eiternde Wunde an unſerm Volkskörper zu ſein.

Der Verfaſſer nennt überall die Sachen und die Dinge bei ihrem rechten Namen, obgleich er, wie eben erwähnt, Katholik zu ſein ſcheint und nirgends ein inneres Intereſſe oder auch ein tieferes geſchichtliches Verſtändniß für die Sache der Reformation zeigt. Von da an konnte es auch in Schwandorf geſchehen — wie es überall nach gleichen Vorgängen geſchehen iſt —, daß die Erbauung einer Wallfahrtskirche mit erdichteten Wundern und die Herbeirufung der Väter Kapuziner, die Gründung und Dotirung eines Kloſters für ſie die wichtigſten Ereigniſſe der weitern Geſchichte des Orts bis zum Schluſſe des 18. Jahrhunderts bilden. Die Freiheit der Bürger, die Triebkraft der ſtädtiſchen Geſetzgebung und Selbſtverwaltung, die Waffenfähigkeit und Wehrkraft der Bevölkerung, die Sorge für Kirche und Schule als Volksbildungsanſtalten: dies und

tauſend andere große und ſchöne Dinge ſind untergegangen. Dafür hatte man jene Wallfahrtskirche und die Kapuziner, die durch ihre bekannten populären Künſte, wenn man dies edle Wort ſo misbrauchen darf, ja auch Geld und Menſchenverkehr in das Städtchen brachten, dafür hatte man jährliche und halbjährliche Proceſſionen auf den Kreuzberg, nach Langenfeld u. ſ. w.

Die gegebenen Umriſſe mögen genügen, um das Lehrreiche und Intereſſante auch eines ſcheinbar ſo ganz localen Stoffs darzuthun. Der Verfaſſer hat ſich jedenfalls damit ein Verdienſt um die Wiſſenſchaft erworben, das um ſo höher anzuſchlagen iſt, je mehr äußere Schwierigkeiten aller Art bei ſolchen im gewöhnlichen Wortſinn höchſt undankbaren Arbeiten überwunden werden müſſen. Wir wünſchen ihm guten Fortgang in ſeiner Unternehmung. Um ſie einer möglichſten Vollkommenheit näher zu bringen, dürften vielleicht einige Bemerkungen hier noch am Platze ſein. Wie billig, ſind die meiſten der benutzten Quellen aller Art nur auszugsweiſe der fortlaufenden Erzählung eingeflochten. Es würde die wiſſenſchaftliche Brauchbarkeit des Materials ſehr erhöhen, wenn dies nicht in einer oft etwas freien Ueberſetzung, ſondern urkundlich treu in der Sprache des Originals geſchähe. Durch erklärende Anmerkungen könnten auch die gewöhnlichen Leſer befriedigt werden, auf die der Verfaſſer rechnet. Beſonders wichtige noch ungedruckte Actenſtücke müßten aber ohne eine große Steigerung des Umfangs in einem beſondern Anhang vollſtändig gegeben werden. An allerlei größern und kleinern Verſtößen und Unrichtigkeiten kann es in einer derartigen Arbeit nicht fehlen. Der Localhiſtoriker iſt namentlich immer da in Gefahr, wo er aus ſeinem engen, ihm völlig vertrauten Gebiet auf ein weiteres oder gar auf das weiteſte der allgemeinen Geſchichte herübergreifen muß, wozu er doch ſo oft genöthigt iſt. Fühlt er ſich ſelbſt nicht ſicher genug, ſo müßte er auf irgendeine Weiſe eine wirklich ſachverſtändige Hülfe ſich zu verſchaffen ſuchen. Hier iſt dies nicht geſchehen, und ſo ſind denn manche wunderliche Dinge ſtehen geblieben, z. B. daß in dem Weſtfäliſchen Frieden den deutſchen Landesfürſten das Recht gegeben worden ſei, die Religion ihrer Unterthanen zu beſtimmen, folglich auch eine Gegenreformation durchzuſetzen, ein Recht, das ſie bis dahin nicht beſeſſen haben ſollten; dahin rechnen wir auch die Anmerkung 4 auf S. 101 über Jan van Weert oder, wie er hier heißt, Jean de Weert, worin der Verfaſſer noch nicht über Barthold's „Johann von Weert" von 1826 hinausgekommen iſt, und anderes Derartige mehr.

„Die ſtaatliche und ſociale Geſtaltung Frankens u. ſ. w.", von J. Freiherrn von Rotenhan (Nr. 2), iſt ein Buch von ziemlichem Umfange und verheißt durch ſeinen Titel, einen Beitrag zur Geſchichte Deutſchlands mittels Darſtellung der Geſchichte eines ſeiner größten, ſchönſten und lebendigſt entwickelten Glieder. So berechtigt aber auch die Stellung einer ſolchen Aufgabe an die Geſchichtſchreibung der Gegenwart iſt, ſo ſehr wir auch geneigt ſind, dem wahrhaft patriotiſchen und gebildeten Sinne, der aus jedem Worte der Darſtellung uns wohlthuend berührt, unſer volle Anerkennung entgegenzubringen, ſowenig können wir doch zugeben, daß es dem Verfaſſer gelungen iſt, ſeine ſo große und ſchöne und wahrhaft edel erfaßte Aufgabe zu löſen. Einmal hat der Mangel an genügenden Detailvorarbeiten geſchadet, dann aber auch ſeine eigene ungenügende Bekanntſchaft mit den großen Fortſchritten, die auf dem weiten Gebiete der Geſchichte — und er will es im weiteſten Sinne des Worts gefaßt wiſſen — namentlich ſeit den letzten 30 Jahren dieſes Jahrhunderts gemacht worden ſind. Von der erſten bis zu der letzten Seite treten beide Grundmängel ſo ſtörend hervor, daß dadurch eigentlich die ganze, gewiß mit vieler Mühe und jedenfalls mit wärmſtem Intereſſe für eine große und heilige Sache gemachte Arbeit unbrauchbar wird. Und zwar nicht blos für die eigentlichen Leute vom Fach, deren es doch immer nur wenige gibt, ſondern für jeden Leſer. Denn jeder Leſer hat das Recht, zu verlangen, daß das, was ihm als geſchichtliche Thatſache geboten wird, ſo weit wahr und beglaubigt ſei, wie es der Fortſchritt der wiſſenſchaftlichen Kritik und der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Arbeit überhaupt ermöglicht. Was ſoll man aber ſagen, um weniges aus ſehr vielem anzuführen, wenn bei der Darſtellung des deutſchen oder fränkiſchen Heidenthums noch der Gott Püſtrich, Krodo u. ſ. w., kurz alle die Geſpenſter figuriren, die ſeit Grimm geradezu lächerlich geworden ſind; wenn der Urſprung des deutſchen Turnierweſens und was damit zuſammenhängt noch ſo dargeſtellt wird, als enthielten die unverſchämten Lügen und Faſeleien Rüxner's die volle, hiſtoriſche, urkundliche Wahrheit; wenn ſelbſt auf dem Gebiete, auf dem der Verfaſſer in jedem Sinne des Worts recht eigentlich zu Hauſe iſt, auf dem Gebiete der Geſchichte der freien Reichsritterſchaft, nur die antiquirten Sätze der alten Reichsſtaatsrechtslehrer wiederholt werden und die neuere, ſo unendlich weit fortgeſchrittene rechtshiſtoriſche Forſchung gar nicht berückſichtigt iſt?

Heinrich Rückert.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Lobeck als akademiſcher Redner.

Auswahl aus Lobeck's akademiſchen Reden. Herausgegeben von A. Lehnerdt. Berlin, Weidmann. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es iſt bei Beſprechung dieſer „Reden" nicht weiter nöthig, auf Lobeck's Verdienſte und auf ſeine Bedeutung als Gelehrter, Sprach- und Mythenforſcher, als Philolog und akademiſcher Redner noch beſonders aufmerkſam zu machen. Auch dem Leſerkreis d. Bl. ſteht er hoffentlich nicht ſo fern, daß ſie nichts von ihm wiſſen ſollten, und es darf dann auch als gewiß angenommen werden, daß jeder, der etwas von ihm weiß, auch gern mehr von ihm erfährt. Dazu dient nun auch die vorliegende „Auswahl" ſeiner akademiſchen Reden, die während ſeines längern Aufenthalts als Profeſſor der Beredſamkeit an der Univerſität in Königsberg von 1814—60 einen beſondern Theil ſeiner Amtsthätigkeit ausmachten. Lobeck hatte dort nämlich alljährlich zweimal bei den feierlichen Redeacten, welche die königsberger Univerſität

begeht, am 18. Januar, dem Krönungstage des erſten, und am Geburtstage des jedesmal regierenden Königs (am 3. Aug. und 15. Oct.) die Feſtrede zu halten. Er hat deren zu den angegebenen Zwecken im ganzen achtzig verfaßt. Dies ergibt ſich im einzelnen aus einem der Auswahl voranſtehenden ausführlichen Aufſatz (S. 29—70), in welchem der auf dem Titel genannte Herausgeber, der gegenwärtige Director des Gymnaſiums zu Thorn, „Lobeck als akademiſchen Redner" charakteriſirt und wobei er gleichſam zu den hier mitgetheilten Reden einen lehrreichen, vieles aufklärenden Commentar liefert. Geſchieht dies auch zunächſt nur für die Schüler und Verehrer Lobeck's, ſo werden doch dieſe Reden auch in einem weitern Kreiſe Theilnahme erwecken. Freilich gehört dazu die Kenntniß der lateiniſchen Sprache. Denn ein Theil der in vorliegender Auswahl mitgetheilten vierzig Reden iſt in lateiniſcher Sprache verfaßt und gehalten worden, und kein wahrhaft Urtheilsfähiger wird dies bei einem professor eloquentiae, bei einem Lehrer der altclaſſiſchen Literatur an einer deutſchen Univerſität tadeln wollen. Auch empfehlen ſich dieſe in der claſſiſchen Sprache des alten Latium gehaltenen Reden durch die Klarheit der ſprachlichen Darſtellung und die Verſtändlichkeit des einfachen, ungeſuchten Ausdrucks. Wir unterſchreiben in dieſer Hinſicht ganz und gar das Urtheil des Herausgebers, das er im allgemeinen über dieſe Reden fällt, daß ſie, „leicht verſtändlich, ſelbſt dem der Sache ferner Stehenden einen willkommenen Einblick in mancherlei Gebiete des claſſiſchen Alterthums gewähren, und daß ein jeder den Eindruck empfangen wird, daß hier der edelſten Männer einer aus der Fülle ſeines Herzens ſpricht, nicht mit feierlicher Würde und hochtönender Phraſe, wie mancher in gleichem Falle, aber ſtets mit ſeinem Geiſt und natürlicher Anmuth und deshalb — nie langweilig". Dies alles gilt von den lateiniſchen, wie von den deutſchen Reden der vorliegenden Auswahl. Im einzelnen behandeln dieſe Reden die verſchiedenſten Gegenſtände theils aus den Gebieten des Alterthums, theils aus andern näherliegenden Kreiſen, und durchgängig iſt die Auswahl ſelbſt eine ebenſo feine und geſchmackvolle, wie die Behandlung und die Wahl der Geſichtspunkte und der Anſchauungen, die der Redner dabei einnimmt und feſthält. Daher verbreiten auch die Reden in ihrer klaren, claſſiſch durchſichtigen Darſtellung über die verſchiedenartigſten Gebiete des Wiſſens und Nachdenkens beſonderes Licht. Dies iſt um ſo mehr da der Fall, wo der Verfaſſer mit der Leuchte ſeines Wiſſens das fern voneinander Stehende, in der Geſchichte und im Leben der Völker wie in ihrer verſchiedenartigen geiſtigen Auffaſſungsweiſe in innern Zuſammenhang bringt. Deshalb gewähren die Reden Lobeck's nicht nur einen flüchtigen Genuß, vielmehr bieten ſie bleibenden Gewinn auch inſofern dar, als ſie zu weiterm Eingehen in manche Gegenſtände und Gebiete des Alterthums und der neuern Zeit beſonders anregen. Wir heben zu dieſem Zwecke und zu weiterer Verſtändigung über die Gegenſtände der Reden einige der in deutſcher Sprache gehaltenen hervor, die ſchon an und für ſich das Intereſſe in Anſpruch nehmen, z. B. „Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geſchicken der Völker waltende Nemeſis", „Wie hoch nach der Meinung des Alterthums der Einfluß einer ſchönen Naturumgebung auf die geiſtige Bildung anzuſchlagen ſei", „Ueber den Hang der Völker des Alterthums zur religiöſen Myſtik", „Ueber den Glauben der Alten in Bezug auf Fortſchritt und Rückſchritt", „Verfolgung des freien Worts im Alterthum", „Von der gelehrten Miſanthropie", „Ueber politiſche und kirchliche Reſtaurationsverſuche", „Die Wiſſenſchaft, das Menſchenwürdigſte, und die Griechen, ihre edelſten Pfleger", „Reſtaurationsverſuche auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften". Die lateiniſchen Reden führen noch tiefer in die Kreiſe des claſſiſchen Alterthums ein und befriedigen das Intereſſe des gebildeten Leſers in einer oft überraſchenden Weiſe. Für die Philologen und ſolche, die ihm geiſtig näher ſtehen, ſind von beſonderm Intereſſe die reichhaltigen Mittheilungen des Herausgebers über den literariſchen Nachlaß deſſelben, welche geeignet ſind, tiefere Blicke in das geiſtige Leben des Mannes zu geſtatten, und die namentlich von ſeinem unermüdlichen Fleiße und ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit rühmliches Zeugniß ablegen. 3.

Werke über Geſang.

1. Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Geſanges von Ferdinand Sieber. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.
2. Aphorismen aus dem Geſangsleben. (Didaktiſches, Humoriſtiſches, Polemiſches.) Von Ferdinand Sieber. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.

Durch Veröffentlichung einer ganzen Reihe größerer und kleinerer Werke über Geſang und Geſangunterricht hat ſich der Verfaſſer der vorliegenden Schriftchen ſchon ſeit längerer Zeit einen weiter verbreiteten Namen erworben. Wie auch das Vorwort des erſten beſagt, entſtand daſſelbe dadurch, daß der Verfaſſer in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik" eine Reihe alphabetiſch nach dem Inhalt geordneter Aufſätze unter dem Titel: „A-b-c der Geſangskunſt", erſcheinen ließ. Die günſtige Aufnahme derſelben veranlaßte zu weiterer Veröffentlichung als ſelbſtändige Broſchüre, und auch dieſe fand ſolchen Anklang, daß unter anderm infolge eines Aufrufs der holländiſchen „Cäcilia" 1856 eine Ueberſetzung in das Niederländiſche erfolgte. In der vorliegenden neuen Auflage iſt die alphabetiſche Anordnung beibehalten, einige Abſchnitte aber ſind neu hinzugefügt, andere vergrößert oder umgearbeitet, andere wiederum mehr zuſammengezogen. Von den meiſten dieſer jetzt vielfach auftauchenden Schriftchen gilt das Wort: „Prüfet Alles u. ſ. w." In jedem Falle aber, mag man nun mit den Anſichten des Verfaſſers ganz oder nur theilweiſe übereinſtimmen, enthält das Schriftchen viele anregende Einzelheiten.

Noch mehr gilt dies von dem unter dem Titel „Aphorismen" veröffentlichten Schriftchen, in welchem ſich Sieber in völlig zwangloſer, meiſt witzig-geiſelnder Weiſe über die auf ſeinem Gebiete eingeriſſenen Verirrungen und Misbräuche ergeht, andererſeits aber auch manche direct beherzigenswerthe Anregung gibt. Dergleichen Nadelſtiche fördern oft

mehr als alle noch ſo weiſen Schulregeln, denn ſie haben das Verdienſtliche, maſſenhaften Ballaſt zu beſeitigen, welcher unſere Sänger an techniſch wie geiſtig vollendeter Abrundung ihrer Leiſtungen hindert.

3. Erfahrungen und Rathſchläge für angehende Sänger und Geſanglehrer mit beſonderer Berückſichtigung ſchlechter oder verdorbener Stimmen ſowie der Krankheiten der Stimmorgane von Hermann Zopff. Leipzig, J. Schubert. 8. 8 Ngr.

Da der Titel ſchon den ganzen Inhalt angibt, ſo hätten wir ſo gut wie gar nichts hinzuzufügen, wenn uns dieſer Inhalt nicht, ſo gering auch der Umfang des Büchelchens, durch ſeinen Reichthum an Erfahrungen und neuen Geſichtspunkten wahrhaft überraſcht hätte. Der Verfaſſer muß mit einem wahren Bienenfleiße aus allen möglichen Werken alles Aneignungswürdige geſammelt und an ſeinen Schülern, wie er ſelbſt ſagt, mit beſonderer Vorliebe an ſchlechten Stimmen, ausprobirt haben, weil man an dieſen nothgedrungen viel ſtichhaltigere Erfahrungen mache. Manche Rathſchläge zur Verbeſſerung ſchlechter Stimmen erſcheinen höchſt ſeltſam, aber wir wollen gern der Bitte des Verfaſſers entſprechen, darüber nicht eher zu urtheilen, als bis wir dieſelben ebenfalls ausprobirt haben, und nicht überſehen, daß wir hier zum erſten mal eine für ſchlechte oder verdorbene Stimmen geſchriebene Geſangſchule vor uns haben. Was uns aber ferner hohe Achtung abnöthigt, das iſt der wahrhaft wiſſenſchaftliche Geiſt, mit dem der Autor ſeinen Stoff auf Grund tieferer phyſiologiſcher und mediciniſcher Studien durchdrungen hat; ſeine Rathſchläge baſiren auf tiefer Kenntniß der Functionen des menſchlichen Körpers, und beſonders der Abſchnitt über naturgemäße Heilung der Krankheiten der Stimmorgane, über die Diätetik derſelben, iſt als weſentliche Bereicherung der betreffenden Literatur hervorzuheben. Auch iſt das Büchelchen mit einer Menge kleiner, ſehr handlicher Notentabellen und Solfeggien ausgeſtattet, und hat uns beſonders die aus den neueſten Forſchungen mit dem Kehlkopfſpiegel reſultirende Tabelle über die Regiſter in hohem Grade intereſſirt. 22.

Ein Jungfernroman.

Dieſe Ueberſchrift iſt etwas kühn. Denn in dem Roman, von dem ich „ſingen und ſagen" ſoll, ſpielt weder eine Jungfer die Hauptrolle, noch iſt er von einer Jungfer verfaßt. Aber wenn man die erſte Rede eines neuen Parlamentsmitgliedes deſſen Jungfernrede nennt, warum ſollte man den erſten Roman eines neuen Mitgliedes der Schriftſtellerwelt nicht deſſen Jungfernroman nennen dürfen? Der Roman trägt den Titel:

Vitibuck. Roman von Adolf Katſch. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wer, was iſt Vitibuck? Vitibuck iſt ein Berg, auf dem Hans von Graffenberg, nach allerlei Schickſalen, als Veit Graffen oder Bruder Veit ſein Daſein als Einſiedler beſchließt. Seine in Diamanten beſtehende bedeutende Hinterlaſſenſchaft vergräbt er am Fuße einer ſiebenſtämmigen Weißbuche jenes Bergs. Glücklicher Finder iſt nach 100 Jahren der luſtige Oberſchauer Herr Zachäus, der gern Reiſen macht, und der Gedichte herausgibt, um — o Mirakel! — Reiſekoſten herauszuſchlagen! Er ſieht in einem Wirthshauſe ein Gemälde ehrwürdigen Alters, ein Porträt, und es fällt ihm auf, daß es dem Bruder Veit ähnlich ſehe. Wie ſo? Hat er denn jenen Klausner gekannt? Unmöglich; aber letzterer iſt ihm eines Nachts als Gnom erſchienen: der Rahmen des Porträts ſoll einem neuen Platz machen, und dabei entdeckt man ein dahinter verborgenes ſtarkes Heft beſchriebener Papiere. Auf dem oberſten Blatte ſteht, daß der Finder Univerſalerbe ſei und den vergrabenen Schatz, deſſen Verſteck auf dem letzten Blatte genau beſchrieben wird, zu heben habe.

Der erſte Band des Romans enthält in erſter Hälfte die tragiſche Jugend- und Familiengeſchichte des Herrn von Graffenberg, des ſpätern Bruder Veit, alſo des Erblaſſers, und in zweiter Hälfte des Herrn Zachäus Luſt und Leid. Das erſte Kapitel des zweiten Bandes behandelt das Drum und Dran der Auffindungsgeſchichte des Manuſcripts. Von da ab bis zum letzten Drittel des dritten Bandes reicht das Manuſcript mit den Erlebniſſen Hans Graffenberg's und ſeiner Anna, und im letzten Drittel „Durch Nacht zum Licht" theilt Herr Zachäus mit einem noch lebenden Urenkel Veit's, einem gewiſſen Graffen, mit welchem, ſowie mit ſeiner Familie der Leſer im Verlauf der Bände hier und da in Beziehung geſetzt wurde, das Vermögen. Das Ganze ſchließt ſomit zu allſeitiger Zufriedenheit und obendrein mit etlichen Hochzeiten des jüngſten Nachwuchſes.

Ein Kunſtwerk beſſern Stils iſt der Roman nicht, er entbehrt ſowol organiſcher Gliederung als auch ſorgſamer Feile. Er iſt eine Moſaikarbeit, als ſolche reich an ſchönen Einzelheiten, an Stellen, aus denen der Geiſt und das Wiſſen ſeines Verfaſſers oft überraſchend hervorleuchtet. Einzelne Epiſoden und das ganze Manuſcript (an und für ſich ein etwas veraltetes Hülfsmittel der Erzählung!) ſind zu ausgedehnt und laſſen beim Leſer eine rechte Wärme für die Entwickelung ſchwer aufkommen. Leſerinnen mache ich auf die reizende Beſchreibung von Anna's Wuchs aufmerkſam (I, 51). Mit der Liebe Anna's geht es etwas ſchnell. S. 64: „Anna, liebſt du mich?" — „Ja, ich liebe dich!" — „Immer?" — „Immer!" S. 97 liegt ein Mann auf dem Schmerzenslager, der S. 90 bereits geſtorben. Aber dergleichen kann dem Beſten paſſiren. Schlimmer iſt, daß von S. 109—149, auf 40 Seiten, nichts paſſirt als Vorbereitungen zu einem Sonntagsausflug en famille. Die breitgeſchlagene Spukromantik iſt doch auch veraltet und zudem etwas aufdringlich vorgetragen. Die lange politiſche Debatte von S. 261 ab wäre als Leitartikel einer Zeitung am Orte, nicht aber als Unterredung mit der Geliebten. Die Irokeſenabenteuer des dritten Bandes hätte ich dem Autor auch lieber erlaſſen, wenigſtens in der vorhandenen breiten Ausführung. Weſentlich ſind ſie doch nicht.

Alles erwogen, ſind die meiſten Fehler der Dichtung keine, welche aus Mangel an Geiſt, Idee, Erfindungs-

gabe, Schilderung u. ſ. w. hervorgehen, ſondern Fehler des noch ungeordneten Reichthums an dieſen ſchönen Gütern. Erſtlingswerke geiſtreicher Schriftſteller gleichen ja faſt immer den ſogenannten „franzöſiſchen Suppen", d. h. die einzelnen Ingredienzien ſchmecken gut und charakteriſiren den originellen Compoſitionsverſuch eines begabten Kochs, aber das Ganze würde wohlſchmeckender ſein, wenn es einfacher und verkochter wäre.

Der Roman, als Ganzes betrachtet, könnte befriedigen, wenn das Manuſcript in den übrigen Erzählungsſtoff hineingearbeitet wäre. Wie er jetzt vorliegt, befriedigt der Roman nur zwei Klaſſen von Leſern; diejenige, welche gern nach „pikantem Salat" greift, ohne höhere Anſprüche zu machen, und diejenige, welche zwiſchen den Zeilen die dichteriſche Kraft des Autors, die Zukunftsfähigkeit ſeines Talents herauszufühlen vermag und demſelben daher den Augenblick gern zugute hält. Zu letzterer Klaſſe zähle ich mich dieſem Product gegenüber. In dieſem Sinne befriedigt er mich, und in dieſem Sinne darf ich ſagen, daß Adolf Katſch ſich mit ihm aufs vortheilhafteſte in die deutſche Romanliteratur eingeführt hat.

Hugo Oelbermann.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Friedrich Bodenſtedt hat ſeine Stellung als Dramaturg des münchener Hoftheaters wieder aufgegeben. Vielleicht ſingt uns Mirza-Schaffy nächſtens ein Lied über die Theaterzuſtände in Tiflis. Ueberhaupt iſt die Dramaturgenſtellung, die, eingeklemmt zwiſchen Intendanz und Direction auf der einen und Regie auf der andern Seite, unmöglich Gedeihliches wirken kann, in jüngſter Zeit mit Recht in Miscredit gekommen. Eine berathende Stimme ohne jeden executiven Einfluß wird überall leicht entbehrt werden; denn es hängt nur vom guten Willen ab, ob und inwieweit man auf ſie hören will. Wo man die Abſicht hat, eine hervorragende dramaturgiſche Kraft für die Bühne fruchtbar zu machen, da möge man ihr auch die Initiative einräumen und ſie mit einer maßgebenden Stellung bekleiden. Dadurch nur hat Dingelſtedt in München und Weimar ſo Bedeutendes für die deutſche Bühne leiſten können; dadurch hat Laube auf die Ausbildung der Schauſpielkunſt ſelbſt einen ſo durchgreifenden Einfluß gewonnen, und Männer wie Putlitz in Schwerin, Bequignolles in Wiesbaden, dem die uneingeſchränkte Leitung des Schauſpiels dort übergeben iſt, Meyern in Koburg-Gotha können noch jetzt Fruchtbringendes für die neuere dramatiſche Literatur und für die darſtellende Kunſt durch Förderung eines künſtleriſchen Enſemble durchſetzen.

Ein Dramaturg, wenigſtens nach der frühern Auffaſſung dieſer Stellung, hatte die Pflicht, über die eingehenden Stücke ſein Urtheil abzugeben, ſich mit den Schauſpielern über die Auffaſſung ihrer Rollen zu verſtändigen, hier und dort nachhelfend in das Studium einzugreifen, auch bei den Leſe- und Theaterproben ſich mit gutem Rath und weiſer Auslegungskunſt zu bethätigen, ferner als Wörterbuch zu dienen, das man nachſchlägt, wenn man mit der Ausſprache der Namen auf einem geſpannten Fuße lebt, oder als geſchichtliche Encyklopädie, bei der man ſich Raths erholt, wenn die für die praktiſche Kunſt wichtigſten Fragen der Geſchichtswiſſenſchaft, die nach dem Porträt oder Coſtüm, die Gemüther der darſtellenden Künſtler beunruhigen.

Dem Anſchein nach war ein ſolcher Dramaturg das Factotum oder vielmehr das Orakel der Bühne. Doch mit den Orakeln iſt's in der neueſten Zeit eine misliche Sache, wo jeder ſeinen delphiſchen Dreifuß bei ſich im Hauſe hat, am miſslichſten beim Theater, wo die heiligen Eichen von Dodona das Rauſchen verlernt haben und nur auf die Couliſſen gemalt ſind.

Macht geht vor Weisheit — das iſt in der gemalten Welt ſo wie in der wirklichen, und auch die andere Sentenz paßt auf das Theater: Es iſt unglaublich, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird! Was ſoll daher ein weiſes Orakel hinter den Couliſſen? Es kommt hinzu, daß der Ausſpruch des Montecuculi: Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld, der jetzt in Bezug auf die Kriegführung ſeine Bedeutung verloren hat, noch immer von der Theaterführung gilt, daß aber gerade die dramaturgiſche Weisheit mit dieſem oberſten Satz meiſtens in eclatantem Zwieſpalt lebt.

Der Dramaturg lieſt die eingehenden Stücke und bezeichnet einzelne mit der erſten Nummer. Intendanz und Direction halten ſeine Weisheit in Ehren; aber ſie geben die Stücke nicht, ſie verſprechen ſich keinen Kaſſenerfolg von ihnen oder ſie gefallen ihnen ganz einfach nicht. Iſt da der Dramaturg nicht überflüſſig?

Er ſtudirt den Schauſpielern die Rollen ein, wenn er überhaupt das Zeug dazu hat. Er muß dazu nothwendig einen lehrhaft überlegenen Ton annehmen, doch der Darſteller erkennt mehr oder minder laut ſeine Berechtigung nicht an, denn er iſt ſich bewußt, das alles aus eigenen geiſtigen Mitteln weit beſſer leiſten zu können. Muß er doch die Rolle nehmen, wie ſie ihm paßt — und er kann, wenn er einen Shakſpeare'ſchen Helden ſpielt, nicht als ein fleiſchgewordenes Kapitel aus Gervinus über die Bühne ſtelzen, daß man den weitbauſchigen Commentar um ſeine Leiſtung herumſchlottern ſieht. Paßt er nicht zu ſeiner Aufgabe, ſo wird er ſie ſchlecht ſpielen, und wenn ihm ein Gervinus von morgens bis abends nachliefe und ſich noch des Nachts zu ihm ins Bett legte, um ihm fortwährend zu ſouffliren, was Shakſpeare wollte. Doch auch auf die berechtigten Winke wird er nicht achten, auf Winke, die, wenn ſie der machthabende Bühnenleiter ertheilt, gewiß vom vortheilhafteſten Einfluß auf die Durchführung ſeiner Rolle ſein würden; doch wozu auf einen Dramaturgen hören, der ihm weder nützen noch ſchaden kann? Bekanntlich ſind diejenigen Weltbürger am einflußloſeſten, denen die Fähigkeit verſagt iſt, ſchaden zu können. Dies gilt aber von der kleinen Weltbühne des Theaters in ganz beſonderm Grade. Autorität ohne Weisheit wird angebetet wie das goldene Kalb; Weisheit ohne Autorität mag ſehen, wo ſie bleibt! Iſt da ein Dramaturg nicht überflüſſig?

Er beſetzt die Rollen, doch der Regiſſeur ändert ab, was ihm beliebt; er wünſcht bei den Proben dieſe oder jene Anordnung, Stellung, Gruppirung: der Regiſſeur ſchüttelt ſein Kaleidoſkop — und alles ſteht umgekehrt. Er wünſcht Mondſchein: der Regiſſeur nimmt Neumond an, weil es zu viel Mühe macht, Beleuchtungseffecte anzubringen, oder weil der übergetränkte Trabant der Theaternächte ſich nicht in einem erleuchtungsfähigen Zuſtande befindet. Iſt da der Dramaturg nicht überflüſſig?

Nur wer die Macht hat, hat das Recht. Dieſer Laſſalle'ſche Satz, der in Bezug auf politiſche und ſociale Verhältniſſe als eine Art Blasphemie von dem Rechtsbewußtſein verabſcheut wird, findet bei dem Theater eine uneingeſchränkte Anwendung. Deshalb keine Dramaturgen — ſondern dramaturgiſch gebildete Machthaber, Intendanten oder techniſche Directoren, die in ihrem Wirkungskreiſe keinen Widerſpruch zu dulden brauchen.

Gegenwärtig ſind die Intendanzen in Hannover und Deſſau erledigt. Hoffen wir, daß die Wahl bei ihrer Wieder-

besetzung auf künstlerisch strebsame und gebildete Persönlichkeiten fällt, welche auch der modernen dramatischen Literatur zu ihrem Rechte verhelfen und Oper und Ballet, diese theuern Lieblingskinder der Höfe, mindestens nicht auf Kosten des Schauspiels bevorzugen, das, wie die Hauptbücher aller Directionen nachweisen, wesentlich dazu beitragen muß, durch seine soliden, nicht mit Herstellungskosten beschwerten Erträge das Gleichgewicht des Budgets zu erhalten. Es entspricht sehr wenig dem demokratischen Zug der Zeit und den berechtigten Anforderungen der Nation, daß man das Heil der dramatischen Kunst und Dichtkunst immer wieder von den Hoftheatern erwarten muß. Doch solange es keine Stadttheater im eigentlichen Wortsinn, das heißt den Städten gehörige, auf Kosten der Communen und zu ihren künstlerischen Ehren verwaltete und geleitete Bühnen gibt, bleiben die Hoftheater der einzige Halt der dramatischen Kunst. Die jetzige politische Krisis wird dies in überzeugender Weise lehren. Man kann von einem Theaterdirector, der doch im wesentlichen Geschäftsmann ist, keinen Opfermuth verlangen. Ein Theaterdirector muß zwar in vieler Hinsicht ein dickes Fell haben; doch das Talent desselben zum Märtyrerthum darf man mit Recht bezweifeln. Viele werden sich jetzt ihres guten Rechts bedienen und, kommt es zum Kriege, ihre Kunstbuden zuschließen. Dem Vernehmen nach wird schon jetzt in Breslau auf Theilung gespielt — und doch steht der Krieg erst vor der Thür. Dies geschieht in einer Stadt von 160000 Einwohnern! Viele andere große Stadttheater wackeln schon lange wie hohle Zähne — der Krieg wird sie ganz ausreißen. Dann sind die armen Schauspieler frei wie die Vögel in der Luft, und auch tüchtige hochgebildete Kräfte vermehren nur das große arbeitslose Proletariat, das eine solche Krisis im Gefolge hat. Wie ganz anders, wenn die Bühnen städtisch, permanent, von den Städten selbst wie andere Institutionen gehalten und garantirt würden! In ernster Zeit fällt der Kunst gerade eine große Aufgabe zu! Der Privatunternehmer ist im Gegentheil darauf angewiesen, alles was zieht, gleichgültig mit welcher Kraft, hervorzusuchen, und müßte er sich die „Sündflut" aus Paris verschreiben und einige hundert ertrinkende Evastöchter dazu mit allen plastisch-mimischen Tricotreizen. Mit den großen Leidenschaften drängen sich in bewegter Zeit auch die gemeinen Instincte hervor — es ist Sache der nationalen Leitung, die ersten über die letzten triumphiren zu lassen. Ihr Städte, schützt die Kunst und die Künstler, nehmt die Theater in die Hand, macht sie zu Nationalinstituten — das ist der Ruf, der dringlichst in der jetzigen Krisis an euch ergeht!

Zur Literatur der italienischen Dialekte.

In Nr. 23 d. Bl. f. 1865 gedachten wir unter dieser Aufschrift des im vorigen Jahre in Mailand erschienenen „Saggio di uno studio sopra i parlari vernacoli della Toscana" von Gherardo Nerucci. Abermals ist uns ein ähnlicher Versuch zugekommen, der sich mit den Volksdialekten von Welschtirol beschäftigt und als Schulschrift des Gymnasiums in Roveredo unter dem Titel: „Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano", ebendaselbst im Druck erschienen ist. Der Verfasser der Schrift ist der dortige Gymnasiallehrer Prof. Ch. Schneller. Wir können dieselbe als einen ebenso interessanten als werthvollen Beitrag zur tiefern Erforschung und Kenntniß der italienischen Dialekte bezeichnen, der die Beachtung der deutschen Sprachforscher in um so höherm Grade verdient, je mehr der Verfasser die Gelegenheit benutzt hat, im Dialekte der Welschtiroler auch germanische Elemente nachzuweisen. Die gegebenen Nachweise führen ohne weiteres auf den innern Zusammenhang zurück, der mit dem in den sogenannten „setto communi" von Vicenza noch heutzutage üblichen deutschen Dialekte stattfindet und in früherer Zeit auch mit dem in den „tredici communi" im Veronesischen gewöhnlichen deutschen Dialekte stattfand, die man bekanntlich mit zurückgebliebenen Ueberresten alter cimbrischer Niederlassungen in Verbindung brachte. Der hier behandelte Gegenstand ist von um so größerer Wichtigkeit, je mehr seine Auffassung und Behandlung an das gesprochene und in der unmittelbaren Umgangssprache des Volks lebende Wort sich anschließt. Die Ergebnisse der Untersuchung äußern daher auch ihren Einfluß auf die Erörterung und Entscheidung der Frage wegen der Nationalität der Welschtiroler, wie sie zugleich auf manche geschichtliche und culturhistorische Seite im Leben des Volks ihr eigenthümliches Licht werfen. Vorgefaßte Meinungen von angeblich celtischrömischer Abstammung der italienisch redenden Tiroler können auch nach den Studien des Verfassers jenen Einfluß in Ansehung der Nationalität nicht schwächen oder gar abweisen. Indeß ist das sprachliche Interesse der vorliegenden „Studi" der eigentliche Schwerpunkt der ganzen Sache. Ihre Behandlung wendet sich theils der innern Wortbildung des Dialekts, theils der etymologischen Worterklärung zu. Der den größern Theil der Schrift umfassende „Saggio di un vocabolario comparativo" ist von besonderm Interesse, und die hier gegebenen etymologischen Erklärungen gewähren der eingehendern Beschäftigung mit diesem Gegenstande ein reiches Feld und manche unerwartete Befriedigung, auch wenn einzelne etymologische Vergleiche die Grenzen einer erlaubten Kühnheit überschreiten. Weiteres erwarten wir demnächst von den Bemühungen des Verfassers für Vergleichung der Dialekte Welschtirols und Oberitaliens, sowie für die etymologische Beleuchtung deutscher, mehr oder weniger volksthümlicher Wortformen. Auch der Literatur der Volkssagen und Volkslieder des italienischen Tirol werden diese Bemühungen zugute kommen.

Ein Brief G. A. Bürger's.

Die erste Ausgabe von Bürger's Gedichten erschien bekanntlich 1778. Der Dichter wohnte damals in Wöllmarshausen bei Göttingen und schrieb von da aus an seinen Freund und Verleger den folgenden charakteristischen Brief.

W. d. 5. Mai 1778.

Der bekränzte Titel ist ein ..... titel, monsieur Superklug! Der mit diesem Zeichen ♊ sähe viel gescheidter aus. Meinethalben, du alberner Geselle! Um des Ducatens willen ersuche ich Herr Stöckern nochmals an der Subscr. Liste das beste zu thun. Ich wünschte daß die Einlage „Entschuldigung" hinter dem Subscr. Verz. angehängt werden könte.

Die Kupfer kommen paginirt zurück. Ich höre von Sprengel, daß Ihr schon paginirt habt. Da solte euch der T. hohlen. Denn ich habe, um die Kupfer nicht alle auf einen Klump zu stellen, eines auf eine andere paginam verlegt, als wovor es anfangs als Vignette stehen solte. Zu pag. 29 schickt sichs sehr gut. Um Gottes willen! macht mir auf die lezte keinen Schweinkäse.

Den Rev. Bog. wil ich Hr. Stöckern auch noch einmal bestens empfehlen, denn der wilde Sprengel macht mir soviel Spectakel, daß ich nicht weiß, ob ich einen Kopf habe oder nicht. Adio!

G. A. B.

Eine Reihe anderweitiger Episteln Bürger's an J. Ch. Dieterich, welche ebenso derb und mitunter sehr cynisch, auch mit originellen Randzeichnungen verziert sein sollen, ist der Dieterich'schen Buchhandlung vor Jahren abhanden gekommen: möchte der gegenwärtige Besitzer sie wenigstens publiciren!

Bibliographie.

Pfland, J. A., Der Freihof. Ein Beitrag zum Volksschulwesen und zur Volksbildung. Rottweil, Degginger. Gr. 8. 5 Ngr.

Plank, C., Politische Geschichte Württembergs von der Kaiserwahl Rudolphs von Habsburg bis zu dem preußischen Bundestantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. Stuttgart, Koch. 8. 18 Ngr.

Spielhagen's, F., gesammelte Werke. Neue, vom Verfasser veranstaltete, revidirte Ausgabe. 1ster Bd. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Wichert, E., Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. Julius Wenck,

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragnen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

In 10 Lieferungen zu je 12 Ngr.

Erste und zweite Lieferung.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe derselben in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 12 Ngr. für jede Lieferung. Allen Verehrern Schiller's ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, des Dichters würdige Illustration der Schiller'schen Werke sich anzuschaffen. Jede der 10 Lieferungen enthält 5 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

Die erste und zweite Lieferung sind in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Tübingen. Im Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung — Laupp & Siebeck — ist soeben erschienen:

Aesthetik

von

Dr. Karl Köstlin,

ord. Professor der Philosophie an der Universität Tübingen.

Zweite Hälfte. 1. Lieferung.

(Bogen 23—44.)

Größtes 8. Brosch. 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr.

Der hier erschienene Theil des Köstlin'schen Werks enthält die Aesthetik des Universums. Er gibt zum ersten mal eine vollständige, mit steter Rücksicht auf die Naturwissenschaft behandelte Darstellung des ganzen Kreises der Formen und Erscheinungen der Natur (Plastik der Körperwelt, Licht, Farbe, Ton), sowie der einzelnen Naturgebiete (unorganische und organische Welt).

Wir können das ungeachtet streng wissenschaftlicher Haltung allgemein faßlich geschriebene Buch jedem Gebildeten, auch Frauen, die sich für die Aesthetik interessiren, empfehlen.

Die erste Hälfte hat denselben Preis!

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonne und die Astronomie

von **K. Nagy.**

8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser verfolgt in diesem Werke einen selbständigen Weg bei seiner Darstellung der Naturgesetze und tritt damit vielfach bisherigen Anschauungen entgegen. Seine Forschungen erstrecken sich über die verschiedensten Theile der Astronomie und der Physik, und erscheint daher das Werk als ein wichtiger Beitrag zur Aufhellung mancher noch dunkeln Punkte auf diesen Wissenschaftsgebieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1866.

Inhalt: Neue „Kleine Schriften" von David Strauß. Von Rudolf Gottschall. — Unterhaltungsliteratur. — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von Heinrich Rückert. (Beschluß.) — Ein philosophisches Gespräch. Von David Asher. — Ein neues System des deutschen Staatsrechts. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Literarische Plauderein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue „Kleine Schriften" von David Strauß.

Ein Autor wie Strauß, der so voluminöse Antecedentien aufzuweisen hat, wird gewiß nicht in Verdacht einer besondern Vorliebe für den Essay und das Feuilleton gerathen. Er gehört nicht zu denen, die es lieben, ihr Holz klein zu hacken. Gleichwol erscheint bereits die zweite Sammlung „Kleine Schriften", ein Beweis dafür, daß, wo gehobelt wird, Späne fallen. Eine auf das Große und Ganze gerichtete Thätigkeit läßt noch Schnitzel und Abfälle übrig, die ebenfalls ihren Werth haben. Die neue Sammlung führt den Titel:

Kleine Schriften von David Friedrich Strauß. Neue Folge. Berlin, F. Duncker. 1866. 8. 2 Thlr.

Wenn wir dieselbe durchblättern, können wir gleichwol das Bedenken nicht unterdrücken, daß in diesen literarischen Mixed-pickles und Tutti-frutti der Grundsatz: Varietas delectat doch auf die Spitze getrieben ist. Die Zusammenstellung macht einen bunten, fast kaleidoskopischen Eindruck: literarhistorische Skizzen, Leichenreden, Familienreminiscenzen, politische und unpolitische Gespräche, Novellen — es gemahnt wie ein literarischer Ausverkauf. Hierzu kommt, daß der Werth des Mitgetheilten durchaus kein gleichmäßiger ist. Wo die Physiognomie des Autors indeß scharf hervortritt, wie dies wol meistens der Fall ist, da erfreuen wir uns an der Gediegenheit, Bestimmtheit und Klarheit, welche die Darstellungsweise von David Strauß charakterisiren und in allen seinen Schriften einen so harmonischen und wohlthuenden Eindruck machen.

Gleich die erste und umfangreichste Abtheilung der Sammlung gibt sich als ein Fragment, welches doppelt bedauern läßt, daß der Autor es in solcher Form zum Abdruck gebracht und damit auf die Vollendung verzichtet hat. Strauß selbst sagt in der Vorrede:

Nahezu die Hälfte des Raums nimmt eine Jugendgeschichte Klopstock's ein. Sie ist das Bruchstück einer beabsichtigten Klopstock-Biographie; wie diese selbst nur das erste Stück einer Reihe von deutschen Dichterleben sein sollte, die ich vor sieben Jahren zu schreiben im Sinne hatte. Mein Absehen ging auf die drei Paare: Klopstock — Wieland; Lessing — Herder; Goethe — Schiller. Dabei wollte ich anschaulich machen, wie theils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten ist; theils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bilden, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Conventionspoesie losgerissen, eröffnet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie billig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock; dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz, wie die Wieland'sche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, nothwendig fordert. Während vor Lessing hierauf weder Klopstock's hohle Idealität, noch Wieland's niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shakspeare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höhern, vollern Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert: wird seine verstandesscharfe Kritik durch Herder's Gefühligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkerpoesie für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwenglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schiller Raum, der in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen als einem höhern Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zugesehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worein diese zuzuführenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Classiker im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolks in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserm deutschen Dichterhimmel Goethe als den ruhig thronenden, alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vorschreitenden Apollon, auf dessen Schulter der Köcher klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbewußt dargestellt hat) als

> . . . des Atlas beredten Enkel,
> Der die rohen Sitten der neuen Menschheit
> Klug durch Sprache bildete, sammt der edlen
> Schule des Ringkampfs — ?

Aber anzufangen hatte ich mit Klopstock, und dazu ließ ich mich Vorarbeiten zum Theil wenig lockender Art nicht verdrießen, wie sie noch in weitschichtigen Excerpten vor mir liegen. Lustig ging ich hierauf an die Ausarbeitung; bis ich mich durch den Mangel eines, wie mir schien, wichtigen Documents aufgehalten fand.

Wir erhalten also die Jugendgeschichte Klopstock's, welche mit seiner Reise nach Kopenhagen abschließt. Der Verfasser des „Leben Jesu" ist bekannt durch den Fleiß seiner Forschungen, durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er allen Quellen seiner Stoffe nachspürt, durch die freie kritische Herrschaft über dieselben. Ungründlichkeit werden ihm auch seine Gegner nicht zum Vorwurf machen können. Nimmt man hierzu seine klare Darstellungsweise, welche den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten durchsichtig widerspiegelt, so stellen diese Vorzüge seinen Beruf für die literaturgeschichtliche Biographie außer Zweifel. Sein „Hutten" und andere Werke haben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Doch gerade für die Darstellung der neuern deutschen Literaturgeschichte ist Strauß besonders befähigt, indem sein unparteiisches und feinfühliges Geschmacksurtheil, das sich in der Schule Lessing's heranbildete, auch zur Abwägung der Verdienste unserer Classiker in ihrem gegenseitigen Verhältniß die geeigneten Gewichte besitzt. Das Bedauern, das wir über die Nichtvollendung des beabsichtigten Werks empfinden, ist daher größer als der Genuß, den uns das vorliegende Bruchstück gewährt.

Im ganzen erscheint unsern Zeitgenossen die Persönlichkeit Klopstock's in so dämmernden Umrissen, daß eine Ausfüllung derselben schon deshalb willkommen sein muß. Der Sänger des „Messias" verflüchtigt sich zu einer Idealgestalt, welche mit seinem Helden den Mangel an Fleisch und Blut gemein hat. Der jugendliche Dichter der ersten Gesänge des christlichen Heldenepos entsprach aber durchaus nicht diesem Charakterbilde, das man sich durch seine Dichtung gleichsam durchzeichnet; er zeigt im Gegentheil, wie wir aus den Briefen der Zeitgenossen ersehen, profane Züge, welche selbst seine Verehrer damals überraschten. Klopstock, der Aelteste von 17 Geschwistern, war bekanntlich der Sohn des Commissionsraths Klopstock in Quedlinburg, wo er 1724 geboren wurde. Da sein Vater später ein Gut an der Saale pachtete, so fand der Knabe Gelegenheit, sich in frischer Luft zu tummeln, und bildete sich mit den Genossen zu einem recht naturwüchsigen Wildling aus:

Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einem Stecken gereizt, den kecken Jungen im Kreise herumschleuderten, daß ihm Hören und Sehen verging; man badete im Fluß, trotz des Verbots der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken; man sprang früh vor Tag (davon freilich wußte auch der Vater nichts) mit den beiden Hunden, Schäfer und Satan, über die Hofmauer, um in den Wäldern des Nachbars Baron mit dessen Söhnen Hasen zu jagen.

Später, nachdem das Pachtunternehmen nicht die gewünschten Resultate gehabt, zog sich die Familie wieder nach Quedlinburg, wo Klopstock auf dem Gymnasium geringe Fortschritte machte. Anders war es in Schulpforta, wohin er später gebracht wurde (6. November 1739). Hier legte Klopstock einen festen Grund in Betreff der alten Sprachen, erwarb sich die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, sog den Geist des classischen Alterthums ein, was ihm später bei seinem Bemühen um Neubelebung der deutschen Poesie sehr zu statten kam. Schon in Schulpforta, wo die Dichtkunst im Schwange war, dichtete auch Klopstock Idyllen, die sein Jugendfreund Janozki in seinen „Kritischen Briefen" als wohlgelungen bezeichnet, Oden, denen eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, glücklicher Reichthum an neuen Bildern und vollständige Ausführung zugeschrieben wird. Ueberdies zeigten Klopstock's Gedichte eine stille und gesetzte Majestät und nahmen das Gemüth mit einer süßen Regung ein. Seine Abneigung gegen die Sprachwissenschaft als solche und gegen die Philologen, welcher er später in seiner „Gelehrtenrepublik" so rücksichtslosen Ausdruck gegeben, sprach er schon damals mit Entschiedenheit aus. Auch werden Züge von Charakterfestigkeit berichtet, wie er sie durchs Leben hindurch bewahrt hat. Er selbst bekennt übrigens noch im hohen Alter, daß er auf Schulpforta den Plan zu seinem „Messias" beinahe ganz vollendet habe. In seiner lateinischen Abschiedsrede sprach er von dem Wesen und Berufe des epischen Dichters; er macht den Deutschen Vorwürfe, daß sie diesen höchsten Ruhm bisjetzt versäumt:

So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer mehr gegen unsere Grenzen vor; aber herüber kommt er nicht. Eher wird er noch die kalten Nordländer besuchen, als er die unsrigen erblickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen eines Heldendichters prangen; nur wir Deutsche, träg und ohne Ehrgefühl, werden eines solchen auch dann noch entbehren. „Gerechter Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich die tiefe Schlafsucht unsers Volks in diesem Stücke wahrnehmen muß. Durch Beschäftigung mit elenden Tändeleien suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gedichte, die zu keinem andern Zwecke zu entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht mehr zu sein, wagen wir, ganz unwerth des deutschen Namens, die heilige Unsterblichkeit erringen zu wollen." Wie kühn waren unsere Vorfahren in den Waffen! Ja auch wir noch sind in der Philosophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht ohne Ruhm; wir streben empor, selbst das stolze Ausland erkennt es an: nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt, von unwürdigen Händen berührt und am Boden gehalten zu werden. Werfet mir nicht ein, wir haben doch Dichter, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Heldengedicht, dem höchsten Werk der Poesie, und ein solches hat von unsern Poeten noch keiner geschaffen.

Ja, er kündigt bereits den Sänger der Zukunft an; indeß ist wol kein Zweifel, daß er die folgende begeisterte Apostrophe an sich selbst gerichtet hat:

Sollte jedoch vielleicht unter den jetzt blühenden deutschen Dichtern derjenige noch nicht zu finden sein, welcher bestimmt ist, sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu schmücken: o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sänger schenken soll; nähere dich schneller, o Sonne, der zuerst ihn zu schauen und mit freundlichem Antlitz zu bestrahlen vergönnt sein wird! Tugend möge ihn, und mit der himmlischen Muse vereint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor seinen Augen erschließe sich der Natur ganzes Feld und der anbetungswürdigen Religion andern unzugängliche Höhe; selbst künftiger Jahrhunderte Reihe bleibe ihm nicht ganz verhüllt und dunkel. Von diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen soll, würdig.

So fertig war der Dichter bereits, als er die Schule verließ, fertig mit seinem Lebensplan, den er auch durchführte, ohne auf sonderliche Hemmnisse zu stoßen. Eine

eigentliche Sturm- und Drangperiode hat Klopstock nicht durchgemacht; er verlor sich nie im Gestrüpp, sondern ging immer den gebahnten geraden Weg. Daß er mit seinen Empfindungen sich zunächst an ein Mädchen wandte, welche dieselben nur im geringen Maße erwiderte, warf weder sein Leben noch sein Dichten aus der geebneten Bahn, sondern befruchtete seine etwas monotone Poesie mit einem ein wenig dissonirenden Motiv, das ihr nur zu statten kam. Marie Sophie Schmidt, die Fanny der Klopstock'schen Oden, eine Dame von stolzem Wuchs und imposantem Aeußern,

Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur —

die Schwester eines Universitätsfreundes, hat sich das Verdienst erworben, gerade durch die geringe Begeisterung, mit der sie den Huldigungen des Dichters entgegenkam, seinem Pegasus einen Sporn gegeben zu haben, der ihn zu höhern Flügen reizte. Die Beziehungen Klopstock's zu dieser spröden Schönen werden von Strauß mit derselben Klarheit geschildert, mit der er irgendeinen Mythus in seine Bestandtheile aufzulösen weiß. Von gleich trefflichem literarhistorischen Pragmatismus, der natürlich ein erschöpfendes Quellenstudium zur Voraussetzung hat, zeugen die Abschnitte, in denen Strauß die „Deutschen Literaturzustände vor Klopstock's Auftreten", seine „Dichterischen Entwürfe" und „Die ersten Wirkungen des Messias" schildert.

Doch wir wenden uns zu der glänzendsten Episode in Klopstock's Jugendleben, welche durch seine bekannteste Ode verherrlicht ist und welche auch Strauß ausführlich und anziehend schildert: zu dem Besuch, den der Dichter in Zürich machte, indem er einer Einladung Bodmer's folgte. Diese Episode illustrirt sowol den Charakter des Dichters scharf genug, als sie auch zu Parallelen mit der Gegenwart auffordert, namentlich was das Verhältniß der Poeten zum Publikum betrifft.

Man konnte es den Literaturfreunden und Literaturfreundinnen der damaligen Zeit nicht übel nehmen, wenn sie sich unter dem jungen Dichter der „Messiade" einen visionären, etwas erdfremden Schwärmer dachten, der, in das Anschauen seiner über Wolken schwebenden Gestalten versunken, für alles, was auf Erden kreucht und fleucht, kaum einen beachtenden Blick übrighatte. Schon der halberstädter Dichter und Dichtermäcen Gleim mußte indeß, nachdem er Klopstock's persönliche Bekanntschaft gemacht, bekennen, daß er sich ein falsches Bild von dem Dichter entworfen hatte. „Was ist Klopstock für ein fürtrefflicher Mann", schreibt er; „ich habe mir ihn immer als einen Homer mit der Miene eines Propheten vorgestellt: wie schön ist es, daß er auch ist wie unsereiner." Und paßt die folgende, bei Gleim spielende Scene, der Klopstock noch mit 72 Jahren eine Ode „Der Wein und das Wasser" gewidmet hat, nicht eher für einen Epikuräer und Dithyrambendichter, als für den heiligen Sänger?

Im Gartenzimmer des Weinschenken saßen sie bei altem Rheinwein, während im Garten die Rosen in voller Blüte standen. Sich davon Kränze zu winden, war diesmal dem deutschen Anakreon nicht genug: im Einverständniß mit dem Wirthe wurde vielmehr alles, was von Rosen im Garten zu finden war, gepflückt, und Boden und Tisch damit bestreut, sodaß die Flasche nur noch halb, die Gläser kaum noch daraus hervorragten. So unter Gesang und frohem Gespräch verstrich die Nacht; das Wachslicht brannte noch auf dem Tische, und die Trinker hatten die zweite Flasche noch nicht geleert, als schon die Morgensonne in die Fenster blickte. Jetzt brachen die Freunde auf, Klopstock mit der Kerze in der Hand, die er unterwegs ausblies.

Auf seiner Reise nach Zürich, die er mit den Genossen in einem Reisebriefe den zurückbleibenden Freunden schilderte, bleibt Klopstock in gleicher Weise seiner anakreontischen Stimmung getreu. In Nürnberg will er durchaus schöne Mädchen sehen, macht der artigen Schwester einer Blumenmalerin im Atelier derselben den Hof, ohne mehr Eindruck zu machen wie auf Fanny, und gedenkt mit einer etwas frivolen Wendung der Schwaben, welche die Freude, zwar nicht die Göttin edler Herzen, aber doch so etwas ihr Aehnliches kennen. In Schaffhausen schreibt er: „Ich habe den Nymphen des Rheinfalls ein Gelübde gethan, Wein an ihren Ufern zu trinken; bald werde ich es erfüllen!" Wein und Mädchen bilden für ihn die Staffage aller Schöpfungswunder. Gewiß sehr schön und menschlich — doch für den Sänger des großen Erlösungsepos befremdend genug. Noch ungünstiger für diesen gestaltet sich freilich das Bild, welches der Mitreisende Sulzer in dem gemeinsamen Reisebrief von ihm entwirft. Während Mädchen und Wein doch noch zum poetischen Inventar aller Zeiten gehören, verfallen die charakteristischen Eigenschaften, die hier von Klopstock hervorgehoben werden, der baarsten Prosa. Quandoque dormitat Homerus — doch Klopstock soll von 24 Stunden 17½ verschlafen haben. Und gerade von einem apokalyptischen Sänger erwartet man eher visionäre Nachtwachen, da Visionen selten dem verschlafenen und ausgeschlafenen Geist, meistens dem schlaflos Ueberreizten erscheinen! Auch der Appetit des Dichters ging über das Manna der Wüstenheiligen und Stiliten hinaus. Bei Gelegenheit einer schäferlichen Mahlzeit von saurer Milch im Thüringischen schreibt Sulzer: „Unser epischer Dichter hat dabei gezeigt, daß er nicht ein bloßer Dichter ist; er spülte die Schüsseln aus und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten."

Schon vor seiner Ankunft hatte Klopstock bei Bodmer brieflich angefragt, ob auch für seinen Umgang geeignete Mädchen um den Weg seien, eine Frage, welche Bodmer etwas beunruhigte. Er suchte nun aus der Noth eine Tugend zu machen und zu verhüten, daß der Jüngling in unrechte Hände falle. Deshalb sollten sein Freund Heß und dessen junge Frau diese Seite seines Verkehrs überwachen und ihm die Fannys von Zürich zeigen. So wurden die weiblichen Wesen in Zürich, welche die Klopstock'sche Dichtung zu empfinden wußten und würdig schienen, den Dichterjüngling anzuziehen, ausgewählt, zunächst zum Zweck jener Spazierfahrt auf dem Zürchersee, welche in der deutschen Literaturgeschichte so berühmt werden sollte. Man gesellte sich paarweise; unserm Dichter, der

an dieſem Tage vielleicht ſein rothes Sommerkleid anhatte, wurde die anmuthige junge Frau des Anſtifters der Partie, des Dr. Hirzel, als Partnerin zutheil. Doch die ſchwarzen Augen der Schweſter des jungen Kaufmanns Schinz machten ihn bald den blauen ſeiner Partnerin untreu:

Sie war das jüngſte und ſchönſte Mädchen der Geſellſchaft, und ihre Aehnlichkeit mit einer frühen Kinderliebſchaft zog den Dichter noch beſonders an. Er ſagte ihr das und noch viel anderes Schöne; worauf ſie ihm zu bedenken gab, wie hoch derjenige von ihr geſchätzt werden müſſe, der ſie zuerſt gelehrt habe, ſich würdigere Vorſtellungen von Gott zu machen. Er küßte die reizende Schülerin, die ihr Auge in ehrerbietiger Verlegenheit niederſchlug: offenbar wußte ſie mit ihrer Vorſtellung von dem heiligen Sänger die Galanterien des poetiſchen Jünglings, den ſie jetzt vor ſich ſah, nicht recht zu reimen. Und wie er ihr erſt vorgekommen ſein mag, als der muthwillige Werdmüller aus ihrem Handſchuh eine Cocarde auf Klopſtock's Hut machte?

In einem Dorfe, vier Stunden von Zürich, machte man Mittag, trank mit tiefer Ehrfurcht auf das Wohl der göttlichen Fanny, und brach nach Tiſche dann nach einer reizenden Halbinſel, die Au, auf, wo man im Eichenwald wandelte. Als es wieder zu Schiff ging, erreichte Klopſtock's Untreue gegen Madame Hirzel, wie er ſelbſt bekennt, den höchſten Grad; denn er führte Demoiſelle Schinz ſtatt ihrer ins Schiff. Auf einem andern kleinen Inſelchen, wo nur für fünf Freunde mit ihren Schönen Raum war, eroberte der Dichter noch von dem ſprödeſten der Mädchen einen Kuß. Ueber die ganze Seefahrt ſchreibt er an Schmidt: „Ich kann Ihnen ſagen, ich habe mich lange nicht ſo ununterbrochen, ſo wild und ſo lange Zeit auf einmal als dieſen ſchönen Tag gefreut.“ Durch ſein zwangloſes Benehmen und die poetiſchen Freiheiten, die er ſich nahm, hatte Klopſtock indeß die weibliche Welt von Zürich erſchreckt und namentlich ſeine Schinzin zurückgeſtoßen. Der würdige Bodmer aber mochte kopfſchüttelnd die Verſe ſeiner eigenen Ode leſen, in welcher er ſeine Sehnſucht nach Klopſtock ſo ſchwärmeriſch ausſprach:

Komm! Offenbare die denkenden Züg' im ſichtbaren Körper
Auch am Geſtade der Sihl und der Limmat,
Daß wir mit unſern Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unſere Tage bewahrt war:
Eine Seel', in dem Kerker des irdiſchen Stoffs noch gefangen,
Die des Meſſias Gedanken zu denken,
Die die göttliche Liebe des menſchenfreundlichen Gottes
In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
Und in den herrlichſten Tönen, den würdigſten Kindern der Dichtkunſt
Und Harmonie, zu beleben vermochte!
Hier auch am Ufer der Limmat ſind würdige Freunde der Tugend,
Würdig, die Tugend im Körper zu ſehen.

Klopſtock's Seele ſchien ſich im Kerker des irdiſchen Stoffs ganz wohl zu behagen, was Bodmer denn doch befremden mußte. Auch war der Sänger ſo unartig, ſich für Bodmer's „Noachide“ gar nicht zu intereſſiren und ſtumm und theilnahmlos zu bleiben, als er ihm aus dem Gedichte vorlas. Der „Meſſias“, zu deſſen Fortſetzung der gaſtfreie Bodmer ihm in ſeinem Hauſe Muße und Stille geben wollte, rückte kaum weiter. Bodmer ſtellte den frommen Sänger wegen ſeines zerſtreuten Lebenswandels zur Rede. „Wir haben“, ſagte er ihm, „in dem Dichter des «Meſſias» einen heiligen, ſtrengen Jüngling erwartet.“ — „Haben Sie etwa geglaubt“, erwiderte Klopſtock, „ich äße Heuſchrecken und wilden Honig?“ Nach einmonatlichem Aufenthalt bei Bodmer zog Klopſtock aus und in Rahn's Haus. Der enttäuſchte Dichter der „Noachide“ entwarf darauf in einem Briefe an einen Freund folgendes Geſammtbild von Klopſtock's Lebenswandel in Zürich:

Er lebte hier ganz diſſipirt. Die jungen Herren von ſeinem Alter, die mit ihm auf dem See geweſen, verſchafften ihm täglich Geſellſchaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daſelbſt und kam erſt am folgenden Morgen nach Haus; ging ſpät zu Bette und ſtand noch ſpäter auf. Er trinkt ſehr ſtark und mag den Wein wohl vertragen, wiewol mit vielen Beſchwerden ſeines Magens. Am vergnügteſten war er, wenn er bei Mädchen geweſen war. Er ſagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere der Mädchen auszuforſchen. Auf der Seefahrt hatte er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unſchuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es ſchien, daß er in rechtem Ernſt verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit ſeiner Liebe zu Langenſalz ſich ſehr gut vertrüge. Er hat an dieſem Ort eine Geliebte, die ihn, wie er ſagt und ſchreibt, vor Liebe ſchwermüthig mache und undankbar gegen ſeine Liebe ſei; und doch begegnet ſie ihm, das Eheverſprechen ausgenommen, ganz freundſchaftlich. Sie ſchreibt verſtändig und geiſtreich. . . . . Er hat ſich ordentlich bei ernſthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyirt. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfaſſung von Zürich oder von andern Cantons. Keine Neugierigkeit, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum (von der hochgeigenen Bodmer'ſchen Wohnung aus) nach den Schweizerbergen richtete, ſo war der ſeine nach dem Fenſtern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen, meine Bücher u. ſ. w. zu ſehen, viel weniger zu leſen. Ein halbes Dutzend galopins hatten keine Mühe, ihn von mir zu führen. Er ſchien in meinem Hauſe und in meiner Geſellſchaft düſter und verdrießlich. Bei den jüngern Herren war er ganz badin. Herr Breitinger iſt oft zu ihm gekommen; aber bisher hat er ihm nicht einen Beſuch gemacht. Von égards, von considération, weiß er ſehr wenig, und er hat mich nicht ſelten an ſeinem Rücken ſtehen laſſen, wenn er Jünglingen ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegeben hat. Wenn ich über Tiſche oder beim Nachteſſen allein bei ihm war, ſo mußte ich ihn fragen, wenn er reden ſollte, und ſeine Reden waren ganz launiſch. Erſt ward er geſprächiger, wenn er von einem Mädchenbeſuch heimkam oder fröhlich getrunken hatte. Er verſteht weder Engliſch noch Italieniſch. Seine Beleſenheit iſt ſchwach, und er fürchtete ſich ſchier vor der Gelehrſamkeit als vor der Pedanterei ſelbſt. . . . Er iſt höflich genug in den äußern Manieren; doch nach der Höflichkeit der leipziger Studenten...

Man wird den Widerſpruch, der zwiſchen dem Dichter Klopſtock und dem Menſchen Klopſtock hervortritt, wenn wir dieſe treffliche Schilderung ſeines züricher Aufenthalts leſen, wol im allgemeinen damit erklären können, daß ein jugendliches Dichtergemüth vor allem empfänglich iſt für die Eindrücke, die ihm entgegentreten. Der erhabene Stoff beflügelt ſeine Muſe; die Anmuth weiblicher Schönheit und des friſchen Lebens regt ſein Herz und ſeine Sinne an. Ueberhaupt wenn der Dichter ſeine großen Wechſelgeſchäfte mit den Muſen hinter ſich hat, gibt er im Leben nur klein Courant aus. Ein Millionär läßt ſeine Millionen zu Hauſe, wenn er ſpazieren geht, und erſcheint wie jeder andere Sterbliche. Doch auch davon abgeſehen haben wir der Beiſpiele genug, daß Dichter und

Mensch sich keineswegs in solcher Weise decken, wie unsere moralisirenden Aesthetiker behaupten. Großer Reichthum der Phantasie, Empfänglichkeit, Beweglichkeit, die Gabe, sich in andere Charaktere und Situationen zu versetzen, sind für den Dichter unerlaßlich. Doch starke Charaktere sind nur stark durch die Einseitigkeit des Wollens, durch die von keiner Reflexion angekränkelte Festigkeit der Thatkraft, durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Zwecke verfolgen. Es sind dies Gegensätze, die sich ausschließen. Mit Recht behauptet Rümelin, daß Shakspeare im Hamlet sich selbst geschildert habe. Hamlet ist eine Dichternatur. Wenn nun nach dem neuesten Modedogma die Poeten an sich selbst arbeiten sollen, um tüchtige Individuen und ganze Kerle zu werden, so sind sie ohne Zweifel als Menschen und Christen hierzu verpflichtet. Nur darf man sich nicht der Illusion hingeben, als würde ihnen damit alles andere von selbst zufallen, und mag zur Abkühlung an das bekannte geflügelte Wort: „Gute Leute und schlechte Musikanten", erinnern.

Bei Klopstock findet indeß der erhabene Gesang und das verliebte Wesen, das messianische Priesterthum und die profane Courmacherei noch ein vermittelndes Band in der Empfindsamkeit, welche in seinem eigenen Naturell wie in der Zeitrichtung lag. Die „Messiade" ist eine empfindsame Dichtung, die von der schlichten und markigen Kraft der Evangelien ebenso weit abliegt, wie von Milton's und Dante's großartiger Plastik. Der sentimentale Teufel Abbadona hat schon früh zahlreiche Anfechtungen nicht blos von ehrlichen Theologen, sondern auch von allen, welche keine Zwitterwesen der Phantasie vertragen, erdulden müssen. Ja in demselben Zürich, in welchem Klopstock von der jeunesse dorée und von den ehrwürdigen Vertretern der Literatur so begeisterte Anerkennung fand, schrieb später der Maler Füßli an Merck: „Den größten Theil von Klopstock's Andachtsreden hole Gott und beinahe alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! Die facultas lacrimosa, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie, die teleskopirten Augen, unnennbaren Blicke und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen als die, auf welche sie gedruckt sind." Die facultas lacrimosa ist indeß von einer gewissen Leichtlebigkeit gar nicht so himmelweit getrennt. Ist doch nichts rührender als die französischen Demi-Monde-Dramen!

Ein zweiter Punkt, der uns ins Auge fällt, wenn wir Klopstock's Jugendleben verfolgen, ist die Empfänglichkeit, welche das Publikum, vorzugsweise Mädchen und Frauen, damals der Poesie entgegenbrachte. Der buchhändlerische Absatz, den die Meisterwerke Klopstock's und Goethe's anfangs fanden, darf deshalb gewiß nicht überschätzt werden. Bei Klopstock fehlen uns die nähern Daten. Doch welche gerührte, begeisterte Zuhörerschaft versammelte sich um die vorlesenden Dichter! Wie kalt und nüchtern erscheint dagegen der Beifall der modernen Theecirkel, welche noch etwa der veralteten Sitte huldigen sollten, außer dem Confect auch Poesie zum Thee zu genießen! Als Klopstock und Gleim in Magdeburg den reichen und gebildeten Kaufmann Bachmann besuchten, da entwickelte sich in dem Garten auf der Elbinsel ein echt poetisches Leben:

> Klopstock bewohnte mit dem Hofprediger Sack, der, früher in Magdeburg angestellt, jetzt aus Berlin herübergekommen war, eins der kleinen Gartenhäuser. Besonders die Frauen- und Mädchenwelt war es hier, die sich um den Messiasdichter drängte. Sie saßen im Ringe um ihn her, von einem Kreise von Männern eingeschlossen; er mußte ihnen von Lazarus (Semida) und Cidli vorlesen, und sie belohnten ihn mit ihren Thränen. Der junge Dichter fand, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt wird". Auch was er von Abbadona noch weiter handschriftlich ausgearbeitet hatte, mußte er lesen, und es wurde unter Sack's Vorsitz eine förmliche Berathung über das fernere Schicksal des rührenden Teufels gehalten. Der Beschluß fiel zu seinen Gunsten aus: der Dichter sollte sich schriftlich zu seiner Beseligung verbindlich machen; aber Klopstock hielt seine poetische Freiheit aufrecht und verweigerte die Unterschrift. Sofort kam Madame Sack mit Abdrücken und Abschriften Klopstock'scher Oden hervor, selbst solcher, von denen dieser meinte, daß nur Bodmer sie besitze; und besonders zwei, natürlich eben die rührendsten von denen an Fanny, sollte der Dichter selbst vorlesen. Das vermochte er nicht; Gleim las sie endlich, und er „verbarg sich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen". Man fragte ihn nach Fanny, man wollte wissen, begreifen —: er versicherte, sie stehe noch weit über seinem Lobe, und blickte auf die in Rührung schwimmenden Augen um ihn her „wie in die Elyseischen Felder".

Der Sinn für Poesie ist allerdings in unserer Zeit ein bei weitem schwächerer geworden! Und wie könnte dies auch anders sein, wenn gänzlich unpoetische Geister, denen die Musen ausgeblieben sind, die Literaturgeschichte schreiben und Tonangeber der kritischen Meinungen geworden sind! Fehlen doch auf unsern Universitäten die Lehrstühle für neuere Literatur, für Poetik und Geschichte der Poesie; wird doch auf unsern Gymnasien die moderne Poesie nur beiläufig mit in Betracht gezogen! In allerjüngster Zeit finden sich zwar überall Anläufe zum Bessern und wo sich Begeisterung für poetisches Schaffen zeigt, da ist sie im ganzen gesunder, als sie in jener Epoche empfindsamer Hingebung war.

Strauß hat seiner „Jugendgeschichte Klopstock's" zwei kleine Beilagen hinzugefügt, von denen die erste „Zerstreute Bemerkungen über Klopstock's Messias" bringt, die zweite „Ueber das Metrische in Klopstock's Oden" spricht. Beide enthalten feine Aperçus, namentlich über Fragen der Metrik, wie z. B. über Klopstock's Trochäen im vorletzten Fuße des Hexameters. Strauß hält, mit Voß und gegen Platen, die völlige Ausschließung des Trochäus aus den fünf ersten Füßen des deutschen Hexameters durch den Zwang, den sie auferlegt, für allzu theuer erkauft, und erklärt sich gegen die neugebildeten Odenmaße Klopstock's. Da alle diese Versarten ursprünglich nicht dem Genius unserer, sondern der griechischen Sprache entstammen, so folge augenscheinlich, daß unsere Sprache in Bezug auf dieselben sich nur nachbildend, niemals neubildend oder schöpferisch verhalten könne:

> Ich stelle getrost den Satz auf, daß jedes Versmaß, dessen Schema dem Gedicht vorgedruckt werden muß, um von dem Leser gefunden zu werden, im Deutschen (von Uebersetzungen

ist natürlich nicht die Rede) nichts taugt. Mein Beweis ist der. Ein Gedicht wird nur dann recht genossen, wenn Inhalt und Form, Gedanke und Versmaß, mit- und ineinander aufgefaßt werden. Das ist aber bei Gedichten jener Art nicht möglich. Entweder achtet man auf das Versmaß, und verliert den Sinn; oder man achtet auf den Sinn, dann entgeht einem das Versmaß. Beides ineinander kann man nur dann genießen, wenn das Versmaß von der Art ist, daß es, wenigstens dem gebildeten Ohre, sich leicht einprägt; daß ich es beim aufmerksamen Lesen der ersten Strophe von selbst finde, und beim Lesen der zweiten schon auswendig weiß. Und das wird über die gewöhnlichsten Horazisch-Catullischen Maße hinaus nicht leicht der Fall sein; auch bei Klopstock's und Platen's selbsterfundenen Vierzeilen nicht, die das Natürliche und Einleuchtende jener alten Maße selten oder nie erreichen.

Wenn wir „Klopstock's Jugendgeschichte" hinter uns haben, beginnt in dem Werke von Strauß die Olla-potrida von Abhandlungen. Der dem Andenken an seine Mutter gewidmete Aufsatz, wie die Leichenrede, die er seinem Bruder hielt, sind insofern von Interesse, als sie zeigen, welche warme Pietät einen Autor beseelt, der lange Zeit hindurch für einen Ogre galt, mit welchem man die Kinder aus dem Schlafe schreckte. Das kleinbürgerlich Idyllische in dem ersten Aufsatze macht einen wahrhaft poetischen Eindruck. Das Charakterbild des Königs Wilhelm von Würtemberg ist scharf skizzirt, ebenso, wenn auch mit der Vorliebe freundschaftlicher Gesinnung, das Justinus Kerner's. Die „Erinnerungen an Möhler, aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin", scheinen uns nicht recht in die Sammlung zu passen; es sind confessions, wenn man will, pikanter Art, die sich eher im „Zauberer von Rom" poetisch verwerthen ließen. Aus den „Gesprächen", deren Dialog im ganzen scharf und schlagend ist, ersehen wir, daß Strauß in Bezug auf Schleswig-Holstein gute Gründe für die Annexion durch Preußen anzuführen weiß, daß er einem gesunden Krieg als einer moralischen Luftreinigung das Wort redet, daß er sich gegen die Vollendung unfertiger mittelalterlicher Bauwerke, wie des Kölner Dom erklärt, weil in Kunstspielerei vollendet wird, was im frommen Ernst begonnen worden, und daß er sich gegen die Abschaffung der Todesstrafe erklärt — lauter mit Entschiedenheit eingenommene Standpunkte, die nicht minder entschiedene Gegner finden werden.

Ueber „Barbara Streicherin von Aalen", die Geliebte Schubart's, gibt Strauß aus ungedruckten Quellen die Auskunft, daß sie eine Magd gewesen sei, mit welcher Schubart ein Verhältniß gehabt. Hiernach mögen die Romandichter, wie Brachvogel, ihre biographischen Memoirenromane corrigiren. Die Humoreske: „Der Papierreisende", behandelt die Klage des in Tieck-Hoffmann'scher Weise personificirten Semikolons über Vernachlässigung von seiten der neuern Schriftsteller, deren Stil deshalb die Taille fehlt. „Die Göttin im Gefängniß" ist eine Phantasie in Callot's Manier über die aus der münchener Glyptothek verbannten Venusstatuen.

Das ist der bunte Inhalt der Neuen Folge von David Strauß' „Kleinen Schriften". Wir würden sie etwas weniger musivisch wünschen, trösten uns aber damit, daß, wo dieser Autor seinen Papierkorb ausschüttet, wir noch auf den verlorensten Zettelchen eine stilistische Kalligraphie finden, die unwiderstehlich für ihn einnimmt.

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

Edel und Adel. Wüstenleben und wüstes Leben. Roman von Friedrich Volkmar. Erste Abtheilung: Die Kinder der Wildniß. Vier Bände. Zweite Abtheilung: Die Söhne des Adels. Vier Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 8 Thlr.

Wir müssen es uns schon erlauben, in unserer Analyse dieses Romans eingehender zu sein und die Grenze ein wenig zu überschreiten, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung" mit gutem Fug den Berichterstattern über bloße — Unterhaltungslektüre gestatten. Denn der Verfasser will uns nicht blos fesselnd unterhalten, sondern auch angenehm belehren und belehrend den Schwachen die Wege der Wahrheit und des Rechts lieb machen und sie zur Pilgerschaft auf denselben stärken. So reiht sich Volkmar würdig den großen Romanschriftstellern unserer Zeit an: Gutzkow, Freytag, Auerbach und wenigen andern, und wenn er uns im Laufe der Zeit noch ähnliche und noch reifere Werke lieferte wie „Edel und Adel", so dürften wir auch sie sicherlich nicht blos als unbestreitbare Vortheile für unsere schöne Literatur bezeichnen, sondern auch als werthvolle Bausteine zur Errichtung der Tempel des vernunft- und sittengemäßen Fortschritts. Unverkennbar strebt der Verfasser diesem Ziele nach, und daß er doch keine bloßen Tendenzromane schreibt, das ist einer der großen Vorzüge seines Werks, die wir bereitwillig anerkennen und um derentwillen wir ihm ein aufmerksames und dankbares Publikum wünschen.

Die acht Bände, aus welchen beide Abtheilungen bestehen, bilden ein ununterbrochenes Ganzes und spielen sich im Laufe weniger Monate ab. Nur gegen den Schluß überspringt der Verfasser einige längere Zeiträume und führt seine Helden nicht blos bis an die Schwelle des mühsam errungenen günstigen Geschicks, sondern zeigt auch, daß und wie sie sich in demselben bewähren, wie die Unedeln aber stets wieder zurückfallen, wie keinerlei directe, nur materielle Wohlthaten im Stande sind, ihnen Begriff und Maßstab des wirklichen, edeln Lebensgenusses und damit ein dauerndes Wohl zu sichern. Auch besonders das „Glück", soweit es nur „Gnadenbrot" des Schicksals ist, wird mit virtuoser Feder geschildert, und bei der scharfen Zeichnung der hervorstechenden Charaktere glauben wir uns oft genug in das tägliche Leben versetzt, während doch nur Romanfiguren und erdichtete Situationen uns umgeben. Der Schauplatz der Geschichte ist theils in den Ländern am Rothen Meere, an der schmalen Verbindungsbrücke von Afrika und Asien, theils im Herzen von Deutschland; die Zeit reicht bis in die neueste Gegenwart, sodaß am Schluß noch Schäden genug aufgedeckt werden können, die für unsere modernsten Misverhältnisse in socialer, kirchlicher und staatlicher Hinsicht bezeichnend sind. Durch das Ganze geht ein lehrreicher Parallelismus

der Lebensformen im Orient und im Occident, ein ſtetes Aufzeigen der Gegenſätze, wie ſie jenſeit und dieſſeit des Mittelmeers, wie ſie beim Chriſtenthume und beim Islam die Aufmerkſamkeit des Beobachters erregen.

Der Hauptheld iſt Traugott von Hochſtern oder Mutadid, wie er ſeinen Namen arabiſch überſetzt hat. Ihm begegnen wir auf den erſten Seiten und nehmen erſt auf der letzten und ungern von ihm Abſchied. Er iſt ein ſo mit allen Vorzügen ausgerüſteter Mann, ſo klar, wahr und edel, dabei ſo energiſch, daß wir in ihm bald den dominus tractans des ganzen Romans erkennen. Kläglicher Familienverhältniſſe und die Junkerhaftigkeit der Kreiſe, denen er ſeiner Geburt nach angehört, machen aus ihm, den rechtlichen Erben großer Güthercomplexe, einen „Verſtoßenen", der dem Untergange unrettbar verfallen geweſen wäre, wenn ſeine überaus tüchtige Natur das überhaupt zuließe. Er durchpilgert zunächſt den amerikaniſchen Norden, bricht aber bald nach Aegypten auf, um von dort in die Wüſtengebiete ſich zu begeben, in welchen er bei einem koptiſchen Stamme die Sühnung alter Sünden ſeines Vaters ins Werk ſetzen zu können hofft. Zwei Jahrzehnte vorher hat dieſer mit einem andern Junker bei jenen Stämmen nicht blos verkehrt, beide haben auch glühend ſchöne Landestöchter geheirathet und ſie bei Beginn der Zeit des Ueberdruſſes, trotz der den ſeltſamen Ehen entſproſſenen Kinder, ſchnöde verlaſſen. Dieſe Verlaſſenen, dieſe Kinder der Wildniß, aufzuſuchen und in den Schutz der chriſtlichen Cultur zurückzuführen, ihnen die geraubten Heimatsrechte zu verſchaffen, das iſt die Aufgabe, die Mutadid, der ſelbſt verſtoßene Bruder von Ali und Leila, ſich ſtellt. Ohne irgend erhebliche Anhaltspunkte, nur von den deutſchen Behörden in Kairo unterſtützt, tritt er ſeine eigenthümliche Forſchungsreiſe zu den Beduinen an und erfüllt ſeine Sendung, wenn auch erſt nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und Gefahren, auf das vollſtändigſte und glänzendſte; denn am Schluß des letzten Bandes ſind Ali, Leila und Abdallah, die Sprößlinge deutſcher Junker, die misachteten Findlinge und Baſtarde der Wüſte, achtungswerthe und wohlbegüterte deutſche Rittergutsbeſitzer.

Man erkennt wol, daß Volkmar ſich eine nicht blos ſeltſame, ſondern auch ſchwierige Aufgabe geſtellt hat; denn bei dieſem ſteten Verſchmelzen der fremdartigen, mit großer Sachkenntniß geſchilderten Elemente der Levante mit denen unſerer unmittelbarſten Umgebung war es leicht, ſtörende und lächerlich wirkende Fehlgriffe ſich zu Schulden kommen zu laſſen. Mit virtuoſer Sicherheit hat der Verfaſſer das zu vermeiden gewußt und ſeine „verſtößlichen Wirren" ſo befriedigend entwirrt, daß wir oft vermutheten, er kenne die Länderſtrecken von Aegypten bis Paläſtina aus eigener Anſchauung und längerm Aufenthalt an Ort und Stelle.

Dem Romanſchriftſteller iſt es erlaubt, den Zufall in der Welt ſeiner Schöpfung eine große Rolle ſpielen zu laſſen, wenn er nur den Deus ex machina nicht allzu häufig zu Hülfe ruft. So finden wir von vornherein bei Mutadid als Diener den als Sklaven aufgewachſenen und ſtets auf das ſchnödeſte behandelten Abdallah, den ehelichen Sohn des Barons von Wardow, beide energiſche Naturen und beide in Reitkunſt und Turnen und in den Wagniſſen des Wüſtenlebens wohlbewährt und als Freunde und unbewußte Bundesgenoſſen eng verbrüdert. Sie werden in den Krieg und das Räuberunweſen der Wüſte gedrängt, um den Geſchwiſtern, die Mutadid aufſucht, näher zu kommen. Sie retten einem für todt daliegenden jungen Häuptlinge das Leben, indem ſie ihn mit größter eigener Gefahr vom Schlachtfelde rauben — die Situationen dabei ſind ebenſo wahrſcheinlich als anſchaulich geſchildert —, und dieſer Häuptling, durch einen heimtückiſchen Nebenbuhler verdrängt, iſt eben Ali, der geſuchte Stiefbruder Mutadid's. Allmählich errathen und erfahren wir, daß der Vater beider, der alte Baron von Hochſtern, aus erſter, durch ſeine Schuld äußerſt unglücklicher Ehe einen Sohn, Traugott oder Mutadid, hatte, nach dem Tode der erſten, in bitterſtem Herzeleid verſtorbenen Gattin eine zweijährige Expedition nach Aegypten ausführte und die dort geſetzlich geheirathete Mirjam (Maria) mit zwei Kindern ſchmählich in größter Bedrängniß zurückließ, um ſofort, dieſe Ehe als ungültiges Intermezzo behandelnd, in Deutſchland eine dritte, aber wieder ebenbürtige Ehe einzugehen — ebenbürtig, aber nicht geſetzlich gültig, weil Mirjam noch lebte, als der alte Baron dieſes Ehebündniß ſchloß, der ſich mithin der Bigamie ſchuldig machte. Dieſer dritten Ehe entſtammt Arthur, der Prototyp des in Grund und Boden verdorbenen Junkerthums in der engern Bedeutung des Wortes, während eine Tochter dieſer Ehe, Adele, trotz der übelſten Vorbilder in der eigenen Familie, den Grundſätzen Traugott's, bürgerlich-fortſchrittlichen Grundſätzen, huldigt und als ein ebenſo geiſtvolles wie anmuthiges Weſen vor uns erſcheint. Während Arthur ſtumpfſinnig und nur ſeinen unedeln, aber adelichen Gelüſten ergeben iſt und deshalb in gewiſſermaßen typiſcher Weiſe untergeht, lebt in ihr ein Geiſt der Urſprünglichkeit und Initiative, der ſie, die Vertreterin der Fortſchrittsidee im Adelsſtande, ſowol vor den orientaliſchen als den bürgerlichen Frauengeſtalten, ſo anziehend dieſelben geſchildert werden, doch in ebenſo charakteriſtiſcher als vortheilhafter Weiſe auszeichnet. De gustibus non est disputandum, wir aber geben Adele vor allen Frauen des Romans den Vorzug. Ihre und Arthur's Mutter, deren Ehe ſchließlich als geſetzlich unzuläſſig erkannt wird, iſt ein wahrer und ekelhafter Abſchaum alles deſſen, was von bornirtem Adelsſtolze und kläglicher Geldſpeculation gedacht werden kann, die Heuchelei und Frömmelei in höchſter Potenz, keine Spur einer ſittlichen Lebensbaſis; trotzdem leuchtet es uns ein, daß Adele ihre Tochter und Arthur, der Bube, ihr Sohn ſein kann. Wir können derartige Beiſpiele im täglichen Leben gewahren.

Wir haben bereits in die zweite Abtheilung des Romans vorgegriffen, aber wir können, indem wir zu Mutadid zurückkehren, der noch Leila retten mußte, unmöglich auf alle die tauſendfältigen Verwickelungen aufmerkſam machen, die Mutadid löſen muß, um ſeinem Ziele erfolgreich zuzuſtreben, die aber ſämmtlich feſſelnd ſind.

Er muß beide Stiefgeschwister nicht blos finden, sondern er muß auch genügender Documente habhaft werden, um den Anforderungen der heimatlichen Rechtsverhältnisse und den Bestimmungen des Civilstandes genügen zu können. Dabei muß er seine Geschwister in praktischer Weise vom Islam zum Christenthume überführen, nicht als nüchterner Dogmatiker, sondern als ein wirklich vom Geiste christlicher Ethik und Liebe durchglühter Mensch, und dieser Aufgabe unterzieht er sich in so vortrefflicher Weise, so sachlich und persönlich richtig, daß wir dem Verfasser für diese Partien seines Werks unsere besondere Anerkennung aussprechen müssen. Bei Mutadid ist wahres Christenthum, und bei seinen Jüngern entsteht wahres Christenthum, während auch der Gegensatz nicht fehlt, das heuchlerische Pfaffenthum, gezeichnet in dem pietistischen Candidaten, dem sein Beruf nur Milchkuh ist, der Unfrieden und Unglück in den ihm zugänglichen Familien stiftet, um besser schmarotzen zu können, und dem wir es deshalb recht von Herzen gönnen, daß er schließlich den kürzern zieht. Der Verfasser beweist, daß ihm auch die humoristische Ader nicht versagt ist, wenn er ihr in diesem Werke auch nur spärlichen Fluß gestattet; wir empfanden wenigstens in uns die volle Wirkung, die der Humor hervorbringen soll, als wir die Stelle lasen:

Traugott und Gertrud ritten zusammen, denn die enge Gasse leidet nur zwei Reiter nebeneinander. Traugott blickte die Straße nach dem Jaffathore hin. „Da ist schon wieder jenes Bleichgesicht" (der Pietist, der den Orient durchstreift). Er zog sein Kopftuch herab und wandte sein Gesicht der Begleiterin zu; die Pferde griffen aus. Der so Bezeichnete stand dicht am Reitwege auf dem engen Fußsteig Ruch Iliminak. „Geh zur Rechten", rief Traugott und sprengte dicht an ihm vorüber. „So ein ungeschliffener Beduine lernt doch nimmer Sitte", brummte der Candidat, als er seine bespritzten Kleider ansah. Er stand noch ärgerlich da und wischte seine Kleider ab, als Dietrich an ihm vorüberritt und ihm ein wenig spöttisch seinen Gruß zurief. „Muß auch der dich noch auslachen", brummte der Candidat. Doch er soll es noch kriegen, wenn wir wieder in die Heimat kommen. Werde es schon einzurichten wissen, daß das hohe Consistorium von seinem Rationalismus Wind kriegt.

Diese kleine Stelle, wie unerheblich für sich sie erscheinen mag, wirkt im Romane unvergleichlich. Und recht so! „Schmuz auf ihr Haupt", wie Mirza Schaffy sagt.

In Dietrich, Gertrud und ihrem Bruder, dem Arzte, lernen wir drei weitere interessante Personen des Romans kennen, lebensvoll und wahrheitgemäß in der Auffassung und Darstellung, unserm Kreise, unserer Bekanntschaft, möchten wir sagen, entnommen. Dietrich ist Orientalist und Docent, der in wissenschaftlichen Absichten sich der Reise der Geschwister angeschlossen hat und Leid und Freud der Wüstenzüge mit ihnen theilt, um sich ein tieferes Verständniß des Orients möglich zu machen. Die Geschwister sind reiche Bürgerliche, stehen auf der Höhe der heutigen Cultur und wollen im Orient gelebt haben, um ungestört durch Ferneleid, wie Freiligrath es nennt, der Vorzüge des Culturlebens in der Heimat sich erfreuen zu können. Der Verfasser läßt diese drei schon früh mit Mutadid zusammentreffen, der mehrfach Gertrud aus den bedenklichsten Situationen rettet und bald zu ihr in ein inniges Seelenbündniß tritt. Alle diese bunten Vorgänge sind oft mit wahrer Meisterschaft gemalt, und je mehr wir uns mit den Mitgliedern dieser immerhin abenteuerlichen Gesellschaft befreunden, um so mehr befriedigt es uns, daß Mutadid, der seines Zieles halber sein Incognito noch nicht ablegen darf, von seinen Landsleuten als der verstoßene Traugott von Hochstern errathen und auch seiner Antecedentien wegen von ihnen hochgeachtet wird, noch mehr, daß die Reichthümer der Geschwister zum Theil in Landgütern angelegt sind, die vordem Theile des Hochstern'schen Erbes waren, von dem alten Baron aber leichtsinnig contrahirter Schulden wegen veräußert werden mußten.

Nachdem noch eine größere Reihe orientalisch echter Figuren, Situationen und Vorgänge vorgeführt wurde und die Gesellschaft unserer Freunde noch durch Selma, die frühere Hirtin, eine sehr realistische Mignon der Wüste, ihren Bruder Jusuf, dessen geliebte Lulu und andere vermehrt ist, bewegt sich der Schauplatz nach Aegypten, den Nil hinauf und wieder herab, wobei nicht selten poetische Bilder der mannichfaltigen Trümmerstätten eingeflochten werden. Dabei ist zu bemerken, daß diese Reisen für uns auch dadurch fesselnder werden, daß nicht Locomotiven den Dienst versehen, sondern entweder Kamele oder echt arabische Stuten, die Sabicha, eine Schimmelstute, in die auch der Verfasser verliebt zu sein scheint, wenn er sie z. B. „wie eine Gerte um seinen Schenkel biegt", der Falke, die Zahira u. s. w. Ein Theil der Reisegesellschaft trifft früher in der Heimat ein, um den Sitten des Adels zu um so grellerer Folie zu dienen. Dann kommt auch Mutadid mit den geretteten Kindern der Wildniß und den Documenten, und nun beginnt eine Lösung des Knotens, die zumal in manchen Einzelpartien nicht besser sein könnte. Leila war in Kairo einmal von einem Gouverneur Achmet in seinen Harem entführt, aus dem sie durch verschlagene Listen Abdallah's und kühne Operationen seiner Genossen Ali und Mutadid gerettet wird; in der Heimat wiederholt sich die Entführung, aber von zwei Junkern und zu einer Bordellwirthin hin wird sie nun geführt, und die Junker sind ihr Bruder Arthur und dessen Freund, der junge von Wardow! Auch jetzt gelingt natürlich die Rettung zu rechter Zeit durch unsere Freunde; die Edeln stehen mehr und mehr siegreich den Adelichen gegenüber, sodaß unser modernes Junkerthum das Buch kaum ohne Abscheu lesen wird. Bei diesen letzterwähnten Scenen ist uns aufgefallen, welch geringen Unterschied der Verfasser zwischen Harem und Bordell macht. Sollte er recht haben, wäre die von Mohammed freigegebene und für die distinguirten Mohammedaner vorschriftsmäßige Vielweiberei, wäre die unwürdige Stellung des orientalischen Weibes wesentliche Ursache der Uncultur in diesen von der Natur so reich gesegneten Gebieten, so möchte der Gedanke wol weitere Unterstützung finden, eine Reformation und Melioration des Islam mit allen irgend zulässigen Mitteln anzubahnen, vielleicht sogar mit gewaltsamen, wie es im Plane des Kaisers Nikolaus gelegen hatte. Aber weder die Russen noch die Franzosen

Dieſer ringt nach Abſtreifung der Feſſeln beengender Schulphiloſophie, ohne die Vollberechtigung des philoſophiſchen Geiſtes und des wiſſenſchaftlichen Nachdenkens abzuleugnen; denn ſeine Syſteme ſind in unſere ſtaatsrechtlichen Beſtände hineingewachſen, und der modernen Gegenwart blieb die Aufgabe, dieſe Gedanken nach ihren praktiſchen Bedürfniſſen umzugeſtalten oder ihnen anzupaſſen. Die Abhängigkeit der wiſſenſchaftlichen Staatslehre vom Fortſchritte des praktiſchen Staatslebens und vom mitarbeitenden Geiſte der Nation ſtellt dem denkenden Staatslehrer „vor allem" die ſchöne, aber auch ſchwierige Aufgabe, „die beſten Gedanken ſeiner Zeit und ſeines Volks, die leitenden Ideen der Gegenwart klar zu erfaſſen und wiſſenſchaftlich zu fixiren". In dieſem Geiſte einer höhern und wiſſenſchaftlichen Popularität „zeitgemäß und volksthümlich" zu ſein, iſt das Ziel des Schulze'ſchen Werks.

Es umfaßt die Einleitung und den vorbereitenden Theil des ſtaatsrechtlichen Syſtems und ſchließt ſich ſomit als Propädeutik der ſpäter zu erwartenden ſpeciellen Darſtellungen des Verfaſſungsrechts, des Regierungsrechts der deutſchen Staaten und des öffentlichen Rechts des Deutſchen Bundes als organiſches Ganzes in ſich ſelber ab.

Wir dürfen flüchtig an demjenigen Theil der Einleitung vorübergehen, welcher den Begriff des Staatsrechts und ſeine Stellung im Syſtem der Rechtswiſſenſchaft überhaupt, die Eintheilungen des Staatsrechts, die Quellen des deutſchen Staatsrechts, ſowie deſſen Grund- und Hülfswiſſenſchaften erörtert, da man ſich hierbei auf dem ſtrengen Fachgebiete der Rechtsphiloſophie und der Rechtshiſtorie zu bewegen haben würde. Heben wir dagegen mit beſonderer Betonung den vortrefflichen Abriß einer nach Perioden organiſch gegliederten Literaturgeſchichte des deutſchen Staatsrechts hervor, welche von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart durchgeführt iſt: nicht deshalb aber, um die außerordentliche Literaturkenntniß des Verfaſſers zu preiſen, ſondern hauptſächlich, um auf die organiſche Bedeutung dieſer ſcheinbar epiſodiſchen Darſtellung für den Grundgedanken des ganzen Werks hinzuweiſen. Die ſcharfgefaßte literarhiſtoriſche Skizze erſcheint nämlich in ihrer pragmatiſchen Behandlungsart gleichſam als Carton und Farbentafel des Geſammtbildes deutſcher Staats- und Rechtsgeſchichte, welches den ununterbrochenen Zuſammenhang unſerer Staats- und Rechtsentwickelung von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart zu entrollen hat. Sie iſt nicht blos eine Literaturgeſchichte des deutſchen Staatsrechts, ſondern ſozuſagen eine histoire intime des Staats- und Rechtsgeiſtes der Nation, welcher ſich in den literariſchen Vertretern und Erſcheinungen der verſchiedenen Geſchichtsperioden klarer und jedenfalls unverfälſchter offenbart, als in den von äußern Umſtänden und der Gewalt der Ereigniſſe vielfach gegen die Idee der Urheber und den Willen der Ausführer feſtgeſtellten oder doch beeinträchtigten poſitiven Geſtaltungen des praktiſchen Staats- und Rechtslebens. Je mehr überdies in neueſter Zeit gerade von ſogenannten Koryphäen der Staatswiſſenſchaften, ſelbſt in ſogenannten Nationalwerken, gegen die hiſtoriſche Gerechtigkeit für die erhabenſten Geiſter der Nation geſündigt worden iſt, wenn ſich aus deren Principien und Syſtemen kein politiſches Kapital für gewiſſe moderne Parteidoctrinen münzen ließ, deſto wohlthuender berührt die wiſſenſchaftliche Unparteilichkeit und Würdigung, mit welcher der Verfaſſer auch diejenigen geiſtigen Potenzen, mit deren Endergebniſſen er offenbar nicht zuſammenſtimmt, in ihrer Richtung charakteriſirt und anerkennt. Die von manchen Seiten in Unterſchätzung früherer Perioden anmaßlich überſchätzte Leiſtung der Staatsrechtswiſſenſchaft in unſerer Gegenwart iſt, nach dem Schlußurtheile des Verfaſſers, allerdings „der Reichspubliciſtik völlig ebenbürtig, ja übertrifft dieſelbe unzweifelhaft an Formvollendung, rechtshiſtoriſcher und philoſophiſcher Begründung, allgemeiner ſtaatswiſſenſchaftlicher Ausbildung und vor allem an ſtaatsmänniſchem Geiſte". Allein ebenſo wenig wird verſchwiegen, daß für die höhere Cultur einer ſo eminent praktiſchen Wiſſenſchaft zum wiſſenſchaftlichen Geiſt auch „allgemeine Theilnahme an ſtaatsrechtlichen Studien" treten muß, deren Vorausſetzung „allſeitig befriedigende, feſt begründete, Dauer verſprechende ſtaatliche Zuſtände". Erſt wenn wir aus den unruhigen Beſtrebungen und chaotiſchen Drängungen der Gegenwart zu ſtaatlichen Zuſtänden gelangt ſein werden, welche Deutſchlands nationale Bedürfniſſe befriedigen, kann „auch die Staatswiſſenſchaft ihre ſchönſten Blüten treiben und eine Zierde im Ehrenkranze der deutſchen Nation werden".

Den Uebergang von dieſem hiſtoriſchen Gemälde der literariſchen Kundgebungen des deutſchen Geiſteslebens in Staat und Recht zur wiſſenſchaftlichen Gruppirung der Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts vermittelt die ſchematiſche Aufſtellung der Aufgabe, Methode und des Syſtems eines deutſchen Staatsrechts. Wir dürfen deren Einzelheiten, da die den Verfaſſer leitenden Grundgedanken ſchon angedeutet wurden und es ſich uns in d. Bl. nicht um ſtreng wiſſenſchaftliche Discuſſionskritik handeln kann, wol unberührt laſſen. Ebenſo ſtreifen wir nur mit flüchtigen Worten an dem erſten Buche des vorbereitenden Theils hin, welches mit den oben berührten allgemeinen „Grundzügen" der philoſophiſchen Begründung (Begriffsfeſtſtellung) des ſtaatsrechtlichen Stoffs gewidmet iſt. Der Begriff des Staats ſelbſt, wie die Feſtſtellung ſeines Zwecks und ſeines Rechtsgrundes (Theorien der göttlichen Stiftung, der Uebermacht, des Patrimoniums, des Vertrags, der Vernunftnothwendigkeit) gehen an uns vorüber. Seine materiellen Grundlagen in Land und Volk, ſowie deren organiſche Zuſammenfaſſung in der Staatsgewalt, die Eigenſchaften dieſer und die verſchiedenen Geſtaltungen ihrer thatſächlichen Erſcheinung, endlich auch die Verbindung mehrerer Staaten unter beſtimmten Formen (einfache und zuſammengeſetzte Staaten, Perſonal- und Realunion, Staatenbund und Bundesſtaat) führt zu dem Deutſchland allein im „Reich" eigenthümlichen Gebilde der Staatenverbindung, zu dem „Staatenſtaat" oder „Staatenreich".

Damit ſteht das Schulze'ſche Werk vor ſeiner unmittelbaren Aufgabe, vor dem deutſchen Staatsrecht. Die „Geſchichtliche Entwickelung des ſtaatlichen Rechtszuſtandes in Deutſchland", ausgehend von des Deutſchen Reichs

Entſtehung und fortgeführt bis auf unſere unmittelbare Gegenwart, bildet den Abſchluß (zweites Buch) der hier vorliegenden propädeutiſchen Abtheilung. Dieſer Abſchluß entwirft das Geſammtbild der deutſchen Entwickelung in Staat und Recht, um ſolchermaßen für die Aufrichtung eines ſyſtematiſchen deutſchen Staatsrechts die poſitive Baſis der pragmatiſchen Thatſachenreihe unerſchütterlich zu begründen. Die feſt und deutlich gezogenen Linien der Darſtellung finden ihren Ausgangs-, wie ihren Zielpunkt hauptſächlich in dem Nachweiſe der Continuität unſerer Entwickelungen von den älteſten bis zu den neueſten Zeiten. So gewinnt die Gegenwart vor den Augen des Leſers einen nicht blos theoretiſchen, ſondern auch praktiſchen Zuſammenhang ſelbſt mit den früheſten Perioden unſers Staats- und Rechtslebens. Während aber den Rechtshiſtoriker ſelbſt bei vollſtändiger Anerkennung für dieſen Culturpragmatismus die wirklich abgeſchloſſenen Geſchichtsepochen früherer Zeiten, einer gewiſſen natürlichen Nothwendigkeit zufolge, mit Vorliebe beſchäftigen, liegt dem hiſtoriſch entwickelnden Staatsrechtslehrer vorzugsweiſe die Aufgabe ob, die Gegenwart in lebendigen Zuſammenhang zu bringen mit denjenigen ſtaatlichen Zuſtänden, aus denen ſie unmittelbar hervorgewachſen ſind.

Dieſe von den deutſchen Staatsrechtslehrern der neuen Schulen oft verſäumte Aufgabe charakteriſirt nun die rechtshiſtoriſchen Entwickelungen des Verfaſſers, wie auch ſchon bei Gelegenheit ſeiner literaturgeſchichtlichen Ueberſicht angedeutet wurde, recht eigentlich. In dem „Reichsſtaatsrechte", wie es ſich von 1648—1806 geſtaltete oder auch misgeſtaltete, finden wir die unmittelbaren Grundlagen unſerer heutigen föderativen und territorialen Verfaſſung nachgewieſen. Ja hier hängen einzelne Partien des Staatsrechts der Gegenwart noch ſo eng mit dieſer jüngſten Vergangenheit zuſammen, daß ein wiſſenſchaftliches Verſtändniß mancher praktiſch wichtigen Lehren ohne Kenntniß des Reichsſtaatsrechts geradezu unmöglich iſt. In dieſem Sinne hat der Verfaſſer ſelbſt einen zuſammengedrängten Abriß des Reichsſtaatsrechts der Darſtellung der Reichsauflöſung und des Rheinbundes vorangeſtellt und in der letztern, wie in der weitern Ausführung über die Gründung und Geſtaltung des Bundes bis zu den modernen Bundesreformbeſtrebungen ſorgfältig und conſequent auf die hier einſchlägigen Momente jener frühern ſtaatsrechtlichen Geſtaltungen zurückgewieſen. Aber noch mehr. Die ſtaatsrechtliche Hiſtorie und Syſtematik der neuern Zeit ließ durchſchnittlich die Verfaſſungsgeſchichte der deutſchen Einzelſtaaten in ihrer unſerm Jahrhundert angehörigen Entwickelung ganz oder nahezu unbeachtet. Hier klaffte eine wohlempfundene und dennoch unausgefüllte Lücke, obſchon offenbar hier der Schwerpunkt unſerer ganzen neuern ſtaatsrechtlichen Entwickelung zu ſuchen iſt. Die Ausfüllung dieſer Lücke erſcheint unſerm Erachten als einer der Hauptvorzüge des Schulze'ſchen Werks, indem es anſtrebte, „anknüpfend an das Territorialſtaatsrecht der letzten Reichszeit und die innere ſtaatliche Entwickelung der Rheinbundſtaaten, nicht blos eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung, ſondern eine Entwickelungsgeſchichte der deutſchen Verfaſſungen in ihren leitenden Gedanken und ihren wichtigſten Typen zu geben".

So ſcheiden wir von dem ſtoff- und gedankenreichen propädeutiſchen Theile der Schulze'ſchen Arbeit mit um ſo größern Erwartungen für das Syſtem des deutſchen Staatsrechts, je klarer und beſtimmter dieſe Grundlegungen darauf hinweiſen, daß wir dort einen Aufbau werden aufſteigen ſehen, deſſen Ausführungen der geiſtigen und thatſächlichen Continuität des deutſchen Lebens in Recht und Staat organiſchen Ausdruck zu verleihen beſtimmt ſind.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Die neueſten Depeſchen vom theatraliſchen Kriegsſchauplatz lauten: in Wien die Romantik, in Berlin die Antike!

Die Kunſt zieht ſich vom Schauplatz der Tagesereigniſſe in ihren ſelbſtgenüglamen Himmel zurück, und ſchillert in Wien ſpaniſch, in Berlin griechiſch! Im Hofoperntheater gab man für den Fonds des patriotiſchen Hülfsvereins die „Preciosa" unter Mitwirkung der erſten Mitglieder des Burg- und Hofoperntheaters, ſodaß die Primadonnen im Chor die Zigeunerlieder mitſangen. Wenn irgendetwas beweiſt, daß Deutſchland am Vorabend großer Ereigniſſe ſteht, und daß die Welt aus den Fugen zu gehen droht, ſo iſt es dieſe Thatſache. Die Aufführung war natürlich eine ausgezeichnete, wie ſie der Wolff'ſchen Dichtung wol noch nie zutheil geworden iſt. Doch darf man allerdings fragen, warum gerade dieſes Stück zu einem patriotiſchen Zweck ausgewählt worden und ob das Gebiet der Kunſt ein ſo vollkommen neutrales iſt, daß die künſtleriſchen Mittel zu den patriotiſchen Zwecken in gar keinem Verhältniſſe ſtehen! Mondſcheinromantik, Zigeunerlager, Guitarrenſpiel im Schatten der Kaſtanien, geraubte Kinder, verliebte Ritter — wie paßt das für eine Zeit der Kriegsrüſtungen und der numerirten Armeebefehle? Ja, wenn das ſchmucke Zigeunermädchen die Zukunft der öſterreichiſchen Heeres- und Staatsmacht aus den Linien der Hand hätte prophezeien können! Doch ſo bleibt von Bezüglichem nur der eine Invalide übrig, der Schloßvogt Pedro, der den künftigen Invaliden weniger zum Muſter dienen, als zum Troſt gereichen kann. Denn als Vertreter der „großen Retirade" kann er nicht ſehr erhebend auf patriotiſche Geſinnungen wirken, wol aber durch ſeinen friſchen Humor beweiſen, daß man auch noch mit nur einem Bein ein ganz flotter Burſche ſein kann.

Laube's glänzendes Regietalent fand hier eine Gelegenheit zur Bewährung, da hier in der Hofoper dem Feldherrn zahlreiche Truppen und jene Ausſtattung zu Gebote geſtellt wurde, welche nicht zu den ſtarken Seiten des ſonſt ſo rühmlichen Burgtheaters gehört.

Am berliner Hoftheater gab man die „Antigone" von Sophokles und lauſchte mit Andacht auf die Verkündigungen des ewigen, durch keine Kronjuriſten feſtgeſtellten Rechts. Dies Colleginm über Staatsrecht und Naturrecht, das Hr. von Hülſen durch den alten Sophokles ſeinen Berlinern leſen läßt, wurde beifällig aufgenommen. Die kunſtſinnige Majorität des Publikums wußte indeß jene Ausbrüche des theatraliſchen Enthuſiasmus zu verhüten, der auch bei den alten Griechen die Hervorrufe bei offener Scene nicht entbehren wollte. Bei dieſer Gelegenheit ziemt es auch literariſchen Blättern gegen dieſen Mis-

brauch anzukämpfen, welcher der dramatischen Literatur in ihrer Erscheinung auf der Bühne so verderblich ist. Es gibt bei denjenigen Theatern, welche mit der gemeinschädlichen Einrichtung eines Zwischenvorhangs gesegnet sind, eine dreifache Art des Hervorrufs, um die großen Künstler und diejenigen, die dem Publikum so erscheinen, auszuzeichnen; einmal der Hervorruf nach dem Schluß des Stücks und nach den Actschlüssen, dann der Hervorruf während der Verwandlung, indem an einigen Theatern die in solcher Weise ausgezeichneten Darsteller durch eine Lücke des Zwischenvorhangs hervortretend den Dank der Menge einkassiren, und zuletzt der Hervorruf bei offener Scene. Das applaudirte Mitglied, mag es nun moralisch vernichtet oder auch physisch getödtet sein, kehrt zurück und unterbricht den Fortgang der Handlung, um sich lächelnd vor dem Publikum zu verneigen. Daß nun ein solches Gebaren jede dramatische Illusion stört, ist wol selbstverständlich, und es wäre an der Zeit, jeden Hervorruf bei offener Scene durch die Theatergesetze zu verbieten. Ein guter Applaus verschafft ganz die gleiche Auszeichnung, und das Publikum verlangt keineswegs, daß ihm darüber durch ein Compliment des Darstellers dankbar quittirt wird. Das Hervorrufen während der Verwandlungen thut bei den Theatern, die den monströsen Zwischenvorhang besitzen, geringern Schaden, weil dieser Zwischenvorhang selbst schon die Handlung hinlänglich aus den Fugen bringt und es auf ein Mehr oder Weniger der Störung nicht ankommt. Das Hervordrängen der Schauspielereitelkeit, sobald sie aus dem Rahmen einer künstlerischen Ausführung heraustritt, darf nimmer geduldet werden, wie überhaupt der Uebermuth der reproducirenden Kunst schon dadurch auf ein bescheideneres Maß herabgedrückt werden könnte, daß man auf die sogenannten „dankbaren Rollen" hinweist, in denen an bestimmten Stellen das Publikum immer applaudiren wird, ob ein großer Meister oder ein strebsamer Anfänger Träger der Rolle ist. Die Ueberschätzung der reproducirenden Künste gegenüber den producirenden ist ein Grundirrthum der Zeit und zwar ein verhängnißvoller für die Entwickelung des Theaters.

Das Theater an der Wien soll nun mit Hülfe der wiener Commune unter Wasser gesetzt werden. Die Direction hält es für zeitgemäß, sich fernere Zugstücke von Paris zu verschreiben und grandiose Waldidyllen mit Drehscheibenromantik zur Aufführung zu bringen. So soll „La biche au bois" in Scene gehen als großartiges Ausstattungsstück, und die wiener Commune hat für die glänzenden Wasserfälle dieser „Spectakel-Féerie" der Direction ein Wasserquantum von 180 Eimer für den Tag zur Verfügung gestellt. Paris liefert den Geist und Wien das Wasser.

Ihr wollt die Sündflut; wohl, ihr sollt sie haben!

singt Prutz in seinen, bereits gerichtlich verfolgten Terzinen. Inzwischen ist auch ein anderer Sänger in die politische Arena getreten. Hermann Lingg hat folgendes Heerbannlied gedichtet, welches als die mittelstaatliche Marseillaise betrachtet werden kann:

Heerbannlied.

Ernst ist mein Sinn und schlicht und recht,
Mein Bart ist gleich dem Flachse,
In Dün' und Wald blüht mein Geschlecht,
Daß übers Meer es wachse —
Ich bin der Sachse.

Mein Bart ist roth, der Berg mein Schloß,
Mir blüht des Liedes Gabe —
Die Sturmfahn' schwing' ich, Schwert und Roß
Sie gehn mit mir zum Grabe —
Ich bin der Schwabe.

Mein Mark ist stark, ist Löwenmark,
Kein andrer Stamm ist freier —
Kommt her! Kein Teufel ist so stark,
Noch schlägt ein Herz getreuer —
Ich bin der Baier.

Ein blanker Stahl ist meine Brust,
Doch fröhlich mein Gedanke,
Am Reigen hab' ich meine Lust
Und einem frischen Trunke —
Ich bin der Franke.

Nach Süd, Ost, West, Nord steh'n wir vier
Zum Schutz der deutschen Eiche,
Und rauscht Sanct-Michael's Panier,
Sind unsre Schwerterstreiche
Ein Hort dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Haus
Bedeckt mit Blut und Schrammen,
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß,
Wir lachen ihrer Flammen —
Wir stehn zusammen.

Das Costüm dieses „Heerbannliedes" ist freilich, wie aus dem Flachsbart des in Dünen und Wäldern hausenden Sachsen hervorgeht, ein durchaus mittelalterliches, ein Costüm, wie es für das Epos „Die Völkerwanderung" paßt. Dennoch blickt Bamberg aus jeder Zeile. Die Form hat Mark und Kraft.

Wir erfahren, daß der berühmte Aesthetiker Vischer seine Universitätsstellung in der Schweiz aufgegeben hat und einem Ruf nach Tübingen Folge leistet. Vischer's großes Werk ist noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt. Unleugbar hat die schwerfällige Einkleidung in fortlaufende Paragraphen, welche die äußere Massenhaftigkeit des Ganzen in so unbequemer Weise hervortreten läßt, seiner Verbreitung Schaden gethan. Hoffentlich wird bald eine neue Auflage des Werks erscheinen, in welcher dieser äußerliche Misstand beseitigt wird. Ein anderer, mehr die Sache selbst betreffender frommer Wunsch wäre eine größere Berücksichtigung der modernen Literatur in den Beispielen, durch welche Vischer seine streng formulirten Paragraphentexte erläutert. Die Beschränkung auf die anerkannte Classicität gibt den einseitigen Anstrich einer Vornehmheit, welche ein so geistreiches Werk leicht entbehren kann. Die frischere Beziehung zur Gegenwart wird die Vorzüge des Werks in ein um so helleres Licht stellen.

Bibliographie.

Arneth, A., Ritter v., Marie Antoinette, Joseph II. and Leopold II. Ihr Briefwechsel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Aschbach, J., Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Festschrift zu ihrer 500jährigen Gründungsfeier. Wien. 1865. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ascherson, P., A. Engler, M. Kuhn und C. Reimann, Eine Karpatenreise. Angetreten im August und September 1864 und beschrieben. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 10 Ngr.

Bentheim-Tecklenburg, M. Graf zu, Dichtungen. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 20 Ngr.

Brix, A., Skizzen aus dem nördlichen Eismeere nach Tagebuch-Aufzeichnungen. 2 Vorlesungen. Stralsund, Hingst. 8. 12 Ngr.

Brosig, A., Reinerzer Bade-Geschichten. Erzählungen nach dem Leben. Breslau, C. Trewendt. 16. 10 Ngr.

Carey, H. C., Briefe über schriftstellerisches Eigenthum. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Die Hülfsquellen und der Krieg Nordamerika's. Ein Vortrag. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Castro, A. de, Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von H. Hertz. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. 4te Abth. Die Edicte der Könige Theoderich und Athalarich und das gothische Recht im gothischen Reich. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Henn, H., Der Untergang Metullums. Trauerspiel. Laibach. 12. 10 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 7te Folge. Versunkene Sterne. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Platzmann, J., Aus der Bai von Paranagua. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Reinkens, J., Die Geschichtsphilosophie des heiligen Augustinus. Mit einer Kritik der Beweisführung des Materialismus gegen die Existenz des Geistes. Rede. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Karten von Henry Lange

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das nordwestliche Deutschland, Holland und Belgien.
Preussen, Posen und Polen.
Das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Oberitalien.
Galizien, Ungarn u. Siebenbürgen.
Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark.
Oesterreich.
Italien. (Mit dem Festungsviereck.)

} Preis jeder Karte 8 Ngr.

Orographische Karte des Königreichs Sachsen. Preis 12 Ngr.

Henry Lange's Karten empfehlen sich sowol durch Genauigkeit der Angaben als durch deutlichen und gefälligen Druck besonders für Zeitungsleser, wie für jeden, der den Ereignissen der Gegenwart in ihrem Verlaufe folgen will.

Die ersten sieben Karten sind aus des Verfassers „Geographischem Handatlas" entnommen, die letzte aus seinem „Atlas von Sachsen". Ihr bequemes, handlich gebrochenes Format erleichtert den Gebrauch.

Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest. Mit genauer Angabe der Eisenbahnen. Cartonnirt 1 Thlr.

Diese nach einer neuen, sehr zweckmässigen Projection entworfene Karte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die gesammten mitteleuropäischen Staaten. Sie kann ebenso als zuverlässiger Reisebegleiter, wie zur sichern geographischen Auskunft bei der Zeitungslektüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tableau des Germanismes

les plus répandus en Allemagne et dans les pays limitrophes, suivi d'un aperçu des principaux Gallicismes,

par **Louis Grangier.**

8. Geh. 12 Ngr.

Der Verfasser, Professor der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, bietet mit diesem Werkchen ein sehr nützliches Supplement zu jeder französischen Grammatik, indem er darin die fehlerhaften Wendungen und Ausdrücke, deren sich der Deutsche beim Schreiben oder Sprechen des Französischen zu bedienen pflegt, übersichtlich gesammelt hat und ihnen überall die richtige, dem Geist der französischen Sprache angemessene Wort- und Satzbildung gegenüberstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von **Georg Koch.**

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ist eine der bedeutendsten unter den stilvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Apostel.

Von **Ernest Renan.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser des „Vie de Jésus" herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältniß zur jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisherigen Anschauungen ganz verschiedenen, überraschend neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unmittelbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß weder der Theolog noch der Laie es zu lesen versäumen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu" wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Soeben erschien das **73. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Hypothese — Interim.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1866.

Inhalt: Der fünffüßige Jambus. Von Rudolf Gottſchall. — Der Krieg von 1815. Von Karl Guſtav von Berneck. — Zur Geſchichte der Philoſophie. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der fünffüßige Jambus.

Von allen deutſchen Versmaßen erſcheint der fünffüßige Jambus als das bequemſte, einfachſte, wir möchten ſagen, als ſo ſelbſtverſtändlich, daß er das Nachdenken und Forſchen nach ſeiner Herkunft und Berechtigung erſpart. Die Schiller'ſchen Tragödien mit ihren geflügelten Worten namentlich haben ihn in der Literatur und in dem Gedächtniß des Volks eingebürgert — ein fünffüßiger Jambus dichtet ſich gleichſam von ſelbſt. Um ſo mehr werden die Dichter, die ihn aus dem Aermel ſchütteln, und das Publikum, das an ſeinen Tonfall gewöhnt iſt, erſtaunen, daß ein deutſcher Gelehrter ihn zum Gegenſtand einer umfaſſenden Abhandlung gemacht hat, von welcher die erſte Abtheilung vorliegt, eine Abhandlung, welche die Univerſität Leipzig der hundertjährigen Wiederkehr des Tages (19. October 1765) widmete, an dem Johann Wolfgang Goethe in die Zahl ihrer Studirenden aufgenommen ward:

Ueber den fünffüßigen Jambus mit beſonderer Rückſicht auf ſeine Behandlung durch Leſſing, Schiller und Goethe. Von Friedrich Zarncke. Erſte Abtheilung. Leipzig. 1866. 4.

Unſere leichtlebige Dichterjugend wird raſch mit dem Vorwurf der Pedanterie bei der Hand ſein, wenn ſie eine Abhandlung von beinahe hundert Quartſeiten über einen ſo bequem zu handhabenden Vers durchblättert, und wird ebenſo raſch ihren Goethe citiren:

Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken, frei,
Eins! zwei! drei! dazu nöthig ſei.

Doch wir haben wiederholt darauf hingewieſen, daß Pedanterie niemals in der gründlichen Erforſchung eines Gegenſtandes liegt, ſondern in den fertigen Schablonen, die auf alle angewendet werden. Das kritiſche Magiſterthum, dem der Zopf hinten hängt, rekrutirt ſich aus den abſprechenden Literarhiſtorikern, welche in der Luft ſchwebende Meinungen mit apodiktiſcher Gewißheit predigen oder ein dialektiſches Spinngewebe von „Richtungen" aus ſich herausſpinnen und darin die Poeten wie die armen Fliegen fangen. In dieſen Literaturgeſchichten a priori, in dieſen ſchematiſchen Conſtructionen, denen die Ergründung des individuellen Lebens, der Eigenart des Talents fehlt, durch welche der Dichter zum Dichter und zwar zu dieſem Dichter wird, da iſt die Pedanterie zu Hauſe, welche mit der echten Gelehrſamkeit ſo wenig zu thun hat, daß eine gewiſſe Ignoranz ihre nothwendige Vorausſetzung iſt.

Ganz anders verhält es ſich mit der Forſchung, ſo ſehr ſie ins einzelne gehen mag. Ein liebevolles Verſenken in den Gegenſtand kann nie zur Pedanterie werden; denn die Pedanterie iſt der Ausdruck ſubjectiven Dünkels, der über den Objecten ſchwebt oder ſie ins Prokruſtesbette eines fertigen Schemas preßt. Wer ſich dem Gegenſtand hingibt, der ſtrebt nach Wahrheit, glaubt ſie aber nicht ſchon fertig, wie einen gefangenen Vogel, in der zugeſchloſſenen Hand zu halten. Für die Wahrheit fällt auch das Kleinſte ins Gewicht; denn das Grundweſen der Erſcheinungen liegt oft im Kleinſten ausgeprägt. Aus der Zelle erſt erkennen wir das Weſen der Pflanze; die Botanik iſt erſt durch das Mikroſkop zu einer Wiſſenſchaft geworden. So iſt es auch, um die Eigenthümlichkeit eines Dichters zu ergründen, durchaus geboten, ihm in alle Eigenheiten ſeines Stils zu folgen, unter denen die Behandlung des Verſes eine hervorragende Stelle einnimmt. Die außerordentlich fleißigen Erläuterungen, welche Zarncke über die Behandlung des fünffüßigen Jambus durch Leſſing, Schiller und Goethe gibt, tragen nach unſerer Anſicht mehr zur Kenntniß dieſer Dichter bei, als jene nicht philoſophiſchen, ſondern nur philoſophirenden Werke, in denen die Literarhiſtoriker theils ihre Schulweisheit, theils ihren perſönlichen Geſchmack in oft willkürlichen Urtheilen an den Mann bringen, indem ſie die Werke der Poeten nur wie die Nägel betrachten, an die ſie ihre eigenen Bildniſſe hängen.

Woher ſtammt zunächſt der fünffüßige Jambus? Man hält ihn in der Regel für einen Herkömmling des engliſchen Blanc-Verſes, ohne ſeinen Stammbaum weiter zu verfolgen. Zarncke verfolgt dieſen weiter mit jenem Aufwand von Gelehrſamkeit, über den er ſpielend gebietet

und der ihm die nöthigen Daten augenblicklich zu Gebote stellt. Der fünffüßige Jambus ist, diesen Untersuchungen zufolge, rein modernen Ursprungs und sein Vaterland ist Frankreich. Das älteste, in ihm abgefaßte Sprachdenkmal, der Boëthius (sicher aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts), gehört der provenzalischen Literatur an. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er schon früher der gemeinsame Vers der volksmäßigen romanischen Heldengesänge war. Er ging ursprünglich nur stumpf aus, war also nur Zehnsilbler. Die Cäsur war stets nach der zweiten Hebung, wodurch der Vers in zwei ungleiche Hälften zerfiel, daß die kürzere Hälfte voranstand und so der Vers einen kräftigen aufsteigenden Rhythmus erhielt. Der Regel nach macht jeder Vers ein logisches wie rhythmisches Ganzes aus, strenger Abschluß des Sinnes am Ende des Verses wird verlangt. Das Alexius-Lied und das älteste erhaltene volksmäßige epische Gedicht: „La chanson de Roland", zeigen bereits eine reiche Menge weiblicher Ausgänge. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts kam in Frankreich der Fünffüßler für das Epos in Abnahme und wurde durch den zwölfsilbigen Vers mit strenger Cäsur nach der dritten Hebung, den Alexandriner, verdrängt. Desto mehr breitete er sich in der Lyrik aus, wo die Cäsur stets nach der vierten Silbe eintrat, wo man indeß an dieser Stelle eine schwebende Betonung gestattete. Aus der provenzalischen Lyrik ging der Vers über in die andern europäischen Literaturen. Im 16. Jahrhundert wurde er indeß in Frankreich allgemein und erhielt den Beinamen des vers commun. Ronsard schrieb in ihm seine „Franciade", Jodelle, der Vater der französischen Tragödie, den zweiten, dritten und fünften Act seiner „Kleopatra". Doch bald wurde er in allen Dichtgattungen von dem Alexandriner aus dem Felde geschlagen.

Ueber den italienischen Endecasillabo, die metrische Grundlage der verschiedenen Strophenbildungen, der stets ein weiblich austönender Elfsilbler mit vorzugsweise männlicher, nicht an eine bestimmte Silbe gebundener Cäsur ist, ein Vers, der noch gegenwärtig der weitaus gewöhnlichste ist und dem Epos, der Tragödie, und der Komödie, der Satire, der Epistel und allen größern Dichtungsarten dient, erhalten wir von Zarncke nähere Auskunft. In England findet sich derselbe schon früh. Chaucer dichtete bereits beinahe ohne Ausnahme in ihm und scheint ihn aus der französischen und italienischen Literatur, mit der er vertraut war, hinübergenommen zu haben. Der Alexandriner konnte neben ihm nicht aufkommen. Seine Cäsur ist völlig frei; die unstrophische Poesie, Drama wie Epos, haben den Reim verworfen. Bereits das älteste Trauerspiel Englands, der „Gorboduc" (1562) ist in reimlosen Fünffüßlern geschrieben. Ueber den Jambus, wie er von Shakspeare und seinen Zeitgenossen behandelt wird, hätten wir gewünscht, daß Zarncke sich noch etwas eingehender ausgesprochen; es wäre dies von Wichtigkeit für seine Charakteristik der deutschen dramatischen Jamben unserer Classiker geworden, die anfangs von Shakspeare's Vorbild mehr oder minder abhängig waren. Auch hätte er noch erwähnen können, daß mit dem Herüberwirken der französischen Literatur und der Alexandriner des classischen Dramas überhaupt der englische Fünffüßler ein anderes Gepräge bekam. Der freie Faltenwurf der Enjambements und der von Vers zu Vers hinübergreifenden Perioden hörte auf; er wurde enger zusammengerafft, rhythmisch anschließender. Zwar Otway schrieb noch wesentlich seine Tragödien in dem freiern übergreifenden Jambentypus des altbritischen Dramas; doch Congreve's „The mourning bride", Rowe's „The fair penitent" und andere Stücke verrathen bereits den correctern, französischen Stil und lassen auch im reimlosen Jambus meistens den Wortsinn mit dem Verse zugleich abschließen, wozu der französische Reim nöthigte. Daß der reimlose Vers im Drama dauernd der herrschende blieb, sucht Zarncke durch folgende Betrachtung zu motiviren:

Ich glaube, dieser Proceß hat sich mit einiger Nothwendigkeit vollzogen und ist ein wohlbegründeter gewesen. Denn in der That erschrint die blos rhythmische, durch kein weiteres sinnliches Element, wie Reim, Alliteration, Assonanz, unterstützte Form beim modernen Verse nicht ausreichend für die Lyrik und das Epos. Man halte uns nicht die Alten entgegen, denen die rhythmische Form genügt habe. Ihr Versbau war durch zwei Umstände wesentlich von dem unserigen unterschieden. Einmal stand der Rhythmus, der auf der Quantität beruhte, in einem ununterbrochenen, weil principiellen, Gegensatze zu dem Wortaccente, und dies erzeugte jene ununterbrochene schwebende Betonung, die den Werken der Alten einen so wunderbaren Reiz verleiht. In dem modernen Verse und zumal bei den Engländern und Deutschen fällt dieser Reiz fort, weil hier die Regel gilt, daß Wortaccent und Versaccent zusammenfallen. Sodann ist sowol die Wortstellung wie der Ausdruck in der poetischen Sprache der Alten in weit höherm Grade von der Prosa unterschieden, als das zumal bei den Engländern und Deutschen der Fall ist. Daher bedarf die moderne Poesie da, wo das Wort und die Form allein wirkend auftreten, noch einer weitern sinnlichen Unterstützung außer dem Rhythmus. Ungebundener ist nur das Drama, weil hier Wort und Form nur der eine Factor zur Erzielung der beabsichtigten Wirkung sind; denn das Drama wird erst durch die Aufführung complet; auch wo wir uns mit der Lektüre begnügen, haben wir sie im Sinne. Beim Drama empfindet nicht blos der innere Sinn, für den Wort und Rhythmus bestimmt sind, und sein Vermittler, das Ohr, sondern auch der äußere Sinn, das Auge. Daher genügt für das Drama eine minder geschlossene und minder reiche poetische Form, die für Lyrik und Epos nothwendig wird, weil diese selbständiger sind; denn wenn auch beide der Musik zu ihrer Ergänzung sich bedienen können, so bleibt diese doch etwas Hinzutretendes, was man von der Aufführung bei dem Drama nicht sagen kann, wo vielmehr, wollte man die Sache auf die Spitze stellen, eher das Wort etwas zur Aufführung Hinzutretendes genannt werden dürfte; denn es gibt bekanntlich Aufführungen ohne Worte.

Wir finden also den fünffüßigen Jambus in drei Hauptformen bei den drei Nationen ausgeprägt, welche durch die steife Einförmigkeit des französischen, durch die melodische Mannichfaltigkeit des italienischen, durch die fast an die Prosa hinanstreifende Freiheit des englischen Verses vertreten werden. In Deutschland hat sich ein Vers von fünf Hebungen unabhängig von französischem Einfluß gebildet, sicher schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts, indem man eine Reihe viermal gehobener Verse mit einem längern von fünf Hebungen, am liebsten mit klingendem Ausgang schloß. Wo indeß die Strophe mit

diesem Verse beginnt oder ganz aus ihm besteht, glaubt Zarncke eine Entlehnung aus der provenzalisch-französischen Literatur annehmen zu müssen. Friedrich von Hausen (gest. 1190) und Rudolf von Fenis (gest. vor 1196), die beide nachweislich nach romanischen Mustern gearbeitet, haben den Vers zuerst zu ganzen Strophen verwendet und zwar ohne die Fessel der unbeweglichen Cäsur. Außer den beiden genannten Dichtern haben vor Walther von der Vogelweide noch Albrecht von Johannsdorf, Hartwig von Raute, Bligger von Steinach, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Hartmann von Aue sich dieses Verses bedient. Bei Walther von der Vogelweide findet sich der Vers nur einzeln, niemals durch eine Strophe durchgeführt. Auch nach Walther kommt er mehr einzeln vor, zu Anfang, Mitte und Ende der Strophen; selbständig seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts nur noch in zwei Beispielen. Ein neuer Anstoß kam im 16. Jahrhundert aus Frankreich. Trotz dessen wurde die Cäsur anfangs, wie z. B. in Lobwasser's „Psalmen", die aus dem Französischen des Clement Marot und Beza übersetzt waren, mit Freiheit behandelt.

Erst die deutschen Poetiker und Regelschmiede machten die Cäsur zu einer bindenden und hemmenden Regel. Martin Opitz wies in seinem Buche „Von der deutschen Poeterei" auf die viersilbige, männliche Cäsur des vers commun als auf ein unverbrüchliches Gesetz hin, und man ist ihm darin gefolgt. Hanmann und Philipp Zesen im „Hochdeutschen Helikon" gestatteten noch die Cäsur nach der sechsten Silbe, doch auch hier mußte die einmal adoptirte unbeweglich und immer männlich sein. In der Praxis überwucherte indeß der Alexandriner. Zarncke hat mit großer Sorgfalt die in fünffüßigen Jamben geschriebenen Gedichte oder Versreihen in den Dramen von Opitz, Paul Flemming, Andreas Gryphius, von Hoffmannswaldau, Günther und Haller aufgesucht und nachgewiesen. Mit großer Anmuth behandelte Hagedorn den Vers, obgleich er sich streng an die Cäsur nach der vierten Silbe hielt; er wußte ihm durch reizende Abwechselung in den Reimstellungen eine größere Mannichfaltigkeit zu geben. Als letzter Prophet der starren Cäsur trat Gottsched auf, der alle Stümper schalt, „die in den fünffüßigen Versen den Abschnitt bald nach der vierten, bald nach der sechsten Silbe, bald gar nicht machten". Doch über diese metrische Orthodoxie siegte alsbald die mit dem wachsenden Einfluß der englischen Literatur hereinbrechende Ketzerei. J. J. Pyra, ein Gegner Gottsched's, S. G. Lange und andere Freunde Bodmer's bedienten sich bereits der freiern Cäsur, die Bodmer selbst in seinen Uebersetzungen aus dem Englischen Thomson's mit vollem Bewußtsein anwandte. Ihm folgten Wieland, Kleist, der in den gereimten fünffüßigen Jamben die Cäsur noch mit Strenge anwendete, in den reimlosen den Abschnitt des Verses aber nicht immer an dieselbe Stelle setzte, um „durch den beständigen Gleichlaut den Leser nicht zu ermüden". Klopstock erkannte zwar die Verdienste des fünffüßigen Jambus an, gab aber dem Hexameter den Vorzug. So begann der erstere auf dem Gebiete des Epos zurückzutreten, während er sich auf dem des Dramas siegreich die Bahn brach. Zarncke hat die vereinzelten Fünffüßler in den Dramen vor Opitz sorgsam nachgewiesen. Die eigentliche Form des ältern deutschen Dramas war der viermal gehobene Vers, sodaß Hans Tirolff den Fünffüßler als eine selbständige „Erlängerung" des Vierfüßlers betrachten konnte, um „dem sentenzreichen Latein und der künstlichen Eleganz deste bas nachzugehen". Mit Opitz kam der Alexandriner im Drama zur Herrschaft, später die Prosa, welche der Bequemlichkeit der Darsteller noch besser entsprach, sodaß selbst Goethe und Schiller, jener die „Mitschuldigen", dieser den „Don Carlos" für die Aufführung in Prosa überarbeiten mußten.

Der Einfluß des englischen Dramas machte sich indeß immer mehr zu Gunsten unsers Verses geltend. Johann Elias Schlegel, anfangs ein Gegner desselben, unternahm es doch, Congreve's „Trauernde Braut" in fünffüßigen Jamben zu übersetzen, wobei er männliche und weibliche Endungen regelmäßig abwechseln ließ. Johann Friedrich von Cronegk schrieb 1755 oder 1756 ein Drama in Fünffüßlern: „Der ehrliche Mann, der sich schämet, es zu sein", und ließ darin alle Verse klingend ausgehen. Joachim Wilhelm von Brawe dichtete seinen „Brutus" dagegen in Fünffüßlern mit lauter männlichen Ausgängen. Erst Johann Heinrich Schlegel gab in seiner Uebersetzung von Thomson's „Sophonisbe" dem Vers volle Freiheit mit Rücksicht auf die Ausgänge und zeigte sich auch als einsichtiger Kenner und Beurtheiler desselben, indem er die Cäsur nach der vierten Silbe zwar als wohlklingend anerkannte, aber bei längern Gedichten ermüdend durch die Einförmigkeit des Wohllauts fand, indem er ferner zugestand, „daß auch ein zehn- oder elfsilbiger Vers ohne Cäsur deshalb nicht des Wohlklangs entbehre und ohne Beschwerde in einem Athem ausgesprochen werden kann". Später gab Schlegel die Uebersetzung der übrigen Trauerspiele Thomson's in gleich frei behandelten Versen und konnte in der Vorrede zum dritten Bande bereits sagen, daß dies Silbenmaß in Deutschland immer mehr Beifall gewinne, wobei er als Vorzüge desselben vor dem Alexandriner die verschiedenen Arten der Cäsuren und die zur Declamation besser abgemessene Länge der Verse hervorhob.

Ein noch glänzenderes Lob ward dem fünffüßigen Jambus zutheil von seiten eines jüngern Kritikers, der, wie alle echte Kritik es soll, sich nicht blos nörgelnd über vergangene Leistungen aussprach, sondern auch anregend für die Zukunft wirkte. Herder schob in die zweite Auflage der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" (1768) ein Kapitel ein, das hauptsächlich diesem Vers galt, dem er gleichsam mit folgenden Worten ein günstiges Horoskop stellte:

> Er hat auch an innerm Gehalt, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer

einförmigen Declamation, die eine halbe Scanſion heißen kann, oft wider Willen nähert; dieſen, weil er der wahren Affectſprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerſt viel monotoniſchen und abgemeſſenen und zerſchnittenen Zwang auflegt. Unter anderm mag es alſo vielleicht auch daher gekommen ſein, daß die beſten Verſificatoren in dieſem Stil, Schlegel, Cronegk und neuerlich Clodius, oft ſo ſehr die Sprache der Leidenſchaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Leſſing und in affectvollen Stellen Weiße ſich mit dieſem Silbenmaße nicht ſo recht vertragen können. Sollte es gar ſein, daß dieſe Doppelgeſchöpfe von verketteten Alexandrinern mit ſchuld wären an jener untheatraliſchen, undialogiſchen und monotoniſchen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrſprüchen, Sentenzen und Sentiments um ſich wirft und manche Scenen unſerer beſten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entſagen, als ſei dieſe Versart die natürlichſte für unſere Sprache? Und wollen wir nicht lieber die vorgeſchlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechſelung in ſich ſchließen, ſich mehrern Denk- und Schreibarten anſchmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden ſich dieſelben, je mehr ſie ſich der Materie anſchmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht ſich beſtändig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäſuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden ſie ſich in das theatraliſche Silbenmaß einkerkern, das Ramler in ſeinem „Batteux“ verzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da iſt, hinken zu ſollen. Wenn die Materie alles belebt und bewegt, wenn das Silbenmaß zu plappern und zu fragen, zuvorzukommen und hineinzufallen weiß, wenn es einer hohen Declamation Töne und Ruhepunkte vorzählt, ſo wird es von ſelbſt dem vorigen Klopſtockiſchen Silbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügelloſigkeit deſſelben in einigen Schranken geht. Es wird unſerer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt; und am letzten würde uns ſelbſt die engliſche Sprache, die in dieſem Silbenmaße ſchon ſo viele Schätze aufbewahrt, etwas nachſtehen müſſen.

Wie Zarncke mit Recht bemerkt, hat Herder hier mit ſeinem ſeltenen Anempfindungstalent gut charakteriſirt und richtig vorausgeſehen. Indeß folgleich entſprach der Erfolg nicht ſeinen Erwartungen. Es bedurfte eines neuen Anſtoßes, es war nöthig, daß ein wirklich bedeutender und genialer Inhalt in dieſer Form niedergelegt ward, um ſie der nationalen Literatur völlig zu erobern. Dies ward vollführt durch Leſſing's „Nathan“.

Nach dieſer umfaſſenden Einleitung geht Zarncke an die Löſung ſeiner Hauptaufgabe, die Analyſe des fünffüßigen Jambus in den Dichtungen Leſſing's, Schiller's und Goethe's. Als die Eigenthümlichkeiten des Leſſing'ſchen Fünffüßlers im „Nathan“ bezeichnet Zarncke die Kühnheit ſeiner Enjambements, die man faſt ein unausgeſetztes Hineinſtürmen in den nächſten Vers nennen möchte, und das Brechen des Rhythmus, den Antagonismus des Verſes und Satzes, der hier an die Stelle einer gänzlich fehlenden Cäſur tritt. In Bezug auf das Enjambement macht Zarncke mit Recht darauf aufmerkſam, daß die Verſchmelzung zweier Verſe um ſo enger iſt, je näher die durch das Versende getrennten Begriffe zuſammengehören, daß man zwiſchen ſolchen Worten an den Versenden unterſcheiden müſſe, die Träger und Ausdruck einer beſtimmten Vorſtellung ſind und ſolchen, die nur auxiliarer Natur ſind, wie Pronomina, Partikeln, Hülfszeitwörter u. ſ. w. Bei Leſſing ſind die Enjambements der zweiten, viel härtern Art ſehr gebräuchlich, wodurch ein haſtiges Hinüberſpringen von Vers zu Vers veranlaßt wird.

Zarncke hat mit erſtaunlichem Fleiß die Belege für dieſe ſeine Behauptungen aus Leſſing's „Nathan“ ſelbſt zuſammengetragen und zu dieſem Zweck viele hundert Verſe aufmarſchiren laſſen. Er unterſucht dies Drama, wie ſpäter die Schiller'ſchen, mit dem Mikroſkop. Wir können ihm in dieſe minutiöſe Detailforſchung nicht folgen; wir erwähnen dagegen, daß die Jambenbildung in Gutzkow's „Uriel Acoſta“, namentlich was die über mehrere Verſe hinübergreifende Periodik des Gedankens betrifft, an die in Leſſing's „Nathan“ erinnert, obgleich bei Leſſing im ganzen das staccato, bei Gutzkow das ligato überwiegt. Offenbar ſteht der Leſſing'ſche Vers an der Grenze der Proſa; es iſt gleichſam ein Vers, der ſich fortwährend ſelbſt verleugnet; ihm fehlt es an Melodie und Grazie. Gerade deshalb gewann er, trotz ſeiner Vorzüge für die dramatiſche Converſation, in Deutſchland keinen feſten Boden und mußte zurücktreten, als lyriſch hochbegabte Dichter, wie Schiller und Goethe, denen ſich die ewigen Melodien durch alle Glieder bewegten, den Jambus für das Drama ausbildeten. Leſſing war kein Lyriker.

Schiller's „Don Carlos“ ſtand freilich, wie Zarncke mit Recht bemerkt, noch unter den Einflüſſen des Leſſing'ſchen Verſes. Die Enjambements, der Antagonismus von Vers und Satz finden ſich hier wie bei Leſſing, auch die häufigen Wiederholungen deſſelben Wortes. Doch was bei Leſſing mehr eine Emphaſe des Verſtandes, ward bei Schiller Emphaſe des Gefühls. Was die Cäſur betrifft, ſo folgert Zarncke aus einer Stelle ſeiner Briefe, in welcher er das Vorhandenſein der Cäſur für eine außerordentliche Schwierigkeit des Trimeters erklärt, mit Recht, daß Schiller der Anſprüche, welche auch der Fünffüßler auf eine Cäſur und die kunſtgerechte Behandlung derſelben habe, ſich gar nicht bewußt war. Doch ein guter Dichter „in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt“, und ſo gibt auch Schiller Zarncke Veranlaſſung, über die Cäſur ſeiner Verſe ſich auszuſprechen und weitere Unterſuchungen hierüber für die zweite Abtheilung in Ausſicht zu ſtellen, wo der Goethe'ſche dramatiſche Fünffüßler näher analyſirt werden ſoll. Mit welcher Sorgfalt Zarncke die Vierfüßler, Sechsfüßler und Siebenfüßler in allen Schiller'ſchen Dramen aufgeſucht und dem Publikum denuncirt hat, wie er den Anapäſten und Trochäen und dem Hiatus nachſpürt, die Enjambements unter der Lupe prüft — das möge man aus der fleißigen Arbeit ſelbſt erſehen. Aus den Unterſchieden der einzelnen Dramen in Bezug auf die Versbehandlung laſſen ſich nicht unwichtige Folgerungen für die allgemeine Phyſiognomie derſelben ziehen. Der „Don Carlos“ ſteht mit ſeinen Leſſing'ſchen Enjambements allein. Der Vers im „Wallenſtein“ ſtrebt deutlich dahin, dem Rhythmus ſeine Integrität zu wahren; den „Wallenſtein“, die „Maria Stuart“ und „Jungfrau von Orleans“ faßt Zarncke zuſammen als Repräſentanten einer im weſentlichen gleichen

Art des Versbaues, wenn auch in Betreff des Enjambements, des klingenden Ausgangs, der Häufigkeit der Anapäste sich einzelne Abweichungen finden. Da in diesen Dramen die Anapäste häufig eintreten, möchte er diese ganze Periode die Periode der Anapäste nennen. In der „Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ herrschen dagegen die Trochäen vor. Diese Dramen sind metrisch freier, rhythmisch dagegen geschlossener, indem die Selbständigkeit des einzelnen Verses in ihnen noch mehr hervortritt. Den „Tell“ nennt Zarncke auch von seiten des Versbaues das reichhaltigste, mannichfaltigste, jedenfalls das klangvollste Stück Schiller's. Lessing hatte an den englischen Vers, Schiller an den Lessing'schen angeknüpft. Ganz entgegengesetzt war der Ausgangspunkt und damit auch die ganze Weise des Goethe'schen Verses; dieser ist nach Zarncke der episch-lyrische Vers der italienischen Stanzen, und auch die Jamben seiner Dramen sind die Jamben seiner Lyrik geblieben.

In jüngster Zeit ist die Berechtigung des fünffüßigen Jambus überhaupt als eines Hinkverses namentlich von Minckwitz in Frage gezogen und für die Tragödie der griechische Trimeter empfohlen worden, ein Vers, dessen plastische Hoheit, Melodie und Schönheit gewiß anzuerkennen, der aber für die charakteristische Schärfe und Beweglichkeit der modernen Dramatik zu antik-plastisch, zu marmorschön ist, wenn er als durchgängige metrische Grundlage eines Trauerspiels in fünffüßigen Jamben eingeführt wird. Wenn indeß Minckwitz überhaupt einen Wechsel der metrischen Systeme innerhalb eines Trauerspiels empfiehlt, wodurch der Trimeter auf die angemessenen Stellen, in denen ein gleichmäßig erhabener Schwung herrscht, eingeschränkt würde, so kann man ihm eher beistimmen; denn wer wollte die Garantie übernehmen, daß der fünffüßige Jambus in alle Ewigkeit Stammvers und Träger deutschen Dramas sein wird? Hat er sich doch schon einen sehr undramatischen Gesellen, den vierfüßigen Trochäus, als Begleiter gefallen lassen müssen! Ein Wechsel der vier-, fünf- und sechsfüßigen Jamben, und zwar gereimter Jamben, der im ganzen vorwiegende Vers im „Faust“, hat für gewisse volksthümliche Stoffe sein gutes Recht, und ein geschmackvoller Wechsel der Metra, je nach dem Charakter der Scenen, mit feinem Taktgefühl durchgeführt, kann ebenso künstlerisch wie dramatisch sein, vorausgesetzt, daß er nicht in jene Formenspielerei ausartet, mit welcher die Romantiker in ihre Dramen alle erdenklichen Strophenbildungen, Sonette und ottave rime, stopften.

Den fünffüßigen Jambus halten wir indeß für keinen Hinkvers, sondern für einen Vers, der die echte Energie des dramatischen Anlaufs besitzt und bei kunstgerechter Behandlung auch verschiedene, dem Charakter der einzelnen Scenen entsprechende Modificationen zuläßt. Gerade mit Bezug hierauf kann das Studium der Zarncke'schen Schrift lehrreich für unsere jüngern Dramatiker sein. Es gibt Situationen, in denen die verständige Motivirung, die pointirte Charakteristik oder der Stil der idealisirten Umgangssprache vorherrscht. Für diese Scenen ist die Lessing'sche Behandlungsweise des Fünffüßlers geboten und wird die Physiognomie dieser Situationen um so schärfer bezeichnen, je mehr die auf der Höhe des tragischen Conflicts, des Affects, der Leidenschaft stehenden Situationen durch jenen schwunghaftern Fünffüßler hervorgehoben werden, wie ihn Schiller und namentlich Goethe behandelt haben, der mit feinerer architektonischer Gliederung durch die Cäsur, mit rhythmischer Abgeschlossenheit und Gedankeneinheit melodisch austönt.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1815.

Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. Von Julius Köniǵer. Mit einer Karte. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ueber den Krieg von 1815 sind in neuester Zeit mehrere Werke erschienen, unter welchen das des jüngst verstorbenen Obersten Charras das meiste Aufsehen gemacht, weil es durch die französischen Entstellungen der Geschichte zuerst der Wahrheit eine Gasse gebrochen hat. Den gleichen antibonapartistischen Standpunkt nimmt das Werk von Quinet ein (vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1864). Andere ausländische Darstellungen jenes Kriegs, welche in den letzten Jahren veröffentlicht sind, einzelne treffliche Monographien und Beitzke's Werk haben das Material bereichert, zu welchem auch Häusser in seiner deutschen Geschichte einiges, vorzüglich aber Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31“ das Wichtigste beigesteuert haben. Dennoch fehlte es bisher, wie der Verfasser des vorliegenden Werks mit Recht bemerkt, über den Krieg von 1815 und die damit zusammenhängenden Verträge an einer umfassenden, gleichmäßig durchgeführten Arbeit. Eine solche hat Köniǵer versucht und wir glauben, in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Urtheil, das bei bedeutenden Werken meist der Kritik der Presse vorauseilt, unsere Ueberzeugung begründen zu können, daß dieser Versuch trefflich gelungen ist. Er selbst sagt bescheiden, daß er seine Arbeit nicht eine Quellenschrift nennen kann, da er nicht so tief auf die Urkunden zurückgehen konnte, um aus ihnen ein wesentlich neues Licht über die entscheidenden Ereignisse zu verbreiten. Doch ist er der Meinung, daß nach den letzten zur Veröffentlichung gelangten Werken von Bernhardi, Charras u. a. aus jenen Urkunden überhaupt nicht mehr viel zu entnehmen sei, höchstens ließe eine umfassendere Benutzung der österreichischen Archive manche neue Aufklärung erwarten. Den bisherigen Darstellungen gegenüber hofft er den Zusammenhang der Begebenheiten aus den Acten des großen Generalstabes in Berlin und im Kriegsarchiv zu Darmstadt, deren Einsicht ihm gestattet worden, sowie durch Benutzung regimentsgeschichtlicher Quellen, die bisher nur zu sehr vernachlässigt geblieben sind, vollständiger, als es bisjetzt geschehen, hergestellt und dadurch über manche Punkte mehr Licht verbreitet zu haben. Wir erkennen das an und fügen hinzu, daß die Klarheit und Schärfe, mit welcher er überall die Gesichtspunkte den Lesern aufgestellt hat, dem Werke zum

höchsten Verdienst gereichen. Beitzke's „Geschichte des Jahres 1815" hat er nicht mehr mit seiner Schrift vergleichen können, den deutschen Standpunkt setzt er bei „dem verdienten Verfasser der Freiheitskriege" voraus.

Wir haben letztere, wie auch Beitzke's „Krieg von 1812" in d. Bl. (Nr. 20 f. 1855, Nr. 48 f. 1856 und Nr. 15 f. 1857) mit Anerkennung besprochen. Das Referat über die „Geschichte des Jahres 1815" (Nr. 9 und Nr. 39 d. Bl. f. 1865) ist von einer andern Feder. Wenn Königer sagt: „Der Gegenstand ist wol groß genug, um auch zwei und mehr Arbeiten von besonderer Eigenthümlichkeit zuzulassen", so wird das durch einen Vergleich seines Werks mit dem Beitzke'schen nur bestätigt. Letzteres beginnt mit den allgemeinen Verhältnissen nach dem ersten Pariser Frieden, schildert die Siegesfreuden in Deutschland und den Empfang der sieggekrönten Krieger im Vaterlande sehr detaillirt nach den Zeitungsberichten von 1814 (was doch wol besser den Schluß der Geschichte von 1814 gebildet hätte!) und erklärt, eine Geschichte des Wiener Congresses nicht einmal versuchen zu wollen, für eine Geschichte des Jahres 1815 allerdings ein Fehler, wenn er auch aus Bescheidenheit begangen worden ist. Königer dagegen, nach einer kurzen Einleitung „über die Zeichen, unter denen die Neugestaltung Deutschlands begonnen hat", geht frisch ans Werk und stellt die Geschichte des Congresses, gestützt auf die besten und neuesten Quellen, so vortrefflich und bündig dar, daß jeder Leser, der sich nicht aus Klüber, Angerberg, Bernhardi, de la Garde, Gagern, Pertz, Gentz u. s. w. mühsam selbst unterrichten will oder kann, das klarste Bild der wichtigen, für Deutschland leider so traurigen Verhandlungen gewinnt. Den deutschen Standpunkt nimmt auch Königer mit ehrenvollster Gesinnung ein. Sein Werk schildert dann die Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs, wie Beitzke, vorherrschend nach französischen Quellen, ignorirt aber nicht, wie dieser vollständig gethan, Charras und Quinet, welche bei allem Nationalgefühl dies nicht mit dem Bonapartismus identificiren.

Die Misregierung der Bourbons wird von Königer ebenso scharf getadelt, die Lage Napoleon's und seine Schritte gleich eingehend behandelt, aber die straffere Darstellungsform hat Raum gespart, während in dem andern Werk bei der populärern und darum breitern Besprechung fast der ganze erste Band damit gefüllt wird. Dagegen ist bei Königer der Krieg an sich, wenigstens für den militärischen Leser, nicht bis in die Einzelheiten des taktischen Verlaufs behandelt worden, die gewiß in der Schilderung vielen sehr lieb gewesen wären. Beitzke gibt darin nach den ausführlichen Werken von Grolman-Danitz, Reiche, Sibourne u. s. w. mehr und in trefflicher Darstellung. Für den strategischen Theil der Arbeit haben aber Königer mehr Quellen zu Gebote gestanden, vorzüglich, wie schon erwähnt, das Archiv des preußischen Generalstabes, welches Beitzke nicht hat benutzen können. Memoiren ersetzen die officiellen Actenstücke und vertraulichen Correspondenzen niemals. Ohne Einsicht in diese werden alle Combinationen fehlgehen und der wahre Zusammenhang der Thatsachen erhält keine richtige Erklärung. Daß aber Beitzke Charras nicht hier und auch in Bezug auf die politischen Verhältnisse benutzt hat, daß er dessen Werk nicht in seinem historischen Werthe gewürdigt, sondern nur als Parteischrift betrachtet und sich lieber an die Bonapartisten gehalten hat, ist zu bedauern. Dadurch und daß er ganz unverhohlen für Napoleon's Belassung auf dem Throne spricht, hat sein Werk eine gewisse einseitige Färbung bekommen. Wer in der Zeit, als Deutschland sich eben von der schmählichsten Unterjochung durch seine großartige Erhebung und das Blut seiner Söhne befreit hatte, den Gedanken in die Verhandlungen geworfen hätte, jenen Mann, der es unterdrückt und namentlich Preußen mit Füßen getreten, im Besitz einer Macht zu lassen, die er bei günstiger Gelegenheit unfehlbar zur Rache benutzt haben würde, der wäre wol kaum mit Geduld angehört worden. Der zweite Pariser Frieden bildet in beiden Werken das dritte Buch und ist bei Königer wiederum ausführlicher behandelt.

Wir wollen nach diesen sich aufdrängenden Vergleichspunkten beide Arbeiten in ihrer Eigenthümlichkeit nicht weiter nebeneinanderstellen. Aus dem Werke Königer's schenken wir dem Wiener Congresse eine besondere Aufmerksamkeit, weil jene, im Volke meist unbekannten Verhandlungen in unsern Tagen durch das neue Streben nach einer bessern Gestaltung Deutschlands wieder an Interesse gewinnen. Die Schilderung der ganzen Versammlung in Wien, des „großen bunten Gewirres aus allen Völkern und Ständen", ist ebenso anziehend wie elegant geschrieben. Die Kaiserstadt, welche damals nur 80000 Einwohner zählte, beherbergte wol 100000 Fremde, darunter 700 Gesandte der verschiedenen Mächte und ehemaligen deutschen Reichsstände; 67 deutsche Herzoge, Fürsten, Grafen und Herren waren persönlich erschienen.

Tafeln, Jagden, Concerte, Bälle, Theater, Maskeraden, Carrousels, Feuerwerke lösten unaufhörlich einander ab und drängten sich oft zur nämlichen Zeit zusammen. Prachtvolle Wagen durchkreuzten vom Morgen an nach allen Richtungen die Straßen, reichgekleidete Läufer, den Stab mit silbernem Apfel in der Hand, bahnten ihnen vor den Hufen der Pferde den Weg; auf den Spaziergängen und den öffentlichen Plätzen drängten sich zu Fuß und zu Pferde die Galakleider und Uniformen aller Höfe und Heere Europas, dazwischen der Troß der Diener in ihren glänzenden, mannichfaltigen Livreen und unter all dieser bunten Welt, bald zurückgedrängt, bald hervorflutend, die Menge des Volks.

Was war aber die ernste Aufgabe des Congresses, welchem anfangs die Völker, besonders das deutsche Volk, mit gläubigem Vertrauen entgegensahen? Die Aufrichtung einer neuen Ordnung der Dinge! Diese mußte, wie der Verfasser in einer vortrefflichen Folgerung auseinandersetzt, auf der Wiederaufrichtung eines starken Deutschland begründet werden. Deutschland war in den letzten Jahrhunderten an innerer Ordnung und äußerer Macht verfallen, während im Osten und Westen zwei Mächte von ungemessenem Ehrgeiz und Eroberungsdrang abwechselnd emporkamen: Rußland und Frankreich. An beide hatte Deutschland Schritt für Schritt an Macht und Land verloren, beiden hatte es mittelbar und unmittelbar mit

seinem Blut und seinen Waffen gedient. Die Vernichtung Deutschlands, die Theilung der Macht zwischen beiden und endlich ihr Kampf auf Leben und Tod: das war eigentlich der Hauptinhalt der Zerrüttung, welche über Europa gekommen. Darum war es keine Anmaßung, wenn in einer Schrift: „Adresse an die allerhöchsten auf dem Congreß versammelten Monarchen im Namen der deutschen Nation", die Wiederaufrichtung Deutschlands und die Begründung des Gleichgewichts in Europa zusammengebracht wurden. Was allein dem Welttheil den Frieden, den schwer geprüften Völkern die Ruhe sichern konnte, das war ein starkes Deutschland in der Mitte Europas. Diese Wahrheit war damals im Munde aller Staatsmänner, und es konnte gar nicht anders kommen, als daß die deutschen Fragen der Brennpunkt der Verhandlungen wurden und daß in ihnen der Kern des Streits auch da lag, wo die Frage, wie bei dem Handel um Polen, einen andern Namen trug. Es fehlte aber viel, daß dem allgemeinen Gefühl von der Wichtigkeit dieser Fragen bei den Staatsmännern in Wien auch die Erkenntniß und der gute Wille entsprochen hätten; vielmehr kamen gleich, sowie sich's um die wirkliche Auseinandersetzung handelte, die Selbstsucht und der besondere Vortheil, die alten und die neuen Versäumnisse mit ins Spiel.

Die Neugestaltung Deutschlands war überdem die Frage, bei welcher sich die meisten Interessen durchkreuzten, sie war durch die vorhergegangenen Verträge am wenigsten geordnet, in der Verfassungsangelegenheit noch gar nicht, hier blieb die ganze Verwirrung der Rechte aus der Zeit vor und nach dem Untergange des Reichs; im Innern waren die Forderungen fast aller Staaten miteinander im Widerstreit. Aus diesen Verhältnissen wuchsen gleich zu Anfang des Congresses drei Fragen hervor, welche sehr bald den Gang der Verhandlungen vollständig beherrschten. Es war die Frage um Polen aus dem doppelten Gesichtspunkte der Machtstellung Rußlands zu Europa, besonders zu Deutschland und der Entschädigung Preußens; die Frage um Sachsen, ebenfalls aus dem letztern Grunde und zugleich aus dem der innern Auseinandersetzung Deutschlands; die Frage um die deutsche Verfassung auf Grund der gerechten Wünsche des deutschen Volks und der allgemeinen Sorge um die Befestigung des europäischen Staatensystems. In diesen drei Fragen drängt sich die Aufgabe des Congresses hauptsächlich zusammen, sie bilden in vorwiegender Bedeutung seine Geschichte.

Der Verfasser beleuchtet nach dieser Bezeichnung der Fragen in scharfer Charakteristik die Fürsten und Staatsmänner, welche zu ihrer Lösung berufen waren, er sucht die Zwecke, Ansichten und Stimmungen der Großmächte und dann der deutschen Staaten nachzuweisen, um daraus zu erklären, daß nicht zwei Staatsmänner auch nur über die Hauptsachen einerlei Meinung hatten und daß von großen Grundsätzen nur einer, der des Gleichgewichts, anerkannt war, während sich anderer, wie Nationalität und Freiheit, nur wenige bewußt waren. Besonders hebt er die schwierige Stellung Preußens hervor, „das auf den Congreß kam, ohne über die schwersten Fragen einen klaren Plan und ohne irgendeinen zuverlässigen Verbündeten zu haben. Der rechte Staatsmann fehlte, Fürst Hardenberg nahm seine Aufgabe viel zu leicht. Die Verhältnisse lagen ungünstig und verworren, doch konnte eine weitsehende Politik erkennen, daß in der deutschen Entschädigungsmasse Land genug für Preußens Ansprüche war, daß England kein wirkliches Interesse hatte, diesen Ansprüchen entgegen zu sein, und daß sich mit Oesterreich vielleicht eine Linie der Ausgleichung finden ließ. So viel wir heute wissen, ist aber in allen diesen Punkten nicht einmal ein ernstlicher Versuch gemacht worden." Die Stellung des Freiherrn von Stein zu den Fürsten und Diplomaten ist mit gerechter Vorliebe gezeichnet. Das deutsche Volk sah auf diesen Mann, als müsse sich in seinem Wirken die neue Zukunft des Vaterlandes begründen. „Das waren Hoffnungen nach Art des Volks, die über des einzelnen Mannes Vermögen gingen, denn kein Mensch kann dem andern und kein einzelner Mann kann einem Volke die eigene innere Arbeit abnehmen, die zur Gründung eines neuen Daseins gehört. Was aber ein Mensch kann, das hat Stein gethan."

In dem Verlauf der Verhandlungen erkennt der Verfasser drei Momente:

Zuerst hat es den Anschein, als stehe das Friedenswerk fest, ja noch mehr, es sieht einen Augenblick aus, als bestände eine wirkliche Mittelmacht in Europa, als seien Oesterreich, Preußen und England einig genug, um Frankreich niederzuhalten und Rußlands übermäßige Ansprüche zurückzuweisen. Da tritt aus schwankender Lage plötzlich die erste Wendung hervor, daß Preußen sich mit Rußland vereinigt (6. November 1814). Dem entgegen schließen sich Oesterreich, England und Frankreich näher zusammen, und aus der zunehmenden Verbitterung der Verhandlungen entsteht der zweite Augenblick, das geheime Bündniß dieser drei Mächte (3. Januar 1815). Es sieht danach aus, als würden der Südwesten und der Nordosten Europas in Waffen aufeinandertreffen, aber die Gefahr bringt die Mächtigen, auf denen die Verantwortung liegt, zur Besinnung, und schon sind die Hauptschwierigkeiten geebnet, als ein drittes Ereigniß alle Arbeit des Congresses zu vernichten droht, die Rückkehr Napoleon's von Elba nach Frankreich.

Diese drei Momente ergeben dem Verfasser die Kapitel für seine Geschichte der Verhandlungen. In der sächsischen Frage hat er auch die neuerdings veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Grafen Senfft", 1810—13 sächsischer Minister des Auswärtigen, benutzt, um das Verhalten des Königs von Sachsen, die Agitationen und den Einfluß seiner Umgebung, welche allein die traurige Katastrophe in Lüttich verschuldet haben, wahrheitsgetreu darzustellen. Der Aufruhr bei den Truppen wird später an seinem Ort nach sächsischen und preußischen Quellen, hier auf die Acten im Archiv gestützt, ohne Parteilichkeit erzählt. Der sächsische Hauptmann, welcher mit seiner Compagnie die Wache bei Blücher gehabt und die angebotene preußische Majorsstelle ausgeschlagen hat, ist hier richtig genannt, Geibler, nicht von Keibel, wie Beitzke den Namen gibt; wir haben diesen Offizier persönlich gekannt.

Wie der Congreß mit der Schlichtung seiner Aufgaben nicht vorrückte, so litt die Frage um die innere deutsche

Verfaſſung am meiſten. Zur Zeit des Aufrufs von Kaliſch hatte Stein kühne Hoffnungen für die Erneuerung Deutſchlands, er dachte noch an die Möglichkeit eines einzigen Oberhauptes, an Kaiſer und Reich. Seine Entwürfe wurden immer beſchränkter und entſagungsvoller, als der Frieden von Paris ein föderatives Band für die deutſchen Staaten feſtſetzte. Schon vorher, im März 1814, hatte er ein Directorium von Oeſterreich, Preußen, Hannover und Baiern vorgeſchlagen, doch ſonſt ein großes Maß gemeinſamer Angelegenheiten und innerer Freiheiten in Ausſicht genommen. Im Sommer 1814 ging aus den Verhandlungen zwiſchen Stein, Solms-Laubach und Hardenberg ein neuer Entwurf hervor, wonach Oeſterreich und Preußen das Directorium erhalten, aber nur mit einem Theil ihrer deutſchen Länder dem Bunde beitreten ſollten; die nothwendigen allgemeinen Forderungen wurden ſehr herabgeſetzt; namentlich konnte Stein nicht mit dem Verlangen einer Vertretung der Landſtände der einzelnen Staaten durch Abgeordnete beim Bunde durchdringen. Dieſer Entwurf wurde dann nach neuen Berathungen zu Baden bei Wien dahin abgeändert, daß die beiden Großmächte mit allen ihren deutſchen Ländern beitreten ſollten, Deutſchland in ſieben Kreiſe mit Kreisoberſten an der Spitze (Oeſterreich und Preußen für je zwei Kreiſe, Baiern, Hannover und Würtemberg für je einen) getheilt und die Bundesverſammlung aus dem Rath der Kreisoberſten und dem Rath der übrigen Stände zuſammengeſetzt werde; daß Oeſterreich das Geſchäftsdirectorium, doch blos als „formelle Leitung" führe; daß ferner das Kriegsrecht der Bundesglieder gegeneinander aufgehoben werde, ebenſo das Recht zu auswärtigen Kriegen, Bündniſſen oder Subſidienverträgen für alle Bundesglieder, die nicht noch außerhalb des Bundes Beſitzungen haben; für jeden Bundesſtaat wurde eine landſtändiſche Verfaſſung und die Gewährung beſtimmter bürgerlicher Rechte verheißen. Der Verfaſſer bemerkt dabei: auch der öſterreichiſche Miniſter (Metternich) hielt dieſe Punkte für das mindeſte, was für Deutſchland verlangt werden müſſe. Allein auch er ſollte erfahren, was es mit der „vollen Souveränetät" der Mittelſtaaten auf ſich habe, die er in den Verträgen zu Ried und Fulda ſo eilig geweſen war, zu gewährleiſten.

Baiern und Würtemberg legten ſchon in der dritten Sitzung des deutſchen Ausſchuſſes, zu der ſie neben Oeſterreich, Preußen und Hannover zugelaſſen waren, gegen dieſen Entwurf Widerſpruch ein, ſie wollten kein Regierungs-, kein Geſandtſchaftsrecht, kein Recht zur Kriegführung und zu Verträgen abtreten, keine Doppelſtimmen für Oeſterreich und Preußen im Rath der Kriegsoberſten, kein Recht der Berufung an den Bund, überhaupt keinerlei Beſchränkung der Souveränetät. Würtemberg fand namentlich, es könne nicht die Abſicht ſein, „aus verſchiedenen Völkerſchaften, z. B. Preußen und Baiern, eine Nation zu ſchaffen", Baiern erklärte, das Recht der Verträge ſei eine Forderung des bairiſchen Nationalſtolzes, und verlangte für ſich, mit Oeſterreich und Preußen im Directorium zu wechſeln. Beide ſprachen von fünf gleichberechtigten Häuptern und ließen darin Sachſen ganz aus, das ſie doch ſonſt gegen Preußen vertheidigen wollten. Das war auch Metternich zu viel. Unter Oeſterreichs und Preußens Zuſtimmung wurde durch die Geſandten Hannovers eine förmliche Widerlegung der bairiſch-würtembergiſchen Anſprüche eingebracht. Dadurch war aber der Widerſtand der beiden Rheinbundskönigreiche nicht gebrochen, da ſie keinen Ernſt ſahen, die Sache im Nothfall ohne ſie und ſelbſt gegen ſie durchzuſetzen, und der polniſche und ſächſiſche Handel keine Einigkeit zwiſchen den ihnen gegenüberſtehenden Staaten verrieth. Fürſt Wrede tröſtete den König von Würtemberg mit der Ausſicht auf Frankreich, das doch ihr natürlicher Verbündeter ſei und ſich ſchon wieder heben werde. Daneben traten auch die ehemaligen Reichsunmittelbaren um Wiederherſtellung ihrer Rechte auf den Plan. Gagern, der oraniſche Geſandte, dachte ſich einen Wahlkaiſer, der nur wenig über ſeine Wähler, die übrigen Fürſten, hervorragen dürfe, und ihm zur Seite noch zum Ueberfluß eine kräftige Fürſtenoppoſition, im Nothfall auch einen Fürſtenbund, wie zu Joſeph's II. Zeiten. Der Schwäche Deutſchlands, die aus ſolchen Einrichtungen hervorgehen könne, hoffte er durch ein recht ſtarkes oraniſches Königreich als „Bollwerk gegen den Nordoſten Frankreichs", zu begegnen. Endlich überreichten am 16. November 29 Kleinſtaaten eine Note an Oeſterreich und Preußen, in welcher ſie mit Entſchiedenheit das Recht in Anſpruch nahmen, neben Baiern und Würtemberg bei der Aufrichtung der deutſchen Verfaſſung mitzuwirken, gleichzeitig aber ſich bereit erklärten, die nöthigen Opfer an ihrer Souveränetät zu bringen, damit das Ganze beſtehen und auch ihren Unterthanen die verfaſſungsmäßige Freiheit gewährt werden könne; als Schlußſtein der deutſchen Verfaſſung verlangten ſie die Einſetzung eines gemeinſamen Oberhauptes. An demſelben Tage zeigte aber Würtemberg an, es könne ſich nicht mehr am Ausſchuß betheiligen und durch nichts zu einem Verzicht auf unbeſtrittene Rechte bewogen werden als durch die Vortheile, welche es dafür erhalte. Damit war der Ausſchuß aufgelöſt. „Die Sorge um die polniſch-ſächſiſchen Händel nahm die Staatsmänner nun ganz hinweg. Die deutſche Verfaſſung trat in den Hintergrund, beim Congreß ſchien die ſchwerſte Frage, um die er zuſammengekommen war, vergeſſen."

Später wurde die Erneuerung des deutſchen Kaiſerthums wieder zum Anfang der Verhandlungen genommen, auch Stein bot ſeinen Einfluß dafür auf. Aber die Hauptſchwierigkeit lag in dem Widerſtande der größern deutſchen Staaten gegen die Opfer an Macht und Selbſtändigkeit, welche gebracht werden mußten, wenn das Kaiſerreich möglich ſein ſollte, und wenn auch dieſer Widerſtand gebrochen wurde, an der Uneinigkeit zwiſchen Oeſterreich und Preußen über die Frage:

Wem von beiden gebührte die Würde? In den bisherigen Verhandlungen war ſtets Oeſterreich genannt worden und es hatte ohne Zweifel auch großen Anſpruch durch ſeine Geſchichte, durch die Jahrhunderte, in welchen die Kaiſerkrone mit ihm verbunden war. Allein, war nicht zur glänzendſten Zeit des Kaiſerthums die Krone von einem Hauſe auf das andere

übergegangen? Durfte ſich das Haus Hohenzollern nicht dem Hauſe Lothringen gleichſtellen, das noch kein Jahrhundert in Oeſterreich herrſchte? Und vor allem, war Preußen nicht bei Deutſchlands Befreiung mit unvergleichlichen Thaten und Opfern vorangegangen?

Es miſchten ſich neben dem Congreß die Zeitungen und viele andere Stimmen in die Frage; eine Menge von Vorſchlägen tauchte auf: Franz I. ſollte Kaiſer, Friedrich Wilhelm III. König von Deutſchland werden; oder der letztere ſollte für Norddeutſchland erblicher Reichsverweſer oder Kronfeldherr neben dem Kaiſer ſein; oder es ſollte Preußen Reichsverweſer an der Elbe, Baiern an der Donau ſein; oder es ſollten 15 Kreiſe mit den Fürſten als Stammesvorſtehern gebildet werden; oder es ſollten Preußen und Oeſterreich ganz aus dem Bunde bleiben. Ein in Wien erſchienenes Schriftchen, das aber wol in Frankreich verfaßt war, empfahl geradezu einen neuen Rheinbund. „Anfang März mußte die Kaiſerfrage als gefallen gelten. Nicht ſowol der offene Widerſtand hatte dagegen entſchieden, als das Gefühl, daß ſie nicht zu verwirklichen ſei; weder Oeſterreich noch Preußen hätte gewagt, ſeine Kraft dafür einzuſetzen.“ Auch die deutſche Geſammtberathung über die Grundzüge einer Verfaſſung, welche Stein beantragte und die Bevollmächtigten von 32 Fürſten und Städten von Metternich und Hardenberg forderten, kam nicht zu Stande. Beide Miniſter ſprachen ihre Zuſtimmung aus, die preußiſchen reichten auch ihre Entwürfe ein, in denen drei Punkte bezeichnet waren, von denen man nicht abgehen dürfe: kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landſtändiſche, durch den Bundesvertrag geſicherte Verfaſſungen; aber Napoleon's Rückkehr kam dazwiſchen, und in übereilten Verhandlungen, „bei welchen keiner mehr zu ſeinen erſten Gedanken und zu ſeinem eigenen Werke ſtand“, wurde endlich die deutſche Bundesacte beſchloſſen. Der Verfaſſer zeichnet dieſe Verhandlungen und weiſt die damals gemachte Entſchuldigung: eine mangelhafte Bundesverfaſſung ſei beſſer als gar keine, mit der Bemerkung zurück: „Etwas Mangelhafteres konnte in keinem Falle herauskommen, wol aber wäre wahrſcheinlich vieles zu retten geweſen, wenn Preußen mit jenen kleinern Staaten, die meiſt in ſeinem Gebiet lagen und mit ſeinen Heeren in den Krieg gingen, bei ſeiner erſten Stellung geblieben wäre.“ Wir ſind der lichtvollen und gelungenen Geſchichte des Congreſſes, welche Königer gibt, in der Hauptfrage gefolgt, weil dieſelbe nach langer Vertagung eine erneute Wichtigkeit gewonnen hat.

Karl Guſtav von Bernuth.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Geſchichte der Philoſophie.

1. **Grundriß der Geſchichte der Philoſophie von J. E. Erdmann. Erſter Band: Philoſophie des Alterthums und des Mittelalters. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.**

Der bekannte Geſchichtſchreiber der neuern Philoſophie unternimmt es in dem vorliegenden Werke, den Geſammtentwickelungsgang der Philoſophie nach ſeinen weſentlichen Momenten und in ſeiner geſetzmäßigen Folge vorüberzuführen. Daſſelbe iſt zwar zunächſt für den akademiſchen Hörerkreis berechnet, wie es denn aus dem Bedürfniß des Verfaſſers hervorging, ſeinen Schülern in conciſer Form den Inhalt ſeiner Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie in die Hand zu geben; aber ſchon eine flüchtige Durchſicht des Buchs zeigt, daß es nicht nur im ganzen, was die Auffaſſung und Conſtruction des Stoffs betrifft, ſondern auch in einzelnen Partien, wegen der darin enthaltenen ſelbſtändigen Quellenforſchung, auf einen größern Werth als den eines bloßen Schulcompendiums Anſpruch erheben darf. Erdmann gehört zu den berufenſten, aber auch maßvollſten Vertretern der Hegel'ſchen Philoſophie; es wird uns darum der Geiſt derſelben in der Geſammtanſicht über die Philoſophie und ihre Geſchichte begegnen.

Die Philoſophie entſteht, indem bei dem Thatbeſtande des Daſeins (der Welt) nicht ſtehen geblieben, ſondern zum Erkennen ſeiner Gründe, endlich ſeines abſoluten Grundes, d. h. ſeiner Nothwendigkeit und Vernünftigkeit, fortgegangen wird. Darum aber iſt ſie nicht ein Werk blos des einzelnen Denkers, ſondern wie ein Volk ſeine Weisheit und ſeinen Willen durch den Mund ſeiner Weiſen und Geſetzgeber, ſo ſpricht der Weltgeiſt die ſeinige oder die Welt die ihrige durch die Philoſophen aus.... Wie der Weltgeiſt durch die verſchiedenen Zeitalter hindurchgeht, worin die Weltgeſchichte beſteht, ſo ſein Bewußtſein, die Weltweisheit, durch die verſchiedenen Zeitbewußtſein hindurch, worin eben die Geſchichte der Philoſophie beſteht. Dort wie hier geht nichts verloren, vielmehr wird, was die eine Zeit und Philoſophie zu ihrem Reſultate hat, für die folgende Stoff und Ausgangspunkt. Darum iſt der Unterſchied, ja der Widerſtreit der philoſophiſchen Syſteme kein Beweis dagegen, daß in allen Philoſophien ſich nur die eine Philoſophie entwickele, ſondern ſpricht geradezu für dieſe Behauptung.

Erdmann theilt die Geſchichte der Philoſophie in die drei Hauptperioden des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. „Da erſt der Grieche das γνῶθι σεαυτόν vernimmt, ſo heißt philoſophiren oder das Weſen des Menſchengeiſtes begreifen wollen, occidentaliſch, mindeſtens griechiſch denken, und die Geſchichte der Philoſophie beginnt mit der Philoſophie der Griechen.“ Damit iſt über die philoſophiſchen Regungen und Thaten des Orients ein wenig günſtiges Urtheil formulirt, aber wenn der Menſchengeiſt der Culturarbeit derſelben bedurfte, um auf die Stufe des Griechenthums zu gelangen, ſo ſind auch jene für die griechiſche Philoſophie nicht bedeutungslos, ſondern eine wichtige Vorarbeit. Die Aufgabe der Philoſophie, den Menſchengeiſt zu erfaſſen, iſt nur dann nicht zu enge gefaßt, wenn man daneben feſthält, daß der Menſchengeiſt ſich erſt aus dem allgemeinen Weltzuſammenhange verſtehen kann und ſein Begriff den der Welt überhaupt vorausſetze oder involvire. Wenn die Philoſophie des Orients vor allem den Weltgrund und die Weltentwickelung zu denken ſuchte, ſo iſt dieſes Beſtreben, ob es von einem werthvollen Erfolg belohnt war oder nicht, doch ſchon die Erhebung des Menſchengeiſtes zu jenem Bewußtſein, das ihn frei macht. Die Unterſchätzung deſſelben rührt gewöhnlich davon her, daß uns ſeine Reſultate noch nicht hinlänglich genug bekannt ſind. Seitdem wir auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, der Architektur und Plaſtik den Zuſammenhang zwiſchen dem Orient und Griechenland deutlicher verfolgen können, vermögen wir auch die

Leiſtungen beider nach ihrem Werthe gerechter zu beurtheilen. Wie der Verfaſſer das Weſen des chriſtlichen Geiſtes eingehender beſtimmt hat, ſo wäre es auch wünſchenswerth geweſen, wenn er eine genauere Charakteriſtik des helleniſchen gegeben hätte, denn dieſer iſt für die Geſtaltung der Philoſophie gleichfalls beſtimmend geweſen.

Indem Erdmann die Gnoſis, Patriſtik und Scholaſtik in die Geſchichte der Philoſophie hereinnimmt und, im Mittelalter ſie zuſammenfaſſend, dieſes als eine Hauptperiode derſelben erklärt, durchbricht er den engern Geſichtskreis, in welchem in dieſer Beziehung Hegel eingefangen war, der über das Mittelalter nicht ſchnell genug hinwegkommen zu können glaubte. Hegel ſagte:

Die Scholaſtik iſt nicht durch ihren Inhalt intereſſant; denn bei dieſem kann man nicht ſtehen bleiben, ſie iſt keine Philoſophie. Sondern dieſer Name bezeichnet eigentlich mehr nur eine allgemeine Manier, als ein Syſtem, wenn von einem philoſophiſchen Syſtem die Rede ſein könnte.... Es iſt keinem Menſchen zuzumuthen, daß er dieſe Philoſophie des Mittelalters aus Autopſie kenne, da ſie ebenſo umfaſſend und voluminös, als dürftig und ſchrecklich geſchrieben iſt.

Bei Erdmann wird die mittelalterliche Philoſophie zu einer Stufe in der Entwickelung derſelben, und dieſe Auffaſſung iſt gewiß einer philoſophiſchen Betrachtung der Geſchichte, wonach das Mittelalter überhaupt eine nothwendige Culturſtufe bilden muß, entſprechender als die entgegengeſetzte. Er erklärt ausdrücklich, daß ihn das Beiſpiel derer nicht zur Nachahmung reize, die damit anfangen zu behaupten, das Mittelalter habe keinen geſunden Gedanken zu Tage gefördert, und dann ſich um daſſelbe nicht weiter kümmern. Er halte es vielmehr für beſſer, zuerſt die Lehren dieſer Männer zu ſtudiren und dann zu fragen, ob ſie, die uns unter anderm unſere ganze philoſophiſche Terminologie geſchenkt haben, der Dogmatik nicht einmal zu gedenken, wirklich für gar nichts zu rechnen ſind.

Dieſe größere Werthſchätzung der Geiſtesarbeit der Denker des chriſtlichen Mittelalters, reſp. der Scholaſtiker und Myſtiker, einerſeits, ſowie andererſeits die mannichfachen Lücken in unſerer Kenntniß derſelben haben denn nun auch Erdmann veranlaßt, dieſelbe einem genauern Studium zu unterziehen. Und wenn ſich nun ſchon faſt durchgehends in ſeinem Buche zeigt, daß er nicht blos auf die Vorarbeiten anderer baſire, ſondern die Werke der Philoſophie, die er darſtellt, *größtentheils* ſelbſt geleſen habe — denn ſie *alle* ſelbſtändig zu durchforſchen iſt bei dem ungeheuern Umfange dieſer Literatur nicht zu fordern —, ſo tritt dieſe Bekanntſchaft mit den Quellen doch gerade in der Darſtellung der Scholaſtik recht augenfällig hervor, weil es hier oftmals noch galt, die grundlegende Arbeit erſt zu thun. Wir bemerken dies namentlich bei Bonaventura, Albert, Raimund Hull, Duns Scotus, Occam, Nikolaus von Cuſa u. a. Eine beſondere Mühe, wie er dies in der Vorrede ſelbſt hervorhebt, hat Erdmann auf die Darſtellung der Ars magna des Lullus verwendet, die uns durch ihn überhaupt zum erſten male wieder bekannt und klar gemacht wird. Freilich kann ich es nicht überſehen, daß mancher dieſer mittelalterlichen Denker trotz allem denn doch zu kurz gekommen und zu wenig ausführlich behandelt worden iſt. So hätte, um nur eins hervorzuheben, Wilhelm von Auvergne, der in ſo ſcharfſinniger Weiſe gegen die Ewigkeit der Welt argumentirte, nicht mit ein paar dürftigen Notizen abgefertigt werden ſollen. Ich verkenne es nicht, daß die Natur der ganzen Arbeit Kürze zur gebieteriſchen Nothwendigkeit machte, aber gewiß wäre es beſſer geweſen, die bibliographiſchen Angaben mehr zuſammenzudrängen, um Raum für die Darſtellung der Lehren zu erhalten. Auch die Kirchenväter ſind wol insgeſammt zu ſummariſch behandelt. Immer aber wird man dieſen Theil der Erdmann'ſchen Arbeit als einen ſehr verdienſtvollen Beitrag zur Förderung unſerer Kenntniß der ſcholaſtiſchen Philoſophie bezeichnen dürfen.

Erdmann beſtimmt die chriſtliche Weltperiode als diejenige, wo ſich der Geiſt mit Gott verſöhnt weiß, und er glaubt jede Zeit als chriſtlich erklären zu dürfen, in welcher dieſe Idee Platz gewinnt. So kommt er dazu, auch den Neuplatonismus zur chriſtlichen oder mittelalterlichen Philoſophie zu rechnen, wobei er auf manchen Widerſpruch ſtoßen wird. Die philoſophiſche Entwickelung der alten Welt endigt mit der Forderung eines myſtiſchen Erkenntnißorgans, weil das natürliche für die Erfaſſung der Wahrheit nicht auszureichen ſcheint. Sie ſetzt das Abſolute als überweltlich und kann darum nicht hoffen, es mit einem weltlichen Erkenntnißorgan zu erreichen. Aber mit dieſer Poſition einer übernatürlichen Erkenntnißkraft iſt der Neuplatonismus nur eine andere Form des Skepticismus, der gleichfalls daran verzweifelt, mit der natürlichen Einſicht die großen Probleme löſen zu können. Gehört nun dieſer ganz weſentlich zur alten Philoſophie, ſo gewiß auch der Neuplatonismus, der von jenem nur die Kehrſeite iſt. In Plato wie in Ariſtoteles liegen ſchon ganz beſtimmt die Keime zu dieſer letzten Geſtalt antiker Philoſophie, weil bei beiden jener Dualismus zwiſchen Materie und Geiſt, leidendem und thätigem Verſtand, Welt und Gott ſich findet, die in letzter Inſtanz auch die denkende Vermittelung dieſer Gegenſätze und darum die Realiſirung der Philoſophie als des Gott und Welt umſpannenden Begriffs unmöglich macht. Im Neuplatonismus kommt dieſer Dualismus zum vollkommenen Bewußtſein, und aus dieſem geht wieder jenes Poſtulat hervor.

Aber vielleicht noch größern Widerſpruch wird Erdmann damit erfahren, daß er das Mittelalter zu weit in die Neuzeit hineinerſtreckt. Ich rechte mit ihm noch nicht darüber, daß er die italieniſchen Naturphiloſophen und die Rechtsphiloſophen des 16. Jahrhunderts zu demſelben rechnet, denn er läßt ſie wenigſtens in die Renaiſſance- oder Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit fallen; aber daß noch Baco von Verulam und Thomas Hobbes unter die Kategorie Mittelalter regiſtrirt werden, dürfte denn doch kaum angehen. Die Gründe, welche Erdmann in §. 257 für dieſe Anordnung geltend macht, genügen mir nicht; ich erkenne in Baco und Hobbes die Bahnbrecher für die empiriſtiſche und materialiſtiſche Strömung in der neuern Philoſophie. Baco ſteht

in keiner andern als in einer polemiſchen Beziehung zum Mittelalter und er iſt ſich auch vollkommen bewußt, eine neue Richtung einzuleiten. Für den groben Mechanismus der Hobbes'ſchen Weltanſchauung entdecke ich im ganzen Mittelalter keinen Vorläufer, derſelbe iſt ſpecifiſch modern und iſt der mechaniſchen Naturphiloſophie von Carteſius und der mechaniſchen Naturbetrachtung von Galilei und Newton innigſt verwandt. Kein größerer Unterſchied iſt denkbar als der zwiſchen der Naturphiloſophie des Giordano Bruno und des Hobbes. Ja, deſſen Staats- und Rechtslehre erſcheint geradezu wie ein idealer Reflex der factiſchen politiſchen Zuſtände, der abſoluten Monarchie, mit der die Neuzeit ſich einleitete und die in ihr bald zur Blüte gelangte. Und die ganze Conſtruction des Staats aus den Menſchen-Atomen, die ſich zu ihm zuſammenfinden, erinnert zugleich wieder an die Rechtsphiloſophie von Spinoza, die gleichfalls den Staat mechaniſch werden läßt und nicht an den idealen Grund derſelben in der Menſchennatur denkt, den zuerſt Ariſtoteles erkannt und hervorgehoben hat. Die Teleologie, welche alle Syſteme des Mittelalters charakteriſirt, iſt bei Baco bekämpft, iſt bei Hobbes völlig aufgegeben, und ſo gehören beide mit Descartes und Spinoza in die Reihe der modernen Philoſophen.

Der Verfaſſer, dem von ſeiten des Referenten eine aufrichtige Hochachtung entgegenkommt, möge dieſe Ausſtellungen als ſolche betrachten, die von einem andern Standpunkt der Conſtruction der Geſchichte der Philoſophie aus nothwendig folgen. Mein Endurtheil über die ganze Arbeit darf ich aber dahin abgeben, daß ſie unter all den ſummariſchen Darſtellungen der Geſchichte der Philoſophie, die wir bisher beſitzen, wol weitaus den erſten Rang einnimmt.

2. Geſchichte der Philoſophie von Thales bis auf unſere Zeit. In allgemein faßlicher Darſtellung von Friedrich Michelis. Braunsberg, Peter. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift iſt in der katholiſchen Gelehrtenwelt als ein fleißiger und ſtrebſamer Schriftſteller bekannt. In die philoſophiſche Schule iſt er bei Schlüter in Münſter gegangen, der ſich in ſeinen Ideen mit der tiefſinnigen Theoſophie Böhme's und Baader's berührt und, obwol den Standpunkt des katholiſchen Dogmas feſt bewahrend, ſich doch einen offenen und liberalen Sinn für die philoſophiſche Arbeit in der Gegenwart bewahrte. Dieſer Sinn iſt nun auch auf Michelis übergegangen, und ſo finden wir, daß er an manchen Stellen ſeiner neueſten Schrift Widerſpruch erhebt gegen die Interdicte, womit eine neuere wiſſenſchaftliche Richtung innerhalb des Katholicismus, die ſogenannte Neuſcholaſtik, jeden von ihren Anſichten abweichenden Denker verfolgt. Michelis hat vor einigen Jahren eine größere Arbeit über das Verhältniß der Philoſophie Plato's zum chriſtlichen Dogma veröffentlicht und darin derſelben eine poſitive Beziehung zu dem letztern vindicirt. Ich konnte mich mit dieſem Reſultate nicht befreunden; denn die Grundlage des Platonismus, die Ideenlehre, vermag die Perſönlichkeit, ſei es die göttliche, ſei es die menſchliche, in ihrer Bedeutung nicht zu erfaſſen; mit dieſem Mangel kann ſie aber dem chriſtlichen Geiſte, der die tiefſte Würdigung der Perſönlichkeit fordert, nicht gerecht werden. Indeß auch dieſe Beſtrebung Michelis' zeigt, wie ſehr es bei ihm zur Herzensſache geworden iſt, Philoſophie und chriſtliches Dogma zu verſöhnen und bei aller Verehrung des letztern auch jener Werthſchätzung und Anerkennung zu zollen. In der vorliegenden Schrift erſtrebt nun Michelis nichts Geringeres als „eine von der Wurzel aus in allen ihren Wendungen innerlich corrigirte und kritiſch berichtigte Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie zu geben". Das heißt mit andern Worten, der Verfaſſer will einen neuen, ſeinen Standpunkt der Betrachtung derſelben zur Geltung bringen. Vollkommen klar tritt uns derſelbe nicht entgegen, wenn wir ihn nicht aus folgenden Andeutungen herausleſen dürfen:

> Wir anerkennen nur diejenige Auffaſſung als die allein richtige, welche, wie in der Geſchichte überhaupt, ſo auch in der Geſchichte der Philoſophie trotz aller zeitweiligen Rückſchritte und Hemmungen im großen und ganzen nur einen Fortſchritt anerkennt. . . . Die Geſchichte der Philoſophie iſt daher nur zu verſtehen im Fortgange der menſchlichen Entwickelung überhaupt; ſie iſt gewiſſermaßen das Gewiſſen, die innere Stimme, welche dieſe Entwickelung in ihrem Fortgange ſich zum Bewußtſein bringt und ſie überwacht.

Dieſe Auffaſſung der Geſchichte der Philoſophie bietet nun zwar nichts anderes dar, als was längſt zur wiſſenſchaftlichen Anſicht geworden iſt, aber, indem Michelis ſie zugleich vom kirchlichen Standpunkte aus aufrecht hält, entſteht für ihn die Aufgabe, das Dogma in einem freundſchaftlichern Verhältniß zur Philoſophie zu denken, als gewöhnlich auf Seite der Kirchlichgeſinnten der Fall iſt. Und vielleicht, daß ſich für ihn nur von hier aus ſeine eigenthümliche Anſicht über die Geſchichte der Philoſophie ergibt. „Das Chriſtenthum", ſagt Michelis, „iſt nicht als Philoſophie in die Welt getreten, ſondern als Thatſache, als die gnadenreiche Thatſache der Menſchwerdung des Sohnes Gottes zur Erlöſung der Menſchen und Reſtitution der Creatur im ganzen. . . Aber in dieſer Thatſache ſind die Wahrheiten enthalten, welche die Löſung der von der Philoſophie geſtellten Fragen ergeben." Nach ſeiner weitern Ausführung bereitet die Philoſophie wol dieſe Löſung ſelbſt vor, aber das letzte entſcheidende Wort vermag ſie nicht zu ſprechen. Sie iſt demnach wol ein Führer bis dicht an die Schwelle des Chriſtenthums, und namentlich Plato iſt in dieſer Führerſchaft hervorragend, aber die Schwelle ſelbſt vermag ſie nicht zu überſchreiten. Das Chriſtenthum iſt unſerm Verfaſſer die Vollendung der Philoſophie, weil die vollkommene Löſung ihrer Probleme. Aber er ſetzt hinzu:

> Die abſolute Wahrheit war im Chriſtenthum gegeben nicht als ein im Bewußtſein der Menſchheit Fertiges, ſondern als ein Samenkorn, in deſſen Entwickelung die Geſchichte der Menſchheit ſich vollenden ſoll. Für dieſe Entwickelung iſt die univerſale Form gegeben in der göttlichen Inſtitution der Kirche, und der Kirche iſt in ihrem Urſprunge auch noch durch unmittelbare und beſondere göttliche Fürſorge in der außerordentlichen Berufung des Apoſtels der Heiden ihre beſondere Beziehung zu der helleniſchen Geiſtesbildung und Philoſophie angewieſen und ſichergeſtellt.

Dies heißt aus der theologiſchen Sprache in die wiſſenſchaftliche überſetzt, die chriſtliche Lehre in ihrer primitiven Form bedurfte der philoſophiſchen Thätigkeit, um zu ihrer immer reichern Entwickelung zu kommen. Die Philoſophie hat demnach bei Michelis in doppelter Hinſicht dem Dogma Dienſte zu leiſten — es zu fundiren und das Gegebene dann im einzelnen an der Hand der kirchlichen Autorität tiefer zu erforſchen und mehr auszugeſtalten. Von dieſem Standpunkt aus, der im weſentlichen doch kaum freier iſt als der ſcholaſtiſche, werden dann die Leiſtungen der Geſchichte der Philoſophie gewürdigt, und diejenigen kommen dann natürlich am beſten weg, die mit dem Dogma am meiſten harmoniren. Von der Scholaſtik ſelbſt ſagt Michelis ziemlich zahm, „daß ſie die der chriſtlichen Philoſophie geſtellte Aufgabe noch nicht vollſtändig löſte, weil ihr nach dem Gange der weltgeſchichtlichen Entwickelung die dazu nöthigen Mittel noch nicht geboten waren. . . . Wäre mit dieſen Mitteln unmittelbar an die wirklichen Keime der vollen Löſung der Aufgabe, welche die Scholaſtik auf ihrem Höhepunkte in ſich aufgenommen hatte, angeknüpft worden, ſo hätte nichts gehindert, die Weiterentwickelung der Philoſophie zum höchſten Ziele in ruhigem Proceſſe fortzuführen.“

Ich begnüge mich mit dieſer Charakteriſtik des Standpunkts, von dem aus dieſer Ueberblick über die Geſchichte der Philoſophie abgefaßt iſt, und füge nur noch hinzu, daß der Verfaſſer in demſelben, wie auch ſchon in ſeinem frühern Werke über Plato, eine Auffaſſung zu verfechten unternimmt, die allem, was die fleißigſte und eindringendſte Unterſuchung derſelben unwiderleglich ſichergeſtellt hat, geradezu widerſpricht, daß es ihm unmöglich wird, den großen Philoſophen der neuern Zeit vollſtändig gerecht zu werden, daß endlich der von ihm behauptete Fortſchritt in dem Entwickelungsgange der Philoſophie aus ſeiner Darſtellung keineswegs hervorgeht und er die Conſtruction deſſelben nicht genügend durchgeführt hat. Uebrigens iſt des Verfaſſers Streben, der Philoſophie innerhalb des Katholicismus eine größere Werthſchätzung zu verſchaffen, lobenswerth und können wir demſelben nur günſtigen Erfolg wünſchen.

3. Ariſtoteles. Ein Abſchnitt aus einer Geſchichte der Wiſſenſchaften, nebſt Analyſen der naturwiſſenſchaftlichen Schriften des Ariſtoteles von G. H. Lewes. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. V. Carus. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie der Verfaſſer in der Vorrede bemerkt, iſt er ſeit Jahren mit dem Verſuche beſchäftigt, eine Darſtellung der hauptſächlichen Momente der wiſſenſchaftlichen Entwickelung auszuarbeiten, von der das vorliegende Buch den erſten Theil bildet. Wenn er aber hinzufügt, daß daſſelbe als Monographie wol keine Vorgänger habe und es keine Schrift gebe, die mit einiger Ausführlichkeit die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen des Ariſtoteles darſtelle, indem das Buch von B. F. Meyer: „Ariſtoteles' Thierkunde“, ſich eng auf die Grenzen der Naturgeſchichte beſchränke, ſo iſt dies nicht ganz richtig; denn gerade das Buch von Meyer, in dem wir einen der vorzüglichſten Kenner des Ariſtoteles in Deutſchland zu verehren haben, unternimmt es bereits, die ganze Naturwiſſenſchaft des Ariſtoteles darzuſtellen, wobei nun freilich die Zoologie die meiſte Berückſichtigung gefunden hat. Und ebenfalls nicht zutreffend finde ich es, wenn Lewes in der Vorrede noch behauptet, daß infolge eines verzeihlichen, jedoch verhängnißvollen Irrthums der Katholicismus von den Ueberlieferungen der antiken Geiſteswelt ſich losriß — denn gerade das Gegentheil iſt wahr, die ganze Schulwiſſenſchaft des Mittelalters ging an dem Gängelbande der claſſiſchen Autoritäten, vornehmlich des Plato und Ariſtoteles, und die Neuzeit begründete ſich gerade durch die Verwerfung derſelben; und dadurch, daß ſie die Wirklichkeit nicht mehr mit den Augen der antiken Schriftſteller, ſondern mit eigenen Augen anzuſchauen begann, nahm die Wiſſenſchaft, vor allem die Naturwiſſenſchaft, einen neuen erfolgreichen Aufſchwung. Dieſe Oppoſition iſt nicht zu beklagen, weil ſie nothwendig war, wenn die Neuzeit zur Entwickelung einer nicht blos eingebildeten, ſondern richtigen Erkenntniß der Wirklichkeit gelangen wollte. Sie mußte ganz allein ihren eigenen Kräften zu vertrauen und mit denſelben zu arbeiten anfangen, und erſt dann, wenn ſie in ſolcher Arbeit in ſich ſelber groß geworden war, konnte ſie in eine neue Beziehung zur antiken Geiſteswelt treten; denn nun war ihr Verhältniß nicht mehr das eines Unmündigen einer ſchwer imponirenden Autorität gegenüber, ſondern ein freies Verhältniß, indem ſie den Werth der antiken Bildung auch erſt richtig zu beurtheilen in den Stand geſetzt wurde.

Was das eigentliche Verdienſt dieſer neueſten Arbeit des ebenſo geiſtvollen als gelehrten Autors, der ſich mit der Biographie Goethe's in Deutſchland längſt einen geachteten Namen gemacht hat, begründet, das finde ich in der Kritik, die er vom Standpunkte der heutigen Naturwiſſenſchaft aus über Ariſtoteles übt und wodurch er den Werth der Leiſtungen deſſelben auf dem Boden der empiriſchen Forſchung allerdings auf ein ſehr beſcheidenes Maß zurückführt. Lewes erweiſt ſich darin nicht nur als einen gründlichen Kenner der hier einſchlägigen Werke des Ariſtoteles, ſondern auch ebenſo vertraut mit den gegenwärtigen Reſultaten der Naturwiſſenſchaft. Dieſe Kritik erachte ich deshalb als wichtig, weil noch zur Zeit eine ſehr übertriebene Bewunderung einiger dieſer Leiſtungen des Ariſtoteles herrſcht, die ſich nun freilich durch Lewes' Unterſuchungen als eine unbegründete erweiſt und bei denen, die ſie hegen, eben nur aus einer mangelhaften Kenntniß oder einem halben Verſtändniß des Ariſtoteles ſich herſchreibt.

Und auch dies möchte ich als eine höchſt empfehlenswerthe Eigenſchaft des vorliegenden Buchs anführen, daß es, wie namentlich in dem Abſchnitt über Zeugung und Entwickelung, die Reſultate der Naturwiſſenſchaft kurz und lichtvoll zuſammenſtellt. Wir erfahren dadurch freilich, daß auch wir noch mit vielen ungelöſten Räthſeln zu ringen haben. Ich unterlaſſe es, mit dem Verfaſſer in einzelnen Punkten zu rechten, aber ich glaube tadelnd bemerken zu müſſen, daß er es unterlaſſen hat, hervorzu-

heben, daß jener Grundbegriff der Entwickelung, den wir heutzutage auf allen Gebieten zur Geltung bringen und der die vorzüglichste Leuchte gerade für die ganze Erklärung des Naturlebens ist, von Aristoteles zuerst entdeckt wurde und daß alle spätere Aufklärung und Vertiefung dieses Begriffs der Formulirung und Begründung desselben bei Aristoteles nichts mehr hinzufügen konnte. Da dieser Begriff, obwol von Aristoteles auch in seiner speculativen Physik wiederholt und erläutert, doch wesentlich in der Metaphysik desselben begründet ist oder vielmehr diese ausmacht, so ist Aristoteles nicht durch seine eigenen Leistungen auf dem Gebiete der empirischen Naturwissenschaft, nicht als empirischer Forscher, sondern gerade als speculativer Denker für dieselbe bedeutend. Wird dieses wesentlichste Verdienst des alten Philosophen nicht gehörig ins Licht gestellt oder gar übersehen, so ist die richtige Würdigung dessen, was er für die Naturwissenschaft leistete, unmöglich. Dies ist der Hauptfehler in Lewes' Buch und er scheint sich wol daher zu datiren, daß derselbe besser die physischen als die metaphysischen Schriften des Aristoteles kennt. Lewes' Urtheil über denselben schließt sich in folgenden Sätzen ab:

Weit davon entfernt, den Namen eines großen Beobachters zu verdienen, hat er kein Recht darauf, weder eine hohe noch niedrige Stellung unter den speciell als Beobachter ausgezeichneten Männern, im wissenschaftlichen Sinne des Worts, einzunehmen. Es mislang ihm nicht blos, die Wissenschaft mit werthvollen und wichtigen Details zu bereichern, welche als solide Unterlagen für Speculationen dienen können, er würdigte nicht einmal die Grundbedingungen erfolgreicher Beobachtung. Er brachte zwar viele Thatsachen zusammen, aber er prüfte sie nie... Des Aristoteles Name ist groß, nicht weil er große Entdeckungen gemacht hat, sondern weil er in tiefer und ausgedehnter Weise den Geist der Entdecker beeinflußte.

Dies kommt zuletzt doch dahin hinaus, daß der Werth des Aristoteles auch für die Naturforschung nur von seinen Leistungen als philosophischer Denker aus erkannt werden könne und daß, wenn man von den Grundbegriffen seiner Philosophie keine Notiz nimmt, man schon von vornherein den richtigen Maßstab für die Schätzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht mitgebracht hat. Dies ist die Frage, inwieweit jene für die tiefere Auffassung der Natur überhaupt fruchtbar waren; denn waren sie es, dann sind die empirischen Forscher auch heute noch dem alten Philosophen zu Dank verpflichtet. Mit jenen Begriffen hätten sie selbst an die Erforschung der Natur zu gehen und nicht an seine eigenen empirischen Resultate dürften sie sich halten, die nach der ganzen Lage der Verhältnisse, wo alle nöthigen Hülfsmittel fehlten, kaum anders, schwerlich besser ausfallen konnten. Wir wiederholen es noch einmal, man darf nie vergessen, daß ein Denker wie Aristoteles nach seiner historischen Stellung entweder gar nicht oder nur durch seine metaphysischen Begriffe für die empirische Wissenschaft späterer Zeiten bedeutend sein kann. 23.

Unterhaltungsliteratur.

Ein deutsches Grafenhaus. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, dem wir unsers Erinnerns auf dem Gebiete des Romans zuerst begegnen, hat uns in zwei aufeinanderfolgende Generationen eines gräflichen Familienlebens den Einblick gestatten wollen, theils um die Einwirkung der älterlichen Thaten und Unthaten auf das Schicksal der Epigonen erkennen zu lassen, theils um eine vergleichende Betrachtung der beiden geschilderten Epochen möglich zu machen. Die Idee ist glücklich zu nennen und auch die Ausführung keineswegs mislungen. Wir überzeugen uns, daß der Verfasser seine Studien am Leben selbst gemacht und scharf zu beobachten gelernt hat. Wollten wir tadeln, so könnten wir auf einzelne Fahrlässigkeiten wol aufmerksam machen, sogar auf Verzeichnungen, z. B. daß Graf Anton und sein Factotum Federlein von vornherein keineswegs in dem Charakter des schnöden Egoismus und verächtlicher Kriecherei und Falschheit gehalten sind, der sie im weitern Verlaufe kennzeichnet. Es ist immer gewagt, die Leser anfänglich für die Repräsentanten der Untugend zu interessiren, besonders wenn dies in so leichter Colorirung geschieht, wie Byr es bei den zwei seiner genannten Figuren thun zu müssen geglaubt hat. Später wird die Darstellung markiger, und zumal im dritten Bande lassen Erfindung, Entwickelung und Dialog oft wenig zu wünschen übrig. Der zweite Band, in dem der Verfasser mit fast zu großer Breite die Hohlheit des herabgekommenen Adels und seine um so absurdern Prätensionen schildert, hat uns am wenigsten befriedigt; auch finden wir es nicht motivirt, daß als einziger Repräsentant der bürgerlichen Fortschrittspartei nur der Architekt vorgeführt wird, gleich als ob ein Porträt solcher Art, das immerhin ähnlich, sogar getreu sein mag, genügte, um bei dem Leser eine richtige Vorstellung von dieser Partei der heutigen Bevölkerung unserer Culturstaaten zu erwecken.

Der Prinz unterscheidet sich von dem bloßen Genießling, wie der Lessing'sche in „Emilia Galotti", wenig, ebenso sind die Schranzen dieselben, was auch wol in der Natur der Sache begründet sein mag. Die Charaktere von Roman und Albert, auch von Julius und Kotuschitzki sind schärfer und richtiger in Anlage und Durchführung, als dies von den Figuren des ersten Bandes zugestanden werden darf.

Von den eingeflochtenen Raisonnements geben wir zur eigenen Beurtheilung einzelne Beispiele:

Eine Frau, die sich ängstlich Mühe gibt, zu gefallen, gefällt gescheiten und weltbewanderten Menschen nie, weil ihr das Imponirende fehlt, das jede natürliche Ganzheit mit sich bringt. Indem sie jede Geberde bewacht, sich jedes entschlüpften Wortes schämt, zeigt sie, daß sie sich für besser geben will, als sie ist, und wird am Ende noch gar unterschätzt. Aus lauter Sorge um Aeußerlichkeiten zeigt sie oft den Verstand nicht, den sie hat. Der natürliche Mensch octroyirt seine Sitten und seine Ansichten. Dadurch daß er selbst an ihrer Unfehlbarkeit keinen Zweifel hegt, hebt er ihn meist auch bei andern und wird selbst wider Willen geschätzt. Auf diese

Weiſe allein kann eine Frau wahrhaft herrſchen. In dieſer Weiſe herrſchte Frau von Kotuſchitzki, die Frau des Majors von Stallenberg litt unter der Verſetzung in einen ihr fremden, nicht zuſagenden Grund. Als Gänſehirtin hätte ſie zweifellos bedeutenden Effect gemacht.

Nicht minder zutreffend äußert ſich über die ſociale Stellung des weiblichen Geſchlechts die Förſterstochter Fritzi, obgleich wir doch faſt meinen möchten, daß ihr Raiſonnement etwas zu ſehr über den Ideenkreis einer Förſterstochter, die noch nicht in die Welt hinausgekommen iſt, hinausgeht. Sie ſagt zu Roman:

Die Frau lebt im Augenblick der Gegenwart, ſie verliert ihn nicht durch vergebliches Zurückblicken und vergeudet ihn nicht durch Heranwünſchen und Erträumen einer fraglichen Zukunft. Die Gegenwart ergreift uns und wir gehören ihr, deshalb auch mag es kommen, daß man uns untief und leichtſinnig nennt oder kindiſch. Nun, den letzten Ausdruck will ich mir noch am liebſten gefallen laſſen, denn es iſt doch niemand glücklicher als die Kinder, und das Wort, das alſo viel beſſer klingen ſollte als „reich“ oder „mächtig“, iſt nur vom Neide der Männer in Spott verwandelt worden, weil ſie misgünſtig die Unmöglichkeit einſehen, kindiſch zu ſein, das heißt, natürlich weiter zu leben, wie es der Augenblick bringt, ohne ſich durch Launen ſelbſt zu quälen. Man nennt uns launenhaft, und doch iſt nur die Unnatur einer mit Gewalt feſtgehaltenen Stimmung — Laune, die neidiſch auf das natürliche Ausleben unſers Weſens ſchmäht.

Wir verſagen es uns nicht, noch aus dem Schluß des letzten Bandes briefliche Geſtändniſſe des mit der Förſterstochter Fritzi glücklich verheiratheten Grafen Roman mitzutheilen, um zu zeigen, wie der Verfaſſer die ſocialen Aufgaben unſers heutigen Adels formulirt:

Unſere alten Stammbäume bedürfen der Auffriſchung. Sie wurzeln im Volke und dahin müſſen die Zweige zurückgeführt und abgeſenkt werden, um neu anzuwurzeln, denn der Stamm iſt morſch geworden. Wie der Rieſe Antäus muß er aus der Berührung mit der Erde, die ſeine Mutter iſt, neue Kraft ſchöpfen, wenn wir Rieſen werden wollen gegen die Macht des Feindes, die Uebergriffe der Regierung, gegen die deprimirenden Einflüſſe der Plattheit, Hohlheit und der Selbſtſucht und für unſer Vaterland, das der tüchtigen Führer bedarf für die höchſten und edelſten Ideen, die im Materialismus — nicht ohne unſere Schuld — unterzugehen drohen. Ein reges, thatkräftiges Leben innerhalb unſerer Kreiſe iſt unſere Pflicht, nicht aber ein feiges, träges, oder doch nichtiges Courtiſanenthum, gleich gefügig und ſervil gegen oben, wie ſchroff und dünkelhaft gegen unten, ſo eine Exiſtenz friſtend, in der wir unſern Mitmenſchen wie Schauſpieler erſcheinen, die mit völliger Verkennung der ewigen Wahrheit ihre Rolle außer dem Theater weiter ſpielen wollen und erſtaunlicherweiſe in der gewöhnlichen Welt auf Stelzen einherſchreiten.

Wir ſchwärmen für die Natur, und doch ſcheuen wir ſie ſo ſehr, weil wir ſie nicht begreifen. Das helle klare Waſſer könnte die Schminke von den gemalten Wangen und Lippen löſchen. Wir ſollen aber nicht das Derbe, Rohe aus der Natur in uns aufnehmen, nur unſers Zuſammenhangs mit ihr ſollen wir uns bewußt werden. Nicht bildungsloſe, indolente, pöbelhafte Menſchenanfänge ſollen wir werden, ſondern der ſchlafende Sinn in uns muß geweckt werden, der uns ſtolz darauf ſein lehrt, zu unſerm Volk zu gehören.

So werden wir Rieſen; was uns jetzt mächtig gegenüber ſteht, das iſt mit uns, das ſind wir ſelbſt: das Volk! Und an die Stelle des blöden einſeitigen Menſchenurtheils, des ohnmächtigen Einzelſtrebens, tritt der Geſammtwille — die Stimme des Volks — von deren reinem Ausdrucke es allezeit heißen wird: „Vox populi, vox Dei!“

Die Fabel des Romans wollen wir nicht analyſiren, es führte zu weit. Nur ſei bemerkt: es iſt ungenügend motivirt, daß außer dem Förſter niemand weiß, daß der fataliſtiſche Schuß, deſſen Opfer die Sängerin Silvia wird, ohne irgendwelche Schuld des Grafen, ihres Geliebten, ſich entladen und ihr den Tod gegeben hat. In einer zweiten Auflage wird der Verfaſſer hier leicht nachhelfen können. 15.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

An dem münchener Volksactientheater iſt das dritte Preisſtück „Ketten“ mit minder günſtigem Erfolg in Scene gegangen als die beiden erſten; man macht ſogar dem Preiscomité Vorwürfe, daß es dies Stück mit jenen in gleiche Linie ſetzen konnte. Auch moraliſche Bedenken macht die Kritik gegen daſſelbe geltend. Als Verfaſſer hat ſich der etwas extravagante Romandichter Emil Vacano genannt, deſſen üppige, oft giftige Phantaſieblüten im Schlamme des Theaterſkandals emporzutreiben, umgaukelt von allerlei Leuchtkäfern des Esprit. Es iſt von Haus aus ſchwer abzuſehen, wie eine ſo irrlichtelirende Phantaſie ſich an die Regeln der dramatiſchen Form zu binden vermochte. Doch ſcheint mehr der für das ſittliche Gefühl unbefriedigende Ausgang des Stücks, als die Mängel der Compoſition und dramatiſchen Technik den geringen Erfolg des Dramas verſchuldet zu haben.

Im ganzen iſt das münchener Actientheater, wenn man nach den Berichten der dortigen Blätter ſchließen darf, wie faſt alle zweiten Bühnen der großen Hauptſtädte, durchaus noch nicht in das rechte Fahrwaſſer eines Volkstheaters gerathen. Dies iſt um ſo bedauerlicher, je höher die Aufgabe dieſer Volkstheater gefaßt werden muß. Das Experimentiren mit wiener und berliner Poſſen hat in den Mittelſtaaten nur ausnahmsweiſen Erfolg und kommt in der Regel nur auf importirte Trivialitäten heraus. Das eigene Gewächs dramatiſchen Landweins erſcheint auf die Länge nicht genießbar. Werden nun mittenhinein von den Hoftheatern abgelehnte Tragödien, Rührdramen, Converſationsluſtſpiele gegeben, ſo kommt eine Olla-potrida von Bühnenſchaugerichten zu Stande, welche eben nur zeigen, daß man von lauter Abfällen ſein Daſein friſtet. Dieſe Theater müſſen ſich ihre eigenen Stücke ſchaffen, ſie müſſen ſich mit namhaften Dichtern in Beziehung ſetzen und dadurch die Volkspoſſe und das Volksſtück im großen Stil lebensfähig zu machen ſuchen. Wenn die wiener Theater an pariſer Ausſtattungsſtücke die immenſeſten Koſten vergeuden, an Stücke, bei denen doch der Accent nur auf der Scenerie, auf der Statiſterie, auf mimoplaſtiſchen Enſembleſcenen ruht und das Verdienſt des Poeten in dem des Arrangeurs aufgeht — ſollten ſich nicht auch poetiſchere Gedanken und tiefere humoriſtiſche Einfälle deutſcher Dichter zu ſolcher ſceniſch-glänzenden Verwirklichung eignen? Iſt denn die pariſer Firma unerläßlich? Freilich, den deutſchen Poeten gegenüber, die ſich auf keine franzöſiſchen Kaſſenerfolge berufen und dadurch die deutſchen Directionen zu kühnen Griffen in ihre Kaſſe ermuthigen können, ſetzt ſich die dramaturgiſche Weisheit alsbald mit ihren Wenn und Aber auf das hohe Pferd! Da ſoll nicht von der Schablone abgewichen werden,

und doch liegt gerade hierin die einzige Bürgschaft eines Fortschritts über den Schlendrian, einer Wiedergeburt des Volksschauspiels und der Volkspoesie.

Das münchener Actientheater hatte durch seine Preisausschreibung den rechten Weg eingeschlagen, nicht durch die Krönung der Dichter und Prämirung ihrer Leistungen, was als gleichgültig und zufällig bezeichnet werden muß, sondern weil es einen Vorrath von Originalproductionen ins Leben rief, von denen sich doch einige als mehr oder weniger brauchbar bewähren mußten. Leider hat diese Saison erst die Schauspielpreisstücke gebracht, die weit wichtigern Possen- und Märchendramen, die jedenfalls zugleich Ausstattungsstücke sind, bleiben für die nächste im Rückstand. Wie indeß auch die Preisaustheilung in Betreff der Schauspiele erfolgen mag — Repertoirestücke für die deutschen Bühnen scheinen mit jenen Dramen nicht gewonnen zu sein.

Inzwischen hat Paul Heyse, der preisgekrönte Dichter der „Sabinerinnen", wiederum mit einer Tragödie einen Preis gewonnen, freilich ohne es zu wissen und zu wollen: auf dem classischen Boden des alten Hellas. Eine Wiedergeburt der Künste schwebt noch immer als Ideal auch den Neuhellenen vor, obgleich sehr viele wichtige Voraussetzungen dafür fehlen. In architektonischer Hinsicht wird Athen mit Prachtgebäuden verschönt werden — durch die Liberalität des Baron von Sina, und talentvolle Bildhauer, wie der junge Grieche Drosis, werden das Giebelfeld des neuen Akademiegebäudes mit den Werken ihres Meißels schmücken. Auch die Poesie wird gepflegt. Neuerdings fand in der Universität die Ertheilung von Preisen für poetische Productionen statt, welche M. Butzinos gestiftet hat. Die Zahl der eingesendeten Dichtungen bewies, daß der griechische Parnaß nicht so übervölkert sei wie der deutsche, wo bei solchen Gelegenheiten eine Sündflut von poetischen Erzeugnissen über die unglücklichen Preisrichter hereinbricht. Es waren in diesem Jahre nur zehn Dichtungen eingeschickt worden, darunter drei Tragödien. Den Preis erhielt ein Trauerspiel: „Antinoos". Der Rector der Universität eröffnete vor dem versammelten Auditorium den versiegelten Zettel, welcher den Namen des Verfassers enthielt, und fand statt desselben folgende Worte: „Die Tragödie ist nicht Original, sondern eine freie Uebersetzung des «Hadrian» des deutschen Dichters Heyse." Griechenland, das schon im Laufe der Zeiten so viel eingebüßt, war um einen preisgekrönten Tragödiendichter ärmer geworden. Die Universität mußte nun zwei Gedichte krönen — das eine dieser Gedichte war von demselben Autor, der den „Hadrian" übersetzt hatte. Das architektonisch wohlaufgebaute und sprachlich schöne Trauerspiel Heyse's müßte indeß, statt in die neugriechische Sprache, versuchsweise in die altgriechische Sitte übersetzt werden — dann würde sich eine allerdings censurwidrige Parodie ergeben, welche die sentimental feinen Pointen bis zu haarsträubender Anstößigkeit vergröberte, aber die jetzt unklaren Motive klärte und so die schärfste Kritik der Dichtung gäbe.

Von künstlerischen Thaten deutscher Bühnen ist nicht viel zu berichten. Franz Dingelstedt läßt der Aufführung des Shakspeare'schen Historiencyklus in Weimar jetzt die Aufführung der römischen Historien folgen, und hat mit Kunstsinn und Bühnenkenntniß den „Coriolan" und „Julius Cäsar" eingerichtet und zur Aufführung gebracht. „Antonius und Kleopatra" soll nachfolgen. Diese Bestrebungen, das Geschichtsdrama im großen Stil zu pflegen, werden bei der weimarischen Bühne wesentlich durch einen Künstler wie Otto Lehfeld unterstützt, der für das markig Große mit ganz besondern Naturgaben ausgerüstet ist und den energischen Stil der Shakspeare'schen Dramatik machtvoll auszuprägen versteht.

Freilich, für das Geschichtsdrama der neuern Zeit sind die Aussichten ungünstiger, die Bühnen schwieriger, die Kritik abmahnend. Und doch befinden wir uns mitten in einer Epoche weltgeschichtlicher Bewegung. Gerade deshalb, meint Hieronymus Lorm im Literaturblatt der „Presse". „Von der Poesie fordere man für den Augenblick nicht mehr als eine Recapitulation vergangener Ernten, eine Nachährenlese, wie sie in biblischen Tagen der Armuth gegönnt war." „Anthologien, Biographien, Nachlaßdichtungen u. s. w. halten die Erinnerung an die Größen von ehemals wach." Wir haben uns stets gegen diese Ordonnanzen erklärt, welche der Literatur und der Poesie ein Halt zurufen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Hier aber erscheint die Motivirung eine besonders unglückliche, wenn Lorm meint: „War nicht die Epoche, welche die modernen Classiker unserer poetischen Literatur reifte und gleichzeitig die Revolutionen der philosophischen Geister zu dem fast ausschließlichen Interesse der Nation machte, war sie nicht eine Epoche historischer Stille und politischen Unbewußtseins für Deutschland?" Im Gegentheil, es war die Epoche weltgeschichtlicher Kämpfe, die Epoche, in der das alte Deutsche Reich zusammenbrach, und der Widerhall der großartigen Zeitgeschichte ist auf jeder Seite der Schiller'schen Dramen zu finden. Daß die Zeit nach 1848 in Bezug auf die Lyrik gegen die vorausgehenden Decennien im ganzen zurücksteht, mag man Lorm zugeben; in Bezug auf Roman und Drama ist dies durchaus nicht der Fall. Auch darf man nicht vergessen, daß sich die Wirksamkeit unserer Classiker auf längere Epochen vertheilt, die Goethe's z. B. auf 60 Jahre, und daß es auch mitten in der Blütenzeit der Classicität unfruchtbare Lustren und Decennien gab, während wir womöglich in jedem Jahre einen Regen von unsterblichen Werken verlangen. Auch das letzte Jahrzehnt hat auf allen Gebieten der Poesie einzelne Erscheinungen aufzuweisen, die unserer Literaturepoche keineswegs das ungünstige Zeugniß ohnmächtigen Epigonenthums ausstellen, sondern selbst für die Anthologen, Biographen und Sammler der Zukunft willkommenen Stoff darbieten.

Bibliographie.

Beiträge zur Geschichte Westfalens von J. S. Seibertz, J. Lapser, W. Spancken und W. C. Giefers. Paderborn, Schöningh. Gr. 4. 10 Ngr.

Constant, V., Preussen. Ein Sendschreiben an den Grafen v. Bismarck. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 10 Ngr.

Erdmann, H., Herder, als Religions-Philosoph. Inaugural-Dissertation. Hersfeld, Maier. Gr. 8. 12 Ngr.

Hadicht, L., Irrwege. Erzählungen und Novellen. 2 Bde. Breslau, C. Treweudt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hartenfels, A. v., Reise-Schilderungen zweier „Meerumschlungenen". I. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 4 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Leibrenten. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Hannover, Rebelind. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, C. G. J., Vorlesungen über Dynamik nebst 5 hinterlassenen Abhandlungen derselben herausgegeben von A. Clebsch. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Kadner, W., Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit. Ein Vortrag. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 3 Ngr.

Kahl, A., Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. Natur- und Sittenschilderungen, mit besonderer Berücksichtigung auf das volkswirthschaftliche Leben jener Nationen. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 2 Thlr.

Knecht, F. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Waffen. Ein offener Brief an Herrn Karl Scholl, Prediger der freireligiösen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Köstlin, K., Aesthetik. 2te Hälfte. 1ste Lief. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kugler, B., Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 3 Büchern. 3tes Buch. Herzog Bernhard. 2 Bde. Leipzig, Hasfel. 8. à 1 Thlr.

Mahl, L., Musikalisches Skizzenbuch. München, Fleischmann. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus, E., Bilder aus Italien. Stuttgart, Krüner. Br. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Pressensé, E. v., Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Fabarius. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rasch, G., Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schubert, F. C., Gedichte. Augsburg, Rieger. Gr. 16. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 7 Thlr.

Inhalt: 1. **Planigloben.** 2. **Erdkarte.** 3. **Europa.** 4. **Deutschland.** 5. **Mitteleuropäische Staaten I.** (Das nordwestliche Deutschland, Holland und Belgien.) 6. **Mitteleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) 7. **Mitteleuropäische Staaten III.** (Das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien.) 8. **Mitteleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) 9. **Oesterreich.** 10. **Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark.** 11. **Die Schweiz.** 12. **Spanien und Portugal.** 13. **Frankreich** (und Algerien). 14. **Italien.** 15. **Türkei und Griechenland.** 16. **Grossbritannien und Irland.** 17. **Skandinavien** (und Island). 18. **Russland.** 19. **Asien.** 20. **Südöstliches Asien.** 21. **Südwestliches Asien.** 22. **Nordamerika.** 23. **Vereinigte Staaten von Nordamerika.** 24. **Mittelamerika und Westindien.** 25. **Südamerika.** 26. **Brasilien** (und Uruguay.) 27. **Australien und Polynesien.** 28. **Australien** (und Neu-Seeland). 29. **Afrika.** 30. **Nordöstliches Afrika.**

☞ *Die gegenwärtig besonders interessirenden Karten Nr. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 14. sind, in handlichem Format gebrochen, einzeln zum Preise von je 8 Ngr. zu haben.*

Dieser erst vor kurzem vollständig gewordene Atlas ist auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet. Er verbindet Klarheit und Uebersichtlichkeit mit wünschenswerther Reichhaltigkeit, indem es möglich geworden ist, mittels planmässiger Eintheilung und sparsamer Raumbenutzung auf 30 Karten das geographische Material erschöpfend unterzubringen. Die technische Ausführung zeichnet sich durch gute Disposition und gefällige Darstellung aus. Lange's „Geographischer Handatlas" kann somit zu allgemeinstem Gebrauch empfohlen werden, namentlich auch zur Orientirung bei der Zeitungslektüre.

Ein competenter Beurtheiler sagt: „Sauberkeit des Stichs und Colorits, nebst passender Beschränkung des Details ohne dürftig zu werden, empfehlen Lange's Handatlas schon für das Auge. Dazu fanden wir durchgehends Correctheit und Verwerthung der bewährtesten neuen Forschungen, ferner eine taktvolle Auswahl in dem, was allgemeines Interesse beanspruchen darf, sowie in Anordnung und Ausfüllung der einzelnen Blätter — kurz, nach unserer Meinung ist dem Publikum und der Schule durch das Werk ein sehr dankenswerther Dienst geleistet und auch der Wissenschaft eine nicht unbedeutende Förderung zutheil geworden."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉDITATIONS

SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE

PAR **M. GUIZOT.**

Édition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen *„Méditations sur l'essence de la religion chrétienne"* einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die innern und äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowol als der protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte dieses Bandes behandeln: *le Reveil chrétien en France au 19e siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Panthéisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'Insouciance et la Perplexité.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von daher empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKSPEARE

selected and translated into German.

Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken

übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von

Gustav Solling.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Dramen und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem größern Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung für den Büchertisch, andererseits durch die Auswahl der Stücke zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium in der englischen und deutschen Sprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 28. Juni 1866.

Inhalt: Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Der Krieg von 1815. Von Karl Gustav von Berneck. (Beschluß.) — Romane und Erzählungen Von A. Freiherrn von Loen. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Auerbach und König Belsazer; Ungedruckte Verse von Ernst Schulze.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichte.

1. Neue Sonette von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1866. 16. 10 Ngr.

Das Sonett hat in unserer Lyrik nur Berechtigung, wenn es in vollendeter Form erscheint, nicht als Studie. Ein Sonett als Studie wird stets den Eindruck kläglicher Reimhascherei machen; man wird stets die Zeilen herausfinden, die angeleimt sind, um den vierten Reim, oft schon den dritten möglich zu machen, oder die Reime, die invita Minerva einer Zeile aufgedrungen sind. Ein Sonett muß frei sein von Inversionen, von allen syntaktischen Unregelmäßigkeiten und mehr als jedes andere Gedicht dem natürlichen Fluß der Rede folgen, weil sonst dies Gewebe der Reime als eine Zwangsjacke empfunden wird, welche der Dichter sich überdies ganz unnöthigerweise anlegt. Nicht minder erforderlich ist die Reinheit der Reime; denn der Zweck ihrer Vervielfachung kann doch nur Erhöhung des Wohlklangs sein — und dieser Zweck wird ja durch unreine Reime geradezu vereitelt.

Dann muß ein Sonett durchaus architektonisch gebaut sein, es muß „Taille" haben. Ein Sonett ohne Taille ist eine Misgeburt. Und zwar muß der Haupteinschnitt des Gedankens zwischen den acht ersten und den sechs letzten Zeilen liegen. Am gelungensten ist jedenfalls der Bau des Sonetts, wenn die vier ersten Zeilen die Strophe, die vier zweiten die Antistrophe und dann die sechs letzten die Epistrophe enthalten, wenn der Gedankengang durch Satz und Gegensatz zum harmonischen Abschluß hindurchgeführt wird.

Albert Möser hat bereits in seinen „Gedichten" eine beträchtliche Zahl von Sonetten mitgetheilt, denen sich diese „Neuen Sonette" anschließen. Sie gehören im ganzen wol zu den bessern, die in neuester Zeit gedichtet worden sind, obgleich sie keineswegs alle vor strengerer Prüfung bestehen. Es fehlt in ihnen nicht an jenen lahmen interpolirten „Zeilen", die man, nach der Analogie der Flickwörter, „Flickzeilen" nennen könnte, die gleichsam in dem poetischen Proceß nicht mit aufgegangen und als prosaisches Residuum in der Retorte zurückblieben sind. So z. B. gleich in dem ersten Sonett „Musik" die vierte Zeile:

Nichts ist, was mir gleich euch die Brust befreit,
Ihr Töne, ob auch Schmerz mich herb verzehre,
Hold tritt mir nah, was liebend ich verehre,
Des Grams vergeff' ich, den mir Kaltsinn leiht.

Hier ist der Gedanke matt, das „leiht" offenbar des Reims wegen da. Der „Kaltsinn", der an der Stelle, wo er steht, überdies den Vers etwas choliambisch macht, „leiht" keinen Gram, denn man „leiht" nur, was man wiedererhalten will, was man als eigen besitzt, und der Kaltsinn selbst pflegt sich nicht sonderlich zu grämen. Der ganze Vers ist stumpf und gezwungen und als ein lahmer Gaul in das Viergespann mit eingereiht. Auch „Flickreime" finden sich bisweilen, wie z. B. im neunten Sonett:

Dich, Jüngling, schuf Natur sich selbst zum Ruhme,
Ein Wunderbild ragst du im Schwarm, im dichten,
Denn du bist schön, und in des Busens Schichten
Schläft dir der Keim zu höchstem Menschenthume.

„Des Busens Schichten" klingt geschmacklos; man kann das bewegte Leben der Menschenbrust nicht mit einer geologischen Lagerung vergleichen. Obgleich dies Wort an zweiter Reimstelle steht, ist es einer jener vierten Reime des Sonetts, die von dem Dichter zu den drei übrigen hinzugepreßt werden. Im übrigen sind die Reime „rein". Allerdings finden sich auch einige „reine Reime" im Sinne der französischen rimes pures, indem „hart" und „harrt", „namenlose" und „Lose", „fühle" und „Gefühle", „begründen" und „Gründen" gereimt wird.

Was die Stellung und Verschränkung der letzten drei Reimpaare betrifft, so ist sie mit Recht eine mannichfach wechselnde. Nur gegen das folgende Reimschema möchten wir uns erklären:

So liebt ihr's, stets dem Höchsten mich zu einen,
Als Zeugen, daß mich Göttliches durchzittert —
Ihr lindert auch, wie herb sie sei, die Klage:

Wenn Trennungsleid, verschmähter Liebe Plage
Und Haß und Bosheit mir den Sinn verbittert,
Stets hab' ich Trost, kann ich nur weinen, weinen.

Hier sind die Reime der ersten und sechsten Zeile zu weit auseinandergerissen, als daß nicht ihr Zusammen-

klang ein ſchwächlicher oder vielmehr ganz vereiteltet würde; denn das Ohr hat den erſten bereits vergeſſen, wenn es bei dem ſechsten ankommt.

Der architektoniſche Bau der Sonette iſt faſt durchweg gelungen; die innere Gedankengliederung markirt ſich ſcharf in den ſtrophiſchen Gliedern der Dichtform.

Die Grundſtimmung des Dichters, wie ſie bereits aus ſeinen Gedichten bekannt iſt, hat ſich in den „Neuen Sonetten" nicht verändert; ſie iſt eine düſtere, ſchwermüthige und tönt oft in Klängen des Weltſchmerzes aus, ohne daß dieſe in Bezug auf genialen Ausdruck an Byron, in Bezug auf originelles Colorit an Nikolaus Lenau heranreichten. Den Dichter flieht das Glück; ihn verſchmäht die Liebe. In der Geliebten, deren Geiſt dem ewig Schönen vertraut ſchien, entdeckt er ſchmerzlich enttäuſcht ein Weſen, dem es eine Luſt iſt, „des Alltags(?) Pfad zu wallen", im Staube zu kriechen und am Nichtigen ſich zu behagen. Dieſe Geliebte hat ihm mit bitterm Hohn Wunde auf Wunde geſchlagen. Dennoch ſingt der Dichter der Liebe einen Hymnus:

So herrſcht ſie ſtarr, ein himmliſches Verhängniß,
Und läßt dich nicht, ob Huld dir lohnt dein Werben,
Ob, was du liebſt, der Glut ſtets bar geblieben:

Wol klopft das Herz, das Gunſt nicht fand, in Bängniß,
Zertreten zuckt's und wünſcht ſich, bald zu ſterben,
Und ſieh, es bricht, doch hört's nicht auf zu lieben.

Andern Grund zur Schwermuth gibt dem Dichter das Trachten der Zeit nach flüchtigen Gütern, das Prunken mit nichtigem Flittertand, die Entfremdung gegenüber den höchſten Geiſteszielen. Der Dichter, der Hüter des Schönen, ſteht vereinſamt in dieſer Zeit. Der Menſch iſt ſeinem Urbild abgewendet, krankt im Bann von erdgebornen Trieben; dies Geſchlecht iſt boshaft, kalt und bar der Treue. Fortwährend wendet ſich der Dichter gegen das Alltagsleben, welches nur das „Stetsgemeine" erzielt. Er begegnet im Walde einem Leichenbegängniß; auf einem ſchwarz ausgeſchlagenen Sarge ſitzt ein betrunkener Schwarm. Da faßt ihn tiefes Mitleid mit dem „Menſchenſtamme"(?) und der Menſchheit Würde ſcheint ihm Dunſt und Wahn. Mit einer poetiſchen Paraphraſe des bekannten Verſes: „Was iſt der Menſch, halb Thier, halb Engel", ſchließt er dies Sonett' und ſeine Betrachtungen ab:

Ich ſah's: der Menſch, wenn rein des Ew'gen Flamme
Sein Herz durchloht, kann ſich den Göttern nahn,
Doch auch, dem Thier gleich, ſtumpf vergehn im Schlamme.

Wir ſind den hauptſächlichen Gedankengängen des Dichters gefolgt, um den geiſtigen Inhalt der Gedichte zu erfaſſen. Derſelbe iſt etwas monoton, und hin und wieder verkleidet ſich in formell anmuthender Wendung ein trivialer Gedanke. Es iſt ein Idealismus, der ſich gleichſam noch nicht die Hörner abgelaufen hat, der dem Weltlauf mit entſchiedener Feindlichkeit gegenübertritt, doch der dabei auf den Kern der Dinge geht, das Ewige ſucht im Vergänglichen und gerade darin ein Moment echt dichteriſchen Aufſchwungs findet. Der Dichter liebt es, ſich an große Denker anzulehnen, hier an Spinoza, dort an Sokrates; oft haben die Sonette eine Gedankenfärbung, welche der der Shakſpeare'ſchen Sonette verwandt iſt, wie das Sonett:

Die Zeit.

Und ob ein Gott dir goldne Liebe leiht,
Und ob du ſchwelgſt in Seligkeit verloren,
Glaub' nicht, dir ſei vollkommnes Glück erkoren,
Ein grimmer Erbfeind ſtört es ſtets: die Zeit.

Durch ſie wird Schönſtes dem Vergang geweiht,
Es ſtirbt jedwede Luſt, wenn kaum geboren,
Stets abwärts rauſcht der Sturmesflug der Horen,
Und was verflog, kehrt nicht in Ewigkeit.

Wohl rufſt du, wenn dir Jubel ſchwellt die Bruſt:
„Steh ſtill, o Zeit!" — Umſonſt! Du ſiehſt es bange,
Wie täglich mehr ſich leert der Zauberbronnen:

Was du genießeſt, ſieh, es iſt Verluſt,
Es ſinkt dein Glück in ſtetem Niedergange,
Und eh du's denkſt, iſt Lieb' und Sein verronnen.

Andere klingen wieder in der Ausdrucksweiſe an Shakſpeare an, wie das zwölfte:

O ſünd'ge nicht! Laß nicht der Liebe Bild
In ſchnöd-gemeine Luſt ſich dir verkehren!
Du biſt gemacht, Vollendung uns zu lehren
Und rein zu ſein und ſchön und engelsmild.

Wenn Ekkem lüpp'ge Gier im Buſen ſchwillt,
Den Abſcheu vor ſich ſelbſt nur wird es mehren;
Doch will, was hold, ſich im Genuß verzehren,
O Schmerz! dann hat die Tugend keinen Schild.

Geheiligt wird das Laſter, Wegwurf ſchön,
Der Buhlſchaft Lockung wird Sirenenſang,
Im Zauberkleid naht der Verſuchung Drache:

Und was ſich hielt auf reinſten Götterhöhn,
Irr' an ſich ſelbſt flieht's der Entſagung Zwang
Und ſtürzt ſich in der Lüſte ſchlamm'ge Lache.

In einzelnen hat der Dichter Form und Gedanken zu einem ſchönen harmoniſchen Ganzen vermählt. Dieſe ſprechen für ſeinen Dichterberuf. Er möge nur noch mehr ſich hüten, alltägliche Gedanken vornehm einzukleiden. Was er nicht äußerlich aufgreift, ſondern innerlich aus ſich herausgebiert, das hat Stimmung, Wurf und Form. Wir theilen zum Schluß zwei der beſten Sonette mit:

Gedenke mein, wenn mich der Tod bezwang!
Des Buſens Glut wird mich, wie bald! verzehren,
Nicht unbeweint möcht' ich verſchwebend kehren
Zur alten Nacht, der ich vordem entſprang.

Gedenke mein! Ich fühl' es ahnungsbang:
Dir wird ein Gott des Glücks noch viel beſcheren
Und gnäd'gen Sinns noch lang' der Parze wehren,
Wenn mich ſchon längſt die dunkle Gruft verſchlang.

Kein irdiſch Bild hab' ich gleich dir geliebt,
Die Seele mein hab' ich an dich verloren,
Mir ſelbſt entſchwebt wohnt ſie in dir allein:

Verſtoß ſie nicht, auch wenn mein Leib zerſtiebt,
Dein Herz ſei ihr zum Grabmal auserkoren;
O hör' mich flehn: Sei treu! Gedenke mein!

Des Menſchen Aug' durchſchweift des Weltalls Räume,
Des Buſens bangen Sehnſuchtsdrang zu heilen,
Von Klippenrändern ſchaut's hinab, von ſteilen,
Und ſtarrt entzückt in wilder Brandung Schäume.

Es ſchweigt mit Luſt im Grün der Waldesbäume,
Wenn ſonn'ge Strahlen licht die Laubnacht theilen,
In Himmelsweiten mag es gerne weilen,
Wenn rings die Welt ſich wiegt im Bann der Träume.

Doch auch vom Schönſten ſcheidet's bald verdroſſen,
Und Ruhe, Ruhe findet nie das irre,
Bis ſich ſein Strahl in andres Aug' ergoſſen:

Das war's, was es geſucht im Weltgewirre,
Dann hält es Raſt, die Sehnſucht iſt zerronnen,
Und leuchtend ſpiegelt's trunkner Liebe Wonnen.

2. Die Tochter des Kain. Dichtung von Adolf Böttger. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.
3. Heilige Tage. Gedichte von Adolf Böttger. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.

Adolf Böttger ſchließt mit der Sammlung von Dichtungen, die er jetzt herausgibt, keineswegs ſeine dichteriſche Thätigkeit ab. Die beiden vorliegenden Bändchen beweiſen, daß ſeine Muſe noch Neues ſchafft. „Die Tochter des Kain" (Nr. 2) iſt eine poetiſche Erzählung in reimloſen vierfüßigen Trochäen, welche in ihrem Grundgedanken wie in ihrem Colorit an zwei bekannte Dichtungen erinnert, an Byron's „Heaven and earth" und an Lamartine's „La chûte d'un ange". Wir werden in jenes vorſündflutliche Zeitalter verſetzt, in welchem die Engel noch mit den Geſchlechtern der Menſchen verkehren und Liebeshändel anknüpfen mit den Töchtern der Sterblichen. Seinem Gedankeninhalt nach kann man das Gedicht eine Theodicee der Unſchuld nennen, deren reine Macht, unerſchüttert durch alle Verlockungen des Laſters, deren klarer Blick, ungeblendet durch die verſchiedenen Masken, die es annimmt, am Schluſſe den Sieg erkämpft.

Der Held dieſes hölliſchen Schubladenſtücks iſt ein gefallener Engel, Jetzar Horra. Wir werden gleich in medias res, in den Dunſt der Finſterniſſe geführt, wo die böſen Weltengeiſter hauſen. In dantesker Beleuchtung erſcheint Satan, neben ihm die mit einzelnen allegoriſchen Strichen ſkizzirten Todſünden und einige andere, die nicht ganz in den kirchlichen Rahmen des hölliſchen Siebengeſtirns paſſen. Unter ihnen befindet ſich Jetzar Horra, der Engel der Begierde, der ſeinen Ehrgeiz dareinſetzt, Erdenkinder zu verführen, welche ihm eigenſinnig widerſtreben. Er zeigt dem Satan Kain's Tochter, Thamar, welche keuſch bleibt in der Mitte üpp'ger Schweſtern:

„Die Gedanken ihrer Unſchuld
Strahlen auf der offnen Stirne,
Wie erſchloßne Lilienblätter,
Die kein Wetter noch verſehrte.

Dieſe ſcheint faſt unbeſiegbar,
Trotzte ſtets mir mit Verachtung!
Doch ſie wird, ſie muß ſich beugen,
Kraft der Schwachheit eines Weibes.

Weh! entgeht ſie unſern Mächten!
Aufgebaut iſt dann für ewig
Der Verſöhnung Regenbogen
Zwiſchen Gott und zwiſchen Menſchen!

Bei der Liſt der Schlange ſchwör' ich:
Einen Tag und eine Nacht nur!
Und ſie iſt mein eigen — oder
Ich zermalme dieſen Erdball!

Niederweinen ſoll der Himmel
Schmerzerpreßte heiße Thränen
Um die ihm verlorne Seele,
Die zerriſſen die Verſöhnung."

Satan drauf: „Es gilt die Probe,
Biſt du Sieger, will ich's lohnen;
Sollſt ein Höllenjahr gebieten
Ueber mich und meine Horden."

Wir werden nun zu Thamar geführt, welcher Kain die Geſchichte des Brudermordes erzählt und welche für die Schuld des Vaters Vergebung vom Himmel erfleht. Da erſcheint ein Fremdling:

Stolzen Ganges, ſchönen Wuchſes,
Lieben Angeſichts und Grußes.

Freundlich aufgenommen, enthüllt er ſich als Japhet, der Sohn Abel's, und alsbald findet Thamar in ihm alles Schöne und Gute, als wäre er ein Engel Gottes, wie er den Aeltern im Paradieſe erſchien. Doch auch der Verführer erſcheint dem Mädchen „mit rabenſchwarzen, fledermausgerippten Flügeln". Er gibt ihr einige Proben ſeiner hölliſchen Dialektik, predigt den Genuß, verhöhnt die Langeweile der Unſterblichkeit, welche Thamar für ſich in Anſpruch nimmt:

Ach! Das ew'ge Quinkeliren,
Flügelſchwingen, Blickverdrehen
Der einfältig frommen Engel
Peinigt ärger als die Hölle.

Siehe mich, ich bin unſterblich,
Aber bin ich darum glücklich?
All mein Glück beſteht alleinig
In der Theilung meines Weſens,

Wenn ich euch der ſüßen Wonne
Theilhaft mach' auf eurer Erde,
Daß ihr in dem Trieb zum Schaffen
Groß euch dünkt wie euer Schöpfer.

Wie ein'r Schöpfer, der die Sonnen,
Der die Welten ſammt Geſchöpfen
Nur ſich ſchuf zum bunten Spielwerk,
Weil die Einſamkeit ihn ekelt.

Eine Hand voll Sternenfunken
Warf er in den feuchten Aether,
Und ſie lebten und ſie wuchſen,
Formten ſich zu Strahlenwelten.

Euer kleiner Ball von Erde
Mitten drunter, und ihr Menſchlein
Mit dem Uebermaß der Schwächen
Dient ihm recht zur Unterhaltung.

Denn er gab euch nur fünf Sinne,
All das Ird'ſche zu erfaſſen,
Aber vorbehielt ſich klüglich,
Einen ſechsten euch zu leihen —

Einen ſechsten, der des Werdens
Und Beſtehens Urgeſetze
Offenbart im Weltgeheimniß,
Das ſo gern ihr möchtet löſen.

Doch ſo viel ihr forſcht und klügelt,
Findet ihr doch nie den Schlüſſel,
Denn die Pforte zu dem Räthſel
Hält der Wahnſinn zugeriegelt.

Nur wer meiner Macht ſich hingibt,
Mir Vertrauen ſchenkt und Liebe,

Der durchſchaut mit Geiſteraugen
Uebermenſchliches Verborgne.

Doch Thamar iſt bibelfeſt und widerſteht allen Argumentationen. Der Engel führt ſie nun zur Schweſter Thirſa, die ein neugeborenes Knäblein ſtillt, führt ſie in eine Höhle überreich an Schätzen, die er ihr verheißt, zeigt ihr in Meerestiefen ſeine Mutter Lilith:

Dichte Wolkendünſte wallen
Wogend aus dem tiefen Abgrund;
Eine graue Meeresfläche
Dehnen ſie ſich unabſehbar.

Bleicher ſchimmern dann die Nebel —
Steigen, fallen und zerreißen,
Bis als dünne, leichte Schatten
Sie in Licht und Luft zerrinnen.

Und es fließt ein gold'ger Aether
Durch die grenzenloſen Räume,
Ueberall belebt von Wundern,
Die ſich regen und bewegen.

Unbekannte Rieſenpflanzen,
Deren Blütenſterne Flammen
Blauen Lichtes, zittern lieblich
Wie ſich küſſend ineinander.

Unter ihrem duft'gen Schirme
Wiegen ſich auf Silberwölkchen
Eines Weibes üpp'ge Glieder,
Schaumgeborne, roſ'ge Glieder.

Wolluſt brennt aus ihren Lippen,
Athmet aus des Buſens Wogen,
Aus des ſüßen Nackens Fülle,
Den ein finſtrer Geiſt des Abgrunds,

Im Gefühl der Luſt verloren,
Bebend küßt und heiß umklammert —
Da ſchleicht Jezar Horra näher
Sich zu Thamar hin und flüſtert:

„Siehe, dieſes Weib iſt Lilith,
Das iſt meine ſchöne Mutter,
Ew'ge Jugend, ew'ges Lächeln
In dem Aug' voll Sinnlichkeiten.

Was ſie denkt, wird zu Geſtalten,
Was ſie fühlt, wird zu Geſchöpfen,
Lauter lüſternen Geſchöpfen,
Die der Menſchen Hirn beſuchen.

Thamar! Willſt du mich beſeel'gen,
So wie Lilith jenen Engel,
Leih' ich deiner Menſchenſchönheit
Ew'ger Jugend gleiches Lächeln!"

Zuletzt erſcheint der böſe Geiſt in Japhet's Geſtalt, doch Thamar erkennt an ſeinem Blicke, daß er nicht Japhet iſt. Am Schluß verſöhnt die Liebe der aus allen Verſuchungen ſiegreich hervorgehenden Tochter Kain's zum Sohne Abel's und ihr glücklicher Bund die erſte Mordſchuld.

Die Dichtung hat zwar mancherlei Anklänge an Byron und Lamartine; auch ſtehen die Trochäen etwas entlaubt ohne den Schmuck der Reime. Dennoch iſt die Erfindung annehmbar, und daß es der Ausführung nicht an dichteriſchem Hauche fehlt, beweiſen die bereits mitgetheilten Stellen.

Wir begegnen Adolf Böttger am liebſten auf dem Gebiet der lyriſch-epiſchen Erzählung; in ſeinen Gedichten vermiſſen wir den tiefern Gedankeninhalt; ſie ſtehen im ganzen unter der Herrſchaft der Phraſe. Dies gilt mehr oder weniger auch von den „Heiligen Tagen" (Nr. 3). Heilig ſind dem Dichter die Tage, die entweder „Natur und Glaube" oder „Geiſt und Welt" dazu gemacht, alſo die kirchlichen Feſttage Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, die Johannis- und Erntefeſte, wie die Gedenktage großer Männer und Thaten. Shakſpeare, Leſſing, Schiller, Goethe, Felix Mendelsſohn, Jahn, die Schlacht bei Leipzig, die Gründung der leipziger Univerſität werden von dem Dichter in den verſchiedenſten Strophen, ottave rime, Sonetten u. a., beſungen. Die Verſe ſind fließend, der Gedankengang meiſt klar und gefällig; doch es fehlt dem Stil Energie und charaktervolles Gepräge. Nur wenige dieſer Gedichte haben echt lyriſche Stimmung, wie z. B. das Gedicht „In der Frühlingsmondnacht":

Wenn nachts ein Weh die Bruſt beſchleicht
Und marternd ſcheucht den Schlummer,
Blick' in den Mond — und bald entweicht
Als Wehmuth all dein Kummer.

Siehſt du der Wölkchen dicht Gewühl
Vor ſeinem Strahl zerrinnen:
Löſt ſich Gefühl dir um Gefühl
Auch in dem Buſen drinnen.

Der Seele Schwingen möchten ſich
Zum höchſten Fluge breiten,
Du weinſt, ja weinſt ſo bitterlich
Und ſchwelgſt in Seligkeiten —

oder reſolute Kraft, wie: „Vor einem Taufbecken", mit dem Schlußvers:

O trieben all, die Höllengrans
Verſpüren ſchon auf Erden,
Sich ſelbſt zuerſt den Teufel aus:
Dann würd' es beſſer werden!

Die meiſten, namentlich in der zweiten Abtheilung, ſind „Gelegenheitsgedichte", in denen die Gelegenheit als äußere Veranlaſſung auch oft noch mit manchen proſaiſchen Wendungen in die innere dichteriſche Geſtaltung hinübergreift.

4. Album ſchleſiſcher Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poeſie in Breslau. Fünfte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleſien darf ſich zwar im 19. Jahrhundert keiner dritten Dichterſchule rühmen; dennoch iſt es diejenige preußiſche Provinz, in welcher die literariſche Production am meiſten in Blüte ſteht, ſie hat ſelbſt vor den Rheinlanden und vor Oſtpreußen, obgleich auch dieſe Provinzen in Sangesgenoſſenſchaften und Dichteralbums ein lyriſches Geſammtſtreben offenbarten, einen unleugbaren Vorſprung. Die Geburts- und Taufſcheine namhafter Schriftſteller weiſen öfter auf die ſchleſiſche Heimat hin, als man, bei der Verſchiedenheit der Richtungen, welche dieſe Autoren eingeſchlagen haben, anzunehmen geneigt iſt. Der Phantaſiereichthum des ſchleſiſchen Volksſtammes, ſeine ſanguiniſche Beweglichkeit und Empfänglichkeit, ſeine Fähigkeit zu begeiſterten, ja exaltirten Stimmungen ſind unleugbar ebenſo viele Eigenſchaften, die das poetiſche Ta-

lent bilden helfen, namentlich aber für die Lyrik ins Gewicht fallen. Die neuern ſchleſiſchen Lyriker Friedrich von Sallet, Max Waldau, Graf Strachwitz haben daher auch bei aller Verſchiedenheit einen gemeinſamen Zug, der ſich in dem Gedankenernſt des erſtern, wie in der glänzenden geiſtigen Beweglichkeit des zweiten und dem energiſchen Aufſchwung des dritten gleichmäßig ausprägt. Von dramatiſchen Dichtern brauchen wir blos auf Ernſt Raupach hinzuweiſen, der ein Jahrzehnt hindurch die norddeutſche Bühne beherrſchte, auf Heinrich Laube, auf Guſtav Freytag, der als Romandichter noch einen weiter verbreiteten Ruf gewonnen als die Schleſier Karl Spindler, Wilibald Alexis und Robert Giſeke; wir brauchen nur auf den kritiſchen Hitzkopf Wolfgang Menzel hinzuweiſen und zum Schluß auf den typiſchen Vertreter der provinzial-ſchleſiſchen Dichtung in Lyrik, Drama und Roman, Karl von Holtei, den Veteranen, welchen bei ſeinen letzten Rundzügen von Stadt zu Stadt die ganze Provinz gefeiert hat, um den großen Reichthum Schleſiens an Schriftſtellern und Dichtern, die in der gegenwärtigen Literaturepoche eine hervorragende Rolle ſpielen, der Mitwelt ins Gedächtniß zu rufen.

Doch auch abgeſehen von den namhaften Vertretern des ſchleſiſchen Parnaſſes regt ſich in weiteſten Kreiſen der Provinz der poetiſche Trieb. In Breslau beſtanden längere Zeit zwei Dichterkränzchen, welche ſich neuerdings unter den Fahnen eines „Vereins für Poeſie" verſammelten und in dem uns vorliegenden „Album ſchleſiſcher Dichter" bereits die fünfte Sammlung dichteriſcher Gaben veröffentlichten. Wir vermiſſen in dieſer Sammlung einige Dichter, die uns in den frühern begegneten und als die begabteſten, mindeſtens formgewandteſten erſchienen, wie z. B. Dietrich. Was wir ferner vermiſſen, iſt, wir möchten ſagen, der moderne Gedankeninhalt, eine gemeinſame geiſtige Richtung. Geſchichten aus dem Alterthum, mittelalterliche Balladen, neue Genrebilder wechſeln mit leichtern Liedern, mit dichteriſchen Monologen. Es fehlt nicht an Abwechſelung, doch an einem durchgreifenden Stilgepräge, das die freiere Bewegung der einzelnen Talente nicht hemmen oder gar ausſchließen würde. Es iſt im ganzen Experimentalpoeſie. Am wenigſten aber machen die Gedichte den Eindruck, welchen der Prologdichter Rafael Fickenſtein proclamirt, als habe der Verein Großes zu ſchaffen ſich erkühnt, und als meſſe die Jugend die herniederblinkenden Sterne „mit dem Auge des Titanen". Großes und Titaniſches haben wir in der Sammlung vergeblich geſucht; auch wollen wir ihr das nicht zum Vorwurf machen. Denn das zu ſchaffen, iſt immer nur eigengearteten Begabungen gegeben, und der titaniſche Kothurn verwandelt ſich allzu leicht in einen Soccus, wenn ihn Talente von mittlerm Wuchs an die Füße ſchnallen.

Das Finckenſtein'ſche Widmungsgedicht hat einige hübſche Strophen; doch iſt es ungleichmäßig gearbeitet und verfällt oft in baare Proſa. Eine „verdorrende Quelle" iſt ein uncorrecter, eine „aufgemachte Bahn" ein nicht richtiger Ausdruck; denn man macht die Thüre auf, aber nicht die Stube. Verſe wie die folgenden:

Denn es fehlt nicht an der Luſt zum Dichten,
Und ſo manchem iſt die Muſe hold,
Aber auch dem beſten wird mit nichten
Einer Anerkennung Ehrenſold —

ſind gereimte Proſa.

Wenn der Dichter übrigens Opitz, Gryphius, Günther feiert, doch von dem abgeblühten Lenz der ſchleſiſchen Poeſie ſingt:

Hier und da wol ſich ein Vöglein flüchtet
Auch von uns zum deutſchen Dichterwald,
Froh, wenn heut', wo alles ſingt und dichtet,
Nicht vergebens ſeine Stimme ſchallt —

ſo brauchen wir blos auf die obenerwähnten Namen zu verweiſen, um dieſe Klage als eine gänzlich unberechtigte zu bezeichnen. Denn der gegenwärtige Antheil Schleſiens an deutſcher Poeſie iſt kein diminutiver.

Von Finckenſtein ſind überdies zwei „Prologe zur Shakſpeare- und Dante-Feier" mitgetheilt, ſchwunghaft in einzelnen Verſen, aber ebenfalls oft durch unſchöne Wendungen getrübt, wie:

Sie ſtammte nicht aus jener frechen Schule,
Die ſchon in Babylon herumgeranzt.

Das Gedicht „Ins Stammbuch eines jungen Mädchens" iſt zart empfunden, doch auch hier finden ſich Wendungen, die aus allen Himmeln ſtürzen, wie die folgende:

So rein, wie du aus Gottes Hand gekommen,
Die Seele noch von keinem Hauch befleckt,
Verbleibe auch zu deinem Nutz und Frommen,
Bis dich der Himmel aus dem Traume weckt.

Recht friſch ſingt der Deutſchamerikaner Hugo Andrieſſen, wenngleich er's mit der Metrik nicht ſo genau nimmt und muntere Daktylen in ſeine Jamben mit hereinhüpfen läßt. Die Gedichte von Friedrich Barchewitz ſind ungleich an Werth; doch nicht ohne lyriſche Stimmung in Herbſt- und Winterbildern. In den „Malerliedern" findet ſich das folgende hübſche Gedicht:

Im Walde einſam ſteht ein Haus,
Die Fenſter klein, ſein Dach iſt mooſig.
Da tritt ein holdes Weib heraus
Mit einem Knaben, blond und roſig.

Der Buchen Kronen, kühl und grün,
Durchbrechen glänzend goldne Lichter;
Wie eine Roſ' und Knospe blühn
Die beiden ſchönen Angeſichter.

Hoch ſteht das Weib und drückt voll Luſt
Ans Mutterherz den holden Knaben:
So muß Maria an der Bruſt
Das Jeſuskind getragen haben.

O, erſtes liebes Bild, das mir
Auf meiner Irrfahrt hier begegnet,
Mein erſter Raſttag ſei vor dir
Und dieſe Stunde hoch geſegnet!

Die Gedichte von Klara Beſtd gehören zu den beſten der Sammlung; ſie ſind ſtimmungsvoll und pointirt:

Warum?

Warum muß jener Sonnenſtrahl
In dieſe enge Gaſſe ſchlüpfen,
Da doch viel andre frei im Thal
Hin auf des Baches Wellen hüpfen?

Weil dort in feuchter Dunkelheit,
Von schwerem Elend tief umnachtet,
Bang' nach des Lichtes Seligkeit
Von Thränen trüb' ein Auge schmachtet!

Das Gedicht „Vorsicht" ist durch das unglückliche Wort „Schelmigkeit" leider entstellt, sonst enthält es ganz vortreffliche Verse:

Vor dem rechten Frühlingsgruß
Kommt erst Sturmesbrausen.

Tritt das Leben dir recht zart,
Spielend, süß entgegen,
Fürchte, daß dir's aufgespart
Sturm auf fernern Wegen!

Doch, wenn's dich mit Trotz und Groll
Zeitig packt und schüttelt,
Hast du schon, was kommen soll,
Und bist wach gerüttelt.

Karl Beuthner liebt Blumenlyrik, fleurs animés; die Schneeglöcklein und Herbstzeitlosen läuten in „Der Blumen Lenztag" und „Der Blumen Sommertag", doch schwebt über den formklaren Gedichten eine phantasievolle, wenn auch etwas blendende Beleuchtung, ähnlich wie sie die Lampen eines illuminirten Gartens auf die Blumenboskets und Buschrondels fallen lassen.

Siegfried Eisenhardt wirft „Den Gewaltigen" einen poetischen Fehdebrief zu. Sie sollen den Unterdrückten Gerechtigkeit, dem Bürgersinn Vertrauen entgegenbringen, dann wird die Geschichte ihren Ruhm verkünden:

Und wenn Jahrhunderte vergangen
Und selbst der letzte Purpur fällt:
Ihr werdet unvergänglich prangen
Im Heldenbuch der ganzen Welt.

Uns scheint der eventuelle Preis zu überschwenglich für die That; denn Gerechtigkeit ist doch die verdammte Pflicht und Schuldigkeit jedes Sterblichen.

Dorothea Erstling hat ein paar sinnige Erstlingsversuche geliefert; der Duft dieser geopferten Erstlinge ist der Kritik angenehm. Es ist ganz hübsch gedacht, wie Hölle und Himmel sich um das Dichterherz streiten, wie Gott dem unsteten Schmerz ein ganzes Reich, die Einsamkeit, schenkt! „Das Reich der Phantasie" ist ein buntes Gemälde mit freien Rhythmen und der sinnreichen Schlußwendung, daß ein einziger prosaischer Hauch ihre ganze Schöpfung in Schutt und Asche wandelt.

Eumenes, Mitglied aus Iserlohn, vertritt in der Sammlung das antikisirende Element, besingt „Saône und Rhône" in tadellosen, spondäischen Distichen, bringt zwei Erzählungen aus dem Alterthum: den etwas zu langathmigen „Kallistratos" und die holde „Rhodopis", eine Aegypterin, deren vom Adler geraubter Schuh auf den Fürsten Amasis eine ähnliche Wirkung ausübt, wie der Pantoffel der schönen Ilse auf den Mann der „Verlorenen Handschrift" — nil novi sub sole. Von den Epigrammen heben wir das folgende hervor:

Die Sonnenuhr.

Leuchtet mir Phoibos klar, dann zeig' ich die wandelnde Stunde;
Aber ich zeige sie nicht, hüllt er in Wolken sich ein.
Thue desgleichen wie ich! Die heiteren Stunden des Lebens
Zeichn' und merke dir, Freund, aber die trüben vergiß!

Ein anderer Alterthumsfreund ist Robert Gründler, der den Stil der im Alterthum spielenden Schiller'schen „Balladen" uns nachahmend zu Gehör bringt. Wer diese mit etwas fremdartig klingenden Titeln: „Protesilaos und Laodamia", „Katreus und Althämenes", „Thamyris", geschmückten Erzählungen liest, der glaubt in „Kassandra", in den „Kranichen des Ibykus", im „Siegesfest" zu blättern — so bekannt gemahnen uns diese Strophen:

Und Freude in den hohen Hallen
Umsteht geschmückt den Herrscherthron,
Da hört man Jubelchöre schallen
Dem eingebornen Königssohn.

Da muß man doch nolens volens an Schiller denken:

Freude war in Trojas Hallen —
Jubelchöre hört man schallen u. s. w.

Einen mehr humoristischen Ton schlägt Adalbert Harnisch an, wie in dem ersten Lied mit dem Refrain: „'S ist alles mein", und in dem vinopathischen Liedchen: „Meinem hydropathischen Vetter." Diese Gedichte sind frisch, einfach, sangbar und erinnern an die Lieder von Kopisch.

Max Heinzel ist uns aus frühern schlesischen Dichteralbums als ein formgewandter Sänger bekannt, der die Empfindung oft mit wohlthuender Innigkeit ausdrückt. Dies bestätigt sich auch hier wieder in den Gedichten: „Lebewohl", „Sonntagsfeier", „Sommermittag". Das letztere lautet:

Wenn die Somm' am Sommermittag
Ihren glühsten Brand versendet
Und aus ihrem Strahlenborne
Höchsten Glanzes Fülle spendet,
Liegt ein wunderbares Schweigen
Ueber Wald und Flur ergossen,
Als ob schlaf- und traumbefangen
Erde still ihr Aug' geschlossen.
Doch sie schläft nicht und sie schweigt nur,
Klangesarm zu dieser Frist,
Weil das seligste Entzücken
Ohne Wort und Sprache ist.

Die französischen Nachdichtungen sind leicht geflügelt, man merkt ihnen nicht die Mühe des Uebersetzens an. Daß der Dichter indeß „Alboin und Rosamunde" in einer Ballade besungen hat, erscheint wenig gerechtfertigt bei einem bis zur Trivialität abgetragenen Stoffe, welcher zwar in fließenden Versen behandelt, dem aber keine neue charakteristische Seite abgewonnen wird.

Friedrich Klose tritt als Platenide auf; er besingt seinen Meister in ottave rime, deren reine, volltönende und nicht abgebrauchte Reime alles Lob verdienen. Eine Ausnahme machen nur „widmen" und „Rhythmen". Auch Schiller wird gefeiert in den trochäischen Tetrametern der Platen'schen Lustspielchöre, in einer Dichtung, der es nicht an Schwung fehlt, die indeß historisch zu weit ausholt.

Alexis Lomnitz ist ein Poet, bei dem die gedankenreiche Reflexion vorwiegt, theils in kleinern Albumblättern und Denksprüchen:

Leicht wol ist es, im Gedränge
Vorzugehen mit der Menge;
Doch der Menge vorzugehen
Werden wenige verstehen! —

theils in größern Elegien wie: „Vor dem Porträt meiner Mutter", der allegoriſchen Dichtung „Dornenröschen" und dem lyriſchen Monolog „Camoens".

Theobald Nöthig trifft den liederartig muſikaliſchen Ton. Das Lied: „Mit dem Volke", erinnert an die Sangesweiſe Béranger's. Malwine Peisker beſingt den Glauben an Unſterblichkeit in dem Gedicht: „Das hohe Ziel"; H. Pleban gibt eine blutige Waldballade: „Die drei Fichten"; Otto Poſtel ſchreibt den Namen Eichendorff auf ſeine Dichterfahne und beſingt demzufolge „Träume" und „Die blühende Linde". Am gelungenſten iſt das Gedicht: „Fahr' wohl", mit den ſchlichten, doch warmen Schlußverſen:

Fahr' wohl, es kann nicht anders ſein!
Still deck' ich alles zu.
Mein Herz, nach Luſt und bittrer Pein,
Nun fand es endlich Ruh'.

Nicht denk' ich dein voll Bitterkeit,
Die einſt mir alles war.
Ich ſegne dich dafür noch heut';
Fahr' wohl auf immerdar!

Robert Rückwardt iſt etwas verſchwommen in ſeiner elegiſchen Lyrik und gebraucht in ſeiner, den Helden von Düppel gewidmeten Epinikie bisweilen proſaiſche Wendungen:

Denn ein Ereigniß — laßt es ſo mich nennen,
Und wär's auch nicht die Schlacht bei Salamis,
Der düppler Sturm —, wir müſſen es bekennen,
Er war ein Troſt in dieſem Aergerniß.

Anſprechend ſind die beiden Gedichte von A. Schadenberg, die Ballade: „Nordiſche Liebe" und die Epiſtel „An den Präſidenten des deutſchen Turnvereins zu Trieſt". Das ſchwunghafte „der Verſammlung deutſcher Schriftſteller" gewidmete Gedicht von Hugo Söderſtröm iſt bereits in deutſchen Blättern veröffentlicht worden. Unklar und in der Form noch nicht reif ſind die Gedichte von K. Walter. In dem Gedichte „An die Liebe" kommt folgende, für die Menſchheit wenig ſchmeichelhafte Stelle vor:

Dankt ihm! Dank für euer Leben!
Irdiſch lebt der Menſch als Thier;
Doch ſind ew'ge Engel wir
Dort einſt — wo die Sterne ſchweben.

Eine taube Nuß iſt das barocke Epigramm „An einen Schuhmacher":

Verbrecher, bedenk' deine Werke!
Dein Thun iſt ein ewiges Scheiden:
Vom Vaterland trennſt du die Völker.

Von den mitgetheilten Gedichten von Albert Weiß verdient die ſtimmungsvolle Ballade „Lochlevin" den Preis.

Das umfangreichſte Gedicht der Sammlung iſt „Maria Potocka" von A. Graf S***, eine poetiſche Erzählung, welche den auch von Puſchkin in „Der Bronnen von Baktſchi-Serai" behandelten Stoff in fließenden Verſen von meiſt lebendigem Colorit und ſtellenweiſe dramatiſcher Kraft reproducirt. Als Probe diene die einleitende Schilderung der Steppen der Ukraine:

Kein Weg — kein Steg auf weiter Au',
Kein Berg, ſoweit der Himmel blau!
Die tiefe Ebne weit und breit
Entrollt das Bild der Ewigkeit.
Kein Pflug entzieht (?) im Furchengleis
Dem müden Bauer ſeinen Schweiß.
Nur Rinder ſchleichen mit Beſchwerde
Im feuchten Gras der fetten Erde,
Und Trappen flattern ſcheu im Lauf
Mit trägem Flügelſchlage auf.
Doch horch! Da kommt es angeſprengt —
Ein Pferdetrupp, der ſeitwärts drängt,
Und immer näher ſtürmt's heran.
Ein Schimmel führt die Heerde an.
Die Nüſter ſchnauft — es weht der Schweiß,
Noch feucht vom letzten Morgenreif:
Dahinter tobt der Rappen Schar,
Ein Geiſterbild, des Lichtes bar.
In reiner Luft, die blau und hell,
Entſprüht als Dampf des Athems Quell.
Des Wieherns Ruf — der Feuerblick,
Der Sehnen Mark — das Stahlgenick,
Das volle Haar — die dichte Mähne —
Das ſind die Stuten der Ukraine!
Sie ſtutzen — bäumen, hart bedrängt;
Vielleicht hat ſie ein Wolf zerſprengt;
Vielleicht, daß ſie des Sturmes Nahen
In einem Schneegewölke ſahen.
Dann iſt's der letzte Froſt im Jahr;
Denn rings beut ſich der Frühling dar.
Schon zieht der Krähen Schwarm nach Nord
Zum kältern Land der Düna fort;
Schon ſprießen Blumen über Nacht
Im Boden auf voll bunter Pracht;
Und ſchon entfaltet die Natur
Den Zauberreiz der weiten Flur.

Nur einzelne Wendungen ſind nicht vollkommen correct oder ſtreifen an die Proſa.

Von der dichteriſchen Begabung, welche dem ſchleſiſchen Volksſtamm eigen iſt, legt dies Album neues Zeugniß ab. Es ſind Beſtrebungen der jüngern dichteriſchen Generation, die in jeder Hinſicht Aufmunterung verdienen.

5. Gedichte von Marie Harrer. Hannover, Hahn. 1866. 12. 1 Thlr.

Die Mehrzahl dieſer Gedichte gehört in das Gebiet der pädagogiſchen Lyrik und wird am meiſten von Erzieherinnen und Müttern nachempfunden werden. Die Verſe ſind fließend; im ganzen herrſcht der reflectirende Ton vor. Die Grundſtimmung iſt fromme und humane Geſinnung, die ſtets der menſchlichen Leiden eingedenk iſt. Die Formgewandtheit der Verfaſſerin zeigt ſich in den Nachdichtungen engliſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Poeſien. Ganz trefflich iſt namentlich das ſchöne Victor Hugo'ſche Gedicht: „Blume und Schmetterling", überſetzt. Schade nur, daß gerade der Alexandriner, der die Pointe des Gedichts trägt:

So faſſe Wurzel oder laß mich Schwingen tragen,
Wie du, mein Freund —

um ſeine Cäſur gekommen iſt.

6. Gedichte von Rheinfels. Stuttgart, Kröner. 1866. 16. 18 Ngr.

Stimmungsvolle Klänge, meiſt an ein Naturbild, an die verſchiedenartige Beleuchtung der Tag- und Jahreszeiten anknüpfend, doch in der Form nicht genügend durch-

gebildet. Hin und wieder finden ſich unmotivirte Inverſionen; auch iſt die Zahl ganz unreiner Reime allzu groß. Wir theilen als Probe des Gelungenen ein hübſches Gedicht mit:

Roſenzeit.

Die Nachtigall, vom Lenz geſandt,
Sie ſang zumal bei Nacht,
Da ſind die Roſen, liebentbrannt,
Gar plötzlich aufgewacht.
Nun iſt mein Herz voll Seligkeit,
Das kaum noch trüb und todt:
Willkommen, wonneſame Zeit
Mit Roſen weiß und roth.

So wohlig ruht es mir im Herz,
Vorbei iſt aller Gram,
Es blüht die Liebe allerwärts,
Weiß nicht, wie ſchnell es kam.
Nun iſt die Welt voll Herrlichkeit
Nach aller Wintersnoth:
Willkommen, wonneſame Zeit
Mit Roſen weiß und roth.

Nun ruh' auch du, mein Lieb, mit mir
Im duft'gen Roſenreich,
Mit rother und mit weißer Zier
Schmück' ich dich engelgleich!
In ſolcher Luſt lach' ich dem Neid,
Den mir die Welt entbot:
Willkommen, wonneſame Zeit
Mit Roſen weiß und roth.

Auf deine Wangen roth und weiß,
Wie dort die Roſenpracht,
Drück' ich, mein Lieb, viel Küſſe heiß,
In liebesprüh'nder Nacht.
Und ſinge da in Luſt und Freud,
In deinem Arm ein Gott:
Willkommen wonneſame Zeit
Mit Roſen weiß und roth!

7. Gedichte von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwediſchen. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Ein königlicher Sänger, der ſich ein warmes Empfinden für die Natur, eine ſchlichte, tüchtige Geſinnung bewahrt hat, der ungekünſtelt dichtet, wie's ihm ums Herz iſt, gehört gewiß zu den ſeltenen Erſcheinungen in der Literatur. Die Gedichte des jetzt regierenden Königs von Schweden, der ſich durch die Energie, mit welcher er eine volksthümliche Reform der ſchwediſchen Repräſentation durchgeſetzt, in der Geſchichte Schwedens einen dauernden Namen gemacht hat, ſind von ſolcher Stimmung und Geſinnung durchdrungen. Wir haben heutigentags eine große Zahl gekrönter Schriftſteller, doch ſolche ſtille Naturlyrik liegt ihnen fern. Der Schwedenkönig beſingt die weiße, zartſtengelige Lilie, die grünen Haine von Beckaſog, die Schönheiten ſeines Sommerſchloſſes Drottningholm am Mälarſee, Abendſtimmen und Mondnacht, preiſt den keuſchen Geiſt der Frau, dem die Könige des alten Régime keine Hymne geſungen hätten. Freilich, in dem letzten Gedicht: „Vormals!" in den ſchlagkräftigen Trochäen weht altnordiſcher Kampfesmuth, patriotiſcher Ruhmesdurſt. Es iſt ein Aufruf, der alten Heldenſchatten, die in den Gräbern ſchlummern, und ihrer ſchönen Thaten würdig zu ſein:

Wir erwachen
Auch vielleicht noch
Aus dem Schlummer,
Der uns feſſelt,
Scharen uns um
Früh're Fahnen,
Folgen unſerm
Edeln Vorbild,
Kämpfen wie es
Helden ziemet,
Leben, wirken,
Sterben mannhaft!

Doch wen erquickte nicht die Geſinnung, die ſich in dem Gedicht „Die Einſamkeit" ausſpricht? Der Schmetterling räth dem königlichen Dichter, das Leben zu genießen in flüchtigem Wechſel; doch der Dichter ſagt ihm: meine Bahn iſt nicht die deine! Da hört er eine andere Stimme, die Stimme des Felſens:

„In der Einſamkeit, o Jüngling,
Wohnt die hohe, wahre Kraft.
Blicke ſtolz empor, allein,
Und du bieteſt Trotz den Stürmen
Und des Blitzes Himmelspfeilen.
Macht und Ehre ſtammen nimmer
Aus dem Dunkel der Verweſung.
Nur mit einer Bruſt von Stein
Meideſt du des Lebens Schmerzen,
Auf der Höhe, kalt und einſam,
Strahlt die goldne Herrſcherkrone."

Alſo ſpricht der graue Felſen,
Doch erblick' ich ſchon am Abend
Seine Purpurkron' erblaſſen
Mehr und mehr. Der Himmel gab ſie
Und der Himmel nahm ſie wieder,
Bald birgt ſich der Fels im Dunkel
Wie die kleinſte, zarte Pflanze.
Und ich denke: Kurze Größe,
Glanz der Macht, geträumte Ehre,
Wie ſo bald ſeid ihr entſchwunden!
Heil'ge Sehnſucht, die mich feſſelt,
Himmelsblitz, der du mich brenneſt,
Du biſt ewig! Ich will nicht
Wie der Fels mich dir verſchließen.
Lieber leiden Lebensſchmerzen,
Als lebendig zu verſteinern,
Lieber Glut vom Himmel bringen,
Als aus Mißgunſt und aus Hochmuth
Ewig in der Höhe frieren.

Das ſind Worte, die den Dichter ſchmücken und den König ehren. Rudolf Gottſchall.

Der Krieg von 1815.

(Beſchluß aus Nr. 23.)

Der Geſchichte des Wiener Congreſſes läßt Könige eine Darſtellung des „Feldzugs von Belle-Alliance" folgen, für welchen er intereſſantes und werthvolles Material in den Archiven gefunden: Aufſchlüſſe über manche bisher unaufgeklärte Thatſache, Anſichten der Feldherren, die ſie in ihren Correſpondenzen und Berichten ausgeſprochen haben. Blücher zeichnet ſich darin wieder in ſeiner draſtiſchen Weiſe aus. Welchen Eindruck der alte Feldherr

auf Wellington bei der bekannten Besprechung am 16. Juni gemacht, hören wir aus einem Manuscripte Dörnberg's, welches Köniğer ebenfalls im Archive des preußischen Generalstabes gefunden und benutzt hat. Dörnberg wohnte jener Besprechung bei, zu ihm sagte Wellington, als Blücher fortritt: „What a fine fellow he is"; „Was für ein prächtiger Kerl!" würde das zu übersetzen sein. Den großen Entschluß Gneisenau's, nach der verlorenen Schlacht bei Ligny auf Wavre mit Preisgebung seiner Verbindungen zu marschiren, den auch Veitzke in seiner hohen Bedeutung darstellt, weist Köniğer als schon während der Schlacht, nicht erst auf dem Rückzuge gefaßt nach. Ein authentischer Brief des jetzigen Generals von Wussow bestätigt, was Köniğer darüber im Archiv gefunden hat. Die nächsten Folgen des Siegs, seine Opfer und seine Bedeutung werden in einem besondern Kapitel dargestellt. Auch die zerrüttenden innern Folgen, die fast immer mit großen Thaten verbunden sind, werden nicht verschwiegen; der Verfasser theilt aus den Acten des Generalstabes Blücher's Befehl vom 20. Juni mit, in welchem er ausspricht, daß die Armee durch die letzte Schlacht größtentheils in Unordnung gekommen sei, und für die eigenmächtige Entfernung einzelner von den Regimentern die strengsten Strafen bestimmt. Aus dem Nachlasse des Feldmarschalls Knesebeck lesen wir, was Blücher an diesen und an den König geschrieben, als ihm die neue Wendung der Dinge in Paris angezeigt und er um einen Waffenstillstand gebeten wurde. Ersterm erklärt er: „Ich werde durchaus keinen dergleichen verfänglichen Vorschlägen Gehör geben, sondern gerade auf Paris losgehen, wenn ich nicht durch den Tod oder die Auslieferung Bonaparte's, die Uebergabe aller Festungen an der Sambre, Maas, Mosel und Saar, und die Einräumung der Provinzen bis zur Marne mit Sicherheit mit diesem verrätherischen Volke unterhandeln kann." An den König meldet er dasselbe und fährt fort: „Ich hoffe, daß ich hierbei ganz Ew. Majestät Willen gemäß handle und bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern."

Blücher's Adjutant, Graf Nostiz, wurde dann zu neu angeknüpften Unterhandlungen nach Laon geschickt; er hatte unbedingte Vollmacht, aber nur auf folgende Bedingungen: 1) Auslieferung Napoleon's; 2) Uebergabe von Paris; 3) Uebergabe sämmtlicher Festungen an der Maas, Mosel und Sambre nebst Laon, Lafere und Soissons. Die Verhandlungen wurden sehr warm und zerschlugen sich, der Haß gegen die Bourbons äußerte sich dabei sehr bitter: „Eher könnte ein donischer Kosack den Thron von Frankreich besteigen als Ludwig XVIII.", sagte Sebastiani. Die Denkschrift, welche Nostiz über diese Unterhandlung eingereicht, ist ebenfalls im Archiv und enthält, abweichend von Bernhardi, noch die Mittheilung, daß Lafayette über Napoleon's Auslieferung, welche die andern als gegen die Ehre der Nation erklärten, geäußert habe: „Das werde keine Schwierigkeiten machen", worauf er seine Gefährten in ein Nebenzimmer geführt habe und mit ihnen bald befriedigt zurückgekehrt sei. Nostiz meint, er habe wol die Auskunft in einer Entweichung Napoleon's nach Amerika gefunden. Darauf kam noch ein letzter Erfolg der französischen Waffen, der Ueberfall von Versailles, für welchen Köniğer's Werk außer deutschen Quellen noch die Erzählung eines französischen Offiziers im Archiv des Generals benutzt hat; wir könnten noch manche Details von preußischen Offizieren hinzufügen. Die Verbündeten rückten am 7. Juli in Paris ein; Blücher wollte weder einen feierlichen Einzug, noch für sich ein Quartier in der Stadt, quartierte aber, trotz der Warnungen Wellington's und gegen die Wünsche Ludwig's XVIII. seine Soldaten bei den Bürgern ein, ließ alsbald die Zurücknahme der geraubten Kunstschätze beginnen, gab Befehl, die Brücke von Jena zu sprengen, und legte der Stadt eine Kriegssteuer von 2 Millionen Francs, sowie die Ausrüstung und Bekleidung für 110000 Mann und die Auszahlung eines zweimonatlichen Soldes für die Armee auf.

Die Transactionen darüber sind nach Briefen Gneisenau's an Knesebeck geschildert. Wir lesen auch, wie Gneisenau dem Könige seine Auffassung über den Frieden vorgelegt hat. Die Stimmung der Gemüther sei eine völlig andere als vor 15 Monaten und im größten Theile von Frankreich gegen die Bourbons, nur „alte Frauen, abgelebte Männer, Höflinge ohne Charakter und Muth" seien königlich, die übrigen Jakobiner oder Bonapartisten. „Es würde auch gegen die Meinung von Ew. Maj. Armee verstoßen, Blut für die Wiedereinsetzung eines Hauses zu vergießen, das Ew. kön. Maj. kein Wort des Dankes für den wiedereroberten Thron gesagt hat, das gegen das gegebene Versprechen die preußischen Kunstschätze zurückhielt und zuletzt, alle Gesinnungen der Ehre und Dankbarkeit vergessend, ein Bündniß gegen Ew. Maj. schloß" (auf dem Congreß 1814). Zur Sicherung Deutschlands müsse Frankreich auf die Grenzen unter Ludwig XIII. zurückgeführt werden, es müsse alle Festungen und Landstriche abtreten, deren Flüsse sich in die Mosel, Maas, Schelde und Lys ergießen. Preußen müsse Mainz, Luxemburg, Thionville und Longwy für sich fordern, von Baiern könne man vielleicht die alten Stammlande Ansbach und Baireuth wiedererwerben, wenn man dafür sorge, daß dieses in Elsaß oder Lothringen entschädigt werde. Aber Preußen konnte auf keinen Verbündeten in dieser Auffassung zählen. Vergebens legte Wilhelm von Humboldt dem Ministerrath eine schlagende Widerlegung der künstlichen Ausführungen Kapodistrias' über den Zweck des Kriegs vor, in welcher er daran erinnerte, daß die Verbündeten sich nirgends verpflichtet hätten, das französische Gebiet unberührt zu lassen; man habe allerdings nur gegen Napoleon Krieg führen wollen, aber Frankreich habe dessen Sache erwählt, es würde die Folgen seiner Siege angenommen haben, es müsse auch die

Folgen seiner Niederlage mit tragen. Das Recht, Abtretungen zu verlangen, sei unzweifelhaft, die Pflicht dazu, den eigenen Völkern gegenüber, sei es nicht minder. Hardenberg entwickelte dann in einer besondern Denkschrift die Forderungen näher; für Deutschland wäre das nordöstliche Lothringen und der Elsaß mit ihren Festungen, namentlich Metz und Strasburg zu verlangen. Die deutschen Mittelstaaten stimmten diesen Forderungen bei, welche allein geeignet waren, die große Frage wirklich zu schlichten; Baiern erklärt sich dafür, auch wenn es keinen unmittelbaren Gewinn davon haben sollte, und der Kronprinz von Würtemberg arbeitete selbst eine Denkschrift aus, in welcher besonders die durch die bittere Erfahrung der Jahrhunderte bewiesene Abhängigkeit Südwestdeutschlands von Frankreich mit Klarheit und Wärme dargelegt wurde: nur das ganze linke Ufer des Oberrhein gebe Bürgschaft, daß nicht von dieser Stelle aus das Gleichgewicht von Europa wieder umgestürzt werde.

Oesterreich war aber nur mit halbem Herzen bei der Sache, England und Rußland entschieden dagegen, und so kam denn der zweite Pariser Frieden unter seinen für Deutschland traurigen Bedingungen zu Stande. Der Verfasser sagt: „Wenn Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland auf die gemäßigten und gerechten Forderungen der natürlichen Grenze sich vereinigt und fest darauf bestanden hätten, selbst bis zu dem Punkt, daß ihnen England und Rußland den Austrag des Handels allein überließen, so bleibt kaum ein Zweifel, daß sie durchgedrungen wären. Aber das war das Schwierige, das kaum Denkbare, daß sie sich vereinigten, und darin lag die Stärke des Standpunkts von England und Rußland." Während der Friedensverhandlungen ging der Festungskrieg fort. Blücher war voll Aerger über Wellington, der „jetzt mehr den französischen als den englischen General spiele"; zugleich machte ihm die Sicherheit der Monarchen bei den Unruhen in Paris Sorge. „Ich muß Ew. Maj. beschwören", schrieb er, „entweder mehr Kraft gegen diese schändliche Stadt zu zeigen und sie in Furcht und Zaum zu halten, oder diesen Ort zu verlassen und in einer ehrlichen deutschen Stadt diese Welthändel zu entscheiden und zu Ende zu bringen." Die Geldnoth in Preußen hatte den Sold für drei Monate rückständig gemacht, endlich brachte es der Finanzminister Bülow dahin, daß die Zahlung durch Vermittelung berliner Bankiers in Paris erfolgen könne. Blücher lehnte die Annahme ab, und die Art, wie er es that, beweist, welche Gesinnung ihn und sein Heer beseelte. Er schrieb dem Könige: „Die Armee habe nur Ehre gesucht und dem schwer heimgesuchten Vaterlande helfen wollen; sie verlange jetzt nur das Unentbehrliche, namentlich für die Verwundeten und die Kranken: sie wolle sich lieber auf das Aeußerste beschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen ihres Landes nach Frankreich ziehen und so dies Land noch bereichern." Dem Minister theilte er denselben Entschluß mit und fügte hinzu: „Die Armee ist kein Söldnerheer, das um jeden Preis abgelohnt werden muß, sondern sie ist mit der Nation eins, und wenn es nöthig ist, Opfer zu bringen, so ist sie von jeher entschlossen gewesen, es zu thun, wenn nur dadurch dem Vaterlande Nutzen erwachsen kann."

Nach den Schlußbetrachtungen unsers Werks über die Heilige Allianz, welche der Verfasser eine aus edler Absicht entsprungene Täuschung nennt, über den Bund der vier Großmächte zur Aufrechthaltung der eben begründeten Ordnung der Dinge in Europa, der die Quelle der nachfolgenden europäischen Politik wurde und das Zeitalter der Congresse ankündigte, folgt noch die traurige Frage: „Und Deutschland?" Wir heben nur einiges aus der Besprechung derselben hervor: „Waren nicht über drei Viertel der Krieger, welche die Schlachten auf den Feldern Belgiens schlugen, waren nicht drei Viertel der Opfer, welche der Krieg kostete, deutsche Männer? Wie kam es denn, daß Deutschland allein fast ohne Frucht, daß es ohne jede Erfüllung seiner gerechten Hoffnungen aus diesem Kriege hervorging? Haben es die Fremden gethan? Haben es seine Staatsmänner gethan? Beide haben ohne Zweifel ihren Antheil, ihre große Schuld daran. Es ist gut, wenn wir aus dem Kriege von 1815 die Lehre lernen, daß Deutschland von den Fremden niemals etwas zu erwarten hat, daß in großen Stunden das Vertrauen auf die Einsicht, den Willen und die Kraft der Staatsmänner getäuscht werden kann." Aber der Krieg von 1815 enthält in seinem Ausgang noch eine andere Lehre: „War noch in Wien neben der Vertheilung von Macht und Land zu Anfang viel und im Verlauf der Verhandlungen immer weniger die Rede von der Errichtung freier nationaler Staatsgemeinschaften für die Völker, so hatte man in Paris kaum noch eine Erwähnung davon."

Der Verfasser betont, daß die Macht der großen Bewegung im deutschen Volke nicht mehr ausgereicht habe, das große Ziel der Vereinigung seiner alten Grenzlande mit Deutschland zu erreichen, wie sie auch zu Wien nicht ausgereicht, eine wirkliche deutsche Verfassung zu gründen. „Es gibt Zeiten im Leben der Völker, wo der mächtige Wogendrang einer großen Erhebung das gemeinsame Ziel, das alle wollen, unwiderstehlich erreicht. Eine solche Zeit waren die Jahre 1813 und 1814, ein solches Ziel war der Sturz der Fremdherrschaft. Wäre es möglich gewesen, daß mit gleicher Macht noch ein zweites Ziel, die Gründung des neuen deutschen Staats, in der Bewegung gelegen hätte, es wäre in Wien und Paris vollzogen worden, sei es von diesen, sei es von andern Staatsmännern. Damit ist keine Anklage und keine Herabsetzung gegen die Thaten unserer Väter ausgesprochen. Sie haben das Ihre gethan; es ist genug für ein Geschlecht, ein solches Joch abzuwerfen, wie es die Schuld vieler Jahrhunderte über Deutschland gebracht hatte." Und zum Schlusse: „Es bleiben mitten unter dem Eindruck getäuschter Hoffnung die großen Thaten der deutschen Waffen erhebend und ermuthigend stehen. Für das andere genügt die Erfahrung, daß Großes auf Erden niemals zu dauerndem Bestande erwachsen ist, wenn es nicht die Arbeit vieler Geschlechter war." Die Reife des Urtheils, welche der Verfasser in

noch so jungen Jahren bekundet, läßt es bedauern, daß er in seinem engern Vaterlande einst doch keinen umfassendern Wirkungskreis für seinen Geist finden kann; es ist das auch ein Uebelstand der Zersplitterung Deutschlands in kleinere Staaten, daß in denselben so manche reiche Begabung in den zugemessenen beschränkten Verhältnissen sich nicht für höhere Dienste nach ihrer Kraft zu entfalten vermag. In der Wissenschaft aber hemmen die staatlichen Schranken nicht, wie viele Männer, auf welche Deutschland stolz sein kann, bewiesen haben, und so hoffen wir auch, von dem Verfasser des „Kriegs von 1815", über welchen er die Acten ziemlich abgeschlossen hat, noch manches andere verdienstvolle Werk zu lesen.

Karl Gustav von Berneck.

Romane und Erzählungen.

1. Der Jesuit. Roman von dem Abbé ***, Verfasser des „Verfluchten" und der „Nonne". Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des „Verfluchten" und der „Nonne" macht in der Form des Romans einen neuen Angriff auf den Katholicismus, diesmal übrigens einen wirklich sehr schwächlichen und überaus langweiligen. Er erzählt uns die Geschichte eines jungen Franzosen aus vornehmer Familie, der, von den Jesuiten erzogen, in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht wird. Die Erfahrungen bei der letzten Papstwahl, noch mehr aber die Revolution in Paris von 1848 bringen den zum Priester geweihten Jesuitenzögling zu der Ueberzeugung, daß der Orden eine totale Umwandlung erfahren und ein mächtiger Bundesgenosse für die Reformideen sein müßte. Der Gedanke macht seinem Herzen alle, seinem Verstande aber sehr wenig Ehre. Der Plan, den Jesuitenorden zu einem fortschrittlichen Geheimbunde umzugestalten, ist jedenfalls überaus naiv, er ist aber durchaus nicht das einzige Naive in diesem Roman. Die Art und Weise z. B., wie der General Rothaan, bekanntlich ein überaus geistreicher Mann, den jungen Pater über die Theokratie des Jesuitenordens belehrt, die Frage: „Das hatten Sie wol nicht vermuthet, Herr Pater?" ist doch zu kindlicher Natur. Mit großer Weitläufigkeit gibt Rothaan eine Eintheilung der Diplomaten in geriebene und gutmüthige, als ob er mit dieser allbekannten Weisheit eine große Entdeckung gemacht hätte. Die Erzählung von der Stellung des Jesuitengenerals zur Ferdinandinischen Gesellschaft ist gewiß das Einfältigste, was bisjetzt auf Rechnung der Jesuiten erfunden worden ist. Mitunter findet sich eine ganz gute Bemerkung, z. B. über die Armuth des Ordens, der Vergleich mit den andern Mönchsorden, über die Bedeutung der Freiheit des Unterrichts u. s. w. Dann kommt wieder augenscheinlich Apokryphes, z. B. die aufgezeichneten Unterredungen des jungen Paters mit seinem General, die ganze Erzählung von der Revolution in Paris, überhaupt das ganze geschichtliche Material.

Die Hauptanklage der Jesuiten richtet sich in diesem Buche gegen Erbschleicherei und Spionirsystem, von welchen praktische Beispiele angeführt werden. Daß die Jesuiten in der Verbindung zweier Brüder eine amicitiam male olentem sehen, daß die Lehre vom Königsmord nicht feierlich verurtheilt wurde, während ihre Erörterung allerdings verboten ist, gibt dem Verfasser Raum zu Conjecturen.

Der Leser erwarte dabei eben nicht viel Interessantes, Romanhaftes in diesem ewig langen Buche. Da hat Sue seine Sache besser verstanden, viel glücklicher auf den Geschmack seiner Leser speculirt. Die Jesuiten in diesem Buche sind im Grunde alle etwas zu leicht zu betrügen und viel zu wenig patentirte Verbrecher. Wer heutzutage über die Jesuiten schreiben will, muß eine ganze Portion Galle, Gift, Dolch und übernatürliche Verbrechen aus seinem Tintenfaß schöpfen können, sonst ist er langweilig. Ein Ideal hat der sogenannte Herr Abbé übrigens vorgeführt: den Jesuitenpater Montgazin. Nur schade, daß er der ersten Versuchung nicht widersteht und durch fortgesetzten Ehebruch doch auch einige sittliche Bedenken gegen den Idealismus des Verfassers hervorrufen dürfte. Der Held des Romans aber, der Graf und Pater Sainte-Maure, ist beklagenswerth unklar und überspannt. Michelet und Quinet, die Ordensregeln, die Demokratie und die Straßenmesse begeistern ihn abwechselnd und bringen in seinen ohnehin nicht großen Geist einen chaotischen Wirrwarr.

2. Die Verstoßene. Erzählung von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhusen gehört zu jener Klasse von Schriftstellern, die am besten Erschautes oder Erlebtes erzählen, oder die wenigstens einen realen oder historischen Hintergrund für ihre Romane bedürfen. Lebhafte Auffassung und geistreiche Wiedergabe des Erlebten zeichnen diesen Schriftsteller aus; mit psychologischer Feinheit findet und zeichnet er die Motive. Weniger groß aber ist seine Erfindungsgabe, und auch die vorliegende Erzählung bewahrheitet diesen Ausspruch. Eine nicht eben sehr fein angelegte Erbschleicherei bildet den Stoff. Commerzienrath von Havelmann hat früher ein junges Mädchen verführt, deren Mutter ihn mit dem Fluche schreckt, er würde in seinen Kindern die Strafe für sein Vergehen erhalten. Dieser Fluch bestimmt alle seine Handlungen, der Aberglaube beherrscht ihn und überall erscheint ihm in seiner Befangenheit als Wille des Schicksals, was doch im Grunde nur in seiner Einbildung besteht. Das Dämonische dieses Aberglaubens zu schildern, wäre eine Aufgabe gewesen, die der ganzen Erzählung ein erhöhtes Interesse und einen gewissen Werth gegeben hätte. Der Commerzienrath hätte selbst, im Drange seinen Aberglauben zu rechtfertigen, die Erfüllung des Fluchs gewissermaßen herbeiführen müssen. Statt dessen erscheint er von Anfang an von einer fixen Idee befangen, die seinen Hausarzt eine Gehirnerweichung fürchten läßt. In solchem Zustande wird er das Opfer gröblichsten Betrugs, der so plump angelegt und ausgeführt wird, daß eben nur eine Zufälligkeit nöthig war,

um ihn an das Tageslicht zu bringen. Eine Gaunerbande gewöhnlichſter Klaſſe verſteht es, ihm ſeine unſchuldigen Kinder zu verdächtigen, und das mit Mitteln, die nur bei einem an Gehirnerweichung leidenden Manne angewendet werden konnten. Unglaublich iſt die Einführung Eveline's, ihr Verweilen im Hauſe und daß ihre Indiscretion, mit der ſie durch einen gefundenen Brief ſich über die Geheimniſſe des Hauſes unterrichtet, nicht Bedenken erregt; unglaublich ferner, daß man, nachdem ſie länger im Hauſe iſt, nicht einmal ihren Familiennamen kennt, daß der Graf ſich nicht erklärt, als man ihn mit Lydia findet u. dgl. Der Commerzienrath erfährt durch einen Geſchäftsfreund, ſein Sohn habe eine große Summe veruntreut; das Natürlichſte wäre, weiter nachzuforſchen, ſchon um das Geld zu erſetzen; er unterläßt auch dies, macht wenigſtens nur einen einzigen Verſuch dazu u. ſ. w. Freilich, ſolchem unglaublichen Benehmen gegenüber war es den Gaunern leicht, den Vater zu betrügen, und den Leſern bleibt die beruhigende Gewißheit, daß ſolchen Intriguen zum Trotz die verleumdeten Kinder doch wieder ſiegen müſſen. Das geſchieht denn auch ſehr einfach durch die Rückkehr des Sohnes in das älterliche Haus. Zuletzt endet alles zur vollkommenen Zufriedenheit, der Commerzienrath erfährt nicht einmal, daß ſich der Fluch an ſeiner natürlichen Tochter erfüllt hat, ihr Schickſal und das Elend der einſt von ihm Verführten vergißt er „im Anſchauen der ſo glücklichen Gegenwart".

Die Charaktere ſind auch nicht gerade beſonders intereſſant: Odard, Eveline, ihr Bruder ſind einfache Gauner, Pater Benvenuto iſt ein fanatiſcher Mönch, der Commerzienrath ein unzurechnungsfähiger Menſch, die Geſchwiſter und der Graf greifen nirgends thätig in die Handlung ein. Dabei iſt Wachenhuſen mit dem Prädicat Charakter ſchnell bei der Hand, Lydia wird S. 9, Eveline S. 19 ein Charakter genannt, wie man denn überhaupt heutzutage jeden, der nicht ganz ſchablonenmäßig iſt, mit dieſem Ehrentitel betraut.

Eine Bemerkung ſei hier noch gemacht: Es iſt auffallend, wie ſich durch die Vielſchreiberei und durch die Ueberſetzungswuth der Stil verſchlechtert. Selbſt bei Wachenhuſen finden wir ganz ausländiſche Wendungen, z. B. gleich S. 4 in dem Satze: „Ein ſo großes Zahlengenie, wie er war, unterhielt es ihn" u. ſ. w. S. 17 ſchreibt er vom „duftenden Glaſe der Weinreben"; S. 18 läßt er Eveline „mit ihrem geſchlitzten Auge", obgleich ſie doch deren zwei hatte, jemand anſehen; S. 27 wiederholt er ſehr unſchön „vielleicht"; S. 105 ſteht jemand „plaſtiſcher" vor einer Dame. Wie kann man von Gedanken, welche die Tiefe ſuchen, ſagen, ſie „verſchwimmen"; wie unklar conſtruirt iſt überhaupt der ganze Satz: „Ohne ſich unwohl zu befinden, fühlte ſie doch eine Lähmung, eine Erſchlaffung, in welcher unſere Gedanken ſich niemals erheben, ſondern die Tiefe ſuchen, in welcher ihr Colorit ſtets ins Dunkle verſchwimmt".

3. Die Jakobiner in Oeſterreich. Hiſtoriſcher Roman von Eduard Rüffer. Prag, Steinhauſer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß die Aufgabe des Romans in der ſtufenweiſen ſittlichen und äſthetiſchen Entwickelung eines Charakters beſteht, und daß auch der hiſtoriſche Roman dieſe Grundbedingung erfüllen muß — das alles ſcheint ſo bekannt und ſteht ſo feſt, daß man ordentlich Scheu trägt, es zu wiederholen. Immer wieder aber begegnen wir Romanſchriftſtellern, die über das Weſen des Romans ſelbſt im Unklaren ſind. So iſt auch in den „Jakobinern in Oeſterreich" von der Entwickelung eines Charakters gar nicht die Rede. Der Verfaſſer gibt ein Bild von den Zuſtänden des Kaiſerreichs nach dem Tode Joſeph's II. Eine Reihe ſittengeſchichtlicher Gemälde werden vor uns aufgerollt und dieſe durch zwei einfache Liebesgeſchichten, loſe genug, verbunden. Jedes einzelne Kapitel erſcheint wie eine Expoſition, ohne innern und äußern Zuſammenhang. Eine Verwickelung iſt nirgends verſucht, eine Entwickelung iſt demnach nicht zu erwarten, die Löſung macht denſelben epiſodenhaften Eindruck wie das ganze Buch überhaupt.

Der Verfaſſer hat es nicht einmal verſucht, die verſchiedenen handelnden Perſonen und die geſchilderten hiſtoriſchen Facta in einen gewiſſen Zuſammenhang zu bringen. Die deutſch-öſterreichiſche, die ungariſche, die böhmiſche Bewegung gehen nebeneinander her; eine Einheit der Beſtrebung, des Ziels, ein Berühren der verſchiedenen Elemente iſt nirgends zu erkennen. Im ganzen Buche ſtehen Gewitterwolken am Himmel, und der Leſer hat den ermattenden Eindruck, den eine Gewitterſchwüle hervorbringt; man wünſcht zuletzt nichts ſehnlicher als ein tüchtiges Wetter, das die Luft reinigt; aber es verzieht ſich, ehe es zum Ausbruch kommt. Der Verfaſſer läßt zu wenig geſchehen und zu viel reden; in den Handlungen aber muß ſich der Charakter des Helden entwickeln, und nicht durch Geſpräche und Selbſterläuterung. Der Stoff iſt dabei glücklich gewählt — wenn wir nicht irren, iſt er übrigens ſchon von Franz von Pulszky in ſeinen „Jakobinern in Ungarn" benutzt —, aber die Ausführung iſt mislungen. Faſt in jedem Kapitel werden neue Perſönlichkeiten vorgeführt, welche Reden halten, Verſchwörungen anzetteln, Intriguen erſinnen, Programme entwerfen. Die Illuminaten, die ungariſchen Ariſtokraten, der böhmiſche Landtag ſtellen ihre Forderungen; der Kaiſer Leopold wird in Scene geſetzt, um ſeine Anſichten über Religion u. ſ. w. auszuſprechen. Das Unglück Ungarns wird S. 155, 189, 204, 254 erzählt u. ſ. w.

Bei allen ſichtbaren Vorſtudien beweiſt der Verfaſſer eine oft ſeltſame Unkenntniß der geſchilderten Verhältniſſe. Unglaublich iſt es jedenfalls, daß der hohe Adel in Wien ſolche Grundſätze ausſpricht wie S. 84 und 95, daß eine geriebene geheime Polizei ihre Geheimniſſe im Kaffeehauſe ausſchwatzt wie S. 217. Eine ungariſche Gräfin gibt ſich wol ſchwerlich Rendezvous in einer Weinkneipe, lärmende Geſundheiten pflegt man nicht an kaiſerlichen Tafeln auszubringen, fremde Geſandte übergeben überhaupt keine verſiegelten Schreiben ihres Cabinets, noch weniger aber in der S. 104 angegebenen Formloſigkeit u. dgl. Pſychologiſch undenkbar iſt, daß ein liebendes, reines Mädchen wie Elſi ſich ſo verführen läßt, unwürdig iſt das Benehmen Hebenſtreit's, als er Elſi verführt findet,

erbärmlich sein Wunsch, daß die einst Geliebte durch ihre Schönheit „die Feinde berauschen und verblenden" möchte.

Der ganze Verschwörungsapparat ist sehr kindlicher Natur, die Entdeckung der geheimen Verbindungen dem wieder durchaus angemessen. Ermüdend wirkt das ewig sich Wiederholende, nicht nur im Politischen, sondern auch im Romanhaften. Hebenstreit's Liebe zu Elsi, Martinavic's Liebe zu Marie stehen in gar keinem organischen Zusammenhang mit dem Geschichtlichen, oder wenigstens in einem so geringen, daß niemand beide Liebesgeschichten vermissen würde, wenn sie fehlen sollten. Vergiftete Rose und Schlafpulver, beider Frauen Warnung, sind auch hier als Parallelsituationen zu bemerken, von denen das Buch überhaupt, wie schon bemerkt, viele aufzuweisen hat.

Wir würden in unserm Tadel nicht so ausführlich gewesen sein, wenn wir nicht auch in dem Buche ein sichtliches Streben und Talent zu historischer Schilderung gefunden hätten. Mit großem Fleiße sind die besten Quellen benutzt, dann freilich wieder auch anonyme Broschüren u. dgl. Oefters macht der Verfasser dem Romanhaften Concessionen, wie in dem ganzen Auftreten „der schwarzen Jakobiner". Rüffer ist starker Reactionsriecher, sehr entschiedener Preußenfeind und sonst noch etwas unklar in seinem politischen Urtheile. Die Verschwörungen, die auf die Lostrennung Ungarns, auf eine aristokratische Republik u. s. w. gerichtet waren, hält er für ebenso harmlos, wie das Benehmen des Offiziers Hebenstreit, der als Vorsitzender der Illuminaten in Wien den Orden „in Verbindung mit den Männern der Revolution in Paris" brachte u. s. w.

Schließlich sei noch bemerkt, daß einzelne hübsche Stimmungsbilder und eine poetische Episode „Der Palatin" erwähnt zu werden verdienen.

A. Freiherr von Loën.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wer plaudert jetzt von Literatur? In einer Zeit der Kriegserklärungen, der brennenden Brücken, der Gefechte? Doch jeder Soldat muß seiner Fahne treu bleiben. Das Banner der Literatur ist die Fahne deutscher Einheit, die einzige, die noch aufrecht steht im Sturme der politischen und kriegerischen Bewegungen, deren Ende nicht abzusehen ist. Der Parnaß ist zwar kein strategisch oder taktisch wichtiger Berg, es lassen sich keine Geschütze auf demselben aufpflanzen; doch auch die Musen lassen sich nicht von demselben verscheuchen und wahren ihr Palladium im Kampfgetümmel.

Für die geistige Signatur eines Zeitalters bleiben die Schätze der Literatur immer so wichtig wie die kriegerischen Ereignisse, wichtiger als jene Kämpfe, welche den Mitlebenden so bedrohlich nahe rücken. Und alle jene Kämpfe, deren letztes Resultat nicht dem nationalen und damit dem geistigen Fortschritt zugute kommt, welche ins Blaue verlaufen, als ein Ringen der Gewalt mit der Gewalt, welche Klio nur unwillig mit ihrem Griffel verzeichnet — sie sind vergänglicher in der Erinnerung der Nachwelt als das kleinste Kunstwerk der Poesie, der Malerei, als irgendein schöpferischer Gedanke, welcher fortzeugend wirkt und fruchtbringend für künftige Geschlechter.

Der Satz: „Inter arma silent musae", darf wol nicht so verstanden werden, als müßte nun im Waffenlärm des Kriegs das ganze Werk der Musen verleugnet werden, als müßten sich Literatur und Kunst für bankrott erklären oder mindestens mit gekreuzten Armen zusehen und Eindrücke empfangen, bis der Krieg mit seinem Schrecken vorüber sei.

Es wäre dies ebenso einseitig wie der schon früher an die Literatur ergangene Befehl der literarhistorischen Chefs, mit der Production einzuhalten, politisch sich mit zu bethätigen und gleichsam die Terrassen aufzubauen, auf welchen die glänzenden Gärten der Poesie der Zukunft ihre Pracht entfalten sollen.

Wer nicht mitkämpft, mag im Herzen noch so lebendig Partei ergreifen, die Spannung gegenüber großen Ereignissen mag eine noch so bedeutende sein — das Lesen der Extrablätter und das Kannegießern kann nicht die Muße eines denkenden Mannes ausfüllen; er bedarf der Erhebung und Sammlung gerade mitten in den auf ihn losstürmenden Eindrücken des Augenblicks. Und diese Erhebung und Sammlung wird immer nur die Literatur gewähren, welche doch auch für die politischen Exempel der Gegenwart die Formel gibt und den bleibenden Kern von der vergänglichen Schale löst.

Wir werden daher nach wie vor fortfahren, mit unsern Lesern zu plaudern über literarische Stoffe, und wenn die eigentliche Chronik der Gegenwart spärlicher fließt, wenn namentlich die Bühne, wie es fast den Anschein gewinnt, auf einige Zeit lang aus der Reihe der mitzählenden Factoren unsers geistigen Lebens mehr oder weniger gestrichen werden sollte — so wollen wir um so aufmerksamer den Anregungen folgen, welche innerhalb der Journalistik selbst die literarischen Strömungen wach erhalten.

Aus dem „Deutschen Dichtergarten" erfahren wir, daß die Vorbereitungen des Comité zur Herausgabe der Schriften Otto Ludwig's bisjetzt ohne das gewünschte Resultat geblieben sind. Unter dem Nachlasse des Dichters fanden sich vor: 1) lyrische Gedichte (deren schönste der Freund des Entschlafenen, Hofschauspieler J. Lewinsky, am Todestage des Dichters, 25. Febr. d. J., in Wien öffentlich vortrug); 2) Novellen; 3) Dramen; 4) ein großes ästhetisches Werk: „Studien über Shakspeare." Am schwächsten sind die Novellen, meist nach vorhandenen Mustern gearbeitet oder um Geld zu erwerben in der Eile zusammengesetzt. Niemand würde in ihnen den Dichter von „Zwischen Himmel und Erde" wieder erkennen. Diesen Theil des Nachlasses hatte Berthold Auerbach in Berlin zur Revision. Gedichte sind nur wenige vorhanden, doch zeichnen sich einige von ihnen durch erstaunliche Fülle und Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Auffassung aus. Es ist nur eben schade, daß der Gedichte so wenige sind, daß es schwer dienlich wäre, eine noch viel kleinere Anzahl von ihnen auszuwählen und in Druck zu legen. Dramen sind mehrere vollendet, viele im Bruchstück, andere blos als Apparat vorhanden. Unter den vollendeten Dramen befindet sich kein besonders erwähnenswerthes, sie stammen sämmtlich aus der vorbereitenden Lebensperiode des thüringischen Denkers und Dichters. Unter den Fragmenten ist vor allen der vollendete erste Act eines Trauerspiels: „Tiberius Gracchus", zu nennen, der zu dem Schönsten gehört, was je in unvollendeten, ungefeilten Stücken geschrieben wurde. Am bedeutendsten (in seinem Nachlasse) erscheint Otto Ludwig als Aesthetiker. Er stellt geradezu die ganze neuere Aesthetik auf den Kopf, indem er es ausspricht, daß Schiller, der Abgott des deutschen Volks, das Vorbild so manchen Sängers, den Dichter der Epigonenzeit auf Abwege geleitet habe, aus denen ihn nur ein zweites Genienpaar erretten konnte. Ihm ist das falsche Pathos in der Seele zuwider, die bewunderte Todtenklage Thekla's z. B. ist ihm unnatürlich und verabscheuenswerth.

Wir haben diese Einseitigkeit der Otto Ludwig'schen Rich-

tung immer um so mehr bedauert, als sie es zugleich war, welche dem Entwickelungsgange dieses Talents enge Schranken anwies und ihn zu jenen Absonderlichkeiten führte, welche demselben, bei allem Hang zum Volksthümlichen, d. h. zu realistischen Lebensschilderungen, doch gerade jede große, volksthümliche Wirkung unmöglich machten.

Wenn Otto Ludwig das falsche Pathos bei Schiller verdammt, so ist bei ihm selbst ebenso oft ein gesuchter und manierirter Schwulst des Ausdrucks zu beklagen. Wilhelm Buchholz kann in den geistreichen „Anregungen zur Beurtheilung des Schwülstigen und Einfachen in der Kunst", welche die „Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung" enthält, mit Recht auch aus Otto Ludwig Beispiele des Schwülstigen citiren. Nach Buchholz findet der schwülstige Autor die höchste Kunst in der Ueberspannung des Kunstbogens, eine Ueberspannung, die sich am treffendsten mit der Verrenkung menschlicher Gliedmaßen vergleichen läßt. Der tödtliche Gedanken- und Gefühlsschwindel, in welchen uns der Schwulstmacher zu versetzen sucht, meint Buchholz, kann auf doppelte Weise verursacht werden. Einestheils durch die Anschwellung verschiedener unnatürlicher Gleichnisse und Bilder, andererseits durch eine einzige abgeschmackte Kolossalhyperbel bildlicher Art. Er fährt fort: „In der ersten Art werden also einzelne von dem Ungeschmack in die Welt geworfene Lappen zusammengerafft, um sie, so gut es eben geht, aneinanderzuflicken. Diese Art des Schwulstes ist die gewöhnliche, und selbst sehr begabte Dichter haben sich mitunter, verleitet durch den unseligen Hang zur Effectmacherei, zu solchen phantastischen Flickarbeiten hergegeben. Folgende Stelle im Otto Ludwig'schen Roman «Zwischen Himmel und Erde» liefert uns dafür eine kleine Probe: «Er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine (beim Tanzen) mehr unter sich, kaum noch die junge Frau, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Flaßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.» Es ist blos schade, daß der Dichter nicht zum Schluß gesagt, der mit Flaßfedern ausgestattete Tänzer sei der leibhaftige Hecht im Karpfenteiche gewesen. Während wir schon auf eine so humoristische Lösung gefaßt waren, läßt jedoch der Poet den jedenfalls im Meer der Wonne schwimmenden Tänzer, dessen Frackschwänze vermuthlich die Flaßfedern sein sollen, plötzlich zum Daumen an der Hand des Balles werden, ein Bild, das wir uns vermöge der freundschaftlichsten Phantasie nicht um das geringste besser vorstellen können als jenes berühmte Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel abhanden gekommen ist. So hat der Verfasser — ganz nach Manier der Schwulstmacher — durch undenkbare, sich gegenseitig abstoßende Bilder das zu ersetzen gesucht, was ihm an Natürlichkeit der Anschauung gebrach."

Bei Otto Ludwig wie überhaupt bei den Realisten findet sich neben großer Nüchternheit auf der einen Seite, auch ebenso viel Schwulst auf der andern, weil ihnen die Inspiration fehlt, die mit hinreißender Magie den Strom der Gedanken in erhabenem Gleichmaß aus ihrer Urne schüttet. Doch kann man auch in der Witterung des Schwulstes zu feinspürig sein; namentlich ist Reichthum kein Schwulst — was würde aus Shakspeare, aus Jean Paul, aus Schiller? — sondern der Schwulst stellt sich gerade bei der Armuth ein, wenn sie sich wie der Fuchs in der Fabel auf die Zehen stellt, um Trauben zu naschen, die für sie ewig sauer sein müssen. Auch hierüber macht Buchholz treffende Bemerkungen: „Im rechten Gebrauch der Tropologie verräth sich eben namentlich der wahre Poet. Bilder müssen aus dem eigenen Gegenstande hervorwachsen, müssen ungesucht wie von selbst kommen und nicht zurückgehalten werden können. Dann empfinden wir auch ihre unmittelbare sinnliche Macht, und bei einem durch die Natur der Sache hervorgerufenen Drange nach tropischen Ausdrücken ist sogar dem poetischen Darsteller, ohne daß er für seine Person etwa die üble Benennung eines Bilderjägers zu befürchten hätte, eine üppige Prachtentfaltung gestattet, eine Prachtentfaltung, die in ihrer harmonischen Totalität von um so größerer Wirkung ist, als wir zwischen dem Verglichenen überall innere geistige Aehnlichkeiten entdecken. Wer sollte nicht entzückt sein, wenn Klytämnestra bei Aeschylos zum heimkehrenden Agamemnon sagt:

> Mit froher Seele kann ich nun aus aller Noth
> Siegreich gehoben grüßen dich: der Heerde Hort,
> Des Schiffes rettend Ankertau, des hohen Dachs
> Grundfester Pfeiler, eines Vaters einzig Kind,
> Ein Land, dem Schiffer unverhofft entgegentauscht,
> Ein blauer Frühlingsmorgen nach dem Winterssturm,
> Ein süßer Quellstrom für den durst'gen Wanderer!

Hier regt sich in Klytämnestra mit entschiedener Macht das innere Bedürfniß, durch die mannichfaltigsten Bilder die wunderbar sie bewegenden Gefühle deutlich zu versinnlichen; ihrem nach einer möglichst treffenden Bezeichnung ringenden Geiste scheint in dem überglücklichen Moment des Wiedersehens ein einzelnes eben von ihr gewähltes Bild nicht hinzureichen, und so möchte sie eines durch das andere gleichsam ergänzen und erläutern."

Sollte in Deutschland die lyrische Sündflut durch die Zeitereignisse etwas eingedämmt werden, so wäre dies Unglück jedenfalls noch am leichtesten zu ertragen. Inzwischen sind unsere Stammverwandten in England ausnehmend sangeslustig geworden. Das „Athenaeum" beklagt sich über die Masse der zuströmenden Werke in Versen, und obgleich wir in jeder Nummer des Blattes neue „Poems" besprochen finden, so liegt doch noch vieles auf dem Büchertisch des „Athenaeum", das von der Redaction nur der flüchtigsten Beachtung gewürdigt wird. Wir Deutschen haben kein Recht, die antiken und biblischen Dramen als unser Monopol zu betrachten. Da finden wir auch in England einen „Hiob", in welchem Satan seine Pfeile auf den armen Dulder abschießt und dreimal der höllische Bogen schwirrt. Auch allegorischer Figuren bedient sich der Dichter John Ashford: „Geduld" und „Gnade" neigen sich auf Abendwolken herab, „Wahrheit" schwebt auf einer Morgenwolke. Ein anderer Dulder „Philoktet" wird in einem Drama nach der Antike verherrlicht, doch reichen die dichterischen Verdienste dieses mit Chören u. s. w. ausgestatteten Werks nicht an die des antikisirenden Swinburne'schen Dramas „Atalanta in Calydon". Auffallend ist die große Zahl schriftstellernder Damen in London auf allen Gebieten der Production. In einer Nummer des „Athenaeum" (2013) finden wir außer zwei neuen Werken aus dem Gebiete der Kochkunst von Frauenhand einen Band „Poems" von Edna Dean Proctor, in denen der Mississippi etwas schwülstig verherrlicht wird, und ein Memoirenwerk von Margaret Howitt: „Twelve months with Fredrika Bremer in Sweden. By *Margaret Howitt*", ein Werk von zwei Bänden und selbstverständlich unermeßlichem Geschwätz über die trivialsten Gegenstände; außerdem einen Roman von Mrs. Henry Weyland Chetwynd: „Three hundred a year" u. s. w. Die englische Literatur scheint in der That in ihre blaustrümpfliche Epoche getreten zu sein und der Dilettantismus jeder Art steht in vollster Blüte.

Auerbach und König Belsazer.

Was werden englische und französische Schriftgelehrte sagen, wenn sie in Auerbach's vortrefflichem Roman „Auf der Höhe" (III, 67) lesen, daß dem Könige Nebukadnezar die Worte von geheimnißvollen Fingern an die Wand seines Speisesaals geschrieben worden seien: „Mene, mene, tekel, peres, upharsin!" das heißt: „Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet, man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden, dein Königreich ist zertheilt und den Medern und Persern gegeben!" Hätte dieser König diese bösen Drohworte vernommen, er würde vielleicht in sich gegangen sein, sich gebessert und seinem Sohne Belsazer eine bessere Erziehung gegeben haben. Solches geschah aber nicht. Belsazer wurde ein ebenso nichtswürdiger König wie sein Vater Nebukadnezar

gewesen war. Aus gestohlenen goldenen Gefäßen „soff" er mit seinen Gewaltigen, seinen Weibern und seinen Kebsweibern, und sie lobten eben die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter, als Finger, wie die einer Menschenhand, hervorgingen und gegen den Leuchter über auf die getünchte Wand in dem königlichen Saale jene revolutionären Worte schrieben. Da wurde der Prophet gerufen und ihm versprochen, falls er anzeige, was sie bedeuteten, solle er in Purpur gekleidet werden und goldene Ketten an seinem Halse tragen und der dritte Herr sein im Königreiche. Der aber redete vor dem Könige:

„Behalte deine Gaben selbst und gib dein Geschenk einem andern. Ich will dir dennoch die Schrift lesen und anzeigen, was sie bedeutet. Herr König, Gott der Höchste hat deinem Vater Nebukadnezar Königreich, Macht, Ehre und Herrlichkeit gegeben. Und vor solcher Macht, die ihm gegeben war, fürchteten sich und scheuten sich vor ihm alle Völker, Leute und Zungen. Er tödtete wen er wollte. Er schlug wen er wollte. Er erhöhte wen er wollte. Er demüthigte wen er wollte. Da sich aber sein Herz erhob und er stolz und hochmüthig ward, ward er vom königlichen Stuhle gestoßen und verlor seine Ehre. Und ward verstoßen von den Leuten. Und sein Herz ward gleich den Thieren und mußte bei dem Wild laufen und fraß Gras wie Ochsen und sein Leib lag unter dem Thau des Himmels und ward naß, bis daß er lernte, daß Gott der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche, und gibt sie, wem er will.

„Und du, Belsazer, sein Sohn, hast dein Herz nicht gedemüthigt, ob du wohl solches alles weißt, sondern hast dich wider den Herrn des Himmels erhoben, und die Gefäße seines Hauses hat man vor dich bringen müssen und du, deine Gewaltigen, deine Weiber und Kebsweiber haben daraus gesoffen, dazu die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen, steinernen Götter gelobet, die weder sehen, noch hören, noch fühlen — den Gott aber, der deinen Odem und alle deine Wege in seiner Hand hat, hast du nicht geehrt.

„Darum ist von ihm gesendet diese Hand und diese Schrift, die da verzeichnet steht."

Also ist der Sachverhalt nach der Schrift und danach hat der Prophet dem Könige den Sinn jener Worte verdolmetscht, wie wir sie oben wiedergegeben. Zum Danke dafür hat Belsazer befohlen, ihn mit Purpur zu kleiden und ihm goldene Ketten um den Hals zu geben, und ließ von ihm verkündigen, daß er der dritte Herr sei im Königreiche. „Zu spät!" wie es in der Weltgeschichte schon so oft geheißen hat. Denn gleich weiter wird berichtet: „Aber des Nachts ward der Chaldäer König, Belsazer, getödtet."

Wir sind überzeugt, daß Auerbach im Besitz der Heiligen Schriften ist, und bitten ihn deshalb, nicht nur nachzuschlagen (Daniel, Kap. 5) und zu sehen, daß unsere Berichtigung mit dem Berichte des Propheten stimmt, sondern auch in den ferneren Auflagen und in den Uebersetzungen seines schönen Buchs diesen Fehler nicht wieder erscheinen zu lassen. Für diejenigen, welche nicht im Besitz der Bibel und noch weniger in ihr bewandert sind, haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, die ganze betreffende Stelle auszuschreiben.

Ungedruckte Verse von Ernst Schulze.

Ernst Schulze's „Musikalische Phantasie" befindet sich in dem vom Dichter selbst geschriebenen und Cäcilien überreichten Exemplar seiner „Gedichte" zu Göttingen im Privatbesitz. In diesem Manuscript fehlt selbstverständlich die Klage um Cäciliens Tod (gest. 3. December 1812). Statt dessen lesen wir daselbst die nachfolgenden, bisher ungedruckten Strophen des patriotischen Dichters:

So sankst du hin der Tyrannei zum Raube,
Mein Vaterland, zertreten und entehrt,
Entblättert welkt dein Siegeskranz im Staube,
Zerbrochen liegt dein altes Heldenschwert;
Ach längst entschwand die Treu und Muth und Glaube,
Und fremde Götter schmücken deinen Herd;
Und daß der Feind dein feiges Leben schone,
Warfst du sie fort, der Freiheit goldne Krone!

Wach' auf, wach' auf, entschlafner Leu!
Laut laß den Ruf der Schlacht erschallen,
Dem Kühnen wird die Kette fallen,
Vertraue dir und du bist frei!
Ob auch die Woge am Felsen brande,
Entschlossenheit gewinnt den Port,
Die Palme lohnt hier oder dort,
Dem Zagen folgen Tod und Schande!

Horch auf, was wimmert in der Luft,
Was ächzt wie Todtenruf im Haine?
Die Ahnen steigen aus der Gruft
Und hoch vom alternden Gesteine
Sehn sie die Trümmer ihrer Macht,
Und schaurig tönt ihr Zürnen durch die Nacht:

Entartet Volk, wo sind die Siegeszeichen,
Für die mein Blut im heißen Kampfe floß?
Laut tönt die Axt an meinen alten Eichen
Und meinen Staub zerstampft des Feindes Roß;
Fleh, feiger Knecht, entnervter, flieh von hinnen,
Dein Sklaventritt befleckt das heil'ge Land,
Wo blutend einst, geweiht den Rachgöttinnen,
Im Staube sich die stolze Roma wand!

So ruft's und sieh, die Schatten wallen
Hinweg aus den bemoosten Hallen
Und fliehen ihr entweihtes Grab;
Die Feste wankt, die Thürme fallen,
Die Mauer sinkt ins Thal hinab.
Verlassen ruhn die Ueberreste
Der alten Kraft; mit stillem Hohn
Sieht's der Tyrann von seinem Thron,
Und aus des freien Vaters Feste
Erbaut er Kerker für den Sohn.

Bibliographie.

Ahrens, J. B. A., Mexiko und mexikanische Zustände. In den Jahren 1820—1866. Göttingen, Rente. Gr. 8. 20 Ngr.

Aimard, G., Sacramenta. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Andree, R., Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Jena, Costenoble. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bagge, O., Fermenta theologica. Zur freien Theologie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bamberger, L., Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke. Stuttgart, E. Ebner. 8. 7½ Ngr.

Baudissin, Graf W., Liebe und Leidenschaft. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Bibra, E. Freih. v., Ein edles Frauenherz. Ein Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Fliegende Blätter aus Süddeutschland. I. Wo liegt die Ausgleichung der österreichisch-preußischen Gegensätze? Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., William Hogarth. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. Zte umgearbeitete und vermehrte Aufl. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr.

Cassel, P., Israel in der Weltgeschichte. Ein Vortrag. Berlin, Beck. 8. 3½ Ngr.

Eichendorff's, J. Freih. v., vermischte Schriften. 1ster u. 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. à 12½ Ngr.

Engling, J., Sankt Grein. Eine mythologisch-historische Erörterung. Luxemburg, Brück. 12. 6 Ngr.

Sievers, C. W., William Shakspeare. Sein Leben und Dichten. 1ster Bd. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Stein, L., Friedrich Rückerts Leben und Dichten. Vortrag zu des Verewigten Gedächtnißfeier. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 5 Ngr.

Vacano, E. M., Der Magen und das Herz. Roman. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Weber, L., Kant's Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahre 1766 und der des positiven Christenthums. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Windel, K., Graf Friedrich Leopold Stolberg. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Witzschel, K., Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. 1ster Thl.: Sagen aus Thüringen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Volkert.**

Neue Serie. Erster Band. Zweites Heft

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Edmond-Désiré Couty de la Pommerais. (Paris. Giftmord. 1863 und 1864.) — Dr. Raspi und Franz Knott, als Fabrikanten falscher päpstlicher Orden vor dem Landgericht in Wien. (1866.) — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit. 2. Die Orte, wo die Executionen vollstreckt wurden.

Um die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval" von seiner Begründung an ununterbrochen zutheil werden ließ, noch zu steigern und allgemeiner zu machen, erscheint die jetzt begonnene Neue Serie des Werks zunächst in einzelnen Heften. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalprocesse der Gegenwart sofort, nachdem die Acten geschlossen sind, den Lesern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben ist, die Darstellung jedes Processes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Lesecirkel. Wer jedoch die bisherige Erscheinungsweise vorzieht, kann die Neue Serie, ganz wie die frühern, in vollständigen Bänden beziehen.

Das erste und zweite Heft der Neuen Serie nebst einem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen auf die Fortsetzung angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ATLAS VON SACHSEN.

Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen.

Von Dr. **Henry Lange.**

In 12 Karten mit erläuterndem Texte.

Folio. In 3 Lieferungen 5 Thlr. Gebunden 5⅔ Thlr.

Inhalt: 1. **Hydrographische Karte.** 2. **Orographische Karte.** 3. **Höhenschichten-Karte.** 4. **Geognostische Karte.** 5. **Verbreitung der Steinkohlenformation.** 6. **Agronomisch-geognostische Karte.** 7. **Waldkarte.** 8. **Bevölkerungs-Verhältnisse.** 9. **Landes-Eintheilung.** 10. **Gerichtskarte.** 11. **Industriekarte.** 12. **Religionskarte.**

☞ *Die Orographische Karte ist auch einzeln in handlichem Format gebrochen zum Preise von 12 Ngr. zu haben.*

Lange's „Atlas von Sachsen" bietet ein so vollständiges und trotz seiner Vielseitigkeit übersichtliches Bild von den geographischen, statistischen und Culturverhältnissen dieses Königreichs, wie ein solches kaum von irgendeinem andern Staatsgebiet, wenigstens nicht in der bequemen Form anschaulicher Karten, bisher geliefert worden.

Drei Schulkarten vom Königreich Sachsen.

Von Dr. **Henry Lange.**

Quer-Folio. 8 Ngr. Jede Karte einzeln 3 Ngr.

1. Karte des Königreichs Sachsen. 2. Die Flussgebiete im Königreich Sachsen. 3. Höhenschichten-Karte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten sind nicht aus des Verfassers „Atlas von Sachsen" entnommen, sondern von demselben selbständig bearbeitet und haben den Zweck, zuverlässige kartographische Belehrung zu wohlfeilem Preise zu bieten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der vor kurzem erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Zweiter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltnug.

Jahrgang 1866.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Digitized by Google

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1866.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Scharnhorst. Von Hans Prutz. — Arthur Stahl's spanische Reisebilder. Von Rudolf Gottschall. — Ein amerikanisches Frauenbild. Von A. Freiherrn von Loën. — Aus Thüringens Geschichte. Von Heinrich Rückert. — Jugenderinnerungen. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Friedrich Thiersch über die Schulpforte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Scharnhorst.

Scharnhorst's Leben. Von O. F. Schweder. Berlin, Mittler und Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

So groß auch die Zahl der Männer ist, welche während der Freiheitskriege ihren Namen in die Geschichte unsers Volks eingezeichnet haben, so glänzend der Ruhm ist, den die Nachwelt der Gesammtheit sowol wie jedem einzelnen von ihnen zuerkennt und immer aufs neue in Wort und Schrift verkündet und feiert, alle werden sie doch überstrahlt von dem Lichtglanze, der das Dreigestirn der Namen Blücher, Gneisenau und Scharnhorst umgibt. Gerade in diesen drei Männern sieht man die große Zeit nach den verschiedenen Richtungen ihrer wunderbaren Kraftentfaltung gleichsam verkörpert und zu Fleisch und Bein geworden vor sich. Blücher, der rastlose, durch keine sich ihm entgegenstellende Schwierigkeit eingeschüchterte, durch keinen Unfall entmuthigte, dieser „Marschall Vorwärts", der in kühnem Wagen jeden günstigen Augenblick rasch entschlossen benutzte, seine persönlichen wohlbegründeten Ansprüche jederzeit dem Interesse der von ihm verfochtenen Sache aufopferte, ist ja für die stürmische Tapferkeit, welche die ganze Nation durchglühte, typisch geworden, und mehr als das Bild irgendeines andern der großen Kriegshelden jener Zeit ist gerade das seinige in das Bewußtsein des Volks übergegangen und von ihm mit besonderer Liebe erfaßt und festgehalten worden. Und untrennbar von der Person und dem Ruhme Blücher's lebt mit fort das Andenken Neithardt von Gneisenau's; Blücher selbst hat ihn einmal „seinen Kopf" genannt und ihm damit in der Geschichte der Freiheitskriege, namentlich ihres letzten und glänzendsten Actes, in den Ereignissen des Jahres 1815, den Ehrenplatz unmittelbar neben dem siegreichen Feldherrn selbst angewiesen. Neben beide aber tritt dann der Mann, ohne den selbst ein Blücher und ein Gneisenau vergeblich gegen die Fremdherrschaft gerungen haben würden, der ihnen recht eigentlich erst die Wege gebahnt und die Mittel zur siegreichen Durchführung des Riesenkampfes gegeben hat; wenn man immer aufs neue die Thaten des Marschall Vorwärts und Gneisenau's geniale Entwürfe feiert, so vergesse man darüber des „Waffenschmiedes" nicht, der trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm nicht blos das Unglück des Landes, sondern auch kleinlicher Neid und beschränktes Festhalten an dem einmal Hergebrachten in den Weg legten, trotz mancher tief entmuthigenden Erfahrung und mancher herben Kränkung unverrückt das Ziel im Auge hielt, das er sich vorgesteckt hatte, nämlich der geknechteten und entwürdigten Nation die Waffen in die Hand zu geben zum Verzweiflungskampfe wider den Unterdrücker. Als nach der Schlacht bei Jena der preußische Staat in jähem Sturze zusammenbrach, da wurde der Monarchie Friedrich's des Großen, der von ihren selbstzufriedenen Verehrern trotz so mancher warnenden Stimme, die sich erhob, trotz der ernsten Mahnung, die in den Ereignissen der letzten Jahre lag, noch immer als stark und lebenskräftig gepriesenen, auch der letzte Rest des bisher bewahrten Scheins geraubt, da zeigte sich die ganze innere Hohlheit und Morschheit, über welche sich die meisten bisher noch getäuscht hatten. Es ist wol mehr als ein bloßer Zufall, ja eine tiefsinnige Fügung des Schicksals mag man darin erkennen, daß gerade diejenigen Männer, durch deren großartig schöpferische Thätigkeit der preußische Staat neu gekräftigt aus den Trümmern erstand, nicht geborene Preußen, auch nicht aufgewachsen und zu ihrem Berufe gebildet waren in dem geisttödtenden Mechanismus, zu dem damals der Staat Friedrich's des Großen erstarrt war; nur neue Menschen und neue Ideen konnten demselben wieder Leben und bewußte Thätigkeit einhauchen.

Wie nun in jenen Tagen des Unglücks Stein durch seine Reformen im Innern die Wiedererstehung des preußischen Staats als eines ganz neuen anbahnte, so wurde neben ihm Scharnhorst der Schöpfer der neuen, auf der

Kraft des Volks basirenden Kriegsverfassung. Er gerade war vor allem darauf bedacht, durch die gänzliche Umgestaltung, die er, unterstützt nur von wenigen Gleichgesinnten, dagegen von vielen offenen und geheimen Widersachern gehindert und verketzert, thatkräftig durchführte, die einstige Befreiung Preußens und Deutschlands von französischer Knechtschaft vorzubereiten. Unbeirrt durch manches Mißglücken und nicht entmuthigt durch Verleumdung und Neid, hat er dieses Ziel fest im Auge behalten und hat es endlich auch wirklich erreicht. Das Jahr 1813 brach an, der von ihm und allen wahren Patrioten ersehnte Augenblick des Losschlagens erschien; freudiger Stolz konnte Scharnhorst erfüllen, als er sah, wie seine Schöpfung sich gleich bei dieser ersten schweren Probe bewährte, wie ungeahnt großartig sich die von ihm aus trägem Schlafe erweckte kriegerische Kraft der Nation entfaltete; in kühnem Kampfesmuth eilt er selbst hinaus, um mit dem Schwert in der Hand an dem Befreiungswerke mit zu schaffen, und gleich in dem ersten großen Treffen, wo seine schönste Schöpfung, die preußische Landwehr, die Feuertaufe erhielt und sich ihres Schöpfers so würdig zeigte, gleich am Anfange des von ihm so heiß ersehnten Entscheidungskampfes trifft ihn das feindliche Geschoß, und noch auf dem Sterbebette thätig für seines Landes Wohl wird er hinweggerafft in einem Augenblicke, wo kaum das Morgenroth des von ihm gehofften und mit heraufgeführten Tages der Freiheit langsam emporstieg. Während Blücher und Gneisenau, seine treuesten Genossen und Mitarbeiter an dem in der Zeit der tiefsten Schmach begonnenen Werke, sich auch der wirklichen Vollendung desselben freuen konnten, während es ihnen vergönnt war, getragen von dem begeisterten Jubel des Volks, glänzend ausgezeichnet von ihrem Könige, in das befreite Vaterland heimzukehren und in überreichem Maße die Frucht ihrer Mühen einzuernten, wurde Scharnhorst abgerufen eben in dem Augenblick, wo das von ihm Gesäete zur Reife gelangen und herrliche Frucht bringen sollte, die Ernte selbst zu erleben war ihm nicht mehr vergönnt. Es liegt in diesem Schicksal etwas Tragisches, aber gerade deshalb hat das Ende Scharnhorst's für jeden, der überhaupt für wahre Größe Sinn und Empfindung hat, etwas so ernst Anziehendes und geradezu Erhebendes. Und nicht sein Tod allein muß ein solches Gefühl erwecken, auch sein ganzes Leben entspricht diesem tragischen Ende: es ist das Leben eines ganzen Mannes, dem nichts durch einen glücklichen Zufall in den Schos getragen worden ist, sondern der alles, was er erreicht hat, sich in harter Arbeit erst hat erwerben müssen.

Das ist der Eindruck und die Stimmung, welche durch die Lektüre der uns vorliegenden Biographie Scharnhorst's in uns erregt worden sind. In ihnen liegt zugleich die beste Kritik des Schweder'schen Buchs. Die Bedeutung und Stellung Scharnhorst's ist von seinem Biographen scharf und deutlich erfaßt und in kunstlosen und einfachen, aber eben deshalb ansprechenden und treffenden Zügen dargestellt worden. Sich an die Person seines Helden haltend, hat er die allgemeinen Verhältnisse jener Zeit nur so weit mit erzählt, als sie zum richtigen Verständniß von Scharnhorst's Lebensgange selbst unerlaßlich nöthig erschienen, und hat so die Gefahr der Breite und des Abirrens von dem eigentlichen Gegenstande, welche bei der Darstellung eines in die Gesammtheit seiner Zeit in den verschiedensten Richtungen eingreifenden Mannes nahe liegt, glücklich vermieden, wenn dadurch auf der andern Seite freilich auch zuweilen der Ton der Erzählung etwas Abgerissenes, Sprungweises und Fragmentarisches erhielt, was hier und da noch gesteigert wird dadurch, daß aus gleichzeitigen Berichten, Memoiren und Briefen viele Stellen dem Wortlaute nach in den Zusammenhang des Textes mit aufgenommen wurden. Ein frischer, echt patriotischer Hauch aber durchweht die ganze Darstellung, welcher in Verbindung mit der Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Schreibart, die mit Recht als eine populäre zu bezeichnen ist, dem Buche gewiß einen großen Leserkreis zuführen wird. Aber auch für Männer von Fach werden die genauen Berichte, die der Verfasser von einigen im Leben Scharnhorst's wichtigen Gefechten gibt, nicht ohne wesentliches Interesse sein.

„Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" — dieses Motto, welches der Verfasser seinem Werke gegeben hat, paßt wie auf das ganze Leben Scharnhorst's, so namentlich auf seine Jugend. Wie sein Mitstreiter Gneisenau, hat auch er eine harte und entbehrungsreiche Schule durchgemacht, wenn auch nicht ganz in der Art und Form, wie man sie nach den bisherigen Darstellungen seines Lebens anzunehmen gewohnt war. Ein Bauernsohn, als welchen ihn das Lied feiert, war Scharnhorst, genau genommen, denn doch nicht: sein Vater, der anfangs auch die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte und zuletzt Quartiermeister in dem hannoverischen Regiment Estorf gewesen war, widmete sich, als er durch seine Frau Friederike Wilhelmine Tegtmeier den Freihof Bordenau erworben hatte, dem Landbau, war also doch nicht im eigentlichen Sinne des Worts ein Bauer. Noch einen andern Irrthum berichtigt der Verfasser: nach dem bordenauer Kirchenbuche ist Scharnhorst am 12. November 1755, nicht, wie man bisher annahm, am 10. November geboren; das unrichtige Datum, sowie der ebenfalls unrichtige Geburtsort, als den man oft Hämelsee angegeben findet, erklären sich aus einer Verwechselung des berühmten Gerhard Johann David von Scharnhorst mit seinem am 10. November 1760 geborenen Bruder Ernst Wilhelm. Durch den 1759 erfolgten Tod seines Großvaters Tegtmeier kam über Scharnhorst's Familie eine Zeit der schwersten Noth und Sorge. Es entspann sich mit den übrigen Erben um den Besitz von Bordenau ein langwieriger, kostspieliger Proceß, Feuer zerstörte das Wohnhaus in Hämelsee, die Pachtung, welche der Vater nun in dem Dorfe Bothmer bei Schwarmstädt übernahm, war eine sehr ungünstige und die Noth der Familie stieg durch sie nur noch mehr. Natürlich konnten unter solchen Umständen die Plane, welche die Aeltern für die Zukunft ihrer Kinder entwarfen, nur sehr bescheidene sein: Gerhard wurde zum Landmann bestimmt. Für seine

Bildung konnten die Aeltern nicht mehr thun, als den Knaben die Dorfschule zu Bothmer besuchen lassen; daneben mußte er aber auch in der Wirthschaft mit Hand anlegen und in der schulfreien Zeit hat der junge Scharnhorst seines Vaters Schafe gehütet. Um dieselbe Zeit hütete sein späterer Waffengenosse Gneisenau arm und barfuß in Schilda die Gänse! Wie aber Gneisenau, als sich seine würzburger Verwandten seiner annahmen, mit einem Schlage in eine ganz andere Lebenssphäre versetzt wurde, so besserte sich auch des kleinen Schäfers Scharnhorst Lage bedeutend; sein Vater gewann den Proceß um Bordenau endlich doch noch, kam wieder in den Besitz des stattlichen Freihofs und war damit von den erst so drückenden Sorgen befreit. Nun konnte er auch daran denken, den Lieblingswunsch seines Sohnes Gerhard zu erfüllen und denselben zum Soldaten ausbilden zu lassen. Um das Jahr 1770 wurde Scharnhost als Zögling in die Militäraklademie aufgenommen, welche der Graf Wilhelm von Lippe in der kleinen Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer gegründet hatte und welche mit Recht in jeder Hinsicht den Ruf einer Musteranstalt genoß. Von vortrefflicher allgemeiner Bildung, hatte sich Graf Wilhelm von Lippe mit ganz besonderer Vorliebe und mit dem besten Erfolge den militärischen Wissenschaften und ihrer Förderung gewidmet; es stand ihm dabei eine reiche Erfahrung zur Seite, denn er hatte im Siebenjährigen Kriege mit Auszeichnung gefochten und dann namentlich als Generalissimus der englisch-portugiesischen Armee im Kriege gegen Spanien (1762) sich hohen Ruhm erworben. Dann hatte er in der von ihm als ein Meisterstück der Befestigungskunst erbauten kleinen Festung Wilhelmsstein eine Bildungsanstalt für Offiziere angelegt, welche er persönlich leitete und in welcher die Zöglinge in einer anregenden und bildenden, nicht aber in einseitigen und geistlosen Gamaschendienst ausartenden Weise für ihren kriegerischen Beruf vorbereitet wurden. Scharnhorst selbst hat seines Lehrers und Gönners stets mit der ehrerbietigsten Pietät gedacht und ist sich sehr wohl bewußt gewesen, daß er durch ihn zuerst die reformatorischen Ideen eingesogen hat, aus denen späterhin seine so großartige und erfolgreiche Thätigkeit entsprungen ist. Theorie und Praxis der militärischen Disciplinen wurden gleichmäßig beachtet, ganz besonderer Nachdruck aber auf die Ausbildung der Zöglinge in den Artillerie- und Ingenieurwissenschaften gelegt. Der junge Scharnhorst, bei dem rastlose Lernbegier und glänzende Befähigung gleichen Schritt hielten, war bald des Grafen Wilhelm erklärter Liebling und ein in jeder Hinsicht zu den größten Hoffnungen berechtigender Zögling.

Und diese Hoffnungen sollten nicht getäuscht haben. Im Jahre 1777 starb Graf Wilhelm; Scharnhorst verließ die Akademie und trat 1778 in hannoverische Dienste: er wurde als Fähnrich dem vom General von Estorf commandirten 8. Dragonerregiment zugetheilt. Infolge seiner rasch zur Geltung kommenden Befähigung wurde er schon nach einigen Monaten zur Artillerie versetzt; schon zwei Jahre später finden wir ihn als Lehrer an der Kriegsschule zu Hannover mit Beifall und Erfolg thätig. Auch seine Entwürfe zur Umgestaltung dieser Anstalt, welche ganz auf den in der Schule des Grafen Wilhelm eingesogenen Grundsätzen beruhten, fanden Beifall: bei der danach neu gebildeten Artillerieschule wurde Scharnhorst 1782 als zweiter Lehrer angestellt. Lehrend und militärisch thätig widmete er sich so ganz der wissenschaftlichen Seite des Kriegswesens. Wie seine amtliche Stellung so gestalteten sich auch seine Familienverhältnisse bald sehr angenehm; 1785 vermählte er sich mit Klara, der Schwester seines Jugendfreundes, des nachherigen Professors an der berliner Universität, Schmalz. In diese Zeit fallen auch seine ersten bedeutendern literarischen Leistungen, die ihm auch in weitern Kreisen den Ruf eines ausgezeichneten Kenners des Kriegswesens und eines geistvollen Schriftstellers eintrugen. Bald aber wurde er durch den von Westen her über Europa hereinbrechenden Kriegssturm dieser friedlichen Thätigkeit entrissen und in den Stand gesetzt, das Gelernte und Gelehrte nun auch anzuwenden und den als Theoretiker erworbenen Ruf zu befestigen durch eine ebenso erfolgreiche praktische Ausübung seines Berufs im Felde. Jetzt kam es darauf an, den Satz, den er aufgestellt und der ganzen militärischen Bildung zu Grunde legen wollte, daß nämlich Wissen und Können Hand in Hand gehen müßten, an sich selbst als richtig zu beweisen; und dieser Beweis wurde von Scharnhorst in der glänzendsten Weise geführt. Im Jahre 1792 zum Artilleriehauptmann befördert, nahm Scharnhorst im folgenden Jahre an den Operationen theil, welche die englisch-hannoverischen Truppen unter dem Befehle des Herzogs von York und des Feldmarschalls von Freytag von den Niederlanden aus gegen die Armee der französischen Republik ausführten. Er wohnte der Belagerung und Capitulation von Valenciennes bei und machte die dann folgenden Kämpfe als Führer einer reitenden Batterie mit. Im Jahre 1794 gab das energische und umsichtige Auftreten Pichegru's dem Kampfe auf einmal eine für die Verbündeten sehr ungünstige Wendung: infolge dessen wurde die hannoverische Besatzung in der kleinen Festung Menin abgeschnitten. Bei der nun beginnenden Belagerung von Menin, wo General von Hammerstein befehligte, erwarb sich Scharnhorst als Adjutant desselben seine ersten Lorbern. Während er selbst in der ihm eigenen Bescheidenheit das ganze Verdienst dem Commandanten zuerkennt, stimmen die zeitgenössischen Berichte darin überein, daß Scharnhorst mit seiner rastlosen Thätigkeit, seiner alles gleichmäßig beachtenden Umsicht die eigentliche Seele der Vertheidigung war. Als dann an ein Halten des Platzes nicht mehr zu denken war, entwarf Scharnhorst einen kühn angelegten Plan, wie die Besatzung sich durchschlagen solle, und führte ihn auch, freilich nicht ohne schmerzliche Verluste, ebenso kühn und erfolgreich aus. Zwar waren mehr als 400 Mann gefallen, aber von 18 Geschützen waren 13 gerettet und noch obenein zwei feindliche erbeutet. Damit war Scharnhorst's kriegerischer Ruhm begründet und von seinen Vorgesetzten sowol wie von den Truppen wurde er einstimmig als der

Trümmer der geſchlagenen Armee ſammelten. Als Generalſtabschef bei dem Leſtocq'ſchen Corps machte er die Schlacht bei Preußiſch-Eylau und die ihr folgenden unentſchiedenen Gefechte längs der Paſſarge mit; der Eigenſinn Leſtocq's und die Einmiſchung unberufener anderer Offiziere aber verleideten ihm dieſe Stellung bald ſo, daß er aus ihr ſchied und ſich nach Memel zum König begab.

Und von da an beginnt diejenige Thätigkeit Scharnhorſt's, welche ihm mit Recht den Ehrennamen des „Waffenſchmiedes" eingetragen hat. Er wurde zum General befördert, und der König, der ſich mehr und mehr von der Richtigkeit der Scharnhorſt'ſchen Ideen überzeugt hatte und nach den letzten furchtbaren Erfahrungen, die ihm faſt ſeinen ganzen Staat gekoſtet hatten, über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen nicht mehr im Zweifel ſein konnte, ernannte ihn zum Präſes der Militärreorganiſations-Commiſſion. In dieſer wichtigen Stellung, unterſtützt von Gneiſenau, Grolman und Boyen, in innigſter Uebereinſtimmung mit Stein, begann nun Scharnhorſt ſeine großartige ſchöpferiſche Thätigkeit, aus der ein neues, von den verderbten Elementen gereinigtes Offiziercorps, eine neue Armee und endlich das ganze preußiſche Volk als eine wehrhafte Nation hervorgingen. Vielfach wurde er auch jetzt gehindert und geſtört: die Anhänger des Alten ließen es an Intriguen und Verketzerungen nicht fehlen; die Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe, der Argwohn Napoleon's legten ihm außerdem noch die läſtigſten Beſchränkungen auf. Mit bewundernswerther Umſicht hat er alle dieſe Klippen zu umſegeln gewußt und ſich langſam dem vorgeſteckten Ziele genähert.

Der uns zugemeſſene Raum geſtattet es nicht, dem genialen Manne an der Hand ſeines Biographen in das Einzelne ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit zu folgen. Seinen ſchönſten Lohn dafür erntete er, als infolge der Kataſtrophe vom Jahre 1812 endlich der entſcheidende Augenblick herankam, als Preußen die von ihm in der Stille geſchmiedeten Waffen zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker ergriff. Noch einmal entfaltet Scharnhorſt in jenen begeiſterungsvollen Tagen ſeine ganze Kraft, Umſicht und Gewandtheit. In Breslau nimmt er theil an den erſten entſcheidenden Maßregeln, dann eilt er nach Kaliſch, um den Abſchluß des Vertrags mit Rußland zu beſchleunigen; von da zurückgekehrt, widmet er ſich ganz der Ausführung des zuerſt von den preußiſchen Ständen angeregten, von ihm freudig ergriffenen und vom König gutgeheißenen Entwurfs zur Bildung einer Landwehr; perſönlich bewirkt er im ruſſiſchen Hauptquartier den Beſchluß, die Bewegung gegen die Elbe ſofort zu beginnen; er war es dann auch, der es durchſetzte, daß man Blücher das Commando über das ſchleſiſche Corps übergab; er ſelbſt geſellte ſich dem greiſen Helden, ſeinem Waffengenoſſen von Lübeck her, als Generalſtabschef bei; ſeine Vermittelung war von beſonderm Werthe bei den Differenzen, die ſich über die Operationen zwiſchen dem preußiſchen und ruſſiſchen Hauptquartier ſehr bald geltend machten, reichte doch aber nicht aus, um Kutuſow's lähmenden Einfluß ganz außer Wirkſamkeit zu ſetzen. Wiederholt gab er dem Unmuth Ausdruck, den er über die Kriegführung Wittgenſtein's, der nach dem Tode Kutuſow's den Oberbefehl erhalten hatte, empfinden mußte; auch die Dispoſitionen, wie ſie vom Oberfeldherrn für die bei Groß-Görſchen bevorſtehende Schlacht getroffen waren, tadelte er als unzweckmäßig und wenig Ausſicht auf Erfolg eröffnend. Am 2. Mai kam es bei Groß-Görſchen zur Schlacht; mit Erbitterung wurde namentlich um die Dörfer Rahna und Klein-Görſchen gerungen, ſchon zum zweiten male nahmen ſie die Preußen unter der perſönlicher Führung Blücher's und Scharnhorſt's, die ſich im entſcheidenden Augenblick, den Degen in der Hand, an die Spitze der mit todesmuthiger Kühnheit ſtürmenden Truppen ſetzten. Der Sieg ſchien gewonnen, Napoleon ſelbſt rechnete nicht mehr auf einen günſtigen Ausgang: da brachte die Saumſeligkeit der als Reſerve dienenden Ruſſen, deren man zu dem letzten, den halb errungenen Sieg erſt entſcheidenden Stoß bedurfte, die Kämpfer um den gehofften und, wie es ſchien, ſchon ſichern Preis. Bei dem zweiten, von ihm perſönlich geleiteten Sturm auf die Dörfer hatte Scharnhorſt einen Schuß in das Bein erhalten; doch hatte derſelbe ihn nicht gehindert, bis zum Ende des Kampfes auszuharren; überhaupt hielt er die Wunde nicht für bedenklich, meinte, ſie ſei nichts als ein Riß am Fuße. Da er aber durch ſie zunächſt an der Betheiligung am Kampfe gehindert wurde, ſo ſuchte er die Zeit unfreiwilliger Muße wenigſtens in anderer Weiſe für König und Vaterland nutzbar zu machen: er erbot ſich zur Uebernahme der Miſſion nach Wien, durch die man Oeſterreich zum Anſchluß an die Verbündeten bewegen wollte. Ungeachtet der Warnungen des Arztes und des nur mühſam beſiegten Widerſtrebens des Königs erhielt er endlich zu Bautzen die nöthigen Vollmachten und eilte trotz des ihn noch ſchüttelnden Wundfiebers nach Wien. Wenige Poſtſtationen davor traf ihn eine geheime Botſchaft Metternich's, die ihm halt gebot. Trotz alles Drängens und Treibens mußte Scharnhorſt auf ſofortige Unterhandlungen in Wien verzichten; er kehrte um und begab ſich nach Prag. Durch die Anſtrengung der Reiſe, den Aerger, die Aufregung, die fortwährende Sorge um das Schickſal der Armee, bei der er am liebſten geweſen wäre, war ſein Zuſtand ſehr verſchlimmert worden, die Wunde hatte ſich wieder geöffnet. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Bautzen war nicht geeignet, eine Beſſerung zu begünſtigen. Er mußte in Prag liegen bleiben und fühlte es wol ſelbſt ſchon, daß ſein Zuſtand ein bedenklicher geworden war. Klagend ſchrieb er an Müffling:

Soll es denn nicht ſein, daß Wahrheit und Recht endlich einmal obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beſchieden ſein ſollte, ſo ſcheide ich ſchwer; denn ich habe nur den Untergang der edelſten Sache vor Augen und weiß doch, daß ſie endlich ſiegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein ſchönſter Lohn!

Sein Wunſch ſollte nicht erfüllt werden: der Brand war in die Wunde getreten; zwei ſchmerzhafte Operationen, denen er ſich unterwarf, blieben ohne Erfolg; infolge der dritten gab er am 28. Juni ſeinen Geiſt auf. Niemand täuſchte ſich über die Schwere dieſes Verluſtes; von

ſeiner Familie, vom Hofe, von ſeinen Waffengefährten, vom ganzen Volke wurde Scharnhorſt gleichmäßig betrauert. Und des Volkes Schmerz um den großen Todten fand ſeinen ſchönſten Ausdruck im Liede; Max von Schenkendorf weihte ſeinem Andenken ſein ſchönes Gedicht:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die ſchönſte Heldenlanze,
Preußen, euer General! —

Und E. M. Arndt ſang ihm ſein von Mund zu Mund eilendes:

Wer iſt würdig unſrer großen Todten,
Die einſt ritterlich fürs deutſche Land
Ihre Bruſt dem Eiſen boten —

Am ſchönſten aber und der Bedeutung eines ſolchen Todesfalls am entſprechendſten, weil es auch der uns ſo oft unbegreiflichen Fügung des Schickſals eine würdige Deutung gibt, iſt das, was Scharnhorſt's Tochter, die Gräfin Julie Dohna, darüber an Arndt ſchrieb:

Wie viel ich durch meinen Vater verloren, weiß niemand. Er war der zärtlichſte Vater und mein innigſter Freund. Meine vollkommene irdiſche Glückſeligkeit iſt dahin; ich murre nicht gegen Gott, ich war bisjetzt zu glücklich und liebte das Leben zu ſehr. Den Verluſt, den die gute Sache durch ſeinen Tod leidet, darüber bin ich ruhig. Wenn Gott in einem Augenblick, wie der jetzige, einen ſolchen Menſchen zu ſich nimmt, ſo liegt darin ein großer Zweck, den wir, wenn wir ihn nicht begreifen, doch ehren müſſen. Dieſer feſte Glaube gewährt mir den beſten Troſt.

Hans Prutz.

Arthur Stahl's ſpaniſche Reiſebilder.

Spanien. Reiſeblätter von Arthur Stahl. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 2 Thlr.

Seitdem die Eiſenbahn zwiſchen Paris und Madrid vollendet worden, iſt uns die Iberiſche Halbinſel bedeutend näher gerückt; ſie iſt gleichſam mit in die große Tour hineingezogen und auch den Waggonreiſenden zugänglich geworden. Der Waggonreiſende iſt aber eine ganz beſondere Species von Weltfahrer, der mit den Barth, Schlagintweit, Livingſtone und Heuglin wenig gemein hat. Er geht durchaus nicht auf Abenteuer aus; er fährt eigentlich nur aus einem Hotel ins andere, in der Zwiſchenzeit wacht er oder ſchläft er, nimmt durchs Waggonfenſter ein Stückchen Gegend in ſich auf und führt mit den Reiſenden, die ebenfalls aus allen Ecken und Enden der Welt auf die Polſter neben ihm hingeſchneit ſind, kosmopolitiſche Geſpräche. Wie kosmopolitiſch iſt überhaupt eine Eiſenbahn! Die Schienen, die Telegraphendrähte, die Bahnwärter, die Weichen, die Bahnhöfe — das iſt mit kleinen Nuancen daſſelbe, ob man zwiſchen Petersburg und Moskau oder zwiſchen Magdeburg und Leipzig oder zwiſchen Sevilla und Cadiz fährt. Ueberall ſtößt die Locomotive denſelben Schrei aus — ſolch eine Eiſenbahn hat gar kein Nationalcoſtüm.

Wohin iſt die Romantik der Landſtraßen und Fußwanderungen? Selbſt die Räuberromantik von Terracina bleibt abſeits liegen, ſeitdem die Eiſenbahn zwiſchen Rom und Neapel durch das Volskergebirge führt. Und gar die Romantik der ſpaniſchen Bergſchlöſſer und Bergſchenken, der Hidalgos und Don Quixote und der Friedensguerrillas, welche mit der Börſe der Reiſenden Krieg führen — wie ſollte der Reiſende ſie auf den Eiſenbahnſtationen wiederfinden?

Ein ſolcher Waggonreiſender iſt auch Arthur Stahl, deſſen „Reiſeblätter" aus Spanien vor uns liegen. Oder, ſagen wir's nur gleich, eine ſolche Waggonreiſende; denn das Incognito der Dame iſt durchſichtig genug. Es gibt beſondere Merkmale, an denen man eine Schriftſtellerin immer erkennt, mag ſie auch in Mannskleidern gehen und Cigarren rauchen, wie die George Sand, oder mit einem ſo gelehrten Aplomb ausgerüſtet ſein, wie die Fanny Lewald. Das Ewig-Weibliche transſpirirt durch alle Zeilen. Wir reſpectiren alſo das Incognito Arthur Stahl's nicht; wir wiſſen, daß wir uns einer Dame gegenüber befinden, und werden in den Katechismus unſerer kritiſchen Pflichten die Galanterie mit aufnehmen.

Bei einer Dame aber heißt es: zuerſt der Spiegel und dann das Bild. Ehe wir das Album dieſer Reiſebilder durchblättern, müſſen wir uns die Photographie der Verfaſſerin etwas näher anſehen. Verrathen dieſe Züge Geiſt, Phantaſie, Empfindung? Arthur Stahl iſt ein liebenswürdiger Autor; er hat die für einen Waggonreiſenden unerläßliche Gabe, raſch aufzufaſſen, die erſten Eindrücke lebendig aufzunehmen und widerzuſpiegeln, eine Gabe, die den Frauen beſonders angeboren iſt. Doch mit dieſer mehr inſtinctiven Begabung vereint er das Talent lebendiger Schilderung, reges Naturgefühl und feine Kunſtbildung. Wir wiſſen daher, was wir von einer ſolchen Reiſebeſchreibung zu erwarten haben. Die Städte, die Landſchaften, die Volksſitten und vor allem die Kunſtſchätze Spaniens werden in friſch colorirten Bildern uns vorgeführt werden. Als Zugabe werden wir manches kleine perſönliche Erlebniß, Regenwetter und Sonnenſchein, einige Speiſekarten in den Hotels und Eiſenbahnreſtaurationen mit in den Kauf nehmen müſſen, beileibe aber keine romanhaften Abenteuer, denn die paſſiren einem Waggonreiſenden heutigentags nicht mehr, ſelbſt wenn er eine liebenswürdige Waggonreiſende wäre. Darin gleicht das Land des Cid ganz den minder romantiſchen Ländern. Oder paſſirt ein kleiner Roman, ſo gehört er nicht ins plauderhafte Reiſebuch, ſondern man macht eine ſelbſtändige verſchwiegene Novelle daraus, wo der Held Almanſor heißt und die Heldin Iſabella oder Bertha, und in welcher Wahrheit und Dichtung ſich zauberiſch verſchlingen.

Worauf wir aber verzichten müſſen, das iſt, ein Bild der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe Spaniens zu erhalten oder Charakterköpfe der öffentlichen Perſönlichkeiten, welche eine hervorragende Rolle in der Neuzeit ſpielen. Die Lage Spaniens iſt kritiſch und pikant genug: Eſpartero, O'Donnell, Prim, auch nur in der anekdotiſchen Beleuchtung der Salons geſehen, die Königin und der Hof in ſcharfen Silhouetten — das wäre eine unleugbare Bereicherung des ſpaniſchen Bilderbuchs geweſen. Von den Parteien, den Zeitungen, den Journalen, den Strömungen der öffentlichen Meinung erfahren wir nichts, wenig von Literatur und Theater, von Handel, Induſtrie

und Landbau. Nur die flüchtigsten Streiflichter fallen auf alle dieſe Gebiete. Doch ein Thema, das ſich ein Autor nicht ſtellt, braucht er auch nicht zu löſen.

Dagegen hat Arthur Stahl einige Epochen der ſpaniſchen Geſchichte eingehender ſtudirt, und dieſe hiſtoriſchen Rückblicke beleben einigermaßen die Städte- und Landſchaftsbilder. Arthur Stahl verband nämlich mit der Reiſe nach Spanien noch einen beſondern literariſchen Zweck. Die Dame reiſte im Intereſſe eines Romans, mit deſſen Abfaſſung ſie beſchäftigt iſt, der in Spanien ſpielen ſoll und deſſen Heldin Maria Padilla iſt, die Gattin des Don Juan de Padilla, Haupt der Communeros zur Zeit des Regierungsantritts Karl's V. in Spanien. Es war eine Studienreiſe, um Localfarben und Colorit für eine Romandichtung zu gewinnen. Dies Intereſſe flößte ihr eine wärmere Theilnahme für einzelne Städte und denkwürdige Plätze des Landes ein, als ſie ſonſt wol ein flüchtiger Touriſt beſeſſen haben würde.

Flüchtig iſt die Reiſe, namentlich der Anfang. Da klingelt's immer zum Einſteigen, ehe man ſich kaum auf der Station umgeſehen hat. Köln, Belgien fliegen vorüber; ein Beſuch in Fontainebleau, im pompejaniſchen Haus, das durch ſeine Ruhe und Stille einen nicht zu verwiſchenden Eindruck macht — und wir ſind mit Paris abgefunden. In Bordeaux, einer Handelsſtadt, der es an allem Charakteriſtiſchen fehlt, beſuchen wir das große Theater und erfahren, daß das Ballet ſehr reich und geſchmacklos und les filles du feu bei weitem weniger elfenhaft und decent ſind als die unſers Ballets. Durch die öden Landes geht's in das liebliche Thal des Adour. Dennoch beginnen hier die Enttäuſchungen. Zwar die Fahrt von Tarbes nach Lourdes iſt ſehr anregend, der Markt von Lourdes gewährt einen ſehr maleriſchen Anblick; in St.-Sauveur gibt es vorzügliche Maccaroni und kokette, niedliche Mädchen (letztere beſonders auf die Bühne gebracht, um das Incognito des Herrn Arthur Stahl aufrecht zu halten und ihn als männliches Weſen zu ſignaliſiren). Doch ſchon der Badeort St.-Sauveur iſt nicht ſo wunderſchön, wie man erwarten durfte. Dafür wird er auch flüchtig genug geſchildert, während wir allerlei erfahren, was Arthur Stahl in der Einſamkeit des höchſtgelegenen Hauſes von St.-Sauveur empfunden, wie er mit Wärme und Innigkeit derer gedacht hat, die er liebte, aber ohne Groll derer, die ihn verletzt hatten — Empfindungen, die ſeinem Herzen alle Ehre machen, die er aber ebenſo gut auf der Lüneburger Heide hegen konnte wie im Schwefelbad von St.-Sauveur.

Doch die garſtigen Pyrenäen! Nun tritt gar Regenwetter ein und Sturm. Dennoch muß das Programm in Scene geſetzt, es müſſen die Gavefälle beſucht werden. Die Capa wird über den Kopf gezogen, die Berge liegen in dichten Schleiern, den Regen treibt der Wind ins Geſicht — und ſo fühlen ſich die Reiſenden wiederum enttäuſcht, als ſie die Gavefälle vor ſich ſehen, und finden ein kleines Deficit zwiſchen ihren Erwartungen und der Wirklichkeit. Wir haben nicht die Ehre, die Gavefälle perſönlich zu kennen; dennoch fühlen wir uns gedrungen, ihre Vertheidigung zu übernehmen; denn eine Landſchaft iſt nicht verpflichtet, romantiſch und ſchön auszuſehen bei einem Wetter, bei dem man, nach der Beſchreibung, keinen Hund aus der Thür jagt. Auch weiterhin erhalten die Pyrenäen keine ehrenden Prädicate. Kein wildes, romantiſches Felsgebirge, ſondern eintönige Formation, ärmlicher Baumſchlag, verbrannte Vegetation, nichts von den verheißenen großen Naturſchauſpielen.

Dafür entſchädigt denn Pau und das Schloß Heinrich's IV. in reichem Maße:

> Wir traten auf die hohe Terraſſe und nun wurde mir klar, daß wir uns an dem ſchönſten Orte befanden, welchen ich jemals geſehen hatte, an einem Punkte von ſo mannichfaltigen Reizen, daß ich ihm in Bezug darauf kaum einen andern zu vergleichen wüßte. Der Anblick war für mich von unſaglichem Zauber. Die ganze Pyrenäenkette lag vor uns. Aber von hier wie majeſtätiſch die Hochgebirgsmauer, wie groß, wie prachtvoll in ihren Färbungen. Einige Spitzen waren mit Schnee bedeckt, andere in Wolken gehüllt, grau und gewaltig. Vor derſelben zog ſich das anmuthigſte Hügelland hin, von üppigem Grün und Wald, vom klaren Gave, zu deſſen beiden Seiten Pau erbaut iſt, durchſchnitten und von unzähligen weißen Landhäuſern geſchmückt. Eine leichte Brücke führt über den Fluß und langhin dehnt ſich am dieſſeitigen Ufer, ebenfalls auf Hügeln erbaut, der größere Theil der Stadt. Dieſe Ausſicht beherrſcht das Schloß, welches, ſelbſt neu hergeſtellt und von ſchönen Gartenanlagen umgeben, einen entzückenden Anblick gewährt. Es iſt mit ſeinen Zacken und Thürmchen, ſeinen Altanen und Erkern, im Schoſe von Grün, ungemein pittoresk, hohe Mauern ſind mit wildem Wein bekleidet, der jetzt in rothen Guirlanden anmuthig die Säulen und Balcone umſchlang, Terraſſen mit einem Flor von bunten Blumen gaben einen reizenden Contraſt zu dem ernſten Grau des Schloſſes, und nach dem Ufer des Gave hin zog ſich älteres Gemäuer der Burg mit halb verwitterten Zinnen, von Epheu umrankt. Vor dem Altan des Schloſſes, an der freieſten Stelle, ſteht eine neue Statue Heinrich's IV., in weißem Marmor bewunderungswürdig ſchön ausgeführt. Es iſt eine jugendliche Geſtalt, der Kopf iſt kühn zurückgeworfen und der offene helle Blick richtet ſich dem Gebirge zu, ſeinem Geburtslande Navarra. In der Linken hält er eine mächtige Hellebarte, an ſeine Rechte ſchmiegt ſich ein ſchlanker Jagdhund. Die Einzelheiten, das gemaſchte Panzerhemde, die Jagdgeräthe am Bandelier, die Hände, ſind vollendet gemeißelt. Die Abendſonne ſchien jetzt auf einzelne Partien des Gebirgs, die Tinten wechſelten unaufhörlich, die Bäume ſpiegelten ſich in der klaren Flut des Gave, die Luft war rein und von Düften durchhaucht — es würde vergeblich ſein, zu verſuchen, den Zauber zu beſchreiben, welcher über der Landſchaft lag.

Auf der weitern Tour über Bayonne, Biarritz, Burgos nach Madrid verweilen wir nur einige Zeit in Burgos, der erſten größern ſpaniſchen Stadt, welche den Stempel ihrer Originalität und Größe wie kaum eine andere bewahrt hat. Die Kathedrale von Burgos wird eingehend beſchrieben. Es ſind namentlich dieſe Partien des Werks, welche ſpaniſche Bauwerke oder Gemälde ſchildern, in denen ſich Kunſtverſtändniß und Detailkenntniſſe auf dem Gebiete der Architektur und Malerei in vortheilhafter Weiſe geltend machen.

Ein anderes Kapitel, in welchem Arthur Stahl durchaus heimiſch erſcheint, iſt das der Trachten. Er iſt für die Mantilla der Spanierinnen begeiſtert und würde es

für ein Nationalunglück halten, wenn dieſelbe durch die Mode verdrängt würde.

Wüßte die ſchöne Spanierin nur, wie poetiſch, wie graziös, wie unvergleichlich die Mantilla ſie kleidet, wie ſie jeden Mann bezaubert — ſie würde in den großen Städten nicht eine ſo bedenkliche Zuneigung zu falſchem Haar, der Crinoline, der Umgeſtaltung der Mantilla zeigen, und der Mode, dem Chamäleon, ſtolz den Rücken wenden. Die Mode vermag nicht ſie zu verſchönern, wol aber ihr den Zauber zu nehmen. Die Schönheit der Spanierin beſteht durchaus nicht in dem, was wir Tournure nennen und die ſich bis zur unerquicklichſten Form anerziehen läßt; ſondern vielmehr in der vollkommenſten Natürlichkeit, in einer Grazie und vornehmen Langſamkeit der Bewegungen, in der souplesse — ich bitte den Leſer um Ueberſetzung dieſes Wortes — der uneingeengten ſchwellenden Körperformen, die, verbunden mit der naiven Urſprünglichkeit ihres Weſens und ihrer phantaſievollen Sprache, von unbewußtem unſaglichen Reiz ſind. Die Frauen des Südens *haben* nicht Poeſie, ſie *ſind* Poeſie. Man redet viel vom Stolz der Spanierin, und ſie beſitzt ihn, aber ebenfalls nicht in jener bekannten provocirenden, unweiblichen, überdies von den Männern nicht ſehr gefürchteten Form, ſondern in der Geſinnung und in der That. Der vorherrſchende Geſichtsausdruck der Spanierinnen iſt Güte, der Grundzug ihres Charakters Aufrichtigkeit.

Die Tracht der Spanierinnen ſelbſt beſchreibt Stahl mit kundiger Feder in folgender Weiſe:

Die Frauen des Südens lieben bunte Farben und dieſe Neigung iſt ihnen ohne Zweifel ebenſo natürlich von der ſchaffenden Mutter Natur eingeflößt, als dieſe im Süden ihre andern Kinder, die Blumen und Vögel, in lebhaftere Farben kleidet; der Kirchenanzug der Spanierin aber iſt immer ſchwarz. Es iſt dies ſo durchgehends von der reichſten bis zur ärmſten der Fall, daß es den Kirchen ſelbſt ein Gepräge gibt und in dieſem Anzug, ſo wohl harmonirend mit dem ernſten Ausdruck und der reinen Bläſſe ihrer Züge, iſt ſie oft von wunderbarer Schönheit. Kleid und Tuch ſind von ſchwarzem fließenden Wollſtoff; die Mantilla beſteht aus einem ſhawlartigen Stück ſchwarzer Seide, das vorn eine breite Spitze hat. Es wird mit zwei Nadeln am Hinterkopf befeſtigt und die Spitze verhüllt das Geſicht ganz oder nur die Stirn, immer aber mit jener unbeſchreiblichen Anmuth, welche eben das Schönheitsgeheimniß der Spanierin iſt. Die unvergleichlich geformten kleinen Hände, die liebenswürdigerweiſe vom Handſchuh nur halb verhüllt werden und in welchen der Fächer niemals fehlt, halten die Enden der Mantilla unter der Bruſt. Auch den Fuß läßt das kurze Gewand ſehen und er iſt bekanntlich eine hohe Nationalſchönheit. Aber woher das Maß nehmen, ihn zu beſchreiben? Es iſt ein Kinderfüßchen, aber mit Ausdruck, mit Bewußtſein, halb ſo groß wie ein engliſcher, kleiner als jener von Aſchenbrödel, und bekleidet mit einem zierlichen ſeidenen Schuh. So geht er, ohne ſich zu beſchmutzen, über die regenbefluteten Straße, ein Bild der Grazie, aber — die Mode kommt auch ſchon zu ihm geſchritten und zwar in den Salon, mit Stiefeln von Leder mit Abſätzen und Nägeln.

In Madrid iſt übrigens aus der eigentlichen Mantilla bereits eine Art ſchwarzer Florſchleier geworden, den die Spanierinnen über den Kopf werfen, und der, indem er an die Trauerflore der Leichenbitter erinnert, zu den ſehr bunten Kleidern und dem glänzenden Schmuck einen unangenehmen Contraſt bildet.

Im übrigen erhalten wir von Madrid nur eine allgemeine Charakteriſtik, dagegen eine ſehr eingehende Beſchreibung des Muſeo real. Die Verfaſſerin ſchwärmt für Murillo, dem ſie ſpäter noch ein beſonderes Kapitel widmet, in welchem ſie die Beſchreibung ſeiner Bilder in Madrid und Sevilla zuſammenfaßt, ſie iſt entzückt von ſeiner Formenſchönheit, ſeiner Natürlichkeit, ſeiner magiſchen Farbe. Er iſt ihr der größte der ſpaniſchen Maler, „weil er, auf realiſtiſchem Boden ſtehend, das Geheimniß der Harmonie, das göttliche Maß, mit einem Worte die Macht beſitzt, welche das Genie vom Talent unterſcheidet: die höchſte Idee in höchſter Schönheit der Form darzuſtellen. Darum ſind die Gemälde Murillo's auch nur von einem Werke des Genius übertroffen: von der Sixtiniſchen Madonna.“ Wie die Wanderung durch eine Gemäldegalerie immerhin etwas Ermüdendes hat, ſo geht es auch in der Regel mit einer eingehenden Beſchreibung derſelben. Auch nimmt in der That die Schilderung des Muſeums und der Murillo'ſchen Bilder einen unverhältnißmäßig großen Theil dieſer Reiſeblätter ein. Doch die Verfaſſerin ſchildert lebendig, mit feinem Kunſtgefühl, mit Begeiſterung, und da dieſe ſpaniſchen Galerien in Deutſchland bei weitem nicht ſo bekannt ſind wie die italieniſchen, ſo wird man dieſe Schilderungen immerhin mit einigem Intereſſe leſen.

Bei weitem intereſſanter iſt die Beſchreibung des Escurial und dann im zweiten Bande die der Alhambra, die, wie die ganze Beſchreibung Granadas, anziehend und von lebendigſtem Colorit iſt, ſodaß man ſie, auch wenn man Waſhington Irving's Werk über die Alhambra, ein ebenſo gediegenes wie mit höchſter Eleganz ſtiliſirtes Werk kennt, mit Theilnahme leſen wird.

Trefflich iſt die Schilderung des Escurial; wir laſſen hier die Grundzüge der äußern Architektur folgen:

Durch ein maſſiges Thor tritt man auf den großen Hof des Escurial, und nun zuerſt die Vorder- und Seitenfronte überſehend, macht man ſich eine Vorſtellung von den rieſigen Verhältniſſen dieſes „Leviathan von Stein“, der größten Anhäufung von Granit nächſt den Pyramiden. Bekanntlich ließ Philipp II. den Bau 1565 nach dem Siege von St.-Quentin aufführen, als Erfüllung eines Gelübdes an den heiligen Laurentius. Man weiß, daß dieſer Heilige ſein Martyrium auf einem glühenden Roſt erlitt, und daß Philipp II., Gourmand des Gräßlichen, befahl, dem Gebäude die Form eines Roſtes zu geben. Die vier Thürme an den Ecken ſtellen die Füße dar, die Langſeiten den Roſt, die Kirche mit dem vorſpringenden Gebäude, der Wohnung des Königs, den Griff. Im übrigen fehlt ihm jede Ornamentik, nur ſeine ungeheuern Maſſen imponiren von Ferne, unabſehbar lange und kahle Wandflächen ermüden das Auge, eine doppelte Reihe von unzählbaren kleinen Fenſtern beleidigt den Schönheitsſinn; man glaubt den Urtypus einer Kaſerne oder eines Lazareths vor ſich zu haben. Die Thürme, welche die Ecken des gewaltigen Vierecks flankiren, ſind ohne allen Reiz des Stils, die Kuppel der Kirche erſcheint gedrückt, und hier begegnet dem Auge zuerſt die einzige architektoniſche Zierde, welche man ſpäter auf den Mauern, in den Gärten, auf den Treppen, überall wiederfindet: Kugeln von Granit in rieſiger Größe und in ſolchen Mengen, daß man die Idee dieſes Schmucks, welcher zugleich aller Kunſt entbehrt, nicht wol dem Baumeiſter allein zuſchreiben kann. Vielleicht waren es die Phantaſieſpiele eines furchtſamen und darum nur um ſo furchtbarern Tyrannen, welcher ſich hier einſchloß mit dem ſiegenden und tröſtenden Bewußtſein der Kanonenkugeln, welche aber hier ausſehen, als wollten Titanen ſie durch den Himmelsraum auf untergehende Welten ſchleudern.

Mit der Vorſtellung des Roſtes und der Bombe, welche man nicht mehr verſcheuchen kann, tritt man in den zweiten innern Hof,

und hier überfällt uns ein unbeſchreiblich erſtarrendes Gefühl von Geiſtesdruck, ein Erſterben aller Lebensfreude, Kälte, Grabesodem, eine Luft erfüllt von Miasmen mönchiſcher Bigoterie, Inquiſition und Todesurtheilen. Und dies iſt nicht eingegeben von mitgebrachten Vorurtheilen; nein, das einzige künſtleriſche Verdienſt des Escurial iſt: in vollkommenſter, unverkennbarſter Weiſe das auszudrücken, was es darſtellen ſoll. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt der Escurial bewunderungswürdig, und man könnte ſich wieder verſucht fühlen, ihn mit den Pyramiden zu vergleichen. Die Lage, die Umgebung, der Ernſt des Stils, drücken ſie nicht den unerbittlichen Ernſt des Todes aus? Aber noch mehr. König Philipp wollte nicht allein ein großes Mauſoleum für Todte errichten, der Escurial war vielmehr ein Grab für Lebendige, ein Grab für jede Lebensäußerung, welche freier geiſtiger Bewegung ähnlich ſah. Wie ein doppelter, undurchdringlicher Ring umgeben Kloſtergänge alle Seiten des Gebäudes; die äußern Umfaſſungsmauern bilden Kaſernen, und der freie Raum zwiſchen beiden diente als Exercierplatz. Im Innern des Gebäudes gibt es mehrere der erwähnten kleinern Höfe, ſie ſind gleich düſter und traurig, und das monotone Plätſchern ſteinerner Brunnen dient nicht dazu, die Melancholie zu verſcheuchen, welche dort wohnt.

Auch die Bilder, welche Arthur Stahl von Cordova, Sevilla und Cadiz entwirft, führen die charakteriſtiſche Phyſiognomie dieſer Städte uns lebendig vor Augen. Der Alcazar von Sevilla, die zweite Alhambra von Spanien, wird ausführlich geſchildert, und gerade für die Schilderung der architektoniſchen Merkwürdigkeiten hat Arthur Stahl ganz die geeigneten Farben auf ihrer Palette:

Wenn man auf den mauerumgrenzten Vorplatz tritt, ſo feſſelt zuerſt die Façade des Schloſſes die Aufmerkſamkeit. Obwol ſie von Pedro herſtammt und offene Bogenfenſter hat, was bekanntlich nicht die Sitte der Moriscos war, iſt ſie durch einen arabiſchen Baumeiſter hergeſtellt und von einem Reiz des Detail, daß man ſich ſtundenlang in daſſelbe vertiefen könnte. Ein vergoldetes Gitter mit den Wappen der verſchiedenen Beſitzer umgibt vorſpringend das Hauptportal. Das Innere des Alcazar iſt feenhaft. Eine Perſpective von Säulen und Bogen, welche anſtatt der Thüren die Gemächer voneinander trennen, begegnet eintretend dem Auge; die Bogen ſind von unnachahmlicher Arbeit. Durchbrochen, am Rande gezackt wie ein gefaltetes Band, gewunden, wie aus Tropfſtein gebildet, in den mannichfachſten Abwechſelungen und immer künſtlich ſo geſtellt, daß nicht die Ausgänge einander decken, ſondern ſich gegenſeitig hervorheben. Jedes der vielen Gemächer iſt mit Marmorgetäfel in verſchiedenen Muſtern belegt und hat, rings herumlaufend, eine 6 Fuß hohe Verzierung von bunten Fayenceplatten, Azulejos, deren Herſtellung in ſo glänzenden Farben und Muſtern das Geheimniß der Araber war. Die Wand darüber, wenn ſie nicht mit Stuck von feinen Arabesken bekleidet war, belegte man mit Seide aus Damaskus. Der größte der Säle, ſo ſtrahlend in Farbenpracht, als wäre er eben erſt vollendet worden, iſt La Sala de Embajadores. Hier macht man ſich zuerſt eine Vorſtellung von der expanſiven Phantaſie und dem raffinirten Luxus der Mauren. Und doch iſt es nicht allein Luxus; es iſt etwas Geiſtiges, etwas Hochgebildetes in dieſem Stil und dieſer Ausſchmückung, dem ich in der That nichts zu vergleichen wüßte, was eine andere Kunſt hervorgebracht hat. Leichte Säulen von weißem Marmor mit goldenen Capitälen tragen die Decke und wachſen aus dem glänzenden Marmorboden hervor wie organiſche Gebilde. Eine durchbrochene Galerie, leicht wie aus Goldfiligran gebildet, läuft rings darüber hin; und von hier aus betrachteten die Damen des Harems, ohne geſehen zu werden, das Feſtgepränge im Saale. Ueber der Galerie ſind die Fenſter angebracht, welche gedämpftes Licht geben. Der Plafond iſt hochgewölbt von dunkelm Sandelholz mit vertieften Goldblättern, von welchem herab jetzt fünf mächtige Kronleuchter hängen. Das Ganze iſt überdeckt mit Stuck in den reichſten Arabeskenformen und ſtrahlt von Farbenpracht, wie ein goldenes Gewebe über Purpur und Blau.

Von hier führt ein Doppelthor in den Hof der Jungfrau, einen unbedeckten Hof, deſſen Boden Marmorplatten bedecken: eine Fontaine, Alabaſterſäulen und Palmen fehlen nicht. An den angrenzenden Hof des Serails, deſſen Boden und Säulen von blendendem Marmor, der weiße Stuck der Wände aber von ſolcher Zartheit iſt, daß man ihn mit Silberfiligran oder mit Spitzengewebe vergleichen möchte, ſtößt das Schlafgemach der Favorite, deſſen große Bogenfenſter einen Blick auf die entzückenden Gärten, auf die aus dem Laubwerk ragenden weißen Thürmchen, goldenen Halbmonde oder die Kuppel und die Spitzen eines zierlichen Pavillons geſtatten. Hier duftete es im November von Heliotropen, Vanille und Roſen und das Auge ſchwelgte im Grün der Palmen, Orangen und Magnolias.

Eine Merkwürdigkeit Sevillas iſt auch das Haus des Pilatus, eine genaue Nachbildung vom Hauſe des Landpflegers in Jeruſalem, welches, der Chronik zufolge, zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Don Fabrique de Rivera, erſtem Marquis von Tarifa, erbaut worden iſt. Der große offene Hof des Hauſes iſt ſehr ſchön, von einem Säulengang umgeben, zwiſchen deſſen korinthiſchen Säulen Büſten der römiſchen Imperatoren ſtehen, unter denen ſich wunderbarerweiſe auch die Büſte Kaiſer Karl's V. befindet, ein Anachronismus, wie ihn ſich die Schmeichelei zu allen Zeiten erlaubt hat. Arthur Stahl iſt gutmüthig genug, ſich in dieſem Hofe einer Viſion hinzugeben, welche ihr die bibliſchen Vorgänge bei Pilatus mit dramatiſcher Lebendigkeit vor die Seele führt. Dies Retouchiren eines Negativbildes erfordert jedenfalls eine ſehr reiche und „alerte" Phantaſie.

Zur Charakteriſtik des Katholicismus mag folgendes Curioſum dienen, das Arthur Stahl ebenfalls aus Sevilla berichtet. Die Reiſenden fanden eines Tags großes Getümmel vor der Kathedrale:

Feſttäglich geputzte Gruppen ſtanden an den Kirchthüren und alle Anzeichen in den erwartungsvollen Geſichtern der Erwachſenen und der Luſtigkeit der Kinder ließen vermuthen, daß ſich hier etwas Abſonderliches begebe. Es ließ auch nicht lange auf ſich warten; denn plötzlich ſtürzte der Biſchof in vollem Ornat, gefolgt von der Kleriſei und allen, die ſeiner Meſſe zugehört, mit ſo eiligen Schritten aus der Kirche auf den freien Platz vor derſelben, als hätten die Gewölbe den Einſturz gedroht. Und noch ſeltſamer nahm es ſich aus, als hier draußen ruhig die Vorbereitungen getroffen wurden, den Gottesdienſt fortzuſetzen. Das Ganze war eine kirchliche Feier zur Erinnerung an das Erdbeben von Liſſabon, deſſen Jahrestag heute war, wie man uns nun erklärte. Die Erdſtöße, welche den größten Theil von Liſſabon zerſtörten, waren in Sevilla mit großer Vehemenz fühlbar geweſen und hatten den in der Kathedrale die Meſſe celebrirenden Prieſter ſo erſchreckt, daß er mit allen Zuhörern in wilder Haſt die Kirche verließ, aber als ſich nichts weiter ereignete, auf dem Platze die Meſſe weiter las. Die bewegliche Phantaſie des Volks im Süden will ſolche Darſtellungen, und wenn man dazu lächelt, wie zu den phantaſtiſchen Spielen lebhafter Kinder, ſo begreift man zugleich die Macht des Katholicismus im Süden, der in feinſter pſychologiſcher Berechnung nie unterläßt, den Eigenthümlichkeiten und Schwächen der menſchlichen Natur Conceſſionen zu machen.

In Cadiz macht auf unſern Berichterſtatter, nur der Spaziergang, der die ganze Rhede überſieht, einen günſtigen Eindruck. Im übrigen ſind die Plätze klein, die Straßen eng, die Wohnhäuſer geſchloſſen, von enormer Höhe und vielen Fenſtern. Kunſtwerke, Monumente, ſchöne Gebäude gibt es nicht, die Kathedralen ſind ſehr mittelmäßig.

Die Ankunft in Gibraltar gibt Veranlaſſung zu einem landſchaftlichen Gemälde, dem es weder an Stimmung noch pikanter Beleuchtung fehlt. Von den Affen dieſer Felſenſpitze erfahren wir nichts, wenig von den Engländern, deſto mehr von den Mauren, deren Augen eine verzehrend wilde Glut beſitzen und in einem Grade, daß man davor erſchrecken könnte:

Es ſcheint nicht ein Licht, welches von der Seele ausgeht, vielmehr als wäre ein Glutfunken von der Sonne Afrikas darin aufgefangen und blitzte wie in den Augen des Tigers oder des Königs der Wüſte, des Löwen. Auch iſt die Farbe der Augen nicht ſchwarz, ſondern von dem viel ausdrucksfähigern Braun. Ebenſo das Haar nicht ſchwarz oder gar wollig, ſondern braun, fein und lockig, die Geſichtsfarbe klar und dunkel, die Naſe kühn geſchnitten, das Geſicht oval, die Zähne blendend — funkelnd weiß. Es iſt nicht möglich, ein Geſchöpf von poetiſcherer Wildheit zu ſehen als ein Kind dieſes Stammes, ſchlank und behend wie eine Antilope, pfeilſchnell im Lauf, kletternd und ſpringend, Sehne und Nerv in jeder Bewegung. Für die Schönheit der Frauen ſind jene Züge faſt zu ſtark, zu maßlos — mir wäre bange vor den zuweilen diaboliſch reizenden Pantherkätzchen.

Die bereits erwähnten, ſehr eingehenden Darſtellungen Granadas und der Alhambra möge man in dem Werke ſelbſt nachleſen; ebenſo die ſehr flüchtigen Reiſeſkizzen, welche von Barcelona, Nizza, Genua, Venedig, Wien, München handeln und nur einzelne Merkwürdigkeiten flüchtig ſtreifen.

Ein Reiſebuch wird willkommen ſein, wenn es uns lebendige Anregungen gewährt und unſere Phantaſie angenehm mit Bildern beſchäftigt, deren Reproduction eine mühelose iſt, indem die anſchauliche Schilderung uns alle Mittel dazu an die Hand gibt, und wenn die Perſönlichkeit des Reiſenden ſelbſt ein geiſtiges Leben repräſentirt, das ſich in den Berichten ſpiegelt. Dies alles iſt bei Arthur Stahl der Fall; denn wenn auch die curſoriſchen Partien des Werks etwas oberflächlich ſind, ſo geben doch die mehr ſtatariſchen gediegene Ausbeute in anſprechender Form. Man weiß überdies, daß man es mit einer Dame zu thun hat, und wird mehr liebenswürdige Cauſeries erwarten als wuchtvolle Gelehrſamkeit.

Rudolf Gottſchall.

Ein amerikaniſches Frauenbild.

Margarethe Fuller-Oſſoli. Ein amerikaniſches Frauenbild von Erneſtine Caſtell. Berlin, Schlingmann. 1866. 8. 1 Thlr.

Eine Amerikanerin, die in der kurzen Zeit ihrer literariſchen Thätigkeit eifrig bemüht war, unter ihren Landsleuten den Sinn für deutſche Literatur zu beleben, verdient ſchon dadurch allein unſere Beachtung. Hier nun liegt uns außerdem ein beſonderer Entwickelungsgang, ein reiches und vielfach innerlich und äußerlich bewegtes Leben vor. Die Verhältniſſe brachten Margarethe Fuller in nächſte Berührung mit den bedeutendſten Schriftſtellern Amerikas; Emerſon war ihr Freund, Channing wurde ihr Schwager; beide haben Beiträge zu dieſem Lebensbilde geliefert, über ihre Kindheit hat Margarethe Fuller ſelbſt berichtet, eigene Briefe geben ein anſchauliches Bild von ihrem Leben in Europa, namentlich von ihren Schickſalen während der Bewegung in Rom.

Margarethe Fuller wurde am 23. Mai 1810 zu Cambridge-Port, Maſſachuſetts, geboren. Ihr Vater, ein Rechtsgelehrter, ließ es ſich ſehr angelegen ſein, den Verſtand des frühreifen Mädchens zu entwickeln; er verlangte vor allem Präciſion und Klarheit im Denken; ſie ſelbſt meint, „Kinder ſollten nicht vor der Zeit die Früchte des Nachdenkens und der Arbeit großer Männer ſondiren, ſondern in der Sonne wachſen, um die Kraft zu entwickeln zu ſelbſtändiger Erzeugung von Gedanken“. Sie lernte ſchnell und zeigte namentlich eine große Begabung für die Sprachen. Früh wurden Shakſpeare, Cervantes und Molière (den letztern unterſchätzt ſie) ihre Lieblingsſchriftſteller. „Romeo und Julie“ verſchlang ſie, als ſie erſt acht Jahre alt war. Nebenbei las ſie die beſten franzöſiſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts; dieſe und das praktiſche Leben in Amerika legten wol den Grund zu ihren religiöſen und politiſchen Anſichten. In den erſtern vermiſſen wir ſtrenge Geſchloſſenheit und Kritik; ſchon früh ging ſie nur um des Vaters willen in die Kirche und dachte dort an alle mögliche Dinge, nur nicht an den Gottesdienſt. Greeley, der Herausgeber des „New York Tribune“, nennt ſie „tief religiös, obgleich ihr Glaubensbekenntniß ſehr klar und kurz war“; „Mythologie und Dämonologie zogen ſie beſonders an“. Channing ſagt, ſie wäre „durch ihre Natur ſelbſt zum Mitgliede der Tranſcendentaliſten berufen“, denen ſie eifrig angehörte. Später in Rom beſuchte ſie oft mit ihrem Manne die katholiſche Kirche, und „erquickte ſich mit ihm an dem erhebenden Einfluß, den der kirchliche Ritus auf ſie ausübte“. Nach einem kurzen, für ihre Charakterbildung wichtigen Aufenthalt in einer Penſionsanſtalt, kehrte Margarethe in das älterliche Haus zurück. Von jetzt an bildet ſich ein lebhafter Verkehr mit ausgezeichneten Männern. Zweiundzwanzig Jahre alt, lernt ſie die deutſche Sprache; Goethe, Schiller, Jean Paul waren ihre Lieblingsſchriftſteller. Sie überſetzt Goethe's „Taſſo“, ſie erklärt, „daß deutſche Bildung das rechte Gegengewicht gegen die Richtung unſerer Zeit und unſers Landes (Amerika) ſein würde“, und beſchließt, eine Reihe von Aufſätzen über deutſche Literatur zu liefern. Später überſetzt ſie auch ausgewählte Theile deutſcher Philoſophie ins Engliſche für Channing, mit dem ſie auch Herder und De Wette las, 1839 gab ſie Eckermann's „Geſpräche mit Goethe“, 1841 die Briefe der Günderode und Bettina's in engliſcher Sprache heraus. Als durch den Tod ihres Vaters die Erfüllung ihres Lieblingswunſches, Europa zu ſehen, verſchoben wurde, war ſie bemüht, durch Unterricht, durch fleißiges Mitarbeiten an der „Sonnenuhr“

(Aufsätze über Goethe, Beethoven, den Rhein u. s. w.), durch Unterhaltungsstunden in Boston und Neuyork sich und den Ihrigen eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen. Die höhern Zwecke, Selbstbildung, Selbsterziehung, Selbstveredlung, ließ sie nie aus den Augen.

Ein selbständiges Werk von ihr: „Das Weib des 19. Jahrhunderts", machte Aufsehen. Französischer Socialismus hatte sie von jeher angezogen, in der Association sah sie freilich nur ein „Experiment, das man versuchen müßte". Besonders eifrig war sie für die Emancipation der Frauen, sie fordert für diese die vollste Anerkennung socialer und politischer Gleichheit mit dem männlichen Geschlecht. Die Fortschritte, die damals Fourier's Lehren machten, erfüllten sie mit Freude und Hoffnungen.

Ein Wendepunkt ihres Lebens wurde ihre 1846 unternommene Reise nach Europa. Sie schreibt von ihrem Zusammentreffen mit De Quincy und Carlyle in England, ihrer Bekanntschaft mit George Sand, Lamennais, Beranger, Mickiewicz in Paris. Manzoni lernt sie in Mailand kennen. Am wichtigsten für sie war ihr Zusammentreffen mit Mazzini bei Carlyle. „Er ist wie eine schöne und reine Musik", schreibt sie, aus London. Während der Revolution in Rom besucht er sie, und da findet sie ihn „nach seinen Leiden und Anstrengungen göttlicher aussehend denn je". Schon in London nimmt sie theil an seinen Planen für die Zukunft seines Vaterlandes, er war es wol, der sie überzeugte, „daß die Amerikaner in Europa die Herzen dieser lange unterdrückten Nation ermuthigen müssen"; sie hätte gern ihr Leben für ihn gegeben, „wenn es nützte". Indessen ist sie thätig durch Geldsammlungen unter ihren Landsleuten, als Pflegerin im Kampfe, „alles bestärkt sie in ihrem Radicalismus", der allerdings solche Fortschritte macht, daß sie die Ermordung Rossi's für ganz natürlich hält. In das Parteiwesen hinein zieht sie einen jungen Marchese Ossoli, mit dem sie sich durch eine geheime Ehe, abenteuerlich genug, verbindet. Das klare, folgerichtige Denken geht in Rausch und Begeisterung unter. Dennoch haben gerade diese Seiten ihres Lebens, durch die realistische Darstellung, einen ganz besondern Werth. Der Ausgang jener Revolution ist bekannt; sie flieht vor den Franzosen mit ihrem Manne und ihrem Sohne, ein Kauffahrteischiff führt sie nach Amerika. Sie sollte ihr Vaterland nicht wiedersehen; das Schiff strandete an den Ufern von Fire-Island, die leblose Gestalt ihres Knaben war der einzige von Margarethens Schätzen, der das Ufer Amerikas erreichte. Auch ihr wichtiges Manuscript über Italien blieb verloren.

Erwähnt sei noch, daß dies Lebensbild aus den in London erschienenen dreibändigen „Memoirs of Margaret Fuller-Ossoli" sehr geschickt zusammengestellt ist. Ein reichbewegtes Leben liegt in seiner Entwickelung bis zu einem jähen Abschlusse, mit seinem Streben und seinen Irrungen, vor uns und gibt vielen Stoff zum Denken und Ueberlegen.

A. Freiherr von Loën.

Aus Thüringens Geschichte.

Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. Von C. Polack. Mit zwei Abbildungen und einem Facsimile. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalte des Buchs. Er ist an und für sich nicht recht verständlich, zunächst aber würde man nach ihm eine Darstellung der verschiedenen Wandelungen erwarten, welche das in der Sage und Geschichte gleich berühmte Schloß durch seine verschiedenen Herren und Besitzer erfahren hat. Das Thema wäre interessant genug, um selbständig behandelt zu werden und würde nach allen Seiten hin für die Landes- und allgemeine deutsche Culturgeschichte die lehrreichsten Beiträge liefern, wie jedermann weiß. Die Wartburg gehört ja zu den wenigen auserwählten Stätten im deutschen Lande, deren Ruhm wirklich populär ist und sich nicht blos auf die Elite der Fachgelehrten oder der wenigen gründlich Gebildeten beschränkt. Unser Buch bringt aber etwas anderes, nämlich eine meist recht ausführliche Erzählung der Geschichte der thüringischen Landgrafen von ihrem ersten Ahnherrn Ludwig dem Bärtigen im 11. Jahrhundert bis zu Landgraf Friedrich's IV. Tode 1440. Während dieser ganzen Zeit war Thüringen politisch selbständig, wenn auch seit 1247 durch das Aussterben des alten landgräflichen Hauses unter der gleichen Dynastie mit Meißen und dem Osterlande verbunden. Seit 1440 änderte sich dies insofern, als bei der Landestheilung, die 1445 zwischen den Brüdern Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm erfolgte, Thüringen nicht mehr den ausschließlichen Besitz seines neuen Herrn bildete, sondern nur ein Nebenland zu dessen andern Erblanden wurde. Auch für die Bedeutung der Wartburg als fürstlicher Residenz war diese Epoche entscheidend. Bis dahin konnte sie als die eigentliche Wohnung und Heimat des jedesmaligen Herrn des Landes gelten, natürlich nur in dem Maße, in welchem die Fürsten des Mittelalters auf einer Burg ihres Besitzes heimisch zu sein pflegten. Nach mittelalterlicher Sitte wechselte ja bekanntlich der Aufenthalt des höhern Adels, von dem edeln Reichsministerialen an bis zu dem Kaiser, viel rascher und häufiger, als es in der Zeit seit dem Dreißigjährigen Kriege der Fall zu sein pflegte. Der pompöse Apparat, mit dem sich die an Selbstbewußtsein und äußerer Geltung so sehr gestiegene fürstliche Gewalt seitdem zu umgeben liebte, gestattete natürlich eine so rasche Beweglichkeit nicht mehr wie in jenen frühern Jahrhunderten, wo die vornehmsten Fürsten sich doch nichts weiter denn als primi inter pares dünken durften. Unsere Wartburg ist seit 1445 zwar noch öfters die Stätte des fürstlichen Hoflagers gewesen, aber niemals mehr auf längere Zeit, und kein Fürst hat auf ihr weiterhin seine eigentliche Heimat gefunden. Es waren nur vorübergehende Zugvögel, die seit dem 17. Jahrhundert immer seltener kamen und im 18. ganz ausblieben, als die neuen Residenzschlösser in den Städten und die neuen Lustschlösser unten im Lande den fürstlichen Hofhalt dauernd aufnahmen.

Von 1067, wo Ludwig der Springer den Bau einer Burg auf dem Wartberg begann, bis 1440 ſind beinahe 400 Jahre verfloſſen, in denen die Prachtliebe und ebenſo ſehr das Streben nach möglichſter Sicherung unzählige Veränderungen an dem urſprünglichen Bau herbeiführten. Denn ſelbſtverſtändlich konnte und durfte ein Fürſt des Mittelalters nicht blos in einem geräumigen und ſchönen Schloſſe wohnen; es mußte und zwar in noch höherm Maße die Eigenſchaft der Feſtigkeit und kriegeriſchen Brauchbarkeit haben. Die Macht und die Bedeutung des Beſitzers wurde zum großen Theile danach geſchätzt, und es iſt bekannt genug, daß die Wartburg wenigſtens bis zum 15. Jahrhundert in dieſer Beziehung der hervorragenden Stellung ihrer Herren unter den deutſchen Reichsfürſten ebenſo entſprach, wie ſie als Prachtbau und Stätte des fürſtlichen Glanzes die meiſten ihrer gleichzeitigen Nebenbuhlerinnen in Deutſchland übertraf.

Wir erfahren aus unſerm Buche gelegentlich wol einiges von dieſen Veränderungen, welche die Wartburg unter der Hand ihrer damaligen Beſitzer über ſich ergehen laſſen mußte, aber dieſe Notizen finden ſich nur zerſtreut und keineswegs vollſtändig. Man wird durch Ritgen's, des bekannten verdienſtvollen Wiederherſtellers der alten Burg, „Führer auf die Wartburg" viel gründlicher und anſchaulicher in dieſen Theil der Geſchichte des Ortes eingeführt; ſelbſt die Beſchreibung der Wartburg von Thon, die noch aus dem vorigen Jahrhundert ſtammt, möchte für dieſen Zweck vorzuziehen ſein. Auch die magere Ueberſicht der weitern Schickſale des Schloſſes, nachdem es aufgehört hatte, Reſidenz der Landesfürſten zu ſein, die am Schluſſe des ganzen Buchs angehängt iſt, könnte eben wegen ihrer Magerkeit lieber ganz fehlen.

Offenbar verdiente die Wartburg jene Art von monographiſcher Darſtellung, wie wir ſie oben kurz angedeutet haben, worin ſie ſelbſt gleichſam auch als ein lebendiger Beſtandtheil, als ein zu hiſtoriſcher Exiſtenz vor unzähligen andern berechtigtes Individuum in den Mittelpunkt gerückt würde, während wir ſie ſo nur hier und da einmal von der Seite oder als Hintergrund großer geſchichtlicher Ereigniſſe und Perſonen zu ſehen bekommen. Eine Localität, an welche ſich wie kaum an eine zweite die Liebe und Verehrung, die Phantaſie und das Gemüth des deutſchen Volks in ſo hohem Maße geheftet hat, iſt ſozuſagen in jedem Steine ein merkwürdiges Object für die Wiſſenſchaft oder für den Gebildeten überhaupt. Es handelt ſich nicht blos um das kunſtgeſchichtliche Moment, das in der erwähnten Schrift von Ritgen, und dort mit Recht, hauptſächlich berückſichtigt iſt, auch nicht um eine bloße Aufzählung der verſchiedenen Schloßhauptleute und der zu verſchiedenen Zeiten hier befindlichen Beſatzung, wie ſie bei Thon in ermüdender Ausführlichkeit ſich findet: ein Haus, eine Burg bietet in ihrem ganzen Daſein noch ſehr viele andere Momente dar, welche ihr Geſchichtſchreiber beachten muß, wenn er die Totalität ihres Weſens darſtellen will.

Doch wenden wir uns zu dem wirklichen Inhalt des vorliegenden Buchs, der nichts anderes iſt als eine neue Bearbeitung der ältern Regentengeſchichte Thüringens. Eine ſolche neue Bearbeitung gehört bekanntlich zu den vielen von der modernen Wiſſenſchaft oft und dringend hingeſtellten Aufgaben, die noch immer keine Löſung gefunden haben. Der Verfaſſer hat ſich durch eine Anzahl von Monographien, welche die Geſchichte und Landeskunde ſeiner engern Heimat Thüringen betreffen, mit dem Quellenmaterial und den übrigen Hülfsmitteln genügend bekannt gemacht und zeigt überall die zu ſeinem Unternehmen nöthigen Kenntniſſe in den verſchiedenen Zweigen der geſchichtlichen Hülfswiſſenſchaften. Seine Darſtellung iſt einfach und ohne alle Prätenſionen, aber gegen ſeine Auffaſſung der Menſchen und Dinge ließe ſich vielerlei einwenden, da ſie weſentlich modern-ſubjectiv iſt und des eigentlich hiſtoriſchen Sinnes entbehrt. Die wohlgemeinte moraliſche Reflexion des gewöhnlichen geſunden Menſchenverſtandes und der Durchſchnittsbildung unſerer Zeit kann doch nicht recht als Maßſtab für die Charaktere des Mittelalters gelten, die auf einer ſo ganz verſchiedenen Grundlage ruhen. Es erſcheint dann alles zu lang oder zu kurz, was, wenn es ſchlicht als das, was es iſt, hingenommen wird, ſein rechtes Maß hat. Daraus folgt auch, daß eine ſolche Auffaſſungsweiſe der Vergangenheit des unmittelbar lebendigen Eindringens in ihr Object, jener inſtinctiven Intuition entbehren wird, die doch als das eigentliche und höchſte Ziel der Geſchichtsdarſtellung gelten muß. Freilich findet ſie ſich bei den Modernen ſelten genug, aber das Poſtulat muß dennoch beſtehen bleiben, auch wenn es noch ſo wenig in der Wirklichkeit erfüllt wird. Die thüringiſche Geſchichte des Mittelalters bietet durch die ihr eigenthümliche unverkennbare Romantik oder bunte Mannichfaltigkeit ihres Stoffs vor vielen ähnlichen Thematen die natürlichſte Veranlaſſung zu einer rein objectiven Auffaſſung und Wiedergabe, wie wir ſie bei den ältern Geſchichtſchreibern des Landes, z. B. bei Rote, in ſo wohlthuender Naivetät finden. Einem Hiſtoriker der Gegenwart iſt es freilich unmöglich, dieſe Naivetät als ſeine natürliche Mitgabe zu beſitzen, aber er kann ſie ſich erwerben und wird ſie ſich erwerben, wenn er den Stoff als einen epiſchen auf ſich wirken läßt und ſich darauf beſchränkt, ihn als ſolchen wiederzugeben. Dafür wird man gern die Urtheile über Perſonen und Verhältniſſe in Kauf geben; wem daran gelegen iſt, ſolche ſich zu bilden, kann dies viel beſſer auf eigene Hand aus dem ungetrübt überlieferten Material thun, als wenn er genöthigt iſt, dieſes ſeiner ſubjectiven Hülle erſt wieder zu entkleiden.

Eine ſolche Darſtellungsweiſe wäre hier um ſo mehr angebracht, als die kritiſche Baſis der thüringiſchen Geſchichte auch in dieſer ihrer neueſten Bearbeitung noch immer eine ſehr ungenügende geblieben iſt. Allerdings trägt das bisher vorliegende Quellenmaterial zum Theil die Schuld daran. Es iſt nicht möglich, damit die allerwichtigſten Fragen zu löſen, z. B. die über die Herkunft und Stellung des Stammvaters der erſten landgräflichen Dynaſtie, des Grafen Ludwig des Bärtigen. Urkunden und Geſchichtſchreiber geben darüber ſo dunkle und widerſpruchsvolle Auskunft, daß ohne die allerdings wahr-

ſcheinliche Auffindung neuer Documente die Sache vollſtändig räthſelhaft bleibt, wie ſie es ſchon ein Jahrhundert ſpäter geweſen iſt. Ebenſo unklar iſt die Zeit der Gründung der landgräflichen Würde ſowie ihre eigentliche Bedeutung in ihrem Beginn und ihrer ſpätern Entwickelung, wo ſie offenbar etwas ganz anderes geworden war, als im Anfang, und wo ſie ſich auch durch die beinahe herzogliche Qualität ihrer Inhaber weſentlich von den andern gleichzeitigen Landgrafſchaften im übrigen Reiche unterſchied. Wäre der Verfaſſer im Stande geweſen, das Detail der deutſchen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe als ſelbſtändiger Forſcher zu beherrſchen, ſo würde er wahrſcheinlich hierüber zu klarern Reſultaten gelangt ſein. So aber bleibt er von ſeinen Autoritäten, den frühern Bearbeitern der deutſchen Reichs- und Rechtsgeſchichte abhängig, die hier alle ſich mit einigen Phraſen behelfen und der präciſen Darſtellung des Sachverhalts aus dem Wege gehen. Faſt ebenſo dunkel iſt die an ſich ſo höchſt bedeutſame Geſchichte Ludwig's des Springers. Auch hier iſt von Anfang an durch die naive und tendenziöſe Sage eine bisjetzt unlösbare Verwirrung eingeriſſen, für die es kein anderes Heil gibt als eine ganz neue und ſelbſtändige ſyſtematiſche Kritik und Vergleichung der Quellen. Reiht man ſie blos nebeneinander oder verſucht man, ſie, ſo gut es gehen will, miteinander in Harmonie zu ſetzen, ſo iſt das Reſultat ein Geſchichtsbild von monſtröſer Unwahrſcheinlichkeit, das ſchon aus pſychologiſchen Gründen verworfen werden muß. Aber noch weiter herab gibt es ebenſo ſchadhafte Stellen in dieſer ältern thüringiſchen Geſchichte. Vor allem der ganze Complex, der ſich an die Perſonen des Landgrafen Albrecht des Entarteten und ſeiner Söhne Friedrich und Diezmann anſchließt. Hier wäre ſchon mit dem vorhandenen Quellenmaterial auszureichen und namentlich die auch für die allgemeine deutſche Geſchichte ſo wichtige Frage zu beantworten, wie es ſich mit dem angeblichen Verkauf der thüringiſchen und meißniſchen Erblande an die Könige Adolf von Naſſau und Albrecht von Habsburg verhielt. Aber auch hierfür reichte, wie es ſcheint, die kritiſche Durchbildung des Verfaſſers nicht aus: er hat ſich auch hier mit einer allerdings fleißigen Zuſammenſtellung der Quellenangaben im Hinblick auf ſeine Vorgänger begnügt, die hier alle in der Irre geblieben ſind.

Zum Schluſſe ſei noch bemerkt, daß das Buch durch eine große Menge ſehr ſtörender Druckfehler in Namen und Zahlen verunziert iſt, auch fehlt es nicht an einigen ſeltſamen Verſehen bei Angaben aus der allgemeinen Geſchichte.

Heinrich Rückert.

Jugenderinnerungen.

Die Schulgefährten. Bilder aus der „böſen Welt" von Feodor Steffens. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein Novelliſt, der einmal keine Novellen, ſondern Reminiſcenzen aus ſeinen jungen Jahren und beſonders aus dem Zuſammenleben mit ſeinen Schulgefährten, nämlich der „Couleur", ſchreibt. Der erſte Band enthält faſt nur Gymnaſiaſtenerlebniſſe. Man wird geſtehen, daß ein Band für nur ſolche Erlebniſſe etwas viel iſt, aber das Werk, das recht artig, wenn auch oft mit etwas ſelbſtgefälliger Breite geſchrieben iſt, ſcheint auch für ein apartes Damenpublikum berechnet, für beſtimmte Damen, welche die „verehrten Gönnerinnen" des Verfaſſers ſind. So iſt das Buch gewiſſermaßen ein Werk freundſchaftlicher Pietät und ſoll denn auch als ſolches beſtens willkommen geheißen werden. Der zweite Band iſt noch intereſſanter. Er ſchildert, ſicherlich mit mehr als photographiſcher Treue, das Liebesunglück Bucher's, eines der wackerſten Genoſſen aus der „Couleur". Durch eine Verkettung von Misverſtändniſſen und durch beklagenswerthe Intriguen der albern-adlichen Mutter der jungen Dame, wird Minna von Wollleben die Ehefrau eines bornirten Junkers, der ſie vollſtändig unglücklich macht, ſodaß ſie ohne Liebes- und Lebensfreude in ein frühes Grab ſinkt. Der Witwer bleibt ſtumpfſinnig, der ehemalige Geliebte, der um ihretwillen Hageſtolz, „unverbeſſerlicher Junggeſelle", geworden, bewahrt ihr nicht blos ein zärtliches Andenken, ſondern wird auch Vormund ihres hinterlaſſenen Kindes. Wie manche ſolcher traurigen Verkettungen, die ſchön angelegte Menſchenleben in unzerreißbare Nebelſchleier hüllten, ließen ſich ſchreiben, meiſt auf Misverſtändniſſen, Irrthümern und leichtſinnigen Verleumdungen beruhend. Das hat der Verfaſſer in verdienſtlicher Weiſe zur Anſchauung zu bringen verſtanden. Solche wirkliche Lebensgeſchichten ſollten häufiger geſchrieben und geleſen werden; ſie enthalten die wahre Moral des Lebens auf jeder Seite. Einſtweilen aber iſt leider noch die Couliſſenreißerei auf hiſtoriſchem Hintergrunde an der Tagesordnung und wir ſeufzen umſonſt: „Mühlbach, laß dein Rauſchen ſein!"

15.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Das Schriftſtellern wird mehr und mehr Mode bei gekrönten Häuptern. Frankreich behandelt die Hiſtorie und Kriegshiſtorie, Schweden die Lyrik, Mexico das Feuilleton. Von Kaiſer Napoleon's „Julius Cäſar" iſt der zweite Band erſchienen, welcher namentlich dem galliſchen Krieg eine eingehende, nach den beſten Quellen und mit großartigen Hülfsmitteln gearbeitete Beſprechung zutheil werden läßt. Wir kommen auf dieſen Band näher zurück, der beſonders für Philologen und Männer der Kriegsgeſchichte von hervorſtechendem Intereſſe iſt. Die wegen der wackern Geſinnung des Autors ſchätzbare Lyrik des Königs von Schweden haben wir bereits beſprochen. Es iſt vielleicht das erſte mal, daß ein König in ſeinen Gedichten derartige Naturgefühle äußert, wie ſie in der Regel nur in Begleitung des beſchränkten Unterthanenverſtandes aufzutreten pflegen. Die Lyrik König Friedrich's war philoſophiſch und ſchwunghaft, und nur einzelne gekrönte Minſtrels des Mittelalters ſangen von Liebesweh und Liebesluſt ſo ſtille Weiſen, wie ſie der Schwedenkönig in ſeinem Park von Drothningolm im Rauſchen der Buchen und bei dem Liede der Nachtigallen

singt. Als Dritter hat sich Kaiser Maximilian von Mexico diesen schriftstellernden Monarchen der Gegenwart angeschlossen. Es verlautet, daß bei Duncker und Humblot (Geibel) in Leipzig demnächst der erste Theil eines größern Werks desselben, wenn auch anonym, erscheinen wird: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.“ Und zwar soll dieser erste Band italienische Reisebilder enthalten, an die Fahrt anknüpfend, welche der Erzherzog auf der Fregatte Novara um Italien gemacht hat. Wir dürfen also ein autobiographisches Feuilleton erwarten, das besonders interessant zu werden verspricht, wenn der Autor seine transatlantischen Erlebnisse schildern wird. Ein gekrönter Tourist — absit omen!

Uebrigens hat Kaiser Maximilian in der Ferne die heimatliche Poesie keineswegs vergessen, indem er sowol dem verdienten Director des wiener Burgtheaters, Heinrich Laube, dem bisjetzt auffallenderweise von der österreichischen Regierung noch keine Auszeichnung zutheil geworden ist, als auch Mosenthal den Guadelupeorden zugeschickt hat. Es ist immer erfreulich, daß man der neuen deutschen Dramatiker am Fuße des Popocatepetl gedenkt, während sie im eigenen Vaterlande nur zu oft vergessen werden.

Inzwischen beschäftigt sich die englische Kritik nach wie vor eingehend mit hervorragenden deutschen Productionen. „The Fortnightly Review“, die unter der Redaction von George Henry Lewes vielseitigen Interessen Rechnung trägt und einen erfreulichen Aufschwung nimmt, berücksichtigt in ihren letzten Heften mehrfach neuere deutsche Erzeugnisse. Ueber das neue „Leben Jesu“ von Strauß bringt sie einen längern eingehenden Artikel, der nicht von jenem beschränkt orthodoxen Standpunkt aus geschrieben ist wie die Kritik des „Athenaeum“, aber auch keineswegs so warm anerkennend wie das Referat des „Examiner“. „David Friedrich Strauß“, beginnt der Artikel, „ist für fromme Christen dieses Zeitalters dasselbe, was Voltaire für die guten Leute am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des gegenwärtigen war, der Lucifer des skeptischen Abfalls, das Haupt jener gleichzeitigen Antichriste, deren es, nach dem Zeugniß des Apostels Johannes, viele im 1. Jahrhundert gab und welche auch im 19. noch zahlreich genug sind. Die Kritik der evangelischen Geschichte von Strauß ist die wichtigste jener Arbeiten, in denen die rechtgläubige Anschauung von Geburt, Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi innerhalb der letzten sechzig Jahre bestritten worden ist. Mehr als irgendeine andere hat sie bestimmend eingewirkt auf die speculative Thätigkeit der Schriftsteller, welche in ihren Schriften denselben Zweck verfolgten; mehr als irgendeine andere hat sie die Art und Weise des Gegenkampfes auf christlicher Seite bestimmt. Dr. Strauß hat ein Vierteljahrhundert hindurch den Kritiken von Freund und Feind über sein Werk gelauscht und neuerdings ein anderes über denselben Gegenstand erscheinen lassen, in welchem er den charakteristischen Hauptpunkt des frühern, daß das übernatürliche Element in den Ueberlieferungen von Jesus mythisch sei, aufrecht hält und verstärkt.“

Hierauf tadelt der Kritiker die falsche (gewiß in England sehr übliche) Manier, über solche Werke einen Schrei des Entsetzens auszustoßen und sie dann todtzuschweigen. Er meint, da es einmal Antichriste gäbe, so müßten sie doch zu irgendeinem Zweck vorhanden sein, und es wäre gewiß ganz gut, von ihnen zu lernen: „Dr. Strauß hat besondern Anspruch auf wohlwollende und ernste Behandlung. Er ist kein Spötter wie Voltaire, welcher das Universum mit dem Senkblei eines Scherzes mißt und allen begeisterten, edeln Opfermuth verhöhnt, von dem einer Maria von Galiläa bis zu dem einer Jeanne d'Arc. Er bekennt —, und wir haben kein Recht, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln —, daß er allein nach Wahrheit strebe und nicht auf die Vernichtung des Christenthums hinziele, sondern nur darauf, die Ideen, die es enthält, aus den dogmatischen und halbgeschichtlichen Hüllen zu lösen, in die sie vergraben sind. Auch löst er seine Aufgabe nicht in einer nachlässigen, handgreiflich oberflächlichen, nur auf volksthümlichen Effect hinarbeitenden Weise. Sein Werk trägt das Gepräge redlicher Arbeit und seine Kenntniß der Heiligen Schrift verdient der Geistlichkeit zur Nacheiferung empfohlen zu werden.“

Den Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Werk über das Leben Jesu findet der Kritiker hauptsächlich darin, daß Strauß, während er dort Jesus nur als Vertreter der Einheit Gottes und der Menschheit darstellt, sich hier Mühe gibt, den historischen Jesus in seiner wahren Gestalt uns vor Augen zu führen, entkleidet von allem Farbenschmuck der Legende. Doch war er hierin nicht glücklich. „Mager, dürftig, zusammengeschrumpft ist der historische Jesus, den er hinstellt. Als ein Ganzes zeigt das Werk von Strauß weit größere Fähigkeit, Tüchtigkeit und echten Fleiß als das von Renan; aber der historische Christus von Strauß steht als künstlerisches Porträt hinter dem historischen Christus des beredten Franzosen zurück. Das gestaltende Talent Renan's ist beträchtlich; er strömt über von moderner Empfindung, und seine Geschicklichkeit in der biographischen Erzählung ist die eines vollendeten Künstlers in einer Nation, die sich rühmen darf, daß ihre literarischen Meister besser zu erzählen verstehen als irgendwelche in Europa. Renan weiß seinen Christus abzuheben von einem Tizianschen Hintergrunde blauer galiläischer Hügel, ihm jene interessante Zartheit und Sanftmuth, jenes halb weibliche, halb heilige Wesen zu geben und ihn gleichsam wie mit einer athmenden menschlichen Gestalt zu bekleiden. Das Erhabene der Gefühlsschwärmerei ist nie glücklicher verkörpert worden als in dem Christus Renan's. Doch der Jesus von Strauß ist nur der höhere Rabbi, der verständige Bemerkungen macht, sentenziös, rednerisch, reich an weisen Sprüchen ist und Neigung für die Parabel besitzt; ein sehr magerer, geisterhafter, wesenloser und ungenügender Christ.“ Der Kritiker vergißt dabei, daß es gar nicht in der Absicht von Strauß lag, ein Gemälde auszuführen, in welchem die Lücken, welche die Kritik gemacht, durch die Phantasie ergänzt werden, sondern er stellte nur in jenem Abschnitt, von dem allein hier die Rede sein kann, zusammen, was an glaublichen Resten nach der kritischen Zerstörung übrigblieb. Ein anderer Vorwurf des Kritikers trifft die cynische und rücksichtslose Heftigkeit gegen die Theologen, zu der sich Strauß in dem neuesten Werke hinreißen läßt. Am Schluß des langen Aufsatzes spielt der Recensent den Trumpf volksthümlicher Rechtgläubigkeit aus, während man ihn nach der Einleitung kaum für einen Orthodoxen gewöhnlichen Schlags gehalten hätte.

An einer andern Stelle der Revue heißt es über Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“, von der bisjetzt vier Bände und die beiden ersten in neuer Auflage erschienen sind: „Das Werk kann jedem empfohlen werden, welcher das große Gebiet der literarischen Thätigkeit des 18. Jahrhunderts rasch und angenehm durchfliegen will, um darin die Keime unserer eigenen speculativen Unruhe zu finden. Der Autor spürt weniger den literarischen als den philosophischen Tendenzen der Zeit nach. Wol berührt er auch ästhetische Fragen, doch sie sind alle mehr oder weniger untergeordnet seinem Hauptzweck, dem Nachweis der Entstehung und Entwickelung des freien Denkens. Das Buch ist sehr lesenswerth. Die Biographien sind unterhaltend; die Berichte über die hervorragenden Werke, wenn auch nicht kritisch eingehend, vollkommen frei von jenen philosophischen Abstractionen, welche die deutsche Kritik oft so unfruchtbar und ungenießbar machen. Ohne große Schaustellung von Gelehrsamkeit ist Hettner sehr belesen und gründlich. Einige kleine Ungenauigkeiten in den französischen und englischen Abschnitten thun der sonstigen Genauigkeit und Sauberkeit der Arbeit keinen Eintrag.“

Friedrich Thiersch über die Schulpforte.

Ohne einer eingehenden Besprechung des Lebens von Friedrich Thiersch, welches dessen Sohn, Heinrich W. J. Thiersch, herausgibt und von welchem der erste Band bereits erschienen ist (Leipzig 1865), irgendwie vorzugreifen, können wir uns doch

nicht versagen, das Urtheil, welches Friedrich Thiersch in einem, 1824 an Prof. Lange in Schulpforte geschriebenen Briefe über diese Lehranstalt aussprach, vorläufig hier mitzutheilen. Wir thun dies um so lieber, da wir das Interesse nicht vergessen haben, das d. Bl. bei Gelegenheit der im Jahre 1843 begangenen dreihundertjährigen Jubelfeier der Schulpforte durch Mittheilung eines längern Aufsatzes über die zu dieser Jubelfeier erschienenen Schriften (vgl. Nr. 209 und 210 d. Bl. f. 1843) bethätigten. Friedrich Thiersch war (1798—1804), ebenso wie der obengenannte Prof. Lange, Schüler der Pforte gewesen, trat später zu letzterm und zu dem damaligen Rector der Schulpforte, Ilgen (derselbe war früher Hauslehrer im Hause des Vaters von Gottfried Hermann in Leipzig gewesen, und dieser war damals Ilgen's erster und ward nachmals dessen berühmtester Schüler), in ein inniges Freundschaftsverhältniß. Thiersch bewahrte in seiner treuen Anhänglichkeit an Schulpforte, nachdem er längst schon in München eine Anstellung und dort seinen bleibenden Aufenthalt gefunden hatte, auch das lebhafteste Interesse für dieselbe, und wie er bei einem Besuche Englands und der berühmten Schule in Eton im Jahre 1815 durch deren Aeußeres an Schulpforte erinnert ward, sodaß er in einem Briefe an den erwähnten Prof. Lange Eton als „eine Schulpforte auf englische Art eingerichtet" bezeichnete, so erklärte er auch später einmal, als im Jahre 1826 sein Verbleiben in Baiern ungewiß geworden war, daß, wenn ihm die Wahl freistände, er unter gewissen Umständen „Pforte jedem andern Aufenthalt vorziehen würde". Gleichwol hatte Thiersch an der damaligen Schulpforte manches auszusetzen. „Ich sehe aus Ihrem Briefe", schrieb er am 20. Mai 1824 an Lange, „daß nun in Pforte auch deutsche Sprache und Literatur gelehrt wird, und die Frage ist bald, was nun noch nicht gelehrt, oder ob es einen irgendwo der Schule zugewiesenen Gegenstand gibt, der nicht bei Ihnen gelehrt wird. Ich fürchte, daß diejenigen, welche Gewalt über die Pforte haben, den goldenen Spruch des Hesiodus von der Hälfte, die besser ist als das Ganze, nicht zu erwägen wissen, und muß auch hier den praktischen Verstand der Engländer bewundern, die in ihrer vortrefflichen Schule zu Eton keinen, nicht einmal als Lehrer, geschweige denn als Vorsteher und Beschützer zulassen, der nicht auf ihr seine Bildung erhalten hat. Daß Sie in Pforte wirken (als ein Garant der alten Pforte in der neuen), schirmt zwar für jetzo; aber wer kann weiter dafür stehen, daß Pforte eben auch eine Schule werde, wo viel gelehrt und gelernt wird und nichts weiter? Der eigentliche Sinn und Geist dieser ehedem alterthümlichen und nun neu gewordenen Anstalt lag in dem, was nicht zu Papier gebracht werden konnte." Schon der König Friedrich Wilhelm III. hatte einmal gesagt: „Habe viel Gutes von Schulpforte gehört, und sollen die Beamten, die auf derselben gebildet sind, vergleichungsweise die gründlichsten und besten sein. Mag wol mit der geistigen Speise gehen wie mit der körperlichen; es kommt nicht darauf an, daß man viel genießt, sondern daß man das, was man genießt, gut verdaut und in Kraft und Gesundheit verwandelt." In gleicher Weise wünschte — bei Gelegenheit des schon oben erwähnten dreihundertjährigen Jubelfestes der Schulpforte im Jahre 1843 — der erwähnte Gottfried Hermann in einem in römischem Lapidarstil abgefaßten schriftlichen Gruße an die Schulpforte, daß sich die „Porta canora" ihr Palladium erhalten möchte, nämlich die classischen Studien, quae linguam fingunt, mentem acuunt, ingenium excitant, animum roborant, vitam omnem decorant; daß immer in ihr wohne die Vernunft, mater veritatis, simplicitatis, sanctitatis, und daß von ihr entfernt bleiben zwei Krankheiten der Zeit, die unselige Vielwisserei (notitia rerum plurimarum sine ullius rei scientia) und die falsche Frömmigkeit (impia pietas tenebrionum). Man muß gestehen, daß alle diese Urtheile und Stimmen, welche zwar zunächst nur der Schulpforte galten, doch schon auch damals ihre allgemeine Beziehung für andere Schulen hatten und daß sie im einzelnen in ihrer praktischen Anwendung noch immer unser gesammtes Schulwesen und unsere Zeit im allgemeinen in empfindlicher Weise treffen und nachdrücklich richten.

Bibliographie.

Baldamus, E., Die literarischen Erscheinungen der letzten 10 Jahre 1856 bis 1865 auf dem Gebiete der Forst- und Jagdwissenschaft. Alphabetisch und systematisch geordnet. Prag, Reichenecker. Lex. 8. 6 Ngr.

Billroth, A., Die Auferstehung Jesu und Dr. Strauß. Ein Vortrag. Wiesbaden, Niedner. 16. 5 Ngr.

Boeckh's, A., gesammelte kleine Schriften. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Reden gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1859—1862 und Abhandlungen aus den Jahren 1807—1810 und 1853—1865. Herausgegeben von F. Ascherson. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Büdinger, M., Ein Buch ungarischer Geschichte 1058—1100. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Ewald, H., Das Rostocker Universitätsgericht vor dem Gerichte der Oeffentlichkeit. Worte an die Gemeinden der Mecklenburgischen Landeskirche. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Ngr.

Falke, J., Geschichte der Bergstadt Geyer. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Dresden, Burdach. Gr. 8. 24 Ngr.

Fechner, G. T., Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Hiethe. II.: Anna Lavater. Ein christliches Lebensbild. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 10 Ngr.

Frerichs, J. H., Der Mensch. Traum. — Herz. — Verstand. Nerven, Seltan. 16. 17½ Ngr.

Games, G. D. de, Bruchstücke aus den noch ungedruckten Theilen der Vitorial. Herausgegeben von L. G. Lemcke. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Marburg, 1865. Gr. 4. 8 Ngr.

Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände. Ein ernstes Wort in ernster Stunde. Stolpen, Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Genelli, B., Aus dem Leben eines Wüstlings. Lithographirt von G. Koch. 18 Tafeln mit Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. Imp.-Fol. 25 Thlr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 8ter Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Gollmick, C., Auto-Biographie. Nebst einigen Momenten aus der Geschichte des Frankfurter Theaters. 3 Thle. Frankfurt a. M., Adelmann. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's ausgewählte Werke. 1ster bis 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. à 15 Ngr.

Graffunder, A., Eduard v. Raven königlich preußischer General-Major, General à la suite Sr. Maj. des Königs. Nachrichten zu seinem Gedächtniß gesammelt. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graf-Hoffinger, Mönch und Gräfin. Historischer Roman aus der Zeit Wallensteins. 2 Bde. Berlin, Sacco Nachf. 8. 2 Thlr.

Guseck, Bernd v., Der Graf von der Lieguitz. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Hosäus, W., Kriemhild. Trauerspiel. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 24 Ngr.

Jäger, W., Ein Fürst und seine Räthe. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Johann's v. Winterthur Chronik. In's Deutsche übersetzt von B. Fremler. Winterthur. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Justiz-Extrakt, das ist unfehlbare Tropfen gegen habituelle Geistes-Verstopfung. Von Nerratius Tertius. Forst i/L., Unverzagt u. Comp. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Die Doppelehe eines Prinzen. Original-Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Lamle, G., Der Schutzjude von Magdeburg. Historische Erzählung. 2 Bde. 8. Berlin, Sacco Nachf. 8. 2 Thlr.

Lübecke, M., Deutschlands Banner. Humoristische Silhouetten aus der Gegenwart. Leipzig, Leiner. 16. 3 Ngr.

Maurenbrecher, W., England im Reformationszeitalter. 4 Vorträge. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Mühlbrecht, O., Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze. Leipzig, Merseburger. Gr. 8. 18 Ngr.

Pfeffert, J., Die Einziehung der Kirchen-, Stifts- und Klostergüter. Historische Skizze nebst einem Anhang: Geld für Oesterreich. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 25 Ngr.

Pöppelmann, L., Johann von Böhmen in Italien. 1330—1333. Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Roenne, v., Ein Votum in der Kriegsfrage, dem Wahlkreise Lennep-Solingen gewidmet. Stettin, Saunier. Gr. 8. 5 Ngr.

Tyler, E. B., Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwickelung der Civilisation. Aus dem Englischen von H. Müller. Leipzig, Abel. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wessely, J. E., Altes und Neues. Reise-Reminiscenzen aus Nord und West. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Winzingerode, W. Graf, Graf Heinrich Levin Winzingerode ein Würtemberger Staatsmann. Gotha, F. A. Perthes. 8. 15 Ngr.

Wallhauß, Telegraphische Kriegs-, Friedens- und Parlaments-Depesche an das deutsche Volk. Mannheim, Schneider. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften. Preis des Heftes 6 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen zwölften Hefte des Jahrgangs 1866 ist ein neuer Band dieser weit verbreiteten, in allen Kreisen gern gelesenen Zeitschrift vollendet. Nachstehende Inhaltsangabe desselben möge darthun, wie „Unsere Zeit" sich bestrebt, stets die zeitgemäßesten Stoffe in größern Aufsätzen oder in der Form periodischer Revuen ihren Lesern vorzuführen.

Inhalt der Ersten Hälfte des Jahrgangs 1866.

Politische Porträts: Lord Palmerston. — Leopold I., König der Belgier. — John Bright und sein Verhältniß zu den Radicalen Englands. — Dupin der Aeltere.

Abhandlungen über politische und sociale Fragen: Der Negeraufstand in Jamaica und seine Ursachen. — Irland und die Fenier. — Die stehenden Lager von Châlons und Krasnoe-Selo. — Die Republik Chile und ihr Conflict mit Spanien. — Die Czechen und der böhmische Landtag. — Die Repräsentationsreform in Schweden. — Die mecklenburgische Auswanderung. — Die Association und ihre Bedeutung für die Lösung der socialen Frage. — Die schleswig-holsteinische Frage seit dem Kriege von 1864. — Die Ostseeprovinzen und Rußland.

Geographie und Ethnographie: Singapore. Reiseskizzen aus dem Tagebuche eines Seemanns. — Die Grenzländer Indiens und Chinas. (Von Adolf Bastian.) — Land und Leute Siebenbürgens. — Neuseeland in geographischer Hinsicht. — Japan und die Fremden. (Von Adolf Bastian.)

Literatur und Kunst: Friedrich Hebbel. Eine literarische Charakteristik. (Von Rudolf Gottschall.) — Johann Nint, der Bildschnitzer zu Linz. — Henry Carey und seine Socialökonomie. — Das deutsche Volkstheater und die Posse. — Der realistische Roman bei Hofe. — Friedrich Rückert. Ein literarisches Porträt. (Von Rudolf Gottschall.) — Karl Rahl. (Von Alfred Woltmann.) — Gräfin Dora d'Istria und ihr Buch über Griechenland. — Goethe's Theaterintendantur. — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Lebens- und Charakterbild. (Von Otto Gumprecht.) — Shakspeare und Goethe. — Die Frage des literarischen Eigenthums. — William Whewell. — Victor Hugo als Lyriker. Ein literarischer Essay. (Von Rudolf Gottschall.)

Vermischtes: Die Desinfection der Städte. (Von Dr. W. Hamm.) — Bilder aus der Volksheilmittelkunde. — Die Kunstdüngerfabrikation vom Standpunkte der Volkswirthschaft. (Von Dr. C. Fraas.) — Das Militärsanitätswesen und die neuen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete. — Naturgeschichtliche Skizzen. (Von Karl Ruß.)

Nekrologe: A. Bixio; Graf O'Sullivan; R. von Auerswald; Sir Charles Eastlake; Graf Oestewitz; Admiral Smyth; H. Heidel; Fredrika Bremer; Bildhauer Gibson; Senator Dorset; Friedrich Rückert; W. Wachsmuth; P. J. Leuné; Ferdinand Wolf; J. M. Lappenberg; J. Fickler; J. D. F. Neigebaur; General Yusuf; H. F. Lampe; Jacques Langlais; de la Bonninière de Beaumont; J. P. V. Troxler; Baron Vanderlinden d'Hooghvorst; Schlachtenmaler Bellangé; A. Malitourne; L. Boyer; Maler Holzapfel; Landgraf Ferdinand zu Hessen-Homburg; Königin Marie Amalie; L. G. Blanc; A. Werner; General Herbillon; General Baron de Saint-Joseph; L. Clappisson; Sir F. Smith; Ferdinand Flocon; Graf de Gourcuff.

Revuen über Literatur, Theater, bildende Kunst, Musik, Technologie, Erd- und Völkerkunde.

Auch fernerhin werden die politischen und kriegerischen Bewegungen der Zeit, die Regungen und Conflicte der Nationalitäten, die Fortschritte auf dem Gebiete der Handelspolitik, der Nationalökonomie, der Industrie, Technik und Landwirthschaft, die neuen Entdeckungen in der Erd- und Völkerkunde, hervorragende Richtungen und Erscheinungen der Philosophie und Theologie, sobald sie über das blos fachwissenschaftliche Interesse hinausreichen, der Poesie, Musik und bildenden Kunst in eingehender und fesselnder Darstellung behandelt werden.

„Unsere Zeit" ist in halbmonatlichen Heften von 5 Bogen zu 6 Ngr., oder in halbjährlichen Bänden von 60 Bogen (geheftet 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden: in Leinwand 2 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 24 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien das **75. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Italienische Literatur — Jesuitenstil.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RATIONEM QUAM I. BEKKER IN RESTITUENDO DIGAMMO SECUTUS EST

EXAMINAVIT

Dr. A. LESKIEN.

8. Geh. 8 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 28. — 12. Juli 1866.

Inhalt: Zur Geſchichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenſtädt. — Heinrich Laube's „Herzog Bernhard". Von Rudolf Gottſchall. — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geſchichte und Kritik des Materialismus.

1. Der Materialismus unſerer Zeit in Deutſchland. Prüfung des Dr. Büchner'ſchen Syſtems von Paul Janet, überſetzt mit einer Einleitung und Anmerkungen von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg, herausgegeben mit einem Vorwort von J. H. Fichte. Paris, Jung-Treuttel. 1866. 8. 1 Thlr.
2. Geſchichte des Materialismus und Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart von Friedrich Albert Lange. Iſerlohn, Bädeker. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Jedes Syſtem, welches die logiſche Prüfung nicht aushält, muß früher oder ſpäter fallen. Nun hält aber weder der Materialismus, noch der Spiritualismus die logiſche Prüfung aus. Folglich müſſen beide fallen. Es kann in den Augen des logiſch Denkenden nichts lächerlicher erſcheinen, als wenn er ſieht, wie man ſich Mühe gibt, den Materialismus durch Spiritualismus zu widerlegen, alſo zu zeigen, daß aus der blinden, mit blos mechaniſchen und chemiſchen Kräften ausgeſtatteten Materie nicht einmal ein zweckmäßig organiſirtes, geſchweige denn ein empfindendes und denkendes Weſen herauskommen kann, und daß folglich nicht die Materie, ſondern der Geiſt an die Spitze der Welt geſtellt werden muß. Gut, denkt er, aus der Materie läßt ſich der Geiſt nicht erklären. Aber läßt ſich denn etwa aus dem Geiſte die Materie erklären? Iſt es nicht ebenſo abſurd, aus einem rein geiſtigen, alſo einem blos denkenden, blos vorſtellenden Weſen die ſchwere, undurchdringliche, compacte, mechaniſch und chemiſch wirkende Materie hervorgehen zu laſſen, als aus der bewußtloſen Materie den ſelbſtbewußten Geiſt? Muß nicht jede Wirkung ihren zureichenden Grund haben, und iſt etwa, ihr Spiritualiſten, euer rein geiſtiger Gott, der als reiner Geiſt doch nichts anderes aus ſich produciren kann, als was überhaupt reine Geiſter produciren können, nämlich Ideen, Gedanken, Vorſtellungen, iſt er ein zureichenderer Grund zur Erklärung der ſchweren, compacten, blinden Materie, als dieſe zur Erklärung der ſelbſtbewußten, vernünftigen, Ideen producirenden und nach Ideen wirkenden Geiſter? Iſt es etwa leichter zu denken, daß aus euerm unkörperlichen Gott der ſich zu den Himmelskörpern zuſammenballende Urnebel hervorgeht, als daß aus dieſem die zweckmäßig organiſirten, empfindenden und denkenden Weltweſen hervorgehen?

Alſo, ihr Spiritualiſten, die ihr etwas Beſſeres zu ſein meint als die Materialiſten, die ihr aber nur in umgekehrter Richtung denſelben logiſchen Schnitzer macht wie dieſe, bleibt mir ebenſo vom Leibe, als die Materialiſten! Euer Begriff von der Materie iſt derſelbe rohe, wie der des vulgären Materialismus. Denn, wenn ihr nicht auch die Materie abſolut geiſtlos, zwecklos, ſinnlos wirkend dächtet, brauchtet ihr ſie nicht von außen organiſiren, brauchtet ihr dem Erdenkloß nicht von außen einen Odem und eine Seele einblaſen zu laſſen.

Der wahre Begriff der Materie macht gleicherweiſe den Spiritualismus wie den Materialismus, deren der eine die Materie aus dem Geiſte, der andere den Geiſt aus der Materie ableitet, überflüſſig. Denn wer den wahren Begriff von der Materie hat, der ſieht ein, daß auch ſchon in der niedrigſten Materie, in der blos anziehenden und abſtoßenden, aber nach beſtimmten Geſetzen anziehenden und abſtoßenden, ein geiſtiges Princip thätig iſt; er ſieht ebenſo ein, daß auch noch die höchſte, die empfindende und denkende Thätigkeit die Thätigkeit beſtimmter Stoffe iſt. Geiſt und Stoff ſind ihm alſo nicht, wie in der dualiſtiſchen Weltanſicht, zwei grundverſchiedene, voneinander unabhängige, nur von außen aufeinander bezogene Subſtanzen, nur durch eine äußerlich präſtabilirte Harmonie zuſammengebracht, ſondern ein und daſſelbe Ur- und Grundweſen der Welt iſt es, welches, von innen geſehen, Geiſt, von außen geſehen, Stoff iſt. Es gibt keinen Stoff, deſſen inneres Weſen nicht Geiſt, und es gibt keinen Geiſt, deſſen äußere Erſcheinung nicht Stoff wäre. Die Welt zerfällt demnach nicht in Materie und Geiſt, ſondern ſie iſt das einheitliche Reich geiſtig wirkender und materiell erſcheinender Kräfte, in welchem die höhern, die organiſchen und pſychiſchen, zwar von den niedern, den blos mechaniſch und chemiſch wirkenden abhängen, aber auch über dieſelben ſich erheben und ſie ihren Zwecken dienſtbar machen. Dieſer geſetzmäßige Zuſammenhang der ſtofflich erſcheinenden Weltkräfte bildet den immanenten Weltgeiſt.

Es gibt alſo weder, wie im vulgären Materialismus, eine abſolut geiſtloſe Materie, noch, wie im Spiritualismus, einen abſolut immateriellen Geiſt, und wir brauchen uns alſo nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie aus der geiſtloſen Materie der Geiſt, noch wie aus dem immateriellen Geiſte die Materie herauskommt. Wir ſind mit unſerm Begriff von der Materie, der die beiden Seiten, welche im Materialismus und Spiritualismus auseinanderfallen, in ſich vereinigt, ebenſo über den einen, wie über den andern hinaus. Unſer Syſtem iſt weder ein materialiſtiſches, noch ein ſpiritualiſtiſches, ſondern ein dynamiſches.

Nach Angabe dieſes unſers Standpunktes, den wir übrigens ſchon in einem frühern Artikel: „Zur Stoff- und Kraftfrage", in Nr. 30 und 31 d. Bl. f. 1865 angedeutet haben, gehen wir nunmehr zur Beſprechung der beiden genannten Schriften über.

Nr. 1: „Der Materialismus unſerer Zeit in Deutſchland", bringt uns die Anſichten dreier Profeſſoren, welche ſämmtlich Antimaterialiſten ſind, Paul Janet's als Verfaſſers, von Reichlin-Meldegg's als Ueberſetzers und Fichte's als Bevorworters.

Hören wir zuerſt J. H. Fichte. Dieſer macht gegen den Materialismus geltend, daß er mit dem Geiſte wahrer, echter Naturforſchung in unverſöhnbarem Widerſtreit ſtehe. Was alle Naturforſchung befeuere, was ſie mit immer neuer Begeiſterung erfülle, ſei das factiſch auch niemals getäuſchte Vertrauen, daß „Vernunft in den Dingen" ſei, daß eine innere Harmonie und ein ſinnvolles Ineinanderpaſſen das Ganze wie das Einzelne der Natur umſchließe, kurz, daß jenes große Princip nirgends und niemals ſich verleugne, welches die Speculation als „immanente Teleologie", innere Zweckmäßigkeit und allgegenwärtige Vernunft in den Dingen bezeichnet hat. Die wahre Naturforſchung iſt nach Fichte ein ununterbrochener Gottesdienſt, eine verſtändige und verſtehende Verherrlichung jener unerſchöpflichen Weisheit, die in der Natur ſich offenbart, werde ſie nun Gott genannt oder ſelbſt nur Natur. Dieſem Geiſte der echten Naturforſchung und ihren ſachlichen Leiſtungen gegenüber befinde ſich der Materialismus in einer vollſtändigen Ohnmacht. Für jene eindringlichen Thatſachen bleibe ihm zur Erklärung nur die Vorſtellung eines „Zufalls", eines „blinden Ungefähr", dem es im Verlaufe „unendlicher Zeiträume" ſo gut gelungen: hohle, unverſtändliche Worte, die hier weniger als nichts bedeuten. Vergeblich proteſtire der Materialismus gegen den „Zweck" und den „Zweckzuſammenhang" in der Natur. Die materialiſtiſche Auffaſſung ſei mit nichten blos ein Proteſt gegen eine philoſophiſche oder religiöſe Theorie, ſondern gegen den Geſammtbefund der Erfahrung, gegen die Beſchaffenheit des Univerſums ſelbſt:

> Die Schöpfung müßte eine andere ſein, wenn der Materialismus recht behalten ſollte. Und ſo ſagen wir mit Zuverſicht, ohne die Furcht, als falſche Propheten erfunden zu werden: falls er irgendeinmal als die wahre und vollgenügende Weltanſicht gelten dürfte, zu der Zeit wäre auch die letzte Erinnerung an die großen Ergebniſſe der Naturforſchung verſchwunden, die wiſſenſchaftliche Barbarei wäre hereingebrochen.

Fichte ſympathiſirt mit denjenigen Naturforſchern, welche, wie ein Alexander von Humboldt, ein Liebig, ein Johannes Müller, Rudolf und Andreas Wagner, ein von Bär, ein Hyrtl, ein Helmholtz, ein Agaſſiz, entweder indirect oder in ausdrücklichen Erklärungen ihren Proteſt wider den Materialismus ausgeſprochen.

Was Paul Janet's Kritik des Materialismus betrifft, ſo lobt Fichte dieſelbe als eine umſichtige und billige, die ſelbſt auch bei den für den Materialismus Eingenommenſten eines entſchiedenen Eindrucks nicht verfehlen werde. Nur ſtimmt er mit Janet nicht über die Urſache der Verbreitung materialiſtiſcher Lehren in Deutſchland überein. Janet findet dieſe Urſache in einer dem menſchlichen Geiſte eigenthümlichen, heutzutage ſehr mächtigen Neigung, in dem Streben nämlich nach Einheit. „Man will alle Dinge durch ein einziges Geſetz erklären." Fichte dagegen leuguet, daß das Streben nach ſyſtematiſcher Einheit — dieſes ſo ehrenvolle und ſo berechtigte Motiv — dem Materialismus ſeinen Urſprung gegeben. Fichte meint, das Streben nach Einheit habe in Schelling's Identitätslehre, in Hegel's Syſtem ausreichende, ja überſchwengliche Befriedigung erhalten. Wenn dieſe Syſteme geſtürzt ſeien, ſo ſei es notoriſch aus andern Gründen geſchehen, als weil ſie jenem wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe nicht genügt hätten. Nach Fichte iſt das Wiederaufkommen des Materialismus unter uns andern, complicirtern Gründen und mehr äußern als innern Anregungen zuzuſchreiben. Dem aprioriſchen Gebaren und den Prätenſionen eines „abſoluten Wiſſens", ſowie auch den Verſtößen der Naturphiloſophie gegenüber habe man jede ideelle, auf Einheit dringende Betrachtung der Natur erſt zu verdächtigen angefangen und nur das Sinnliche, Handgreifliche für reell erklärt. Alsdann ſei der Materialismus gekommen und habe überhaupt nur den Stoff, die Materie, als das einzig Reale proclamirt. Obgleich wiſſenſchaftlich gerichtet, finde er doch noch außerhalb der Wiſſenſchaft, bei Halbkundigen Anklang, die das Leichtfaßliche, ja „Handgreifliche" in ſeinen Sätzen mit dem leicht zu Verſtehenden verwechſeln. Auch gebe es Leute in Deutſchland, denen der Materialismus aus politiſchen und kirchlichen Gründen Genüge thut, weil er nämlich ihrer geheimen Oppoſition gegen kirchlich und bürgerlich Anerkanntes Vorſchub leiſtet und zugleich über die „Vorurtheile der Menge" erhebt.

Gewiß hat Fichte recht, daß der Materialismus nicht blos theoretiſchen, ſondern auch praktiſchen Gründen ſein Wiederaufkommen und ſeine Erfolge in Deutſchland verdankt; auch hat er recht, auf den Widerſtreit des Materialismus gegen die tiefere, die denkende Naturforſchung, welche die immanente Teleologie der Natur anerkennt, hinzuweiſen, und hat ferner recht, die allgemeinen Sätze des Materialismus hohl und unverſtändlich zu nennen. Aber alles dieſes trifft eben nur den oberflächlichen, dilettantiſchen Materialismus eines Moleſchott, Büchner und ſolcher Leute. Neben dieſen läßt ſich aber noch ein Mate-

rialismus denken, der frei von den Fehlern der dilettantischen „Kraft- und Stofflehre" ist, ein Materialismus, der den wahren Begriff der Materie erfaßt und mit demselben ebenso über den vulgären Materialismus wie über den Spiritualismus hinausgeht, das Streben nach wissenschaftlicher Einheit zugleich mit dem praktisch-sittlichen Bedürfniß befriedigend. Man sollte also nicht den Materialismus in Bausch und Bogen verwerfen, sondern den wahren von dem falschen unterscheiden.

Freiherr von Reichlin-Meldegg, der Uebersetzer des Janet'schen Werks, hat seiner Uebersetzung eine Einleitung vorausgeschickt und hat dieselbe mit dankenswerthen Anmerkungen unter dem Text begleitet. Auch er sympathisirt, wie Fichte, mit jenen Naturforschern, die, wie z. B. Karl Ernst von Baer in seiner Abhandlung: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?" den Geist, den Gedanken, die Zweckverknüpfung in der Natur betonen. Freih. von Reichlin-Meldegg steht, wie aus einer Anmerkung gegen den Schluß hervorgeht, mit J. H. Fichte wesentlich auf demselben Standpunkte der Vermittelung der Immanenz Gottes mit der Transscendenz. Er sagt:

Es läßt sich die Immanenz recht gut mit der Transscendenz Gottes der Welt gegenüber vereinigen. Die Welt ist die ewige Offenbarung Gottes, Gott ist in der Welt die beharrende Ursache derselben, und doch ist die unveränderliche ewige Idee etwas anderes als der von ihr beherrschte und durchdrungene Stoff; die Idee ist mit dem Stoffe nicht gleichbedeutend, sie ist zugleich in ihm und über ihm.

Dieser die Immanenz mit der Transscendenz vermittelnde Standpunkt hat etwas Unklares. Es steckt in ihm noch ein Rest von Dualismus zwischen Stoff und Geist. Gott ist im Stoff und doch zugleich außer dem Stoff, reiner Geist. Die Theologie verdirbt hier noch die Philosophie.

Schlimmer aber noch als diese Confusion von Immanenz und Transscendenz sind Aeußerungen wie folgende, die in der Einleitung von Reichlin-Meldegg's vorkommen:

Die Materie ist, sagt man, das den Raum Erfüllende. Sie ist das Erfüllende, der Raum das Erfüllte. Der Raum muß also auch leer sein können, wenn er erfüllt wird. In diesem Falle wäre der Raum ein Ding, in welchem die andern Dinge sind. Der Raum ist aber nur dann da, wenn Dinge da sind. Wenn die Dinge aufgehoben werden, schwindet auch der Raum.

Als wir diese Stelle lasen, trauten wir unsern Augen kaum. Wir versuchten es wiederholt, die Dinge aus dem Raume wegzudenken, der Raum wollte aber niemals mit den Dingen zugleich schwinden, sondern er blieb immer noch, unerfüllt von ihnen, übrig. Unser Kopf muß also wol anders organisirt sein als der von Reichlin-Meldegg's. Es wäre uns interessant, zu wissen, ob es außer von Reichlin-Meldegg noch mehrere gibt, welche den unbestreitbarsten, sonnenklarsten Satz von der Welt, daß nämlich der Raum übrigbleibt, auch wenn man die ihn erfüllenden Dinge aus ihm wegdenkt, bestreiten.

Auch mit folgendem Satze konnten wir uns nicht befreunden:

Was aber am meisten gegen die Identität oder Einerleiheit des Stoffs und der Kraft, des Hirns und der Seele spricht, ist die Thatsache der Freiheit. So weit unsere Erkenntniß des bloßen Stoffs reicht, so weit reicht auch das Gebiet der Nothwendigkeit. Alles, was im Reiche der Materie geschieht, geschieht nach dem Gesetze der Nothwendigkeit; es ist so, wie es ist, und muß so sein, wie es ist; es kann nicht anders als so sein, wie es ist. Anders dagegen zeigt es sich im Gebiete des Geistes. Sein Charakter ist nicht Nothwendigkeit, sondern Freiheit.

Also immer noch spukt der veraltete, von der echten Philosophie und Wissenschaft längst überwundene Gegensatz zwischen Geist und Natur als von zwei grundverschiedenen Gebieten, in deren einem Freiheit, in dem andern Nothwendigkeit herrsche, in den Köpfen der Professoren, trotz des Nachweises Kant's und Schopenhauer's, daß die ganze Erscheinungswelt, also nicht blos die physische, sondern auch die intellectuelle und ethische, dem Satz vom Grunde, welches mit andern Worten heißt der Nothwendigkeit, unterworfen ist, und trotz des Nachweises eines Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation" und des Nachweises der Statistiker in ihren Werken, daß im geistigen und sittlichen Gebiete so gut die strengste Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit walte wie im physischen, obgleich die Ursachen, welche im geistigen und sittlichen Gebiete die Erscheinungen nothwendig machen, andere sind als im physischen Gebiete.

Wahrlich, wenn der Materialismus keine furchtbarern Gegner hätte als diese am Veralteten klebenden Professoren, wie Freih. von Reichlin-Meldegg einer ist, dann brauchte er sich nicht sehr zu fürchten.

Auch Janet kommt über den Gegensatz von Geist und Stoff noch nicht hinaus. Was er sagt, trifft eben nur jenen oberflächlichen dilettantischen Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat. Janet betrachtet Büchner's „Kraft und Stoff" als eine Art von materialistischem Handbuch, legt daher zuerst das Büchner'sche „System" dar und geht dann zur Prüfung der Hauptpunkte desselben über. Der Darlegung und Prüfung des Büchner'schen „Systems" geht jedoch eine geschichtliche Uebersicht über „Die deutsche Philosophie seit Hegel" voraus. Janet zeigt sich hier ziemlich bewandert in deutscher Philosophie, läßt alle Haupterscheinungen derselben seit Hegel die Revue passiren, zeigt, wie der a priori construirende Idealismus genöthigt wurde, den Herrscherstab an die natürlichen und positiven Wissenschaften abzutreten, und wie auch diese wieder ihre Philosophie hatten, den reinsten Materialismus, dessen Haupt Moleschott war, der einem Feuerbach die Hand reichte. Dem Materialismus und Sensualismus jedoch, dessen gemeinsames Merkmal das beinahe gänzliche Aufgeben der psychologischen oder metaphysischen Methode sei, trat in der Philosophie Deutschlands eine spiritualistische Richtung entgegen, hauptsächlich repräsentirt durch J. H. Fichte, Ulrici, Wirth und deren Organ, die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik". Auch Ritter und Trendelenburg nennt Janet in dieser Richtung. Manche der von ihm als Spiritualisten Bezeichneten werden sich zwar diese Bezeichnung verbitten, und in der That macht von Reichlin-Meldegg in einer Anmerkung unter dem Text darauf

aufmerksam, daß Fichte's System nicht Spiritualismus, sondern „Ideal-Realismus" sei. Aber offenbar will Janet, indem er Philosophen verschiedener Art unter dem gemeinsamen Titel „Spiritualismus" zusammenfaßt, nur im allgemeinen die antimaterialistische, den Geist, den Gedanken als das wahrhaft Reale betonende Richtung dieser Philosophen damit bezeichnen.

Nachdem Janet die Hauptvertreter sowol der materialistischen als der antimaterialistischen Richtung vorgeführt hat, bemerkt er:

Diese einzelnen Mittheilungen zeigen zur Genüge, wie die beiden Kampfplätze des Materialismus und Spiritualismus reich an gelehrten, begeisterten und überzeugten Vertheidigern sind. Könnte man einen Augenblick vergessen, daß es sich um die theuersten Interessen der Menschheit handelt, welche dergestalt ewigen Streitigkeiten ausgesetzt sind, man würde ein Hochgefühl der Freude darüber empfinden, daß so wichtige Fragen von so vielen und talentvollen Männern der Wissenschaft aufgeworfen werden. Immer werden diese großen Anstrengungen zur Lösung so großer Räthsel zu den edelsten Beschäftigungen der Menschheit gerechnet werden. Mag man uns immerhin das Vergessen dieser unsterblichen Probleme zumuthen, mag man uns immer zurufen, wir sollten vor unsere Füße und nicht über uns hinaufblicken, man wird nie in uns den Durst nach dem Unsichtbaren und Unbekannten erlöschen. Selbst jene, welche alles auf die Materie zurückführen, maßen sich noch an, den Grund der Dinge zu erkennen und bis in die ersten Principien einzudringen.

Warum Janet sich gerade den „Materialismus unserer Zeit in Deutschland", wie es auf dem Titel heißt, zum Gegenstande der Kritik ausersehen, während es doch auch in Frankreich und andern Ländern Materialisten in Masse gibt, das dürfte aus folgender Schlußstelle seiner geschichtlichen Uebersicht über die deutsche Philosophie seit Hegel hervorgehen, in der er Deutschland und Frankreich in Hinsicht auf den wachsenden Fortschritt des Materialismus miteinander vergleicht:

Deutschland, indem es seit 10 Jahren nach dem Grunde des Problems von Geist und Stoff forscht, setzt würdig jene philosophische Ueberlieferung fort, in welcher es seit so langer Zeit die erste Stelle einnimmt. Die Zeit großer metaphysischer Constructionen ist wenigstens für die Gegenwart, wie es scheint, vorüber. Die Philosophie ist mit dem Materiellen, dem positiven Geiste des Jahrhunderts, im Kampfe. Wird sie siegen? Wird sie dahin kommen, die Idee des Geistes in einer Zeit festzuhalten, in welcher der Stoff von allen Seiten zu triumphiren scheint? Das ist die Frage, um die es sich in Deutschland und zu gleicher Zeit in anderer Gestalt auch in Frankreich handelt. Es wird niemand entgehen, daß die erwähnten Gestaltungen eine ziemlich große Aehnlichkeit mit jenen haben, welche die Philosophie seit 1848 durchgemacht hat. Der wachsende Fortschritt des Naturalismus ist unter uns kein Geheimniß mehr. Indessen hat, man muß es sagen, der französische Naturalismus ungeachtet des unwiderstehlichen Hanges, welcher ihn zu seinen gewöhnlichen Folgerungen hinzieht, es immer noch nicht gewagt, die Fahne des Materialismus mit Keckheit aufzupflanzen; ja er verwahrt sich entschieden dagegen. Es ist bekannt, daß die französische, nicht spiritualistische Philosophie ungefähr da ist, wo die Hegel'sche Linke 1840 war: Michelet in Berlin, Strauß, selbst Feuerbach haben unter uns Vertreter, welche zu nennen unnütz ist. Was Moleschott und Büchner betrifft, könnte man ihre Analogien nur bei einigen verlorenen Söhnen des Positivismus finden, welche mit Kühnheit da behaupten und entscheiden, wo der Meister die unbedingte Enthaltung empfohlen hatte. Unsere Polemik wendet sich daher mehr nach Deutschland als nach Frankreich. Jeder wird davon für sich in Anwendung bringen, was ihm gelegen scheint.

Die Hauptgegenstände, welche Janet der Reihe nach seiner Prüfung unterwirft, sind: 1) „Der Stoff im allgemeinen"; 2) „Der Stoff und die Bewegung"; 3) „Der Stoff und das Leben"; 4) „Die freiwillige oder ursprüngliche Zeugung (Urzeugung)"; 5) „Stoff und Gedanke"; 6) „Die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen".

Ueberall weist Janet in diesen Kapiteln das Unzureichende der materialistischen Erklärungen nach, ja zeigt ihre Unkenntniß der eigentlichen Fragepunkte. Das bedeutendste ist das letzte Kapitel über „Die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen", welches eine sehr eingehende und sehr beachtenswerthe Kritik der Darwin'schen Theorie vom teleologischen Gesichtspunkte aus enthält. Der Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat, perhorrescirt bekanntlich die Ableitung der zweckmäßigen Naturerscheinungen aus Endursachen. Janet kann sich diesen Abscheu nicht erklären. Nach ihm widerspricht die Annahme eines Plans und einer Absicht in der Natur durchaus nicht dem wissenschaftlichen Geiste. Man müsse hier sorgfältig zwei Dinge unterscheiden, die Methode und den Grund der Dinge. Die Methode der Endursachen könne in der Wissenschaft unfruchtbar und schädlich sein, ohne daß hieraus hervorgeht, daß es in der Wirklichkeit keine Endursachen gibt. Wenn wir mit der Annahme begönnen, irgendeine Erscheinung habe einen Zweck und einen bestimmten Zweck, so könnten wir ohne Zweifel dadurch verleitet werden, die Dinge mit diesem eingebildeten Zwecke in Uebereinstimmung zu bringen, die wirklichen Thatsachen zu verschweigen und eingebildete einzuführen. Man müsse daher nicht von dieser vorgefaßten Meinung ausgehen, welche die Erfahrung Lügen strafen könnte; aber, wenn dies eine schlechte Methode für die Entdeckung der Thatsachen sei, so folge daraus noch nicht, daß die einmal entdeckten Thatsachen keine Uebereinstimmung, keinen Plan, keine Absicht, keinen Endzweck an den Tag legen.

Warum will man mit aller Gewalt, daß nichts dergleichen in den Dingen sei? Ist dies nicht ein ganz ebenso gefährliches, ganz ebenso trügerisches Vorurtheil als das erste, obgleich es ihm entgegensteht? Das Verlangen, keine Endursachen in der Natur zu finden, kann mich ebenso wie das entgegengesetzte Verlangen auf abenteuerliche Theorien führen. So ist das wahre Princip der wissenschaftlichen Methode in dieser Hinsicht das gleichgültige Verhalten den Endursachen gegenüber und nicht eine feindselige Gesinnung. Ein berühmter Naturforscher unserer Zeit, Herr Flourens, hat sehr gut gesagt: „Man muß nicht von den Endursachen zu den Thatsachen, sondern von den Thatsachen zu den Endursachen gehen." In dem gleichen Sinne entfernte sie Baco aus der Physik, um sie wieder in die Metaphysik einzuführen.

Wir können diesem nur beistimmen. Aber man kann die Zweckthätigkeit in der Natur sehr wohl anerkennen, ohne deshalb, wie Janet, zu einem außer- und überweltlichen Geist, dessen Gedanken die in der Natur verwirklichten Zwecke seien, seine Zuflucht zu nehmen. Janet ist noch Spiritualist, und dies scheidet uns von ihm. Denn, wie wir schon im Eingange dieses Artikels gesagt, der die Dinge von oben, aus einem reinen Geiste ableitende

Spiritualismus ist logisch gleich unhaltbar wie der sie von unten aus der absolut geistlosen Materie ableitende Materialismus.

Janet charakterisirt am Schluß seines Werks die beiden in der Gegenwart einander gegenüberstehenden grundverschiedenen Weltanschauungen, nach deren einer die Welt ein planloses Spiel aus blos mechanisch wirkenden Ursachen, eine Art von Stegreifdichtung ist, wo jeder spricht und daraus ein scheinbares Gespräch entsteht, nach der andern hingegen ein wirkliches Gedicht, ein mit Weisheit geleitetes Drama, wo alle Fäden der Handlung, so verwickelt sie sein mögen, sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen? Wie lassen sich, fragt er, diese beiden einander gegenüberstehenden Anschauungen vermitteln und vereinigen. Wie kann die Verbindung der Ursachen und Wirkungen eine Verbindung von Mitteln und Endzwecken werden? Wie kann der Mechanismus der Natur das vom Geiste geforderte ideale Gesetz verwirklichen?

Die einzige Lösung dieses „furchtbaren Widerspruchs" ist nach ihm diese:

Ein erster Gedanke hat gewählt und geleitet. Unter diesen unendlich vielen Richtungen, in welche die Welt durch den bewußt- und regellosen Sprung der mechanischen Ursachen hineingezogen wurde, hat eine Richtung über alle geherrscht.... Wie ein aus seiner Bahn gekommenes und von blinder Wuth in einem kühnen Laufe fortgetriebenes Pferd tausend verschiedene Wege einschlagen kann, aber von einer kräftigen und klugen Hand zurückgehalten und gelenkt nur einen hat, der es zum Ziele führt, so schreitet die blinde Natur, seit ihrem Ursprunge vom Zügel eines unbegreiflichen Willens festgehalten und von einem unbekannten Meister gelenkt, ewig in stufenweiser, mit Größe und Adel erfüllten Bewegung dem Ideale zu, dessen Anstreben sie beherrscht und beseelt.

Wer sieht hier nicht, daß der Spiritualismus im Grunde noch denselben rohen Begriff von der Materie hat wie der von ihm bekämpfte dilettantische Materialismus? Denn was anders ist es, was ihn bestimmt, einen wählenden Geist und einen lenkenden Gedanken über die Natur zu setzen, als die Voraussetzung, daß die sich selbst überlassene Materie „regellose Sprünge" macht, daß sie „wie ein von blinder Wuth fortgetriebenes Pferd" ins Unbestimmte hinausrast? Woher wißt ihr denn, ihr Spiritualisten, daß die sich selbst, d. h. ihren eigenen inwohnenden Kräften überlassene Materie ein wildes, blind wüthendes Pferd ist? Ihr stellt sie euch so vor. Stellt sie euch anders vor, versetzt den leitenden Gedanken, den bestimmenden Zweck in sie selbst, dann braucht ihr ihn nicht mehr von außen zu beziehen. Erkennt, daß der eigene immanente Wille der Natur ein zweckmäßig organisirender, ein vorsehender ist, dann braucht ihr euch nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie die Lehre des „fatalistischen Mechanismus" mit der Lehre von der „Vorsehung", welche beide Janet für unversöhnbar hält, zu vermitteln sei. Studirt Schopenhauer's „Willen in der Natur" und sein Kapitel „Zur Teleologie" in der „Welt als Wille und Vorstellung", dann werdet ihr einen bessern Begriff von der Natur bekommen. Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Laube's „Herzog Bernhard".

Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern von Heinrich Laube. Drittes Buch: Herzog Bernhard. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Hasselt. 1866. 8. 2 Thlr.

Mit „Herzog Bernhard" ist Laube's „Deutscher Krieg" vollendet, ein umfangreicher neunbändiger Roman, welcher uns, ohne sich in eine Jahr für Jahr aufdröselnde Chronik aufzulösen, die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in ihren Hauptphasen entrollt. Das erste Buch: „Junker Hans" stellt uns die Anfänge, das zweite Buch: „Waldstein" *) die Mitte desselben dar, während uns dies dritte Buch in jene spätere Epoche einführt, in welcher die Heldengestalt des weimarischen Herzogs noch einmal, mitten in der Zersplitterung der Begebenheiten, der Kämpfe und Heereszüge, ein einheitliches Interesse in Anspruch nimmt.

Herzog Bernhard von Weimar ist ein Lieblingsheld der deutschen Dramatiker. Dennoch ist es noch keinem derselben gelungen, aus diesem Stoff ein Trauerspiel zu schaffen, das sich auf der Bühne und in der Literatur behaupten konnte. Mosen's Drama „Herzog Bernhard", welches die berliner Hofbühne vor nicht langer Zeit zur Aufführung brachte, gehört zu den schwächsten Stücken dieses Autors; denn es ist ohne alle Energie der fortgehenden Handlung, ohne Spannung, ohne Charakteristik und hebt den Unterschied des nationalen Wesens, auf welchem ein hohes Interesse dieses Stoffs ruht, nicht hervor. Es ist nicht unmöglich, daß auch Laube den Stoff zuerst mit den Augen des Dramatikers betrachtete, daß er ihn aber für die Bühne nicht geeignet fand und deshalb in epischer Form gestaltete. Wir sind hierin anderer Ansicht. Herzog Bernhard ist durchaus ein Held der Tragödie, und der echte Dramatiker wird noch kommen, der dies durch die That beweist. Doch es ist allerdings schwer, den dramatischen Kern des Stoffs aus den vielen Schalen herauszuschälen, in welche die Historie ihn eingehüllt hat, es ist nicht leicht, die Wendepunkte und Krisen der Handlung im dramatischen Bau an die rechte Stelle zu setzen, wo sie sich prägnant hervorheben. Der Stoff ist für einen Dramatiker wie Schiller durchaus geeignet, und es ist zu bedauern, daß dieser große Dichter ihn nicht behandelt hat. Der Dramatiker hat das Recht, das geschichtliche Pathos, das dem Bestreben des Helden immanent war, vielleicht ohne ihm zum vollen Bewußtsein zu kommen, das Pathos des deutschen protestantischen Kaiserthums, zur treibenden Seele der Handlung zu machen. In dem Bündniß mit dem Nationalfeind liegt die tragische Schuld Herzog Bernhard's, die er durch seinen Untergang sühnt. Diplomatie, Leidenschaft und Tücke der französischen Frauen, Handlangerdienste der Jesuiten bilden die äußern Momente der ihn stürzenden Gegenbewegung und können leicht zu einer spannenden Handlung verknüpft werden, welche auch jene Gemüther fesselt, die einer geschichtlichen Staatsaction gegenüber theilnahmlos bleiben. Eine reiche Fülle realen Lebens, dramatisch und theatralisch wirksamen Details, ein Gegengewicht gegen alle Verflüchtigung des Pathos liegt im Gegensatz des

*) Vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1865. D. Red.

deutſchen und franzöſiſchen Nationalcharakters, der nach den Geſetzen dramatiſcher Symmetrie auch in den Frauengeſtalten, die um das Herz des Helden ſich ſtreiten, namentlich aber in Bernhard und Richelieu ſelbſt und anekdotiſch wirkſam in den Nebencharakteren zum Ausdruck kommen müßte.

Der Romandichter hat freilich nicht dieſelben Geſichtspunkte in den Vordergrund zu rücken; es iſt für ihn ſchon immer mislich, einen geſchichtlichen, gewiſſermaßen auf die Spitze der eigenen Entſcheidung geſtellten Helden zu wählen. Laube hat daher auch hier, wie im Waldſtein, der Geſtalt, welche den geſchichtlichen Mittelpunkt des Romans bildet und ihm deshalb den Namen gibt, eine freierfundene Phantaſiegeſtalt an die Seite geſtellt, deren innere Entwickelung, wie es ein Grundgeſetz des Romans verlangt, ſich mitten in den Begebenheiten vollzieht. Es iſt dies der Sohn des Hugo Grotius, eine naive Jünglingsgeſtalt, die uns in ihren Fahrten, Abenteuern und Herzensaffairen ein im ganzen anſpruchsloſes Intereſſe einflößt.

Was nun Bernhard's letzte Zwecke betrifft, welche in einem Drama das von Haus aus treibende Agens hätten werden müſſen, ſo beſchränkt ſich der Romanſchreiber allerdings auf Andeutungen, die bei Laube vielleicht allzu flüchtiger Art ſind. Der Held in unſerm Roman hat immer die nächſten praktiſchen Ziele vor Augen, ſeine Verhandlungen wie ſeine Gedanken gelten immer dem nächſten Feldzug, den Vorkehrungen dazu, den ſtrategiſchen Planen, der Fürſorge für die finanziellen Unterſtützungen. Wo uns der Verfaſſer in die Seele des Helden einkehren läßt, und Gebrauch macht von ſeinem Recht, auch ſeine geheimſten Triebfedern ans Licht zu bringen, da dürfen wir zwar im Roman keine ſchwunghaften Monologe erwarten, doch gehen die uns geoffenbarten Gedankengänge kaum über den Sieg des Proteſtantismus hinaus. Daß ſelbſt nach den Ueberlieferungen der Geſchichte dem Herzog Bernhard ein höheres Ziel vorſchwebte, das geht aus ſeinem Benehmen nach der Eroberung von Breiſach hervor und in Barthold's „Geſchichte des großen deutſchen Kriegs“ finden wir hierfür die überzeugendſten Belege. Auch Laube erwähnt die Thatſachen:

Herzog Bernhard geberdete ſich in der kaiſerlichen Burg zu Breiſach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrſcher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Oberſten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugsplane erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen und erhielten Aufträge für friedliche Organiſirung ihrer Bezirke. Warten indeſſen ſollten ſie noch einige Tage, da eine allgemeine Zuſammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Beſuche ſtrömten übrigens von allen Seiten hinzu. Der König von England ſandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs und ließ ſein Bündniß anbieten für Wiederherſtellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden ſtellte ſich ein, treue Nachbarſchaft in Anſpruch nehmend. Die Städte aus dem Bereich des Heilbronner Bundes ſchickten Vertreter, Zuſtimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das breiſacher Schloß gewann das Anſehen einer neuen, weithin mächtigen Reſidenz, und leiſe wie laut ſprach man davon: das Jahr neununddreißig wird einen neuen Kaiſer, einen evangeliſchen Kaiſer ſehen! Man beruhigte ſogar die erſchrockenen Katholiken unter in der Stadt und ſagte ihnen: Was fürchtet ihr? Erfahrt ihr nicht an euch ſelbſt, daß euerm Glauben und euerer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Scepter Kaiſer Bernhard's!

Doch dieſe Erwähnung geſchieht im Sinne und Geiſte dritter als Gerede und Gerücht; nirgends lauſchen wir dem Herzog ſelbſt das Geheimniß ſeiner weitergehenden Plane ab. Wol denkt er an ein eigenes Reich; er will ſich mit Rohan verbinden und vom Rhein aus zu Siegen gegen Oſten und Weſten ſchreiten und ein Auſtrien und Weſtrien gründen, in welchem ſie gebieten und glücklich wohnen. Und als er ſelbſt von der breiſacher Burg aus die Lande ringsum im Sonnenſchein liegen ſieht, ſo hegt er den Wunſch, daß ſein Reich ſich ausdehnen möchte dieſſeit wie jenſeit des Rhein nach allen Himmelsgegenden. Doch der Gedanke des proteſtantiſchen Kaiſerthums, von welchem ſeine Umgebung flüſtert, liegt ihm ſelber fern.

Vielleicht fürchtete Laube, ihn durch dergleichen weitausſehende Plane zu einem Ideologen zu machen und die Sicherheit und Tüchtigkeit der Zeichnung zu gefährden. Wir aber meinen, daß der alte Spruch: „In magnis voluisse sat est“, ſich auch im Reiche der Dichtung bewährt, und daß die Größe eines Helden nicht blos in dem liegt, was er erreichte, ſondern auch in dem, was er erſtrebte. Zwiſchen einer leeren Projectenmacherei und dem Trachten nach bedeutenden und berechtigten Zielen iſt ein Unterſchied. Das Piedeſtal der geſchichtlichen Größe des Herzogs Bernhard ſcheint uns von Laube deshalb nicht feſt genug in die Erde gemauert. Der Held erhebt ſich nicht zu einer monumentalen Größe, da ihm der ideale Aufſchwung fehlt.

Deſto tüchtiger und trefflicher ſind alle Züge ausgeführt, welche dem Charakterkopf des Herzogs Lebenswahrheit und individuelle Beſtimmtheit geben. Bei Laube verwandelt ſich der Pſycholog oft in den Phyſiologen; aus der Naturbeſtimmtheit, aus den wechſelnden Zuſtänden des körperlichen Befindens werden die Seelenzuſtände oft als Spiegelungen abgeleitet, ja ſelbſt die zu Thaten führenden Entſchlüſſe finden ihre Motivirung oft in ſolcher Weiſe. So war es bei Waldſtein, ſo iſt es auch hier bei Herzog Bernhard. Der Dichter iſt zugleich der Leibarzt ſeines Helden. So iſt denn auch der Mediciner, Botaniker und Giftmiſcher Blandini mit beſonderer Vorliebe gezeichnet; die Bereitung und die Folgen der Gifte werden auf das anſchaulichſte dargeſtellt. Dabei beſitzt Laube epiſches Geſchick, er verwebt eins in das andere; er ſummirt nicht in langweiliger Weiſe gleichartige Poſten. Auch hat er den rechten Schick und Takt in der Einführung ſeiner Helden. Er hütet ſich davor, in der beliebten Art Porträts derſelben zu entwerfen, er hat Leſſing's „Laokoon“ ſtudirt und weiß, wie der Dichter zu ſchildern hat. Gerade in den Romanen, in denen die Autoren wahre Steckbriefe ihrer Helden und Heldinnen zu ſchreiben pflegen und ihre körperlichen Schönheiten und Eigenheiten wie auf dem Secirtiſche zergliedern, wird fortwährend gegen das Axiom geſündigt, daß die Dichter nur

fortſchreitende Handlungen und alle Körper, alle einzelnen Dinge nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen malen ſollen. Da indeß die meiſten Romane auch ſonſt mehr dem Gebiete der Proſa angehören als dem der Poeſie, ſo fallen derartige Verſtöße nicht allzu ſchwer ins Gewicht. In der Regel hält man ja die Romanform für geräumig genug, um ganze Abhandlungen in derſelben unterzubringen — warum ſoll man nicht in der Beſchreibung dem Vorbild der Naturforſcher folgen, welche die einzelnen Pflanzen bis auf jedes Blättchen in einer äußerlich aufſummirten Folge ihrer Merkmale beſchreiben? Deſto wohlthuender iſt es, auch in einem Roman einem künſtleriſchen Bewußtſein zu begegnen, welches die allgemeinen Geſetze der Dichtkunſt reſpectirt. Laube läßt ſeine Helden ſtets in einer beſtimmten Situation erſcheinen, ſodaß ihre Eigenſchaften uns nicht als feſte ruhende Merkmale vorgeführt werden, ſondern ſich im Fluß der Handlung entwickeln. Die erſte Einführung des Herzogs Bernhard von Weimar, wie er im Städtchen Frouard unter den plündernden Truppen erſcheint, mag dies beweiſen:

Der Regen hatte ganz nachgelaſſen, aber kalt war der Abend geworden. Selbſt die untergehende Sonne, welche am Horizont die Wolken durchbrach, war nicht mehr im Stande, die eiſige Atmoſphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der toſende Lärm um die Beutewagen verſtummte mit einem male — eine breite Gaſſe öffnete ſich für die Reiter, jeder Soldat machte ſchweigend ein grüßendes Zeichen. Der vorderſte Reiter auf einem ſtarken und doch ſchlanken Roſſe von kohlſchwarzer Farbe, welcher in langſamem Schritte dahergeritten kam, brachte dieſe Wirkung hervor. Die Sonne beſchien ihn von rückwärts, und zeichnete ſcharf ſeine Umriſſe in goldenem Rahmen. Das Geſicht ſtand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernſte. Dunkle Augen ſahen feſt auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing ſchlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwaſſer naß, ſowie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen, und der Spitzenkragen klebte zuſammengekrümmt und ſchmutzig auf dem Eiſenpanzer, welcher Bruſt und Arme bedeckte. Unweit der Beutewagen hielt er ſtill. Es war der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar.

Nur in der Beſchreibung der jungen Marguerite von Rohan (I, 241) iſt Laube etwas von dieſen ſonſt beobachteten Grundſätzen abgewichen und hat uns eine gewöhnliche Romanbeſchreibung deſcriptiven Stils geliefert: das feine Näschen, der graziöſe Mund voll perlender Zähne, der ſchlank und zierlich geſchwungene Hals werden etwas äußerlich zuſammengeſchweißt und gehen nicht auf in der Situation der kindlichen Liebe, in welcher der Autor uns zuerſt das Mädchen vorführt.

Im übrigen verlieren wir in dem Roman Laube's nie den feſten Boden unter unſern Füßen. Ein kritiſcher Phrenolog muß anerkennen, daß bei Laube das Organ des Ortsſinns beſonders ſtark entwickelt iſt. Dies Organ iſt gleich wichtig für den Feldherrn, für den Schachſpieler wie für den Dichter. Der Dramatiker wird durch daſſelbe eine ſichere ſceniſche Anſchauung der ſich folgenden Auftritte feſthalten, die Stellung und Gruppirung ſeiner Geſtalten klar anſchauen und ſo ſeiner Dichtung eine ſolide theatraliſche Grundlage geben. Der Romandichter aber wird bei ſeinen Leſern erſt das volle Behagen hervorrufen, erſt Vertrauen zu ſeiner darſtellenden Kraft erwecken, wenn er die Phantaſie nicht ins Leere ſchweifen läßt, ſondern ihr gleichſam mit Meßkette und Meßſtangen vorher das Terrain ausmißt, auf dem ſich die Geſtalten bewegen. Selbſtverſtändlich darf aber die Beſchreibung nicht in eine geiſtloſe Darſtellung des Nebeneinander ausarten, nicht in topographiſche Proſa verfallen, ſondern die Oertlichkeit muß gleichſam durch die Fackel der Handlung beleuchtet werden oder, wo es ſich um das Beſitzthum eines der mitwirkenden Charaktere handelt, dazu beitragen, als eine vom Geiſt durchdrungene Aeußerlichkeit die Phyſiognomie deſſelben zu charakteriſiren.

In der Beſchreibung des Richelieu'ſchen Herrenſitzes, des Schloſſes von Rueil, erkennen wir jene gewandte und kundige Feder wieder, welche die franzöſiſchen Luſtſchlöſſer in einer ſo intereſſanten Weiſe ſchildert. Hier iſt Laube in ſeinem beſten Fahrwaſſer, und indem wir in dieſem Schloſſe mit Herzog Bernhard dem franzöſiſchen Staatsminiſter den erſten Beſuch machen, betreten wir daſſelbe in einer Spannung, welche uns ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten näher rückt, weil wir aus ihnen den Charakter des Eigners zu errathen ſuchen:

Dies Rueil ſtellte ſich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfeſtung. Ein ſteinerner Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es ſah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrſchaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen ſolchen Ritterſitz für ſich ausgeſucht. Aber das erklärte ſich, wenn man mit dem Biergeſpann der Herzogin in das ſchmale Thor hineinfuhr. Das Biergeſpann raſſelte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen ſeiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der ſonnigen Südſeite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete ſich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Waſſerſpiegeln; hier ſtand zur Rechten ein Palaſt in ſeinem Renaiſſanceſtil aufgebaut, und hier in dieſem Palaſte wohnte der Cardinal. Man meinte ihn lächeln zu ſehen über das verlaſſene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, deſſen Stil und Weſen überholt ſei durch den Geſchmack einer andern Zeit. Dies Innere von Rueil iſt denn auch das Vorbild geworden für das Verſailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palaſt und Park von Rueil ſind Modell geweſen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, ſowie dieſer Nachfolger den abſolutiſtiſchen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt. Es herrſchte eine wohlthuende Ruhe und Stille hier innen um den mattgefärbten Renaiſſancepalaſt. Lautlos verſchwand der vierſpännige Wagen unter hohen tiefſchattigen Bäumen, zwiſchen welchen ein Kiesweg zur Rückſeite des Hauſes führte. Die hervorbrechende Abendſonne übergoß die wohlthuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Waſſerſtrahlen und Waſſerflächen mit einem Goldſcheine, und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan ſtieg im fernen Hintergrunde des Parks. Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schlößchens hereinſprengte in dieſe ſchöne Welt der Stille, welche der künſtleriſche Geiſt des Cardinals ſich bereitet, hielt er ſein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraſchend angenehm zu ſeiner Stimmung. Und wie ſtach er ab von den Wohnſitzen im deutſchen Vaterlande, welche er ſeit Jahren, ſeit ſo vielen Jahren geſehen. Ach, daheim war die Verwüſtung eines langen, allgemeinen Kriegs überall eingedrungen! Ehe er noch vom Pferde ſteigen konnte, öffneten ſich zu ſeiner Rechten im Palaſte die großen Flügel der Fenſter-

thüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinaufführte. Man ſah dieſe Treppe im Innern fortgeſetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaiſſancebaukunſt mit beſonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieſer Marmorſtiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte, und ſeine geiſtigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Ebenſo anſchaulich tritt das Schloß des Herzogs von Rohan vor uns hin mit ſeinen geheimen Treppen und dem Verſteck hinter der tapezirten und mit Büchern verkleideten Holzwand, nicht minder deutlich die verſchiedenen Gaſthäuſer, in denen wir mit Bernhard und ſeinen Verfolgern einkehren, ja ſelbſt die Gelaſſe unter dem Dach, die Leitern und Dachluken im Gaſthof zu Neuenburg, zu denen der Bartkonrad die „rothe Feder" verfolgt, bis er ſie durch eine Luke hinausſchleudert und ihr ſo zu einem ſeligen Ende verhilft.

Doch wie alle Virtuoſen gerade ihre Bravourpaſſagen mit beſonderer Vorliebe ſpielen und auch dort einlegen, wo es nicht ganz am Platze iſt: ſo gefällt ſich auch Laube etwas mehr, als unbedingt erforderlich, in dieſen ſceniſchen Arrangements und räumt dem Verſteckſpielen einen zu beträchtlichen Raum ein. Durch den ganzen erſten Band zieht ſich die Verfolgung des Herzogs von Rohan, und in derſelben bilden wieder der unfreiwillige Spazierritt des jungen Groot auf dem Muſtapha und ſeine Abenteuer im Marſtall eine umfaſſende Epiſode. Hier bleibt die Spannung der Leſer doch nicht im richtigen Verhältniß zu dem Aufgebot der virtuoſen Schilderung, die zu ſehr ins Breite geht, ſowenig ihr ſonſt die gerühmten Vorzüge der Anſchaulichkeit abzuſprechen ſind. Hierzu kommt, daß der zweite Band dagegen einen zu reichen Inhalt hat, daß hier gleichſam die ſceniſchen Verwandlungen ſich häufen und das Hinundherſpringen der Handlung eine gewiſſe vibrirende Unruhe hervorruft, welche auch auf den epiſchen Stil zerſetzend wirkt. Durch eine Einſchränkung jener, mindeſtens in dem Eindruck, den ſie hervorrufen, epiſodiſchen Scenen wäre aber eine vortheilhaftere Vertheilung des Stoffs ermöglicht worden, welche das Gleichgewicht zwiſchen dem ſtofflichen Inhalt der beiden Bände beſſer aufrecht gehalten hätte.

Mit dem Ortsſinn hängt die Trefflichkeit der taktiſchen Schilderungen zuſammen, welche ſich durch den ganzen Roman hindurchziehen. Die Darſtellungen der Schlachten am Weißen Berge, bei Lützen u. a. in den frühern Abtheilungen werden hier ergänzt durch eine lebendige Schilderung des Treffens von Rheinfelden. Ohne die Trockenheit taktiſcher Anordnungen gelingt es dem Autor doch, ein Geſammtbild der Schlacht vor uns zu entrollen, von welchem ſich die einzelnen Perſonen und Gruppen in friſcher Lebendigkeit abheben.

Was die Hauptcharaktere des Romans betrifft, ſo iſt namentlich Richelieu eine treffliche Zeichnung, reich an einer Fülle von Detailzügen, ohne daß dadurch die einheitliche Geſtalt zerſplittert würde. Sein politiſcher Standpunkt tritt in den Geſprächen mit Bernhard bedeutſamer und klarer hervor als der des weimariſchen Herzogs ſelbſt, dem Laube nicht das volle Gewicht ſeiner politiſchen Bedeutung gegeben hat. Was uns an der Geſtalt Richelieu's beſonders intereſſirt, das iſt der Gegenſatz zwiſchen geiſtiger Energie und körperlicher Gebrechlichkeit, zwiſchen moraliſchem und phyſiſchem Muth, ein Gegenſatz, welchen Laube auf das ſchärfſte hervorhebt. Als der König verlangt, Herzog Bernhard von Weimar ſolle aus Paris fortgewieſen und, wenn er Umſtände macht, feſtgenommen werden, weil er dem Könige gegenüber mit einer Anmaßung aufgetreten ſei, welche ihn empört habe — da zittert Richelieu am ganzen Körper, ſeine Augen ſprühen, der Mund iſt zuſammengekniffen und wie das Ziſchen der Schlange fährt folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher ſich immer nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder ſchloß:

Verwünſcht ſei dies Leben, ſei dieſer Dienſt mit einem ſolchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müſſen gegen ſeinen Willen, gegen ſeine Einſicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Kramns und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigſten Actionen fortwährend beſchädigt. — Wie Menſchen thun, die nur Aeußerliches nachzuahmen wiſſen und vom Geiſte nichts ahnen. — Man arbeitet ſich todt für einen Knaben, der mit 100 Jahren nicht Mann wird. — Da liegen ſie, die harten Zügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euern Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt ſie auf, tragt ſie hinüber nach St.-Germain, wo Ihr ja doch lieber ſeid als neben mir. — Ich bin zu Tod müde dieſer ewigen Durchkreuzung mit abgeſtandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tod müde! Adieu! Geht, geht! Ueberbringt meine Entlaſſung. Von heute an. Von dieſer Stunde an. Adieu!

Nach einem ähnlichen Erguſſe bricht er weinend zuſammen. Pater Joſeph beginnt ſeine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Dieſe nervöſen Kriſen, welche ſonſt nur Frauen eigen ſind, werden durch Beſpritzen mit Waſſer und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Waſſer wie Säuren ſtanden immer bereit in dem Zimmer des Cardinals. Richelieu's Charakter wird von Laube mit folgenden Zügen geſchildert:

Es war eine Eigenthümlichkeit ſeiner Stellung oder ſeines hypochondriſchen Gemüthsweſens, daß er — der mächtigſte Mann im Reiche! — ſich keinen Augenblick ſicher glaubte in ſeiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erſchreckte ihn, und jeden Tag faſt ſah er wie ein Geſpenſt den Untergang an ſich herantreten. Und zwar den Untergang in grauſamer Form. Geſchichtliche Vorgänge beſtärkten ſeine reizbare Phantaſie nur zu ſehr in dieſer Angſt. Der allmächtige Guiſe war in Blois wie von einem Blitzſtrahle der Ermordung getroffen worden, und unter dieſem ſchwächlichen Ludwig ſelbſt — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! — da war Concini, der Marſchall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieu's, jählings niedergeſchoſſen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt ſich nicht. Am wenigſten, wenn man ſo durchaus eigen und verwegen Politik treibt, wie es Richelieu that, und die ganze alte Geſellſchaft, den Königen immer am nächſten ſtehend, gegen ſich erbittert weiß. Der Cardinal lebte ſein Leben wie ein immerwährendes Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geiſt aber war viel größer als ſein Muth, der ja vom Körper äußerſt abhängig iſt.

Eins der gelungenſten Tableaux iſt der Beſuch, den Graf Naſſau im Auftrag des Herzogs Bernhard bei Richelieu macht, um von ihm eine Gegenordre in Betreff der Verhaftung des Herzogs von Rohan zu erzwingen. Wie dieſe kriegeriſche deutſche Geſandtſchaft bis in das Schlaf-

gemach des Cardinals dringt, während die unruhigen Pariſer den Hof des Palais-Cardinal anfüllen — das iſt mit lebendiger Anſchaulichkeit geſchildert. Das Geſchrei ſeines Wächters im Vorgemach, des Paters Joſeph, den der Bartkonrad feſthielt, hatte Richelieu aufgeweckt. Immer und überall auf plötzliche Fluchtmittel bedacht, hatte er auch in ſeinem Schlafzimmer eine unſichtbare Thür anbringen laſſen, die in einen Verſteck führte.

Als er jetzt das Geſchrei ſeines treuen Paters Joſeph hörte und den Zuruf ſeiner Nichte verſtand — denn im erſten Momente des Aufſchreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verſtändniß geweſen — hatte er ſich aufgeſchnellt, um aus dem Bette zu ſpringen und durch die geheime Thür zu flüchten. Es war zu ſpät geweſen: die bärtigen Krieger ſtanden vor ſeinem Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche ſchon außer dem Bette geweſen waren, und ſuchte ſich geiſtig zu faſſen. Denn der Geiſt allein — flüſterten ſeine Gedanken — konnte ihm jetzt noch etwas nützen, er mußte ſo frei als möglich erhalten werden. Bleich wie der Tod ſaß er da im Spitzenhemd. Die feine Hand krampfte ſich in die rothſeidene Decke; die Augenlider drängten ſich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen frei. Er fand kein Wort der Frage.

Pater Joſeph kannte indeß ſeinen Meiſter und mistraute ihm völlig bei allen Ereigniſſen, welche Ueberfall und Volksaufſtand betrafen:

Da beträgt ſich der Cardinal — und er pflegte ihm das ins Angeſicht zu ſagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller Muth abhanden gekommen iſt, und da braucht er mich wie ein Säugling ſeine Amme! Er hatte nicht unrecht. Richelieu war von dem verwegenſten Muthe in Planen und Entwürfen, ja auch in Durchführung derſelben, ſolange dieſe Durchführung in höhern, berechenbaren Sphären blieb. Selbſt den Krieg beſtand er leidlich, ſoweit er in demſelben befehlen und ſich ſelbſt die Stellen ſeiner Mitwirkung ausſuchen konnte. Aber vor unberechenbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angſt. Er hatte den Muth des Geiſtes und nicht den Muth des Herzens. Namentlich Volksmaſſen waren ihm erſchrecklich. Sie knickten ihm alle Spannkraft der Nerven.

Er verſchaffte ſich daher die Gewißheit, daß der Auflauf nur ein zufälliger unbewaffneter Zuſammenlauf ſei, und theilte dies dem Cardinal mit, der ſchon im Begriff war, die Ordre zu unterzeichnen:

Das war ein ſchwerer Schlag für die politiſche Action des Grafen von Naſſau, welche ihm bis daher unter Benutzung aller zufällig eintretenden Umſtände trefflich gelungen war. Das entſcheidende Unglück für ihn beſtand darin, daß Richelieu auf einmal ſeiner Angſt vor dem Volksaufſtande entledigt wurde. Dieſe Angſt allein machte ihn ſchwach und hatte den Grafen von Naſſau ſtark gemacht. Man ſah es ihm an. Er hatte aufgehört zu ſchreiben bei Pater Joſeph's Rede, und deſſen Verſicherung, daß der Aufſtand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die gebeugte ſitzende Stellung verſchwand, der Oberkörper richtete ſich kerzengerade auf und die niederhängenden Augenlider gingen in die Höhe. Der zuverſichtliche Blick trat in die braunen Augenſterne, welchen eine ſo ſeltene Miſchung von ſüßer Milde und böſer Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausgerüſtet flogen ſie jetzt im Kreiſe umher, als wäre der Mann erſt jetzt aus dem Schlafe aufgewacht. So ſehr beſtätigte ſich's, daß dieſer Kapuziner Pater Joſeph die muthvolle Ergänzung des Cardinals war für alles, was thatſächliche Handlung betraf und thatſächliches Wagniß.

Inzwiſchen erringt die ſoldatiſche und doch dabei diplomatiſche Energie des Grafen Naſſau, welcher ein Befehl des Königs zu Hülfe kommt, den gewünſchten Erfolg.

Ebenſo ſcharf beleuchtet wie die Geſtalt Richelieu's treten auch die andern Geſtalten in der raſch wechſelnden Bewegung und Gegenbewegung dieſer Handlung hervor, bis auf die kokette Herzogin von Aiguillon, die im Négligé dieſen Scenen beiwohnt, dem Onkel auf ſeinen Wunſch das Schreibzeug herbeiholt und, ihrer ſchönen Arme und Büſte vollkommen bewußt, „es nicht vergißt, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und ſich am Bette ſeitwärts niederzubeugen, ſodaß ihr weißes Nachtgewand den lebensvollen weißen Arm und Buſen einigermaßen, alſo doppelt lockend freigab". „Wenn dieſe Kriegsleute in der Gegenwart Bernhard's von deinen Reizen murmeln — dachte ſie —, ſo iſt auch dies ein Reizmittel." Es iſt dies die eine der beiden weiblichen Geſtalten, die ſich um Herzog Bernhard gruppiren, und zwar ſein böſer Engel, die Sirene, die ihn in ihre Netze locken und fangen will im Intereſſe der Richelieu'ſchen Politik. Die kokette, üppige Frauengeſtalt wird zwar glänzend eingeführt, im ganzen aber zu ſkizzenhaft gehalten — namentlich verſchwindet ſie in der zweiten Hälfte des Romans faſt gänzlich. Ein ferneres Eingreifen in die Handlung und eine Vertiefung des Charakters nach der dämoniſchen Seite hin wäre wünſchenswerth geweſen, vielleicht wünſchenswerther, als das Wiederauftauchen einer alten Bekannten, der Ludmilla von Loß, deren Betheiligung an den Verwickelungen des Romans doch eine erfolgloſe bleibt.

Das Gegenbild zur Herzogin von Aiguillon bildet Marguerite von Rohan, eine echt weibliche Erſcheinung, Bernhard's guter Engel. Die erwachende Liebe des Herzogs zu ihr, wie ihre Gegenliebe, iſt mit vieler Zartheit geſchildert. Doch im ganzen hat der Charakter des Mädchens etwas anmuthig Schwebendes, es fehlt ihm der feſte Boden zu ſeiner Bewährung. Auch die Liebesſituationen flößen uns keine Spannung ein. Das pſychologiſche Intereſſe aber weilt weniger bei dem ſchönen Mädchen als bei dem wackern Kriegsmann, dem ſo ſpät noch eine edle und reine Liebe das Herz erfüllt.

Von alten Bekannten finden wir in dem Roman Norbert, Mitzlau und Hans von Starſchädel wieder, ſowie den Bartkonrad und Medardo. Ueber den jungen Helden des zweiten Theils, Leo, erhalten wir nur eine gelegentliche flüchtige Mittheilung. Der ſchüchterne Dietrich von Groot, der ſich uns zuerſt auf durchgehendem Pferde präſentirt, iſt eine Copie Leo's. Doch findet die treffliche Schilderung des Kanonenfiebers im „Waldſtein" hier keinen Pendant. Wir erfahren nur im allgemeinen, wie Dietrich ſich in der Schule des Kriegs ſtählt und zum tapfern Helden heranbildet. Dietrich, ſowie Vater und Mutter und alles, was mit der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Verbindung tritt, erſcheint im ganzen in einer mehr genrebildlichen Beleuchtung. Es iſt die Idylle, die mit Herrn Dietrich ſpazieren geritten wird, mit ihm in den Marſtällen auf Pferderaub ausgeht, auf dem Markte hübſchen Mädchen nachläuft und mit Mama und Papa in ſtiller Häuslichkeit verkehrt. Auch der Papa, ein ſo berühmter Staatsmann und Gelehrter er war, iſt etwas matt beleuchtet. Doch gegenüber der damaligen Praxis des

Staatsrechts mußte ein Theoretiker deſſelben wie Hugo Grotius in der That einen ſehr idylliſchen Eindruck machen.

Von den übrigen Geſtalten treten der alte ritterliche Herzog von Rohan und der jeſuitiſche Giftdoctor Blandini noch am meiſten hervor. Dagegen iſt der wilde Johann von Wörth, Bernhard's furchtbarſter Gegner, wol allzu ſkizzenhaft behandelt. Dieſe prächtige Figur hätte dem Roman mannichfachen pikanten Stoff geboten, wenn ſie von dem Dichter nicht ſo beiläufig eingeführt und wieder entlaſſen wäre. Man leſe in Barthold's „Deutſchem Krieg" die Beſchreibung der Gefangenſchaft Johann von Wörth's in Paris und man wird bedauern, daß dieſe Fülle anekdotiſchen Materials unbenutzt geblieben iſt.

Im zweiten Bande des Romans iſt, wie ſchon erwähnt, nicht überall die rechte epiſche Ruhe vorhanden, das Gemälde wird oft durch bunt ſich ablöſende Skizzen erſetzt. Gleichwol finden ſich auch hier Tableaux, in denen die Geſtalten das kernhaft friſcheſte Leben athmen und die Gruppirung meiſterhaft iſt, wie die Vergiftungsſcene im Mandelbaume zu Pontarlier.

Der Stil in „Herzog Bernhard" iſt ebenſo gefeilt und gediegen wie in den beiden erſten Büchern des Romans, der ſich gerade durch die Vorzüge epiſcher Darſtellung von den hiſtoriſchen Fabrikromanen unterſcheidet. Wol möchte man oft dem Ganzen mehr Feuer, Glut, Leidenſchaft, mehr Wildheit und brennende Beleuchtung wünſchen, doch gerade die Kühle und Gelaſſenheit der Darſtellung wahrt das epiſche Gleichmaß. Als Eigenthümlichkeit des ganzen Werks mag noch hervorgehoben werden, daß die Behandlung der großen Haupt- und Staatsactionen eine hiſtoriſch-pragmatiſche iſt, und die Charakteriſtik faſt durchweg auf phyſiologiſche und pathologiſche Elemente zurückgeführt wird. Im „Herzog Bernhard" namentlich haben wir es wol zu viel mit der Apotheke zu thun, deshalb fehlt dem Roman im ganzen der ideale Zug, der Hauch der Begeiſterung. Doch in Bezug auf Tüchtigkeit, Beſtimmtheit und Klarheit der Darſtellung, welche eine Reihe der lebensvollſten Gemälde aus jener Zeit entrollt, auf Sicherheit der Motivirung, auf künſtleriſche Pflege der Form nimmt der Roman einen hohen Rang ein unter der gleichzeitigen Production.

Der neueſte eben ausbrechende „deutſche Krieg" mag vielleicht das Intereſſe an dem Spiegelbild einer Vergangenheit erhöhen, welche uns ebenfalls die deutſchen Stämme im blutigen Zwieſpalt zeigt. So hat jedes Jahrhundert der Neuzeit ſeinen „deutſchen Krieg" — das 17. den Dreißigjährigen, das 18. den Siebenjährigen und das 19. den jetzigen. An Analogien zwiſchen dieſen Kriegen fehlt es nicht. Jedenfalls wird der Ernſt der Zeit den Sinn für die Geſchichte und den echten hiſtoriſchen Roman erwecken, der ſich allerdings von der Geſchichtsklitterung der Memoirenromane weſentlich unterſcheidet.

Rudolf Gottſchall.

Vom Büchertiſch.

1. Ueber die Freiheit des Menſchen. Ein Beitrag zur Moralphiloſophie von Wilhelm Kaulich. Prag, Lehmann. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Vorliegende Schrift entſprang aus dem Bedürfniß, dem Fatalismus der modernen Naturwiſſenſchaft und Speculation, welche die Welt in einem fortlaufenden Cauſalzuſammenhang begreifen wollen, zu entrinnen, um wenigſtens für das ſittliche Leben ein Stück Freiheit aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Der Verfaſſer nimmt ſeinen Weg durch die Vorpoſten der modernen Weltanſchauung, indem er unter der Aegide der Gewiſſens- und Glaubenswahrheiten den Materialismus der Empiriker und Senſualiſten, den halben und ganzen Pantheismus, den Determinismus der mechaniſchen Pſychologie aus dem Wege zu räumen bemüht iſt, um für eine teleologiſche Conſtruction der Welt aus dem abſoluten Willen und der darin intendirten menſchlichen Freiheit freies Feld zu gewinnen. Der Materialismus wird zum Theil mit Lotze'ſchen Argumenten angefochten; der Verfaſſer faßt ihn jedoch bei ſeiner ſtarken Seite, wenn er die Stoffbewegungen als Grundlage geiſtiger Erſcheinungen verwirft, da der Materialiſt die chemiſch-phyſikaliſchen Proceſſe, aus denen er Leben und Denken entſtehen läßt, keineswegs identiſch mit Leben und Denken ſelbſt zu ſetzen genöthigt iſt, ſo wenig wie Wärme oder Elektricität mit den ſie hervorrufenden Molecularbewegungen; dagegen hätte der Verfaſſer als Schwäche dieſes einſeitigen Empirismus rügen können, daß er die von den producirenden Vorgängen abweichende Conſtitution des Denkens anzuerkennen zögert. Nicht minder fehl geht der Hieb auf den mechaniſch-pſychologiſchen Determinismus des Herbart'ſchen Syſtems, dem der Verfaſſer mit Unrecht Unverträglichkeit mit freier Sittlichkeit vorwirft. Einmal wird in dieſem Syſtem eine Idee der innern Freiheit gelehrt, welche die Harmonie zwiſchen Wiſſen und Wollen darſtellt. Und dann ſchließt die functionäre Stellung des Willens zum Vorſtellungsverlauf noch nicht aus, daß dieſer Vorſtellungsverlauf ſelbſt wieder ſeine Geſetze daher entlehne, wo nach Herbart der Grund der Sittlichkeit zu ſuchen iſt, nämlich aus der äſthetiſchen Conſtruction unſers Weſens. Und ſowie die Kenntniß der Natur dieſe beherrſchen lehrt durch die ihr innewohnenden Geſetze, ſo hebt uns auch die Erkenntniß der unſern geiſtigen Zuſtand beherrſchenden Nothwendigkeit über dieſe empor, und der Werth dieſer Erkenntniß wird doch dadurch nicht aufgehoben, daß ſie ſelbſt wieder ein Product dieſer Nothwendigkeit iſt. Doch wir wollen den Verfaſſer gewähren laſſen und hören, wie er ſeine eigene Anſicht in dieſer Controverſe formulirt. Dieſe geht dahin, daß unter Freiheit das Vermögen eines Weſens zu verſtehen ſei, „den Inhalt ſeiner Thätigkeit oder das durch die Thätigkeit angeſtrebte Ziel ſchlechthin durch ſich ſelbſt feſtzuſtellen". Hierauf folgt ſogleich die Unterſcheidung zwiſchen abſoluter und creatürlicher Freiheit. Dieſe letztere beſchränkt ſich darauf, „unter gegebenen Objecten jedes einzelne mit Ausſchluß der übrigen feſthalten und zum Zielpunkt des Strebens machen zu können". Indem

auch so noch der menschliche Wille als letzte Causalität, als absoluter Anfangspunkt einer möglichen Reihe des Geschehens aufgefaßt könnte, muß sich der Verfasser im Hinblick auf den Aequilibrismus, der für eine freie Entscheidung ein absolutes Gleichgewicht zweier entgegengesetzter Möglichkeiten fordert, das Geständniß entwinden lassen, daß der Wille das vorgezogene Object infolge eines besondern Interesses wählen müsse. So ist aber das Interesse im letzten Grunde der Dirigent des Willens, und dieser bei aller scheinbaren „Freiheit, sich zu interessiren" doch von den im Subject liegenden Voraussetzungen des Behagens und Misbehagens abhängig. Aber der Verfasser fühlt selbst, daß seine „Idee der Freiheit" nur eine Idee ist, weil diese die Forderung in sich schließe, daß das einmal vom freien Willen gesetzte Ziel festgehalten würde, wolle er sich nicht selbst widersprechen und aufheben. Diese geforderte Entschiedenheit des Willens ist aber in der That, wie sich der Verfasser gestehen muß, im empirischen Menschen so wenig zu finden, als die Herrschaft des radical Bösen wegzuleugnen sei. Zur Lösung des in diesen bestürzenden Thatsachen enthaltenen Problems greift der Verfasser zu den Hülfsbegriffen des absoluten Wesens und seiner Teleologie, der Erbschuld und der Erbsühne. Jene leitet der Verfasser von einem muthmaßlichen Abfalle des ersten Menschen von Gott ab, der ihn zur Beseligung seiner selbst und der Natur durch freie Hingabe des eigenen Willens an den des Schöpfers bestimmt hätte. Diese Disharmonie hätte aber unfehlbar die Vernichtung des Menschen mit sich geführt, wäre nicht anzunehmen, daß ein ursprüngliches Verdienst von anderer Seite ihm die Erlösung gesichert habe. So lebe nun der Mensch unter der Herrschaft der durch seine Schuldthat entfesselten Natur in seinen Nachkommen in einem zwischen Gut und Böse oscillirenden Zustande, der aber die Möglichkeit enthalte, durch fortwährende Uebung zur vollendeten Entschiedenheit des Willens und so zur Wiedervereinigung mit Gott vorzudringen, womit auch zugleich die Nothwendigkeit der persönlichen Fortdauer nach dem Tode gegeben sei. Das Object, für das sich der empirische Wille entscheiden soll, sei demnach die göttliche Zweckbestimmung, aus deren Erkennung und freiwilligen Annahme Wahrhaftigkeit, Demuth, Gehorsam und Liebe flössen, welche vereint das Ideal der Sittlichkeit ausmachten. Durch das Gewissen seien wir in einem realen Nexus mit der Gottheit, welche uns hier ihren Willen verkündige. So weit der Verfasser. In Bezug auf diese ganze Ausführung, welche auf den angegebenen, noch so plausibeln Hülfsbegriffen sich fortbewegt, läßt sich philosophischerseits nur der Nachweis ihrer Nothwendigkeit fordern; fast müßte man bei dem modernen Bewußtsein sich beruhigen, welches die Sittlichkeit nicht auf fremdes Gebot hin, sondern um ihres eigenen absoluten Werthes willen festhält. Aber auch selbst auf dem eingeschlagenen Wege hat der Verfasser nicht vermocht nachzuweisen, daß es eine Freiheit in dem von ihm definirten Sinne gebe, sondern er supponirt nur, daß es eine solche am Anfang aller Dinge, bevor der Stammvater unsers Geschlechts ihrer durch Misbrauch verlustig gegangen sei, gegeben habe, und liefert dadurch gegen sein Vorhaben einen Beitrag zur Erhärtung jenes von ihm angegriffenen Determinismus, wonach der Wille ein Product psychischer Vorgänge ist. So schätzenswerth übrigens die Wiederaufnahme speculativer Probleme ist, so sehr muß man sich im philosophischen Denken vor theologischen Brücken hüten, wodurch die Philosophie nur lahm, die Theologie nicht gerader wird.

2. Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede gehalten zum Amtsantritte von J. B. Wenig. Innsbruck, Wagner. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein neuer Commentar zu einem alten Text, der von dem Kampfe der Kirche mit dem Zeitgeist handelt. Der Verfasser versichert uns zwar, es sei ein Irrthum zu glauben, daß die Theologie der wahren Wissenschaft und den echt wissenschaftlichen Bestrebungen feindlich gegenüberstehe, behält sich jedoch die Entscheidung darüber vor, welche Bestrebungen die wahren und echt wissenschaftlichen seien, und bemüht sich nachzuweisen, daß die Wissenschaft weder voraussetzungslos sei, da sie eine Grundthatsache, die des Bewußtseins, eine Grundwahrheit, die des Identitätssatzes, und eine Grundbedingung, die denkende Natur des Geistes, verlange; noch auch sei sie unendlich und autonom, weil beides dem Wesen menschlicher Erkenntniß und der Creatürlichkeit des Geistes widerstreite; während so die innern Grenzen der Wissenschaft gezogen seien, ergäben sich laut wissenschaftlicher Consequenz die äußern Grenzen derselben gegen die von anderer Seite her gültigen Wahrheiten des Gewissens und Glaubens, der sich übrigens auch philosophisch aus dem obersten Begriff der Gottheit feststellen ließe. So gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß die Wissenschaft an die Kirchmauern gebunden, wenngleich innerhalb derselben völlig frei sei. Quod erat demonstrandum. Man sieht, der Jude wird auf alle Fälle verbrannt, nur will man ihn diesmal mit Logik auf den Scheiterhaufen bringen. Tragisch ist nur, daß der Geist einer deutschen Universität in solcher Repräsentation erscheint.

3. Ueber die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865. Von Rudolf Virchow. Berlin, A. Hirschwald. 1865. 8. 8 Ngr.

Diese Schrift enthält das Schibbolet moderner Forschung: das Denken ohne Autorität, das eine Errungenschaft deutschen Geistes gegenüber der ultramontanen Knechtung und dem steifen französischen Wesen in der Wissenschaft ist. Der sittlich ernste Charakter des deutschen Volks drückt sich auch in seiner Forschung aus, und diese freie Forschung wirkt nun ihrerseits auf seine sittliche Befreiung zurück. Schon beginnt die naturwissenschaftliche Methode unsere gesammte Anschauungsweise zu durchziehen: so ist die Volkswirthschaft eine bloße Anwendung der Naturwissenschaft auf das unmittelbare Leben des Volks; in der Industrie, Technik und im gewöhnlichen Leben des Handwerkers stellt sie einen gemeinsamen Denkboden her; durch ihre Methode

gestalten sich die geschichtliche, philologische und philosophische Forschung gleichartiger; sogar die Schulen, der Grundbau der Zukunft, sind trotz Stiehl'scher Regulative von den Naturwissenschaften durchsetzt. Nach diesen Früchten einer funfzigjährigen Entwickelung der Naturwissenschaften lassen sich an die nächsten funfzig die größten Erwartungen sowol für die materielle Wohlfahrt als auch für die strenge moralische, wahrhaftige Entwickelung des Geistes deutscher Nation knüpfen. Die Rede schließt mit der Mahnung an die Genossen, den Zusammenhang mit der Nation durch unmittelbaren Verkehr mit dem Volke in allgemeinen Vorträgen zu pflegen, und dann innerhalb der Gelehrtenrepublik die Zersplitterung der Fächer durch gegenseitigen Austausch und gemeinsame Discussion zu verhüten.

4. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff. Erstes Heft: Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Nach zwei Vorträgen im Saale des berliner Handwerkervereins gehalten am 14. und 18. December 1865 von Rudolf Virchow. Zweites Heft: Ueber die Bedeutung und Fortschritte des modernen Völkerrechts. Von J. C. Bluntschli. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Es liegen uns hier die ersten Hefte eines Unternehmens vor, welches dem Bedürfniß der arbeitenden Klassen nach einem die wichtigsten Ergebnisse der heutigen Wissenschaft gemeinverständlich erschließenden Unterricht entgegenzukommen bestimmt ist. Es sollen unter Zuziehung der bewährtesten Kräfte in 24 jährlichen Heften Vorträge einmal naturwissenschaftlichen, ferner staatswissenschaftlich-geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Inhalts, jedoch mit Ausschluß aller politischen und kirchlichen Parteifragen der Gegenwart, in ansprechender Darstellung ohne Beeinträchtigung der strengen Methode, zur Veröffentlichung gelangen. Diesem im Interesse der Volksbildung willkommen zu heißenden Programme wird in den vorliegenden Heften in trefflicher Weise nachgekommen. Im ersten führt uns der vielbewährte Mann des Volks und der Wissenschaft, Rudolf Virchow, in die Urgeschichte unsers Geschlechts ein, welche das scharfe Forscherauge aus den in die Tiefen der Gräber und Gewässer versenkten und versunkenen Resten einer vorzeitlichen Cultur abgelesen hat. Demzufolge läßt sich der Bildungsfortschritt der uns vorausgegangenen Generationen an die sich folgeweis bedingenden Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, so genannt nach dem vorzugsweise benutzten Arbeitsmaterial, anknüpfen. Auch hieran zeige sich, schließt Virchow, gegenüber der auf ein goldenes Zeitalter zurückblickenden Sagengeschichte, daß der Mensch nur im harten Kampf um das Dasein die Stufen des Fortschritts emporgestiegen sei.

Im folgenden Heft beleuchtet Bluntschli, der anerkannte Lehrer des Staatsrechts und der Politik, die Grundlagen und den Fortschritt des Völkerrechts, welches die Beziehungen der als Personen gefaßten Staaten zueinander zu regeln hat. Gegenüber den Bedenken, welche die Existenz des Völkerrechts, weil es ihm an gesetzlicher Autorität und wirksamem Schutz fehle, in nicht ganz ungerechtfertigter Weise anzweifeln, ist an dem Brauch der Völker festzuhalten, worin sich trotz aller Mängel ein erheblicher Fortschritt des internationalen Rechtsbewußtseins nachweisen lasse. Zunächst habe sich das Völkerrecht von religiöser Befangenheit befreit, indem sein allgemein-menschlicher Charakter in dem seit dem Pariser Congreß von 1856 durchgedrungenen Satze sich Anerkennung verschaffte, „daß der religiöse Glaube die Rechtspflicht weder begründe noch behindere". Seine Schranken erkennt das Völkerrecht in der Souveränetät der Staaten, welche jede Einmischung eines fremden Staats in die innern Angelegenheiten eines andern ausschließt. Nur in Bezug auf die Sklaverei hat sich das Selbstbestimmungsrecht der Staaten fügen müssen dem hoffentlich bald völkerrechtlich zu garantirenden Satze: „Die Sklaverei ist im Widerspruch mit dem Recht der menschlichen Natur und mit dem Gemeinbewußtsein der Menschheit; es gibt kein Eigenthum des Menschen am Menschen." In seinen Anfängen begriffen ist auch der völkerrechtliche Schutz der religiösen Freiheit gegen grausame Verfolgung und Unterdrückung durch den Fanatismus anderer vom Staate bevorzugten Religionen. Einen persönlichen Ausdruck und eine friedlich wirkende Repräsentation erhält das Völkerrecht durch die ständigen Gesandtschaften in den verschiedenen Hauptstädten. Für den friedlichen Verkehr der Nationen dient auch das Institut des Consulats, welches die Interessen der Privaten in fremden Ländern zu wahren und den heimatlichen Rechtsschutz auch in der Ferne wirksam zu machen hat. Auch sind die Zustände der Fremden durch die friedlichen Siege des Völkerrechts sehr verbessert worden, indem diese in den civilisirten Staaten in den wichtigsten Beziehungen des Privatrechts und Verkehrs den Einheimischen gleichgestellt sind. Für die internationale Benutzung der Gewässer haben die beiden wichtigen Sätze feste Wurzeln gefaßt: „Kein Staat hat eine besondere Seehoheit über die offene See." „Die untereinander verbundenen Meere sind der freien Schiffahrt aller Nationen offen." In Bezug auf die Stromschiffahrt sind nur diejenigen Gewässer freigegeben worden, welche mehrere Staaten durchströmen. Streitfälle zwischen Staaten strebt das Völkerrecht durch Schiedsgerichte schlichten zu lassen, ohne hierin bisher über den frommen Wunsch hinausgekommen zu sein. Aber auch der Krieg hat durch einen Fortschritt des allgemeinen Rechtsbewußtseins eine mildere Gestalt angenommen, indem der Grundgedanke klar wurde, daß der Krieg ein Rechtsstreit der Staaten, keineswegs ein Streit zwischen oder mit Privaten sei. Demzufolge dauert selbst im Kriege für alles Privatrecht das Friedensverhältniß fort und wird ein Unterschied zwischen öffentlichem und Privateigenthum festgehalten. Nur im Seekriege hat sich das barbarische Beuterecht erhalten; aber auch hierin hat der erwähnte Pariser Congreß Ermäßigungen getroffen durch Abschaffung der Kaperei, durch die Bestimmung eines Fristansatzes für die Schiffe in den feindlichen Häfen; zugleich wurde festgesetzt, daß die neutrale Flagge die feindliche Waare decke, mit Ausnahme der Kriegscontrebande. Schließlich ist durch das seit einem halben Jahr-

hundert ausgebildete Neutralitätsrecht der friedlichen Staaten die Minderung der Kriegsübel durch Localisation angebahnt worden. Aus allen angeführten Momenten ergeben sich die großen Fortschritte des Völkerrechts in neuerer Zeit, wodurch es allmählich seiner Bestimmung und seinem Ende, dem humanen Weltrecht, entgegenwachse.

Die eben skizzirten Aufsätze sind hervorragend durch die übersichtliche Gliederung des Stoffs, welcher historisch gewonnen wird und durch stete Beziehung auf die Bedingungen des nationalen und menschlichen Fortschritts Leben und Wärme gewinnt.

5. Darwin's Lehre und die Specification. Von Ernst Hallier. Hamburg, O. Meißner. 1865. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre kämpft gegen das Vorurtheil von der Ewigkeit der Arten in der Natur und statuirt hingegen — mehr oder weniger im Anschluß an Darwin — das Vorhandensein von Formtrieben, welche, obwol an die Prädisposition im Samen gebunden, durch Veränderung der Lebensbedingungen jene Differenzen erzeugen, die nur unser klassenbildender Verstand als ursprünglich nicht zusammengehörige Varietäten gegeneinander abgrenzt. Der Verfasser verwirft demnach alle bisherigen Klassificationen der beschreibenden Naturwissenschaften, weil sie mehr ein Werk logischer Abstraction, denn ein Bild wirklicher Naturthätigkeit seien.

6. Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Anschauungen vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von Ludwig Flentje. Göttingen, Wigand. 1866. 8. 10 Ngr.

Eher ein Pamphlet als eine Streitschrift zu nennen, und eher ein Panegyrikus für Schultz-Schultzenstein als eine naturwissenschaftliche Untersuchung. Bevor jedoch der Verfasser über die emsigen Bemühungen der neuen Physiologenschule, über Maß, Zahl und Gewicht, über die Analyse des Todes zur Erklärung des Lebens, die Nase rümpft, wäre es rathsam gewesen, daß er in eine von den arggeschmähten chemischen Küchen mehr hineingerochen hätte.

7. Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie von Ferdinand Schultz. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Stück Geschichte der öffentlichen Beredsamkeit nach ihren politischen Voraussetzungen und Einwirkungen, mit Hinweis auf das Ideal des politischen Redners in der Person des Demosthenes und greifbaren Nutzanwendungen auf das heutige Verfassungsleben. Gefällige Zusammenstellung zum Theil pikanter Notizen macht das Schriftchen lesbar.

8. Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius. Mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von A. Stahr. Von Eduard Pasch. Altenburg, Pierer. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine durchweg auf Quellenkunde fußende und würdig gehaltene Widerlegung der Stahr'schen Beschönigungen in Beurtheilung geschichtlicher Charaktere. Während Stahr in seinem „Tiberius" diesem auf Kosten des Tacitus von Haus aus ein edles Gemüth vindicirt, das im hohen Alter durch äußere Umstände verdüstert und zur Unmenschlichkeit verleitet worden sei, entwirft Pasch, indem er Stahr's Argumenten Schritt für Schritt folgt, eine ganz entgegengesetzte, auch der Taciteischen an psychologischer Tiefe weit überlegene Charakteristik des Claudiers, wonach dieser als ein für die Menschheit von vornherein kalter, berechnender Geist erscheint, dessen Lebensziel einzig und allein die Herrschaft und, nachdem er sie durch irgendwelche Mittel errungen und durch irgendwelche Mittel befestigt, ihre Vererbung auf den Träger seines Namens und damit die eigene Fortdauer in der Geschichte war. Nachdem aber durch den Verrath seines Vertrauten Sejan dieser Zweck zerstört worden war, verkehrte sich seine Menschenverachtung in Menschenhaß, der ihn zu einer Handlungsweise trieb, welche ihre Devise in den Worten: „Nach mir mag die Welt in Flammen aufgehen", fand. Pasch's Darstellung gibt bei aller Trockenheit und sach- und zweckgemäßen Beschränkung die klar umrissenen und wahr motivirten Züge einer erschreckenden und ergreifenden Fürstentragödie.

9. Anacharsis Cloots. Ein historisches Bild aus der Französischen Revolution von 1789. Dargestellt von Karl Richter. Berlin, Springer. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein preußischer Baron, der in den heißen Tagen der großen Französischen Revolution als Vorkämpfer der Vernunftreligion und Menschheitsrepublik im Nationalconvent und im Salon eine vielfach bespottete, aber bei aller Ueberspanntheit viel Kerniges vertretende Rolle spielte, wird uns hier in seiner ganzen intellectuellen und Charakterentwickelung, von den Einflüssen seines Onkels, des berühmten Historikers de Pauw, an bis zum Gang auf die Guillotine, vorgeführt. Das Werkchen ist das zweite des Autors, worin deutsche Männer in der Französischen Revolution geschildert werden — das erste behandelte Schiller und seine „Räuber" in derselben — und mag in diesem Sinne und vornehmlich durch Analyse der wenig gekannten Schriften des „Orateur du genre humain" interessant erscheinen.

10. Chevalier Victor von Gibelin. Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckenstages den 10. August 1792. Von J. Amiet. Mit einem Anhang, enthaltend die Originalberichte der Gardeoffiziere B. von Gibelin und A. von Glutznchti, und Gibelin's Mittheilungen aus den Jahren 1798 und 1814. Bern, Haller. 1865. 8. 14 Ngr.

Ein literarisches Denkmal für einen jener tapfern Haudegen, welche die letzten Fetzen des Königsmantels mit ihren Leibern deckten. Gibelin, ein Offizier der berühmten Gardes Suisses Ludwig's XVI., focht am 10. August im Jahre 1 vor Gründung der Republik in den Tuilerien gegen die heranstürmenden Marseiller, schlug sich dann mit vielem Verlust zum Sitzungssaal der Assemblée nationale durch, wohin man den König mittlerweile entführt hatte, streckte jedoch auf Ordre des unglücklichen Fürsten die Waffen, vor denen die tapfern Deputirten sich bereits zu den Fenstern geflüchtet hatten. Nach dieser

Kataſtrophe räumte Gibelin unter unglaublichen Drangſalen den fremden Boden und wirkte als Soldat und Staatsmann in ſeiner Heimat Solothurn bis zu ſeinem Tode, der in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre 1853 erfolgte. Seine Abenteuer ſind zu leſen im „Memoire du chevalier de Gibelin sur les événements du 10 août 1792", zu dem als Ergänzung eine „Relation sur la journée du 10 août 1792 de mon ami et compagnon d'armes, le chevalier Glutz, alors aide-major, de service avec moi au château des Tuileries" angefügt iſt. Beide Denkſchriften hat der Herausgeber in eine beſondere Erzählung verwebt, welche außer genealogiſchen Daten und kurzen biographiſchen Notizen und einigen weltbekannten Raiſonnements über den Urſprung und Verlauf der Franzöſiſchen Revolution nichts weſentlich anderes als die darauffolgenden Memoires enthält, höchſtens noch eine Apotheoſe der Schweiz im allgemeinen und der ſchweizer Treue insbeſondere, welche der Inbegriff aller menſchlichen Tugenden iſt.

11. Zur Frage über die Herkunft der Sachſen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde ſiebenbürgiſcher Landeskunde. Von Johann Karl Schuller. Zweite verbeſſerte Auflage. Prag, Credner. 1866. 8. 12 Ngr.

Der langen Rede kurzer Sinn iſt, daß die deutſche Inſel, welche ſeit ſieben Jahrhunderten in Siebenbürgen ſitzt, ihren Urſtock wahrſcheinlich am Niederrhein zu ſuchen habe. Einiges aus der Sprache, einiges aus den Sagen, Märchen und Sprichwörtern, einiges aus Sitten und Gebräuchen der transſilvaniſchen Landsleute wird mit Verzicht auf völligen Erweis in Parallele gebracht. Das literariſche Material, worauf in den Anmerkungen Bezug genommen wird, dürfte das Werthvollſte daran ſein. Nur eine den verſchlagenen Bruderſtamm trefflich zeichnende Notiz wollen wir hervorheben:

Wäre es nun einem (durch den frei weidenden Gemeindeſtier) Geſchädigten eingefallen, zu dem Hannen (Hanne, Hunne = Hunderter) ſeines Ortes zu gehen und, nachdem die „Gerechtigkeit" auf den Tiſch gelegt, zu ſagen: Herr der Hann, ich habe ein Viertel Land, von welchem der Kirche jährlich eine Mierze (ſlawiſch: Metze) als Mäddem geben muß; nun iſt aber der Farren gekommen und hat mir alles zertreten; ſo würde ihn der Ortsvorſtand zuerſt gefragt haben: „Was für ein Brandzeichen hatte der Farren?" — „Das unſers Dorfs", wäre die Antwort geweſen. „Wunderbarlich! Bruder Merten!" hätte der Dorfsvorſtand darauf geſagt, „Ihr ſeid doch unter uns geboren und aufgewachſen, und wiſſet doch nicht, daß der Gemeindeſtier weiden darf, wo er Luſt hat. Frommannsſohn (= Fraumenſcheuſohn), Brauch iſt Brauch, und Gewohnheit Gewohnheit. Ihr wart doch dabei, als neulich der verſcharrte Hatterthaufen (= Grenzhaufen) gegen unſer Nachbarsdorf neu aufgeworfen wurde? Wurde mein Hans nicht auf den fertigen Hügel gelegt und geklopft? Meint Ihr etwa, das hätte mir nicht wehe gethan? Allein ich beſann mich und dachte: Nun hält er's im Sinne, wo das Geſcheide iſt, und wird's, wenn es noththut, bezeugen. Und wenn Ihr in die Stadt fahrt am Wochenmarkt, iſt es Euch nicht oft ſchwer, keine Frucht kaufen zu dürfen, ſolange das Fähnlein auf dem Platze ſteht? Oder wie Ihr neulich Eurer Tochter Aennchen Hochzeit machtet, hättet Ihr nicht dem Herrn Pfarrer ſtatt zwei Braten lieber nur einen, und ſtatt zwei Maß Wein lieber nur eins zur Gebühr geſchickt? Allein dürft Ihr murren gegen das, was unſere Väter verordnet haben?"

Der Verleger fügt der Schrift ein dankenswerthes Verzeichniß aller über Siebenbürgen erſchienenen Werke als „Bibliotheca Transsilvanica" an, welchem er einen Aufruf an Deutſche zur Einwanderung in das daciſche Eldorado vorausſchickt, ohne zu bedenken, daß das Feuerſchwert des Abſolutismus kein ſehr einladendes Aushängeſchild iſt.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Eine Nachricht vom Kriegsſchauplatze ruft uns die Erinnerung an einen der talentvollſten Dichter zurück, dem das Schickſal freilich nicht vergönnt hat, ſein Talent aus verheißungsvollen Anfängen zur Blüte zu entwickeln.

In dem Treffen bei Oswiecim (28. Juni), wo das Stolberg'ſche Freicorps den von öſterreichiſcher Uebermacht gedeckten Bahnhof vergeblich zu erſtürmen ſuchte, wurde Hauptmann Graf Königsmarck vom 62. Infanterieregiment ſchwer verwundet. Er ſtarb bald darauf in Pleß an ſeinen Wunden, ohne daß ſein ſehnſüchtiger Wunſch in Erfüllung gegangen wäre, ſeine Gattin noch einmal zu ſehen. Telegraphiſch herbeigerufen, kam ſie zu ſpät und konnte nur noch dem Leichenbegängniß beiwohnen, bei welchem den tapfern Krieger die Theilnahme des ganzen Städtchens zur letzten Ruheſtätte geleitete.

Dieſe ſeine ihm erſt ſeit fünf Monaten angetraute Gattin war die Witwe des Dichters Max Waldau (Georg Spiller von Hauenſchild), welche ihren erſten Gemahl in der Blüte ſeiner Jahre verloren und nach mehr als zehnjähriger Witwentrauer dem Grafen Königsmarck die Hand gereicht hatte, der jetzt gleich im erſten Jahre der Ehe den Tod auf dem Schlachtfelde ſtarb.

Uns ſchwebt die ſo ſchwer vom Schickſal Getroffene noch immer als die Gattin des Dichters vor, deſſen begeiſternde Muſe ſie anfangs, deſſen treue Pflegerin ſie ſpäter war. Denn die letzten Lebensjahre des jungen Poeten waren von den empfindlichſten Nervenleiden heimgeſucht, ehe ihn der Typhus dahinraffte. Max Waldau war, als er ſtarb, noch nicht 30 Jahre alt; er hatte ſein Alter für das Brockhaus'ſche „Converſations-Lexikon" ſelbſt nicht genau angegeben; er hatte ſich um drei Jahre älter gemacht als er war. Nach dem Erſcheinen ſeines Romans: „Nach der Natur", war von der Kritik einſtimmig die Welt- und Lebenskenntniß des unbekannten Ariſtokraten und der außerordentliche Reichthum an vielſeitiger Bildung gerühmt worden, der ſich in dieſem Werke ausſprach. Der Autor fürchtete, die Kritik werde ſtutzig werden, wenn er ſich als einen Jüngling von 25 Jahren demaskirte, und aufhören, Vorzüge an ihm zu rühmen, welche mit ſeiner Jugend doch ſchwer vereinbar ſchienen. So corrigirte er ſelbſt ſein Geburtsjahr, aber, indem er es zurückdatirte, im Gegenſatze zu den Correcturen, welche in der Regel von den jugendlichen Schönen beliebt werden, namentlich wenn ihre Lebensſonne am Wendekreiſe des Krebſes angekommen iſt.

Es war in der That erſtaunlich, welche Fülle von Kenntniſſen der junge Dichter ſich angeeignet — und gerade dieſer Reichthum an Bildung ließ eine glänzende Entwickelung ſeines urſprünglichen Talents mit Sicherheit vorausſagen. Unſere Sänger, denen „der Geſang gegeben" und die da „ſingen, wie der Vogel ſingt", halten es in der Regel nicht für nöthig, ſich mit Studien abzugeben; ja es gibt Kunſtjünger, welche darin eine Entweihung ihrer ſelbſtgenügſamen Kunſt finden würden. Daher

so viel wässerige Lyrik, so viel schwindsüchtige Poesie, daher diese plätschernden Miniaturcascaden, denn die Poetlein fürchten, ein vollerer Strom könne ihre ganzen niedlichen Felspartien und Parkanlagen mit fortschwemmen. Sie wissen nicht, daß das Talent eine Urzelle ist, die sich erst zu Organismen aufbaut, wenn sie den reichen Stoff aus der Welt des Geistes und der Natur in sich aufnimmt. Man vergleiche Goethe, den Natur- und Kunstforscher, Schiller, den Historiker und Philosophen, mit den alten und neuen Salis und Matthisson — man wird bald finden, worin der Unterschied zwischen unsterblicher und sterblicher Dichtung liegt.

Hauenschild konnte sich aber so reiche Bildung bei solcher Jugend nicht aneignen, ohne seine keineswegs kräftige Gesundheit zu gefährden. Schon seine etwas vorgebeugte Gestalt verrieth ein inneres Leiden; er war herzkrank. Doch vergaß man dies bald über seinem lebensvollen, geistsprühenden Wesen. Namentlich lag in seinem schönen Auge eine seltene Mischung von Tiefe und Schärfe, die das reichste innere Leben widerspiegelte, glühende Empfindung und zugleich eine durch und durch sehende Forscherkraft. Es war das Auge des Genius!

Er hatte sich auf seinem Familiengut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien ganz in seine Studien und Dichtungen eingesponnen. Oft kam er wochenlang nicht aus dem Zimmer, wenn das Wetter schlecht war oder wenn er eine dringende Arbeit vorhatte. Hierzu kam, daß er liebte, des Nachts zu arbeiten, wie Schiller, und selten vor zwei oder drei Uhr zu Bette ging. Da erschienen ihm seine dichterischen Gestalten, die sanfte Cordula, die wilde Rahab, da vertiefte er sich in die Studien zu seinem „Jongleur", der jedenfalls sein bedeutendstes Werk geworden wäre, aber, mit Ausnahme weniger Kapitel, nur im Kopfe fertig geworden war; da übersetzte er die „Sirventes" des Peyre Cardinal und zeigte damit ungefähr, in welchem Geiste er jenen historischen Roman geschrieben haben würde, gewiß in der Darstellungsweise des Walter Scott, aber mit jenem, der Neuzeit sympathischen Pathos der Freiheit erfüllt, das die politischen Gesänge der Troubadours belebte; da plauderte er mit seinen Freunden, denn er war ein eifriger Briefschreiber, und seine Briefe waren nicht, wie es in neuester Zeit üblich ist, kurzathmige Geschäftsbriefe, sondern, wie in den frühern Zeiten der Literatur, freie Ergüsse voll Inhalt und Geist, oft vom Umfange großer Abhandlungen, und sie gehören wesentlich mit zur Vervollständigung seines literarischen Bildes.

Es bleibt zu bedauern, daß diese Briefe bisjetzt nicht gesammelt und herausgegeben worden sind. Im Nachlaß Leopold Schefer's, der ihm seine eigenen Werke zur Ausfeilung, zur Glättung, ja selbst zu formeller Neugestaltung mitgetheilt hat, einer Arbeit, der sich Hauenschild mit so vieler Pietät unterzog, muß sich eine beträchtliche Zahl dieser Briefe vorgefunden haben. Außerdem müssen Wurzbach von Tannenberg in Wien, der dem Dichter am nächsten stand, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Max Waldau's Verleger Campe in Hamburg, Maler Lessing u. a. im Besitze von zahlreichen Hauenschild'schen Briefen sein. Auch der Herausgeber d. Bl. hat einen werthvollen Schatz an den Zuschriften des Freundes, von denen einzelne den Umfang von 16 Quartseiten erreichen, die alle sich meist auf allgemein interessirende Stoffe der Literatur und auf Probleme des poetischen Schaffens beziehen und mit Geist und Humor und oft glänzendem Witz in seltener Weise ausgestattet sind.

Wenn wir von dem Bahnhof zu Oswiecim und dem Kirchhof zu Pleß zu der Dichtergruft bei Bauerwitz gewandert sind, so begleiten wir nur auf dieser schmerzvollen Wanderung von Grab zu Grab die vielgeprüfte, liebenswürdige Rosa von Hauenschild!

Der wärmsten Anerkennung haben sich Max Waldau's Werke stets von seiten eines Kritikers und Dichters zu erfreuen gehabt, der gegenwärtig wegen eines Gedichts von den preußischen Gerichten verurtheilt worden ist. Robert Prutz hat wegen seines poetischen Mahnrufs: „Mai 1866", auf der Anklagebank in Stettin gesessen, es wurde wegen Majestätsbeleidigung und Schmähung der Anordnungen der Obrigkeit von dem Kreisgericht über ihn eine dreimonatliche Gefängnißstrafe verhängt. Der Dichter soll sich in einem glänzenden Vortrag von ebenso viel Feuer wie geistvoller Schärfe vertheidigt haben, und die Verhandlungen durch das Plaidoyer der Staatsanwaltschaft mit dem Angeklagten und der Vertheidigung sehr belebt gewesen sein. Prutz berief sich darauf, daß sein Gedicht als ein Kunstwerk betrachtet werden müsse und als solches zu seinen besten und vielfach anerkannten Productionen gehöre. Processe wegen Vergehen, welche mit Hülfe der Musen begangen wurden, gehören in neuerer Zeit zu den Seltenheiten. Wir meinen, daß die Gerichte immerhin der poetischen Licenz einige Rechnung tragen könnten; denn nicht nur die Inspiration, auch die Nöthigung des Reims dictirt dem Dichter oft Wendungen in die Feder, vor denen sich ein Schriftsteller in ungebundener Rede besser zu hüten weiß. Ohne Frage verdanken einige Kraftstellen des Prutz'schen Gedichts, die vielleicht seine Verurtheilung zur Folge hatten, ihren Ursprung dem dritten Reime der Terzinen, der, ohne als Schwierigkeit empfunden zu werden, doch dem Dichter einen verhängnißvollen Gedanken eingibt, der sich ihm durch poetische Energie einschmeichelt und, wenn er einmal dasteht, schwer ersetzen läßt. Die Dichter als vates zu betrachten, ist überhaupt nicht mehr Mode, und wenn sie Prophezeiungen machen, verfallen sie der Staatsanwaltschaft!

Bibliographie.

Berthold, E., Die heilige Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht. Paderborn, Junfermann. 8. 1 Thlr.

Clarus, L. Eine literarische Hasenjagd oder Methode, wie ein gewissenhafter Polemiker wider die katholische Kirche Heiligenbilder zurecht macht. Paderborn, Junfermann. 8. 10 Ngr.

Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Hartenfels, A. v., Original-Unterhaltungs-Blätter vom Boden-See, der Nord- und Ost-See, aus allen Gauen Deutschlands und der Nachbar-Länder, für Belletristik, Poesie, Literatur ꝛc. 1ster Jahrgang. Juli 1866 bis Juni 1867. 12 Nummern. Constanz, Magg. 8. 1 Thlr.

Hasler, F., Ueber das Verhältniss der heidnischen und christlichen Ethik auf Grund einer Vergleichung des Ciceronianischen Buches „de officiis" mit dem gleichnamigen des heil. Ambrosius. München, Franz. Lex.-8. 12 Ngr.

Hopf, A., Congreß der Berliner Dienstmädchen zur Erhaltung des Friedens. Ein geheimnißvolles Ereigniß, ans Licht gebracht. Berlin, G. Mecklenburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hudemann, Das Postwesen der römischen Kaiserzeit. 1ster Thl. Die äussere Geschichte desselben. Kiel, akadem. Buchh. Gr. 4. 8 Ngr.

Jagor, F., Singapore-Malacca-Java. Reiseskizzen. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lodtmann, J. F. G., Genealogie der Möserschen Familie. Aus den noch darüber verhandenen Acten und Urkunden gesammelt. Osnabrück. 8. 3½ Ngr.

Mangold, W., Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde. Eine kritische Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, V., Die Hohenzollern-Könige in der Kulturgeschichte. Nach den Quellen dargestellt. Frankfurt a. M., Baist. Lex.-8. 2 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Unsere Lage. Ein ernstes Wort an das deutsche Volk und dessen Fürsten. Leipzig, Prüfer. 8. 2 Ngr.

Schiff, H., Das koschere Haus. Novelle. Hamburg, J. P. F. G. Richter. 8. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Hinter Schloß und Riegel. Hundert Jahre französischer Geschichte in den Gefängnissen. Berlin, Seehagen. 8. 1 Thlr.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 6ter Jahrgang 1865. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sevin, H., Die drei ersten Evangelien synoptisch zusammengestellt. Wiesbaden, Niedner. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Treitschke, H. v., Der Krieg und die Bundesreform. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Wackernagel, W., Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Basel, Georg. Gr. 4. 16 Ngr.

Unsere Waffen — unsere Hoffnung. Ein Wort der Zuversicht für das preußische Volk, eine Mahnung dem übermüthigen Feinde. Von einem preußischen Soldaten. Berlin, Boß. Gr. 8. 5 Ngr.

Wagner, F., Bilder und Klänge vom Tegernsee. München, Franz. 16. 12 Ngr.

Zwiefach verloren. Von der Verfasserin der „Königin Isabella", „Nina" ꝛc. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. v. Bischoffshausen. 2 Thle. Cassel, J. G. Luchardt. 8. 3 Thlr.

Zeitung aus und über Utopia. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von Hieronymus Müller.
Mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart.
Achter (Schluß-) Band.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem kürzlich erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparches, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Axiochos, oder das Eitle der Todesfurcht. — IV. Der Gesetze dreizehntes Buch, oder der echte Weise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichterwerk. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angebornes oder Lehrbares sei. — VII. Demodokos, der öffentliche und der besondere Verkehr. — VIII. Sisyphos, oder das Raidpflegen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom
in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.
Von Moriz Carriere.
8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses vor kurzem erschienene neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, worin es heißt: Dasselbe komme einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowol als die Schulbildung könne eines fertig abgerundeten Gesammtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte, wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowol dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelten Textarbeit das Totalbild des classischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von
Bonaventura Genelli.
Lithographirt von Georg Koch.
Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.
Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.
Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ist eine der bedeutendsten unter den stilvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1866.

Inhalt: Allerlei Dramatiſches. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenſtädt. (Beſchluß.) — Impertinte Romane. — Zur Geſchichte und Sprache der Deutſchen in Siebenbürgen. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Allerlei Dramatiſches.

1. Der letzte Grieche. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Julius Große. Leipzig, Weber. 1865. 8. 20 Ngr.

Julius Große iſt ein formgewandter Dichter mit künſtleriſchen Zielen; er hat dies in ſeinen epiſchen und lyriſchen Gedichten bewieſen; wir dürfen daher auch, wenn wir ihm auf dem Gebiete der Tragödie begegnen, von ihm die gleiche künſtleriſche Haltung erwarten. So iſt denn auch „Der letzte Grieche" ein Trauerſpiel, deſſen ſprachliche Gewandung von wohlerwogener Schönheit, deſſen antiker Faltenwurf untadelhaft iſt. Gleichwol erſcheint uns die Wahl des Stoffs bedenklich und auch die dramatiſche Compoſition, deren Geheimniſſe ſich freilich niemals auf den erſten Wurf erſchließen, keineswegs ſtichhaltig.

Was die Trauerſpiele aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte betrifft, ſo ſind wir überhaupt der ketzeriſchen Anſicht, daß es an der Zeit wäre, dem Theaterpublikum, für das doch jeder Dramatiker ſchreiben ſoll, in unſerer Zeit nicht mehr die Theilnahme an dieſen Schulſtoffen zuzumuthen. Wir halten dies nicht für eine bloße Coſtümfrage; ſie ſchneidet tiefer ins Weſen der Sache ein. Die Bühne gehört dem Volk, und das Volk braucht kein Abiturientenexamen gemacht zu haben. Ein Stück aber, deſſen Vorausſetzungen eines gelehrten Apparates bedürfen, um verſtändlich zu werden, taugt nicht für die Bühne. Die Gleichartigkeit der Sitten, des Denkens und Empfindens, überhaupt der Culturbedingungen iſt eine nothwendige Vorausſetzung eines geeigneten Bühnenſtoffs, dann erläutert ſich dieſer erſt ſelbſt. Ein Held bleibt freilich ein Held, wie ein Menſch ein Menſch bleibt in allen Zonen und Zeiten. Wer aber das volle Leben zu ſolchen Abſtractionen ausblaſen will, der hat keinen Begriff von den Grundbedingungen wahrhafter dramatiſcher Wirkung, der nimmt den glimmenden Docht für die leuchtende Kerze. Wenn die Theilnahme des Publikums an der Tragödie zu erlöſchen droht, ſo tragen die Zumuthungen unſerer modernen Tragiker an ſeine Verdauungsfähigkeit die Hauptſchuld; denn es gehört ein wahrer Straußenmagen dazu, dieſe griechiſchen und römiſchen, deutſch-ſagenhaften und mittelalterlich-hiſtoriſchen, dieſe äthiopiſchen, ſyriſchen, ägyptiſchen, numidiſchen und dann wieder ſaliſchen und hohenſtaufenſchen, lehnsherrlichen, reichsanarchiſchen und weiß Gott was für Tragödien ohne Schädigung der dabei betheiligten Organe herunterzuſchlucken. Da braucht einer nur ein tapferer Held geweſen zu ſein und ein gewaltſames Ende gefunden zu haben, augenblicklich ſchreiben ihm unſere Dramatiker einen fünfactigen Todtenſchein, und oft mit einer ſtiliſtiſchen Kalligraphie, welche der höchſten Anerkennung würdig iſt. Wird die wahrhaft tragiſche Erfolgloſigkeit aller dieſer Studien nicht unſere Dramatiker endlich davon überzeugen, daß hier ein falſches Princip vorliegt? Werden ſie nach wie vor mit wahrhaft ſtoiſcher Reſignation ſich in ihre Tugend hüllen und an eine Nachwelt glauben, welche, wir fürchten ſehr, noch weniger als die Mitwelt geneigt ſein wird, ſich langweilen zu laſſen? Und, in der That, alles Unſympathiſche hat zur nothwendigen Folge die Langeweile, es gilt dies im Leben wie in der Kunſt.

Bisjetzt ſcheint man zwar derartige Anſichten für ſehr oberflächlich und unkünſtleriſch zu halten und ſucht gerade das Princip recht ſcharf zu betonen. Auch Julius Große ſchickt ſeinem „Letzten Griechen" einen Prolog voraus, den die tragiſche Muſe ſelbſt ſpricht und der ſich mit großer Energie gegen dieſe Anſchauungen wendet. Da dieſer Prolog in wohlgefügten Trimetern das Programm der ganzen Richtung, die wir bekämpfen, ausſpricht, ſo verlangt es ſchon die Unparteilichkeit, daß wir auch die Gegner nach Kräften zu Worte kommen laſſen. Die tragiſche Muſe ſagt:

Noch einmal wag' ich, alter Zeiten Zauberbild
Euch zu entrollen. Leuchtend ſteigt Altgriechenland
Herauf mit ſeinen Tempeln, ſeiner Meerespracht,
Und drüber wölbt ſich ehern des Olympos Glanz. —

Und dennoch um Verzeihung muß ich flehen faſt.
Verpönt iſt ja die Toga und das Pallium
Bei euch Modernen. Nackte Knie und Faltenwurf
Des Griechenkleids verletzen euer Schamgefühl,
Wie ſchnöde Marmorſtatuen, die im Freien ſtehn

Und jeder Unbill trotzend des Decembersturms,
Den keuschen Nordlandssöhnen meist ein Greuel sind. —

Noch andre hör' ich rufen, edeln Zorns ergrimmt:
„Nichts von den Griechen! Deutsche Helden gib uns heut'!
Des eignen Volks Geschichte will der Bürger schaun,
Was soll uns fremder Helden kranker Redeschwall?
Wir denken, fühlen anders, seit uns Lessing's Schwert
Vom Zopfe der Antike glorreich freigemacht
Und zur Natur die deutsche Kunst zurückgeführt.
Die sturmbewegte Gegenwart — das Parlament,
Des Geists Triumph ob altem Adelsvorurtheil —
Der schwindenden Titanen Macht, die qualmgeballt
Aus Glut und Flut geboren, doch im Menschenjoch
Dienstbar die Welt bewegen heut' mit Donnergang —
Geschichten deutscher Städte, einst voll Herrlichkeit,
Ruhmvolle Kaiserthaten, auch den Bauernkrieg
Und Luther's Zeit, die große, weltumwälzende —
Dann Gallias bluttriefend Freiheitstrauerspiel
Und Deutschlands Auferstehung aus Erniedrigung:
Dergleichen soll heut' singen der Dramatiker,
Und reich umrauscht ihn seines Volks Begeisterung." —

So hör' ich rings. Schlagworte tönen um mich her:
„Volksthümlich", „Vaterländisch" und „Naturgetreu
In Form und Inhalt!" Banges Zagen füllt mein Herz,
Als hätt' ich ein Verbrechen schimpflich ausgeführt.
Wer rettet mich? — Ein wenig habt Geduld mit mir.
Was heißt euch vaterländisch denn? Im Land der Mark
Ist's preußische Geschichte, doch am Donaustrand
Habsburgs Geschick, im Baierland Haus Wittelsbach,
Und anderes in Alm-Athen, an Elb' und Rhein.
Hie Waiblinger, hie Welfen heißt es immerdar;
Ich aber kehre zürnend mich von jedem Bild,
Das einzelne Parteien mit dem Heiligenschein
Der Kunst verklärt auf Kosten eines Bruderstamms.
Vielfach zerspalten also möchtet ihr die Kunst,
Sie künftig machen nach Geburt und Heimatschein,
Die ew'ge, weltbeherrschende, rein menschliche.
Viel anderes verschweig' ich hier, vom Taggeschmack,
Von offnen Wunden eures alten Kirchenstreits,
Die jegliche Berührung auf der Bühne scheun,
Vom Buhlen um den Beifall der Unwissenheit
Und andre Nothbehelfe schnöder Afterkunst. —
Fern sei es von mir, eures Volkes Ruhmeskranz
Scheelsüchtig zu entblättern. Gern gehorch' ich euch
Und schmücke meine Stirn damit ein andermal;
Doch unentreißbar wahr' ich auch den Lorberkranz,
Den Sophokles mir einstens um die Schläfen wand,
Und der nun manch Jahrtausend überdauert hat. —

Wo Heldenmuth mit Göttern rang und Schicksalsmacht,
Wo Herzen weinten, jubelten und duldeten,
Wo ihre Tiefen auferschloß die Menschenbrust,
Die höchste Wonnen, tiefste Erdenqual erfuhr —
Gleichviel ob bei Athenern, ob am Themsestrand,
Ob bei Cäsaren, Rittern oder schlichtem Volk —
Da ist mein Reich. So wuchs ich auf in Griechenland,
Und heute wär' ich unbekannt, vergessen schon
In dieser Bühne vielberühmtem Tempelhain?
O nein, mich dünkt, die Worte Iphigenia's,
Medea's, Phädra's, Klytämnestra's hört' ich hier;
Durch diese Hallen ehern schritt Antigone,
Und schluchzend weht noch Sappho's süßes Klagelied.
Wer ist von euch, der aufgebracht das Haus verließ,
Weil sie nicht deutschen Blutes, deutschen Namens sind? —
Ihr wißt es wol, der ganzen Menschheit Weltgeschick
Entfalt' ich hier. Als Priesterin der heiligen Kunst
Gehör' ich keinem Volk allein. Im Feuertrank
Der Leidenschaft, im Vollgefühl der Heldenthat,
Verbrüder' ich die Gestalten der Vergangenheit
Den kommenden Geschlechtern. Wie Penelope
In Gattentreu' die Schwester Genoveva's ist,
Wie Brunhild und Medea eumenidenhaft
Betrogner Frauenliebe gleicher Haß beseelt:
So ist der letzte Heros des Hellenenvolks,
Der einmal noch emporhob sein gebundnes Volk,
Obgleich es dennoch rettungslos zu Grunde ging,
Auch eurer Helden Bruder, die dem Vaterland
Ihr Gut und Blut einst dargebracht in schwerer Zeit,
Wie Konradin, wie Winkelried und Nettelbeck.

Es beruht zunächst auf einem Misverständniß der tragischen Muse, wenn sie meint, es handle sich um den Gegensatz patriotischer oder nicht patriotischer Stoffe. Wohl ruhen im Vaterlande auch für die dramatische Muse die Wurzeln ihrer Kraft; doch ist dies namentlich in Deutschland cum grano salis zu verstehen. Denn zunächst fehlt diesem fortwährend durch Bürgerkriege zerfetzten Vaterland die Einheit der patriotischen Empfindung, wie die tragische Muse Große's mit vollem Recht bemerkt; ein Stoff, der den Norden begeistert, läßt den Süden kalt, und umgekehrt. Dann aber gibt es in deutscher Geschichte Perioden von bedauerlichster Unfruchtbarkeit und Kämpfe, die uns weit ferner liegen als die Kämpfe der Griechen und Römer. Ob Konradin oder Philopömen, der letzte Hohenstaufe oder der letzte Grieche — das alles kann den Kohl der dramatischen Muse nicht fett machen.

Es handelt sich in Wahrheit um den Unterschied der Weltanschauung, und da bildet die neue Zeit, die seit der Reformation datirt, einen sehr scharfen Einschnitt, hinter den die Dichter nur ausnahmsweise zurückgreifen sollten. Hier erst beginnt das moderne Staatsleben, ein Kampf geistiger Gegensätze, der in die Gegenwart hineinreicht, hier erst beginnen die sympathischen Stoffe, welche von der Bühne herab das Volk ergreifen. Philopömen ist gewiß ein Held, auch unserer Helden Bruder, doch er spricht eine Sprache, welche unser Volk nicht versteht; er bewegt sich in einem Götterglauben, in einem Sagenkreise, der uns gänzlich fern liegt, und in welchem er doch alle seine Empfindungen und Gedanken ausdrückt; die Gesinnung als solche ist eine Abstraction. Sobald der Dichter sie lebendig machen will, muß er in die Stoffwelt hineingreifen, Politik, Glauben, Cultur einer bestimmten Zeit in sein Werk verweben. Das Reinmenschliche der Kunst ist ebenso wahr wie falsch — wahr, weil allerdings der Mensch das Maß aller Dinge ist und weil die Kunst nie über den Menschen hinauskann; falsch, weil das Menschliche in dieser Nacktheit nur auf dem Secirtisch der Abstraction erscheint, weil die Poesie es stets in concreter Bestimmtheit darzustellen hat und auch dargestellt hat, solange die Welt existirt. Solange aber eine Literatur diese concrete Bestimmtheit für gleichgültig hält, befindet sie sich noch im Stadium der Studien und hat ihre Entwickelungskrankheiten nicht überstanden. Eine wahrhaft nationale Poesie dichtet aus dem Geiste ihrer Zeit heraus und wählt nur entsprechende Stoffe: das beweisen

die erſten wie die letzten Griechen, das beweiſt Dante wie Calderon, Shakſpeare wie Schiller.

Julius Große verlangt wenigſtens von der Vergangenheit, die er uns dramatiſch vorführt, daß ſie ein Spiegelbild der Gegenwart ſei; er will uns ein begnadet Heldenvolk vorführen, das hinſiecht in hadernden Empörungen, in Eiferſucht der Mächtigen, in fiebernder Parteiwuth, in Mishandlung der Schwachen und im falſchen Spiel verrätheriſcher Bündniſſe mit Fremdlingen; er wählt einen griechiſchen Stoff, aber er adreſſirt ihn an Deutſchland. Wir können indeß zwiſchen den deutſchen Zuſtänden und denen jener griechiſchen Föderativrepubliken nur ſehr oberflächliche Analogien finden, obgleich die jüngſte politiſche Lage ſich noch analoger geſtaltet hat, als ſie es zur Zeit der Abfaſſung des Trauerſpiels war. Wir haben jetzt ſogar einen Bundesfeldherrn, einen deutſchen Philopömen, den Prinzen Alexander von Heſſen.

Die damalige Situation Griechenlands war an und für ſich eine ſehr unglückliche, aber ſie iſt auch keine glückliche für den Dramatiker, der zu viel zu exponiren hat. Da iſt Macedonien, da iſt Rom, da iſt der Achäiſche Bund, da ſind andere griechiſche Staaten, wie Sparta. Philopömen hat ſich nach ſehr vielen Seiten hin zu wenden — das zerſplittert das Intereſſe. Fragen wir nun, in welcher That hat uns der Dichter das Bild des Helden mit charakteriſtiſcher Prägnanz ausgeprägt, in welcher That, in der ſich zugleich ſeine den Untergang herbeiführende Schuld mit ausdrückt, ſo muß die Antwort die Achillesferſe des Stücks berühren. Denn die einzige That, die uns vorgeführt wird, iſt die Beſiegung Spartas, die Rache an dem Tyrannen Nabis, der die Geſandten des Bundes den Thieren vorwerfen ließ. Im übrigen müſſen wir uns an ſchwunghaft ausgeſprochenen Geſinnungen begnügen. Philopömen will ein Bündniß mit dem ſtammverwandten Macedonien gegen die Römer; er will es noch, ſelbſt als der König ihm ein Zeichen beſonders freundſchaftlicher Geſinnung gab, indem er ihn ermorden laſſen wollte. Da kommt die Nachricht von der verlorenen Schlacht von Kynoskephalä und macht der opfermuthigen Hingabe des Helden an die macedoniſche Hegemonie ein Ende mit Schrecken. Die Zuſammenkunft Philopömen's mit den Römern kann ebenſo wenig für eine That des Helden gelten; ſie iſt theatraliſch wirkſam arrangirt, voll glühenden Ausdrucks der Geſinnung, aber reſultatlos, und der Untergang des Helden wird wieder durch das Zuſammenwirken geklünſtelter Motive herbeigeführt. Der Cyniker Timolaos glaubt ihn im Einverſtändniß mit den Römern, lockt ihn vor Meſſene in einen Hinterhalt, nimmt ihn gefangen — alles aus freundſchaftlichen Rückſichten: er will ihn ſich ziehen, wie ihn Griechenland braucht. Doch ein anderer Freund aus Achaia, Dinokrates, in Leidenſchaft entbrannt für die verwittwete Sparterkönigin Apega, die ſelbſt wieder für Philopömen glüht, aber verſchmäht ſich an ihm rächen will, macht Ernſt mit der Komödie, erbittert überdies durch perſönliche Zurückſetzung, und läßt den Bundesfeldherrn den Schierlingsbecher trinken. Wohl hat dieſer, ſo zu Grunde gerichtet durch ſeine Freunde, ein Recht auszurufen:

> Bin ich denn blind geworden oder lahm und taub?
> Sind alle Menſchen wirklich ſchierlingstrunken heut'?

Doch wo liegt in dieſem Untergang etwas Tragiſches, etwas Erhebendes? Was ſollen dieſe kleinen und verzwickten Motive? Aus der Anarchie der Verhältniſſe muß uns der Dramatiker herausretten; er muß das Zerſtreute zu machtvoller Wirkung vereinigen, auf wenige aber durchgreifende Motive zurückführen. Doch hier wird die Anarchie, die nach links und rechts und nach allen Seiten zerrt, wie ſie die Geſchichte gegeben, noch durch die Erfindung des Dichters überboten. Ueberhaupt denken wir uns unter Philopömen einen ſchlichten Kriegsmann von größter Enthaltſamkeit; doch auch dieſe anekdotiſche Beleuchtung durch kleine Züge fehlt in dem Drama. Der Held iſt außerordentlich breit und pomphaft in der Auseinanderſetzung ſeiner Intentionen, doch ohne ſcharf hervortretende charakteriſtiſche Phyſiognomie. Dagegen zeigt ſich in den übrigen Geſtalten mehr Kraft und Energie der Zeichnung. Namentlich gilt dies von dem kernhaften, wenn auch etwas verſchrobenen Philoſophen Timolaos und dem Tyrannen Nabis, einem ſpartaniſchen Caligula, der vielleicht noch pikanter geworden wäre, wenn der Dichter dies Charakterbild als eine deſpotiſche Parodie des Lykurg hingeſtellt hätte. Die Ferienreiſe der delphiſchen Pythia nach dem Peloponnes wurde gewiß ohne Urlaub von ſeiten des Gottes angetreten und bleibt überdies dramatiſch reſultatlos. Das ſomnambule Ahnen des Mordverſuchs, das Warnen, die ſentimentalen Erinnerungen der Jugendliebe, das erſehnte Idyll à la Philemon und Baucis — das bleibt der Haupthandlung doch ſehr fremdartig und wirkt auch nicht auf das Gefühl der Hörer.

Ueberall zeigt ſich wol das Talent des Dichters, aber überall ſcheitert es an dem Stoffe. Und ſelbſt wo dies Talent am glänzendſten hervortritt, in der ſprachlichen Behandlung, da können wir uns deſſelben nicht erfreuen, denn die Treue des Coſtüms wird durch eine erſtickende Fülle mythologiſcher Bilder gewahrt, welche den Eindruck der akademiſchen Studie vervollſtändigen. Nicht blos die Apoſtrophen, Beſchwörungen u. ſ. w. ſind aus der Mythologie entnommen, ſondern faſt alle ausgeführten Vergleichungen, die noch dazu nicht ſchlaghafte Metaphern, ſondern epiſcher Art ſind, weiſen auf Homer oder Ovid zurück. Hier wird Hellas mit Niobe verglichen:

> O Hellas — Traumbild — aller Völker edelſtes,
> Das je im Licht des Helios geathmet hat,
> Du ſelber biſt in deines Leides Majeſtät
> Der Sage hehre Niobe, einſt kinderreich
> An Heldenſöhnen, Tochterſtädten, Colonien,
> So glücklich, daß entflammen mußte Götterneid;
> Drum zielt auf deine Söhne heut' Apollon noch
> Und trifft ſie noch mit unſichtbarem Todespfeil.
> Du weinſt und jammerſt — wälze dich im Staube nur,
> Du ſchützt uns nicht. Wir ſterben, ſterben all' dahin,
> Dein Zucken auch und deine Thränen werden ſtill,
> Weit in die Zukunft ſteinern ſtarrt dein Angeſicht.

Dann wieder mit Andromeda:

Am Felſen nackt geſchmiedet war Andromeda,
Des Meeres grauſer Drachenbrut zum Opferfraß,
Doch war ſie nicht ſo hülflos, als heut' Griechenland;
Denn Perſeus kam auf Flügelſchuhn, in ſeiner Fauſt
Das ſtarrende Gorgonenhaupt, ſein Sichelſchwert
Abhieb das Haupt, das ſchnaubende, dem Ungethüm.

Dieſe ausgeführten epiſchen Vergleichungen gehören, ganz abgeſehen von der Monotonie ihrer mythologiſchen Bildlichkeit, nicht in den dramatiſchen Stil, den ſie ſchleppend machen. Auch ſind ſie nicht immer glücklich. So ſagt Dinokrates am Anfang des fünften Actes zu der heißgeliebten Königin Apega:

Wann ſoll nun enden, Königin, dein Gram?
Maßlos zu ſein, auch nicht im Leide ziemt's.
Voll düſtern Kummers ſiehſt du zu den Tagen,
Gleichwie die greiſe Gäa eiserſtarrt,
Gedanken brütend, die den Himmel ſtürmen
Titanen gleich. Du wandelſt auf und ab,
Wie am Kocytusſtrand ein Schatten ſchweift,
Deß Leiche droben unbegraben liegt.
Ein Becher Lethe machte dich geneſen,
Nur das Vergeſſen heilt.

Abgeſehen von der geſchmackloſen Häufung mythologiſcher Bilder, die in demſelben Auftritt noch durch Kalypſo, Circe u. a. vermehrt wird, iſt der Vergleich der ſchönen Königin mit der „greiſen Gäa" gewiß weder ſchmeichelhaft noch angemeſſen; denn auch eine alte Göttin bleibt immer ein altes Weib.

Im übrigen hat die Sprache Adel, ſie iſt volltönend im getragenſten Stil, oft von plaſtiſch herausgemeißelter Schönheit. Die Sechsfüßler unterſtützen dieſe würdevolle Haltung, obgleich ſie auch wieder zu getragenem Pomp und der undramatiſchen Ausmalung der Bilder verführen. Der Wechſel der Sechsfüßler mit Fünffüßlern iſt indeß unmotivirt; am wenigſten darf er in einem und demſelben Auftritt ſtattfinden. So ſpricht im erſten Act König Philipp in Sechsfüßlern, während der achäiſche und römiſche Geſandte ſich der fünffüßigen Jamben bedienen. Man könnte glauben, daß hierdurch die Majeſtät vor den andern Staubgeborenen hervorgehoben werden ſollte, wenn nicht ſpäter der Wechſel noch bunter würde. Philopömen ſelbſt ſpricht freilich immer in Trimetern, man wünſchte, ihn oft etwas minder pomphaft reden zu hören.

Hoffentlich iſt dieſer Philopömen in der That „der letzte Grieche", wenigſtens in den Dramen Julius Große's und in unſerer neuen dramatiſchen Literatur.

2. Hans Sachs. Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen von F. Hermann Frey. Augsburg, Schloſſer. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir haben eine warm anerkennende Beſprechung dieſes Dramas in den „Münchener Blättern für Literatur und Kunſt" geleſen, nahmen daher das Buch nicht ohne Spannung in die Hand, müſſen aber bekennen, daß wir uns ſehr enttäuſcht fühlten. Das Stück iſt von einer Kindlichkeit der Compoſition, die wirklich einen ganz elementariſchen Eindruck macht. Den Scenen und Acten fehlt jede Zuſpitzung; die dramatiſchen Momente werden in keiner Weiſe hervorgehoben; es iſt ein gleichmäßiges Fortſickern der Handlung, welches einſchläfernd wirkt.

Wer da behaupten wollte, unſere neue dramatiſche Literatur ſei über Einen Leiſten geſchlagen, den würde ein Vergleich dieſes „Hans Sachs" und des „Letzten Griechen" eines Beſſern belehren. Es läßt ſich kaum ein größerer Gegenſatz denken als jene pomphaften Trimeter und dieſe Verſe mit Reimen und meiſtens vier Hebungen und Senkungen, die mit Drei- oder Fünffüßlern wechſeln. Eine Literatur, die ſo verſchiedene Töne im Drama anſchlägt, leidet gewiß nicht an Uniformität des Stils, ſondern eher an einer Anarchie deſſelben. Wir wollen die beiden Stilmuſter nebeneinander hinſtellen; der Contraſt wirkt faſt erheiternd. Die Königin Apega erklärt dem Philopömen mit folgenden Worten ihre Liebe:

Hier oder niemals ſind' ich meinen Erdenpfad.
Als Magd, als Sklavin laß mich bei dir weilen nur,
Nur athmen, weinen, beten laſſe mich bei dir,
Nichts will ich ſonſt. Unſagbar ja verehr' ich dich,
Sei auch dies Wort Verbrechen, mag auch Rabis mich
Verfolgen noch als blutbeflecktes Schattenbild.
Solang' er lebte, beugt' ich mich dem Pflichtenjoch
Gehorſam ſtets, doch einſam ſteh' ich nun, verwaiſt,
Ich habe keinen Vater, keinen Bruder mehr
Und keine Herzensheimat auf der weiten Welt.
Sei du mir alles, alles nun. Wie Hellas dir
Zu Füßen liegt, ſo ſieh mich als Schutzflehende.
In deinem großen Herzen nur ein Winkelchen —
Nichts will ich ſonſt. Mein Leben biſt du und mein Tod.

Dagegen „gretel" Röschen von ihrer Liebe zu Hans Sachs in folgender Weiſe:

Ich will die Stöcke fleißig gießen,
Damit ſie recht in die Höhe ſchießen,
Er hat gewiß auch Freude dran,
So hat's mir nie wer angethan.
Der Vater iſt jetzt ausgegangen;
Ich könnt' ihn wol bei mir empfangen,
Ihm alle meine Sachen zeigen,
Ihm ſagen, wie ich ganz ſein eigen.
Und doch iſt mir dabei zu Muth,
Wie jemand, der ein Unrecht thut.
Ich weiß auch nicht wo aus und ein,
Bald ſcheint es Luſt, bald ſcheint es Pein.
Da kommt er! Iſt es doch erlaubt?
Die Angſt mir faſt den Athem raubt.

Der Inhalt der Handlung, welche uns Frey vorführt, iſt uns aus dem „Hans Sachs" Deinhardſtein's vollkommen bekannt: die Liebe des ſchuhmachenden Dichters zur Tochter des ſtolzen Goldſchmieds, der närriſche Junker, dort Rathsherr, dem der Vater die Hand des Mädchens geben will, die Löſung des Knotens durch Kaiſer Maximilian, ganz im Stil der chineſiſchen Komödie, in welcher die Hand des Sohnes des Himmels am Schluß aus den Wolken herabgreift, um die Hände der Liebenden ineinanderzulegen. Nur iſt das bei Deinhardſtein alles dramatiſcher und auch theatraliſch wirkſamer, während hier, gerade wo man ein Auseinanderplatzen der dramatiſchen Gegenſätze mit Recht erwartet, die Zeichnung blaß und ſkizzirt erſcheint. Auch Martha Schwerdtlein, die aus Goethe's „Fauſt" mit herübergenommen, iſt und Ricke, das ſchwarzgetuſchte Gegenbild zu Röschen, ſind nicht

bedeutend genug, um den Eindruck zu verwischen, daß man es hier mit einer Copie des Deinhardstein'schen Stücks zu thun hat.

So wenig die Composition des Gedichts den Anforderungen eines Dramas genügt, so zeigt dasselbe doch an einigen Stellen einen wahrhaft poetischen Hauch; auch ist der mittelalterliche, treuherzig naive Ton im ganzen glücklich getroffen. Eine Rede wie die folgende des Hans Sachs fällt freilich aus der Zeitfarbe und aus dem Gesichtskreise des nürnberger Schusters heraus, so wenig man ihr an und für sich dichterische Wärme absprechen kann:

Man glaubt so leicht, es ging' zurück,
Weil hinten steckt das rege Steuer,
Es sei die Welt ein zitterndes Gemäuer,
Davon sich löse Stück für Stück,
Und früh zu leben sei ein Glück.
Mir hat das Gegentheil geschienen.
Ich neide alle, die nach mir geboren;
Sie hat das Schicksal auserkoren,
Dem Neuveredelten zu dienen.
Wir fahren einer neuen Zeit entgegen,
Es ziehn uns an der Zukunft Bergmagnete;
Wohl jenem, dem ihr Hauch entgegenwehte
Und der verspürt ihr fernes Regen!
Die Länder, von dem Kriegsgestirn versengt,
Ergrünen in dem sanften Hauch des Friedens,
Der Norden, rauh zur Arbeit angestrengt,
Erweicht im Zauber schimmerreichen Südens.
Schon blühen Schulen allerorten,
Darin gedeiht des Liedes Pflege,
Und wahrhaft ausgesprochnen Worten
Begegnet man auf jedem Wege.
Wenn abends spät die Meister rasten
Und Ruhe bieten den Gesellen,
Der Schule Bänke sich belasten
Und aus den Kehlen Lieder quellen.
Die Wimpel schimmern an den Masten,
Bald wird sich auch das Segel schwellen.
Ein neuer Tag ist angebrochen
Und dämmert in den deutschen Landen;
Vergebens wird kein Wort gesprochen,
Und blinde Macht nur droht mit Banden.
Denn es ist wahr, die Welt wird immer weiter,
Es regt gewaltig sich des Geistes Schwinge,
Die Menschheit stürmt empor, ein ew'ger Streiter,
Vergebens rüttelt man an ihrer Leiter,
Und hofft, daß sie zuletzt den Sturz bedinge; —
Denn an der Bahr' erblüht das Leben heiter!
Und soll der einzelne zum Ganzen taugen,
Sei er durchflammt vom Lichte seiner Zeit,
Schür' er die Feuer, daß sie sprühend rauchen
In stiller Nacht voran dem Streit.

Der Monolog des Helden in der vierten Scene des vierten Actes ist, wenn man ihn als selbständigen lyrischen Erguß betrachtet, die dichterisch gelungenste Partie des Werks, obgleich uns hier, wie auch an andern und gerade an den bessern Stellen die Goethe'schen Faust-Verse mit ihren Reimen fortwährend in die Ohren klingen. Auch ist die Ausdrucksweise nicht immer correct:

Mir ist als wär' ein Sturm vorbeigegangen
Und habe viele Bäume umgeweht;
Jetzt sei erfüllt sein rasendes Verlangen.

Das „Vorbeigehen" und „Umwehen" sind zu sanfte Ausdrücke und passen nicht für den Sturm, noch weniger für sein „rasendes Verlangen". Hans Sachs läßt sich vom süßen Sang der Nachtigall in ferne Traumeslande tragen und sagt dann:

Der Stimme Widerhall
Stellt mir den eignen Geist entgegen.

Das ist unklar und undeutsch. Hin und wieder streift der holzschnittartige Humor in Hans Sachs'scher Art ans Triviale; doch im ganzen spricht der traute und treuherzige Ton, welcher mit dem os magna sonaturum des „Letzten Griechen" so scharf contrastirt, ebenso wie dieses für ein anerkennenswerthes sprachliches Talent.

3. Gregor der Siebente. Dramatisches Gedicht von J. Weißbrodt. Zwei Theile in je fünf Aufzügen. Münster, Theissing. 1865. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Kaiser und Papst. Historisches Drama in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Richard Weiland. Dresden, Wolf. 1866. 8. 15 Ngr.

Der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, welcher in den Hohenstaufentragödien die Seele des dramatischen Conflicts bildet, prägt sich noch schärfer aus in dem Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Hier gibt gleichsam die Geschichte selbst die dramatische Gliederung in die Hand. Der Höhenpunkt der Krisis liegt in der Demüthigung des Kaisers zu Canossa, die Katastrophe in der Eroberung Roms, in der Flucht des Papstes aus der Engelsburg, einer Niederlage, die durch seinen Tod in Salerno gleichsam besiegelt wird.

Dieser durch so machtvoll hervorspringende Wendepunkte markirte Conflict hat gerade in jüngster Zeit die Dramatiker mehr als früher angelockt — die Hohenstaufen-Tragödien sind durch die Heinrich-Tragödien in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwol ist der ganze Kampf zwischen Kaiser und Papst ohne eingreifende Bedeutung für die Gegenwart; es war ein Machtstreit, der im wesentlichen durch die Reformation entschieden ist. Dieser Machtstreit spielt zwar noch, abgeschwächt zu kleinen Competenzconflicten, in die Gegenwart hinein, doch hat er alle große historische Bedeutung verloren. Jene Vergangenheit gibt daher kein Spiegelbild unserer Zeit, und vermag es nicht, frische, lebendige Sympathien wach zu rufen. Es ist dies auch der Grund, daß alle Hohenstaufentragödien spurlos vorübergegangen sind, daß das Streben, Shakspeare's historische Cyklen, dies dramatisirte Nationalepos, das in dem damaligen England ganz andere und feste Wurzeln geschlagen hatte, nachzuahmen, immer von neuem scheiterte. Raupach's bühnengewandtem Talent gelang es, in einer Saison oft mehrere Hohenstaufen auf die berliner Bühne zu bringen. Wohin sind ihre Heldenschatten verweht? Grabbe's geniale Begabung und dramatischer Kraftstil hat ebenso wenig hindern können, daß die Flut der Vergessenheit über seinen „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." dahinrauschte. Ebenso erging es Immermann und den zahlreichen Nachfolgern. Und das alles geschah in einer Zeit, in welcher die burschenschaftlichen Kaiserträume doch an die im Kyffhäuser schlummernde Vergangenheit anknüpften. Das neue

proteſtantiſche Kaiſerthum, das vielleicht die Zukunft im Schoſe trägt, hat aber alle Fühlung mit den Kronenträgern der alten Kaiſergrüfte verloren.

Gregor in ſeinem Kampf mit Heinrich IV. iſt bereits von Ferdinand von Sahr in einer Tragödie behandelt worden, der wir ein unleugbares Talent für dramatiſche Geſtaltung nachrühmen mußten. Wiederum liegen uns zwei dieſen Stoff behandelnde Trauerſpiele vor, von denen das erſtere ſogar zu zweimal fünf Acten ausgeſponnen iſt.

Weißbrodt befindet ſich ſeinem Thema gegenüber in einer gänzlich andern Lage als Weiland, der ſeinen Gregor zwar als geſchichtlichen Charakter ſo großartig wie möglich hinzuſtellen ſucht, doch nur um ſeine dramatiſche Bedeutung zu ſichern. Doch Weißbrodt iſt ein katholiſirender Tendenzdichter; ihm iſt ſein Gregor wirklich eine Idealgeſtalt, während er Heinrich IV. zu einem ſchwankenden, perfiden Monarchen macht. Dies Pathos beſtimmt denn auch die Vorzüge des Dramas. Wo Gregor ſelbſt auftritt, fühlt man die innere Erwärmung des Dichters. Weniger in jenem Monolog des erſten Actes:

Ach vieles liegt zerſtört im Haus des Herrn,
Es aufzurichten, das iſt mein Beruf u. ſ. w. —

der das Programm des Papſtes in etwas nüchterner Weiſe verkündet, mehr ſchon in dem des vierten Actes:

Mir ſchaudert, jene höchſte Macht zu üben,
Die auf der Erde wie im Himmel bindet.
An einem König wirkt ſie furchtbar ernſt;
Erſchüttert wird der Staaten Fundament,
Dem Königthum geraubt der Völker Ehrfurcht,
Der Aufruhr mit des Rechtes Schild verſehn,
Der Unterthan verwirrt in ſeinem Denken,
Ein blut'ger Krieg entzündet: — doch ich muß!
Hier ſteht der Menſchheit höchſter Richterſtuhl,
Auf ihn berufen Fürſten ſich und Völker,
Erwarten ſeinen Spruch als Gottes Spruch.
Wird hier das Unrecht, wird das Laſter hier,
Weil's eine Krone trägt, nicht mehr verdammt,
Dann haben Recht und Tugend keinen Wächter,
Die Unſchuld keinen Schützer mehr auf Erden.

Am gelungenſten aber iſt der Monolog im Schlußact des zweiten Theils, weil hier ein menſchlich anmuthender Zug die principiell ſtarre Dogmatik unterbricht, die ſich in der Geſtalt Gregor's verkörpert:

Glückſelig Los, das meinen Brüdern ward
In enger Zelle! Wie ein ſtiller Bach,
Den Himmel ſpiegelnd, rinnt ihr Leben hin.
Du Kämmerlein mit deinem ſtillen Sinnen,
Du Flur mit deinen Mühn und deinem Segen,
Du Chor, von Engelſtimmen widerhallend,
O Paradieſesfrieden auf der Erde! —
Doch nein! Aufs Schlachtfeld rieſt du mich, o Herr,
Hier will ich ſtehn, für deiner Kirche Freiheit
Den Kampf zu führen. O Apoſtelfürſt,
Du haſt die Siegeskraft, die fort und fort
Aus dem Gebet des Meiſters niederſtrömt,
In dieſer Stadt bewährt. Ihr Hohenprieſter,
Die hier im Schmuck des Blutes ihm gefolgt,
Ihr heil'gen Ahnen alle, die hier ſtritten,
Ihr ſchaut in Siegesruh vom Himmel nieder,
Ihr ſeid mir nahe! Eure Segenshände
Sind ausgebreitet über meinem Haupte! —
Mag nun der Leib ſich matt zu Grabe beugen,
Mag auch das Schmerzgefühl ob ſchnödem Undank
Mein Herz zerreißen, mag Verſchwörung heimlich
Den gift'gen Dolch, mag offen der Tyrann
Das Schwert ſchon zücken: unbeſiegbar bleibt
Des Salböls Himmelskraft in meiner Seele.

Wie die mitgetheilten Stellen beweiſen, iſt der Stil des Dramas ein würdiger, dem es auch nicht an Aufſchwung fehlt; doch iſt die Compoſition zu weit ausgedehnt, die Ausführung zu langathmig monologiſirend, die Tendenz zu einſeitig, um die Berechtigung der dramatiſchen Gegenſätze zur Geltung zu bringen, die weiten geſchichtlichen Perſpectiven wirken chronikartig zerſplitternd, wie wenn Gregor ſagt:

Wol tröſtet mich des neuen Dänenkönigs
Ergebner Sinn und heiligmäß'ger Wandel.
Mit Freuden ſeh' ich auch Dalmatiens Fürſten
Von meiner Hand die Krone würdig tragen,
Seh' wie Caſtiliens Herrſcher ſeine Treue
Von neuem feſt verbürgt, wie Polens Volk
Auf mein Geheiß den laſterhaften Dränger,
Der am Altar des Biſchofs Blut vergoß,
Vom Throne ſtieß und fern vom Reiche hält.
Doch Deutſchlands Anblick weckt mir bittre Sorgen.

Dergleichen allgemeine Recapitulationen ſpringen ganz aus dem Rahmen des Dramas heraus und machen einen ebenſo zerſtreuenden wie langweilenden Eindruck. Die Scenen in Canoſſa, welche den Schluß des erſten Theils bilden, ſind ebenſo wenig zu dramatiſcher Wirkung geſteigert. Wir müſſen mit dem büßenden Kaiſer hören, wie Gregor hinter den Couliſſen laut für das Seelenheil deſſelben betet. Das rührt den halb erfrorenen Monarchen ſo, daß er am Schluß zum Papſte ſagt:

Ich kann auf Erden nicht
Der Erſte ſein, doch würdig kann und will
An eurer Seite ich der Zweite werden.

In dem Weiland'ſchen Drama (Nr. 4) bilden die Scenen in Canoſſa den Anfang des vierten Aufzugs, während der dritte mit einer dramatiſch gleichgültigen Abſchiedsſcene zwiſchen Heinrich und ſeiner Gattin Bertha ſchließt. Dies ſcheint uns ein Mangel der Compoſition; ein ſo ſchwer ins Gewicht fallendes Moment, ein ſolcher Höhepunkt der Handlung, wie Heinrich's Buße in Canoſſa, mußte auch an einer ſcharf hervorſpringenden Stelle der dramatiſchen Architektur zur Geltung kommen und gehörte ohne Frage an den Schluß des dritten Actes. Ueberhaupt iſt die Burghofſcene ſo dramatiſch anſchaulich, daß der Dichter ſich dieſelbe nicht hätte entgehen laſſen ſollen. Bei Weiland erſcheint Heinrich vor Gregor in der Büßerkutte, nachdem er Zulaß in die Burg erhalten — dies ſchwächt die dramatiſche Wirkung ab. Dagegen iſt die Scene zwiſchen Gregor und Heinrich, die wol an dieſer Stelle bleiben könnte, wenn der vorige Actſchluß uns den büßenden Kaiſer im Burghof zeigte, energiſch durchgeführt, wie überhaupt der dramatiſche Stil markig und gediegen iſt und die Hebel der Charakteriſtik an dem rechten Punkte eingeſetzt ſind. Die folgende Stelle aus dieſer Scene mag unſer Lob rechtfertigen:

Gregor.

Gleich ſtürmt die Jugend, wenn ſie ſchaudernd ſieht,
Daß Zorn und raſches Blut verderblich wirkten.
Drum, wenn man baut, muß man mit klarem Blick
An jedem Steine Ueberlegung üben.
— Du ſagſt: ich that das Aeußerſte an dir!
That ich etwas, wozu du mich nicht triebſt?
Du untergrubſt der Kirche Recht und Anſehn,
Beflecktеſt dich durch Raub an ihrem Gut
Und ſetzteſt ſie herab vor aller Welt.
Du drohſt mit Folgen, die mich ſchrecken ſollen!
Ich fürchte keine — ſeh' ich doch
Das wunderbare Walten Gottes heut':
Du ſtehſt vor mir, ein Hülfeſuchender,
Wenn auch dein Blick zu widerſprechen ſcheint.
Gott ſtrafte dich durch der Vaſallen Abfall,
Und vor dem Bannbeladnen graut dem Volk.
O würd'ge dieſe Stunde — Segen ihr,
Wenn ſie Erkenntniß deiner Schuld dir bringt!
Du wirfſt mir Herrſchſucht, Ueberhebung vor —:
Ich bin ein alter, vielgeprüfter Mann,
In kurzer Zeit ſchließ' ich die Rechnung ab
Und ſtelle dann mein Werk in Gottes Hand.
Irdiſcher Zweck war meinem Handeln fremd,
Nur Menſchenwohl des reinen Strebens Ziel.
Daß Haß und Neid das Göttliche bekämpfen —
Ich muß es tragen, wie's ein Größrer trug.
Doch daß ich mich der ſtolzen Hoffnung hingab,
Du würdeſt mich, an Kraft und Gaben allen
Vorleuchtend, mit gerechterm Auge ſehn, —
Iſt wol verzeihlich, da es dich nur ehrt.
Wärſt du mir Stütze, wie du Gegner biſt,
Dann ging' der Welt ein ſchöner Morgen auf.
— O daß der Schmerz vor dir mich übermannt!
Nur Gott ſah meine Seele in den Augen.
Du biſt der erſte Menſch, vor dem ich weine —
So ſei der erſte auch, der mich verſteht!

(Wendet ſich bewegt weg.)

K. Heinrich (für ſich).

Ich bin erſchüttert. Wenn das Alter weint,
Mein' ich, es müſſen wahre Thränen ſein.

Gregor.

Nun hör' ein Wort noch; ſchwerer als mein Leid
Wird es dich treffen, ſiehe wie du's trägſt.
Du brachſt der Mutter Herz — die Arme ſtarb.

K. Heinrich (wie vom Blitz getroffen; weich).

Die Mutter ſtarb im Wahn an meine Schuld. —
Zu allem Jammer, der die Bruſt beſtürmt,
Muß Gott das Herz noch brechen, mich zu beugen.
Zum Widerſtand reicht Menſchenkraft nicht aus.

(Verhüllt das Geſicht, heftig weinend.)

Gregor.

O folg' dem Trieb des Herzens, der dich ehrt,
Und laß den Reuethränen freien Lauf!
Du haſt ein Herz, du liebteſt deine Mutter.
Aufblicken darfſt du jetzt mit Stolz zum Himmel,
Wo ſchönre Siegeskränze für dich hängen,
Als jemals Schwert und Krone dir erkämpften.
Ich ſegne dich — und löſe deinen Bann.

Weiland hat den Stoff in fünf Acte zuſammengedrängt, während Weißbrodt für ſeine dramatiſche Theodicee des Papſtthums den doppelten Umfang brauchte. Gleichwol vermiſſen wir auch bei Weiland in den erſten Acten den ſtrengern Zuſammenhalt. Die Kämpfe mit den Sachſen ſind zu weit ausgeführt im Verhältniß zu dem eigentlichen Conflict der Tragödie, und die etwas blaſſe Geſtalt der Bertha, welche dem leichtſinnigen Kaiſer das Glück der Ehe allzu doctrinär predigt, iſt nicht fähig, die Karyatide zweier Actſchlüſſe zu ſein, was der Dichter ihr auferlegt hat.

Wenn man dieſe Trauerſpiele klaſſificiren wollte, ſo könnte man ſie nur zu den Hiſtorien rechnen. Sie folgen dem Gang der Geſchichte; es fehlt ihnen die freie Erfindung, welche die Linien des dramatiſchen Netzes von künſtleriſchen Punkten aus zieht und von der Geſchichte nur mit hereinnimmt, was ſich unter dieſe Linien vertheilen läßt.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Geſchichte und Kritik des Materialismus.

(Beſchluß aus Nr. 28.)

Friedrich Albert Lange's Buch: „Geſchichte des Materialismus und Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart" (Nr. 2), wiegt nicht nur das vorgenannte der drei Profeſſoren, ſondern auch noch viele andere auf. Es iſt eine der bedeutendſten und beachtenswertheſten Leiſtungen auf dem Gebiete der den Materialismus betreffenden Literatur, ausgezeichnet durch Gründlichkeit, kritiſche Beſonnenheit, Vielſeitigkeit und ſchöne, lichtvolle Darſtellung.

Lange's Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erſte gibt die Geſchichte des Materialismus bis auf Kant, die zweite die Geſchichte des Materialismus ſeit Kant und die Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart. In der erſten Abtheilung, im erſten Abſchnitt, iſt das ſiebente Kapitel von beſonderm Intereſſe, welches die Reſultate der antiken Naturwiſſenſchaft und den Antheil des Materialismus an der Erzielung derſelben beſpricht. Der Verfaſſer nimmt hier ſchon Gelegenheit, ein Verhältniß aufzuklären, das in der Gegenwart vielfach misverſtanden wird und das er daher in der zweiten Abtheilung ausführlicher unterſucht, das Verhältniß nämlich des Materialismus zur eigentlichen Naturwiſſenſchaft. Unſere heutigen Materialiſten, bemerkt der Verfaſſer mit Recht, vergeſſen nur zu häufig, daß ſie mit ihrer Geſammtanſchauung der Welt eigentlich auf dem Boden der Philoſophie ſtehen und daß ſie dogmatiſche Philoſophen ſind. Sie vergeſſen, daß auch andere philoſophiſche Syſteme zur Naturwiſſenſchaft in die fruchtbarſte Wechſelwirkung treten. Es wäre kein übles Zeugniß für die Berechtigung oder gar Alleinberechtigung des Materialismus, wenn alle großen Entdeckungen und alle tiefen Blicke in das Weſen der Dinge in der Schule der Materialiſten erwachſen wären. So verhalte es ſich aber keineswegs. Der Verfaſſer weiſt nach, daß nicht nur von den großen Erfindern und Entdeckern im Alterthum, mit alleiniger Ausnahme des Demokritos, kaum ein einziger beſtimmt der materialiſtiſchen Schule angehört, ſondern auch, daß wir gerade unter den ehrwürdigſten Namen eine große Reihe von Männern finden, die einer möglichſt entgegengeſetzten, idealiſtiſchen oder gar enthuſiaſtiſchen Richtung angehören. Aus der die Mathematik ſo hoch achtenden Platoniſchen und Pythagoräiſchen

Schule gingen große Naturforscher hervor, während der materialistische Epikuräismus wenig für die Naturwissenschaft leistete.

Man sieht aber auch leicht, daß diese geringe Betheiligung des Materialismus an den Errungenschaften der positiven Forschung nicht zufällig, daß sie namentlich nicht etwa lediglich dem quietistischen und beschaulichen Charakter des Epikuräismus zuzuschreiben ist, sondern daß in der That gerade das ideelle Moment bei den Eroberern der Wissenschaft mit ihren Entdeckungen und Erfindungen im engsten Zusammenhang steht. Hier dürfen wir uns eine Vertiefung in die große Wahrheit nicht entgehen lassen, daß das objectiv Richtige und Verstandesmäßige nicht immer das ist, was den Menschen am meisten fördert, ja nicht einmal das, was ihn zu der größten Fülle objectiv richtiger Erkenntnisse führt. Wie der gleitende Körper auf der Brachystochrone schneller zum Ziele kommt, als auf der geneigten Ebene, so bringt die Gesammtorganisation des Menschen es mit sich, daß in manchen Fällen der Umweg durch den Schwung der Phantasie schneller zur Erfassung der nackten Wahrheit führt als die nüchterne Bemühung, die nächsten und buntesten Hüllen zu zerreißen.

Dennoch verkennt der Verfasser nicht, daß der Materialismus des Alterthums in anderer Beziehung wissenschaftlich fördernd wirkte, in Beziehung nämlich zur wissenschaftlichen Methode. Der idealistischen Richtung mit ihrer Ahnung von Endursachen in der Natur sei zwar große Bedeutung für die Bewegung zur Wahrheit hin zuzuschreiben, aber mit ihr sei auch noch jene phantastische Willkür des mythologischen Standpunkts verbunden, die den Fortschritt der Erkenntniß hemmt. Erst wenn der Mensch beginnt, die einzelnen Vorgänge nüchtern, klar und bestimmt zu betrachten, sei der Fortschritt gesichert. Das Erdenken und Erdichten gewisser Endursachen habe zwar einen hohen subjectiven, auf das Ineinandergreifen der Geisteskräfte begründeten Werth, aber erst der Anfang der klaren, methodischen Betrachtung der Dinge sei gewissermaßen der wahre Anfang des Verkehrs mit den Dingen selbst. Hier verweist der Verfasser auf jenen Ausgangspunkt griechischer Wissenschaftlichkeit, der in Demokrit und der aufklärenden Wirkung seines Systems zu suchen ist. Diese aufklärende Wirkung kam der ganzen Nation zugute; sie wurde vollzogen an der einfachsten und nüchternsten Betrachtung der Dinge, welche sich unserm Denken zunächst darbietet und welche nach den mannichfachsten Umbildungen heute noch ihren Werth nicht verloren hat: an der Atomistik.

Die Atomistik des Alterthums beseitigte den Götter- und Dämonenspuk mit einem einzigen großartigen Zuge, und was nun auch tiefsinnig angelegte Naturen von Dingen denken mochten, die hinter der Erscheinungswelt liegen: die Erscheinungswelt selbst lag vom Nebel frei vor den Blicken da. Wenngleich also der Materialismus des Alterthums wenig Positives für die Naturwissenschaft leistete, so hatte er doch die große negative Wirkung, das zu beseitigen, was der unbefangenen Naturforschung im Wege stand, die Mythenbildung. Und diese letztere Wirkung schlägt der Verfasser mit Recht nicht gering an.

Nächst dem Materialismus des Alterthums behandelt die erste Abtheilung des Lange'schen Werks in einem zweiten Abschnitt die „Uebergangszeit", in einem dritten den „Materialismus des 17. Jahrhunderts" (Gassendi, Hobbes, und von Gassendi und Hobbes bis auf de la Mettrie und das „Système de la nature"), in einem vierten Abschnitt den „Materialismus des 18. Jahrhunderts" (de la Mettrie, das „System der Natur", die Reaction gegen den Materialismus in Deutschland.)

Alle diese Abschnitte sind reich an treffenden kritischen Bemerkungen. Besonders hervorzuheben ist hier aus dem Abschnitt „Die Uebergangszeit" die Darstellung des Verhältnisses der Aristotelischen Philosophie zum Materialismus und die scharfe Kritik des Aristotelischen Begriffs der Möglichkeit, welchen der Verfasser für die Quelle der meisten und schlimmsten metaphysischen Irrthümer ansieht. Doch will es uns scheinen, daß hier der Verfasser in der Kritik etwas zu weit geht, indem er dem Begriff der Möglichkeit alle objective Gültigkeit abspricht und ihn für eine bloße Denkform erklärt. Der Verfasser leugnet, daß in einem Dinge die Möglichkeit irgendeiner Eigenschaft oder eines Zustandes stecken könne. Diese sei nur ein Gegenstand unserer combinirenden Vorstellung. Auch könne keine Eigenschaft in den Dingen „der Möglichkeit nach" sein, da dies gar keine Existenzform sei, sondern eine Denkform. Das Saatkorn sei kein möglicher Halm, sondern ein Saatkorn.

Wenn ein Tuch naß ist, so ist in dem Augenblicke, in dem es das ist, diese Nässe ebenso nothwendig nach allgemeinen Gesetzen da, als jede andere Eigenschaft des Tuchs, und wenn sie vorher als möglich gedacht wird, so hat doch das Tuch, welches ich später ins Wasser tauchen will, in sich durchaus keine andern Eigenschaften als ein anderes Tuch, dem kein solches Experiment bevorsteht.

Uns scheint, dieser Kritik gegenüber, daß der Aristotelische Begriff der Möglichkeit einen ganz guten, haltbaren Sinn hat. Metaphysische Irrthümer entstehen erst dann, wenn man logische mit realer Möglichkeit verwechselt und etwas schon darum, weil es sich nicht logisch widerspricht, für real möglich hält. Denkbar ist vieles, was darum noch nicht objectiv möglich ist. Denkbar ist z. B. der Sieg eines Feldherrn, denn das Subject Feldherr und das Prädicat siegend widersprechen einander logisch nicht. Aber darum ist noch nicht jedem Feldherrn der Sieg real möglich. Es scheint uns daher nicht sowol darauf anzukommen, den Begriff der Möglichkeit zu verwerfen, als vielmehr nur darauf, logische von realer Möglichkeit zu unterscheiden.

Doch wir können hier nicht näher auf solche Einzelheiten eingehen, sonst würden wir auch den vom Verfasser angeführten Kant'schen Satz: „Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das mindeste mehr als hundert mögliche", zu prüfen haben. Wir wollten hier mit dem gegen den Möglichkeitsbegriff vom Verfasser Vorgebrachten nur zeigen, daß der Verfasser in seinem kritischen Bestreben mitunter zu weit geht, indem er Begriffe verwirft, denen sich ein ganz guter und berechtigter Sinn abgewinnen läßt. Er verwirft z. B. auch den Begriff der Lebenskraft. Aber auch dieser scheint uns vielmehr nur zu berichtigen und auf seinen wahren Sinn zurückzuführen, als gänzlich zu verwerfen zu sein.

Der eigentliche Standpunkt des Verfaſſers enthüllt ſich uns in der zweiten Abtheilung ſeines Werks. Es iſt der Kantiſch-kritiſche, womit nicht geſagt iſt, daß der Verfaſſer ein ſtricter Kantianer, ſondern nur, daß er von der Kritik des Erkennens aus den materialiſtiſchen Dogmatismus beleuchtet und ſeine Unhaltbarkeit nachweiſt. Der Verfaſſer hat die ſchwache Seite der Kant'ſchen Vernunftkritik richtig erkannt, daß Kant nämlich in der Aufweiſung der aprioriſchen Formen des Erkenntnißvermögens ſich durch ſeinen pſychologiſchen Schematismus und durch die ſtarre Trennung von Stoff und Form den richtigen Weg verbarrikadirt hat.

Hätte Kant nicht jenen deductiven Weg eingeſchlagen, der die zu entdeckende Erkenntniß a priori im Grunde ſchon vorausſetzt: ſo hätte es ſeinem umfaſſenden Geiſte unmöglich verborgen bleiben können, daß es noch ganz andere Elemente unſerer Anſchauung gibt, die vor jeder Erfahrung gegeben ſind, als Raum und Zeit. Es handelt ſich einfach um die Sinnesempfindungen. So ſicher es iſt, daß ich keine Empfindung haben kann, ohne zugleich damit im philoſophiſchen Sinne des Worts eine Erfahrung zu machen, ſo kann man doch die einfache Qualität der Empfindungen nicht aus der Erfahrung ableiten, ſondern nur umgekehrt die Erfahrung aus den Empfindungen. Der Umſtand, daß gewiſſe Vibrationen der Luft oder des Aethers mich ganz unberührt laſſen, daß dagegen andere in mir die Senſationen des Lichts, des Schalles u. ſ. w. hervorbringen, liegt in einer Organiſation, welche der Erfahrung vorhergeht, und es würde ſchwer halten, irgendeinen ſtichhaltigen Unterſchied zwiſchen dieſer Apriorität und derjenigen von Raum und Zeit nachzuweiſen. Auch meine einzelnen Raumvorſtellungen bilden ſich erſt mit der Erfahrung, und allein die Anlage zum räumlichen Vorſtellen überhaupt iſt a priori gegeben. Der Grund, welcher Kant veranlaßte, Raum und Zeit als die einzigen Principien der Sinnlichkeit a priori anzuſehen, iſt die axiomatiſche aber irrige Annahme, daß unſer Geiſt zu den Eindrücken der Außenwelt eine fertige Form hergebe, die mit Empfindung, als dem Stoff der Erfahrung, gar nichts zu thun haben könne. Hier ſteckt eben in der rein ſtoffſichen Betrachtung der Empfindung eine vollſtändige petitio principii.

Der Verfaſſer geht alſo in der Beſtimmung des aprioriſchen Theils unſerer Erkenntniß, und zwar mit Recht, viel weiter als Kant, indem er auch ſchon in dem Stoff der Erfahrung, in der Empfindung, ein aprioriſches Element, welches durch unſere Organiſation gegeben iſt, erkennt. Ueberhaupt hält der Verfaſſer nur den Grundgedanken Kant's — die Relativität unſers Erkennens für das Wahre und Bleibende ſeiner Philoſophie, nicht aber auch die nähere Ausführung deſſelben bei Kant.

In folgenden drei Sätzen findet der Verfaſſer den Kern der Kant'ſchen Philoſophie:

Die Erſcheinungswelt folgt aus unſern Begriffen: ebendeshalb iſt ſie der wichtigſte und lohnendſte Gegenſtand unſerer Erkenntniß. Nur eine relative Wahrheit iſt uns zugänglich, und dieſe liegt nur in der Erfahrung.

Die Ideen geben uns keine Erkenntniß, ſondern führen uns in eine eingebildete Welt; gerade darin liegt ihr Nutzen. Wir betrügen uns, wenn wir durch ſie unſer Wiſſen erweitern wollen; wir bereichern uns, wenn wir ſie zur Baſis unſers Handelns machen.

Das einzige Abſolute, was der Menſch hat, iſt das Sittengeſetz, und von dieſem feſten Punkte aus iſt in die ſchwankende Welt der Ideen eine ebenſo ſichere Ordnung zu bringen, wie ſie für die Verſtandeswelt durch die Einrichtung unſers Geiſtes ſchon gegeben iſt.

Die beiden erſten Sätze enthalten nach dem Verfaſſer das Bleibende, der dritte das Subjective und Zeitgemäße. Bleibend ſei aber auch hier die Errungenſchaft, daß das Ideale nicht mehr nach vermeintlichen Beweiſen, ſondern nach ſeinen Beziehungen zu den ſittlichen Zwecken der Menſchheit beurtheilt wird.

Dem Kant'ſchen Grundgedanken von der Relativität unſers Erkennens gibt der Verfaſſer eine noch weitere Ausdehnung als Kant ſelbſt. Er iſt daher ein weit entſchiedenerer und conſequenterer Idealiſt als Kant. Ihm iſt nichts feſt und gewiß als die menſchliche Organiſation mit ihren Naturgeſetzen. Alles andere iſt nothwendige Folge aus dieſer, alſo nicht blos die ſinnliche Anſchauung, die Verſtandesthätigkeit, die Ideenbildung, ſondern auch ſchon der ganze Kant'ſche Gegenſatz zwiſchen Ding an ſich und Erſcheinung. Auch in dieſem ſieht er nur eine nothwendige Folge der menſchlichen Organiſation.

Das wahre Weſen der Dinge, der letzte Grund aller Erſcheinungen, iſt uns nicht nur unbekannt, ſondern es iſt auch der Begriff deſſelben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unſerer Organiſation bedingten Gegenſatzes, von dem wir nicht wiſſen, ob er außerhalb unſerer Erfahrung irgendeine Bedeutung hat.

Mit dieſer Einſicht, glaubt der Verfaſſer, ſei die Metaphyſik als demonſtrative Wiſſenſchaft ungleich ſchärfer gerichtet, als Kant es beabſichtigt hatte, es ſei aber auch der Metaphyſik, als einer erbaulichen Kunſt der Begriffsfügung, das volle weite Feld ihres welthiſtoriſchen Tummelplatzes wieder freigegeben. Verſchiedene Syſteme ſeien gleich denkbar. Man laſſe daher die Philoſophen gewähren, vorausgeſetzt, daß ſie uns hinfüro erbauen, ſtatt uns mit dogmatiſchem Gezänk zu beläſtigen. „Die Kunſt iſt frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Rafael's Madonna des Irrthums zeihen? So iſt dem «Umhertappen» in der Metaphyſik ein Ende gemacht, wenn auch anders, als Kant es wollte."

Der Verfaſſer rechnet den Bautrieb der Speculation unter die Kunſttriebe. Der Einheitstrieb der Vernunft führt nach ihm ſtets zur Dichtung, die der Wiſſenſchaft nur indirect zugute kommt. Metaphyſik, Religion, Kunſt bilden ihm ein Gebiet ganz anderer Art als das des empiriſchen Wiſſens. Ihr Werth beruht nicht auf ihrer buchſtäblichen Wahrheit, nicht auf Verſtandesbefriedigung, ſondern auf dem, was ſie zur Befriedigung des ſittlichen Bedürfniſſes thun. Dieſe Anſicht des Verfaſſers erhält beſondere Ausführung in dem letzten Abſchnitt: „Der ethiſche Materialismus und die Religion."

Von dieſem ſeinem idealiſtiſchen Standpunkt aus wird es nun dem Verfaſſer nicht ſchwer, ſowol die theoretiſche als die praktiſche Unhaltbarkeit des Materialismus nachzuweiſen. Ein naiver Materialismus, wie der des Alterthums, iſt, wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, nach der Kant'ſchen Kritik des Erkennens nicht mehr möglich. „Der unbedingte Glaube an die Atome iſt ſo gut geſchwunden wie andere Dogmen. Man nimmt nicht mehr an, daß die Welt abſolut ſo beſchaffen iſt, wie wir ſie mit Ohr

und Auge wahrnehmen; aber man hält ſich daran, daß wir mit der Welt an ſich nichts zu ſchaffen haben."

Die conſequent materialiſtiſche Betrachtung ſchlägt, wie der Verfaſſer zeigt, in eine conſequent idealiſtiſche um. „Was iſt der Körper? Was iſt der Stoff? Was iſt das Phyſiſche? Und die heutige Phyſiologie muß uns ſo gut wie die Philoſophie auf dieſe Frage antworten, daß das alles nur unſere Vorſtellungen ſind; nothwendige Vorſtellungen, nach Naturgeſetzen erfolgende Vorſtellungen, aber immerhin nicht die Dinge ſelbſt." So müſſe der Idealismus zuletzt über den Materialismus ſiegen.

Daß der Materialismus, obgleich durch Kant geſtürzt, dennoch nach demſelben wieder aufkam, das hatte, wie der Verfaſſer nachweiſt, ſeinen Grund in verſchiedenen Zeitverhältniſſen. Der Verfaſſer charakteriſirt und kritiſirt die Häupter des modernen Materialismus und Senſualismus, einen Feuerbach, Moleſchott, Büchner, Karl Vogt, Czolbe ſehr gut und wendet ſich dann zu einer ausführlichern Betrachtung der neuern Naturwiſſenſchaften in ihrem Verhältniß zum Materialismus. Dieſen gediegenen Abſchnitt möchten wir beſonders den die Philoſophie verachtenden und den über die Exactitude ihres Wiſſens verblendeten Naturforſchern zur Beherzigung empfehlen. Wie viel Dogmatiſches, wie viel unbewieſene und unbeweisbare Vorausſetzungen bei dieſen kritikloſen Naturforſchern im Schwange ſind und die nüchterne, beſonnene Forſchung verderben, das hat der Verfaſſer ſehr gut nachgewieſen. Mit Recht fordert er vom Naturforſcher eine höhere philoſophiſche Bildung, worunter er nicht Speculation, ſondern philoſophiſche Kritik verſteht. Um ſeine eigenen transſcendenten Ideen als ſolche zu erkennen und ſie ſicherer von dem zu unterſcheiden, was die Empirie gibt, bedürfe der Naturforſcher der Kritik der Begriffe. Philoſophie und Naturforſchung ſollen ſich nach dem Verfaſſer — und wir müſſen ihm hierin vollſtändig beiſtimmen — nicht einander gegenſeitig entfremden, ſondern ſollen ſich aſſociiren.

Es iſt keine Philoſophie auf dem Standpunkt der Gegenwart mehr denkbar ohne die exacte Forſchung, und ebenſo ſehr bedarf die exacte Forſchung der beſtändigen Läuterung durch die philoſophiſche Kritik. Es iſt kein Dilettantismus, wenn der Philoſoph ſich mit den wichtigſten Reſultaten und den Forſchungsmethoden ſämmtlicher Naturwiſſenſchaften bekannt macht; denn dies Studium iſt die nothwendige Baſis aller ſeiner Operationen. So iſt es auch kein Dilettantismus, wenn der Naturforſcher ſich eine beſtimmte geſchichtlich und kritiſch begründete Anſicht über den Denkproceß der Menſchheit verſchafft, an den er doch trotz aller ſcheinbaren Objectivität ſeiner Unterſuchungen und Folgerungen unauflöslich geknüpft iſt.

Nächſt Verachtung der Philoſophie findet der Verfaſſer in der exacten Forſchung unſerer Tage noch einen andern materialiſtiſchen Zug, den er ebenſo ſehr tadelt, den ungeſchichtlichen Sinn. Die Folge deſſelben iſt, daß ſich zur Geringſchätzung der Vergangenheit eine philiſterhafte Ueberſchätzung des gegenwärtigen Zuſtandes der Wiſſenſchaften geſellt, bei welchem die landläufigen Hypotheſen als Axiome gefaßt werden und blinde Ueberlieferungen als Reſultate der Forſchung gelten. Vergangenheit und Gegenwart verhalten ſich, wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, nicht wie Irrthum und Wahrheit, als ob der Vergangenheit nur der Irrthum, der Gegenwart nur die Wahrheit zugefallen wäre, ſondern Irrthum und Wahrheit ſind in der Geſchichte unauflöslich verſchmolzen und die Annäherung an das Ziel vollkommener Erkenntniß geht durch zahlloſe Zwiſchenſtufen, der Irrthum wird ſelbſt ein Träger mannichfaltigen und bleibenden Fortſchritts. Wer dies erkenne, der werde auch nicht ſo leicht aus dem thatſächlichen Fortſchritt der Gegenwart auf die Unumſtößlichkeit unſerer Hypotheſen ſchließen. Das wichtigſte Reſultat der geſchichtlichen Betrachtung ſei die akademiſche Ruhe, mit welcher unſere Hypotheſen und Theorien ohne Feindſchaft und ohne Glauben als das betrachtet werden, was ſie ſind: als Stufen jener unendlichen Annäherung an die Wahrheit, welche die Beſtimmung unſerer intellectuellen Entwickelung zu ſein ſcheint.

So treffend wie dieſe den Hochmuth der Materialiſten und der ſich ihrer Exactitude rühmenden Naturforſcher, die oft nur ihre Theorien mit Thatſachen verwechſeln, ſo treffend, ſagen wir, wie dieſe ihren Hochmuth herabſtimmenden Bemerkungen des Verfaſſers ſind, ebenſo treffend ſind auch ſeine methodologiſchen Bemerkungen, ſeine Anſichten über Induction und Deduction und das Verhältniß beider zum Erfahrungsbeweis. Höchſt anregend ſind ferner ſeine die „kosmiſchen Fragen" und die „anthropologiſchen Fragen" betreffenden kritiſch ſcharfen Auseinanderſetzungen. Doch wir können auf alles dieſes hier wegen Mangels an Raum nicht näher eingehen.

Wir wenden uns zum letzten und bedeutendſten Abſchnitt des Werks: „Der ethiſche Materialismus und die Religion." Wenn der vorgenannte Abſchnitt über „die neuern Naturwiſſenſchaften" beſonders den modernen Naturforſchern zu empfehlen war, ſo iſt dagegen dieſer letzte beſonders den modernen Volksbeglückern zu empfehlen, die nichts Höheres kennen als den volkswirthſchaftlichen Fortſchritt, und die da meinen, dieſer mache alles Chriſtenthum und alle Religion überflüſſig. Wir haben ſchon geſehen, welchen Werth der Verfaſſer in weſentlicher Uebereinſtimmung mit Kant den metaphyſiſchen, über das empiriſche Dieſſeits hinausgehenden Ideen beilegt. Dieſelben haben ihm keine demonſtrirte, wiſſenſchaftliche Wahrheit, wol aber praktiſch-ethiſche Bedeutung, und von dieſem Standpunkt aus beleuchtet er den ins Leben eingedrungenen Materialismus unſerer Tage, die Intereſſenwirthſchaft, den Cultus des Kapitals, die Manie des Erwerbs. Das große Intereſſe dieſer Periode, ſagt er, iſt nicht mehr, wie im Alterthum, der unmittelbare Genuß, ſondern die Kapitalbildung. Die vielgeſcholtene Genußſucht unſerer Zeiten, bemerkt er treffend, iſt bei weitem nicht ſo hervorragend als die Arbeitsſucht unſerer induſtriellen Unternehmer und die Arbeitsnoth der Sklaven unſerer Induſtrie. Ja, vielfach ſei das, was als lärmende und ſinnloſe Freude an eiteln Vergnügungen erſcheint, eben nur eine Folge der übermäßigen, aufreibenden und abſtumpfenden Arbeit, indem der Geiſt durch das beſtändige Hetzen und Wühlen im Dienſt des Erwerbs die Fähigkeit zu einem reinern, edlern und ruhig geſtalteten Genuſſe einbüßt.

Der Verfaſſer ſchildert dieſen ganzen ungeſunden Zuſtand ſehr gut und ſtellt zwar nicht in Abrede, daß die gegenwärtige Arbeitsepoche ungeheuere Leiſtungen vollbringt, weiſt aber auch auf die geiſtige und ſittliche Einbuße hin, welche dieſe Hetzjagd des Erwerbs zur Folge hat. Er kritiſirt verſchiedene volkswirthſchaftliche Anſichten der Gegenwart, die auf Egoismus baſiren, ſehr ſcharf und ſagt, daß, wenn der Egoismus der Gegenwart die Oberhand behalten ſollte, darin nicht ein neues weltgeſtaltendes Princip gegeben wäre, ſondern nur eine weiter fortſchreitende Zerſetzung. Da die Lehre von der Harmonie der Intereſſen falſch ſei, da das Princip des Egoismus das ſociale Gleichgewicht und damit die Baſis aller Sittlichkeit vernichte, ſo könne es auch für die Volkswirthſchaft nur eine vorübergehende Bedeutung haben, deren Zeit vielleicht ſchon jetzt vorüber ſei. Daß der Egoismus factiſch nach wie vor eine große Rolle ſpielen werde, ſei ſicher, aber ebenſo ſicher dürfte es ſein, daß eine fernere Steigerung des Individualismus nicht einen neuen Aufſchwung, ſondern nur den Verfall unſerer Cultur bedeuten könnte.

Sofern in der Geſchichte ein poſitiver Fortſchritt ſich zeigt, ſehen wir bisher immer das entgegengeſetzte Princip in erhöhter Wirkſamkeit, während der überhandnehmende Individualismus nur an der Zerſetzung unbrauchbar gewordener Formen arbeitet. Deshalb wird auch für die Gegenwart wol der eigentliche Strom des Fortſchritts in der Richtung des Gemeinſinns liegen.

Da nun das Chriſtenthum den Gemeinſinn fördert, ſo iſt der Verfaſſer keineswegs der Anſicht derjenigen, welche daſſelbe, ſowie überhaupt alle Religion für einen überwundenen Standpunkt halten. Er erinnert an die Verwandtſchaft chriſtlicher und communiſtiſcher Ideen und ſagt mit Recht:

Ueberblickt man die Geſchichte im großen Ganzen, ſo ſcheint es kaum zweifelhaft, daß wir der ſtillen, aber beſtändigen Wirkung der chriſtlichen Ideen nicht nur unſern moraliſchen, ſondern ſelbſt den intellectuellen Fortſchritt großentheils zuſchreiben dürfen, daß jedoch dieſe Ideen ihre volle Wirkſamkeit erſt entfalten können, indem ſie die kirchliche und dogmatiſche Form zerbrechen, in die ſie eingehüllt waren, wie der Same eines Baums in ſeine harte Schale.

Die Bedeutung der Religionen beruht nach dem Verfaſſer nicht auf ihrer buchſtäblichen, ſondern ihrer ſymboliſchen Wahrheit. Er erklärt es mit Recht für Misverſtand, an die religiöſen Dogmen den wiſſenſchaftlichen Maßſtab anlegen zu wollen und zu verlangen, daß ſie buchſtäbliche Wahrheit enthalten. Die religiöſen Wahrheiten und die wiſſenſchaftlichen ſtammen aus zwei verſchiedenen Quellen:

Die Religion iſt daher in Zeiten, welche einen gewiſſen Grad von Bildung und Frömmigkeit vereinigen, ſtets von der Kunſt unzertrennlich geweſen, während es ein Zeichen des Verfalls oder der Erſtarrung iſt, wenn ihre Lehren mit dem nüchternen Wiſſen verwechſelt werden. Dort liegt der wahre Werth der Vorſtellungen in der Form, gleichſam im Stil der Vorſtellungsarchitektur und in dem Eindruck dieſer Vorſtellungsarchitektur auf das Gemüth; hier dagegen ſollen alle Vorſtellungen im einzelnen wie in ihrem Zuſammenhang materiell richtig ſein.

Der Verfaſſer verwirft daher die modernen Beſtrebungen der Freigemeindler und ſonſtiger Rationaliſten, welche alle Dichtung aus der Religion verbannen und aus derſelben ein nüchternes Wiſſen machen möchten; er zeigt, wie viel Dichtung auch noch bei ihren auf die Naturbeſchauung ſich gründenden religiöſen Betrachtungen mit unterläuft. Der Verfaſſer will, daß man ſich daran gewöhne, dem Princip der ſchaffenden Idee an ſich und ohne Uebereinſtimmung mit der hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß, aber auch ohne Verfälſchung derſelben, einen höhern Werth beizulegen als bisher; man gewöhne ſich, die Welt der Ideen als bildliche Stellvertretung der vollen Wahrheit für gleich unentbehrlich zu jedem menſchlichen Fortſchritt zu betrachten wie die Erkenntniſſe des Verſtandes, indem man die größere oder geringere Bedeutung jeder Idee auf ethiſche und äſthetiſche Grundlagen zurückführt.

Der Verfaſſer redet ebenſo wenig dem Fanatismus der Orthodoxie, welcher die freie wiſſenſchaftliche Entwickelung und die Volksaufklärung hemmt, das Wort als der materialiſtiſchen Geringſchätzung der Religion. Er will den Werth des Idealen ebenſo anerkannt wiſſen wie den Werth der verſtandesmäßigen, exactwiſſenſchaftlichen Erkenntniß. Zur vollen Befriedigung der menſchlichen Natur gehört nach ihm beides, die Pflege der Wiſſenſchaft und der Cultus der Idee. Er iſt daher auch der Anſicht, daß die Vertreter beider ſehr wohl friedlich und gemüthlich in der Geſellſchaft zuſammenleben können und es auch werden, ſobald nur erſt die letzten Spuren des Fanatismus aus unſerer Geſetzgebung vertilgt ſind. „Ob es freilich dazu kommen wird, iſt eine andere Frage. Es iſt ſo wie mit der ſocialen Umwälzung, vor der wir ſtehen, ſo auch mit der religiöſen. Die friedliche Durchlebung der Uebergangsepoche iſt wünſchenswerther, allein eine ſtürmiſche wahrſcheinlicher."

Wahrhaft claſſiſch ſind die folgenden, vom Verfaſſer gegen den Schluß ſeines Werks geſprochenen Worte, die zugleich zeigen, wie ſchön bisweilen ſeine Darſtellungsweiſe iſt:

Ob die Zukunft wieder hohe Dome bauen, oder ob ſie ſich mit lichten, heitern Hallen begnügen wird; ob Orgelſchall und Glockenklang mit neuer Gewalt die Länder durchbrauſen werden, oder ob Gymnaſtik und Muſik im helleniſchen Sinne zum Mittelpunkt der Bildung einer neuen Weltepoche ſich erheben: auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren ſein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert ſich wieder erheben. In gewiſſem Sinne ſind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Meſſe von Paleſtrina widerlegen, oder wer will die Madonna Rafael's des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeſchichtliche Macht und wird ſchallen durch die Jahrhunderte, ſolange noch der Nerv eines Menſchen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlöſung des vereinzelten Menſchen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferſtehung, die das Ergreifendſte und Höchſte, was die Menſchenbruſt durchbebt, ausſprechen, wo keine Proſa mehr fähig iſt, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzuſtellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brot zu brechen und dem Armen die frohe Botſchaft zu verkünden — ſie werden nicht für immer ſchwinden, um einer

Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welcher die sociale Frage Europa bewegt, eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt.

Der Verfasser hat auf Grund eines tiefern Eindringens in die menschliche Natur, auf Grund der Einsicht, daß der Mensch nicht blos physische, sondern auch metaphysische Bedürfnisse hat, richtig erkannt, daß der Materialismus, sowol der theoretische als der praktische, zwar vorübergehend herrschen, vorübergehend sich der Geister und Gemüther bemächtigen, aber nie auf die Dauer die Seele ausfüllen kann.

Gerade sein consequent idealistischer Standpunkt, seine Einsicht, daß es für den Menschen keine andere als menschliche Erkenntniß und menschliche Befriedigung gibt, daß aber auch nur die allseitige Entwickelung der menschlichen Kräfte und die harmonische Befriedigung des Bedürfnisses nach dem Wahren, Guten und Schönen ein volles und dauerndes Genüge gibt, hat den Verfasser in den Stand gesetzt, die Schwächen des Materialismus aufzudecken und zu zeigen, daß derselbe nur Eine Seite der menschlichen Natur cultivirt, die andern und höhern Seiten aber unangebaut läßt, während doch diese nicht minder ein Recht auf Befriedigung haben als jene.

Nur die volle harmonische Befriedigung der menschlichen Natur kann ein dauerndes Genüge geben. Dies durch alle seine Auseinandersetzungen zum Bewußtsein gebracht und den Materialismus in seine Schranken verwiesen zu haben, rechnen wir dem Verfasser zu großem Verdienste an.

Julius Frauenstädt.

Importirte Romane.

1. Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Aus dem Leben eines holländischen Dorfpastors. Von C. E. van Koetsveld. Deutsch von H. R. Schollenbruch. Elberfeld, Bädeker. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ausgewählte Werke von Fernan Caballero. Deutsch von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band: Clemencia. Ein Sittenroman. Zwei Theile. Lagrimas. Ein Sittenroman. Zwei Theile. Paderborn, F. Schöningh. 1865. 8. Jeder Band 12 Ngr.

Wenn wir an diese importirte Waare als Maßstab ihres Werths ein analoges Werk, den „Vicar von Wakefield", anlegen wollten, so würden die beiden neuen Autoren nicht zum besten bestehen, aber sicherlich der Spanier weit besser als der Niederländer. Schollenbruch sagt freilich von seinem Autor:

> Seine Feder gleicht dem Pinsel eines Meisters aus der Niederländischen Malerschule, der ein Stück Stilleben mit tiefster Treue und frischester Lebendigkeit bis ins Kleinste hin darzustellen weiß. Alles athmet Geist und Leben, und zwar in solcher Weise, daß die ernste christliche Grundrichtung, mit welcher der Verfasser die Grenzen gesunder christlicher Lebensanschauung weder zu enge zieht noch zu weit ausdehnt, niemals durch die besondere Art seiner Auffassung und Darstellung verletzt wird. Auch läßt die klare Nüchternheit der Anschauung, in welcher der geistreiche Verfasser mit ebenso tiefer Weisheit als seiner Klugheit begabt erscheint, an keinem Punkte die Tiefe des Herzens und Gemüths vermissen.

Wir bedauern, mit dieser überaus günstigen Beurtheilung der „Skizzen" uns nicht einverstanden erklären zu können, und vermissen den Geist, wenigstens den poetisch-productiven, gestaltenbildenden, Welt und (Still-) Leben anschaulich darstellenden Geist allenthalben. Was wir finden, ist der unschöne Abklatsch des unschönen trivialen Lebens von dem engherzigen Gesichtspunkte eines protestantischen Landgeistlichen, der allerdings „schätzenswerthe Beiträge zur Pastoraltheologie" zu liefern die praktische Erfahrung und Gewandtheit besitzen, der auch ein fruchtbarer Schriftsteller sein mag, durch dieses Werk uns aber wahrhaftig nicht zwingt, es erklärlich zu finden, daß er auch ein „sehr beliebter Schriftsteller in Holland" sei. Oder sollten die Holländer, denen doch die deutsche, englische und französische Literatur zur Verfügung steht, in der That so geringe Ansprüche machen, wenn es sich um Werke in ihrer eigenen Sprache handelt? Der Verfasser ist ohne Zweifel ein eifriger Seelsorger, aber er hätte zu seinem Buche einen Plan machen, an Entwickelung und Steigerung denken und dann wirklich mit dem Pinsel eines Meisters malen sollen. Der Uebersetzer behauptet, das sei geschehen, aber er irrt sich, und so hat er die deutsche Literatur allerdings um circa 20 Druckbogen vermehrt, aber sie sicher nicht bereichert. Wir wollen Schollenbruch zutrauen, selbständig ein besseres Buch schreiben zu können. Er würde hoffentlich den etwas freisinnigen jungen Arzt du Meaux nicht dadurch zu curiren versuchen, daß er ihn darauf hinwiese, wie sehr er sich durch Freisinnigkeit in seiner — Landpraxis schade. Der Pastor von Mastland will Gegner der Jesuiten sein, und ist selbst einer.

Der spanische Autor, der im Gegensatze zu dem holländischen als Verfechter streng katholischer Kirchlichkeit auftritt, hat sich seine Aufgabe klarer gemacht und sich ein würdigeres Ziel gesteckt. Er sagt selbst, er wolle nur in schlichter castilianischer Prosa erzählen, „was sich wirklich zuträgt in unsern spanischen Dörfern, wie unsere Landsleute in den verschiedenen Klassen unserer Gesellschaft denken und handeln", „was er schreibe, seien keine Phantasieromane, sondern es sei ein Verein von Scenen des wirklichen Lebens, von Schilderungen, Charakterbildern und Betrachtungen", und dabei schließe er sich der Ansicht eines spanischen Kritikers über das Wesen des Romans an, de Ochoas, der nämlich sagt:

Neuheit, Mannichfaltigkeit, überraschender Charakter und Fülle der Begebenheiten scheint uns der Erzählung eigenthümlich anzugehören; der Roman dagegen lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Handlung bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, aber wenig, sehr wenig genügt ihm.

Weiter stützt er sich auf J. A. David, der sagt: „Den dramatischen Dichtern gehört die Handlung, den Romanschreibern die Analyse des Herzens.“ Man erkennt, der Verfasser, wenn er auch nicht nach der Schablone arbeiten will, sucht wenigstens hinsichtlich der Form seiner Schriften Rechenschaft abzulegen, indem er sich zu Theorien bekennt, die Klang und Namen haben. Aber einmal wollen wir mit den spanischen Kritikern über literarische und Kunstansichten nicht rechten, sodann bedünkt es uns, als überschritte der Verfasser die von Ochoa dem Romane gezogenen Grenzen gar oft um ein Beträchtliches. Eine gewisse Gliederung in der Anlage und im Fortschritt haben beide Romane, auch recht artige Scenen, Schilderungen und Charakterbilder, die oft genug unser Interesse wecken, nicht weil sie feine, sondern weil sie treue Malerei sind, resp. weil das castilianische Leben immerhin interessant und jedenfalls weit interessanter ist als das niederländische. Auch ist vieles aufmerksam beobachtet und mit Bedacht reproducirt, nicht alles, et Homerus quandoque dormitat; nicht selten erhalten wir sogar den Eindruck, als vergesse der Verfasser, daß er für die Oeffentlichkeit, d. h. auch für die Kritik schreibt, als werde er flüchtig und plauderhaft, als ließe er sich von seinem Gegenstande hinreißen, statt ihn zu beherrschen, als wäre es ihm mehr um die zahlreich eingeflochtenen Betrachtungen und Essays zu thun als um ernstgemeinte Romanschriftstellerei, als wolle er mehr belehren als unterhalten, als charakterisire er den Culturzustand des gegenwärtigen Spanien nicht als Historiker, sondern als eine Art von Reformator, als könne er sogar der Begierde nicht widerstehen, allerlei geheimer Rancune sich zu entledigen und seine Geisel im Buche über Personen zu schwingen, die ihm im Leben unzugänglich sind. Das Geschichtliche, die eigentliche Handlung in beiden „Sittenromanen“ ist so einfach, sogar dürftig, daß sich ein Referat nicht lohnt. Hier ist nichts von Spannung, wie bei Dumas, aber es geht ein Hauch durch diese Plaudereien, der uns alle die tausend Regelwidrigkeiten zu übersehen, sogar zu verzeihen zwingt, nicht südliche Wärme, wie man vermuthen könnte, aber — offen gesagt — eine wohlthätig anmuthende Boudoirluft, als säßen wir zu den Füßen einer liebenswürdigen und geistvollen Dame und lauschten ihren oft ungezügelten, aber stets schönen und heitern Berichten über Land und Leute in Spanien. Dem Leser wird es sicherlich den Genuß dieser Sittenromane nicht schmälern, wenn er unsere Vermuthung theilt, daß sie von einer Anonyma herrühren. 15.

Zur Geschichte und Sprache der Deutschen in Siebenbürgen.

Deutsche Denkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts gesammelt von Friedrich Müller. Hermannstadt, Steinhaußen. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekanntlich hat unter allen den weitzerstreuten Gliedern unsers großen östlichen Colonisationssystems das Volk der siebenbürgischen Deutschen oder Sachsen, wie sie gewöhnlich genannt werden, seine Nationalität am energischsten festgehalten. Ihre ältesten Ahnen haben den Mongolensturm in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit angeborener Zähigkeit überstanden, die spätern Geschlechter sind jahrhundertelang von den nicht weniger heftigen Stürmen der türkischen Ueberschwemmung heimgesucht worden. Wenn sie auch zeitweilig, wie das ganze Land, die Oberherrschaft des Padischah anerkennen mußten, so sind sie doch gute Deutsche geblieben. Schlimmer als die alten Mongolen und Türken hat in der Gegenwart die rohe Eitelkeit und der barbarische Dünkel der Magyaren gegen sie gewüthet. Im Jahre 1849 stand die Existenz dieser ganzen deutschen Colonie auf dem Spiele; während unsere Liberalen den Fortschritten der heldenmüthigen Ungarn zujauchzten, machten sich diese ein Vergnügen daraus, die deutschen Städte und Dörfer zu plündern und zu verbrennen, die Geistlichen und Communalbeamten in einer Weise zu massacriren, die den Söhnen Attila's oder den Nachkommen der Verwüster Deutschlands im 9. und 10. Jahrhundert natürlich angestammt zu sein scheint, und jeder, der es hören wollte, konnte es hören, daß es auf eine gänzliche Vertilgung jener vom Mutterlande preisgegebenen Deutschen abgesehen sei. Die Besiegung Ungarns hat auch die Sachsen wieder zu Athem kommen lassen, doch ist es keine Frage, daß sie sich selbst unter günstigen Verhältnissen von dieser letzten und schwersten Katastrophe viel langsamer erholen würden als von all dem frühern Unglück. Die neueste Wandlung der österreichischen Verfassungsangelegenheiten, die offenkundigen Versuche, die Magyaren zu gewinnen, indem man ihnen die von ihnen schon lange erkorenen Opfer preisgibt, scheint auch den Hoffnungen der Sachsen einen tödtlichen Stoß geben zu müssen. Einstweilen thun sie mannhaft alles, was in ihren Kräften steht, um ihre nationale Selbständigkeit zu vertheidigen. Dazu gehört in erster Reihe die Pflege ihrer Geschichte und Alterthumskunde. Diese ist es, die ihnen durch eine unabsehbare Folge von Urkunden aller Art, Privilegien der frühern und spätern ungarischen Könige und der andern Beherrscher des Landes, durch Statuten ihrer städtischen und ländlichen Gemeinden und der darin einbegriffenen geistlichen und weltlichen Corporationen ihr uraltes Recht so klar und umfassend nachweist, wie es kaum irgendanderswo auf deutschem Boden sich so vollständig und so formell unanfechtbar erhalten hat. Außer diesem praktischen Momente gibt es aber auch noch andere von idealerm Gehalt, deren sich jene wackern Kämpfer ebenso wol bewußt sind. Das kleine Völkchen hat eine ruhmwürdige Vergangenheit, die der Gegenwart zu einem lehrreichen und tröstlichen Spiegel

dienen kann. Jeder Zug darin ist deutsch, und das nationale Selbstgefühl der Sachsen kann keinen bessern Halt wünschen, als den ihm die ernsten und tüchtigen Bilder seiner in den schwersten Wetterschlägen erprobten deutschen Väter geben. Zugleich ist es eine Mahnung an das übrige deutsche Volk, das so wenig von seinen treuesten und standhaftesten Brüdern weiß.

Eine ungemein emsige literarische Thätigkeit hat sich im Sachsenlande besonders seit der Befreiung von der magyarischen Zwangsherrschaft dem geschichtlichen und den verwandten Gebieten zugewendet. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde zu Hermannstadt hat in seinen Publicationen nach allen Seiten hin viel dafür gethan, aber auch an selbständigen Einzelarbeiten fehlt es nicht. Die Sagen und Märchen des Landes sind von Friedrich Müller gesammelt und in wissenschaftlicher Weise bearbeitet; derselbe hat in den noch weiter zu besprechenden Sprachdenkmälern die Grundlagen zu einer Geschichte der deutschen Sprache in dieser Colonie geliefert. Haltrich, Marienburg, Schuster, vor allen der unvergeßliche Schuller haben die innere Geschichte des Volks und seine Productionen in Sage und Sprichwort, Sitte und Lebensweise liebevoll beleuchtet. Je mehr sich das Auge durch Detailarbeit schärft, desto unerschöpflicher erscheint überall der Stoff für die Wissenschaft, und so auch hier, aber trotzdem darf man vergleichungsweise behaupten, daß die wesentlichste Arbeit hier bereits so weit gethan ist wie in keiner andern deutschen Landschaft.

Wenn wir unter der Masse dieser Literatur diesmal besonders auf die siebenbürgischen Sprachdenkmäler von F. Müller verweisen, so erfüllen wir eine doppelte Pflicht des allgemein nationalen Interesses und der speciellen Disciplin der deutschen Sprachwissenschaft. Das erste bedarf keiner weitern Erklärung, das andere aber wenigstens einer Erläuterung, damit man nach dem allgemein gehaltenen Titel des Buchs hier nicht etwas suche, was sich bei der Beschaffenheit des vorhandenen Materials nicht finden kann. Eine selbständige literarische Thätigkeit in deutscher Sprache mag wol auch hier schon früher im Mittelalter stattgefunden haben, doch ist davon nichts erhalten. Was hier als sorgsam von allen Seiten zusammengelesene Reste der mittelalterlich deutschen Schriftstellerei in Siebenbürgen gegeben wird, beschränkt sich auf Urkunden oder auch nur auf fragmentarische Aufzeichnungen und Notizen geschäftlichen Inhalts. Die ersten sind culturgeschichtlich oft von großem Belang, auch wenn sie nur, oder gerade wenn sie ziemlich dasselbe wie andere gleichen Inhalts aus andern Theilen Deutschlands gewähren. Man sieht daraus recht schlagend die merkwürdige Gleichmäßigkeit, in der sich alle deutschen Lebensgestaltungen trotz der unbeschränktesten Autonomie und der weitesten Entfernung der einzelnen Glieder entwickelten. Der stärkste Individualismus ist überall durch eine noch stärkere Gemeinsamkeit oder Identität des Typus zurückgedrängt.

In sprachlicher Beziehung überrascht neben vielen lehrreichen Beiträgen für die Lexikographie und die Grammatik auch wieder der innige Zusammenhang, in dem diese so weit abgetrennte Insel mit dem großen deutschen Sprachcontinente blieb. Das Mittelalter besaß nur wenige der Hülfsmittel, durch welche sich jetzt eine derartige Erscheinung so leicht erklären lassen würde. Der mündliche Verkehr mußte den Hauptregulator für die Sprachentwickelung abgeben, und dieser war zwischen Siebenbürgen und dem übrigen Deutschland zwar ein bei weitem lebhafterer als gegenwärtig, aber doch noch immer sparsam genug. Dennoch tragen alle die hier publicirten Schriftstücke das Gepräge der gemeindeutschen Schriftsprache der Zeit in allen wesentlichen und in vielen unwesentlichen Dingen, z. B. auch in der Rechtschreibung, die gleichfalls dem gemeindeutschen Gebrauch folgt, soweit sich ein solcher im 15. und 16. Jahrhundert festgestellt hatte. Der eigentliche Volksdialekt ging daneben seinen eigenen Gang, gerade so wie er auch jetzt hier durch eine weite Kluft von der allgemein üblichen hochdeutschen Schriftsprache absteht. In ihm mögen damals noch viel mehr jener niederrheinischen und niederdeutschen Elemente geherrscht haben, welche durch die ersten Ansiedler mit ins Land gebracht wurden. Sie sind hier wie überall, wo hochdeutsche Einflüsse von der Schriftsprache her auf sie wirkten, allmählich zurückgetreten, der Dialekt ist aber doch noch sehr originell und namentlich durch seinen sonderbaren Vocalismus schwer verständlich geblieben.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In dem Treffen bei Gitschin (29. Juni) ist der sächsische Hauptmann von Meerheimb verwundet worden, welcher sich durch verschiedene Schriften in letzter Zeit auf literarischem Gebiete bekannt gemacht hat. Alle seine Werke, auch die Dichtungen, haben einen chevaleresken Zug; aber das Banner, zu welchem der Dichter schwört, ist das Banner der Legitimität, welches gegen den Geist des Jahrhunderts einen schweren Stand hat. Von seinen ersten Gedichtsammlungen erwähnen wir die „Soldatenwelt" (1857), die manche Gedichte im Scherenberg'schen Bataillenstil enthält. Reifer in der Form, nicht ohne Kraft und Schönheit war die „Poetenwelt" (1859). In dem Jahre darauf gab Meerheimb aus dem Nachlasse seines Vaters die „Erlebnisse eines Veteranen der Großen Armee während des Feldzugs 1812" (1860) heraus, die fesselnde Bilder aus jener großartigen und unheilvollen Campagne entrollen. Die Beschreibung des Reiterangriffs von Borodino hat dem Sohn den Stoff zu einem kriegerisch schwunghaften Gedichte gegeben. Eine weibliche Walhalla erbaute Meerheimb in seinem „Buch für Edelfrauen und edle Frauen" (1862); zur antidänischen Bewegung steuerte er bei in dem Gedicht: „Trutz Dänemark und Kopenhagen" (1863), welches den Winterfeldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav gegen Dänemark über den zugefrorenen Belt besingt. Die letzte Publication des Dichters war eine warm begeisterte Darstellung des neapolitanischen Kriegs von 1860–61: „Von Palermo bis Gaëta" (1865), gewidmet dem

„Recht der legitimen Throne", eine Verherrlichung des untergehenden Gestirns der Bourbonen. Der elegische Zug, der fast durch alle Dichtungen hindurchgeht, macht den Autor stets zu einem begeisterten Anwalt der res victa:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Der unglückliche Ausgang des Treffens von Gitschin und die clades cannensis von Königsgrätz zeigen abermals, daß der Dichter für eine vom Glück verlassene Sache gekämpft hat. Doch sein Dichten und Leben scheint aus Einem Gusse, Leier und Schwert sind vereint unter demselben Zeichen, das für uns freilich nur noch eine elegische Bedeutung hat.

Auch durch seine humanen Bestrebungen, bei denen die politische Tendenz wol die Färbung hergibt, ohne den Kern der Sache zu gefährden, hat sich Meerheimb ein Verdienst erworben. Er hat einen Invalidenfonds in Dresden begründet, wozu auch der Erlös seines Werks „Von Palermo bis Gaëta" bestimmt war, und auch eine zweite Stiftung für hinterbliebene hülfsbedürftige Töchter sächsischer Staatsbeamten vom Civil und Militär ins Leben gerufen.

In dem Treffen bei Langensalza (27. Juni) wurde der Redacteur der „Deutschen Turnzeitung", der um das Turn- und Wehrwesen wohlverdiente Dr. Hirth, welcher unter den koburggothaischen Truppen sich am Kampfe gegen die Hannoveraner betheiligte, verwundet; doch ist keine Gefahr mehr vorhanden und der Kranke geht der Genesung entgegen.

Ob die kriegerisch bewegte Zeit das deutsche Dichtfieber etwas curiren wird, muß dahingestellt bleiben. Wir können dem deutschen Verlagsbuchhandel die schreckliche Nachricht nicht ersparen, daß er von 44 ungedruckten Epopöen bedroht ist, und zwar nicht etwa über den neuesten Krieg, sondern meistens über barbarisch mittelalterliche Paukereien. Da sage einer noch, daß das deutsche Epos nicht florirt! Der „Deutsche Dichtergarten" in Frankfurt hat eine Concurrenz epischer Dichtungen ausgeschrieben und dadurch jene Sündflut von Poesien veranlaßt. Das Preisgericht, dessen Mitglieder in Frankfurt, Berlin, Leipzig, Wien ihren Sitz haben, hatte keine leichte Arbeit, sich durch diese umfangreichen dichterischen Zusendungen durchzuschlagen. Zwanzig Dichtungen wurden der Zeitschrift zum Abdruck empfohlen, zehn ihres poetischen Werths wegen mit Auszeichnung genannt, darunter: „Gelimar, der letzte Vandalenkönig", „Helgo und Sigrun", „Olaf Tryggveson", „Tamarena", „König Enzio" u. a., wie es scheint sehr zeitgemäße vandalische und skaldische Stoffe; fast möchte man glauben, daß Lingg's „Völkerwanderung" eine neue vandalische Poesie hervorgerufen hat.

Glücklicherweise hat kein Heerführer aus jener dunkeln Zeit und kein Nordlandsrecke die Hesperidenäpfel des „Deutschen Dichtergartens" gepflückt, sondern einem modernen Epos ist der Preis zuerkannt, einem Epos, das schon in seinem Schilde das Zeichen trägt, unter dem d. Bl. kämpfen. Das Epos hat zehn Gesänge und führt den Titel: „Pesach Bartel"; Verfasser ist der Dichter Julius Große, dessen oben besprochene Dichtung: „Der letzte Grieche", keineswegs ein modernes Drama genannt werden konnte. Der Bericht der Preisrichter sagt über diese Nr. 6: „Nachdem sich über die zurückgelegte Nr. 6 eine lebhafte Verhandlung entsponnen, fand schließlich das Preisgericht, daß der Verfasser derselben vor allen Dingen als der Schöpfer einer neuen Gattung des Epos anzuerkennen sei, einer Gattung, für welche das bezeichnende Wort noch fehle. Wir halten übrigens für die am meisten das Wesen derselben treffende Benennung den Ausdruck: «Aristophanisches Epos». Denn ganz aus dem Geiste des Aristophanes übertrug der Dichter jene eigenthümlich komisch-satirischen Elemente vom Drama auf das Epos, ein Versuch, der in der Literaturgeschichte als vollkommen neu erscheint, und welchen Aesthetik und Kritik nicht nur für berechtigt, sondern für die Poesie wahrhaft bereichernd erklären muß. Motiv, Anlage, Ausführung, Sprache und Behandlung der Form, alles beruht in der fraglichen Dichtung auf Kunstgesetzen, welche durch die Weihe des echt poetischen Hauchs, der über dem nationalen Stoff schwebt, zum wahren Bewußtsein gelangen. Unser Dichter wählte die dem höhern Lustspiel entlehnte Form des Trimeter; nicht politische, sondern allgemein sociale und besonders literarische Verhältnisse geißelt er, jedoch ohne Sarkasmus. Nach solcher Erkenntniß wurde Nr. 6 einstimmig unbedingt der Krönung mit dem höchstausgesetzten Preise für würdig erklärt."

Ein neues aristophanisches Epos ist wol geeignet, hochgespannte Erwartungen rege zu machen. Offenbar ist das komische Epos eine Dichtgattung, welche nach langer Vernachlässigung wol wieder eine sorgsame Pflege verdient. Wir haben vor kurzem darauf hingewiesen, daß sowol das Muster der Pope-Boileau-Zacharia'schen Dichtungen wie das des Byron'schen „Don Juan" mit seinen freispielenden satirischen Arabesken für derartige Versuche nachahmenswerth erscheint und auch in den wenigen poetischen Studien auf diesem Gebiete nachgeahmt worden ist. Wir halten es, selbst bei freiester Bewegung, immer für einen Fortschritt, daß auch der Humor, der seit Heine's und Börne's Vorgang das Feuilleton zu seinem Tummelplatz und die Skizze zu seiner Form gewählt hat, jetzt nach einer geschlossenen Kunstform hindrängt. Die Trimeter aber können wir zunächst, ehe wir durch das Gedicht eines Bessern belehrt werden, nicht für geeignet halten, Träger eines in epischen Gewand sich hüllenden Humors zu sein. Ein modernes Epos verlangt eine leichte, mehr conversationelle dichterische Form; das Aristophanische soll im Geiste liegen, nicht in der Nachbildung des Metrischen. Eine gewisse Schlottrigkeit, wie sie Byron und Heine in ihren komischen Gedichten pflegten, paßt durchaus für das Genre, während die Getragenheit des Trimeters im Deutschen höchstens einen parodistischen Eindruck machen kann und insofern allenfalls für die Platen'schen Komödien geeignet war, welche doch nur Parodien der Schicksalsstücke und romantischen Trauerspiele waren, keineswegs aber für ein selbständiges Epos, das auf eigenen Füßen steht und geht. Doch — es ist hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Wir wollen von der Praxis lernen und auch den Trimeter als Vers des komischen Epos anerkennen, wenn Große diesen Harttraber dressirt hat, wie ein Renz'sches Springpferd, über die Barrüren und durch die Reifen des Humors zu springen.

Ein Lob in dem preisrichterlichen Erkenntniß erregt indeß unser Bedenken — es ist das Lob, das dem „Mangel an Sarkasmus" ertheilt wird. Dies Lob muß Aristophanes so entschieden von sich ablehnen wie alle größern komischen Dichter der Folgezeit. Die wahrhafte Komik muß auch sarkastisch sein; sie muß etwas Zersetzendes und Zersetzendes haben. Freilich darf sie nicht ausschließlich dem Sarkasmus huldigen; wir wissen von Jean Paul, daß der Humor, wenn auch verkehrt, wie der Vogel Merops in den Himmel fliegen, wir wissen von Heine, daß er „die lachende Thräne im Wappen" tragen soll. Doch ohne sarkastische Schärfe credenzt er uns ein laulich süßes Zuckerwasser. Hoffentlich entschädigt „Pesach Bartel" durch andere energische Ingredienzien für diesen gerühmten Mangel an Sarkasmus.

Bibliographie.

Helle, F. W., Mahnrufe an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1857—66. Wien, Lechner. 8. 20 Ngr.

Marbach, O., Dramaturgische Blätter. Neues Heft. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Fritz Siegemund. Eine biographische Skizze. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beritamic, Welt. Christus. Kirche. Flensburg, Herzbruch. 8. 6 Ngr.

Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Nebst Anhang: Niederländische und deutsche Volkslieder. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bollert, A., J. Chr. Hetzel, Oberappellationsgerichtsrath und Doctor der Rechte in Jena. Ein Nekrolog. Jena. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Kriegskarten

aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern. Bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Kostendsche und Bukarest. Cart. 1 Thlr.

Das südwestliche Deutschland (östlich bis Pardubitz und Wien), **die Schweiz und Oberitalien.** 8 Ngr.

Oesterreich. (Gesammt-Monarchie). 8 Ngr.

Italien. (Mit dem Festungsviereck). 8 Ngr.

Orographische Karte des Königreichs Sachsen. 12 Ngr.

Unter den verschiedenen Karten der gegenwärtigen Kriegsschauplätze zeichnen sich die vorstehend genannten von Henry Lange durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit der Angaben aus. Sie haben deshalb rasch grosse Verbreitung gefunden und sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Charras über den Krieg von 1813.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

HISTOIRE DE LA GUERRE DE 1813
en Allemagne

par le **Lt Colonel Charras.**

Avec cartes spéciales. In-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, voriges Jahr im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser schon längst mit Spannung erwarteten Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen für Deutschland das lebhafteste Interesse gesichert ist. Wie in dem bereits in 4. Auflage erschienenen frühern Werk „Histoire de la campagne de 1815 — Waterloo" zeigt sich der Verfasser auch in diesem aus seinem Nachlass erscheinenden Werke als schonungsloser Kritiker Napoleon's und voll Sympathie für die durch masslose Unterdrückungen hervorgerufene Erhebung des deutschen Volks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naivhumoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von **Joseph Held,**

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.

Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.

II. Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.

III. Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.

Die wissenschaftliche Kritik ist darüber einig, dass die beiden ersten Theile dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur gehören, wobei bald mehr der sittliche Gehalt der Grundlagen, bald mehr die Feinheit der Beobachtungen und der Reichthum der Ideen, bald mehr der Fleiss der Ausarbeitung und die Fülle der Literatur hervorgehoben wurden. Von competenter Seite ist denn auch der Verfasser mit den Koryphäen der modernen Staatswissenschaft, wie R. v. Mohl, Stuart Mill u. a., zusammengestellt worden.

Nach dem Plane des Werks folgt in dem soeben erschienenen dritten und letzten Theile desselben die Betrachtung des modernen oder des constitutionellen Staats. Auf eine geistvolle Rundschau über die ganze social-politische Lage der Gegenwart folgt eine nach jeder Richtung hin neue wissenschaftliche Begründung des sogenannten Constitutionalismus, bei welchen auf alle wichtigern Detailfragen eingegangen, namentlich der constitutionelle Formalismus und die Rechtsstaatstheorie auf das rechte Mass gebracht und bei aller Universalität der Standpunkte der wärmste Patriotismus für Deutschland bethätigt wird.

Das Werk enthält auch über eine Menge wichtiger Themas, die man sonst nicht in staatswissenschaftlichen Büchern zu behandeln pflegt, die interessantesten Untersuchungen, z. B. über die Reception des römischen Rechts in Deutschland, über den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gemeinwesen, über die Entstehung des Feudalismus. Der Gebrauch des Werks ist durch die dem letzten Theil beigegebenen genauen Inhalts- und Autorenverzeichnisse sehr erleichtert.

Der Gelehrte wie der Patriot, der Staatsmann wie jeder Gebildete werden dieses nach Wissenschaftlichkeit und Gesinnung echt deutsche Buch mit gleicher Befriedigung lesen und studiren.

Soeben erschien das **76. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Jesus — Kaffee und Kaffeebaum.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1866.

Inhalt: Das Meer. Von E. Schnellen. — Ernest Renan's „Apoſtel". Von Moritz Carriere. — Allerlei Dramatiſches. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Zur Geſchichte des Papſtthums. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Polemik in der Helmbrecht-Frage.) — Anzeigen.

Das Meer.

Das Meer bedarf keines ſchmückenden Beiworts, wie die Alten es liebten und wir es ihnen ſo gern nachthun. Mit dem bloßen Wort „Meer" verknüpft ſich ſofort ein Blick in unermeßliche Ferne, und je nach Stimmung oder Erinnerung blitzt uns eine leicht bewegte Glanzfläche entgegen, oder es ſchwillt an unſer Ohr ein Brauſen hochgehender Wogen, donnernd bricht ſich am Felsgeſtade der dunkle Schwall, in Millionen Schaumperlen aufziſchend und ins Dunkel zurückſtürzend. Darum ſagen wir einfach „das Meer". In der Auffaſſung der Alten ſteht es da als Okeanos, „welcher verlieh uns allen das Daſein" (Homer), als „der endlos wallende Vater, aller unſterblichen Mächt' Urſprung und ſterblicher Menſchen" (Orphiſche Hymnen, 84), und Pindar beginnt ſeinen erſten olympiſchen Siegeshymnus mit dem Wort: „Das Höchſte iſt Waſſer." In den älteſten indiſchen Geſängen, den Vedas, erſcheint es als Urmutter Aditi, die Waſſerfrau, und es heißt: „Alles, was geboren iſt und geboren werden wird, iſt Aditi." Nicht blos die Formen aber ſind es in dieſer Urlehre, nicht die Geſtalten nur, welche unſer Auge erkennt und die wir von Tag zu Tag immer genauer kennen lernen; ſelbſt die Sprache, welche mit ihren Wunderklängen an unſer Ohr ſchlägt, auch ſie iſt eine Meergeburt. Die indiſche Sprachgöttin Vach ſagt von ſich: „Mein Urſprung iſt im Waſſer, im Meer." Wir werden die Wahrheit dieſes Myſteriums nicht minder erfahren, als wir andern Myſterien des Meers bereits auf die Spur gekommen ſind, und größeres Staunen noch als heute wird das Meer erwecken in allen, welche an dem Wachsthum der Welt, der körperlichen in den unzähligen Gebilden, der geiſtigen Welt im Menſchen theilnehmen. Wie leicht iſt aber heute dieſe Theilnahme jedem gemacht! Wie reich iſt unſere Zeit an Bemühungen, allen die Reſultate wiſſenſchaftlicher Forſchungen in Vorträgen und Schriftwerken zu vermitteln!

Als Schleiden vor faſt 20 Jahren, wenn wir nicht irren, ſeine Vorträge über „Die Pflanze und ihr Leben" begann und veröffentlichte — heute bereits in ſechster Auflage erſchienen —, flocht er zwei Kapitel ein über „Das Waſſer und ſeine Bewegung" und „Das Meer und ſeine Bewohner". In populärer Weiſe zog er die Grundlinien der Wiſſenſchaft vom Meer, und heute können wir ein wahres Prachtwerk begrüßen, in welchem er jene beiden Vorträge nach allen Seiten ausführt; die erſten Lieferungen deſſelben liegen vor uns:

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Mit 21 Stahlſtichen in Farbendruck, 200 Holzſchnitten und 1 Karte. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. Lex.-8. In 10 Lieferungen zu je 24 Ngr.

Neben dieſem zeichnen wir ein zweites aus:

Der Ocean, ſeine Geheimniſſe und Wunder. Von Arthur Mangin. Mit farbigen Kupfern und vielen Holzſchnitten. Berlin, Schlingmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt die autoriſirte Ausgabe der zweiten Auflage des franzöſiſchen Werks, das ſich ſo ſchnell ein bedeutendes Publikum geſchaffen hatte. Obwol jedes der Werke ein durchaus vollſtändiges Ganzes bildet, ergänzen ſie ſich doch vielfach, wie es bei dem reichen Stoff, je nachdem er von dieſer oder jener Seite dargeſtellt wird, denkbar iſt. Schleiden ſelbſt ſagt, wo er von der Pflanzenwelt des Meers ſpricht, die ſo unerſchöpflich reich iſt: „Ebendeshalb kann unſere ſkizzenhafte Darſtellung der umfaſſenden Aufgabe auch nicht genügen. Wir konnten hier nicht mehr thun, als die Aufmerkſamkeit anregen, da uns die Thierwelt des Meers als der wichtigere und intereſſantere Gegenſtand unſerer Betrachtungen ſehr viel länger beſchäftigen muß." Dennoch gibt uns auch der kürzer abgehandelte Theil ein prächtiges Geſammtbild der Flora des Meers, ſoweit es ſich vermittels des Senkbleis, der Taucherglocke und des Taucherhelms bis heute zuſammenſtellen läßt. Freilich ſagt Mangin: „Wir kennen die Welt des Meers bis in ihre geringſten Einzelheiten, aber das Geſammtbild fehlt uns." Iſt es denn aber in der Luft- und Landwelt, die er dagegenſtellt, anders? Müſſen wir nicht auch hier das Geſammtbild aus allen den unzähligen Einzelheiten erſt ſchaffen? Verbirgt uns die Erde in ihren Tiefen nicht ebenfalls „Geheimniſſe, die kein Blick zu ahnen vermag, von denen ſich die Einbildungskraft nur eine unvollſtändige Vorſtellung machen kann"? Das iſt eben die Größe des

menſchlichen Geiſtes, daß er, vom Auge angeregt, ſeine Fäden in die unendliche Weite ſpinnt, daß er nun auch ſieht, wo das Auge ihn zu leiten nicht mehr im Stande iſt, und aus dem Geſehenen ein Bild entwirft, das weit über jenes hinausgeht, in einzelnem vielleicht noch mangelhaft, obgleich er ruhlos auch dieſen Mängeln abzuhelfen bemüht iſt. Man leſe von dieſer Mühe bei Schleiden, und der Laie wird diejenigen bewundern, welche ſich mit raſtloſem Eifer, unter vielfachen Gefahren und Schreckniſſen der Erforſchung des Dunkels widmen.

Unſere Kenntniß von dem unerſchöpflichen Reichthum des Meers hat ſich, dank dem Fleiße ſo vieler tüchtiger Forſcher, in dem letzten halben Jahrhundert außerordentlich erweitert; dennoch bleibt noch viel zu wünſchen übrig. Hier wie überall wird das Erſehnte und Erſtrebte dem Menſchen nicht ohne Mühe und Aufopferung, nicht ohne Geduld und Ausdauer zutheil. Iſt es ſchon auf dem Lande dem Forſcher ſchwer und oft faſt unmöglich, ſich das Material für ſeine Unterſuchungen in genügender Menge und in den günſtigſten Zuſtänden zu verſchaffen, ſo iſt das für das Meer noch in viel höherm Grade der Fall.

Und nicht blos die Natur tritt dem Forſcher entgegen, Geiſtesträgheit, Mistrauen, Aberglaube der Strandbewohner, die er benutzen muß, legen ihm mannichfache Hinderniſſe in den Weg. Er muß ſelbſt fiſchen, ſelbſt tauchen, wie Milne Edwards, und auf ſubmarinen Spaziergängen, den Taucherhelm mit der Glasplatte vor dem Geſicht, die Thiere in den geheimſten Verſtecken beobachten. „Da unten aber iſt's fürchterlich", ſingt der Dichter mit der ganzen Wahrheit, als hätte er ſelber aufgeſucht in der purpurnen Tiefe, „den gefräßigen Hai, des Meeres Hyäne, den ſtachlichten Rochen, den Klippenfiſch, des Hammers greuliche Ungeſtalt". Dennoch aber vermochte die Schilderung nicht den Forſcher zurückzuhalten — im höchſten Intereſſe, dem der Aufklärung, verſuchte er zu ſchauen, was die Götter mit Nacht bedeckt, und es gelang, es wird in immer ausgedehnterm Maße gelingen.

Verfolgen wir nur einen Gegenſtand von den vielen, welche das Meer ſeit Jahrtauſenden birgt, die Korallen. Steinpflanzen nannte man ſie im Alterthum und einen „ſeltſamen Irrthum" ſah noch Réaumur im Jahre 1727 in Peyſſonel's Entwickelung ihrer thieriſchen Natur. Ellis betrachtete noch 1767 den Korallenſtock als einen aus vielen ſteinernen Zellen gleich einem Bienenſtock zuſammengeſetzten Körper, in deſſen Zellen ſich Thiere zufällig aufhielten, bis endlich Ehrenberg (1831) ſie für den lebendigen Stammbaum einer großen Familie von vielen Generationen erkannte. Und ſo iſt es überall auf dieſem Gebiete gegangen. Aufſchlüſſe ſind gewonnen worden, die in ihren Folgerungen weit über das Gebiet der Botanik und Zoologie hinaus ſich erſtrecken und unſern Blick für die letzten Fragen alles Wiſſens ſchärfen. Verweilen wir hierbei einige Augenblicke.

Schleiden ſpricht vom Salzgehalt des Meerwaſſers:

Warum iſt das Meer ſalzig? Eine Frage, die von Maury aufgeworfen wird, aber offenbar einen doppelten Sinn hat: einen vernünftigen und einen kindiſchen. In der erſten Bedeutung lautet eigentlich die Frage: aus welchen phyſikaliſchen Urſachen iſt das Meer ſalzig? In der andern Bedeutung ſoll ſie fragen: zu welchem Zwecken hat Gott das Meer ſalzig gemacht? Leider iſt dies letztere Maury's Meinung. Dieſe Fragen nach Gottes Abſichten und Planen ſind ein trauriges Zeichen bedauernswerther Halbbildung, wie man ſie nicht ſelten in England und außerordentlich häufig in Nordamerika findet.

Der Verfaſſer führt dieſe „Halbbildung" auf eine mangelhafte, oberflächliche, einſeitige Schul- und Univerſitätsbildung zurück. Wir ſehen in jener Auffaſſung nichts weiter als eine Verknöcherung im Alten, wie wir ſie oben bei den Gelehrten in Betreff der Korallen fanden. Wenn der Verfaſſer Deutſchland ausnimmt und jene Halbbildung bei uns „nur noch in einigen obſcuren Theologenſchulen und Cliquen" findet, ſo thut er dem Auslande durch ſeine Nachſetzung unrecht. Auch bei uns iſt die Einſeitigkeit der Bildung auf faſt allen Gebieten erſchreckend genug, auch ſie ruht in einer hergebrachten Anhänglichkeit am Alten, die ſo bequem iſt. Die alte Trennung der Wiſſenſchaft in Facultäten und noch weiter in einzelne ſtreng geſonderte Wiſſenſchaftszweige, wie ſie bis heute beſteht, konnte freilich die Einſeitigkeit der Bildung nur begünſtigen. Selbſt die Medicin hat ſich im ganzen und großen in dieſer Einſeitigkeit fortgebildet und wird erſt ſeit kurzem in das große Gebiet hinübergezogen, von dem ſie eigentlich ausgehen mußte, in das Gebiet der allſeitigſten Kenntniß der Natur, ſoweit ſie in jeder Zeit möglich iſt. Nicht anders aber iſt es mit den andern Wiſſenſchaften. Die Rechtswiſſenſchaft, die Theologie, die Sprachenkunde, wie können ſie ohne Kenntniß des menſchlichen Weſens, wie es von Natur iſt, wie es in einer langen Geſchichte geworden, einen Aufbau vornehmen, der Erfolg verſpräche? Und wie ſo eng hängt das menſchliche Weſen mit dem Naturganzen zuſammen, wie müßte alſo nicht allen den heute ſo ſtreng geſonderten Wiſſenſchaften die Naturwiſſenſchaft zu Grunde gelegt werden und wie würden ſich dann jene alten Begriffe läutern, welche wie der Gottesbegriff rein hiſtoriſch an den Menſchen getreten ſind!

Wie wir zu Anfang berührten, ſtand es bei den älteſten Weiſen feſt, daß im Meer der Urſprung von allem ſei. Es läßt ſich nachweiſen, wie dieſer Glaube entſtanden, der heute ſich mehr und mehr bewahrheitet; wir können darauf indeß nicht eingehen, wir folgen vielmehr den Reſultaten unſerer heutigen Naturforſchung. Schleiden ſagt:

Ueberblicken wir die gegenwärtige Thier- und Pflanzenwelt, ſo können wir den Gedanken nicht abweiſen, daß die einfachern Geſtalten und Lebensformen uns als die niedrigern in der Reihe der Organismen erſcheinen, daß wir in ihnen den Anfang der Organiſation wahrzunehmen glauben. Von den höchſten Geſtaltungen, dem Menſchen und dem Affen, werden wir durch Säugethiere, Vögel, Amphibien zu den Fiſchen, den eigentlichen Waſſerthieren, von den Inſekten, Krebsthieren, Würmern zu den Mollusken und Meduſen, von dieſen zu Polypen, Protozoen (den erſten Anfängen der Organiſation) geführt und kommen ſo im Waſſer und ſchließlich im Meere an, wo wir die allereinfachſten Organiſationsformen antreffen. In gleicher Weiſe werden wir von den höchſt entwickelten Landpflanzen durch die Kryptogamen zu den Algen und den pflanzlichen Infuſorien gewieſen, die uns wieder auf das Waſſer, auf das Meer, als ihre Geburtsſtätte hinweiſen. Nun ſind aber gerade die älteſten geſchichteten Gebirge, in denen organiſche Ueberreſte

vorkommen, Meeresablagerungen, und gerade in ihnen treffen wir auch, wie wir erwarten durften, jene einfachſten Formen der Thier- und Pflanzenwelt, ſoweit ſie überhaupt dauernde Ueberreſte oder Spuren hinterlaſſen konnten, als Anfänge der organiſchen Reihen an. Wenn wir die Stufenleiter der geognoſtiſchen Formationen, von der Neuzeit bis auf die älteſten Bildungen, hinabſteigen, ſo erhalten wir in den Verſteinerungen faſt genau dieſelbe Reihe, als wenn wir, wie oben geſchehen, die Pflanzen und Thiere von den complicirteſten bis zu den einfachſten Formen anordnen. Und ſo weiſt uns jede Betrachtungsweiſe immer auf das Meer, als die Geburtsſtätte des Lebendigen.

Der Verfaſſer geht nun auf die Betrachtung der Zelle ein, jener kleinen organiſchen Form, aus welcher alle höhern organiſchen Geſchöpfe aufgebaut ſind. Ebenſo zeigten die mikroſkopiſchen Unterſuchungen, daß die erſten Anfänge der Organismen Zellen ſind, die keinen Unterſchied zwiſchen thieriſcher und pflanzlicher Natur mehr erkennen laſſen, und man fand weiter, daß manche niedrige Pflanzen und Thiere aus einer formloſen organiſchen Subſtanz, dem Protoplasma (Ur-Zellbildungsſtoff), beſtehen. Leben war alſo nicht, wie man früher annahm, nur an die vollendete Zelle geknüpft, ſondern einfach an das Vorhandenſein der organiſchen Subſtanz. Fragen wir nach dem Urſprung derſelben, ſo bleibt uns, bleibt der exacten Wiſſenſchaft nur der Rückgang auf die unorganiſchen Stoffe übrig, und hier haben Berthelot's glänzende Entdeckungen in jüngſter Zeit die Möglichkeit der Darſtellung organiſcher Stoffe aus unorganiſchen Elementen ergeben. Abſolut unorganiſche Stoffe, wie Kohlenſäure, Kohlenoxydgas, kohlenſaure Salze, ſchloß er mit Waſſer oder auch mit Salzſäure hermetiſch in einen Glaskolben, ſetzte dieſen monatelang einer Temperatur bis 200° und darüber aus, und — die organiſche Subſtanz war da. Längere Zeit der Einwirkung, hohe Temperatur, Verſchluß — das ſind die Hauptbedingungen zur Bildung. Und nun betrachten wir das Urmeer der Erde; es war genau der verſchloſſene Kolben Berthelot's.

Der ſtarke Druck der dichten Atmoſphäre erlaubte vielen flüchtigen Subſtanzen nicht, zu entweichen, die Temperatur iſt hoch über dem Siedepunkt, dieſe Zuſtände dauern Jahrhunderte und Jahrtauſende fort. Das Urmeer enthält aufgelöſt alle Salze, welche Berthelot etwa anwenden konnte. Wir begreifen nicht nur die Möglichkeit der Bildung organiſcher Subſtanz, ſondern finden geradezu die Bedingungen, unter welchen die Bildung derſelben eine unvermeidliche Nothwendigkeit wird.

Das Meer warf aber, wie noch heute, wenn auch unter veränderten Verhältniſſen, unzählige ſeiner Kinder ans Land, ein aufgeſchwemmtes, noch halb flüſſiges warmes Brüttland, in welchem neue Entwickelungen unter neuen Verhältniſſen zu neuen Formen vor ſich gehen mußten. Zunächſt erſcheint aber eine immer wachſende Verkümmerung der Landgeſchöpfe gegen ihre Vorfahren und Vettern im Meere. „Das kleinſte Nadelholz (Juniperus) und das größte (Washingtonia) verhalten ſich in ihrer Größe höchſtens wie 1:50, das kleinſte Moos zum größten wie 1:144, die niedrigſte Palme zur längſten wie 1:600, aber die kleinſte Alge zu den größten wie 1:700000 und mehr."

Dazu die Fülle des Meers an Geſchöpfen, welche die des Landes weit übertrifft, dieſer Reichthum mannichfaltigſter Geſtalten, dieſe Stärke, der Muth und die raſche, unermüdliche Lebendigkeit ſelbſt der größten Thiere des Meers: „die alte Mutter des Lebens bleibt auch ſeine beſte Pflegerin". Arthur Mangin ſagt:

Wenn ich in der wiſſenſchaftlichen Sprache ſprechen darf, ſo iſt es eine Arbeit mineraliſcher Chemie, durch welche das große Werk der Organiſation der Weſen vorbereitet wird. Dieſes wird aber erſt ſpäter beginnen.... Hier verweilt die Phantaſie bei dem wunderbaren und großartigen Schauſpiele des grenzenloſen, in ſeinem vulkaniſchen Bette ſchäumenden und ſeine ungeſtümen Wogen nach allen Richtungen hinrollenden Oceans, in dem der röthliche Schimmer eines feurigen, in dicken und warmen Nebel gehüllten Himmels widerſtrahlte, in deſſen Wellen Tauſende von Millionen unſichtbarer Weſen, die Embryone zukünftiger Weſen, Lebensverſuche machten, bis der Tag, der wahre Tag über die Welt aufginge.

Das Chaos war der Entwurf des Kosmos; dieſes Chaos, das nicht die rudis indigestaque moles Ovid's war, ſondern „die normale Arbeit einer ungeheuern Zeugung", „die Materie, welche infolge der ewigen ſie beherrſchenden Geſetze nothwendige Umwandlungen erlitt und der unfehlbaren Macht gehorchte, die aus ihren tauſend Combinationen die merkwürdige Vereinigung harmoniſcher Dinge hervorgehen laſſen ſollte, welche wir Welt (Kosmos) nennen". So ſchreitet auch Mangin Schritt um Schritt weiter, ſeinen Leſern die Entwickelung der Erdenwelt bis zu ihrem heutigen Standpunkt zeigend. Mit Vorliebe führt der Verfaſſer die naturwiſſenſchaftlichen Größen ſeines Vaterlandes an, und wir rechten deshalb nicht mit ihm, da er im übrigen auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſteht. In vielem iſt er genauer, eingehender als Schleiden, in anderm, beſonders in der Schilderung des Thierlebens, beſchränkt er ſich auf das Wichtigſte, Intereſſanteſte. Wir geben zum Schluß den Gang des empfehlenswerthen Werks.

Der Verfaſſer beginnt mit der „Geſchichte des Oceans" von jenen dunkeln Anfängen, welche man hypothetiſch zu finden bemüht war und die ſich allmählich mehr und mehr als die richtigen erweiſen. Mit den großen Fluten kommt er zur endlichen „Theilung der Welt", der Erdenwelt, in die beiden Maſſen Land und Meer, wie ſie im ganzen noch heute beſtehen. Er entwirft dann ein Bild der Phänomene des Oceans, ſeiner Ströme, Flüſſe, Wieſen und Gletſcher und der über ihnen ſich tummelnden Winde und Stürme. Er läßt endlich die Bewohner auftreten in ihrer Thätigkeit in den Gärten des Meers wie an ſeiner Oberfläche, handelt in einzelnen Kapiteln von jeder Klaſſe und zieht die Romantik der Seeſchlange und des Rieſenpulpen oder Kraken hinein. Der Schluß des Werks beſchäftigt ſich mit der Thätigkeit des Menſchen auf und in dem Meer. Das Ganze bietet eine ebenſo angenehme als belehrende Lektüre.

Wir ſchließen dieſen beiden empfehlenswerthen Werken noch ein drittes an, das uns auf das Land führt und ſich als Leſebuch „für jeden Gebildeten, zunächſt für die reifere Jugend und ihre Lehrer" gibt:

Studien und Lesefrüchte aus dem Buch der Natur. Von M. Bach. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Köln, Bachem. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser gehört zu denen, welche die „rechte Naturforschung" als diejenige darstellen, die „im Geiste des Christenthums ausgeführt" wird und „den redlichen Forscher durch die in den Geschöpfen geoffenbarte Allmacht, Weisheit und Liebe zur wahren Andacht, Gottesfurcht und Nächstenliebe begeistert". Im übrigen ist das Werk reich an hübschen Beobachtungen in der Insektenwelt, der Verfasser ein sinniger Freund der Natur im kleinen, dem wir gern auf seinen Wegen in Feld und Wald folgen. Mit Ausnahme eines Kapitels über die Mammuthbäume Californiens beschäftigen sich die übrigen mit Raupen, Schmetterlingen, Bienen und Käfern, eins auch mit dem Kukuk und eins mit dem Maulwurf. Sie erzählen uns viel Interessantes, wir wollen einzelnes in Verbindung mit den ersten Werken hervorheben.

Es lautet gewiß seltsam, wenn wir hören, daß die kleine Raupe gar im Stande sein soll, einen Eisenbahnzug, der im vollen Gange ist, aufzuhalten. Aber eine Mittheilung des Präsidenten des Entomologischen Vereins zu Stettin, Hrn. Dohrn, belehrt uns darüber und zeigt uns, was vereinigte Kraft auch so kleiner Wesen, selbst unwillkürlich, vermag. Möge es den Menschen zu immer festerer Vereinigung gegen die Mächte der Noth, der Natur wie gegen andere Gewalten leiten! Im Sommer 1854 fuhr Dohrn von Wien nach Prag über Brünn:

Zwischen diesen letzten Städten ging der Zug plötzlich auffallend langsamer. Aus dem langsamen Tempo wurde sofort ein schleppendes und gleich darauf hielt der Zug vollständig still. Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelingen würde, das hatte die unbedeutende Raupe des Kohlweißlings glorreich durchgesetzt. Gerade im Momente als der Zug mit voller Geschwindigkeit heranbrauste, waren die Schienen auf mehr als 200 Fuß Länge mit wandernden Raupen dicht bedeckt. Die ersten 60—70 Fuß gingen die Räder der Locomotive über die zerquetschte Masse fort, aber die Tausende von kleinen Fettkörpern legten sich sogleich mit solcher Cohäsion an die Räder, daß diese in den nächsten Secunden kaum noch Reibung genug besaßen, um vorwärts zu kommen. Da aber jeder Schritt vorwärts durch neues Raupenquetschen neues Fett an die Räder schmierte, so versagten diese vollständig den Dienst, noch ehe die marschirende Colonne der Raupen durchbrochen war. Es dauerte länger als zehn Minuten, ehe mit Besen die Schienen vor der Locomotive gekehrt und mit wollenen Lappen die Räder der Locomotive und des Tenders so weit geputzt waren, daß der Zug wieder in Bewegung gesetzt werden konnte.

Im Meere ist eine Hemmung der Schiffe durch die oft in unzählbarer Menge die Oberfläche meilenweit bedeckenden gallertartigen kleinen Bewohner nicht möglich, hier sind es nur jene Fucusansammlungen, welche die Segelgeschwindigkeit der Schiffe wesentlich vermindern (Maury), „wachsen doch Tange in der Magellansstraße so dicht, daß selbst die Dampfer große Schwierigkeiten haben durchzukommen und oft anhalten müssen, um die Ruderschaufeln von dem darum gewickelten Tang zu befreien". Der alte Pytheas aus Massilia erzählte freilich aus den nördlichen Meeren, daß dort mit dem Schiff nicht weiter fortzukommen sei, es gebe da ein dichtes Gemisch von Meer, Land und Luft, wie er sich ausdrückt, einer Seelunge ähnlich. Man meinte, Pytheas hätte damit eine nebelige Winterscene schildern wollen, aber Meerlunge, Pulmo marinus, nannten die Alten, wie noch heute die Italiener pulmone marino, die Medusen wegen ihrer gelatinösen Substanz, die man mit der weichen Lungensubstanz verglich — Schleiden meint „wol mehr noch wegen der dem Athmen ähnlichen Bewegung der Glocke". Dieses gelée de mer, wie der Franzose die Quallen nennt, ist im Mittelmeer wie in der Ost- und Nordsee ungemein häufig, nur wissen wir von einer Hemmung der Schiffe durch dasselbe nichts.

Die immer geselligen Medusen kommen in großer Zahl an die Oberfläche, um müßig und munter im Sonnenschein zu spielen. Bald als Glocken, bald als Pilze, bald eiförmig, bald kugelförmig, glashell im Wasser kaum zu erkennen, oder als Gestalten von Milchglas, in allen Farbentönen von roth und blau, grün und gelb glänzend tummeln sich diese graziösen leicht beweglichen Gestalten auf der Grenze von Ocean und Atmosphäre herum. Bald gleiten sie mit leichten taktmäßigen, aber unhörbaren Glockenschwingungen dahin, bald mit kräftigem Zusammenziehen der Scheibe hüpfen sie muthwillig hoch aus dem heimischen Elemente hervor. Tändelnd in lieblichem Spiel der Fangarme scheinen sie doch nichts damit fangen zu wollen. Und der Wanderer des Meers steht gelehnt auf dem Bord seines Schiffs, schaut stundenlang dem Spiel zu, und noch lange, nachdem die launischen Okeaniden, plötzlich die Glocke schließend und sich umkehrend, in die Tiefe geschossen sind, ziehen hier angeregte Gedanken über Menschenthum und Menschenschicksal durch seine Seele.

Das ist noch eine Stelle aus dem Werke von Schleiden. Auf das Bach'sche zurückkehrend und zu den Beobachtungen über die verschiedenen Raupenarten, mahnt uns die Schilderung der gefährlichen Entzündungen, welche die Haare besonders der Processionsraupen, ja selbst der Haarstaub schon, der an den Gegenständen, über die sie gewandert, haften bleibt, hervorrufen, an die Nesselorgane der Röhrenquallen auf ihren Fangfäden. Es sind kleine runde oder längliche Zellen, in denen ein sehr zarter, oft mit Widerhaken besetzter Faden spiralig oder knäuelförmig aufgerollt liegt. Wie Bach über die Raupen berichtet, ist auch hier die Empfindlichkeit einzelner Menschen gegen die bei Berührung sich herausschnellende mikroskopische Waffe verschieden; aber wie das Raupengift können z. B. auch die Physalien sehr bedenkliche Zustände herbeiführen. Meyen erzählt von einem Matrosen, der eine prachtvolle Physalia fangen wollte und nackt ins Meer sprang. Sie umschlang ihn mit ihren wol drei Fuß langen Fangfäden, und von Schmerzen gepeinigt schrie der Matrose um Hülfe, erreichte nur mit Mühe das Schiff und wurde heraufgezogen. Schmerzen und Entzündung waren fürchterlich und man fürchtete lange um sein Leben. Lasson spricht auch hier von einem Gift, einer ätzenden, etwas zähen, bläulichen Flüssigkeit. Dutertre schildert die Empfindung, als eine „kleine Galere" — die Matrosen verglichen die prachtvolle Erscheinung stets mit einer Fregatte, Galere, die Wissenschaft nennt sie Physalia caravella — seine Hand umschlang: sein ganzer Arm bis zur Schulter schien in kochendes

Oel getaucht und er mußte laut aufſchreien. Auf dem Lande haben wir die Neſſel im Pflanzenreich, den Bienen- und Ameiſenſtich neben dem Raupengift im Thierreich.

Das Werk von Bach gibt in ſeinem letzten Drittheil eine lehrreiche hübſche Zuſammenſtellung des über Naturgeſchichte, Lebensweiſe u. ſ. w. der Ameiſen und Bienen Bekannten, das er wie überall mit eigenen Beobachtungen würzt. Das Werk wird ſeinen Zweck als unterhaltendes und zugleich belehrendes Leſebuch gewiß erfüllen und vielen auch um der oben erwähnten Richtung des Verfaſſers willen angenehm ſein, während andere ſich den Werken Schleiden's und Mangin's mit Vorliebe zuwenden werden, um ſich über die mancherlei Wunder in der Natur zu unterrichten. **E. Schnellen.**

Erneſt Renan's „Apoſtel".

Die Apoſtel. Von Erneſt Renan. Autoriſirte deutſche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr.

„Die Apoſtel" ſind das zweite Werk des Cyklus, in welchem Renan die „Geſchichte der Anfänge des Chriſtenthums" behandelt; ſie ſchließen ſich in Form und Inhalt dem erſten, ſeinem von uns in Nr. 1 d. Bl. f. 1864 ausführlich gewürdigten „Leben Jeſu" an. Der Verfaſſer weiſt in der Einleitung jede polemiſche Abſicht von ſich ab; ſein Ziel und Plan ſei, das geſchichtlich Wahre zu finden und lebendig zu machen, zu arbeiten, damit die großen Dinge der Vergangenheit mit der größtmöglichſten Genauigkeit bekannt und auf eine ihrer Bedeutung entſprechende Weiſe dargeſtellt werden. Hätte er über mehrere Leben zu verfügen, er würde das eine verwenden, um eine Geſchichte Alexander's, ein anderes um eine Geſchichte Athens, ein drittes eine Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution oder des Franciscanerordens zu ſchreiben. Renan zeichnet uns auch hier das Bild der erſten chriſtlichen Gemeinde in die örtlichen und zeitlichen Verhältniſſe der Natur und der Geſchichte hinein; nur ſo wird es ihm möglich, das Wenige, was ihm die Quellen über jene ſagen, auf mehrern hundert Seiten zu behandeln; aber gerade die anſchauliche Fülle in ſeiner Schilderung der Weltlage, der bedeutenden Städte, der jüdiſchen und helleniſchen Bildung gibt dem Werke nicht blos einen eigenthümlichen Reiz, ſondern dient auch weſentlich dazu, die Ausbreitung der neuen Religion verſtändlich zu machen und ſie aus dem Bereich des Mirakulöſen in das der hiſtoriſchen Wirklichkeit und ihres Werdens zu verſetzen. Die Gründung des Chriſtenthums iſt die größte That der religiöſen Weltgeſchichte, aber ſie tritt darum weder aus der phyſiſchen, noch aus der moraliſchen Ordnung der Dinge heraus. Auch das Buddhiſtenthum hat ſeine Märtyrer, auch der Islam hat ſeine Siege, in denen die Anhänger den Finger Gottes finden, auch das Hellenenthum iſt einzig in ſeiner Art, die griechiſche Kunſt überflügelt die andern Künſte wie das Chriſtenthum die andern Religionen, und die Akropolis Athens war ein Wunder der Schönheit, wie Jeſu Wort und Werk ein Wunder der Heiligkeit. Gott iſt auf verſchiedenen Stufen in allem Guten, Schönen, Wahren; die Gegenwart ſeines Hauchs in einer religiöſen oder philoſophiſchen Bewegung iſt keine Ausnahme, ſeine Offenbarung eine mannichfaltige.

Iſt dies der Standpunkt, den auch die deutſche Wiſſenſchaft einnimmt, und von welchem aus ich ſelber das orientaliſche Alterthum und neuerdings Hellas und Rom vornehmlich in Hinſicht auf Dichtung und Kunſt dargeſtellt habe, ſo weicht doch Renan von der bei uns üblichen Weiſe dadurch ab, daß er das thatſächlich Beglaubigte und das Mögliche oder Wahrſcheinliche nicht ſtreng ſondert, daß er ſich bei der Mangelhaftigkeit der Erkenntniß nicht beruhigen mag, ſondern nach einem in ſich gerundeten farbenreichen Bild der Dinge ſtrebt. Die ſichern Nachrichten, die wir haben, ſind vereinzelt und geben uns nur Bruchſtücke der Wirklichkeit; Renan ſucht Verbindungslinien zu ziehen und auf Analogien der Erfahrung geſtützt ein Ganzes künſtleriſch herzuſtellen. Darum trachten die Gegner, ſeine Arbeiten damit zu beſeitigen, daß ſie dieſelben einen Roman nennen. Er ſelber leugnet den Antheil nicht, den die geſtaltende Phantaſie an ihnen hat, aber er beruft ſich darauf, daß er das kritiſch geprüfte Material treu und vollſtändig verwerthet. Er ſagt ſelber über ſeine Methode:

> In Geſchichtserzählungen wie die vorliegende, in denen das Ganze nur gewiß iſt und die Einzelheiten mehr oder weniger zum Zweifel Veranlaſſung geben infolge des legendenartigen Charakters der Urkunden, iſt die Hypotheſe unerlaßlich. Für die Zeitabſchnitte, von denen wir gar nichts wiſſen, gibt es keine Vorausſetzungen oder Muthmaßungen. Wollte man es verſuchen, die eine oder andere Statuengruppe herzuſtellen, die gewiß beſtanden hat, aber von der wir keine Ueberreſte beſitzen und über welche wir keine ſchriftlichen Angaben haben, ſo wäre ein ſolches Werk rein willkürlicher Art; allein die Figurengruppen und Reliefs des Parthenon, die uns beſchrieben werden, wiederherzuſtellen mit Hülfe der erhaltenen Bruchſtücke, der im 17. Jahrhundert gemachten Zeichnungen, und all der Ueberlieferungen, nach denen man, durch den Stil dieſer herrlichen Werke begeiſtert, in die Seele, das Leben, den Geiſt ihrer Zeit ſich verſetzt, was wäre gerechtfertigter? Man darf alsdann allerdings nicht ſagen, man habe das Werk des alten Bildhauers gefunden, allein man hat immerhin gethan, was man konnte, um ſich demſelben zu nähern.

Alſo eine künſtleriſche Reſtauration auf Grundlage des Vorhandenen und nach Kenntniß von Zeit und Ort, das will Renan uns geben, und das muß der Leſer im Gedächtniß halten; mit dem Gewiſſen iſt das Wahrſcheinliche, mit dem Thatſächlichen das Mögliche verſchmolzen. Die Freude an dem Individuellen und an farbenreicher Schilderung verleitet den Verfaſſer, gar manches in den Text aufzunehmen, was er ſelber zuvor für zweifelhaft erklärt hat. So folgt er z. B. der deutſchen Kritik, vornehmlich Baur's und Zeller's, in Bezug auf die Apoſtelgeſchichte und betont den Widerſpruch ihrer ausgleichenden verſöhnlichen Darſtellung, wie ſie nach dem errungenen Frieden wünſchenswerth geweſen, mit den ſcharfen Gegenſätzen der heftigen Fehde, in welche die unmittelbaren Quellen, die Briefe von Paulus, uns hineinblicken laſſen; doch benutzt er die einzelnen Erzählungen, nach denen auch Petrus von Anfang an und unbedenklich Heiden tauft, und die Größe des ſelbſtändigen Geiſtes, mit

welcher Paulus das Chriſtenthum aus den jüdiſchen Banden losriß, kommt nicht zur Geltung; er ſcheint nur zu thun, was ſchon in den Umſtänden liegt. Wol hat Renan recht, Jeſus und nicht Paulus iſt Stifter des Chriſtenthums; aber Paulus erfaßte es als Weltreligion.

Renan läßt die Auferſtehung Jeſu im Geiſte der Seinen geſchehen; die Liebe, der Glaube an die Wahrheit ſeines Wortes erweckt ihn in den Herzen, läßt ſein Bild in der innern Anſchauung und dann als Viſion erſcheinen. Die Thatſache ſteht feſt, daß die Jünger ihn ſahen, von ſeinem neuen Leben überzeugt waren, dadurch Muth und Kraft zur Fortſetzung ſeines Werks gewannen. Paulus ſetzt die Erſcheinung, die ihm geworden, in eine Reihe mit den vorhergehenden. Sie trägt den ſubjectiven Charakter. Aber das wird eine offene Frage bleiben, ob die ſchauende Seele nicht von innen, objectiv, durch den fortlebenden Chriſtus, durch den Geiſt Gottes erregt ward, und ſelbſt der nüchterne Kant hat von der einen großen Republik geredet, zu welcher alle Geiſter gehören, von der Gemeinſchaft, welche alle immateriellen Naturen verknüpft. Renan läßt dies beiſeite und wird wie immer ſentimental, wenn er von Maria Magdalena, der Königin und Schutzpatronin der Idealiſten redet, die ins Dunkel geſtellt worden ſei infolge der ewigen Ungerechtigkeit, nach welcher der Mann ſich allein das Werk zuſchreibe, während doch die Frau einen gleich großen Antheil daran gehabt habe.

Renan gibt eine ſehr anziehende Schilderung der erſten chriſtlichen Gemeinde zu Jeruſalem. Sie war eine brüderliche Genoſſenſchaft, ſie löſte die ſociale Frage durch die Liebe, welche der Armen und Verlaſſenen ſich annahm, durch die Hülfe, die ſie zugleich dem geiſtigen und leiblichen Elend brachte. Hier gewährte ſie den Frauen Antheil am prieſterlichen Wirken. Der Verfaſſer zeigt dabei eine Neigung für das klöſterlich gemeinſame Leben im Gegenſatz „zu dem Gewirr unſerer künſtlichen und liebeleeren Geſellſchaften, wo die fühlende Seele zuweilen ſo grauſam vereinzelt daſteht“. Der moderne Individualismus, meint er, werde ſich ſelbſt zerſtören, die in ſich verzehrte, betrübte, unvermögend gewordene Menſchheit werde ſich wieder zu dem Ideal hinwenden, das der Verfaſſer der Apoſtelgeſchichte wie eine Inſchrift der Paradieſespforten aufgezeichnet habe: „Die Menge der Gläubigen hatte Ein Herz und Eine Seele; auch keiner ſagte von den Gütern, daß ſie ſein wären, ſondern es war ihnen alles gemein.“ Bald ward die erſte Organiſation durch die Verfolgung von ſeiten der Juden zerſtört, aber ſie blieb wie ein glänzender Traum, deſſen Erinnerung alle, die daran theilgenommen, in den ſpätern Prüfungen erquickte. „Große Lebensläufe haben faſt immer zur Grundlage einige Monate, während welcher man Gott fühlte, und deren Duft genügt, um ganze Jahre mit Kraft und Freude zu erfüllen.“ Indeß ſagt Renan an einer andern Stelle:

Es iſt das Eigenthümliche der auf Communismus begründeten Inſtitute, daß ſie eine erſte Periode des Glanzes haben, denn der Communismus ſetzt immer eine große Begeiſterung voraus; daß ſie aber ſehr bald entarten, weil der Communismus der menſchlichen Natur widerſtrebt. In ſeiner tugendhaften Aufwallung glaubt der Menſch ſich des Eigennutzes entſchlagen zu können; der Egoismus rächt ſich, indem er beweiſt, daß die abſolute Uneigennützigkeit ſchlimmere Uebel erzeugt, als die ſind, welche man durch Beſeitigung des Eigenthums zu beſiegen vermeinte.

Man muß dieſen und den obigen Gedanken zuſammenhalten. Die Erwerbſucht, die Habgier kann überwunden werden, ohne den Privatbeſitz aufzugeben; die eigenthümliche Perſönlichkeit fordert ein Eigenthum, aber ſie iſt Glied eines Ganzen, und von deſſen Wohl iſt ihr Wohlſein bedingt; an die Stelle der Selbſtſucht tritt das Selbſt, das in der Liebe beglückt wird und beglückt. Renan bezeichnet das urſprüngliche Chriſtenthum als eine große Verbindung der Armen, eine heldenartige Anſtrengung gegen den Egoismus, ſich auf den Gedanken ſtützend, daß jeder nur das Recht auf das ihm Nothwendige habe, daß das Ueberflüſſige denen gehört, die nichts beſitzen. Zwiſchen einem ſolchen Geiſt und dem römiſchen mußte ein Kampf entbrennen, und das Chriſtenthum konnte nur weltherrſchend werden, wenn es jenes erſte Programm änderte, aber der Geſellſchaft die Sorge für die Armen zur Pflicht machte.

Pauli Bekehrung wird ausführlich erzählt, aus ſeinem Seelenzuſtand, ſeiner Bildung, ſeinem Charakter motivirt; auch hier kommt dem Autor die eigene Erfahrung im Orient zu ſtatten. Durch Paulus ward die Kirche von Antiochien gegründet und damit eine neue Epoche der chriſtlichen Entwickelung herbeigeführt. Die Lage der Stadt, die Reize der Natur, die Schönheit der Kunſtwerke, die helleniſche Bildung und der Verfall des ſittlichen Lebens werden gleich anſchaulich geſchildert; am Ufer des Orontes ward das Chriſtenthum zuerſt den Heiden und den Juden zugleich gepredigt, hier zuerſt die religiöſe Verſchmelzung der Arier und Semiten vollzogen. Neben Paulus tritt Barnabas bei Renan ins Licht: ein aufgeklärter, wohlwollender Mann voll Einſicht und Kraft, dem eine Stelle in der erſten Linie der Gründer des Chriſtenthums gebühre. In Antiochien wurde der Name der Chriſten (Chriſtianer) gebildet, während bei den Juden die Anhänger der neuen Sekte Nazarener hießen. In Antiochien wurde das Evangelium in griechiſcher Sprache gepredigt und in die weltgeſchichtliche Bewegung der Cultur hineingeſtellt.

Stephanus war einer jüdiſchen Verfolgung zum Opfer gefallen; im Jahre 44 ward Jacobus auf Befehl von Herodes Agrippa enthauptet, Petrus eingekerkert. Aber außerhalb Judäas verbreitete ſich die neue Lehre wunderſchnell. Dies begreiflich zu machen, betrachtet Renan die Weltlage, und dies iſt wieder ein trefflicher Abſchnitt ſeines Buchs. Die Landungsſtätten der Apoſtel waren beinahe alle durch jüdiſche Colonien markirt, in den Synagogen ward zuerſt das Evangelium gepredigt; wie an einer elektriſchen Kette lief der neue Gedanke blitzgleich dahin. Kleinaſien, Griechenland, Italien hatten Gemeinden von Juden; dieſe gaben das erſte Beiſpiel jener Art von Patriotismus, dem ſpäter Armenier und Neugriechen

folgten, eines energiſchen, aber nicht am Boden haftenden Patriotismus von Kaufleuten, die ſich überall verbreiteten und überall ſich als Brüder erkannten; eines Patriotismus, der ſich nicht die Bildung eines großen compacten Staats, ſondern kleiner autonomer Gemeinweſen im Schoſe anderer Staaten zum Ziel ſetzt. Die Juden bewohnten beſondere Stadtviertel, ſtanden unter eigenen Rathscollegien und waren durch ihre religiöſen Ceremonien abgegrenzt; doch herrſchte noch mehr Armuth mit Herzlichkeit und heiterer Gemüthsruhe als Reichthum und ſelbſtſüchtiger Luxus unter ihnen. So bildeten ſie in Rom, in Alexandrien bedeutende Corporationen. Vielfach misachtet und verlacht gaben ſie ſich keine Mühe, äußerlich mit Anſtand zu erſcheinen; doch fanden ihre guten Sitten, ihr eifriger Glaube an Einen geiſtigen Gott auch bei vielen Menſchen Anklang. Auch die Syrer waren ein thätiges Werkzeug zur Eroberung des Occidents durch den Orient. Im Kleingewerbe als Lohndiener, Sänftenträger fanden ſie überall Zutritt und brachten Sprache und Sitten ihres Landes mit. Der Sklave des Alterthums war der natürliche Feind ſeiner Herren; der Syrer ſuchte ſeiner gedrückten Lage die beſte Seite abzugewinnen, er plauderte gemüthlich mit den Sklaven und verſtand es dienſtbefliſſen dem Herrn oder der Herrin zu gefallen. So half er Maſche um Maſche das Netz der alten Civiliſation aufneſteln. Die alte Geſellſchaft, die auf der Ungleichheit der Raſſen, auf Verachtung der Barbaren beruhte, war dem Untergang geweiht; die römiſche Ariſtokratie ging an ihrer Hartherzigkeit zu Grunde; der Syrer, der arme Mann, welcher ſeine Mitmenſchen liebt, mit ihnen theilt, vertraulich mit ihnen umgeht, er trägt in ſeiner Niedrigkeit den Sieg davon, er ſteht im Dienſte der Humanität.

Dem gegenüber zeigt der Zuſtand der römiſchen Welt neben der Sittenverderbniß der großen Städte in kleinern Kreiſen, im Mittelſtande noch immer viel Familienſinn und ehrbare Lebensweiſe. Das Kaiſerreich kannte keine Centraliſation, die Provinzen bewahrten viel Selbſtändigkeit, die Narrheiten und Grauſamkeiten der Kaiſer trafen vornehmlich die Ariſtokratie in Rom, aber draußen konnte der Menſch, der ſich nicht um Politik bekümmerte, behaglich leben; Induſtrie, Handel, ja der Gedanke war frei und hatte einen weiten Spielraum. Die ſtoiſche Philoſophie verkündete das gleiche Menſchenrecht aller. Neben ihr lief der mannichfachſte Aberglaube, denn die alten Götter gaben keine rechte Befriedigung mehr. Von allen Seiten verlangte man nach einer monotheiſtiſchen Religion, die ſich auf moraliſche Principien gründet und das Sittengeſetz als göttliches Gebot aufſtellt. Die naturaliſtiſchen Religionen und ihre Mythen ſind Zauberpoſſen und Kinderſpiel geworden. Im Staat beſtand Freiheit der Religionsübung, ſofern man die andern Culte nicht beleidigte. Wenn man dem Judenthum den Krieg erklärte, ſo war es, weil man glaubte, daß es die bürgerlichen Geſetze verachte und gleichgültig gegen das Staatswohl ſei; wo es eine einfache private Religion ſein wollte, da ward es nicht verfolgt. Das Kaiſerreich war ein Laienſtaat, es duldete nicht, daß eine Religion politiſchen Einfluß habe, es wollte keine Verbindungen im Staat, und deshalb verfolgte es die frommen Verbrüderungen, die Genoſſenſchaften, die ſich in Griechenland zu gegenſeitiger Hülfeleiſtung wie zur Verſchönerung des Lebens gebildet hatten; man mußte ſie in Rom geheimhalten, aber die Sklaven, die Veteranen, die kleinen Leute fanden ſich gern zuſammen zu gemeinſamen Mahlzeiten, zu geräuſchloſer Freude; nach außen bezeichnete man ſolche Collegien als Begräbnißgeſellſchaften. Renan legt großes Gewicht hierauf, und fügt hinzu:

Der Menſch bedarf des kleinen traulichen Kreiſes der Brüderſchaft, in der man gemeinſchaftlich lebt und ſtirbt. Unſere großen abſtracten Geſellſchaften vermögen nicht all den Trieben der Geſelligkeit, die der Menſch in ſich trägt, Genüge zu leiſten. Laßt ihn ſein Herz an etwas hängen, ſeinen Troſt da ſuchen, wo er ihn findet, ſich Brüder erwerben, Herzensbande knüpfen! Die kalte Hand des Staats greife nicht ein in dieſes Reich der Seele; es iſt das Reich der Freiheit! Das Leben, die Freude werden nicht eher ſich wieder heimiſch machen in der Welt, als bis unſer Mistrauen gegen die Collegia, jene, traurige Erbſchaft des römiſchen Rechts, aus ihr verſchwunden ſein wird. Die Verbindung, die ohne den Staat zu zerſtören außerhalb des Staats ſteht, ſie iſt die Lebensfrage der Zukunft.

Das Reich Gottes nennt Renan „die ewige Sehnſucht, die man niemals aus den Herzen der Menſchen reißen wird". Der Gedanke einer Organiſation der Menſchheit mit Rückſicht auf ihr höchſtes Glück und ihre ſittliche Vervollkommnung, das iſt der chriſtliche, der berechtigte Gedanke. Religiöſe Symbole und Bekenntniſſe mögen ungenügend erſcheinen, die Religion ſelbſt beſteht in der Geſinnung der Liebe, und der Fortſchritt der Menſchheit wird ihr Wachsthum zur Folge haben.

Zum Schluß kann ich dem ungenannten Ueberſetzer die Rüge nicht erſparen, daß er vergeſſen hat, wenn nicht ſeine Handſchrift, dann die Reviſion des Drucks einen Gelehrten leſen zu laſſen; einige ſtörende Misſtände, namentlich auch bei griechiſchen Namen, wären da leicht gehoben worden; möge man bei einer neuen Auflage oder bei folgenden Bänden ſorgſamer ſein! Das dritte Werk ſoll die Miſſionsreiſen von Paulus und ſeinen Genoſſen ſchildern; Renan ſagt:

Es drängt mich, dieſe unvergleichliche Epopöe zu ſchreiben, ein Bild zu entwerfen von den weitgedehnten Straßen Aſiens und Europas, längs welcher ſie das Korn des Evangeliums ſäeten, von den Wogen, die ſie ſo oft und unter ſo verſchiedenartigen Umſtänden durchſchifften. Die große chriſtliche Odyſſee ſoll beginnen. Schon hat der apoſtoliſche Nachen die Segel geſpannt; der Wind bläſt und regt ſeine Schwingen voll Ungeduld, die Worte Jeſu auf ihnen weiter zu tragen.

Moritz Carriere.

Allerlei Dramatiſches.

(Beſchluß aus Nr. 20.)

5. Triſtan. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorſpiel. Von Ludwig Schneegans. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 25 Ngr.

Seliger Meiſter Gottfried von Strasburg — dein leichtfertiges Epos übt im 19. Jahrhundert eine auffallende Anziehungskraft auf die Dichter und Künſtler aus, und

die Ehebruchstragödien mit und ohne Zauberei, auch die Ehebruchsopern ſind en vogue. Freilich, das wird alles recht tragiſch genommen, ohne den Humor und ohne die welſche Frivolität, mit der du den verfänglichen Stoff ſo liebenswürdig aalglatt behandelt haſt. Auch hat noch keiner dieſer Dramatiker gewagt zu ſchildern, wie Iſolde in der Hochzeitnacht Brangäne ſtatt ihrer dem König unterſchob, was du, würdiger Meiſter, mit einem ſchelmiſchen und ſchadenfrohen Lächeln begleiteſt:

Herr Mark Brangänen zu ſich zwang;
Ich weiß nicht, wie der Anfang
Dieſer Sache ihr gefiel;
Doch ſie ergab ſich in das Spiel,
Daß es ohne Lärm verblieb.
Was ihr Geſpiel auch mit ihr trieb,
Sie zahlte und gewährte,
Was er von ihr begehrte
Mit Meſſing oder Golde
Nach ſeinem Wunſch, die Holde.
Ich wollte deß mich wol verſehn,
Es ſei nicht häufig ſonſt geſchehn,
Daß man ſo ſchönes Meſſing hat
An goldner Pfennige Statt
Zu Bettegeld gegeben.

Und als die leichtfertige Iſolde zum Beweis ihrer Unſchuld ſich einem Gottesgericht unterwirft und das Eiſen trägt, ohne ſich zu verbrennen, da brichſt du in die mehr als ſchalkhaften Worte aus:

Da wurde klar ans Licht geſtellt
Und bewährt vor aller Welt,
Daß der tugendreiche Chriſt
Windſchaffen wie ein Aermel iſt.
Er fügt ſich gern und ſchmiegt ſich an,
Wie man es nur verlangen kann,
So gefüge ſtets und wohl,
Als er nach allen Wünſchen ſoll;
Er iſt dem Herzen gleich bereit
Zum Truge wie zur Wahrheit.
Sei's zum Ernſte, ſei's zum Spiel,
Er iſt wie man ihn haben will.

Dergleichen erbauliche Betrachtungen bringt die alte Triſtan-Sage mit ſich. Das können aber unſere neuen Dramatiker nicht brauchen, ebenſo wenig unſere Zukunftsmuſiker. Außer Richard Wagner's Oper: „Triſtan und Iſolde", die bisher nur als ein Singleton des deutſchen Theaters in München ausgeſpielt wurde, hat namentlich Joſeph Weilen in ſeinem Trauerſpiel „Triſtan" dieſen Stoff behandelt: ein Stück, deſſen Compoſition glücklich und bühnengewandt, deſſen Diction reich iſt an dichteriſchen Schönheiten, dem aber leider das Zaubermotiv der alten Erzählung zu Grunde liegt, das, wenn es auch von einem Zaubertrank auf einen Zauberring übertragen iſt, doch immer die menſchliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung und damit das allein berechtigte Motiv der Tragödie ausſchließt.

Ludwig Schneegans hat ſich in dem vorliegenden Trauerſpiel „Triſtan" von dem Fehler freigehalten, ein romantiſches Operumotiv in das Drama hinüberzutragen. Gleich in der fünften Scene des erſten Actes wird das Liebesband zwiſchen Triſtan und Iſolde geſchlungen. Die Scene iſt dramatiſch angelegt; es iſt in ihr ein Uebergang von Feindlichkeit zur Liebe, der nur etwas zu jäh ſtattfindet, wie überhaupt der ganze Auftritt für die dramatiſche Oekonomie zu früh eingefügt iſt. Originell iſt die Art, wie der Dichter den Liebestrank der Erzählung in ſeine Handlung, wir möchten ſagen als ein pſychologiſches Motiv verwebt hat, indem mittenhinein in die erwachende Liebe der beiden ein Lied ertönt, welches die Sage vom Liebestrank beſingt. Da dieſe Stelle zugleich zu den lyriſch ſchwunghafteſten der Dichtung gehört und geeignet iſt, von dem dramatiſchen Stil des Autors ein klares Bild zu geben, ſo laſſen wir dieſelbe hier folgen:

Triſtan.

Leicht mag der Schmerz den Schmerz durchſchauen.

Iſolde.

Fliegt heim, ihr letzten Wünſche! Herr iſt hier
Der Gram.

Triſtan (ihre Hand ergreifend).

Nicht weinen ſollſt du, ſollſt vertrauen.
Still waltend will ich wachen über dir,
Will dich beſchützen, will dich leiten, führen;
Dich ſoll kein Schmerz, dich ſoll kein Hauch berühren.
Du armes Kind, wie biſt du ſchwach und bleich;
Dein Blick wie leidend und wie thränenweich.
Gott! Gott! Beleb' aufs neu' die Frühlingsblüten
Und hilf mir deinen ſchönſten Engel hüten!
Iſolde, fürchteſt du dich noch vor mir?
Iſolde, haſſeſt du mich noch?

Iſolde.

O!

Triſtan.

Kind,
Wie iſt dir?

Iſolde.

Wohl, ſo wohl!

Triſtan.

O frommes Zittern!

Iſolde.

Der Gram entflieht . . .

Triſtan.

In deiner ſüßen Nähe . . .

Iſolde.

Verſtummt das Leid;

Triſtan.

Der Andacht Thräne thaut.

Iſolde.

Und der Gedanke . . .

Triſtan.

Wird zum Wonnelaut!

Volkslied (hinter der Scene).

Es waren zwei Königskinder,
Die tranken den Minnetrank;
Sie wußten nicht was ſie getrunken.
Das Herz ward ihnen krank.

Iſolde.

Horch!

Lied.

Sie, die das Geſchick geſchieden,
Der Knabe und die Maid,
Sie beteten zu einander
In ſüßem Liebesleid.

Triſtan.

Glanz des Himmels! Lied der Seligkeit!

Lied.

Sie ſind ſich ans Herz geſunken;
Der Mund brennt auf dem Mund.
Wer dieſen Trank getrunken,
Wird nimmermehr geſund.

Triſtan.

Brich, Heuchelei der Blindheit, brich zuſammen!
Es jauchzt die Seele; alle Pulſe flammen,
Und frühlingstrunken ſink' ich an dein Herz!

Lied.

Unendlich war ihr Lieben,
Unendlich ihre Pein.
Sie ſind ſich treu geblieben
Bis in den Tod hinein.

Triſtan.

Iſolde, Engel, Kind, ich liebe dich!
Den Minnetrank, den ſchäumenden, den ſüßen,
Trink' ich von deinem Mund, zu deinen Füßen!

Iſolde.

O bleibe, bleibe!

Triſtan.

Daß ich ewig bliebe!
Zu kurz ſind Ewigkeiten für die Liebe.
Du liebſt mich?

Iſolde.

Frage nicht. O holdes Müſſen!

Triſtan.

Die Thränen laß mich dir vom Auge küſſen!
Du meines Herzens Friedenskönigin,
O laß mich knien vor deiner frommen Seele;
Vor deiner Schönheit, Engel, laß mich knien!
Es lockt dein Blick; ich folge dem Befehle:
Ins Meer des Glanzes ſtürzt die Seele hin
Und löſt ſich auf in Himmelsmelodien.
Verſiege, Stimme, Born des leeren Schalles!

Iſolde (ihn umarmend).

Du biſt mein Herz, mein Licht, mein Gott, mein Alles!

Noch glühender iſt die Liebesſcene zwiſchen Triſtan und Iſolde im zweiten Act, welche dem König Marke verrathen wird. Dieſer verbannt Triſtan und zerreißt ſein Eheband mit Iſolden. Im dritten Act erfährt er, daß Triſtan trotz des Verbots im nahen Walde mit Iſolde weilt; er belauſcht ihre Liebe; es kommt zu einer wilden leidenſchaftlichen Scene, welche übrigens die Handlung nicht weiter bringt, als ſie am Schluſſe des zweiten Acts war. Der verbannte Triſtan geräth in die Netze der andern Iſolde (Weißhand), einer Schönheit, welche ſich zur erſten wie Brunhild zu Chriemhild verhält, ohne daß indeß ihre leidenſchaftliche Wildheit mit wahrhaft dramatiſcher Prägnanz ausgeprägt wäre. Triſtan wird im Gefecht verwundet, die blonde Iſolde kommt zu ſpät, um ihn zu tröſten und zu pflegen.

Die Compoſition des Stücks iſt ſchwach; die Liebe Triſtan's zur zweiten Iſolde, die in den letzten zwei Acten in den Vordergrund tritt, iſt nicht dramatiſch motivirt, der Untergang Triſtan's ganz äußerlich durch einen gleichgültigen Kampf herbeigeführt. Von dem organiſchen Ineinandergreifen der Glieder einer dramatiſchen Handlung fehlt dem Dichter ein klarer Begriff.

Gleichwol verräth das Stück ein unverkennbares Talent für den Ausdruck der Innigkeit, der Glut des Affects und der Leidenſchaft. Es wäre unrecht, dies Talent blos für ein lyriſches zu halten; die dramatiſche Energie wird weſentlich durch daſſelbe bedingt, und Monologe wie der Monolog Triſtan's am Schluß des erſten Actes ſind von echt dramatiſcher Bewegtheit.

Dagegen erſcheint es mislich, daß der Dichter ſeine Tendenz, den Conflict zwiſchen Ehe und Liebe, zwiſchen Zwang der Sitte und Freiheit der Neigung, jenen Sagen-Helden und Heldinnen aus der Zeit des Artus doctrinär unverblümt in den Mund legt und ihnen dadurch ganz das Coſtüm des ſagenhaften Zeitalters verdirbt. So ſagt Marke:

Hab' ich doch die Ehe,
Die heil'ge Frucht der Liebe, kalt berechnend
Entwürdigt und den wahren Liebesbund,
Den unantaſtbar göttlichen, zerriſſen.

Und auch Brangäne, jene naive Magd der Dichtung, welche ſo opfermuthig Meſſing für Gold gibt, erſcheint wie eine Gouvernante, welche in der Prima eines Erziehungsinſtituts wohlweiſen Unterricht ertheilt:

Es gibt Verhältniſſe,
Wo ſelbſt die Beſten, nur die Beſten ſtraucheln.
Denn ſchlimmer als die Beſten iſt die Welt,
Und manches edle Streben wird gefälſcht,
Wenn ihm die Wirklichkeit entgegentritt
Mit ihren Schranken.

Auch im Ausdruck hat ſich der Dichter vor Ueberſchwenglichkeiten, vor ſprachlichen Neubildungen, die affectirt klingen, und ſelbſt vor Trivialitäten zu hüten; denn es iſt doch blos trivial und nicht humoriſtiſch, wenn Mariodo ſagt:

Wenn man ein Mädchen an der Pfote führt.

Ausdrücke wie: „Unraſt", „Lorberkraut", „heimwehflutend", „Vorwurfsdonner", „emporfaſeln" und ähnliche, ſind bombaſtiſch und geſchmacklos. Der fünffüßige Jambus geht an einer Stelle plötzlich in den Anapäſtus, an einer andern in den achtfüßigen Trochäus über. Da dies nur einmal und ohne Princip geſchieht, ſo erſcheint es als eine nicht zu rechtfertigende poetiſche Licenz.

6. Ochino. Hiſtoriſch-dramatiſches Gedicht in fünf Acten. Von Karl Wilhelm Bath. Feſtgabe zur 15. allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlung. Leipzig, O. Wigand. 1865. 16. 15 Ngr.

Der Kampf geiſtiger Freiheit gegen die Autorität iſt dem gegenwärtigen Zeitalter noch immer ſo eigen, wie er es dem Zeitalter der Reformation war. Stoffe mit derartigem Inhalt liegen uns weit näher als Helden des Alterthums und der romantiſchen Sage, als Philopömen und Triſtan. Ochino iſt ein Freigeiſt des Reformationszeitalters, der ſich zum Luther Italiens machen wollte und ſelbſt bei freier geſinnten Cardinälen und in den vornehmen Kreiſen, namentlich bei den Frauen, mit ſeinen Beſtrebungen lebhaften Anklang fand. Der Dichter legt ihm das folgende Programm in den Mund:

Der deutſche Mönch, der Luther, zeigt den Weg,
Frei mach' er Deutſchland, freier mach' ich Rom,
Das freie Rom zum Sitz des freien Glaubens,
Den freien Glauben zu dem Rom der Welt.

Die Geſchicke eines Reformators in Italien können nichts Ueberraſchendes haben; es kann ſich nur das Märtyrerthum eines Arnold von Brescia und eines Savonarola in ihnen wiederholen: Verfolgung, Verhaftung, Gefängniß und der Tod auf dem Scheiterhaufen. Ochino iſt in ſeinen Beſtrebungen und Schickſalen ein Nachfolger der eben Genannten, ein Vorläufer des Giordano Bruno. Das Einförmige in dieſem Geſchick der Reformatoren hat Batz bei ſeinem Helden durch eine Menge von dramatiſchen Zwiſchenfällen und epiſodiſchen Ereigniſſen zu verhüllen geſucht. Namentlich ſpinnt ſich an dem Schickſal der wichtigen Documente, welche das Verzeichniß der Genoſſen des Bundes und die Grundzüge deſſelben enthalten und welche Ochino der befreundeten Victoria Colonna anvertraut, der Faden der Handlung weiter. Die Gegenbewegung geht von dem jeſuitiſchen Cardinal Caraffa und dem verrätheriſchen Fra Baſtiano aus. Auch Michel Angelo greift in die Handlung ein. Doch ſo anſprechend die Scene zwiſchen ihm und Victoria Colonna iſt mit ſeiner glühenden Liebeswerbung und ihrer Entſagung aus Pietät gegen die Erinnerung des Gatten, ſowenig iſt das an Poſa erinnernde Auftreten des Künſtlers am Schluſſe des vierten Actes in ſeinen Urſachen und Folgen hinlänglich motivirt.

Der Dichter hat wol die Gefahr erkannt, welche dramatiſche Stoffe wie den ſeinigen bedroht: die Gefahr, die Handlung in Monologe aufzulöſen und alles dramatiſche und theatraliſche Leben in declamatoriſchen Ergüſſen zu verflüchtigen. Um von Haus aus hiergegen geſichert zu ſein, gab er dem Stil ein meiſtens lakoniſches Gepräge und bevölkerte die Bühne mit den bunteſten, ſich mannichfach ablöſenden Gruppen. An einzelnen Stellen iſt es ihm auch gelungen, dramatiſche Lebendigkeit zu erzielen. Im ganzen aber zerſplittert dieſe, nur durch zahlreiche Epiſoden erreichbare Buntheit das Intereſſe, trübt die Klarheit der Entwickelung und verlegt den Schwerpunkt der Handlung zu ſehr ins Aeußerliche. Dieſe Intriguen und Gegenintriguen, dieſe Verhaftungen, Mordverſuche und Ermordungen, dieſe der Handlung eingefügten Liebeshändel lenken zu ſehr von dem ernſten großen Gang des reformatoriſchen Gedankens ab, als deſſen Vertreter der Hauptheld auftritt, und geſtatten dieſem eine zu wenig tief einſchneidende Entwickelung.

Zu den wenigen Momenten innerer Sammlung gehört der Monolog Ochino's im vierten Act, den wir hier zugleich als Stilprobe mittheilen:

Und ſo iſt dieſe Welt ein Narrenhaus,
Drin jeder wähnt der Weiſeſte zu ſein!
Iſt, was ich unternahm, nicht auch ein Wahn?
Macht geht vor Recht, ich wähnte, Wahrheit ſiege!
O Puppenſpiel der Welt, der Narrheit voll!
Wie eine Nachricht geht von Mund zu Munde,
Der ſchmückt ſie aus, ein andrer lügt dazu,
Und wieder einer zuckt die Achſeln, meint,
Sie könne ſo nicht, müſſe anders ſein,
Und ändert das Geſpräch zum andern male —
So ward das wahre Chriſtenthum entſtellt!
Das wir bis heute hatten, iſt nicht mehr
Das echte, das uns Chriſtus hat gegeben,
Das fühlt' ich längſt; die Formeln abzuſtreifen,
Die reine Wahrheit, die ich drinnen ahnte,
Rein aufzuſtellen, durch ſich ſelbſt erfaßbar,
Ohn' all den Wuſt, den tauſendjähr'ge Blindheit
Dafür genommen, fühlt' ich mich getrieben. —
Und dieſes Kerkers Nacht ſtraft mich dafür!
Ihr habt den Leib nur, doch der Geiſt iſt frei!
Er iſt euch feind, wie ihr der Wahrheit Feinde,
Ihn und die Wahrheit könnt ihr nicht erſticken!
Allein der Fäden leichter Spinneflor,
Daran das Regiment der Kirche hängt,
Zerreißt vor der Wahrheit ſchwächſtem Hauche!
Licht dringt herein, wo Finſterniß geherrſcht!
Das iſt der Troſt für die im Geiſte ſtreiten,
Ob auch im Kampf die Körper unterliegen:
Der Geiſt iſt frei, und freie Geiſter ſiegen!

Die Sprache iſt im ganzen kernig, doch nicht immer gleichmäßig gefeilt. Wendungen, wie ſie z. B. Baſtiano gebraucht: „ich könnte mir die Seele üppig kitzeln", parodiren ſich ſelbſt. In metriſcher Hinſicht ſind uns die zahlreichen iambiſchen Sechsfüßler aufgefallen, die unter die Fünffüßler zerſtreut ſind.

7. Die Malteſer. Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. Poſen, Merzbach. 8. 22½ Ngr.

Wir haben Rotter's „Johanniter" eingehend gewürdigt; „Die Malteſer" ſind ein anderer Verſuch, Schiller's nachgelaſſenen Plan auszuführen. Der Autor dieſes Dramas hält ſich im ganzen ſtrenger an den von dem großen Dichter vorgezeichneten Gang der Handlung; doch läßt auch er den Chor beiſeite und wagt eine romantiſchere Ausſchmückung mit Liebesſcenen. Die Griechin Dejanira, welche der junge Saint-Prieſt liebt, ebenſo wie der leidenſchaftliche Montalto, der ſie durch Betrug und Gewalt zu erringen ſtrebt, greift hinlänglich in die Handlung ein, um die Abweichung von dem Schiller'ſchen Fragment oder vielmehr die weitere Ausführung einer Geſtalt zu rechtfertigen, die dem Dichter nur als ganz epiſodiſch vorſchwebte. In der Liebe des jungen Saint-Prieſt zu Dejanira ſpiegelt ſich der Kampf freier Neigung gegen das ſtrenge Geſetz, in der Liebe Montalto's die ganze Verwilderung des Ordens. Doch die Türkin Roxelane iſt aus mehrfachen Gründen eine verfehlte und nur die Handlung aufhaltende epiſodiſche Figur. Einmal iſt eine Türkin keine geeignete Vertreterin der Eiferſucht; denn wenn es auch eiferſüchtige Türkinnen geben mag, ſo wird doch in einem Lande, deſſen Glauben und Sitten die Vielweiberei verſtatten, die Eiferſucht mehr Ausnahme als Regel ſein. Mindeſtens darf der Dichter, wenn er die Wahl hat, nicht gerade ein türkiſches Mädchen zur Trägerin dieſer Leidenſchaft machen. Dann aber iſt dieſe Roxelane für den Gang der Handlung vollkommen überflüſſig und trägt nicht einmal dazu bei, das Sittengemälde zu vervollſtändigen, das durch die Beziehungen Dejanira's zu den Ordensrittern hinlänglich nach verſchiedenen Seiten hin illuſtrirt iſt. Wir erfahren nirgends, wie und wo ſie den

Brief Montalto's an Muſtapha erhalten, und ebenſo verpufft ihre Drohung, dieſen Brief an Lavalette auszuliefern, ganz wirkungslos.

Offenbar iſt der Dichter über die Art und Weiſe der dramatiſchen Motivirung nicht im klaren, ebenſo über das dramatiſch Relevante und Irrelevante. Jenes wollen wir ſelbſt auf der Bühne mit Augen ſehen, bei dieſem begnügen wir uns mit der Berichterſtattung. Der Autor der „Malteſer" führt uns gleichgiltige Scenen vor, während er wichtige nur erzählen läßt. Montalto theilt z. B. ſeiner Geliebten nicht nur mit, daß er das Schloß S.-Elmo verrathen, ſondern auch, daß er die Ritter gegen Lavalette aufgereizt, daß er ſie zu ſeinem Mord gewaffnet hat und das Los feierlich werfen ließ, alles um ihretwillen, und daß dies Los ihren Bräutigam Saint-Prieſt getroffen. Gerade bei dieſen Scenen genügt nicht eine nachträgliche Berichterſtattung, wir wollen ſie in ihrem Werden und Wachſen vor uns ſehen; ſie ſind weit weſentlicher und wichtiger als die Liebesſcene, in der uns das alles erzählt wird. Uebrigens zeigt gerade dieſe Scene in dem leidenſchaftlichen Montalto ein Talent des Autors für die Charakteriſtik, das ſich dramatiſch ſcharf ausprägt, während im übrigen der allgemeine heroiſche Grundzug der Charaktere über die ſchärfere Individualiſirung überwiegt.

Die erwähnte Scene möge zugleich von der erregten, aber hin und wieder geſchmacklos hyperboliſchen Diction eine Probe abgeben:

Montalto (für ſich).

O elend Kloſterleben, ſchal und flach;
Es gärt und ſchäumt der Moſt, und donnernd ſprengt
Die Fäſſer er in mächt'gem Freiheitsdrängen!
Zerbrechen will ich des Gelübdes Zwang,
Will freiheitsdurſtig meine Seele tauchen
In des Genuſſes Wonnen, zürnend, daß
Zur Sättigung zu durſtig mein Begehren.
Mein mußt du ſein, du wonneathmend Bild!
Wärſt du ein Stern am lichten Abendhimmel,
Ich bräch' dich aus des Himmels Azur aus;
Wärſt du ein Engel in dem Paradieſe,
Ein Teufel würd' ich, um aus Edens Flur
Die Lichtgeſtalt in meinen Arm zu reißen.
Da iſt das Mädchen — thränenfeucht ihr Blick —
Wol wird es Zeit erfordern, eh' ſie ſich
Dem leidenſchaftlichen Begehren fügt.
(Vortretend.)
Nun, Dejanira, zürnſt du noch, daß ich,
Durch Liebe kühn, dich in dies Haus geführt?

Dejanira.

Ihr fügt zu räuberiſcher That den Hohn
Und weidet Euch an meines Herzens Qual.

Montalto.

Der Meiſter zürnt dir ob des Jünglings Schuld,
Verblendet zieht er dich der Zauberkunſt;
Ich riß dich fort und rettete dein Leben.

Dejanira.

Der Tod wär' nicht ſo ſchrecklich mir, als daß
Ich deinen Anblick hier ertragen muß.

Montalto.

Hör' zu: Saint-Prieſt, der Ordensritter, oder,
Wie du es lieber hörſt, dein Bräutigam,
Er iſt in Elmo von dem Feind umlagert.
Verloren iſt das Schloß mit allen Rittern,
Und nur nach Stunden zählt ihr Leben noch.
Und wer das Schloß verrieth? — Ich war es, Mädchen —
Um deinetwillen that ich es.

Dejanira.

Verruchter,
Und deine Zunge ſtockt nicht in der Rede,
Nicht bleich wird deine Wange, während du
Den ſcheußlichen Verrath ſchamlos enthüllſt?

Montalto.

Ich bin noch nicht zu Ende, Dejanira.

Dejanira.

O Gott, verleih mir Kraft, daß ich den Blick,
Den gift'gen Athem dieſes Baſilisken
Ertragen kann!

Montalto.

Verſchworen haben ſich
Die Ritter gegen Lavalette, ſie wähnen,
Daß er des Ordens Untergang verſchuldet;
Aufs Sakrament iſt dieſer Bund geſchloſſen.
Wer im geheimen Groll und Haß geſchürt,
Zu ſeinem Mord ſie aufgereizt? — Ich war's —
Um deinetwillen hab' ich es gethan.

Dejanira.

Wirf deine Netze aus, die Rache Gottes
Wird in die eignen Schlingen dich verſtricken.

Montalto.

Ich waffnete die Ritter zu der That,
Sie warfen feierlich das Los — es traf —
Nun rathe, Dejanira, wen es traf?
Saint-Prieſt, dein Bräutigam, iſt auserſehn,
Den Dolch zu ſtoßen in des Meiſters Bruſt.

Dejanira.

Halt ein, Saint-Prieſt — was du begehrſt, iſt Mord —
Die tück'ſche Schlange hat dein Ohr berückt!

Montalto.

Vergebens, Dejanira, es geſchieht,
Dein Wort verhallt, dem Ohre ungehört.

Dejanira.

Ich eile zu ihm, fall' ihm in den Arm —

Montalto.

Du rüttelſt an der Thür, ſie iſt verſchloſſen.

Dejanira.

O hilf mir, Gott, aus dieſen Kerkermauern!

Montalto.

Sprich nur ein Wort, es öffnet ſich die Thür —
Sag', daß du mein biſt, und ich rette ihn
Noch jetzt, wo die Minuten furchtbar drängen!

Dejanira.

Und dieſen Böſewicht ſieht Gottes Auge?
Vor ſeinem Richterſtuhl verklag' ich dich.

Montalto.

Warum ſo zornig, Liebchen? Raſch verfließt
Die kurze Stunde, ſprich das Wort!

Dejanira.

Zurück!
Berührſt du mich, ſo ſtoß' ich dieſen Dolch
Dir in dein teufliſch Herz!

Montalto (ihr den Dolch entwindend).

Du machſt mich lachen!
Und gibſt du meinen Bitten nicht Gehör,
So zwing' ich dich, du mußt die Meine ſein.

8. Luſtſpiele von Feodor Wehl. Zweiter Band. Inhalt: Der Kosmos des Herrn von Humboldt. Das Haus Haaſe. Graf Thyrſis. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 1 Thlr.

Das Proverbe oder die Bluette erfordert ein beſonderes Talent. Es iſt ſchwer, in einen Act Expoſition, Verwickelung und Entwickelung zuſammenzudrängen und dabei eine Pointe aus dem Gebiete des ſocialen Lebens in erheiternder Weiſe zur Geltung zu bringen. Die Franzoſen ſind Meiſter in dieſen zierlichen dramatiſchen Nipptiſchſachen, in dieſen feingeſchnitzten Elfenbeinarbeiten der Bühne; wir brauchen nur an die einactigen Capriccios von Alfred de Muſſet zu erinnern, der in dieſer heitern Arbeit des Ein- und Ausfädelns der dramatiſchen Intrigue ſeinen ganzen lyriſchen Weltſchmerz vergißt. Von den deutſchen Autoren haben Putlitz, Wehl, Benedix, Schleſinger, von Moſer u. a. ſich mit größerm oder geringerm Glück auf dieſem Gebiete verſucht. Von Feodor Wehl's „Luſtſpielen", die meiſtens in das Bereich der Bluette gehören, liegt das zweite Bändchen vor. Das umfangreichſte Stück iſt allerdings ein dreiactiger Schwank: „Das Haus Haaſe", in welchem die Vornehmthuerei perſiflirt wird. Die Erfindung iſt glücklich und erheiternd; doch die Ausführung in den erſten Acten zu epiſodiſch und weitſchweifig, während ſie ſich gegen den Schluß hin überſtürzt. In dem erſten Luſtſpiel: „Der Kosmos des Herrn von Humboldt", ſpielt ein Doctor Helmert den gelehrten Sonderling, um durch ſein apartes Weſen das Herz ſeiner kritiſchen Couſine zu gewinnen, die ſich ſelbſt jedes Talent für die Liebe abſpricht:

Luiſe. Bisjetzt habe ich mir die Männer noch gar nicht recht aufs Heirathen angeſehen. Ich dachte, ſie wären nur zum Spaße da.

Geheimräthin. Du warſt eben noch nie verliebt.

Luiſe. Nein, wahrhaftig nicht! Noch nicht ein einziges mal bin ich im Mondſchein gegangen, und noch nie habe ich (ſehr gedehnt) Ah! oder Oh! oder (äußerſt raſch) Gott im Himmel, wo bleibt er? geſeufzt. Ein einziges mal, in Teplitz vorigen Jahres, war ich nahe daran, etwas zu fühlen. Du erinnerſt dich der anonymen Briefe, die ich dort erhielt und welche flammende Leidenſchaft ſprühten. Der Sternenſchein, die ſchwärmeriſchen Klagen und die wirklich oft geiſtreichen Gedanken rührten mich anfangs, aber nachher machte ich mich doch luſtig darüber, wie du weißt. Ich ſcheine gar kein Talent für die Liebe zu haben. Liebe iſt, wie mir däucht, eine Production ſo gut wie ein Gedicht oder eine Muſik, und mir, fürchte ich faſt, wurde von Natur zu viel Kritik, was man im gemeinen Leben Mutterwitz nennt, dafür zutheil. Denke dir, liebe Mama, ich habe neulich im Theater gar nicht begreifen können, daß ſich die Julia in den Romeo verliebte! Mir kam dieſer junge Montague ſo geckenhaft und milchbärtig vor, daß ich wol einen Walzer mit ihm zu tanzen, aber niemals ihn zu heirathen im Stande geweſen wäre. Unter einem Manne, dem ich meine Hand reichen ſoll, ſtelle ich mir einen ganz andern Menſchen vor!

Indem noch der Widerſpruch der Mutter die Rolle des gelehrten Sonderlings unterſtützt, gelingt es, die kleine Luiſe gründlich verliebt zu machen. Das Stück iſt artig, der Converſationston elegant. — Die Verwickelung in „Graf Thyrſis" beruht auf etwas gewagten Vorausſetzungen, und die Verwirrung iſt faſt zu bunt. Der Maler, der für den Grafen gehalten wird, iſt die am meiſten erheiternde Figur. — Das letzte, zweiactige Luſtſpiel: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten", iſt in Verſen: zwei etwas leichtfertige Gatten und Gattinnen werden durch einen dritten Bruder und eine dritte Schweſter zum beſten gehabt und, ſoweit dies in zwei Acten möglich iſt, proviſoriſch von ihrem Leichtſinn curirt. Die Architektur des Stückchens erſcheint uns allzu ſymmetriſch, ſogar ein wenig verzopft, was auch nicht ohne Einfluß auf den Dialog bleibt.

Möchte Feodor Wehl uns doch bald ein größeres Luſtſpiel geben, welches gerade ſeinen Vorzügen, insbeſondere dem gebildeten, feinen und friſchen Dialog, freiern Spielraum geſtatten würde, während auch der Führung der Intrigue uneingeſchränktere Bewegung geboten wird, ohne jene Neigung zu Ueberſtürzungen, zu denen das einactige Luſtſpiel leicht verführt. **Rudolf Gottſchall.**

Zur Geſchichte des Papſtthums.

Geſchichte Alexander's III. und der Kirche ſeiner Zeit von Hermann Reuter. Drei Bände, (Erſter Band, zweite völlig neu ausgearbeitete Ausgabe.) Leipzig, Teubner. Gr. 8. 13 Thlr.

Dies ſchon in ſeinem äußern Umfang ſo bedeutende Werk kann das nonum prematur in annum nicht nur buchſtäblich, ſondern, wenn man genau rechnen wollte, mehr als doppelt für ſich in Anſpruch nehmen. Bereits 1845 erſchien der erſte Band, der damals von der geſammten wiſſenſchaftlichen Kritik als eine ſorgfältige, gut, wenn auch etwas weitläufig angelegte Arbeit auf gediegener kritiſcher Baſis wohl aufgenommen wurde. Allerdings ließen ſich, wie es bei einer ähnlichen minutiöſen Arbeit jeder ſelbſt erfahren hat, im einzelnen verſchiedene Ausſtellungen machen und namentlich blieb noch eine dem umfaſſenden Plane des Werks homogenere und ausgedehntere Heranziehung des unendlich reichen, aber ebenſo ſehr auch wieder lückenhaften Quellenmaterials zu wünſchen. Seitdem verging ein halbes Menſchenalter, das der Verfaſſer, der ſeinen unermüdlichen gelehrten Fleiß weſentlich auf den einen Punkt concentrirt hatte, zu einer gänzlichen Umformung jener Jugendarbeit benutzte, wie er ſie ſelbſt in der Vorrede zu dieſer Neugeſtaltung nennt. Soweit überhaupt in ſolchen Dingen von einer Vollſtändigkeit geſprochen werden kann, verdient ſie dieſem Werke nachgerühmt zu werden. Auch der ſcrupulöſeſten Detailforſchung wird es nicht gelingen, ſorgfältiger und gewiſſenhafter auf einem ganz eng begrenzten Gebiete aufzutreten, als es hier vom univerſal-kirchengeſchichtlichen oder geſchichtlichen Standpunkt überhaupt auf einem grenzenloſen Raume geſchieht. Denn wie es jedem Darſteller mittelalterlicher Geſchichte aus der aufſteigenden Zeit des Papſtthums ganz von ſelbſt begegnet, auch wenn er durch Beruf und Vorſatz ſich auf das eigentlich kirchliche Gebiet beſchränken will, ſo führt auch dieſen ſein Stoff zu einer univerſalhiſtoriſchen Perſpective. Alle höhern geiſtigen und ſittlichen Intereſſen der damaligen Menſchheit laufen noch mehr als einſt in der Zeit, wo die weltbeherrſchende Stadt den Herrn der Erde in ſich ſchloß, in der Zeit der Gregore, Alexander, Innocenze, hier zuſammen. Alles, was

damals als hohe Politik galt oder dem an Bedeutung gleichkommt, was man ſpäter unter dieſem Ausdrucke verſtand, geht von hier aus und zielt hierher. So haben wir es hier mit einer quellenmäßigen Geſchichte der großen Bewegungen der chriſtlich-europäiſchen Welt in der Mitte und zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu thun, von dem eigentlich wahren Augpunkte, von Rom ſelbſt geſehen oder vielmehr von der lebendigen Seele Roms, von der Perſon des Papſtes, und welches Papſtes! Uns, die wir gewöhnt ſind, je nach dem nationalen Standpunkte oder nach dem des wiſſenſchaftlichen oder ſittlichen Intereſſes bald dieſes bald jenes zu unſerm freiwillig gewählten Leitſtern in dem Wirrſal der Geſchichte des Mittelalters zu machen, kommt es beinahe befremdlich vor, wenn wir auch einmal auf den einzigen Ort geſtellt werden, von dem aus das Ganze als ein wirklich geordneter Organismus erſcheint. Es kann nicht fehlen, daß dadurch manche liebgewordenen Vorſtellungen berichtigt, reſp. beſeitigt werden, darunter auch ſolche, die zu dem ehrenwertheſten Beſitze der gewöhnlichen Zeitbildung gehören. Der Kaiſer Friedrich I., allein geſehen, d. h. ohne Verbindung mit dem Geſammtkreis der höchſten kirchlich-weltlichen Politik der Zeit, eine Geſtalt von impoſanter Mächtigkeit, der herkömmliche Typus des mittelalterlichen Idealismus in ſeiner geläuterteſten und zugleich buntfarbigſten und reichſten Ausbildung, tritt hier, neben ſeinen Gegner Alexander geſtellt, ſo weit an geiſtiger Potenz, Weite des Blicks und Klarheit der Ziele hinter dieſen zurück, daß von einer Parallele keine Rede ſein kann, wenn ſie, wie doch in ihrem Begriffe liegt, wenigſtens eine annähernde Gleichheit der Größe zwiſchen ihren beiden Objecten vorausſetzt. Mit Friedrich ſelbſt ſinkt aber auch die ganze idealiſtiſche Romantik des Kaiſerthums in eine fabelhafte Tiefe kindlicher Unreife und Unklarheit, wenn ſie durch ihre Oppoſition gegen die von ihr als Anmaßungen empfundenen Anſprüche der Kirche in den Fall kam, ſich mit deren Geiſtesüberlegenheit zu meſſen. Man ſieht daraus, wie beide, Papſtthum und Kirche, damals eben noch ſo ganz dazu berufen waren, die Rolle als Erzieher der europäiſchen Chriſtenheit fortzuführen, die ihnen als Erbtheil der Weltherrſchaft Roms, wenn man ſie ins geiſtige und ſittliche Gebiet überträgt, zugefallen war.

Intereſſant bleiben immer jene Reactionsverſuche des weltlichen Geiſtes, jene Beſtrebungen, ſich auf eigene Hand mit den höchſten Problemen des äußern Daſeins der Menſchheit, mit Staat und Recht, auseinanderzuſetzen und der Kirche eine ehrenvolle Stellung daneben und draußen, einen unſchuldig gemeinten Altentheil, aber eben doch nichts mehr als einen ſolchen anzuweiſen, während ſie bis dahin und immerzu noch die wahre Herrſchaft des Vaters und der Mutter zugleich übte und für immer als ihr göttliches Recht beanſpruchte. Aber eine größere Bedeutung als die intereſſanter Experimente darf man doch allen ſolchen Erſcheinungen wie dem Kampfe Friedrich's I. gegen Alexander oder dem Kampfe ſeiner Vorgänger gegen frühere Alexander mit andern Namen nicht zuſchreiben, bis mit Friedrich II. auch die Leute der Welt die Kraft und Klarheit des Wollens und Könnens erwarben, und ſich bald zu ſiegreichen Gegnern der bisher weltherrſchenden Tiara machten.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Es war kurz vor der Entſcheidungsſchlacht von Königgrätz (am 3. Juli), als der greiſe König Ludwig von Baiern noch einmal ſeinen Pegaſus ſattelte, zum Ritt in das romantiſche Land der Sage, wo die Oeſterreicher ihre Siege erfochten hatten, um dieſe zu feiern, und ſeiner patriotiſchen Anſchauung von der Lage Deutſchlands den gewohnten taciteiſch ſchwunghaften Ausdruck zu geben. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hatte bereits ihre Preſſen in Bewegung geſetzt, um das Gedicht an der Spitze ihres Blattes zu bringen, als die Unglücksnachricht von der verlorenen Schlacht einlief. Dieſe Niederlage ließ ſich nicht vertuſchen — hatte doch Benedek ſelbſt die Vertreter der Preſſe ermahnt, über das Unglück die volle Wahrheit zu berichten, wie er auch als gentiler Feldherr die ganze Schuld auf ſich nahm. Die „Allgemeine Zeitung" ſah ſich daher genöthigt, den Siegeshymnus wieder abzuſetzen, da er unter dieſen Umſtänden nur den Eindruck einer Parodie gemacht hätte. So wurde das jüngſte Gedicht König Ludwig's noch unter der Preſſe zu einem Anachronismus.

Inzwiſchen macht das Maigedicht von Robert Prutz noch immer viel von ſich ſprechen. Die preußiſche Friedenspartei, die trotz der glänzenden und ruhmreichen Erfolge der Armee noch immer beſteht und namentlich in den Rheinlanden zahlreiche Vertreter zu haben ſcheint, ſandte dem Dichter von den verſchiedenſten Städten aus, auf Veranlaſſung ſeines Proceſſes und ſeiner Verurtheilung, antheilvolle Zuſchriften. Eine Verſammlung von Liberalen, welche am 8. Juli in Köln zu einer Beſprechung über die Lage des Vaterlandes zuſammengekommen war, ſchickte eine Adreſſe nach Stettin, in welcher ſie dem Dichter die innigſte Theilnahme an ſeiner Verurtheilung und zugleich den Dank für ſein freimüthiges patriotiſches Auftreten ausſprach. Unterzeichnet war die Adreſſe unter anderm von Claſſen-Kappelmann, Becker in Dortmund und Emil Rittershaus, welcher gleichzeitig in ſeinem Gedicht „Zu Hülfe" einen warmempfundenen Mahnruf zur Linderung der durch den Krieg hervorgerufenen Leiden ertönen ließ.

Im ſcharfen Gegenſatz zu den rheiniſchen Friedensmännern ſind die londoner Radicalen Gottfried Kinkel, Arnold Ruge u. a. begeiſterte Anhänger der preußiſchen Kriegspolitik und verſprechen ſich von dem fernern ſiegreichen Vorgehen Preußens die erwünſchte Umgeſtaltung Deutſchlands. Kinkel hat in einer Verſammlung in London in längerer Rede dieſer Anſchauung begeiſterten Ausdruck gegeben. Auch ſtimmte man dafür, daß der innere Parteienzwiſt ruhen ſolle, bis der äußere Kampf ſiegreich zu Ende gefochten.

Es iſt dies die Realpolitik, für welche ſich auch Eduard Loewenthal in ſeiner Studie zur Tagesgeſchichte: „Politiſche Mondſucht und Realpolitik" (Berlin, Expeditionsverlag des kritiſch-literariſchen Inſtituts, 1866) erklärt. Gegen Prutz wendet ſich der Realpolitiker, der wie Kinkel zunächſt die Einheit will und dann die Freiheit, und von der letztern die ſehr anfechtbare Begriffsbeſtimmung verſucht: „Freiheit iſt Macht", mit folgenden heftigen Ausfällen: „Ein Zeichen politiſcher Mondſucht iſt es doch ſicher, wenn z. B. Herr Robert Prutz, der altburſchikoſe Schwärmer, in pythiſcher Verwirrung nach dem «Preiſe» fragt, für welchen Preußen im Mai 1866 ſeine Armee

mobil mache. Daß die deutsche Einheit der Preis sein soll, kann sich der politische Mondsüchtige nicht denken, so lange er nicht selbst das Schlagwort ausgesprochen hat. Wenn aber Prutz von der Fäulniß singt:

Und diese tiefe innerliche Fäule,
Aufbrechen soll sie nun in blut'ger Wunde —

so ist das im Hinblick auf das Grassiren der politischen Mondsucht auch in Preußen allerdings zutreffend, und ist blos zu wünschen, daß mit der blutigen Wunde auch die ganze Fäulniß beseitigt werde. Herr Prutz singt weiter:

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen,
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Letzteres glauben und hoffen wir allerdings auch im Interesse der deutschen Nation. Allein was jenes Bereitsein der politischen Mondsüchtigen und das Verständniß für das Rad der Weltenuhr betrifft, so beweisen eben die Prutz'schen Terzinen, welche so vielfältig abgeklatscht wurden, daß es damit bei den Leuten seiner Sorte sehr kläglich bestellt ist."

Nun, etwas mondsüchtig mag die Poesie immerhin sein, sie ist eine zartbesaitete Somnambule; sie hat aber dafür auch bisweilen einen Fernblick, der starknervigen Naturen versagt ist. Freilich, auch dem Irrthum ist sie unterworfen, wie alle Hellseherinnen, das gibt Prutz selbst zu in der Vertheidigungsrede, die er vor seinen Richtern in Stettin gehalten hat und die in der „Neuen Stettiner Zeitung" (vom 6. Juli) nach stenographischen Aufzeichnungen zum Abdruck gekommen ist. Diese Rede enthält mehrere Stellen, welche über das Interesse des bestimmten Falles hinausgehen und Fragen von allgemeiner Tragweite berühren. Der Dichter beruft sich auf das Recht der Kunst, der Poesie, welche nur die Gesetze des Schönen zu beobachten habe, während der Staatsanwalt dagegen meint: „Ich gebe gewiß zu, daß die Schönheit das einzige Gesetz des Künstlers ist für das Schaffen an und für sich, wenn das Gedicht eben nur zur innern Befriedigung für sich selbst und zu keinem andern Zwecke gebraucht wird. Wenn aber das an sich Schöne verwandt wird zu einem Zweck, welcher außerhalb jener Sphäre liegt, dann muß hier das allgemeine Recht gelten. Wenn in der schönsten Form der Poesie zum Aufruhr aufgefordert wird, sollte es weniger strafbar sein, als wenn es nicht dichterisch schön geschehen ist oder weil der Standpunkt des Dichters dem Gesetze gegenüber ein anderer ist?"

Der Ansicht des Staatsanwalts tritt das Gericht bei, indem es ausspricht: „Ein Gedicht könne allen Anforderungen der Schönheit und Classicität entsprechen und doch deshalb nicht straffrei sein, weil es strafbare Aeußerungen in das Gewand der Dichtkunst gehüllt habe."

Für den streng juristischen Standpunkt, den Standpunkt des bestehenden Staatsrechts wird man dieser Anschauung eine gute Begründung nicht absprechen können. Die Richter sind an den Buchstaben des Gesetzes gebunden, und dies Gesetz kennt nirgends ein Privilegium der Poesie. Etwas anderes ist es mit dem jetzt nicht mehr bestehenden Abolitionsrecht der Krone, das, wie Prutz in seiner Vertheidigung erwähnt, früher einmal zu seinen Gunsten entschied: „«Ich sagte soeben, daß ich bisher noch niemals auf der Anklagebank gesessen; das ist vollkommen richtig; die Pflicht der Wahrhaftigkeit jedoch zwingt mich, hinzuzusetzen, daß allerdings schon einmal, vor jetzt 22 Jahren, ein ähnlicher Proceß gegen mich anhängig gewesen ist.» Der Angeklagte erzählt darauf, wie im Jahre 1844 wegen einer damals von ihm veröffentlichten dramatischen Dichtung «Die politische Wochenstube» auf Veranlassung des damaligen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg eine Untersuchung gegen ihn eröffnet worden sei; dieselbe habe sich auf den damals berühmten oder vielmehr berüchtigten Paragraph 151, Tit. 2, Theil II, des allgemeinen Landrechts gestützt, der ältern Juristen gewiß noch heute unvergessen. «Und was, meine Herren Richter», fährt der Angeklagte fort, «wurde aus diesem Proceß? Er wurde auf Grund des der Krone damals zustehenden Abolitionsrechts durch freien Entschluß Sr. Maj. des damals regierenden Königs Friedrich Wilhelm IV. niedergeschlagen, bevor es überhaupt noch zu einem Erkenntniß gekommen.» Welche Motive den König dabei geleitet, darüber maße der Redner sich natürlich ein Urtheil nicht an; inzwischen sei es eine allbekannte Thatsache, daß Friedrich Wilhelm IV. ein hochgebildeter und kunstsinniger Monarch, ein Kenner der Literatur, ein Freund und Gönner der Kunst gewesen, und als solcher — so wenigstens vermuthe der Angeklagte — habe der König sich wol selbst gesagt, daß der grüne Tisch des Criminalrichters nicht das Forum sei, vor welches der Poet, der Künstler gehört. Sein einziges Forum sei vielmehr die öffentliche Meinung, das Urtheil seiner Zeit und seines Volks; lasse dieses den Dichter fallen, so könne ihm keine juristische Freisprechung helfen, und umgekehrt, spreche die öffentliche Meinung ihn frei, so könne er den verdammenden Spruch des Richters mit Gleichmuth ertragen. «Jenes Abolitionsrecht der Krone hat infolge der veränderten Gerichtsverfassung aufgehört, mein Proceß kann nicht mehr niedergeschlagen werden.»"

Wenn Prutz nun von den Richtern verlangt, daß sie kraft ihres richterlichen Amts und ihrer sittlichen Ueberzeugung thun sollen, was Friedrich Wilhelm IV. damals aus freiem königlichen Entschlusse that, so muthet er ihnen ein richterliches „Abolitionsrecht" zu, welches ganz außerhalb der Sphäre des an seine Paragraphen gebundenen Richterstandes liegt. Mit größerm Recht dagegen verlangt er eine freie, in den dichterischen Geist eingehende Auslegung: „«Vielleicht, meine Herren Richter, geht in diesem Augenblick ein Lächeln über Ihr Antlitz und Sie zucken in der Stille mitleidig die Achseln über diesen arroganten Poeten, der einen besondern Gerichtsstand für sich verlangt und Künstler und Dichter einem andern als dem allgemeinen Gesetz will unterworfen wissen.» Der Redner versichert, daß dies keineswegs seine Ansicht, wol aber erlaube er sich, an den alten Rechtsgrundsatz zu erinnern, daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht mehr dasselbe ist. «Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.» «Es ist nicht Willkür, nicht Laune, nicht abstracter persönlicher Vorsatz, was einen Dichter so und nicht anders schreiben läßt; er setzt sich auch nicht hin und macht sich zum voraus seinen detaillirten Entwurf, etwa wie ein Rechenmeister seinen arithmetischen Ansatz: so, das soll nun auf König Wilhelm gehen, und das auf den Grafen Bismarck, und damit meinte ich dies und damit jenes — sondern, meine Herren Richter, was der Poet, der Künstler schafft, das, sofern er des Künstlernamens überhaupt würdig, schafft er aus der Tiefe des allgemeinen Bewußtseins, aus der Tiefe seiner Zeit und seines Volks. Die Dichter sind das innerste Gewissen, sie sind zugleich die Stimme und der Ausdruck ihrer Zeit; was alle empfinden, was jedem von uns als dumpfes Vorgefühl, als unsichere Ahnung auf dem Herzen liegt, wofür wir aber unter der Last und dem Druck des Tages das richtige Wort nicht zu finden vermögen, das spricht er aus und verkündet es in Tönen, die sympathisch in jedem Herzen widerklingen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihm ein Gott, zu sagen, was wir leiden.»

Eben dies aber und nur dies glaube der Angeklagte auch mit dem incriminirten Gedicht gethan, auch mit ihm glaube er nur der öffentlichen Meinung oder doch wenigstens einem gewissen Bruchtheil derselben zum Ausdruck verholfen zu haben."

Ueber das Recht und die Pflicht des Künstlers, die Schönheit zum freien, unverkümmerten Ausdruck zu bringen, sagt Prutz: „«Erst beweise der Herr Staatsanwalt mir, daß ich in meinem Gedicht die Gesetze der Schönheit verletzt, er weise mir die rohen, plumpen, häßlichen Ausdrücke, die niedern, gemeinen, unkünstlerischen Tendenzen nach, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, und dann knüpfe er daran seine Anklage! Bis dahin bleibe ich bei der Behauptung stehen, daß, was ästhetisch zulässig, auch sittlich nicht verboten und also auch nicht von dem Gesetze strafbar ist; ich bleibe bei der Behauptung

ſtehen, daß ein Gedicht, das in Form und Ausdruck die Geſetze der Schönheit reſpectirt, unmöglich Worte und Wendungen enthalten kann, welche injuriöſer Natur und daher durch das Strafgeſetz zu ahnden ſind.» Der Angeklagte ſucht dies durch verſchiedene Beiſpiele zu erläutern; er erinnert daran, daß Verletzungen der Schamhaftigkeit, von beliebigen Individuen begangen, mit Recht von der Polizei verfolgt und vom Richter beſtraft werden, daß dagegen der Künſtler, der uns eine nackte Venus, einen nackten Apoll oder Bacchus aufſtellt, dadurch das Geſetz nicht nur nicht beleidigt, ſondern ſogar mit Recht ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung und Bewunderung wird. Noch ſchlagender trete dieſer Unterſchied hervor, wenn wir das verſchiedene Verfahren ins Auge faſſen, das die Behörde ſelbſt z. B. gegen eine laſcive Abbildung aus der Demi-Monde und andererſeits gegen eine Jo oder Leda des Correggio beobachtet; jene wird um ihrer frivolen Nebenzwecke willen mit Recht verfolgt und beſtraft, während dieſe, weil ſie auch in der Darſtellung des Nackten nur den Geſetzen der Kunſt folgte und nur die Darſtellung des Schönen zum Selbſtzwecke hat, vollkommen unangefochten bleibt. Auch hiervon will der Angeklagte die Anwendung auf den vorliegenden Fall gemacht wiſſen.

Gegen den Schluß ſeiner Rede weiſt Prutz auf die Zeit hin, in der wir leben und die zu groß, zu furchtbar und zu entſcheidend für unſer ganzes Volk und die ganze Zukunft Preußens und Deutſchlands ſei, als daß daneben Anklagen und Proceſſe gleich dem vorliegenden noch platzgreifen könnten: „Schon in dieſem umſchloſſenen Raum wird uns die Hitze des Junitags faſt unerträglich. Ich aber verſetze mich im Geiſt auf die Schlachtfelder in Schleſien, Böhmen, Thüringen, auf denen unſere Truppen, das heißt alſo unſere Väter, Brüder, Söhne in eben dieſem Augenblick ihr Blut für das Vaterland verſpritzen; ich höre in Gedanken den Donner der Kanonen, der ihre Reihen niedermäht; ich ſehe die Ströme Blutes und ſehe die klaffenden Wunden, in denen ſie ihr jugendliches Leben aushauchen; ich fühle den verſengenden Strahl der Sonne, die ſcheitelrecht auf die Kämpfenden herniederbrennt — und ein tiefes Wehgefühl, ein Gefühl tiefer und ſchmerzlicher Beſchämung bemächtigt ſich meiner, indem ich dabei auf dieſe Verhandlung blicke. Wie kann nur in einer ſo großen und entſcheidungsreichen Zeit noch um Lappalien geſtritten werden wie mein Gedicht! Beſeitigen Sie, meine Herren Richter, dieſen Widerſpruch durch ein freiſprechendes Erkenntniß, erſparen Sie mir ein Martyrium, das neben den ungeheuern Opfern, welche dieſe Zeit unſerm Volk übrigens auferlegt, doch wirklich etwas gar zu billig wäre!"

Sowenig wir die Vertheidigungsrede des Dichters für ein juriſtiſches Meiſterſtück halten, ſo gehört ſie doch als ein Actenſtück in die Chronik der Zeit und iſt eine ſo begeiſterte Standrede für die hohe Miſſion der Poeſie, daß ſie ſchon in dieſer Hinſicht Beachtung verdient.

Polemik in der Helmbrecht-Frage.

Die Frage nach der Heimat des Meier Helmbrecht wurde (in Nr. 18 d. Bl.) im Anſchluß an die verdienſtvolle Schrift von Friedrich Keinz beſprochen. Es thut uns leid, von demſelben Verfaſſer einen Nachtrag kennen gelernt zu haben, der wegen ſeiner perſönlich polemiſchen Haltung die gute Meinung, welche man von dem wiſſenſchaftlichen Ernſte dieſes jungen Gelehrten mit allem Recht gewinnen mußte, wieder in etwas zerſtören kann. Karl Schröder hat, wie in jener Beſprechung ausgeführt iſt, in einem Aufſatz in der „Germania" einen, wie uns ſcheint, durchaus ſachlichen und wiſſenſchaftlich ſtrengen Maßſtab an die Gründe gelegt, welche Keinz für ſeine Hypotheſe beibringen konnte. Schröder iſt nicht überzeugt worden und ſucht der ganzen Frage eine neue Seite dadurch abzugewinnen, daß er nicht in erſter Reihe nach dem Schauplatz der Handlung, ſondern nach dem Dichter der merkwürdigen Erzählung fragt. Daß Keinz antworten werde, war vorauszuſehen; aber ebenſo wie die Kritik Schröder's, mußte die Antikritik frei von aller Gereiztheit geführt werden. Der Helmbrecht-Theſis haben allerdings viele zugeſtimmt, darunter aber gewiß auch ſolche, welchen man bei aller Anerkennung ihrer Verdienſte nicht eine Autorität gerade in dieſer einen Frage zugeſtehen wird. Keinz aber ſcheint durch die ſchmeichelhafte Billigung, welche ſeine Gründe von ſeiten bewährter Fachgenoſſen gefunden haben, ſich und ſeine Sache für unantaſtbar zu halten, und ſo ſtürmte er wie ein in ſeiner Würde gekränkter Mann in einer eigenen Broſchüre: „Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania" (München 1866), gegen Schröder mit gehäſſiger Perſönlichkeit an, welche eine ruhige Erwägung der vorgebrachten Gegengründe gar nicht aufkommen ließ. Es mag hier an einen beherzigenswerthen Ausſpruch erinnert werden, welchen Franz Pfeiffer ſchon vor längerer Zeit gethan, als er die Unhaltbarkeit der Hypotheſe Wilhelm Grimm's zu beweiſen ſuchte, daß Freidank und Walther von der Vogelweide Eine Perſon ſeien. Pfeiffer ſagt am Schluß ſeines Aufſatzes über Freidank („Zur deutſchen Literaturgeſchichte", Stuttgart 1855): „Als der Vortrag (Wilhelm Grimm's) über Freidank erſchien, übte die von erſtaunlichem Fleiße zeugende und zugleich geiſtreich-blendende Beweisführung auch auf mich ihren Zauber aus, und, gleich W. Wackernagel, habe ich mich der Zuſtimmung nicht zu erwehren vermocht. Zu einer ins einzelne gehenden Prüfung hatte ich damals freilich keine Zeit: das Leben legt jedem von uns ſeine Laſt und Bürde auf, und wer noch andere Dinge zu thun hat, als fremden Arbeiten auf Schritt und Tritt ins einzelne nachzugehen, der wird bei der immer mehr zunehmenden Rührigkeit auf dem Gebiete der altdeutſchen Literatur, die jedes Jahr eine Fülle neuen Stoffs zuführt, gar oft in den Fall kommen, eine neue oder neubegründete Entdeckung einſtweilen auf Treu und Glauben hinnehmen zu müſſen. Erſt kürzlich brachte mich ein Zufall auf die genauere und einläßlichere Unterſuchung der Freidank-Walther-Theorie, und als die alten Zweifel von neuem in mir rege wurden und da und dort Nahrung fanden, führten ſie mich, wie das zu geſchehen pflegt, immer weiter, bis zur Zerſtörung des ganzen über Freidank und Walther aufgeführten künſtlichen Gebäudes." In gleicher Weiſe kann auch der eine oder der andere, der jetzt der Beweisführung von Keinz in Dankbarkeit für die ſchöne Leiſtung ſeine Zuſtimmung zu erkennen gegeben hat, bei eingehender Beſchäftigung mit der Streitfrage zum Zweifler und Gegner werden. Wenn Keinz ſeine Verwunderung ausſpricht, daß der ihm unliebſame Aufſatz Schröders in Pfeiffer's „Germania", in einem „wiſſenſchaftlichen" Blatte, zur Aufnahme gelangt iſt, ſo müſſen wir von unſerm unparteiiſchen Standpunkte aus bekennen, daß uns gerade dieſer Aufſatz als ein guter und anregender Beitrag erſchienen iſt und auch nach dem herben Angriff, den er jetzt erfahren, noch immer ſo erſcheint. Wir wollen Keinz Glück wünſchen, wenn er recht viele ſolcher Aufſätze wie der von ihm geſchmähte liefern ſollte. Andererſeits rathen wir ihm, von perſönlicher Polemik abzuſtehen. Mit ſolchen Dingen wird nur unnöthig Zeit vergeudet.

Aus der Broſchüre von Keinz erfahren wir auch Näheres über die in zwiſchen gelieferte Helmbrecht-Ueberſetzung Karl Schröder's, die uns dem Namen nach bekannt geworden, aber noch nicht zu Geſichte gekommen iſt. Keinz führt einige Stellen der Ueberſetzung an und vergleicht ſie mit dem Original. Wir geben ihm zu, daß dieſe Stellen nicht gelungen, oft arg mislungen ſind. Sie beweiſen aufs neue, daß es mit Ueberſetzungen aus dem Altdeutſchen eben nichts iſt. Da Keinz dieſe Blumenleſe ſeiner Polemik als Anhang hinzufügt, ſo gewinnt es faſt den Anſchein, als ſei Schadenfreude der Beweggrund geweſen. Wir wollen aber lieber die unausgeſprochene beſſere Abſicht erkennen, daß Keinz mit dem Plane umgeht, eine gelungenere Ueberſetzung als ſein Gegner dem Publikum darzubieten, indem er dadurch den ſichtbaren Beweis liefern kann, daß er nicht blos wohlfeil zu tadeln, ſondern mit Mühe es auch beſſer zu machen verſteht.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOUVELLES PUBLICATIONS
POUR L'ÉTUDE DES
LANGUES ALLEMANDE, ANGLAISE ET ITALIENNE.

Ahn, F. Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.
Premier cours. 21me édition. 8 Ngr.
Second cours. 12me édition. 10 Ngr.
Troisième cours. 7me édition. 8 Ngr.

Ahn, F. Traduction des thèmes français de la Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.
Premier et second cours. 4me édition. 5 Ngr.

Ahn, F. Grammaire allemande théorique et pratique. Seconde édition. 24 Ngr.

Ahn, F. L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles, classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 1 Thlr.

Lütgen, B. Dialogues français et allemands, accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. 2me édition, revue et augmentée. 12 Ngr.

Sesselmann, B. Premier livre de lecture, d'écriture et d'instruction allemande à l'usage de la maison et de l'école. 6 Ngr.

Sesselmann, B. Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises, pouvant servir de thèmes aux élèves allemands. 12 Ngr.

Ahn, F. Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles. 10 Ngr.

Graeser, Ch. Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise. Composée d'après les principes de M. le professeur Ahn.
Premier cours. 12me édition. 10 Ngr.
Second cours. Premières lectures anglaises. 4me édition. 18 Ngr.

Graeser, Ch. Grammaire complète de la langue anglaise, sur un plan très-méthodique, avec de nombreux thèmes distribués dans l'ordre des règles.
Première partie. 12 Ngr.
Seconde partie. 20 Ngr.

Graeser, Ch. Traduction des thèmes de la Nouvelle méthode et de la Grammaire complète de la langue anglaise. 10 Ngr.

Graeser, Ch. Vocabulaire anglais. Contenant plus de 4000 mots classés par ordre de matière, et marqués de signes phoniques. Précédé de renseignements sur la prononciation anglaise. 8 Ngr.

Graeser, Ch. Chrestomathie anglaise. Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poëtes anglais; marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire. En deux volumes. Chaque volume 16 Ngr.

Wild, H. Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue italienne. 16 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ATLAS VON SACHSEN.
Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen.
Von Dr. **Henry Lange.**
In 12 Karten mit erläuterndem Texte.
Folio. In 3 Lieferungen 5 Thlr. Gebunden 5⅔ Thlr.

Inhalt: 1. **Hydrographische Karte.** 2. **Orographische Karte.** 3. **Höhenschichten-Karte.** 4. **Geognostische Karte.** 5. **Verbreitung der Steinkohlenformation.** 6. **Agronomisch-geognostische Karte.** 7. **Waldkarte.** 8. **Bevölkerungs-Verhältnisse.** 9. **Landes-Eintheilung.** 10. **Gerichtskarte.** 11. **Industriekarte.** 12. **Religionskarte.**

☞ *Die Orographische Karte ist auch einzeln in handlichem Format gebrochen zum Preise von 12 Ngr. zu haben.*

Lange's „Atlas von Sachsen" bietet ein so vollständiges und trotz seiner Vielseitigkeit übersichtliches Bild von den geographischen, statistischen und Culturverhältnissen dieses Königreichs, wie ein solches kaum von irgendeinem andern Staatsgebiet, wenigstens nicht in der bequemen Form anschaulicher Karten, bisher geliefert wurden.

Drei Schulkarten vom Königreich Sachsen.
Von Dr. **Henry Lange.**
Quer-Folio. 8 Ngr. Jede Karte einzeln 3 Ngr.

1. **Karte des Königreichs Sachsen.** 2. **Die Flussgebiete im Königreich Sachsen.** 3. **Höhenschichten-Karte des Königreichs Sachsen.**

Diese drei Karten sind nicht aus des Verfassers „Atlas von Sachsen" entnommen, sondern von demselben selbständig bearbeitet und haben den Zweck, zuverlässige kartographische Belehrung zu wohlfeilem Preise zu bieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉDITATIONS
SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE
PAR **M. GUIZOT.**
Édition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen *„Méditations sur l'essence de la religion chrétienne"* einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die innern und äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowol als der protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte dieses Bandes behandeln: *le Reveil chrétien en France au 19e siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Panthéisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'Insouciance et la Perplexité.*

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 31. — 2. Auguſt 1866.

Inhalt: Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens. Von Rudolf Gottſchall. — Neue Blätter und Blüten deutſcher Lyrik. Von E. Herkfurth. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Eine Anthologie altdeutſcher Dichtungen in neudeutſcher Sprache.) — Anzeigen.

Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens.

Ludwig Feuerbach's ſämmtliche Werke. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unſterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Von Ludwig Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Feuerbach hat nach längerm Schweigen wieder einen neuen Band ſeiner Werke publicirt. Wir begegnen dieſem Autor gern, ſchon wegen der Friſche und Prägnanz ſeiner Darſtellung; es iſt Geiſt und Leben in allem, was er ſchreibt. Freilich erſcheinen uns die Axiome ſeiner Philoſophie des „concreten Seins" zu leicht und keck hingeſtellt, während viele derſelben ſehr des Beweiſes bedürftig ſind. Namentlich glaubt ſich Feuerbach über die Art und Weiſe des Erkennens nicht ſehr den Kopf zerbrechen zu dürfen, indem er die Sinne ganz einfach zu dem ausſchließlichen Medium der Erkenntniß macht. Er geht damit etwas leicht über Probleme zur Tagesordnung über, an deren Löſung große Denker wie Kant mit bewundernswerther Ausdauer gearbeitet haben. Gleichwol darf man Feuerbach nicht für einen Vorkämpfer des materialismus vulgaris halten. Sein Senſualismus iſt ein kritiſcher; er hat zu ſeiner Vorausſetzung die ganze Entwickelung unſerer Philoſophie und gewinnt namentlich durch eine Kritik Hegel's oder vielmehr durch eine Ueberſetzung der Gedanken dieſes Philoſophen aus der Metaphyſik in die Anthropologie ſeine bedeutendſten Reſultate, während der Materialismus die ganze geiſtige Arbeit unſerer Nation auf dem Gebiete der Philoſophie als eine müßige ignorirt und es nicht für der Mühe werth hält, ſich mit Chimären herumzuſchlagen, die ihm im weſentlichen nicht einmal bekannt ſind.

Der Kern des neuen uns vorliegenden Bandes von Feuerbach's Werken bildet die Abhandlung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, beſonders in Beziehung auf die Willensfreiheit"; die andern Aufſätze dürfen als Beiwerk betrachtet werden und ſind in der That nicht viel mehr als Variationen über das Thema, welches Feuerbach im „Weſen des Chriſtenthums" angeſchlagen hat: weitere Ausführungen mit Hülfe eines neuen hiſtoriſchen und mythologiſchen Materials. Die Conſequenz dieſer Erörterungen läßt ſich nicht beſtreiten; ſie iſt im Gegentheil ſo groß, daß man dieſelben faſt für überflüſſig halten könnte, indem jeder im Denken nicht ganz Ungeübte, wenn er nur den Schlüſſel der Feuerbach'ſchen Axiome beſitzt, dieſe Noten ganz ſo transponiren kann, wie der Autor ſelbſt. Der erſte Aufſatz wendet das Paradoxon: „Der Menſch iſt, was er ißt", auf das ſich Feuerbach mehr zugute thut, als der Einfall verdient, auf die Theorie der Opfer an. Er erweitert den Grundgedanken dahin, daß der Menſch nicht nur vermittels der Speiſeröhre, ſondern auch vermittels der Luftröhre ißt, ebenſo mit den Sinnen, den Augen und Ohren, ja mit dem Gehirn, dem Denkorgan. Selbſt das „Auffreſſen vor Liebe" findet eine Stelle in dieſem Feuerbach'ſchen Programm. Wir konnten uns der Erinnerung an das Shakſpeare'ſche „einen Witz zu Tode hetzen" nicht entſchlagen, als wir den geiſtreichen Denker in dieſer kannibaliſchen Attitude ſeitenlang verharren ſahen. Den ganzen Menſchen in ein großes Freßwerkzeug zu verwandeln, das iſt weiter keine Kunſt, wenn man Witz genug hat, eine Kette von Aehnlichkeiten aneinanderzureihen. Doch dieſe Art von „Anthropologie" erſcheint uns für einen Denker wie Ludwig Feuerbach zu wohlfeil.

Der Aufſatz: „Zur Unſterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie", enthält ethnographiſche Skizzen über den Unſterblichkeitsglauben, wie er ſich bei Griechen, Chineſen, Perſern und alten Hebräern geſtaltet hat — alles nur neue Beweisſtücke für das Axiom, daß die Unſterblichkeit eine Vorſtellung iſt, deren Grund und Gegenſtand nur der Trieb oder Wunſch iſt, zu leben, folglich nicht zu ſterben:

Erſt ſagt der Trieb im Menſchen: ich will leben, ich will nicht ſterben, ehe die Phantaſie dieſen Wunſch verwirklicht und der Verſtand daraus die Folgerung zieht: „alſo muß ich leben, alſo unſterblich ſein, denn der Trieb iſt untrüglich", und ſo die Gefühlsnothwendigkeit des Triebes oder Wunſches zu einer logiſchen oder metaphyſiſchen Nothwendigkeit macht.

Ein dritter Aufſatz hat die Ueberſchrift: „Zur Theogonie. Oder Beweiſe, daß der Götter Urſprung, Weſen und Schickſal der Menſchen Wünſche und Bedürfniſſe ſind. Nach den lateiniſchen Schriftſtellern." Er iſt eine

mythologiſche Studie über die capitoliniſche Dreieinigkeit: Jupiter, Juno und Minerva, welche die nothwendigſten und allgemeinſten Wünſche des Menſchen in ſich vereinigen, über die beſondern Götter, namentlich die Bauerngötter (denn nur die bis auf den Schäfer- und Haushund, ja bis auf den Dünger ſich erſtreckende Vorſehung iſt Vorſehung im Sinne und Intereſſe des Bauern), und über die „letzten Götter“:

Wer keine Wünſche, hat auch keine Götter mehr. Was wünſcht aber der Menſch? Er wünſcht ſich Wohlfahrt, Salus, Ehre, Honor, Sieg im Kriege, Victoria, Friede und Ruhe, Pax, Quies, Freiheit, Libertas, Glück, Fortuna, und zwar Glück unter allen möglichen Namen und Formen, mit einem Worte Glückſeligkeit, Felicitas. Wie natürlich, ja nothwendig iſt es alſo, daß der Menſch die Wünſche, die allen Göttern zu Grunde liegen, um deren willen ſie allein Götter ſind, für ſich ſelbſt ausſpricht, für ſich ſelbſt zum Gegenſtande göttlicher Verehrung macht!

Alles Auseinanderſetzungen, die durch das bekannte Schema des Philoſophen durchzuzeichnen auch ein wenig begabter Schüler vermag.

Wenden wir uns nun zu der Hauptabtheilung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, beſonders in Bezug auf die Willensfreiheit“, deren Tendenz der Autor mit folgenden Worten ausſpricht:

Es iſt nicht meine Aufgabe, zu beweiſen, daß es keine Willensfreiheit gibt; meine weſentliche, charakteriſtiſche Tendenz iſt es vielmehr nur, den wahren Sinn und Grund der Annahme und Vorſtellung der Willensfreiheit zu erkennen — zu erkennen, was den Menſchen beſtimmt, ſich und andern dieſelbe zuzuſchreiben, und damit zugleich die Grenze zu ermitteln, innerhalb welcher er mit Recht dies thut.

Das erſte Kapitel: „Der Wille innerhalb der Naturnothwendigkeit“, wendet ſich zunächſt gegen Jacobi, Fichte und Hegel, welche namentlich den Selbſtmord als Beweis für einen von allen Naturgeſetzen und Natururſachen unabhängigen Willen anführen. Feuerbach leugnet, daß Natur und Freiheit, Selbſterhaltungstrieb und Selbſtmord in einem ſolchen Gegenſatze ſtehen, wie dieſe Philoſophen behaupten. Auch der Selbſterhaltungstrieb der Thiere ſei kein ungebundener, zügel- und ſchrankenloſer. Wenn z. B. manche Vögel durchaus nicht die Gefangenſchaft vertragen, wenn ſie mit der Freiheit auch zugleich die Eßluſt verlieren und in kurzer Zeit dahinſterben, ſo erklären ſie durch dieſen Tod, daß der Selbſterhaltungstrieb bei ihnen mit dem Freiheitstrieb aufs innigſte verbunden iſt. Noch mehr iſt dies bei dem Menſchen der Fall. Der Selbſterhaltungstrieb erſtreckt ſich in ihm nicht weiter als ſein Selbſt oder das Gut, das er zu ſeinem Selbſt rechnet, das er nicht von ſich abſondern, nicht aufgeben kann, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Wenn der Menſch ſein Leben endet, weil er verloren oder zu verlieren fürchtet, was er weſentlich zum Leben rechnet, ſo handelt er nicht im Widerſpruch, ſondern im Einklang mit ſeinem Selbſterhaltungstriebe:

Der Selbſtmord gehört in die Klaſſe der widerſpruchvollen Erſcheinungen des menſchlichen Weſens — der Erſcheinungen oder Handlungen, welche im ſchreiendſten Widerſpruch mit ſeiner Selbſtliebe ſtehen oder vielmehr zu ſtehen ſcheinen und doch nur aus Selbſtliebe geſchehen. Der Selbſtmörder verzichtet auf alle Genugthuungen des Glückſeligkeitstriebes, aber nur um dadurch ſich jeder Verletzung deſſelben zu entziehen; er will kein Glück mehr genießen, aber nur um kein Unglück mehr zu leiden; er opfert ſeinen beſten Freund auf — jeder hat ja an ſich ſeinen beſten und treueſten Freund —, aber nur um dadurch ſeinem Todfeind den Todesſtreich zu verſetzen. Der Tod widerſpricht allerdings der Natur, aber er widerſpricht nur der vollſtändigen, geſunden, glücklichen, nicht der verſtümmelten, leidenden, unglücklichen Natur. Er iſt für ſich ſelbſt ein Abſcheu erregendes Gift, aber als Gift gegen Gift ein erſehntes Heilmittel. Und ſowenig die Kraft des Kranken, eine abſcheuliche Arznei zu ſich zu nehmen, im Widerſpruch ſteht mit dem Trieb des Geſunden nach Wohlſchmeckendem, ſowenig ſteht der Todesentſchluß des irgendwie Verletzten oder auch nur mit Verletzungen Bedrohten mit dem Selbſterhaltungstrieb des Unverletzten im Widerſpruch. Dies wäre nur dann der Fall, wenn der Selbſtmord eine grundloſe Selbſtvernichtung wäre. Allein der Selbſtmörder beſtimmt ſich zum Tode nicht aus Freiheit, d. h. eigentlich aus Muthwillen, aus Spaß, ſondern aus trauriger Nothwendigkeit, beſtimmt von einem Grunde, welcher für ihn ein letzter, unüberſteiglicher, mit ſeinem Weſen identiſcher, kein durch Gegengründe aufhebbarer, alſo kein beliebiger iſt. Der Wille iſt die letzte, d. h. die nächſte, aber nicht die erſte Urſache des freiwilligen Todes. Der Satz: ich will ſterben, iſt nur die willige Schlußfolge von dem widerwilligen Oberſatz: ich kann nicht mehr leben, ich muß ſterben.

Der Selbſtmord iſt daher ſowenig ein Beweis von der Freiheit oder Fähigkeit, „von allem zu abſtrahiren“, wie Hegel meint, daß er vielmehr das Gegentheil beweiſt. Die Fähigkeit, von allem zu abſtrahiren, die über alle Naturnothwendigkeit erhabene Willensfreiheit bewieſe der Menſch nur, wenn er auch vom Tode abſtrahiren, nicht ſterben könnte, falls er nicht ſterben wollte, wenn es nur einen freiwilligen, aber keinen nothwendigen, natürlichen Tod gäbe.

Ich kann, was ich will, aber nur wenn und wofern ich will, was ich kann, widrigenfalls iſt mein Wollen ein grund- und bodenloſes, ein nur eingebildetes; denn der Grund des Wollens iſt das Können, das Vermögen des Gewollten. So kann der Menſch auch nur da ſeinen Tod wollen, wo er in ſich Grund und Stoff zum Tode hat, wo er mit ſeinem Leben nur einen Schein, einen Widerſpruch abthut, im Tode nur den wahren Ausdruck ſeines Weſens und Willens findet.

Das zweite Kapitel: „Der Wille innerhalb der Zeit“, wendet ſich namentlich gegen Kant, der die Exiſtenz der Willensfreiheit nur von der Nichtigkeit der Zeit für Vernunft und Willen abhängig gemacht habe und daher in der Zeit ein Vermögen wie die Willensfreiheit, welches von ſelbſt, unbedingt durch ein Vorher, einen Zuſtand anfange, für unmöglich erklärte. Kant führt namentlich die Reue über eine längſt begangene That an als Beweis, daß die Vernunft, wenn es auf das Geſetz unſerer intelligibeln Exiſtenz ankomme, keinen Zeitunterſchied anerkenne. Feuerbach meint hiergegen, daß nicht blos unſere denkwürdigen Thaten, auch unſere denkwürdigen Leiden und Freuden ſich in ſo friſchem Angedenken bei uns erhalten:

Selbſt auf Speiſen und Getränke erſtreckt ſich dieſe Kritik der praktiſchen Vernunft. „Ich werd' es nie vergeſſen, was ich beim Herrn von Kreſſen getrunken und gegeſſen.“ So ſchloß einſt eine nürnberger Grabrede. Und wie oft hört man

namentlich aus dem Munde des aufrichtigen Volks solche Aussprüche!

Feuerbach leugnet also die metaphysische und moralische Richtigkeit der Zeit nicht; er dehnt sie nur aus auf alles Menschliche, auch die materiellsten Genüsse, und sucht damit das Privilegium des Willens aufzuheben.

Weiterhin bemüht sich Feuerbach, die Einheit des Willens und des Glückseligkeitstriebes zu beweisen. Ich will, heißt, ich will glücklich sein. Den Glückseligkeitstrieb des Menschen unterdrücken, heißt den Willen des Menschen unterdrücken. Willenlosigkeit ist widerstandlose Hingabe an die Miserabilitäten des menschlichen Lebens, seien diese Miserabilitäten nun orientalische Läuse oder Flöhe oder occidentalische Eminenzen und Excellenzen. Der Verstand ist das die Dinge in mich hineinsetzende, der Wille aber das diese in den Kopf gesetzten Dinge wieder aus mir herausseyende Wesen oder Vermögen. Mit dem „Ich will" ist aber unzertrennlich das Fragewort „Was?" verknüpft. Ein von der Materie des Willens abgesonderter Wille ist ein Unding.

Wir haben bei diesen Ausführungen zweierlei zu bemerken. Einmal, daß sie allerdings eine Consequenz der Philosophie des concreten Seins sind und sich in offenbarsten Widerspruch zu unsern bisherigen Gedankensystemen stellen, welche den Begriff des Willens gerade durch die Abstraction von allem bestimmten Wollen zu gewinnen suchten, während Feuerbach einen derartigen Willen für ein Gedankending, ein Noumenon, erklärt. Im Grunde sind aber wissenschaftliche Untersuchungen nur möglich, wenn man die Begriffe in ihre eigene Sphäre versetzt. Ein Botaniker, der eine Pflanze nicht aus der Erde herausreißt, wird ihre Wurzel nicht untersuchen und erkennen können. Die Anthropologie, welche „den Menschen", so wie er leibt und lebt mit Haut und Haar, als das Absolute erfaßt, wird nirgends über das Thatsächliche hinausgehen. Auch der Wille ist für Feuerbach eine Thatsache. Hierin begegnet er sich mit Schopenhauer, den er sonst öfter persiflirt, vielleicht auch durch das doppelte y, mit dem er consequent diesen Namen schreibt. Der Wille ist für Schopenhauer das jedem unmittelbar Bekannte, und die Action des Leibes ist nichts anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens. Der Forscher als rein erkennendes Subject wäre geflügelter Engelskopf ohne Leib; doch er wurzelt in der Welt durch seinen Leib, der mit dem Willen identisch ist. Dies ist bekanntlich ein Angelpunkt des Schopenhauer'schen Systems, während bei Feuerbach die Thatsächlichkeit des Willens hingenommen werden muß, wie die andern Thatsachen der Anthropologie, ein gedanklicher Rohstoff, den uns der Autor nicht verarbeitet, aus Unlust, sich mit Gedankendingen, d. h. Begriffen einzulassen.

Unsere zweite Bemerkung trifft den Eudämonismus, den Feuerbach in diesem Kapitel vertritt. Auch der Glückseligkeitstrieb wird uns hier als eine selbstverständliche Thatsache hingestellt. Wenn Feuerbach ihn dem Willen gleichsetzt, so rechnen wir eigentlich mit zwei unbekannten Größen. Der Begriff der Glückseligkeit ist ein sehr verschiedener und hat sich auch sehr verschieden in den philosophischen Systemen gestaltet, die ihm huldigten. Die Beleuchtung, die Feuerbach auf seine Glückseligkeit fallen läßt, ist eine spärliche. Wir erfahren nur aus dem „System der Natur", daß ein vorübergehendes Uebel dem Menschen ein dauerndes Gut verschaffen kann und daß es daher nicht dem Glückseligkeitstriebe widerspricht, wenn der Mensch sich z. B. der schmerzhaften Amputation eines Gliedes unterwirft, indem er diesen momentanen Schmerz nur erduldet in der Aussicht auf ein überwiegendes Gut. Doch dies scheint uns nicht die Stellung der Frage, auf die es ankommt. Es muß bewiesen werden, daß die Menschen niemals Entschlüsse fassen, die ihrem Glückseligkeitstriebe widersprechen — ein Beweis, der schwerlich möglich sein wird, ohne dem letztern Begriff eine ihn aufhebende Erweiterung zu geben. Man kann freilich zuletzt mit Max Stirner sagen, daß die Menschen ihr Glück auch in der Hingabe an die „fixen Ideen", als da sind Ehre, Freiheit, Vaterlandsliebe u. s. f. finden, daß sie also in der Aufopferung für dieselben ihren Glückseligkeitstrieb befriedigen, sowenig derartige Entscheidungen mit dem angeborenen, wir möchten sagen mit dem Naturtriebe des Glückes in Einklang zu bringen sind. Doch immer bleiben noch Fälle unerklärt, wo die Entscheidung des Willens erfolgt in offenbarem Gegensatz gegen das, was der Glückseligkeitstrieb verlangt, ja was der Mensch für sein Glück hält. Solange dies der Fall ist, hat die Feuerbach'sche Identität von Willen und Glückseligkeitstrieb nur den Werth eines Paradoxon.

Wir haben gerade an dieser Stelle die Gedankengänge des Philosophen unterbrochen, weil von hier aus über dieselben nach rückwärts und vorwärts das meiste Licht ausströmt. Auch das Princip der Sittenlehre sucht Feuerbach im Glückseligkeitstrieb, d. h. im Glückseligkeitstrieb des Du. Wie das Recht innerhalb äußerlicher, peinlicher, erzwinglicher Schranken, so setzt die Moral innerhalb innerlicher, herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückseligkeitstrieb des Ich mit dem Glückseligkeitstrieb des Du, des andern, in Uebereinstimmung. So ist der Streit zwischen Pflicht und Glückseligkeit kein Streit zwischen verschiedenen Principien, sondern nur zwischen demselben Princip in verschiedenen Personen, zwischen eigener und fremder Glückseligkeit. Das Ich außer mir, das sinnliche Du, ist der Ursprung des übersinnlichen Gewissens in mir. Mein Gewissen ist nichts anderes als mein an die Stelle des verletzten Du sich setzendes Ich, nichts anderes als der Stellvertreter der Glückseligkeit des andern auf Grund und Geheiß des eigenen Glückseligkeitstriebes.

Auch hier ist mehr als Ein Fragezeichen verstattet. Spricht mein Gewissen nicht auch, wenn ich Pflichten verletze, die mit dem Glückseligkeitstriebe des Du nichts gemein haben, Pflichten gegen allgemeine Institutionen des Staates, der Gesellschaft? Die Ausflucht, daß diese Institutionen das Glück der andern sichern, ist nicht genügend; denn es gibt ebenso viele, welche dem Glückseligkeitstrieb widersprechen.

Treffender ſind die Bemerkungen über „Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit". Feuerbach ſucht den freien Willen für zufällige Beſtimmungen zu erhalten für die Wahl des Einzelnen, während er, wo es die Gattung eines Gegenſtandes gilt, einen unerſetzbaren, das Weſen erſchöpfenden, nothwendigen Beweggrund oder Willen annimmt.

Allerdings bin ich keineswegs ſo beſtimmt, ſo einſeitig, ſo ausſchließlich, ſo unabänderlich zu dieſer oder jener Handlung beſtimmt, wie „der unterſtützungsloſe Stein zum Fallen oder das Feuer zum Brennen beſtimmt iſt" — das gewöhnliche, ſchon von Alexandros Aphrodiſäos in ſeiner intereſſanten Schrift vom Schickſal zur Veranſchaulichung und Widerlegung der Aufhebung der menſchlichen Willensfreiheit gebrauchte Gleichniß —; denn der Menſch hat außer dieſer zu dieſer Handlung ihn beſtimmenden Neigung oder Eigenſchaft noch andere Neigungen oder Eigenſchaften, die ihn zur Unterlaſſung derſelben befähigen, außer dieſem ihn an einen Gegenſtand feſſelnden Sinn noch andere Sinne, die ihn von der Gewaltherrſchaft dieſes einſeitigen Eindrucks befreien können. Ein Frauenzimmer, das durch die Schönheit ſeiner Geſtalt und Geſichtszüge mich unwiderſtehlich anzieht, kann durch einen übelriechenden Athem ebenſo unwiderſtehlich auf zeitlebens mich von ſich ſtoßen, umgekehrt als Gegenſtand des Auges mich abſtoßen, aber als Gegenſtand des Gehörs durch den bloßen Ton ihrer Stimme mich anziehen. Wer bringt nun aber dieſes widerſprechende Für und Wider den Gegenſtand zur Ruhe und Entſcheidung? Der Sinn, der in mir der mächtigſte, vorherrſchende, mein Weſen beſtimmende iſt.

Feuerbach betont die außerordentliche Beweglichkeit und Beſtimmbarkeit des Menſchen:

Der Menſch verändert ſich, bildet ſich, entwickelt ſich, ja entwickelt oft Eigenſchaften, die nicht nur andere, ſondern auch er ſelbſt ſich nie zugetraut hätte, die mit allen bisher gezeigten Eigenſchaften — wenn auch vielleicht nur ſcheinbar — im größten Widerſpruch ſtehen, alle Prophezeiungen ſeiner Aeltern, Lehrer und Kameraden zu Schanden machen, alle über einen Menſchen für immer abſprechenden Urtheile eines bornirten und pedantiſchen Determinismus gründlichſt widerlegen. Eine bornirte und ſelbſt falſche Auffaſſung und Darſtellung einer Sache hebt aber darum noch nicht die Sache ſelbſt auf. Wer dem Menſchen zu enge Grenzen ſetzt, fehlt, aber ebenſo, wer ſie zu weit oder gar bis ins Unendliche, d. h. Phantaſtiſche hinausſchiebt. Die Veränderungs- und Entwickelungsfähigkeit des Menſchen erſtreckt ſich nicht weiter als ſeine Freiheit und umgekehrt. Wie meine Freiheitshandlungen, ſo fallen meine Veränderungen nur innerhalb, nur dieſſeit der unüberſteiglichen Grenzen, die dieſes mein beſtimmtes Weſen begründen. Was mit meiner Gattungs- oder Artbeſtimmtheit, mit meinem charakteriſtiſchen Weſen zuſammenhängt, das kann ich nicht weder mit der Zeit, noch mit Willen laſſen, das kann ich nicht ebenſo gut nicht thun, als thun, das muß ich thun. Wo mein Weſen, da iſt mein Himmel, wo aber der Himmel anfängt, da hört die Freiheit des Thun- und Laſſen-Könnens auf. Selbſt im Himmel der Theologie verlieren die Seligen die Freiheit, das Gegentheil von dem zu ſein und zu thun, was ſie thun und was ſie ſind.

Das folgende Kapitel über den „Individualismus oder Organismus" bezeichnet einen weſentlichen Fortſchritt, der in der Feuerbach'ſchen Anſchauung liegt. Mit Recht wird gegen Kant, Fichte und Hegel behauptet, daß dieſe Philoſophie eine natürliche Gegnerin der Individualität ſei. In der That haben die Vertheidiger Hegel's wol nachzuweiſen verſucht, daß ſeine Kategorien des „Einzelnen" und „Unmittelbaren" auch dem Individuellen gerecht werden. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß ſie die untergeordnetſte Stellung in dem Syſtem einnehmen; ſie werden alsbald in ein Allgemeineres, Höheres aufgehoben, ſowie die Wahrheit der ſinnlichen Gewißheit als eine Täuſchung nachgewieſen wird, gleichſam als ein Gaukelſpiel, das ſich nicht feſthalten läßt im Denken, indem das Hier und Jetzt bereits dialektiſch ſich auflöſende Begriffe ſind. Die Sprache hat ja die göttliche Natur, die Meinung unmittelbar zu verkehren, und was das Unausſprechliche genannt wird, iſt nichts anderes als das Unwahre, Unvernünftige, blos Gemeinte. Das abſolut Einzelne wird ſchon gleichſam an der Thüre der Hegel'ſchen Phänomenologie fortgewieſen. Und doch iſt gerade das Individuum ein Jetzt und Hier, eine Wahrheit, wenn auch nicht für den Verſtand, doch für die Sinne und für das Gemüth. Damit hängt es denn zuſammen, daß Hegel trotz ſeiner Vorliebe für die ſpeculative Geſtaltung dogmatiſcher Fragen den perſönlichen Unſterblichkeitsglauben kaum berührt; denn dieſer Glauben geht aus der unendlichen Schätzung des Individuums hervor, welches für die Hegel'ſche Philoſophie keine Wahrheit hatte. Es hängt ferner damit zuſammen, daß Hegel von der Geſchlechtsliebe, die ebenfalls auf der unendlichen Schätzung des Individuums beruht, ſehr gering denkt. Er hält es in ſeiner „Rechtsphiloſophie" (§. 162) für den ſittlichern Weg, daß die Veranſtaltung der wohlgeſinnten Aeltern den Anfang macht und in den zur Vereinigung der Liebe füreinander beſtimmt werdenden Perſonen daraus, daß ſie ſich als hierzu beſtimmt bekannt werden, die Neigung entſteht. Er verſpottet das „Element von durchdringender Froſtigkeit" das in die modernen Dramen und andere Kunſtdarſtellungen gebracht wird durch die gänzliche Zufälligkeit, dadurch nämlich, „daß das ganze Intereſſe als nur auf dieſen beruhend vorgeſtellt wird, was wol für dieſe von unendlicher Wichtigkeit ſein kann, aber es an ſich nicht iſt"; er verhöhnt das moderne „Verliebtſein": „Man ſtellt ſich hier vor, jeder müſſe warten, bis ſeine Stunde geſchlagen hat, und man könne nur einem beſtimmten Individuum ſeine Liebe ſchenken." Der Rückſchlag gegen dieſe Geringſchätzung des Individuellen, welche ſogar, wie die letzte Stelle beweiſt, bisweilen einen höchſt philiſtröſen Charakter annahm, ſodaß man mit dieſer Metaphyſik die Schlafmützen der ehrbarſten deutſchen Familienväter ausfüttern konnte, blieb nicht aus. Die Jünger der Schelling'ſchen Schule, namentlich Stahl, machten ihr gegenüber das unendliche Recht der Perſönlichkeit geltend, freilich auf dogmatiſcher und transſcendenter Grundlage; und Feuerbach mag zu ſeiner ſenſualiſtiſchen Philoſophie weſentlich durch dieſe Achillesferſe des Hegel'ſchen Syſtems getrieben worden ſein. Die Polemik gegen dieſelbe iſt daher eine durchaus glänzende und ſchlaghafte, und die Verherrlichung des Individuums, das ſich bei Hegel in einen blutleeren Schatten verwandelt, der nicht einmal, wenn er das Blut ſämmtlicher Kategorien und den ganzen Kelch des Geiſterreichs mit ſeiner ſchäumenden Unendlichkeit ausgetrunken hätte Fleiſch und Leben gewänne, macht einen durchaus erquicklichen und wohlthuenden Eindruck. Feuerbach ſagt:

Nur durch die Sinne weiß ich, daß noch andere Wesen, andere Menschen außer mir sind, daß wie sie von mir, so ich ein von ihnen unterschiedenes, individuelles Wesen bin. Aber diese meine Individualität erstreckt sich nicht nur auf die auffallenden Merkmale oder Eigenschaften, durch die ich mich von andern unterscheide, sondern auch auf die Eigenschaften, die ich im Unterschiede von jenen als gemeinschaftliche denke und in den allgemeinen Begriff des Menschen zusammenfasse. Ich bin nicht Individuum bis hierher und nicht weiter, sodaß meine individuellen Eigenschaften ihre Grenze hätten an den gemeinschaftlichen, diese nicht berührten, nicht befleckten; nein! Individualität ist Untheilbarkeit, Einheit, Ganzheit, Unendlichkeit; ich bin überall, durch und durch, vom Wirbel bis zur Ferse, vom ersten bis zum letzten Atom individuelles Wesen. „Ich bin nicht der Mensch überhaupt in einer bestimmten Gestalt", ich bin nur als dieser absolut bestimmte Mensch Mensch; Mensch sein und dieses Individuum sein ist schlechterdings ununterscheidbar in mir.

Und weiterhin:

In Gedanken kann ich nicht diesen Raum von jenem, nicht die Luft, die ich einathme, von der Luft des andern unterscheiden; aber gerade da, wo der Unterschied für den Gedanken sich aufhebt, beginnt der Unterschied, welcher der Quell des Lebens, der Quell der Individualität ist. Das Individuum ist unübersetzbar, unnachahmlich — außer nur dem Schein oder gewissen Eigenthümlichkeiten nach —, unbegreiflich, undefinirbar; es ist nur Gegenstand sinnlicher, unmittelbarer, anschaulicher Erkenntniß. Mag alles Schein und Täuschung sein, was uns die Sinne über die Dinge außer uns, über Sonne, Mond und Sterne sagen — so viel ist gewiß: die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Individualität stützt sich nur auf die Wahrheit der Sinne. Das Leben des Lebens ist die Liebe; aber die Liebe ist, wenn auch nicht, wie Fichte in der „Anweisung zum seligen Leben" von seiner phantastischen, weil grund- und gegenstandlosen Liebe behauptet, „die Quelle aller Gewißheit und aller Wahrheit und aller Realität", wol aber die Quelle von der Gewißheit und Wahrheit und Realität des Individuums. Der Gedanke unterscheidet die Gattung vom Individuum, aber das Leben, aber die Liebe macht diesen Gedankenunterschied zu einem ununterscheidbaren Eins, das Individuum zum „absoluten Wesen", das eben darum nur lebendig oder todt, nur sein oder nicht sein kann. „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage." Aber diese Frage löst nur die auf die Wahrheit der Sinne, auf die Wahrheit der Liebe gestützte Vernunft.

Im weitern Verlauf seiner Abhandlung sucht Feuerbach den religiösen Ursprung des deutschen Materialismus zu erweisen; er leitet ihn aus dem Zeitalter der Reformation her, während er seinen Gegensatz zum Spiritualismus auf einen Streit der medicinischen und philosophischen Facultät zurückführt. Es handelt sich in diesem Streit nur um den Kopf des Menschen, um die in dem menschlichen Hirnschädel zusammengepreßte Materie.

Gleichwol sagt uns die Anatomie nur die todte und eben deswegen nicht die ganze volle Wahrheit. Die Wissenschaft kann nun und nimmermehr den Standpunkt des Lebens zu ihrer Ergänzung entbehren oder ersetzen. Leben, Empfinden, Denken ist etwas absolut Originales und Geniales, Uncopirbares, Unersetzliches, Unveräußerliches — ist in Wahrheit das nur durch sich selbst erkennbare, aber nicht mystificirte, nicht travestirte Absolute der speculativen Philosophen und Theologen.

Die letzten Kapitel der Abhandlung bestehen in einer Kritik des Spiritualismus und Idealismus, einer Kritik des Carteſius und Leibniz, namentlich aber der Hegel'schen Psychologie. Er wirft Hegel vor, daß er immer Partei für die Seele gegen den Leib nehme, daß ihm, trotzdem er die Einheit des Geistes und der Materie, der Seele und des Leibes behaupte, der Leib keine, die Seele alle Wahrheit sei. Wenn Hegel in dem thierischen Magnetismus, in seinem „Sichlosmachen" von den Schranken des Raums und der Zeit etwas erblickt, was mit der Philosophie Verwandtschaft hat, und namentlich auf das Lesen der Somnambulen mit der Herzgrube Gewicht legt, so meint Feuerbach, die allgegenwärtige Seele könnte ja ihren wohlthätigen Gemeinsinn auch einem Hühnerauge mittheilen:

Wozu ein Körper, wie z. B. das Auge, wenn eine Seele existirt, die auch ohne Augen sieht? Wozu dieser künstliche Bau, diese „Specification", diese Ausführlichkeit, diese Spitzfindigkeit der Materie, wenn mit dem einen simpeln Wort Seele alles gesagt und gethan ist? Wozu diese Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe für ein nicht ausgedehntes Ding? Diese Gliederung, diese Theilung bis ins Unabsehbare für ein einfaches, untheilbares, gliederloses Wesen? Wozu das Hirn, diese ausgezeichnete, diese nicht nur von allen übrigen Organen, sondern auch in sich selbst so unterschiedene, so verwickelte, so labyrinthische Materie, wenn die Ehre dieser Auszeichnung nicht ihm selbst, sondern einem andern, einem immateriellen Wesen gilt?

Ebenso scharf kritisirt Feuerbach die Kategorie des „Unmittelbaren" bei Hegel. Was indeß die Hegel'sche Einheit der Seele und des Körpers betrifft, so darf nicht verkannt werden, daß Hegel in der Sache selbst keineswegs toto coelo von seinem ungetreuen Jünger abweicht, sondern daß er demselben Gedanken gleichsam nur durch die Strahlenbrechungen in einer höhern metaphysischen Luftschicht eine andere Färbung gibt.

Den Grundmangel des Idealismus findet Feuerbach darin, daß er die Frage von der Objectivität und Subjectivität, von der Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Welt sich nur vom theoretischen Standpunkte aus stellt, während doch die Welt ursprünglich zuerst nur weil sie ein Object des Wollens, des Sein- und Haben-Wollens ist, Object des Verstandes ist.

Auch in dieser Anschauung stimmt Feuerbach mit Schopenhauer überein, für den die Intelligenz nur ein Licht ist, das der Wille sich auf der höhern Stufe seiner Entwickelung anzündet. Die Parallelstelle in Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" lautet: „Die Erkenntniß überhaupt, vernünftige sowol als blos anschauliche, geht also ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höhern Stufen seiner Objectivation, als eine bloße μηχανη, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig gänzlich dienstbar; so in allen Thieren und in beinahe allen Menschen."

Der neue Band von Feuerbach's Werken gewährt durch seinen Kern, die umfassenden Untersuchungen über Freiheit und Nothwendigkeit, welche bei diesem Autor neu sind, ein besonderes Interesse. Feuerbach ist ein schlaghafter Kopf, der von glänzenden Aphorismen sprüht und gerade dadurch höchst anregend wirkt, selbst auf

diejenigen, welche weder mit seinen philosophischen Principien, noch mit seiner springenden Darstellungsweise einverstanden sind. Rudolf Gottschall.

Neue Blätter und Blüten deutscher Lyrik.

Unverwüstlich und ewig jung, wie die Natur, ist auch die Poesie; in jedem neuen Lenze sprossen auch im Dichtergarten von neuem Blätter und Blütenknospen. Freilich sind die perennirenden Pflanzen, die mit jedem Jahre in einer neuen Auflage wiederkehren werden, nur spärlich zu finden unter dem Gras, das nur heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, und viel reichlicher ist leider das Unkraut, welches ganz ausgegätet werden sollte, weil es „den gesunden Blumen die Kraft des Bodens unnütz saugt hinweg", wie der Gärtner in „Richard II." zur Rechtfertigung der blutigen Kritik Bolingbroke's argumentirt. Wenn z. B. ein neudeutscher Horaz, dessen voluminöses Opus (Gedichte von Meinhold, siehe unter Nr. 10) zu dem Neuesten aus Plundersweilern gehört, die Quintessenz seiner ars poetica in die Worte zusammenfaßt:

Das Dichten ist in allen Stücken
Dicht machen, oder ein Verdicken,
Ein Ordnen, Runden der Gestalt;
So wirkst du sicher mit Gewalt! —

so muß man denselben zunächst allerdings auf die geistvollen Artikel über das Dichten und die Dichter in Grimm's „Deutschem Wörterbuch" (II, 1057) verweisen, um ihm zu der richtigen Etymologie der Beschäftigung, welche er sich leider ausgesucht hat, zu verhelfen; nicht ohne „tiefen Sinn" ist aber diese bezeichnende Verwechselung des densare und dictare, dieses Zusammenwerfen des poëta und des centonarius, des Dichters und des Lumpenflickers. In unbewußter Beziehung auf das Goethe'sche Wort: „Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset klug", erscheint in solcher Auffassung des Dichters Werk als die mühselige Handwerksarbeit des Versschmieds, und das Ziel dieses Trachtens und Dichtens ein recht dicker Band Gedichte, dessen literarischen Werth des Krämers Wage bestimmt. Derselbe Verfasser gesteht freilich auch ein, daß die gebildete Sprache für ihn denken und dichten müsse, daß da, wo Gedanken fehlen, ein Reimgeklingel genüge, denn der Reim rühmt sich S. 223:

Will sich des Dichters Phantasie verirren,
Hinkt sie wol gar nur durch der Dichtung Au,
So leih' ich flugs der matten meine Flügel,
Und hurr! geht's wieder über Stock und Hügel!

Hiermit steht es denn auch im Einklang, wenn sich diese matthinkende Phantasie den Dichtvogel nicht als den Paradiesvogel, der „wie ein Stern des Himmels erglüht", sondern nur als ein Monstrum mit Trappenfuß, Straußenmagen und Uhukrallen vorzustellen vermag.

Sind solche Bönhasen der Dichterzunft zum Glück auch nur die freilich nicht ganz seltenen Ausnahmen, so würde doch auch unter den vielen, die berufen sind, die Zahl der Auserwählten nicht so gering erscheinen, wenn sie selbst eine strengere Auswahl zu treffen im Stande wären. Leider findet man aber auch bei den Dichtern zuweilen jene besondere Vorliebe, welche oft die Aeltern gerade für die schwächlichsten Kinder hegen, und so wird manches kaum lebensfähige Product, welches still im Papierkorb begraben werden sollte, in glänzender Ausstattung hinaus in die Welt geschickt, wo es nur Bessern den Platz beschränkt und den eigenen gehaltvollern Geschwistern das Fortkommen erschwert. Werden die Linsen in die Asche des Herdes geschüttet, so werden sie dadurch nicht schmackhafter, und da Aschenbrödels Täubchen nicht immer geflogen kommen, um Hülfe zu leisten, so läßt der Leser die mühsame und die Mühe nicht lohnende Arbeit des Aussuchens oft lieber ungethan. Viele Autoren scheinen zu vergessen, daß Zahl, Maß und Gewicht nur für die materiellen Güter den Werthmesser bilden, und die letzte Hand, welche an das Manuscript von Gedichtsammlungen gelegt wird, sollte in den meisten Fällen den Rothstift statt der Feder führen, damit nicht die Kritik die Arbeit der Pochwerke, das gute Erz vom tauben Gestein zu sondern, allein verrichten muß. Wenn aber einmal solch ein Band Gedichte eine zweite Auflage erlebt, so ist es in der Regel eine „vermehrte", während doch gerade eine Verminderung des Volumen durch strengere Sichtung sie zu einer „verbesserten" hätte machen können. Letzteres gilt auch, wenigstens zum Theil, von folgenden drei in zweiter Auflage vor uns liegenden Gedichtsammlungen, deren Wiedererscheinen auf dem Büchermarkt bei den beiden ersten durchaus gerechtfertigt, bei der dritten aber kaum erklärlich ist:

1. Kreuz- und Trostlieder von Friedrich Oser. Zweite sehr vermehrte Auflage mit Angabe der Compositionen. Wiesbaden, Niedner. 1865. 8. 25 Ngr.
2. Gedichte von Karl Kirdorf. Zweite Ausgabe. Crefeld, Kühler. 1866. 16. 1 Thlr.
3. Pulsschläge. Dichtungen von Karl Landsteiner. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Mit einem Anhange: Tannhäuser, Fragment einer Tragödie. Leipzig, Günther. 1866.

Von den „Kreuz- und Trostliedern" von Friedrich Heinrich Oser, Pfarrer zu Waldenburg im Canton Baselland (Nr. 1) ist der kleinere Theil bereits in der vor 10 Jahren erschienenen ersten Auflage veröffentlicht worden, die Mehrzahl, und zwar viele der ansprechendsten, sind erst seit dieser Zeit neu hinzugekommen. Von den beiden Abtheilungen der Sammlung umfaßt die zweite die Kreuz- und Trostlieder bei besondern Anlässen, bei dem Tode der Mutter, des Bruders und der Kinder; dieselben zeichnen sich durch eine große Innigkeit des Gefühls aus, namentlich die Lieder, welche auf den Tod der Tochter von der Mutter oder in deren Namen gedichtet sind. Die etwas zu voluminöse erste Abtheilung ist dagegen mehr allgemeinern Inhalts, und entbehren viele der oft unbedeutenden Gedichte der individuellen Färbung, sodaß das unaussprechliche Seufzen der Creatur in diesem irdischen Jammerthal, besonders durch den reichlichen Gebrauch der biblischen Terminologie, zuweilen sehr monoton wird. Allein wenn auch der Kreis von Empfin-

dungen, in welchem ſich der Dichter bewegt, nur beſchränkt iſt, ſo wird doch durch die Wärme und Tiefe des in den meiſten Liedern ſich ausſprechenden Gefühls, durch die milde Klarheit der frommen Gedanken der Leſer um ſo wohlthuender berührt, als ſich in der Form eine große Herrſchaft über die Sprache bekundet, viele Lieder harmoniſch abgerundet ſind und die Verſe melodiſch dahinfließen. Letzteres macht es auch erklärlich, daß faſt die Hälfte dieſer Lieder von 57 verſchiedenen Componiſten, und zwar einzelne ſehr oft, dreizehn- ja ſiebzehnmal in Muſik geſetzt worden, auch einzelne ins Franzöſiſche und Engliſche übertragen ſind. Allerdings iſt das Componirtwerden noch kein Beweis der Güte eines dichteriſchen Products, wie ja faſt alle Operntexte zeigen, und auch viele der von den Componiſten häufig gewählten Lieder Oſer's gehören keineswegs zu den beſten, z. B. das funfzehnmal componirte: „Groß ſind die Wogen und brauſen gar ſehr", in welchem „Herr" dreimal auf „ſehr", „ſchwer" und „mehr" gereimt wird; oder die Gedichte: „Birg mich unter deinen Flügeln"; „Nun ſchlaf' in kühler Erde", mit dem Refrain: „Ade! zur tauſend guten Nacht"; „O ſchönſter Stern", von denen 7, 9, ja 16 Compoſitionen exiſtiren. Andere dagegen, welche ſich wegen ihres poetiſchen Inhalts und ihres Rhythmus viel eher zur Compoſition zu eignen ſcheinen, z. B.: „Verſchlungen iſt der Tod in dem Sieg", „Wie brachte Frieden mir und Ruh", „Du bauteſt dir ſo gern", ſind von keinem der Componiſten gewählt worden. Zu den ſchönſten Gedichten Oſer's gehört (S. 163):

Nun trocknet den Garten ein lieblicher Wind;
Wie wärſt du geflogen hinaus, mein Kind,
Hinaus in den luſtigen Sonnenſchein,
Und hätteſt gejauchzt wie ein Vögelein!

Hätt'ſt wieder geſpielt das neckiſche Spiel,
Das, ach! dir immer ſo wohl gefiel:
Wo bin ich, wo bin ich? wer findet mich?
Ei, ſucht mich! ei, ſucht mich! — verloren bin ich!

Da träufelt vom Dache der letzte Schnee,
Und in bittern Thränen löſt ſich mein Weh;
Ach, nirgends, ach, nirgends mein Blick dich entdeckt;
Wie haſt du dich, Kind, ſo gut verſteckt!

Ferner aus der erſten Abtheilung: „Du biſt ja doch der Herr", „Muß eine von dem andern"; aus der zweiten Abtheilung: „Schöner prangt die Liebe nie", „In des Hauſes fernſte Kammer" u. a. m.

Die zuerſt im Jahre 1863 erſchienenen, anfangs nur für einen kleinern Kreis beſtimmten Gedichte von Karl Kirdorf (Nr. 2) können ſowol wegen ihres Inhalts als wegen ihres Verfaſſers eine beſondere Bedeutung beanſpruchen. Letzterer gehört nämlich, ebenſo wie die früher in Nr. 35 d. Bl. f. 1865 beſprochenen Dichter Karl Weiſe und Ernſt Donath, dem Handwerkerſtande an, und wenn er im Vorwort uns erzählt, daß er mit einer mangelhaften Schulbildung im Alter von 13 Jahren als Lehrling bei einem Buchbinder an den Arbeitstiſch gebannt worden, daß das Bewußtſein dichteriſcher Kraft auf ſeiner Wanderſchaft als Handwerksburſche in ihm erwacht ſei, und daß er nach harten Arbeitstagen die Abende und Nächte zur Erweiterung ſeiner lückenhaften Bildung und zur Aufzeichnung ſeiner Lieder benutzen müſſe, ſo werden letztere ſchon aus dieſem Grunde ein lebhafteres Intereſſe zu erregen nicht verfehlen. Und der Inhalt dieſes Bandes rechtfertigt durchaus ein ſolches Intereſſe, wenngleich allerdings eine etwas größere Strenge bei der Ertheilung des Imprimatur wünſchenswerth geweſen ſein würde. Schon die poeſievollen anſchaulichen Schilderungen aus des Verfaſſers Wanderleben, von denen „Rheinfahrt" und „Venedig" beſonders hervorzuheben ſind, ſowie viele gelungene Balladen, z. B. „Kriemhilde" und „Haſtings" bekunden eine unverkennbare poetiſche Begabung; noch deutlicher aber tritt dieſelbe hervor in denjenigen Gedichten, welche in unmittelbar perſönlicher Beziehung auf des Verfaſſers Schickſale und Lebenserfahrungen die oft harte und trübe Wirklichkeit mit der Dichtung Zauberſchleier zu umkleiden ſtreben. In der ganzen dritten Abtheilung „Haus und Heerd", und in manchen andern Gedichten, z. B. „Was mein iſt", „Die Waiſenkinder", „Wunſch", „Die Muſe", ſpricht ſich ein warmes und tiefes Gefühl, eine edle und kräftige Geſinnung und vor allem der idealiſtiſche Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht, in anmuthiger Weiſe aus. Der Zwieſpalt zwiſchen der Lebensſtellung, der Werktagsbeſchäftigung des Verfaſſers und ſeinen Dichterwünſchen bildet das Thema vieler Gedichte; aber die Verſöhnung, die er eben in der Fülle ſeines poetiſchen Talents findet, löſt dieſe Diſſonanz harmoniſch auf. Einzelne Gedichte, z. B. „Ich könnte dich nicht überleben", deſſen erſte Strophe lautet:

Ich könnte dich nicht überleben,
Du meiner Seele ſüßes Licht,
Den Todeskampf nicht ſehen beben
Auf deinem lieben Angeſicht;
Ich könnt' nicht den Gedanken faſſen,
Daß mir von deiner Lieb' und Treu'
— Auf immer einſam und verlaſſen —
Nichts als Erinn'rung übrig ſei! —

ſind von dauerndem Werth. Allerdings darf nicht verſchwiegen werden, daß die Begabung des Verfaſſers mehr in die Breite als in die Tiefe geht, und daß er, vielleicht verleitet von ſeinem unverkennbaren Formtalent, von Wiederholungen und Weitſchweifigkeiten ſich nicht freihält, wozu auch die Gewohnheit, die Strophen der Gedichte chanſonartig mit demſelben Refrain zu ſchließen, mit beitragen mag. Vermißt man auch außerdem zuweilen die Fähigkeit, einem poetiſchen Gedanken einen prägnanten Ausdruck zu geben, einem Bilde mit wenigen kräftigen Strichen Lebensfülle zu verleihen, ſo gehören doch viele dieſer Gedichte Kirdorf's unzweifelhaft zu den beſſern Producten der neuern deutſchen Lyrik, und wird die für einen weitern Leſerkreis beſtimmte zweite Auflage ſich gewiß viele Freunde erwerben.

Dagegen kann die Frage, was die zweite Auflage der „Pulsſchläge" von Landſteiner (Nr. 3) veranlaßt haben möge, nur mit Achſelzucken dahin beantwortet werden: „Habent sua fata libelli." Denn wenn auch der am Schluß der verſificirten Vorrede enthaltene Troſt:

Denn mein Herz, es iſt ja meines,
Und mein Lied — Gottlob! — von mir!

dem Verfertiger genügen mag, ſo wird doch der unbetheiligte Leſer dieſe Lieder ſehr ungenügend finden, da dem Wunſche des Autors: „Ich möcht' ein Dichter ſein", vom Geſchick Erfüllung nicht zutheil geworden iſt. Es ſind „Worte, Worte, Worte", die wie ein langweiliger Landregen auf uns niederrauſchen und uns bei dem gänzlichen Mangel an Schwung der Gedanken, an Stärke eigenthümlicher Empfindung nirgends zu feſſeln vermögen. Einzelne Dichtungen, z. B. „Am Grabe meines Vaters", ſind ſehr geſchmacklos, andere, z. B. die Sprüche: „Lirum, larum, Löffelſtiel" und „Die gute Frau von Schachtel", mehr als abgeſchmackt. In den angehängten lückenhaften Scenen: „Tannhäuſer", ſoll man, wie eine der Xenien beſagt, ſehen, wie der Dichter den Kampf der Weltluſt mit dem ſtrengen Geſetz der Kirche erfaßt; aus den durch und durch unbedeutenden Bruchſtücken, die mit einer Wolfsſchluchtſcene enden, läßt ſich aber nur erkennen, daß dem Autor die dramatiſche Geſtaltungskraft gänzlich abgeht, und werden dieſelben wol nirgends den Wunſch nach einer Veröffentlichung der ganzen Tragödie rege machen.

Unter den eigentlichen Novitäten findet ſich zunächſt eine Anzahl, welche theils nur vorhandene Dichtungen in Sammelwerken und Ueberſetzungen reproduciren, theils ältere bekannte Stoffe in neuer und eigenthümlicher Form verarbeiten. Zu der erſtern Gruppe gehören:

4. Lieder des deutſchen Adels. Von der Zeit der Minneſinger bis auf die Gegenwart. Brandenburg, Wieſike. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Rheinleben. Vierundzwanzig Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mit Singweiſen von H. M. Schletterer. Neuwied, Henſer. 1865. Quer 4. 12 Ngr.
6. Armes Frankreich. Zeitgedichte von A. Rogeard. In freien Versmaßen überſetzt von Adolf Strodtmann. Hamburg, Neſtler und Melle. 1865. 8. 7½ Ngr.
7. Die Kunſt der Menſchendarſtellung. Ein Lehrgedicht. Allen Eleven der Schauſpielkunſt insbeſondere gewidmet. Dresden, Türk. 1865. 8.

Der Vorwurf, welcher mit Recht vielen Sammlungen von „Blüten und Perlen" deutſcher Dichtung gemacht worden, daß die Auswahl jedes Princips entbehrend nur nach dem ſubjectiven Geſchmack des Sammlers geſchehen ſei, weshalb eine ſolche Zuſammenſtellung den Gedichtbüchern junger Damen gleiche, in denen allbekannte Meiſterwerke unſerer Claſſiker und miſerable Reimereien obscurorum virorum bunt durcheinander gewürfelt liegen, dieſer Vorwurf trifft nicht die unter Nr. 4 aufgeführte Chreſtomathie. Denn letztere trägt ihr Princip wie ein Heroldswappen vor der Bruſt: „Lieder des deutſchen Adels"; nicht der Inhalt und Werth der Gedichte, ſondern der Stammbaum ihrer Verfaſſer iſt, wie bei einem Fräuleinſtift, maßgebend geweſen. Freilich hat der Autor die Conſequenzen dieſes Princips nicht zu ziehen verſtanden, indem er in angeblich chronologiſcher Ordnung (in vier Abtheilungen: 1) Zeit der Minneſänger, 2) 1300—1700, 3) 18. und 4) 19. Jahrhundert) die Dichter aufführt, während er doch ganz etikettemäßig die regierenden Fürſten nach der Rangordnung, von der Majeſtät bis zur Durchlaucht, an die Spitze hätte ſtellen müſſen, um dann die Grafen, Freiherren, Barone und endlich den Troß der Ritterbürtigen folgen zu laſſen. Welche feine Nuancen hätten ſich da beſonders bei den Damen noch angeben laſſen, die aus einer Rangklaſſe in die andere geheirathet; wie hätte der Misbrauch, den adelichen Namen mit einem bürgerlichen Dichterpſeudonym zu verdecken, bei Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau durch die Anweiſung eines niedern Platzes ſein Correctiv finden können! Vielleicht hätte auch in einem Anhang dem Geheimrath von Goethe und dem Profeſſor von Schiller mit einigen, natürlich erſt nach der Nobilitirung verfertigten Gedichten die Ehre der Aufnahme in dieſen Cirkel zutheil werden können, von der Crême freilich durch einen Strich getrennt, wie in engliſchen Soiréen die Künſtler von den hochgeborenen Gäſten. Eine ſolche Rangliſte der Dichter dürfte für den allerdings nicht ſehr wahrſcheinlichen Fall einer zweiten Auflage dieſer „Lieder des deutſchen Adels" dem Autor zu empfehlen ſein und jedenfalls den Vorzug verdienen vor der ſogenannten chronologiſchen An- oder Unordnung, bei welcher nicht erſichtlich iſt, weshalb Novalis (geb. 1772, geſt. 1801) in das 19., dagegen Salis (geb. 1762, geſt. 1834) oder Weſſenberg (geb. 1774) in das 18. Jahrhundert geſetzt werden, oder weshalb Strachwitz den Reigen ſchließt, während Redwitz, Putlitz u. a. ihm vorangehen. Uebrigens kann dieſe Sammlung nicht einmal den Ruhm einer annähernd vollſtändigen Aufzählung der mit einem Adelsdiplom verſehenen Dichter in Anſpruch nehmen, indem ſelbſt ſo bekannte Namen wie Friedrich Halm übergangen ſind (vielleicht hat der Autor nicht gewußt, daß ein Freiherrntitel unter dieſem Pſeudonym ſteckt); und eher wie Ida Hahn-Hahn, welche die Notorietät ihres Namens doch gewiß nicht ihren poetiſchen Leiſtungen verdankt, oder Ida von Düringsfeld und Luiſe von Ploennies hätten von den Neuern Max Waldau (Georg von Hauenſchild), Gisbert von Vincke, Fr. von Kobell, V. von Strauß u. a. Aufnahme finden können. Von der Auswahl der einzelnen Gedichte läßt ſich nur ſagen, daß dabei der Zufall maßgebend geweſen zu ſein ſcheint; dagegen verdienen eine beſondere Beachtung noch die im Anhang enthaltenen „biographiſchen Nachrichten über die Dichter", welche wahrſcheinlich von dem bekannten Quartaner Karlchen Mießnik zuſammengeſtellt worden ſind. Folgender Biographie des Dichters Anaſtaſius Grün wird gewiß niemand den Vorzug der Originalität ſtreitig machen können: „Anaſtaſius Grün, d. i. Anton Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain, bereiſte Italien und Frankreich, vermählte ſich 1838 mit Maria Gräfin Attems, und lebt als k. k. Kammerherr abwechſelnd auf ſeinen Gütern und in Wien."

Unter dem Titel „Rheinleben" (Nr. 5) hat der Kapellmeiſter Schletterer in Augsburg 24 Gedichte von Hoffmann von Fallersleben zuſammengeſtellt und mit den

Singſtimmen — meiſtens für Männerquartett — herausgegeben. Allerdings haben nur drei dieſer Gedichte, Nr. 9, 22 und 24, eine unmittelbare Beziehung auf den Rhein, die meiſten ſind Trink- und Tanzlieder ohne beſondere Localfärbung, und Nr. 20 deutet in der Anrede „Mädel des Oberlandes“ ſogar ausdrücklich auf andere Gegenden hin. Allein der Grundton, der dieſe Lieder durchklingt, findet am Rhein lauten Widerhall, die Mahnung des „Merkt's wohl“:

Sorgt, daß ihr fröhlich ſeid, Daß ihr es lange bleibt,
Heiſa, vertreibt die Zeit, Ehe ſie euch vertreibt! —

wird am Rhein, wo ſogar Held Carneval ein nordiſches Aſyl gefunden hat, am meiſten noch beherzigt, und iſt dieſer heitere Lebensgenuß das Wahrzeichen des Lebens am Rhein. Einzelne dieſer Lieder ſind verſchiedenen Volksweiſen angepaßt, ſieben vom Herausgeber, ſechs vom Dichter ſelbſt meiſt mit friſchen, lebendig-kräftigen Melodien componirt, und iſt dieſe Sammlung gewiß eine willkommene Gabe für Liedertafeln und ſangeskundige fröhliche Kreiſe.

Zu den neuen Blüten deutſcher Lyrik gehören die unter Nr. 6 aufgeführten „Zeitgedichte“ von A. Rogeard allerdings nicht, denn das „Pauvre France“ iſt ebenſo wenig lyriſch wie deutſch, vielmehr nur ein politiſches Pamphlet, halb in Verſen, halb in Proſa. Dieſe Gedichte, welche bei Gelegenheit der Ausweiſung ihres Verfaſſers aus Belgien in den Zeitungen vielfach beſprochen worden ſind, haben auch weſentlich nur eine politiſche und keine eigentlich literariſche Bedeutung, und iſt in der Uebertragung derſelben ein Gewinn für deutſche Bildung wol kaum zu erkennen. Die Maßloſigkeiten der rein perſönlichen Invectiven, die mit großer Eitelkeit gepaarte Bitterkeit des Haſſes, welche die ganze Sammlung durchzieht, machen einen ſo unerquicklichen Eindruck, daß derſelbe durch die eſpritvollen Aperçus der Vorrede, durch einzelne ſchwungvolle gedankenreiche Stellen der Gedichte nicht verwiſcht werden kann. Die Uebertragung von Adolf Strodtmann iſt etwas frei, doch ſehr geſchickt, und entſpricht in ihrer kecken Friſche dem franzöſiſchen Original; am wenigſten gelungen erſcheint die Ueberſetzung des bekannteſten dieſer Gedichte, des „Lion du quartier latin“. Das Einleitungsgedicht des Ueberſetzers, welches Rogeard's Schickſale in halb ironiſirender Weiſe à la Heine behandelt, ſchließt mit den Worten:

Wo Kladderadatſch man kann vertragen,
Iſt Platz für Labienus auch!

Aus dieſer allerjüngſten Vergangenheit führt das Lehrgedicht: „Die Kunſt der Menſchendarſtellung“ (Nr. 7), obwol „gedruckt in dieſem Jahr“, in das vorige Jahrhundert zurück, denn daſſelbe iſt nur ein Separatabdruck einer von einem unbekannten Verfaſſer herſtammenden Dichtung, welche, wie das Vorwort berichtet, in dem mannheimer Theatertaſchenbuch des Jahres 1796 erſchienen iſt. Das Gedicht, in fünffüßigen ungereimten Jamben geſchrieben, iſt den Lehrlingen, welche „in den Vorhof von Thaliens Tempel die erſten Schritte wagen“, als Wegweiſer beſtimmt; wenn bei demſelben auch von einem eigentlich poetiſchen Werthe keine Rede ſein kann, ſo ſpricht ſich darin doch ein achtungswerther ſittlicher Ernſt aus, und die allerdings etwas nüchtern verſtändige Paraphraſe der Lehren, welche Hamlet den Schauſpielern gibt, würde vielen Jüngern Thalia's zur Beherzigung noch immer empfohlen werden können. Intereſſant iſt ein Blick auf die Dramen, aus welchen die Beiſpiele zur Illuſtration dieſer Lehren genommen werden. Schiller's Jugendbramen, namentlich „Cabale und Liebe“, werden häufig citirt, daneben außer „Hamlet“, „Heinrich IV.“ und „Emilia Galotti“ noch „Julius von Tarent“ und die Iffland'ſchen Schauſpiele; aus den Goethe'ſchen Dramen dagegen kein Wort; faſt ſcheint es, als ob weder „Götz“ und „Clavigo“, noch „Egmont“, „Iphigenie“ und „Taſſo“ für den bühnenkundigen Verfaſſer vorhanden geweſen.

Die zweite der obenerwähnten Gruppen bilden zwei kölniſche Dichter, deren Werke wir nur mit Freuden begrüßen können:

8. Märchenbuch für meine Kinder. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.
9. Ein ſpaniſcher Romanzenſtrauß von Johann Faſtenrath. Leipzig. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das für den Weihnachtstiſch ſeiner Kinder beſtimmte „Märchenbuch“ von Wolfgang Müller von Königswinter (Nr. 8) iſt ein prächtiges Weihnachtsgeſchenk, das auch großen Kindern vielfachen Genuß bereiten wird. Auf ſilbernen Schalen werden uns die goldenen Aepfel der deutſchen Märchendichtung dargeboten, wie im Vorwort der Dichter ſagt:

Ich nahm ſie aus des Volkes Mund,
Der iſt von Gold, wahr und geſund;
Aufs neue thu' ich hier ſie kund
Im luſt'gen Spiel der Reime!

Es iſt die Mär vom ſtarken Hermel, dem Sohne der Frau Mark, vom ſchlauen Hick, von den ſieben Schwaben, von Aſchenbrödel und von den ſieben Raben, letztere in unverkennbarer Beziehung auf die reizenden Zeichnungen von Moritz von Schwind, welche den Inhalt dieſes in freundlicher Ausſtattung erſchienenen Werks bilden. Die leiſe Localfärbung der beiden erſten Märchen, die humoriſtiſche Heiterkeit, die im „Schlauen Hick“ und den „Sieben Schwaben“ ſich ausſpricht, die Zartheit und Innigkeit in der Erzählung von den „Sieben Raben“ machen einen ſehr wohlthuenden Eindruck, der noch dadurch geſteigert wird, daß die Form, welche ſich in den verſchiedenen Rhythmen dem Charakter der einzelnen Märchen geſchickt anſchmiegt, ſehr glatt und flüſſig iſt und namentlich in den „Sieben Raben“ geradezu als vollendet bezeichnet werden kann. Wenn auch zuweilen, z. B. bei dem Schelmenſtückchen des ſchlauen Hick, die Moral nicht obenauf liegt und ſogar etwas bedenklich erſcheinen möchte, ſo weiß doch das Vorwort dieſelbe geſchickt auszuſprechen; für die Lieder vom „Starken Hermel“, mit denen auch die kürzlich wieder vielfach beſprochene weſtfäliſche Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum bei Werl zwiſchen dem Norden und dem Süden combinirt iſt, lautet ſie:

Es ſtärk' euch Hermel's ſtarker Muth
Und ſeine Treu' die Herzen;
Er weiß zu kämpfen kühn und gut,
Er weiß mit Luſt zu ſcherzen.
Das Unrecht macht ihn tobend wild,
Es macht die Güt' ihn ſanft und mild,
Er iſt des deutſchen Volkes Bild —
Steht feſt bei Recht und Wahrheit!

Eine Fülle prächtiger farbenglühender Blüten, ſüß und oft faſt narkotiſch duftender Blumen, die unter andalufiſcher Sonne ſich dem Lichte eröffnet, enthält der „Spaniſche Romanzenſtrauß" von J. Faſtenrath (Nr. 9). Den Inhalt deſſelben bilden zum kleinern Theil geſchickte und geſchmackvolle Ueberſetzungen, z. B. des ſchönen Klageliedes von Perez de Hita: „Mein Alhama, wehe! wehe!" zum größern Theil freie Verarbeitungen der Stoffe, die der Verfaſſer aus Duran's Sammlung alter Romanzen, aus ſpaniſchen Chroniken, zuweilen auch aus nicht rein ſpaniſchen Quellen, z. B. den „Chroniques algériennes" und Waſhington Irving's „Tales of the Alhambra" entnommen hat. Unter dieſen Sagen finden wir zahlreiche alte Bekannte, theilweiſe Reminiſcenzen an Herder's „Cid", an Uhland'ſche und Schiller'ſche Balladen; fehlt doch ſogar der „Handſchuh" nicht, er erſcheint in einer Ballade, in welche der in die Geſammtausgabe von Schiller's Werken übergegangene Schluß: „Und er wirft ihr den Handſchuh ins Geſicht" (ſtatt der Lesart des „Muſenalmanachs" von 1798: „Und der Ritter ſich tief verbeugend ſpricht") aufgenommen, dieſer Backenſtreich mit dem Handſchuh dann aber durch die demuthsvolle Erklärung der Anna de Mendoza, die man allerdings von einer heißblütigen ſpaniſchen Donna kaum erwarten könnte, näher motivirt wird. Neu und, ſoviel wir wiſſen, bisher noch nicht überſetzt ſind die drei Romanzen aus dem letzten ſpaniſch-afrikaniſchen Kriege von 1859, die ſich jedoch an poetiſchem Werth mit den alten Sagenſtoffen nicht meſſen können, was allerdings auch wol darin ſeinen Grund haben mag, daß in neuerer Zeit immer deutlicher hervortritt, wie ſtark im ſpaniſchen Volkscharakter die Züge des Nationalheros Cid Campeador mit denen des Don Quixote vermiſcht ſind. In den ältern Romanzen bekundet ſich deutlich die Vorliebe des Verfaſſers für die „idealiſch-feinen, lyriſch-begeiſterten" Araber, durch welche die ſchmuck- und farbloſe Romanzendichtung des rohern ſpaniſchen Volks erſt einen ſie verſchönernden und befruchtenden Inhalt gefunden, ſodaß ſie durch dieſe Verſchmelzung in mächtigem Zauberklange ihren Höhepunkt zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts habe erreichen können, um dann freilich wieder in Pedanterie und Affectation zu verſinken. Der ſtattlich gemeſſene Schritt der ſpaniſchen Romanze, der da, wo er zur Manier wird, leicht an die Gangart des „ſpaniſchen Tritts" erinnern kann, wird vom Verfaſſer mit vielem Geſchick, wenn auch nicht immer in correcter Formenſtrenge wiedergegeben, theils in Reim-, theils in Aſſonanzengedichten, mehrfach auch in einer anmuthigen Verbindung beider, wie zuweilen auch in dem Aſſonanzengedicht nach Anleitung der ſpaniſchen Muſter lyriſche Stellen durch gereimte Quatrains hervorgehoben werden. Als Probe mögen hier aus der Romanze „Chriſtobal Colon" die Worte ſtehen, welche Columbus an die Königin Iſabella bei ſeiner Audienz in der Alhambra richtet:

Chriſtobal Colon iſt mein Name, von Genova komm' ich her,
Gewandert bin ich, gewandert, als wär' ich Ahasver,
Gewandert zu allen Fürſten, es ſchüttelte jeder das Haupt;
Ich trag' eine Welt in Händen, doch niemand hat mir geglaubt.

Die untergehende Sonne begrüßt eine neue Welt;
O trüg' ein Schiff mich hinüber, o wären die Segel geſchwellt!

Das Spanien jenſeit des Meeres, ich legt' es zu Füßen dir,
'S iſt keine Fata-Morgana, du, Königin, glaube mir!

Es gibt eine Grenze der Meere, die Grenze nur iſt Land;
So klar iſt's wie die Sonne, die täglich küßt den Strand.
Die Maurenwelt iſt geſunken, das iſt das Erdenlos,
Heb' du aus dem Oceane die Perle weltengroß!

Aus dieſem Sarge der Mauren, aus der Alhambra Thor,
Geh, zündender Lichtgedanke, die neue Welt hervor!
Die Welt, die lang verzaubert, geheimnißvoll ſich barg,
Schlag' auf die träumenden Augen in dieſem Wunderſarg!

Sehr niedlich iſt auch die Antwort, welche auf die Frage des Sohnes der Wildniß: „Was iſt denn Liebe, ſprich?" die Täubchen in der Alhambra ertheilen:

— — — — Die Liebe, ei, ei,
Iſt lauter Wonne für zwei, für zwei,
Iſt Angſt und Qual für einen allein,
Und Unglück und Feindſchaft iſt ſie bei drei'n!

In den Anmerkungen, welche die hiſtoriſchen und literariſchen Notizen und die Erklärung einzelner ſpaniſcher Ausdrücke und Gebräuche enthalten, findet ſich noch eine nette Burleske: „Das Stiergefecht vor dem Himmel", in welchem die Nationalleidenſchaft der Spanier für das Fluchen und für die Stiergefechte gegeiſelt wird, ſowie eine humoriſtiſche Ballade von einem Urtheilsſpruche Pedro's des Grauſamen, welchen das Volk Pedro den Gerechtigkeitsliebenden nannte.

Aus dem Blütenſtrauße der übrigen lyriſchen Novitäten dürfte zunächſt eine Anzahl von Werken auszuſondern ſein, welche eher dem Unkraut als den Blumen im Dichtergarten beizuzählen ſind, vor allen:

10. Gedichte von Karl Meinhold. Weißenfels, Prange. 1865. 8. 1 Thlr.

und wenigſtens theilweiſe auch:

11. Blüten der Dichtung von Reinhard Härlin. Kirchheim u. Teck, Riethmüller. 1865. 16. 1 Thlr.
12. Gedichte von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1865. 16. 20 Ngr.
13. Brautgeſchenk. Liedercyklus in fünf Kapiteln von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1866. 16. 20 Ngr.

Der im Eingang dieſes Artikels erwähnte Horatius redivivus (Meinhold) iſt der Autor des dickſten Bandes Gedichte; 333 Seiten in Großoctav, welche nach der ſummariſchen Angabe des Inhaltsverzeichniſſes 26 Oden und Lieder, 13 Elegien, 40 Balladen, 23 vermiſchte Gedichte, 212 Epigramme und ein über vier Bogen ſtarkes Heldengedicht: „Die Völkerſchlacht bei Leipzig", enthalten. Die beſten dieſer Gedichte ſind höchſt mittelmäßig,

die meiſten geradezu ungenießbar; der Inhalt iſt nicht nur trivial, ſondern oft vollſtändigſter Unſinn. Die Schilderungen aus dem Siebenjährigen Kriege, die Balladen, der Verſuch einer Antwort auf die Frage: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ u. a. m. ſtrömen über von unfreiwilliger Komik, und iſt nur die Naivetät zu bewundern, mit welcher z. B. des Mägdleins Klage (S. 125):

Ach, Mutter, Mutter, welch ein Mann,
Der mich doch nicht beglücken kann,
Säß' er im Gold bis an die Ohren,
Für dieſen bin ich nicht geboren!

Mein Liebſter iſt ſo jung und traut,
Weiß zu vergnügen ſeine Braut,
Und daß ich's kurz zuſammenfaſſe,
Ich nun und nimmer von ihm laſſe! —

oder die Defenſionalrede des Ritters von Hug (S. 96):

Herr Teuthold, am Wortbruch hab' ich nicht theil,
Bei mir hält Redlichkeit Wache,
O, merkt's Euch für immer zum Troſt und zum Heil:
Umſtände verändern die Sache! —

ganz ernſthaft gemeint ſind. Das Heldengedicht von der leipziger Völkerſchlacht beginnt mit einem „Aufgeſang“, welcher die Stelle des „Nenne mir Muſe den Mann“ vertreten ſoll und in folgender Weiſe beginnt (S. 300):

Huſumſum, ſumſum, ſumſaſa,
Valri, vallra, vivallera,
Vivallerallerallera,
Huſumſum, ſumſum, ſumſaſa! —

und darf dabei nicht verſchwiegen werden, daß dieſe Strophe durch keine der folgenden an Gedankenreichthum übertroffen und an Formvollendung erreicht wird!

Zahlreiche Blätter mit Gedichten, aber nirgends eine Blüte der Dichtung enthält auch das Werk von R. Härlin (Nr. 11). Die kleinere Hälfte bilden verſificirte Kapitel aus der Bibel, die in der Regel etwas verwäſſert, zum Theil, wie das „Gleichniß vom guten Hirten“, geradezu verdorben werden; der Reſt iſt gereimte Proſa, die nur ſelten, z. B. in den „Blumen auf dem Grabe eines Kindes“, einer tiefern Empfindung wohlthuenden Ausdruck verleiht, meiſtentheils ſich auf der Oberfläche ſeichter Alltäglichkeit hält und z. B. in dem Feſtgedicht „Zum Geburtstag eines deutſchen Fürſten“ (des Königs von Würtemberg) kaum noch blos trivial genannt werden kann. Man braucht nur das Gedicht vom „Thurmbau zu Babel“ mit der Behandlung des gleichen Stoffs in Geibel's „Neuen Gedichten“ zu vergleichen, um zu erkennen, wie es ſelbſt in den gelungenern Pieçen an einer wirklich poetiſchen Auffaſſung gänzlich fehlt. Auch die Form iſt häufig ſehr mangelhaft; ſtatt: „ihrer (der Armen, der Kindlein) iſt das Himmelreich“, wird wiederholt auf S. 96 und 142 geſagt: „das Himmelreich iſt ihr“. Reime wie: „Mann“ und „gethan“, „Prieſtern“ und „lüſtern“, „Namen“ und „beiſammen“, gehören nicht zu den Seltenheiten und S. 56 heißt es ſogar:

In tiefen Kummer ſaß verſunken
Der König Saul auf ſeinem Thron,
Den Dienern hatte er gewunken (sic!),
Da bringt man her Iſai's Sohn!

Die „Gedichte“ und das „Brautgeſchenk“ von Emil Taubert (Nr. 12 und 13) machen ebenfalls den Eindruck eines unerfreulichen Dilettantismus, da mit der leichten, flüſſigen und nicht ungeſchickt gehandhabten Form der Mangel einer eigenthümlichen poetiſchen Begabung unangenehm contraſtirt. In den verſchiedenſten Formen, als Liedern, Sonetten, Sicilianen und Ritornellen, Elegien und Oden, findet ſich ein unbedeutender, eintöniger Inhalt, dem es an Gedankenreichthum und Gefühlstiefe faſt immer mangelt. Nur ſelten, z. B. in dem Gedichte: „Geiſtesſchatten“, wird einem dichteriſch-ſchönen Gedanken künſtleriſche Geſtaltung zutheil; die meiſten der ſehr zahlreichen Lieder laſſen, ungeachtet einzelner hübſcher und anmuthiger Stellen, doch eine gewiſſe Unreife nicht verkennen. Wenn der Verfaſſer ſeine Gedichtſammlung mit folgendem Sonett ſchließt:

O, zücht'ge Göttin, Königin der Eulen,
Laß Weisheit mir die blöden Schläfen krönen,
Laß mir gelingen, daß ich den Camönen
Abtrotzen mag den Lorber deiner Säulen.

Weisheit ſiegt ob der Wucht hercul'ſcher Keulen,
Die Wildniß ſchmiegt ſich der Vernunft des Schönen,
Und vor der Leier gleichgewiegten Tönen
Erſtirbt des Panthers unwirthliches Heulen!

O gib, daß Bildung und Veredlung lenke
Des irren Griffels oft bedrohte Bahnen,
Gib, daß Beſonnenheit ins Herz ſich ſenke,

Laß mich prophetiſch Glück der Zukunft ahnen,
O gib, daß mit dem Lied aus Jugendtagen
Ich keine Eule nach Athen getragen! —

ſo iſt dieſer Epilog wol ſchon ſelbſt Beweis genug, daß dieſem letztern Wunſche kaum Erfüllung zutheil werden dürfte.

Auch bekundet der ein Jahr ſpäter erſchienene Liedercyklus: „Brautgeſchenk“ (Nr. 13) keinen bemerkenswerthen Fortſchritt. Die Ueberſchriften der fünf Kapitel: „Fruchtloſe Annäherung“, „Pein der Eiferſucht“, „Hangen und Bangen“, „Entſcheidung“ und „Fröhliche Gewißheit“, erregen die Erwartung einer lyriſch-epiſchen Entwickelung, wie wir ſie in Chamiſſo's „Frauen-Liebe und Leben“ oder in Geibel's „Ada“ ſo anſprechend finden; allein dieſe Erwartung wird getäuſcht, die Abtheilungen könnten verwechſelt, die Reihenfolge der Gedichte beliebig verändert werden, ohne den kaleidoſkopiſchen Zuſammenhang zu ſtören. Die einzelnen Gedichte ſind häufig mit unklaren Gedanken, verwirrten Bildern angefüllt, und wenn der Verfaſſer nach der Klage:

Stiefmütterlich zählt mir Gedankenblitze
Sparſam die Muſe zu in ſeltnen Nächten —

erzählt, daß jetzt ihm Lieder im Ohre rauſchen:

Und unermüdlich ſchallt und klopft und hämmert's
Mir in der Werkſtatt der Gedankenneſſe —

ſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Producte dieſes Verſeſchmiedens auch den Stempel der Fabrikarbeit an ſich tragen.

Etwas Beſſeres, wenngleich auch mehr Blätter als Blüten, bieten:

14. Schwanenlieder. Gedichte von Hermann Waldow. Leipzig, Waldow. 1864. 16. 24 Ngr.
15. Lebensklänge. Gedichte von Ernſt Streben. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 20 Ngr.

16. Poetiſche Beiträge zur Charakteriſtik der Zweibeiner, ſowol mit als ohne Flügel. Von N. Steffen. Luxemburg, Bück.
17. Geſchichte und Sage. Erzählende Dichtungen von Karl Stelter. Elberfeld, Bädecker. 1866. Gr. 16. 22½ Ngr.
18. Bilder aus allerlei Tagen. Dichtungen und Proſaſtücke von Oswald Schön. Aarau, Sauerländer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es gewinnt oft den Anſchein, als ob jeder Autor, welcher eine Gedichtſammlung zum Druck vorbereitet, es für eine Gewiſſenspflicht erachte, alle Zettelchen, auf welche jemals zwei Zeilen in gebundener Rede hingeworfen worden, ſeinem Manuſcripte einzuverleiben; denn nicht das kleinſte Gelegenheitsgedicht, kein Geburtstags- oder Hochzeitscarmen, kein Stammbuchsvers oder Albumblatt wird dem Leſer geſchenkt. Um den nachgeborenen Geſchlechtern die Mühe des Suchens nach einer „verlorenen Handſchrift“ zu erſparen, erachtet der Verfaſſer alles Geſchriebene ohne weiteres für druckreif, ohne zu bedenken, wie oft jedes unbefangene Urtheil ſich ſelbſt hätte ſagen müſſen: „Quod scribis nihil est!“

Wenn dann allenfalls noch im Vorwort die Gedichte als „harmloſe beſcheidene Blätter“, als „unſcheinbare ſchmuckloſe Blümlein“ bezeichnet werden, ſo glaubt der Autor, mit dieſer captatio benevolentiae alles gethan zu haben und jeder Mühe eines weitern Sichtens überhoben zu ſein. Dies gilt vorzugsweiſe von den unter Nr. 14—18 aufgeführten Gedichtſammlungen, aus denen ſich ein mäßiges Bändchen recht hübſcher Gedichte zuſammenſtellen ließe, während dieſelben unter der Menge halb oder ganz werthloſer poetiſcher Velleitäten faſt gänzlich verſchwinden.

Die Mehrzahl dieſer beſſern Gedichte findet ſich in den „Schwanenliedern“ von Hermann Waldow (Nr. 14), von denen einzelne, z. B. „Vaterſorge“, „Auf dem Friedhof“, „Meine Leuchte hier und dort“, eine tiefe Empfindung in anſprechender Form erkennen laſſen. Doch iſt die Autokritik des Vorworts, daß der Kraft des Verfaſſers enge Schranken geſteckt ſeien, daß ihm weder der Schwung hoher Gedanken noch der Sturm entfeſſelter Leidenſchaft zu Gebote ſtehe, er vielmehr nur von Frieden, mildem Troſt und heiliger Stille zu ſingen vermöge, durchaus zutreffend, und erhält dadurch die Sammlung, namentlich durch die Ueberfüllung mit recht unbedeutenden Gedichten, im ganzen etwas ſehr Monotones.

Auch in den „Lebensklängen“ von Ernſt Streben (Nr. 15) vermißt man den Reichthum der Melodien und die Fülle der Harmonie, wenngleich — nomen et omen — ein ernſtes Streben, ein Forſchen nach den Grundwahrheiten des Lebens, ein Ringen nach Geſtaltung der erfaßten Gedanken, nach „ſchöner Wahrheit, wahrer Schönheit“ aus denſelben hervortönt. Es ſind aber eben nur poetiſche Verſuche, die zuweilen wenig glücklich ablaufen, und wenn der Dichter von einem geſchriebenen Liede ſagt (S. 52):

Und die Saiten ſind zerriſſen
Auf dem kranken Leierſpan,
Meine armen Lieder müſſen
Sich dir alſo tonlos nahn —

ſo gilt dies, abgeſehen davon daß der „kranke Leierſpan“ kaum noch an Apollo's Leier erinnert, auch von vielen gedruckten Lebensklängen. So ſtehen z. B. die „Sommernacht auf dem Lande“, „Das Walten der Zeit“, „Der Spuk“, d. i. das Geſpenſt einer zu ſchreibenden Novelle (vielleicht der in den „Hausblättern“ abgedruckten „Zwei Familien“?), nur zu ſehr im Einklang mit der Klage (S. 81):

Doch ich fühl's mit glüh'nden Wangen,
Bin ein Stümper nur — kein Meiſter! —

welche auch durch die zuweilen vorkommenden Rückert'ſchen Reimſpielereien, z. B. in „Peithon's Warnung vor der Liebe“, „Freudegebender“ u. a. nicht widerlegt wird. Andererſeits läßt ſich nicht verkennen, daß unter den „ſchmuckloſen kleinen und bleichen Blümlein“, wie der Verfaſſer ſeine Gedichte „zur Einführung“ nennt, ſich einzelne ſehr zierliche duftige Blüten befinden, z. B. „Die Schneeflocke“, „Kommt ihr kleinen Freuden“ u. a. m., und ſind namentlich die plattdeutſchen Gedichte: „Hochdütſch un Plattdütſch“ und die plattdeutſche „Herzensgeſchichte“ in ihrem anſprechenden volksmäßigen Tone als recht gelungen hervorzuheben.

Der Inhalt der „Poetiſchen Beiträge zur Charakteriſtik der Zweibeiner mit und ohne Flügel“ von N. Steffen (Nr. 16) iſt ebenfalls ſchmackhafter, als man nach dem barocken geſchmackloſen Titel vermuthen möchte. Aus der erſten Abtheilung: „Vogellieder aus der Vogelſprache ins Hochdeutſche übertragen“, können einzelne Schilderungen dem „Romancero der Vögel“ von Anaſtaſius Grün ſich anzuſchließen wagen, zumal der vogelſprachekundige Autor ſeine Gedichte dem Rhythmus der verſchiedenen Vogellieder mit Geſchick angepaßt hat. Namentlich iſt das Lied des Storchs, des vielgereiſten Touriſten im weißen Blauſenhemde mit hohen Stiefeln von Juchten roth, mit dem Refrain:

Pah, Papperlapapp!
Noch gab es keinen Weiſen,
Er ging zuvor auf Reiſen,
Davon geh ich nicht ab! —

mit ſeinem humoriſtiſchen Grundton, der uns auch aus den Liedern des Gimpels, Kukuks und Wiedehopfs entgegenklingt, ſehr anſprechend. Von den auf die „Zweibeiner ohne Flügel“ gemünzten und zu einem Epigrammenkranz verbundenen 78 Sinngedichten ſind dagegen nur ſehr wenige „gut gedacht und gut geſchrieben“ und laſſen die meiſten „des echten Witzes Strahl“ nur zu ſehr vermiſſen. Dieſelben erinnern häufig an die Sinngedichte des vorigen Säculums; ſchon die Namen eines Harpagon und Cyrill, einer Galathee, der Herren Wicht, Schling, Phibs, Ripps und Pips geben dieſen Epigrammen den Anſtrich des Rococo, und in dem etwas ſehr gewöhnlichen Inhalt kommt der Zopf ebenfalls zum Vorſchein. Auch die Form iſt theilweiſe mangelhaft und nicht frei von auffallenden Incorrectheiten, z. B. S. 52: „jügen“ als Imperfectum von „jagen“, welches Verbum übrigens auch Ernſt Streben mit „jägt“ ſtatt „jagt“ conjugirt.

Die Sir Moſes Monteſiore gewidmeten „erzählenden Dichtungen“: „Geſchichten und Sage“, von Karl Stelter (Nr. 17), enthalten in ihrer erſten Abtheilung: „Märchen und

Sagen", eine geſchickte Verarbeitung von Motiven der arabiſchen, indiſchen, perſiſchen und nordiſchen Sagendichtung, von denen die ſchwermuthsvolle indiſche Erzählung „Schonagiska" in ihrer Einfachheit als beſonders gelungen hervorzuheben iſt. Dagegen iſt der Inhalt der zweiten Abtheilung: „Hiſtorien", unbedeutend und oft ſehr trivial, und der Schluß der Ballade: „Der Falkonier" — zumal im Vergleich mit dem ganz hübſchen Anfang — von unfreiwilliger Komik, indem das Schickſal des getrennten Liebespaars, des Edelfräuleins Hildegard und ihres Falkoniers Eginhard, in folgender Weiſe geſchildert wird:

Dann zog er weit und weiter Aufs neue in die Welt,
Bis daß ſich ein finſtrer Begleiter Zuletzt ihm beigeſellt.

Mit dem iſt er gegangen, Zu ruhn im kühlen Rhein —
Er lebte der Liebe und Treue Und dem ſcharlachberger Wein.

Im rupertsberger Kloſter Da träumte beim Brevier
Noch oft die heilige Hildegard Vom treulieben Falkonier!

Die „Bilder aus allerlei Tagen" von Oswald Schön (Nr. 18) werden in dem Vorwort als harmloſe und beſcheidene Blätter bezeichnet, und dieſe Beſcheidenheit iſt auch ſehr nöthig; denn wenn ſich auch ein lebhaftes Naturgefühl und eine patriotiſche Begeiſterung für die freie Schweiz zuweilen in wohlthuender Weiſe ausſpricht, ſo ſind doch die Dichtungen durch und durch hausbacken, gereimte Proſa ohne jede Spur von Phantaſie; und der Mangel an Witz und Humor tritt da, wo der Verfaſſer witzig und humoriſtiſch zu ſein ſich beſtrebt, nur zu deutlich hervor, z. B. in den „Drei Kapiteln von den Weibern" und in der Satire: „Apollo als Recenſent". Auch Incorrectheiten der Sprache und Provinzialismen fallen unangenehm auf, z. B. „kollern" ſtatt „rollen", „ſich auf etwas ſpitzen", „das macht mir keiner weis", „noch iſt mein Lied nicht alle" (d. h. zu Ende) u. a. m.

Den Dichtungen ſind eine recht fleißige culturhiſtoriſche Studie des Verfaſſers über ſeinen Wohnort Chaux-de-Fonds, mit 17000 Einwohnern bekanntlich das „größte Dorf der Welt", einige biographiſche Notizen über den aus dieſem Ort gebürtigen unglücklichen Künſtler Leopold Robert, den Maler der „Schnitter in den Pontiniſchen Sümpfen" und der „Abfahrt der adriatiſchen Fiſcher", und eine etwas breit erzählte Anekdote vom Alten Fritz angehängt.

Eine wirkliche Bereicherung des deutſchen Liederſchatzes enthalten dagegen folgende zwei Werke:

19. Oden von Karl Ziegler. Salzburg, Taube. 1866. 8. 16 Ngr.
20. Gedichte von Bernhard von Lepel. Berlin, Hertz. 1866. 8. 1 Thlr.

In der Einleitungsode, deren Grundton an die elegiſche Stimmung der „Götter Griechenlands" erinnert, klagt der Dichter, daß gleichwie des Alterthums ſäulengeſchmückter Tempel im modernen Norden in einen düſtern Münſter, der Stoa reizender Porticus in einen engen Hörſaal, das offene Haus in eine eckige Ritterburg ſich verwandelt habe und ſelbſt des Mantels weite Falten zu Wams und Koller zuſammengeſchrumpft ſeien, ſo auch des helleniſchen Lebens heitere Klarheit in unſerer Bruſt zu wilderhabenem Ernſt und verworrener Nachtromantik geworden ſei. Er fährt dann fort:

Auch hat das Lied die leichte Gelenkigkeit
Verloren längſt altgriechiſchen Götterleibs;
Der Säulenverſe ſchlanke Reihen
Knickte der nordiſchen Sprache Windsbraut.

Nicht wollen ſollſt du, was die Natur verſagt;
Der Sohn des Nebels hänge den ſchweren Reim
An ſeine Zeilen, — nicht Apollon's
Himmelumrollend Geſpann verlang' er!

Doch treibt der Muth tollkühner Begeiſterung
Zur freveln Fahrt mich an; die bezaubernde
Macht ew'ger Schönheit, ſie ergreift mich,
Daß ich vergeſſe der Schwindelhöhe!

Die finſtern Nordlandsgeiſter: den Wald, den Sturm,
Die Alpenſchlucht, das eigne umwölkte Herz,
Ich ſpanne ſie als ſchwarze Roſſe
Vor den olympiſchen Siegeswagen!

Gegenüber dieſer Auffaſſung von der Ungelenkigkeit des deutſchen Liedes und der Schwere des Reims braucht man freilich nur an die Erklärung zu erinnern, welche Fauſt auf Helena's Frage, warum des Lynceus Worte ſo ſeltſam ihr und freundlich klingen, in der Wechſelrede gibt, „die Ohr und Sinn im tiefſten Grund befriedigt". Allein dieſe formvollendeten gedankenreichen Oden zeigen ſelbſt im Gewand der antiken Toga die Kraft und Fülle des Wohllauts der nordiſchen Sprache, es iſt ein „Klang drin, gleich den Tönen eines Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hänget", wenngleich zuweilen auch eine Incorrectheit (z. B. S. 5 Bewunderer als ⏑ – ⏑ x) mit einfließt. In dem Inhalte dieſer Oden, von denen wir als beſonders gelungen: „Im Waldthale", „Felsſchlucht im Mondlicht", „Die Schutzgeiſter", „Frühlingsnächte", „An alle", „Ein Gebet", „Wiege und Sarg" und „Tröſtung" hervorheben, ſpricht ſich jene Naturbegeiſterung, ja etwas pantheiſtiſche Naturvergötterung aus, welche eine Dryas in jedem Baum, die liebliche Najade in der Ströme Silberſchaum erblickt und der Dichtung zauberiſche Hülle lieblich um die Wahrheit windet. Wenn auch einzelne antikiſirende Weltanſchauungen, z. B. in der Ode „An die Operntänzerin", zuweilen etwas forcirt erſcheinen, ſo ſichert doch der hohe Flug der Gedanken der Mehrzahl dieſer Oden einen dauernden Werth; es gleicht des Dichters Phantaſie dem Adler, von dem er ſingt (S. 11):

Dieſer Aar, voll mächtigen Schwungs — die Hoffnung
Baut das Neſt nicht hin an den Alpenabgrund;
Ueber dir ſtolz ſchwebt ſie empor und heftet's
Kühn an die Sterne.

Mit Recht können endlich die „Gedichte" von Bernhard von Lepel (Nr. 20) zu den wenigen duftigen Blüten in dem blätterreichen Kranze der lyriſchen Novitäten gerechnet werden, da ſich dieſelben durch Reichthum an Gedanken, Wärme der Empfindung und Wohllaut der Form vortheilhaft auszeichnen. Das elegant ausgeſtattete Büchlein enthält eine ſorgſam getroffene Auswahl von Balladen, Liedern, Sonetten, Ghaſelen, Oden und Epiſteln, unter denen ſich mit Ausnahme einiger Gelegenheitsgedichte und des etwas niedrig-komiſchen Walzerliedes nichts Unbedeutendes und wenig Verfehltes findet. In

den Balladen bekundet sich eine Gabe plastischer Darstellung, welche zuweilen, wie in „Kaiser Heinrich II.“ und den „Dänenbrüdern“, mit wenig breiten Pinselstrichen eine markig kraftvolle Gestalt uns vor die Augen zu bringen versteht; die Oden, von denen namentlich die erste Ode an Alexander von Humboldt hervorzuheben ist, bieten eine Fülle tiefer und klarer Gedanken, und auch die Abtheilung „Lyrisches“ enthält eine Anzahl recht gelungener Gedichte, z. B.: „Zwei Augen, die ich weinen sah“, „Entscheide“, das Sonett: „Sieg“ u. a. Das letztere möge als Probe gelten:

Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab' ihn überstanden.
Noch fühl' ich blutend seine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhub ich meine Wehre,
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.
Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen;
Nun sieht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze
Vor seiner Schar ihn durch die Straße reiten,
Und die Besiegten hinter seinem Glanze;
Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Bleich ist das Antlitz unter seinem Kranze,
Und solchen Kampf bestand' er keinen zweiten!

In der Ballade: „Jessy Brown in Lucknow“, behandelt Lepel denselben Stoff, den Geibel in „Schön Ellen“ („Gedichte und Gedenkblätter“) zu einem seiner schönsten Gedichte gestaltet hat. Vermag Lepel auch den zarten poetischen Duft dieses kleinen Meisterwerks Geibel's nicht zu erreichen, so hat seine Darstellung von dem second sight einer Hochländerin in dem von den Aufständischen belagerten Lucknow doch einen ansprechenden volksmäßigen Ton, welchen der Verfasser sehr liebt, zuweilen freilich, z. B. in dem „Scharnhorst-Lied“, in das Bänkelsängermäßige übertreibt. Die Form ist fließend, mit wenigen Ausnahmen (z. B. des Pluralis „Läger“) correct und schön gerundet, und wenn auch das ganze Werk nur als eine neue Variante des „alten ew'gen Lieds“ erscheint, so rechtfertigt es doch von neuem den Uhland'schen Frühlingswunsch:

Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

E. Hertsurth.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Unser fortwährender Protest gegen die unzeitgemäße akademische Poesie ohne modernen Inhalt, ein Protest, der unser ceterum censeo über die gegenwärtigen literarischen Zustände und über die Wege enthält, welche zu einer wahrhaften Poesie der Zukunft führen, findet jenseit des Rhein ein Echo, das gegenüber der modernen französischen Poesie die gleichen Bedenken widerhallen läßt. Man wird unser Wiederkäuen derselben Mahnung vielleicht für ein Zeichen der Geistesarmuth erklären, mindestens für sehr monoton und langweilig halten; die den Ton angebende akademische Weisheit wird das Betonen des modernen Princips für modischen Feuilletonschnickschnack halten, das Moderne, worin wir das dritte Congruum zum Antiken und Romantischen finden, vielleicht als den Stempel der leichten Literaturwaare nach neuester Façon in Misachtung zu bringen und unsere Losung durch den Hinweis auf unsere Classiker zu entkräften suchen. Gleichwol halten wir sie aufrecht in der vollen Ueberzeugung, gerade durch das Aufstellen und Durchführen derselben uns ein, wenn auch noch so bescheidenes Verdienst um den Fortgang unserer Literatur zu erwerben, sei es auch nur das Verdienst eines Nacht- und Thurmwächters, der die Stunde ausruft und den Menschen sagt, was die Glocke geschlagen hat, und die Poesie darauf hinzuweisen, wie sie sich von der Erfolglosigkeit ihrer jetzigen Bestrebungen wieder zu gesammelter nationaler Wirkung emporschwingen kann.

Ein Aufsatz in der „Revue des deux mondes“ von G. Martha: „La poésie du jour“, vertritt in erfreulicher Weise dasselbe Princip, welches wir zur Parole unserer kritischen Thätigkeit in d. Bl. und überall gemacht haben; er vertritt es, ohne Ahnung davon zu haben, daß die Apostrophen, die er an die französischen Dichter richtet, seit Jahren von uns mit einer oft verkannten Ausdauer den deutschen Dichtern zugerufen werden. Der Verfasser beginnt seinen Aufsatz mit dem traurigen Zugeständniß, daß die Poesie aus der französischen Literatur seit einigen Jahren verschwunden sei, ohne daß das Publikum sich darum kümmere oder darüber betrübe. Er geht darauf aus, die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung aufzuspüren, die er für eine traurige erklärt, denn „der Tod der Poesie wäre ganz einfach der Anfang einer Art von literarischer Barbarei, deren betrübende Folgen man nur allzubald merken werde“. Das Auffallendste dabei ist es, daß der Autor anerkennen muß, es fehle in Frankreich nicht an Dichtern von Talent, von Grazie, von Seele, von feiner Industrie — was man für Deutschland in noch erhöhterm Maße behaupten muß. „Aber“, fährt Martha fort, „sie leben nicht unser Leben, sie scheinen unserer Welt fremd, sie thun nichts dafür, um gelesen und verstanden zu werden, sie schreiben nicht für uns. Auch sie selbst lesen ihre Werke nicht, keiner hört auf den andern; sie haben keine gemeinsamen Ideen und gerade deshalb keine Wirkung auf den Geist des Publikums. Jeder beschäftigt sich nur mit seiner Laune, seiner Leidenschaft. Habt ihr niemals einen einsamen Baum gefunden, im Felde, fern von den Wohnungen der Menschen, wo tausend unsichtbare Vögel ihre Lust oder ihr Leid aussingen, ohne sich zu kennen, ohne auf sich zu hören? Die schüchterne Grasmücke, der fröhliche Fink, die tapfere Meise, der lüsterne Spatz, alles schwirrt unter demselben Laubdach, ohne sich um seinen Nachbar zu kümmern: ein angenehmes Concert, wo nichts zusammenstimmt, gebildet aus tausend kleinen verworrenen Naturlauten, wo keiner herrscht, ein großer anonymer Gesang, von dem man nichts weiß, höchstens, daß die Musiker liebenswürdig sind. Das ist das Bild unserer zeitgenössischen Poesie!“

Gewiß, auch das Bild der deutschen Poesie der Gegenwart! Martha meint ferner, daß sich die Dichter über die Bedingungen ihrer Kunst täuschen, daß sie Grundsätze und Gewohnheiten angenommen haben, welche immer mehr dazu beitragen, sie dem Publikum zu entfremden. „Die Poeten beklagen sich über das Publikum; dieses beklagt sich nicht über die Dichter, denn es kennt sie nicht; aber vielleicht hätte es das Recht, sich über sie zu beklagen. Das Unglück liegt darin, daß Dichter und Leser sich nicht mehr verstehen, nicht mehr dieselbe Sprache reden. Wer hat recht, wer hat unrecht?“

Zunächst gibt Martha der vorwiegenden Subjectivität der neuen Dichtung die Schuld; überall dränge sich der Poet hervor mit seinen Träumereien. Das Wort rêve sei das Lieblingswort und kehre so oft in den Versen wieder, daß man ein Recht habe, es zu verabscheuen. Was diese poetischen Phantasmagorien betrifft, so darf man sie den neuen deutschen Dichtern weniger

zum Vorwurf machen, die Weltschmerzlyrik ist mit Ausnahme einiger Nachzügler vorübergegangen. Und wenn die Persönlichkeit der Dichter eine interessante und geistig hervorragende ist, so wird auch eine Poesie mit subjectiver Färbung geistig bedeutend und deshalb willkommen sein. Unsere neuen Dichter sind im Gegentheil sehr objectiv, sie verschwinden hinter den Gegenständen, die sie behandeln; aber diese Gegenstände selbst sind meistens nüchtern, interesselos, ohne die geringste sympathische Ader.

Wie gegen die Träumereien der Dichter wendet sich Martha auch gegen ihre Vorliebe für die Beschreibung. „Die Beschreibung ist ein falsches Genre, weil sie in ihrer langsamen Analyse glaubt, mit der Malerei wetteifern zu können, deren rasche Sprache sie nicht besitzt." Dies Axiom, sowie die weitern Ergüsse über dasselbe Thema zu rectificiren, mag einfach der Hinweis auf Lessing's „Laokoon" genügen, der freilich oft sehr misbräuchlich citirt wird, selbst von Gervinus im achten Band seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts", wo der Historiker Lessing's Autorität gegen Byron ins Feld führt. Lessing hat sich aber gar nicht gegen die Schilderung in der Poesie erklärt, sondern nur nachgewiesen, wie die Poesie zu schildern hat, wenn sie durch ihre eigenthümlichen Darstellungsmittel wetteifern will mit der Malerei. Er hat sich gegen das schlechte descriptive Genre der Haller, Thomson u. s. w. erklärt. Die Verwerfung der wahrhaft dichterischen Schilderung wäre eine bedauerliche Einseitigkeit. Daß unsere Autoren oft „schlecht" schildern, indem sie äußerliche Merkmale aufeinanderstapeln ohne seelische Bewegtheit, ist freilich wahr, und unsere Romane sind reich an solchen Steckbriefen von Persönlichkeiten und an topographischen Beschreibungen. Doch mit dem Auswuchs ist die Sache selbst nicht zu verdammen.

Auch ein dritter Vorwurf, den die „Revue des deux mondes" den französischen Poeten macht, trifft die neuern deutschen Dichter nur in beschränkterm Maße. Die Vorliebe für die Form, wobei les rimes riches besonders erwähnt werden, selbst für architektonische Reimgedichte, wie die „Sonette", ist in Deutschland gegenwärtig keine übertriebene zu nennen, ja die Zahl der Dichter, welche im Stande sind, derartige formschöne Kunstwerke aufzubauen, eine verhältnißmäßig geringe.

Dagegen berührt der Autor mit seinem letzten Vorwurf den eigentlichen Grund, warum unsere Poeten sich dem Publikum entfremden. Er sagt: „Es ist ein sonderbares und neues Vorurtheil, daß die Poesie der Gesellschaft, ihren Sitten, Gewohnheiten und Leidenschaften, ihrer Religion und Philosophie, ihrer Wissenschaft, ihren Vergnügungen, ja allem, was Werth für die Menschen hat, fern bleiben könne. Niemals haben die Alten oder Neuen, vor diesem Jahrhundert, die Sache so angesehen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur einen Blick auf die hervorragenden Literaturen wirft. Bei den Alten ist die Poesie so sachlich reichhaltig, so bestrebt, die allgemeinen Empfindungen wiederzugeben, so im Einklang mit den Anschauungen des Volks, so treu in ihren Schilderungen, daß man mit Aristoteles sagen kann: die Poesie ist philosophischer als die Geschichte."

Martha hebt ferner das Specifisch-Römische der römischen Poesie, trotz ihrer Nachahmung griechischer Formen, hervor; er vergißt sogar, Dante, Calderon und Shakspeare als die großartigen Repräsentanten ihres Zeitalters und seiner Weltanschauung zu erwähnen, beruft sich noch auf die Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts, und meint dann: es sei erst unserm Jahrhundert vorbehalten gewesen, eine Poesie zu schaffen, die niemand etwas angeht, Verse zu dichten, denen es an jeder Veranlassung, an jedem Stoffe fehlt. Die Poeten haben sich zurückgezogen aus der Zeit, aus dem Leben, sie sprechen nicht mehr die allgemeinen Empfindungen, die herrschenden Meinungen aus. Sie stehen nicht über dem Jahrhundert, sondern außerhalb desselben.

Damit trifft unserer wackerer Mitstrebender den Nagel auf den Kopf. Deutschland war auf dem besten Wege zur Zeit der Börne und Heine, denen es leider an gestaltender Kraft fehlte, zur Zeit der politischen Lyrik, der ersten jungdeutschen Dramatik; man fühlte die Nothwendigkeit, daß die Poesie aus dem Geist der Zeit herausdichten, von den Sympathien des Volks getragen werden müsse. Jetzt sind nur noch wenige sich des rechten Wegs bewußt; die Mehrzahl irrlichtelirt in allen Traumregionen der antiken und romantischen Walpurgisnacht und hält die Irrlichter des Brockens und die hüpfenden Flammen der pharsalischen Ebene für die rechten Leitsterne der Muse. Die Akademiker glauben, durch Formencorrectheit die Doppelgipfel des Parnaß zu erobern; andere sind im Mittelalter vergraben, dichten alte Volkslieder nach, schreiben langweilige Kaiserdramen; sie wissen nicht, daß die Poesie nur dann ihre weltgeschichtliche Höhe erreicht, wenn ein großer dichterischer Genius sich mit dem Genius seines Jahrhunderts erfüllt.

Eine Anthologie altdeutscher Dichtungen in neudeutscher Sprache.

Unter der großen Anzahl Anthologien und Lesebücher, welche in unsern Tagen zu einer förmlichen Literatur anzuwachsen scheinen, verdient ein Unternehmen beachtet zu werden, welches im Anschlusse an verbreitete Literaturgeschichten Proben der dort besprochenen Geisteswerke bietet. Für die neue Zeit sind derartige Quellensammlungen schon viele vorhanden; dagegen für die ältere fehlt es noch ziemlich an Zusammenstellungen von Proben in der heutigen Sprache. Ein altdeutsches Lesebuch in neuem Deutsch hat den Zweck, einestheils zu den Anthologien hinzuleiten, welche unsere ältere Literatur in der Ursprache bruchstückweise zur Anschauung bringen, anderntheils zu den vollständigen Uebersetzungen, wie sie namentlich von Simrock geliefert sind. Wie die Sachen gegenwärtig in Wirklichkeit noch stehen, wird sich nicht leugnen lassen, daß ein solcher erster Schritt von vielen gethan werden muß, ehe ihnen der zweite und wichtigere möglich ist: zu den vollständigen Originalwerken zu greifen. An sich und principiell sind wir gegen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen, aber als Nothbehelf müssen wir sie gelten lassen. Sie befördern mindestens in sachlicher Hinsicht die Literaturkenntniß, wenn sie auch in formaler nicht genügen und oft mehr schaden als nützen. Denselben Gedanken hat auch Eugen Labes, der Herausgeber dieser neuesten altdeutschen Anthologie in neudeutscher Sprache, welche den Titel führt: „Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schaefer und Werner Hahn" (Jena 1866), annähernd zum Ausdrucke gebracht, wenn er in seinem Vorworte sagt: „Wenn erst einmal in allen höhern Schulen unsers Vaterlandes auch die althochdeutsche Sprache (d. h. die mittelhochdeutsche mit eingeschlossen) gelehrt wird, wozu jetzt Männer wie Pfeiffer, Bartsch u. a. im Anschluß an die ältern Meister der deutschen Philologie den Weg bahnen, wollen diese Blätter gern in Vergessenheit gerathen. Bis dahin hoffen sie ein gutes Recht zu haben und gerade jenen Männern in die Hände zu arbeiten." Daß Labes seine „Charakterbilder" — ein Titel, der uns nicht treffend zu sein scheint und leicht misverstanden werden kann — nach der verbreitetsten Literaturgeschichte geordnet hat, mag praktisch sein, doch ist es zugleich eine Schranke und eine Gefahr. Die Anthologie beginnt mit einer gothischen Sprachprobe aus Ulfilas' Bibelübersetzung nebst beigefügter wörtlicher Uebertragung und schließt mit einer Predigtstelle von Johann Tauler. In einer solchen Anthologie waren Prosastücke natürlich nicht ganz auszuschließen. Die Auswahl ist trotz des Anschlusses an Vilmar vielfach selbständig und mit Sachkenntniß und Geschmack getroffen. Ueber den Werth der benutzten Uebersetzungen ließe sich öfters rechten, doch tritt diese formale Seite hinter den literarhistorischen Zweck des Buchs von vornherein zurück.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

F. Ahn's Sprachlehrbücher.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.
Premier cours. 21me édition. 8 Ngr.
Second cours. 12me édition. 10 Ngr.
Troisième cours. 7me édition. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français de la Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.
Premier et second cours. 4me édition. 5 Ngr.

Grammaire allemande théorique et pratique. Seconde édition. 24 Ngr.

L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles, classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 1 Thlr.

Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles. 10 Ngr.

A new, practical and easy Method of learning the German language.
First course. 21st edition. 10 Ngr.
Second course. 17th edition. 12 Ngr.
Third course. 4th edition. 10 Ngr.

Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language.
First and second course. 8th edition. 5 Ngr.

First Rudiments of the German language for children from 6 to 10 years old. 8 Ngr.

English-German Conversation-book for young Ladies. Englisch-deutsches Gesprächbuch für höhere Töchterschulen. 10 Ngr.

The Poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

First Rudiments of the French language for children from 6 to 10 years. 8 Ngr.

French Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. 10 Ngr.

Ahn's Methode zur Erlernung fremder Sprachen hat wegen ihrer Leichtigkeit fast alle andern verdrängt. Seine Lehrbücher sind so allgemein im Gebrauch, dass immer neue Auflagen davon nöthig werden und sie keiner besondern Empfehlung mehr bedürfen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen
von
Friedrich Meyer von Waldeck.
8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbstudium.
Von
Lorenz Stein.
8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbstudium.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 9. August 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts". Von Rudolf Gottschall. — Heinrich Stieglitz. — Vom Büchertisch. — Ein mittelalterliches Fürstenbild. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts".

Die umfassende Darstellung, welche Gervinus von der Geschichte unsers Jahrhunderts gibt, ist jetzt bei einem der interessantesten Höhe- und Wendepunkte desselben angekommen, bei der Julirevolution. Die Schilderung der ihr vorausgehenden geistigen Bewegungen in Europa während des dritten Jahrzehnts bildet die erste, die Darstellung der Julirevolution selbst und ihrer unmittelbaren Folgen die zweite Hälfte des vorliegenden achten Bandes:

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Achter Band. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Das Werk von Gervinus hat bisher vielfache Anerkennung gefunden, einzelne Partien desselben, wie die Geschichte der südamerikanischen Freiheitskriege und die Darstellung des griechischen Unabhängigkeitskampfes, können für Muster einer pragmatischen und doch lebensvoll anschaulichen Geschichtsdarstellung gelten. Die Persönlichkeiten und Begebenheiten erscheinen nicht grau in grau gemalt wie in den Werken der archivarischen Historie, denen es nur auf eine scharfsinnige Auslegung und Verknüpfung der protokollarisch einregistrirten Thatsachen ankommt, denen über einer den verborgensten Motiven nachgehenden Feinspürigkeit der Sinn für das frische geschichtliche Leben verloren geht; nein, die Charaktere haben Fleisch und Blut, Mark und Colorit, und die Ereignisse selbst werden uns meistens anschaulich dargestellt, wie es die Aufgabe des Historikers ist.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß der Mangel an Beschränkung, der einmal der deutschen Gelehrsamkeit eigen ist, auch bei dem Werke von Gervinus störend hervortritt. Es gibt wenige deutsche Professoren, die nur ein Collegium gleichmäßig durchzulesen verstehen. In der Regel sind sie in der ersten Hälfte übermäßig weitschweifig, und überstürzen sich dann in der zweiten oder werden gar nicht fertig; ja manche haben am Schluß des Semesters erst glücklich die Einleitung hinter sich. Noch weniger ist Maß und Oekonomie in den gelehrten Werken heimisch. Der Stoff wächst allen unter den Händen und sie lassen ihn wachsen. Mit acht Bänden ist Gervinus nun bei der Julirevolution angelangt; es ist dies ein Zeitraum von 15 Jahren. Wir werden daher nach weitern acht Bänden mit genauer Noth bei dem Jahre 1848 angekommen sein. Der Stoff, den Gervinus behandelt, hat außerdem die mißliche Seite, daß er nicht ruhig stillhält, sondern in rapider Fortbewegung begriffen ist; ja, Ereignisse von solcher Bedeutung, wie sie das Jahr 1866 gebracht hat, verdienen allein einen Band für sich oder sogar mehrere Bände, wenn das richtige Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des Dargestellten und dem Umfang der Darstellung gewahrt bleiben soll.

Auch kann sich der Autor nicht mit der harten Nothwendigkeit entschuldigen; es gibt Partien in seinem Werke, die geradezu weitschweifig sind. Nicht alles, was in Venturini's Chronik steht, gehört deshalb auch in ein Geschichtswerk. Die Restaurationsepoche ist überhaupt im ganzen inhaltsleer und handlungsarm, mindestens was die europäischen Hauptstaaten betrifft. Namentlich aber hat Gervinus den kleinstaatlichen ständischen Bewegungen in Deutschland einen Raum gewidmet, der weit über ihre Bedeutung hinausgeht. Wozu diese constitutionelle Miniaturmalerei? Es ließ sich das alles in größern Zügen schärfer und wirksamer ausprägen. Eine Geschichte des „neunzehnten Jahrhunderts" muß immer scharf die Grenzen wahren, die sie von einer Specialgeschichte unterscheiden.

Wir leugnen nicht, daß das Werk von Gervinus mit dem rühmlichsten Fleiß, mit Benutzung und verständiger kritischer Sichtung aller Quellen gearbeitet ist; nur das leugnen wir, daß die Breite der Darstellung und die Aufnahme eines unerschöpflichen Details gerade für diesen Fleiß sprechen. Tausend Werke zu excerpiren, und dann auf Grundlage derselben drei Bände zu schreiben, wie es Johannes Müller gethan, das erscheint uns fleißiger; denn hier tritt zum Fleiß des Sammelns der Fleiß des Sichtens und die Resignation, welche in freiwilliger Aufopferung oder Verhüllung so endloser Arbeit

beſteht. Dafür iſt dann alles Kern und Eſſenz, was zu Tage kommt.

Ein anderer Grund der Weitſchweifigkeit in einzelnen Bänden des Werks liegt in der Darſtellungsweiſe des Autors. Es fehlt hin und wieder nicht an etwas altklugen Raiſonnements, an einer Wortfülle, die ſich allzu behaglich ergießt, und an einigen endlos auseinandergeſpreizten Perioden. Die wenigſten Hiſtoriker verſtehen zu ſchreiben, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt: es ſcheint, als ob die Würde der Geſchichtſchreibung etwas Kothurn und Faltenwurf verlange — man könnte ja ſonſt „die Unſterblichen“ mit den raſchlebigen Chroniſten des Tags verwechſeln. Die einen ſchreiben Taciteiſchen Lapidarſtil, ſibylliniſch orakelhaft, und weiſen das vulgus profanum durch kühne Inverſionen von ſich ab, indem ſie ihm gleich am Anfang des Satzes Prädicate und Objecte entgegenſchleudern, wo daſſelbe in ſeiner Harmloſigkeit ein Subject erwartete; andere wieder befleißigen ſich der kunſtvollſten ſtiliſtiſchen Architektonik, indem ſie ein ſo vielfach durchbrochenes Satzgebäude aufführen, daß man ſich angſtvoll nach den tragenden Gliedern und nach dem Schwerpunkte deſſelben umſieht; ja es gibt namhafte Hiſtoriker, die in ohrzerreißender Weiſe mit dem Griffel der Klio auf ihren Tafeln herumkratzen. Gervinus gehört im ganzen zwar zu den beſſern Stiliſten; doch iſt auch ſein Stil nicht von Unarten und Manierirtheiten frei, auf die wir noch näher zurückkommen werden.

Der Vorwurf der Weitſchweifigkeit trifft den vorliegenden achten Band nicht, weil er einen durchweg intereſſanten Stoff behandelt.

Die erſte Hälfte: „Geiſtige Bewegungen im dritten Jahrzehnt“, iſt literarhiſtoriſchen Inhalts und zerfällt in drei Abſchnitte: „Wiſſenſchaftspflege in Deutſchland“, „Die romantiſche Richtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa“ und „Wiſſenſchaftspflege in Frankreich“.

Das ganze Werk wird eine Ergänzung zu Gervinus' deutſcher Literaturgeſchichte bilden, indem es den dort abgeriſſenen Faden bis auf die neueſte Zeit fortführt und überdies das Gemälde der deutſchen Literatur zu einem Panorama der europäiſchen erweitert. Ob dieſe Darſtellung eine fruchtbringende ſein wird, dürfte man bezweifeln, im Hinblick auf die bekannte Misgunſt, mit welcher Gervinus die neuere literariſche Production betrachtet. Sein Princip iſt, daß die Poeſie jetzt brach liegen müſſe, bis die deutſche Nation ihre politiſchen Aufgaben gelöſt habe. Die etwas wortreiche Einleitung des erſten Abſchnitts enthält faſt nur Variationen über dies Thema. Da hören wir, wenn auch in indirecter Rede und als eine Anſicht mancher Genoſſen früherer Zeit, von den Befürchtungen, daß durch eine neue Bevorzugung und Ueberfruchtung des geiſtigen Lebens dies zerriſſene, weltbürgerliche, thatloſe, in geiſtigen Genüſſen erſchlaffte Volk zurückſinke in einen Zuſtand, wo Wiſſensdrang und Schreibſucht den noch ſchwachen Naturtrieb wieder erſticken werde. „So war die Hoffnung in Wien, wo man bei dem Fortwuchern der Dichtung und dem Aufblühen der Wiſſenſchaft ſicher ſein mochte, die Deutſchen ablenkend von ihren jungen politiſchen Anwandlungen auf unfruchtbare Beſchäftigungen glücklich zerſtreut zu haben.“

„Unfruchtbare Beſchäftigungen“ — iſt das die Anſicht der Wiener oder die Anſicht des Hiſtorikers? Faſt ſcheint das letztere; denn Gervinus ſelbſt fragt, „ob das ſtets wiederkehrende Einlenken auf das geiſtige Leben nur eine Verzögerung der politiſchen Bildung auf einem nicht weſentlich ſchädlichen, vielleicht nicht unweſentlich fördernden Umwege bedeutet, oder eine Verirrung auf Abwege zur Nimmerwiederkehr“? Kann man das geiſtige Leben „und die politiſche Bildung“ ſchärfer gegenüberſtellen; ja, welches eingefleiſchte ζωον πολιτικον iſt der Autor, daß er im geiſtigen Leben eine Verirrung auf Abwege ſieht? Das deutſche Volk ſoll bei den Haaren zur Politik gezogen werden, ums Himmels willen Politik und nichts als Politik treiben! Denn die Politik liegt in der einen Schublade und in der andern „das geiſtige Leben“! Da ſoll kein Denker denken, kein Dichter dichten. Das ſind „unfruchtbare Beſchäftigungen“, das iſt nur ein „Fortwuchern“ der Literatur. Und doch iſt auch in geringern Gedanken- und Dichtwerken mehr nationaler Geiſt als in jenen Duodezſtändeverſammlungen, auf deren lärmende Debatten Gervinus hinhorcht, als hörte er das Gras der Weltgeſchichte wachſen, als in jener ganzen conſtitutionellen Makulatur, aus welcher er ſeine hiſtoriſchen Düten dreht. Wir können uns einen Aufſchwung des politiſchen und des geiſtigen Lebens durchaus nicht getrennt denken; er war auch nicht getrennt in unſerer claſſiſchen Epoche, wie namentlich Schiller's Beiſpiel beweiſt, er wird es um ſo weniger ſein, je mehr das politiſche Bewußtſein das ganze Volk durchdringt. Daß deshalb alle Kräfte die ſtillere geiſtige Arbeit aufgeben ſollen, um auf dem Forum mitzuſchreien, wo ohnedies ſchon überflüſſiger Lärm genug iſt: das iſt eine Forderung, die doch nur bei der Verranntheit in ein höchſt einſeitiges geiſtiges Schubladenſyſtem aufzuſtellen möglich iſt. Man muß dies um ſo mehr betonen, als Gervinus ſich gerade von der Literatur, welche den Zeitgeiſt und ſeine politiſchen Grundbeſtrebungen in ſich aufgenommen hat, vornehm abwendet.

Unter den Charakteriſtiken, welche die Wiſſenſchaftspflege des dritten Jahrzehnts illuſtriren ſollen, ſind die hervorragendſten die von Schleiermacher und Hegel, von Niebuhr und Savigny, von Jakob Grimm und Schloſſer. Die Darſtellungsweiſe von Gervinus iſt auch hier eine geſchichtliche; er analyſirt nicht das Geſammtbild der geiſtigen Heroen, er ſpürt ihren Entwickelungsgängen nach. Auch enthält er ſich ſoviel als möglich jedes directen Urtheils; er befleißigt ſich einer objectiven Kritik, die aus der Verkettung der Thatſachen ſelbſt hervorgeht. Zu dieſen Thatſachen gehört auch die Meinung der Zeitgenoſſen, in der ſich das Für und Wider ſpiegelt.

Indem Gervinus das Bild Schleiermacher's entwirft, macht er es zugleich mit vielem Geſchick zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung der theologiſchen Entwickelung jener Zeit, wozu ſich allerdings die vermittelnde zweiſeitige und zweideutige Richtung dieſes Theologen beſonders eignet.

Er weiſt nach, daß Schleiermacher ſeine „Dogmatik“ ganz im Dienſte der unioniſtiſchen Sache geſchrieben habe, mit Ausſcheidung alles confeſſionellen Gepräges; er rühmt ihm nach, daß er durch dieſes Werk, das ſelbſt die Gegner bewundernd die erſte Dogmatik ſeit Calvin's „Inſtitutionen“ genannt haben, die Theologie aus einem troſtloſen Zuſtande der Verwelkung zu neuer Blüte trieb. Supranaturalismus wie Rationalismus waren damals gleichmäßig rathlos. In dieſe Rathloſigkeit trat Schleiermacher mit ſeinem die ganze Theologie neu belebenden Werke ein. Schleiermacher ſuchte eine Mittellinie zwiſchen der Geiſtesbildung der Wiſſenden und den religiöſen Bedürfniſſen der Menge zu gewinnen, indem er den Beſtand des Glaubens der Gebildeten, eingrenzend gegen die ungerechtfertigten Uebergriffe des Supranaturalismus und des Rationalismus, zu umſchreiben meinte. Beſtrebt wie er war, die Religion nicht blos wiſſend zu begreifen, ſondern durch einen eigenen Sinn, durch eine Art Offenbarung im Gemüthe lebendig zu ergreifen, erhob er das chriſtliche Bewußtſein zu dem Princip, aus welchem er den Inhalt des Glaubens als etwas dem menſchlichen Weſen eigenthümlich Angeborenes entwickelte. Eine Reihe von Glaubensartikeln gab er preis, doch Eine feſte Burg wenigſtens, das Dogma von der Perſon Chriſti, glaubte er behaupten zu müſſen. Er entwickelte wie aus einem Brennpunkt den ganzen Inhalt des Chriſtenthums in ſeiner Lehre von der aus innern Erfahrungen bezeugbaren Erlöſung durch Chriſtus, der zu dieſem Werke beſtimmt ſei durch ein allausfüllendes Gottesbewußtſein, das ihn ſündlos, irrthumslos, vollkommen, zu einem geſchichtlich und wirklich gewordenen Urbild des Menſchen erhebe. In dieſer ſeiner Chriſtologie machte Schleiermacher, der Sünde der Halbheit verfallen, dem Supranaturalismus Zugeſtändniſſe, wie er in ſeiner Auslegung der einzelnen Wunder dem bulgären Rationalismus Einräumungen machte. So trug er durch ſein vermittelndes Werk in die theologiſche Welt nicht den Frieden nur, ſondern auch den Krieg. Mitten in dem nächſten Anhang ſelbſt ſpalteten ſich ſo verſchiedene Richtungen ab, daß man von einer eigentlichen Schule kaum reden konnte. Rationalismus und Pietismus traten ſich verſchärfter gegenüber. Die Hegel'ſche Schule verargte es Schleiermacher, daß er die Philoſophie aus dem theologiſchen Kreiſe ganz ausſchließen wollte. Marheineke behauptete, der Glaubenslehre den Werth einer Wiſſenſchaft zu geben, ſei nur der Philoſophie möglich; Hegel verſpottete Schleiermacher's Rückbeziehung der Religion auf das Gefühl, das niedrigſte Gefäß, in das Gott könne aufgenommen werden. Im Tadel der dogmatiſchen Befangenheit von Schleiermacher's „Leben Jeſu“ lehnt ſich Gervinus an die bekannte neuere Schrift von Strauß an und weiſt auf die ſpäter veränderte Stellung der bis dahin ſich vom Volk abwendenden Gelehrten zu dieſer Frage hin, indem nach einigen Jahrzehnten die volle Auseinanderſetzung mit dem Dogma und die rückſichtsloſe Beurtheilung der Geſchichtsquellen des Chriſtenthums zu einer lauten Forderung und einem offenen Geſchäfte der Zeit wurde. Von Schleiermacher geht Gervinus zu Hegel über, deſſen Dictatur in jener Epoche auf ihrer Höhe war:

Hegel war 1818 nach Berlin berufen worden, in den Brennpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens, wo Theologie und Philoſophie, Rechts- und Sprachkunde in unerſchöpflicher Anregungskraft miteinander wetteiferten. Der ſtrenge Ernſt des von dem Glauben an ſich ſelbſt ganz erfüllten, an ſeine Aufgabe wie an eine heilige Sache hingegebenen Mannes und die unantaſtbare Folgerichtigkeit und Ordnung ſeiner Lehre verſammelte hier um ihn alle ſtrebſame Jugend, der es in dem Wirrſal der romantiſchen Ausſchweifungen um eine heilſame Zucht des Geiſtes, oder um eine philoſophiſche Weihe ihrer Fachwiſſenſchaft, oder um eine rettende Zuflucht aus dem troſtloſen öffentlichen Leben zu thun war. Schutz und Gunſt der Regierung, die dem Meiſter und ſeinem Anhange zutheil ward, verſtärkten den Einfluß ſeiner Lehre noch um ein Großes: ſie ward nun dem geiſtigen Näſcher zur Mode, dem Dienſtbefliſſenen zur Pflicht, dem Verſorgungsbedürftigen zur Nothwendigkeit. Um die Zeit, da die berliner „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ entſtanden, war eine vordringliche Schule, unter eine Anzahl Altgeſellen geſtellt, wie ein eroberungsſüchtiges Heer um den Führer gelagert, die, oft nicht weit über die Formeln der rothwelſchen Kunſtſprache hinweggekommen, der Welt predigte, daß dieſe Philoſophie die Verheißung aller Dinge, der Kunſt und Wiſſenſchaft, der wahren Kirche und des echten Staates habe. Sie breitete in den weiteſten Kreiſen der neugierigen Gelehrten, der denkenden Beamten, ſelbſt der gebildeten bürgerlichen Geſchäftsleute in Deutſchland ein Gefühl der Verbindlichkeit, der Unerläßlichkeit aus, ſich mit dieſem neuen Glauben zu ſetzen; ſie ſuchte den Sinn der Lehre ſogar einzelnen Franzoſen zu vermitteln, die in Hegel den Spinoza mit Ariſtoteles multiplicirt fanden und ihn auf der Spitze der Pyramide ſahen, zu der alle Wiſſenſchaft ſeit drei Jahrhunderten die Werkſtücke zuſammengetragen. Und dies war ein anerkannter Ruhm des Meiſters, daß er in ſeinem Syſteme alle Fäden der Zeitbildung wie zu einem künſtlichen Gewebe einſchoß, daß er es ausſtattete mit allen Werthen und Würden der Wiſſenſchaft des lebenden Geſchlechts, daß er ihm die Geiſtesarbeit der claſſiſchen Literaturepoche Deutſchlands dienſtbar machte, daß er die geläuterte Empfindung, die lebendige Anſchauung, die kühne Denkweiſe, die Aufklärung und Weltbildung, alle Früchte dieſer vielreifenden Zeit abpflückend einheimſte, daß er dem deutſchen Geiſtesleben eine Raſtſtätte zu geben ſchien, wo es augenblicklich ein feſtes Ziel, in der Meinung der Schule ſelbſt einen dauernden Abſchluß fand.

Dieſer treffenden und ſchönen Darſtellung der Vorzüge des Hegel'ſchen Syſtems folgt indeß der hinkende Bote auf dem Fuße nach. Die Einwände, welche Gervinus macht gegen die Anſprüche des Syſtems auf abſolute Geltung, gegen die Zeitgemäßheit eines ſo allumfaſſenden metaphyſiſchen Bauwerks in einer Epoche, wo eine ganz neue wiſſenſchaftliche Forſchung begann, ſein Proteſt gegen das Zwangsbette des logiſchen Formalismus zu Gunſten der Einzelwiſſenſchaft, welche Meiſterin des vollſtändigern Stoffs auch zu einer ausgebildetern Methodik gelangen könne — alles das ſind die bekannten, fein gruppirten und geſchickt zuſammengeſtellten Vorwürfe, welche dem Hegel'ſchen Syſtem ſchon oft gemacht worden ſind, welche aber wol mehr die Verirrungen und Verknöcherungen der Schule als den Meiſter ſelbſt treffen, mindeſtens aber eine Correctur in andern Partien ſeines Syſtems finden.

Einen Stillſtand, eine Stagnation konnte eine Philo-

ſophie nicht vertreten, deren Weſen der Fluß der Begriffe, die Bewegung, der geſchichtliche Fortſchritt war. Was aber die Arbeitstheilung und die ſich immer mehr iſolirende Einzelforſchung betrifft, ſo war, je mehr dieſe ins Leben trat, die zuſammenfaſſende metaphyſiſche Architektonik um ſo nöthiger, wenn ſich nicht die Wiſſenſchaft in tagelöhnernde Fabrikarbeit auflöſen ſollte, wo der eine die Nadel macht und der andere das Oehr. Daß aber die Einzelwiſſenſchaft ſelbſt aus ſich heraus zu einer vollſtändigern Methodik kommen ſollte, iſt ein gutmüthiger Aberglauben; wir kennen ja die Methodik der neuern Naturforſcher, daß Gott erbarm'! Es bedarf der umfaſſenden Genien, die einen geiſtigen Kosmos herzuſtellen verſtehen, in den ſich dann die Reſultate der Einzelforſchung von ſelbſt einreihen. Doch der Glaſer, der die Fenſter, und der Schloſſer, der die Schlöſſer macht, ſind deshalb noch lange keine Architekten und können nicht den Bauriß des Ganzen beſtimmen. Die Kunſt des Forſchens iſt nicht die Kunſt des Denkens, und über der Vertiefung ins Einzelne geht leicht der Sinn fürs Allgemeine, wenn er überhaupt vorhanden war, verloren. Wenn Gervinus ſchließlich das Hegel'ſche Syſtem eine Geiſtesherrſchaft nennt, „aufgerichtet in der Zeit der Abwendung von der unerfreulichen Geſtalt der Tagesgeſchichte", ſo vergißt er ſelbſt ſein früheres Lob, daß der Meiſter alle Fäden der Zeitbildung in ſeinem Syſtem vereinigte.

Allerdings hat Hegel mannichfache Wandlungen durchgemacht, bei deren Nachweis Gervinus ſich an das Haym'ſche Werk über Hegel anlehnt. Die Wendung in Hegel, daß „in ſeiner totaliſtiſchen Tendenz das Gedankenhafte vor dem Sachlichen vorſchlug" (beiläufig eine Probe des manierirten und ſchwülſtigen Stils, deſſen ſich Gervinus bisweilen ſchuldig macht), dürfte ſchwer nachzuweiſen ſein. Damit fällt auch der Tadel, „daß das Syſtem in dem Maße, als es der metaphyſiſchen Gedankenwelt den gleichen Werth wie der Wirklichkeit zuerkannte, von ſeiner anfänglichen Lebensfriſche verlor". Wann in aller Welt hat denn Hegel der Wirklichkeit einen höhern, wann auch nur den gleichen Werth wie der metaphyſiſchen Gedankenwelt eingeräumt? Wir bekennen, daß wir uns bei all dieſen Phraſen nichts denken können, um ſo weniger, als der Gegenſatz zwiſchen Phänomenologie und Logik, an den man als das einzig Thatſächliche bei dieſen bombaſtiſchen Auseinanderſetzungen denken könnte, von Gervinus gar nicht einmal erwähnt, viel weniger durchgeführt wird. Der Kritik der einzelnen Disciplinen Hegel's, der Religions- und Rechtsphiloſophie, namentlich dem Lobe der Kunſtphiloſophie, kann man eher beiſtimmen.

Treffend iſt die Charakteriſtik Niebuhr's und Savigny's und ihrer Mittel- oder vielmehr Schaukelſtellung zwiſchen den Bewegungs- und Regierungsmännern, bei der indeß das Beſtreben, die Gegenwart unter die Herrſchaft des Ueberlieferten und Beſtehenden zu bannen, doch überwog. Mit Recht wird bei Savigny die Eleganz und claſſiſche Klarheit gerühmt, die er der juriſtiſchen Sprache zu geben wußte. Mit außerordentlicher Wärme und deshalb lebhafteſter Farbengebung iſt Jakob Grimm, der Freund des Hiſtorikers, charakteriſirt:

Angeſichts dieſer großartigen Thätigkeit auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachkunde nannte Jakob Grimm, als er bei dem Entwurfe der deutſchen Grammatik ſeinen erſten Plan, auf den großen Zuſammenhang der europäiſchen mit den aſiatiſchen Sprachen einzugehen, aufgab, ſeine eingeſchränktern Studien, die doch den unermeßlichen Kreis aller germaniſchen Sprachen umfaßten, „klein erſcheinend". Kein Zug könnte uns ſo ehrenvoll wie dieſe rührende Beſcheidenheit den Mann einführen, der unter den geiſtigen Häuptern der Nation das köſtlichſte Haupt, weit die eigenthümlichſte Geſtalt in der gelehrten Welt dieſes Zeitalters darſtellt. In dieſem Reiche des neidiſchen Ringens und eiferſüchtigen Kämpfens ſteht er, eine Erſcheinung ohne ihresgleichen, um eben jener ſeltenen Beſcheidung und ſelbſtverleugnenden Hingebung willen, um der ſo kindlichen und doch ſo hohen patriarchaliſchen Einfalt ſeines Geiſtes und Gemüths willen, um ſeiner durch und durch vaterländiſchen Geſinnung willen faſt gänzlich unangefochten; in ſeinem langen Leben oft unſanft angefaßt von den Härten, den Störungen, den Unbilden des Regiments und des öffentlichen Lebens, blieb er unberührt von irgendeiner Befleckung, in die höchſte Reife eingetreten mit dem unverſehrten Schmelze der jungen Frucht. Er iſt ein Weſen aus Einem Guſſe, und dieſer Guß von dem Gepräge geſtempelt der alten guten Zeit; und dieſe Stärke der Natur in ihm muß es ſein, die ihn mit einer unvergleichlichen Entſchiedenheit antrieb, ſein Leben der Erforſchung des Alterthums des deutſchen Volks zu widmen, und der Gegenwart, wie er ſagte, ein Prophet mit umgekehrtem Geſichte zu werden. Ganz erfüllt von der Herrlichkeit des deutſchen Alterthums, empört von der „hoffärtigen Anſicht", die in dem Leben der frühern Jahrhunderte nur dumpfe unerfreuende Barbarei erblickt, war er, in bitterer Abhuld gegen die proſaiſche Dürre der Renaiſſancezeit und ihre Misbegriffe über alle Vergangenheit, von allem, was nach moderner Vernünftelei, Verkünſtelei und Verbildung ſchmeckt, abgewandt in einer Folgerichtigkeit, die in dieſen überfeinerten Zeiten unglaublich erſcheint. In der Mikrologie ſeiner Methode, die auch das Kleinſte nicht verſchmähte, das wie ein Feingepräge allen Dingen ihre größere Beſtimmtheit gibt, war er von Grund aus aller wähleriſchen und vornehmen Manier der Wiſſenſchaft entgegengeſetzt wie der Kunſt. Er focht die claſſiſchen Studien an, ſchon aus Abneigung gegen die Unnatur, daß „ein vaterlandliebendes Volk ſeine erſte Anſchauung und ſeine ſpäteſte Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache ſchöpfen ſolle", aber weſentlich doch aus ſeiner durchgreifenden Vorliebe für wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Hausmannskoſt vor aller claſſiſchen Leckerei, für alles Volksthümlich-Eigene und Demokratiſch-Einfache in der Literatur vor aller ariſtokratiſchen Zubereitung.

Was Gervinus weiterhin von dem Kunſtgeſchmack Grimm's ſagt, der aller Naturdichtung vor aller Kunſtdichtung den Preis ertheilte, iſt zwar ſehr treffend, zeigt uns aber zugleich die Einſeitigkeit und Schranke des gefeierten Alterthumsforſchers, welcher dadurch verkehrten und unheilvollen Principien in die Hände arbeitete, indem eine aufdringliche Jüngerſchar nur das Alterthümliche poetiſch und deshalb alles Moderne unpoetiſch fand. Wie verhängnißvoll dies auf die Literaturgeſchichte eingewirkt und auf die Pädagogik, iſt hier nicht der Ort nachzuweiſen. Eine dilettantiſche Poeſie hat dieſe Vorliebe für das Alterthümliche gepflegt und in den vergänglichſten Schöpfungen im Widerſpruch gegen die wahrhafte Anforderung, aus dem Geiſt der Zeit zu dichten, zu verewigen gemeint; man hat die Jugend mit Ulfilas und Ottfried gelangweilt, ehe man ſie zu Schiller und Goethe

führte, und statt sie in der neuern Literatur zu orientiren, ihr einen Wust von Namen und Schrifttiteln eingetrichtert, der gar keinen Werth für sie haben konnte, da sie theils die Schriften selbst nicht kennen lernte, theils auch die dichterische Bedeutung derselben eine sehr geringe war. Es steht ganz im Einklang mit dieser Richtung, wenn Grimm in politischer Hinsicht ein crasser Particularist war, was Gervinus mit warmer Zustimmung erwähnt:

Seine Vaterlandsliebe wurzelte in der engern Heimatsliebe zu dem niederhessischen Lande; er sah in seiner Jugend geringschätzig auf die Darmstädter herab; aber in seinem Alter sprach er gegen einen starkenburger Landsmann öffentlich den Wunsch aus, die unnatürliche Trennung der beiden Hessen der alten Einheit weichen zu sehen: ein Gedanke, der in einem noch dammkräftigen und praktischen Geschlecht, unter den herrschenden Umständen zumal, wie ein Blitz hätte zünden müssen. Seine deutschen Studien, überall sich bewegend in den Dingen, die das Volk einigen und nicht trennen, mußten diesen Mann entschieden dem Einigungsgedanken gewinnen, sobald er auftauchte; aber wie hätte er in der herrlichen Doppelkraft seiner Vaterlandsliebe dem gezürnt, der ihm sein hessisches Volksthum hätte antasten wollen! Ihm war unfaßlich, wie ein Deutscher der Mittelstaaten, die zum Theil eine ungleich stolzere Geschichte als beide deutsche Großstaaten haben, um der Gemeinheit und Einheit willen, die in einer strengen Bundesverfassung zu retten ist, seine Sonderheimat an einen Einheitsstaat verrathen sollte, ein Ekelgedanke, der jedem amerikanischen Staatenbürger, der jedem Schweizer des winzigsten Cantönchens undenkbar ist, der aber Millionen Deutschen in ihrer politischen Gedankenlosigkeit und Verkommenheit arglos geläufig ist!

Derartige heftige Ausfälle wiederholen sich mehrfach in diesem Bande und lassen bezweifeln, ob der Historiker des 19. Jahrhunderts den Geist des 19. Jahrhunderts vollkommen begriffen hat. Mindestens sind es aus der Würde der historischen Darstellung herausfallende, leitartikelartige Seitenhiebe, welche den Eindruck machen, als könne der Autor den zwanzigsten Band seines Werks und die Apotheose der augustenburger Politik nicht abwarten!

Die Darstellung der Geschichtschreibung, welche den Schluß des ersten Abschnitts bildet, hebt die Porträts der Historiker in festen Umrissen hervor. Ranke's gewandte und geistreiche Darstellungen werden gerühmt — „ein Mann, der durch ein seltenes Talent jene Gegensätze; die getrennten Richtungen in den Beschäftigungen mit der deutschen Geschichte, die Eröffnung neuer Quellen und die Kunst der formalen Verarbeitung vereinigte". Doch ist dies Lob einer der Schule des Gervinus im ganzen entgegengesetzten Richtung nur flüchtig hinweggleitend. Eingehender verweilt unser Autor bei Dahlmann, „den all sein Leben lang der stolze Ehrgeiz bewegte, Werk und Beruf des Historikers mit dem des Staatsmanns zu verbinden", und bei Schlosser:

einem Mann, den die sinnige Natur von allem unmittelbaren Eingreifen in das politische Leben für immer zurückhielt; der, in einer merkwürdigen Mitte zwischen den französischen, auf die Gegenwart gerichteten Geschichtschreibern und den Männern der reinen Wissenschaft in Deutschland, in den praktischsten Stoffen immer ein Mann der strengen Wissenschaft blieb, als ein Richter der Zeitgeschichte nie ein Parteimann der Gegenwart ward; der, von dem rückströmenden Laufe der Tagesgeschichte in seiner lebhaften Natur ungleich heftiger als die meisten andern ergriffen, über die Eindrücke des Augenblicks doch immer Meister blieb; der sich in das große Geschichtsleben einer großen Zeit versenkte, aber, ein Erbe der gewanderten Seele seines Dante, zugleich in stiller Betrachtung auf das Göttliche gerichtet war, ein Censor der Zeit und der Menschen und zugleich in geistiger Beschaulichkeit ein Anachoret, dem in seiner wissenschaftlichen Zufluchtstätte die Stürme der Außenwelt nichts anhaben konnten.

Schlosser's Buch, meint Gervinus weiterhin, war eine der selbständigsten Handlungen politisch-geschichtlicher Diagnose und Berathung am Krankenbette der Zeit, von der die Geschichte der Historiographie zu erzählen weiß. Dies Lob des Schlosser'schen Werks unterschreiben wir gern. Daß Gervinus mit seinem Tadel der entgegengesetzten Ranke'schen Richtung rückhaltiger ist oder ihn vielmehr ganz unterdrückt, das mag seinen Grund haben in zarter Rücksichtnahme, die der Historiker Gervinus seinen Mitstrebenden schuldet.

Der zweite Abschnitt: „Die romantische Dichtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa", beginnt mit der Untersuchung, ob der europäische „Widersetzlichkeitsgeist"(!), der aus blos politischen Verhältnissen nicht hinlänglich erklärbar scheint, von dem in der deutschen Wissenschaft kaum eine Spur zu finden sei, vielleicht aus der schönen Literatur hervorgegangen. Gervinus schildert zunächst die Epoche der Auflösung der Romantik. Die Zeit der echten Kunst war so trübselig unter-, wie die der echten Wissenschaft leuchtend aufgegangen. „Die poetischen Meister selbst, die noch in die Zeit herüberlebten, die Goethe, Schlegel, Rückert, Uhland, zogen sich mehr und mehr, den großen Gang der Jahrzehnte einhaltend, in die Wissenschaft zurück." Wir meinen, daß die Altersschwäche bei den beiden ersten mehr dazu gethan als der „große Gang der Jahrzehnte". (Wenn übrigens die Jahrzehnte bereits einen „großen Gang" haben, welches Epitheton bleibt dann für den Gang der Jahrhunderte und Jahrtausende übrig?) Bei Uhland war es die geringe Ausgiebigkeit des Talents, und bei Rückert trifft die Behauptung nicht zu, da dieser Dichter noch im vierten Jahrzehnt eine erstaunliche poetische Productivität entwickelte. Die scharfe Kritik der bizarren Fratzen der romantischen Schule ist wohlbegründet, auch sind die Zusammenhänge Immermann's, Platen's und Heine's mit derselben bei dem ersten Auftreten dieser Dichter richtig nachgewiesen. Die Werke eines größern Umfangs, die sich in die handelnde Welt vorwagten, mislangen dem romantischen Geschlechte:

Platen verhieß, Iliaden in voller Waffenrüstung aus seinem italienischen Aufenthalte zurückzubringen, aber in seiner „Liga von Cambrai" nannte „der Undank und das Gebelfer des Unverstandes" die Noten besser als das Stück; und seine „Abassiden", in welchen er jenen, die ihn für bitter verschrien, seine Süßigkeit beweisen wollte, fand man voll aalglatter Kälte.

Daß „ein in Lustspiel, Trauerspiel und Historie so fruchtbarer Schreiber wie Raupach auffallend unbeachtet vorüberging", ist eine wesentlich einzuschränkende Behauptung. Raupach beherrschte lange Zeit die berliner Bühne ausschließlich, wie es niemals einem andern Dramatiker, selbst nicht der Frau Birch-Pfeiffer gelungen ist, und fand hier mit seinen Stücken den entschiedensten Beifall. Der

Hohenſtaufencyklus, den Gervinus an dieſer Stelle erwähnt, gehört übrigens ſchon in das folgende Jahrzehnt, ſodaß der Hiſtoriker hier „dem großen Gang der Jahrzehnte“ vorgreift.

Gervinus findet in dieſen Schriftſtellern, in Platen wie in Heine, ein Selbſtgefühl, das nicht vor Selbſtzweifel geſichert war, ein „heimliches unheimliches Gefühl des eigenen Unvermögens“, das ſich am deutlichſten in der Uebereinſtimmung ausſprach, „in der ſich alle die kleinen poetiſchen Nachkommen großer Vorfahren wie ſyſtematiſch eine Miskennung des großen Vermögens eben jener großen Ahnen und Meiſter anzutäuſchen liebten. Von Raupach bis Grabbe war Shakſpeare für die dramatiſchen Pygmäen alle eine Art Spottwort.“ Es iſt dies eine Uebertreibung, nur erklärbar aus der bekannten Shakſpeare-Vergötterung unſers Hiſtorikers, die ſich auch in dieſem Abſchnitte wieder in höchſt lakoniſcher Weiſe ausſpricht. Shakſpeare könne „in jeder Frage des Lebens allen in allem alles ſein“ — in dieſem Extract aus den vier Bänden gipfelt die Shakſpeare-Apotheoſe. Ein ſchwülſtigeres Etikette hat noch niemals ein Quakſalber einer Panacee angehängt. Glücklicherweiſe hat ſchon Rümelin nachgewieſen, daß Shakſpeare in ſehr vielen Fragen des modernen Lebens vielen nichts ſein kann. Der Halbromantiker Immermann durfte indeß in Shakſpearomanie dreiſt mit Gervinus wetteifern, indem ſeine erſten Dramen den Eindruck vollkommen impotenter Nachahmung und ſpitzfindig ausgeklügelter Pointirung des Witzes und Pathos machen. Was aber Grabbe betrifft, ſo hat er allerdings einen Aufſatz gegen die Shakſpearomanie verfaßt; in welchem mehr kritiſches Talent ſteckt, als in den vier Bänden des Gervinus'ſchen Shakſpeare, und aus welchem unſer Literarhiſtoriker wol manches hätte lernen können, wenn überhaupt ſo ſtockblinde Hingebung lernfähig wäre; doch daß Shakſpeare für Grabbe „ein Spottwort“ geweſen ſei, das iſt eine ungerechtfertigte Behauptung. Grabbe ſagt z. B. in jenem Aufſatz: „Daß Shakſpeare's componirendes Talent ausgezeichnet iſt, leugnet niemand; daß es aber beſſer ſein ſoll als das vieler andern Schriftſteller, leugne ich offen. Vor allem rühmt man dieſerhalb ſeine hiſtoriſchen Stücke. Es iſt wahr, daß alle ſeine Vorzüge in ihnen ſtrahlen und daß da, wo er eigenthümlich iſt, kaum Goethe (z. B. im «Egmont»), noch weniger Schiller mit ihm wetteifern kann.“ Das klingt doch wahrlich nicht wie Spott! Daß er die Shakſpeare'ſchen Hiſtorien „poetiſch verzierte Chroniken ohne Mittelpunkt und poetiſches Endziel“ nennt — das iſt eine Anſicht, über die ſich ſtreiten läßt. Ueberhaupt ſchrieb Grabbe dieſen Aufſatz nicht gegen Shakſpeare, ſondern gegen die damals graſſirende Shakſpearomanie, die verkehrte und unglückliche Nachahmung des britiſchen Dichters, von der er ſeltſamerweiſe ſelbſt ſo wenig frei war, daß ſein Streben nach Bizarrem, ſein Schweben in Extremen, ſeine hyperboliſche Ausdrucksweiſe ſich auf Shakſpeare zurückführen laſſen.

Daß ſich mit Börne und Heine die neue literariſche Demokratie inſtinct- und grundſatzmäßig von aller Dichtung größern Stils abgewendet habe, daß die Schöngeiſterei an die Stelle der Dichtung getreten ſei, mag man zugeben; doch einſeitig iſt es, hierin blos den Verfall zu ſehen. Es war eine Uebergangsepoche, welche die Theilnahme der Literatur an dem öffentlichen Leben vermittelte und einer Poeſie die Bahn brach, welche dann wieder in Dichtungen größern Stils dieſer Theilnahme einen künſtleriſch geſchloſſenen Ausdruck gab. Wenn Gervinus Heine zu den lernbegierigen Jüngern Rouſſeau's und Börne zu denen Voltaire's zählt, ſo ließe ſich der Spieß doch weit beſſer umkehren, und man begreift in der That nicht, wodurch unſer Autor zu dieſer verkehrten Parallele veranlaßt wurde. Die politiſche Oppoſition, die mit dieſer ſchöngeiſtigen Bewegung verbunden war, vergißt Gervinus natürlich nicht hervorzuheben; er betont mit Recht die Gegenkehr der jungen Literatur gegen den Teutonismus, ſowie die anfängliche Mäßigung ihres Auftretens. Warum er indeß das Jahr 1825 als den Zeitpunkt hinſtellt, in welchem ſich die Aengſtlichkeit dieſer vorſichtigen Männer zu brechen beginnt, iſt nicht abzuſehen. Heine ließ allerdings das Jahr darauf ſeine „Reiſebilder“ erſcheinen; aber für Börne's literariſche Thätigkeit — ſeine „Wage“ war ſchon 1822 eingegangen — liegt hier gar kein Wendepunkt vor, ebenſo wenig für Platen, deſſen ſpäter ſpielenden Streit mit Immermann und Heine Gervinus ſchon vorweg geſchildert hat. Wozu daher dieſe willkürlich gemachten Einſchnitte, dieſe Epochen und Epöchelchen? Soll die Literaturgeſchichte durch ſolche Zahlen zur Würde einer exacten Wiſſenſchaft erhoben werden? Und weshalb in aller Welt wenden wir uns nun nach Rußland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und England, um dann wieder bei Börne und Heine einzutreffen? Dieſe bandwurmartige Charakteriſtik, von der man ein Stück am Anfang und das andere am Ende eines Abſchnitts ſuchen muß, iſt wahrſcheinlich eine Probe von jener „ausgebildetern Methodik, zu welcher die Einzelwiſſenſchaft, Meiſterin des vollſtändigern Stoffs, durch eigenſtändiges Nachdenken gelangen muß“ — wir wiſſen uns aber aus dieſer zuſammengeſtückelten Methode der Darſtellung keinen Vers zu machen.

Rudolf Gottſchall.

(Die Fortſetzung folgt in der nächſten Nummer.)

Heinrich Stieglitz.

Heinrich Stieglitz. Eine Selbſtbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der bereits durch die Herausgabe der „Briefe von Heinrich Stieglitz an ſeine Braut Charlotte“ (Leipzig 1859) und des „Kurzen Briefwechſels zwiſchen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz“ (Leipzig 1863) bekannte Herausgeber der vorliegenden Selbſtbiographie hat dieſelbe, inſoweit ſie nicht vom Verfaſſer ſelbſt (nämlich mit Ausnahme der fünf letzten Lebensjahre von 1845 — 49) niedergeſchrieben worden war, vollendet und herausgegeben, weil erſterer ſie „zur Veröffentlichung beſtimmt“ hatte, indem er ſie, in einer beſondern Beziehung, als Teſtament auf ſeinem Sarge zurückgelaſſen und als eine von ihm zu ſühnende Schuld betrachtete, und weil alſo „ſchon aus Pietäts-

rückſichten der Druck derſelben nicht unterbleiben durfte". Wir ſind mit dieſen Beweggründen ſowie mit der weitern Anſicht des Herausgebers einverſtanden, daß dieſe Selbſtbiographie auch wegen ihres Inhalts des Druckes nicht unwerth ſei, da das in dieſen Blättern uns erſchloſſene Menſchenleben „auch ſonſt ſo viele intereſſante Mittheilungen über Menſchen und Localitäten bietet, daß an einer günſtigen Aufnahme ſeitens des Publikums wol nicht zu zweifeln iſt". Laſſen wir nun auch die hierin liegende Vorausſetzung und Hoffnung des Herausgebers ganz auf ſich beruhen, ſo ſind wir doch nicht nur davon überzeugt, daß die Selbſtbiographie des Verfaſſers „das Gepräge der Wahrheit an ſich trage", ſondern wir hegen vielmehr nach den uns zur Seite ſtehenden perſönlichen und unmittelbaren Erfahrungen die Meinung, daß die in ihr enthaltenen Mittheilungen in allen Beziehungen, namentlich in ihrem wichtigern Theile, nämlich dem der ſubjectiven Anſchauungen, Urtheile und Gefühle, vollkommen wahr ſeien. Dieſe ſelbſtbiographiſchen Mittheilungen des Verfaſſers gehen bis S. 379. Außer dieſen hat der Herausgeber, inſoweit er nicht in dem Schlußworte die Selbſtbiographie in flüchtigen Umriſſen bis zum Abſchluſſe geführt hat, zugleich in den von ihm beigefügten Anmerkungen das im Texte Gebotene theilweiſe erläutert und ergänzt, auch in einem Anhange eine Ueberſicht der von Stieglitz herausgegebenen ſelbſtändigen Schriften ſowie der in Zeitſchriften u. ſ. w. veröffentlichen Aufſätze und Gedichte gegeben. Er hatte dabei beſonders die Abſicht, durch die kritiſchen Nachweiſungen über die literariſchen Leiſtungen von Stieglitz feſtzuſtellen, inwieweit es dieſem „nach den Urtheilen der Kritik gelungen ſei, das Ziel zu erreichen, welches er ſich als die Aufgabe ſeines Lebens geſtellt hatte". Ob der Herausgeber dieſen Zweck erreicht habe und ob er ihn durch dies alles wirklich erreichen werde, laſſen wir billig ebenfalls auf ſich beruhen, da dies hier zur Sache ſelbſt wenig beiträgt, und noch mehr laſſen wir es dahingeſtellt ſein, ob und welchen Nutzen hieraus die Literaturgeſchichte ziehen und ſich aneignen werde.

Wir halten uns vielmehr an das vorliegende Buch, wie es iſt, und an das, was es bietet. Daſſelbe hat an und für ſich ein doppeltes, nämlich ein biographiſch-literariſches und ein pſychologiſches Intereſſe. Daß ſich das letztere, infolge der tragiſchen Kataſtrophe, „die dem Dichter eine traurige Berühmtheit verſchafft hat", nicht auf ihn allein beſchränkt, ſondern auch ſeiner Ehegattin, Charlotte Stieglitz, zuwendet, iſt natürlich, und dies verſteht ſich für jeden, der mit den Verhältniſſen und den Perſonen nur einigermaßen bekannt iſt, von ſelbſt. Nach den hieraus ſich ergebenden verſchiedenen Geſichtspunkten wird auch für jeden einzelnen Leſer nicht nur das Intereſſe ſich beſtimmen müſſen, das ihn veranlaßt, das Buch zu leſen, ſondern auch die geringere oder größere Befriedigung, die er in der Lektüre findet.

Wer Stieglitz ſelbſt und namentlich der Geſchichte ſeines poetiſchen Lebens und Geſtaltens ein tiefergehendes Intereſſe ſchenkt, der wird auch die diesfallſigen Mittheilungen mit Antheil leſen und nicht minder, was gleichſam den äußern Rahmen dazu abgibt, ſein geſammtes Leben, wie es hier vorliegt, das theils in ſeinen innern und äußern Erlebniſſen die Theilnahme feſſelt, theils in ſeiner naturwüchſigen, kräftig und glücklich angelegten, reichbegabten und edelgebildeten Individualität einen ſeltenen Reichthum an Gehalt entbindet. Es gewährt eine gewiſſe Befriedigung, ihn über ſich ſelbſt frei und unbefangen, wie es ſeine Natur war, ſich äußern zu hören. Der Leſer gewinnt um ſo gewiſſer ein lebendiges Bild ſeines ganzen Weſens, namentlich inſofern dieſes Weſen auf dem Grunde eines gewaltigen Willens und hochgehenden Strebens ruhte. Dieſer geiſtigen Thätigkeit und ihrem Schaffen kann hier der Leſer auf den Grund ſehen und ihrer Entwickelung unmittelbar folgen, aber doch darf er ſich dabei durch manches nicht ſtören laſſen, am wenigſten etwa dadurch, daß der Verfaſſer zuweilen in ſeinen eigenen Urtheilen über ſeine Geiſtesproducte vielleicht zu ſehr ſich gehen läßt.

Man darf für Stieglitz das lebhafteſte Intereſſe empfinden und deshalb auch mit einer beſtimmten Erwartung dieſe Selbſtbiographie zur Hand nehmen; aber dies ſoll nicht wegen der „traurigen Berühmtheit" geſchehen, die ihm zutheil geworden iſt, ſondern trotz derſelben und um ſeiner ſelbſt willen, nämlich wegen ſeiner Eigenthümlichkeit, auch wenn bei näherer Erkenntniß ſeines Weſens der Genuß des Buchs hin und wieder kein ungetrübter ſein kann. Denn gerade in dieſer Beziehung müſſen wir die Wahrheit der ſelbſtbiographiſchen Mittheilungen beſonders betonen, in denen er mit ebenſo großer Aufrichtigkeit als Klarheit offen über ſich ſpricht und manches erwähnt, was als Commentar für ſein literariſches, beſonders poetiſches Wirken und zu theilweiſer Erklärung jener Kataſtrophe dienen kann. In gleicher Weiſe halten wir auch ſeine Mittheilungen über Charlotte für durchaus wahr und pſychologiſch richtig, auch ſtimmen ſie mit ihren eigenen Briefen vollkommen überein, namentlich was die Vorbereitungen der Kataſtrophe betrifft. Man ahnt hier ſehr bald gleichſam wie bei fernem Wetterleuchten und bei weither erſt leiſe tönendem Donner, wie es nachmals kommen muß, und lange vor der unheilvollen Nacht erkennt man die ſpätere Wendung der Dinge als einen nothwendigen Ausgang und in demſelben zugleich die unausbleibliche Wirkung ſeiner eigenen Gemüthsanlage, die vieles verſchuldet und alles erklärt. Stieglitz ſelbſt erwähnt in dieſer Beziehung ſchon im Jahre 1826 hypochondriſche Anwandlungen, und von anderer befreundeter Seite wird ihm nur gar zu bald, aber mit allem Rechte eine Art Sucht, „ſich beſtändig ſelbſt zu quälen", vorgehalten. Nicht ohne tiefern Sinn iſt das Motto von Fichte: „Wir haben Vorrath am Muthe", welches hier an der Spitze der Selbſtbiographie ſteht, und doch ſcheint dieſem offenen Bekenntniſſe und der gehofften Ueberfülle von Muth ein ironiſcher Zug nicht ganz fremd geblieben zu ſein. Frühzeitig erkennt man an Stieglitz das Uebermaß einer „gewaltſam ſich geltend machenden Subjectivität", einen hohen Grad von Selbſtvertrauen, auch wenn

es ihm dabei an edler Glut eines auf das Höchſte gerichteten Strebens nie fehlte. Kann man ihm dann auch die elaſtiſche Kraft des Geiſtes und die Heftigkeit des innern Ringens nicht abſprechen, die er ſelbſt erwähnt, ſo muß man doch auch zugleich einräumen, daß er nicht in dem nämlichen Grade die erforderliche Ruhe und ungetrübte Klarheit, die rechte Kraft des Willens, das richtige Maß und die nöthige Selbſtbeſchränkung gehabt und gekannt habe. Vielmehr ließ er ſich nicht ſelten verleiten, ſich Aufgaben weit über ſeine Kräfte zu ſtellen. Es zeigte ſich in ihm, ſeiner ganzen Anlage nach und beſonders in Zeiten geſunder Kraft, zu viel „göttlicher Uebermuth und ein ſeliger Hohn der Geſundheit“, zu viel „Eigenſinn der Individualität und Titanentrotz“, eine „geiſtig und körperlich überfüllte Natur“, ein „überkräftiger Organismus“, und dabei eine „Nichtachtung gegebener Verhältniſſe“, wozu er ſelbſt ſich bekennt und die wir in andern Beziehungen aus unmittelbarer Erfahrung kennen gelernt haben. Schon frühzeitig ſpricht er von einer „rächenden Nemeſis“, von „finſtern, lauernden Dämonen, die ſeine Seele umlagern und Macht über ihn gewannen“, und er bekennt offen, daß „der Gedanke der Nemeſis von jeher Macht über ihn ausgeübt hat, ſeit er im Beſitze des herrlichſten Gutes iſt“, und daß dieſer Gedanke „ihn ſtärker und unbedingter zu beherrſchen angefangen habe, da ſein Geiſt nicht mehr in voller Kraft und Freiheit, ſeine Seele nicht mehr von gläubigem Vertrauen erfüllt iſt“. Und ebenſo ſchreibt er ſogar ein anderes mal, nachdem die Kataſtrophe bereits eingetreten, daß er ſich in ſeinem Glücke gegen den Himmel „aufgebäumt habe“.

Es kann jedoch nicht unſere Abſicht ſein, in Betreff jener Kataſtrophe und alles deſſen, was auf dieſelbe vorbereitet, die Einzelheiten der Darſtellung weiter ins Auge zu faſſen. Jedenfalls iſt dieſer Theil der Selbſtbiographie, der das Nahen der Kataſtrophe und dann dieſe ſelbſt zum Gegenſtande hat, nicht nur für das pſychologiſche Intereſſe des Leſers der wichtigere, ſondern er macht überhaupt den hauptſächlichen Werth des Buchs ſelbſt aus. Nur dieſe pſychologiſche Seite deſſelben und das ihr entſprechende, alle Verhältniſſe mehr oder weniger durchdringende Intereſſe kann der beſondern Theilnahme für den Verfaſſer die rechte und entſcheidende Richtung geben, wennſchon wir es begreiflich finden, daß der endliche Ausgang, namentlich bei einem tiefer gehenden Antheil für die Perſonen, das Herz mit dem unſaglichſten Wehe erfüllt. Auch ſehen wir dabei von dem bekannten „Denkmal“ für Charlotte Stieglitz, von Mundt, ſowie von allem ab, was Stieglitz ſelbſt hier an verſchiedenen Stellen über daſſelbe, zurechtweiſend und erklärend, ausführlich bemerkt, aber wir müſſen, was er darüber ſagt, als ſehr richtig, pſychologiſch klar und verſtändig, übrigens nicht blos aus ſeinem eigenen Stand- und Geſichtspunkte, ſondern vielmehr trotz deſſelben bezeichnen. Zugleich erklärt ſich aus dem allen von ſelbſt, daß und warum dieſe Selbſtbiographie von Heinrich Stieglitz in einzelnen Theilen ausſchließlich nur mit Charlotte ſich beſchäftigt, die ihm einſt „das herrlichſte Gut“ ſeines Lebens geweſen, wie ſie ſelbſt auch gewußt, und das ſie ihm gleichwol wiſſentlich und mit Vorbedacht entzogen.

Erwägt man, daß Stieglitz nach ſeinem eigenen Geſtändniß dieſe Kataſtrophe verſchuldet hat, ſo verdient ſeine diesfallſige Darſtellung, die in ruhiger Haltung und mit objectiver Klarheit die thatſächliche Entwickelung des Dramas zur Anſchauung bringt, eine um ſo gerechtere Anerkennung. Sagt es ſich auch jeder, der die vorliegende Selbſtbiographie mit Aufmerkſamkeit und mit der rechten Theilnahme lieſt, daß wir hier vor einem Räthſel ſtehen, das jeder löſen möchte und gelöſt zu ſehen wünſcht, ſo dürfen wir doch nicht meinen, daſſelbe durch Klagen und Anklagen löſen zu wollen. Müſſen wir vielmehr die Thatſache nehmen, wie ſie iſt, ſo iſt auch das in der Thatſache ſelbſt liegende Räthſel pſychologiſch keineswegs unlösbar. Denn es iſt nach den Geſtändniſſen und Erklärungen, die hier niedergelegt ſind, ſogar einleuchtend, daß die Thatſache nothwendig eintreffen mußte, auch wenn ihre Beweggründe und Berechnungen ein Irrthum geweſen wären. Wir ſagen es uns, jenen Geſtändniſſen und Erklärungen gegenüber, auf die Länge gleichſam von ſelbſt, daß die That, wie das Unterliegen unter eine dämoniſche Gewalt, eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. Wie in Goethe's „Werther“ wird es auch hier bald klar, daß kein anderer Ausweg aus dem Wirrſal der verſchlungenen Verhältniſſe übrig geblieben iſt. Die Umſtände auf der einen, die Sinnes- und Charaktereigenthümlichkeiten auf beiden Seiten erklären das Räthſel ohne weiteres von ſelbſt. Die That ſelbſt iſt gewiß nicht chriſtlich, aber die Beweggründe derſelben, die Abſicht und der Zweck ſind es, denn ſie ruhen auf der Liebe, die nicht das Ihre, ſondern das ſucht, was des andern iſt, indem ſie ſich für den Nächſten in ſelbſtverleugnender Hingebung muthig aufopfert.

Bei der vorliegenden Selbſtbiographie handelt es ſich nothwendig auch um die Frage, ob und inwieweit Stieglitz die Beweggründe und den Zweck der That nachgehends gerechtfertigt habe. Auch in dieſer Hinſicht mag der einzelne nach der weitern Darſtellung des Verfaſſers ſein Urtheil ſich ſelbſt bilden, aber es muß dabei berückſichtigt werden, daß es dem Verfaſſer beſonders darum zu thun geweſen, theils „ihr Vertrauen zu rechtfertigen“, wie er in ſeiner vorliegenden Selbſtbiographie öfter erklärt, theils, wie wir dies aus einem Briefe von ihm wiſſen, „die Lebensaufgabe zu erfüllen, die ihm fortan als ein heiliges Vermächtniß zutheil geworden und die namentlich in thatkräftigem Handeln beſtehe“.

Ob er dieſe Lebensaufgabe ſpäter erfüllt habe, darüber hat Stieglitz ſich und andern in den beiden letzten Büchern ſeiner Selbſtbiographie Rechenſchaft geben wollen. Beide umfaſſen die Jahre 1835—44 und enthalten die Darſtellung ſeines Lebens und Treibens an den einzelnen Orten, wohin er anfangs von einer gewiſſen innern Unruhe und von einem oft wol unbewußten Drange geführt ward, oder wo er mit tief empfundener Befriedigung länger verweilte. Namentlich war dies letztere, außer in München, wo er 1836—38 ſich aufhielt, in Venedig

der Fall, wo er sich gleichsam heimisch fühlte und von wo er dann auch längere Reisen nach Istrien und Dalmatien machte, die er sogar bis Montenegro ausdehnte. Ueber einzelne Erlebnisse und Resultate derselben hat er sich damals in besondern Schriften ausgesprochen, die übrigens nicht blos für jene Zeit Werth hatten. Auch in dieser Selbstbiographie liest man die Mittheilungen über seine Reisen, über sein Zusammentreffen und seinen Verkehr mit bedeutenden Männern, ebenso wie über seine mannichfachen wissenschaftlichen Studien, die er zu verschiedenen Zwecken trieb, und über seine literarischen Beschäftigungen mit nicht geringem Interesse. Daß Stieglitz dabei auch eine Geschichte seines innern Lebens und seiner wechselnden Stimmungen nicht blos nebenbei mittheilt, versteht sich von selbst. Es fehlte in jener Zeit seinem Geiste nicht an freier, ungehemmter Bewegung und an glücklichen Strömungen, die ihn sogar in die Jahre des „Studentenübermuths" zurückwiegen konnten, und er erklärte sogar einmal in einem Briefe im Jahre 1843, daß er „in Arbeit Ruhe und Freude finde". Aus der ersten Zeit nach 1834 finden sich zwar auch hier noch Selbstbekenntnisse über sich und über „ein Aufbäumen seiner alten, wilden, leidenschaftlichen, selbst heute noch dann und wann schwer niederzubändigenden Natur", sowie über seinen „wilden, jähen Dämon mit seinem ungestümen Drange, seinem Aufbäumen und Zucken, seinem wühlenden Sinnen, seinem reizsüchtigen, zu immer neuen Planen und Qualen übertaumelnden Gelüste", aber doch hatte er „sich gewöhnt, das Leben vom Standpunkte des Abgethanseins zu betrachten", und in dieser Betrachtungsweise wurzelte, „was ihm an Kraft und Ruhe noththat". Keinen Ton fühlte er in sich verklungen, „auch den der Freude nicht". Freilich empfinden wir es auch beim Lesen dieser Darstellung seines Lebens nach dem 29. December 1834, wie Stieglitz sich zwang, die zum Dasein nöthige Kraft und Ruhe zu gewinnen, „um sein Leben in die Aufgaben des Lebens verspinnen zu können", und wie viel er beständig in seinem Innern litt, aber doch können wir dies alles nicht ohne das Bewußtsein einer gewissen unverkümmerten und unverletzten Hochachtung für Stieglitz lesen.*) Auch können wir ihm in der Hauptsache nur recht geben, wenn er seine Selbstbiographie, nachdem er auch von der zweiten Hälfte seines Lebens das erste Decennium einsamen Wandelns in seinen Umrissen verzeichnet, am Beginn des Jahres 1845 mit den Worten abschließt (S. 378 fg.):

Fortan werde, was werden kann! Ist nicht unser aller Aufgabe, der anvertrauten Keime zu warten und nach bestem Vermögen ihren Inhalt zu entfalten? Solange ich meinestheils mich dazu rüstig fühle, soll das Leben einen treuen Kämpen an mir haben. War der Anfang meines Unglücks mehr phantastischer Art, ein Ueberwuchern mannichfacher Plane, die zuletzt verwirrend den bestürmten Geist umdunkelten, so bin ich in der strengen Schule des Schmerzes und in ernster Sammlung zu der praktischen Ueberzeugung gekommen: an Ueberfülle von Planen kann der Kräftigste zu Grunde gehen, thatlos ersticken; jedes Ausführen auch des geringsten Plans schafft, vernünftig angegriffen, freien Athem, weckt uns neue Kraft zu neuer Thätigkeit. Habe ich die Welt durchstürmen wollen und mich, Ruhe suchend, ruhelos umhergetrieben — jetzt steht mir unumstößlich fest: ein Fuß breit Erde gewonnen fördert mehr als die halbe Welt durchlaufen, denn nur auf unserm Posten vermögen wir nachhaltig zu wirken. Habe ich in idealistischer Spannung mich freier zu erheben, in zerknirschter Andacht inniger zu vertiefen, in taumelndem Genusse von der Selbstqual zu befreien gewähnt, so haben günstige Mächte nach Verlauf all dieser befriedigungslosen Phasen mich zu der stillen, stählenden Ueberzeugung geführt, des Daseins Summe sei: naturgemäß und geistig treu zu leben. Abtrennen des einen von dem andern ist nur ein halbes, ungenügendes, weil unklares, unserer gemischten Natur widerstrebendes Dasein. Gesund an Leib und Seele uns zu halten, jung und empfänglich trotz zunehmenden Jahren und reiferer Erfahrung, unter dem Schuppenpanzer, den das Leben uns gewaltsam aufzwingt, ein Herz voll Wärme zu bewahren und voll Mitgefühl für alles Menschliche, das ist Religion, das die unverbrüchliche Satzung, in welcher die verschiedensten Bekenntnisse aller Zeiten aufgehen, das der Glaube, welcher der Liebe nicht widerspricht, die ewige Offenbarung des unbekannten Gottes. Auf dieser Bahn gedenke ich getrost fortzuschreiten, den Blick gewendet auf das Höchste, die That gerichtet auf das Nächste, und nicht müde zu werden, bis die Stunde der Entscheidung mich von meinem Posten ruft.

Stieglitz starb in Venedig am 23. August 1849. Ueber die letzten fünf Lebensjahre gibt der Herausgeber in einem Schlußworte einen kurzen Ueberblick, und zwar, wie er sagt und soweit es ihm möglich gewesen, „mit seinen eigenen Worten". So kurz auch der Ueberblick ist, so müssen doch die Freunde des Verfassers und alle, die an ihm und an dem Abschlusse des psychologisch so ungemein anziehenden Lebensbildes ein besonderes Interesse nehmen, dem Herausgeber dafür aufrichtigen Dank wissen, ebenso wie für die von ihm zu der Selbstbiographie überhaupt gegebenen Anmerkungen. Aus diesen erwähnen wir hier nur beiläufig das ehrende Urtheil eines italienischen Blattes über Stieglitz, das um so mehr Beachtung verdient, je richtiger und wahrer es ihn zugleich im wesentlichen in Ansehung seines venetianischen Aufenthalts und Lebens charakterisirt.

Auf andere Einzelheiten gehen wir auch hier nicht weiter ein, nur Folgendes wollen wir noch besonders hervorheben. Stieglitz hatte seit seinem Uebergang über die Alpen im Frühling 1838 nicht wieder deutschen Boden betreten, aber er hatte sich sein deutsches Herz auch in der Ferne bewahrt und war den deutschen Interessen nicht untreu geworden. Er spricht sich vielmehr darüber an vielen Stellen seiner Selbstbiographie mit wärmstem Antheil und in verständiger Weise aus. Auf seiner Grenz-

*) Als einen Beweis, wie ruhig und mit welcher Selbstbeherrschung er damals urtheilte, führen wir hier Folgendes an. Stieglitz war in Venedig mit einem deutschen Gelehrten, Rudolf Kopisch, zusammengetroffen, mit welchem er viel verkehrte. Er empfand von ihm besonders dadurch eine wohlthätige Einwirkung, daß er „mit einer schneidend kalten Kritik seine Arbeiten durchmusterte", und dabei bemerkt Stieglitz: „Das Vorzeigen unserer Schöpfungen an ruhig prüfende Freunde hat vornehmlich den Vortheil, daß wir die eigenen Kinder unparteiischer betrachten lernen. Sobald eine Arbeit uns von fremder Hand zurückgegeben wird mit freimüthigen Bemerkungen (versteht sich von selbst, daß solche von Einsicht und Urtheilsfähigkeit zeugen müssen), so verlieren wir, nachdem der erste Stoß überwunden ist, die zärtliche Reizbarkeit, die parteiische Vorliebe, die uns leicht für alles Eigene beherrscht: es läßt sich nunmehr erst das Unsrige frei von uns ab und tritt wie ein fremdes Product in die richtige Perspective; und dieser Standpunkt sollte bei jedem Producirenden wenigstens einmal eintreten, bevor er etwas der Oeffentlichkeit übergibt. Freilich mitten im Genusse ist dergleichen Mittheilung gefährlich, da ein kalter Hauch, ein schneidendes Wort die in Strömung begriffene Glutmasse zum Starren bringen kann."

wacht zwiſchen Nord und Süd fühlte er ſich als den Sohn einer theuern Mutter, die „reich an ſchmerzlichen und rühmlichen Erinnerungen, vielfach getäuſcht in ihren Hoffnungen, doch niemals entmuthigt in ihrem Vertrauen, noch eine glorreiche Zukunft zu gebären berufen iſt“, und er glaubte trotz aller Irrungen und Wirren „an einen Genius, der nicht abläßt, zu walten und zu fördern, wo in einem Volke ſo viel unverdorbener Kern, ſo viel tüchtiges, uneigennütziges Streben herrſcht als in dem deutſchen“. Bei Gelegenheit des hamburger Brandes im Mai 1842 und gegenüber „dem heiligen Eifer, mit welchem hier ganz Deutſchland wie Ein Mann auftrat, in That und Wahrheit zu bekunden, daß wir eins ſind im Geiſt und in der Wahrheit“, erklärt er: „das iſt unſer in Blut und Leben gefeiter Bund, gewaltiger als der papierne zu Frankfurt, der zu ſeiner unvertilgbaren Schmach nicht einmal die Rechte einzelner Bundesglieder gegen auswärts erlittene Kränkungen zu vertreten vermag“, und ebenſo entſchieden ſprach er noch kurz vor ſeinem Tode, am 12. Auguſt 1849, von ſeinem Vertrauen auf Deutſchlands Genius, der das bravſte aller Völker nicht verlaſſen werde in „ſchwerſter Nöth, trotz dem Wahnwitz und der Blindheit der Wühlenden und Lenkenden von unten und oben“. Mit Recht hatte er freilich ſchon vorher die große Wahrheit ausgeſprochen, die auch für Deutſchland nicht weniger gilt als für andere Staaten und Völker, daß „die beſte, einzig würdige Entwaffnung ſelbſtſüchtiger Wortführer die ſei, wenn unſere Fürſten ſtark und großſinnig genug wären, aufzutreten als die echten Demagogen“.

Wir rechnen ſolche Klarheit und verſtändige Anſchauung, ſolch einen unverdorbenen und geſunden Patriotismus nebſt ſo entſchiedenem Freimuth Stieglitz ſehr hoch an, weil er ſie ſich erſt im Kampfe des Lebens und in den Strömungen der Welt errungen und angeeignet hatte. Aber ſie gehören zugleich zu ſeiner tiefern Charakteriſtik, zu der hier der aufmerkſame Leſer die fruchtbarſten Winke und werthvollſten Aufſchlüſſe unwillkürlich gewinnen und dann ſorgfältig und gewiſſenhaft zu einem Ganzen zuſammenſtellen kann. Wir ſelbſt haben dazu in Vorſtehendem manches angedeutet und ausgeſprochen und uns dabei im einzelnen und an manchen Stellen der vorliegenden Biographie im Nachgefühl und in der Erinnerung des Erlebten wahrhaft erfreut, aber auch alles andere haben wir mit gleicher Theilnahme und dem innigſten und eingehendſten Intereſſe geleſen. 3.

Vom Büchertiſch.

1. Aus dem alten Wien. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Prandel und Ewald. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Dürftige Handwerksarbeit: kleine Erzählungen und Skizzen, aus des Verfaſſers Volkskalender zuſammengeſtellt und mit einigen neuen vermehrt, nur halbwegs zu dem gemeinſamen Titel paſſend, für das allergewöhnlichſte Publikum berechnet, welches wenigſtens allein die Saloperie des Stils und die gröbſten grammatikaliſchen Schnitzer ſammt den abſcheulichſten, außeröſterreichiſchen Leſern oft unverſtändlichen Provinzialismen verdauen mag. Demſelben Publikum blos kann verſichert werden, die Stoffe ſeien aus „zum Theil ſeltenen Quellen“ geſchöpft; denn wo es ſich um hiſtoriſche Unterlagen handelt und nicht um Verarbeitung landläufiger Anekdoten und eigener Begegniſſe, ſind lediglich jedermann zugängliche Hülfsmittel benutzt worden. Die erſte Erzählung dreht ſich um die 1776 erfolgte Aufhebung der Tortur durch Maria Thereſia. Danach kommt eine flüchtige Skizze über das Leben und Treiben des 1833 geſtorbenen, einſt zu hohen Erwartungen berechtigenden, aber verkommenen und im gemeinſten Cynismus untergegangenen Muſikgenies Auguſt Kanne, der zum großen Verdruſſe des Verfaſſers weder in Brockhaus' noch Pierer's „Converſations-Lexikon“ eine Stelle gefunden. Im dritten, ſechsten und zehnten Aufſatz werden aller Welt bekannte und hundertmal ungleich pikanter eingekleidete Anekdoten von Kaiſer Joſeph mitgetheilt, während wir unter der Ueberſchrift: „Ein Zeitbild aus Wien“, eine aller Erfindung bare, abgeſchmackte Liebesgeſchichte erhalten, welche im Peſtjahre 1349 in Wien geſpielt haben ſoll, aber in der Weiſe in jeder andern von einer Seuche heimgeſuchten Stadt ſich abſpinnen konnte. „Der erſte Beſuch in den wiener Katakomben“ fällt einem gleichen Artikel gegenüber, den wir, wenn wir nicht irren, im vergangenen Jahre in der „Gartenlaube“ geleſen, ins Schülerhafte. Ebenſo wenig neu iſt „Beethoven im Arreſt, im Salon und im Wirthshauſe“, und ohne jegliche Pointe: „Maria Thereſia und der Wirth zum Wolf in der Au.“

Wir können uns jedoch die Specification des übrigen Kraut- und Rübendurcheinanders, das „aus dem alten Wien“ ſtammt, damit es überhaupt woher ſtamme, vollkommen erſparen. Der Verfaſſer hätte in jeder Hinſicht weislich gehandelt, wenn er dieſem Wuſt die ewige Vergeſſenheit ſeiner Volkskalender gegönnt und ſeinen poetiſchen Ehrenkranz nicht mit ſolchem Unkraut verunziert hätte. Der gute Klang ſeines dichteriſchen Namens allein konnte uns zu der Ueberwindung verhelfen, bei dieſem Schiffbruche ſeiner belletriſtiſchen Muſe auch nur ſo lange zu verweilen.

2. Die Familie. Erſter Band: Die Mutter. Von Eugène Pelletan. Aus dem Franzöſiſchen von F. Bran. Leipzig, Steinacker. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Der erſte Theil einer Trilogie, welche die bisherige Stellung des Weibes reformiren ſoll, eine Frage theoretiſch erledigen, von welcher der Verfaſſer meint, ſie ſei dermalen die wichtigſte auf der Tagesordnung der civiliſirten Völker.

Gewiß ſteht das Weib de facto noch nicht in der vollen Anerkennung ſeines Rechts, ſich den Geſetzen und Bedingungen ſeiner Natur gemäß frei und ungehindert zu entfalten, damit es vollſtändig werde, was es zu ſein berufen iſt. Inzwiſchen aber iſt das Verhältniß der Geſchlechter in allen Culturländern denn doch ſchon ein ſolches geworden, daß wir jenen Superlativ mäßigen und hundert andere Fragen höher anſetzen müſſen, unter denen

einige ſind, von deren Erledigung die noch offene der zukünftigen Stellung des Weibes geradezu abhängt. Dieſelbe Energie, Ueberſchwenglichkeit und Einſeitigkeit, mit welcher man die Frage in falſcher Trennung von den Zielen und Richtungen des Mannes in Deutſchland beantwortete und hier und da noch begutachtet, iſt übrigens auch in Frankreich von dem Augenblicke an zu Tage getreten, wo man an durchgreifende Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe dachte. Ja dort hat man ſie zum Theil weit lächerlicher und verkehrter behandelt, vielleicht weil es in den außer allem Vergleich mislichern pädagogiſchen Zuſtänden lag, vielleicht weil zugleich der Charakter des Romanismus ſich mehr zu extremer Verfahrenheit neigt. Michelet, Thouſſenel, Jourdan und Edouard de Pompery auf der einen Seite, Girardin und Proudhon — um uns an dieſen zu begnügen — auf der andern, ſind ſchlagende Muſter von Verkehrtheit und der negativen Kunſt, Probleme gründlich zu verwirren. Es iſt nicht zu viel behauptet: die Franzoſen werden die letzten ſein, welche eine naturgemäße und vernünftige Emancipation der Frauen in die Praxis umſetzen, wenn ſie auch mehr liebenswürdige und hochgetragene Phantaſien darüber aufzuweiſen haben.

Pelletan ebenfalls bringt die Sache um keinen Schritt weiter, ſofern wir nach dem gemachten Anfange, einer Art Geſchichte der Frauen und Pathologie der modernen Ehe, zu urtheilen berechtigt ſind. Man muß einräumen, er hat ſich an ſeine Aufgabe mit der den Franzoſen eigenen feſſelnden Gewandtheit und graziöſen Leichtfertigkeit gemacht, mit viel anmuthigem Gefühl und redſeliger Liebenswürdigkeit, in welche kalte Emphaſe ſich nur ſelten eingeſchlichen; leider indeß auch mit ſehr mangelhaftem geſchichtlichen Wiſſen und Verſtändniß, ſodaß er ſich mehr als erlaubt in anachroniſtiſchen Sprüngen und elementaren Anſchauungen tummelt; und obenein mit höchſt oberflächlicher Einſicht in die Bedeutung, welche das allgemeine Weſen des Weibes wie ſeine Individualität in Anſpruch nehmen darf. Strenge Deduction und logiſche Beweisführung wird alſo hier niemand erwarten; ſpielend ſtreut er Prämiſſen aus und deckt ſie mit dem Flitter hohler Behauptungen. Ihm iſt oft ungemein unklar, was er eigentlich will, und ſo hüpfen übermüthige Phraſen hervor, die nach etwas Rechtem ſcheinen und in der That entweder platte Halbheiten oder blanken Unſinn repräſentiren. Dahin gehören Redensarten wie: im 19. Jahrhundert beſäßen die Frauen ebenſo viel Talent und Geſchick zu jeder ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit als der Mann; Poeſie ſei nichts anderes als die Rache der Seele an der Wirklichkeit, und darum hätten die Frauen den meiſten Beruf zur Dichtkunſt, u. ſ. w. Und wer endlich Pelletan's Vorgänger auf dieſem Gebiete kennt, wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er zwar manches Beherzigenswerthe geſagt, das jedoch nicht neu, und wenig Neues, das wiederum nichts weniger als beherzigenswerth. Was er ſchließlich für die „Erlöſung" der Frau und zur Beſeitigung des „Scholaſticismus" der Ehe fordert: Wahl eines Berufs und nicht blos einer Profeſſion, ſodann Erhebung des Weibes zur Staatsbürgerin mit activer Betheiligung an der Staatsregierung, wozu ſie bei der vermeintlichen gleichen wiſſenſchaftlichen Befähigung und Willenskräftigkeit, ja bei der leicht heranzubildenden phyſiſchen Gleichheit ein Recht hätte, daſſelbe iſt früher von Frau Juliette Lamber — um bei den Franzoſen ſtehen zu bleiben, da Pelletan die einſchlägigen deutſchen Schriftſteller nicht kennt — faſt wörtlich begehrt worden. Die allen Augen ſichtbare Erſcheinung, daß die geſchichtliche Entwickelung der Menſchheit, ja der Natur überhaupt, immer nur im Dualismus der Geſchlechter vor ſich gegangen, daß in dem beſtändigen Wechſel von Trennung und Verbindung der organiſche Ausdruck der Beziehungen beider enthalten, das Streben der Naturgeſetze nach Aufrechthaltung der Unterſchiede aller Weſen: dieſe Dinge kommen weder bei Eugène Pelletan noch bei Juliette Lamber in Maßgebung. Iſt die Familie wirklich die Säule des Staats und der Staat das Höchſte, was der Menſch erreichen kann, ſo iſt unwiderleglich, daß die Erfüllung ſolcher Forderungen die Familie gründlicher als irgendetwas zerſtören müßte und folglich den Staat. Wir können aber ruhig ſein: die Natur aller Dinge ſetzt ſich ewig in ihr Recht.

Das Originalwerk liegt uns nicht vor, und wir können der Ueberſetzung daher kein Urtheil über den Stil deſſelben abgewinnen; allein es ſcheint uns, daß, wenn Eugène Pelletan in derſelben Weiſe franzöſiſch geſchrieben, dieſer Theil ſeiner Arbeit der beſte wäre. Eine andere Frage aber iſt: war die Ueberſetzung ein Bedürfniß? Wir müſſen mit einem entſchiedenen Nein antworten. Wir wollen nicht die ganze Frauenemancipations-Literatur durchwühlen; aber nach der ſo geiſt- und kenntnißreichen „Geſchichte der Frauen" von G. Jung, ehemaligem Abgeordneten zur preußiſchen Nationalverſammlung (Frankfurt 1850), haben die hiſtoriſch-phantaſtiſchen Cauſerien Pelletan's einzig den negativen Werth, uns mühelos zu zeigen, wie ſehr auch hier in der Hauptſache der deutſche Geiſt dem franzöſiſchen überlegen.

3. England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge von Wilhelm Maurenbrecher. Düſſeldorf, Buddeus. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach einer unlängſt erſchienenen umfaſſenden und verdienſtlichen Arbeit über Karl V. und die deutſchen Proteſtanten erhalten wir hier von demſelben Verfaſſer aus mündlichen Vorträgen vor einem größern Publikum hervorgegangene Eſſays, welche in knappem Rahmen König Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria Tudor, Maria Stuart von Schottland und Königin Eliſabeth in ihren am meiſten charakteriſtiſchen Momenten zur geſchichtlichen Darſtellung bringen. Die neuern Werke von Ranke und Froude ſind vornehmlich benutzt; Fachkundige werden indeß auch ohne die begleitenden Anmerkungen die Aufbauung der Urtheile auf unabhängigen Studien gewahr werden. Weſentliche Bereicherung und Erweiterung aber empfangen die hiſtoriſche Forſchung und Anſchauung nicht. Wir glauben dieſe Eſſays als Fragmente einer umfänglichen Arbeit über engliſche Geſchichte betrachten zu dürfen. Beſondere Sorgfalt iſt auf die formelle Behandlung verwendet; ſie iſt voll würdiger Objectivität und doch

ſchwunghaft, obgleich nicht von ſolcher lebendigen Individualiſirung, wie ſie uns die Ranke'ſche Schule als nachahmungswerthen Vorzug kennen gelehrt hat.

4. Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert von David Auguſt Roſenthal. Erſter Band. Erſte Abtheilung: Deutſchland. I. Schaffhauſen, Hurter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er habe mit dieſem Buche zwei Zwecke im Auge, er führt aber drei auf, was ſchon ein Fehler iſt, 1) einen apologetiſchen gegen die unermüdlichen und ganz abſcheulichen Feinde „unſerer heiligen Kirche"; 2) einen ehrentempelhaften für die Convertiten, alſo für diejenige Abart der Species homo, die auf die wohlfeilſte Art ſich ein Entréebillet in einen Ehrentempel (?) verſchaffen will; endlich 3) den tendenziöſen nicht mitgezählten Zweck, verirrte Seelen auf den rechten Weg zu führen. Bekanntlich gibt es allerlei Sammlungen: Käferſammlungen, Briefmarkenſammlungen; die genannten zwei, reſp. drei Zwecke rechtfertigen es aber nicht, daß der Verfaſſer noch eine höchſt abſurde Sammlung hinzufügt, dieſes Convertitenbilderbuch, in dem — Notabene für die genannten Zwecke — kurze und lange Biographien der Perſonen zurechtgemacht ſind, denen es ſo arg in dieſer Welt erging, daß ſie katholiſch wurden. Gegen das Katholiſchwerden an ſich haben wir nichts, das geht niemand etwas an, das iſt immer des Mannes Sache oder der Frau, die ſich zu dieſem Schritt entſchließt. Aber dieſe Geſtalten in einem Ehrentempel zu verſammeln, iſt kindiſch, gerade als ob man die Aerzte, die von der Allopathie zur Homöopathie übergehen, beſonders feiern wollte. Bei genauer Prüfung haben wir uns überzeugt, daß hier „Wahrheit und Dichtung" bunt durcheinanderlaufen, der Zweck heiligt die Mittel, aber man merkt die Abſicht und ſo wird man ſehr, wirklich allzu ſehr verſtimmt. Wollte ein ſtarrer Proteſtant dieſe Bilder in entgegengeſetzter Abſicht malen, das ginge auch. Er würde ſeinen Zweck erreichen. Schriebe aber ein aufrichtiger und gründlicher Hiſtoriker dieſe Bilder, wie würde ſich Roſenthal's Bilderſaal und Ehrentempel alsbald kläglich daneben ausnehmen!

Auch über die befolgte Methode hätten wir mit Roſenthal zu rechten. Die Converſion iſt ihm ſtets ein Zurückkehren zur Wahrheit, dann wäre der Uebertritt zum Judenthum oder dem reinen Naturdienſte auch ein ſolches Zurückkehren, der Uebertritt zu dem Islam ſogar ein Fortſchritt; der Proteſtantismus charakteriſirt ſich durch „Trockenheit und Leere", als ob nicht jede religiöſe Form vorwiegend einem Temperamentsbedürfniß entſprechen müßte; Goethe iſt für Roſenthal meiſthin nur „der alte Heide" — aber David Auguſt Roſenthal!!! — Leſſing iſt ihm nur ein Tendenzmaler, und die tiefſinnige und geiſtvolle Rahel, Varnhagen's Gattin, ein verſchrobener Blauſtrumpf (S. 92). Als ob nach ſolcherlei Schandreden z. B. für Gräfin Ida Hahn-Hahn noch ein genug ſtarkes Epitheton aufzutreiben wäre! Auf derſelben Seite ſteht folgende Phraſe, die wir abſchreiben, um die Schreib- und Sinnesart des Verfaſſers erkennen zu laſſen:

Daß die „Metropole der Intelligenz", das norddeutſche, damals noch excluſiv proteſtantiſche Berlin wie in finanzieller ſo auch in geiſtiger Beziehung zu den Füßen Iſraels lag und bei ihm auf Borg gehen mußte(!), ſollte, ſo meinen wir, alle die Verächter des Katholicismus in ihrem Urtheile etwas beſcheidener machen.

Iſt denn in dieſer Strafrede wirklich Logik? Einiges haben wir übrigens aus der Lektüre dieſes Opus gelernt, z. B. daß die Friederike Benigna von Sagan, die zuerſt mit einem Rohan und dann mit einem Trubetzkoi verheirathet war, mit beiden unglücklich lebte und von beiden geſchieden wurde, um endlich (1819) einem Schulenburg ihre Hand zu reichen, dieſe dritte Ehe als ebenfalls gelöſt betrachten mußte, weil ſie 1827 katholiſch wurde. „Denn da der erſte Gemahl Katholik war, wurde nur dieſe erſte Ehe als die allein gültige und unauflösliche angeſehen."

In Bezug auf Spanien und deſſen immerhin noch erſt dürftige und wenig erfolgreiche Arbeiten, ſich aus der Sklaverei des Klerus zu einer würdevollen und freiheitlichen Entwickelung aufzuraffen, ſagt Roſenthal auf S. 202 wörtlich:

Wir ſehen hier, wie überall, daſſelbe unwürdige Spiel, das die Fanatiker des Aufklärichts mit den heiligſten Intereſſen, den tiefeingreifendſten Lebensbedingungen der Völker ſpielen. Ihre eigenen egoiſtiſchen Principien ſtellen ſie mit ſchamloſer Frechheit als den Willen des von ihnen geknechteten und betrogenen Volks auf, um daſſelbe um ſo leichter am Gängelband zu führen, und nennen es Freiheit, wenn ſie mit Feuer und Schwert auf diejenigen einſtürmen, die ihren verderblichen Grundſätzen gegenüberſtehen, nennen es Freiheit, wenn ſie das wohlbegründete Eigenthum der Kirche ſtehlen, die kirchlichen Anſtalten zerſtören, die Klöſter vernichten und zahlloſe friedliche Menſchen dem Hunger, Elend und allen Pöbelexceſſen preisgeben.

Heißt das nicht geradezu Welt und Wahrheit auf den Kopf ſtellen und alles, was wir von den Unthaten der ſpaniſchen Geiſtlichkeit wiſſen, umkehren und der ſchmachvoll unterdrückten Fortſchrittspartei der ſchönen Pyrenäiſchen Halbinſel aufbürden?

Aber wir wollen uns mit dieſem Buche nicht länger beſchäftigen, das beſſer ungeſchrieben geblieben wäre, vorzüglich wenn es, wie es ſcheint, von der Hurter'ſchen Buchhandlung und ihren Gönnern in Auftrag gegeben war und wirklich nichts anderes als beſtellte Fabrikarbeit iſt. Dieſe Abtheilung iſt 33 Bogen ſtark, auf 100 kann es der Verfaſſer leicht bringen, vorzüglich wenn er aus den heillos langweiligen Excuſationsſchriften der obligaten Convertiten fleißig Auszüge abdruckt. Glücklicherweiſe haben nicht alle Convertiten ihre Converſion zu bemänteln oder zu beſchönigen geſucht.

Ein mittelalterliches Fürſtenbild.

Geſchichte des Herzogs Rudolf IV. von Oeſterreich. Von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Herzog Rudolf, gewöhnlich als Rudolf IV. bezeichnet, iſt unter den vielen bedeutenden und charakteriſtiſchen Fürſtengeſtalten der älteſten habsburgiſchen Beherrſcher von Oeſterreich eine der intereſſanteſten. Man kann in ihm und ſeinem Wirken alle die Keime deutlich wahrnehmen, die ſpätere Jahrhunderte und eine oft nicht ſehr begabte,

aber immer in guter politiſcher Tradition geſchulte Nachkommenſchaft zu dem Geſammtſyſtem der öſterreichiſchen Haus- und Staatspolitik ausgebildet haben. Es iſt nun zwar nicht ſchwer nachzuweiſen, daß die meiſten dieſer Ideen und Beſtrebungen nicht gerade in dem Kopfe dieſes einen Fürſten entſprungen ſind. Seine Vorfahren, ſeit ſeinem Urgroßvater, dem König oder Kaiſer Rudolf, und noch mehr ſeit ſeinem Großvater Albrecht I., haben dieſelben Ziele verfolgt wie er, und er hat wie ihre Länder und Einkünfte und zum Theil auch ihre Schulden, ſo auch die Erbſchaft ihres Geiſtes und Sinnes überkommen. Aber auch ſie ſind in dem abſtracten Sinne des Worts nicht einmal originelle Schöpfer ihrer Politik geweſen: auch ihr Denken und Wollen war in der Hauptſache nichts weiter als eine geſchickte und glückliche Verknüpfung des allgemeinen politiſchen Bewußtſeins der deutſchen fürſtlichen Familien und Perſonen dieſer Zeit einerſeits mit den gegebenen Verhältniſſen ihres Landes, die ihnen, bei aller Sprödigkeit im einzelnen doch im ganzen ſehr günſtig entgegenkamen, andererſeits mit dem an dieſer Stelle traditionellen Syſteme der fürſtlichen Regierung oder der Führung der eigentlichen Staatsgeſchäfte, wie es ſich ſchon bei ihren Vorgängern, den babenbergiſchen Markgrafen und Herzogen, aus der Natur der Dinge geſtaltet hatte. Was aber Rudolf IV. dennoch zu einer originalen und merkwürdigen Erſcheinung ſtempelt, iſt, daß er zuerſt weniger durch Reflexion als durch unmittelbaren Inſtinct den Angelpunkt des ganzen öſterreichiſchen politiſchen Syſtems richtig erfaßte und ihn, ſoweit er es vermochte, zum unverrückbaren Mittelpunkt ſeines eigenen Wirkens ſowie zum Leitſtern des Staatsweſens oder der Familienpolitik der Habsburger nach ihm machte. Er darf daher für den eigentlichen Gründer der ſpecifiſch öſterreichiſchen Politik gelten und hat deshalb den vollſten Anſpruch auf welthiſtoriſche Bedeutung.

Seine Vorfahren Rudolf I. und Albrecht I. hatten ſich aus dem Dilemma der ſpecifiſchen kaiſerlichen und der ſpecifiſchen fürſtlichen Hauspolitik nicht herauszufinden vermocht. Daß ſie hineingeriethen, war zum Theil die natürliche Folge ihrer Situation, aber auch, wenn auch nur zum geringern Theil, ihre eigene Schuld. Wären jene beiden erſten Habsburger nicht blos tapfere, kluge, nüchterne und thatkräftige Männer, ſondern große politiſche Genies geweſen, ſo würden ſie ſich von Anfang an über ihre eigene Stellung beſſer zu orientiren verſtanden haben. Rudolf I. hat zugleich Kaiſer und Landesfürſt ſein wollen, und an dieſer in ſich unmöglichen Aufgabe iſt er doch eigentlich geſcheitert. Denn die Summe des von ihm Erreichten ſteht in keiner Art in richtigem Verhältniß zu dem von ihm aufgewandten Maße von Kraft und Talent. Eine ſo überaus tüchtige Natur wie die ſeine hätte ganz andere Reſultate hervorbringen müſſen, wenn er nur Kaiſer oder nur Landesfürſt hätte ſein wollen. Für das eine wie für das andere lagen die Umſtände günſtig genug, das Größte zu erreichen. Denn es ſcheint uns eine ganz ungerechtfertigte Vorſtellung neuerer Geſchichtsbetrachtung, daß die Sache des Kaiſerthums oder des Einheitsſtaats zur Zeit, als er auf den Thron Karl's des Großen gelangte, in Deutſchland ſchon ſo hoffnungslos daniederlag, daß keine menſchliche Begabung und Kraft ihr mehr hätte aufhelfen können. Wer das Kaiſerthum in der romantiſch-abſolutiſtiſchen Weiſe der Hohenſtaufen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts noch hätte vertreten und durchſetzen wollen, würde freilich an der ſo ganz veränderten Wirklichkeit zerſchellt ſein; wer aber mit wahrhafter Genialität und zugleich mit voller Gewiſſenhaftigkeit und Selbſtentäußerung es verſucht hätte, das vorhandene Material zu einem neuen Bau zu verwenden, würde aller Wahrſcheinlichkeit nach noch immer einen ſtattlichen deutſchen König, wenn auch nicht einen römiſchen Kaiſer im Sinne des ältern Idealismus, haben vorſtellen können.

Offenbar traute ſich Rudolf ſelbſt nicht die geiſtige und vielleicht auch nicht die ſittliche Größe zu, die für eine energiſche und conſequente Durchführung ſeiner eigentlichen Miſſion, der Träger der deutſchen Centralgewalt zu ſein, nöthig war. Er hat ſich ſein Leben lang Mühe genug gegeben, im einzelnen dieſe und jene Pflicht ſeines Amts zu erfüllen und ſo ſein Gewiſſen und ſeine Ehre mit ſeinem Berufe und dem Urtheile der Welt oder ſeines Vaterlandes zu verſöhnen; doch blieb eben alles immer nur ein Stückwerk, aus dem nie ein Ganzes werden konnte. Ebenſo wenig läßt es ſich aber bezweifeln, daß er, wenn er die Kaiſerkrone nur als ein Mittel für die Zwecke des gewöhnlichen fürſtlichen Egoismus benutzt hätte, damit etwas ganz Anderes und Größeres für ſich und ſein Haus erreicht haben würde als den Beſitz von Oeſterreich und Steiermark. Gleiches gilt von ſeinem Sohne Albrecht, der überhaupt nur das etwas ſchwerfälligere und unliebenswürdigere Abbild des Vaters war. Es fehlte ihm namentlich jene beinahe genial zu nennende Leichtigkeit im Verkehr mit den Menſchen, welcher Rudolf ſo viele ſeiner größten Erfolge, namentlich in der erſten glücklichern Hälfte ſeiner Regierung verdankte. Albrecht's Söhne mußten die Fehler oder, richtiger geſagt, die Mängel ihrer Vorfahren, beſonders aber die Verſtimmung der deutſchen Fürſten gegen ihren Vater durch eine relativ zurückgedrängte Stellung im Reiche büßen. Als Nachkommen zweier Kaiſer hätten ſie eigentlich eine andere Rolle ſpielen können wie die von Fürſten zweiten Ranges. Der einzige davon, der ſich damit nicht begnügen wollte, Friedrich der Schöne, der Gegner Ludwig's des Baiern, erfuhr aber zu ſeinem Schaden, daß es momentan für ſein Haus keine vernünftigere Politik gab, als ſeine Kräfte zu ſammeln und beſſern Zeiten aufzuſparen.

Sein Bruder Albrecht der Lahme, der Vater Rudolf's IV., verſtand dies viel beſſer, und ihm verdankte das Haus Habsburg ebendeshalb ſeine künftige Größe. Auf ſeinen Schultern ſtehend konnte ſein Sohn Rudolf wirklich für das gelten, was er ſein wollte, der erſte unter allen deutſchen Fürſten nächſt dem Kaiſer. Dies aber macht ihn allein noch nicht weltgeſchichtlich bedeutend. Er hat ſeine eigenen und ſelbſtändigen Verdienſte, denen er eine ſolche Ehre verdankt. Daß er im Sinne der Zeit

tapfer, weltklug, umsichtig, verständig und ein gewissenhafter Regent war, würde, so anerkennenswerth dies auch alles ist, namentlich bei einem Fürsten, der mit 19 Jahren zur Regierung gelangte und mit 26 Jahren starb, ihm auch noch keinen so hervorragenden Platz in der österreichischen Geschichte sichern. Selbst die Erwerbung des Landes Tirol, das er, ein krauses Gewirre der plumpesten und feinsten Intriguen im damaligen Stile der großen und kleinen Politik wahrhaft genial zerreißend, 1363 von der für alle Zeiten berüchtigten Margaretha Maultasche an sein Haus brachte, ist zwar ein großes Meisterstück und fast unbegreiflich, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die zu überwinden waren, aber auch hierin zeigte sich doch noch nicht der eigentliche Kernpunkt seines Wesens. Dieser offenbart sich vielmehr in einer Angelegenheit, die wir von unsern heutigen Begriffen und Anschauungen aus geneigt sind, als ebenso lächerlich wie nichtswürdig einfach zu verurtheilen. Er war es, der, wie als unumstößlich gewiß nunmehr angenommen werden muß, eine der dreistesten Fälschungen von Urkunden veranlaßt hat, die jemals vorgekommen sind. Sie darf kühn neben die Donatio Constantini und den Pseudo-Isidor gestellt werden, denn sie hat auf den Gang der Weltgeschichte ebenso großen Einfluß geübt wie diese beiden. Auf seine Veranlassung entstanden jene berühmten oder berüchtigten österreichischen Hausprivilegien, welche, gerade so wie einstmals jene beiden andern Trugwerke, schon von den Zeitgenossen als Fälschungen bezeichnet, aber nichtsdestoweniger durch die Schwerkraft ihres Daseins allmählich zu großen geschichtlichen Factoren gestempelt wurden. Hier wie dort wäre ein so ungeheuerer Erfolg unmöglich gewesen, wenn nicht der Betrüger mit genialem Instinct oder Scharfblick wirklich eine Reihe von Ideen, die weltgeschichtliche Lebenskraft in sich trugen, in die Form unanfechtbarer Documente umzusetzen und ihnen damit den Schein der Legitimität oder des hergebrachten Besitzes aufzudrücken gewagt hätte. Der Grundgedanke dieser Fälschungen Rudolf's ist, wie schon gesagt worden, der Grundgedanke der gesammten habsburgischen Politik, den seine Vorfahren noch nicht so klar wie er zu denken und noch weniger zu äußern verstanden hatten. Oesterreich sollte dadurch von aller und jeder Einwirkung der Reichsgewalt vollständig befreit oder, wenn dieser moderne Ausdruck damals gültig gewesen wäre, zu einem vollkommen souveränen Staat gemacht werden, aber ohne seine formale Verbindung mit dem Reiche aufzugeben, so z. B. das Lehnsverhältniß, das hier zum ersten male als das, was es eigentlich schon war, als eine bloße Ceremonie oder Hokuspokus aufgefaßt wird. Umgekehrt aber sollte das Reich, eben weil Oesterreich doch noch in ihm stand, verbunden sein, alles für Oesterreich zu thun, nicht blos das, was selbstverständlich jedes seiner Glieder an Schutz und Hülfe von dem Ganzen beanspruchen durfte, sondern, um es gleichfalls modern auszudrücken, die ganze Thätigkeit des Reichs sollte sich nur auf die Pflege und den Schutz der Specialinteressen Oesterreichs beziehen. Daß neben solchen wesentlichen Dingen auch eine ganze Anzahl anderer uns unwesentlich erscheinender beansprucht wurde, muß aus dem Geiste der Zeit beurtheilt werden.

Den Zeitgenossen eines Kaiser Karl IV. war es keine kleine Sache, ob ein Reichsfürst, wie es diese Diplome als uraltes Recht für Oesterreich behaupteten, sich Pfalzerzherzog nennen, oder eine Bügelkrone an der Stelle des Zinkenreifs der Fürsten, also eine Königskrone tragen durfte. Uebrigens hat Rudolf gerade da am meisten Widerspruch gefunden und mehrmals nicht ohne empfindliche öffentliche Demüthigungen auf sein angebliches Recht Verzichtleistungen aussprechen müssen — freilich nur um sie selbst im nächsten Moment wieder aufzunehmen und sie der Zukunft als legitim zu hinterlassen —, wo er vielleicht am ersten auf Connivenz rechnete, nämlich bei seinem Schwiegervater, dem Kaiser Karl IV. Charakteristisch genug für diesen ist es, daß er sich, als ihm Zweifel an der Echtheit der vorgelegten Gnaden- und Freiheitsbriefe aufstiegen, sie nicht selbst oder mit seinen Räthen zu entscheiden wagte, sondern sich an das größte gelehrte Orakel der Zeit und seine gewöhnliche Zuflucht in solchen Dingen, an Petrarca, wandte. Dieser besaß doch so viel classisches Wissen, um Julius Cäsar und Nero als erste Verleiher jener unerhörten Privilegien und Ehren an die Fürsten von Oesterreich verdächtig zu finden: an den spätern kaiserlichen Diplomen eines Heinrich IV. und Friedrich I. nahm er keinen Anstoß, wie auch das letztere bis auf die neueste Zeit, eigentlich bis zu Wattenbach's Prüfung, wenigstens nicht für erweislichen Betrug gehalten wurde. Aber alle diese gelehrten Bedenken, sowie die ebenso gegründeten politischen, die Karl IV. zum Gegner seines Schwiegersohns machten, haben doch nicht viel gegen die Gewalt der Verhältnisse vermocht, die Rudolf richtig benutzte.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Poeten knüpfen zum Theil noch immer frisch an die Zeitereignisse an; die Lyrik sucht sich dadurch wieder in der Männerwelt heimisch zu machen, worin allein die Bürgschaft eines neuen Aufschwungs für sie liegt. Doch erlahmt ein Theil derselben seltsamerweise schon bei dem zweiten Anlauf, die jüngsten Thaten und Ereignisse mit den Klängen der Lyra zu begleiten. Dies gilt von Emil Rittershaus, von dem wir ein Lied, welches das „ganze einige Deutschland" verlangt, in der „Schlesischen Zeitung" finden, wie von Robert Prutz, der unter dem Titel „Juli 1866" neue Terzinen in der „Neuen Stettiner Zeitung" veröffentlicht. Das Gedicht von Rittershaus reicht bei weitem nicht an sein weitverbreitetes Johanniterlied, in welchem die Lyrik mitten zwischen den kampfzerrissenen, buntfarbigen Fahnen der deutschen Stämme die weiße Fahne der Humanität aufsteckt, und ebenso wenig dürfen sich die neuen Terzinen von Robert Prutz mit den ersten messen, welche die unwillkommene Kritik des Staatsanwalts erdulden mußten. Der Dichter, der früher den drohenden Krieg als unheilvoll

verwünscht hat, singt jetzt ein Siegeslied. Das bedarf natürlich der Motivirung, welche in folgenden Versen liegt:

Ein Siegeslied heut aus demselben Munde,
Der jüngst des Krieges Schrecken euch gesungen,
Und heut' wie damals kommt's aus Herzensgrunde.

Ein ungeheurer Wurf ist uns gelungen,
Der Gott des Sieges selbst, mit vollen Händen,
Hat um das Haupt den Lorber uns geschlungen.

Doch falsch und flüchtig sind des Glückes Spenden
— Ihr kennt ja vom Polykrates die Mähre —
Und darum frag' ich jetzt: wie soll dies enden?

Wol ist es schön, wenn kampferprobte Heere
Wie Sturmeswehn der Feinde Glieder sprengen;
Der Muth des Kriegers ist des Bürgers Ehre.

O Tag von Königgrätz! Gleich Orgelklängen
Erbraust dein Name durch den Schlachtentrigen,
Umjauchzt von unsern Dank- und Lobgesängen,

Weil wir der Welt noch einmal durften zeigen,
Daß wir in etwas noch den Vätern gleichen,
Und daß des Adlers Schwinge noch im Steigen.

Der Dichter fragt nun nach dem Preise der Schlacht! Leider sind die folgenden Terzinen reich an prosaischen Wendungen, von denen wir eine kleine Blumenlese mittheilen wollen:

Wenn aber Männer heut zum Schwerte greifen,
So woll'n sie wissen auch um wessenwillen. (!)

Schon kann die Diplomaten an den Kielen.

Darum vor allem — keinen faulen Frieden.
Das Volk nicht war's, das diesen Krieg gefordert,
Vielmehr sogar, es hätt' ihn gern vermieden.

Und da uns Gott beschert hat diese Wunder.

Die etwas bessern Schlußterzinen sprechen den Grundgedanken der Dichtung aus:

Erobern kann das Schwert, doch nicht behalten;
Laßt denn die Geister sich in frischem Ringen
Aus eigner Kraft frei, fesselos entfalten!

So wird und so allein das Werk gelingen,
Und was begonnen ward vom Volk in Waffen,
Das Volk im Schweiß der Arbeit wird's vollbringen.

Was nützt es, Ländersetzen zu erraffen,
Wenn sich der Völker Herzen euch verneinen,
Fremd eurem Denken, eurem Thun und Schaffen?

Laßt über Deutschland Eine Sonne scheinen,
Und seht, wie rasch ihr heil'ger Strahl wird zünden;
Der Freiheit Sonne ist es, die wir meinen —
Denn nur die Freiheit darf die Einheit gründen!

Im Gegensatz zu Robert Prutz und seiner mehr reflectirenden Muse liebt es Ferdinand Freiligrath, bestimmte Situationsbilder zu entwerfen. Anschaulichkeit und Colorit gehören zu den Vorzügen seiner Poesie, welche sich auch wieder in dem neuesten „Westfälischen Sommerlied" ausprägen. Wie anschaulich sind schon die ersten Verse:

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westfalen!
Du Hellwegroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr den Segen;
Vollauf zu Lust'gen jung und alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muths mich sä'te?"

Wie rührend ist der Schlußvers:

Es singt ein Vöglein auf der Haar,
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde.

Dies Gedicht ist ein kleiner Edelstein im Schatzkästlein der Freiligrath'schen Muse und läßt aufrichtig bedauern, daß der Dichter im Exil so selten seine Leier zu neuen Klängen stimmt, welche sich markig kraftvoll von dem Gedudel der jüngsten „Berebaladensänger" abheben. Ueberhaupt bleibt es beachtenswerth, daß diese neuen politischen Gedichte, welche die Runde durch die deutschen Zeitungen machen, meist von den bewährten Chorführern der politischen Lyrik ausgehen, während die Stimmen des jüngern Nachwuchses, mit wenigen Ausnahmen, unbeachtet verhallen.

Unter den Opfern des deutschen Kriegs, welche auch in d. Bl. Erwähnung verdienen, nennen wir den hessen-darmstädtischen Hauptmann Königer, der im Treffen bei Laufach an der Spitze seiner Compagnie fiel. Er gehörte zu den preußisch-gesinnten Offizieren der hessen-darmstädtischen Truppen, sein Herz war bei der Sache, gegen die er focht, und wie konnte es anders sein bei dem Geschichtschreiber des Jahres 1815, der gerade den Wiener Congreß und die Verträge, welche das Schwert der Preußen zerreißt, in ihrer ganzen unerquicklichen Genesis so eingehend dargestellt hat?

Während das Kriegstheater, trotz der schwebenden Verhandlungen, noch immer das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, läßt sich von der deutschen Schaubühne wenig von Interesse mittheilen. Die meisten Bühnen helfen sich mit kleinen Bluetten und mancherlei Reprisen über die jetzige Krisis hinweg. Die Tagesschriftsteller, welche auf den momentanen Bedarf der Bühnen speculiren, bringen allerlei Militärisches, kleine Singspiele, in denen ausmarschirende Landwehrmänner die Hauptrolle spielen und in denen der leise Anflug kriegerischer Stimmung die erforderliche Wirkung hervorbringen muß. Von höhern Gesichtspunkten ist bei diesen Genrebildern der Bühne nicht die Rede. In der Friedrich-Wilhelmstadt hat man sogar den alten „Grafen Waltorn" wieder hervorgesucht, offenbar nur, weil das Stück, das in seiner ursprünglichen Fassung dem vorigen Jahrhundert angehört und von Frau Birch-Pfeiffer nur neu eingekleidet worden ist, das Etikette als militärisches Schauspiel an der Stirn trägt. Auch einige Friedrich-Stücke gehen hier oder dort über die Bühne, als die zeitgemäßesten, da die Aehnlichkeit der Situation zwischen jetzt und damals, namentlich in Bezug auf die Stellung Preußens zu Oesterreich, in die Augen springt. Von einem besondern Aufschwung patriotischer Begeisterung verlautet übrigens nirgends etwas aus den preußischen und deutschen Schauspielhäusern.

Dagegen dürfte die politische Umwälzung deutscher Zustände, welche, mag die Diplomatie nun halbe oder ganze Arbeit machen, die unausbleibliche Folge dieses Kriegs sein wird, gewiß auch an der deutschen Bühne nicht spurlos vorübergehen. Das Verschwinden einzelner Hoftheater, an und für sich ein Verlust für die Kunst, so einseitig auch die Leitung derselben gewesen sein mochte, wird von selbst auf die dringende Nothwendigkeit eines Ersatzes hinweisen, der nur aus einer durchgreifenden Reform der deutschen Bühnenverhältnisse hervorgehen kann.

Bibliographie.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. Leipzig, Weber. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Grotefend, G. A., Publicistische Stizzen. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schenck, L., Markgraf Rüdiger. Drama. Paderborn, Junfermann. 16. 15 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Polignac. Historisch-politischer Roman. 2 Bde. Berlin, Seehagen. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Smidt, H., Ein Berliner Matrose. Seeroman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Kriegskarten

aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern. Bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Kostendsche und Bukarest. Cart. 1 Thlr.

Das südwestliche Deutschland (östlich bis Pardubitz und Wien), **die Schweiz und Oberitalien.** 8 Ngr.

Oesterreich. (Gesammt-Monarchie). 8 Ngr.

Italien. (Mit dem Festungsviereck). 8 Ngr.

Orographische Karte des Königreichs Sachsen. 12 Ngr.

Unter den verschiedenen Karten der gegenwärtigen Kriegsschauplätze zeichnen sich die vorstehend genannten von Henry Lange durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit der Angaben aus. Sie haben deshalb rasch grosse Verbreitung gefunden und sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKSPEARE

selected and translated into German.

Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken

übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von

Gustav Solling.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Dramen und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem größern Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung für den Büchertisch, andererseits durch die Auswahl der Stücke zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbstudium in der englischen und deutschen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen" will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Karl von Raumer's geographische Lehrbücher.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieses bekannte Werk des kürzlich verstorbenen gelehrten Verfassers ist auf mehrern Gymnasien als Unterrichtsmittel eingeführt und hat seine Brauchbarkeit durch das Erscheinen von drei Auflagen hinlänglich bewährt. Sein Vorzug vor ähnlichen Werken besteht hauptsächlich darin, dass es bei aller Gründlichkeit den Schülern doch weder zu viel noch auch zu Schwieriges zumuthet, sondern nur das bietet, was sie sicher zu erfassen und zu verstehen im Stande sind.

Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. Geh. 2 Thlr.

Wem es Ernst ist um ein richtiges Verständniss der Bibel, dem kann Raumer's „Palästina" als eine vollständige Zusammenstellung und Verarbeitung alles dessen empfohlen werden, was von Reisenden bis auf die neueste Zeit über das Heilige Land erforscht worden ist. Eine sehr anerkennende Charakteristik des bereits in vierter Auflage erschienenen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde".

Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde.

Sechste vermehrte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Ein wegen seiner Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit in vielen Schulen beim Unterricht gebrauchter Leitfaden, der in jetzt vorliegender sechster Auflage wieder vielfach verbessert und ergänzt worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RECENTI PUBBLICAZIONI

per imparare

LE LINGUE TEDESCA E FRANCESE.

Ahn, F. Nuovo metodo practico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. 10 Ngr.

Wild, H. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana.

Corso primo. 2ª edizione emendata. 12 Ngr.

Corso secundo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 5ª originale. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1ª parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.

2ª parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 33. — 16. Auguſt 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts". Von Rudolf Gottſchall. (Fortſetzung.) — Reiſeliteratur. Von Johann Schucht. — Germaniſche Alterthumskunde. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Volksthümliches aus Thüringen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der achte Band von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts".

(Fortſetzung aus Nr. 32.)

Wir haben uns über das willkürliche Zerreißen der Charakteriſtik Heine's und Börne's beklagt, wir müſſen unſere Anklage gegen die methodiſche Folge in dem Werke des Gervinus fortſetzen. Bei einer Darſtellungsweiſe, welche oft an die ſynchroniſtiſche Tabelle erinnert und den Entwickelungsgang der Autoren nach akademiſchen Triennien oder gar nach Semeſtern mißt, muß jedes ὕστερον πρωτερον in der Chronologie doppelt auffallen. Und doch ſtoßen wir auf ein recht bedenkliches, deſſen Rechtfertigung der Hiſtoriker uns ſchuldig bleiben wird. Gervinus charakteriſirt die ruſſiſchen und polniſchen Poeten Puſchkin und Mickiewicz; er ſieht ſich fortwährend genöthigt, auf den Einfluß Byron's hinzuweiſen, der in der That die ſlawiſche Poeſie in ihren Hauptvertretern beherrſcht; abermals in der Schilderung der franzöſiſchen Literatur hebt er den großen Gegenſatz Lamartine's gegen Lord Byron hervor: gleichwol ſchickt Gervinus alle dieſe Charakteriſtiken der Charakteriſtik Lord Byron's voraus. Das heißt doch in der That das Pferd am Schwanze aufzäumen!

Nach unſerer Anſicht mußte die Charakteriſtik Lord Byron's den ganzen Abſchnitt eröffnen. Dies war chronologiſch gerechtfertigt; denn Byron's dichteriſche Hauptwerke gehören noch dem frühern Jahrzehnt an; es war aber unerläßlich für eine logiſche, von den urſächlichen Einflüſſen zu den Folgen und Wirkungen fortgehende Darſtellung. Byron's dichteriſches Geſtirn beherrſcht dies ganze Jahrzehnt; auch bei Heine und Börne iſt dies unverkennbar; ja es geht aus den Ausführungen unſers Autors ſelbſt hervor, der aber oft als ein launenhafter Chroniſt alle aus gedanklicher Nöthigung erwachſende Gliederung verſchmäht. Es iſt überhaupt nicht abzuſehen, warum Rußland und Polen vor Frankreich und England abgehandelt werden. Mit einem Wort, das ganze Schema dieſes Abſchnitts ſteht auf dem Kopf, und erſt wenn man es umdrehte, würde man ungefähr die richtige, durch den Stoff ſelbſt gebotene Reihenfolge erhalten. Dies hindert nicht, daß in den einzelnen Charakteriſtiken ſich viel des Geiſtreichen und Treffenden findet. In der Schilderung Puſchkin's iſt Biographiſches und Charakteriſtiſches, Dichtung und Leben glücklich verwebt, freilich nicht ohne die unvermeidlichen Uebergriffe in das nächſte Jahrzehnt. Auch das Bild des Grafen Giacomo Leopardi tritt in klaren Umriſſen vor uns hin. Wir ſehen ihn ſchon in der Jugend unter innern und äußern Leiden von ſchrecklicher Schwermuth verzehrt, in ſeinen dichteriſchen Beſchäftigungen ganz von den großen Beiſpielen der Alten erfüllt. Er ſtrebte daher in ſeinen Oden im Petrarchiſchen Canzonenſtil nach einer äußern Formvollendung in einer würdevollen, kaltſtattlichen, nie aufs Monumentale berechneten Grandiloquenz hin, zum Entzücken der Claſſiciſten, deren ſinkende Schule er ſtützen mußte. In ſeinen Oden ſchwellte er die Herzen durch ſeine erhabene Trauer über Polens Unterdrückung, über den geſchwundenen Ruhm der Väter, über die Schmach und den Verfall der abgeſtorbenen Zeit. Dann ahnten die Unitarier in ihm einen der Ihrigen. Er aber ſchien ſeit 1821 entſchloſſen, der Politik und des Patriotismus nicht mehr Erwähnung zu thun:

> Denn mehr und mehr hatte ihn bereits ſein eigenſter Seelenſchmerz über die Täuſchungen des Lebens in eine Philoſophie der Verzweiflung geſtürzt, in der er die trockenen Disciplinen der Politik und Statiſtik wie den Wahn der politiſchen und geſetzgeberiſchen Berechnungen verhöhnte, die zur Vervollkommnung der Völker und Menſchen nichts vermöchten, da ſie aus innern nothwendigen Gründen zur Unvollkommenheit beſtimmt ſeien. Im vollen Gegenſatze zu Manzoni, ſo heidniſch, ungläubig, unverſöhnt und zerriſſen, wie jener religiös, fromm, duldend und getröſtet war, wie Foscolo fataliſtiſch reſignirt auf die Eitelkeit aller menſchlichen Dinge, bekannte er ſich ſelbſt zu den Ueberzeugungen, die er in ſeinem „Jüngern Brutus" niedergelegt: daß eine eiſerne Nothwendigkeit über dem Sklaven des Todes, über dem unſeligen Geſchlechte walte, von dem die Götter Tempel heiſchen, wiewol es nur ihr Spott und Gelächter iſt. Staub und Schatten ſei die menſchliche Natur, unendliche Eitelkeit das All, die Welt nur Koth, das Leben nur Langeweile, ſo predigte er fortan in der eintönigen Klage ſeiner Schriften, die zuletzt ſelbſt zur Langenweile wird. Seine Landsleute verargten dem unglücklichen Manne dieſes kleinmüthige Verzagen an ſich ſelbſt und an der Menſchheit nicht; ſie ſchoben es bedauernd, obwol er es verbat, auf ſeine entſetzlichen

Körperleiden und nicht, wie er wollte, auf seine Vernunfteinsicht und Ueberzeugung.

Den Einflüssen, durch welche die französische romantische Schule sich bildete, spürt Gervinus bis in das vorige Jahrhundert nach, indem er den Einbruch des germanischen Wesens in das Geistesreich der Franzosen schon von der Zeit Montesquieu's und Diderot's datirt. Doch unterbrach die Revolution diese erste Phase einer unbewußten, noch namenlosen Romantik. Gleichwol pflanzte sich im Verborgenen eine ganze Nachkommenschaft von weichern und träumerischen Naturen fort, die von Rousseau's gefühligerer Seite geerbt hatte: Pierre Simon Ballanche in seiner sentimentalen Schrift „Ueber das Gefühl" und den gleichgearteten „Fragmenten", Etienne de Sénancourt mit seinem skeptischen, wertherisirenden „Obermann", Charles Nodier mit seinem „Maler von Salzburg". Hierzu kamen Châteaubriand's „René" und Constant's „Adolphe" und vervollständigten die Gruppe sentimentaler Poesie, die mit dem Classicismus und dem Charakter der napoleonischen Epoche in vollem Widerspruche stand. Die Opposition gegen das Kaiserreich war überdies mit den Engländern und Deutschen in den genauesten Beziehungen. Châteaubriand, Frau von Staël, Barante, Fauriel, Benjamin Constant kommen in nahe Berührung mit A. W. Schlegel, dessen „Vorlesungen über dramatische Literatur" ins Französische übersetzt wurden; bald darauf erschien das Buch der Staël über Deutschland; Sismondi und Raynouard wiesen auf die vergessene französische Literatur des Mittelalters, auf die Dichtungen der Troubadours hin; man begann die Schiller'schen, Shakspeare'schen und Goethe'schen Dramen zu übersetzen, zu bearbeiten, anfangs in einer meist den Geist und Sinn derselben entstellenden Weise; man wagte noch nicht mit den alten Gesetzen zu brechen. Ueber die Romantik selbst waren die wunderlichsten Begriffe in Umlauf. In politischer Hinsicht trat die französische Romantik anfangs in Gegensatz gegen die Revolution, doch wurde sie später in eine Umwälzung gestoßen, die sie mit der Revolution aussöhnte.

Es folgen nun die Charakteristiken Lamartine's und Victor Hugo's, oder vielmehr die Darstellung der ersten Epoche dieser Autoren bis zum Jahre 1830. Groß war der Eindruck, den 1820 die „Poetischen Betrachtungen" von Lamartine machten:

Dichtungen, die aus einem Gemüthe quollen, das selbst von den moralischen Erschütterungen des Zeitalters tief aufgewühlt war, die daher wie ein scharfes Spiegelbild jenes peinvollen Schwankens zwischen Trauer und Lust, zwischen Täuschung und Enttäuschung, zwischen Sturm und Windstille waren, von dem in diesen Jahren alle gehobenern Seelen bewegt wurden. Schon aus den äußern Vorzügen dieser Gedichte sprach eine nie zuvor bekannte, fast wunderbare Leichtigkeit, Biegsamkeit und Spannkraft des angeborenen Talents. Es sei, daß der Dichter in der regelmäßigen Form seiner Verse, in den langgedehnten poetischen Perioden voll gehäufter Vordersätze und eingeschachtelter Zwischensätze, in dem Epigrammatischen und Gedankenhaften seiner philosophischen Abstraction, in seinem Wohlgefallen an Naturschilderei an die mancherlei Unarten der classischen Odenmanier, an ihre rednerischen, lehrhaften, beschreibenden Kunststücke zurückerinnerte; aber nie hatte man zuvor eine solche Reimfülle, einen so reichen Rhythmen- und Strophenwechsel in einem so melodischen Abfalle von so musikalischer Wirkungskraft gehört; nie hatte man so mannichfaltige Gedanken in einer so bilderreichen glänzenden Sprache so unmittelbar ergreiflich abformen, oder aus dem Labyrinthe der verschlungensten Redesätze in so freier und sicherer Bewegung zur hellsten Klarheit des Verständnisses herausleiten sehen. Es sprach hier ein Dichter aus dem reinen poetischen Instincte, ungetrübt von Theorie und Kritik, die er die Macht der Unmächtigen nannte, in der Ursprünglichkeit des sich selbst wie unbekannten Genius, dessen erste Verse, in ihrer freudigen Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse, gleich in der Blüte bis zur Fruchtreife fertig und vollendet erschienen.

In vier Jahren wurden 45000 Exemplare dieser „Poetischen Betrachtungen" abgesetzt. Es war eine Umwälzung, seit Châteaubriand's „Geist des Christenthums" hatte nichts die Massen so gewaltig ergriffen. Später witterte man hinter seinen Verherrlichungen des Allschöpfers eine pantheistische Ekstase, hinter seinen frommen Erregungen nur Kindheitserinnerungen. Als man dem Vater Glück wünschte zu den christlich-monarchischen Gesinnungen seines Sohnes, meinte er: man kenne seinen Sohn nicht, er sei eine Windfahne, die sich auch bei Windstille drehe; doch damals mochten die Classicisten über seine Sprachneuerungen erschrecken — ganz Frankreich berauschte sich an seinen Poesien. Ein noch frappanteres Licht fällt auf Lamartine aus der Parallele, welche Gervinus zwischen diesem Dichter und Victor Hugo zieht und die wir als eine der glücklichsten Stellen des Werks hier mittheilen wollen:

Beide Dichter theilten auf einer gleichen, vom Glücke lange gesteuerten Lebensfahrt nicht wenige ähnliche Schicksale: den Besitz einer verehrungswürdigen Mutter von segensreichen Einflüssen, den Erwerb eines schönen aus früher Jugendliebe entsprossenen häuslichen Lebens, und später den Verlust einer schwärmerisch geliebten Tochter; sie theilten bei ihrer Ausfahrt in das Leben die gleiche christlich-monarchische Gesinnung, den gleichen hohen Begriff von der Würde des Dichters, den gleichen Ehrgeiz, die Ringe ihres Schwanen- und Adlerflugs in freundlichem Wettkampf durcheinanderzuschlingen; dennoch waren beider Naturen von Grund aus verschieden. Beide sahen sich auf eigener Stelle außerhalb der streitenden Dichterparteien stehen; beide wurden der neuern Schule zugezählt, hielten selbst aber beide, und Victor Hugo vorzugsweise, in ihren theoretischen Bekenntnissen den Standpunkt der Classiker ein, und standen auf der Seite der herkömmlichen Prosodie und der von Racine und Boileau „fixirten" Sprache gegen die Sucht der Neuerung. Gleich hier aber schieden sich die Naturen: denn in Victor Hugo lag von Natur aus der Drang und Trieb, der Lamartine fremd war, eines Sektirers, der als ein Umwälzer in die Literatur eintrat. Von gleich bewundernswerther Leichtigkeit und Kühnheit in Handhabung der üppig bereicherten Sprache und einer ganz neu geprägten poetischen Technik, die beide bis zu Wagnissen trieb, in welchen die prosaischen Geister einen Massenaufstand aller Solöcismen und Barbarismen fahen, ward Victor Hugo doch noch ungleich mehr als Lamartine gepriesen um seine Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache, aus der er gemacht was er wollte, die er „geschmiedet habe wie Eisen, gehärtet wie Stahl, gegossen wie Erz, ciselirt wie Silber oder Marmor"; er ward auch herber getadelt als jener um seiner launischen Gegensätze willen (in denen man ihn bald höher steigen bald tiefer als Lamartine fallen sah), um des Wechsels willen zwischen Niedrigkeit und Verstiegenheit, gesuchter Gewöhnlichkeit und gesuchtem Schwulste, zwischen dem Einfachen und Schönen und dem Uebersättigten und Ungeheuer-

lichen; es ward auch schärfer an ihm die classicistische Vorneigung gerügt, in der hochgehenden Gattung der Ode dem mythologischen Zierwerk, dem rhetorischen Pathos der alten Manier, jenem senatorischen Bombaste zu fröhnen, in dem sich „die Erstgeborenen des alten Römervolks" so gerne gefallen. Wenn Lamartine in seiner maßvollen Selbstbeherrschung, die auch in der größten Kühnheit der feinsten Schicklichkeit nicht vergaß, auf dem Musenpferde stets leichthin schwebend erscheint, die Welt aus der Vogelsicht unter sich, ohne Widerstand als den leichten Dunstkreis flüchtigen Gewölks, so tummelt es Victor Hugo mit schnaubenden Nüstern und verwundetem Hufe durch das widerstrebende Gestein und Gestrüpp der Niederung, wie in dem Durste seine Bändigungskunst bei jeder Bewegung augenfällig zu machen. Das Gespanntere seiner Kunst, aber auch das Tiefere ihres Inhalts liegt hier: daß er in reicherer Beziehung zu dem breiten Weltleben mannichfaltiger an Gegenständen und Formen ward; daher er, in seiner wesentlich lyrischen Begabung ähnlich wie Lamartine unfähig, sich in anderer Gedanken und Gefühle zu versetzen, doch immer mehr versucht ward, sich die Maske dramatischer und epischer Personen vorzulegen. Ist der harmonische Wohlklang in jenem Dichter der Anmuth ein Abbild nur seiner sanften, wohlwollenden, optimistischen und idealistischen Naturart, so ist das disharmonische Unmaß in Gedanken, Bildern und Formen bei Victor Hugo das Kennzeichen eines realistischern, von Zweifeln aufgewühlten, zu fatalistischem Trübsinn geneigtern Wesens. Dem glücklichen Gehenlassen Lamartine's gegenüber hat an Hugo's Thätigkeit der Wille, das Ringen, die Arbeit eines kräftigern Geistes weit wesentlichern Antheil. Was bei Lamartine ein glücklicher Besitz ist, gemahnt bei Hugo wie ein mühsamer Erwerb, was bei jenem unwillkürlich gekommen scheint, ist hier gewollt, was dort gefunden, ist hier gesucht. Jener in seinem instinctiven Schaffen verschmähte alle Theorie und Reflexion, Victor Hugo aber war stets bedürftig, sich über Stoff und Form und Zweck seiner Dichtung Rechenschaft zu geben und den Denker mit dem Dichter zu verbinden; ja er schien sogar stets geneigt, an seine Theoreme mehr zu glauben als an seine Poesie.

Mit Recht hebt Gervinus ferner hervor, daß bei Victor Hugo das politische Element überwiegt, wie bei Lamartine das religiöse, daß aber auch bei Victor Hugo die Pulse innig religiöser Empfindung in einzelnen Dichtungen der Familienpietät schlagen, wirkungsvoll in ihrem ungezwungenen dichterischen Ausdruck, ferner daß er seinen Oden, statt der kalten Eintönigkeit, der die Gattung herkömmlich verfallen, ein hohes dramatisches Interesse zu geben hoffte, und wie wir hinzufügen, auch wirklich gegeben hat. Als charakteristische Eigenthümlichkeiten Victor Hugo's werden hervorgehoben seine royalistische Gesinnung, seine Vorliebe für alle feudalistischen und mittelalterlichen Erinnerungen, das Gefühl eines prophetischen Berufs, doch auch der Pomp der Eitelkeit und die Ueberhebung des poetischen Selbstgefühls.

Nach einer kurzen Skizzirung des Verhältnisses der Bourbonen zu der Literatur werden wir nach England geführt: Thomas Moore wird uns als Mensch, als politischer Charakter geschildert. Weniger erfahren wir von dem Dichter — nur, daß die politisch-oppositionelle Ader alle seine Schriften und Gedichte durchdrungen, daß er politische Anspielungen überall, selbst in seinen irischen Volksmelodien eingestreut, und daß er in dem feingefeilten „Lalla Rookh" der Ueppigkeit seiner irischen Phantasie den vollsten Spielraum gelassen habe. Wenn wir diese vornehm-flüchtige Skizzirung von Moore's dichterischen Leistungen mit der Ausführlichkeit vergleichen, mit welcher von seinen politischen Flugschriften gesprochen wird, so müssen wir einräumen, daß diese Art von Literaturgeschichtschreibung, die uns mit biographischem Detail erdrückt, während sie über die Dichtwerke selbst mit einigen allgemeinen Phrasen hinweggleitet, die Nebensache zur Hauptsache macht. Ebenso wenig wird Gervinus' dem „Dichter" Shelley gerecht, wenn er uns auch die geschichtlichen Einflüsse, die auf seine politische und religiöse Richtung bestimmend einwirken, mit pragmatischer Genauigkeit vorführt. Wir erfahren, daß Shelley als Dichter in gewissen Kreisen unverständig überschätzt wurde:

In seinen „Visionen" fröhnte Shelley der übeln Manier, in einer Wüste phantastischer Spreu spärliche Körnchen von Sinn zu verstecken, in einem Phrasenschwall von apokalyptischem Dämmerdunkel die dürftig eingestreuten Gedanken und Thatsachen zu ersticken. In diesen Poesien legte Shelley eine poetische Weltbeglückungslehre aus, die, nach der Glückseligkeit als ihrem Ziele steuernd, die selbstentäußerte Liebe als das Gesetz aufstellte, das die Welt regieren, das Uebel austilgen, und unter Abstellung des Handels und der Geldmacht (der Götzen des Pöbels), des Kriegs (des Werks der Banditen) und der Religion (der Zwillingsschwester des Egoismus), eine Welt der Harmonie erschaffen sollte, wo das Eis der Pole schmelzen, die Sandwüsten zu Paradiesen werden, das Lamm mit dem Löwen spielen würde.

Der poetische Doppelgänger Saint-Simon's und Fourier's wird von dem Literarhistoriker verächtlich beiseitegeschoben. „Spärliche Körnchen von Sinn in einer Wüste phantastischer Spreu" — damit ist Shelley charakterisirt, seine visionären Friedensbilder werden als ein müßiges Phantasiespiel behandelt; als wenn ein solcher prophetischer Zug nicht gerade die großen Dichter von den kleinen unterschiede, als wenn diese Wendung nach den Endzielen der Menschheit nur eine phantastische Verirrung des Dichters, als wenn der großartige Hymnenschwung voll glühender Bewegtheit, der sich in Shelley's Dichtungen ausprägt, weiter nicht viel der Rede werth wäre! In der That, in diesem Urtheil erscheint Gervinus als der prosaische Urphilister, dessen Zipfelmütze die gelehrigen Schüler sich aufsetzen, wenn sie den delphischen Dreifuß der Kritik besteigen.

Was diesem Urtheil zu Grunde liegt, aus welchen Verkehrtheiten der ästhetischen Anschauung es hervorgeht, das erhellt erst aus der eingehenden Charakteristik Lord Byron's, zu der wir nun endlich gelangen. Daß Byron als Vertreter des europäischen Widersetzungsgeistes (!) vorgeführt wird, hat sein gutes Recht; ebenso ist die Bemerkung, daß man ihn zum Haupte der autonomen Regelverschmäher und Naturgenies der Romantik zweiter Periode erhob, während er durch all sein Leben in seinen theoretischen Bekenntnissen ein erklärter Classicist war. Gervinus schiebt diese wunderliche, für Pope, Alfieri schwärmende, einen Shakspeare für Humbug erklärende Poetik des Dichters auf sein Bewußtsein, daß er den höchsten, den dramatischen und epischen Schöpfungen der Dichtung ebenso wenig wie Pope gewachsen war. Zunächst erfährt der Dramatiker Byron eine herbe Censur: er habe in seinen Stücken einen dünnen Stoff in wortreichen, pomp-

haften, bilderloſen, oft gezwungenen Dialogen abgeſtumpft, ſeine Charakterzeichnungen ſeien von Verzerrungen, Uebertreibungen und Seltſamkeiten entſtellt. Nicht beſſer ergeht es den hochgefeierten poetiſchen Erzählungen, die mehr durch blendende als durch echte Eigenſchaften ausgezeichnet ſeien:

Dieſe Nachtſtücke, in deren redereichen und glänzenden Schilderungen und Bildern, in deren epigrammatiſch zugeſpitzten Couplets und Antitheſen durchaus die Weiſe der Concettiſten des 17. Jahrhunderts vorherrſcht, machen den Eindruck, als habe man einen Shakſpeare vor ſich, der, auf dem unreifen Standpunkt ſeiner beſchreibenden Gedichte ſtehen geblieben, die Manier der Mariniſten ſeiner ausgebildet und mit der tiefergehenden Empfindung und wühlenden Nachdenklichkeit des Nordländers ausgeſtattet habe. Die prunkvollen Dichtungsſtücke erreichen durch die wunderbare, bald weiche Geſchmeidigkeit, bald kraftvolle Kühnheit des Ausdrucks in Wort und Bild eine techniſch-formale Vollkommenheit, die keinem engliſchen Dichter in dieſem Maße eignete; von höhern Geſichtspunkten aus ſind ſie äſthetiſch betrachtet ein einziger Geſchmacksfehler, pſychologiſch betrachtet ein einziger Naturfehler. Das dichteriſche Unweſen iſt darin zum Weſen gemacht. Byron geſtand es ſelbſt, daß er, im vollen Widerſpruche mit ſeinen claſſiſchen Theorien, gewöhnlich ohne allen feſten Plan ſchrieb, daß ihm ſeine Verſe, ſeinen wechſelnden Launen nachgebend, nur ſprung- und ruckweiſe gelungen ſeien; aber er beharrte, trotz ſeiner beſſern Einſicht, bei dieſer läſſigen Manier (wie er es ſelbſt anſah) aus Faulheit und Halsſtarrigkeit. Die Redſeligkeit des Dichters, der die Gabe etwas zu verſchweigen ſo wenig in der Kunſt wie im Leben beſaß, trieb ihn von der Erzählung zur Rede, und von den Reden ſeiner Figuren zu Selbſtreden, zu geſchwätzigen Abſprüngen, zu ſtörenden Einſchaltungen, „zur Bewunderung der Abſchweifung", deren Werthloſigkeit er zwar völlig begriff. Die Beſchreibung ferner, dieſe poetiſche Landſchafterei, die der Inſtinct der Alten, die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutſchlands, die Kritik eines Leſſing verſchmähte, war der beſte Theil von Byron's Dichtung; er ſelber nannte ſie ſein forte. Sie geht oft genreartig bis zur kleinlichſten Abſchrift überlieferter Berichte, bei grauſigen Gegenſtänden oft durch die anatomiſche Genauigkeit der Schilderung bis zum Ekelhaften. Denn der Dichter, in dem gemiſcht eine Therſiteiſche Ader von treffendem Witz und beißender Satire neben jener unendlich reizbaren Empfänglichkeit und Empfindbarkeit für Freud und Leid lag, die den lyriſchen Dichter macht, gefiel ſich in dem peinvollen Wechſel zwiſchen Scheußlichem und Komiſchem, in den Ueberſprüngen vom Erhabenſten zum Gemeinſten, vom Herzenseinfältigen zum Frivolen, vom Pathetiſchen zum Drolligen, vom Rührenden zum Burlesken, vom Zarten zum Cyniſchen, in dem boshaften Vergnügen jede Erwartung zu täuſchen, aus Mitleid durch Hohn, aus Rührung durch Gelächter herauszuſchrecken, allen Gefühlen Gewalt anzuthun und je ſtärker er ſie ſpannte, deſto gewaltſamer zu zerreißen.

Dieſe Stelle iſt bezeichnend nicht als das einſeitige Urtheil eines poeſiearmen Kritikers über einen bedeutenden Dichter, ſondern als ein Beweisſtück der ſchablonenmäßigen Charakteriſtik, welche in den Werken vieler namhafter Literaturhiſtoriker im Schwang iſt. Wenn wir dieſem Urtheil auf den Grund gehen, ſo finden wir dort ein poetiſches Axiom, aus dem es herausgewachſen iſt: nur die objective, gegenſtändliche Poeſie iſt berechtigt, und das Axiom erleidet eine um ſo verſchärftere Anwendung, je mehr Byron durch ſeine Kritik Shakſpeare's ſich ſelbſt in einen Gegenſatz zu dieſer Poeſie und zu allen Sympathien des Autors geſtellt. Und doch kann gerade dies Axiom die Schätzung dichteriſcher Größe ſehr verwirren. Es gibt Dichter, welche der epiſchen und dramatiſchen Form vollkommen gerecht werden, welche Geſtalten von Fleiſch und Blut zu ſchaffen verſtehen — und deren Genius nicht entfernt zu vergleichen iſt mit demjenigen anderer Poeten, deren Gedankenreichthum und Gefühlsdrang fortwährend über die geſchloſſene Form hinaustreibt. Die Bedeutung eines Dichters liegt in der Originalität ſeiner Weltanſchauung und in der machtvollen Energie, mit welcher er dieſelbe den dichteriſchen Formen aufzuprägen verſteht. Genie iſt eben Genie — das läßt ſich nur fühlen, dafür gibt es einmal keine Decimalwagen. Wenn Gervinus die Byron'ſchen Dichtungen äſthetiſch betrachtet „einen einzigen Geſchmacksfehler", pſychologiſch betrachtet „einen einzigen Naturfehler" nennt, ſo fühlt man mit gelindem Schauer, daß die Gottſcheds in Deutſchland nicht ausſterben, ſondern in immer neuen Geſtalten ihre Auferſtehung feiern. Uns überläuft es unheimlich bei dieſer magiſterhaften Strenge, welche gleich mit dem Lineal dreinſchlägt, mit dem ſie ſich ihre kritiſchen Schönſchreibbücher linirt hat. Was ſoll man zu ſolchen Aeußerungen ſagen, wie: daß „die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutſchlands die Beſchreibung, die poetiſche Landſchafterei verſchmäht habe"? Als ob nicht alle Dramatiker dieſelbe verſchmähten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie im Drama überhaupt keinen Platz findet. Hätte uns Gervinus gezeigt, daß die Uebung der großen Epiker und Lyriker ſie verſchmäht hat, ſo würde ſein Tadel wenigſtens eine Stütze gefunden haben. Dieſe Stütze bietet ihm auch nicht die „Kritik Leſſings", denn die Beſchreibungsweiſe, die Leſſing im „Laokoon" verwirft und durch Beiſpiele aus Haller, Thomſon und Kleiſt illuſtrirt, findet ſich nirgends in Byron; er malt nirgends durch eine Nebeneinanderſtellung todter Qualitäten, durch eine Häufung von Aeußerlichkeiten ohne lebendige Vermittelung; er wird nirgends „deſcriptiv" im Sinne der alten beſchreibenden Poeſie; ſondern alles iſt bei ihm von ſtimmungsvollem Hauch durchdrungen, von innen heraus beſeelt; das äußere Bild gewinnt nur Beleuchtung durch das Licht, welches aus den Tiefen der Seele darauf fällt. Mag der Dichter die Elegie der zerfallenen Marmorſtadt in den Lagunen, mag er die von Bienen umſchwärmten Berghöhen des Hymettos, mag er die über das Juragebirge hinbrauſenden Gewitterſtürme ſchildern — in allen dieſen Schilderungen iſt der gewaltige ſkeptiſche Genius des Dichters lebendig; die großen Probleme der Welt, der Natur, der Geſchichte ſpielen mit ihren Räthſelfragen hinein in dieſe Naturbilder; die Schatten aus der Seele des Dichters fliegen über die wechſelnden Landſchaften. Das iſt keine todte Landſchafterei und Naturbeſchreibung, welche die Dinge proſaiſch nach ihren Merkmalen ſchildert, und Leſſing's Autorität wird höchſt misbräuchlich hier gegen Byron ins Feld geführt. Wir haben hier wieder den Beweis, daß die vornehm klingende Phraſe oft gar keinen, oft einen ganz verkehrten Inhalt verbirgt. Auch der peinvolle Wechſel zwiſchen Scheußlichem und Komiſchem, die Ueberſprünge vom Erhabenſten zum Gemeinſten paſſen eher in

eine Charakteriſtik Shakſpeare's, als in eine Charakteriſtik Byron's. Die meiſten Dichtungen des letztern, „Kain“ wie „Manfred“, und die andern Dramen, die meiſten poetiſchen Erzählungen, mit Ausnahme des „Beppo“ und „Don Juan“, ſind in einem durchweg gleichmäßigen und bei aller ſkeptiſchen Geſinnung doch formell harmoniſchen Ton gehalten, wie dies von einem Bekenner der Claſſicität, als welcher Byron nach Gervinus' richtiger Bemerkung gelten muß, auch zu erwarten iſt. Wenn nun, nach Herabſetzung der künſtleriſchen Verdienſte Byron's, auch ſeine Bedeutung als Vermittler zwiſchen Sein und Schreiben, Dichten und Trachten, Kunſt und Leben dadurch verwiſcht wird, daß „dieſe ſittenadelnde, lebenerhöhende Tendenz die germaniſche Dichtung in ihren größten Vertretern, in Shakſpeare und Milton, in Schiller und Goethe immer bewieſen habe“, nur harmoniſch, nicht mit den verſtimmten und ſchnarrenden Klängen der Byron'ſchen Harfe, ſo zeigt Gervinus hier wiederum die ihm geläufige Kunſt, den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen. Wir brauchen ihn blos auf ſeine eigene in ihrer Art treffliche Darſtellung von dem Verhältniß des Dichters zur Politik hinzuweiſen, wo alles einzelne hierauf Bezügliche aus den Gedichten, Briefen und Aeußerungen Byron's mit großem Fleiß zuſammengetragen iſt, um den weſentlichen Unterſchied feſtzuſtellen, der zwiſchen der unmittelbaren Beziehung der Muſe Byron's zur unverkleideten Tagespolitik und den in hiſtoriſcher Hülle verborgenen Beziehungen unſerer Claſſiker zum öffentlichen Leben beſteht. Dieſer Unterſchied darf nicht verwaſchen werden, denn er ſteckt die Grenzpfähle feſt zwiſchen der modernen auf der einen, der romantiſchen und claſſiſchen Poeſie auf der andern Seite. Man mag die directere Wendung Byron's und ſeiner Nachfolger zur Tagespolitik ungünſtiger finden für die Kunſt; man wird ſie in ihrer Bedeutung nicht unterſchätzen dürfen.

Wenn wir das äſthetiſche Geſammturtheil unſers Autors über Byron durchaus verwerfen müſſen, als aus einſeitiger Geſchmacksrichtung hervorgegangen und unbegründet trotz aller Bemühungen des Literaturhiſtorikers, ihm ein ſolides Fundament aus dem Anſchein nach unerſchütterlichen Grundſätzen der Geſchmackslehre unterzuſchieben: ſo ſind dagegen die biographiſchen Mittheilungen, die Abſchnitte, welche Byron's Stellung zur Politik u. ſ. f. behandeln, geſchickt zuſammengeſtellt, wie man auch den Urtheilen über die einzigen näher beſprochenen Werke „Kain“ und „Don Juan“, im ganzen beiſtimmen kann. Doch immer, wo Gervinus das Facit ziehen ſoll, verſagt ihm der Mechanismus ſeiner Rechnungen, oder vielmehr, er will Aufgaben der Differentialrechnung in elementariſcher Weiſe löſen; er bringt fortwährend feſte Maßſtäbe herbei, welche ungenügend ſind, wo es ſich um die „höhere Fluxion der Geiſter“ handelt. Da hätte der Dichter handeln, Erlöſer ſeines unterdrückten Vaterlandes werden ſollen, um ſich ſelbſt zu erlöſen; ein „feſtes Ergreifen des Lebens“ hätte ihn gerettet. Da wird die Byron'ſche Poeſie als eine Verſündigung gegen die Idee der Pflicht gebrandmarkt und die volle Schale des Zorns über die Jüngerſchar des Meiſters, die „ſataniſche Schule“, in welche ſtillſchweigend die kleinen Beelzebube der neuern deutſchen Poeſie mit eingerechnet werden, ausgegoſſen:

Es drängte fortan in dieſe neue Schule, die ſich in höchſter poetiſcher Glut bei dem kälteſten Gewiſſen in der peſſimiſtiſchſten Weltverekllung wie in den üppigſten Schwelgereien der geiſtigen und ſinnlichen Orgien gefiel, alle die Halbbildung nach, die die ganze Anſtrengung ſcheut, die ſich im Selbſtdünkel zu allem geſchickt weiß und zu nichts tüchtig beweiſt; alle untergeordneten Talente, die, von der haſtigen Gier ergriffen durch literariſche Wageſprünge einen plötzlichen Ruhm zu erobern, Abſicht für Ausführung, Gelüſte für Vermögen, Verſuche für Meiſterwerke halten; alle die ehrdürſtigen, weltzerworfenen Naturen, die zu mühſamem Erwerbe der Ehren zu ungeduldig, einer Zeit von ungeheuer geſtiegenen Anforderungen zu genügen nicht fähig, ſich in dem ungeordneten Streben nach einer unbekannten Zukunft die Gegenwart verleiden; alle verbannten Seelen, alle misverſtandenen Geiſter, alle zerriſſenen Gemüther, die an den Klippen und Seichten des Lebens geſcheitert oder geſtrandet ſind; alle die neuen Fauſte und Prometheen, die ſich um die Standarte der Auflehnung des Geiſtes gegen den Buchſtaben, des Wiſſens gegen den Glauben, der Leidenſchaft gegen die Vernunft, der Natur gegen das Uebereinkommen zuſammenſcharten; alle die freigeiſtigen Naturen, denen es die Blüte des Geiſteslebens ſchien, an den Beſtänden der Religion, der Staatsordnung und der häuslichen Sitte zu rütteln.

Dieſe Art der Kritik ſieht doch einer moraliſirenden Abkanzelung ſo ähnlich wie ein Ei dem andern. Es ſcheint als habe dieſe ganze Richtung auch gar keine Berechtigung gehabt und ſei nur eine großartige Verirrung geweſen, vor welcher der Literarhiſtoriker ſein Kreuz ſchlägt. Und doch hat der Skepticismus ſchon in allgemein menſchlicher Hinſicht ſein wohlbegründetes Recht und ſteht hoch über jener Sicherheit des trivialen Denkens und Empfindens, welche ſich ihr wohlaſſortirtes Lager von fertigen Moralbegriffen jeden Abend unter das Kopfkiſſen legt. Man müßte denn glauben, dieſe „beſte Welt“ ſei ſo niet- und nagelfeſt, daß nur der Wahnſinn es unternehmen könnte, daran zu rütteln. Die Motive, die der Literarhiſtoriker den Vertreter dieſer Richtung unterſchiebt, ſind eigentlich lauter „Charakterfehler“. Und ſollte der Geſchichtſchreiber der Reſtauration die hiſtoriſche Nöthigung nicht einſehen, aus welcher die ſataniſche Schule hervorgegangen? Sollte er nicht einſehen, warum Byron in dieſer Zeit nur „negative oppoſitionelle Kräfte, ohne beſtimmte Ausgangs- und Zielpunkte, zu entbinden verſtand“?

Nicht nur Byron's Talent wird von dem Shakſpearomanen bedauerlich unterſchätzt, auch für ſeine literargeſchichtliche Bedeutung fehlt ihm das Organ. Er mußte nachweiſen, daß Byron der große Dichter der europäiſchen Reſtaurationsepoche iſt, deren politiſche Geſtaltungsunfähigkeit ſich bis zu einem gewiſſen Grad in ſeinen Dichtungen ſpiegelt, nicht minder wie ihre unendliche Verſtimmtheit, die Schwüle, der Druck, der auf ihr laſtete, wie aber ſein Genius mit prophetiſcher Weihe hinwies auf die Völkerideale der Zukunft, welche zu formuliren überhaupt nicht Sache der Poeten iſt, wie Gervinus irrigerweiſe anzunehmen ſcheint, wenn er von dem „Streben nach der unbekannten“ Zukunft mit tremulirendem Kanzelton klaghaft ſalbadert; er mußte nachweiſen, wie

Byron der Vorläufer der modernen Poeſie iſt, die ſich, indem ſie Ernſt macht mit einer aus dem Geiſt der Zeit heraus geborenen Poeſie, toto coelo von der romantiſchen und claſſiſchen unterſcheidet, ein Vorläufer von ſtark ſubjectiver Wendung, wie der Einbruch neuer Richtungen ſtets mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit ſtattfindet und den vollen Einſatz einer bedeutenden Perſönlichkeit verlangt; er mußte überhaupt den Weihwedel hinter dem Altar liegen und die Ruthe hinter dem Spiegel ſtecken laſſen, um ohne prieſterliche und magiſterhafte Geſpreiztheit die Talente in ihrer Bedeutung, die poetiſchen Richtungen in ihrem nothwendigen Zuſammenhang mit der Vergangenheit, in ihrer Tragweite für die Zukunft zu erfaſſen und darzuſtellen.

Wir verweilten unverhältnißmäßig lange bei der Charakteriſtik Byron's, weil die Einſeitigkeit der oft mehr dogmatiſchen als pragmatiſchen Darſtellungsweiſe Gervinus' in ihr am frappanteſten hervortritt; wir können über die folgenden Partien des Werks raſcher hinweggehen. Nach einem flüchtigen Blick auf Italien und Spanien werden wir wieder zu Börne und Heine geführt, welche mit Byron verglichen und „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" dargeſtellt werden. Beiden wird namentlich der Begriff und Sinn für das Staatsleben abgeſprochen; man findet bei ihnen „die ſpärlichſten Körnchen politiſchen Witzes in einer Oede von Urtheilsloſigkeit dürftig aufkeimen". Gleichwol wird zuletzt eingeräumt, „daß in den großen Kämpfen und fortſchreitenden Strebungen der Zeit ohne die leichten und neckiſchen Scharmützel dieſer Plänkler die wiſſenſchaftliche Phalanx in ihrer ſchweren Maſſenbewegung nur ſpät und kaum zum Gefecht gekommen und mehr Hinderniß als Förderung geweſen wäre". Dann wendet ſich der Autor noch einmal zu Victor Hugo und ſchildert ſeine im Byron'ſchen Geiſt gehaltenen „Orientalen", ſeine Wandlung zum revolutionären Poeten, ſein neues dramaturgiſches Evangelium von der Poeſie des Grotesken, das Pamphletdrama des 19. Jahrhunderts, ſeinen „Cromwell", „eins der ſeltſamſten jener Amalgama von Ueberfluß an Talent und Mangel an jedem geſunden Menſchenverſtand", den Triumph des „Hernani", das dramatiſche 1793; den Sieg der revolutionären Romantik. Zuletzt werden Barthélemy und Méry flüchtig charakteriſirt und Béranger als der Mann des wandelbaren Inſtincts porträtirt, deſſen gefährliche, prickelnde Lieder eine unermeßliche Wirkung ausübten.

Der Abſchnitt über die Wiſſenſchaftspflege in Frankreich beginnt mit einer Darſtellung der ſocialiſtiſchen Syſteme Saint-Simon's und Fourier's und der Saint-Simoniſten, namentlich Bayard's, der bekanntlich das Erbrecht heftig angriff. Die Darſtellung iſt reich an biographiſchem Material und geſchichtlichen Daten, und hebt im ganzen auch die weſentlichen Punkte der einzelnen Syſteme hervor; doch ſcheint Gervinus „der ungeſunden Weisheit der neuen Thaumaturgen" auch gar keinen geſunden Kern einräumen zu wollen, und verketzert nur ihr anarchiſches Gift und ihren platten Eudämonismus.

Es folgt eine wenig Neues bietende Charakteriſtik von Lamennais, eine Darſtellung der in dieſer Epoche vorzugsweiſe eklektiſchen Philoſophie (Royer-Collard, Victor Couſin, Jouffroy, Villemain, Guizot), der Sprachforſchung, der Geſchichtſchreibung (Michaud, Thierry, Fauriel, Barante), der tendenziöſen Hiſtoriker Thiers und Mignet, von welchen beiden der letztere preiswürdiger erſcheint. Das Thatſächliche iſt hier überall fleißig geſammelt, geſchickt gruppirt; die Einſeitigkeiten der Auffaſſung machen ſich minder geltend, als in der Darſtellung der Poeſie, in deren Würdigung ſein äſthetiſch-dogmatiſches Scheuleder ihm fortwährend hinderlich iſt. **Rudolf Gottſchall.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Reiſeliteratur.

1. Neue Miſſionsreiſen in Südafrika, unternommen im Auftrage der engliſchen Regierung. Forſchungen am Zambeſi und ſeinen Nebenflüſſen nebſt Entdeckung der Seen Shirwa und Nyaſſa in den Jahren 1858—64. Von **David** und **Charles Livingſtone**. Aus dem Engliſchen von J. E. A. **Martin**. Nebſt 1 Karte und 40 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1866. Gr. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Seit dem Erſcheinen der Speke'ſchen Entdeckungsreiſe nach den Nilquellen, die ich in Nr. 48 d. Bl. f. 1864 beſprochen habe, iſt kein zweites Werk über Afrika von gleicher epochemachender Bedeutung veröffentlicht worden. Alle bisher erſchienenen Schriften ſchilderten ſchon bekannte Länder und Völker, nur das vorliegende Buch von Livingſtone enthüllt uns wieder neue unbekannte Regionen und erzählt uns das Leben und Treiben der Bewohner. Nach dem Titel darf man aber nicht rein religiöſe Zwecke — Ausbreitung des Chriſtenthums — vermuthen, das iſt hier Nebenſache; ſondern dieſe Miſſionsreiſen an den Zambeſi und ſeine Nebenflüſſe wurden hauptſächlich des Handels wegen unternommen. Wie faſt alle Reiſen, welche die engliſche Regierung veranſtaltet, hatte auch dieſe zur Aufgabe: das Land und ſeine Producte, die Bewohner und deren Civiliſation kennen zu lernen, um dann Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Daß hierbei auch die Wiſſenſchaft, die Länder- und Völkerkunde die größten Eroberungen macht, iſt ſelbſtverſtändlich. Und ſo wurde auch durch Livingſtone's Reiſe manche leere Stelle unſerer Karten durch Länder- und Ortsnamen ausgefüllt.

Speke begann ſeine Entdeckungsreiſe jenſeit des Aequators von Zanzibar an der Oſtküſte und reiſte weſt- und nordwärts in das Innere. Die Gebrüder Livingſtone nebſt Gefolge ſegelten aber unter dem 19° ſüdl. Br. auf dem Zambeſi und Schire in die innern Regionen. Dieſe Gegenden von Afrikas Oſtküſte waren bisher von Europäern noch gar nicht oder nur zum kleinſten Theil beſucht worden, daher uns auch völlig unbekannt. Der Zambeſi ergießt ſich durch vier Mündungen ins Meer, nämlich den Milambe, die weſtlichſte Mündung, den Kongone, den Luabo und den Timbwe oder Muſelo. Wenn der Fluß Hochwaſſer hat, bildet ein natürlicher Kanal, der mit der Küſte parallel läuft und ſich vielfach durch

die Sümpfe windet, einen geheimen Schleichweg, um Sklaven von Quillimane nach den Baien Maſſangano und Nameara oder nach dem Zambeſi ſelbſt zu bringen. Der Kwakwa oder Fluß von Quillimane, einige 60 Meilen nördlich von den Mündungen des Zambeſi entfernt, iſt lange Zeit für den Hauptzugang des Zambeſi ausgegeben worden, um die engliſchen Kreuzer zu veranlaſſen, die falſche Mündung zu bewachen, während durch die wahre Mündung ruhig Sklaven zu Tauſenden ausgeführt wurden. Schwere Vorwürfe häuft der Verfaſſer auf die portugieſiſche Regierung, welche zwar den Menſchenhandel geſetzlich abgeſchafft hat, aber ihn dennoch in jener Gegend officiell begünſtigen ſoll. Ja das ganze Buch kann als eine Anklageſchrift gegen die Portugieſen betrachtet werden. Ob dabei engliſche Eiferſucht die Feder geführt hat, läßt ſich nicht leicht entſcheiden. Die Schilderungen des Sklavenhandels, welcher dort große Diſtricte in Krieg und Verwüſtung ſtürzt, verdienen von unſern humanen Regierungen beachtet zu werden.

Die Expedition verließ England am 10. März 1858, ſegelte an das Cap der guten Hoffnung und erreichte im Mai die Oſtküſte. Hauptzweck war zuerſt, den Zambeſi, ſeine Mündungen und Nebenflüſſe zu erforſchen, mit Rückſicht darauf, inwieweit ſie als Straßen für den Handel und das Chriſtenthum nach dem ausgedehnten Innern Afrikas zu benutzen ſeien. Die ganze Gegend längs des Kongone iſt außerordentlich fruchtbar. Reis wird in reichem Maße gebaut; auch Bataten, Kürbiſſe, Liebesäpfel, Kohl, Zwiebeln, Erbſen, Baumwolle und Zuckerrohr werden gewonnen. Engliſche Kartoffeln ſollen, wenn ſie zu Quillimane in ähnlichen Boden wie hier gepflanzt worden, im Laufe von zwei Jahren wie Bataten ſchmecken. Die ganze fruchtbare Gegend, die ſich vom Kongonekanal bis über Mazaro hinaus einige 80 Meilen in der Länge und 50 Meilen in der Breite erſtreckt, eignet ſich vortrefflich für das Gedeihen des Zuckerrohrs; ſie könnte nach der Anſicht Livingſtone's ganz Europa mit Zucker verſehen, wenn ſie von den Engländern bebaut würde. Die Bewohner findet Livingſtone wohl genährt; ſie kamen als eifrige Handelsleute an das Schiff und boten ihre ſchönen Früchte nebſt Honig und Wachs an; letzteres wird in den Manglebaumwäldern in Menge gefunden.

Wie in allen heißen Gegenden, ſtellten ſich auch hier in den Niederungen Fieber und allerlei Krankheiten ein, wovon die europäiſche Mannſchaft genas, ſobald ſie die Anhöhen erreichte. Während dieſe ſich aber auf den höchſten Bergesgipfeln am wohlſten befand, wurden dort wiederum die Eingeborenen krank und erholten ſich nur erſt wieder in den tiefer liegenden Regionen.

Aus dem Zambeſi fuhr die Expedition in deſſen nördlichen Nebenfluß, Schire genannt, welcher nordwärts aus dem Nyaſſaſee ausfließt. Dieſen See entdeckte Livingſtone am 16. September 1859. Sein ſüdliches Ende liegt unter 14° 25′ ſüdl. Br. und 35° 30′ öſtl. L. Er liegt 1300 Fuß über dem Meere, iſt ungefähr 210 Meilen lang, hat eine durchſchnittliche Breite von ungefähr 26 Meilen und eine Tiefe von 15—100 Faden. Er wird von Stürmen heimgeſucht und ſteigt in der Regenzeit 3 Fuß. Vom fernſten erreichten Punkte aus nach Norden ſind die Berge höher als nach Süden und ſcheinen ſich aus dem See zu erheben. An ſeinen Ufern wohnt eine zahlreiche Bevölkerung. Der aus ihm ausſtrömende Schirefluß hat Kataraklen, welche ſich über 35 Meilen erſtrecken. Hier fällt der Fluß an 1200 Fuß. Mit Ausnahme derſelben iſt er ſchiffbar von ſeiner Vereinigung mit dem Zambeſi an bis zu dem Punkte, wo er aus dem Nyaſſaſee ausfließt.

Die Manganja am Zambeſi, wie ihre Stammesgenoſſen am Schire, treiben gern Ackerbau und bauen, außer ihren gewöhnlichen mannichfaltigen Nahrungsmitteln, Taback und Baumwolle in größern Quantitäten, als zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe nöthig iſt. In Senga wird viel Eiſen aus dem Erz gewonnen und ſehr geſchickt verarbeitet. Von Sandias bis Pangolas Reſidenz waren alle Eingeborenen gut gekleidet, und man bemerkte, daß die ganze Kleidung aus einheimiſchem Fabrikat, dem Erzeugniß ihrer eigenen Webſtühle, beſtand. Livingſtone meint, daß eine europäiſche Colonie von den Eingeborenen als eine unſchätzbare Wohlthat für das zwiſchen den Wendekreiſen liegende Afrika betrachtet werden würde. Aber faſt überall, wo unſere Reiſenden hinkamen, hatten die Portugieſen den ſchändlichſten Sklavenhandel betrieben. Daher herrſchte großes Mistrauen gegen die Europäer, das aber ſchwand, ſobald dieſe den Schwarzen erklärt hatten, daß die Engländer Feinde der Sklavenhalter ſeien und die Sklaverei allerwärts abzuſchaffen ſuchten. Ueberhaupt werden die Volksſtämme dieſer Zone nicht als ſo blutdürſtig und deren Häuptlinge nicht als ſo raubluſtig geſchildert, wie diejenigen unter dem Aequator, am Nianzaſee und am Ausfluß des Nil, welche Speke beſuchte. Während dieſer nicht genug Geſchenke machen konnte, von den Häuptlingen wahrhaft ausgebeutet wurde und dennoch oft in Lebensgefahr kam, hatte Livingſtone ſich über zu große Schüchternheit und Furcht zu beklagen, denn die Eingeborenen entflohen, ſobald ſie die Engländer erblickten. Die Ortsvorſteher oder ſonſtige Häuptlinge waren zufrieden mit den kleinſten Geſchenken und erfreuten ſich ſehr, während die Könige am Nianzaſee der Speke'ſchen Expedition lieber alles abgenommen hätten und nur durch die guten engliſchen Schießwaffen in Reſpect gehalten wurden. Deshalb können dieſe außerordentlich fruchtbaren Landſtriche am Zambeſi und Schire auch viel leichter von Europäern bevölkert und cultivirt werden, als diejenigen, welche Speke und Burton von Zanzibar aus am Tanganyika- und Nianzaſee beſuchten.

Nachdem die Expedition den Nyaſſaſee befahren und das umliegende Land erforſcht hatte, kehrte ſie wieder auf dem Schire zurück in den Zambeſi und fuhr bis über die großen Victoriafälle hinauf in das Land der Makololo. Auf dieſer Fahrt boten ſich außerordentliche Merkwürdigkeiten dar, furchtbare Stromſchnellen und die größten Waſſerfälle der Erde. Livingſtone ſchreibt:

Der Niagara iſt durch eine rückwärtsgehende Auswaſchung des Felſens entſtanden, über welchen der Fluß herabfällt, und

im Laufe vieler Jahrhunderte iſt er allmählich zurückgetreten. Aber die Victoriafälle ſind durch einen gerade quer über den Fluß laufenden Riß in dem harten, ſchwarzen baſaltiſchen Felſen entſtanden, welcher dort das Bett des Zambeſi bildete. Die Länge des erſten Riſſes beträgt über 1860 Yards. Der Hauptſtrom läuft hier faſt von Norden nach Süden, und die quer über demſelben liegende Kluft geht faſt von Oſten nach Weſten. Die Tiefe der Schlucht iſt an 400 Fuß. Als wir die Breite dieſer tiefen Kluft mit dem Sextanten maßen, fanden wir, daß ſie an der Garteninſel, ihrer ſchmalſten Stelle, 80 Yards und an ihrer breiteſten Stelle etwas mehr betrug. In dieſer Schlucht, die zweimal ſo tief iſt als der Niagarafall, rollt der eine volle Meile breite Fluß mit einem Brauſen hinab, von dem man taub werden kann, und dies iſt der Moſi-oa-tunya, oder die Victoriafälle. Um die beſte Ausſicht auf die Hauptfälle des Moſi-oa-tunya zu bekommen, muß man zu dem mit immergrünen Bäumen bedeckten Vorgebirge überſetzen. Fangen wir auf der Baſis dieſes Vorgebirgs an und kehren das Geſicht dem Waſſerfall zu, ſo haben wir am weſtlichen Ende der Schlucht zuerſt einen Fall von 36 Yards Breite, und natürlich, wie alle, über 310 Fuß Tiefe; dann tritt Boaruka, eine kleine Inſel, dazwiſchen, und nächſt dieſer kommt ein großer Fall mit einer Breite von 573 Yards; ein vorſpringender Felſen trennt denſelben von einem zweiten großen Falle, der 325 Yards breit iſt.

Dieſe wundervollſten Waſſerfälle der Welt erblickt man ſchon in einer 20 Meilen weiten Entfernung; ſie erſtrecken ſich in einer Breite von über 900 Yards. Der in der Nähe befindliche Boden iſt mit Achaten beſtreut und die dort wohnenden Batoka, die allein im Lande Baumcultur treiben, ziehen blos einheimiſche Fruchtbäume: die Moſibe, den Motſikiri, den Boma u. a. Die europäiſchen Fruchtarten würden ebenfalls mit Erfolg cultivirt werden können.

Von den Victoriafällen ging die Expedition hinauf nach Seſchele, den äußerſten weſtlichen Punkt im Innern, den ſie von der Oſtküſte aus erreichte. Die dort wohnenden Makololo werden von Livingſtone als die intelligenteſten Stämme geſchildert, die er in Afrika kennen lernte. Im September 1860 ging die Reiſe theils auf dem Zambeſi, ſoweit er ſchiffbar, theils zu Lande wieder rückwärts nach den öſtlichen Ländern. So weit führt uns der erſte Band, im zweiten wird die Weiterreiſe geſchildert. Ueber die Schiffbarkeit des Zambeſi erhalten wir folgenden Aufſchluß:

Von dem Punkte an, wo wir uns in Sinamane's Dorfe nach Kanſalo einſchifften, iſt der Fluß ſchiffbarer als zwiſchen Tette und Senna, obgleich eine große Strecke deſſelben nur 250—300 Yards breit oder der Themſe an der Londonbrücke gleich iſt. Etwas unterhalb Kanſalo, an der Kariba, erſtreckt ſich ein baſaltiſcher Deich, Nakabele genannt, mit einer weiten Oeffnung, die nur für Baumkähne gefährlich iſt, wie ein künſtlicher Damm quer über den Strom. Der tiefe und ſchmale Fluß fließt dann mehrere Meilen weit durch eine Kette hoher Berge. Noch weiter hinab und vom Kafue oſtwärts iſt er wenigſtens eine halbe Meile breit; die Strömung iſt ſanft, und es gibt dort viele ſandige Inſeln. Dann kommt die ungefähr 100 Yards lange Stromſchnelle am Kariova mit einer Stromgeſchwindigkeit von faſt ſechs Knoten in der Stunde; dies iſt, die wirklichen Kataralten ausgenommen, der reißendſte Theil des Zambeſi. Auf der Strecke unterhalb Zumbo und bis nach Chicova hin iſt der Fluß wieder breit und leicht zu befahren. Chicova iſt ein Diſtrict mit einer fruchtbaren Ebene am ſüdlichen Ufer, beide Seiten des Fluſſes waren hier ehemals gut cultivirt; jetzt aber hat er keine Bevölkerung.

In den Stromſchnellen am Kebra-baſa-Felſen ging der Expedition ein Fahrzeug verloren. Der Morumbua öſtlich von der Chicova-Ebene iſt der furchtbarſte der Kataralte und muß bei gewöhnlichem niedrigen Waſſerſtande für die Schiffahrt ſtets eine Schranke bilden; in dieſer engen Schlucht oder dem engen Thorweg, in welchem die Kataralte liegen, beträgt die ſenkrechte Steigung des Waſſers 80 Fuß. Unterhalb dieſer gefährlichen Stromſchnellen iſt der Zambeſi, mit wenigen Ausnahmen, ſchiffbar bis in den Ocean. Auch der Schire hat gewaltige Kataralte, wo er nicht fahrbar iſt. Sie beginnen unter 15° 20′ und enden unter 15° 55′ ſüdl. Br. Außer fünf großen Kataralten finden ſich dort auch noch drei bis vier kleinere; während dieſe unter einem Winkel von kaum 20 Grad herabgleiten, fallen die größern 100 Fuß auf 100 Yards unter einem Winkel von 70 Grad. Der ganze Fall vom Ober- bis zum Unterſchire beträgt 1200 Fuß. Der Hauptbeſtandtheil der Gebirge iſt Syenit.

Die Religion, die Sitten und Gebräuche derjenigen Volksſtämme, welche Livingſtone auf dieſer Tour kennen lernte, ſind im allgemeinen mild, nicht ſo roh, wie die an der Weſtküſte. Sie glauben an einen allmächtigen Schöpfer und an ein Leben nach dem Tode. Der Verfaſſer irrt ſich indeß, wenn er dieſen Monotheismus als den „afrikaniſchen Urglauben“ allen Afrikanern zuſchreibt. Dies beweiſt, daß der weltberühmte Reiſende ſehr wenig Kenntniß von den Werken anderer Reiſenden über dieſen Welttheil beſitzt. Sonſt müßte er wiſſen, daß zahlreiche Volksſtämme im roheſten Aberglauben verſunken ſind, Fetiſche anbeten und die wahnſinnigſten Religionsgebräuche ausüben, ſodaß man dieſe Verkehrtheiten gar nicht mehr als Religionscultus bezeichnen kann. Dieſer Irrthum beeinträchtigt aber keineswegs den hohen wiſſenſchaftlichen Werth des Werks. Alle jene bereiſten Stromgebiete werden uns ſehr ausführlich beſchrieben, die angrenzenden Länder mit ihrem Pflanzenreichthum, mit ihren unzähligen Thieren geſchildert und das Leben und Treiben der Eingeborenen in klar verſtändlicher Sprache erzählt.

Von großer Wichtigkeit iſt die beigegebene geographiſche Karte dieſer Region, nach der alle unſere Karten rectificirt, reſp. ausgefüllt werden müſſen. Ebenſo müſſen die geographiſchen Werke hiernach bereichert und berichtigt werden. Da das Werk neben intereſſanter Belehrung auch die angenehmſte Unterhaltung gewährt, ſo wird es gewiß kein Leſer unbefriedigt aus der Hand legen.

2. Aus Sahara und Atlas. Vier Briefe an J. Liebig von E. Deſor. Mit drei Tafeln. Wiesbaden, Kreidel. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieſes kaum 71 Seiten enthaltende Schriftchen hat mehr naturwiſſenſchaftlichen und culturhiſtoriſchen Gehalt als manches dickbändige Reiſewerk, das nur die alltäglichſten Lebensverhältniſſe ſchildert. Die erſten zwei Briefe beſchreiben den Charakter der Wüſte, die darin befindlichen Oaſen, den Dattelbau und die arteſiſchen Brunnen. Im dritten Briefe werden die Beziehungen der Wüſte Sahara zum Alpenklima, der Einfluß des Föhns und das Alter

der Wüſte beſprochen. Aus dem Auffinden der Herzmuſchel (cardium edule) in der Wüſte und anderer Meeresbeſtandtheile, ſchließt der Verfaſſer:

daß das Saharameer, zur Zeit als die genannte Herzmuſchel darin lebte, den Bedingungen entſprochen, welche den jetzigen Brackwaſſern eigenthümlich ſind. Dieſe ſind aber in der Regel nur Binnenſeen, und es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Thiere derſelben im Vergleich zu denen in offener See mehr oder weniger verkümmert ſind. Auch iſt die Zahl der Species eine geringere. Nimmt man nun an, daß die Wüſte zu irgendeiner gegebenen Zeit vom Meer eingenommen war, ſo muß ſie in ihrem Weſen ſo ziemlich der Oſtſee entſprochen haben. Es war ein Binnenmeer, deſſen Verbindung mit dem Mittelmeer durch die Meerenge von Kabes vermittelt wurde. In noch frühern Zeiten mag dieſes Meer ſogar auch die Südgrenze von Marokko beſpült haben und mit dem Atlantiſchen Ocean verbunden geweſen ſein, einen weiten Meeresarm zwiſchen dem Atlas und dem wahren Afrika bildend.

Deſor beweiſt dann, daß die Wüſtenwinde, die über die Alpen ſtreichen, ehemals, als die Wüſte noch ein Meer war, große Feuchtigkeit mit ſich führten und auf den Alpen die Gletſcherbildung mit beförderten; gegenwärtig aber als trockene Föhn den Schnee und die Gletſcher ſchmelzen. Die Sahara war noch Meer, als die Alpen ſchon in ihrer jetzigen Geſtalt exiſtirten. Dieſelben Südwinde, welche früher den Niederſchlag von Schnee in den Alpen begünſtigt hatten, wurden ſpäter zum trockenen Föhn oder Schneefreſſer und veranlaßten den Rücktritt der großen Gletſcher.

Profeſſor Dove's Anſicht, „daß der Saharawind erſt viel weiter öſtlich, gegen die Steppen des Aralſees hin, die Erdoberfläche erreiche", wird gründlich widerlegt. Der in den Alpen und beſonders in der Oſtſchweiz als Föhn bekannte Wind zeichnet ſich ſtets durch ſeine große Trockenheit aus und kommt ganz ſicherlich aus der Sahara.

In den beiden letzten Briefen werden die in Nordafrika liegenden zahlreichen Dolmen (Steintiſche) und Todtengemächer der Umgegend von Batna beſprochen. An den Quellen des Bu-Merzug, einige dreißig Kilometer ſüdlich von Konſtantine, fand der engliſche Alterthumsforſcher Chriſty in einem Umkreis von drei Stunden, auf den Hügeln und in der Ebene zahlreiche Dolmen, Halbdolmen, Cromlech, Menhir und Tumuli. Dieſe Denkmäler haben denſelben Typus wie die in Europa aus celtiſcher Zeit befindlichen. Beim Ausgraben fand man ähnliche Geräthſchaften wie in denen von Europa, z. B. Töpfergeſchirr, rohes und halbgebranntes, auch ungebranntes, wie dasjenige der Pfahlbauten; kupferne Zierath, wie Ohrringe, kleine Fingerringe, Schnallen, eiſerne Geräthſchaften und ſogar eine bronzene Medaille der Fauſtina. Die Leichen fand man in der Regel mit heraufgezogenen Knien, ſo wie ſie in den Gräbern der europäiſchen Dolmen angetroffen werden. Aus den Geräthſchaften geht hervor, daß die Denkmäler verſchiedenen Zeitaltern angehören. Man trifft dort auch jene für das Celtenthum charakteriſtiſchen, aus loſen Steinen zuſammengeſetzten Thürme, mit einem Todtengemach in der Mitte, ganz den Galgal der Bretagne entſprechend, welche unter dem Namen Schuja bekannt ſind. Aber nicht blos in Nordafrika, auch in Tuniſien, am Libanon, ja ſelbſt in Indien kommen Dolmen vor. Hieraus ſchließt der Verfaſſer:

Somit hätten die Errichter der Dolmen ſich von Vorderaſien aus und vielleicht noch von weiter her, durch Oberägypten, wo auch ähnliche Monumente vorkommen ſollen, über das ganze Gebiet des Atlas, das frühere Numidien, verbreitet, wo ſie ſchon vor Jahrtauſenden als weißes Volk unter dem Namen der „Tamhu" gekennzeichnet ſind, wären dann von da über die Meerenge von Gibraltar, welche möglicherweiſe zu dieſer Zeit noch nicht aufgeriſſen war, nach Europa gelangt und hätten ſich die Küſten unſers Continents entlang über Frankreich, England, Jütland, Dänemark, bis nach Oſtpreußen hingezogen.

Ich kann mich dieſer Anſicht, daß alle jene einfachen Denkmäler von einem Volke abſtammen ſollen, nicht anſchließen und ſtimme mit dem Verfaſſer des Artikels „Dolmen" (elfte Auflage des Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon") überein, welcher meint: „Bei der primitiven Form, welche die Cromlechs und Dolmen allerwärts zeigen, iſt es übrigens auch nicht nothwendig, daß ſie ſämmtlich demſelben Volke oder auch demſelben Zeitalter entſtammen, ſondern ſie können ganz verſchiedenen, nur auf gleich niedriger Culturſtufe ſtehenden Völkern angehören." Und dies iſt die Anſicht, welche die meiſten Gründe für ſich hat.

3. Ausflug nach der Tatra, der Hegyallia und dem ungariſchen Erzgebirge im Sommer 1865 von H. K. Brandes. Mit einer kurzen Grammatik der ungariſchen Sprache. Lemgo, Meyer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieſe zwölfte Taube des Herrn Rectors am Gymnaſium zu Lemgo führt uns in das fruchtbare Land der Magyaren und auf die Tatra, das Hochgebirge der Karpaten, welches ſüdwärts von Krakau die Grenzen von Galizien und Ungarn bildet. Das kleine Schriftchen gleicht ganz den frühern Producten des Verfaſſers, die ich in Nr. 24 d. Bl. f. 1865 beſprochen habe. Es ſchildert die Karpaten, hauptſächlich die Tatra und den Badeort Schmöcks, welcher am Fuße der Tatra in einem Fichtenwalde 3170 Fuß Meereshöhe liegt. Von da aus reiſt er an die Quelle des herrlichſten Weins, nach Tokay, und ſodann nach Debreczin und Peſth. Von hier beſucht er die Matra, ein ſüdliches Vorgebirge der Tatra, 10 Meilen im Nordoſten von Peſth. Daß der Verfaſſer entzückt iſt über die wundervollen Gebirgslandſchaften, iſt ſelbſtverſtändlich. Er ſagt:

Ich habe die ſchweizer, die tiroler und öſterreichiſchen Alpen, die Pyrenäen und die Sierra Nevada, die Sierra Morena und Guadarama, den Apennin, das ſchottiſche Hochland und das walliſer Gebirge, die Kiölen Skandinaviens, die griechiſchen Gebirge und den Olymp von Bithynien geſchaut, aber ein Gebirge, wie die Tatra beſchaffen und geſtaltet iſt, habe ich nirgends geſchaut.

Der beigegebene Auszug einer „Grammatik der ungariſchen Sprache" von M. Ballagi (Peſth 1861), gibt uns zwar keine vollſtändige Belehrung, aber doch eine ungefähre Anſchauung von der Eigenthümlichkeit dieſes Idioms. Die wichtigſten Grundformen der Declination, Conjugation, Zahlwörter, Adjectiva, Fürwörter u. ſ. w. werden angeführt; man kann dadurch wenigſtens einige alltägliche Redeformen erlernen und nöthigenfalls bei einem Beſuch des herrlichen Ungarlandes praktiſch verwerthen.

Johann Schucht.

Germaniſche Alterthumskunde.

Handbuch deutſcher Alterthümer von Georg Pfahler. Frankfurt a. M., Winter. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Ngr.

Es war gewiß ganz zeitgemäß, als im Jahre 1861 die hiſtoriſche Commiſſion bei der königlich bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften unter anderm auch einen Preis für die Bearbeitung eines Handbuchs der deutſchen Alterthümer ausſetzte. Denn ſeit dem Jahre 1836, in welchem Klemm's „Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde" herauskam, hatte durch die eifrigſten und allſeitigſten Forſchungen der Hiſtoriker, der germaniſchen und vergleichenden Philologie das Material zur nähern Kenntniß des germaniſchen Alterthums ſich ungemein gemehrt, lag aber in vielen Monographien zerſtreut und nur wenigen zugänglich. Es war daher angezeigt, endlich eine überſichtliche und zugleich umfaſſende Darſtellung des Geſammtgebiets der deutſchen Alterthümer für den praktiſchen Gebrauch zu bringen. Wie zähe es aber mit der Herausgabe einer ſolchen Darſtellung ging, zeigt das Preisausſchreiben der obengenannten Commiſſion: zweimal mußte es erlaſſen werden, bis überhaupt nur ein Werk ihr eingeſandt wurde. Doch erlangte auch dies den feſtgeſetzten Preis nicht. Ob nun das uns vorliegende Buch das der hiſtoriſchen Commiſſion eingeſandte Werk war, läßt die Vorrede etwas zweifelhaft:

Nachfolgende Schrift iſt nach dem Programm der Commiſſion für deutſche Geſchichte bei der königl. bairiſchen Akademie für ein Handbuch deutſcher Alterthümer bis auf die Zeit von Karl den Großen bearbeitet und hatte eine Bewerbung um die geſtellte Preisaufgabe werden ſollen. Aber entfernt von jeder größern Bücherſammlung wurde es uns ſchwer, die Maſſe der einſchlägigen Literatur zu erhalten, und dadurch unmöglich rechtzeitig die Arbeit einzureichen.

Mag aber der Sachverhalt ſein, welcher er will, wir haben es hier nur mit dem Buche als ſolchem zu thun und dürfen unſer Urtheil darüber nicht von äußern Umſtänden und fremden Rückſichten abhängig machen.

Der Verfaſſer ſchickt ſeiner Darſtellung der Alterthümer eine geſchichtliche Grundlage voraus, ſtellt zuerſt das Veränderliche im germaniſchen Volksleben dar, um dann das Bleibende, die Zuſtände deſſelben folgen zu laſſen. Er ſelbſt ſucht dies mit folgenden Worten zu rechtfertigen:

Daß die politiſche Geſchichte der einzelnen deutſchen Stämme in ſolcher Ausführlichkeit in das Handbuch aufgenommen wurde, wird vielleicht getadelt werden, weil das alles in andern Geſchichtsbüchern zu finden ſei. Dagegen waren wir der Meinung, daß nur aus der Geſchichte das richtige Verſtändniß von Leben und Sitte, von Recht und Verfaſſung gewonnen, und daß, was auch irgend anderswo und vielleicht beſſer, doch nicht in einem ſolchen Zuſammenhang gefunden werde, wie es hier die Aufgabe des Handbuchs fordert.

Dieſe politiſche Geſchichte hat Pfahler oft wörtlich aus ſeiner deutſchen Geſchichte*) aufgenommen, jedoch überall die nöthigen Belege beigefügt. Er offenbart hierin eine reiche Beleſenheit in den Quellen ſowol als in der ſecundären Literatur, wenn ihm auch von letzterer die eine und andere Schrift, freilich manchmal zum Nachtheile des Werks, entweder entging oder unzugänglich war. Der Stil iſt im ganzen anziehend, leidet aber mitunter an ſchwerfälligen Satzgebilden und unnöthigen oder zu ausgedehnten, obgleich anmuthigen Erzählungen, die für ein wiſſenſchaftliches Werk entbehrlich ſind. Doch fehlt es auch nicht an einer gehobenen Sprache, wenn dieſe durch den Stoff bedingt iſt, ſie bleibt aber trotzdem im Gebiete der edlern Popularität.

Der Verfaſſer ſpricht zuerſt von dem Urſprung und den Urſitzen, ſowie den älteſten Namen der Deutſchen, ohne hier gerade etwas Neues zu bieten. Es lag dies auch weder in ſeiner Abſicht, noch in dem Charakter und der Tendenz des Buchs. Wenn er aber ſagt, daß alte Erinnerungen an den Oſten und das urſprüngliche Zuſammenleben mit andern ariſchen Stämmen in den Sagen bewahrt ſeien und die Aehnlichkeit vieler Worte, Sittenzüge und Heldencharaktere auf den Orient, beſonders auf Perſien und die Gegenden am Oxus und Jaxartes hinweiſen, ſo ſind dieſe Perſer wol nicht das herrſchende Geſchlecht der alten Perſer, ſondern die ihnen tributbaren und waffenbrüderlichen Stämme, vorzüglich die heutigen Kurden, deren Adeliche ſich heute noch Kerman, ihre Bauern Gurman nennen. Auch beweiſt eine ſchöne Volksſage unter ihnen, die nicht älter iſt als die Kreuzzüge, deutlich, daß die Kurden die Abendländer als ihre Verwandten anſehen. Vgl. Brugſch, „Aus dem Orient" (Berlin 1864).

Unter den verſchiedenen Deutungen des Namens Germanen neigt Pfahler am meiſten der Ableitung des Wortes aus dem Celtiſchen zu, wonach es „Schreier" bezeichnen und eine rühmliche Eigenſchaft eines kriegeriſchen Volks bedeuten ſoll. Wäre dieſe Ableitung richtig, ſo müßte man den Namen eher für einen Schimpfnamen (d. i. wilde, rohe Schreier) erklären, welchen die Celten, die vor den nachrückenden Germanen den größten Theil Deutſchlands innehatten, ihren Feinden, die ihnen auch in der Cultur nachſtanden, beilegten. Von den Celten lernten die Römer das Volk und den Namen der Germanen zuerſt kennen, ohne aber deſſen wahre Bedeutung einzuſehen. Vielmehr identificirten ſie ihrem etymologiſchen Verfahren gemäß ihn mit ihrem Worte germani (leibliche Brüder). Eine andere Etymologie iſt gegeben in Nr. 14 d. Bl. f. 1865. Nach J. Braun („Naturgeſchichte der Sage", II, 304) aber iſt er eins mit Cham, Charma oder Hermes, von welchem Stamme auch die Hermionen und Hermunduren u. ſ. w. abzuleiten ſeien!

Wie die Völker ringsum, z. B. die Celten, ſo zerfielen auch die Germanen in unzählige Stämme und Stämmlein, von denen wir oft kaum mehr als die Namen wiſſen, wie Dulgubinen, Rudignern u. ſ. w. Denn wie bereits Cooper von dem letzten der Mohikaner ſchreiben konnte, wir aber den Stamm der Tasmanier beinahe ausgerottet und die Ureinwohner von Jeſſo dem Untergange entgegengehen ſehen, ſo erſcheinen auch von den barbariſchen Stämmen der Deutſchen einige auf dem

*) „Geſchichte der Deutſchen von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage" (Stuttgart, Scheiblin), von dem bisjetzt nur der erſte Band, welcher die Geſchichte bis Karl der Großen umfaßt, erſchien.

Schauplatze der Geschichte, um theils bald spurlos zu verschwinden, theils erst nach längerer Zeit wieder aufzutauchen, aber nur um binnen kurzem völlig unterzugehen.

Nachdem der Verfasser aus dem Gewirre verlässiger und unsicherer Nachrichten die Wohnsitze der einzelnen Stämme möglichst genau entnommen und festgestellt hat, gelangt er zu den Völkerbündnissen, die sich zur Zeit der Völkerwanderung bildeten, während schon mehr als 300 Jahre früher eine größere Vereinigung der deutschen Stämme gegen die Römer nöthig gewesen wäre, der Cheruskerbund aber nicht lange bestanden hatte und der einst mächtige Markomannenbund auch schon gesprengt war. Pfahler theilt für seine Behandlung die Germanen in vier Gruppen.

Die erste bilden die deutschen Westvölker: Alamannen, Franken, Thüringer, Baiern, Sachsen, Friesen; die zweite die deutschen Ostvölker: Gothen, Vandalen, Longobarden; die dritte die deutschen Nordostvölker: Heruler, Rugier, Sciren, Turcilinger; die vierte die skandischen Germanen: Dänen, Gauten, Suconen und Nordmannen. Nur über zwei dieser Völker seien uns einige Worte gestattet. Der Bund der Sachsen (d. i. Schwertmänner) bildete sich wesentlich aus den Chaukern, Cheruskern und Angrivariern. Die Namen dieser Hauptheile änderten sich aber im Laufe der Zeiten in Ost- und Westfalen und Engern. Dazu kommen noch die Nordalbingier, die erst kürzlich wieder zurückgewonnenen deutschen Brüder nördlich der Elbe, zu denen eigentlich auch die Jüten gehören. Die Dänen (Dani = Daci?) sind auf die östlichen Inseln des Beltes zu beschränken und dürfen die Jüten nicht zu ihnen gerechnet werden, obgleich die Dänen schon früh die Jütische Halbinsel eroberten und die Einwohner danisirten. Auf der skandischen Nordwestspitze aber und bald im ganzen Westen Norwegens erscheinen die Nordmänner, die in der Geschichte eine große und für Deutschland insbesondere auch traurige Rolle spielten. Wir können hier natürlich dem Verfasser in der Schilderung ihrer Raubzüge nicht folgen, sondern bemerken nur, daß auch von Raubfahrten der Dänen und Normänner gegen die östlichen Küstenländer berichtet wird, diese Unternehmungen aber sich nur auf die Küsten beschränkten und in der Eroberung des großen Binnenlandes ihnen die nähern Schweden zuvorgekommen waren. Sie sind schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts unter dem Namen Ros (Ῥώς, Rús bei den Arabern, Alte; Raesar von ras, Lauf) den Griechen als ein mächtiges, räuberisches Volk aus dem weiten Lande über dem Schwarzen Meere bekannt, als ein Volk, welches im wuotanischen Treiben außerhalb des Vaterlandes im Ostlande sein Glück suchte.

Zur Zeit der Völkerwanderung machten die Deutschen, drängend und gedrängt, viele Eroberungen im römischen Reiche, welches sie zertrümmerten. Jedoch keins der germanischen Reiche, welche außerhalb des heutigen Deutschland sich bildeten, dauerte lange, ausgenommen das Frankenreich, und selbst dieses bestand nicht als germanisches, sondern großentheils als romanisirtes Reich fort. Denn zu unserer Schande müssen wir es gestehen, daß den Deutschen außerhalb des heutigen Deutschland die Germanisirung der Fremden nicht gelungen ist, sondern sie selbst meist entnationalisirt wurden. Ja, selbst später abgerissene Theile des eigentlichen Deutschland sind jetzt bereits der deutschen Sprache und Sitte mehr oder weniger entfremdet. Nur gegen Osten hin (Preußen) hat die Germanisirung glänzende Fortschritte gemacht.

Jene germanischen Reiche aber sind im Südosten von Europa und auf der Nordküste von Afrika die Reiche der Burgunder, der Westgothen und Vandalen; im Süden die Reiche der Ostgothen und Longobarden, im Westen das Reich der Franken. Sie alle gehen aus beinahe gleichen Ursachen zu Grunde. Innere Zwistigkeiten, die Greuelthaten in den Herrscherfamilien, ein unbändiger, verdorbener Adel und eine hab- und machtsüchtige Geistlichkeit führten in verhältnißmäßig kurzer Zeit den schmählichen Untergang aller dieser Reiche, mit Ausnahme des Frankenreichs, herbei. Was Pfahler über das Ende des Westgothenreichs sagt, läßt sich beinahe völlig auch auf die andern genannten Reiche anwenden:

> Roderich's Regierung dauerte kaum ein Jahr, als das durch die Schuld seiner Magnaten geistlichen und weltlichen Standes längst verdiente Nationalunglück über das Reich hereinbrach. Ein in erbitterte Parteien zerrissenes Volk, dessen hohe und vornehme Glieder in selbstsüchtiger Verblendung und wilder Wuth, ohne Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, beinahe ohne Unterbrechung gegeneinander im blutigen Kampfe lägen, einem solchen Volke mußten die größten Gefahren erwachsen, sobald nur ein unternehmender Feind an seinen Grenzen erschien, bereit dem verrätherischen Theile zuerst Hülfe zu bieten, damit den andern und zuletzt das Ganze zu vernichten. Der Verlauf der westgothischen Geschichte ist eigentlich der einer polnischen Wirthschaft und die Geschichte des polnischen Volks das wiederholte Schauspiel des westgothischen Reichs. Hier wie dort Adel und Geistlichkeit mächtiger, als das Wohl des Reichs ertragen konnte; zwischen beiden das Königthum als eine Gewalt, dessen Rechte man nicht genug beschneiden kann, um mit den abgerissenen Fetzen sich zu bekleiden und die Rolle von Königen zu spielen; beide gleich frech und entschlossen, ihre Interessen für die des ganzen Reichs auszugeben und dafür gleich verblendet und hochverrätherisch über Brand und Blut die Feinde der Nation in breiten Gassen ins Vaterland zu führen!

So ist weder das Regiment wegen seines Sturzes zu bedauern, noch das Volk, weil es so knechtisch gesinnt war, daß es das grausame Joch seiner vornehmen Quäler und Blutsauger sich gefallen ließ und nicht zum Bewußtsein kam, daß es selbst einen Werth habe. Im Jahre 711 endete das Westgothenreich durch — Wollust und Verrath. Infolge innerer Zwistigkeiten wurde Burgund (534) eine Beute der Franken. Indeß ist in der Geschichte der Burgunder und Westgothen nicht alles schwarz, aber jedes Gefühl von Mitleid schwindet bei der Geschichte eines Volks, das ohne alle geistige Frucht aus der Welt verschwunden ist und sich blos durch Raub und Mord berühmt gemacht hat, der Vandalen. Im Jahre 546 ward ihr Reich vernichtet, nachdem sie an Ueppigkeit selbst geborene Afrikaner zu übertreffen gelernt hatten.

Auch das ostgothische Reich in Italien trug schon bei seiner Gründung den Keim des Zerfalls in sich und hatte überdies den ränkevollen byzantinischen Hof sich gegen-

über; es erlag ihm im Jahre 555. Unter Verrath und Frevel begann das Longobardenreich in Italien, es dauerte auch nur 200 Jahre. Aber ſelbſt im Frankenreiche kam es wenigſtens zur Entthronung eines Königsgeſchlechts, der Merovinger, deren erſter meiſt nur durch Verrath und Meineid und Grauſamkeit ſeine Herrſchaft gegründet hatte:

Die Könige von Chlodwig I. bis Chlotar II. (geſt. 628) waren neben ihrer Schlechtigkeit und Roheit doch meiſt noch tapfere Krieger geweſen; aber nach ihnen folgt ein Geſchlecht, angefreſſen von denſelben Sünden, aber beinahe ohne eine ſie auszeichnende Tugend, ohne irgendeine Eigenſchaft der vorangegangenen Wölfe und Leoparden. Für ſie gab es keine andere Freude und Mühe als das Intriguenſpiel des Palaſtes und das Geſchäft mit Weibern, vielleicht auch Hunde- und Hühnerfütterung, wie einſt an den Höfen zu Ravenna und Byzanz.

Mit Wärme nimmt Pfahler den Helden Karl Martell in Schutz gegen die Anklagen, als habe er ungerechtes Gut in ungeheuern Verhältniſſen ſich angeeignet (er ſäculariſirte nämlich), die Quellen chriſtlicher Geſittung verſchüttet und Roheit und Barbarei über ein großes Volk heraufgeführt oder doch wenigſtens nicht verhindert. Wahr iſt aber, daß er das Reich, das Abendland und die ganze Chriſtenheit gerettet. Wenn es freilich beſſer wäre, daß jeder winzige Bruchtheil ſein Intereſſe für das Höchſte halte und dafür das Ganze und Gemeinſame zu verwirren den Muth habe, dann müßte man Karl Martell's Verfahren ſtreng tadeln. Ein Fingerzeig für Oeſterreichs Geiſtlichkeit! Karl's Sohn, Pipin, führte den Sturz der Merovinger herbei (752); ihm folgte ſein größerer Sohn, Karl der Große, deſſen gelungene Schilderung den Schluß des auch für unſere Zeit äußerſt lehrreichen geſchichtlichen Theils bildet.

Der nun folgende Theil des Handbuchs, welcher die Alterthümer enthält, iſt der kleinere, ſodaß die Grundlage größer als der Hauptbau iſt. Dies iſt, wie wir glauben, ein Nachtheil des Werks. Obſchon es im allgemeinen mehr bietet als das Handbuch von Klemm, ſo läßt es doch öfter an Vollſtändigkeit zu wünſchen übrig, und es tritt auch öfter als im erſten Theile ein Mangel der formellen und materiellen Durcharbeitung zu Tage, der ſich zwar aus der Eile des Verfaſſers, die Arbeit rechtzeitig fertig zu bringen, erklärt, aber immerhin unangenehm berührt. Würde dem Verfaſſer in der Nothwendigkeit einer zweiten Auflage ſeines Buchs die Möglichkeit zu deſſen Verbeſſerung gegeben, ſo möchten wir ihn neben den formellen Emendationen beſonders um die Vermehrung des Inhalts erſuchen.

Indeß iſt uns auch in der gegenwärtigen Geſtalt das Werk willkommen, bis es durch ein beſſeres verdrängt wird. Gelehrſamkeit, große Beleſenheit in den Quellen und ungewöhnlicher Fleiß laſſen ſich dem Verfaſſer durchaus nicht abſprechen, auch muß bei einer ſo ſchwierigen Arbeit, die noch ohne viele Vorgänger iſt, billige Rückſicht genommen werden. Zudem iſt der Tadel des Einzelnen viel leichter als eine fehlerfreie Bearbeitung des Ganzen. Endlich aber wollen wir bemerken, daß das Handbuch für den gewöhnlichen Gebrauch genügt; nur wäre hierfür ein vollſtändigeres Regiſter ſehr wünſchenswerth, da auch der Druck das Nachſchlagen nicht ſehr erleichtert.

Der Stoff der Alterthümer iſt in drei Bücher zerlegt. Das eine davon umfaßt die öffentlichen Rechtsverhältniſſe mit folgenden Unterabtheilungen: „Beſchaffenheit der Nation" (Land und Einwohner), „Zuſtand der Perſonen" (Freie, Unfreie), „Recht und Verfaſſung" (Herkommen und Geſetz, die Landesgemeinden und die Obrigkeiten und das Königthum), „Heer- und Kriegsverfaſſung" (Heerbann und Gefolgſchaften, Waffen und Kampfesart, Kriegsſchiffe), „Gericht und Strafe" (Verbrechen, Gericht, Buße und Strafe).

Pfahler bemerkt, daß die Römer die Schreckniſſe des germaniſchen Bodens und Klimas übertrieben. Er ſelbſt aber ſcheint hier und da die Einwohner etwas über Gebühr zu idealiſiren: wir meinen eben, daß man unſere Vorfahren in den Wäldern Germaniens überhaupt ſchon zu viel gelobt habe. Im Gegenſatze zu den in allen Laſtern gebadeten Römern zur Zeit der Geburt Chriſti und danach waren ſie freilich in vieler Hinſicht ausgezeichnet, beſonders durch ihre Treue, Vaterlandsliebe, Moralität (vgl. Maßmann, „Deutſch und Welſch", München 1843), aber wir müſſen auch ihre Fehler conſtatiren: Trunk- und Spielſucht, Raufereien, mitunter Vielweiberei, Menſchenopfer, ſelbſt Meineide und gebrochene Treue; Pfahler ſelbſt ſpricht von dem wuotaniſchen Treiben, der rohen Beſtrafung der Unfreien, von Ausſetzung der Kinder. Und ſo ſehr auch die Deutſchen ihr Vaterland liebten, die Sehnſucht nach dem kalten Norden verzehrte in den ſonnigen Gefilden Italiens, Spaniens u. ſ. w. nur wenige. Wenn es dem Deutſchen gut geht, vergißt er nur zu leicht ſeiner Heimat, und nur zu ſchnell legt er häufig das Heimiſche ab, das Fremde an. Der Fortſchritt der Deutſchen von ehemals bis in unſere Zeiten herab iſt ein ungeheuerer, zumal wenn man bedenkt, daß auch nur wahre Cultur wahre Moralität erzeugt. Wo es Freie und Unfreie gibt, beſteht eine große Schattenſeite. Bei unſern Ahnen war es ſo; die Freiheit allein aber gab Recht, Recht und Freiheit waren identiſch. Wir alſo möchten nicht wie Livius in der Vorzeit ſeiner Landsleute, ſo in der Urgeſchichte unſerer Ahnen Troſt und Beruhigung in den Leiden der Gegenwart ſuchen als incuriosa nostrorum aetas (Tac. Agr., I), ſondern noch mehr als wir uns an ihren Tugenden erbauen, vor ihren Fehlern, beſonders den politiſchen, warnen.

Für die Reform unſerer Geſetzgebung iſt beſonders wichtig die Kenntniß des altgermaniſchen Rechts, um ſie dem echt germaniſchen Charakter conform zu geſtalten. Das Recht wurde erhalten durch Herkommen und Geſetz. Hierbei ſpielen beſonders die Symbole in der alten Zeit eine große Rolle; in ihrer Darſtellung konnte ſich Pfahler vornehmlich auf Grimm's und Waitz' muſterhafte Arbeiten ſtützen. Mit dieſem Kapitel hätte füglich das über „Gericht und Strafe" vereinigt werden können. Bei dieſer Gelegenheit wollen wir auch der ſogenannten Rolandsſäulen Erwähnung thun, welche Pfahler nicht

anführt, wahrscheinlich weil er sie mit Zöpfl („Die Rulandssäule", Leipzig 1861) erst der Zeit nach Karl dem Großen zuschreibt. Wir aber halten sie für Nachbilder der Irmensäule und mit dieser der ursprünglichen Bedeutung nach für identisch. Unser Autor erklärt die Irmensäule nach Grimm's Vorgang für einen großen Holzstamm unter freiem Himmel errichtet, gleich der Esche Ygdrasil, soviel bedeutend als die Säule, auf der die ganze Welt ruht. Uns scheint sie ein colossales Standbild des Wuotan zu sein. (Vgl. auch J. Braun, a. a. O., S. 304.) Daraus erklärt sich sowol der Name Rolandssäule (so genannt wegen ihrer Größe nach dem durch Karl's Kriege hochberühmten Roland, an dem selbst ein gutes Stück Mythe hängt), als auch ihre spätere Deutung entweder als eines städtischen Weichbildes oder als einer Justizstatue.

Was das Kriegswesen betrifft, so bietet jetzt von Peucker's Werk (über dessen dritten Band vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1865) das meiste Material, doch konnte Pfahler dieses Werk wol noch nicht benutzen. Sehr interessant und gewiß für viele Leser neu ist der Paragraph über die Kriegsschiffe, sowie der spätere über die Schiffe der Germanen überhaupt. Bedeutend war die Seemacht der Vandalen unter Geiserich, die das ganze Mittelmeer beherrschte und vor deren Segeln die entlegensten Buchten weder Schutz noch Sicherheit bieten konnten. Mächtig zur See waren auch die Gothen, während von einer Seemacht der Longobarden nichts bekannt ist. Sehr hohen, ja beinahe den höchsten Ruhm der Seeherrschaft unter den Germanen aber erwarben sich die Dänen und Normannen. Gegen sie konnte selbst das mächtige Frankenreich sehr wenig ausrichten, da seine Stärke auf der Landmacht beruhte:

> Karl der Große erkannte sehr wol die große Gefahr, welche dem fränkischen Reiche von Dänen und Normannen drohte, daher auch seine wiederholten Befehle, die Küsten zu befestigen und Schiffe zu bauen und zu bemannen. Die nachfolgenden Plünderungen und Verwüstungen des Reichs zeigen aber zur Genüge, daß die Maßregeln des Kaisers entweder nicht ausgeführt oder die ausgeführten auf die Dauer nicht erhalten wurden, obwol es dem Reiche namentlich an einer seegewohnten Küstenbevölkerung nicht fehlt.

Wie groß ist der Unterschied der damaligen und heutigen französischen Marine! Und was haben wir Deutsche dagegenzuhalten?

Das zweite Buch (das dritte des ganzen Werks) umfaßt die häuslichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse in zwei Kapiteln: 1) „Haus und Familie", 2) „Leben und Sitte". Wir erfahren darin Näheres über Sippe und Ehe, über Krankheiten und Bestattung, über die schlechten Wohnungen und die oft dürftige Kleidung, über die Speisen und Getränke, sowie über die Beschäftigung der alten Germanen. Gerade aus diesen Verhältnissen, welche den ganzen Menschen, sein ganzes Leben durchdringen, hat sich noch vieles bis in die jüngste Gegenwart herein gerettet, besonders in Süddeutschland, am meisten natürlich in den von der modernen Cultur wenig beleckten Gegenden. Jedoch ist durchaus nicht alles, was sich erhalten, auch lobenswerth; im Gegentheil ist auch hier die große Kluft zwischen der Vor- und Jetztzeit zum Vortheil letzterer nicht zu verkennen, ohne daß wir indeß insbesondere die Heiligachtung der Ehe und der Keuschheit in der alten Zeit unterschätzen möchten.

Das letzte Buch endlich handelt von der Bildung und den Culturverhältnissen: 1) „Götterlehre und Priesterthum", 2) „Sprache und Schrift", 3) „Handel und Verkehr". Ueber den ersten Punkt war nach Grimm's und Simrock's Leistungen wenig oder nichts Neues mehr zu sagen. Es lag aber dieses auch nicht im Zwecke des Werks, sondern es galt nur, da noch selbständige Forschungen zu machen und deren Resultate für die Bestimmung des „Handbuch" zu verarbeiten, wo die Leistungen anderer nicht ausreichten. Hinsichtlich des zweiten Punktes gewährten Grimm und Förstemann die meiste Ausbeute. Der Stoff des dritten Punktes, welche die Producte des Landes, den Handelsverkehr, die Schiffe, Maße, Münzen, die Zeitrechnung und die Gestirne in sich begreift, mußte aus verschiedenen Hülfswerken, theilweise aber auch erst aus den Quellen gewonnen werden. Es kommen sowol in diesem als dem vorhergehenden Kapitel Gegenstände vor, die in den bisherigen Darstellungen der deutschen Alterthümer nicht vertreten waren, sodaß also in Pfahler's „Handbuch" ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht ist, obgleich es auch noch mancher Verbesserungen fähig ist. So vermißt man die Berücksichtigung der sogenannten Regenbogenschüsselchen, die Angabe der Namen der Jahreszeiten, der Winde u. s. w., die Uebersichtlichkeit in der Angabe der Münzen und Maße u. s. w. Jedoch wo wäre nichts zu tadeln? Das Gute des „Handbuch" überwiegt bei weitem seine Fehler! Und da Pfahler überall die Quellen und Hülfsmittel seiner Arbeit angegeben hat, so kann, wem das im Buche Gebotene nicht genügt, über diesen oder jenen ihn besonders interessirenden Punkt sich leicht weitere Aufklärung verschaffen. Möge daher das „Handbuch", welches mit sichtlicher Liebe zum Gegenstande geschrieben ist, viele Freunde finden und die Liebe zu den altdeutschen Studien und zur allseitigern Erfassung der Geschichte unserer Ahnen ebenso wecken, als es diese Studien fördert! 24.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Auch Zeichnenkunst und Malerei können frei erfundene Lebensläufe in auf- und absteigender Linie entwerfen. Wir erinnern nur an die Bilderserien Hogarth's, welche uns ganze Romane aus dem fashionabeln Leben vorführen. In idealerm Stil hat Bonaventura Genelli einen Roman „Aus dem Leben eines Wüstlings" in einer Folge genialer Zeichnungen entworfen, welche gegenwärtig, lithographirt von Georg Koch in Kassel, im Verlag von Brockhaus erschienen sind.

Wir erfahren aus dem Prospecte Folgendes: „Das Leben

eines Wüstlings« ist von Genelli zweimal in cyklischer Darstellung behandelt worden. Die erste Arbeit, 18 Umrißzeichnungen, wurde im Jahre 1840 vollendet und kam nach England in den Besitz des Prinz-Gemahl Albert. Bis auf drei Blätter (Tafel IV, X und XV), welche Umgestaltung erfuhren, entspricht dieselbe bezüglich der Wahl der Gegenstände, der Anzahl und Größe der Compositionen, dem zweiten, ebenfalls in Bleistift gezeichneten, aber durchgeführtern Cyklus, vollendet im Jahre 1850, welchen die vorliegende Reproduction wiedergibt. Die Originale, lediglich auf eigenen Antrieb des Künstlers entstanden und von demselben weder für monumentale noch anderartige Ausführung gedacht, wurden im Jahre 1856 von Herrn Heinrich Brockhaus in Leipzig für seine Privatsammlung erworben."

Der Druck in Brockhaus' Geographisch-Artistischer Anstalt gibt in Bezug auf Maßverhältnisse wie auf Behandlungsweise die Originale auf das Genaueste wieder und liefert vollendete lithographische Kunstblätter. Der Cyklus besteht aus folgenden 18 Compositionen: Titelblatt. 1) Die Entführung. 2) Die Fahrt auf dem Wasser. 3) Frevelhaftes Betragen während eines Gewitters. 4) Verhöhnung jüdischer Gläubiger. 5) Der Wüstling erhält den Brautkranz seiner Gemahlin zurück. 6) Der Wüstling im Bade: Disput zwischen einem Mönche und einem Philosophen. 7) Der Wüstling bei einer Hexe. 8) Der Wüstling begegnet dem Leichenzug seiner Gemahlin. 9) Bacchanal: Verhöhnung der an den Wüstling abgesandten Priester. 10) Gefangennehmung des Wüstlings. 11) Flucht des Wüstlings aus dem Gefängnisse. 12) Des Wüstlings Traum auf der Flucht. 13) Der Wüstling singt der Dame vom Walde seine Abenteuer vor. 14) Der Wüstling bei der Leiche seines Narren. 15) Traumbild nach einem Maskenballe. 16) Stelldichein auf einem Kirchhofe. 17) Des Wüstlings Ende.

Wennschon im Stil der Darstellung die Genelli'schen Blätter sich wesentlich von den Hogarth'schen unterscheiden, so gilt das noch mehr von dem Charakter der dichterischen Erfindung. Der Wüstling Hogarth's, welcher dem braven und fleißigen Arbeiter gegenübergestellt wird, ist ein verkommenes Subject, welches in den Spelunken des Lasters untergeht. Damals gab es noch keinen Goethe'schen und Lenau'schen „Faust", keinen Byron'schen „Don Juan". Man sah im wesentlichen einen Vagabunden vor sich, der auf den Schub gebracht zu werden verdiente. Seit jenen Dichtungen hat das Princip wilder Genußsucht sich mit allerlei titanischen Elementen vermischt; es tritt mit den Waffen der Freigeisterei den Vorkämpfern der bestehenden Sitte gegenüber; es vertheidigt als ein Recht genialer Naturen gegen die beschränkte Satzung den Wahlspruch der Freien: „Erlaubt ist, was gefällt!" Der Wüstling Genelli's ist kein Lumpacivagabundus; er ist ein vornehmer Herr, der in sybaritischem Luxus schwärmt und Kriege führt mit eigener Mannschaft. So sehen wir ihn gefangen im Kampfe mit dem Bischof, dessen Abgesandte er verhöhnt hat. Er hat seinen eigenen Hofnarren als treuen Begleiter, an dessen Leiche er trauert; Diener und Sänger sind ihm stets zur Hand; er feiert Orgien in großartigem Stil als Gastgeber einer liederlichen Welt. Doch wie er sich durch dies alles von dem Hogarth'schen Vagabunden unterscheidet, so noch mehr durch sein keckes Herausfordern der himmlischen Mächte. Er verhöhnt das Ungewitter, das am Himmel flammt; er freut sich, als die nackten wilden Bacchantinnen die Priester verspotten, denen er das Crucifix zerbrochen vor die Füße geworfen hat; er ermordet im Gefängniß den Beichtvater, um in der Kutte desselben zu entkommen. Dabei ist er ein Skeptiker, der auch die Weisheit der Philosophen verlacht. Wir sehen in der Badescene, wo ein Mohr ihm den Rücken wäscht, sein Angesicht im Spiegel, wie es höhnische Grimassen schneidet, während ein Mönch und ein Philosoph, welche mit dem Hofnarren zusammen offenbar ein schmarotzendes Kleeblatt bilden, über die wichtigsten Fragen disputiren. Darum sehen wir in der einen Arabeske des Titelblattes auch den Teufel als Afterphilosophen, welcher, sich die Philosophenmaske vom Gesicht ziehend, in höhnisches Lachen ausbricht, während der Held, auf einem leichten Wagen von Dämonen gezogen und von den Sieben Todsünden umgaukelt, dem Abgrund zurollt. Es ist ein Don Juan-Faust, den daher am Schlusse, als ihn die zweite Gemahlin erstochen hat, auch der Teufel holt. Die Wollust erscheint hier nicht blos als ein lasterhafter Hang, dem der Mensch widerwillig folgt; sie waffnet sich mit dem Trotz auf ihre irdische Herrlichkeit, gegenüber den himmlischen Gewalten. Es ist die nackte Kraft und Schönheit, die uns deshalb so energisch in diesen Zeichnungen entgegentritt.

Die künstlerische Ausführung verräth durchweg Mark und Nerv; nirgends in den verschlungensten Gruppen, wie sie Genelli liebt, wie sie in der Entführungsscene, in dem Schlußtableau und einigen andern Bildern oft in einer anfangs frappirenden Verwickelung vorkommen, aus welcher erst der schärfer eindringende Blick die Gestalten so loslöst, daß er jeder einzelnen ihr volles Recht zutheil werden läßt, nirgends eine störende Verzeichnung, eine Incorrectheit in den Umrissen — man müßte denn diese Ueberfülle von Kraft, diesen verschwenderischen Reichthum an kühnen Stellungen selbst als störend empfinden. Der Zeichner des Dante liebt natürlich danteske Motive; das Titelblatt ist ganz wie aus der „Divina commedia" entlehnt. Genelli ist ein Meister des Dämonischen. All diese grinsenden Teufelslarven, wie sie am Bett des Träumenden stehen und um den Sterbenden schweben, haben etwas Unvergeßliches, das sich tief einprägt. Ebenso gelingt es ihm, neben edeln Frauengestalten den gemeinsinnlichen Typus der Buhlerin in zahlreichen Varianten zu treffen. Der Wüstling selbst hat etwas edel Kräftiges; nur nimmt mit seinem absteigenden Lebenslauf der Ausdruck der Ueppigkeit und des Hohns in seinen Zügen zu. Für weiche und prüde Seelen ist dieser Bildercyklus freilich nicht geeignet; er entbehrt fast durchweg des Lieblichen und seelisch Anmuthenden, und zwar noch mehr als etwa Byron's „Don Juan", der hin und wieder sanftere Lyrik bietet; doch das Titanische der Zeichnungen und der große Wurf derselben werden auf den Kenner wie auf den Laien den gleichen, mächtigen Eindruck machen.

Der Cyklus ist dem kunstsinnigen Großherzog von Weimar gewidmet. Max Jordan macht in den einleitenden Worten, die er den Erläuterungen der einzelnen Bilder vorausschickt, darauf aufmerksam, daß „Das Leben eines Wüstlings" eine poetische Parallele bildet zu einem frühern Cyklus Genelli's: „Das Leben einer Hexe." Auch hat Genelli Skizzen componirt, welche die Schicksale der Feenkönigin Titania darstellen, und außerdem jüngst Darstellungen vollendet, in denen er die Geschichte seines eigenen Lebens erzählt. Eine Veröffentlichung derselben wird von ihrem Besitzer Alphons Dürr in Leipzig vorbereitet. So zeigt sich die Phantasie dieses Malers durchaus in dichterischer Weise productiv!

Die von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg gezeichnete „Schiller-Galerie" (Leipzig, Brockhaus) erscheint gegenwärtig in einer wohlfeilen Octavausgabe von 12 Lieferungen, die bis Ende dieses Jahres erscheinen sollen. So wird ihre Verbreitung in immer weitern Kreisen ermöglicht, eine Verbreitung, die namentlich dem Schauspielerstand sehr zugute kommen könnte. Denn die Phantasie eines begabten bildenden Künstlers, die sich in festen Umrissen der Züge und Gestalten fixirt, wird dem Darsteller immer für die Wahl seiner Maske die förderlichsten Anregungen bieten. Und diese Charakterköpfe von Pecht und Ramberg sind den Schiller'schen Charakteren nicht so willkürlich angezaubert, wie der Eselskopf dem Weber Zettel im „Sommernachtstraum", sie sind von innen heraus empfunden und gestaltet. Wo die ganze Individualität der Darsteller nicht der künstlerischen Auffassung der beiden Maler widerspricht, werden sie wohl daran thun, sich an die vorliegenden Zeichnungen anzulehnen. Wir wenigstens finden viele dieser Charakterköpfe entsprechender, als die landesüblichen Maskenschablonen, die wir auf fast allen Bühnen wiederfinden. Die Inspiration der Maler ist hierin immer kräftiger als die der Darsteller. Die

tyrannische Härte in Geßler's Gesicht, der üppige Ausdruck einer Eboli, der ideal-slawische Typus eines Demetrius, ja selbst die Chargen aus „Wallenstein's Lager", die Gustel von Blasewitz und der Kapuziner erscheinen uns ausdrucksvoller, als wir sie bisher auf der Bühne gesehen. Der erläuternde Text von Friedrich Pecht zeichnet sich durch Klarheit und Bestimmtheit und eine glückliche Beschränkung auf das Wesentliche aus.

Auch ein anderes Bilderwerk: „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder", illustrirt von Georg Bleibtreu (Leipzig, Loës) erscheint in Lieferungen, in einer wohlfeilen Volksausgabe. Wir haben bereits früher die markigen und schwunghaften Illustrationen des Werks rühmend hervorgehoben. In der jetzigen Zeit, in welcher unser Volk an großartige Kriegsscenen gewöhnt ist, wird das Unternehmen gewiß in weitesten Kreisen Anklang finden. Dichtung und Zeichnung wirken hier gemeinsam auf jene Erhebung der Gemüther, wie sie kriegerische Epochen von selbst mit sich bringen.

Volksthümliches aus Thüringen.

Gegen andere deutsche Landstriche gehalten, sind in Thüringen verhältnißmäßig nur wenige Sammlungen älterer Volksüberlieferungen veranstaltet worden. Die beiden Werke von Ludwig Bechstein: „Sagenschatz des Thüringerlandes" (4 Bde., Hildburghausen 1835 fg.) und „Thüringer Sagenbuch" (Leipzig 1858) sind bisjetzt die einzigen größern Unternehmungen für eine Verwerthung der literarisch überlieferten oder volksthümlich noch lebendigen Sagen gewesen. Anderes findet sich hier und da theils in Zeitschriften, theils in allgemeinern Sammlungen zerstreut oder gehört, wie unter anderm Ludwig Wucke's verdienstvolle Sammlung der „Sagen der mittlern Werra" (Salzungen 1864), einem Gebiete an, welches strenggenommen nicht mehr zu Thüringen zu rechnen ist. Und für das verwandte Gebiet der Sitten- und Heimatskunde war noch weniger gethan. Es kann daher das Unternehmen von August Witzschel: „Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen", zu sammeln und herauszugeben als ein zeitgemäßes und dankenswerthes begrüßt und entgegengenommen werden. Vor kurzem erschien der erste Theil: „Sagen aus Thüringen" (Wien, Braumüller, 1866). Die Sammlung bietet „Geschichtliche Sagen" und „Orts- und Volkssagen" und enthält im ganzen die beträchtliche Zahl von 337 Stücken. Von dem Herausgeber lernten wir auch vor kurzem eine reichhaltige und werthvolle Abhandlung kennen über „Sitten und Gebräuche aus der Umgegend von Eisenach" (im Osterprogramm 1866 des eisenacher Gymnasiums). Besonders anziehend ist ein in einer Anmerkung vollständig mitgetheiltes Weihnachtsspiel aus Oberlatz bei Meiningen, wie es bis in die jüngste Zeit alljährlich von den jungen Burschen aufgeführt wurde. Literarisch von noch höherm Werthe als dieses Spiel ist ein Weihnachtsspiel des Dorfes Groß-Löbichau bei Jena, welches Friedrich Klopffleisch in der „Zeitschrift für thüringische Geschichte und Alterthumskunde" (sechster Band, 1865) nach einem Manuscripte vom Jahre 1793 herausgegeben hat.

Bei dieser Gelegenheit mag auf ein in Aussicht stehendes Werk aufmerksam gemacht werden. Alexander Ziegler beabsichtigt eine umfassende Schilderung seines Heimatorts, der Ruhl, und hat sich zu diesem Zwecke mit dem bewährten Sprachforscher Prof. Regel in Gotha verbunden, welcher eine genaue Darstellung der höchst merkwürdigen ruhlaer Mundart geben wird.

Die sehr ergötzlichen und echt volksthümlich gehaltenen „Bilder und Klänge aus Rudolstadt", unter welchen die prosaisch abgefaßten Stückchen die poetischen weitaus übertreffen, erfreuen sich in ganz Thüringen einer immer mehr gesteigerten Theilnahme, sodaß die einzelnen Heftchen neue Auflagen erleben konnten, welche der ungenannte, aber wohlbekannte Verfasser mit neuen immer willkommenen Beiträgen auszustatten pflegt.

Bibliographie.

Arnold, B., Sophokleische Rettungen. München, Kaiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 3ter und 4ter Bd. (Neue Folge 3 Bde.). Köln, Bachem. 8. 2 Thlr.

Bischoff, A., Plato's Phaedon. Eine Reihe von Betrachtungen zur Erklärung und Beurtheilung des Gespräches. Erlangen, Deichert. 8. 1 Thlr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. 17te Auflage. Berlin, v. Decker. 32. 12½ Ngr.

Der Brief vom Kriegsschauplatze. Eine wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse seit dem Gasteiner Vertrag und der Kriegsereignisse in Deutschland und Italien. 1stes Heft. Leipzig, G. Boenicke. 8. 2 Ngr.

Brieger, A., Ueber den deutschen Hexameter. Posen, Jagielski. Gr. 4. 7½ Ngr.

Der deutsche Bürgerkrieg. Neueste Kriegsberichte. Nr. 1—5. Leipzig, Purfürst. Hoch 4. à 1 Ngr.

Der deutsche Bürgerkrieg im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiösen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. 1stes Blatt. Braunschweig, Graff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Cholevius, L., Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Clarus, L., Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Großer der Welt, ein Heiliger der Kirche und ein Held der Sage und Dichtung. Münster, Theissing. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Delitzsch, F., Jesus und Hillel. Mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder. Illustrirt von G. Bleibtreu. Mit einer Einleitung von R. Prutz. Volks-Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Loës. Gr. 4. 5 Ngr.

Diefelmann, L., Das Jugendleben des Saulus und seine Bekehrung und apostelische Berufung. Ein Vortrag. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 8 Ngr.

Duller's, E., Geschichte des deutschen Volkes. Völlig umgearbeitet von W. Pierson. 2 Bde. Neue bis zum Schluß des Jahres 1865 vervollständigte Ausgabe. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr.

Die staatliche Entwicklung Deutschlands mit besonderer Beziehung auf Schleswig-Holstein. Zur Tagesfrage. Berlin, Wegener. 8. 5 Ngr.

Franklin, O., Albrecht Achilles und die Nürnberger. 1449—1453. Ein akademischer Festvortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Göbel, C. J., Geistliche Pilgerlieder mit Melodieen. Auf der Heimreise gesungen. Breslau, Dülfer. Qu. 4. 12 Ngr.

Gruppe, O. F., Vaterländische Gedichte. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Haas, H., Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer, bei ihrem Uebergang zur ältesten Geschichte Germaniens, in historisch-geographisch-statistischen Umrissen nach neuen, durch Kritik und Vergleichung der Quellen, darüber gewonnenen Ansichten dargestellt. Erlangen, Deichert. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Haurowitz, H. v., Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika während des letzten Krieges nebst Schilderungen von Land und Leuten. Stuttgart, G. Weise. Gr. 8. 2 Thlr.

Himmelstein, F. X., Das wahre Leben Jesu. Nach den Berichten und mit den eigenen Worten der vier heil. Evangelisten dargestellt. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 21 Ngr.

Jäger, G., Metrische Uebertragungen. Stuttgart, Neff. 8. 3 Ngr.

Jolly, P., Das Leben Fraunhofers. Rede. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 4 Ngr.

Klein, J., Ueber eine Handschrift des Nicolaus von Cues nebst ungedruckten Fragmenten Ciceronischer Reden. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Krabbe, O., Heinrich Müller und seine Zeit. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die hauptsächlichsten chronischen Krankheiten des Clerus. Für Laien, Cleriker und solche, die es allenfalls werden wollen, zur Warnung und zum Troste von ***. 1ste u. 2te Lief. München. Gr. 16. à 6 Ngr.

Der deutsche Krieg von 1866. 1stes Heft. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 2½ Ngr.

Kritik des deutschen Bundesreform-Entwurfes vom 10. Juni 1866 vom Standpunkte der nationalen Anforderungen. Heidelberg, K. Groos. Lex.-8. 2½ Ngr.

Lippe, E. Graf zur, Militaria aus König Friedrichs des Großen Zeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Scheffer-Boichorst, P., Kaiser Friedrich I. letzter Streit mit der Kurie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleis von Löwenfeld, M., Ueber den Ursprung der Sprache, eine physiologisch-linguistische Studie. München, Kaiser. Lex.-8. 16 Ngr.

Schultheß, H., Ergänzungsheft zum europäischen Geschichtskalender für 1865. Enthaltend: Chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse, Actenstücke ꝛc. vom 1. Januar bis 11. Juni 1866, welche auf die gegenwärtige Verwickelung in Mittel-Europa Bezug haben. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Sieg der Hannoveraner in der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866. Nach Berichten von Augenzeugen. Celle, Schulze. 8. 2½ Ngr.

Wachenhusen, H., Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wilkens, C. A., Fray Luis de Leon. Eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiskemann, H., Die Sclaverei. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,
Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung" sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präcisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom
in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Von Moriz Carriere.

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, in der es heißt: Dasselbe komme einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowol als die Schulbildung könne eines fertig abgerundeten Gesammtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowol dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelten Textarbeit das Totalbild des classischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes
Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Heften oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gerühmte Werk liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, indem es einen so reichen und so sorgfältig ausgewählten Schatz unmittelbar zu verwerthender Kenntnisse in populärer Form und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein anderes Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Hausbibliothek einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Arendt redigirt und von den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwertheste: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirthschaftliche Gewerbe, mechanische und chemische Technologie, Landwirthschaft, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Verkehr, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem häuslichen und Familienleben (Medicin, Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlehren der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Anatomie und Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Meteorologie und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den Nutzen, auf die directe oder indirecte Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in erzählender Darstellungsweise, sodaß neben der Belehrung das Werk zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Ueberall, wo Abbildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständniß des Textes dienen können, sind solche in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt beigegeben; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Register zu jedem Bande und ein Universalregister erleichtern in jeder Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" ist sowol auf einmal vollständig, als nach und nach in 7 Bänden zu je 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Heften zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonne und die Astronomie
von K. Nagy.

8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser verfolgt in diesem Werke einen selbständigen Weg bei seiner Darstellung der Naturgesetze und tritt damit vielfach bisherigen Anschauungen entgegen. Seine Forschungen erstrecken sich über die verschiedensten Theile der Astronomie und der Physik, und erscheint daher das Werk als ein wichtiger Beitrag zur Aufhellung mancher noch dunkeln Punkte auf diesen Wissenschaftsgebieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 34. — 23. Auguſt 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts". Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Speculative Philoſophie. Von Karl Fortlage. — Zur Erzählungsliteratur. Von Hermann von Bequignolles. — Feuilleton. (Literariſche Plauderein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der achte Band von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts".

(Beſchluß aus Nr. 33.)

Wenden wir uns nun von dem literaturgeſchichtlichen Theil des Werks zu dem politiſch-hiſtoriſchen, ſo können wir nicht umhin, dem letztern den Vorzug einzuräumen. Zwar laſſen ſich auch hier Bedenken gegen die Eintheilung des Stoffs geltend machen; man wird es vielleicht befremdend finden, daß der Autor die Darſtellung der belgiſchen und polniſchen Revolution unmittelbar nach der Schilderung der Straßenkämpfe in Brüſſel und Warſchau abbricht und von den weitern, ſo wichtigen und ſo eng damit zuſammenhängenden Ereigniſſen zunächſt abſteht, um eine Rundreiſe durch die europäiſchen Staaten zu machen und überall die nächſten unmittelbaren Folgen der Julirevolution ins Auge zu faſſen. Doch wird die an das Synchroniſtiſche ſtreifende Darſtellungsweiſe hier ausnahmsweiſe durch das Intereſſe gerechtfertigt, welches ein gleichzeitiges Ueberſchauen dieſer gleichſam aus dem Mittelpunkt Paris concentriſch ausgehenden Revolutionskreiſe gewährt.

Die Aufgabe, welche in dieſem Bande dem Hiſtoriker oblag, erfordert ein nicht geringes Darſtellungstalent, und wir zweifeln, daß die Jünger der Ranke'ſchen Schule ſie in gleich befriedigender Weiſe gelöſt hätten wie Gervinus. Klio muß in des Wortes verwegenſter Bedeutung hier auf die Straße herabſteigen und das vulgus profanum belauſchen, wie es die Pflaſterſteine aufreißt und die Barrikaden baut. Wie ſich auch die vornehme Hiſtorie, die nur am Webſtuhl der Politik ſitzt und aus den innern Zuſammenhängen eine kunſtvoll gemuſterte Darſtellung webt, vor der Berührung mit ſo unſanften Thatſachen ſcheuen mag, die nicht einmal wie Gefechte und Schlachten die Koketterie mit der Taktik und Strategie geſtatten — es hilft nichts: einem Ereigniß wie die pariſer Julirevolution wollen wir direct ins Auge ſehen und die unberechenbare Volkskraft, die unbekannte Größe für die Gleichungen der Cabinetshiſtorie, wenigſtens in der Wucht ihrer Erſcheinung erfaſſen. Ein Hiſtoriker, dem es gänzlich an Talent lebendiger Schilderung gebricht, wird die Geſchichte der Julirevolution nicht ſchreiben können, um ſo weniger, als er nach den Julitagen auch die Straßenkämpfe von Brüſſel und Warſchau zu ſchildern hat. Eine Ader von Horace Vernet muß er beſitzen, am wenigſten aber darf er von der verkehrten Anſicht ausgehen, als ob er mit ſolchen Schilderungen in eine untergeordnete Sphäre geſchichtlicher Darſtellung herabſteige.

Gervinus iſt zwar kein Carlyle, dem aus der Fülle des geſchichtlichen Materials, der Anekdoten und Memoiren Bild an Bild in farbengeſättigter Fülle zuſammenſchießt, doch frei, wie er iſt, von der Geſchmackloſigkeit und Ueberhitzung der Darſtellung und keineswegs ein Dryasduſt, ein trockener Archivar, der dieſen aufgewirbelten Staub der Volksbewegungen als etwas Ueberflüſſiges von ſeinen Acten fortbläſt, gibt er in der Schilderung der „großen Woche des Juli" ein klares, zuſammenhängendes Bild der Ereigniſſe. Wir ſehen den Aufſtand vor unſern Augen heranwachſen; die Verhandlungen der Parteien, die Maßregeln der Generale und Regierungsmänner, die Stellung des Hofs zu der Revolution — das wird uns nicht blos in allgemeinen Zügen, ſondern oft mit genrebildlich anekdotiſcher Anſchaulichkeit dargeſtellt. Es ſind keine ombres chinoises geſchichtlicher Namen, die einen Schattentanz vor uns aufführen; es ſind Geſtalten von Fleiſch und Blut, die ſich vor unſern Augen bewegen und handelnd entwickeln. Die vorſichtigen Abgeordneten Kaſimir Périer und Lafayette, der verblendete König, der vom Hof gekrönte Marſchall Marmont mit ſeinen verkehrten Anordnungen, die Republikaner des Stadthauſes, an ihrer Spitze der Königsmacher Laffitte — alle dieſe Gruppen treten in ihrem ſcharfen Contraſt lebendig vor uns hin. Auch bedarf es nur einer geringen Vertrautheit mit dem Plan von Paris und mit dem Straßennetz der Stadt, um die Straßenkämpfe ſelbſt in ihrem taktiſchen Zuſammenhang zu verſtehen, um ſich die Fehler der Vertheidigung und das unaufhaltſame Wachsthum des Angriffs nach den Vorzeichnungen des Hiſtorikers anſchaulich zu machen.

Ohne Frage hat Gervinus von ſeinem Herrn und Meiſter Shakſpeare die Kunſt dramatiſcher Darſtellung

gelernt, deren einheitliche Kraft unter dem raschen Scenenwechsel nicht verloren geht. Denn wie oft wir auch von den Straßen zu Paris auf das Stadthaus, vom Stadthaus wiederum nach St.-Cloud, und dann wieder in die Aufruhrscenen der Stadt zurückversetzt werden — wir büßen nirgends die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse ein. Diese wach zu halten, gehört nach unserer Ansicht nicht minder zur Kunst der Geschichtschreibung wie zur Kunst der Romandichtung — man müßte denn glauben, daß ausgegrabenes und willkürlich aufgeschüttetes Material für die Heerstraßen genüge, auf denen die Muse der Historie zu wandeln hat.

Für die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche die Anekdote geschickt aufnimmt und verwebt, ohne sie aufdringlich hervortreten zu lassen und so die Würde der Geschichtschreibung zu gefährden, könnten wir zahlreiche Proben geben. Wir sehen den Marschall Marmont in St.-Cloud ankommen, „gefolgt von seinen Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und einer Reiterbegleitung, die, schwarz von Staub, von Schweiß triefend, verwildert in Bart und Haar, von Anstrengung, von Ermattung und Aufregung entstellt, auf das ganze Hofpersonal einen erschreckenden Eindruck machte"; wir sehen, wie der Dauphin, nachdem er Kunde erhalten von dem Tagsbefehl des Marschalls, der den Truppen von den stattfindenden Unterhandlungen Mittheilung macht, wüthend zum König eilt, sich über diese Eigenmacht zu beklagen:

Er stößt beim Herausgehen von seinem Vater auf Marmont, zieht ihn in seinen Salon, überhäuft ihn mit lauten Schmähungen, bedroht ihn bei seinem Widerspruche: er solle es mit ihnen nicht machen „wie mit dem andern", gebietet ihm, sich in Arrest zu begeben, und, auf ein Zeichen der Entrüstung von seiten des Marschalls, stürzt er auf ihn los, faßt ihn an der Kehle, nennt ihn einen elenden Verräther, fordert ihm seinen Degen ab, und als der Marschall ihn bei den Schultern faßt und zurückhält, reißt er ihm den Degen aus der Scheide und wirft ihn weg mit einer Bewegung, die seine Hand verwundet. Er schreit nach der Wache, läßt den Marschall verhaften und wie einen Verbrecher durch die Räume des Schlosses führen zwischen den verblüfften Soldaten und Hofleuten hindurch, die nichts Geringeres als einen Hochverrath vermutheten. Der König, in einigem Gefühle doch von der äußersten Unwürdigkeit und Gemeinheit dieser Scene, stellte eine nothdürftige Vermittelung her; der Marschall aber legte sogleich seinen Befehl nieder und überließ die Truppen nun ganz dem armseligen Dauphin, der einen Oberbefehl zu führen völlig unfähig war.

Wir sehen die kleinen episodischen Satyrspiele auf den Straßen mit dramatischer Lebendigkeit abgeschildert, so z. B. die Episode, die sich an den improvisirten General Dubourg knüpft:

Auf den Straßen trieb sich ein gewisser Dubourg um, der in untern Graden in der kaiserlichen Armee gedient, dann aus zweideutigen Gründen Dienst und Land verlassen, hierauf sich (1815) in Gent durch seinen royalistischen Eifer der Restauration bemerklich gemacht hatte, die ihn ihrerseits zu zweideutigen Diensten gebraucht, bis er unter Martignac's Verwaltung mehr vernachlässigt ward, die er mit der Zudringlichkeit eines abenteuernden Bettlers um eine Stellung gequält hatte. Dieser Mensch erschien in einer beim Trödler erstandenen verschabten Uniform vor der Nationalgarde der dritten Mairie (des petits-Pères) und gab da in affectirter soldatischer Barschheit Befehle und Rathschläge. Die Menschenmassen, die die Börse umdrängten, glaubten oder wurden glauben gemacht, sie hätten mit einem verdienten Offizier der großen Armee oder einem rauhen Graubart aus der republikanischen Zeit zu thun; von einem der Redacteure des „Constitutionnel", Evariste Dumoulin, unterstützt, sah sich der Mann plötzlich zum improvisirten Chef erhöht, die Menge wälzte sich unter dem Geschrei: „Es lebe der General Dubourg!" hinter ihm her in das offenstehende Stadthaus, wo er um die Zeit der Entscheidung am Louvre seinen Sitz aufschlug.

Ebenso frisch sind die Plünderungsscenen im Louvre und in den Tuilerien dargestellt:

Die in das Louvre einstürmenden Pariser hatten sich zu einem Theile zuerst in dem sogenannten Saale der großen Männer verbreitet, wo einige verwundete Schweizer ihrer Wuth zum Opfer fielen; andere stürzten sich in die Gärten der Infantin und erbrachen die Thür zu dem Museum der Bildwerke; wieder andere ersteigen die Colonnade, vertheilten sich in dem Marinemuseum, wo sie mit den erst Eingedrungenen zusammentrafen; noch andere Haufen gelangten durch die innern Verbindungen der beiden Paläste in die Tuilerien, in die auch die achtsamen Carbonari unter dem Obersten Joubert, von dem linken Seineufer herübergekommen, durch den südlichen Flügel, den Pavillon der Flora, einbrachen. Die eingestürmten Sieger suchten zunächst die schweizer Vertheidiger; da sie keine fanden, warfen sie sich auf die Gegenstände. Das Gemälde der Krönung Karl's X. von Gérard, das Porträt des Königs von Lawrence, die Büste Ludwig's XVIII., die Statue des Dauphin wurden durchschossen oder verstümmelt. Der Juwelenschrein wurde erbrochen und zum Theil geplündert, verschiedene Vasen, eine Onyxschale von großem Werthe verschwanden. Ein Ruf, Feuer anzulegen, ward sogleich erstickt. In dem Erdgeschoß der Tuilerien wurde alles verwüstet; kostbare Möbel, Spiegel, Tapeten, Kunstgegenstände wurden zertrümmert, alles Tragbare zum großen Theil entwendet. In das obere Stockwerk schienen Kämpfer aus bessern Ständen eingedrungen, die sich anständig bewiesen. Mehrere kostbare Gegenstände wurden in das Louvre, eine Kassette voll Gold, in den Gemächern der Herzogin von Berri gefunden, ward unangetastet in das Stadthaus gebracht. Nur die lilienbedeckten Tapeten und ein Gemälde wurden mit Kugeln durchlöchert. Eine bedeutende Geldsumme, die Gratification für die Truppen, die im Augenblicke der Räumung des Palastes in den Generalstab gebracht worden war, wurde geplündert. Aus den Zimmern des Königs und des Dauphin wurden eine Anzahl Papiere, unter andern der vertrauliche Bericht Polignac's vom April, geraubt, die man theilweise in einer nicht fortgesetzten Sammlung nachher veröffentlicht hat. Man brach die Keller auf und entleerte sie ihrer Schätze, den Weinrausch zu der Siegestrunkenheit gesellend. Eine Reihe von halb burlesken, halb greuelhaften Scenen schienen die Rückkehr von 1793 anzukündigen: als man die Kleider der Prinzessinnen zu possenhaften Maskeraden benutzte, als sich die Wasserträger auf den Matratzen in des Königs Schlafzimmer lachend herumwälzten, als andere den Leichnam eines jungen Mannes, der bei dem Angriff auf den Palast gefallen war, auf den Königsthron setzten.

Und die eigentliche Peripetie in dem großen Drama der Juliwoche, die Belle-Alliance zwischen Lafayette und Ludwig Philipp, zwischen dem alten Republikanismus und der neuen Dynastie auf dem Stadthause, wird in so anziehender Weise beschrieben, daß wir diese ganze Schilderung als geeignetste Probe der Darstellungskunst von Gervinus glauben mittheilen zu müssen:

Hierauf trat der Prinz (Ludwig Philipp) seinen Weg nach dem Stadthause an, den man seine Fahrt nach Rheims genannt hat. Es war seine tapferste That, dieser Zug zur Gewalt hin, obgleich es dem äußern Ansehen nach ein armer, peinlicher, ängstlicher Zug war. Keine Truppen, keine Nationalgarden,

keine Generalſtäbe, kein Prunk, keine fürſtliche Proceſſion. Voran ein einziger Trommler, hinter ihm die Diener der Abgeordnetenkammer, dann der Herzog und ſein Adjutant Berthais zu Pferde, dann einige Nationalgardeoffiziere, darauf der Präſident Laffitte in einer Tragbahre, und die Abgeordneten mit verſchlungenen Armen. Mühſam und langſam bewegte ſich der Zug in der glühenden Mittagshitze durch die noch halb verrammelten, von dem Volke belagerten Straßen. Die Männer des Volks ſchlangen, wie Dupin erzählt, mit ihren nervigen Armen einen doppelten Hag, um den Marſch des Geleits zu erleichtern; dagegen berichtet Guizot, daß ſie ſich zwar ohne Gewaltſamkeit, aber auch ohne Achtung den Abgeordneten nahe gedrängt. In den angrenzenden Quartieren um das Palais-Royal war das Volk freudiger, in günſtigerer Stimmung, und ſeine Rufe galten der Charte, den Abgeordneten, dem Herzog. Viennet und Méchin, zwiſchen dem Herzog und der Sänfte Laffitte's, ſtrengten ihre kräftigen Stimmen an, die Rufe für den Herzog anzuregen. Der Prinz ritt in Generalsuniform mit der dreifarbigen Cocarde, wie jener Bolingbroke des Dichters alle Freundlichkeit vom Himmel ſtehlend, den Hut in der Hand, die kurzen Anreden im Munde, die Freude im Geſicht, das Lächeln auf den Lippen, rechts und links die Hände der Barrikadenmänner ſchüttelnd. Wie man ſich aber von der orleaniſchen Reſidenz entfernte, verſing dieſe gewinnende Herablaſſung immer weniger; bei dem Carrouſel und den Quais wurde es ſtumm; je näher man dem Stadthauſe kam, deſto düſterer und unheimlicher wurde die Haltung der Maſſen. Dort hörte man feindſelig klingende Rufe gegen die Bourbonen; auf dem Quai, am Louvre umgaben Weiber und Kinder den Zug, tanzend zu dem Geſang der Marſeillaiſe. Der Fürſt, auf ſeinem Pferde den Blicken, den Gefahren ausgeſetzter, wurde bleich, ſeine Züge veränderten ſich, ſeine nächſte Umgebung wechſelte dann und wann einen erheiternden Blick, ein ermuthigendes Wort mit ihm, ſein Herzklopfen legte ſich nicht auf dem ganzen Wege durch dieſe Stadttheile, wo von jedem Fenſter, jeder Thür, jedem Trupp her ein Flintenſchuß den Hoffnungen der friedliebenden Bevölkerung ein Ende machen konnte. So kam der Zug vor dem Stadthauſe an, deſſen Treppen und Gänge von Bewaffneten überfüllt waren. Der Herzog erbat ſich den Durchgang mit geſchickten Worten: es iſt ein alter Nationalgardiſt, ſagte er, der ſeinen alten General beſuchen will. Auf dem Abſatz der Treppe empfing ihn Lafayette, und geleitete ihn in den Saal Heinrich's IV., wo ihn die Abgeordneten und eine Unzahl Bewaffneter im Gedränge umgaben. Um ihn her erſcholl es: Keine Bourbonen mehr! Nieder mit dem meineidigen Karl X.! Die dem Herzog günſtigen Rufe verhallten unter dieſem Geſchrei. Laffitte wollte ſprechen, da nahm ihm Viennet, ein nicht mehr junger Mann, ein Poet in allen Fächern, ein originaler Soldat und Volksmann, den ſpäter weder der Pairsmantel noch die akademiſche Würde recht kleiden wollte, die Erklärung der Abgeordneten aus der Hand, um ſie mit ſeiner klangvoll ſtarken Stimme vorzuleſen. Als der Herzog einige paſſende Worte erwidert hatte, begann die Begeiſterung unter dem beweglichen Volke laut zu werden. Dennoch waren dies Momente der peinlichſten Unſicherheit und Gefahr auf dieſer Walſtätte zwiſchen der Thronerhöhung und dem Sturz vom tarpejiſchen Felſen, wo kein Recht entſcheiden konnte, wo auf einen kleinſten Anlaß hin die Gewalt zu entſcheiden drohte. Das Schickſal Frankreichs lag in dieſem geſpannten Augenblick in Lafayette's Händen, ohne deſſen Zuſtimmung der Herzog von Orleans nicht auf das Stadthaus hinauf- oder hinabgekommen wäre, in deſſen freie Wahl es ſeine carbonariſtiſchen Clubgenoſſen gegeben ſahen, ob er die Republik, ob die Monarchie aus dem Boden ſtampfen, oder ob er zum Dictator aufgeworfen eine Nationalverſammlung einberufen wollte, über Frankreichs Zukunft zu verfügen. Aber ihn hatten bereits Natur und Einſicht zu der Entſcheidung gelenkt, zu der die Verhältniſſe alle und die mächtige Meinung in der großen wenn auch unthätigen Geſammtheit hindrängten. Der Zufall half, den letzten Ausſchlag zu geben. Der elende Dubourg, der bald nachher das neue Landeshaupt um Stellen anbettelte, richtete an den Herzog die Worte: er hoffe, daß er ſeine gegebenen Verſprechen halten werde, ſonſt ſeien ſie die Leute, ihn daran zu erinnern. Der Herzog erwiderte dem Abenteurer in den mehrmals wiederholten Worten: „Sie kennen mich nicht!“ Nach einem der Beiſtehenden aber fügte er unwillig hinzu: „Wenn es ſich um meine Pflicht handelt, laſſe ich mich nicht durch Bitten gewinnen, noch durch Drohungen ſchrecken!“ Und Lafayette anfaſſend ſagte er in bewegterer Stimme: „Sie haben es gehört! Wenn ich nicht die Geſetze achtete, ſo würde ich dieſen Mann augenblicklich beſtrafen laſſen; dies iſt eine Unwürdigkeit!“ Dubourg ſtammelte einige Worte, an deren Schluſſe man hören wollte: „O ich kenne euch!“ Den Augenblick aber, wo dieſe kraftvolle Würde des Herzogs in der Umgebung Beifallsrufe erzwang, ergriff nun Lafayette in gefaßter Geiſtesgegenwart, dem Herzog eine dreifarbige Fahne in die Hand zu geben und mit ihm an eins der Fenſter gegen den Strandplatz hinzutreten. Der Herzog entfaltete die Fahne und umarmte feurig den alten General. Dieſem Schauſpiel der perſonificirten Verſöhnung von Monarchie und Republik widerſtand die Menge nicht; die Scene beſiegelte die Niederlage der Republik; ein plötzlicher Umſchlag erfolgte in den Maſſen; Hochrufe, Jubelgeſchrei, Gewehrſalven feierten den bedeutſamen Augenblick. Der Prinz trat thatſächlich als König den Rückweg zum Palais-Royal an, der freudiger war als der Hinweg zum Stadthaus.

Das lavinenartige Wachsthum der Revolutionen tritt uns noch ſchlagender aus der Darſtellung der belgiſchen und polniſchen Revolution, der Straßenkämpfe in Brüſſel und Warſchau entgegen, die ſich aus beſcheidenen Anfängen zu großartigem Verlauf entwickelten. Das contraſtirende Benehmen der beiden holländiſchen Prinzen, des Prinzen von Oranien und des Prinzen Friedrich, gegenüber der Bewegung in Brüſſel erregt ein pſychologiſches Intereſſe. Den Prinzen Friedrich ließen die Generale ſeiner Nebencolonne ſämmtlich im Stich. Obgleich er nicht wagte, jedes Quartier der Stadt einzeln zu belagern, ſo ging er doch mit größerer Energie zu Werke, als dies in Paris geſchehen war. Er warf einige Bomben in die von den Aufſtändiſchen beſetzte Häuſergruppe, wodurch die Reitſchule in Flammen aufging; er ließ das dem Schaarbeker Thor gegenüberliegende Häuſerviereck in Brand ſchießen, um die hartnäckig widerſtehenden Streiter zu vertreiben. Doch der Widerſtand der Aufſtändiſchen wurde immer lebhafter. Noch einmal am nächſten Tage ließ er wiederholte Stürme auf die Barrikaden des königlichen Platzes und des Parkbergs wie auf die benachbarten Hotels richten; doch alle wurden abgeſchlagen. So ſah ſich der Prinz genöthigt, die Stadt des Nachts in aller Stille zu räumen:

Hinter ſich ließ er das Schlachtfeld, von deſſen erſchütterndem Anblick die Flugſchriften jener Tage die lebendigſte Beſchreibung machten: der Park, eine einzige Stätte der Verwüſtung, die Wege und Alleen von Blut gefärbt, von Waffenſtücken und Uniformfetzen bedeckt, Trümmer von Bäumen und Statuen, von den Granitblöcken und Ketten der Gitter um und um geſtreut, hier eine Barrikade von Bänken und Baumſtümpfen, dort eine Redoute von Pferdeleichen aufgeworfen, eine Menge menſchlicher Leichname umherliegend mit einigem Sand oder Reiſig beſtreut, das Hotel Torington und ſeine Umgebung, die Gebäude am rechten Flügel des königlichen Palaſtes und eine Anzahl anderer Häuſer zu Aſche niedergebrannt, die großen Hotels am Platze von Kugeln dermaßen zerſchoſſen, daß man ihren Einſturz fürchtete.

Wie die brüſſeler Revolution aus dem Saale St.-George und dem dortigen Volksclub der Centralunion hervorgegangen, wie außer den Brüſſelern namentlich die ſtets zum Aufruhr geneigten Lütticher das große Wort führten: ſo ging der große Militäraufſtand in Warſchau von einer Hand voll junger Militärs aus, welche ſich lange Zeit vergeblich nach namhaften Häuptern umſahen. Meinte doch Lubecki, die Revolution ſei unternommen worden von Advocaten ohne Clienten, von Aerzten ohne Patienten und von jungen Offizieren, die nicht mehr ſubaltern bleiben wollten, und Wielopolski nannte ſie ſpäter „das Werk des Auswurfs aller Klaſſen, ſchlechter Prieſter, oberflächlicher Adelichen, untreuer Intendanten, junger Demagogen und Unteroffiziere, ruinirter Eigenthümer, verſchuldeter Pächter und communiſtiſchen Geſindels“. Der Beginn des Aufſtandes entſprach dieſer Anſchauung; die Rechnung auf die Regimenter, auf welche die Verſchworenen glaubten zählen zu können, war anfangs ohne den Wirth gemacht. Auf dem Platze zeigten ſich nur die Cadetten und die Fähnriche; ein Theil verſuchte den Großfürſten zu ermorden, erſtach aber ſtatt deſſen ſeinen Adjutanten, den General Zander, indem man ihn für den Großfürſten hielt. Dieſe politiſchen Morde unterſcheiden die polniſche Revolution weſentlich von der pariſer und brüſſeler, wie ſie auch eine charakteriſtiſche Eigenſchaft der ſpätern polniſchen Aufſtandsverſuche blieben. Ein anderer Theil, 160 mit Carabinern bewaffnete Fähnriche, verſammelte ſich im Erlenwald bei Lazienki; zu ihm ſtießen die andern 18 aus dem Belvedere. Eine Schar von Jünglingen, von geringerer Zahl als die Spartaner bei Thermopylä, bildete den Kern des Aufſtandes und ſchlug aus der im Bau begriffenen Radziwillkaſerne den Angriff der Ulanen und Küraſſiere zurück. Wie es ſich zutrug, daß der Aufſtand aus ſo kleinen Anfängen dennoch ſo gewaltige Dimenſionen annahm: das möge man in der durchſichtigen Erzählung des Autors ſelbſt verfolgen. Bald fand die Revolution ein anderes Haupt in dem Dictator Chlopicki, der indeß vergebens beſtrebt war, in legale Bahnen einzulenken und zwiſchen dem Kaiſer und ſeinen rebelliſchen Unterthanen zu vermitteln. Gervinus entwirft folgendes intereſſante Porträt des Veteranen, gegen den die Glieder des unter Lelewel's Leitung ſtehenden Patriotiſchen Clubs ſich in den heftigſten Ausfällen ergingen:

Bei dieſem Angriffe ward der gallige Chlopicki, der in ſeiner herriſchen Soldatennatur in gewöhnlicher Erſcheinung kalt und rückhaltend war, in Erregung aber einer rohen Heftigkeit verfiel, von ſeiner ganzen Leidenſchaftlichkeit übernommen. Dieſer Mann war ein Galizier, nahe bei 60 Jahren. Er hatte noch Kosciuſzko's Thaten mit erlebt, hatte ſeine militäriſchen Talente in Italien unter Dombrowski entwickelt und ſeinen Namen beſonders in Aragon unter dem Herzog von Albufera gegründet. Seinem Anſehen in der Armee war kein anderes zu vergleichen, und auch in der ganzen Nation hatte er ſich durch ſeine oppoſitionelle Stellung zu dem militäriſchen Mechanismus des Großfürſten die größte Achtung gewonnen. Dieſe Gunſt hielt ſelbſt in dieſen Tagen fortwährend aus, obgleich dem revolutionären Denken und Treiben der Aufſtändiſchen niemand fremder ſein konnte als dieſer immer geſetzliche Bürger, der gleich beim Ausbruch der Julirevolution ihre Wirkung auf Polen geahnt, aber nur mit Grauen geahnt hatte, weil er durch die Revolutionsgeſchicke von 1794 gewitzigt war; obgleich niemand den Urhebern der Bewegung äußerlich und innerlich entgegengeſetzter war als dieſer Ariſtokrat von eigenſinnigem und beſchränktem Geiſte, der von dem Geſindel, das dieſen Schwindel erzeugte, wol noch verächtlicher dachte als die Lubecki und Wielopolski; obgleich niemand den leichtfertigen Wageſpielen der jungen Sauſewinde abgeneigter war als dieſer zuchtfrohe Soldat, für deſſen militäriſche Einſicht die kecke Herausforderung eines Kriegs mit Rußland die Erfüllung des polniſchen Sprichworts war, das den dumm ſchilt, der mit der Hacke gegen die Sonne angeht; der daher auch von der Reunion der alten Provinzen nichts wiſſen wollte und den Abgeordneten dorther rund erklärte, er habe für Volhynien und Litauen keine Lunte zu verbrennen. Kein Menſch war weniger als Chlopicki der Verſtellung fähig und keiner hatte ſeiner Geſinnung weniger Hehl als er, der gefliſſentlich ſeine ruſſiſchen Orden neben den polniſchen trug, um ſeine Stellung unverhohlen zu bezeichnen; aber ſeine heißblütigen Volksgenoſſen ſchienen ſich abſichtlich ſo lange als möglich in ihm täuſchen und an ihn glauben zu wollen, und ſuchten hinter ſeiner maßvollen vorſichtigen Haltung lieber verſteckte politiſche Plane.

Die Kunſt der Porträtirung gehört mit zur Kunſt der Geſchichtſchreibung. Freilich, ſolche fertige Photographien, wie ſie Cornelius Nepos in den erſten Kapiteln ſeiner Lebensbilder aus einer Reihe gehäufter Eigenſchaften zuſammenſtellt, ſind allzu kindlich, um künſtleriſch zu ſein. Das Bild ſoll ſich unter unſern Augen färben und beleben. Gleichwol bedarf es von Haus aus beſtimmter Umriſſe; nur müſſen dieſelben nicht willkürliche Zeichnungen nach dem Phantaſiebilde des Hiſtorikers ſein, ſondern geſchickte Nachzeichnungen nach gegebenen Thatſachen. Für den vorliegenden Band war unſerm Autor hierin vor allem eine bedeutſame Aufgabe geſtellt; es galt, ein Charakterbild des Mannes zu entwerfen, welcher, ein neuer Curtius, den Abgrund der Julirevolution ſchloß, wenn auch nicht mit opferfreudigem Heldenmuth, ſondern mit diplomatiſcher Schlauheit, wenn auch nicht in voller Waffenrüſtung, ſondern mit dem bürgerfreundlichen Regenſchirm, das Bild des Mannes, welcher mehr oder weniger der Folgezeit faſt auf zwei Jahrzehnte hinaus das Gepräge ſeines Charakters und ſeiner Politik aufdrückte, das Porträt Ludwig Philipp's von Orleans. In dieſer Charakteriſtik erſcheint uns Gervinus beſonders glücklich, indem er, ohne die Zukunft in irgendeiner Weiſe zu anticipiren, aus den Erlebniſſen des Prinzen, aus den Thatſachen der Vergangenheit ein ſcharfgezeichnetes Bild entwirft, deſſen Farbengebung zu vervollſtändigen dem Gang der Ereigniſſe vorbehalten bleibt. Namentlich wird das der Julirevolution als bedeutſame Vignette vorausgeſchickte Bild des Herzogs durch ſein Benehmen während und nach der Revolution illuſtrirt.

Seine Erziehung durch Frau von Genlis hatte jenen bürgerlichen Charakter, durch den der Prinz und ſeine Schweſter vor allen ſeinesgleichen einen weiten Vorſprung gewannen:

Seine geſunde Körperanlage begünſtigte eine kräftige phyſiſche Erziehung; er war auf hartem Bette gelagert, weniges Schlafs bedürftig und gab frühe Proben von ſtoiſcher Schmerzertragung. Von Natur gutartig, freundlich, liebenswürdig, in ſeiner Jugend religiöſen Eindrücken nicht unzugänglich, geduldig, wohlthätig, uneigennützig, gab er ebenſo früh auch Beweiſe von ſelbſtloſer Aufopferung; von der Luſt zur Schlechtigkeit,

die ſeinem Stamme eigen war, blieb er gänzlich unberührt. In ſeiner geiſtigen Natur ſprang die Geradheit ſeiner Denkweiſe vor, ein Sinn der Ordnung und Pünktlichkeit, eine Einfachheit, die auch ſpäter in ſeinen glänzendſten Stellungen allen Geſchmack an den nobeln Paſſionen der großen Welt ausſchloß, ein geſunder natürlicher Verſtand bei einem unvergleichlich ſtarken Gedächtniß. Von dieſen Gaben ſchien er anfangs wenig willig den entſprechenden Gebrauch zu machen; die Erzieherin fand ihn unglaublich träge und unachtſam; auf die Anſprache an ſeinen Verſtand aber ſchlug dieſe Untugend plötzlich in das völlige Gegentheil um. Sein Fleiß ward nun in der vielſeitigſt ausgebreiteten Weiſe beſchäftigt. Frau von Genlis ließ ihn verſchiedene Handwerke treiben, ſie ließ ihn in alle Sprachen ſich einleben; nur für die idealern Dinge, für Kunſt, Muſik und Dichtung, entging der realiſtiſchen oder proſaiſchen Natur der Sinn und das Intereſſe. Sonſt aber lernte er alles, behielt er alles; und der Grund ward in dieſer Schule gelegt zu den ſpätern Eigenheiten des vielwiſſenden Mannes, der, an Tiefe und Schwere des Geiſtes einbüßend, was er durch Ausbreitung an Oberfläche und Leichtigkeit gewann, gern von allem ein wenig Beſcheid wußte und die verſchiedenſten Stände und Berufe durch ſeine Fragen und Kenntniſſe zu erſtaunen vermochte. Auch in die politiſchen Ideen des Tags hatte ihn die Erzieherin eingeführt, die ſelbſt von den Bewegungen des öffentlichen Lebens ungewöhnlich hingeriſſen war, und die den Prinzen in ſeinen reifenden Jahren immer ſtärker an ſich zu feſſeln verſtand. Er war in die Anfänge der noch unbefleckten Revolution mit jugendlichem Muthe eingetreten. Er wohnte unter lebhaften Freudebezeigungen der Zerſtörung der Baſtille bei; er legte den patriotiſchen Eid in ſeinem Diſtricte aus freiem Antriebe ab; er beſuchte eifrig die Sitzungen der Nationalverſammlung und trat in den Jakobinerclub ein, bei deſſen Sitzungen ſich Frau von Genlis ſelbſt nicht ſelten einzufinden pflegte. Nach den Notizen eines Tagebuchs, in dem der Prinz damals ſeinen Eindrücken bei den Erlebniſſen des Tages Worte gab, mußte er die freien Geſinnungen der Zeit aufrichtig gehegt, oder er mußte früh gelernt haben, die Rolle des Heuchlers zu ſpielen und die Wege der Revolution nur trüglich mitzugehen: es iſt nicht unmöglich, es iſt vielleicht wie das erſte, ſo das beſtimmendſte Moment für die ganze Charakterentwickelung Ludwig Philipp's geworden, daß beides zugleich der Fall war. Trotz all den enthuſiaſtiſchen Freiheitsergüſſen in jenem Tagebuche iſt doch der Ton des Ganzen ſo karg, ſo kahl und kalt, daß man die nüchterne Natur bereits erkennt, die in dem ſteigenden Schwindel der Revolution die Freude an dieſem Rauſche bald verlieren wird.

Das Exil in Reichenau und Nordamerika, die Prätendentengelüſte, welche Dumouriez in ihm nährte, alle die verſchiedenen Projecte, mit denen ſich der Verbannte trug, werden uns mit quellenmäßiger Treue vorgeführt. Trotz der Abmahnung der Frau von Genlis, die ihm die Eigenſchaften abſprach, welche einen großen König machten, ſuchte ſich der Prinz auf Dumouriez' Rath überall in die europäiſche Action einzumiſchen, um an den Vortheilen der Entwickelung ſeinen Antheil fordern zu können. Bald will er unter Guſtav IV. von Schweden Dienſte gegen Frankreich nehmen, bald für England eine Expedition nach Mexico oder Buenos-Ayres unternehmen, dann wieder einen Angriff auf die Joniſchen Inſeln machen, um ſie unabhängig als ein Fürſtenthum unter ſeiner Regierung in britiſchen Schutz zu ſtellen. Dann hegt er den Plan im ſpaniſchen Aufſtand (1809) eine militäriſche Rolle zu ſpielen, indem er gleichzeitig den Bourbonen unverlangte Verſicherungen der Ergebenheit gab. Doch der engliſche Gouverneur Dalrymple verſtattete ihm nicht, den ſpaniſchen Boden zu betreten. Ebenſo mißglückte ein zweiter Verſuch (1810), von den Pyrenäen herab Frankreich die Freiheit zu verſprechen. Nachdem er in Malta eine Proclamation vorbereitet hatte, die alle wahren Franzoſen und die Spanier aufrief, ſich um die von einem Bourbonen aufgepflanzte Fahne zum Umſturz der Uſurpation zu verſammeln, ſtieg er in Taragona ans Land, wurde aber von den ſpaniſchen Behörden abermals zurückgewieſen und wandte ſich auch vergeblich an die Cortes in Spanien. Hierauf miſchte er ſich in die ſiciliſchen Verfaſſungskämpfe und ſtellte ſich, der eigenen Schwiegermutter gegenüber, auf die Seite der aufſtändiſchen Barone. Als 1813 die Stützen des franzöſiſchen Kaiſerthums zu brechen anfingen, war Ludwig Philipp wieder auf dem Platze und legte dem Herzog von Kent den Plan zu einem Angriff auf Toscana von Sicilien aus vor. Doch auch hierzu erhielt er keine Ermächtigung. Nach dieſen Thatſachen weiß man, was man von dem größten Ruhm des Herzogs, er habe nie gegen Frankreich die Waffen getragen, zu denken hat. Es war das Geheimniß der Trauben, die dem Fuchs plötzlich ſauer geworden waren! Die Rolle, die er in den Hundert Tagen ſpielte, war nicht minder zweideutig. Er übernahm anfangs ein Commando gegen Napoleon, wollte dann aber nie in den Reihen der Feinde Frankreichs geſehen werden. Napoleon nannte ihn damals eine „franzöſiſche Seele". Als ihn der König Ludwig XVIII. nach Gent beſchied, weigerte er ihm offen den Gehorſam:

Er rückte ihm brieflich mit aller Aufrichtigkeit die falſche Behandlung des Heers von ſeiten des Hofs auf, deren Folgen nun vorlägen; er warnte vor den Erneuerungen von 1792, vor dem neuen Koblenz in Gent, vor der neuen „Armee Condé", die man bei Aloſt bilden wollte. Dieſelbe Taktik war auch in den beiden Denkſchriften beobachtet, die der Herzog von Twickenham aus an den Wiener Congreß richtete, in welchen er ebenſo offen die Urſachen des ſo ſchnellen Falls der Bourbonen enthüllte, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Alle dieſe Urkunden können die untadeligſten Rathſchläge des echteſten, aufrichtigſten Freundes ausſprechen; alle können auch die Kunſt des vollendeten Roscius belegen; ſie könnten dem Dichter des „Jago" und „Richard III." eine neue Charaktervariante öffnen: einen Rathgeber, deſſen Mahnungen die ſtrengſte Prüfung der Wahrheit und Wohlmeinung beſtehen, und gleichwol auf die Untergrabung der Berathenen gemünzt ſind, und gleichwol weder einem groben ſchuldvollen Ehrgeiz, noch weniger einem boshaften Gemüth entſpringen. Sich damals den Bourbonen unterſchieben, den Mächten ſich empfehlen zu wollen, war für den Herzog von Orleans unter den gegebenen Verhältniſſen keine Sünde. Alle Unbefangenen unter Privaten, Parteien, Regierungen und Fürſten waren damals der Ueberzeugung, daß dem neuen Frankreich ein neuer Name unerläßlich ſei.

Auch erhalten wir Kunde von einigen kleinern orleaniſtiſchen Schilderhebungen, die der Herzog indeß verleugnete. Seine Haltung während der zweiten Reſtauration war die zurückgezogene eines Privatmannes, ſein Privatleben ein Muſter von Einfachheit, die Zucht im Hauſe ſtreng, die Kinder wurden im Collège de France gemeinſam mit andern Knaben erzogen — eine Erziehungsmethode, die den Herzog ſehr populär machte. Nicht minder gerühmt wurde ſeine Haushaltungskunſt, die Verwaltung der verwickelten Vermögensverhältniſſe, ſeine Kenntniß

im Geld- und Geschäftsleben, im Rechtswesen und der Gesetzgebung. Freilich hielt er sich auch von Proceßsucht nicht frei; 1814 hatte er alle auf seine Güter bezüglichen Papiere zurückerhalten, in denen er die Stoffe zu einer nicht abbrechenden Reihe von Processen aufstöberte, mit den Besitzern des Théâtre français, mit der Stadt Paris, mit einer Anzahl Gemeinden in La Manche u. s. w. Nicht minder ungünstigen Eindruck machte die Art und Weise der Erbschleicherei, durch welche Ludwig Philipp das bedeutende Erbe des Herzogs von Bourbon-Condé für seinen Sohn Aumale gewann. Als Vermittlerin spielte ein scham- und sittenloses Weib, Madame Fauchères, die Maitresse des alten Bourbon, eine wenig erfreuliche Rolle. Der König Karl X. selbst verzichtete für den künftigen Thronerben Bordeaux zu Gunsten des Herzogs von Aumale. Während viele die Habsucht und Knickerei Ludwig Philipp's tadelten, lobten alle seine Liberalität und die vernünftige, kunstsinnige Anwendung, die er von seinem Vermögen machte. Ueberhaupt gingen die Urtheile über den Herzog wesentlich auseinander:

Die Royalisten zogen den vielgewandten Odysseus lieber zu einer Art Gil Blas herab, der nacheinander alles getrieben hatte und alles gewesen war: Prinz, Republikaner, Soldat, Emigrant, Schulmeister, Reisender, amerikanischer Bürger, englischer Lord, sicilischer Edelmann und Spanier auf Wartegeld; sie fanden in seinem Charakter die Spuren von allen seinen Rollen zurückgeblieben und vorschlagend die Verwandlungsgabe des Bühnenkünstlers, in der er alle Menschen, obwol in etwas aufgetragener Manier, nach ihrer Art zu behandeln wußte. In ihrem Bilde erschien er wie ein Chamäleon in allen grellen Farben schillernd, da ihn doch nicht sowol die Natur als vielmehr das Schicksal nicht sowol zur Vielseitigkeit als zu einer ganz eigenen Zweiseitigkeit, Gegenseitigkeit und Gegensätzlichkeit gebildet hatte. So haben wir ihn gleich in seiner Jugend wechselnd faul und fleißig, enthusiastisch und nüchtern, verstellt und aufrichtig, 1792 als Clubist, 1795 als Thronaspiranten gesehen. Châteaubriand nannte ihn frei von dem Hasse des Guten, der seinen Vorfahren eigen war, aber ein kräftiger Haß des Schlechten war ihm auch nicht gegeben. Seine Erzieherin bezeugte ihm, daß er in seiner Jugend von allem eigennützigen Hängen am Gelde frei gewesen sei, je älter und reicher schien er um so enger in dieser Beziehung zu werden; aber auch da behauptete der eine und leugnete der andere seinen Geiz, wie Guizot seinen Ehrgeiz leugnete, während Châteaubriand ihn in all seinem Leben von dem Hange nach Macht und Herrschaft bewegt fand. Seine Erzieherin nannte ihn zum Privatstande geboren, von ihm selber sagen wohlwollende Beurtheiler aus, daß er sich zum König bestimmt geglaubt. Er selber nannte sich einen Engländer von Princip und Neigung, Napoleon rühmte in ihm die französische Seele. Den einen, sagte er selber, war er zu sehr Bourbon, den andern zu wenig. Die Royalisten sahen in ihm nur den alten Jakobiner.

Gervinus selbst faßt seine Charakteristik in folgenden prägnanten Zügen zusammen:

Dieser Mann trug aus der Zeit seiner ersten Jugendbegeisterung, die mit der Periode des großen Weltenthusiasmus über die Morgenröthe der in Frankreich aufgegangenen Freiheit zusammenfiel, und aus den bittern rasch gefolgten Enttäuschungen, die seine Einsicht läuterten, so große und gewaltige, so widersprechende und gegensätzliche Eindrücke des stärksten Gepräges in seinem ganzen Wesen, daß sich diese seltsame Zweiseitigkeit von selbst erklärt. Die Schicksale hatten ihn eingeschult zu einem Mann des Maßes und der Mitte in dem gewöhnlichen Gange der Dinge, der Halbheiten in Fällen des Zweifels, der Widersprüche in gegensätzlichen Lagen oder in verschiedenen Altersstufen. Er hielt aus seinen Jugenderfahrungen die Ueberzeugung fest, daß die reinen Anfänge der Revolution die Aufgabe seien, die dem Jahrhundert zur Durchführung obläge; in die verantwortliche Stellung des Herrschers gerückt, ließ sich voraussehen, daß er bald von der Furcht vor den Leidenschaften, vor den Ueberstürzungen des revolutionären Princips erfaßt sein werde. Die Gaben, die er in dieser Stellung, wenn sie ihm je zutheil werden sollte, mitbringen würde, hatte sein Apanagerath die Gelegenheit schon im voraus spielen zu sehen. Er zeigte sich da seines Wissens und seiner Erfahrung in hohem Grade sicher, erfüllt von seiner eigenen Meinung, durch deren Vorausschickung er auf die Ansicht seiner Räthe zu drücken suchte, deren abweichenden Gutachten er gleichwol ein offenes Ohr lieh, um dann wieder auf den Grund seines ersten Gedankens zurückzukommen, den er nur vor der Uebermacht und Ueberzahl der Ansichten aufgab; bei starkem eigenem Sinne nicht eigentlich eigensinnig; seinen persönlichen Erfahrungen vertrauend, den fremden nicht gerade mistrauend; zu einem persönlichen Regiment immer aufgelegt, zu einem constitutionellen Regiment von jeher angelegt. So hätte ein scharfer Herzenskenner fast voraussagen können, daß in diesem Manne auch auf dem Throne die jugendlichen Gegensätze des Revolutionärs und des Prinzen, des Monarchisten und des Republikaners nie ganz ausgehen würden, und daß seine Herrschaft mit Bezeichnungen werde benannt werden, die in sich eine Zweiseitigkeit, eine Halbheit, eine Mitte, einen Widerspruch ausdrückten: eines Bürgerkönigthums, einer Monarchie mit republikanischen Ordnungen, der Quasilegitimität, des Justemilieu, eines Napoleonismus des Friedens.

Das Benehmen des Herzogs während und nach der Julirevolution, sein Versteck in Villiers, seine Ankunft im Palais-Royal, seine Erklärung, die er durch Mortemart an König Karl X. sandte, er werde sich eher in Stücke hauen lassen, als die Krone auf sein Haupt setzen, die unwahre Angabe, die er dabei über den Grund seiner Anwesenheit in Paris machte, die Annahme der Krone, als er das Spiel des Königs Karl X. verloren sah — das alles dient nur dazu, die bereits umrissenen Züge im Porträt des Herzogs noch markirter hervorzuheben.

Ludwig Philipp gehört zu denjenigen Charakteren, welche die Muse eines Shakspeare herauszufordern scheinen; denn gerade derartige widerspruchsvolle und in vieler Hinsicht räthselhafte Naturen waren Aufgaben, zu denen sich diese psychologisch scharfsinnige Muse hingezogen fühlte. Kein Wunder, daß auch der in Shakspeare lebende und webende Historiker sich der Darstellung dieses Charakterbildes mit besonderer Vorliebe widmet und dasselbe überhaupt zu den gelungensten Partien seines Werks zählen darf. Doch auch Karl X., der Richard II. gegenüber dem Bolingbroke von Orleans, ist über dieser Vorliebe nicht vernachlässigt worden — die Scenen in St.-Cloud und Rambouillet, die Flucht des Königs und seines Hofs sind mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.

Außer der Darstellung der drei Revolutionen, welche wir als die glücklich gelöste Hauptaufgabe dieses Bandes zu betrachten haben, werden uns noch die anderweitigen Folgen der Julirevolution vorgeführt in mehrern kürzern Abschnitten: „Ausbreitung des Repräsentativsystems in Norddeutschland" (mit einer Schilderung der Unruhen in Braunschweig und der Vertreibung des Herzogs Karl), „Verfassungsreformen in der Schweiz", „Sturz der Tories in England", „Erhebungen in Mittelitalien" (bei denen

Prinz Ludwig Napoleon zum erſten male die geſchichtliche Bühne betritt), „Erſchütterung des ruſſiſchen Proconſulats in Griechenland“ (wobei die Ermordung des Kapodiſtrias erzählt wird) und „Sturz des Kaiſers Dom Pedro in Braſilien“.

Bei einem Werke, das in vieler Hinſicht auf Claſſicität Anſpruch machen darf, indem einzelne Partien den beſten Muſtern hiſtoriſcher Darſtellungskunſt beizuzählen ſind, iſt es doppelt zu bedauern, daß das ſtiliſtiſche Gepräge nicht den Stempel gleichmäßiger Vollendung trägt. Ein Autor, der unſere Claſſiker ſo wie Gervinus hofmeiſtert, muß es ſich gefallen laſſen, daß man ſeine Proſa mit der Proſa dieſer Claſſiker vergleicht, auch wenn ſich als Reſultat dieſer Vergleichung herausſtellen ſollte, daß gegenüber der gerade gewachſenen harmoniſchen Proſa eines Leſſing, Goethe und Schiller ſeine Proſa durch allerlei Knorren und Auswüchſe in den Schatten geſtellt wird, durch Abſonderlichkeiten, welche vielleicht gerade aus dem Streben nach einem apart claſſiſchen hiſtoriſchen Stil hervorgehen.

Wir rechnen hierzu zunächſt zahlreiche ſprachliche Neubildungen, die oft einen affectirten Eindruck machen, weil ſie nicht gerade aus ſprachſchöpferiſcher Genialität hervorgegangen ſind. Wir wollen nur ein kurzes Regiſter derſelben aufführen, das ſich jeder Leſer des Werks mit Leichtigkeit vervollſtändigen wird: „Rückläufige Hänge der Zeit“ (ein „Hang“ läuft nicht); „eigenſtändiges Nachdenken“; „Prokruſtirung der Erfahrung“; „Gemeinentwürfe von Rechtsbüchern“; „bittere Abhuld gegen die Dürre der Zeit“; „neuſüchtige Franzoſen“; „geſchichtſinnige Erfaſſung der Zeit“; „überfrüht gereifter Geiſt“; „die entartete Verbildung“ (zwei Verneinungen geben eine Bejahung); „eine in Wohlleben verſchwemmte Zeit“; „die kleinlebigen deutſchen Zuſtände“; „ein Beohrfeigter“; „ein formgedrungenes Buch“; „ein umfangreicher Ruf“; „die Straßen entpflaſtern“; „unlegitimirte Verhändler“; „zeitfremde Dynaſtie“; „Haufen der Tageleber“; „das Leichtvertrauen“; „einſchrecken“, und ſo fort mit Grazie in infinitum. Alle dieſe Neubildungen ſind zu Gunſten ſprachlicher Kürze und einer Verſtärkung des Ausdrucks geſchaffen. Doch werden ſich die wenigſten in der Sprache einbürgern und ſo, wie ſie ſind, nur den Eindruck des Geſuchten und Manierirten hervorrufen.

Gerade die Sucht, einen Lapidarſtil zur Geltung zu bringen, ruft oft abenteuerliche Wendungen hervor. Wir erinnern an die erwähnte Charakteriſtik Shakſpeare's, „der in jeder Frage des Lebens allen in allem alles ſein kann“. Das iſt anſcheinend monumentale Kürze, und doch enthält der kleine Satz eine Tautologie. „In jeder Frage des Lebens“ und dann wieder „in allem“ ſind Ausdrücke, die ſich gegenſeitig überflüſſig machen und in jedenfalls incorrecter Weiſe aufeinandergehäuft ſind.

Doch auch von einigen Ungeheuern von Perioden können wir berichten, denen es gänzlich an der ſchlanken Taille fehlt. Als Muſter von Geſchmackloſigkeit führen wir nur den Anfang einer übermäßig ausgewachſenen Periode an, in welchem das Wort „ähnlich“ nicht weniger als neunmal vorkommt, einer auch in ihrem ſachlichen Inhalt ziemlich unglücklichen Periode (S. 367):

Ein Menſchenalter ſpäter hat in einem deutſchen Staate eine ähnliche junkerhafte Politik, in dem ähnlichen ſeligen Selbſtvertrauen befangen, in dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den ähnlich verfahrenen innern Verhältniſſen, einem Fürſten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der, in ähnlichem Widerwillen gegen die volksthümlichen Inſtitutionen beirrt war und in ähnlicher Weiſe ſeine Perſon in das conſtitutionelle Spiel brachte wie Karl X.) in ähnlicher aber ſchuldvollerer Art das Gewiſſen berückt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine ähnlich unebenbürtige Macht gerichteten Feldzug u. ſ. w.

Das geht doch noch über Victor Hugo's fünfmalige Anaphoras und Epiphoras hinaus!

Wenn überhaupt der Stil unſers Hiſtorikers von dieſen Gelüſten nach aparter hiſtoriſcher Würde und claſſiſcher Lapidarſchrift frei wäre, ſo würden die großen und unverkennbaren Vorzüge ſeiner Darſtellung erfreulicher und glänzender hervortreten. **Rudolf Gottſchall.**

Speculative Philoſophie.

1. Sein und Bewußtſein. Grundgedanken der Philoſophie, entwickelt im Hinblick auf die Geſchichte des Geiſtes von Robert Schellwien. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wiſſenſchaftslehre, geſpendet von Ernſt Ferdinand Friedrich. Erſter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Grenzen und der Urſprung der menſchlichen Erkenntniß im Gegenſatze zu Kant und Hegel. Naturaliſtiſch-teleologiſche Durchführung des mechaniſchen Princips von Heinrich Czolbe. Jena, Coſtenoble. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier liegen über die höchſte Erkenntnißfrage drei Schriften vor von höchſt verſchiedenen Standpunkten. Die erſte huldigt der idealiſtiſchen Speculation, mit deren Mitteln ſie ſich einen hellen Glaspalaſt erbaut, aus deſſen Spiegelfenſtern die Mittagsſonne der ſpeculativen Vernunft ihren Schimmer hundertfältig wie auf die zitternden Wellen eines wogenden Meeres wirft.

Die zweite vergleicht auf dem Felde der logiſchen Wiſſenſchaft die drei dort von jeher eingeſchlagenen entgegengeſetzten Wege untereinander, um deren grundverſchiedene Methoden gegeneinander zu wägen zum Behuf eines zukünftigen Zuſammenarbeitens verſchiedener Syſteme zu gemeinſamen Strebezielen.

Die dritte beſtrebt ſich, den Materialismus zu überwinden durch einen Naturalismus, welcher dem Princip der Materie zwei andere Principien zur Seite ſtellt, eines der organiſchen Bildungstriebe, ein zweites des animaliſchen Empfindens und Bewegens, welches als Weltſeele eingeführt wird.

Die Einheit von Sein und Bewußtſein iſt eine bekannte Formel in unſerer ſpeculativen Philoſophie. Dieſelbe iſt in der Schrift von Robert Schellwien (Nr. 1) auf eine neue Art am Leitfaden der Raumanſchauung

deutlich gemacht und zu eigenthümlicher Anſchaulichkeit erhoben. Dieſe Anſchaulichkeit ſtützt ſich auf den Grundſatz, daß alles Empfundene und ſinnlich Angeſchaute dem Endlichen angehört, hingegen der Begriff des Unendlichen in Raum und Zeit einzig und allein dem Denken und dem Bewußtſein erfaßbar iſt. Der Raum als ganzer iſt daher nur vorhanden für das Bewußtſein und im Bewußtſein, während einzelne oder endliche Räume auch auf unbewußte Weiſe in uns wie außer uns gegeben ſind. Folglich verhält ſich in Beziehung auf den Raum das Bewußte zum Unbewußten wie das Unendliche zum Endlichen, das Ganze zum Theile, das Denken zum Sein. Und folglich bilden Bewußtſein und unbewußtes Daſein innerhalb des Raums nicht einen abſoluten, ſondern nur einen relativen Gegenſatz. Denn das Unbewußte gehört als eingeſchloſſener Theil mit zur bewußten Ganzheit.

Die Aufgabe bei Schellwien iſt demnach, die Einheit von allen Dingen in dem Bewußtſein darzuſtellen und die Vielheit aus dieſer Einheit abzuleiten, um zu zeigen, daß dem Weſen nach Sein und Bewußtſein daſſelbe ſind. Im erſten Theil Beſchreibung des Bewußtſeins mit ſeinen Widerſprüchen. Im zweiten Deduction des Bewußtſeins. Im dritten Darſtellung des Bewußtſeins nach ſeinen Hauptmomenten.

Das Bewußtſein begreift alles Begrenzte in ſich, dergeſtalt, daß es ſelbſt keine Grenze, kein Draußen hat, ſondern reine Innerlichkeit, mit einem Worte der allumfaſſende unendliche Raum ſelbſt iſt. Denn die Unendlichkeit des Raums iſt nichts anderes als dieſe abſolute Innerlichkeit, in welcher auch das wahrnehmende Subject, ſofern es objectiv als Körper erſcheint, zugleich mit befaßt iſt.

Der Raum zeigt ſich als identiſch mit ſeinem aus begrenzten Einzeldingen beſtehenden Inhalt, das Bewußtſein alſo mit dem Bewußtloſen. Die Einzeldinge ſind Beſtandtheile von ihm; jedes Ding iſt ein Stück des Raums, und er ſelbſt iſt in ſich jedes Ding als ein Theil ſeiner ſelbſt. Der Raum iſt dieſe Natur des Bewußtſeins, welcher zufolge einzelne abgeriſſene Gegenſtände nicht angeſchaut werden können, ſondern jede Anſchauung eine abſolute, zu einzelnen Dingen in ſich ſelbſt gegliederte Totalität, eine reine Innerlichkeit iſt; er iſt die Anſchauung ſelbſt, von ſeiten ihrer abſoluten Einheit aufgefaßt. Zugleich ergibt ſich, daß das Bewußtſein in der Anſchauung identiſch iſt mit den angeſchauten Dingen, ſodaß die letztern nur allein in ihrer Vereinzelung bewußtlos, in ihrem abſoluten Zuſammenhange aber ſelbſt Bewußtſein und Anſchauung ſind. Das anſchauende Bewußtſein kommt nicht hinzu zu den Dingen als etwas anderes, ſondern es iſt der Inbegriff der Dinge ſelbſt, und die angeſchauten Dinge wiederum haben außerhalb des Bewußtſeins keine Exiſtenz, ſondern nur in ihm.

Das all-eine, an ſich unterſchieds- und eigenſchaftsloſe Weſen iſt das Bewußtſein, in ſeiner Selbſtbeſchränkung iſt es die Welt. Es hebt ſich durch Selbſtverneinung zur Welt der Individuen auf, und nimmt ſich aus ihnen beſtändig in ſich ſelbſt zurück. Die Individuen bilden die Natur und ſind als ſolche bewußtlos. Bewußtſein iſt All-Einigkeit und abſolute Identität; Natur oder Bewußtloſigkeit iſt Vereinzelung unter vielen und Beſonderheit.

Der Menſch als Naturweſen iſt, wie jedes Individuum, in ſeiner Vereinzelung bewußtlos. Zum Bewußtſein muß er ſich erſt erheben. Er muß ſeine individuelle Beſchränkung und Ausſchließlichkeit verneinen, um zum Bewußtſein zu gelangen. So geht das menſchliche Bewußtſein ſcheinbar aus der Natur hervor. Aber nur ſcheinbar. Denn das Bewußtſein iſt poſitive ſubſtantielle Macht, die überhaupt nicht aus irgendetwas hervorgehen kann, ſondern das Allererſte iſt. Die Erzeugung des Bewußtſeins durch Verneinung der Natur kann daher nur eine That der oberſten ſubſtantiellen Kraft ſelbſt ſein. Alſo muß das Abſolute ſchon gewiſſermaßen im Menſchen enthalten ſein, er muß ſelbſt das Abſolute bereits zum Grunde liegen haben, ſelbſt ein Product der Selbſtverneinung des Abſoluten ſein. Nur weil das Abſolute ihm latenterweiſe immanent iſt, kann er ſich auch wieder in ihm zu ſeinem urſprünglichen Weſen erheben, durch eine Verneinung der Verneinung.

Iſt das Abſolute das Innerliche, ſo iſt das Einzelne, die Aeußerung, die Aeußerlichkeit nothwendig ausgedehnt, Körper. Da der Körper nur eine Definition oder Beſtimmung des Abſoluten als Selbſtbeſchränkung des letztern iſt, ſo iſt ſeine Aeußerlichkeit nur Form, nur Ausdehnung ohne allen andern Stoff. Es iſt ein Wahn, daß dem Ausgedehnten als Subſtrat noch ein äußerlicher Stoff zum Grunde liege, der weſentlich nicht Geiſt oder Gegenſatz des Geiſtes wäre. Es gibt keinen Gegenſatz gegen den Geiſt, es gibt in dieſem Sinne keinen Stoff. Was dem Ausgedehnten, der Form, zu Grunde liegt, iſt das Nichtausgedehnte, die Subſtanz, die aber in der Natur, weil ſie in dieſer zur Aeußerlichkeit herabſinkt, latent iſt.

Wir können uns mit dieſer Welt- und Lebensanſicht nur in allen Stücken übereinſtimmend erklären. Wir ſind immer der Ueberzeugung geweſen, daß die Deutlichkeit der ſchwierigſten unter allen Begriffen, der metaphyſiſchen, ſich durch nichts ſo ſehr heben und unterſtützen läßt als durch eine enge Anknüpfung derſelben an das Schema des Weltraums. Denn dieſes iſt die einzig mögliche Art, dem Grundbegriffe des Urbewußtſeins eine Anſchaulichkeit zu verleihen, welche derſelbe außerdem nicht beſitzt. Und von der Anſchaulichkeit der Begriffe iſt doch immer ihre vollkommene Deutlichkeit in einem hohen Maße abhängig, theils ſchon in ſich ſelbſt, noch mehr aber in Beziehung auf ihre Mittheilbarkeit und ihr leichteres Verſtändniß. Völlig unanſchaulichen Begriffen begegnet, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſcharf gedacht ſind, der Verſtand des Leſers oder Hörers gewöhnlich nur wie einer Arznei mit einer Art von Selbſtüberwindung, wogegen ſich der anſchaulich gemachte Begriff ihm einſchmeichelt wie ein geſundes Nahrungsmittel. Bereits vor 25 Jahren hat Referent im lebendigen Gefühl deſſelben Bedürfniſſes den Verſuch gemacht, den Begriff des Urbewußtſeins durch eine möglichſt enge Anknüpfung an das Schema des Weltraums

zu veranſchaulichen, wobei er den Weltraum von der einen Seite als das allgemeine Magazin der chemiſchen Volumina oder Atome, von der andern Seite als das univerſelle Urwiſſen oder Uranſchauen des Urgeiſtes ins Auge faßte. *) Aber auch berühmte Namen der Vorzeit ſind uns in dieſem Beſtreben lange vorangegangen. Newton ſtellte ſich den Weltraum als das Senſorium der Gottheit vor. Jordanus Brunus dachte ihn ſich ausgeſpannt zwiſchen zwei unräumlichen, dem Urbewußtſein angehörigen Poſitionen, dem Maximum und Minimum. Auch nach ſeiner Auffaſſung enthalten die einzelnen anſchaulichen Räume oder Volumina das unbewußte Weſen und die Theile. Das Ganze hingegen hielt er für überräumlich und ſelbſtbewußt. Auch ſchon im Alterthum wurde durch Xenophanes, Plato und Ariſtoteles eine ähnliche Denkweiſe vorbereitet. Xenophanes legte dem All der Dinge Sehen, Hören und Denken bei; er würde ſich trefflich haben mit unſerm genialen Autodidakten Jakob Böhme verſtändigen können, welcher in der Natur die Spuren eines allſehenden, allhörenden, allriechenden, allfühlenden, allſchmeckenden Gottes zu erkennen ſich vermaß. Plato verlegte in das urſprüngliche Weltganze vor allem die Fülle der Schönheit, Ariſtoteles das denkende Bewußtſein, verbunden mit unendlicher Kraftfülle und Seligkeit. Auch an Spinoza klingt dieſe Denkweiſe an. Dennoch ſchließt ſich Spinoza bei genauerer Erwägung darum von dieſer Vergleichung aus, weil Denken und Ausdehnung bei ihm dem richtigen Verhältniſſe der Subordination der Theile unter das Ganze enthoben und ſtatt deſſen in das falſche Verhältniß der Coordination geſtellt werden. Bei Spinoza iſt die Ganzheit aller ausgedehnten Materie nichts weiter als die Summe derſelben, und daher ebenſo unbewußt als ihre einzelnen Theile; dabei iſt die Ganzheit des denkenden Urgeiſtes ebenfalls nichts weiter als die Summe aller denkenden Einzelgeiſter. Folglich iſt der Pantheismus des Spinoza vom Pantheismus des Jordanus Brunus grundverſchieden, und nur der im Denken gänzlich Ungeübte vermöchte beides geradezu miteinander zu verwechſeln.

Die „Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wiſſenſchaftslehre" von Ernſt Ferdinand Friedrich (Nr. 2) beſchäftigen ſich mit dem Verhältniſſe der drei verſchiedenartigen Theile, welche das Ganze der logiſchen Wiſſenſchaft ausmachen, und welche man als formale Logik, objective Logik und Methodologie oder Syſtematik zu bezeichnen pflegt.

Bisher iſt die Behandlungsart der Logik ſo geweſen, daß bald der eine, bald der andere dieſer Theile zur Oberherrſchaft über die andern gelangte. Die Ariſtoteliſche Logik iſt die formale, welche die materiale oder objective Logik ſo lange unter einem unnatürlichen und gewaltſamen Drucke geknechtet hielt, bis die letztere ſich endlich durch Kant und Hegel gründlich emancipirte, dadurch aber auch das alte Verhältniß der Knechtung vollſtändig umkehrte. Die ehemalige Herrin wurde zur bloßen Magd herabgeſetzt, und zuweilen bis zur äußerſten Ungerechtigkeit ſchlecht behandelt. Früher ſchon hatte Baco von Verulam in ſeinen berühmten logiſchen Arbeiten die materiale oder objective Logik des Plato mit ebenſo großer Verachtung behandelt, als die formale oder ſubjective des Ariſtoteles, dagegen ſich mit deſto größerm Eifer auf die methodologiſchen Unterſuchungen geworfen, woraus mit der Zeit das geworden iſt, was man jetzt in England die inductive Logik zu nennen pflegt, und wovon Mill und Whewell die Hauptvertreter ſind.

Der Verfaſſer macht nun in ſeinen „Beiträgen" Vorſchläge zur Güte, damit in Zukunft das bisherige tumultuariſche und misgünſtige Verhältniß zwiſchen den drei Schweſterwiſſenſchaften aufhöre, deren jeder er darum eine vollkommene Berechtigung zugeſteht, weil eine jede eine eigenthümliche Aufgabe verfolge, ein gewiſſes ſelbſtändiges Ziel im Auge habe, und demgemäß auch ihrer Beſtimmung nach eine eigenthümliche und ſelbſtändige Behandlungsart für ſich in Anſpruch nehmen dürfe.

Das Thema iſt von ungemeiner Wichtigkeit und betrifft einen der allertiefſten Punkte in der Entwickelung unſerer Philoſophie. Daher wäre es hierbei wol angebracht geweſen, durch eine einfache, ſchmuckloſe und lichtvolle Ausdrucksweiſe dem Verſtändniß des Leſers möglichſt zu Hülfe zu kommen, wogegen der Verfaſſer (aus welchen Gründen mag dahingeſtellt bleiben) den gerade entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen hat. Er läßt das natürliche Licht ſeiner Gedanken unabläſſig wie ein Gaukler durch allerlei fremdartige Medien gebrochen in buntfarbigen Regenbogenſtrahlen umherflimmern und umherblitzen, ſodaß die Leſung des Buchs auch dem geduldigſten Leſer unerträgliche Mühe bereiten muß. Die unnatürlichen Medien, wodurch er das natürliche Licht ſeiner Gedanken fortwährend färbt und theilweiſe verdunkelt, ſind 1) überflüſſige, mit anerkennungswerther Beleſenheit herbeigeſchleppte Citate, 2) Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten, 3) etymologiſche Wortklaubereien, 4) Allotria, 5) eine philoſophiſche Terminologie voll neuer und unerhörter Ausdrücke, wie z. B. Taonomik, Idmik, ſkopioriſch, Gnoſtpromachie und andere unabſehliche Heuſchreckenſchwärme ſolchen Ungeziefers.

Da überdies der Verfaſſer auf den 466 Seiten ſeines Buchs erſt den nöthigen Platz zum bloßen Proſpect ſeiner Arbeit nebſt der größern Hälfte ihrer Introduction hat finden können, die zu erwartende Ausgeburt ſelbſt alſo vermuthlich noch in einem ſehr embryoniſchen Zuſtande verborgen ruht, ſo iſt es nicht leicht zu ſagen, ob er die Abſicht hegt, die drei logiſchen Wiſſenſchaften als völlig voneinander unabhängige Disciplinen zu trennen, oder ob er ſie als gleichberechtigte Glieder eines lebendigen Ganzen aus einem und demſelben Princip conſtruirt wiſſen will. Im letzten Falle würde Referent ſich beifällig auf ſeine Seite ſtellen, im erſten aber nicht.

Die drei logiſchen Wiſſenſchaften werden von unſerm Verfaſſer als drei weit auseinanderliegende Felder bezeichnet, von denen jedes einer aparten Pflege bedürfe, um

*) In der Schrift: „Darſtellung und Kritik der Beweiſe fürs Daſein Gottes" (Heidelberg, Groos, 1840).

dereinſt die würdevolle Geſtalt einer Sonderwiſſenſchaft zu erreichen. Sie ſeien drei äquivok disparate Regionen, welche ſo wenig in eins zuſammenfallen wie Ontologie, Pſychologie und Methodologie. Der Unterſchied zwiſchen ontologiſcher, pſychologiſcher und methodologiſcher Tendenz ſei kein Unterſchied zwiſchen Geſichtspunkten, für deren einen man mit Vorliebe zum Objectivismus oder Subjectivismus Partei ergreifen dürfe, ſondern ein Unterſchied zwiſchen Problemen, deren jedes von jeder Partei anerkannt werden müſſe. Es gebe daher dreierlei ſogenannte Logik, und nur eine von dieſen Sorten verdiene eigentlich Logik zu heißen.

Daß in der logiſchen Wiſſenſchaft drei Probleme liegen, deren jedes von jeder Partei volle Anerkennung fordert, davon iſt Referent ebenfalls überzeugt. Daß aber nur die Beantwortung des einen dieſer Probleme Logik zu heißen verdiene, und folglich aus den beiden andern Theilen der bisherigen Logik anderweitige beſondere Wiſſenſchaften zu entwickeln ſeien, muß er nach langjährigen, beim Vortrage dieſer Wiſſenſchaft angeſtellten eigenen Verſuchen ſtark in Zweifel ſtellen. Er lebt vielmehr der innigſten Ueberzeugung, daß die drei logiſchen Wiſſenſchaften als coordinirte und gleich wichtige lebendige Glieder eines untheilbaren Organismus aus einem und demſelben Princip, nämlich der Denkfunction, hervorwachſen, und auf einen und denſelben Zweck, nämlich die Aufdeckung der letzten Gründe der Erkenntniß, hinarbeiten. Man kann dieſen Gedanken am kürzeſten und beſten in ein Gleichniß faſſen.

Der Erkenntnißproceß, welchen die Logik beſchreibt, iſt vergleichbar einer Tuchfabrik, und bietet gleich dieſer der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung drei Probleme, das der Gewinnung der Stoffe, das des Maſchinenbaus, und das der zweckmäßigen Anwendung der Maſchinen zur Herſtellung der Fabrikate aus den Stoffen.

Die Maſchinen, wie Spinnmaſchinen, Webeſtühle, Walzenwerke zum Kämmen, Scheren und Glätten, Hebezeuge zum Färben, Walkräder zum Waſchen u. ſ. w. ſind lauter unentbehrliche Mittel zur Tuchfabrikation. Aber ſie arbeiten alle vergebens ohne Stoff, den ſie nicht aus ſich ſelbſt hervorbringen können. Sie bilden ohne empfangene Stoffe ein hohles unfruchtbares Getriebe, einen leeren reſultatloſen Formalismus. Aehnlich ſteht es mit der formalen oder Ariſtoteliſchen Logik, ſobald dieſelbe als eine losgetrennte Wiſſenſchaft behandelt, und nicht mit den andern beiden Theilen in eine wirkſame Verbindung geſetzt wird. Sie wird zum reſultatloſen Formalismus, und eben daher ſtammen die langhergebrachten und bis zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die Sterilität des logiſchen Studiums;

> Da wird der Geiſt euch wol dreſſirt,
> In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt, u. ſ. w.

Wir denken nicht, um zu denken, ſondern um zu erkennen. Daher liegt der Zweck der Logik nicht in der bloßen Aufdeckung der Maſchinerie der Urtheile und Schlüſſe, ſondern in der Hinlenkung dieſer Maſchinerie zu den höchſten Endzielen der Erkenntniß. Die beſten Maſchinen aber vermögen nichts, wenn ihnen nicht untadelige Stoffe zur Verarbeitung übergeben werden. Die Stoffe des Erkennens ſind die Grundbegriffe der Ontologie oder der materialen Logik. Es iſt dieſes die Wiſſenſchaft, welche Hegel die objective, Kant die transſcendentale Logik nennt, und welche man auch häufig mit dem überaus paſſenden Namen einer Kategorienlehre zu bezeichnen pflegt. Minder paſſend finden wir für ſie die Benennung unſers Verfaſſers. Derſelbe nennt ſie Taonomik, zuſammengeſetzt aus dem chineſiſchen Worte Tao = Vernunft und dem griechiſchen Nomos = Geſetz, alſo Vernunftgeſetzlehre.

Endlich ſtammen die zweckmäßigen Formen, in welche die Maſchinen die Stoffe hineinarbeiten, die größere oder geringere Stärke der aus ihnen zu ſpinnenden Fäden, die gröbere oder feinere, compactere oder loſere Textur derſelben, die größere oder geringere Dicke, Rauheit oder Glätte der zu bereitenden Tuche, ihre Breite, ihre Farbe, ihr Glanz u. ſ. w. nicht aus den Stoffen und auch nicht aus den Maſchinen allein, ſondern aus den Muſterbüchern, nach denen die Maſchinen und die Stoffe benutzt und gehandhabt werden. Nicht aus allen Stoffen kann man alle Muſter herſtellen, ſondern man muß ſich entweder nach den Muſterkarten die Stoffe auswählen, oder aus den gegebenen Stoffen die ihnen am meiſten entſprechenden Muſter verfertigen. Aehnlich werden in der logiſchen Methodologie die ſpeciellen Methoden für die verſchiedenen Erfahrungsfelder aus den Grundbegriffen vermöge der urtheilenden Thätigkeit hervorgearbeitet. Die Methodologie iſt daher der Zweck, zu deſſen Erreichung ſowol die materiale als die formale Logik als Mittel arbeiten.

Eine vollſtändige Fabrikationslehre behandelt mit gleicher Sorgfalt zuerſt die Stoffe der Fabrikation (Grundbegriffe), ſodann das Räder-, Schrauben- und Hebelwerk, welches die Fabrikate aus ihnen hervorarbeitet (Urtheilsformen und Schlußfiguren), zuletzt die Kunſterzeugniſſe, zu deren Hervorbringung die Stoffe dienen und die Maſchinen arbeiten (Wiſſenſchaftſyſteme).

Die Logik vor Ariſtoteles beſtand aus bloßer Ontologie. Man ſtellte Grundbegriffe auf, welche man an verſchiedene Wiſſenſchaftsfelder vertheilte, die Form an die Geometrie, den Stoff an die Phyſik, die Seele an die Pſychologie, das Gute an die Moral, das Recht an die Staatslehre u. ſ. w. Die Maſchinerie des Urtheilens und Schließens blieb dabei im Dunkeln.

Ariſtoteles gelangte zuerſt zur Erkenntniß dieſes Maſchinenweſens unſerer Gedanken, und es war nicht zu verwundern, daß er, berauſcht vom Zauber einer ſo wichtigen neuen Entdeckung, dieſelbe in ihrer Tragweite überſchätzte, indem er gegen ſie die andern Theile der logiſchen Wiſſenſchaft, insbeſondere die Kategorienlehre, unverhältnißmäßig zurücktreten ließ.

Es hat nichts Geringeres erfordert, als einen neuen Aufſchwung der ſpeculativen Wiſſenſchaft von der gewaltigen Anſtrengung, wie ſie in Kant's kritiſchem Titanenwerke ſich bekundete, um die im Alterthume ermatteten Beſtrebungen der materialen Logik aufs neue zu einer

Höhe des Glanzes zu treiben, welcher den Ariſtoteles gänzlich in den Schatten ſtellte. Iſt es zu verwundern, wenn darüber die Ariſtoteliſche Logik gegenwärtig in der öffentlichen Meinung in eine größere Misachtung geſunken iſt, als ſich mit einer gerechten Würdigung ihrer Verdienſte um die Menſchheit verträgt?

Die Männer der ſogenannten inductiven Logik, welche eine erfahrungsmäßige Methodologie der Wiſſenſchaften erſtreben mit Vernachläſſigung ſowol des Kant, als des Ariſtoteles, hoffen wie arbeitſcheue Lehrlinge den Zweck mit Umgehung der Mittel erreichen zu können. Sie gleichen einem Menſchen, welcher abenteuernd ſich vermißt, auf einem Felde zu ernten, wo er nicht geſäet hat. Er gewinnt die paar Armſeligkeiten, die dort zufällig wachſen, vermiſcht mit unendlichen Haufen von Unkraut.

Allerdings beſteht daher die Logik nicht aus einer einzigen, ſondern aus drei enge ineinandergreifenden Wiſſenſchaften, deren keine auf Koſten der andern vernachläſſigt werden darf. Und ſo wie ein jeder Organismus in der Natur ſich in dem Maße vervollkommnet, als die geſonderte Artikulation ſeiner relativ ſelbſtändigen Glieder und Organe zunimmt, ſo wird auch die Logik ſich in Zukunft ſicher in dem Maße vervollkommnen, als ſie ein jedes ihrer drei Organe oder Syſteme immer mehr zu einer ungehinderten und freien Beweglichkeit in ſich ſelbſt herausarbeiten lernt, ohne das eine jedoch jemals gegen das andere zu iſoliren oder es mit dem andern außer Berührung zu ſetzen. Nur auf dieſem Wege gehen wir vollkommenern Zuſtänden der Wiſſenſchaft entgegen, anſtatt daß eine iſolirende Lostrennung der Theile voneinander uns nur wieder der Unvollkommenheit der glücklich überwundenen Zuſtände annähern würde, deren Sterilität eben darin beſtand, entweder ganz allein oder doch vorwiegend nur den erſten oder den zweiten oder den dritten Theil einer Bearbeitung zu unterwerfen. **Karl Fortlage.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Erzählungsliteratur.

1. Neue militäriſche Humoresken von Stanislaus Graf Grabowski. Zwei Bände. Berlin, Große. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Friſche, kecke und charakteriſtiſche Geſchichten aus dem Garniſon- und Offizierleben voll Laune und Humor, unter welchen beſonders „Ein alter Fähnrich“ und „Das Liebhabertheater“ kleine Cabinetsſtücke in ihrer Art genannt werden müſſen. Der Autor dieſer harmloſen Plaudereien beſitzt ein liebenswürdiges Talent, zu erzählen, und hat dabei für Ausmalung komiſcher Situationen und für Zeichnung drolliger Perſönlichkeiten eine ſo auskömmliche Begabung, daß er die Lacher ſtets für ſich hat, ohne irgendwie nach anderer Seite hin zu verletzen oder zu caricíren; es iſt vielmehr die Gemüthlichkeit eine ſo überwiegende Eigenſchaft ſeiner Art zu ſchildern, daß er, in dieſer Beziehung lebhaft an Holtei erinnernd, ſelbſt wo er ſatiriſch wird, den Ton des Herzens nicht zu verleugnen weiß. Dabei tritt in dieſen Humoresken eine ganz unverkennbar dramatiſche Pointirung hervor, ſodaß man wol annehmen darf, der Autor würde die Geſetze des guten bürgerlichen Luſtſpiels und der Salonkomödie recht wohl zu erfüllen verſtehen. Das Beſtreben, ſeinen Stil vor aller Schwerfälligkeit und Weitſchweifigkeit zu behüten und „leicht“ zu ſchreiben, verleitet den Verfaſſer inzwiſchen zu einer entſchiedenen Vernachläſſigung ſeiner Schreibweiſe und zu einer Diction, die nicht ſelten geradehin trivial und ſchlotterig wird. Auch möge er in Zukunft nicht vergeſſen, daß nicht jeder Spaß, nicht jede Epiſode, die beim mündlichen Erzählen Heiterkeit erregt, dieſelbe Wirkung auch im Buche thut: geſprochenes Wort in launiger Umgebung geht im Eilwagen lebhaft bewegter Unterhaltung als blinder Paſſagier mit durch, wenn es auch nicht die legale Poſtkarte aufzuweiſen vermag; allein die gedruckte Rede ſteht unter der Controle des ſtrengen Kunſtgeſetzes und paſſirt ungehindert nur dann, wenn ihm dieſes ſeine Legitimation ertheilt.

2. Ein Roman aus den Zeiten der ſchleswig-holſteiniſchen Kriege von Moritz Reichenbach. Erſte Abtheilung. Zwei Theile. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 2 Thlr.

Eine triviale Recapitulation von Ereigniſſen und Vorkommniſſen, die, längſt bekannt und viel weniger hausbacken als in vorliegendem ſogenannten Romane behandelt, bis zum Ueberdruß geſchildert und erzählt ſind. Aus der trockenen und ſandigen Proſa Moritz Reichenbach's ſchimmert auch nicht ein grünes erquickliches Oaſenfleckchen, und die Langweiligkeit, die über dieſer Wüſte brütet, läßt friſches Leben nirgends auch nur die beſcheidenſte Schwinge regen. Die Dudelei dieſes Leierkaſtenromans ſpinnt ſich in infinitum fort und wird nur durch das Quäken irgendeiner zerſprungenen Pfeife oder einer verbogenen Walze unterbrochen. Wie lange werden ſich ſolche Stümpereien noch unter der Firma des hiſtoriſchen Romans auf dem deutſchen Büchermarkte brüſten dürfen?

3. Georg Stein oder Deutſche und Letten. Ein Erzählung aus der Gegenwart Kurlands von Johanna Conradi. Riga, Kymmel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs „Deutſche und Letten“ verſpricht mehr als er eigentlich hält; denn indem man erwartet, einer gründlichen Charakteriſtik und einer umfaſſenden Schilderung des Verhältniſſes, wie es ſich in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zwiſchen Deutſchen und Letten im Entwickelungsgange der Zeiten hiſtoriſch und geſellſchaftlich herausgebildet hat, in dieſer Erzählung zu begegnen, findet man ſich inſofern entſchieden getäuſcht, als die ziemlich langweilige Biographie des Deutſch-Letten Georg Stein in der hergebrachten ſchablonenmäßigen und wenig eigenartigen Weiſe verläuft, wie ſo viele gewöhnliche Romane in Form von Lebensgeſchichten, und als das lettiſche Weſen nur in einzelnen Zügen und nur nebenbei objectiven Ausdruck findet. Löſen wir dieſe unbedeutenden Zulagen vom Körper des Ganzen ab, ſo bleibt eine Geſchichte übrig, die ebenſo gut in Oſtpreußen, in Mecklenburg oder in Pommern vorgehen kann; es fehlt dieſem Roman die Durchdringung des Charakteriſtiſch-Localen, Nationalen und Volksthümlichen mit dem, was eigentlich die Erzäh-

lung ausmacht. Die Verfasserin hat sich hier viel des Besondern und Eigenartigen entgehen lassen und, indem sie eine wenig bedeutende Alltagsgeschichte mit dem unvermeidlichen Schlußspectakel von etwas Rebellion und Räuberei zu schreiben sich befleißigte, das Unwesentliche zum Wesentlichen erhoben. Wie befähigt dieselbe indeß zum Gegentheil dieser Verirrung war, beweisen die charakteristischen Einzelheiten, mit welchen sie ihr Buch national illustrirt, ohne dieselben in künstlerischer Harmonie mit dem Ganzen zu vereinigen, in welcher Beziehung besonders die schauerlich ergreifende Episode von Georg Stein's Vater und die aufgeregten Volksscenen zu erwähnen sind, die gegen den Schluß des Buchs in Scene treten.

Mit Rücksicht auf die Charakteristik der handelnden Personen im allgemeinen erscheint der Held des Buchs, weil zu sehr nach der Schnur gezeichnet, am stiefmütterlichsten ausgestattet, während der gemüthvolle aber thatenkräftige Norbart, seine etwas herbe und genaue Gattin, die wilde Jüdin Rahel und die ätherische Nordlandsblume Gertrud sehr gelungene Zeugen für das im Grunde zu schönen Hoffnungen berechtigende Talent der Dichterin genannt werden müssen, welche die Sprache des menschlichen, sonderlich des weiblichen Herzens wohl versteht und eindringlich zu reden weiß. Wird die Verfasserin des vorliegenden Romans gelernt haben, das charakteristische und reale Detail ihrer dichterischen Arbeiten zu einheitlicher und eigenartiger Gestaltung des Ganzen zu verwerthen, sodaß es nicht wie ein für sich selbst bestehendes Gerüst das Hauptbauwerk äußerlich umspannt, sondern aus dessen architektonischen Formen von innen heraus spricht und wirkt, dann dürften ihr schöne Erfolge auf dem Gebiete der Erzählung in Aussicht stehen.

4. In Banden frei. Roman von Rahel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 3 Thlr.

Auch eine Geschichte des Nordens, auch eine weibliche Verfasserschaft und der Inhalt auch darin mit dem vorigen Roman verwandt, daß das Judenthum darin Vertretung findet, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es in der soeben besprochenen Erzählung nur episodisch erscheint, während das vorliegende Buch sich fast ausschließlich damit beschäftigt, ja daß es dabei auf eine Glorificirung des neumosaischen Wesens abgesehen zu sein scheint. Denn es sind nicht allein die Banden der napoleonischen Tyrannei, in welchen die Verfasserin die Ihrigen frei sein läßt, nicht allein die Fesseln, welche jene schwere Zeit allen auferlegte, sondern zugleich die Schranken, Lasten und Ketten, unter welchen das Judenthum jener und beziehungsweise unserer Zeiten seufzte und seufzt oder vielmehr zum größern Theil zu seufzen vermeinte und vermeint. Von Danzigs schwer belagerten Mauern und von seinem temporären Könige, dem französischen Marschall Rapp, führt dieser Roman, immer wesentlich im Gebiete jüdischen Familienlebens, durch drei Bände nach Berlin und Petersburg und schildert besonders das eigenthümliche ästhetische Leben der preußischen Hauptstadt, wie es sich in den napoleonischen Zeiten vorzugsweise um Rahel Levin Marcus gruppirte, mit eingehender Gründlichkeit. Viel feine Züge, sinnige Gedanken, edle Empfindungen und eine im ganzen correcte und gewandte Sprachweise sind Vorzüge des in Rede stehenden Werks, die mit Entschiedenheit anerkannt werden müssen; allein nirgends tritt darin etwas Erhebendes und über die gewöhnliche Erzählermanier Hervorragendes auf; alles fließt vielmehr im matten, wenig bewegten Strome selbstgefälliger Redseligkeit dahin, und das häufige maßlose Ausspinnen der unbedeutendsten Dinge breitet einen Nebel der Langweiligkeit über diese drei Bände, in welchem die hübschen Einzelheiten fast ganz verschwimmen.

5. Gräfin und Zigeunerin. Ein Roman aus dem Leben von Eliza Dupuy. Deutsch von A. von Colenfeld. Vier Bände. Dresden, Wolf. 1865. 16. 3 Thlr.

Ein grausiger Mord-, Spitzbuben- und Zigeunerroman nach dem Vorbilde der „Geheimnisse von Paris", voll von Knalleffecten, düstern Nachtstücken, blutigen Mysterien und giftigen Intriguen. An Spannung fehlt es nicht und zur Erneuerung, resp. Steigerung derselben ist eine ganze Apotheke stimulatorischer Reizmittel in Anwendung gebracht von zwar nicht neuen, aber stets wirksamen Compositionen. Kurz, jene Sorte von Lesern und Leserinnen, welche von ihrer Lektüre theils die Wirkung einer elektrischen Bürste theils den Dienst eines Blasenpflasters verlangen, wird mit diesem Eliza Dupuy'schen Gauner- und Garotterromane höchst zufrieden sein und so dürfte das schauerliche Buch sich zahlreicher Abnehmer zu erfreuen haben. Oder sollte ich mit dieser Voraussetzung unserm Lesepublikum unrecht thun? Sollte die Bildung unter demselben doch so weit fortgeschritten sein, daß die Species der Verbrechergeschichten nicht mehr recht munden mag? Auf der Bühne haben die Mord- und Gaunerspectakel keinen rechten Boden mehr, weil dort die einzelnen Persönlichkeiten nicht wie in dem bauchigen Topfe der Erzählerei von einem Meer pikanter Pfeffer- und Essigbrühe umflossen, sondern auf festem Boden und auf eigenen Beinen zu stehen und zu gehen gezwungen sind, weil sie ihre eigene theils befleckte, theils an sich unwahre Existenz selbst und unmittelbar zu Markte bringen, während der Roman für seine Geschöpfe allerhand Recommandationen, Entschuldigungen, Vertheidigungen und Rechtfertigungen bei der Hand hat, die dem Theaterschriftsteller schlechterdings nicht gestattet sind. In gleicher Weise haben auch die Demi-Monde-Stoffe und jene Misgeburten, welche die historischen Waschweiber männlichen und weiblichen Geschlechts zur Welt zu bringen pflegen, auf der Bühne ihre Blüte bereits hinter sich, während sie in der Erzählung leider noch ziemlich üppig weiter floriren.

Was gute Sitte, edler Geschmack und wissenschaftlicher Ernst absolut verurtheilen, heimlich zu lesen, glaubt sich die Masse des Publikums gestatten zu dürfen, wenn dabei der Reiz flüchtiger und leichtfertiger Unterhaltung zu gewinnen ist; derartige Dinge aber öffentlich und mit wie vor andern zu sehen und zu hören, dessen schämen sich die meisten, und so kommt dieses gesunde Gefühl von dem Werthe der wahren öffentlichen Meinung, das heißt der

Meinung der Beſſern, dem hellen Podium unſerer Schaubühne zu ſtatten, während die Leihbibliotheken dieſen guten Geiſt für die in ihren düſtern Verſenkungen hauſenden alten, neuen und neueſten Schmarren nicht zu fürchten brauchen. Leider muß ich auch den vorliegenden Roman „Gräfin und Zigeunerin" zu den Schmarren rechnen: denn welche Begabung ſich auch darin für glänzende Schilderungen, blendende Effecte und verwickeltes Intriguenweſen offenbaren mag, die raffinirte Tendenz hat trotzdem nur ein Buch zum Zeitvertreib und zur Erregung matter Nerven geſchaffen.

6. Eine catilinariſche Exiſtenz. Roman von Theodor König. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ohne die politiſchen, ſocialen und religiöſen Anſchauungen, wie ſie ſich aus dieſer „catilinariſchen Exiſtenz" ergeben, zu theilen — denn ihr eigentliches und endliches geiſtiges Reſultat erbaut ſich weit weniger auf ſolidem Fundamente, als vielmehr auf dem luftigen Gerüſte geiſtreicher Fictionen —, nenne ich den vorliegenden Roman dennoch nach Inhalt, Form und Tiefe eine jedenfalls bedeutende Arbeit, welche, indem ſie „brennende Fragen" des Tags künſtleriſch zu beantworten ſucht, überall Geiſt und entſchiedene Begabung erkennen läßt. Es iſt eine Geſchichte des Strebens und Ringens, der unabläſſigen Kämpfe des Wahrheits- und Rechtstriebes mit den Mächten der Lüge und der Gewalt, theilweiſe auch wol mit Kräften, die nur die ſubjective Meinung des Streitenden für verwerflich erachtet: ein ſchöner Sieg krönt endlich den muthigen Fechter, der nicht nur ſich ſelbſt den Kranz gewonnen, ſondern auch andere durch den Zauber der ſittlichen Tüchtigkeit und Conſequenz aus Halbheit und Schwäche zur Freiheit und Freudigkeit führt. Wie nicht ſelten in den großen und kleinen Strömungen und Gegenſtrömungen des Lebens das Gute und Wahre gerade von dort ausgeht, wo viel eher das Gegentheil zu erwarten iſt, ja wie oft das hellſte Licht aus der dunkelſten Wolke ſtrömt, ſo weiß der Autor gerade aus dem trüben Schlamme „catilinariſcher Exiſtenz" ein hohes und geſundes Menſchenweſen zu entwickeln, welches „der Aerger aller Schlechten und Freude und Troſt aller Guten" wurde. Es liegt dem keineswegs eine Gloriſicirung der „catilinariſchen Exiſtenzen" zu Grunde, ſondern nur die Thatſache, daß aus dem Saulus unter gewiſſen Vorausſetzungen und Einwirkungen recht wohl ein Paulus werden kann. Vielleicht hätte der Verfaſſer dieſes Romans zur künſtleriſchen Verlebendigung ſeiner Idee etwas weniger breit verfahren und gewiſſe, an ſchon Dageweſenes nur zu lebhaft erinnernde Vorgänge mindeſtens raſcher vorüberführen können, vielleicht hätte ſich manche pſychologiſche und auch geſellſchaftliche Unwahrſcheinlichkeit durch ſorglichere Motivirung beſeitigen laſſen, vielleicht endlich hätte ein wärmerer, mehr von Herzen kommender Ton dem Ganzen zweifelloſere Wirkung auf das Gemüth verliehen und die auffallende Kühlheit der Diction vor einer höhern Temperatur ſchmelzen laſſen; vielleicht — aber das Buch hat, wie es nun einmal iſt, das unleugbare und bei heutiger bequemlicher Erzählerei wohl zu ſchätzende Verdienſt der künſtleriſchen Conſequenz, der ſcharfen Charakteriſtik, der Formgewandtheit und der geiſtreichen Verſtändigkeit, wie viel oder wie wenig ein jeder nach ſeinen ſubjectiven Ueberzeugungen den entwickelten Principien Anerkennung zubilligen mag und kann.

7. Aus dem Leben des Todes. Zweimal ſieben Abenteuer. Von George Heſekiel. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein wunderliches Buch, dieſe „zweimal ſieben Abenteuer aus dem Leben des Todes" und aus dem Tode des Lebens: die erſten ſieben unter dem Fittich der „mildern Brüder", des Schlafs und des Traums, die andern ſieben unter dem ſchwarzen Banne der Verweſung. Aber wie den Schlaf der Traum, ſo belebt den Tod die Verheißung, und ein Erwachen von jenem wie von dieſem endet die Nacht und begrüßt den Tag. Allegoriſch, räthſelhaft, phantaſtiſch, heimlich und unheimlich, lebendig warm voll friſchen Lebens und im Augenblicke wieder Nebel, Schatten und Schemen, unter duftenden Roſen ein grinſender Todtenkopf, aus geöffneten Gräbern die lichtvolle Erſcheinung der Auferſtandenen: wie mag die Deutung dieſer tiefſinnigen Spiele zwiſchen Ober- und Unterwelt anders lauten als: die Dichtung vermag das Leben wie den Tod zu verklären, und indem ſie aus dem Leben den Tod und aus dem Tode das Leben wie Licht aus Nacht und Nacht aus Licht hervorzaubert, bezwingt ſie die Welt. Daß der Autor ſolch höherer Aufgabe in jedem Theile ſeiner „vierzehn Abenteuer" gerecht geworden wäre, möchte ich durchaus nicht behaupten, vielmehr klingen durch die hochpoetiſche Stimmung des Ganzen, die in dem Märlein vom „Stillen Souverän" am reinſten ſich darſtellt, triviale alltägliche Töne hindurch, welche einer Tempelprofanirung gleichkommen und wol als ein Zeichen zu erachten ſind, daß der Dichter in dieſem „Leben des Todes" ſich ſelbſt nicht immer recht klar geweſen iſt: zu zeiten hat man ſogar das Gefühl, als habe er mit Zwang Unpaſſendes, Gewöhnliches und Banales in die tiefernſte Welt ſeiner diesmaligen Erzählungen hereingenöthigt. Auch wirkt ſein Humor hier oft, wie wenn einer ſich durch gewaltſames Lachen und Singen auf nächtlichem Kirchhofe das „Gruſeln" vertreiben will. Geradeheraus geſagt: ich höre George Heſekiel doch weit lieber von altbrandenburgiſcher Ritterlichkeit und von preußiſchem Heldenmuthe erzählen, als ombres chinoises des Todes produciren: der vielgeſchmähte märkiſche Sand wirbelt ihm weit hellere und friſchere Bilder vor, als aus Weihrauchduft und Kerzenqualm ihm entgegenſchweben.

Hermann von Bequignolles.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Auf den von Schiller proclamirten Unterſchied der naiven und ſentimentalen Poeſie kommt ein längerer Aufſatz der „Allgemeinen Zeitung“ zurück, welcher die Stellung der naiven, insbeſondere der lyriſchen Poeſie in unſerer Zeit behandelt. Der Aufſatz gibt jedenfalls zu mehrern Gloſſen und Randbemerkungen Veranlaſſung. Der Verfaſſer findet die Stellung der Poeſie in unſerer Zeit keineswegs günſtig und beginnt mit dem folgenden Vergleich: „Wer kennt nicht das ſchöne Märchen vom Schneewittchen? Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab — — Ja, mitten im Winter, in einer recht froſtigen Zeit, kann man wol das Geſchick der naiven Dichtung, der naiven Kunſt überhaupt, mit dem der ſchönen Königstochter vergleichen, die, von einer böſen Stiefmutter verſtoßen und verfolgt, ihr Leben in ſtiller Abgeſchiedenheit hinbringen mußte. Die kalte Zeit ſelbſt aber iſt die böſe Königin, die, ſich in keckem Uebermuth ſpreizend und die Schönſte wähnend, vor dem Spiegel ſteht, und nun doch von ihm erfahren muß, daß ſie ſich täuſche, und der ſich nun das Herz im Leibe herumkehrt vor Haß, wenn ſie das ſchöne Kind, die Muſe, ſieht, die, wie der Spiegel unabläſſig ihr verkünden wird, doch noch tauſendmal ſchöner iſt als ſie.“

Ueberhaupt meint der Verfaſſer, daß es, abgerechnet die Periode des claſſiſchen Alterthums, niemals eine Zeit gegeben habe, wo Poeſie und Kunſt einer allgemeinen Verehrung genoſſen hätten. Die Poeſie könne allein ſchon darum keine allgemeinere Geltung finden, weil die meiſten Menſchen im allgemeinen ſo durchaus erbärmlich ſeien und ſie dem bei weitem größten Theil derſelben ewig unverſtändlich bleiben müſſe, wie die Ruhe der Bewegung ewig unverſtändlich bleibt.

Im Fortgang der Unterſuchung ſtößt der „naive“ Recenſent nun auf eine Schwierigkeit, das iſt die thatſächliche Popularität Schiller's. Die Schiller-Feſte waren deutſche Volksfeſte, das iſt eine nicht wegzuleugnende Thatſache. Wie hilft ſich der begeiſterte Vorkämpfer der oberheſſiſchen Dichterſchule, der Verehrer Altmüller's? Er ſucht die „Schiller-Manie“ kritiſch zu zerſetzen, daß nur noch einige populäre Knall- und Leuchtgaſe übrigbleiben. Hier müſſen wir die Arbeit in ſeiner Retorte etwas belauſchen; denn gerade an dieſen Zerſetzungsproceß wollen wir einige Bemerkungen knüpfen. Der Vorkämpfer der „naiven Dichtung“ meint: „Was uns dieſer Dichter gab, iſt eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poeſie zu verſtehen gewohnt ſind, es iſt eine außerordentliche Dichtung, die kaum noch eines Menſchen Dichtung zu nennen iſt, deren Sphäre offenbar über dem Horizont von neun Zehntheilen der Menſchen liegt. Sollte unſere ſo ſehr vernünftige Mitwelt dieſe Poeſie wirklich in dem Maße begreifen können wie es zuweilen den Anſchein hat? Sollte ſie, die krampfhaft die gegebene wirkliche Welt umfaßt, Verſtändniß haben für einen Menſchen, deſſen Geiſt, unabläſſig den höchſten Regionen zugewendet, dieſe Welt der gegebenen Dinge überfliegt, deſſen Fuß kaum die Welt berührt, darin wir in kümmerlicher Geſchäftigkeit unſer Leben friſten? Wäre es der Fall, ſo käme zu den wunderbaren Räthſeln unſerer Natur ein neues hinzu. Les extrêmes se touchent, das kommt freilich vor und iſt bekannt, ob es aber auch hier der Fall ſei, möchte ich bezweifeln; denn wie jemand, der im Schlamme des Materialismus ſitzt — es iſt hierbei nicht an die Minderzahl der Mitmenſchen gedacht — zugleich ein Verehrer des reinen Geiſtes ſein könne, vermag ich nicht einzuſehen, und man iſt vielmehr verſucht, jenem Wort das nicht minder wahre: «Niemand kann zweien Herren dienen», entgegenzuſetzen. Zum mindeſten, wenn er es ehrlich meint, kann er es nicht, und das eben iſt es, das Ehrliche, was wir bei dieſem Enthuſiasmus für Schiller oft vermiſſen. Zugegeben auch, daß ſehr viele einzelnes und mancherlei von den Werken des Dichters geleſen, daß ſie ſogar einmal vor zeiten, in der Jugend, wo ja der Menſch in mancher Beziehung viel beſſer und namentlich für das Schöne empfänglicher zu ſein pflegt als ſpäter, für ihn geſchwärmt haben, weil er dieſes oder jenes ihrer eigenen Gefühle zum vollen, zum leidenſchaftlichen Ausdruck brachte, ſo kann man ſich doch der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß bei dieſer Schiller-Verehrung nicht alles Gold ſei, was ſchillert und glänzt; man ſieht an einem ſolchen Schiller-Feſt gar ſo viele Leute, von denen man gewiß weiß, daß ſie ſelbſt gar nicht das ſind, was ſie zu feiern vorgeben — ſchillerfeſt. Aber warum ſollten ſich die Menſchen an ſolchen Tagen in Feſtgewänder ſtecken und ſich ſchieben und drängen, wenn nicht alledem eine wahrhafte Verehrung zu Grunde läge? Du lieber Himmel, die Menſchen drängen ſich um ſo vieles, warum ſollten ſie ſich nicht auch einmal um einen verſtorbenen Dichter bemühen? Sie drängen ſich ja auch jeden Sonntag um den lieben Gott herum; aber wie viele wol von denen, die an Feiertagen ſcharenweiſe in die Kirche ziehen, glauben an Gott? Das eben iſt ein tröſtliches Zeichen für die Unvergänglichkeit und hohe Kraft des Schönen und Guten, daß jeder, und ſei er ihm auch innerlich noch ſo entfremdet, ſich vor der Welt wenigſtens den Schein geben muß, als ſei auch er ein Freund davon.“

Es gibt gewiſſe excluſive Kreiſe, in denen eine förmliche Abneigung gegen Schiller beſteht. Man braucht in den Werken unſerer Literarhiſtoriker nicht weit zu blättern, um die Belege für dieſe Behauptung zu finden. Die Vertreter der „naiven“, der „realiſtiſchen“, der „wahrhaft volksthümlichen“, d. h. oberheſſiſchen oder niederſächſiſchen Dichtung erkennen Schiller nur mit ſauerſüßer Miene an. So auch unſer Kritiker. Der arme Schiller! heißt es weiterhin: „Der Begriff des Ideals knüpft ſich an ſeinen Namen, man muß dem Ideal eine Anſtandsviſite machen, darum muß er die Sünden all dieſer Menſchen auf ſich nehmen.“ Der arme Schiller! So zuckten die Tieck und Schlegel ſchon bei Lebzeiten die Achſeln über ihn. „Ein ſpaniſcher Seneca“ — rief der geſtiefelte Kater und pruſtete in ſeinen Bart. „Gott ſchuf ihn — drum laßt ihn für einen Menſchen gelten!“ ſagte die geniale Porzia von einem ihrer Freier. „Das Volk findet Geſchmack an ihm — ſo laßt ihn für einen Dichter gelten!“ rufen die Romantiker, die Akademiker, die Vertreter des Hautgoût. Fragt ſie, die Hand aufs Herz, ob ſie ihn für einen Dichter halten — ſie werden es kaum bejahen und euch dafür einige obſcure Poetlein nennen, welche die echte Poeſie vertreten.

Deutlicher als unſer Kritiker kann man ſich indeß hierüber nicht ausſprechen. „Was uns dieſer Dichter gab, iſt eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poeſie zu verſtehen gewohnt ſind.“ Eine Behauptung, die mit dem Pluralis majestatis ihr gutes Recht hat. Es gibt leider viele, die unter Poeſie nichts verſtehen, als hingeſeufzte, allenfalls vom Blatt ſingbare Naturlaute oder die Romanzen jener „Versballadenſänger“, denen gegenüber der heißſpornige Schotte mit Recht behauptet, daß er lieber ein Kätzlein wäre und Miau! ſchrie, als einer von ihnen. Das „von alters her“ kann vielleicht für Minne- und Troubadourlieder paſſen, nimmer aber für die claſſiſche Poeſie des Alterthums. Was die Griechen und Römer, ja auch was die Orientalen unter Poeſie verſtanden, dem entſpricht auch die Schiller'ſche Poeſie. Die Sänger der Pſalmen, ein Pindar und Tyrtäos, ein Aeſchylos und Sophokles, ein Horaz und Virgil, ſpäter wiederum ein Shakſpeare, auch die hervorragendſten Dichter des neuen Frankreich und England haben in demſelben Stil gedichtet, in dem Stil ſchwunghafter Gedankenpoeſie und einer auf hohe menſchliche Ziele gerichteten Leidenſchaft. Die Behauptung unſers Kritikers iſt daher durch und durch falſch. Möglich, daß er bei dieſen Dichtern nicht das findet, was er unter Poeſie zu verſtehen

gewohnt ist — wir werden daraus nur schließen können, daß er überhaupt von Poesie nichts versteht.

Wir würden uns nicht einmal gegen die Dreistigkeit dieser Behauptung ereifern, wenn wir es nur mit einem Einzelnen zu thun hätten; aber dieser Einzelne ist der Vertreter einer ganzen großthuerischen Clique, die, wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, den Deutschen schon längst ihren Schiller fordecretirt hätte, um uns in die Duselpoesie mittelalterlicher Kindheit wieder einzuwindeln, und von denen jeder irgendeinen poetischen Däumling in der Tasche hat, den er gelegentlich herausnimmt und auf dem Tische herumpräsentirt, um ihn zum Könige deutscher Dichtung krönen zu lassen. Alle diese Herren glauben ein Monopol auf Poesie zu besitzen — und doch ist das, was sie für Poesie halten, nur wie der Erlkönig ein Nebelstreif über den Weiden. Die Poesie soll beileibe keine Gedanken haben, sonst hört sie auf Poesie zu sein. Wir kennen diese Melodei; es sind große Literaturgeschichten nach ihrem Takt geschrieben worden — und wenn die deutsche Nation trotz dessen an Schiller festhält, so zeigt sie, daß sie das wahre Wesen der Poesie, wenn auch instinctiv, doch besser erkannt hat als jene Herren, denen die zusammengesessene Makulatur von Jahrtausenden jene kritischen Hämorrhoidalleiden verursachte, deren goldene Ader sich als die einzige durch ihre Werke hinzieht.

Doch unser Anatom der Schiller-Manie begnügt sich nicht mit diesen Auseinandersetzungen; er fährt fort: „Noch ein anderes Motiv liegt dem Schiller-Enthusiasmus zu Grunde, und zwar ein noch stärkeres. Wie von jeher diejenigen von der Menge hochgepriesen waren, die viel von Freiheit sagten und sangen, so zumal in unsern Tagen, wo das Wort Freiheit mit großen goldenen Lettern obenan auf dem Programm geschrieben steht, so wird es vor allem ein Dichter sein, der in leuchtenden Farben uns das Bild der Freiheit vor Augen zu stellen wußte. Es ist der Freiheitssänger, nicht der Poet als solcher, den die Menge in Schiller verehrt. Ein so schätzenswerthes Gut nun auch die Freiheit ist, so sehr auch Schiller es verdient, bis in die spätesten Zeiten als Freiheitssänger gepriesen zu werden, so sehr endlich diese Verehrung vom politischen Standpunkt aus anzuerkennen sein mag, so kann man sich doch auf der andern Seite unmöglich der Einsicht verschließen, daß Freiheit und Poesie doch eigentlich ganz verschiedene und nicht etwa gleichbedeutende Dinge sind, und es gehört demnach kein übermäßiger Aufwand von Denkkraft dazu, um herauszufinden, daß Begeisterung für Freiheit noch lange nicht gleichbedeutend ist mit Begeisterung für Poesie."

Die Einsicht, daß Freiheit und Poesie nicht gleichbedeutende Dinge sind, ist wol trivial zu nennen. Freiheit kann nur ein Thema der Poesie sein. Die Poesie selbst aber mit ihren Thematen zu verwechseln — dazu gehörte doch eine Begriffsverwirrung, welche niemals ein collegium logicum absolvirt, sondern nur zeitlebens mit dem Breilöffel in Macbeth's Hexenkessel herumgerührt hätte. Begeisterung für Freiheit ist noch lange nicht Begeisterung für Poesie; aber Begeisterung für eine Poesie der Freiheit, welche den großen Herzschlag des Jahrhunderts wiedergibt, hat ein ebenso großes Recht, wie die Begeisterung für jede andere Poesie, welcher nur ihre in irgendeinem kleinstädtischen Winkel versauerten Empfindungen aufstoßen, selbst für die oberhessische, die wir übrigens nicht kennen.

Weiterhin heißt es: „Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Wo wir nicht indifferent und dem Materiellen zugewendet sind, da sind wir aufgeregt, unzufrieden, und politische Ideale, zum Theil auch wol Phantome, sind Zielpunkte einer erregten Thätigkeit. Dieser vorwiegenden Zeitrichtung ganz entsprechend ist das hochgespannte, leidenschaftliche Wesen Schiller's: er entspricht unserm Willen, folglich ist er populär. Aesthetische Heuchelei und politische Ostentation sind die hauptsächlichen Motive dieser allgemeinen Vorliebe für Schiller, der ja überdies längst abgeschieden und daher dem bei uns endemischen Neid entrückt ist. Rechnen wir dazu, daß Schiller aus naheliegenden Gründen der ausgesprochene Liebling des weiblichen Geschlechts ist, so wird uns seine Popularität um so begreiflicher."

„Das hochgespannte leidenschaftliche Wesen Schiller's" — darauf beruht allerdings ein großer Theil seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, namentlich aber seine dramatische Kraft. Die Vorliebe für Schiller aber zu einer Sache „ästhetischer Heuchelei" zu machen, das zeugt von einer unbegreiflichen Verrauntheit in einen poetischen Katechismus, dessen Grundlehren durch und durch der Revision bedürftig sind.

Gewiß hat auch die naive Poesie ihr Recht; große Dichternaturen werden mehr oder weniger nach einer oder der andern Seite hin gravitiren; doch das Bestreben, die Gedankenpoesie auszustreichen, würde der Weltliteratur einige ihrer größten dichterischen Heroen kosten.

Wenn der Recensent unserer Zeit das wirkliche und allgemeine Verständniß für naive Poesie abspricht, so erscheint dies ebenso wenig begründet. Er mag sich hierüber mit den Realisten auseinandersetzen, deren großes Publikum gegen ihn spricht. Er thut dies auch, doch in einer Weise, die den modischen Realismus ebenfalls von der naiven Poesie ausschließt, sodaß für die letztere allerdings nur ein sehr kleines Reich lyrischer Unmittelbarkeit und provinzieller Herzensergüsse übrigbleibt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, dem Referenten bei seinen weitern Auseinandersetzungen über naive und sentimentale Poesie, in denen er im ganzen doch auf den Schultern des angegriffenen Schiller steht, zu folgen, sondern nur eine vorlaute Gegnerschaft gegen Schiller zu kennzeichnen, welche wenig diplomatisch ausplaudert, was so viele „geistige Größen der Neuzeit" gegen diesen Dichter auf dem Herzen haben.

Bibliographie.

Böttger, A., Die Tochter des Kain. Wien. 1865. 16. 20 Ngr.

Jahn, O., Gesammelte Aufsätze über Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Isenberg, D., Der Primat und der Episcopat. Eine exegetische Untersuchung. Hannover. Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Ley, J., Die metrischen Formen der hebräischen Poesie systematisch dargestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebmann, S., Freie Stimmen aus freiem Lande. I. Die Dressurreitschule der Pfaffen oder die Lehre von der Hölle vor dem Richterstuhle der Vernunft. Mannheim, Liebmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Luther's, M., Briefwechsel. Mit vielen unbekannten Briefen und unter vorzüglicher Berücksichtigung der de Wette'schen Ausgabe herausgegeben v. C. A. H. Burkhardt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr.

Manersberger, C. T., Die wichtigsten Daten aus der Weltgeschichte mnemonisch bearbeitet. Leipzig, F. Fleischer. 8. 15 Ngr.

Mayer, Luise, Gedichte. Bremen, Tannen. 8. 1 Thlr.

Möbius, T., Altnordisches Glossar. Wörterbuch zu einer Auswahl alt-isländischer und altnorwegischer Prosatexte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr.

Muther, T., Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge. Erlangen, Deichert. 8. 2 Thlr.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland in den Jahren 1848—1858. Geschrieben Ende 1858. Berlin, Paul u. Comp. Gr. 8. Gratis.

Scherer, T., Akademische Bilder aus dem alten Freiberg zum 100jährigen Jubiläum der Bergakademie. Freiberg, Engelhardt. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulze und Müller auf dem Kriegs-Schauplatze. Zwanglose Hefte in drangvoller Zeit mit Illustrationen von W. Scholz. 1stes Heft. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Das preußische Staatsbewußtsein. Ein neues Zeugniß von Deutschlands Noth und Schmach. Coburg, Streit. Gr. 8. 10 Ngr.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. 12ter Bd. 4 Hefte. Landshut, Thomann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wallis, A., Fata Morgana der allgemeinen und alleinigen wie unsichtbaren Kirche der Zukunft. Upsala. 1865. 8. 10 Ngr.

Wer war Herr v. Beust? Wo ist unser König? Wie steht's mit unserm Lande? 3 Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. 1ste und 2te Aufl. Halle, Heynemann. Gr. 8. 2 Ngr.

Wirtgen, P., Die Eifel in Bildern und Darstellungen. Natur, Geschichte, Sage. 2ter Thl. Bonn, Henry. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wörner, B., Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild. Mit Briefen und kleinern Schriften Möhlers herausgegeben von P. B. Gams. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Papst Zacharias und Pius IX. Eine geschichtliche Parallele. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden.

Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagshandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für jeden Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Die drei ersten Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters" sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Amt und Welt.

Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben von

Bernard Wörner.

Zweiter Band.

Enthaltend drei größere Erzählungen.

Kl. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

☞ Der erste Band, welcher vor wenigen Monaten erschien, enthält bei gleich starkem Umfange und gleichem Preise vier Erzählungen.

Lebende Bilder.

Zum Beschauen für das Volk.

Von **Bernard Wörner.**

Zwei Theile.

Enthalten zusammen 15 kleinere Erzählungen.

Kl. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr., oder 2 Fl. Rhein.

NB. Jeder Theil einzeln 18 Sgr., oder 1 Fl. Rhein.

Vor kurzem erschien bei uns in

Zweiter verbesserter Auflage:

Lust und Leid.

Geschichten aus unseren Tagen.

Von **Bernard Wörner.**

Mit vielen Illustrationen.

Drei starke Bände,

welche zusammen 20 theils größere, theils kleinere Erzählungen enthalten.

Kl. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr. Rhein.

NB. Jeder Band einzeln à 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein.

Von obigen Schriften bildet jeder Theil ein in sich abgeschlossenes Ganzes und wird zu den bezeichneten Preisen auch einzeln verkauft.

Augsburg, im Sommer 1866.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks — anerkannt als eine der besten Biographien Goethe's — ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in jüngster Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass sie das Interesse eines ganz neuen Werks für sich in Anspruch nehmen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 35. — 30. Auguſt 1866.

Inhalt: Schulweſen in Amerika. Von Alexander Jung. — Ein neuer Adelsroman. Von Rudolf Gottſchall. — Speculative Philoſophie. Von Karl Fortlage. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Litterariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schulweſen in Amerika.

Aus Amerika über Schule, deutſche Schule, amerikaniſche Schule und deutſch-amerikaniſche Schule von Rudolf Dulon. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir geſtehen von vornherein, daß wir das hier anzuzeigende Buch von der erſten bis zur letzten Seite zu höchſter Befriedigung geleſen haben. Wir erwarteten anfangs nur Berichte über Zuſtände des amerikaniſchen Schulweſens, wir machten uns auf tabellariſche Darlegungen gefaßt, deren Nützlichkeit nicht in Abrede zu ſtellen iſt, deren Trockenheit man mit in den Kauf nehmen muß. Schnell ſahen wir uns in unſern Erwartungen übertroffen. Wir lernten einen Autor kennen, der ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten hin beherrſcht, einen kenntnißreichen, vollſtändig durchgebildeten, geiſtvollen Pädagogen, einen Schulmann, der Meiſter ſeines Fachs ſein muß, der aber auch anderweitig ſo hoch ſteht, daß er auf allen Gebieten des Wiſſens und der Intelligenz bewandert iſt, ſodaß er an die Macht der Ideen nicht blos glaubt, ſondern auch überall Mittel und Wege entdeckt, die Ideen zu verwirklichen. Kein Widerſtreit in dieſem Manne von Idealismus und Realismus, keine Feindſchaft zwiſchen Theorie und Praxis, kein Hader zwiſchen Denken und Erfahrung, keine Unklarheit über Arbeit und Genuß! Er iſt tief durchdrungen von deutſcher Geſinnung, erfüllt von geſunder Religion, vertraut mit den Schätzen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, eingenommen für eine Cultur, die weit über das bloße Nützlichkeitsprincip hinausgeht, und dies alles in einem Welttheile, der bis dahin doch vorzugsweiſe ein politiſches, mercantiles Leben entwickelt hat. Und was noch die Krone von dem allen iſt, man überzeugt ſich, je weiter man in dem trefflichen Buche vordringt, daß hier auch Menſch und Autor in keinem Widerſpruche miteinander ſind, ſondern der eine der treue Ausdruck des andern iſt. So können wir an dieſem wackern Manne ermeſſen, welche Kräfte und in jeder Beziehung gediegene Capacitäten uns Deutſchen durch die Auswanderung ſchon entzogen worden ſind, und nur die Erwägung vermag uns über einen ſolchen Verluſt zu tröſten, daß durch einen derartigen Anſiedler in der jenſeitigen Hemiſphäre deutſche Art und deutſche Tüchtigkeit in jeder Hinſicht würdig vertreten, deutſche Solidität und Bildung auch dort gepflanzt und verbreitet wird.

Was unſern Autor noch beſonders auszeichnet, iſt, wie er in ſeiner ganzen Darſtellung ſich ſtets zur Sache hält, damit eine ſtreng objective Weiſe beobachtet, gleichwol ſeinen Gegenſtand mit nie ausgehender Lebendigkeit, Wärme und Begeiſterung behandelt, ſodaß wir das Subjective, das Bedeutende, Sichere ſeiner Perſönlichkeit ſtets mit herausfühlen. Er iſt ein Schulmann mit Leib und Leben, dennoch frei von jeder Pedanterie, von jedem Dünkel eines fertigen Docententhums. Er orientirt ſich ſchnell auf jedem Terrain, in jeder Umgebung, gibt überall Beweiſe der ſchärfſten Menſchenkenntniß, des ſicherſten Vorausblicks, läßt ſich bis dahin, wo er den Lauf ſeiner Wirkſamkeit rühmlichſt beendigt, durch kein Hinderniß zurückſchrecken, und wie er ſich bald als vollſtändig eingebürgerten Amerikaner bewährt, iſt er doch immerdar Europas, vor allem Deutſchlands eingedenk, und wie er raſtlos, bis zur Aufopferung ſeiner ſelbſt, ſeinen Beruf für die Schule im Auge hat, bei ſeiner Methode verbleibt, entdeckt er ſtets wieder neue Geſichtspunkte und bereichert das Gebiet der Pädagogik und des Unterrichts mit neuen, oft wahrhaft überraſchenden Gedanken.

So iſt der Verfaſſer des Buchs beſchaffen, welches wir in den Hauptzügen jetzt unſern Leſern vorzuführen gedenken, wobei wir zuvor noch bemerken, daß es nicht blos der didaktiſche Inhalt iſt, welcher dem Ganzen einen ſolchen Reiz verleiht, ſondern der mannichfaltige Inhalt als ſolcher, dann aber auch die ſtiliſtiſche Form, die eine Natürlichkeit hat, eine Friſche athmet, eine Art, die Dinge kräftig und doch mit Delicateſſe beim rechten Namen zu nennen, daß man ſich ſchwer entſchließt, die Lektüre auch nur momentan zu unterbrechen.

Das Ganze der Darſtellung zerfällt in die vier Haupttheile, welche ſchon der Titel angibt: „Die Schule"; „Die deutſche Schule"; „Die amerikaniſche Schule"; „Die deutſch-amerikaniſche Schule"; die Unterabtheilungen ergeben vollends, ohne herbeigezwungen zu ſein, die wohlüberlegte Organiſation der Geſammtheit. Wenn der Verfaſſer, um das Ideal der Schule in die Wirklichkeit hinüberzuleiten, mit dem „Spiele" beginnt, ſo iſt das ſehr ſinnreich und

tief gegriffen. Das Spiel erheitert, erfrischt, beschäftigt, und so führt es allmählich zur Arbeit, zur Schule selbst, denn es ist in der menschlichen Natur tief angelegt, daß das Kind Abwechselung will, daß es den Reiz des Contrastes fühlt zwischen Sichgehenlassen und Anstrengung, daß das Spiel es zuletzt langweilen würde. Aber die Heiterkeit bleibt mit der Erheiterung durch das Spiel, und diese Heiterkeit der Stimmung und des Betriebs ist mit Recht der Gesichtspunkt, welchen der Autor für die Schule festgehalten wissen will. Das Verhalten des Lehrers zum Spiele der Kinder wird genugsam gewürdigt, und noch sonst ist zu loben, daß der Verfasser mit der Schule stets auch die Familie, mit dem Unterrichte stets auch die Erziehung in Betracht zieht, wie denn Aeltern in Bezug auf die Kinder, und zwar beiderlei Geschlechts, unendlich viel des heilsam Belehrenden, aber auch Erfreulichen und Unterhaltenden in dem vorliegenden Buche finden werden.

Der Verfasser gesteht Amerika die offenste Empfänglichkeit für deutsches Wesen, für die Erweiterung der Intelligenz nach allen Richtungen zu, besonders die Schnelligkeit des Fortschritts zum Bessern wird von ihm aufs entschiedenste gerühmt; es wird dargelegt, in welchen Dimensionen die Cultur sich rastlos hier fortbewegt, ungeachtet des bald ausbrechenden Kriegs; aber auch der amerikanische Philister, das amerikanische „Chinesenthum", sie werden keineswegs geschont, ebenso wenig ein gewisser anderweitiger Schlendrian, in althergebrachten Weisen zu verharren, und wie, durch groben Eigennutz und Geldgier herbeigeführt, hier eine Halsstarrigkeit, ein Sichsperren gegen die vernünftige Reform hervortritt, was alles denn auch wieder die traurigste Beschränktheit und Verbalhornung durch Materialismus zu Tage bringt. Wie sehr unser wackerer Autor für den echten Fortschritt entbrannt ist, wie sehr er der wahren Aufklärung, dem Siege des Rationellen das tapfere Wort spricht, nie läßt er sich von jenen schroffen Einseitigkeiten und offenbaren Flachheiten bestimmen, welche uns gegenwärtig in Europa so sehr zu schaffen machen. So hat er, der die ganze Wichtigkeit der Mathematik, der Naturwissenschaften für mittlere und hohe Schulen sehr gründlich kennt und mit allem Eifer als Schulmann diese Disciplinen betreibt, der ewigen Bedeutung und hochwichtigen Aufgaben der Religion und Philosophie keineswegs vergessen, wie so viele unter uns, die sich darüber mit einer Verblendung äußern, die nahe an etwas anderes grenzt. Er sagt — und es reflectirt sich in diesen goldenen Worten unvergleichlich der Seelenadel des Sprechers und die Gemeinheit einer gewissen Schicht der Gesellschaft:

Auch das Gefühl für das Erhabene soll die Schule pflegen. Für das Erhabene? Wozu das? Gilt das Erhabene an der Börse, in der Schreibstube, in Wallstreet, im Leihhause? Es paßt in diese Zeit wie die Faust aufs Auge, und ich sollte mich bescheiden. Indeß — diese habgierigen Krämer, diese elenden Speculanten passen in diese Zeit sowenig wie in irgendeine andere Zeit. Müssen sie nicht doch geduldet werden? So will ich dem Erhabenen sein Recht im Menschenherzen zu retten versuchen, und da ich meine Kinder vor dem Wucher und dem gemeinen Schacher sicherstellen möchte, so will ich das Gefühl für das Erhabene in ihr kaufmännisches oder anderweit geschäftliches Leben hinüberzuretten versuchen. „Das Erhabene!" Ein vortreffliches Wort! Ja, es gibt etwas, das ihr in das Bereich euers Wuchers und euerer Geldgier nicht hinabziehen und euern Lüsten nicht unterthan machen könnt, das euers Spottes spottet und in gelegentlichen Stunden unerwarteten Ernstes selbst der Gemeinheit imponirt. Ueber den Wolken thront es, auf der Erde schafft es seine Wunder, im Menschenherzen feiert es seine schönsten Offenbarungen. Es ist der ewige, allwaltende Geist, der die Zeugen seiner allmächtigen Weisheit in allem, was Gestalt und Leben gewinnt, aufgerichtet hat und mit jedem Tage aufs neue aufrichtet.

Ein prächtiges Seitenstück zu dieser Stelle finden wir in den inhaltreichen Worten:

Erst war die Religion im Regiment, dann hatte die Philosophie das große Wort, jetzt gibt die Naturgeschichte die Entscheidung in letzter Instanz. Ist diese Entdeckung auch bei euch gemacht worden? Es würde nichts, gar nichts ändern. Die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts und der Entwickelung zur freien Gegenwart spricht sehr laut und sehr deutlich. Sie verwirft das Nacheinander bestimmt und vollständig.... Die Philosophie tritt in der Form der Popularität auf, packt die Massen durch Autorität, stützt ihren populär gewordenen Gedankeninhalt durch den Glauben und — wird zur Religion. So war es im Alterthum, so ist es heute, so wird es noch recht lange sein. Nicht weniger verrichtet die Philosophie ihr Werk in Gesellschaft der Naturforschung heute so gewiß, wie sie es im Alterthum gethan hat.... Hat nun die Philosophie zuweilen die Naturwissenschaft geringgeschätzt und in dieser Geringschätzung sehr possirliche Sätze gemacht, so ist ihr die Naturwissenschaft wahrlich nichts schuldig geblieben, und wenn die Naturwissenschaft alle die Wunder, alle die Unmöglichkeiten und Ungereimtheiten verdauen kann, die ihr der Darwinismus zumuthet, so mag die Philosophie ganz ruhig sein.... Jedenfalls stellt sich die Naturwissenschaft ein klägliches Armuthszeugniß aus, wenn sie die Philosophie in die Vergangenheit verweist. Sie selbst muß bei der Philosophie in die Schule gehen. Wenn sie sich zum allgemeinen Begriff, zum allgemeinen Gedanken erheben, wenn sie ihre Specialitäten sammeln und ordnen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen zum System verarbeiten will, so bedarf sie der Philosophie.

Wahrlich, diese Erinnerung kommt für Europa ganz wie gerufen!

Wir knüpfen an das Frühere wieder an, da wo der Verfasser „die deutsche Schule" in Betracht zieht. Ihr, der deutschen Schule unserer Halbkugel, der deutschen Schule Deutschlands ertheilt er unter allen Schulen der Erde den höchsten Preis, ihr verabreicht er den vollsten Lorber, und zwar in allen ihren Gestalten als Elementar- und als Volksschule, als Knaben- und als Mädchenschule, als Seminar, als Gymnasium und als Universität. Die deutsche Unterrichtsmethode ist ihm das unübertreffliche Muster. Seine Kritik ist nirgends eingenommen weder für noch gegen; ihm entgehen nicht gewisse Mängel, die auch an der deutschen Schule hier und da noch haften; aber sie verschwinden sogleich vor der Mustergültigkeit ihrer Tugenden. Er übersieht keineswegs einzelne Vorzüge der Schulen Amerikas wie dessen, was etwa England bietet, doch sie kommen nicht mehr in Anschlag vor dem, was Deutschland, in Deutschland Preußen im Schulwesen des Gründlichen, Vielseitigen, Vollendeten kundgibt. Höchstens könnte neben Deutschland noch das alte Griechenland in Ehren bestehen — wie es denn

beſteht —, was geſchickte, fruchtbare Methode betrifft. Sokrates, Luther, Peſtalozzi ſind unſerm Autor nie untergehende Geſtirne erſter Größe am Geſichtskreiſe wahrhafter Pädagogik: Entwickelung des Gedankens zum Behufe des Selbſtfindens, Katechetik, Methode durch Frage und Antwort und vor allem Fortſchritt auf dem Wege der Anſchauung. Doch man vergleiche die in Rede ſtehende zweite Abtheilung im Buche ſelbſt, um ſich ein für allemal zu überzeugen, wie ergiebige Gedanken und Folgerungen der Verfaſſer ſeinem Gegenſtande zu entlocken weiß.

In der dritten Section der Darlegung befinden wir uns nun auf amerikaniſchem Boden mit den nothwendigen Bezugnahmen auf Altengland. Der Autor gibt eine kurze, aber prägnante Parallele zwiſchen deutſcher und amerikaniſcher Schule. Man könnte den Sinn der Vergleichung vielleicht am kürzeſten treffen, indem man ſagte, beide Schulen, die deutſche und amerikaniſche, verhielten ſich zueinander wie die Alte zur Neuen Welt oder wie eine altehrbare, ſolide, unerſchütterlich feſtſtehende, ſtets prompt zahlende Handelsfirma zu einer jungen, die noch unſicher ſpeculirt, erſt Verbindungen ſucht, Gewinne erwartet, um Credit ſich bemüht, aber dennoch eine große Zukunft verſpricht. Es heißt:

Stellen wir die amerikaniſche Schule neben die deutſche Schule, ſo hält uns die Gerechtigkeit einen wichtigen Gedanken vor. Die deutſche Schule iſt das Product der Arbeiten, Vermächtniſſe, Schöpfungen und Studien eines Jahrtauſends. Die amerikaniſche Schule iſt wie mit einem Zauberſtabe aus dem Nichts hervorgerufen. Die deutſche Schule ſtand von Anbeginn auf dem Boden verhältnißmäßiger Cultur, ſtand unter dem Schutze gebietender Mächte, die die Volksbildung gleichzeitig mit dem Volksgeldbeutel in die Hand zu nehmen ſuchten. Die amerikaniſche Schule betrat den kaum cultivirten Boden, drang rüſtig in die Wildniß vor und hatte keinen Schutz als das noble Bedürfniß und die Kraft eines freien Volks.

Ferner, und zwar faſt eine Prophezeiung:

Der Krieg geht ſeinem Ende entgegen. Iſt er beendet, ſo wird es ſchnell offenbar werden, daß er ein Segen Gottes geweſen. Mit aller ſeiner feindbrüderlichen Staatsweisheit à la Lincoln und Seward, mit allen ſeinen Spitzbübereien à la Cameron und Thurlow Weed, mit allen ſeinen Nichtswürdigkeiten à la Halleck und M'Clellan, mit allen ſeinen Großthaten à la Sigel, Roſenkranz, Sherman, Grant und Faragut, mit dieſer Feigheit und dieſer faſt beiſpielloſen Tapferkeit, mit dieſer Trägheit und dieſer Zähigkeit, dieſem Stumpfſinn und dieſer Ausdauer, dieſer Erbärmlichkeit und Großartigkeit, dieſer Zerfahrenheit und Entſchloſſenheit des Volks, mit allen verbrauchten Millionen und allem vergoſſenen Menſchenblut iſt der Krieg gerade das geweſen, deſſen Amerika bedurfte. Sollte Amerika werden, was es allen europäiſchen Heeresſäulen und Kriegsflotten zum Trotz werden wird, die erſte Großmacht der Welt, ſo mußte dieſer Krieg kommen, und er mußte ſo verlaufen, wie es geſchehen.

Der Leſer entnimmt aus der letzten Hälfte dieſes Citats, welches charakteriſtiſch für die Beſchaffenheit der ganzen Schrift iſt, daß wir hier zugleich mit dem Schulweſen über Zuſtände, Vorgänge, Eigenthümlichkeiten Amerikas und der Amerikaner aufs lebhafteſte unterrichtet werden. Auch folgt der Autor hierin einem ganz richtigen Takt. Denn wenn die Schule bereits immer der Vorhof und das Vorbild des Lebens iſt, ſo wird es ganz in der Ordnung ſein, daß ſich die Knaben und Jünglinge, die Mädchen und Jungfrauen auch der amerikaniſchen Schule ſchon ganz als Abbilder und Nachbilder der Erwachſenen kundgeben. Und in der That, ſie gebaren ſich, beſonders was das männliche Geſchlecht angeht, bereits ebenſo wie die Großen, und der Verfaſſer läßt uns in manche ebenſo ergötzliche wie belehrende Scenerie und Handlung hineinblicken. Wir haben es in dieſen Volksſchulen und Academies, in dieſen Colleges und Universities, in dieſen Professional-Schools mit einer männlichen Jugend zu thun, deren Repräſentanten die treueſten Ableger ihrer robuſten Vaterſtämme ſind, ganz bereits ſo angelegt auf Bewußtſein ihrer Menſchenwürde, auf Selbſtändigkeit, Unabhängigkeitsſinn, ganz ſo determinirt, ſtrack, reſolut, freiheitliebend, aber auch von wilder Naturkraft erfüllt wie die Alten. Wir fragen voll Wißbegier, wie in dieſen jungen Aufſchlag eines ſtämmigen Urwaldes auch nur ein Weg (Methode) zu bringen, wie er nun gar in die Ordnung einer Baumſchule zu zwingen ſei; wir fragen, wie hier Disciplin auch nur möglich iſt und nun gar Erfolg des Unterrichts, und dennoch wird jene geübt, und zwar durchgreifend geübt, und dieſer gewonnen bis zu einem ſehr umfaſſenden Wiſſen, ungeachtet ſo vieler Abzugsquellen durch Zerſtreuung und Genuß, durch das Dreinreden der lieben Aeltern, und dann vollends durch den Lärm und die tobenden Lebensproceſſe einer Weltſtadt wie Neuyork.

Unſers Autors Berichte, Schilderungen, Erfahrungen, Entdeckungen, glücklichſte Combinationen, Herzensergießungen, Kämpfe, Siege, Triumphe, den widerwilligſten Cabalen, Intriguen, Abſcheulichkeiten gegenüber, frappiren, imponiren uns von Seite zu Seite; die Welt, in der wir uns bewegen, wird immer größer, es iſt eben eine Welt im amerikaniſchen Stil; aber unſer deutſcher Schulmann und genialer Pädagog hat auch immer den Kopf oben, nichts entgeht ihm, nichts läßt er unbenutzt, unverſucht, er dringt, der kundigſte Pfadfinder, durch Wildniß und eigenartige wie knorrige Geſittung hindurch; ſtets vielverheißender, lockender wird die Perſpective, die er uns in ſeinem Buche aufſchließt; er gibt uns eine Geſchichte amerikaniſcher Schulen bis auf Einrichtung im Detail, ohne je doctrinär, je trocken zu werden.

Der Verfaſſer weiſt im Folgenden nun aber auch die größten Mängel im amerikaniſchen Schulweſen nach, namentlich was die Akademien betrifft, obwol auch unter ihnen ſich einige auszeichnen. So heißt es unter anderm:

Wir treten den amerikaniſchen Akademien keinesfalls zu nahe, wenn wir behaupten, daß in deutſchen Gymnaſien in drei Jahren mehr Unterricht ertheilt wird, als auf den amerikaniſchen Akademien in fünf Jahren. Da nun das Studying außerdem in Deutſchland ungleich nachdrücklicher, nachhaltiger, umfaſſender und ernſter als auf irgendeiner amerikaniſchen Anſtalt getrieben wird, ſo treten wir den letztern auch mit der Behauptung nicht zu nahe, daß in drei deutſchen Gymnaſialjahren mehr Bildungsſtoff verarbeitet werden kann als in den fünf akademiſchen Jahren Amerikas, und daß jene drei der Ausbildung einen größern Zeitumfang darbieten als dieſe fünf.

Einige der Lehrer an den amerikaniſchen Colleges und Universities reihen ſich, nach unſerm Autor, den hervorragendſten Docenten der ganzen civiliſirten Erde aufs

würdigſte an. Sehr beachtenswerth iſt S. 205 fg. die Zuſammenſtellung unſerer Univerſitäten mit den amerikaniſchen Universities. Man erlaube uns eine Stelle für viele:

Das iſt die akademiſche Freiheit, der Deutſchland zum nicht geringen Theil ſeinen Ruhm, die Kraft ſeiner Denker, die Genialität ſeiner Forſcher, die Meiſterſchaft ſeiner Lehrer verdankt. Ich weiß wohl, die deutſchen Muſenſöhne faſſen die akademiſche Freiheit auch anders auf. Ich ſelbſt denke mit Luſt der Zeit, in der auch für mich in dem Schläger, in der kleidſamen Tracht, in der kecken Ungebundenheit des geſellſchaftlichen Lebens ein weſentliches Stück der akademiſchen Freiheit lag. Und ich freue mich noch heute, noch hier auf der öden Prairie der kräftigen Jünglinge, die in dem Schmucke dieſer Freiheit den Weg zur wahren Freiheit gehen. Aber, ihr jungen Herren, ſo ſehr euch alles andere wohlgefallen möge, euer köſtlichſtes Gut iſt die Freiheit des Studirens. Gegen dieſe Freiheit iſt alles andere ein Nichts. In ihr habt ihr eine Macht der Bildung, wie ſie Griechenland nicht größer hatte. In ihr habt ihr einen Beweis des Vertrauens, das euch und euer Vaterland ehrt. In ihr ſchmückt euch eine Würde, gegen die alle Smartneß der Welt zum Bettelſacke wird. Seht hierher! Hier iſt keine Freiheit, keine Selbſtändigkeit in den Studienſälen. Den jungen Herren wird vorgeſchrieben, was ſie zu hören, was ſie zu leſen, was ſie zu lernen haben. Sie bekommen ihre Penſa, werden überhört und examinirt, und ſelbſt im Traum kann ihnen der Gedanke der Selbſtändigkeit nicht nahe kommen. Sie ſtudiren, das iſt wahr, und die deutſchen Studenten ſtudiren auch, aber das Studying hat keine Verwandtſchaft mit der Geiſtesarbeit deutſcher Muſenſöhne.

Das iſt denn freilich ein himmelſchreiender Contraſt zwiſchen dem freien Amerika, wie es faſt ſprichwörtlich geworden, und der ärgſten Bevormundung und ſyſtematiſchen Abſtumpfung des jugendlichen Geiſtes, der hier um Blüte und Frucht gebracht, ſchon im Keime erſtickt, in der Wurzel abgetödtet wird. Das iſt eine Sklaverei, wo es ſich noch dazu um keine Ausbeutung einer Farm durch phyſiſche Kräfte, um keine Zuckerpflanzung handelt, ſondern um die heiligen Menſchenrechte der Intelligenz, die an die Karre ſinnloſer Textbooks geſchmiedet, an der langen Kette hergebrachter und vorgeſchriebener Schulbücher gegängelt, zu ungeſchickten Lehrern, marktſchreieriſchen Advocaten, herumpfuſchenden Aerzten, herrſchſüchtigen, bigoten Bonzen gedankenloſer Orthodoxie dreſſirt wird: eine Intelligenz, die dann auch oft ſolcher Abzüchterei der Hochſchule früh genug entläuft, um dem Cultus des Gelderwerbs ſich zu widmen, ſich in Handelsſpeculation zu ergehen und mit Brutalität, mit Humbug, mit dem unehrlichſten Falliſſement in Verzweiflung zu enden, in der einen Hand ein Glas Porter, in der andern eine Piſtole. Der Verfaſſer erwirbt ſich ein großes moraliſches Verdienſt, daß er ſolches Getreibe der ſchärfſten Kritik unterzieht, daß er die in Amerikas Schulen herrſchende Methode aufs ſorgfältigſte unterſucht, den Lectionsplan revidirt, die einzelnen Klaſſen inſpicirt, in den Hochſchulen hospitirt, Studenten und Studentinnen, Lehrer und Lehrerinnen, bis zu den Profeſſoren hinauf, ſcharf aufs Korn nimmt, bei Gelegenheit öffentlicher Examina die Geprüften wie die Prüfenden ſelber prüft, endlich auch obiger blinden und blindmachenden, denkſcheuen, hinter ſich ſelbſt zurückgebliebenen Buchſtabenorthodoxie ohne Textbuch den Text lieſt und aus ihr ſo viele verrottete Zuſtände Amerikas wie Altenglands vollſtändig erklärt. Auch in den vortrefflichen Schriften Parker's und Emerſon's finden wir dieſelben Ausſtellungen und Weherufe, wenn auch mehr zwiſchen den Zeilen, über die Verknechtung der Geiſter Amerikas durch eine ganz und gar unwiſſenſchaftliche Theologie und ein daraus folgendes, misbrauchtes Kirchenregiment, als beſten Beweis, wie genau und richtig unſer deutſcher Autor obſervirt hat, und wie ihm neben jenen Siebenmeilenſtiefeln des Fortſchritts, welche er dem weltlichen Amerika zugeſteht, auch nicht die eiſernen Hemmſchuhe und Zwangsſtiefel entgangen ſind, welche ein großer Theil des geiſtlichen Standes ſchon der Jugend anzulegen beeifert iſt, ſodaß wir auch hier jenes ſtagnirende Chineſenthum mit beengtem Fuße hervorwatſcheln ſehen, über welches der Verfaſſer an mehrern Stellen ſeiner Schrift ebenfalls Beſchwerde führt.

Wir können dem edeln Autor nicht überall beiſtimmen, wo er die neuere deutſche Kritik auf dem Felde der Theologie und Religionsphiloſophie unbedingt zu unterſchreiben ſcheint, denn jene Kritik hat ſich nicht ſelten überſchlagen und iſt ſo kopfüber bei dem wahnwitzigen Reſultate des abſoluten Nichts angekommen, aber in ſeiner ſcharfen Polemik gegen den amerikaniſchen Zelotismus und den todten Dienſt am todten Buchſtaben hat er vollkommen recht, und es erklärt ſich aus ſeiner Darlegung vollſtändig, wie in Amerika Aberglaube und Unglaube bis zum craſſeſten Geſpenſterglauben Hand in Hand gehen. Wie erwägungswerth iſt es, wenn er ſagt:

Wenn die theologiſchen Schulen nichts weiter ſein wollten als Abrichtungsanſtalten für den praktiſchen Gebrauch gewiſſer Religionsgeſellſchaften, deren Grundſätze, Lehren und Gebräuche über oder unter der Kritik ſtehen, ſo würden wir ſie hier des weitern unbehelligt laſſen. Aber ſie wollen Stätten der Wiſſenſchaft ſein. Sie meinen ihren Zöglingen in dem Wuſte theologiſchen Wiſſens das Anrecht auf die Würde der Jünger der Wiſſenſchaft gegeben zu haben. Das muß ihnen als ungebührliche Anmaßung verwieſen werden. Mit der Wiſſenſchaft haben dieſe Anſtalten keine Gemeinſchaft. Die Wiſſenſchaft verlangt den Nachweis für die Berechtigung der eingenommenen Poſitionen. Sie fordert und gibt Rechenſchaft.

Hier müſſen wir wieder einlenken, nachdem wir zu leichterer Orientirung einige Momente des Spätern ſchon vorausgegriffen haben, und wir gelangen ſo in den vierten und letzten Hauptabſchnitt unſerer Schrift: „Die deutſch-amerikaniſche Schule.“ Der Verfaſſer gibt uns ein köſtliches, farbenfriſches Gemälde deutſcher Einwanderer in Amerika nach eigenen und den Erfahrungen anderer, deſſen, was ſie beabſichtigen, erwarten, deſſen, was ſie vorfinden, was ſie erlangen. Da werden denn bald in dem, was man dort erlebt, europäiſches und amerikaniſches Naturell, indem beide Naturen ſich in der Geſellſchaft, im Geſchäft miteinander berühren, in der Leidenſchaft des Gewinns auch wol durch die Concurrenz entzünden, zuſammengeſchweißt, und es gibt in dem Deutſch-Amerikaner, in der deutſch-amerikaniſchen Ehe und Schule nicht immer eine glückliche Miſchung. Die Nachtſeite ſolcher Vorgänge und Erfahrungen wird uns nicht vorenthalten, aber auch die Lichtſeite uns zugekehrt. Es wird von unſerm Autor das Mannichfaltigſte aufs Tapet gebracht mit

ſcharfſinnigen, geiſtreichen Randgloſſen bis zum Schluſſe des ebenſo inſtructiven wie intereſſanten Buchs. Er läßt ſich über die Preſſe aus, über Geſangvereine, über Turnanſtalten, über den Kaufmann als ſolchen und den Handel, über deutſche Aerzte, deutſche Advocaten, und, indem er über alles das höchſt Bedeutendes ſagt, ſpricht er ſich auch über die eigentliche Miſſion der deutſch-amerikaniſchen Schule aus und verheißt ihr, wie den Deutſchen in Amerika überhaupt, eine glänzende, großartige Zukunft. Er ſagt:

Die deutſch-amerikaniſche Schule ſoll nicht Deutſche, ſie ſoll Amerikaner bilden. Amerikaner ſind dieſe deutſch geborenen Kinder. Als Amerikaner fühlen ſie ſich, Amerikaner wollen ſie ſein. Für das Leben in Amerika, für dieſe Beſtrebungen, dieſe Kämpfe, dieſe Gefahren, dieſe Segnungen und Hochgenüſſe ſollen ſie herangebildet werden. Jeder Zoll von ihnen ſoll ein Amerikaner ſein. Aber ſie ſollen das Weſen des Amerikaners nicht in amerikaniſchen Gemeinheiten, ſondern vor allem in dem Großen und Edeln des amerikaniſchen Charakters finden lernen. ... Ihr Herz ſoll warm ſchlagen für die amerikaniſche Heimat. Aber — ihr Auge ſoll offen ſtehen! Sie ſollen die Größe, den Reichthum, das hohe Verdienſt des Landes erkennen, in dem die Wiege ihrer Aeltern, ihrer Ahnen ſtand. Und das Große und Schöne im deutſchen Charakter, das, was jedem Lande der Erde zum Segen wird und in allen Himmelsſtrichen, unter allen Lebensbedingungen als Stütze des Menſchenglücks, als Quell des höchſten Lebensgenuſſes ſich bewährt: nein, es ſoll nicht verloren gehen, es ſoll nicht erſticken in der dumpfen Schwüle dieſer Schacherbuden und Branntweinſchenken, es ſoll gerettet werden für den Dienſt des großen ſiegreichen Amerika! Und die deutſch-amerikaniſche Schule ſoll es retten.

Der Verfaſſer erzählt nun ſpeciell ſeine Erfahrungen als Schulmann in Amerika und zwar in Neuyork. Er gründet eine Schule, und, obwol er klein anfängt, ſie erweitert ſich immer mehr, ſie entwickelt ſich zu höchſter Blüte, bringt die reifſten Früchte; aber welche Stürme kommen auch über die herrliche Pflanzung, welche Nöthe, welche Ausweglosigkeiten, im Wechſel der Zeiten, welche Roheiten, Nichtswürdigkeiten ſpielen von außen herein und ſetzen den edelſten Jugendfreund, den geſchickteſten Pädagogen — wie wir uns, ohne ſein Zuthun, ſelbſt von ſeiner Meiſterſchaft als Lehrer und Director überzeugen — den äußerſten Calamitäten, ja dem Untergange aus! Nie fehlte es ihm bis dahin an Ausdauer. Er kennt Muth und nur Muth und beſiegt alle ſeine Feinde, alle Concurrenzen. Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit, daß General Sigel, bevor er in den Krieg zog, ſelbſt Lehrer an ſeiner Schule geweſen. Schon iſt unſer Freund wieder obenauf und gründet eine zweite Schule, ſpäter eine dritte. Der einen derſelben gibt er ſogar den Charakter einer Hochſchule. Der Verfaſſer erzählt das alles in der offenſten, liebenswürdigſten Weiſe, er ſpricht ſich über ſich ſelbſt ganz unparteiiſch aus; es iſt ihm nur um das Bekenntniß der vollen Wahrheit zu thun. Hier hört jedes Lob auf, Selbſtlob zu ſein. Wie hier ein Schulmann uns mit geſchickteſter Hand die Zeichnung ſeiner erſten Schule entwirft, ſie ausführt, mit den friſcheſten Farben ausmalt bis auf den lockenden Hintergrund und die duftige Fernſicht, welche die Excurſionen gewähren, die er mit ſeinen Schülern und Lehrern hinaus in die großartigſte Landſchaft macht; wie er uns die Freude über das Gedeihen ſeiner Schule mitgenießen läßt und über ſolchen Ernteſegen noch in der Erinnerung frohlockt: er übt darin nur eine Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt, und übt ſie um ſo pflichttreuer und dankenswerther, als es auch ihm, dem Trefflichen, nicht an Neidern, Kleinmeiſtern, Mäklern und ſchnödeſten Verleumdern fehlte. Er gleicht darin einem Autor, dem es nicht einfallen würde, eine günſtige Selbſtkritik zu üben, der aber, nun er ſich vernachläſſigt, übergangen, wol gar roh behandelt, mit Gemeinheit regalirt ſieht, im Bewußtſein des Werths ſeiner Schriften ſelbſt zur Feder greift und über ſich gerade ſo unbefangen ſpricht, als gelte es einem andern.

Hätte uns der Verfaſſer in der Ueberſchrift „Aus Amerika“ eine Dichtung geben wollen, in der er mit gewaltiger Phantaſie, mit tüchtiger Lebenskenntniß, mit geſundem Urtheil, mit ausgebildetem Geſchmack die Fahrten und Anſichten eines Schulmannes ſchilderte, und wäre dann das vorliegende Buch das Reſultat geweſen, wir hätten von demſelben urtheilen müſſen, daß man die beredteſte, lehrreichſte Proſa mit der lebendigſten Poeſie nicht natürlicher, nicht künſtleriſcher in eins bilden könne. Nun handelt es ſich aber in dieſem Buche um die Wirklichkeit, um hiſtoriſch Erlebtes: unſere warme Anerkennung des Inhalts und der Form iſt dieſelbe.

Gegen das Ende bringt das Werk eine Spannung, eine Erſchütterung im Leſer hervor, wie kein Roman ſie in höherm Grade bewerkſtelligen könnte. Der Autor ſelbſt iſt hier der Held, deſſen Schickſalen und Kämpfen wir mit der innigſten Theilnahme folgen. Wir fragen und zagen, wie das ablaufen werde. In welche Verhältniſſe, Verwickelungen wird unſer Freund gebracht! Er bleibt ſich immer gleich, die Wechſelfälle ſeiner Erlebniſſe überſtürzen ſich. Er rettet, was er retten kann. Er vertheidigt ſich, von der Uebermacht der Rivalität, der Verſchmitztheit, der Treuloſigkeit, des Verraths ſeiner Feinde an die Grenze des jäheſten Abgrundes gedrängt, mit den Waffen der Neidloſigkeit, der Offenheit, Biederkeit und Pflichtwie Freundestreue: er kämpft wie ein wahrhafter Heros. „Die alte Garde der Marketſtreet-Schule“, ruft er aus, „war geſprengt.“ Er hatte ſich mit einem „Partner“ zu einer Art gemeinſamer Direction verbunden. Noch dazu war dieſer Compagnon ein Deutſcher, noch dazu ein ſehr erfahrener, ausgezeichneter, gelehrter, ſogar geiſtvoller Schulmann. Und dennoch, was begibt ſich? Jeden Argwohn drängt unſer Freund zurück. Er hofft, wo nichts mehr zu hoffen iſt; er zweifelt mit Sträuben, wo der Betrug offen vorliegt. Ja, er iſt hintergangen. Noch jetzt ergibt er ſich nicht, und baut auf den Seelenadel menſchlicher Natur. Er verbindet ſich mit einem Zweiten. Dieſer iſt ebenfalls Deutſcher und ein bewährter Pädagog. Nicht lange jedoch währt es, auch der zweite Vertrauensmann iſt ein —! Jetzt, jetzt ſagt unſer Schwergeprüfter Lebewohl der menſchlichen Geſellſchaft. Wie er ſich jetzt vernehmen läßt, es iſt nicht die Stimme eines Miſanthropen, doch iſt es ein Wort, welches unſer Mitgefühl in hohem Grade erregt. Er ſagt, und zwar von

ſich ſelbſt: „Er hatte alles verloren — für einige Zeit ſogar ſich ſelbſt. Er war plötzlich zum alten Mann geworden. So nahm er den Wanderſtab in die Hand und ging in die weite Welt hinein. Er ging dahin, wohin die Sonne geht, wenn ſie Ruhe ſucht, nach Weſten.“

Folgt ihm, Leſer, auf die einſame Prairie, wo er jetzt lebt und immer noch an uns denkt, wo er dieſes ſein herrliches Buch ſchrieb. Leſt es und leſt es wieder! Verbreitet es durch ganz Deutſchland! Auch du, ergrauter Schulmann, der du im Wirken faſt müde biſt, lies es, und neue Kraft wird über dich kommen! Doch, welchem Stande ihr auch angehört, leſt es alle, ihr Deutſche, denn es kommt von einem Deutſchen, der unſerm Volke Ehre macht.

Alexander Jung.

Ein neuer Adelsroman.

Die Stellung des deutſchen Adels, ſeine Bedeutung, ſeine Zukunft, beſchäftigt gegenwärtig die Romanſchriftſteller mehr als die Politiker, welche den Adel als beſondern Stand nicht mehr in ihre Berechnungen mit aufnehmen. Selbſt die organiſchen oder unorganiſchen Inſtitutionen der Ariſtokratie, die Pairskammern, Herrenhäuſer u. ſ. w., werden nicht aus dem Geburtsadel allein gebildet. Dagegen ſpielt er in den geſellſchaftlichen Kreiſen noch eine Rolle, welche die Photographen und Anatomen unſerer Geſellſchaft, die Romanſchriftſteller, nöthigt, ihm eine hervorragende Berückſichtigung zu ſchenken. Und dies iſt in der That auch im reichſten Maße geſchehen! Das beliebte Thema aus „Cabale und Liebe“, die Mesalliance, iſt in zahlreichen Variationen durchgeführt, und wie viele „matte Limonade“ iſt dabei credenzt, wie viele naive Thränen ſind einem Unglück geweint worden, das wie durch unerbittliche Naturgeſetze den Liebenden verhängt ſchien! Seit der Roman indeß doctrinärer geworden, begnügte man ſich nicht mit der Erzählung des unvermeidlichen Schickſals; man knüpfte Betrachtungen daran; man kritiſirte und reformirte; man durchſchoß die Romane mit Extrablättern, mit kleinen Abhandlungen; man ließ die Helden Sturm laufen gegen das Vorurtheil und credenzte ihnen ſtatt der vergifteten Limonade einen fröhlichen Hochzeitspokal. Das Für und Wider wurde eifrig verhandelt, und je nachdem der Autor auf der Rechten oder Linken ſaß, ließ er ſeine Sonne aufgehen und regnen über die Gerechten oder die Ungerechten.

Die am meiſten praktiſche oder auch am meiſten äußerliche Oppoſition gegen den Adel, welche die Geſinnung nicht berührte, war in dem Freytag'ſchen Roman: „Soll und Haben“ zur Geltung gebracht. Der Autor zeigt, wie die ökonomiſchen Verhältniſſe des Adels in Verfall gerathen, wie er ſich in Speculationen einläßt, die ihn ganz in die bürgerliche Sphäre herabziehen, ohne daß er die Solidität tüchtiger bürgerlicher Kaufmannshäuſer erreicht; er ſtellt dieſe in das hellſte Licht gegenüber dem Ruin der adelichen Finanzen und rettet zuletzt ſeinen bürgerlichen Romeo vor einer Ehe mit der adelichen Julia, nicht als ob das eine Mesalliance wäre, ſondern weil es ſich für ein ſolides Haus nicht ziemt, ſich mit einem unſoliden zu aſſociiren. Der ganze Roman iſt mit einer, wir möchten ſagen nationalökonomiſchen Begeiſterung geſchrieben: dem Tiers-Etat, bei dem Soll und Haben ſich deckt, gehört die Zukunft, welche der Adel durch ſeine wackeligen Budgets verſcherzt hat.

Gegenüber dieſer wirthſchaftlichen, im ganzen maßvollen Oppoſition gegen den Adel, deſſen Repräſentanten trotz vielfacher Schwächen immer liebenswürdig und auch ehrenhaft erſcheinen, tritt die Darſtellungsweiſe Spielhagen's, welche gerade die Geſinnung der Adelichen als durchweg hohl, verderbt, verwerflich brandmarkt, mit einer faſt brüsk zu nennenden Einſeitigkeit in ſeinem Roman: „Die von Hohenſtein.“ Hier ſind alle Verhältniſſe auf die Spitze geſtellt, weil durch eine abſcheuliche Geſinnung corrumpirt. Dieſer Adel mit ſeiner gemeinen Geldgier, ſeinen Verbrechen jeder Art iſt reif für das Schaffot, darum ſpielt auch hier die Revolution mit herein. In den „Problematiſchen Naturen“ war dieſelbe feindſelige Geſinnung gegen den Adel das Pathos des Romans; doch hier war alles milder, verſöhnlicher geſtaltet; es gab mehr Vermittelungen durch echte Bildung und wahre Liebe.

Das entgegengeſetzte Extrem gegen dieſe beiden Romane bildet „Altenſtein“ von Victor von Strauß. Hier iſt der Adel herrlich in Bildung und Geſinnung, das feudale Weſen wird verherrlicht gegenüber dem hereinbrechenden Raubritterthum der Induſtrie.

Wir haben die hervorragendſten Werke erwähnt, welche dieſe verſchiedenen Tendenzen vertreten. Indeß ſind faſt alle neuen Romane mehr oder weniger von der einen oder andern Tendenz durchdrungen, namentlich iſt die Rembrandt'ſche Malerei der Spielhagen'ſchen „Hohenſtein“ ausnehmend beliebt, und manche dieſer Adelsromane erinnern, was Gift, Dolch und Brand betrifft, an das Vorbild des „Rinaldo Rinaldini“.

Eine in vieler Hinſicht zwiſchen den Extremen vermittelnde Tendenz befolgt der neue Roman des ſchleſiſchen Literaturveteranen:

Haus Treuſtein. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, E. Trewendt. 1866. 8. 5 Thlr.

Holtei hat ſich zeitlebens in den Kreiſen des ſchleſiſchen und öſterreichiſchen Adels bewegt; er kennt alle jene pikanten, oft ſkandalöſen Familiengeſchichten, an denen die verſchiedenen Hauschroniken reich ſind; es bedarf nur einiger Combinationen, Verſetzungen, Verſchiebungen der Verhältniſſe, einiger taktvollen Ueberkleiſterungen, um Selbſterlebtes in das Romangewand zu kleiden. Und Holtei iſt ein Freund der Autobiographie; er liebt es, zu erzählen, was ihm ſelbſt begegnet iſt; er baut gern in ſeine Romane Plauderſtübchen hinein, in denen er ſich ſelbſt das Wort ertheilt und friſch von der Leber weg aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen ſpricht, ja von einigen ſeiner Romanmyſterien iſt der Schleier ſehr leicht zu heben. Als eine vollſtändig naive Form erſcheint in dieſem neueſten Roman die Einführung von Perſönlichkeiten, die mehr oder minder in wiſſenſchaftlichen und geſellſchaft-

lichen Kreiſen bekannt ſind, mit voller Namensnennung und ohne jede romanhafte Verkleidung. Zwar ſind ſie nicht in die Kataſtrophen des Romans mit verwickelt; doch ſie erſcheinen in ihrem ganzen perſönlichen Gebaren, reden, handeln, bewegen ſich wie in natura — nur aufgefangen von der Camera-obscura der dichteriſchen Beobachtungsgabe. Es ſind meiſtens perſönliche Freunde des Dichters, denen er in dieſer Weiſe ein monumentum aere perennius ſetzt. Da iſt der jüngſtverſtorbene breslauer Aeſthetiker Kahlert, eine durchaus liebenswürdige und anregende Natur, der ſeit Jahren an einem unheilbaren Rückenmarksleiden erkrankt, in das Zimmer gebannt, gehemmt war in allen ſeinen Bewegungen — wir beſuchen ihn in Warmbrunn wie in Breslau, wir lauſchen ſeinen Unterhaltungen, und dieſe realiſtiſche Treue der Darſtellung erſtreckt ſich ſo weit, daß auch ſeine ihn treu pflegende Schweſter mit in den Roman aufgenommen wird. Da iſt der Geheime Sanitätsrath Preiß, der warmbrunner Badearzt; der Bibliothekar Dr. Burghard — ſie alle treten uns mehrfach in dem Roman entgegen, ohne jedes Incognito, vollkommen aufgeknöpft, ihre Viſitenkarte in der Hand.

Es iſt dies eigentlich gegen den Comment des deutſchen Romans. Die Wirklichkeit braucht eine Maske in der Dichtung und wenn es auch nur eine lange Naſe wäre, mit der man ſich auf dem Maskenball legitimirt. Frau Ida von Düringsfeld hat in ihrem Roman „Die Literaten“ auch lauter greifliche Geſtalten der neuen deutſchen Schriftſtellerwelt geſchildert; doch ſie hat ihre Namen etwas verrenkt, ihnen ein wenn auch noch ſo durchſichtiges Incognito angekränkelt, dann aber Wahrheit aus ihrem Leben mit eigener Dichtung ſo willkürlich verſetzt, daß niemand dieſen Rattenkönig auseinanderwirren kann, der nicht ganz mit den Perſönlichkeiten und Ereigniſſen vertraut iſt. Dies Verfahren hat das Verwerfliche, daß das Publikum die erdichtete, oft ſinn- oder ſchamloſe Handlungsweiſe der von ihm erkannten Perſönlichkeiten dieſen ſelbſt imputirt, während ſie nur Zeugniß ablegt für die erfinderiſche Phantaſie der Verfaſſerin.

Von derartigen Verirrungen hält ſich Holtei's Muſe frei. Seine, in den Adreßbüchern aufzufindenden Perſönlichkeiten bewegen ſich mit vollkommener Lebenswahrheit und laſſen ſich nichts zu Schulden kommen, was nur die Phantaſie des Dichters zu verantworten hätte. Dieſe ganz directe Einführung von Geſtalten, deren dichteriſche Paßkarte mit der polizeilichen ſtimmt, erregt nun allerdings die Vermuthung, daß auch die dem Anſchein nach frei erfundenen Helden des Romans Grenznachbarn jener polizeilich legitimirten Figuren ſind und nicht allzu weit ſeitwärts wohnen im Lande der Phantaſie; doch iſt ihr Incognito ein ſo vollkommenes, daß die Miſchung von Wahrheit und Dichtung hier ganz berechtigt iſt.

Holtei beſchäftigt ſich, wie in ſeinem Roman „Noblesse oblige“, auch in dieſem ſpeciell mit dem Adel, deſſen Wiedergeburt aus edler Geſinnung heraus eigentlich das ideale Ziel ſeiner Dichtung iſt. Der Vertreter dieſer edeln Geſinnung iſt der würdige Erbherr des Hauſes Treuſtein, der vollkommen über alle Vorurtheile des Junkerthums hinaus iſt, und ſein jüngſter Sohn Herbert, der auf ſeinen Weltfahrten für jugendliche Fehler Buße gethan und ſtarre Standesbeſchränktheit durch dieſe kosmopolitiſche Bewährung abgeſtreift hat. Dagegen erſcheint der Majoratsherr Eberhard als ein Vertreter des ſchlechten, intriguanten und vorurtheilsvollen Junkerthums, das auch in mehrern Genoſſen ſatiriſch an den Pranger geſtellt wird.

Doch dieſe Oppoſition des Dichters gegen die junkerliche Geſinnung hindert nicht, daß er den Inſtitutionen des Adels, wie z. B. dem Majorat, nirgends feindlich gegenübertritt. Wegen dieſes Majorats ſtellt Eberhard, der früher in den Beſitz deſſelben kommen will, gegen den eigenen Vater eine Klage an, um ihn für blödſinnig und deshalb für unfähig zum Majoratsherrn erklären zu laſſen; doch der Autor bezweifelt deshalb nirgends die Berechtigung des Majorats, welche gar nicht in Frage kommt. Der alte Herr von Treuſtein iſt ein Ariſtokrat, wie er unſerm Autor als Ideal vorſchwebt: ohne Ueberhebung gegen Bürgerliche, in gemüthlichem Verkehr mit ſeinem Diener Fideel, ohne Abneigung gegen Mesalliancen, ein vertrauter Freund eines baroniſirten Juden, ein freundſchaftlicher Beſchützer eines jüdiſchen Gelehrten, nur voll Haß gegen unedle Geſinnung, im übrigen ein Mann der vollſtändigſten Toleranz. Das Lied von dieſem braven Manne mag hoch klingen wie Orgelton und Glockenklang; doch alle Fragen, welche die bevorrechtete Stellung des Adels in der Geſellſchaft betreffen, können dadurch nicht gelöſt werden, daß der Dichter uns einen liebenswürdigen und human geſinnten Ariſtokraten vorführt.

Auch darf man in künſtleriſcher Hinſicht fragen, ob in dieſer Geſinnung ein hinlängliches Gegengewicht liegt gegen die brutalen Thatſachen der Adelswirthſchaft, wie ſie in dem Proceß des Sohnes gegen den Vater, in dem Selbſtmord der jungen, hochmüthigen und doch von Leidenſchaft zu dem Juden Alexis hingeriſſenen Gräfin Anna, in den Franz Moor'ſchen Intriguen des ältern Bruders gegen den jüngern zu Tage treten? Ja, heißt es nicht den unheilvollen Einfluß des ritterlichen Vorurtheils zu weit treiben, wenn ein Vertreter humaner Bildung, eine Idealfigur wie Alexis, gleichviel aus welchem Motiv, durch den empörenden Blödſinn eines „amerikaniſchen Duells“ untergeht? Oder wenn die Gemeinheit der händelſuchenden Grafen nach ſcheinbarer Ausſöhnung zu einem beſchimpfenden Attentat auf offener Straße, ganz im Stil der alten Wegelagerer greift? In der That, die ganze Erfindung des Romans iſt gegen den Adel gerichtet. Dennoch zieht der Autor keineswegs alle Conſequenzen dieſer Erfindung. Hören wir, wie er über den Adel denkt, aus dem Munde ſeines Helden, des alten Ehrenfried zu Treuſtein, der über den Verkehr ſeines Enkels mit dem jüdiſchen Gelehrten ſich folgendermaßen ausläßt:

Was ſchadet das? Mir viel lieber, ihn mit einem ſolchen Demagogen vertraut zu wiſſen, der ſonſt ein geſcheiter, geſitteter Burſch iſt, als mit gewiſſen Adelichen, die ſich für bevorzugte Weſen halten, weil ihre Vorfahren Ruhm und Namen errangen, und weil ihre Väter das von jenen erworbene

Vermögen zu conſerviren verſtehen, was ſie nicht nachahmen werden. Manche ſind gar dumm genug, ſich auf ihre Liederlichkeiten etwas einzubilden, als ob ihresgleichen jeder Unfug geſtattet wäre! Von denen konnte Otto nichts profitiren. Was er ſich, und uns, und ſeiner dereinſtigen Stellung ſchuldig iſt, wird er ſchon begreifen lernen, ſobald er dieſe antritt. Beſſer, daß er vorher erſt begreifen lernt, worin des Menſchen wahrer innerer Werth beſteht. Das wird ihm der Freund, der ſich ſo tüchtig durch die Welt ſchlägt, unumwunden ſagen; wird ihn nicht durch Schmeicheleien verderben. Ein reicher Majoratsherr mag immer demokratiſche Ideen hegen... die ſind ihm und andern lange nicht ſo verderblich als jene abgeſchmackte Einbildung, wir wären aus abſonderlichem Teige geknetet. Dergleichen von Hochmuth aufgedunſene, unwiſſende, unverſchämte Thoren wiſſen ſich aller Enden keinen Rath, wenn's drüber und drunter geht. Laß ihn meinetwegen vom Freiheits- und Gleichheitsſchwindel ein wenig angeſteckt werden. Was ſchadet's denn? Steht er erſt als Mann im Leben, wird er bald einſehen, daß jegliche Freiheit relativ, daß abſolute Gleichheit unmöglich iſt auf Erden. Unausführbare Theorien erweiſen ſich als ſolche und löſen ſich in nichts auf, aber im Herzen bleibt das Wohlwollen für die Menſchheit zurück, aus welchem ſie entſtanden waren. Je dankbarer ein guter Menſch ſich dem Himmel verpflichtet fühlt für die Vorzüge, die Geburt und Erbſchaft ihm vor minder beſchenkten Mitmenſchen gönnten, deſto lebhafter auch wird er die Verpflichtung anerkennen, ſolchen Minderbeglückten, Darbenden unter die Arme zu greifen. Das iſt die wahre Humanität. Wer dieſe nicht übt, verdient weder ein Cavalier zu heißen, noch reich zu ſein.

Ein anderes mal perorirt der würdige Majoratsherr über das Verhältniß des Adels zum Fortſchritt:

O Gott, ich leugne ja keineswegs den Fortſchritt! Ich beuge mich ja vor Dampfmaſchinen, Eiſenbahnen, über- wie unterirdiſchen Telegraphendrähten und Kabels; vor Photographien, Zündhölzern, Stiefelwichſe, Crédit mobilier, Oppoſitionsblättern, Turnfeſten, Parlaments- und Tiſchreden, Sängertagen, Bundesſchießen, ſocial-demokratiſchen Vereinen, Stenographie und allem, allem, was im unermeßlichen Bier-Ocean ſchwimmt, prangt, flaggt und ſiegt. Ich leugne ja ferner nicht, daß es ſchon zu unſerer Väter und Großväter Zeiten eitle Verſchwender, faule Heuchler, nichtsnutzige Dienſtboten und habſüchtige, nur nach materiellen Genüſſen und Vortheilen ſtrebende Herren gab. Aber gerade, daß man die letztern zu citiren, daß man ſie namhaft zu machen vermochte, beweiſt deutlich, wie ſie nur in der Minderzahl vorhanden geweſen, ſonſt hätten ihre Namen ſich nicht erhalten können. Sie waren Ausnahmen, auf die mit Fingern gezeigt wurde. Will man jetzt Ausnahmen aufſtellen, dann muß man ſie auf der entgegengeſetzten Seite ſuchen, muß diejenigen citiren, welche nicht von der Krankheit dieſer Zeit ergriffen ſind. Denn die meiſten der jetzt lebenden Menſchen rennen materiellem Wohlbefinden, momentanen Genüſſen nach, ſtürzen ſich kopfüber in den Schwindel. Niemand will ſich mehr nach ſeiner Decke ſtrecken. Die ganze Welt hat das Fieber. Wähne nicht, ich wolle unſern Stand davon freiſprechen. Ach leider zeigt ſich an dieſem die Entartung aufs traurigſte. Der frivole Luxus heutiger Junkerwelt ruinirt den Adel; die Demokratie vermöchte ihm nichts anzuhaben, hielte er ſich ſelbſt in Ehren und Würden. Um dieſem Luxus fröhnen zu können, begehen Söhne aus hohen Geſchlechtern Niedrigkeiten gemeinſter Art Früher ſchalt man uns „Miſtjunker"! Wie erhaben erſcheinen mir in der Rückerinnerung dieſe Vertreter ehemaligen Adels im Vergleiche zu einem großen Theile einer Fortſchrittsariſtokratie, die deshalb degenerirt, weil ſie ſich nicht mehr für werth hält, an ſich ſelbſt zu glauben. Der allgemeine Unglaube hat auch ſie ergriffen. Es iſt wie mit Malerei und Architektur. Heutzutage gedeihen weder heilige Bilder noch hohe Dome; denn der Glaube, der dieſe zum Himmel empor-, jene aus dem Himmel herabſteigen ließ, lebt nicht mehr in den Seelen der Künſtler, ſowenig wie der Glaube an ſeine Zukunft in den Seelen des Adels.

Auch die heftigen Angriffe, die Alexis bei dem verhängnißvollen Sänger auf dem Grafenſchloſſe gegen den Adel richtet und die er mit Citaten aus Souveſtre und de Launay unterſtützt, wenden ſich gegen die entartete Geſinnung, die zum Theil bei dem jüngern Adel herrſcht. Ironiſch meint Alexis, er würde ſich mit ariſtokratiſchen Ideen leichter befreunden, wenn bei uns zu Lande die Sache eingerichtet wäre wie in China:

Es gibt dort keinen Geburt- und Erbadel nach unſerm Begriff. Die Rangſtufen, welche für geleiſtete Dienſte ertheilt werden, als: Koung, Heou, Phy, Tze, Nan entſprechen unſerm Herzog, Marquis, Graf, Baron, Ritter. Sie, meine Herren Grafen, entſprechen folglich dem Phy (ich bitte weder Fi noch Bieh zu verſtehen, ſondern gefälligſt P-h-y zu buchſtabiren). Solche Titel gehen nicht von den Vätern auf die Söhne über, ſondern dieſe armen Teufel, wenn ſie nach dergleichen lüſtern ſind, müſſen es ſich durch eigene Wirkſamkeit, ſei's im friedlichen Staatsdienſt, ſei's auf dem Schlachtfelde, erwerben. Dagegen vermag ein beſonders tüchtiger Mann ſeinen Vorfahren dadurch Ehre zu machen, daß ſein Rang auf die Verſtorbenen zurückfällt, und daß ſie noch im Grabe geadelt werden. Darin liegt ein großer Vortheil; denn die Todten befinden ſich nicht mehr in der Lage, ſich der ihnen verliehenen Auszeichnungen unwürdig zu machen. Unſere europäiſchen Grafen jedoch haben ihr Grafenthum im Gegentheil von den Vätern überkommen, und da iſt immer einige Gefahr vorhanden.

Holtei gehört in vieler Hinſicht noch der romantiſchen Schule an; namentlich theilt er die Vorliebe Ludwig Tieck's für Geſpräche und Unterhaltungen, die dem Roman eingefügt werden und ſich auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände beziehen. Nicht blos über den Adel wird verhandelt. Durch die Einführung des Aeſthetikers Kahlert findet ſich auch Gelegenheit, Kunſt, Literatur und ähnliche Geſprächsthemata aufs Tapet zu bringen. Bei dieſer Gelegenheit wird auch das deutſche Recenſententhum in wenig ſchmeichelhafter Weiſe abconterfeit. Glücklicherweiſe werden Ausnahmen ſtatuirt, ſodaß jeder einzelne Recenſent in der erfreulichen Lage iſt, ſich als eine Ausnahme betrachten zu können. Der junge Gelehrte Alexis antwortet dem Aeſthetiker Kahlert auf ſeinen Rath, an den Feuilletons der großen Zeitungen oder an Journalen mitzuarbeiten, mit folgender Philippika gegen das Literatenthum:

Wer ſich berufen wähnte, als Poet zu glänzen; wer ohne Productionsfähigkeit in was immer für einem Fache zu ſchaffen verſuchte und nichts zu Stande brachte; wer in eitler Verblendung ſich zu hoch hielt, umzukehren, da es noch nicht zu ſpät war, weil er noch immer von goldenen Honoraren träumte: dem bleibt, wenn der Hunger ſich meldet, nur übrig, ſein Brot im Schweiße des Angeſichts zu erwerben, oder — unter die „Literaten", das heißt zugleich: unter die Recenſenten zu gehen und andere ehrliche Leute ſchwitzen zu laſſen. Es iſt allerdings bequemer. Es bietet ihm auch Gelegenheit, ſeiner Galle Luft zu machen gegen jene, deren Bücher gedruckt, deren Stücke aufgeführt, deren Lieder geſungen werden. Je impotenter, deſto tückiſcher wird er ſein. Aber da Neid und Rache nur kitzeln, nicht ſättigen, würde er dabei noch immer Hunger leiden, gäbe es nicht alberne Menſchen, die ſeinen Tadel fürchten, die ſein Lob erkaufen. Dieſer Thoren Zahl wächſt mit der Macht der Tagespreſſe. Auch der armſeligſte Scribler, der lumpigſte

„Berichterſtatter" wird eine gefürchtete Größe, empfängt Huldigungen, Beſtechungen aller Art; und ob's der dümmſte Laffe ſei, man ſieht ganz ehrenwerthe Männer ſich vor ihm beugen, denn — „er ſchreibt für die Zeitungen"! Was er zuſammenſchreibt? Wer nimmt ſich die Mühe, das zu prüfen? Genug, daß es geleſen wird! Daß es auf die gedankenloſe Maſſe wirkt, weil es gedruckt ſteht! Daß es ihn ernährt! Und dies iſt die Hauptſache dabei. Mag es erkaufte Lobhudelei, mag es die frechſte Entſtellung der Wahrheit, mag es die ſeichteſte Schmiererei ſein. Ei, welch Schlaraffenleben! Freier Eintritt zu allen Theatern, Concerten, Vergnügungsörtern! Zärtliche Zuvorkommenheit der Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Kellnerinnen, Choriſt-, Statiſt- und übrigen innen! Einladungen zu ſplendiden Feten, zu Jubiläen, zu Ehrenfeſten! Anonyme Zuſchriften nebſt Inhalt, deren Schreiber ſich leicht errathen laſſen! Und dazu braucht's nichts als Unverſchämtheit! Nun ſehen Sie, Herr Profeſſor, dieſe fehlt mir. Solche vortreffliche Aufſätze, wie mehrere Mitarbeiter großen Blättern allwöchentlich liefern: ein Hanslick in Wien, ein Koſſak in Berlin und andere ihnen Ebenbürtige, in ähnlichem Sinne, wo Wiſſen, Geiſt, Scharfſinn, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ſich vereinen, um in beſchränktem Raume einiger Columnen kleine Meiſterwerke zu bringen, das vermag ich nicht; dazu fehlt mir eben jenes zugleich productive Talent, welches die Würze des kritiſchen ſein ſoll. Und mit philologiſchen Abhandlungen wäre den Redactionen ſchlecht gedient. Ein „Literat" der andern Klaſſe zu werden, fühle ich mich aber zu gut, wenn ich mich auch nicht für zu gut halte, durch Abſchreiben das Daſein zu friſten, ſo lange bis ſich etwas Beſſeres darbietet.

Holtei iſt ein Veteran einer Richtung, welcher die Beſtrebungen der Gegenwart in vieler Hinſicht unbequem ſind. Ein von reichen Erinnerungen zehrendes Gemüthsleben muß ſich unbehaglich fühlen in einer Zeit, die dem Anſchein nach nur auf das Aeußerliche gerichtet iſt. Der Widerſpruch gegen alles Hohle und Leere, Geiſt- und Herzarme, was ſich in vielen Geſtalten dieſer Zeit ausprägt, iſt gewiß wohl begründet, das Recht des Gemüths, ſich gegenüber dieſen nur auf den Glanz des Succeſſes hinauslaufenden Beſtrebungen geltend zu machen, ein unbeſtreitbares — gleichwol darf auch das Große nicht verkannt werden, welches in der Ausbreitung der Herrſchaft des Menſchen über die Gewalten der Erde, in dieſen Triumphen des Geiſtes über die Materie, in den großartigen Erfindungen und ihrer entſprechenden Verwerthung liegt. Auch das Streben nach politiſcher und ſocialer Umgeſtaltung darf nicht blos als aus äußern Motiven entſprungen dargeſtellt werden; es wurzelt vielfach in den Tiefen des Gemüths. Das will aber Holtei nicht anerkennen; ihm iſt alles, was Fortſchritt heißt und nur einen leiſen Beigeſchmack ſogenannter zeitgemäßer Ingredienzien hat, unwillkommen und misliebig, und wenn er eine Reform des Adels wünſcht, ſo ſoll ſie nur in einer Rückkehr zu den frühern beſſern Geſinnungen beſtehen. So iſt ihm auch die Tagespreſſe ein Uebel. Was Longfellow ſeinen Schullehrer Churchill an die weiße Wand einer ausgedienten Kanzel ſchreiben läßt: „Unſer Vaterland ſteht nicht unter dem Joche der Pfaffen, ſondern unter dem der Preſſe" — das gilt ihm nicht blos von Amerika, das gilt ihm auch von Deutſchland. Wir glauben in der That, daß dies Joch ein ſehr erträgliches iſt; denn da die Preſſe die verſchiedenſten Anſchauungen vertritt, die ſich gegenſeitig neutraliſiren, ſo gewährleiſtet ſie das Recht der perſönlichen Freiheit, ſich aus eigener Ueberzeugung für dieſe oder jene Anſchauung zu entſcheiden. Eine ſolche Tyrannei kann man ſich wol gefallen laſſen. Vielfach polemiſirt Holtei gegen „die Zeitſtrömung", und benutzt jede Gelegenheit, um die republikaniſchen Tendenzen zu verſpotten. Als Vertreter derſelben tritt der uranfängliche Weinreiſende, ſpäter bekehrte, anfangs türkiſirte, dann nobilitirte Baron Smaragd auf, welcher in Konſtantinopel dem jungen Treuſtein folgende Bekenntniſſe macht:

Ich, wie Sie mich da neben ſich kauern ſehen, ſchon mit eingeſchlagenen Beinen wie ein rechter Türk, ich bin der wüthendſte, blutrothe, republikaniſche Gleichheitsnarr geweſen, der all Ihre Köpfe fliegen zu laſſen wünſchte — ſolange ſein Metier erheiſchte, von Dorf zu Dorf anzufragen und aus drei Schlöſſern fortgeſchickt zu werden, ehe und bevor er im dritten etliche Eimer Rheinwein oder eine Kiſte Champagner anbrachte. Seitdem ich den Fes auf meinen ſchwarzen Locken trage, bin ich darin einigermaßen zu Verſtande gekommen. Auch davon ein andermal, es würde heute zu weit führen. Nur ſo viel erlauben Sie mir zu bemerken: ich habe mir eingeſtehen müſſen, daß die Triebfedern meines Adelshaſſes eigentlich verſchlagene Eitelkeit und heimlicher Neid geweſen ſind.

Auch Vater Treuſtein, der in religiöſer Hinſicht vollkommene Toleranz predigt, will dieſelbe auf Politik in der Geſellſchaft nicht ausgedehnt ſehen:

Anders als mit religiöſen, ſteht es, geſelligen Verkehr anlangend, mit politiſchen Spaltungen. Dieſe führen entſchieden zu perſönlichen, ja zu feindſeligen Gegnerſchaften, weil ſie in den Lauf irdiſcher Angelegenheiten ſtörend, gewaltſam eingreifen. Der friedliebendſte, monarchiſch geſinnte Staatsbürger kann beim beſten Willen unmöglich Freundſchaft halten mit einem Menſchen, welcher ſich unausgeſetzt bemüht, ſeine deſtructiven Theorien ringsher zu verbreiten und ſeine oberflächliche Lehre von phantaſtiſchen, unhaltbaren Staatseinrichtungen der gedankenloſen Maſſe einzuimpfen. Mag jener nun ein böswilliger Egoiſt und Intriguant, mag er ein reiner edler Idealiſt ſein, die Sache bleibt dieſelbe: immer will er verſtören, niederreißen, um — Experimente zu machen. Das geht ans Lebendige. Dagegen ſtellt ſich mit aller Kräfte Aufgebot, wer ſein Eigenthum, ſeine Rechte, ſeine Anhänglichkeit und Treue nicht zu höchſt ungewiſſen Experimenten hergeben will. Und der Krieg iſt erklärt.

Duelle, Selbſtmorde und andere Vorgänge, welche in der Handlung des Romans ſelbſt eine Hauptrolle ſpielen, geben ebenfalls zu allerlei Reflexionen Veranlaſſung.

Ueberhaupt iſt „Hans Treuſtein" der am meiſten reflectirende Roman Holtei's. Die Handlung ſcheint mehr der Reflexionen wegen erfunden, als daß ſie um ihrer ſelbſt willen da wäre. Holtei fühlte das Bedürfniß, ſich über die verſchiedenſten Zeitfragen auszuſprechen, und erfand ſich dazu eine Fabel, die indeß nicht immer die Gedankenrichtung des Autors ſcharf ausprägt. Text und Bild ſtimmen nicht immer zuſammen. Die Fabel des Romans könnte Spielhagen erfunden haben, um ein abſchreckendes Bild von den Zuſtänden des deutſchen Adels zu geben — nur das wohlwollende, mild lächelnde Antlitz des alten Herrn iſt eine echt Holtei'ſche Vignette.

Die Vorzüge des liebenswürdigen Erzählers verleugnen ſich auch in dieſem Roman nicht. Er ſchreibt friſch von der Leber weg, mit Natürlichkeit und Ungezwungenheit, ohne irgendwelche Anſprüche auf eine künſtleriſche Haltung zu machen, mit großer Vorliebe für das provinziell Volksthümliche, als unverwüſtlicher Schleſier from top to toe. Dieſe

Naturwüchsigkeit des Holtei'schen Stils hat eine Waldfrische, an der man sich erfreut, wenn man auch bisweilen durch Gestrüpp und über etwas unebene Pfade kriechen muß. So haben auch seine Schilderungen von bekannten Gegenden und Menschen etwas traulich Anheimelndes! Das Riesengebirge und die Wanderung des jungen Barons über dasselbe werden uns anmuthend geschildert. Dagegen sind die orientalischen Reiseskizzen, wenn auch sachgetreu entworfen, doch ohne glühendes exotisches Colorit.

Von den einzelnen Partien des Romans selbst möchten wir den idyllischen den Vorzug geben. Daß ihm diese besonders gelingen, ist eine Eigenthümlichkeit, welche Holtei mit dem Altmeister Jean Paul gemein hat, dessen Sentenzen und Strecverse er aus ihrem ungereimten Zustande erlösend in Reime gebracht. Die Idylle des Försterhäuschens ist voll Waldduft; wie der böhmische Förster, ein gewiß nach der Natur gezeichnetes Original, so werden uns auch sein Hund Schliefer, die andern Mitbewohner des Häuschens, Gokel und Füchsel, mit ihren Seelenstimmungen treulichst abconterfeit; die Liebe Otto's zu Herminen belebt die idyllische Staffage, ein Nachbild jener Liebe Herbert's zu Herminens Mutter Kathi, die uns im ersten Theile nicht minder traulich geschildert wurde. Auch Fideel, der nur zuweilen ins Triviale und „Eselsfresserische" verfällt, schließt sich diesen Naturkindern würdig an.

Was dagegen die Scenen aus dem high-life betrifft, so erscheinen sie romanhaft auf die Spitze gestellt. Namentlich verhalten wir uns skeptisch gegenüber einer so extremen Natur wie der heißblütigen Vollblutsanna, wir glauben, daß den schreienden Widersprüchen, die in diesem Charakter liegen, doch zu sehr das einigende Band fehle. Der griechisch-jüdische Jüngling Alexis ist eine anziehende Gestalt, in welche Holtei alles hineingeheimnißt hat, was in ihm von Sympathien mit modernen Bestrebungen vorhanden ist. Doch erwähnten wir schon, wie sein tragisches Ende nicht zu dem Charakter stimmen will. Selbst wer Grund hat, zum Selbstmörder zu werden, wird deshalb nicht sich seine That in der empörenden Form eines amerikanischen Duells von verächtlichen Gegnern dictiren lassen. Er sanctionirt damit ein auf die abschreckendste Spitze getriebenes Vorurtheil. Und das ist ein unwürdiges Ende für einen Helden, den uns der Dichter darstellt als von freisinnigen und edeln Tendenzen beseelt. Oder soll es eine Ironie im Stil der romantischen Schule sein, daß dieser „Freigeist", nachdem ihn die Leidenschaft zu einer schönen Gräfin berauscht hat, ein mehr als junkerliches Ende findet?

Dagegen ist das Erscheinen des jüngern, verstoßenen Sohnes, der als Ehrenretter des Vaters auftritt, von echt dramatischer Wirkung; mehr melodramatisch indeß die Besserung des schlimmen Eberhard, seine Sehnsucht nach dem grünen Walde und andere Sentimentalitäten, von denen er auf dem Krankenlager und vor seinem seligen Ende heimgesucht wird. Es ist liebenswürdig von dem Dichter, daß er seine Sünder nicht untergehen läßt ohne Reue und Buße; doch solche hartgesottene Charaktere, wie dieser Eberhard, wären von Shakspeare nicht christlich erlöst, sondern ihrer Verstocktheit und dem Teufel dauernd überlassen worden.

Le style c'est l'homme — das gilt von Holtei's Stil in hohem Maße. Es ist der Stil behaglichen Plauderns, wir schlendern mit dem Dichter durch seine Werke. Auch wo sich der Stoff zu tragischer Höhe erhebt, verschmäht es der Stil, pathetische Mienen anzunehmen oder sich künstlerisch herauszuputzen; ja es gibt Stellen in dem Roman, in denen die Prosa fast allzu prosaisch wird und in ein ganz haltungsloses Bummeln verfällt. Im ganzen aber hat dieser salope Stil doch etwas Originelles und Unnachahmliches. Immer und überall begegnen wir dem alten Holtei, einem vielerfahrenen Lebenswanderer und Literaturveteranen, wie er uns aus der Fülle seiner Erlebnisse heraus allerlei anziehende Geschichten in Ernst und Scherz vorplaudert, alles aus der Tiefe eines reichen Gemüths beleuchtet und verbrämt mit Lehren der Weisheit, denen wir willig lauschen, selbst wenn diese Weisheit nicht die unserige ist. **Rudolf Gottschall.**

Speculative Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Haben wir uns im Bisherigen durchaus auf dem festen Grunde der durch Kant sichergestellten Speculation und in Discussionen bewegt, welche diesen Grund als unerschütterlich voraussetzen, so führt uns hingegen Heinrich Czolbe in der Schrift: „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel" (Nr 3), außerhalb festen Landes, wo wir den Boden fortwährend wankend unter unsern Füßen finden, wie wenn wir bei unruhiger See zu Schiffe stiegen. Denn was hier für festen Grund erklärt wird, sind die ewig flutenden Ströme und Wirbel einer niemals Wort haltenden sinnlichen Erscheinungswelt. Der Verfasser hat sich bisher durch seine tapfere Vertheidigung materialistischer Ansichten bei Gleichgesinnten einen nicht geringen Namen erworben. Es zeugt daher von einer gewissen anerkennungswerthen Selbstverleugnung, wenn er eine neuerdings in seinen Ansichten vorgegangene Aenderung hier mit völliger Offenheit zur Beurtheilung gibt, und bei dieser Gelegenheit selbst mit als Kämpfer gegen den Materialismus auftritt, in einer Weise freilich, welche, mit dem Auge des Idealisten angesehen, nur eine geringfügige Abweichung von seinen frühern Ansichten in sich schließt. Bekennt er doch auch selbst, daß der Keim der hier vertheidigten neuen Weltansicht, durch welche er glaubt in dem Urwalde der Speculation einen bisher noch nie betretenen Weg zur Lösung des Kant-Hegel'schen Problems gefunden zu haben, schon in der von ihm im Jahre 1855 herausgegebenen Schrift „Neue Darstellung des Sensualismus" gelegen habe. Denn schon damals habe er erklärt, die ursprüngliche Entstehung der zweckmäßigen Organismen allein aus physikalischen und chemischen Vorgängen nicht begreifen zu können. Indem er deshalb die organische Form für etwas Elementares oder Anfangloses, Ewiges, und damit auch die Ewigkeit der ganzen

Weltordnung annehmen mußte, ſei er nach dieſer Richtung hin ſchon damals über das Erklärungsprincip des Materialismus weit hinausgegangen. In gegenwärtiger Schrift erklärt er nun, auch noch dazu von dem Irrthum zurückgekommen zu ſein, daß ſich aus der Materie Empfindungen und Gefühle ableiten laſſen, und unternimmt zu beweiſen, daß 1) die allein als undurchdringliche, bewegte Ausdehnungen zu betrachtenden Atome, 2) die daraus zuſammengefügten zweckmäßigen Formen, zu denen namentlich die Organismen gehören, und 3) eine dieſe Körperwelt durchdringende, aus Empfindungen und Gefühlen beſtehende Weltſeele die drei zwar mechaniſch zuſammenhängenden, aber doch ſcharf getrennten, ewig nebeneinander beſtehenden Theile der Welt ſeien, die ſich in keiner Weiſe auseinander entwickelt haben oder entwickeln. Wir wollen dieſe drei Theile der großen Weltmaſchine etwas näher ins Auge faſſen.

Der erſte Theil der Welt iſt die Materie. Aus ſpeciellen Wahrnehmungen und Vorſtellungen ſchließen wir auf eine aus Atomen zuſammengefügte Körperwelt. Es gibt nämlich nach Czolbe's Theorie zwei Arten von urſprünglicher Ausdehnung. Die erſte iſt der leere Raum mit den Eigenſchaften der Unendlichkeit und Durchdringlichkeit. Die zweite Art ſind die Atome mit den Eigenſchaften der Begrenzung, Untheilbarkeit und Undurchdringlichkeit, dabei der gegenſeitigen Anziehung und Abſtoßung. Die Ausdehnung der Atome iſt an ihnen nicht Eigenſchaft, ſondern ſelbſt ihre Subſtanz, und ebenſo beim unendlichen Weltraum. Der Weltraum iſt urſprüngliches Ding an ſich ſelbſt, der ewige geometriſche Univerſalkörper. Das Verlangen gewiſſer Naturforſcher und Philoſophen nach abſoluter Theilbarkeit der Atome, nach einem Subſtrate ihrer Eigenſchaften, nach Kräften als Urſachen ihrer Bewegung, ihrer Kryſtallformen und chemiſchen Verwandtſchaften, endlich nach einer Entſtehung der Atome wird als eine maßloſe Ungenügſamkeit des Verſtandes, gewiſſermaßen als ein unſittliches Verlangen abgewieſen. Dieſer Punkt iſt wichtig. Denn er charakteriſirt von Grund aus Czolbe's Polemik gegen Kant, Hegel und die Idealiſten überhaupt. Dieſe iſt nur ſelten eine directe oder dialektiſche, fortwährend und unausgeſetzt hingegen dieſe indirecte, moraliſche. Czolbe leugnet nämlich durchaus nicht, daß man durch ein tieferes Nachdenken über alle dieſe Dinge nothwendig und unvermeidlich in den Idealismus gerathe, ſondern eben darum, weil dieſes nicht zu vermeiden iſt, verbietet er an dieſen Punkten das Nachdenken als eine unſittliche Vermeſſenheit des menſchlichen Geiſtes, ähnlich wie einſt die Athenienſer dem Anaxagoras verboten, über die Natur der Sonne zu grübeln, oder wie jenes dadurch berühmt gewordene alte Weib dem ſtolpernden Thales den weiſen Rath gab, er möge ſtatt der Geſtirne am Himmel lieber das beobachten, was vor ſeinen Füßen ſei. Hoffentlich wird ſich die moraliſche Bußpredigt des wie es ſcheint etwas gealterten Verfaſſers keiner größern Wirkſamkeit zu erfreuen haben, als ſolche gutgemeinte Predigten in dieſer verdorbenen Welt gewöhnlich zu haben pflegen.

Obgleich nun zwar hier aus dieſem ſubſtantiellen Leeren mit den Atomen (gleichſam dieſer großen Kumme mit Erbſen) nicht, wie bei Demokrit, alle Vorgänge in der Welt abgeleitet, ſondern hierzu noch zwei andere ideelle Welttheile mit eingeführt werden, ſo wird doch die atomiſtiſche Mechanik mit ihren Erklärungswegen als der allein gültige und übergreifende Geſichtspunkt auch für alles übrige erklärt. Die Atomiſtik bleibt ſozuſagen herrſchende Königsgewalt. Den beiden ideellen Kammern wird nur ſo viel Spielraum abgewogen, als ſie haben dürfen ohne die Beſorgniß zu erregen, daß ihre Bewegungen ins Deſtructive und Unſittliche ausarten könnten.

Das Uebergreifende der Atomiſtik über die beiden andern Welttheile beſteht darin, daß auch in ihnen nur allein auf mechaniſchem Wege oder nach Analogien aus der Mechanik erklärt werden darf. Der Grund einer ſo harten Polizeimaßregel iſt, daß der Zuſammenhang der Veränderungen und ihrer Bedingungen in der mechaniſchen Wahrnehmungsgruppe ein durchaus begreiflicher und vollkommen klarer ſei, was man von den Veränderungen und ihren Bedingungen in den andern Welttheilen nicht ebenſo rühmen könne. Weil nun aller unleugbare Fortſchritt in der Erkenntniß der Zuſammenhänge der Welt (nämlich auf mechaniſchem Gebiete) einzig und allein in der Anwendung und immer weitern Ausdehnung des mechaniſchen Erklärungsprincips beſtanden habe, ſo dürfe man mechaniſches und abſolut klares Denken für identiſche Begriffe anſehen und, da Klarheit des Denkens das Ziel aller Erkenntniß ſei, das mechaniſche Princip auf alle Verhältniſſe, auch die geiſtigen, anwenden und es zum Grundprincip für die geſammte Welterklärung machen.

Es iſt nicht zu verkennen, daß nach dieſer Denkweiſe von vielen ſogenannten Gebildeten noch immer geſchloſſen wird. Auf wie ſchwachen Füßen dieſelbe ſteht, merkt man am beſten, wenn man ſie an andern ähnlichen Beiſpielen prüft, wie z. B. am folgenden: Mein Hausthürſchlüſſel ſchließt vortrefflich; meine Schrankſchlüſſel ſind beide im Schloß verdreht und unbrauchbar. Weil nun der Zweck aller Schlüſſel iſt, die Schlöſſer wirklich zu öffnen, mein Hausſchlüſſel allein aber dieſen Zweck vollkommen erfüllt, ſo folgt, daß ich auch die Schränke mit keinem andern Schlüſſel zu öffen habe als mit dem Hausthürſchlüſſel.

Auf ſolche Weiſe darf man nicht ſchließen. Denn nicht alles läßt ſich mit denſelben Mitteln erreichen. Zum Graben braucht man den Spaten, welcher zum Schreiben untauglich iſt; zum Schreiben die Feder, welche nicht zum Graben taugt. Einiges kann man nur durch die Wage, anderes nur durch das Maß oder die Zahl beſtimmen. Man kann die Länge des Wegs nicht wägen, wol aber meſſen; man kann das Gewicht des Körpers nicht meſſen, wol aber wägen. „Erbſen kann man nicht haspeln" lehrt ein altes Schulbuch. Die gebildetere Schulregel ſagt: Man ſoll jedes Wiſſensgebiet aus ſich ſelbſt erklären, und nicht Erklärungsgründe aus diſparaten Gebieten gewaltſam zuziehen. Andere Lebensgebiete außer dem mechaniſchen anerkennen, und dennoch in allen nur allein nach mechaniſcher Methode erklären wollen,

heißt mit der linken Hand wieder nehmen, was man eben mit der rechten gegeben hat.

Der zweite Theil der Welt sind die zweckmäßigen Formen. Das Leben der Organismen sei durch die Form einer zweckmäßigen Zusammenfügung ihrer Theile bedingt, und diese Form zwinge wegen der Unbegreiflichkeit ihrer ursprünglichen Entstehung zur Annahme der Ewigkeit der ganzen Weltordnung. Unter diesem Ausdrucke wird verstanden, daß das Zellenleben der organischen Wesen nicht soll aus der unorganischen Natur hervorgegangen sein, sondern daß die Urzellen mit den Atomen die gleiche Ursprünglichkeit und Ewigkeit theilen sollen. Bei diesem Thema wendet sich die Rede gegen Virchow, welchem darin ein Widerspruch vorgeworfen wird, daß er einerseits festhalte am Satze: „Omnis cellula e cellula", andererseits annehme, daß die ersten Zellen entstanden seien durch ein Freiwerden besonderer, die Atome beherrschender Formgesetze, welche früher latent waren, aber unter gewissen exceptionellen Bedingungen und Verhältnissen der Erdbildung frei wurden. Diesen Gedanken erklärt der Verfasser für unverständlich und darum unhaltbar. Uns scheint Virchow's Gedanke ganz einfach und verständlich zu sein unter Voraussetzung latenter Kräfte, welche, sobald die erforderlichen Vorbedingungen dazu gegeben sind, als beherrschende Principien innerhalb der Materie frei werden und nach höherm Gesetze das, was zuvor die herrschende Hauptsache war, zur dienenden Nebensache herabsetzen. Die Gesetze sind zwar ewig und unentstanden, treten aber nicht auf simultane, sondern auf successive Art in Wirksamkeit oder in Kraft.

Der Unglaube, daß im Universum aus dem Unorganischen das Organische nicht sich habe hervorentwickeln können, ist eine leere hypochondrische Grille. Sehen wir doch auf allen höhern Lebensstufen sich das Höhere aus dem Niedern allmählich hervorentwickeln, warum soll dieses denn nur gerade auf der untersten nicht möglich gewesen sein? Muß denn der Mensch, wenn er zur Welt kommt, nicht erst das Gehen, das Sprechen, sogar das Athmen lernen, warum soll denn die Erdrinde nicht die Zellenproduction gelernt haben? Waren denn die Eisenbahnen und Telegraphen von Ewigkeit her auf der Erde? Hat die Natur nicht auch diese ebenso gut wie die Zellen erst spät hervorgebracht? Warum nicht? Etwa weil der Mensch sie hervorbrachte? Gehört denn dieser nicht mit zur Natur? Und ist das, was dieser hervorbringt, nicht ebenso gut von der Natur hervorgebracht wie alles andere? Wo war im Alterthum die Kant'sche Philosophie? Ohne Zweifel existirte sie auch damals schon. Ich sage mehr: sie existirte, bevor Menschen auf Erden waren. Denn sie ist der unentstehbare und unvergehbare Bau der ewig nothwendigen Gesetze des Denkens und Seins. Und doch war sie im Alterthum auf Erden nirgends zu finden. Warum soll es denn nicht auch auf Erden eine Zeit haben geben können, wo die ewigen Gesetze des Zellenbaus nur allein dort vorhanden waren, wo ihre ewige Heimat ist, in der Geometrie der ewigen Vernunft, ohne daß auf Erden darum auch nur eine einzige Zelle zur Wirklichkeit zu kommen brauchte?

Der dritte Theil der Welt soll in den im Raume verborgenen Empfindungen und Gefühlen bestehen, und dieser Theil wird die Weltseele genannt, von welcher die Menschenseele einen integrirenden Theil ausmachen soll. Die letztere soll nämlich bestehen in der Summe der durch Gehirnthätigkeit bedingten, aus Empfindungen und Gefühlen der Weltseele sich zusammenfügenden und in derselben wieder verschwindenden Mosaikbilder. Durch Bewegungen des Gehirns von bestimmter Geschwindigkeit und Intensität soll theils das Gleichgewicht der Empfindungen und Gefühle, theils die Störung dieses Gleichgewichts hervorgebracht werden. Dabei wird angenommen, daß die Gefühle und Empfindungen bei ihrem Gleichgewicht sich paralysiren und im Raume verschwinden, und bei der Störung ihres Gleichgewichts aufs neue im Raume hervortreten. Diese Hypothese ist gebildet nach Analogie der mechanischen Thatsache, daß antagonistische Bewegungen bei ihrem Entgegenwirken im Raume verschwinden, obgleich sie dabei in ihrer gegenseitigen Spannung unsichtbar fortbestehen. So sollen auch unter ähnlichen Umständen die Empfindungen und Gefühle für das Bewußtsein verschwinden können, obgleich sie dabei im Weltraum als mechanische Spannungen fortbestehen. Uebrigens sollen die Störungen des Gleichgewichts der Weltseele durch die störenden Bewegungen im Gehirn nicht blos in dem geringen Umfange des Gehirns stattfinden, sondern sich von dieser kleinen Stelle aus weit in der Weltseele verbreiten oder nach außen projicirt werden können, ähnlich wie ein Stein, ins Wasser geworfen, das Gleichgewicht desselben nicht blos an der Berührungsstelle stört, sondern der Anstoß desselben in concentrischen Wellen sich weiter ausbreitet, oder sowie mit einer kleinen lebendigen Kraft eine große Spannkraft ausgelöst werden kann. Die gewaltige Größe des Sehfeldes beim Sehen sowie auch des Tonraums beim Anhören von Musik im Verhältniß zu den ungemein kleinen gereizten Stellen im Verlaufe des Seh- und Hörnerven sollen hierdurch ihre Erklärung finden.

Daß es eine zwiefache Art der Raumerfüllung gibt, eine psychische und eine physikalische, ist der Erfahrung gemäß, und in diesem Punkte kann sich der Idealist daher mit dem Verfasser nur einverstanden erklären. Ein großer Unterschied ist aber dabei außer Augen gelassen, nämlich der, daß die psychische Raumerfüllung in den Raum von seiner Unendlichkeit aus, nämlich vom Bewußtsein her, eindringt, was bei der physikalischen Raumerfüllung keineswegs der Fall ist, und womit daher auch alle mechanischen Vergleichungspunkte zwischen der einen und der andern wegfallen. Jede bewußte Person faßt die Totalität des Weltraums in sich. Jede ist um so viel größer denn der Raum, als der feste Begriff des Weltalls in ihrem Bewußtsein größer ist denn das fluctuirende Bild derselben vergeblich auszufüllen strebenden Einbildungskraft. Weil der Verfasser diesen Umstand infolge seines falschen Begriffs vom Weltraum als einem

universellen Urkörper übersehen mußte, schmolz die ganze Seele ihm damit zu einer bloßen Summe von Mosaikbildern zusammen. Die arme Seele! Und wo bleibt der Geist? Ist hier irgendwo Geist anzutreffen?

Dieses zwar nicht, indessen ist dem Verfasser zuzugestehen, in diesem neuen Systeme seinen ehemaligen Materialismus glücklich überwunden und, vorausgesetzt daß dieses seine Absicht war, dieselbe vollkommen erreicht zu haben. Nur in einem einzigen Punkte erklärt er mit seinem überwundenen Standpunkte noch fortwährend übereinstimmen zu müssen, im Punkte einer vollkommenen Zufriedenheit mit der natürlichen Welt, welche ihm als moralische Verpflichtung und Ehrensache, als nothwendiger Bestandtheil wahrer Frömmigkeit und wahren Glücks erscheint. Diese vollkommene Zufriedenheit mit der natürlichen Welt involvirt aber nach seinem Dafürhalten eine so harte Pflicht, daß ihre Befolgung uns leicht alle Lust am wahren Glücke verleiden dürfte, die harte Pflicht, aus unserm Denken alles das auszuschließen, was zur Annahme einer übernatürlichen zweiten Welt führen könnte. Und wozu nur diese harte Maßregel? Sie ist unerläßlich, behauptet er. Denn: die Unzufriedenheit mit dieser Welt, das Bedürfniß nach einer übernatürlichen fallen unter den Begriff der Unmäßigkeit, mindestens der Ueberschwenglichkeit, fast auch der Unbescheidenheit und Undankbarkeit, sodaß das Fundament der spiritualistischen Philosophie als ein moralischer Fehler bezeichnet werden muß. Als Analogon der theologischen Sünde wider den Heiligen Geist darf man ihn Sünde gegen die Weltordnung nennen. Ferner kann der idealistische Standpunkt dazu verleiten (fast sträubt sich die Feder es niederzuschreiben), Unglücklichen nicht hier zu helfen, sondern dieselben auf den Himmel zu vertrösten, wie die Erwartung einer zweiten vollkommenern Welt überhaupt daran hindern kann, schon hier Vollkommenheit zu erstreben. Insbesondere gehört der Kant'sche Spiritualismus (das ist nur allzu wahr!) zu denjenigen Ansichten, welche zur Annahme einer unsterblichen Seele und einer zweiten Welt führen können. Solche dem sittlichen Ideale der Zufriedenheit mit der einen natürlichen Welt widersprechende und den moralischen Fehler der Unmäßigkeit und Unzufriedenheit implicirende Annahme entschieden auszuschließen, ist daher moralische Pflicht und Ehrensache. Dieses sind die Grundzüge, in denen der Verfasser sein religiöses Glaubensbekenntniß formulirt.

Das religiöse Gefühl flüchtet sich oft in seltsame Schlupfwinkel. Und der lahme Vogel mit gebrochener Schwinge bildet sich gar zu gern ein, daß der behende und schwebende Flug seiner Kameraden bei ihnen nur entweder eine organische Krankheit oder ein moralischer Fehler sei. Diesen Trost darf man ihm gönnen, er würde ja sonst das höchste Gut, das er überhaupt kennt, die Zufriedenheit mit der natürlichen Welt und seinem eigenen Zustande darin, verlieren und wol gar noch selbst (horribile dictu) zum Idealisten werden. Dieses Herzeleid wollen wir ihm doch nicht anwünschen, zumal da seine Polemik gegen Unsterblichkeit und zweite Welt doch auch nur, bei rechtem Lichte besehen, allein gegen das geht, was Vernunft und Philosophie über diese Gegenstände nach blos menschlichen Kräften muthmaßen, keineswegs aber gegen das, was durch göttliche Offenbarung darüber feststeht, wie aus folgender Stelle auf S. 276 auf das deutlichste hervorgeht:

Daß im Vergleich zu sämmtlichen philosophischen Systemen und zu andern Kirchen und sittlichen Verbrüderungen die christliche Kirche heute und noch für lange Zeit theoretisch und praktisch das Beste ist und sein wird, was die Menschheit zur Befriedigung des religiösen und tiefern philosophischen Bedürfnisses besitzt: diese Ueberzeugung steht ebenso wenig mit dem Atheismus des Verfassers dieser Schrift im Widerspruch wie seine aufrichtige Ehrerbietung bei persönlichen Berührungen mit der Kirche, von denen sich ein ihm einst in dem ewigen Rom gewährter wohlwollender Empfang und Segen des Vaters aller Katholiken, des ehrwürdigen Pius IX., als unvergeßliche Erinnerung hervordrängt. Die soeben von Rom ausgegangene „Encyclica", welche in 80 Sätzen die naturalistische Philosophie verdammt, hat meine Sympathie für die erhabene Organisation der katholischen Kirche nicht verlöscht.

An Naturalisten dieses frommen Schlags, die sich so artig für gnädige Strafe zu bedanken verstehen, darf Pius IX. wol mit Recht seine Freude haben, im erquicklichen Gegensatze zu jener feindseligen Idealistenrotte des jungen Italien, welche ihm mit ihrem enthusiastischen und patriotischen Eifer das Leben so überaus sauer macht. Ja wäre unser theurer Luther nur auch so ein zahmer, mit der natürlichen Welt zufriedener Naturalist gewesen wie der sanftmüthige Ezolbe, so säßen wir alle wol heute noch behaglich im Schoße der alleinseligmachenden Kirche. Aber der Unvorsichtige ließ sich hinreißen zur Unzufriedenheit mit der natürlichen Welt, und die leidige Folge davon ist gewesen der Idealismus der Kant'schen Philosophie, der nun aber auch gar nichts mehr beim alten lassen will, sondern die Köpfe nur immer unzufriedener und rebellischer macht.

Karl Fortlage.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Unsere Blätter haben an **August Henneberger**, Professor in Meiningen, welcher am 4. August in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre verstarb, einen langjährigen und geschätzten Mitarbeiter verloren. Heimisch auf jedem Gebiete der ältern Literaturgeschichte, hatte er seine besondere Aufmerksamkeit der Entwickelung des modernen Dramas zugewendet. Seine Schrift: „Das deutsche Drama der Gegenwart" (1853), zeichnete sich durch eine unparteiische Kritik der modernen Dramatiker aus und bewährte dabei eine durchaus maßvolle Haltung, welche sich ohne Ueberhebung mit Liebe ihrem Stoffe hingibt. Er wandte sich gegen die Kritiker, welche eine dramatische Literatur der Gegenwart überhaupt sich anzuerkennen weigern; aber auch gegen die Poeten, welche sich rühmen, weit besser zu sein als die Väter. Die Charakteristiken von Hebbel, Prutz und den andern damals hervorragenden Dramatikern behaupten noch heutigentags ihren Werth. Seitdem hat Henneberger oft in d. Bl. Heerschau abgehalten über die junge nachdrängende dramatische

Literatur — und die Autoren ſelbſt, über die er zu Gericht geſeſſen, werden ihm ohne Zweifel das Zeugniß ablegen, daß er dies ſtets mit warmer Anerkennung jedes berechtigten Strebens gethan hat.

Unſere politiſche Lyrik iſt noch immer nicht verſtummt. Die glänzenden Siege der preußiſchen Waffen und die energiſche Benutzung derſelben von ſeiten der Diplomatie haben Thatſachen geſchaffen und Hoffnungen erweckt, welche die Friedensfreunde bei dem Beginn des zerrüttenden, aber mit beiſpielloſer Schnelligkeit und Kraft geführten Kriegs nicht glaubten hegen zu dürfen. Zwar iſt der proviſoriſche Nothbau des Nord- und Süddeutſchen Bundes dem Anſchein nach wenig geeignet, poetiſche Begeiſterung zu erwecken; doch die Poeſie klingelt raſcher zur Weiterfahrt von dieſer Zwiſchenſtation, als der Diplomatie lieb iſt, die nothgedrungen auf ihr verweilen muß. Die gewaltige Stärkung der preußiſchen Macht iſt die ſicherſte Bürgſchaft deutſcher Einheit, mag ſie ſich früher oder ſpäter verwirklichen, und es iſt doch nicht blos die Anſchauung der Poeten, daß die vom frankfurter Parlament friedlich im Jahre 1849 angebotene Kaiſerkrone jetzt von Preußen auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 erobert worden iſt. Etwas Prophetie muß man den Dichtern übriglaſſen, damit ſie ihrem lateiniſchen Namen vates einige Ehre machen und ihre poetiſchen Ergüſſe nicht nach dem Maßſtabe der oft nothgedrungen auf der Tagesordnung ſtehenden diplomatiſchen Löſungen meſſen. Als poetiſcher Vertreter des neuen Kaiſergedankens tritt zunächſt der Dichter jenes Liedes „Dem König von Preußen“ auf, welches zuerſt in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt war und als deſſen Verfaſſer man anfangs Emanuel Geibel nannte, obſchon die blitzſcharfe und nicht durchweg geibeliſch geglättete Form auf einen andern Dichter rathen ließ. So wird denn neuerdings, jedenfalls mit größerm Recht, Franz Dingelſtedt als der Dichter dieſes, mit dem Motto „Caesarem salutant morituri“ eingeleiteten Königsliedes bezeichnet. Die augsburger „Allgemeine Zeitung“ meint, daß dies Gedicht das dritte bilde zu zwei bekannten Dichterapoſtrophen an einen Preußenfürſten, von Platen und von Herwegh. Sie vergißt dabei Friedrich Hebbel, deſſen Gedicht an „König Wilhelm“ einer der letzten lyriſchen Ergüſſe dieſes Poeten war und an Gedankenwucht nicht hinter ſeinen beſſern zurückſteht. Das Lied Dingelſtedt's beginnt mit den Verſen:

Du haſt's erreicht. In dreißig Tagen
Haſt du den dreißigjähr'gen Krieg
Und dreißig Herrn aufs Haupt geſchlagen:
Um hohen Preis ein Pyrrhus-Sieg!
Denn wähne nicht, daß nun vollendet
Dein Werk; du ſtehſt noch fern vom Ziel;
Verloren, wenn es alſo endet,
Und nicht gewonnen iſt das Spiel.

Um Deutſchlands willen ward's begonnen:
Doch wo iſt Deutſchland? — Sieh dich um!
Es liegt zerriſſen und zerronnen,
In letzten Zügen, gradesſtumm.
Gleichwie aus Einer offnen Wunde
Zum tauben Himmel ſchreit ſein Weh:
Schlug wirklich meine letzte Stunde?
Wirklich „Adieu Germanine“?

Die heil'ge Krone Karl's des Großen,
Die Habsburg hüthet von ſich warf,
Ob ſie, zerſtückt, in Staub geſtoßen,
Vor deinen Augen ſtaken darf?

Und ſchließt mit den Strophen:

Es gähnt ein Spalt zu unſern Füßen,
Tief, unentrinnbar, ſchauerlich;
Nur du vermagſt es, ihn zu ſchließen —
Held Curtius, Roma harrt auf dich!
O ſtürz' in voller Rüſtung Glanze,
Mit deines Helmes goldnem Schein,
Mit deinem friſchen Lorbeerkranze
Dich opfernd in den Spalt hinein!

Noch einen Sieg, den allerſchwerſten:
Der Sieger überwinde ſich;
Dann nennt die Welt Wilhelm den Erſten
Und Wilhelm den Erobrer dich;
Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn!
König von Preußen, du mußt ſterben,
Als deutſcher Kaiſer aufzuſtehn!

Einen ähnlichen Gedanken behandelt, in der Einkleidung der deutſchen Volksſage, der Herausgeber d. Bl. in ſeinem

Kyffhäuſer Thronlied.

Dort im kyffhäuſer Berge
Athmet der Kaiſer ſchwer,
Erwacht und ſchickt die Zwerge
Auf Kunde rings umher.

Und im kryſtallnen Saale
Umblickt er träumeriſch;
Bald wächſt zum dritten male
Der Bart ihm um den Tiſch.

Da kehren heim die Knaben:
„O Herr, es iſt kein Trug!
Die nimmermüden Raben,
Sie halten ein im Flug.“

Ein Rollen in den Schlünden,
Ein mächtig Sturmeswehn!
Was will der Berg verkünden?
Welch Wunder iſt geſchehn?

Da tritt herein ein Wandrer:
„Wach' auf aus deinem Traum!
Den Heerſchild hing ein andrer
An Deutſchlands dürren Baum.

Ein heldenhaft Erglühen
Hat dich vom Bann befreit;
Der Baum beginnt zu grünen,
Es kommt die beſſre Zeit.

Aus thränenwerthen Siegen,
Aus wilder Flammen Brand
Iſt ſie emporgeſtiegen
Dem deutſchen Vaterland.

Der Aar mit blut'gen Fängen
Erſchreckt die Völker noch.
Will er ſie grauſam drängen
In ein gewaltſam Joch?

Sind matt vom heißen Ringen
Mit ihm nicht Süd und Nord?
Trieft nicht von ſeinen Schwingen
Herab der Brudermord?“

Da ruft der Barbaroſſe
Mit lauter Stimme Schall;
Im unterird'ſchen Schloſſe
Tönt ſeiner Widerhall:

„Mögt ihr den Kampf bemeinen,
Hell flammt des Sieges Preis;
Das Reich gehört dem Einen,
Der's zu beſchirmen weiß.

Das Reich gehört dem Starken,
Der alle Feinde ſchreckt,
Und der die fernſten Marken
Mit ſeinem Schwerte deckt.

Ihr mögt, ihr Fürſten, thronen,
Auf friedlich Glück bedacht,
Wenn über euern Kronen
Die größ're Krone macht.

Den deutſchen Völkern allen,
Bewährt ſo heldenhaft,
Mag Eine Fahne wallen
Und ſammeln ihre Kraft.

Was auch der Aar erraffe
Im wilden Kriegesſpiel:
Der Blitz iſt ſeine Waffe,
Die Sonne iſt ſein Ziel.

Einſt reifen allerwegen
Nur Freiheit, Licht und Recht
Und Macht und Glanz und Segen
Dem kommenden Geſchlecht.

Jetzt ſteigt aus blut'ger Taufe
Empor der Kaiseraar;
Dem Zollern reicht der Stauſe
Sein glorreich Banner dar!"

Da brauſt's wie Ungewitter,
Da ſtürzt die Wölbung ein;
Den Kaiſer und die Ritter
Begräbt das Felsgeſtein.

In Trümmern liegt da drinnen
Das alte Reich umher;
Doch von des Berges Zinnen,
Da flammt's: Vom Fels zum Meer!

Wie ſich die Zuſtände des deutſchen Theaters in dieſer Uebergangsepoche geſtalten werden, iſt zunächſt eine offene Frage. Die Hoftheater in Hannover, Kaſſel und Wiesbaden haben, nach der Annexion dieſer drei deutſchen Staaten, als ſolche aufgehört zu exiſtiren. So einſeitig die Verwaltung dieſer Bühnen war (obgleich Wiesbaden im letzten Jahre unter der dramaturgiſchen Leitung Hermann von Bequignolles' einen erfreulichen Aufſchwung genommen hat), ſo iſt doch der Verluſt ſo reichdotirter Bühnen jedenfalls ein Verluſt für die Kunſt und dringend zu wünſchen, daß dafür dem deutſchen Theater, vielleicht durch eine in Norddeutſchland durchgeführte Bühnenreform, ein entſprechender Erſatz geboten werde. An die Bühnen Wiens und Oeſterreichs tritt jetzt, nachdem das äußere Band zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich gelöſt iſt, um ſo dringender die Mahnung heran, das geiſtige Band durch Pflege deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft um ſo feſter zu knüpfen. Wir freuen uns, daß Emil Kuh in ſeinen „Burgtheaterſtudien" im Feuilleton der „Preſſe" dieſer Mahnung einen beredten Ausdruck gegeben hat. Mit Recht ſagt er: „Wie die Ereigniſſe der jüngſten Zeit einen Abſchnitt bilden im ſtaatlichen Leben Oeſterreichs, in der geiſtigen und nationalen Entwickelung der Deutſchen dieſes Reichs, ſo bezeichnen ſie auch einen Wendepunkt entſcheidender Art in der Entwickelung des Burgtheaters, eins der wichtigſten Culturinſtitute unſerer Stadt. Stärker denn je, ja ſo ſtark wie nie macht ſich dem Burgtheater gegenüber die Forderung geltend: neben den künſtleriſchen Zielen das nationale feſtzuhalten, die Pflegerin deutſcher Sitte und deutſcher Bildung zu ſein. Waren dieſe Verpflichtungen des Burgtheaters bisher in ſeiner rein künſtleriſchen Aufgabe ſtillſchweigend mit eingeſchloſſen, ſo ſind ſie heute ein Zweck für ſich geworden, deſſen energiſche und vollſtändige Erfüllung eine Hauptbedingung des künftigen Beſtandes der Hofbühne iſt. Nun das nahe Verhältniß Deutſch-Oeſterreichs zu Deutſchland — und ſei es auch nur ein Scheinverhältniß geweſen — aufgelöſt iſt, nun wir, wie es heißt, auf uns allein angewieſen ſein ſollen, nun thut es noth, daß wir jedes Band, auch das geringſte, in Ehren halten, das uns mit dem deutſchen Geiſte verknüpft, daß wir jedes Wahrzeichen eiferſüchtig hüten, welches die Unterſchiede anzeigt, die uns von den uns umringenden fremden Völkerſchaften trennen. Und ein bedeutſames Band in dem hervorgehobenen Sinne ſtellt das Burgtheater dar, ein heiliges Wahrzeichen, zwiſchen uns und den Slawen in Oeſterreich aufgerichtet, veranſchaulichen die Meiſterwerke des Dramas, die wir aus unſerer eigenen Fülle hervorgebracht, oder im innigen Wechſelverkehr mit den Genien anderer Nationen in unſer Verſtändniß aufgenommen haben."

Wenn nun Emil Kuh fortfährt, ſich über die Blutvergiftung des Burgtheaters zu beklagen, es zu beſchuldigen, daß es ſich losgeſagt habe von der Führerſchaft deutſcher Sitte und deutſcher Bildung, daß pariſer Geſellſchaftsbilder und Satiren von Tag zu Tag unduldſamer das Repertoire beherrſcht hätten, pariſer Ausſtellungsſtücke der Mode und raffinirten Sinnlichkeit, daß die brandige Ehe, wie ſie franzöſiſche Dramatiker ſchildern, das Lieblingsthema des Burgtheaters der letzten Jahre geweſen ſei und dieſe Bühne endlich einer glänzend eingerichteten Klinik geglichen habe, wo die zuckende Liederlichkeit ſecirt wird: ſo vergißt er dabei, welche nicht genug zu ſühnende Mitſchuld die wiener Kritik an dieſer Richtung gehabt, eine Kritik, die mit wenigen Ausnahmen die Werke neuer deutſcher, namentlich norddeutſcher Dichter zerfetzte, auf das ſchonungsloſeſte und ungerechteſte mishandelte und der Direction des Burgtheaters jeden Anlauf zur Förderung deutſcher Talente verkümmerte, während ſie vor den franzöſiſchen Genies katzenbuckelte und an ihre Werke mit größter Bewunderung und ehrfurchtsvollſter Analyſe ging, als ob ſie lauter Schiller und Shakſpeare vor ſich hätte. Wir werden uns freuen, wenn hierin in Wien eine beſſere Einſicht ſich Bahn bricht, wenn die Schlacht von Königgrätz, welche die politiſche Scheidung zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland zu einer Thatſache machte, für die geiſtige Annäherung der wackern deutſchen Stämme Oeſterreichs und Deutſchlands ſelbſt eine unabweisliche Anregung gegeben hat. Die Bühne kann darin viel thun, aber nicht ohne Unterſtützung durch die Preſſe. In dem Artikel Emil Kuh's begrüßen wir einen erfreulichen Wendepunkt in den Grundanſchauungen der wiener Feuilletonkritik.

Bibliographie.

Der Arzt als Giftmiſcher oder das Rechtsgefühl des Nicht-Juriſten. Eine Criminalgeſchichte. Baſel. Gr. 8. 20 Ngr.

Auguſtinus, A., Bekenntniſſe. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von F. Merſchmann. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 2te Abtheilung. Der Kabbaliſt. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bilder und Klänge aus Rudelſtadt. In Volksmundart. 3tes Heft. 3te vermehrte Aufl. Rudelſtadt, Scheitz. 16. 10 Ngr.

Bönneken, J., Kurze Geſchichte des preußiſchen Feldzuges gegen Oeſterreich und ſeine Verbündeten. In wahrheitsgetreuen Kriegsbildern dem preußiſchen Volke erzählt. Düſſeldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Braubach, W., Denk-Reise in das unbekannte Jenſeits oder das Leben nach dem Tode und die Selbſtſtändigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. Nach einem Vortrag. Neuwied, Heuser. 12. 10 Ngr.

Dohm, H., Die ſpaniſche National-Literatur in ihrer geſchichtlichen Entwicklung nebſt den Lebens- und Charakterbildern ihrer klaſſiſchen Schriftſteller und ausgewählten Proben aus den Werken derſelben in deutſcher Uebertragung. 6te bis 9te Lief. Berlin, Hempel. Lex.-8. à 10 Ngr.

Ducpetiaux, E., Die Schule ohne den Prieſter. Mit Autoriſation des Verfaſſers aus dem Franzöſiſchen überſetzt von G. Bachaus. Aachen, Henſen. 8. 6 Ngr.

Endemann, W., Was ſoll aus Kurheſſen werden? Zur Verſtändigung an alle Kurheſſen. Berlin, Steinthal. Gr. 8. 5 Ngr.

Fritſch, K. E. O., Für Wilhelm Stier. Zur Feier ſeines Gedächtniſſes am 8. Mai 1866 im Verein „Motiv" geſprochen. Berlin, Berlit. Gr. 8. 7½ Ngr.

Haſt du gelernt? und Wohl dem, dem ſeine Sünden vergeben ſind. 2 Erzählungen bevorwortet von P. v. Nathuſius. Halle, Fricke. 8. 22½ Ngr.

Der Herr iſt meines Lebens Kraft. Mittheilungen aus dem Leben und Leiden zweier Schweſtern. Aus dem Engliſchen frei überſetzt von v. K. u. v. B. Hannover, Schulze. Gr. 8. 25 Ngr.

Heſekiel, G., Preußiſche Hoch-Sommer-Zeit. Neue Kriegslieder. Berlin, Schweigger. 16. 10 Ngr.

Katſch, A., Unter dem Storchneſt. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Krüger, E., Syſtem der Tonkunſt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Linderer, C., Wie Oeſterreich gedüppelt wird! Ein gemüthliches preußiſches Fauſt-Spiel. Aus der Benedek'ſchen Maul-Art übertragen. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pfiſter, J., Chriſtliche Confeſſionen und Sekten. Kurze Charakteriſirung derſelben. Belp. Gr. 8. 9 Ngr.

Prato, Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargeſtellt. Leipzig, Förſter u. Findel. 8. 1 Thlr.

Schmidt, J., Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Seydel, R., Logik oder Wiſſenſchaft vom Wiſſen mit Berückſichtigung des Verhältniſſes zwiſchen Philoſophie und Theologie im Umriſſe dargeſtellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Geharniſchte Sonette aus Norddeutſchland. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 2½ Ngr.

Trebnitz, J. F., Für unſer Heer! Preußiſch-deutſche Lieder während des Krieges 1866 gedichtet. Breslau, Schletter. Gr. 16. 1 Ngr.

Wiltſtock, A., Geſchichte der deutſchen Pädagogik im Umriß. Von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 21 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NEW PUBLICATIONS
FOR THE STUDY OF THE
GERMAN AND FRENCH LANGUAGES.

Ahn, F. A new, practical and easy Method of learning the German language.

First course. 21st edition. 10 Ngr.
Second course. 17th edition. 12 Ngr.
Third course. 4th edition. 10 Ngr.

Ahn, F. Key to the exercises of the New method of learning the German language.

First and second course. 8th edition. 5 Ngr.

Ahn, F. First Rudiments of the German language for children from 6 to 10 years old. 8 Ngr.

Ahn, F. English-German Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

Ahn, F. The Poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 8 Ngr.

Albert, L. A complete Pocket-dictionary of the English and German languages. 3d edition. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 5 Ngr.

Graeser, Ch. A German Vocabulary. Being a collection of more than 4000 words in general use. With indications of the German pronunciation. 8 Ngr.

Ahn, F. First Rudiments of the French language for children from 6 to 10 years. 8 Ngr.

Ahn, F. French Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

Graeser, Ch. The simplest Method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from Professor Ahn's elementary book. 5th edition, revised and corrected. 10 Ngr.

Graeser, Ch. Key to the exercises of the Simplest method of learning the French language. With a Characteristic of Ahn's method. 5 Ngr.

Graeser, Ch. A practical and methodical Grammar of the French language. Two parts. Second edition.

First part. 24 Ngr.
Second part. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graeser, Ch. A French Vocabulary. Being a collection of more than 4000 words in general use. With an introduction to the French pronunciation. 8 Ngr.

Graeser, Ch. A Thesaurus of French literature subsequent to the great revolution. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction and for private reading. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geodäsie.

Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet von

Jacob Heussi.

Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Heussi's „Lehrbuch der Geodäsie", hervorgerufen durch das Bedürfniß eines geordneten und stufenmäßigen Unterrichts in der Meßkunde, schließt sich streng an die Praxis an und eignet sich besonders zum Gebrauch in land- und forstwirthschaftlichen Anstalten, Militär- und Bauschulen. Wegen der durchgehends beobachteten Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung wird es sich aber nicht weniger auch beim Selbstunterrichte angehender Feldmesser bewähren. Es behandelt in vier Abschnitten 1) die unentbehrlichsten Hülfskenntnisse aus der Mathematik und Physik; 2) die Lehre von den Meßinstrumenten; 3) das Messen und Aufnehmen; 4) Darstellung der Aufnahme durch Zeichnung. Die zahlreichen ebenso correct als sauber ausgeführten Abbildungen dienen zur Veranschaulichung der vorgetragenen Lehren.

Ein Prospect über das Werk ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Leichtfaßliche Anleitung zum

Feldmessen und Nivelliren

mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von

Jacob Heussi.

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen ist kein bloßer Auszug aus des Verfassers „Lehrbuch der Geodäsie", sondern eine ausdrücklich für diejenigen, welche weiter gehender mathematischer Kenntnisse entbehren, geschriebene Anleitung, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliren und zu kartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdarbeiten nach vorausgegangener Berechnung auszuführen: und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu handhabenden Instrumenten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Hermann von Loeper.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bisher nur hier und da in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Hermann von Loeper's erscheinen hier zum ersten mal gesammelt und durch eine Anzahl ungedruckter vermehrt. In anmuthiger Form sich darbietend, bekunden diese Dichtungen durchgängig eine gereifte und liebenswürdige Dichternatur, von welcher der Leser sich sympathisch berührt und angezogen fühlt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 36. — 6. September 1866.

Inhalt: Eſſays und Studien. Von Rudolf Gottſchall. — Reitbartet von Gneiſenau. Von Hans Bruß. — Reiſeliteratur. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Anzeigen.

Eſſays und Studien.

1. Deutſche Charaktere. Von Guſtav Kühne. Zum erſten male geſammelt. Vierter Theil. Die Romantiker und die Patrioten. Leipzig, Denicke. 1866. 8. 1 Thlr.

Die erſten drei Theile von dieſen „Eſſays" Guſtav Kühne's, welche den dritten bis ſechsten Band ſeiner „Geſammelten Schriften" bilden, ſind bereits früher in Nr. 24 d. Bl. f. 1865 beſprochen worden. Der vorliegende vierte Theil führt uns in das 19. Jahrhundert, während in den vorausgehenden meiſt die Heroen des 18. Jahrhunderts charakteriſirt wurden. Freilich kommt es bei vielen, welche dieſſeit und jenſeit dieſer ſäcularen Grenzſcheide ſchöpferiſch auftraten, weſentlich darauf an, nach welcher Seite hin der Schwerpunkt ihres Wirkens fällt. Und ſo mag von den hier gewürdigten Männern namentlich Jean Paul noch von dem 18. Jahrhundert mit einigem Recht reclamirt werden.

Guſtav Kühne iſt ein Eſſayiſt, bei welchem die Beredſamkeit über die Analyſe überwiegt. Nicht als ob die letztere fehle, doch der Grundton dieſer Studien iſt ein warmer und begeiſterter; es iſt der Ton, den der Redner der Académie française anſchlägt, der ſeinem Vorgänger auf dem Stuhl der Unſterblichen eine éloge hält; es iſt der Ton der oraison funèbre. Mindeſtens wo es die Anerkennung der Vorzüge und Verdienſte gilt, begnügt ſich der Eſſayiſt nicht mit nüchternen Cenſuren, ſondern er folgt dem Drange ſeines Herzens, das ihn zu ſchwunghafter Verherrlichung des Verherrlichungswerthen treibt. Keineswegs aber haben wir es mit ſalbungsvollen Kanzelreden zu thun, denen jedes attiſche Salz fehlt, oder mit Apotheoſen, die wie mit ſchimmerndem Goldgewölk auch alle Fehler und Mängel verſchleiern. Die Kritik kommt zu ihrem guten Rechte; doch es iſt keine mismuthige, ſchadenfrohe Kritik, welche den geiſtigen Größen ein Bein ſtellt, um ſie zu Fall zu bringen, es iſt feine Dialektik, welche zeigt, wie Vorzüge und Fehler ſich verſchlingen, wie die letztern ſich nicht loslöſen laſſen, ohne die ganze Eigenthümlichkeit der Erſcheinung zu verwiſchen.

Kühne iſt überhaupt ein Mann der Geſinnung; glatte Formenſchönheit vermag ihn nicht zu beſtechen, die Feuerwerke des Talents blenden ihn nicht; er ſieht auf das Herz, er geht auf den Kern. Er ſelbſt iſt von echt patriotiſchem Feuer durchdrungen, und die Männer, die für das deutſche Vaterland mit Begeiſterung wirkten, nehmen den vornehmſten Platz in ſeiner Walhalla ein.

In der erſten Niſche derſelben ſteht Jean Paul, den Heine den confuſen Polyhiſtor von Baireuth und Frau von Staël den eingefleiſchten, wenn auch genialen deutſchen Kleinſtädter nannte. Kühne ſagt:

Wir rechtfertigen nicht gern und nicht ganz Heine's Wort über ihn. Aber dies Wort trifft den Künſtler im Poeten Jean Paul, und ein Dichter will und ſoll auch Künſtler ſein, und als ſolcher nicht blos Muſiker, auch Architekt. Ohne die aufgelöſte Form ſeiner Werke können wir uns allerdings Jean Paul's Weſen gar nicht denken. Dann aber wird die Anklage zur Wehklage, und dieſe trifft dann nicht blos ihn, ſondern, wenn er wirklich der Deutſcheſte der Deutſchen, das Deutſchthum ſelber in ſeiner Ohnmacht, ſich aus Zerfloſſenheit und Verwilderung in feſte, ſichere, geſunde Form zu retten. Und wenn er als „genialer Kleinſtädter" der deutſcheſte Dichter iſt, ſo betrauern wir, daß in ſolchem Kuhſchnappel, wie er am liebſten ſeine mannichfachen Krähwinkel nennt, das Beſte und Tiefſte vom deutſchen Leben Gefahr drohte zu verkümmern. Er war tief, dieſer Dichter, aber ſeine Tiefe grenzt ans Bodenloſe. Er war groß, dieſer deutſche Dichter, ob er ſchon keinen Vers machen konnte; ſeine Rede war ſchranken- und bandenloſe Rhythmik, als nähme das Roß Pegaſus ſich am ſchönſten aus, wenn es durchgeht. Kein Dichter iſt ohne Plaſtik denkbar, und doch ſchien Mutter Natur einmal in Jean Paul eine Ausnahme machen zu wollen. Aber auch wenn ſich in ihm nur Dichtungen geſtalten ſollten, die rein als Muſik zu nehmen wären, ſo halten ſeine Werke ſogar auch ſelten die Form von Symphonien feſt, ſie geben, auch als Muſik genommen, lieber nur Phantaſien über ihr Thema, als daß ſie dies Thema geſtalten und erledigen. Zu Verſen gehört nicht blos Ton-, ſondern auch Baukunſt. Jean Paul's Polymeter und Strecdverſe ſind ſchäumend aufgelöſte Dithyrambenſprache ohne Maß, Form und Halt. Es iſt viel Muſik in ſeiner Proſa, aber er iſt ein Muſiker, der für die Singſtimme nicht ſetzen kann, ſeine Orcheſterrhythmen ſtürmen ſprachlich und logiſch bandenlos einher und ſeine Harmoniſtik möchte gern alle, auch die muthwillig und ſpieleriſch aufgenommenen Diſſonanzen löſen, kommt aber bei dem Wuſt aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammengeſtapelter Gelehrſamkeit doch nicht aus dem Brei der Auflöſung heraus. Die einfachſte Idylle verbrämt und verſchachtelt er mit Einfällen aller Weiſen und aller Narren der Welt. Die klarſte Scene eines

simpeln Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Arabeskenschnörkeln. Der beste Humor seines Herzens erlahmt an dem Gewusel seiner gelehrten Citate, sein Schiff geht entweder unter am Ballast seiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwischen Steuer und Ruderstangen. Es ist nie Unsinn in seinen Witzen, aber ihr gelehrter und gequälter, oft geschmackloser Tiefsinn grenzt an den Wahnwitz der „Erlustigungen" unter der Hirnschale seiner Riesin. Seine Phantasie war diese Riesin, diese Polypheme, die er selber schildert; sein Ungeschmack in Curiositäten ist ebenso riesenhaft. Das „harmlose Wetterleuchten" seiner Einfälle, um ein shakspearisch Wort zu brauchen, ist doch oft nur ein müßiges Feuerwerk, und wenn der Witz, statt zur Hochzeit ein Polterabendfest zu geben, blos eine Polterkammer von Seltsamkeiten liefert, so taugt er nicht.

Kühne hebt ferner mit Recht hervor, wie Jean Paul, was auch schon Gervinus betonte, ein ewiger Frühlingsmensch, wie aber gegen seine verschwimmenden Phantasien sein eigener Witz immer das beste Correctiv war. Ebenso treffend meint er, daß dieser Dichter eine große Nothwendigkeit gewesen sei zur Entfaltung dessen, was am Deutschen das Deutscheste war; ein nothwendiger Gegensatz zu unsern Classikern, bei deren fortgesetztem Hellenisiren wir vielleicht Gefahr gelaufen wären, im Terrorismus der Formen zu verknöchern und zu versteinern. „Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allerweltsrichtung der Windrose." Deshalb erscheint uns die ihm hier angewiesene Stelle von zweifelhafter Berechtigung. Er vertritt eigentlich neben unsern Classikern das moderne Literaturprincip, das eben noch nicht zu künstlerischem Durchbruch gekommen, nur von den schwankenden Lichtern des Humors erhellt wurde, aber von innen herausdringend bereits eine erstaunliche Kraft und Frische zeigte. Er griff in das moderne Leben und lehnte sich mit Consequenz niemals an das geschichtlich Gegebene in seinen Erfindungen an. Gleichwol geht Kühne zu weit, wenn er behauptet: „Die Weltgeschichte war für ihn kaum vorhanden, er war mit seiner Poesie, mit seinem ganzen großen Herzen auf die Gegenwart verwiesen, und diese Gegenwart, die er kannte und beherrschte, war eng und klein."

Daß Jean Paul die treibenden Mächte des geschichtlichen Geistes wohl erkannt hatte, daß er auch die weite und große Gegenwart beherrschte, wie sie sich in der politischen Weltlage ausprägt: das beweisen wol seine „Dämmerungen für Deutschland", seine „Politischen Fastenpredigten" und die andern begeisterten Flugschriften, in denen sich der wahrhaft historische Sinn ausprägt, welcher den Gang der Weltgeschicke in der eigenen Zeit begreift. Kühne meint an einer andern Stelle, daß Jean Paul's Poesie nur in einer Flucht vor der Welt und allen ihren Erscheinungen und Gestalten bestehe. Auch das erscheint uns in dieser Allgemeinheit unbegründet. Es ist wahr, daß er die großen Seelen nicht in großen Thaten fand und schilderte, sondern nur an großen Empfindungen erkannte. Diese seine „hohen Menschen" haben etwas von jener Weltflucht der ostindischen Weisheit. Doch warum soll es dem Dichter nicht freistehen, solche Charaktere zu zeichnen, welche gleichsam den Chorus der großen Welttragödie bilden? Keineswegs aber sind alle Charaktere Jean Paul's von diesem Gepräge. Wir können auch seine sentimentalen Heldinnen noch preisgeben — es bleibt noch ein bedeutender Rest von Fleisch und Blut, und in seinen Humoristen, Cynikern, Anatomen eine recht praktische Gemeinde, welche der Welt und den Erscheinungen mit dem Secirmesser auf den Leib rückt. Auch seine Linda und sein Roquairol gehören nicht in das Reich der blutleeren Schemen; es sind Gestalten, welche für die moderne Romandichtung mehr oder minder typisch geworden sind.

Was wir in der allgemeinen Charakteristik Jean Paul's als Einseitigkeiten bezeichnen möchten: dafür findet sich in der näher eingehenden, biographisch-charakteristischen alsbald die Correctur. Hier wird Jean Paul der große Bußprediger in der Marterwoche Deutschlands genannt; es wird ihm nachgerühmt, daß kein Deutscher damals kühner und edler gesprochen habe als Jean Paul. Damit ist wol selbst der Vorwurf beseitigt, als habe er sich nur für eine kleine und enge Gegenwart interessirt. Und wenn es in der Einleitung heißt, er habe die einfachste Idylle verbrämt und verschachtelt mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt, die klarste Scene eines simpeln Lebens, die er zeichnet, mit Arabeskenschnörkeln erdrückt; so werden später mit Recht Wutz, Fixlein und der Jubelsenior Perlen deutscher Dichtung in der Idylle, diese Klein- und Einzelbilder die wirklichen und echten Diamanten in Jean Paul's Dichterkrone genannt.

Von den größern Werken Jean Paul's stellt Kühne „Die Flegeljahre" am höchsten; er nennt sie das kräftigste, mächtigste und schlagendste von allen, findet das Thema dieses komischen Romans groß und genial, den Entwurf zum Plan und den Anlauf wirkungsvoll; „entspräche dem die Durchführung der Idee, wir hätten damit in der Literatur des Komus ein tiefsinniges Werk dem spanischen «Quixote» an die Seite zu setzen". Diesem Urtheil stimmen wir bei. Mindestens von Jean Paul's komischen Romanen stehen „Die Flegeljahre" auch in stilistischer Hinsicht am höchsten.

Kühne besitzt eine große Feinfühligkeit in der Zeichnung jener „Dichterfrauen", welche auf große Poeten bestimmend eingewirkt und mehr oder minder als ideale Typen der Phantasie derselben vorgeschwebt haben. Er hat dies bereits in der Charakteristik der in Goethe's Leben einflußreichen Mädchen und Frauen bewiesen; auch in der Biographie Jean Paul's entwirft er von der Titanide Kalb und den drei Karolinen fein ausgeführte Porträts. Von der Begeisterung der Frauenwelt für Jean Paul berichtet Kühne die bekannten Anekdoten. Wie weit sind wir doch schon von jener Zeit entfernt, in welcher die Damen in Berlin und Dresden die Locken von Jean Paul's Pudel Ponto auf der Brust trugen! Heutzutage kümmern sich die Damen weder um die Pudel der Dichter, noch um diese selbst — und es ist vielleicht besser so!

Die Stellung, welche Gustav Kühne gegenüber der Romantik einnimmt, entspricht derjenigen, welche die neue Literaturgeschichte mit wenigen Ausnahmen in Bezug auf diese Richtung behauptet. Zu den Vergötterern der Ro-

mantiker gehören nur noch wenige im Märchendusel befangene Köpfe, einige tendenziöse Geschichtschreiber, welche die Welt und namentlich den Staat in die „mondbeglänzte Zaubernacht" zurückschrauben möchten, wo der beschränkte Unterthanenverstand alle Regierungsmaßregeln, mochten sie ihm auch wie Sternschnuppen auf die Nase fallen, als Ausstrahlungen himmlischer Weisheit bewunderte, und einige germanistische und romanische Fachgelehrten, welche mit Recht anerkennen, daß von der romantischen Schule die bedeutsamsten Anregungen für ihr wissenschaftliches Streben ausgingen. Die allgemeine Charakteristik, die Kühne am Anfang seines Artikels: „Ludwig Tieck und die Romantiker", von dieser Schule gibt, ist durchaus zutreffend. Von Tieck heißt es:

Man kann nicht sagen, daß Tieck als uralter Berliner, als der Sohn Spree-Athens, das Evangelium von der Ironie als der höchsten Staffel des Kunstbewußtseins ausschließlich erfunden habe; es war auch der Glaubenssatz der doctrinären Gebrüder Schlegel und fand noch andere schöpferische Missionare. Aber Tieck war der erste, der den Umschlag trunkener Begeisterung in Selbstbespöttelung dichterisch feierte. Damit entnervte er schon früh heimlich die glaubenstreue Innigkeit seiner mittelalterlichen Anschauungen und mischte in die harmlose Kindlichkeit der alten Sagen und Märchen gezierte Affectation, erkünstelte Formen und greisenhafte Ueberklugheit. Das Lächeln der Lippe erschien dann bei dem Rausch im trunkenen Augenpaar als Wahnsinn im Gemisch höchster Entzückung und tiefer Trauer und Schmerzen. Wo sein „Phantasus" in der Jugendblüte sich noch frei erhielt von den gichtischen Nachwehen durchschwärmter Träume, da hat er allerdings sein Bestes, Reinstes und Tiefstes gegeben. In den „Elfen" ist die Märchenkindlichkeit am ungetrübtesten, im „Runenberg" mit seiner geheimnißvoll lockenden Wahlverwandtschaft zwischen Geist und Natur, Menschenwelt und Geisterspuk, am tiefsten. Wo die Märchenknospe sich gewaltsam zur dramatischen Centifolie gestalten soll („Genoveva", „Fortunat", „Blaubart"), da wird die Breite flach und stumpf. Ein breitgetretenes Epigramm ist ein Nonsens und ein eigensinnig festgehaltener Witz (im „Gestiefelten Kater" und in der „Verkehrten Welt") wird zur gezwungenen Grimasse.

Der verwilderste Romantiker, Clemens Brentano, ist ebenfalls bezeichnend charakterisirt. Nur war die dichterische Gestaltungskraft dieses Autors wol noch schärfer zu betonen; er ist nach dieser Seite hin vielleicht der bedeutendste von allen. Auch nahm er größere Anläufe im Drama und Epos, und neben vielem Monströsen und Verzerrten sind in seiner „Gründung Prags" und in seinen „Romanzen vom Rosenkranz" Partien von echt dichterischem Zauber und einer, trotz der darüber schwebenden magischen Beleuchtung doch scharf herausgearbeiteten Gestaltung. Die Urtheile über Novalis, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, die Schlegel sind meistens aphoristisch; am längsten verweilt Kühne bei Tieck, dem bleibenden Centrum der deutschen Romantik, analysirt seine einzelnen Hauptwerke, auch die Novellen, und verwebt Biographisches und Persönliches mit Geschick in die literarische Charakteristik. Mit Recht nennt er „Genoveva" und „Octavian" formell die entschiedensten Abirrungen aufgelöster deutscher Romantik und meint, daß in der „Genoveva" Jakob Böhme und Hans Sachs eine unnatürliche Umarmung gefeiert haben. Ebenso treffend ist die Bemerkung, daß aus dem gesellschaftlichen Geplauder des dresdener Salons die Tieck'sche Novellistik erwachsen sei:

Der Anfang seiner Novellistik war wesentlich conversationell; wo das Thema tiefer griff, traten die rednerischen Figuren zu dialektischen Gegensätzen heraus, die lockere Theorie vom überraschenden Umschlag in der Wendung führte zu höchst bequemer Erledigung des Stofflichen, und die Muse saß dann oft als Ironie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln vornehm aber ohnmächtig im Sorgenstuhl. Kränkliche Stubenluft umwehte die Wiege dieser modernen Ammengeschichten, modern, weil sie im Aether blasirter Noblesse empfangen und geboren wurden, märchen- und sagenhaft aber, weil sie aller gesunden Kraft der Wirklichkeit und Wahrheit, oft aller Menschenmöglichkeit gegenübertraten, aller Frische des Volkslebens, allem Getriebe des Marktes, des bürgerlichen und staatlichen Verkehrs, allen drängenden Forderungen der Zeit Hohn sprachen.

Wir erfahren, daß unter Tieck's Novellen 7 phantastische, 24 sociale und 8 historische sich befinden:

Diese letzten sind durch die vielseitige Kenntniß der betreffenden Zeitalter hervorstechend, aber zugleich, weil sie an der geschichtlichen Wirklichkeit wie an der psychologischen Wahrheit förmlich scheitern, für die romantische Muse im übeln Sinne charakteristisch.

„Die fabrikmäßige Hast der bestellten Arbeiten", die der greise Dichter für Almanache lieferte, wird von Kühne mit Recht mehrfach betont.

Sehr liebevoll ist das Porträt „Heinrich von Kleist's" in dem dritten Kühne'schen Essay ausgemalt. Heinrich von Kleist's Dramen sind die einzigen der romantischen Schule, die sich auf der Bühne erhalten haben oder die vielmehr nach seinem Tode auf die Bühne gedrungen sind. Bei Lebzeiten war er vielleicht der obscurste von allen diesen Poeten. Neuerdings ist Kleist das enfant cheri der Literarhistoriker geworden — nüchterne Naturen wie Julian Schmidt und überschwengliche wie Albert Dulk begegnen sich in der warmen Anerkennung dieses Dichters, der für eins der ersten dramatischen Genies Deutschlands erklärt wird. Wir halten diese Manie der Bewunderung für eine vorübergehende Mode. Das Publikum theilt diese octroyirte Bewunderung der Kritiker durchaus nicht; sowol der „Prinz von Homburg" als das „Käthchen von Heilbronn" machen bei den Aufführungen meistens einen flauen Eindruck. Das letztere ist zwar beliebt als Steckenpferd für Darstellerinnen, doch die Naivetät eines Käthchen ist neben der eines Gretchen und Klärchen von anwidernder Süßlichkeit und der Schluß des Dramas ein feudalheraldisches Tableau mit jener Lösung der Verwickelung, wie sie die chinesischen Dramen lieben, indem der Sohn des Himmels oder einer seiner Mandarine den Knoten zerhaut. Im „Prinzen von Homburg" aber muß sich jedes gesunde Empfinden durch den Widerspruch zwischen dem Charakter des Stoffs und seiner Behandlung zurückgestoßen fühlen. Ein preußisches Militärdrama aus der nüchtern-kräftigen Zeit des Großen Kurfürsten und seiner volksthümlich derben Helden, und eine somnambul-träumerische Introduction und Schlußgruppirung — man sieht, dem Dichter fehlte aller gesunde Instinct, aller künstlerische Takt. Glücklicherweise fanden unsere philosophischen Aesthetiker eine Formel für das Drama, und nur derartige

Stücke werden von ihnen wie von den Mongolen ein Stück Fleiſch unter dem Sattel gar geritten. Man mag Kleiſt immerhin ein Genie nennen, doch dann war er ein mit einem Naturfehler behaftetes Genie, ein ſtotternder Shakſpeare, der mitten in ſeinen Offenbarungen und Ergüſſen ſtecken blieb.

Kühne's Charakteriſtik iſt keine Apotheoſe, wie wir ſie in jüngſter Zeit gewohnt ſind, wenngleich er Heinrich von Kleiſt „einen unſerer beſten Dichter" nennt. Kühne verfolgt den Lebens- und Entwickelungsgang des Poeten und gibt ein Charakterbild, für welches die poetiſchen Erzeugniſſe nicht einmal die Hauptfarben hergeben. Autobiographiſche Bekenntniſſe müſſen vor allem uns das Räthſel dieſes Lebens löſen. In der That decken ſich Dichtungen und Leben durchaus nicht bei Heinrich von Kleiſt. Aus ſeinen Aufzeichnungen und briefliſchen Mittheilungen blicken wir in eine Gedankenwelt, deren Kämpfe ſich gar nicht in ſeinen Dramen ſpiegeln. Nur die „Hermannſchlacht", die Kühne ein wunderbar mächtiges, tragiſch-ſatiriſches Gemälde nennt, zeigt uns ſeinen Patriotismus, aber trotz und vielleicht wegen der zahlreichen Beziehungen auf die Gegenwart in einer eigenthümlich verzwickten Form. Wenn ſich das Zeitalter mit „tödtender Gleichgültigkeit" gegen dieſe Dichtung verhielt, ſo war das weniger die Schuld der Zeit als die des Gedichts; denn alles Erwärmende und Begeiſternde tritt darin zurück gegen die ſatiriſche Freskenmalerei. Der Held der Nation als ſchlauer Diplomat geſchildert — es war ein ſeltſamer Widerſpruch gegen die Tradition deutſcher Biederkeit, welche in den Wäldern der Urväter gehauſt haben ſollte. Die innerlich wühlende Flamme eines verbiſſenen Grolls ließ nach außen nur poetiſchen Dampf und Qualm hervorbrechen. Reiner flammte die Opferglut der Begeiſterung in den patriotiſchen Gedichten, die vielleicht das Vollendetſte ſind, was wir von Kleiſt beſitzen. Kühne beginnt ſeine Charakteriſtik des Dichters mit folgenden Worten:

An Jean Paul und Ludwig Tieck drängt ſich uns unter den Romantikern noch dieſe beſondere, ebenſo mächtige wie düſtere Geſtalt. Er war wie jener gleich ſtark Patriot, wie dieſer in ſeinen höchſten Empfindungen gleich ſomnambul. Nur daß er ſich nicht wie Jean Paul mit Tröſtungen und Idealen friſten und hinhalten konnte, an ſeinem Schmerz über das geſunkene Vaterland hinſiechte, nicht wie die Romantiker nur ein Farbenſpiel magiſcher Träume heraufbeſchwor, nicht mit Ironie den irren Wahn der Phantaſie beſchwichtigte. Ihm fehlte alles Genüge, das die Selbſtgefälligkeit gibt; er konnte nicht buhlen mit der Armſeligkeit, nicht lächeln mit der Einfalt; er ging an beiden zu Grunde. In ihm hat ſich die romantiſche deutſche Traumſucht in plaſtiſchen Formen gleichſam verfeſtet und verhärtet. Seine beſte Jünglingsgeſtalt, der Prinz von Homburg, iſt ein Nachtwandler, und ſein vollendetſter Männercharakter, Kohlhaas, hat eine Römerkraft, die wir groß nennen würden, ſtützte ſich die Energie ihres ſich in ſich ſelbſt verſteinernden Weſens nicht auf eine faſt märchenhafte Grille von Recht, die einer einzelnen Unbill wegen einen Appell gegen das Schickſal erhebt und an Gott und Weltordnung verzweifelt. Sein patriotiſcher Schmerz ging ihm ſehr tief ins Blut, ob er ſchon nicht der Cato war, der ſich nur um des Vaterlandes willen ins Schwert ſtürzt. Die Romantik ward in ihm zur vollendeten Thatſache, da ihn mit Entſetzen die Einſicht in ihre Täuſchungen beſchlich, das Zeitalter ſtumpf und unempfindlich blieb gegen die höchſten Gebilde ſeiner Gedanken und Gefühle. Der Wahnſinn ſtand ganz nüchtern in ihm feſt, die Verzweiflung hatte an ihm bereits ihr Werk vollendet, als der Zufall ihm das oft beſchworene und beſiegte Gelüſt zum Selbſtmord erneuerte, wie ein ganz gelegentlicher Windſtoß die reife und die angenagte Frucht vom Zweige löſt. Was ihn am tiefſten geſtürzt, was ihn eigentlich getödtet, kann kaum noch in Frage treten. Mit ſeinem Glauben am Heil des Ganzen war er ſchon in ſich zuſammengeſunken, ſein perſönliches Unheil hatte ihn ſchon fertig geknickt, als ihm ein Weib die Waffe in die Hand drückte, um ſie und ſich zu tödten. Der Wahnſinn, mit welchem die Romantiker wie mit einer hohen Entzückung getändelt, war in ihm zum Charakter geworden, zu einem Charakter voll Römerkraft, die ganz gelegentlich, aber ſicher an den Folgerungen ihres Weſens zu Grunde ging.

Kühne macht indeß ſelbſt hinter die Römerkraft und Römerthat Heinrich von Kleiſt's ſpäter ſeine Fragezeichen. Er meint, daß ſich äußere Noth, wirklicher bitterer Mangel zu der innern Unfähigkeit geſellt habe, all die Niederlagen ſeiner höchſten Empfindungen zu überleben, und daß auch des Dichters Natur viel Stoff gebe, einen in ſich fertigen Proceß der Selbſtzerſtörung zu verfolgen. Wir möchten auf das letztere das Hauptgewicht legen. Kleiſt's Talent glich einer Glocke, die von Haus aus einen Riß hatte und deshalb keine reinen, vollen Klänge von ſich geben konnte. Daß aber die Nation dieſen Dichter verkümmern oder vielmehr verhungern ließ, iſt eine Sündenſchuld mehr, die ſie damals gewiß, gegenüber einem ſo erfolgloſen Poeten, auf die leichte Schulter genommen hätte. In Wahrheit ſcheint die Noth das Hauptmotiv zu dem Selbſtmord geweſen zu ſein, der in einer ſehr unrömiſchen, man möchte ſagen blaſirt-muthwilligen Stimmung vollzogen wurde.

In ſchwunghafter Weiſe wird Fichte von Kühne verherrlicht, ſeine Lehre vom Ich, vom Segen der Autonomie des Menſchen, deren metaphyſiſche Einſeitigkeiten durch Hegel ergänzt wurden, nach ihrem weſentlichen Gehalt, in allen ihren Beziehungen zu den Vorgängern und Nachfolgern einleuchtend auseinandergeſetzt, ebenſo der Gegenſatz ſeiner politiſchen Anſchauungen gegen das weltherrſchende Princip des Cäſarismus. In politiſcher Hinſicht kämpfte Fichte auf preußiſchem Boden für ein Reich deutſcher Nation, für welches ihm Preußen Mittel zum Zweck war. Kühne betont häufig den Gegenſatz zwiſchen Großpreußenthum und Deutſchthum, der in der gegenwärtigen politiſchen Lage wieder eine wichtige Rolle ſpielt. Man vergißt dabei, daß dieſer Gegenſatz im Fortgang geſchichtlicher Entwickelung ſich nothwendig abſtumpfen muß, indem er nur für eine Zeit kämpfender Tendenzen ſeine Berechtigung hat. Es handelt ſich ja hier nicht um einen Gegenſatz der Nationalitäten, nicht einmal um den ſpecifiſcher Stammeseigenthümlichkeiten — denn Preußen vereinigt die verſchiedenſten Stämme —, ſondern nur um die Formen eines ausgebildeten Staatsweſens, die ein gewiſſes ſpecifiſches Gepräge tragen und in ihrer Knappheit und Schroffheit anfangs unwillkommen ſind; doch gerade hierin liegt ihre energiſche Kraft für eine ſtaatliche Reorganiſation. Das Deutſchthum können ſie nicht verkümmern, das wurzelt feſt im geiſtigen Boden, unverwüſtlich,

ein einigendes Band in der Zersplitterung des Reichs, der innerste Kern einer staatlichen Einheit.

Fichte's Persönlichkeit selbst wird von Kühne mit folgenden Worten charakterisirt:

Unbeugsam, trotzig, schroff: so mußte er sein, der große Vorkämpfer jener Freiheitskriege, die erst wieder ein Deutschland möglich machten, obschon Fürsten und Diplomaten zwischen der Möglichkeit und der Erfüllung der Wirklichkeit die große Kluft offen ließen. Auch Blücher, der Mecklenburger, fluchte, daß die Feder immer wieder verdarb, was der Degen gut gemacht. Der deutsche Bauerntrotz, in Fichte's Schulter- und Schädelbau deutlich ausgesprochen, mußte diesem Freidenker innewohnen, wenn er der sein sollte, der seinem Volke ein neues Herz in den Busen setzte. Und dies neue Herz war eigentlich nur das alte Herz deutscher Ehrlichkeit und Ehre; aber der Muth eines Luther, ja die Verwegenheit eines Bauernführers Thomas Münzer gehörte dazu, den Zeitgenossen die Scham auf die Wange zu treiben im Anblick dessen, was deutsch sein sollte und was aus Deutschland geworden. Und wenn er vom Frankenkaiser als einer Ausgeburt des Egoismus ein Bild entwarf, das er dem Urbilde gleichsam ins Antlitz warf, sodaß man beides schier verwechseln konnte, so mußte er vom imperatorischen Dictator fast selber etwas in seiner Natur haben, wie ja sogar sein Aeußeres in der untersetzten, kurzhalsig felsenfesten Muskulatur bis zur Gewaltsamkeit der energischen Kinnlade als etwas Napoleonisches gedeutet wurde.

Mit gleicher Pietät ist das Bild Schleiermacher's entworfen, dessen Persönlichkeit für die Essayisten und Literarhistoriker einen eigenthümlich anziehenden Zauber besitzt. Kühne hat, wie er selbst mittheilt, in den Zeiten seiner akademischen Jugend zu Schleiermacher's Füßen gesessen. In der That haben auch Schleiermacher und Hegel, seine beiden berliner Lehrer, eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt und seine Schriften mit jener seinen Dialektik befruchtet, welche sie auszeichnet. Die Schutzrede, welche Kühne seinem Lehrer gegenüber den Angriffen von David Strauß hält, zeugt zwar von dieser dialektischen Gewandtheit, macht aber von derselben hier und dort einen allzu ausgedehnten Gebrauch. So wenn er meint: „Strauß versteift und verkneift sich auf den Gegensatz dessen, was man Wunder, und dessen, was man ein natürliches Ereigniß nennt. Als ob beides nicht in den Dingen, die uns noch heute begegnen, zusammengriffe! Als ob, was wir in seinem Causalnexus erkannt, nicht auch noch in seinen Urkeimen etwas Unmeßbares, mithin Wunderbares sein könne" u. s. w. Wir glauben, daß diese über den Gegensatz hinwegwischende Dialektik gegen den schlichten Begriff des Wunders, wie ihn Strauß im Einklang mit der allgemeinen Geltung desselben festhält, vergebens ankämpft. Kühne tritt allzu sehr als schwunghafter Advocat für Schleiermacher in die Schranken mit einer von der Pietät dictirten Beredsamkeit. Dabei entgeht ihm die Halbheit des Schleiermacher'schen Standpunktes durchaus nicht. „Er sah sich immer mehr dazu hingedrängt", gibt er selbst zu, „das Christenthum in der Schwebe zwischen Unglauben und Aberglauben zu halten"; er spricht von der „kunstfertigen Nothbrücke", die Schleiermacher über die Kluft zwischen Gläubigen und Denkenden gebaut. Das sind doch im wesentlichen die Vorwürfe, die ihm Strauß und im Anschluß an diesen Kritiker neuerdings Gervinus macht. Die scharfe Opposition gegen Strauß bei aller Anerkennung seines „in Einzelheiten unwiderleglichen, unbarmherzigen Scharfsinns" will uns daher nicht behagen. Er sagt an einer Stelle:

Die Visionen des Apostels Paulus auf epileptische Zufälle zu reduciren, ist wol die erbärmlichste der Auffassungen, zu denen die nüchterne Kritik in Profanirung hoher Geistesstimmungen führt. Ich zweifle, daß der frivol gescholtene Franzose Renan, der jetzt das Leben des Apostel Paulus schreibt, so profan wie Strauß sein wird.

Renan ist indeß allerdings so profan wie Strauß gewesen und hat die körperlichen Zufälle des Apostels Paulus in seinem neuesten Werke „Die Apostel" keineswegs ignorirt, wenn er gleich seine Darstellung mit einem orientalischen Colorit ausschmückt, welches über die physiologische Motivirung einen gewissen poetischen Zauber breitet.

Von dem Redner Schleiermacher entwirft Kühne, in warmer Erinnerung der selbstempfangenen Eindrücke, das folgende glanz- und farbenreiche Bild:

Der Zauber seines Wortes war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum; der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prüfenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ichs vertrauend, selbst wo in der Predigt des Meisters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs blos eine Weisheit sokratischer Doctrin. Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner oft nur klügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn sie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rausch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. Seine Kampflust, sein Hang zum Negiren wollte nur den Proceß herbeiführen, den er dem Gegenstande gegenüber begann, um den Standpunkt zu erobern, ihn nach seiner Weise zu fassen. Weiland Lessing's Kunst der Untersuchung bestand darin, Knoten zu knüpfen, um sie dann zu lösen. Schleiermacher kräuselte vielleicht oft ohne Noth Wolken zusammen, um sie dann durch den Morgenwind seiner Rede und die Sonne seines Lichts zu verscheuchen. Niemals konnte er, nach seinem eigenen Geständniß, plötzlich hingerissen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zersetzen und oft mit einer zähen Analyse alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um sich allmählich in den Inhalt der Sache zu stellen. Nie war er trunken vom fertig und ein für allemal überlieferten Heil, die betäubenden Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erwecken; vielmehr zeigte er, wie ein jeder den Versöhnungsact Christi erst an sich selber zu vollziehen habe, sonst sei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd schnell erlischt, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offenen Kampf aufrufend, auch den zweifelnden Verstand zu Worte kommen ließ, bis sich derselbe in seinen eigenen Fallstricken fing, war eine Umwälzung des ganzen innern Menschen Zweck, Ziel und Triumph seiner kunstgewandten Rede.

Ueber das Porträt von Moritz Arndt können wir kürzer hinweggehen. Schleiermacher's Bild schimmert in den

vielseitigsten Reflexen, das von Arndt verträgt nur eine Beleuchtung. Es ist Kühne's Verdienst, nicht nach Absonderlichem und Neuem gesucht, sondern das Bekannte und Richtige in geschmackvoller Form reproducirt zu haben.

Die letzte oraison funèbre Kühne's gilt „Ludwig Uhland", dem letzten der alten Romantiker. Wir haben größere, reichere, mächtigere Dichter gehabt, keinen edlern, reinern. Kühne rühmt die klare, krystallhelle Form, die durchsichtige Faßbarkeit des Inhalts:

Die Gewalt der Unmittelbarkeit und ungesuchten Frische bei strenger Selbstbeherrschung und Herrschaft der Grazien kennzeichnet seine Poesie in Form und Inhalt und hält sie fern von aller Verschwommenheit, aller Schwelgerei, allem Uebermuth, der sich verpufft, allem Luxus, der sich vergeudet; an keuscher Zartheit reiner, gesund einfacher Gesinnung und Stimmung sucht Uhland's Muse ihresgleichen. Er vergrub sich nicht in unser Mittelalter, um Schatten und Schemen, die blos locken und schrecken, heraufzubeschwören. Aus den deutschen und nordischen Heldenliedern entnahm er sich den Stil seines einfach drastischen Balladentons; die höfische Geziertheit und Mystik der mittelalterlichen Rittergedichte blieb ihm fern. Und auch später, als seine Leier verstummte, als er sich ganz der Forschung in den Dichtungsstoffen unsers Mittelalters hingab, blieb ihm, vom Geist unserer Volkslieder und Sagen beseelt, nichts ferner als die krankhafte Gereiztheit und musikalische Zerflossenheit der romantischen Schule. Mit der Hinneigung zu altdeutschem Sang und Sage bezweckte und erstrebte er die Rückkehr verlorengegangener Treue, Einfalt, Kraft, nicht die Anbetung mittelalterlicher Traumseligkeiten.

Den Uhland'schen Dramen spricht Kühne die dramatische Structur ab:

Und doch ist ein Volk und ein Theater zu bedauern, dem Kraft und Anmuth dieser Gestalten, Hoheit und Adel dieser Gesinnungen, die unverfälschte Reinheit und plastische Vollendung dieser Grazie keinen Reiz mehr bieten. Den krankhaft romantischen gleichzeitigen Schicksalsdramen Zacharias Werner's, Müllner's und Houwaldt's gegenüber sind die Dramen Uhland's wahre Edelsteine. Die Hetärenwirthschaft der Musen an unsern großen Hofbühnen hat dem Dichter Uhland keinen Anlaß geben können, das deutsche Drama auf Grund und Boden unserer Historie weiter, glücklicher und erfolgreicher anzubauen.

Wir glauben, nicht die Hoftheaterwirthschaft, sondern der Mangel an dramatischem Talent hat Uhland von weitern Versuchen auf diesem Gebiete abgehalten. Mit der Gesinnung allein und edler, graziöser Form schafft man keine Dramen. Nicht blos die Architektonik, die Kenntniß der Oekonomie, die Gabe zu spannen und zu steigern fehlte dem Dichter — noch mehr die Macht des Negativen, die Glut der Leidenschaft, die Schärfe der Charakteristik, die Herrschaft über die dämonischen Regionen des Geistes und die Nachtgebiete der Seele: Eigenschaften, ohne die es keinen bedeutenden Dramatiker geben kann. Uhland war ein durch seine lyrische Thaufrische, edle, schlichte Empfindung und krystallklaren Ausdruck anmuthender, aber im ganzen doch ein schönseliger und wenig geistreicher Poet. Sein Porträt vervollständigt Kühne durch folgende Züge, die zum Theil unser Urtheil bestätigen:

Seine Gestalt war klein und unscheinbar; Chamisso schalt ihn „dickrindig". Er war allezeit ernst, spröde, unbeugsam. Sein Feuer brannte unterirdisch. Was man Kälte bei ihm nannte, war nur eine Kruste, welche die innere Wärme schirmt. Seine Sprödigkeit war der Argwohn gegen so häufige Verunreinigung edler, unantastbarer Güter, seine Unbeugsamkeit und sein Trotz blos die Treue gegen anerkannte, heilige Rechte. Er war bescheiden, weil er das prunkende Heraustreten des Ichs am Menschen und am Dichter verschmähte. Byron's Titanomachien und Himmelstürmereien waren ihm fremd; um so süßer die traulichen Abendschatten eines tiefen Friedens, der Gott fühlt, auch wo ihn die lärmenden Menschen vermissen. Selbst als Lyriker hält er gern sein Ich zurück und läßt statt seiner den Dichter, den Hirten, den Jäger, den Wanderer singen und sagen. Es ist nur selten Oden- oder Hymnenschwung in ihm, aber immerwährender Lerchengesang zur Morgen- und Nachtigallenklang zur Abendfeier. Seine Liebeslieder sind Alpenrosen, seine Lieder von der Minne alter Zeit Vergißmeinnicht und Veilchen im Schatten riesiger deutscher Eichen. Nicht die Nebel der Vergangenheiten unsers Mittelalters besang er, nicht der Karfunkel dunkler Schlünde lockte ihn abseits von der Sonne des Bewußtseins, nicht Kobolde und Gespensterfurcht führten ihn irre, Sumpf und Irrlicht reizten ihn nicht, er war als Dichter und als Mensch zu keusch und rein, um mit Dämonen zu buhlen.

Mit diesem vierten Band sind Kühne's „Deutsche Charaktere" abgeschlossen: durch Gediegenheit des Inhalts und Adel der Form hervorstechende Beiträge zur Geschichte unserer vorclassischen, classischen und romantischen Literaturepoche. Wir bedauern, daß Kühne in einem fünften Bande nicht die modernen deutschen Charaktere folgen läßt, zu deren Darstellung seine langjährige journalistische Thätigkeit ihm die reichsten Vorarbeiten geliefert hat. Mag den hervorragenden Kräften der Gegenwart gegenüber der Standpunkt der oraison funèbre auch nicht angemessen sein, sondern eine schärfere kritische Beleuchtung an die Stelle derselben treten müssen — auch das jüngste Zeitalter hat geistige Persönlichkeiten aufzuweisen, die eine eingehende Charakteristik verdienen und dieser Epoche ein ganz bestimmtes geistiges Gepräge aufdrücken.

2. Studien von Johannes Scherr. Dritter Band. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Johannes Scherr ist ein Essayist, dem die feine Dialektik Gustav Kühne's fern liegt. Seine Darstellungsweise ist frisch und resolut und hat etwas Grobkörniges; er rückt seinen Gegenständen energisch auf den Leib und weiß sie in scharf markirten Umrissen hervorzuheben. Auch ihm fehlt es nicht an Wärme, an Begeisterung; doch ist sie mehr kosmopolitischer als patriotischer Natur. Humanität, Geistes- und Volksfreiheit sind seine Losungen; doch er opfert diesen Mächten nicht mit priesterlicher Selbstgenügsamkeit; er haut mit tüchtigen Keulenschlägen auf ihre Gegner los und bewährt sich durchweg als einen Vertreter der ecclesia militans. Die rücksichtslos zufahrende Derbheit des Stils wird etwas gesänftigt durch allerlei humoristische Arabesken, mit denen er seine Darstellung umrändert und durchwirkt. Bisweilen ist dieselbe von einer unruhigen Lebendigkeit und erhellt ihre Tableaux mit einer hin- und herflackernden Beleuchtung. Dann erinnert er in seinen Schilderungen an Thomas Carlyle. Dies gilt namentlich von dem letzten Essay des vorliegenden Bandes: „Eine weltgeschichtliche Stunde", in welchem die Sitzung der Deputirtenkammer im Palais Bourbon am 24. Februar 1848 und das Auftreten der Herzogin von

Orleans in derſelben mit ſatten, kräftigen Pinſelſtrichen gemalt wird. Bild auf Bild rollt ſich in raſcher, revolutionär vibrirender Folge vor unſern Blicken ab: die mitwirkenden Perſönlichkeiten werden dabei ſcharf ſilhouettirt, und oft von ſarkaſtiſch-ſatiriſchen Lichtern beleuchtet. Mitten in die Erzählung hinein flattern die Extrablätter und Extrablättchen, auf denen der Autor einige Extracte geſchichtsphiloſophiſcher Weisheit ſich aufnotirt oder ſeinen in dicke Farben eingetauchten Pinſel verſucht hat. Und wie Carlyle gegen ſeinen Dryasduſt, polemiſirt Scherr gegen die verſchiedenartigſten Heiligen, gegen die Hauptcharlatane des Parlamentarismus und alle Vertreter von Richtungen, die ſeinem Radicalismus zuwider ſind. Als Probe eines ſolchen Extrablattes theilen wir die folgende Stelle mit, die wol niemand in der Schilderung einer Scene aus der Februarrevolution ſuchen würde:

Alſo immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort iſt vielmehr umzukehren; denn es iſt ja nur ewig derſelbe alte, tauſendmal um- und wiedergegorene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menſchliche Culturarbeit ſich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menſchheit, iſt und bleibt ewig derſelbe, ſofern nicht — was ſehr unwahrſcheinlich — die Organiſation des menſchlichen Gehirns eines ſchönen Tags eine andere wird. Schon der älteſte Buddhiſt hätte, ſo die Druckerkunſt erfunden geweſen wäre, ſicherlich Bücher drucken laſſen, wie ſie zu unſerer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmanismus, Moſaismus, Hellenismus, Chriſtenthum, Islam, Päpſtelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Ariſtokratie, Demokratie, Socialismus, Antik, Romantiſch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die ſich ablöſen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende, jetzt ſo geformt, jetzt anders; jetzt roth, blau, grün, gelb u. ſ. w. angeſtrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuſchneiderung des Schlauchs nennen die Leute ein neues Weltalter, einen friſchen Anſtrich eine neue Aera. Der Inhalt aber iſt und bleibt der alte und — das halb ſchreckliche, halb lächerliche Räthſel „Menſch“ ſtets ungelöſt. Macht es einen Unterſchied, wenn der indiſche Jogi zur Löſung dieſes tragikomiſchen Räthſels dadurch zu gelangen glaubt, daß er, die meditirende Gans nachahmend, ein Jahr lang und darüber auf Einem Beine ſteht, oder wenn einer unſerer ordentlichſten oder außerordentlichſten Katheder-philoſophen in der nämlichen Abſicht zum Staunen ſeiner Zuhörer ſich auf den abſtrusen Kopf ſtellt und mit den abſtracten Beinen in der blauen Luft der Syllogismen und Kategorien aprioriſtiſch herumconſtruirt? Daß zwei Pfaffen einander begegnen können, ohne einander ins Geſicht zu *lachen*, iſt bekanntlich ſchon den Alten verwunderſam vorgekommen; wir Menſchen der Neuzeit dürften es billig wunderlich finden, daß zwei Philoſophen ſich begegnen können, ohne einander anzuweinen. . . .

Als eine directe Nachſtudie Carlyle's kann das Porträt von „Cromwell“ betrachtet werden, das uns Scherr vorführt. Dieſe Charakteriſtik iſt markig und am wenigſten durch abſchweifende Excurſe unterbrochen. Die vom Pöbel ermordete Freidenkerin Hypatia erhält einen kleinen biographiſchen Denkſtein. „Das Räthſel des Tempels“, der fragwürdige Prätendent Ludwig XVII. wird ebenſo illuſtrirt, wie das bereits von Immermann und Eliſe Schmidt behandelte ruſſiſche Nationaltrauerſpiel, welches den Conflict zwiſchen dem Zaren Peter und ſeinem Sohn zum Inhalt hat. „Die Hexe von Glarus“ iſt ein grauenerregendes Excerpt aus den Annalen des Aberglaubens. Zu den anſprechendſten Skizzen gehört die Beſchreibung von „Voltaire's Krönung“. Die Verdienſte Voltaire's um echte Humanität und den wahren Fortſchritt der Menſchheit werden zu oft gering geachtet; es iſt erfreulich, dieſelben mit vieler Wärme hervorgehoben zu ſehen:

Menſchen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire geleſen haben, unwiſſende Nachbeter gedankenloſer Vorbeter, nahmen und nehmen es ſich im „gründlichen“ Deutſchland heraus, über die koloſſale civiliſatoriſche Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phraſe, ſeine Thätigkeit ſei im beſten Falle eine blos negative geweſen. Ja wohl, er hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenſchlichkeit zu verneinen, und mit raſtloſer Thatkraft und Pflichttreue hat er dieſe Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittels aller Gattungen und Formen der Poeſie und Proſa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt; und dieſe tapfere Kriegführung des geſunden Menſchenverſtandes und des geſunden Menſchengefühls, dieſe glorreiche Negation wäre nicht zugleich ein poſitives Schaffen geweſen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtſchaft! Ein lachender Orkan ſauſt und brauſt er durch die Thäler, ſpottet im Nu Schnee und Eis hinweg, und wenige Tage darauf frühlingt es im ſchönen Alpenland. Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöſe Unduldſamkeit und den pfäffiſchen Fanatismus, die barbariſch-grauſame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenſchaft und andere dergleichen „organiſch gewachſene“ Inſtitute der „guten alten frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, ſo waren dieſe Verneinungen ruhmvolle poſitive Culturthaten, ſehr poſitive! Und der Mann, welcher ſich ſo energiſch und zwar, wohlverſtanden, zu einer Zeit, wo es noch Baſtillen und „cages de fer“ für oppoſitionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen ſo ſtandhaft geführt hat, ſollte ganz ohne Liebe und Enthuſiasmus, ſollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“ geweſen ſein? So hat ihn ſelbſt noch Hettner genannt, welcher doch die beſte und im ganzen gerechteſte Charakteriſtik Voltaire's lieferte, die exiſtirt. Aber eine ſo ausdauernde Thätigkeit, wie die Voltaire'ſche war, iſt ohne Liebe und Enthuſiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit iſt lange nicht mächtig genug, zu ſolchen Anſtrengungen zu treiben, und wir dürfen und müſſen daher annehmen, daß von jener Centralſonne der moraliſchen Welt, genannt Idealglaube oder Begeiſterung, doch ein ſtarker Strahl in die Seele des ſouveränen Witzblitzeſchleuderers gefallen ſei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich die Dummheit der Menſchen ſo nachdruckſam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmählichen Minderung dieſer Dummheitsmaſſe zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart ſo ausdauernd bekämpfen, ohne eine menſchlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Scherr's „Studien“ ſind weder maßvoll noch geſchmackvoll in ihrer Haltung; doch ſie haben Friſche und Energie, und ihre polternde Derbheit iſt nicht unwillkommen gegenüber der Flauheit oder gedrechſelten Zierlichkeit, welche in einer nicht geringen Zahl der hiſtoriſchen Werke und Eſſays vorherrſcht. **Rudolf Gottſchall.**

Neithardt von Gneiſenau.

Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Neithardt von Gneiſenau von G. H. Pertz. Zweiter Band. 1810—13. Mit einem Steindruck. Berlin, G. Reimer. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der zweite Band der großen Pertz'ſchen Biographie Gneiſenau's iſt dem erſten, deſſen in Nr. 20 d. Bl. f. 1865 genauer gedacht worden iſt, mit erfreulicher Schnelligkeit gefolgt, und die Materialien, aus denen eine immer tiefere Kenntniß geſchöpft werden kann für die ſo hart aneinandergrenzenden Perioden der tiefſten Demüthigung und des großartigſten Aufſchwungs des preußiſchen Staats haben damit eine werthvolle Bereicherung erfahren. Wir ſagen abſichtlich die Materialien; denn nach der ganzen Anlage des Pertz'ſchen Werks bietet uns daſſelbe ſehr viel weniger eine zuſammenhängende Darſtellung von dem Leben des raſtlos thätigen Mannes, der in ſeinem kühnen, reichen Geiſte immer neue Hülfsmittel zur Verfolgung des großen Ziels fand, das er ſich geſteckt und deſſen endliche Erreichung er ſich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte, zur Abſchüttelung des auf Deutſchland laſtenden Jochs ſchmachvoller Fremdherrſchaft, als vielmehr eine ſehr ſorgfältige Zuſammenſtellung der Actenſtücke, Berichte, amtlichen und privaten Briefe, welche von dieſen edeln patriotiſchen Beſtrebungen Zeugniß geben und die uns einen Einblick gewähren in das innere und äußere Leben eines der edelſten Männer ſeiner Zeit, der ſein ganzes glänzendes Genie der Befreiung ſeines Vaterlandes widmete.

Auch in dieſem zweiten Bande iſt Pertz nicht eigentlich Biograph, und ſchildert nicht die Schickſale ſeines Helden in ihrer tiefinnerlichen und unlösbaren Verflechtung mit den großen Weltereigniſſen, ſondern er beſchränkt ſich darauf, nur die allerknappſten und nothdürftigſten Notizen zu geben, welche zum Verſtändniß der mitgetheilten Actenſtücke unentbehrlich ſind und einen ziemlich äußerlichen Zuſammenhang zwiſchen denſelben herſtellen. Es wird uns nicht ein mit künſtleriſcher Hand einheitlich angelegtes und im einzelnen ſorgfältig durchgeführtes Gemälde vom Leben Gneiſenau's geboten, ſondern man möchte das Buch von Pertz eher der Palette des Malers vergleichen, auf der alle die zu einem großartigen, farben- und figurenreichen Gemälde nöthigen Farben in reichſter Auswahl vorhanden ſind, von der bis zum Gemälde aber noch ein weiter Schritt zu thun iſt. Der eigenthümliche Contraſt, welchen die knappe, kalte und, wie es ſcheint, faſt abſichtlich einen friſchern Schwung vermeidende Darſtellung von Pertz zu den von ihm mitgetheilten Gneiſenau'ſchen Aufzeichnungen bildet, aus deren jeder der kühne, begeiſterte und begeiſternde Sinn des genialen Feldherrn und feurigen Patrioten ſpricht, fällt in dem vorliegenden neuen Bande faſt noch mehr und noch ſtörender auf als in dem erſten; denn während der Geiſt Gneiſenau's von dem Augenblick an, wo die Ausſicht auf einen entſcheidenden Kampf gegen den Unterdrücker als eine gegründete erſcheint, einen immer kühnern, zuverſichtlichern und ſiegsgewiſſern Flug nimmt, bleibt der Ton ſeines Biographen ſtets derſelbe, gleichmäßig nüchterne und kalte. Auch zur Skizzirung des allgemeinen hiſtoriſchen Hintergrundes, der gerade in den hier behandelten Jahren ein ſo bewegter und großartiger iſt, wird kaum ein oder der andere Zug gegeben; ſtatt deſſen finden wir nur ganz kurze Hinweiſungen und wieder ganz detaillirte Angaben über zum Theil nebenſächliche Dinge, welche einzelne der mitgetheilten Actenſtücke erläutern und den Punkt bezeichnen ſollen, auf den ihr Inhalt ſich zunächſt bezieht. So können wir denn in dem neuen Werke von Pertz nicht eigentlich eine Biographie Gneiſenau's ſehen, ſondern nur etwa ein „Urkundenbuch" zu einer ſolchen. Der Werth deſſelben in Rückſicht auf den Gegenſtand ſelbſt wird dadurch kein geringerer, er wird nur inſofern beeinträchtigt, als der Leſerkreis eines in dieſer Form gehaltenen Buchs immer nur ein beſchränkter ſein kann. Aber eben dies iſt zu bedauern, weil, wenn es ſich um biographiſche Darſtellungen aus der glorreichſten Zeit unſerer neuern Geſchichte handelt, kaum ein ſo dankbarer Stoff gefunden werden kann als gerade das Leben Gneiſenau's; in ihm haben, möchte man ſagen, die ſämmtlichen edeln Beſtrebungen, welche jene Zeit erfüllten, Fleiſch und Blut gewonnen und ſich gleichſam verkörpert. In der Raſtloſigkeit ſeines Strebens nach Wiedererringung der Freiheit, in der Opferfreudigkeit, mit welcher er jedes perſönliche Intereſſe der großen Sache nachſetzt, in dem kühnen Freimuth, der nach oben wie nach unten gleich offen auftritt und jedem mit ſicherer Hand die Maske vom Geſicht reißt, Zaghaftigkeit und innere Unwahrheit bei hoch und niedrig mit ſcharfen Worten geiſelt, in der freudigen Hingabe an die große Sache, der er ſich geweiht und der er dienen will, gleichviel in welcher Stellung, wenn er an ihr eben nur mitſchaffen und arbeiten kann, in der edeln Begeiſterung für nationale Unabhängigkeit — in allem dieſen iſt Gneiſenau gleichſam typiſch für die ganze Zeit; in einer Hinſicht aber ganz beſonders überragt er alle, die in ihr ſtanden, namentlich diejenigen, in deren Hände die oberſte Leitung der Schickſale des um ſeine Freiheit kämpfenden Europa gelegt war, nämlich in der klaren und ſichern Erkenntniß deſſen, was zunächſt nöthig war, in dem Auffinden der Mittel und Wege, welche am ſchnellſten und ſicherſten zu dem angeſtrebten Ziele hätten führen können. Gerade von dieſem Geſichtspunkte aus geben die Aufzeichnungen Gneiſenau's den Maßſtab an die Hand zu einer ſtrengen Kritik derjenigen, die nicht auf den ſo klar gezeigten geraden und kürzeſten Wegen dem Ziele zuſtrebten, ſondern aus Verblendung und Unkenntniß, oft aus kleinlichem Eigenſinn und ſelbſtſüchtigen Motiven verluſtreiche Neben- und Umwege einſchlugen.

Mit Gneiſenau's Rückkehr aus England, wo er vergeblich die Thätigkeit der Staatsmänner anzufeuern, dieſelben zu einer Landung an der Nordſeeküſte und zur Inſurgirung Norddeutſchlands zu beſtimmen verſucht hatte, enden ſeine Lehr- und Wanderjahre; die Zeit der Noth und Sorge um die Lage des Vaterlandes ſowol wie um ſeine eigene und der Seinen Exiſtenz ſollte damit erſt recht beginnen; die erſten der nun folgenden Meiſterjahre

ſind anſtrengungsvoll und mühſelig. Die faſt vernichtende Wucht des öffentlichen Unglücks laſtet neben den Sorgen, welche ihm ſeine privaten Verhältniſſe verurſachten, auf Gneiſenau's Herz und Kopf und drohte ſelbſt ihn der ſo friſchen Spannkraft, die er ſich bis dahin bewahrt hatte, zu zeiten zu berauben. Nach mehr als einjähriger Abweſenheit kehrte Gneiſenau im Auguſt 1810 nach ſeinem Gute Kauffungen und in die Arme ſeiner Frau und ſeiner Kinder zurück. Es war aber nicht ſein Plan, ſich nun in ſtiller Zurückgezogenheit dem Landbau zu widmen; im Gegentheil ſollte ſein Aufenthalt in Kauffungen nur dazu dienen, ſeine häuslichen und Vermögensverhältniſſe in einer ſolchen Weiſe dauernd zu ordnen, daß die Exiſtenz ſeiner Familie ſichergeſtellt wäre; er ſelbſt wollte ſich dann erſt recht dem Befreiungswerke widmen, frei von perſönlichen und Familienrückſichten alle Kräfte dieſer einen großen Aufgabe weihen. So wenig ermuthigend ſeine letzten in England gemachten Erfahrungen waren, ſeine Kraft war doch noch nicht gebrochen, noch ließ er die Hoffnung nicht ganz ſinken, brannte vielmehr vor Begierde, möglichſt bald, am liebſten mit dem Schwerte in der Hand, den Kampf gegen die Tyrannei wieder aufnehmen zu können. Daher war es ihm doppelt kränkend, daß ſich ihm bei der nothwendigen Ordnung ſeiner Vermögensverhältniſſe und bei der Sorge für die Zukunft ſeiner Familie unerwartete Hinderniſſe in den Weg ſtellten und einen baldigen Abſchluß derſelben in weitere Zeit hinausſchoben, endlich ganz vereitelten.

König Friedrich Wilhelm III. hatte Gneiſenau, um ſeine Familie ſicherzuſtellen, die Pachtung einer königlichen Domäne zugeſichert, welche ihm ein jährliches reines Einkommen von wenigſtens 1500 Thalern gewähren würde; bei ſeinen Bemühungen, eine ſolche aufzufinden, mußte Gneiſenau die unangenehme Erfahrung machen, daß von mehrern Regierungen die betreffende königliche Ordre dahin ausgelegt wurde, es handle ſich um eine Domäne, von der jährlich 1500 Thaler Abgaben an den Staat gezahlt werden müßten. Das wäre denn allerdings eine königliche Gnade geweſen, die dem Empfänger „die Kehle zuſchnürte". Alle ſeine Bemühungen dagegen blieben vergeblich, und ſo ſah ſich Gneiſenau denn endlich genöthigt, der königlichen Schenkung einfach zu entſagen. Um Rath und Hülfe zu ſchaffen und wenigſtens die Mittel zur fernern Bewirthſchaftung ſeines Gutes zu gewinnen, ging Gneiſenau ſelbſt nach Breslau; nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, der ihm im höchſten Grade läſtig war, kehrte er auch jetzt unverrichteter Sache heim. Der Staat konnte in ſeiner damaligen Lage, wo er die faſt unerſchwinglichen Forderungen des übermüthigen Siegers zu befriedigen hatte, ſelbſt ſeinen bewährteſten Dienern in ihrer äußern Lage keine wirkſame Unterſtützung zutheil werden laſſen. Seine perſönlichen Freunde waren es, welche Gneiſenau in dieſen Verlegenheiten halfen und ihn bereitwilligſt wenigſtens von den drückendſten Sorgen für die nächſte Zukunft zu befreien ſuchten, namentlich Graf Chaſot und Kaufmann Schröder in Kolberg, beides ihm gleichgeſinnte, edle, opferfreudige Patrioten.

Keinen Augenblick aber verlor Gneiſenau über ſeiner eigenen drückenden Lage die Noth des Staats aus den Augen, und wenn er dieſe Zeit unfreiwilliger Muße ſeinen Studien, der Erziehung ſeiner Kinder und der Bewirthſchaftung ſeines Guts widmete, ſo blieb er doch auch mit ſeinen gleichgeſinnten Freunden in Kolberg, Breslau, Berlin u. ſ. w. in Verbindung und ſchüttete ihnen in ſeinen Briefen ſein Herz aus, das beim Anblick der Verhandlung Preußens durch Napoleon von leidenſchaftlichem Schmerz erfüllt war. Und ſo aufmerkſam er den Lauf der Dinge verfolgte, ſo wachſam er nach jeder Gelegenheit ſpähte, welche nur eine entfernte Ausſicht auf baldige Beſſerung der Lage geboten hätte, nirgends fand er eine ſolche, und die Hoffnungsloſigkeit jener trüben Monate ſpiegelt ſich auch in ſeinen ſonſt ſo friſchen und muthigen Briefen wider. Im Januar 1811 ſchreibt er an den Grafen Chaſot:

Von jenſeit des Meers haben wir nichts zu hoffen. Ja, wenn erfolgreiche Schüſſe würden ertönt haben, da würden ſie uns wol ein Almoſen an Gewehren und Munition ſenden, aber ſonſt auf keine Weiſe nichts. Was iſt alſo zu machen? Auf Rußland rechnen wir nimmermehr. Wenn die Decrete zu unſerer Vernichtung erſcheinen werden, die unſere Länder in Departements theilen, wird dieſe Decrete die „St.-Petersburger Zeitung" geruhig wiederholen. Auch ermangelt dieſes Reich der Kräfte, um uns zu helfen, wenn auch Regent und Miniſter nicht ſo feigherzig wären als ſie ſind. Vielmehr könnte das kleine, gedemüthigte, verachtete Preußen dieſem Koloß mit thönernen Füßen zur Schutzwehr dienen, wenn ein großer Entſchluß unſere Kräfte leitete. Alſo von Norden her keine Hülfe. Von Oeſterreich? O ja, wenn dort und hier ein Wille die Donner ſchleuderte.... Ueberall erblicke ich Unmöglichkeiten!

Und wie die Dinge gerade damals lagen, ſchien dieſe troſt- und hoffnungsloſe Anſchauung die einzig mögliche zu ſein; gegen Ende des Jahres 1810 ſchien der Zeitpunkt gekommen, wo die Napoleoniſche Weltherrſchaft ihre Vollendung erhielt, zugleich aber auch der, wo Preußen noch einmal ſeine Kräfte zuſammenraffen mußte zum letzten Verzweiflungskampfe, um wenigſtens mit Ehren unterzugehen und ſich nicht widerſtandslos durch einen Federzug des Gewalthabers vernichten zu laſſen. Die förmliche Einverleibung der bereits im Aufſtande begriffenen pyrenäiſchen Halbinſel, Italiens, Hollands und eines großen Theils von Norddeutſchland, welche immer offener vorbereitet wurde, konnte über die Abſichten Napoleon's keinen Zweifel weiter aufkommen laſſen, und die Behandlung, welche gleichzeitig Oeſterreich und Preußen erfuhren, gaben den deutlichſten Beweis davon, daß auch ihre Stunde bald geſchlagen haben würde; das nächſte Opfer der Napoleoniſchen Ländergier mußte Preußen ſein. Als „durch die Umſtände geboten" verkündete im December 1810 ein kaiſerliches Decret die Einverleibung der Hanſeſtädte, des Lauenburgiſchen und aller Küſten zwiſchen der Elbe und Ems; in drei Departements getheilt wurden dieſe reunirten Länder mit der ganzen Wucht des Napoleoniſchen Militärdespotismus belaſtet, der durch die eiſerne Hand eines Davouſt hier noch ſchmerzlicher empfunden werden mußte als ſonſtwo. Begründet wurde dies beiſpielloſe Verfahren durch die Nothwendigkeit, das Continentalſyſtem mit unerbittlicher Strenge durchzuführen und

die zahlreichen Umgehungen deſſelben dadurch zu verhindern, daß die Küſtengebiete direct franzöſiſcher Verwaltung untergeordnet würden. Die ſtricteſte Beobachtung der Continentalſperre wurde von Napoleon allen Staaten zur Pflicht gemacht; auch an das ohnmächtige Preußen wurde die Forderung geſtellt, die mit Colonialwaaren beladenen Schiffe einlaufen zu laſſen, ſie dann zu confiſciren und den Ertrag an die franzöſiſchen Kaſſen abzuliefern. Man mußte gehorchen; der Verſuch aber, durch dieſe Willfährigkeit Napoleon freundlicher zu ſtimmen und ihn von der Wichtigkeit eines offenen Anſchluſſes Preußens zu überzeugen, damit er daſſelbe als einen werthen Bundesgenoſſen ſchonender behandle, ſchlug gänzlich fehl, und es wurde von Tage zu Tage klarer, daß Napoleon die Verhandlungen hinziehen und durchaus einen Vorwand finden wollte, um den Todesſtreich gegen Preußen zu führen. Ein ſolcher aber war ihm geboten, ſobald es zum Kriege mit Rußland kam. Schon damals ließ ſich dieſer mit Sicherheit vorausſehen, ſo ſehr auch Napoleon ſelbſt bemüht war, ſein Vorhaben zu verheimlichen und den Zaren über ſeine wahren Abſichten zu täuſchen. Die in aller Stille betriebenen großartigen Rüſtungen konnten nur dieſe eine Beſtimmung haben, auch den Oſten Europas dem Napoleoniſchen Joche zu beugen; der Verſuch dazu aber mußte, ſo ſchien es, mit Nothwendigkeit zur Vernichtung Preußens führen, das wehrlos mitten zwiſchen den beiden feindlichen Reichen lag.

In Preußen täuſchte man ſich nicht über die Situation; die leitenden Perſönlichkeiten waren ſich ganz klar darüber, daß es ſich bald um Sein oder Nichtſein handeln werde, ſie waren entſchloſſen, dem entſcheidenden Augenblicke nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Der Verſuch, durch offenen Anſchluß an Frankreich die eigene Sicherheit und womöglich auch eine Erleichterung der aufgebürdeten Laſten zu erkaufen, war misglückt; die Nichterfüllung der Friedensbedingungen von ſeiten Napoleon's, die Verweigerung der Rückgabe Glogaus, die vertragswidrige Vermehrung der Beſatzungen in den Feſtungen, die Truppenconcentrationen an den Grenzen, dies alles konnte keinen Zweifel mehr übriglaſſen, daß ein Gewaltſtreich gegen Preußen vorbereitet werde. Die einzige Macht, von der daſſelbe in ſeiner troſtloſen Lage Unterſtützung erwarten konnte, war England; dorthin wandte daher Hardenberg beſonders ſeine Blicke, indem er zugleich Gneiſenau um Rath und Auskunft anging, da dieſer mit den Stimmungen und Abſichten des londoner Cabinets durch eigene Anſchauung genauer bekannt war. Bald erging an ihn eine Einladung des Staatskanzlers zu einer geheimen Zuſammenkunft auf ſeinem Gute Tempelberg bei Berlin. Sofort erklärte ſich Gneiſenau bereit, dem Rufe Folge zu leiſten, wenn auch ſeine Privatverhältniſſe durch ſeine neue Theilnahme an den Staatsangelegenheiten nur eine neue Schädigung zu erwarten hatten. Bezeichnend für ſeine Opferfreudigkeit ſowie ſeine Beſcheidenheit iſt die Antwort, welche er in dieſer Angelegenheit an Juſtus Gruner ſchrieb, der ihm Hardenberg's Einladung übermittelt hatte:

Obgleich mit Dismembration, Reduction der Bauerndienſte, Verkauf des Inventariums, Umänderung der Brau- und Brennerei u. ſ. w. beſchäftigt, ſoll mich dennoch keine derlei Betrachtung abhalten, in derſelben Viertelſtunde, als mir der zweite Ruf wird, mich in den Wagen zu werfen und nach Tempelberg zu eilen, in welcher Verwirrung ich auch meine Angelegenheiten hinterlaſſe und ſoviel ich auch für die zurückgelaſſenen Meinigen fürchten muß... Auf meinen guten Willen kann man zählen, wenn auch nicht immer auf meine Einſichten. Tauglicher bin ich zum Handeln als zum Berathen. Jenes erhebt oft die durch Gefahren geſtärkte Seele über ſich ſelbſt; in dieſem ſtellt ſich die Fülle der Möglichkeiten dem Geiſte dar und macht unſicher. Auch fehlt mir oft in der Rede das Gewand zugleich mit dem Stoffe. Ich bevorworte dies abſichtlich, damit, wenn man in der Erwartung von mir ſich getäuſcht ſähe, ich nicht den Vorwurf verdiene, als ob ich mich für mehr ausgeben möchte, als ich wirklich werth bin.

Die verabredete Zuſammenkunft Hardenberg's mit Gneiſenau fand am 17. und 18. März 1811 ſtatt, wahrſcheinlich ohne alle Zeugen. Ihr wichtigſtes Ergebniß war, daß Gneiſenau ſeine Kräfte dem gefährdeten Vaterlande zur Verfügung ſtellte und wieder in den Staatsdienſt einzutreten bereit war. Gleichzeitig ſetzte ihn der König in den Stand, ſeine ganze Kraft der neuen Thätigkeit zu widmen, indem er ihn der Sorgen für die Exiſtenz ſeiner Familie überhob: er bewilligte ihm die Summe von 37500 Thalern zum Ankauf einer Domäne oder vormals geiſtlichen Beſitzung und erneuerte die Anweiſung auf die Einkünfte der Amtshauptmannſchaft Zehden. Von dieſem Augenblick an gehört Gneiſenau wieder ganz dem Staate: in den wichtigſten adminiſtrativen, militäriſchen und politiſchen Fragen iſt ſein Rath, namentlich bei Hardenberg, von der größten Geltung, wenn er auch zunächſt noch nicht eine eigentlich amtliche Stellung innehat. Die raſtloſe Thätigkeit, welche er nun in allen Richtungen entwickelt, iſt wahrhaft ſtaunenswerth; ſeine Correſpondenz mit dem Staatskanzler gewährt einen Einblick in die Unerſchöpflichkeit ſeiner Kräfte, ſeinen politiſchen Scharfblick und die kühne Sicherheit in Auffindung der Mittel, von denen allein eine Rettung zu hoffen iſt, zugleich aber auch in die demüthigende und tief erniedrigende Lage Preußens in jenen unglücklichen Jahren. Der Leiter der geſammten Staatsverwaltung, Hardenberg ſelbſt, muß ſich bei der Correſpondenz mit ſeinen vertrauten Rathgebern der Umwege und Heimlichkeiten bedienen, unter falſchen Namen und an erdichtete Adreſſen ſchreiben, um der überall lauernden Wachſamkeit franzöſiſcher oder in franzöſiſchem Solde ſtehender preußiſcher Spione zu entgehen. So heißt in dieſen Briefen Gneiſenau Knoth, Hardenberg Haug, der alte Blücher tritt als Poppe auf, ſein Sohn Franz als Franz Poppe, Dörnberg iſt Peter Müller u. ſ. w.; ja, oft genügte dies noch nicht, ſondern auch den Inhalt der Briefe mußte man durch eine geheimnißvolle, ſcheinbar auf ganz gleichgültige Dinge bezügliche Sprache zu verhüllen ſuchen, da zu fürchten war, daß die Spione ſelbſt das Geheimniß der falſchen Namen durchdringen und die wirklichen Correſpondenten auffinden würden.

Vielfach wurde angeſichts der drohenden Gewitterwolken, die ſich mit Beginn des Jahres 1811 über Preußen zuſammenzogen, die Frage erörtert, ob nicht in einem

Bündniß mit Frankreich die einzige Rettung geboten sei. Auch Gneisenau bejahte dies, in anderer Weise jedoch als diejenigen, deren Rath besonders viel galt; seiner Meinung nach konnte Preußen nur dann von Napoleon ein seinen Bestand gewährleistendes Bündniß erlangen, wenn es dasselbe mit den Waffen in der Hand fordert, zum Verzweiflungskampfe gerüstet die Unterhandlungen führt. Es ist eine kühne Politik, welche er mit wenigen Worten vorzeichnet:

Wir haben so viel Truppen, um unsere acht Festungen damit zu besetzen und noch zwei Corps übrigzubehalten. So etwas kann man nicht im Rücken lassen. In verschanzten Lagern — können diese beiden Corps nicht sogleich bezwungen werden. Mit Belagerungen müßte demnach Frankreich beginnen, und das ist zu Anfang eines Feldzugs unangenehm. Alle acht Festungen kann man weder belagern noch einschließen. Aus den uneingeschlossenen vereinigen sich die Besatzungen und werfen die Beobachtungscorps nieder, wenn sie schwach sind. Macht sie der Feind stark, so schwächt er damit seine Armee gegen Rußland und gibt diesem Zeit, seine Rüstungen zu vervollständigen, soviel dies nämlich möglich ist. Eine solche Stellung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündniß zu schließen. Sonst nichts in der Welt. Diese Ansicht muß man den Schwachmüthigen geben; ich dächte, gegen deren Bündigkeit wäre nichts einzuwenden. Mag Frankreich dennoch unser Bündniß nicht, so mögen wir noch zwei Jahre fortdauern, und dann ohne Schande, vielleicht mit Ruhm zu Grunde gehen. Wir haben dann für unsere jetzige verzweifelte Lage genug geleistet und unsere frühere Schande getilgt. Binnen zwei Jahren kann sich manches ereignen, und auf jeden Fall haben wir dann wieder Vertrauen und Achtung gewonnen.

Von Breslau aus, wohin er sich nach einem kurzen Besuche bei seinen berliner Freunden von Tempelberg begeben hatte, folgte Gneisenau mit ängstlicher Spannung der fernern Entwickelung der großen politischen Fragen; rastlos war er bemüht, zur Befolgung der von ihm angedeuteten Politik, die auch den Absichten Hardenberg's entsprach, zu ermahnen, namentlich nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man mit den Rüstungen keinen Augenblick mehr zögern dürfe. In zahlreichen Denkschriften an den Staatskanzler und an den König selbst legte er die großen Gefahren dar, denen Preußen entgegenging, wenn es ungewaffnet mit Napoleon Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfte; noch aber hielt es schwer, den König selbst von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen und den Einfluß der ihn umgebenden friedenseligen und franzosenfreundlichen Hofleute unwirksam zu machen; auch Hardenberg war nicht ganz fest und keineswegs völlig unabhängig von seiner Umgebung. Alles das mußte Gneisenau, der Gefahr im Verzuge sah, mit banger Sorge erfüllen, und immer wieder und wieder dringt er auf Eile und Thatkraft. An den Grafen Chasot schreibt er am 2. April:

Alles, was ich Ihnen hier sage, habe ich bereits höchsten Orts gelangen lassen. Es ist aber nöthig, daß dies wiederholt werde, vorzüglich, daß man auf des Königs und des Staatskanzlers Umgebungen wirke, denn diese sind noch in entgegengesetzten Ueberzeugungen bis auf einige wenige. Meine Stimme wird demnach verhallen, wenn sie nicht unterstützt wird. Lassen Sie auf Frau von Voß wirken. Das alte Weib ist energischer als die Männer am Hofe. Lassen Sie sie durch die Gefahr erschrecken, daß es von Frankreich auf die Vernichtung der königlichen Familie abgesehen sei. Schon einmal hat diese Frau kräftige Rathschläge gegeben, die aber freilich auch nicht befolgt worden sind. Da noch nichts geschehen ist, um sich Freiheit des Entschlusses zu bewahren, so wird unsere Lage täglich kritischer. Jede Minute ist ein Verlust.

Dabei bereitete er selbst den von ihm so ersehnten Kampf vor: er knüpfte Verbindungen mit einem wiener Hause an, welches sich zu bedeutenden Gewehrlieferungen bereit erklärte. Zu seinem Schmerze aber mußte er sehen, wie man gerade das that, wovor er so nachdrücklich gewarnt hatte: ungerüstet schlug man durch den Fürsten Hatzfeld, der Napoleon zur Geburt des Königs von Rom beglückwünschte, Frankreich ein Bündniß mit Preußen vor: ein Antrag, der in Paris scheinbar mit großer Befriedigung aufgenommen wurde, da er ja die beste Handhabe bot, um das, was man gegen Preußen im Schilde führte, schnell zu verwirklichen. Während der ersten und noch ganz allgemeinen Vorbereitungen zum Abschluß eines französisch-preußischen Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses mahnte der König in einem Schreiben den Kaiser Alexander zu versöhnlichem Verhalten Napoleon gegenüber, indem er zugleich darauf hinwies, daß er im Falle eines Kriegs auf seiten Frankreichs stehen werde. Ein solches Verfahren konnte die Seele Gneisenau's nur mit dem größten Mismuth und den schlimmsten Befürchtungen erfüllen; auch die Verzögerung, welche die Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten, namentlich des Domänenkaufs erfuhr, machte ihm große Sorge. In dieser Zeit entwirft er ein sehr finsteres Bild von der Zukunft, und in bitterm Tadel spricht er sich über die Zustände in Preußen aus; da dort kaum noch etwas zu hoffen schien, so trug er sich schon mit dem Plane, nach Spanien zu gehen und dort für die Freiheit zu fechten. Offen sprach er seine Stimmung in den Briefen an seine Freunde aus. Dem Grafen Chasot, der ihm auch in seinen finanziellen Nöthen ein treuer Helfer war, schreibt er noch von Breslau aus:

Die planmäßige Hartnäckigkeit, unser Bündniß nicht zu wollen, zeigt uns unsere Bestimmung, und es ist mir unbegreiflich, wie dieser Umstand, worauf ich seit Memel aufmerksam gemacht habe, so wenig betrachtet wird. Er zeigt uns sogleich die Stellung, die wir zu nehmen haben, und müßte mehr als alles unsere Entschlossenheit steigern und unsere Zweifel zerstreuen. Aber viele wollen nicht sehen, andere vermögen es nicht, und nur wenige begreifen es. Unselige Verblendung! Von dem, was ich vorgeschlagen habe, ist nur die Hälfte geschehen, und diese Hälfte ist mehr als zu viel, um Napoleon's Rache zu reizen, ohne hinreichend zu sein, uns zu schützen. Die Festungen sind in keinem bewaffneten Zustand; es fehlt an Munition, an Gewehren. Keineswegs gebe ich hiervon die Schuld dem General Scharnhorst. Er weiß, was zu einer Rüstung erforderlich ist, und hat des guten Raths genug, wenn man sich dessen nur bedienen wollte. Allein es liegt an so manchem andern, was ich Ihnen, mein edler Freund, nicht erst auseinandersetzen darf: an Stimmung der höhern Stände, Stellung und Charakter so mancher Regierungspersonen; an dem hohen Muth, lieber zu Grunde zu gehen, als sich etwas Schimpfliches gefallen zu lassen; an weltgeschichtlicher Ansicht der jetzigen Zeit; an den Berechnungen des Egoismus; Zwiespalt der Nation und Parteienkampf. Auf diese Weise kann nimmermehr etwas Gutes vollführt werden.

Auch die Einrichtungen der Regierung, namentlich die im Finanzwesen getroffenen, unterwirft Gneisenau einer

ſchneidenden Kritik und ſieht in ihnen mit eine der Veranlaſſungen, welche die Kraft und den Muth des Volks gebrochen haben:

Durch die unſeligen Finanzeinrichtungen, vorzüglich durch die Art der Ausführung, ſind die Herzen der Nation von der Regierung abgewandt worden. Nie iſt des Patriotismus viel bei uns geweſen, wenigſtens nicht von der echten Art... Jetzt iſt vollends alles hingeſchwunden und das Gegentheil iſt eingetreten. Nicht mehr Gleichgültigkeit, ſondern offenbares Uebelwollen gegen die Regierung iſt es, was in der meiſten Herzen und Mund iſt... Der Adel geht in allen der Regierung feindſeligen Geſinnungen voran. Sind dies nicht alles Zeichen der nahen Auflöſung? Ich habe genug gepredigt, um dieſe übeln Wirkungen zu verhindern... So haben wir Finanzmänner, die keine Staatsmänner ſind, in einer Zeit, wo nur letztere helfen können! Man lieſt den Adam Smith und vergißt darüber die Weltgeſchichte! Welche Verkehrtheit! Vor allen Dingen ſchafft Eiſen an: eiſerne Bruſt, eiſernen Willen und Waffen! Habt ihr dies, ſo wird es auch am Gelde nicht fehlen!

Ueber ſeine perſönlichen Plane und Abſichten für die ſo dunkle und hoffnungsloſe Zukunft heißt es in demſelben Briefe an Chaſot:

Wenn ſich die Dinge ſo wenden, als ich befürchte, das heißt mit einem gebotenen Bündniß oder mit ſchimpflicher Entwaffnung und Unterjochung, dann ſcheide ich von hier. Einen ganz feſten Plan hierüber habe ich noch nicht gemacht und ich möchte mich gern mit Ihnen darüber berathen, vielleicht nach Spanien oder Portugal. Aber dann müßte ich ſehr die zeither hier müßig zugebrachte Zeit bejammern. Bei den Nachrichten über die dort für eine heilige Sache erfochtenen Siege möchte mir vor Ungeduld, nicht dabei ſein zu können, das Herz berſten. In britiſche Dienſte möchte ich nicht gehen.

Wie richtig Gneiſenau die großen politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit auffaßte und wie klar und ſcharf er die den kämpfenden Parteien zu Gebote ſtehenden Mittel und Wege durchſchaute, die Anwendbarkeit und den Werth derſelben beurtheilte, zeigt eine Bemerkung, die er bei dieſer Gelegenheit über Napoleon's Verhältniß zum ſpaniſchen Aufſtande macht, in der er das als wahrſcheinlich vorausſetzte, was einige Jahre ſpäter wirklich geſchah; ſie beweiſt zugleich, daß Gneiſenau nicht blos ein genialer Feldherr, ſondern auch ein großer Staatsmann war:

Um noch einmal auf Spanien zurückzukommen, ſo will ich hier eine Behauptung niederſchreiben, die manchem paradox klingen möchte, nämlich: daß es gar nicht unwahrſcheinlich ſei, der franzöſiſche Kaiſer könne den elenden Ferdinand VII. wieder auf den Thron ſetzen, mit Bedingungen, die ihn einem Vaſallen gleichſtellen. Es würde dies viele Spanier irreführen. Ueberhaupt aber geben die Rüſtungen Rußlands einen willkommenen Vorwand, von der völligen Eroberung des Landes, die beinahe vollendet geweſen und worin man geſtört worden ſei, abzuſtehen.

Den Kunſtgriff, den Gneiſenau hier andeutet, hat denn ſpäter Napoleon wirklich verſucht, um dadurch den ſpaniſchen Krieg zu ſeinen Gunſten zu wenden. Für den Augenblick aber wurde Gneiſenau noch der Nothwendigkeit überhoben, zum Kampfe gegen die Tyrannei in das Ausland zu gehen; in Preußen ſelbſt ſchien ein ſolcher bevorzuſtehen, denn ſelbſt die Kurzſichtigſten mußten ſich endlich von den verderblichen Abſichten Napoleon's überzeugen, und um wenigſtens mit Ehren unterzugehen, mußte man ſchnell die Aufbietung aller Kräfte und die umfaſſendſten Rüſtungen betreiben. Angeſichts der Erklärung Napoleon's, er werde, falls Rußland ihn zum Angriff zwinge, dieſen mit der ganzen Kraft Frankreichs, Deutſchlands, Polens und Preußens unternehmen, Preußen alſo ohne Bedingung nach bloßer Willkür für ſeine Zwecke verwenden, mußten ſelbſt die bis dahin Vertrauensſeligſten auf Vorbereitung zu verzweifeltem Widerſtande bringen. Das war der Augenblick, den Gneiſenau ſo lange erſehnt hatte: von Hardenberg nach Stettin berufen, hatte er mit dieſem in der zweiten Hälfte des Juli 1811 zu Glienicke eine Unterredung, in welcher ſie die innere und äußere Lage des Landes prüften und ſich über das einigten, was zunächſt zu thun war. Da Gneiſenau's Eintritt in die Armee leicht hätte Argwohn erregen können, ſo willigte er ein, mit dem Titel Staatsrath und 2500 Thlr. Gehalt in den Civildienſt zu treten. Außer der Führung der geheimen Unterhandlungen mit England übernahm Gneiſenau namentlich die Ausarbeitung der dem Verzweiflungskampfe zu Grunde zu legenden Plane. Er ſiedelte dazu ganz nach Berlin über. Bereits am 8. Auguſt überreichte er dem Staatskanzler die von ihm ausgearbeiteten Kriegs- und Aufſtandsplane, welche in jedem Zuge die geniale Kühnheit und den feurigen Patriotismus des großen Mannes erkennen laſſen; ſie ſind dabei von poetiſchem Schwunge und der edelſten Begeiſterung getragen. In dem Begleitſchreiben heißt es:

Bei dem vorſeienden großen Entſchluſſe möchte man unſerm Könige zurufen:

Plötzlich kann ſich's umgeſtalten!
Mag das dunkle Schickſal walten!
Muthig auf der ſteilſten Bahn!
Trau' dem Glücke! Trau' den Göttern!
Steig trotz Wogendrang und Wettern
Kühn wie Cäſar in den Kahn!

Laß den Schwächling angſtvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen;
Leben gilt es oder Tod.
Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib immer, magſt du landen
Oder ſcheitern, ſelbſt Pilot!

Auf dieſe merkwürdige Denkſchrift im einzelnen näher einzugehen, geſtattet uns der uns zugemeſſene Raum nicht; nur einige der bezeichnendſten Punkte wollen wir herausheben, die für Gneiſenau's Denkweiſe beſonders charakteriſtiſch ſind. In der Kürze gingen ſeine Vorſchläge dahin, daß man unter dem Namen einer bewaffneten Neutralität die Truppen zuſammenziehen, die pommerſchen bei dem für die Seeverbindung mit England beſonders wichtigen Kolberg, die ſchleſiſchen an der ſächſiſchen Grenze, und die brandenburgiſchen bei Spandau in feſten Stellungen und ſtark befeſtigten Lagern vereinigen ſollte; die Feſtungen ſollten auf lange Zeit mit Munition und Proviant verſehen werden; beſonders aber betonte es Gneiſenau, daß der Kampf der Heere durch einen Volkskrieg unterſtützt werden müſſe. Gerade dieſer letzte wichtige Punkt iſt in ſeiner umfaſſenden Denkſchrift auf das eingehendſte behandelt worden. Von Intereſſe ſind dabei die Randbemerkungen des Königs, mit welchen dieſer einzelne ihm zweifelhaft erſcheinende Stellen begleitete, und die Gegenbemerkungen, die Gneiſenau zur Widerlegung

der vorgebrachten Bedenken hinzufügte: in ihnen prägt sich die so ganz verschiedene Denkweise beider Männer am deutlichsten aus. Gleich zu den ersten die Organisation des Volksaufstandes betreffenden Worten: „Wenn Preußen mit einer Invasion, d. h. mit Vernichtung bedroht wird, so sucht das königliche Regentenhaus Hülfe und Beistand in einem Volksaufstande" — finden wir als eigenhändige Anmerkung des Königs: „Der (seinsollende) Kampf der Verzweiflung ist allerdings besser und ehrenvoller als freiwillige Unterjochung."

Gneisenau entwickelt in kurzen und klaren Worten die Art, in der man durch Vertrauensmänner, denen man die Beeinflussung der Stimmung in einem bestimmten Kreise, Anwerbung von Mithelfern und Genossen übergibt, den Aufstand vorbereiten, zugleich für die im Augenblick des Losschlagens erst auftretenden Führer zu sorgen habe; nur so werde man die Hitzköpfigen und die Ehrgeizigen, die sich stets vordrängen, fern halten. Der König erhebt dagegen den Einwand:

Ganz richtig, aber bei der Ausführung wie dann? Ausführung und Chaos ist eins, jeder wird nur seinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf solche Dinge abgewizt ist, der Sache schnell den Garaus machen.

Wie treffend und psychologisch fein ist das, was Gneisenau zur Widerlegung vorbringt:

Allerdings müssen am Ende die Anführer erscheinen. Wenn man aber lange vorher davon redet, so wird die Eifersucht rege, und da jedem menschliche Schwächen ankleben, die sich häufig im Laufe des gewöhnlichen Lebens noch mehr offenbaren als in denen Zeiten, wo hohe Interessen die Brust bewegen und oft die Seele über sich selber erheben, so wird man diese Schwächen an den Anführern gern bemerkbar machen wollen, um ihnen in der Meinung zu schaden. Im Tumulte des kriegerischen Lebens hat man weniger Muße und Neigung, solche Schwächen aufzusuchen, und es gibt da der Gelegenheiten mehrere, um den unruhigen Ehrgeiz emergirender Talente zu befriedigen, welches der Fall in der Friedensvorbereitung nicht ist.

Sehr eigenthümlich ist in dem Gneisenau'schen Entwurf zu einem allgemeinen Volksaufstand die starke Betonung des kirchlichen Elements und der Nachdruck, den er auf die Mitwirkung der Geistlichen und der Kirche überhaupt dabei legt. Die Mannschaft je eines Kirchensprengels sollte unter einem selbstgewählten Anführer stehen; die ganze waffenfähige Mannschaft in der Kirche versammelt werden und dort in die Hände der Geistlichen einen Eid ablegen, den König nie zu verlassen, den Feind, wo sie können, todtzuschlagen, gefangen zu nehmen und ihm in jeder möglichen Weise zu schaden. Die religiöse Begeisterung sollte dem Patriotismus zu Hülfe kommen, die Leidenschaften des Volks gegen den Unterdrücker in jeder Weise erregt werden. So schlägt Gneisenau in dieser Hinsicht vor:

Schon jetzt möchte bei der Section für den Cultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämmtliche Geistliche aller christlichen Confessionen bereit liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken. Das Beispiel der tapfern österreichischen Milizen im letzten Kriege, die fest zusammengeschlossen dem Anfall der französischen Reiterei widerstanden, muß gleichfalls angeführt werden.

Der König macht zu diesem großartig gedachten Plan einfach die trockene Bemerkung: „Als Poesie gut", welche sich wol nicht, wie Pertz meint, blos auf den Widerstand der österreichischen Milizen gegen die französische Reiterei bezieht, sondern auf das Ganze geht, und von der nüchternen, jedes höhern Schwunges entbehrenden Denkweise des Königs nur einen neuen Beleg gibt. Es fehlte ihm an Verständniß für die Kraft wahrer Begeisterung, er war voll von Zweifeln an der Fähigkeit und dem Vermögen des Volks. Wie anders Gneisenau! Jenes trockene „Als Poesie gut" veranlaßt ihn zu folgender trefflichen Gegenbemerkung:

Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmerniß auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang.

Hans Prutz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseliteratur.

1. Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz. Psychologische Skizzen von Franz Leibing. Leipzig, Fritsch. 1866. 8. 20 Ngr.
2. Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Von Otto Glagau. Berlin, Lemke und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reisewerke von jugendlichen Touristen, aber beide nicht ohne Werth, sodaß wol jeder Leser der Lektüre derselben bis zum Schlusse treu bleibt. Leibing will uns nicht als literarischer Lakai durch die Sehenswürdigkeiten der von ihm bereisten Länder führen und in Notizen aller Art kramen, seine Skizzen sollen durch die Entrollung möglichst charaktervoller Züge und wahrheitsgetreuer Bilder einerseits den Geist, das innere und äußere Leben und die gegenwärtigen Zustände derselben veranschaulichen, andererseits aber dazu beitragen, daß jeder Angehörige unsers Volks bei der Berührung mit andern Nationen sein eigenes Nationalgefühl immer bewußter geltend machen und in der Fremde gerade die Heimat immer mehr lieben lerne. In 10 Kapiteln (13 Bogen) allerdings elegant und frisch geschriebener Reisebriefe das alles zu erreichen, ist etwas viel gehofft; aber wie Großes verspricht ein junger Autor sich nicht von seinem Buche, zumal wenn dasselbe theilweise schon als Feuilleton gedruckt war und Beifall gefunden hatte.

Wir wollen unſern liebenswürdigen Feuilletoniſten ſelbſt ein wenig reden laſſen, ein Blatt aus ſeinem Blätterkranze vorlegen, damit er ſich ſelbſt, ſeinen Stil, ſeine Sinnesart, ſeine politiſche und ſociale Anſchauungsweiſe charakteriſire:

Es iſt eins der Lieblingskinder der Natur und der Sage, dieſes Chiavenna! Wie ein freundliches Kind in ſeiner Wiege, ſo liegt es in den grünen Bergen, von außen ein Paradies, von innen freilich etwas weniger. Es iſt der Typus einer italieniſchen Kleinſtadt: enge Straßen, durch deren Mitte ungenirt ein lebendiger Quell rinnt, Häuſer aus rohen Steinen errichtet und mit unbehauenen Sandſteinplatten bedeckt; kleine Fenſter, meiſtens ohne Scheiben, nur mit Vorhängen und Blumen verſchloſſen, und in den Abendſtunden reges Leben vor den Hausthüren — das iſt ungefähr das Weſentliche davon.

Wir wandeln ein wenig in den Kreuzgängen der Kirche umher und erblicken hier wieder einige jener Beinhäuſer, an denen der Italiener Geſchmack zu finden ſcheint. Man denke ſich die Wände des Gewölbes mit allerlei wunderlichen Figuren, namentlich Doppeladlern geſchmückt, die ſämmtlich aus Menſchenknochen zuſammengeſetzt ſind. Man ſieht, es gibt für den italieniſchen Kunſttrieb keine Grenze, noch nach dem Tode will der Italiener ſeine Knochen einem Kunſtwerke einverleibt wiſſen. Daß aber vorzugsweiſe der öſterreichiſche Doppeladler aus dieſen Todtenknochen zuſammengeſetzt iſt, mag manchem als eine furchtbare Ironie erſcheinen, an der der gute Todtengräber gewiß unſchuldig iſt.

Wagte es Leibing, uns in Gegenden zu führen, die tauſend und aber tauſend mal bereiſt und beſchrieben worden ſind, ſo macht es Glagau gerade umgekehrt; aber ſein Wagniß iſt kaum kleiner. Er ſchleppt uns in Gegenden, die kaum je von Touriſten bereiſt und beſchrieben worden ſind; er bringt uns nach Lauenburg, dem bisher fremdeſten Stückchen deutſchen Vaterlandes, einer terra incognita, einem ultima Thule, aber einem Stückchen Neupreußen, dem Anfange von Großpreußen. Er ſchleppt uns mit, wie ſein Verleger ihn mitgeſchleppt hat: zwei flotte Berliner, die mit Feder und Druckerſchwärze, d. h. literariſch nun auch erobern wollen, was Graf Bismarck durch Eiſen, Blut und — Geld vorher politiſch erobert hat. Die Idee iſt nicht unglücklich, im Gegentheil glücklich zu nennen, und Autor wie Verleger haben ihre Aufgabe wacker gelöſt. Sie reiſen auf gemeinſchaftliche Koſten. „Herr Lemke fürchtet, ich könne ohne ſeine Begleitung zu Schaden kommen, und außerdem will er darauf ſehen, daß ich über alles, was uns auf unſerm Ausfluge zuſtößt, der ſtrengen Wahrheit gemäß berichte, ohne die Phantaſie irgendwie zu Hülfe zu rufen.“

Und wirklich ſchreibt der Verfaſſer über das von ihm rechtmäßig eroberte Ländchen überall nicht blos mit Humor, ſondern auch dem Thatſächlichen gemäß, zuverläſſig und als echter Hiſtoriker. Er ſchildert die patriarchaliſchen Lebensverhältniſſe ſeiner Bewohner, das Feudal-Mittelalterliche der öffentlichen Zuſtände, die Fülle und Mannichfaltigkeit landſchaftlicher Schönheiten. „Blaue Seen und grüne Laubwälder, wellenförmige Hügel, herrlich gelegene Dörfer und Städte verſchlingen ſich zu einem blühenden Kranze, laſſen das Ländchen wie ein verſtecktes Paradies erſcheinen und werden vorausſichtlich im Laufe des nächſten Sommers Tauſende von Vergnügungsreiſenden hinlocken.“

Damit hat es in dieſem Kriegsſommer nun wol gute Weile. Die Berliner werden ihre Vergnügungsreiſen in den Zeitungen und auf den Landkarten machen, und der Verfaſſer und Verleger werden auch wol einſtweilen anderes zu thun haben, als nunmehr Spaziergänge durch Schleswig-Holſtein, Hannover, beide Heſſen u. ſ. w. zu vereinbaren. Kommt Zeit, kommt Rath. Der Verfaſſer hat ſich übrigens durch einen ſtattlichen Apparat gelehrter und ungelehrter Werke über ſeinen Stoff hindurchgearbeitet, wie er ſelbſt nachweiſt. Hauptquellen waren ihm jedoch ſeine eigenen Augen und Ohren, denen als treuen unverdroſſenen Mitarbeitern er am Schluß der Vorrede ſich verpflichtet fühlt, öffentlich tiefgerührten Dank zu ſagen.

Uebrigens iſt der Verfaſſer keineswegs blinder Bismarckianer, wie die hübſche Scene auf S. 129 erkennen läßt. Auf S. 221 fg. bekommen die Holſteiner einen, wie es ſcheint, verdienten Hieb. Von berliner Blättern kommt faſt nur der Erzſchalk „Kladderadatſch“ nach Lauenburg. Die folgende Scene (S. 206) in Ratzeburg verdiente im „Kladderadatſch“ verherrlicht und illuſtrirt zu werden:

Mein Verleger hatte ein Empfehlungsſchreiben an Herrn Senator Lampe, einen ehemaligen Gewürzer, der das Geſchäft inzwiſchen dem Sohne abgetreten und jetzt auf ſeinen Erſparniſſen ſaß. Herr Lampe trat uns mit der Miene eines Magiſtratsmitglieds und mit dem Gewichte eines Rentners entgegen. Er las den Brief, ohne zum Sitzen zu nöthigen. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er dann kalt. Herr Lemke ſagte ihm den Zweck unſerer Reiſe, und wie wir gekommen, ihn um einige Aufſchlüſſe über hieſige Verhältniſſe zu bitten. Worauf der Herr Senator: „Unſere Zuſtände liegen, ſoweit ſie zu wiſſen nöthig, in amtlichen Nachrichten gedruckt vor. Weiteres darüber zu ſchreiben, iſt durchaus überflüſſig, wo nicht gar ſchädlich und den Geſetzen zuwider. Ich wenigſtens kann und will dazu meine Hand nicht bieten. Was wünſchen Sie alſo von mir?“ Meinen Verleger hatte dieſer gänzliche Mangel an Lebensart ſprachlos gemacht, weshalb ich das Wort nahm: „Nichts weiter!“ ſagte ich ruhig. „Der Zweck unſers Beſuchs iſt vollkommen erreicht. Wir haben nur die größte Merkwürdigkeit von Ratzeburg, den Herrn Senator Lampe ſehen wollen. Adieu!“ Damit kehrten wir ihm den Rücken und entfernten uns.

Otto Glagau wurde für dieſe gute Antwort an Herrn Lampe, den ſeine Mitbürger hoffentlich nicht in die preußiſche Kammer oder gar das deutſche Parlament ſchicken werden, übel durch die kleine Ratzeburgerin Flora belohnt, wie er ſelbſt gleich hinterher ehrlich bekennt. Aber wir wollen ſein Unglück nicht auch mit dem des Herrn Lampe zuſammenbinden, ſondern hoffen, daß eine hübſche Berlinerin weniger kokett gegen ihn iſt. Er verdient das um ſeiner Ehrlichkeit und um des guten Buchs willen, mit dem er uns beſchenkt und unſere deutſche Reiſeliteratur factiſch bereichert hat.

Von Glagau beſitzen wir übrigens auch eine Lebensgeſchichte Fritz Reuter's und eine Erläuterung von deſſen Dichtungen, in welcher der abſprechende Ton gegenüber namhaften Dichtern und Kritikern der Gegenwart mit Recht gerügt worden iſt. 15.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Ob die deutſche Volksbühne nicht aus ihrer Stagnation erlöſt werden wird? das iſt eine immer von neuem auftauchende Frage. Ganz Wien beſchäftigt ſich in ſeinen Mußeſtunden mit einer über die ganze innere Stadt übergreifenden Annexion — der Director des Theaters an der Wien, Strampfer, wollte auch das Carltheater in der Leopoldſtadt annectiren; doch hat die Behörde dazu nicht ihre Zuſtimmung ertheilt. Uns erſcheint als das Wichtigſte, daß dieſe großen Volksbühnen allmählich in eine Bahn gelenkt werden, auf der auch für ſie gewiſſe künſtleriſche Principien in den Vordergrund treten. Die Großartigkeit glänzender Ausſtattungen mit allem daran haftenden Sinnenreiz ſollte nicht blos den franzöſiſchen Schauſtücken, einem „Schafhazl" u. ſ. w. zugute kommen, deren Inhalt ſich doch unter dem geiſtigen Nullpunkte befindet; größere geiſtreich-ſatiriſche Werke, welche das volksthümlich Burleske als berechtigten Factor mit in ſich aufnehmen könnten, oder ernſtere volksthümliche Dramen mit Maſſentableaux müßten an die Stelle derſelben treten. Die Schauluſt der Menge, ein keineswegs unberechtigtes Moment, wie dies die Cultur- und Theatergeſchichte aller Völker und Zeiten nachweiſt, kann Befriedigung finden, ohne daß Geiſt und Herz dabei ganz leer ausgehen.

Eine derartige dramatiſche Literatur müßte freilich erſt geſchaffen werden und würde dann kaum auf das Entgegenkommen der Directionen zu rechnen haben, die aus den Gleiſen des alten Schlendrians ſich ſchwer herausarbeiten. Experimente zu machen — dazu ſind unſere Schauſpieldirectoren nicht reformatoriſch genug, namentlich wenn die Koſten der Reformation aus ihrer eigenen Taſche beſtritten werden ſollen.

So ſind bisjetzt die neuen, zum Theil glänzenden und mit den brillanteſten Mitteln ausgeſtatteten Volkstheatergebäude keine Stätten einer dramatiſchen Wiedergeburt geworden. Auch das münchener Actientheater hat keine neue Bahn eingeſchlagen und bisjetzt noch nicht einmal die von der Preiscommiſſion als die beſten bezeichneten Zauberſpiele und Poſſen — diejenige Form, in welcher die Erhebung der Volksbühne zu ariſtophaniſcher Bedeutung am erſten durchgeführt werden kann — zur Aufführung gebracht. Das Victoriatheater in Berlin, das ebenfalls mit Maſchinerien und ſceniſchen Hülfsmitteln in einer Weiſe ausgeſtattet iſt, daß die Phantaſie der Dichter ihm die kühnſten über- und unterirdiſchen Zumuthungen ſtellen kann, hat ebenfalls während ſeines Beſtehens von dieſen Mitteln noch niemals einen durchgreifenden und erfolgreichen Gebrauch gemacht. Jetzt ſoll es, wie die Sage geht, in ein Parlamentsgebäude verwandelt werden.

Die echte berliner Poſſe wird von Tag zu Tag abgetragener und trivialer, und verliert ſelbſt den ſatiriſchen Stimulus, durch den ſie ſich früher auszeichnete. In ihren flachen Erfindungen erſchöpft, dreht und wendet ſie die alten Röcke nach allen Seiten, ſodaß das Publikum ſchon die geplatzten Nähte zu ſehen bekommt. Das Theaterpublikum ſelbſt aber wird durch den „Schund" zuletzt ſo demoraliſirt, daß es gewiß anfangs einen Schriftſteller, der es als denkendes Weſen behandeln wollte, mit Entrüſtung zurückweiſen würde. Das Beſſere muß ihm daher zunächſt in einem kunſtvollen Amalgam mit dem derb Bühnenwirkſamen verabfolgt werden. Im Wallnertheater in Berlin iſt gegenwärtig eine Poſſe: „Die alte Schachtel", an der Tagesordnung, in welcher ein Haupteffect durch ein Couplet folgenden Inhalts erreicht wird:

Leiſe flehen meine Lieder —
Wann ſehn wir uns wieder?

Der harmloſe Leſer wird kaum ahnen, was das Publikum in ſolches Entzücken verſetzt; doch der Darſteller hat die ſtillſchweigende Verpflichtung, dieſen Verſen ein tieferes künſtleriſches Verſtändniß zutheil werden zu laſſen, indem er die hervorgehobenen Worte durch ſeine Schattirung in das Entomologiſche hinüberſpielen läßt: Läuſe, Flöhe, Wanzen — wer könnte dieſem Effect widerſtehen? Doch welches Inſektenpulver befreit die deutſche Bühne von dem äſthetiſchen Ungeziefer, das auf derſelben herumkrabbelt?

Freilich, Profeſſor Imbriani in Neapel findet, wie wir aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfahren, daß der Goethe'ſche „Fauſt" ebenfalls in die Kategorie der derben ſchmutzigen Dramen gehört. Folgende Blumenleſe aus ſeiner Feuilletonkritik über den „Fauſt" wird unſere Leſer gewiß erheitern: „... Dieſe braven Deutſchen, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, den Hofrath Schiller über Alfieri und Corneille zu erheben, und die Krähe Leſſing zu preiſen wegen ihrer dem Pfau Diderot geraubten Federn. — Der «Fauſt» iſt gleichſam eins dieſer verteufelten Gerichte, die einen an deutſcher Tafel perplex machen, in denen ganz heterogene Speiſen zuſammengemiſcht ſind: Sauerkraut, Fleiſchklöße und Heringſchnitten. Der «Fauſt» enthält ein Epos, das als Fleiſchklöße gelten kann, eine Novelle, welche die Heringſchnitten repräſentirt, und eine Legende, die, als Bindemittel dienend, das Sauerkraut darſtellt. — Dichten war für Goethe eine geiſtige Purganz; das heißt doch den ariſtoteliſchen Begriff von der Reinigung etwas gar weit treiben u. ſ. w. — Nicht einmal ein italieniſcher Küchenjunge hätte (wie Goethe bei dem bekannten Souper mit der Staël) gewagt, einer Dame Impertinenzen in einer ihr unbekannten Sprache zu ſagen. Aber dergleichen galt an dem großherzoglich weimariſchen Hof für geiſtreich. — Ich fordere jeden auf, unter den größten Obſcönitäten, worauf die italieniſche Literatur ſtolz iſt, mir einen Roman zu nennen, der ekelhafter proſaiſch wäre als der, in welchen Goethe's «Fauſt» ſich einläßt und verliert. — Wo ſind wir (im Fauſt)? Unter Leuten und Verhältniſſen, deren wir im Leben nur mit Scham erwähnen würden, und die wir, wenn es ſich um Kunſt handelt, nur unpoetiſch nennen wollen. — Goethe war nicht unfähig zu, ſozuſagen, titaniſchen Entwürfen; aber ſein Weſen (naturaccia), weich, veränderlich, faſt weibiſch (dieſe ſich ihrer bewußte Weibiſchkeit erklärt auch, wie er dem männlichen bibliſchen Gott des «Prologs» das «ewig Weibliche» im «zweiten Theil» ſubſtituiren konnte), war nicht dazu angethan, ihn mit der Ausdauer und Ausſchließlichkeit auszurüſten, die allein zum Ziel führen konnten."

Imbriani iſt im übrigen ein Kenner deutſcher Philoſophie, die am Fuße des Veſuv, in der herrlichen Parthenope, eine neue Heimatſtätte gefunden hat. Nach Imbriani's Anſicht hat Hegel ſogar den Italienern den Kopf verrückt. Dieſer Philoſoph hat in Vera und dem Aeſthetiker Tari noch immer begeiſterte Schüler und Verehrer an der Univerſität zu Neapel.

Unſer deutſcher Aeſthetiker Viſcher iſt indeß von Zürich nach Tübingen übergeſiedelt; die Züricher haben dem ſcheidenden Lehrer mannichfache Beweiſe der Zuneigung und Anerkennung zutheil werden laſſen. Der „Bund" widmet ihm einen Nachruf, als „dem Mann, der unſerer Jugend nicht nur dem Namen, ſondern dem vollſten Sinn des Wortes nach der Lehrer der Schönheit geweſen. Schön wird, deſſen ſind wir überzeugt, die Saat aufgehen, die er als Keim in die Gemüther unſerer Jugend geſtreut, aber auch ihm, hoffen wir, möge das Decennium ein erwünſchter Gewinn ſein, das er inmitten eines freien Volks gelebt, und es möge ihm von Nutzen ſein, da er jetzt zu ſeinen Deutſchen heimkehrt, die er ſtets ſo eifrig gelehrt, den innern Menſchen ganz und voll herauszubilden, damit ſie dereinſt auch recht verſtehen, den wahren Gebrauch von Macht und Freiheit zu machen." Wir freuen uns, daß Viſcher's Wirkſamkeit in der Schweiz einen ſo guten Boden gefunden; denn das tüchtige Schweizervolk legte neuerdings wenig Proben davon ab, daß ſich auch das Schöne in dem Lande Wilhelm Tell's eine heimatliche Stätte gegründet hat.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie

für Schulen und zum Selbstunterricht.

Drei Theile.

Erster Theil: Lehrbuch der geradlinigten Planimetrie von Karl Snell. Zweite Auflage. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Kreislehre und ebene Trigonometrie von Karl Snell. Zweite Auflage. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Dritter Theil: Lehrbuch der Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

Die vorstehend aufgeführten drei Werke, welche auch einzeln käuflich sind, bilden zusammen ein für den Schulgebrauch vollständig eingerichtetes wie zum Selbstunterricht geeignetes Lehrbuch der Geometrie. Sie sind zugleich für die Hand des Lehrers wie des Schülers bestimmt. Der Schüler findet darin die Fundamentalsätze der Wissenschaft klar und faßlich entwickelt; dem Lehrer bieten sie die feste Grundlage zu beliebig erweitertem Ausbau und zur Hinzufügung der mannichfachsten Aufgaben, sodaß sie beim Unterricht sowol als beim Selbststudium sich nützlich und fruchtbar erweisen.

Einleitung

in die

Differential- und Integralrechnung

von

Karl Snell.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 26 Ngr.

Erster Theil: Vom ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1 Thlr. 26 Ngr.

Zweiter Theil: Von den höhern Differentialquotienten. Mit 4 lithographirten Tafeln. 2 Thlr.

Der Verfasser wendet sich mit diesem Werke an ein Publikum, welches Gelehrte und Laien der Mathematik gleicherweise umfaßt, und hofft, daß seine Darstellung bei allen Klarheit, völlige Einsicht und Interesse an der Wissenschaft hervorbringen werde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **HENRY THOMAS BUCKLE.**

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine ausserordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von **Georg Koch.**

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ist eine der bedeutendsten unter den stilvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möser. Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten).

Neue Sonette von Albert Möser. Eleg. brosch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Apostel.

Von **Ernest Renan.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser des „Vie de Jésus" herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältniß zur jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisherigen Anschauungen ganz verschiedenen, überraschend neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unmittelbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß weder der Theolog noch der Laie es zu lesen versäumen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu" wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 37. — 13. September 1866.

Inhalt: Neithardt von Gneiſenau. Von Hans Prutz. (Beſchluß.) — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottſchall. — Ein deutſcher Antibarbarus. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neithardt von Gneiſenau.

(Beſchluß aus Nr. 36.)

Der König hieß endlich den ihm vorgelegten Rüſtungsplan gut und befahl ſeine Ausführung, welche Gneiſenau mit Feuereifer betrieb. Kolberg, das als der einzige Platz, von dem aus man eine Verbindung mit England unterhalten konnte, jetzt doppelte Wichtigkeit gewann, wurde durch neue umfaſſende Befeſtigungswerke geſtärkt; es ſollte der Sammelplatz der pommerſchen Armee werden, über die Blücher den Befehl führte. Mit dieſem ſtand daher Gneiſenau damals in beſonders lebhaftem Briefwechſel. In Schleſien wurde gleichfalls gerüſtet und in den Marken ſollten die Truppen in einem großen verſchanzten Lager bei Spandau concentrirt werden. Gerade dieſe letzte Maßregel hielt Gneiſenau für eine beſonders wichtige, ſodaß er den ihm angebotenen Oberbefehl in Schleſien ausſchlug und ſich ganz dieſer einen Aufgabe widmete, gegen den Wunſch mancher ſeiner Freunde, welche die Vergebung des ſchleſiſchen Commandos an eine nicht tüchtige Perſönlichkeit fürchten mochten. Gleichzeitig mit den neuen Rüſtungen wurden auch wieder die Verbindungen mit dem Auslande angeknüpft: Scharnhorſt ging als Unterhändler nach Rußland, England ſchickte im geheimen den Freiherrn von Ompteda zu Unterhandlungen nach Berlin; auch an ihnen nahm der raſtloſe Gneiſenau den lebhafteſten Antheil, er ſuchte durch eine klare Darſtellung der Lage das londoner Cabinet zu möglichſt nachdrücklicher Unterſtützung Preußens zu beſtimmen. Die Hoffnung, auch Oeſterreich in dem bevorſtehenden Kampfe zum Bundesgenoſſen zu haben, zeigte ſich bald als vergeblich; die Abneigung der dort leitenden Staatsmänner gegen Rußland und ihre Furcht vor einer kräftigen Wiederherſtellung Preußens konnten es dazu nicht kommen laſſen. Aber während noch alle wahren Patrioten zu dem nahenden Verzweiflungskampf rüſteten, während namentlich Gneiſenau eine unerſchöpfliche Kraft und faſt beiſpielloſe Thätigkeit entfaltete, zogen ſich immer enger und enger die Schlingen um das unglückliche Preußen zuſammen, welche ihm die treuloſe Napoleoniſche Politik gelegt hatte, um es wehrlos zu Fall zu bringen. Die Verhandlungen über das früher von Preußen beantragte Bündniß mit Frankreich wurden durch den Geſandten von Kruſemark in Paris weiter geführt; gleich im Beginn derſelben ſtellte Napoleon die Forderung, daß den preußiſchen Rüſtungen Einhalt gethan werde. Gneiſenau war außer ſich, er durchſchaute ganz klar das verrätheriſche Spiel, das Frankreich betrieb, mit eindringlichen Worten ſuchte er den Staatskanzler Hardenberg davor zu warnen:

> Frankreich will, daß wir entwaffnen und abwarten, bis ſolches uns Bedingungen vorſchreibe, unter welchen es unſern Unterwerfungsvertrag annehmen will. Dieſe Bedingungen werden uns nicht bekannt gemacht und uns dennoch gedroht, daß, wenn wir nicht im Vertrauen auf dieſe uns unbekannten Bedingungen unſere Rüſtungen einſtellen, wir ſogleich mit Krieg überzogen werden ſollten. Was heißt das anders, als uns unter jeder Bedingung, oder vielmehr ohne Bedingung auf Gnade und Ungnade unterwerfen zu wollen? So etwas kennt die Geſchichte nicht. So etwas muthet man nicht einmal einer aufs Aeußerſte gebrachten Beſatzung zu, mit der man ſich im Kriegsſtande befindet. Man erlaubt ihr Bedingungen zu machen, ändert daran ab, geſteht davon zu und fordert dann erſt ihre Unterwerfung. Wenn eine noch unabhängige Nation ſich einer ſolchen Forderung fügte, ſo würden ſie Zeitgenoſſen und Nachwelt des Selbſtmordes anklagen.... Nach den Unterhandlungen mit Rußland, von denen dieſes bereits an England Kenntniß gegeben hat, nach den Eröffnungen gegen letzteres würden wir in der öffentlichen Meinung auf ewig vernichtet ſein, wenn wir durch ein Bündniß mit Frankreich uns entehrten und vollends durch ein ſolches Bündniß ohne alle Bedingungen.

Waren dieſe Mahnungen Gneiſenau's auch nicht ganz wirkungslos, in der Hauptſache blieben ſie doch ohne Erfolg, und wenn er ſelbſt die Unterhandlungen mit England, von wo zu dieſem Zwecke im tiefſten Geheimniß Oberſt Dörnberg nach Kolberg gekommen war, auch noch fortführte, ſo ſtieg in ihm doch mehr und mehr die Befürchtung auf, daß das preußiſche Cabinet durch die erſten Schritte der Nachgiebigkeit immer tiefer in Napoleon's Netze werde verſtrickt werden. Dieſelbe ſollte ſich nur zu vollſtändig als begründet erweiſen: im October 1811 wurde auf Andringen des franzöſiſchen Geſandten Saint-Marſan Blücher wegen angeblichen Ungehorſams von ſeinem Commando in Pommern abberufen — eine Nachgiebigkeit, welche das Schlimmſte in Ausſicht ſtellte. Als dann die

Forderungen bekannt wurden, deren Erfüllung Saint-Marsan im Namen Napoleon's als unerläßliche Bedingung des gewünschten Bündnisses aufgestellt hatte; als man vernahm, daß dieselben nicht einfach verworfen worden seien als ungerechtfertigt, unerschwinglich, für König und Land verderblich und herabwürdigend, da konnte man sich nicht länger darüber täuschen, daß der schon in der Stille vorbereitete Verzweiflungskampf unausgekämpft bleiben würde. Da eine unbedingte Unterwerfung unter Frankreichs Gewaltherrschaft die Folge der schon so weit gediehenen Unterhandlungen sein mußte, wurde es für die Patrioten Zeit, an ihre eigene Sicherheit zu denken, wenn sie nicht der Rache der Franzosen und der noch leidenschaftlichern der Anhänger derselben zum Opfer fallen wollten. Am 29. October 1811 schrieb Gneisenau in höchster Aufregung über diese letzten Vorgänge an Hardenberg:

Nun sind wir so weit gekommen, daß die höchste Gefahr für die Freunde der guten Sache entsteht. Die entgegengesetzte Partei ist im Begriff zu siegen, und mit Leidenschaftlichkeit wird sie sich für so manche erlittene Hintansetzung rächen, sowie die fremde Obergewalt immer mehr sich entwickelt.... Den Oberst von Dörnberg muß ich nun zurücksenden. Es wäre Verrath, solchen länger festzuhalten, und wir würden eine schwerlastende Blutschuld auf uns laden, die unser Unglück mehren würde. Warum damit zögern, wo keine Hoffnung mehr ist! Was könnte uns noch von außen Hoffnungsvolles kommen, wenn in unserer Brust Schwäche wohnt. Was sage ich, Schwäche, nein, Ehrlosigkeit! Denn so muß man die Handlung nennen, wo ein feierliches Ehrenwort gebrochen wird; ein Fall, der auch von Euer Excellenz neuerlichst für unmöglich angegeben wurde!... Für mich ist nun auch keines Bleibens mehr hier, wo keine Sicherheit mehr ist... Wohin mein Verhängniß mich führen werde, weiß ich noch nicht. Die Verhältnisse meiner zahlreichen Familie erlauben mir nicht, dieselbe wo andershin zu verpflanzen; wahrscheinlich werde ich also auf immer von ihr getrennt sein. Daß selbige nicht in Dürftigkeit verfallen werde, dafür vertraue ich Euer Excellenz edelmüthigem Herzen.... Dieser Zeit des Kampfes mit unedeln Leidenschaften, ich werde immer mit Verwünschungen ihrer gedenken; aber mir hat sie einen unschätzbaren Gewinn gebracht, den, daß ich Euer Excellenz näher gekommen bin und ein Gemüth wie das Ihrige habe kennen gelernt. Oft stand ich beschämt in mich selbst zurückblickend, wenn ich so viel himmlische Güte gewahr ward, als mir noch nie vorgekommen ist. Schöne Träume von Rettung des Vaterlandes unter einem solchen Staatsmann! Die alten Dynastien werden untergehen, und nur gemeinsame Noth wird an gemeinsame Rettung denken lehren. Unterdessen muß man vorbereiten und die erschütterten, zerstreuten Elemente zusammenzuhalten trachten.

Konnte Hardenberg für den Augenblick auch diese Auffassung der Dinge als eine zu trübe zurückweisen, mußte Gneisenau dem Benehmen des Staatskanzlers in der schwierigen Situation auch seinen vollsten Beifall schenken, das Verhängniß, das er nahen sah, wurde dadurch doch nicht aufgehalten. Dem König selbst hatte man die letzte Entscheidung anheimgegeben; dieser verschob sie bis zur Rückkehr Scharnhorst's von seiner Mission an den russischen Hof. Doch hegte Gneisenau schon jetzt keine Hoffnung mehr, gerade in dem Aufschub, in der steten Verzögerung des Entschlusses sah er das Verderbliche, denn mit jedem Augenblick wurde die Lage schwieriger, drohte dem Könige der Verlust des freien Entschlusses. Um wenigstens die von England geschickten und auf einer Flotte vor Kolberg liegenden kostbaren Materialien an Waffen und Munition dem Feinde nicht in die Hände zu liefern, theilte Gneisenau den Stand der Dinge offen an den in Kolberg verweilenden Dörnberg mit und ließ Anstalten zur Rückkehr der werthvollen Flotte treffen. Es kam ganz so, wie Gneisenau gefürchtet hatte; schon am 4. November entschied sich der König gegen den Verzweiflungskampf und für das französische Bündniß. Noch waren die infolge dessen aufs neue angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Abschluß gelangt, der anfangs von Frankreich vorgelegte Vertragsentwurf war von Preußen beanstandet und modificirt, dann ein Gegenentwurf gemacht worden, während dessen aber war Preußen rings mit Truppen umstellt; die Nachricht von der beabsichtigten Besatzung der Ostseeküste bis Memel rief in Berlin die größte Bestürzung hervor; gleich darauf kam die Meldung, daß der preußische Gesandte Krusemark in Paris einen Vertrag unterzeichnet habe, wie er ihm von Napoleon vorgelegt worden sei. Durch die drohende Erklärung, daß die französischen Truppen gegen Rußland bereits in Bewegung seien, in Preußen einrücken müßten, daß ihr Einmarsch vor Abschluß eines Bündnisses für den König unschicklich sei, durch solche gewaltsame Ueberraschung hatte Napoleon dem Gesandten seine Unterschrift abgepreßt. Der Kurier, der die Nachricht von der Unterzeichnung nebst der Rechtfertigung des Gesandten überbringen sollte, wurde von den Franzosen absichtlich durch Hindernisse aufgehalten, sodaß er erst 36 Stunden später als gewöhnlich in Berlin ankam; noch vor seiner Ankunft konnte so Davoust von Mecklenburg und Schwedisch-Pommern aus in Preußisch-Pommern einrücken. Die auf die gestellten Anfragen über den Grund solcher Maßregeln erfolgenden Antworten waren ganz leer und nichtig, zum Theil geradezu höhnend und frivol; dennoch meinte der König, die Sache sei zwar traurig, aber man müsse sich hüten, sie zu tragisch zu nehmen; unter solchen Umständen blieb denn auch der noch einmal ausgesprochene Rath Scharnhorst's, Gneisenau's und Boyen's, der König möge sich und den Staat durch rasche Entfernung von Berlin retten, ungehört, und alle drei forderten darauf ihre Entlassung.

Inzwischen war eine französische Armee von Magdeburg auf Brandenburg marschirt, die sächsische stand nur zwei Meilen von Frankfurt; den Hohenzollern schien das Schicksal der spanischen Bourbons zu drohen; die Bestürzung, die Rathlosigkeit war allgemein, wenn der König selbst wol auch noch in diesem Augenblicke daran dachte, wenigstens mit dem Degen in der Hand zu sterben; Saint-Marsan drängte, Davoust drohte mit dem weitern Vorrücken, falls der Vertrag noch nicht angenommen sei; da kam Krusemark's Kurier, und der Vertrag mit allen seinen „vergifteten" Bedingungen ward angenommen. Preußen war durch denselben mit seinen gesammten Hülfsmitteln zur unbedingten Verfügung Napoleon's gestellt. Gneisenau's Bleiben im Dienste war unter solchen Umständen zur Unmöglichkeit geworden, er hätte dadurch seine ganze

Vergangenheit und ſeine rühmlichen, freilich diesmal noch erfolgloſen Bemühungen für die Befreiung des geknechteten Landes Lügen geſtraft. Der ſchon früher in ihm aufgeſtiegene Plan zur Gründung einer deutſchen Legion im Auslande trat wieder mehr in den Vordergrund. Wie Gneiſenau handelten ſeine treueſten Genoſſen und Mitarbeiter an dem geſcheiterten Werke: Major Boyen, der beſonders des Königs Zuſtimmung zu den von Gneiſenau entworfenen Rüſtungsplanen erwirkt hatte, wurde zum Oberſten befördert, ſpäter mit einer geheimen Miſſion an den Kaiſer von Rußland betraut; Scharnhorſt, den der König nicht ganz gehen laſſen wollte, zog ſich mit unbeſchränktem Urlaub nach Schleſien zurück; auch Gneiſenau nahm ſeinen Abſchied, jedoch nur, um auf einem andern Schauplatze und in anderer Weiſe ſeine nationalen und freiheitlichen Beſtrebungen fortzuſetzen. Unter Belaſſung ſeines Gehalts wurde er von dem Amte eines Staatsraths entbunden, zugleich aber mit einem geheimen Auftrage verſehen: die Höfe Oeſterreichs, Rußlands, Schwedens und Englands ſollte er beſuchen, die dortigen Stimmungen und Verhältniſſe erkunden und Verbindungen anknüpfen, welche einſt ein gemeinſames Handeln ermöglichen und einen neuen Verſuch zur Abſchüttelung des fremdherrlichen Jochs thatkräftig und erfolgreich unterſtützen ſollten. Am 21. März 1812 verließ Gneiſenau Berlin, im vollen Bewußtſein der Größe der ihm geſtellten Aufgabe; war es doch in ſeine Hand gelegt, die Kräfte des Auslandes zur Unterſtützung Preußens, zur Befreiung Europas und zum Sturze des von ihm glühend gehaßten Tyrannen zu gewinnen und zu vereinigen.

Wenige Tage nur verweilte Gneiſenau in Mittel-Kauffung bei den Seinen, die er ſeit dreiviertel Jahren nicht geſehen hatte; dann eilte er nach Wien; eine lange Unterredung mit Erzherzog Karl überzeugte ihn aber, daß von dieſer Seite zur Zeit für die von ihm verfochtene Sache nichts zu hoffen ſei. Bald eilte er daher weiter über Lemberg nach Wilna, mitten durch das bereits an der Grenze ſtehende ruſſiſche Heer. In Wilna traf er nicht blos ſeine alten Freunde Chaſot und Clauſewitz, die in ruſſiſche Dienſte getreten waren, ſondern er fand auch bei Kaiſer Alexander, dem er von deſſen Beſuch in Königsberg her bekannt war, die freundlichſte und ehrenvollſte Aufnahme. Mit dem ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Scharfblick und der meiſterhaften Beobachtungsgabe hatte ſich Gneiſenau ſchon in kurzer Zeit eine eingehende Kenntniß der ruſſiſchen Heereseinrichtung, ihrer Vorzüge und ihrer Mängel erworben und legte ſeine Beobachtungen und die auf ihnen fußenden Rathſchläge dem Kaiſer in einer ausführlichen Denkſchrift vor, in welcher er die ruſſiſche Kriegsmacht namentlich mit Rückſicht auf den bevorſtehenden Krieg kritiſch beſprach. Von beſonderm Intereſſe ſind in dieſer Abhandlung die Rathſchläge, welche Gneiſenau in Betreff der Kampfesweiſe gibt, die man in dem Kriege mit Napoleon zu befolgen haben werde; in wenigen Worten enthalten ſie die Taktik, der Rußland ſchließlich des Gegners Vernichtung verdankte. So heißt es gleich im Anfang:

Dieſe Umſtände wohl erwogen, ſcheint die Klugheit durchaus Rußland zu empfehlen, wenigſtens für den Anfang des Kampfes auf jeden Entwurf eines Angriffskriegs zu verzichten, die Vortheile ſeines Bodens geltend zu machen, die feindlichen Heere auf ſein Gebiet herbeizuziehen, auf demſelben mit Kraft und Nachdruck alle geeigneten Mittel vorzubereiten, um den Krieg in die Länge zu ziehen, dem Klima ſeinen Antheil an der Zerſtörung des Feindes zu laſſen, nur Vertheidigungsſchlachten zu liefern und das nur in voraus bereiteten Stellungen, endlich nur nach einem vollen und entſcheidenden Siege zum Angriffskriege überzugehen. Den Krieg in die Länge ziehen, iſt ſiegen.

Unter den Maßregeln, welche Gneiſenau dem Kaiſer Alexander zur Rettung des Reichs vorſchlägt, finden ſich viele wieder, die er auch in ſeinem Entwurf für Organiſation des Volkskriegs in Preußen in Antrag gebracht hatte, ſo das Verbot jedes Verkehrs der Einwohner mit dem Feinde, wonach jeder, der demſelben Unterhalt liefert, des Hochverraths ſchuldig erachtet werden ſoll u. dgl. m. Beſonders weiſt er auf den mächtigen Bundesgenoſſen hin, der den Ruſſen in dem Klima zur Seite ſtehen wird:

Kann man die Bewegungen des franzöſiſchen Heers lähmen und ſie zu etwas verlängerten Cantonnirungen nöthigen, ſo wird man ganz ſicher ſie über alle Erwartung hinaus ſchmelzen ſehen, und diejenigen, welche das ruſſiſche Schwert verſchont hat, werden dem Klima zum Opfer fallen, wenn man ihm Zeit läßt, ſeine Wirkung zu üben. Dieſelben Vortheile bietet ein Winterfeldzug. Während der Schnee die Zufuhr von Lebensmitteln und anderer Bedürfniſſe für die ruſſiſchen Heere erleichtert, werden die Härte eines nordiſchen Winters nebſt dem völligen Mangel an allen Bequemlichkeiten, welche andere Länder bieten und woran der franzöſiſche Soldat ſich bei den beſiegten und unterdrückten Völkern gewöhnt hat, mächtig den Muth aller dieſer Horden lähmen, welche gegen ihren Willen in ferne Länder und unter einen rauhen, ungaſtlichen, unwirthlichen Himmel geführt ſind. Ohne Ausſicht auf das Ende ihrer Leiden werden ſie ſehr froh ſein, einen Vorwand zur Flucht aus dieſen Fröſten zu finden, und eine Schlacht, ſei ſie auch noch ſo wenig beſtritten und hartnäckig, wird ihn ihnen liefern.

Einen Vernichtungskrieg wünſchte Gneiſenau von den Ruſſen gegen die fremden Eindringlinge geführt zu ſehen; daher wünſchte er auch dringend die Einwirkung der Kirche auf die Gemüther des Volks mit herangezogen, und ganz ähnlich wie für die beabſichtigte preußiſche Erhebung ſo ſchlägt er auch hier vor:

Aus dieſem Geſichtspunkte wäre es paſſend, den Unterthanen einen neuen Eid der Treue abzunehmen, wodurch ſie ſich verpflichteten, jede Verbindung irgendwelcher Art mit den Feinden zu fliehen, ihren Forderungen nicht zu gehorchen, ſie zu verabſcheuen, zu bekämpfen, zu verfolgen, ſie als wilde Thiere auszurotten, und dieſer Handlung alle Feierlichkeit der Religion zu geben.

Von Wilna ging Gneiſenau nach Riga: den fünfwöchentlichen Aufenthalt daſelbſt benutzte er zur Ausarbeitung einer zweiten, für ſeinen eigenen Gebrauch beſtimmten Denkſchrift über den Zuſtand des ruſſiſchen Heers, in welcher er eine noch viel ſchärfere Kritik ausübte, namentlich die Gefahren aufdeckte, welche dem Kriege und ſeiner Führung aus den perſönlichen Verhältniſſen, Abſichten und Neigungen der in den höchſten Stellen befindlichen und beſonders einflußreichen Generale erwachſen konnten; ſein Mistrauen gegen den ſchwankenden und

unfesten Sinn Alexander's ſelbſt hält er auch keineswegs zurück.

Auf der von Riga nach Schweden gehenden Kauffahrteiflotte ſchiffte er ſich ein und kam nach viertägiger Ueberfahrt am 6. Juli in Stockholm an. Die bei ſeinem erſten Aufenthalt gemachten Bekanntſchaften, die jetzt erneuert wurden und zu denen manche neue hinzukamen, mochten ihm wol mitunter eine angenehme Stunde bereiten; was aber die Hauptſache, das Befreiungswerk, betraf, ſo waren die Ausſichten, die ſich dafür eröffneten, nicht eben hoffnungsreich. Außerdem hatten die übermäßigen geiſtigen und gemüthlichen Anſtrengungen des letzten Winters ſeine Geſundheit untergraben, ein Leberleiden fing an ihn zu peinigen und machte ſeine Stimmung noch muthloſer. Dies körperliche Leiden war wol mit der Grund, weshalb Gneiſenau gerade damals die Zukunft ſo trübe und düſter anſah; nur um die einmal übernommene Verpflichtung zu erfüllen, ſetzte er ſeine Reiſe fort, einen Erfolg verſprach er ſich nicht weiter davon, bereits dachte er daran, ſobald wie möglich nach Schleſien zurückzukehren und ſich ganz ſeiner Familie zu widmen. Tief entmuthigt ſchrieb er darüber an ſeine Frau:

Mein Entſchluß darüber ſteht feſt nach allem, was ich abermals habe ſehen müſſen. Unwiſſenheit, Schwachſinn, Unkräftigkeit, Gemüthsſchwäche leiten die Begebenheiten da, wo ich geweſen bin. Dort, wohin ich gehe, wirken andere ſchwächende Potenzen. Nirgends leuchtet mir eine Hoffnung, daß man ſich zu großen Anſichten erheben werde. Wozu alſo den ſüßeſten Freuden des Lebens entſagen, um umherzuirren und ein Evangelium zu predigen, das niemand begreift? Frankreich hat geſiegt, nicht durch ſeine Talente, denn hierin können wir uns wol mit dieſen Galliern meſſen, aber durch die Schwäche ſeiner Gegner. Zehn Jahre der erfahrungsreichſten Geſchichte haben die Fürſten noch nicht belehren können. Wollen ſie durch ihre Schwäche zu Grunde gehen, ſo ſei es. Ich will nun nicht mehr, ein neuer Siſyphus, den Fels vergebens bergan wälzen, ſondern dem Sturme unter einem Schauerdach zuſehen. Kündige daher den Kindern an, daß ich nächſtens wieder unter ihnen ſein werde.

Zum Glück für die Freiheit Europas kam Gneiſenau nicht gleich dazu, dieſen Entſchluß auszuführen. Durch Vermittelung ſeines Freundes von Gröben, der auch nach Schweden gegangen und mit dem Kronprinzen Bernadotte in Berührung gekommen war, hatte Gneiſenau mit dieſem eine Unterredung, welche neue Hoffnungen für den Freiheitskampf zu erſchließen geeignet war. Der Kronprinz erklärte ſich nämlich zu einer Landung in Deutſchland bereit, wenn ihm von England die dazu nöthigen Gelder bewilligt würden; er beauftragte Gneiſenau zugleich, in dieſer Frage mit dem Prinz-Regenten Unterhandlungen anzuknüpfen, deren Erfolg freilich als ein ſehr zweifelhafter erſcheinen mußte, da gerade damals zwiſchen dem ſchwediſchen und dem engliſchen Cabinet eine Spannung herrſchte, das letztere ſich näher an Dänemark anſchloß und eine Schwächung deſſelben zu Gunſten Schwedens durch die Abtretung Norwegens kaum zugegeben hätte. Dennoch eilte Gneiſenau nach England: am 20. Auguſt landete er in Harwich und ging ſofort nach London, wo er vom Grafen Münſter mit größter Herzlichkeit und offenſtem Vertrauen aufgenommen wurde. Schon nach wenigen Tagen hatte er eine neunſtündige Unterredung mit dem Prinz-Regenten, in welcher die Plane zur Befreiung Europas eingehend erörtert wurden; eine ſpecielle Denkſchrift darüber zu entwerfen, war die Aufgabe, der ſich Gneiſenau demnächſt widmete. Die gleichzeitig auf Stein's Rath erfolgende neue Annäherung Rußlands an England ließ die Zukunft wieder einmal in günſtigerm Lichte erſcheinen; die von Stein in Anregung gebrachte Gründung einer deutſchen Legion in ruſſiſchem Dienſte eröffnete Gneiſenau ſelbſt die Ausſicht, vielleicht bald mit dem Schwerte in der Hand dem verhaßten Feinde entgegentreten zu können; denn auf ihn, den Herzog von Braunſchweig, Walmoden und Grolman rechnete man dabei ganz beſonders. In der Denkſchrift, welche Gneiſenau gegen Ende Auguſt 1812 den engliſchen Miniſtern übergab, prüfte er eingehend die Mittel, welche für den beabſichtigten Kampf zu Gebote ſtanden; die möglichen Erfolge, welche durch eine ſchwediſche Landung in Norddeutſchland erlangt werden könnten; die Bedingungen, unter denen Schweden dieſe Aufgabe allein ausführen könnte und welche ſich namentlich auf die Sicherung gegen Dänemark bezogen; die Ausſichten, welche ſich dem welfiſchen Hauſe ſelbſt dadurch in Betreff Hannovers eröffneten; auch die Wege, auf denen man die nöthigen finanziellen Mittel würde ſchaffen können, deutet er in der Kürze an. Beſonders aber betont er auch hier wieder die idealen und moraliſchen Mächte, welche den um ihre Freiheit, um die Freiheit Europas Kämpfenden zu Hülfe kommen würden, und weiſt darauf hin, wie es gerade an ſolchen auf der gegneriſchen Seite gänzlich fehle. Einige von den Sätzen, die er in dieſer Hinſicht aufſtellt, ſind beſonders bemerkenswerth; ſo heißt es gleich im Eingange:

Der Krieg zwiſchen Rußland und Frankreich hat begonnen. Es wird der letzte ſein. Die Frage, ob das Feſtland unter die Füße eines heuchleriſchen Uſurpators getreten werden, oder ob deſſen Stern ſich endlich verdunkeln ſoll, wird an den Ufern der Wolga für immer entſchieden werden. Wird ſie es zu Gunſten des Erben der Franzöſiſchen Revolution, ſo iſt das Todesurtheil jeder Bildung, jeder freiſinnigen Idee unterzeichnet; die Knechtſchaft wird nur allgemeiner und abſcheulicher.... Es iſt daher für jeden aufgeklärten und der guten Sache ergebenen Staatsmann wichtig, die Mittel aufzuſuchen, um dieſen letzten Kampf der Sache der Unabhängigkeit der Völker günſtig zu wenden.... Wenn man die Mittel zum Widerſtande reiflich erwägt, ſo findet man, daß ſie erſtaunlich ſind. Einhundert Millionen Menſchen ſeufzen unter der eiſernen Ruthe eines glücklichen Verbrechers; ſie verabſcheuen ihn, und ihre Jugend wird zur Schlachtbank geführt, um ſeine ehrgeizigen Plane auszuführen. Sobald das Glück ſeine Fahnen verließe, würde der Abfall unter ſeine ſogenannten Verbündeten kommen und das Ausreißen unter ſeine Soldaten. Sein Reich beſitzt nicht die Feſtigkeit, welche allein die Zeit geben kann; die Völker ſind noch nicht in der Knechtſchaft gealtert, um ihm ſelbſt im Unglück treu zu bleiben. Die Kühnheit, die erſtaunlichſte Kühnheit iſt die einzige Grundlage ſeiner Uſurpation, und dieſer Kühnheit ſtand gegenüber die jammervollſte und ſchändlichſte Schwäche.

Auffallen kann übrigens in dieſer Denkſchrift Gneiſenau's die außerordentlich hohe Schätzung des Kronprinzen von Schweden, in dem er den eigentlichen Retter und Befreier Deutſchlands gefunden zu haben glaubt. Die Charakteriſtik deſſelben macht faſt den Eindruck, als habe

Gneisenau hier aus Gründen der Klugheit mit allzu günstigen Farben geschildert, Bernadotte's Persönlichkeit glänzender und großartiger dargestellt, als sie ihm selbst in Wahrheit erschienen sein mag, um auf diese Weise das im englischen Cabinet gegen denselben herrschende Mistrauen zu beschwichtigen und eine ungünstige Einwirkung desselben auf den Gang der Verhandlungen zu verhindern. Wenigstens stand Bernadotte's späteres Benehmen in den Freiheitskriegen mit dem günstigen Urtheil, das Gneisenau jetzt über ihn fällte, in einem ziemlich starken Widerspruch. Denn er sagt von ihm:

Glücklicherweise hat sich ein kühner Mann in einer hohen Stellung gefunden, welcher von edelm Ehrgeiz brennt, den Ruhm zu erwerben, Deutschland von seinen Unterdrückern zu befreien, und der, von einem eingewurzelten tiefen Hasse gegen den Kaiser Napoleon belebt, sein ganzes Dasein an den Kampf gegen ihn setzen will. Es ist der Kronprinz von Schweden. Kind der Französischen Revolution, kennt er alle deren Springfedern und alle Triebräder, welche geeignet sind, die Menschen zu regieren und an sich zu fesseln. Er wird der Kühnheit die Tollkühnheit entgegensetzen. Er ist kein gewöhnlicher Mann. In Schweden, wo so viele Elemente von Factionen sind, hat er verstanden, sie alle zu verbinden. . . . Alle Klassen der Gesellschaft beten ihn an.

Später mußte Gneisenau selbst anders urtheilen.

Nachdem er dann noch gezeigt, wie Schweden an eine Landung in Norddeutschland nur dann denken könne, wenn es sich gegen Dänemark gesichert habe, wie es daher zunächst die dänischen Inseln erobern müsse, um zugleich für die Zukunft ein Tauschobject zu haben, gegen welches es Norwegen erlangen könnte, und nachdem er kurz die Wege angedeutet hat, auf denen England die sehr bedeutenden finanziellen Hülfsmittel herbeischaffen könnte — er schlug dazu die Ausgabe von Banknoten vor „zahlbar unter Gewähr der britischen Regierung für das Festland nach Wiedereroberung der Unabhängigkeit" —, schließt Gneisenau mit der Mahnung, daß, wenn man etwas thue, man es jedenfalls ganz und voll thun müsse, daß man nicht wie bisher immer auf halbem Wege stehen bleiben dürfe:

Wenn die Regierung dieses französischen Kaisers, welche auf Lüge, Kühnheit und dem erstaunlichsten Glücke beruht, einzustürzen beginnt, so würde es zweckmäßig sein, Moreau herbeizurufen, um unter ihm die französischen Truppen herbeizuziehen und zu bilden. Nach allen Erkundigungen ist seine Partei in Frankreich noch immer sehr zahlreich. Keinen halben Erfolg! Die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieser Usurpator ausgerottet ist, das ist das Ziel, welches uns die wahre Politik zeigt.

Die Vorschläge Gneisenau's fanden bei dem englischen Ministerium, namentlich dem Grafen Münster, die beifälligste Aufnahme, und dasselbe zeigte große Bereitwilligkeit, nach denselben zu handeln. Gneisenau begann aufzuathmen und wieder zu hoffen. Freilich waren die Nachrichten, die zu derselben Zeit aus Rußland über den Fortgang des Kriegs eintrafen, nicht eben ermuthigend und trugen dazu bei, die Patrioten zwischen banger Furcht und Hoffnung in der Schwebe zu erhalten. Die am 14. September erfolgte Einnahme Moskaus schien den letzten Rest von Hoffnung zu vernichten. Diese ängstliche Spannung untergrub den erschütterten Gesundheitszustand Gneisenau's, und da die noch schwankende Entscheidung in Rußland seinen Bemühungen für den Augenblick Stillstand gebot, so zog er sich nach den Mineralquellen von Buxton zurück, „um sich dort von seinem sich verschlimmernden chronischen Rheumatismus zu befreien und seine kranken Eingeweide zu heilen". Aufmerksam beobachtete er von diesem „abgelegenen Winkel Englands" aus den Gang der großen Ereignisse und unterhielt mit seinen deutschen Freunden und Gesinnungsgenossen einen lebhaften Briefwechsel, bei dem man aber auch jetzt noch aus Furcht vor Spionage zu falschen Namen seine Zuflucht nehmen mußte. Besonders wurde Gneisenau's Interesse in Anspruch genommen durch die in Rußland in Angriff genommene Bildung einer deutschen Legion, welcher eine große Anzahl seiner einstigen liebsten Waffengenossen angehörte; von seiner Vermittelung erwartete man, daß dieselbe in englischen Sold genommen und unter seinen Oberbefehl gestellt werde. Bald aber trafen vom Kriegsschauplatz Nachrichten ein, welche die Herzen aller Freiheitsfreunde höher schlagen machten. In dem Brande von Moskau schien das Morgenroth einer neuen Zeit aufzuleuchten; nachdem die Russen ihre Hauptstadt, ihr nationales Heiligthum den Flammen preisgegeben hatten, blos um sie nicht in der Hand des Feindes zu lassen, schien der Abschluß eines Friedens unmöglich, die Fortführung des Kampfes bis zum äußersten Punkte der Vernichtung nothwendig, wenn auch jetzt noch Gneisenau nicht alle Zweifel an dem muthigen Ausharren des Kaisers Alexander zu unterdrücken vermochte. Daß der Kronprinz von Schweden die beabsichtigte Landung in Deutschland plötzlich unter dem nichtigen Vorwande einer Misernte aufgab, war auch nicht ermuthigend und mußte die auf der einen Seite erregten Hoffnungen auf der andern neu erschüttern. Doch wurden sie wieder befestigt und gehoben durch die Nachrichten, welche nun in rascher Folge aus Rußland eintrafen. Die Räumung von Moskau und der Beginn des Rückzugs der Franzosen erhielten ihre wahre Bedeutung erst dadurch, daß Rußland nun zur Offensive überzugehen bereit war, daß Kaiser Alexander, dem Entwurfe Stein's folgend, sich entschloß, als Befreier Deutschlands und Europas aufzutreten. Es folgte die Kunde von dem furchtbaren Uebergang über die Beresina am 15. November, von der vollständigen Auflösung des französischen Heeres durch die Bundesgenossen der Russen, den Hunger und den mit eisiger Kälte hereinbrechenden nordischen Winter. In dem berühmten 29. Bulletin gestand Napoleon, wenn auch nicht offen, so doch zwischen den Zeilen seine totale Niederlage und die Vernichtung seines Heeres ein; das war der Augenblick, auf den Gneisenau wie alle Patrioten gerechnet hatte, wo es zu handeln galt, denn jetzt oder nie war die Wiedergewinnung der Freiheit möglich geworden.

Aus seiner Zurückgezogenheit in Buxton kehrte er nach London zurück, um im Mittelpunkte der Bewegung selbst mit allen Kräften thätig zu sein. In den ersten Tagen des December überreichte er dem Prinz-Regenten

eine Denkſchrift, in welcher er eine engliſche Landung in Deutſchland als dasjenige in Antrag brachte, wodurch der erſchütterten Napoleoniſchen Macht der Todesſtoß verſetzt und Europa befreit werden könnte. Er wies darauf hin, wie gerade das Haus der Welfen an der Spitze dieſer großartigen Unternehmung ſtehen müſſe, wie ſeine Führung demſelben alle nationalen Sympathien zuwenden werde, denn das Haus der Welfen ſei das einzige, „welches ſich nicht durch einen Bund mit dem glücklichen Verbrecher befleckt, noch ſich durch Annahme ſeiner Orden herabgewürdigt habe". Die Verdienſte, welche es ſich durch Unterſtützung des ſpaniſchen Aufſtandes um die Freiheit Europas erworben habe, machten es zum natürlichen Führer des bevorſtehenden Befreiungskriegs. Mit begeiſterten Worten zählt Gneiſenau alle die Vortheile auf, welche eine baldige Landung in Norddeutſchland und deſſen Inſurgirung haben würde. Der letzte der von ihm aufgeſtellten Punkte lautet:

Sie geht endlich auf die Zerſtörung der Regierung dieſes Ungeheuers, welches noch gefährlicher durch das Gift, das es ausathmet, als durch ſeine Klauen iſt. Jeder Entwurf, welcher unter dieſem Ziele bleibt, wird vergeblich ſein! Wer immer einen gewöhnlichen Krieg gegen dieſen Böſewicht führen will — adhuc ignavis aliena quam sua virtute feliciorem —, um ſchließlich mit ihm zu unterhandeln und durch einen Frieden in den gewöhnlichen Formen der Diplomatie zu endigen, wird dabei der Gimpel und das Opfer ſein. Ihn zu Boden werfen, ihn zerſtören, ihn und ſeine Trabanten, das iſt die Aufgabe, welche ſich eine geſunde, reine und ſtarke Politik auferlegen muß, und daran, daß man dieſe Wahrheit in den europäiſchen Cabineten verkannte, haben ſich unſere Unglücke aufgehäuft.

Die einander raſch folgenden Nachrichten von den ſtets neuen Unglücksfällen, welche die traurigen Reſte des franzöſiſchen Heeres betrafen, trugen weſentlich dazu bei, den Vorſchlägen und Entwürfen Gneiſenau's eine gute Aufnahme und ernſtliche Erwägung zu bereiten. Mit Lord Caſtlereagh und Münſter perſönlich beſprach er ſie im einzelnen, erläuterte und begründete ſie näher und widerlegte und beſchwichtigte die dagegen vorgebrachten Einwürfe und Bedenken. Dieſe letztern bezogen ſich namentlich auf die Möglichkeit eines Erfolgs, wenn man die Landung und Inſurgirung ausführe, noch bevor Oeſterreich und Preußen ſich gegen Napoleon erklärt hätten. Gneiſenau zweifelt nicht, daß Oeſterreich bei dem bekannten Haſſe, der nicht blos Kaiſer Franz, ſondern auch ſeinen Hof, das Heer und das ganze Volk gegen Napoleon erfülle, von der allgemeinen Begeiſterung ſogleich werde mitfortgeriſſen werden. In Betreff Preußens bemerkte er treffend:

Die Unglücksfälle des Königs von Preußen haben ihn furchtſam gemacht. Er wird nahe bewacht, er iſt zum Theil ſehr übel umgeben. Sein Land iſt durch zwei Reihen Feſtungen mit franzöſiſchen Garniſonen durchſchnitten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er ſich erkläre, bevor die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs ihn ermuthigt; aber da er ſich enge mit Oeſterreich verbunden hat und die Geſchicke dieſer Macht theilen will, ſo wird er vereint mit ihr handeln.

Doch erkannte man auch in Preußen die ganze Bedeutung der augenblicklichen Lage. Hardenberg conferirte bereits mit dem engliſchen Unterhändler von Ompteda, und Rußland forderte zum Anſchluß auf. Die Theilnahme Gneiſenau's an dieſen Beſtrebungen war von der höchſten Bedeutung. Stein, in leidenſchaftlichem Eifer das Befreiungswerk betreibend, forderte denſelben auf, nach Rußland in die Umgebung des Kaiſers zu kommen. Doch fanden ſich zwiſchen den Anſichten gerade dieſer beiden Männer die erheblichſten Differenzen, und wenn dies Gneiſenau auch niemals gehindert haben würde, mit Stein Hand in Hand an der Verwirklichung ſeiner Lebensaufgabe zu arbeiten, ſo war er doch darauf bedacht, ſeine perſönliche Unabhängigkeit und Würde dem leicht erregbaren und heftigen Stein gegenüber zu ſichern; einige ſpöttiſche Bemerkungen Stein's über ſeinen müßigen Aufenthalt in Buxton gaben ihm die Veranlaſſung, freilich nicht ohne einige Gereiztheit, demſelben über die Schroffheit ſeiner Formen, was man ſo ſagt, reinen Wein einzuſchenken. Er ſchreibt ihm:

Konnten Ew. Excellenz wirklich glauben, daß im Monat November in dem hohen baumloſen Gebirge Derbyſhire mit drei bis vier Invaliden ein Luſtaufenthalt ſein könne? Ich habe mich dorthin nur begeben, um etwas für meine Geſundheit zu ſorgen und um mich dem mich erdrückenden Gewühle der Hauptſtadt zu entziehen, zu einer Zeit — wo nimmermehr daran gedacht werden konnte, daß irgendetwas, was das Ausland betraf, berathſchlagt oder beſchloſſen werden würde. Man geht nicht mehr in die Bäder, um Vergnügungen zu ſuchen, die weder für mein Alter noch meine Stimmung paſſen. Es muß mir alſo empfindlich ſein, wenn ich in Ihrem Briefe einen Ausfall leſe, der mich der Vergnügungsluſt beſchuldigt, einen Ausfall, zu dem Sie kein Recht haben, ich möge der Anklage ſchuldig oder unſchuldig ſein.

Nachdem er dann darauf hingewieſen, daß Stein nicht lange erſt erklärt habe, ſeine Anweſenheit in Petersburg werde ganz nutzlos ſein, und ihm zum Verbleiben in England gerathen habe, daß er jetzt ihm den Befehl über die dort gebildete deutſche Legion geben wolle, während er doch früher ſelbſt einen andern Führer vorgeſchlagen habe, fährt Gneiſenau allgemeiner fort:

Ew. Excellenz ſind häufig hart gegen ihre Untergebenen und haben dadurch manchen wackern Mann, deſſen Charakterſtärke nicht in heftigen Entladungen nach außen, ſondern in ſtiller Befolgung ewig unwandelbarer Grundſätze bei Beobachtung urbaner Formen beſtand, von ſich abgeſchreckt und mit Mistrauen gegen ſich erfüllt. Sie mögen es mit andern halten, wie Sie wollen, aber ich erkläre Ihnen hiermit, daß, wofern mein Wirkungskreis mich näher mit Ihnen zuſammenführen ſollte, ich mir Ihre Ausfälle nimmer gefallen laſſen werde. Es iſt beſſer, ich erkläre Ew. Excellenz dies im voraus, damit Sie wiſſen, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen gemeinſchaftlich wirken werde. Sie wiſſen alles, was in Büchern, ich einiges von dem, was in der Menſchen Herzen geſchrieben ſteht. Sie kennen das Gebiet der Theorie, ich weiß, wie man Menſchen ſchont, um ſie für höhere Zwecke zu gewinnen und zu begeiſtern; und daß ich, wo meine ſanften Formen nicht zureichen, befehlen und mir Gehorſam verſchaffen kann, das habe ich bewieſen. Seit ſechs Jahren habe ich nicht einen Moment aufgeſchoben, für unſere Sache zu leben. Ich habe manches Gute gethan und nie durch Unvorſichtigkeit unſerer Sache geſchadet. Ich muß daher auf einer achtungsvollen Behandlung beſtehen, ſonſt ſage ich mich von denen los, die mir meine gerechte Forderung verweigern wollen.

Gneiſenau blieb in London; im Auftrage Hardenberg's

knüpfte er mit dem engliſchen Cabinet aufs neue Verhandlungen an, in denen namentlich von der Aufnahme engliſcher Truppen in Kolberg die Rede war; freilich gingen ſie dem Feuereifer Gneiſenau's lange nicht raſch genug von ſtatten, und er hatte noch nicht unbedingtes Zutrauen, daß es diesmal wirklich zum Schlagen kommen werde. Da kam die Nachricht von York's mannhafter That, dem Abſchluß der Convention von Tauroggen; die Erkundigungen, welche der engliſche Unterhändler Ompteda darüber in Berlin einzog, ließen kaum noch einen Zweifel, daß York nach geheimen Befehlen gehandelt habe, daß es Preußen mit dem Kampfe gegen die Fremdherrſchaft wirklich Ernſt ſei. Von dieſem Augenblick an war die Entwickelung der Dinge eine ſehr ſchnelle: die in Rußland in der Bildung begriffene deutſche Legion wurde in engliſchen Sold genommen, der Abſchluß eines Vertrags zwiſchen Preußen und England erfolgte gleich danach und gewährte Gneiſenau alles, was er gewünſcht hatte, nämlich die vollſtändige Ausrüſtung für 20000 Mann, welche bereits eingeſchifft war, und ihm ſelbſt ein bewaffnetes Schiff, das ihn nach Kolberg oder, wenn dort die Landung nicht mehr möglich ſein ſollte, nach Pillau oder Memel bringen ſollte. Nach herzlichem, hoffnungsvollem Abſchiede von Münſter und ſeinen übrigen Freunden eilte er nach Schweden, fand in Karlsham die verſprochenen engliſchen Schiffe und ging nach Kolberg unter Segel.

Zur freudigen Ueberraſchung ſeiner Waffengenoſſen und unter dem lauten Jubel der noch mit Begeiſterung an dem heldenmüthigen Commandanten ihrer Stadt hängenden Bürgerſchaft kam Gneiſenau am 25. Februar 1813 in Kolberg an. Alles, was er da um ſich ſah, was er von nah und fern hörte, beſtärkte ihn in der frohen Hoffnung, daß endlich das Volk erwacht ſei, und daß die Stunde der Freiheit geſchlagen habe. Der König ſelbſt hatte einen Entſchluß gefaßt, er hatte Potsdam, wo die Franzoſen ihn aufheben wollten, verlaſſen und war nach Breslau geeilt; die bewährteſten Führer der nationalen Bewegung bildeten ſeine Umgebung, und das maſſenhafte Zuſammenſtrömen von Freiwilligen überzeugte ihn endlich von der Kraft des Volks und der Wahrheit ſeiner Begeiſterung, an die er niemals hatte glauben wollen; der Bund mit Rußland wurde geſchloſſen. Gneiſenau meldete ſeine glückliche Ankunft ſofort dem Staatskanzler und dem König, erhielt den Befehl, nach Breslau zu kommen, und traf bereits am 10. März dort ein, vom König in der huldreichſten Weiſe, von ſeinen Freunden Blücher, Stein, Scharnhorſt mit lautem Jubel empfangen. In hervorragender Weiſe nahm er nun an den Berathungen theil, welche der um Hardenberg verſammelte Kreis pflog, der die eigentliche Seele und den Mittelpunkt der ganzen nationalen Bewegung bildete. Die Aufforderung des Staatskanzlers, zur Weiterführung der Unterhandlungen nach London zurückzugehen, lehnte er entſchieden ab; für ihn war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo ſein Platz im Felde war, wo es galt, mit dem Schwert in der Hand gegen die Tyrannei zu fechten. Er ſchrieb darüber an Hardenberg:

Die Pflicht gegen meinen guten Namen — und nur durch dieſen vorzüglich und durch das öffentliche Vertrauen kann ich Sr. Majeſtät nützliche Dienſte leiſten — befiehlt mir, die Miſſion nach England abzulehnen, und zwar auf das beſtimmteſte abzulehnen und lieber jeden, auch den auffallendſten Schritt zu thun, als mich in dieſe Beſtimmung zu fügen. Vier Jahre lang habe ich den Krieg gegen Frankreich gepredigt, und nun wir durch überirdiſche Hülfe endlich dahin gekommen ſind, ſollte ich mich vom Kriegsſchauplatz hinwegbegeben, um diplomatiſche Geſchäfte zu übernehmen? Ein ſolches Betragen würde mir den gerechteſten Tadel und den bitterſten Spott zuziehen. Meine bitterſten Feinde ſelbſt könnten nichts Zweckmäßigeres erfinden, um mich in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Bereits einen ruhmwürdigen Feldzug habe ich durch meine diplomatiſche Reiſe des vorigen Jahres verloren, und nun ſollte ich auch um den zweiten kommen in dem Augenblick, wo unſere Armee den Fuß auf fremdes Gebiet ſetzt! Nimmermehr! Meine Anſtellung ſoll keine Schwierigkeit haben. Es ſoll mir eine Ehre ſein und es macht mein Glück aus, für die Sicherheit des Königs und die Unabhängigkeit ſeiner Monarchie in jeder Eigenſchaft zu dienen.

Die Antwort auf dieſe von der edelſten Männlichkeit durchdrungene freimüthige Aeußerung war die Ernennung Gneiſenau's zum Generalmajor: als ſolcher ſollte er den Befehl über dasjenige Truppencorps übernehmen, welches beſtimmt war, ſich mit der alliirten Armee zu vereinigen; bis daſſelbe im Felde ſtehen würde, ſollte er bei dem Blücher'ſchen Corps Dienſt thun. So war denn ſein Lieblingswunſch erfüllt, es ging ins Feld gegen den fremden Tyrannen; Jubel und Siegesgewißheit erfüllte ſeine Seele, als am 18. März das Blücher'ſche Hauptquartier von Breslau aufbrach und ſich gegen Sachſen in Bewegung ſetzte. Am 22. März ſchrieb er an den General Dörnberg:

Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklichern Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marſch, um endlich gegen unſere Unterdrücker fechten zu dürfen. . . . Wir kommen mit den ſchönſten Truppen an. . . . Jedesweden Herz iſt hoch geſtimmt. Mein munterer Feldherr iſt neu begeiſtert. Scharnhorſt, unſer erſter Generalquartiermeiſter, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter ſind tüchtige Leute; der Soldat iſt ſchlagfertig und erbittert. Als unſere Cavalerie von Breslau abzog, zog in derſelben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, ſagten die Soldaten, dieſen Krähen hat das Franzoſenblut gut geſchmeckt; ſie kommen uns nach, um noch mehr davon zu freſſen.

Am 24. März überſchritt das Heer die ſächſiſche Grenze; die dabei veröffentliche Proclamation „An Sachſens Einwohner" war von Gneiſenau ſelbſt verfaßt, da die in Hardenberg's Cabinet zu dieſem Zweck entworfene nicht rechtzeitig eintraf. Die Stellung der Verbündeten zu dem König von Sachſen ließ er darin abſichtlich unbeſtimmt, wies dagegen hin auf all das Leid, das Napoleon dem ſächſiſchen Lande zugefügt habe, forderte das Volk auf, ſich mit den Preußen zu vereinigen und die Fahne des Aufſtandes gegen die fremden Unterdrücker zu erheben. Ueber die Abſicht, die er bei Abfaſſung dieſer Proclamation befolgt, und die Mittel, durch welche er dieſelbe zu erreichen geſucht habe, ſchreibt er bei Ueberſendung des Actenſtücks an den Staatskanzler die bezeichnenden Worte:

Ich habe ſelbiger einen etwas poetiſchen Schwung gegeben, weil ſelbige für die große Maſſe des Volks und nicht für die höhern Stände allein beſtimmt iſt, die durch Erziehung und

Egoismus häufig den poetischen Sinn verloren haben, dahingegen jenes in den fast einzigen Büchern, mit denen es vertraut ist, in der Bibel und im Gesangbuch, an poetische Bilder gewöhnt ist und Gefallen daran findet.

Doch fand die Gneisenau'sche Proclamation nicht des Staatskanzlers und des Königs Beifall, und auch die gleichfalls von ihm angeregte Wiedervereinigung des Kottbuser Kreises mit der Mark Brandenburg und die Uebergabe seiner Verwaltung an preußische Civilcommissarien wurden hart angefochten. Gneisenau suchte sich durch eingehende Darlegung seiner Gründe zu rechtfertigen, indem er mit klaren Worten darauf hinwies, wie man es unmöglich allen recht machen könne, wie es aber die Natur des Kriegs geradezu verbiete, über alles Rücksprache zu nehmen und für jeden einzelnen Schritt erst Genehmigung einzuholen; jedenfalls sei es besser, daß etwas Mittelmäßiges, als daß gar nichts geschehe. Auch Scharnhorst billigte das Geschehene nicht ganz und meinte, in alle Handlungen den Sachsen gegenüber müsse Milde und brüderliche Liebe gelegt werden. Wie diese Milde und brüderliche Liebe belohnt wurde, ist bekannt.

Es ist hier nicht der Ort, um im Anschluß an Pertz' Darstellung den Lauf der kriegerischen Ereignisse im einzelnen zu verfolgen, an denen Gneisenau nun theilnahm, ohne daß seine sonstige vielseitige Thätigkeit dadurch beeinträchtigt worden wäre: seine Correspondenz mit dem Staatskanzler sowie mit den andern Genossen an dem Befreiungswerke geht ununterbrochen fort, er gibt Rathschläge zur Vertheidigung Berlins oder sendet Entwürfe für Verwendung der zu bildenden leichten Corps und sucht daneben durch Mittheilungen an den in Berlin erscheinenden „Preußischen Correspondenten" auf die öffentliche Meinung zu wirken. Doch fehlte es auch jetzt nicht an Enttäuschungen und Hindernissen, die wegen ihrer Kleinlichkeit doppelt schmerzlich empfunden wurden; namentlich machte die Verständigung mit dem russischen Hauptquartier viel Mühe, und die besten Intentionen und kühnsten Entwürfe der preußischen Generale scheiterten oft an der Unlust, der Trägheit und dem Eigensinn, der ihnen von dieser Seite entgegengestellt wurde. Niemals fühlte Gneisenau dies schmerzlicher als in der blutigen Schlacht bei Groß-Görschen, welche trotz allen Heldenmuthes, trotz der blutigsten Opfer dennoch nicht mit einem Siege endete, wenn sich die preußischen Feldherrn und Truppen auch als Sieger fühlten. Gneisenau, der selbst im dichtesten Kugelregen gewesen war, blieb unverwundet; dagegen wurden sein Freund Scharnhorst und sein Sohn August verwundet. Diesen hatte Gneisenau gleich beim Ausbruch des Freiheitskampfes aus Schlesien zu sich kommen lassen, damit er unter seinen Augen den Krieg kennen lerne und sich im Waffenhandwerk versuchen könne. So unmuthig Gneisenau über den wenig günstigen Ausgang der Schlacht und dessen Ursachen auch sein mochte, die stolze Vaterfreude, die ihn über die Tapferkeit seines Sohnes erfüllte, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, und mit frohem Stolze berichtet er davon seiner Frau:

Nun muß ich dir noch hersetzen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt. Er sagt mir: „Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, ich habe ihn fechten gesehen; er verdiente zum Beispiele allen aufgestellt zu werden." Was denkst du hierzu, zu diesem Zeugniß eines der tapfersten Generale! Wundern wirst du dich darüber, daß August wahrscheinlich das Eiserne Kreuz erhalten wird, denn er ist dazu vorgeschlagen. Sage ihm dies, wenn er bei dir ankommen sollte, und wie rühmlich für ihn es sei, in so jungen Jahren schon sich die Achtung seiner Vorgesetzten erworben zu haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen fortsetzt und Gott ihn in Gefahren erhält, so kann es nicht fehlen, daß er sich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich ihn fortan nicht mehr als Sohn allein, sondern auch als Freund behandeln werde.

Bei dem Rückzuge über die Elbe, der die nächste Folge der bisherigen kriegerischen Ereignisse war, befehligte Gneisenau, da Blücher infolge seiner Verwundung körperlich zu schwach war, das preußische Corps; der bald danach erfolgende Anschluß Sachsens an Napoleon drohte neue Gefahren; doch ermuthigte Gneisenau Hardenberg selbst zu muthigem Ausharren, zu fortgesetztem, thatkräftigem Rüsten. Noch hat er den besten Muth, klagt aber bitter über die Erbärmlichkeit der russischen Führung. Er schreibt:

Das größte Uebel, worunter wir leiden, ist die Befehlführung der Armee. Graf Wittgenstein ist selbiger nicht gewachsen, und das Vertrauen, welches er ehemals in den General Diebitsch setzte, ist verschwunden. Dieser hinwiederum hat den Kopf verloren. Der General d'Auvray, Chef des Generalstabes, ist bequem und indolent. Dreimal bin ich in Borna (am 1. Mai) bei diesen Männern gewesen und dreimal habe ich sie in ihren Betten gefunden: nachmittags, abends, morgens. Aus ihrer Feder erscheinen unzweckmäßige, unverständige, unausführbare Befehle. Wir thun davon, was wir können oder mögen, aber es gibt deren welche, die wir, um uns nicht selbst in Gefahr zu stürzen, befolgen müssen.

In der Schlacht bei Bautzen (20., 21. Mai) war Gneisenau wieder im dichtesten Kugelregen; sein und Blücher's und ihres Stabes todesmuthiges Ausharren auf den Kreckwitzer Höhen, welche dem sich kreuzenden feindlichen Kanonenfeuer ausgesetzt waren, machte vornehmlich den wohlgeordneten Rückzug des verbündeten Heers möglich. Der Rückzug über die Oder, für den die Russen, namentlich Kaiser Alexander selbst sprachen, wurde noch glücklich verhindert; Gneisenau's und Blücher's Drängen, aggressiv gegen den gleichfalls sehr erschütterten Feind vorzugehen, hatte keinen Erfolg, so sehr auch der Hinweis, daß man durch stete Rückzüge unmöglich Oesterreichs Bundesgenossenschaft gewinnen werde, für diesen Rath sprechen mußte. Der Waffenstillstand wurde abgeschlossen, den Gneisenau seiner ganzen Ueberzeugung nach verwerfen mußte als unklug in militärischer, finanzieller, politischer und psychologischer Hinsicht.

Bis zu diesem Punkte gerade wird das Leben des kühnen, wirklich genialen Feldherrn in dem vorliegenden zweiten Bande des Pertz'schen Werks geführt. Der hohe Werth, der demselben beizumessen ist, beruht in dem kostbaren Material, das uns darin geboten wird; denn das, was der Geschichtschreiber selbst dazu gethan hat, ist außerordentlich wenig, sowol in Betreff der Gruppirung des großen Stoffs als auch in Betreff der Darstellung im einzelnen. Namentlich an der letztern muß auch der absichtlich, wie es scheint, möglichst knapp, kalt und farblos

gehaltene Stil Befremden erregen; „Enthörung" im Sinne von Nichterhörung iſt eine wol mit Recht anzufechtende Neubildung; keinesfalls aber zu rechtfertigen ſind Sätze wie: „Der Kurier .... fiel jedoch, nebſt allen übrigen Actenſtücken .... einer ſpaniſchen Guerrilla in die Hände und ward ... veröffentlicht." Doch wollen wir auf derlei Einzelheiten kein ſonderliches Gewicht legen, wenn ſich auch noch eine ganze Anzahl ähnlicher Sätze zuſammenſtellen ließe. Sehr viel mehr möchten wir das ausſetzen, daß das Werk ſeiner ganzen Anlage nach auf einen ziemlich kleinen Kreis zunächſt Intereſſirter und hiſtoriſcher Fachgenoſſen berechnet iſt, ſich aber nicht an die große Mehrheit unſerer Gebildeten wendet; gerade dies iſt es, was wir um des herrlichen, wahrhaft patriotiſch anregenden Stoffs willen lebhaft bedauern. Ein Leben Gneiſenau's hätte ein nationales Geſchichtswerk werden müſſen; das aber wird das umfangreiche Werk von Pertz niemals werden. Trotzdem aber ſind wir dem Verfaſſer für die Erſchließung koſtbarer Materialien zu hohem Danke verpflichtet und ſehen mit lebhaftem Intereſſe dem Erſcheinen des dritten Bandes entgegen, welchem die Geſchichte des Heldenthums Gneiſenau's in dem wieder ausbrechenden Kriege von der Schlacht an der Katzbach bis zum Siege von Belle-Alliance und dem zweiten Pariſer Frieden vorbehalten iſt.

Hans Prutz.

Unterhaltungsliteratur.

1. Doppelleben. Roman von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 3 Thlr.

Daß in jedem Menſchen ein guter und böſer Dämon vorhanden, von denen bald der eine, bald der andere das Uebergewicht erhält, iſt eine unleugbare Thatſache. Wem ſeine Zeit erlaubt, genauer hinzuhören, der kann bisweilen das Zwiegeſpräch dieſer beiden Dämonen belauſchen. Freilich, dieſe böſen und guten Engel ſind nicht ſo ſchwarz und weiß angeſtrichen, daß man ſie augenblicklich unterſcheiden kann; ſie vertauſchen bisweilen ihre Rollen; und da die Ueberzeugungen der Menſchen wechſeln, ſo wechſelt auch die Tonart, in welcher dieſe innern Mahnungen ertönen. Das Gewiſſen kann nur Uebereinſtimmung mit der Ueberzeugung verlangen, nicht eine Uebereinſtimmung zwiſchen dem „heute" und „morgen"; denn das geiſtige Leben iſt ein Entwickelungsproceß, der nur ſeinen eigenen Geſetzen folgt.

Die geiſtreiche Verfaſſerin des vorliegenden Romans, eine Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, hat es ſich zur Aufgabe gemacht, dies innere Doppelleben des Menſchen in ſeinen Widerſprüchen und Kämpfen darzuſtellen. Freilich geht ſie von der Anſicht aus, daß der gute und böſe Geiſt im Menſchen etwas Feſtes ſeien, daß das Innere des Menſchen, wie die Jacke eines Hanswurſtes, aus zwei Farben beſtehe, die nie miteinander verſchmelzen. Deshalb ſpaltet ſie ihren Helden in zwei Theile, von denen der eine, Heinrich, das gute, der andere, Henri, das böſe Princip vertritt, und ſie verwickelt beide oft in einen Dialog, wie ihn Ormuzd und Ahriman in ihren Mußeſtunden miteinander führen könnten. Die Art, wie die Verfaſſerin dieſe beiden innern Perſönlichkeiten in bauchredneriſchen Geſprächen verkehren läßt, erſcheint uns gerade als die Achillesferſe des Romans. Denn dieſe handgreifliche Verkörperung des Doppellebens kann als eine allzu bequeme Symbolik nie die feinern Schattirungen erſetzen, ja ſie erſchwert die Darſtellung der pſychologiſchen Uebergänge; denn Heinrich und Henri werden ſtets mit ihren Köpfen zuſammenſtoßen. Henri will genießen und erringen, Heinrich nützen und vollbringen, Heinrich iſt der Denker, Henri der Viveur. Was Henri erfreut, fühlt Heinrich nicht, und was Heinrich erringt, nutzt Henri nichts. Henri geht auf die Bälle, während Heinrich zu Hauſe bleibt. Doch auch Heinrich kann ſinken; wir erfahren an einer Stelle, daß Heinrich und Henri gleich tief geſunken ſind. Da erſcheint Heinrich mehr als der Fauſt und Henri als der Don Juan.

Abgeſehen von dem etwas mechaniſchen Auf- und Niedertanzen dieſer beiden innern ſymboliſchen Geſtalten, das an die Eimer in einem Ziehbrunnen erinnert, hat indeß der Roman mancherlei Vorzüge. Es ſind nicht blos Herzensconflicte, welche in demſelben zum Austrag kommen: wichtige Fragen der ſocialen und politiſchen Welt greifen mit ein. Der Held macht bedeutende Wandlungen durch. Zögling der Jeſuiten, deren Ueberzeugungen er nicht theilt, wird er hoher Staatsbeamter und reactionärer Miniſter, doch auf der Höhe der Contrerevolution ſeinen Principien abtrünnig, durch die Macht wahrer Liebe bekehrt, ein Apoſtel der Reaction, der ſeine Aemter niederlegt und ſich einer geſinnungsvollen Oppoſition anſchließt. Das eigentlich Feſſelnde iſt ſeine Liebe zu Cornelia, der Tochter eines Revolutionärs, eine Liebe, durch welche ſeine ſociale Stellung bedroht wird. Echt poetiſch iſt das erſte Erſcheinen Cornelia's in den Gefängniſſen, wo ſie den Gefangenen als ein troſtbringender Engel erſcheint. Man könnte in dieſem Auftreten eine Art von blauſtrümpfiſcher Koketterie finden oder, was noch ſchlimmer, von rauhhäuslicher Seelenerrettung; doch die ganze Haltung, welche die Dichterin hier zu bewahren weiß, ſichert vor derartigem Argwohn. Es iſt edle Humanität, von welcher Cornelia beſeelt iſt, es iſt der Reiz echter Weiblichkeit ſelbſt, welcher auf die Gefängnißbewohner einen ſo troſtreichen Eindruck macht. Die Liebe zu Cornelia bringt nun Henri und Heinrich in den grauſamſten Conflict. Der Miniſter Henri will dieſer Liebe ſeine politiſche Stellung nicht opfern; er beabſichtigt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und mit der Geliebten nur eine freie, durch Geſetz und Sitte nicht ſanctionirte Verbindung einzugehen. Doch als Cornelia vor dieſen Zumuthungen entflieht, da gewinnt allmählich, unterſtützt durch die gleichzeitige politiſche Kriſis, Heinrich den Sieg über Henri und zuletzt, gleichſam nach langer Buße, Corneliens Hand, worauf Henri hoffentlich für immer in die Tiefe des Brunnens verſinkt.

Die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer unterſcheidet ſich in dieſem ſchriftſtelleriſchen Debut weſentlich von der Mutter. Frau Birch verdankt die Wirkungen ihrer Stücke

dem ſtoffartigen Reiz derſelben; ſie hat zwar hin und wieder auch ein Streiflicht der Tendenz benutzt, doch nur wie den Schein eines ölgetränkten Bühnenmondes, um die magiſche Wirkung der Scene zu erhöhen. Ohne Sinn für Effect iſt auch Frau von Hillern nicht, ſie weiß einzelne Situationen ganz ſpannend zu arrangiren; doch ſteht dies bei ihr in zweiter Linie. Sie ſtrebt vor allem, die Gedanken der Zeit zu erfaſſen, die Wandlungen und Kämpfe darzuſtellen, welche ſie in begabten Geiſtern hervorrufen; ſie gehört zu den „Rittern vom Geiſt“ oder mindeſtens zu den Diakoniſſinnen dieſes Bundes, welche die im Kampf Verwundeten mit liebevoller Sorgfalt beobachten und pflegen. So iſt denn ihr Roman reich an Reflexionen über die verſchiedenen Probleme der Neuzeit, und der Geiſt, aus dem dieſe Reflexionen gefloſſen ſind, iſt ein durchaus energiſcher.

Wir theilen als Probe, wie die Verfaſſerin derartige Themata behandelt, das folgende Geſpräch zwiſchen Cornelia und Heinrich über den Stand und die Kunſt des Schauſpielers mit. Heinrich meint, der Schauſpieler treibt ja die Verſtellung als Beruf;

„O ſagen Sie mir das nicht. Sie werden mir zugeben“, begann Cornelia, „daß in jedem Menſchen, wie zum Guten und Böſen, auch ein Trieb zur Wahrheit und Unwahrheit liegt. Faſt bei allen tritt dieſer im Leben mehr oder minder in Wirkſamkeit, wie ihre übrigen guten und ſchlechten Eigenſchaften; ſie lügen, ſie heucheln im perſönlichen und weitern Verkehr. Nun gibt es aber Ausnahmen, bei denen ſich dieſer Hang zur Verſtellung durch Gott weiß welchen geiſtig-chemiſchen Zerſetzungsproceß ausſcheidet und objectiv wird, d. h. ein abgeſchloſſenes, vom Subject getrenntes Leiſtungsvermögen bildet. Dieſes Leiſtungsvermögen ſucht ſich eine ſelbſtändige Form; dieſe Form findet es in der Kunſt, es entwickelt ſich darin das Höchſte — das künſtleriſche Gebild, und diejenigen, in welchen ſich ein ſolcher Proceß vollzog, ſind die Künſtler, insbeſondere die darſtellenden. Kann alſo der Alltagsmenſch jenem wunderbaren und unleugbaren Hang zur Täuſchung nur im wirklichen Leben genügen, ſo iſt er bei dem Schauſpieler gewiſſermaßen abgeleitet in ein anderes höheres Bereich, und er wird in der Wirklichkeit wahrer und natürlicher ſein als viele, welche nur darum für ehrlich gehalten werden, weil ſie zu ungeſchickt ſind, ſich zu verſtellen.“

„Ihre Auseinanderſetzung iſt folgerecht“, erwiderte Heinrich, „aber Sie können ſie doch nicht praktiſch durchführen. Die Gelegenheit macht Diebe, die Fähigkeit zum Lügen verführt zum Lügen ſelbſt. Auch der Schauſpieler wird es nicht verſchmähen, auf Koſten der Wahrheit einen Vortheil zu erringen, und die Verſuchung hierzu iſt um ſo größer, je ſicherer er weiß, daß ihm die Täuſchung gelingt. Ja ich kann mir ſogar denken, daß es ihn reizen muß, von ſeiner ſchauſpieleriſchen Fertigkeit nicht nur auf der Bühne, ſondern auch außer derſelben Gebrauch zu machen, und ich habe berühmte Darſteller gekannt, die es nicht laſſen konnten, eine immerwährende Komödie aufzuführen.“

Cornelia beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte ſie ruhig: „Es gibt allerdings ſolche Beiſpiele, aber dieſe Leute nenne ich nicht Künſtler; es gibt zweierlei Menſchen, die dieſen Namen tragen. Paart ſich das eben beſprochene Talent mit mehr oder minder großen Verſtandesfähigkeiten, ſo wird daraus der mehr oder minder große Virtuos; findet es jedoch auch ein Gegengewicht von großen Eigenſchaften der Seele und des Herzens, ſo wird daraus der Künſtler. Der Virtuos allerdings verwendet die Talente, die ihm zu Gebote ſtehen, im Leben wie in der Kunſt; er kennt kein höheres Ziel als den Effect. Er lügt im Leben wie in der Kunſt, wenn es Effect macht, und iſt in beiden wahr zu demſelben Zweck. Da er weder Charakter noch Herz hat, ſo iſt er weder aus Princip gut, noch aus Princip ſchlecht; er verwerthet nur ſeine Talente, wo und wie er kann, zu ſeinem Vortheil. Dieſe Klaſſe von Menſchen iſt es, die den Künſtlerſtand in vielen Beziehungen entwürdigt hat. Der Künſtler hingegen erkennt und ſucht noch etwas Höheres als den Effect! Gleich jedem edel denkenden Menſchen hat auch er ein Ideal, dem er uneigennützig nachſtrebt: es iſt die Wahrheit. Sucht er dieſe in der Kunſt, oft ſelbſt auf Koſten des Beifalls, der dem Darſteller ſo unentbehrlich iſt, iſt er im Bereich der Täuſchung ſo gewiſſenhaft, warum ſollte er es in der Wirklichkeit nicht auch ſein? Die Fähigkeit, ſein ganzes Weſen nach Belieben umzuwandeln, betrachtet er als eine Gabe, um dem heiligen Zwecke der Kunſt zu dienen, und er misbraucht ſie ſo wenig zum eigenen Vortheil, als der ehrenhafte Privatmann aus einer zufälligen oder erworbenen Ueberlegenheit andern gegenüber einen unerlaubten Nutzen ziehen wird. Ein lebhafteres, geſteigertes Empfindungsvermögen und die Gewohnheit einer erhöhten Ausdrucksweiſe mögen ihm äußerlich etwas «Abenteuerliches», «Ueberſpanntes» auch wol «Manierirtes» geben — Worte, mit denen der Alltagsmenſch ſo gern bezeichnet, was er nicht begreift —; aber Sie werden mir zugeſtehen, daß man affectirt ſein und doch wahr und natürlich empfinden kann, wie auch umgekehrt oft die falſcheſten und raffinirteſten Menſchen gerade die natürlichſten ſcheinen.“

„Gewiß“, ſagte Heinrich.

„Nun ſehen Sie“, fuhr Cornelia fort, „wie ſich auch aus ſchlechten, ausgeſchiedenen Stoffen die helle, reinſte Flamme erzeugen läßt, ſo verklärt die Kunſt die Täuſchung zur höchſten Offenbarung. So ſtrebt im echten Künſtler die Lüge zur Wahrheit! Der Höhepunkt ſeiner Leiſtung iſt die Vereinigung beider, und der Triumph der Lüge wird in ihm ein Triumph der Wahrheit!“

Die Frauencharaktere ſind der Verfaſſerin beſſer gelungen als die männlichen. Die Heldin, in welche ſie gewiß viele Züge ihres eigenen Weſens hineingeheimnißt hat, iſt reſolut im Denken und Handeln und hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck. Die zarte Prinzeſſin Ottilie ſteht durchweg im Contraſt mit dieſem friſchen Mädchen, ſie hat einen krankhaft ſchwärmeriſchen Zug, wie die Jean Paul'ſchen Heldinnen, die Clotilden und Lianen, doch iſt ſie ebenſo edel und gütig wie dieſe. Die Verfaſſerin zeigt bei dieſer Geſtalt, daß ſie auch ein gedämpftes Licht um ihre Bilder hinzuzaubern verſteht. Gegenüber der einleuchtenden Wahrheit, mit welcher dieſe Frauen ſich unſerer Phantaſie einſchmeicheln, tritt der Held, Henri-Heinrich-Ottmar, etwas in den Schatten. Jeſuit, Roué, brillanter Staatsmann, leidenſchaftlicher Liebhaber, berechnender Ariſtokrat, freigeſinnter Volksmann, vereinigt er nacheinander in ſeinen Wandlungen eine ſo bunte Muſterkarte von Eigenſchaften, daß uns das einigende Band, was die Chemie encheiresin naturae nennt, doch bisweilen verloren geht und wir uns nach dem Bleibenden in dieſem Wechſel, dem Kern der Perſönlichkeit, nicht ohne Angſt umſehen.

Der Stil der Verfaſſerin iſt durchweg gebildet, frei von ſentimentalen Phraſen und den beliebten Ueberſchwenglichkeiten der heutigen Romanſchriftſtellerinnen und, was viel ſagen will, faſt immer correct.

2. Zeitgenossen. Ein Roman von Elise Schmidt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr.

Man durfte gespannt sein, wie Elise Schmidt sich auf dem Gebiete des Romans zurechtfinden würde. Roman und Drama sind durch eine große Kluft geschieden. Die epische Ruhe im Roman, das rastlose Vorwärtsdrängen im Drama, dort der scharfe Sinn für die Formen der äußern Erscheinung, hier die Vertiefung in die innern Triebfedern der Handlung, dort eine behagliche Breite, hier eine knappe Schärfe der Motivirung: es sind so entgegengesetzte Eigenschaften, daß ihre Vereinigung in einer und derselben dichterischen Kraft immer zu den Ausnahmen gehören wird. Mindestens wird bei den Dichtern, welche Roman und Drama gleichzeitig pflegen, der Schwerpunkt ihres Schaffens doch bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin liegen.

Elise Schmidt ist bisher vorzugsweise als dramatische Schriftstellerin aufgetreten. Dabei war ihr dramatisches Talent eigengeartet, grandios und kühn in seinen Würfen, überschwenglich im Ausdruck, sich gefallend in schwindelnden Gedankenbauten, in einer gewissen Maßlosigkeit des Empfindens und in einer herausfordernden, der gesellschaftlichen Schranken spottenden Ueppigkeit. Jedenfalls war Elise Schmidt die einzige dramatische Schriftstellerin, welche in den Bahnen der Grabbe und Hebbel wandelte und durch eine theils urgewaltige, theils äußerlich aufgedonnerte Kraft der Dramatik Aufsehen erregte.

Der Roman, der im modernen Leben spielt, gibt nun zu diesen Ausschreitungen der Phantasie, zu dieser Großartigkeit kühner Würfe bei weitem geringere Veranlassung als das Drama. Unsere Culturzustände haben einen so verstandesmäßigen Zusammenhang, daß die Erfindung der Romandichter denselben nur mühsam durchlöchern kann, um spannende Abenteuer hindurchschlüpfen zu lassen. Auch das Excentrische muß uns glaubhaft zurechtgelegt werden, und da der Roman fortwährend die ganze Breite der äußern Welt mit hereinziehen muß, so gewährt er wenig Platz für kühne Sprünge des Gedankens. Die Handlung des Romans ist gleich einem Stein, der vorsichtig geworfen werden muß, um über eine weite Wasserfläche zu ricochetiren. Auch muß er etwas flach und platt sein, sonst sinkt er gleich bei der ersten Berührung unter. Elise Schmidt hat aber etwas vom Polyphem, der ganze Felsstücke in die Fluten schleudert mit hochaufspritzendem Gischt und betäubendem Lärm. Im Drama sind derartige Kraftproductionen, wenn sie nur an der rechten Stelle stehen, von Wirkung; im Roman läßt sich schwer ein Platz für sie finden.

Auch verlangt der Roman eine gewisse Technik, welche zwar zuletzt nur aus einem Compendium kleiner und äußerlicher Hülfsmittel besteht, aber doch gelernt sein muß, damit die Hebel der Spannung dort eingesetzt werden, wo ihre Hebekraft am wirksamsten ist. Ueberhaupt geht die Spannung des Romans auf die Vergangenheit, die des Dramas auf die Zukunft. Ein für das Publikum ungelöstes Räthsel ist ein Fehler im Drama, während der Roman seinen ganzen innern Haushalt mit derartigen Räthseln bestreitet, deren Auflösung erst am Schluß erfolgt. Ein Romandichter, der seinen Lesern wie ein Dramatiker von Haus aus reinen Wein einschenken wollte, würde sich um seine erfolgreichsten Wirkungen bringen.

Was diese äußere Technik betrifft, so ist sie in dem vorliegenden Roman: „Zeitgenossen", keineswegs vollkommen. Es gibt Stellen in demselben, an denen der Faden unserer Spannung gänzlich abreißt und wieder von neuem angeknüpft werden muß; die Verfasserin hat mit ihrer Fackel in alle Winkel der Dichtung hineingeleuchtet, sodaß nichts ganz oder halb Verborgenes noch unsere Neugierde fesselt. Außerdem liebt sie, nach Art und Weise des dramatischen Dichters, die Hauptscenen effectvoll auszumalen, während der Romandichter mit gleicher Liebe auch die minder bedeutsamen Lebensbilder darstellen, die ganze Reihe der Vermittelungen vorführen muß; denn für den letztern ist weit mehr als für den erstern jedes einzelne Bild Selbstzweck. Der Roman verlangt das volle Gleichmaß einer behaglichen Darstellung gegenüber dem Großen wie dem Kleinen, denn der Leser fühlt erst dann den sichern Boden unter seinen Füßen und Vertrauen zu der Führung seines erfinderischen Mentors. Elise Schmidt hastet aber gern über Motivirungen hinweg, die zwar nothwendig sind, aber ihr selbst keine Theilnahme einflößen oder ihrem Talent nicht die Möglichkeit glänzender Bewährung versprechen; es drängt sie immerfort zu den großartigern Tableaux, welche ein glänzendes oder grelles Colorit verlangen und vertragen.

Deshalb fehlt auch ihrer Darstellungsweise die echte epische Anschaulichkeit, welche nur aus einem behaglichen Verweilen der Schilderung hervorgeht. Sie hat etwas Springendes, geht auf das Blendende aus und beleuchtet mehr durch den Blitz als durch die Fackel. Da ihr harmonische Steigerung versagt ist, sucht sie gewaltsam zu packen, wozu es ihrer reichen Phantasie nicht an Hülfsmitteln fehlt.

Gleichwol haben wir es mit einem geistreichen Werke zu thun, wenn auch der Geist mehr in der Form des Aperçu, des Aphorismus erscheint, als in irgendeiner festen, organischen Gestalt. Einzelne Gedankengänge sind von großartigem Inhalt, einzelne Schilderungen von glänzender Kraft. Eine revolutionäre Ader vibrirt in dem ganzen Roman, ein Emancipationsdrang, der allerdings oft in unklarer Gärung ausströmt und seine Ziele keineswegs fest formulirt hat.

Den Hintergrund der Romanhandlung bildet die ungarisch-österreichische Revolution des Jahres 1848, welche im zweiten Bande oft in halbhistorischer, memoirenhafter Weise dargestellt wird. Das Geschichtliche, das Anekdotische greift hier in die Handlung ein, ohne künstlerisch genügend vermittelt zu sein. Metternich, Jellachich, Messenhauser kommen allzu bequem durch die offenen Thüren der Weltgeschichte in den Roman hineinspazirt; es ist gleichsam ein todter Arm der Geschichte, den die Romanströmung neben sich bildet und duldet.

Dennoch hat sich Elise Schmidt durch die Anregungen der geschichtlichen Ueberlieferung zu einer Darstellung

begeistern lassen, welche zu den poetisch schwunghaftesten Stellen des Werks gehört. Ihr schwebte dabei offenbar das „Abendmahl der Girondisten“ vor, wie es Lamartine in seiner „Histoire des Girondins“ geschildert hat. Aehnlich wie Vergniaud, Brissot und die andern todgeweihten Opfer sich am Abend vor der Hinrichtung in Gesprächen ergingen über die höchsten Fragen des Lebens, legt Elise Schmidt den Helden der wiener Octoberrevolution, Messenhauser, Blum, Becher und Jellinek, im Kerker sokratische Dialoge in den Mund, an denen sich ihr eigener Held Janko betheiligt. Wir zweifeln zwar, daß Robert Blum z. B. in dieser Weise philosophirt haben würde, es ist immer Elise Schmidt, welche den mit geringer Schärfe charakterisirten „Zeitgenossen“ soufflirt; aber diese Gedanken und Träumereien selbst haben einen beachtenswerthen Schwung. Der Dialog kleidet sich in ein ganz dramatisches Gewand:

Blum (geht auf Messenhauser zu und faßt seine Schulter): Messenhauser!

Messenhauser: Was willst du?

Blum: Willst du träumen, bis man Feuer commandirt?

Messenhauser: Ich werde selbst commandiren.

Blum: Messenhauser, hast du wol gedacht, wie es nach uns sein wird?

Messenhauser: Ich dachte es eben, und sonderbar, ich mußte es denken, als ich auf dem Stephansthurme stand, die Nothraketen stiegen und die ungarische Armee im Rückzuge war; da, ihr mögt lachen oder nicht, beschäftigte sich meine Phantasie mit einem Entwickelungsgedanken, einer Metamorphose meiner Menschheit, und fand einen ernsthaften Trost darin, daß der Kaulquapp nicht ewig ein Fisch bleibt, sondern ein Frosch! Da ich sah, daß vor Windischgrätz' anrückendem Heere keine Hülfe, hatte ich einen Gedanken über den Tod hinaus und suchte mich an mein Los zu gewöhnen. Ihr andern mögt mich für untüchtig gehalten haben, ich bin euch wenigstens treu geblieben; Fenner hat sich geflüchtet, der euch fähiger schien, und euch auch nicht mehr geholfen hat!

Blum: Ach, sage was du gedacht hast! Es kann Zeiten geben, wo der Gedanke eines Träumers schwerer wiegt als die Heerschar eines Führers, das ist so eine Stunde vor dem Tode.

Messenhauser: Bei den Wolkenhöhen des Himmels, da ich sah, daß hier unten nichts mehr zu machen war, schwang ich mich direct auf zum Mond und sogleich auf dessen oberstes Horn, welches nach allen geologischen und astronomischen Begriffen nicht größer sein soll als der Pic von Teneriffa, mit dem es eine unbedingte Aehnlichkeit hat; da war ich enthoben unserer losen Noth und Verzweiflung, ihr mochtet staunen über meine sorglose Ruhe, doch ich sah unter mir den krystallenen Erdball, die große Wasserscheibe mit den einzelnen festen Punkten darin, die wir Europa, Asien, Afrika und Australien nennen und die uns in der Schule so viel Mühe machten, stille segelnd in selbstgeschaffenen Dünsten gleich einer Barke durch den Ocean. Die Menschen merkten nichts davon, wie die Pracht der Sterngebilde gleich einer ungeheuern Symphonie sie umgab: der zweiringige Saturn, Jupiter mit den vier Monden, die flammende Sonnenscheibe, ach, vor diesem Schauspiel segeln die meisten stumm vorbei, sie ringen, kämpfen und prügeln sich gleich betrunkenen Schiffersjungen und fallen mitsammen über den Bootsrand still, unbewußt ins Grab.

Blum: Rede weiter, Poet, dein Schöpfungstraum ist schön, und wir werden gleich da sein!

Messenhauser: Welch ein Gewirr, als die Erde so daherfuhr! Die Scharen der Vögel, diese seltsam buntgefiederten Luftbewohner, sie umschwebten mit tausendfachem Lustgesang in jeder Zone eine andere Schar! Die Fische im Meere spielten auf Korallenriffen; auf Eisgebirgen glühte dieselbe Sonne, die den Pisang im Paradiese der Menschheit zeitigt. Der wunderbare Ball, in jedem Atome athmendes Leben, bewegte sich glänzend unter mir, ich sah ihn, wie wir auf Sternwarten die zerrissene Bildung des Mondes sehen, aber ich wußte, was darauf war: das war mein Fortschritt.

Jellinek (rüttelt ihn): O du Sternenpilger, ich wollte, du hättest immer auf dem Monde gesessen, so säßen wir nicht hier.

Minder sokratisch und platonisch sind einige Salongespräche; auch selbständige Abhandlungen über Fehler der Frauen und Frauenemancipation sind eingeschoben. Elise Schmidt ist ein eifriger Anwalt der Unterdrückten, der Armen, der Frauen; sie stimmt in diesen Unterhaltungen einen oft hymnenartigen Ton an, wie er wol im Salon eines wiener Bourgois nie mag erklungen sein. Die Heldin selbst, welche die Aufgabe der Zeit darin sieht, das faßbare Leid der Welt, den gebundenen Prometheus zu erlösen, hat für die sociale Frage eine Panacee entdeckt, die sie in dem Worte: die Tantieme ihren ungläubigen Hörern offenbart. Beiläufig erwähnen wir, daß die Vorliebe der Dichterin für mythologische Bilder in allen ihren Darstellungen bis in die Liebesscenen hinein abfärbt. Es scheint, als ob eine so gelehrte Liebe, wie sie in der folgenden Skizze gezeichnet ist, das Küssen verlernen müsse:

„O, sei nicht so bitter!“ schmeichelte Helene und streichelte mit ihren feinen Händen die Wolkenschatten von seiner Stirn. „Kennst du die Fabel vom Pluto, dem Gotte des Reichthums, nicht? Wie er in das Haus der Penia, der Armuth, kommt, die mit einem Manne verheirathet ist? Dieser verstößt sogleich sein Weib, lebt herrlich und in Freuden; aber er muß doch zuletzt die Armuth wieder holen, wenn er noch Genuß finden will. Sieh, so scheint es mir, daß, bist du arm auf Erden geboren, dir das gütige Geschick nur einen nöthigen Druck verliehen, damit die mächtige Springflut deines herrlichen Talents um so kräftiger steigt.“

„Ach, meine Liebe“, sagte Janko schon wieder lächelnd: „einmal ruft auch der Prometheus: Weh mir! — und“, setzte er zärtlich hinzu, „wirst du mich niemals verlassen?“

Das Schicksal der Frauen tritt uns in dem Geschick einer unglücklichen ungarischen Gräfin entgegen, die von ihrem Manne mishandelt wird und als letzte Zuflucht das Irrenhaus wählt, wo sie ihre Emancipationsschriften verfaßt und in die Welt verbreitet. Es klingt dies wie eine böswillige Satire, doch ist es von der Verfasserin ganz ernst gemeint. Die unglückliche Verfolgte ist der Ansicht, daß Moses und Justinian noch immer die Stellung der Frauen bestimmen, daß die Formeln einer barbarischen Zeit noch immer Macht über sie haben. Staat und Kirche schließen die Frauen von der bürgerlichen und politischen Berechtigung, von der Herrschaft im Hause sowie von der Bestimmung über die Erziehung der Kinder aus; keins der drei vornehmsten Menschenrechte: Sicherheit des Eigenthums, Freiheit der Ausbildung, Gleichheit vor dem Recht sind in ihrem Besitz. Wenn die arme Gräfin hierin etwas zu schwarz sieht, so hat Elise Schmidt wenigstens diese Schwarzseherei hinlänglich durch die trostlosesten Schicksale motivirt, die über ein weibliches Wesen hereinbrechen können.

Warme Sympathie empfinden wir indeß weder für die Gräfin noch für Janko, den Helden ſelbſt, ein Proletarierkind, das ſich als Maler zu künſtleriſcher Bedeutung aufgeſchwungen hat, aber während des ganzen Romans nicht aus dem wildeſten Sturm und Drang herauskommt. Wir ſehen ihn auf dem Schube, im Gefängniß, in den verſchiedenſten mislichen, antheilerregenden Situationen; doch er macht immer den Eindruck eines verwilderten Genies, als wäre er aus einer Erzählung von Clemens Brentano entſprungen, und wir vermiſſen in ſeiner Handlungsweiſe den ſchlichten logiſchen Zuſammenhang, der aus dem Streben nach beſtimmten Zielen hervorgeht. Am meiſten Fleiſch und Blut hat noch die ſchöne Helene, die in ihren innern Kämpfen und in ihrer Wandelbarkeit eine gewiſſe Anziehung ausübt als ein echt weiblicher Charakterkopf, welcher der Studienmappe unſerer Dichterin Ehre macht.

In der That iſt Eliſe Schmidt eine Dichterin, wenn ſie auch als Romanſchriftſtellerin hinter den faſhionablen Lieblingen des Publikums zurückſtehen muß, da ſie weder ihre Technik noch ihre Erzählungsgabe beſitzt. Auch iſt ihr Talent weniger geſtaltenſchöpferiſch als, wir möchten ſagen, lyriſch pſalmodirend, ſchwunghaft in Schilderungen und Anſchauungen. Die Schilderung eines einfachen Naturbildes wird ihr zu einem Hymnus; denn ihre ganze Begabung drängt zu dem Getragenen, Großartigen des dichteriſchen Ausdrucks hin. Sie ſchildert einen Sonnenaufgang am Meere; doch dies Landſchaftsbild wird unter ihren Händen zu einer gigantiſchen Fresko:

„Ungeheueres Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.“ Es iſt der ſchwarzgeflügelte Nachtwind, der die grauen Morgenwolken in der letzten Hälfte einer Frühſommernacht aufjagt, die noch ſchwer und bleiern über der dunkelfarbigen See hinhängen. Das gibt ein Getöſe zugleich auf Meer und Land, das in der That ungeheuer wird, wenn nun auch die mächtigen Wellen ſich breit und mühſam zu regen beginnen und in ihrer immerflutenden Fülle, vielmal ſich überſtürzend, an den Strand ſich hinwerfen, um dann mit dumpfem Schalle ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Wenn ſo das grollende Getöſe der ewig arbeitenden See, vereint mit dem Brauſen des Windes, der aus Norden gen Morgen fährt, das Herannahen der Sonne wie mit Heroldsrufen verkündigt, dann öffnen ſich im Oſten die Thore der Luft und Purpurteppiche werden wie vor einem ſiegreichen Feldherrn ausgebreitet auf dem Wege, den die Sonne beſchreiten wird. Das Meer und die fernen Gebirgsküſten öſtlich erſcheinen blau, während noch ſonſt allerwärts die ſchwarzen Gewäſſer lagern. Blau wird das Meer wie die Blaue Grotte von Capri. Lange dauert das Schauſpiel, lange das Zürnen des Nachtwindes, der mit den träge noch träumenden Wellen hadert. In jenem ſich langſam hingießenden Blau, das den jungen Tag begrüßt, erſcheint allmählich die nächtige Welt des Meers über dem Waſſer. Boote ſchaukeln ſich ohne Inſaſſen am Anker; Segelſtangen ragen, ſchwarze Linien, in die wunderbare, dichte Bläue, die noch keine andere Contour aufkommen läßt. Noch liegen die Purpurſtreifen im Oſten, unberührt von den Strahlen des nahenden Gottes, noch fluten leiſe die Wellen der See. Die Sonnenſcheibe iſt am Horizonte noch nicht ſichtbar, doch ein lichter Kreis auf dem Gewäſſer unterbricht die Dämmerung. Unſichtbare Muſik ſcheint auf dem Meere zu rauſchen, unaufhaltſam rinnen die ſchwarzen Waſſer von überall her zu dem ſilbernen Kreiſe, der noch immer ſtill, unverrückt auf den Wellen ruht. Es kommen die ſchwarzen Waſſer von überall und rinnen ehrfurchtsvoll dem heiligen Kreiſe zu, das erſte Opfer ihrer Anbetung zu bringen für die Gnade des Lichts. Nun bricht die ſchimmernde Scheibe hervor. Die Sonne iſt da; der Morgen brach an.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Ein deutſcher Antibarbarus.

Bisher kannte man nur lateiniſche Antibarbari; hier erſcheint ein

Deutſcher Antibarbarus. Muſterlager neuſthochdeutſcher Schriftſprache. Geſammelt und beleuchtet durch K. G. Keller. Göppingen, Völter. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Schrift hat ein doppeltes Motto:

1) Kein Volk der Welt hat ſeine Sprache ſo mishandelt wie die Deutſchen. Hat denn unſere herrliche Sprache nicht das Recht, ihr eigenes Gewand zu tragen, ihren eigenen Rhythmus, überhaupt ihren eigenen Charakter zu haben? Muß ihr denn alles Fremde aufgezwängt werden? Man könnte etwas gelind zu .... anfangen. Wir haben Philologen in alten und neuen Sprachen, die Treffliches geleiſtet haben und noch leiſten; da werden die fremden Sprachen mit einer Liebe und Zartheit behandelt, wie man ſie einer Geliebten gegenüber übt, die Mutterſprache aber wird wie die Hausmagd angeſehen. (Aus der Schrift: „Seltſame Anſichten über literariſche Zuſtände“, Leipzig, O. Wigand, 1865, S. 173.)

2) Sapientiae primus gradus est falsa intelligere, secundus vera cognoscere (Adespoton [?] bei Leſſing „Dramaturgie“, 70), d. h. „der erſte Schritt zum Verſtändniß iſt, das Fehlerhafte einzuſehen, der nächſte, von dem Richtigen Kenntniß zu erhalten.“

Dem Verfaſſer kam laut des Vorworts vor langer Zeit der Gedanke, daß es verdienſtlich wäre, wenn einer es ſich zur Aufgabe machte, über die verſchiedenen ſprachlichen Irrwege, über alle diejenigen Erſcheinungen, welche für das unmittelbare und unverdorbene Sprachgefühl oder für das durch Sprachvergleichung vermittelte und befeſtigte Sprachverſtändniß etwas Fremdartiges, mit dem Echten und Anerkannten Unvereinbares und Anwiderndes an ſich tragen, ſich eine beſtmögliche Ueberſicht zu verſchaffen und vor jedem derſelben eine zweckdienliche Warnungstafel zu errichten. Der Leſer findet daher hier eine Reihe der bedenklichſten, in der Anwendung häufigſten, mit ihren Folgerungen und Analogien am weiteſten reichenden ſprachlichen Verirrungen neuer und neueſter Mode in Beiſpielen, welche aus Druckſchriften entnommen ſind, aufgeſtellt und veröffentlicht.

Zwar weiß der Verfaſſer wohl, daß eine nachhaltige Gegenwirkung gegen den irregeleiteten Zeitgeſchmack anzuregen bei der Zerfahrenheit des deutſchen Weſens ſchwer hält:

Die ſtärkſte Macht in der Welt ſind die beglaubigten Irrthümer, und bei den heutigen Einrichtungen iſt es möglich, daß eine Ausdrucksweiſe, die dem Genius der Sprache widerſtrebt, im Laufe von zwei Jahrzehnten zur unangefochtenen Thatſache wird. Obgleich daher die Ausſicht auf durchſchlagenden Erfolg gering iſt, ſo haftet doch an ſolchen ſprachlichen Dingen auch ein vaterländiſches Intereſſe, dem wir ohne Ausſicht auf Erfolg zu dienen verpflichtet ſind und mit dieſem Dienſte ein Stück Volkseigenthümlichkeit vor dem Untergange durch weltbürgerliche Vermengſelung retten können. Es hat ſich ſeit 100 Jahren in der deutſchen Sprache durch das Streben nach Kürze und Bequemlichkeit, nach Glätte und Vornehmheit, durch eigenmächtige Handhabung von ſeiten der einen, und durch gedankenloſe oder wohldieneriſche Nachahmung von anderer Seite ein dem

unveräußerlichen Herkommen gefährliches Weſen entwickelt, dem entgegenzutreten der Zweck unſers Schriftchens iſt.

Daſſelbe bringt in 16 Abtheilungen gegen vierthalbhundert Barbarismen, die aus den verſchiedenſten Büchern, Zeitungen und Zeitſchriften, beſonders aus dem „Schwäbiſchen Mercur", dem Heilbronner Blatt und dem „Würtembergiſchen Staatsanzeiger" genommen ſind. Am Schluſſe jeder Abtheilung gibt der Verfaſſer einige grammatiſche Bemerkungen mit beſonderer Rückſicht auf die Sprachlehren von Schötenſack und Kehrein. Ein eigentlicher Excurs — der Glanzpunkt des Schriftchens — iſt nur der elften Abtheilung beigegeben, welche die fehlerhafte Verbindung des Hülfszeitworts „wollen" mit paſſiven Verben in Fällen behandelt, wo eine Geneigtheit oder Abſicht von dem angeblich wollenden Subjecte gar nicht ausgeſagt werden ſoll, z. B.: „Herr Schröter, welcher durch glänzende Anerbietungen in Stuttgart zurückgehalten werden wollte, wird ſeinen Lehrſtuhl im April antreten." („Schwäbiſcher Mercur", 1864, 29. October. Aus der „Neuen Züricher Zeitung".)

Iſt dieſe Ausdrucksweiſe richtig — ſtatt: welchen man zurückhalten wollte —, ſo muß man künftig folgerichtig ſagen: der Kamin wollte von dem Schlotfeger beſtiegen werden; der Müller wollte von dem Gauner beſtohlen werden u. dgl. Der Schein der Bequemlichkeit, der Neuheit und Vornehmheit mag mitgewirkt haben, dieſe Redeweiſe, die in Deutſchland noch nicht älter iſt als die Kartoffelkrankheit, aufs Tapet zu bringen; außerdem aber das bei Beamten und Zeitungsſchreibern eigenthümliche Beſtreben, die Perſonen, auch wo ſie bekannt ſind, wo ſie genannt werden dürften und ſollten, dunkel oder gar nicht zu bezeichnen —

wie dies der Verfaſſer mit gutem Humor weiter ausführt.

Außerdem behandelt der Verfaſſer fehlerhaft gebrauchte Pronomina, Participien, Appoſitionen, Infinitive, Imperfecta, fehlerhaft coordinirte Nebenſätze u. ſ. w. Genauer aufs einzelne einzugehen und Beiſpiele anzuführen, verbietet uns der Raum. In allem können wir nicht mit ihm übereinſtimmen, ſo wenn er S. 29 nach Kehrein bemerkt: „verderben" im Sinn von ſchlechter machen biegt ſchwach. Becker, Weigand (in der Synonymik), Schötenſack erklären, daß keine beſtimmte Grenzlinie zu ziehen ſei. Nach meiner Anſicht iſt ſogar „verdorben" (er wird verdorben, er iſt verdorben worden) beſſer, d. h. bei den beſten Schriftſtellern häufiger als „verderbt"; denn in der Sprache gilt (ſchon nach Horaz) der Uſus, d. h. die Ausdrucksweiſe der Claſſiker im Unterſchied vom ſchlechten Uſus, den der Verfaſſer mit Recht bekämpft. „Bald" (S. 31) im Sinne von „faſt", „beinahe", iſt nicht zu verwerfen; vgl. Grimm und Weigand. S. 34 in dem aus Leſſing beigebrachten Beiſpiel iſt „würde" ohne Zweifel nicht conditional, ſondern futuriſch zu faſſen. Gegen S. 19 und 37, wo der Verfaſſer die ſogenannte doppelte Verneinung verwirft, verweiſe ich in aller Kürze auf Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter „Kein". Der Verfaſſer legt zu viel Gewicht auf das logiſche Element in der Sprache und verkürzt darüber das andere, das ebenſo nothwendig iſt und das wir als das dichteriſche, anſchauliche, ſinnliche, gemüthliche bezeichnen können. Die Sprache des Volks, das die Logik erfunden hat, des griechiſchen Volks, zeigt ein ſtarkes Uebergewicht des poetiſchen Elements über das philoſophiſche.

Dieſe wenigen Ausſtellungen können uns nicht abhalten, das Schriftchen allen Freunden des Edlern und Reinern, beſonders aber den Vereinen, Conferenzen, Lehranſtalten und Zeitſchriften, zu deren Aufgaben die Beſchäftigung mit der Mutterſprache gehört, zur Kenntnißnahme und Erwägung freundlich zu empfehlen.

Guſtav Hauff.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Ob die deutſchen Theater für die Winterſaiſon in der Lage ſein werden, ein ernſteres Repertoire aus neuern Dichtungen zu bilden, mag dahingeſtellt bleiben. Im ganzen verlautet wenig von der Production der namhaften Poeten. Am berliner Hoftheater ſoll Paul Heyſe's „Maria Moroni" neben einigen Luſtſpielen von Girndt und Benedix in Scene gehen, auch ſoll dieſer Dichter ein neues Drama: „Die Göttin der Vernunft" bei der berliner Hoftheaterintendanz eingereicht haben. Am wiener Burgtheater wird ein nicht mehr ganz neues Drama von Friedrich Halm, das unſers Wiſſens bereits am Victoriatheater zur Aufführung gekommen iſt: „Begum Sumro", einſtudirt. Am meiſten Ausſicht, einen Rundgang über die Bühnen zu machen, hat ein neues Schauſpiel der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Dame in Weiß", das ebenfalls in Berlin zur Aufführung kommen ſoll.

Daß die dramatiſchen Talente in Deutſchland, trotz immer neuer Anläufe, ſtets wieder auf den Bühnenerfolg reſigniren, das liegt meiſtens an der geringen Ermuthigung, die ihnen von ſeiten der Intendanzen und Directionen zutheil wird. Namentlich iſt die Tragödie nach wie vor das Aſchenbrödel der deutſchen Bühnen. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn das Jahresregiſter eine anſtändige Zahl von Aufführungen claſſiſcher Werke aufweiſt und wenn der neuern Poeſie mit einer oder zwei Novitäten auf dieſem Gebiete Rechnung getragen iſt. Dieſe Novitäten ſelbſt werden durchaus nicht begünſtigt. Die Kritik nörgelt an ihnen herum, das Publikum iſt zufriedengeſtellt, wenn ihm durch dieſe Nörgeleien Veranlaſſung geboten wird, ſeinen geringen Eifer für das ernſte Drama mit irgendeiner äſthetiſchen Ausflucht zu decken, und die Intendanzen geben ſich ſelten die Mühe, eine Tragödie, wenn ſie mit Wind und Wetter zu kämpfen hat und nicht gleich mit vollen Segeln in den Hafen einläuft, auf den Bretern zu erhalten.

Was aber das Bedenklichſte iſt: das iſt der Mangel an Reſpect vor dem Talent, ja vor dem dichteriſchen Ruf und ſelbſt vor dem Erfolg. Ein Dichter mag noch ſo anerkannt ſein, er mag noch ſo ſchöne Erfolge auf der Bühne errungen haben — er muß dennoch mit jedem neuen Stück wieder von vorn anfangen und wird von den Bühnenleitungen wie ein dramatiſcher Anfänger behandelt. Die Directionen conſtituiren ſich als dramaturgiſcher Gerichtshof, ſetzen bei den neu eingereichten Stücken die ſchärfſte kritiſche Lupe auf, und wenn ſie einige Mängel in denſelben zu entdecken glauben oder ſich keinen Erfolg verſprechen, wie der Kunſtausdruck lautet — dann ſenden ſie die Stücke mit beſtem Dank zurück. Ganz natürlich, wird man entgegnen, jeder iſt ja Herr in ſeinem Hauſe und außerdem iſt die Direction verantwortlich für den Erfolg jedes einzelnen Theaterabends. Doch ſchon Goethe, einer der gewiegteſten Dramaturgen, hat erklärt, daß es unmöglich ſei, den Erfolg eines Dramas auf der Bühne vorherzubeſtimmen,

und wer sich nur einigermaßen bei der Leitung einer oder der andern Bühne betheiligt hat, der wird diesem Ausspruch vollkommen beistimmen. Was Wahl und Erfolg der Stücke betrifft, so wird überall eine große „Komödie der Irrungen" aufgeführt. Und wie gestaltet sich schließlich der Erfolg eines Theaterabends? Selten durchgreifender bei einem bedeutenden Stück, das bei dem schnellen Vorüberrauschen der Vorstellung, bei der Zerstreutheit des Publikums, bei seiner Ungewohntheit an ein sich vertiefendes Denken kaum in seiner Bedeutung erfaßt werden kann. Große Dramen müssen sich erst einbürgern, das Publikum muß sich mit ihnen vertraut machen — wir zweifeln, daß eine Tragödie Shakspeare's und Schiller's, ein „Hamlet", „Othello", „Don Carlos", bei unsern jetzigen Bühnenverhältnissen zum ersten male gegeben einen jener Erfolge haben würde, den die Theaterleitungen mit Wohlbehagen in ihren Kassenberichten notiren!

So gäbe es also keinen Maßstab für den Erfolg eines Stücks? Nein, nicht für den Erfolg, wol aber für die Berechtigung der Aufführung. Und dieser Maßstab liegt in dem Talente des Dichters. Die Bühnen sind es den anerkannten Talenten schuldig, ihre Werke der Nation vorzuführen.

Hierin gerade sind uns die Franzosen weit voraus. Von George Sand z. B. hat bisjetzt noch kein Stück einen wirklich durchschlagenden Erfolg errungen. Doch die Theater haben Respect vor einem berühmten literarischen Namen; sie glauben es einem großen Talent schuldig zu sein, seine Schöpfungen immer von neuem dem Publikum vorzuführen. Wenn auch einer George Sand einmal nicht der dramatische Wurf gelungen ist — die Directionen haben die richtige Logik, daß jede Production eines bedeutenden Talents doch mehr oder weniger die Signatur desselben tragen muß, und daß, wenn auch das Werk einer George Sand als Ganzes mislungen ist, es doch jedenfalls im einzelnen Schönheiten besitzt, wie sie die Werke blos bühnenkundiger Dichter nicht aufweisen können. Zu ähnlicher Einsicht sind aber unsere deutschen Directionen meistens noch nicht gelangt; sie schulmeistern auch anerkannte Dichter und lassen jedes Werk ängstlich die Quarantäne passiren, wobei sie sich unter zehn malen neunmal irren.

Ueber das neue Stück der George Sand: „Ein Don Juan vom Dorfe", das am Vaudevilletheater zur Aufführung gekommen ist, schreibt ein Berichterstatter der wiener „Presse": „Der Sohn der berühmten Frau, Maurice Sand, hat diesmal an dem Lustspiel mitgearbeitet, das die Kritik, namentlich die der kleinen Journalisten, gleich den Tag nach der ersten Darstellung hart mitgenommen hat. Ich hatte gleich so viel Schlechtes über das Stück gehört, daß ich ins Vaudeville aus Gewissensdrang nur ging, um mir der großen Schriftstellerin neueste Schöpfung anzusehen, sollte ich auch dabei einen langweiligen Abend verbringen müssen. Wie war ich angenehm enttäuscht! Statt einer faden Komödie wohnte ich einer allerliebsten, freien Geschichte bei, einer einfach schönen Intrigue, an der wahr getroffene Bilder aus dem Dorfleben theilnehmen, die, in sehr schöner Sprache geschrieben, edle Gedanken und komische Auftritte die Menge enthält, der man mit Wohlbehagen bis zum Schluß zuhört und die obendrein ganz vortrefflich gespielt wird. Der Don Juan vom Dorfe ist ein hübscher, starker, junger, reicher Bursche, der allen Mädchen nachstellt, von seinen Erfolgen prahlt und sich eine ganze Bande geschaffen hat, die seinem Wort folgt, zu seiner Fahne schwört und ihm als Troß dient. Unter diesen Polterern ist auch ein guter Bauernsohn, der in seiner Kindheit schon mit der kleinen Schwester Jean Robin's (das ist der eigentliche Don Juan) verlobt worden, sie aber aus den Augen und dem Sinne längst verloren hat. Robin selbst möchte jetzt sein Schwesterchen seinem treuen Genossen und Gefährten nicht geben, dessen Lebensweise er nur zu gut kennt. Der lebensfrohe Don Juan ist gerade im Begriff, eine reine schöne Dorfrose zu verlocken, um sie in ihrer zartesten Blüte zu brechen. Er benutzt den Gefährten Blanchon zur Verführung. Dieser trifft nun zufällig die zur reizendsten Schönheit herangewachsene Schwester des Don Juan wieder, gerade als er die saubern Plane seines Vorbildes zu fördern trachtet. Ihr Erscheinen bewirkt eine plötzliche Veränderung im Charakter Blanchon's, der im Grunde die beste Seele von der Welt ist. Der Don Juan verweigert trotzig jede Genugthuung der armen Angeführten, wenn auch nicht Verführten. Deren Vater, ein alter schlauer Fuchs von Landwirth, macht ihn aber doch zuletzt schachmatt, indem er erst seinen Stolz und Uebermuth vor den Augen seiner Freunde bricht. Die Sache ist einfach, mag auch schon dagewesen sein, wie die Liebe, die ewig neu bleibt; aber die Menschen sind scharf gezeichnet, das Bild des thörichten und doch guten Blanchon ist ganz meisterhaft zumal, das Interesse an der Handlung bleibt rege, die Sprache ist wie die Geschichte selbst lebendig und wahr, und man sieht der Entwickelung behaglich zu."

Das second empire in Frankreich hat bei dem letzten Napoleonsfest besonders den „Sensationsroman" mit seinen Auszeichnungen bedacht. Gustav Flaubert, der Verfasser der „Madame Bovary" und des karthaginiensischen Schauerromans „Salammbo", Charles Monselet und Ponson du Terrail, der ebenfalls im Genre des ehemaligen Verlags von Fürst in Nordhausen Großes geleistet, erhielten den Orden der Ehrenlegion. Wenn wir uns nicht irren, hat auch neuerdings John Retcliffe oder vielmehr der leibhaftige Träger dieses Autornamens, der mit seinen dreifach gepfefferten Phantastegerichten hinter dem Rücken der Literatur und Kritik so großes Glück macht, einen Orden erhalten. So ist jetzt der „decorirte Schauerroman" die neueste literarische Parole.

Unter den Opfern des letzten deutschen Kriegs sind mehrere Offiziere zu beklagen, die sich in der militärischen oder geographischen Literatur mit Recht einen Namen gemacht haben. Beide Brüder Wilhelm Rüstow's, Cäsar und Alexander Rüstow, sind im Kampfe geblieben. Cäsar Rüstow fiel im Gefecht gegen die Baiern bei Wiesenthal am 4. Juli, Alexander Rüstow wurde in der Schlacht bei Königgrätz tödlich verwundet und starb am 30. Juli im Lazareth zu Horwitz. Cäsar Rüstow hat sich durch seinen „Leitfaden durch die Waffenlehre" (1852), durch seine Werke: „Die Kriegshandfeuerwaffen" (1857—64) und „Die neuern gezogenen Infanteriegewehre" (1861); Alexander besonders durch seine Monographie über den „Küstenkrieg" (1849) bekannt gemacht. Jener war Major bei der Infanterie, dieser bei der Artillerie.

Der bairische Hauptmann Eduard Schlagintweit, der bei Kissingen am 10. Juli fiel, ein Bruder der durch ihre Entdeckungen in Centralasien berühmten Reisenden, hat ein Werk „Ueber den spanisch-marokkanischen Krieg in den Jahren 1859 und 1860" (1863) veröffentlicht, den er im Hauptquartier des Marschalls O'Donnell bis zum Abschlusse des Friedens mitmachte.

Auch der sächsische Oberlieutenant Woldemar Schultz, der am 14. Juli infolge einer in der Schlacht von Königgrätz erhaltenen Wunde starb, hat sich als Schriftsteller und zwar auf dem Gebiete der Geographie einen Namen gemacht. Er hat aus den brasilischen Südprovinzen reiches geographisches Material zusammengetragen, eine genaue Karte derselben, auf welcher die zahlreichen deutschen Colonien eingetragen sind, erscheinen lassen und für die Colonisation und Einwanderung in jenes Land die nützlichsten Winke gegeben in seinen „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Südbrasilien" (1865).

Bibliographie.

Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. Diede. Pest, Kugler. 1865. 8. 20 Ngr.

Matthes, F., 1866. Deutschlands Wiedergeburt. 1ter Act. Ein Liederkranz, gewebt aus den tapferen Thaten unseres ruhmreichen Heeres. Spremberg, Erbe. 16. 5 Ngr.

Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Venetiens. Breslau, Schletter. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Auch hier Bethesda und Bethanien.

Zwei Predigten

gehalten im Theresianum zu Wien und im sächsischen Feldlazarethe zu Mitterndorf an der ungarischen Grenze beim Abendmahlsgottesdienst der kranken und verwundeten Sachsen

von

Dr. Gustav Fricke,

Feldpropst des königlich sächsischen Armeecorps.

Auf Verlangen gedruckt

zum Besten der infolge des Kriegs nothleidenden Sachsen.

8. Geh. 5 Ngr.

Diese zwei Predigten, von dem beliebten Kanzelredner, Oberlatecheten an der Peterskirche zu Leipzig und Feldpropst des königl. sächsischen Armeecorps, Dr. Fricke, zum Besten der infolge des Kriegs nothleidenden Sachsen in Druck gegeben, sind vermöge der Umstände, unter welchen, und der Localitäten, in denen sie gehalten wurden, geschichtliche Denkmale einer ernsten und großen Zeit. Sie werden vielen wunden Herzen zur Einkehr und zum Troste gereichen.

Alle Vereine und Comités zur Unterstützung der im Kriege Verwundeten und der hinterlassenen Familien gefallener sächsischer Soldaten werden ersucht, die Verbreitung der Predigten sich besonders angelegen sein zu lassen, damit dem wohlthätigen patriotischen Zwecke ein möglichst reicher Ertrag aus dem Verlauf zufließe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. Julius Wenck,

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RATIONEM QUAM I. BEKKER IN RESTITUENDO DIGAMMO SECUTUS EST

EXAMINAVIT

Dr. A. LESKIEN.

8. Geh. 8 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,

Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung" sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präcisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche."

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möser. Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten.)

Neue Sonette von Albert Möser. Eleg. brosch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von daher empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1866.

Inhalt: Reiſeliteratur. — Unterhaltungsliteratur. Von **Rudolf Gottſchall.** (Beſchluß.) — Zur Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Kuno Fiſcher's Logik und Metaphyſik. — **Feuilleton.** (Literariſche Plaudereien.) — **Bibliographie.** — Anzeigen.

Reiſeliteratur.

1. Drei Monate in Abyſſinien und Gefangenſchaft unter König Theodorus II. Von F. H. Apel. Zürich, Meyer. 1866. 8. 12 Ngr.
2. Nach den Oaſen von Siban in der großen Wüſte Sahara. Ein Reiſebuch durch Algerien. Von Guſtav Raſch. Berlin, Vogel und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Reiſebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. In Briefen an Freunde. Von H. Scherer. Zweite vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Reiſen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. H. Barth und Dr. E. Vogel. Herausgegeben von E. Schauenburg. Dritter Band: Reiſen in Südafrika. In geſchichtlichen Darſtellungen. Lahr, M. Schauenburg und Comp. 1864—65. Gr. 8. In Lieferungen zu je 7½ Ngr.

„Nil novi ex Africa?" iſt eine alte Phraſe Roms und ſeit einigen Decennien auch bei uns wieder im Schwange; nicht als ob wir wie die Römer in Afrika zu verlieren hätten, höchſtens das Leben und die Reiſenotizen unſerer Forſcher, wir haben dort zu gewinnen, wenn nicht Schätze an Gold und edeln Producten, doch aber Wiſſensſchätze von ungleich höherm Werthe. In unſere Lebensperiode fällt das eifrige Beſtreben der Culturvölker, das innere Afrika aufzuſchließen und nicht blos die Quellen des Nil, nach denen ſeit Jahrtauſenden gefragt und geforſcht wird, aufzufinden, ſondern alle Heimlichkeiten und verborgenen Wunder dieſes großen Erdtheils der Wiſſenſchaft, dem Verkehre, der Induſtrie und damit der Civiliſation zugängig zu machen. Für dieſe löblichſte aller Aufgaben des menſchlichen Geſchlechts iſt bereits Großes geſchehen, unſaglich gelitten und geſtritten worden, und auf den Entdeckungskarten Innerafrikas bezeichnet gar manches Kreuz den kleinen Platz, auf dem ein kühner Forſcher im letzten Schlafe liegen blieb. Geld iſt im Verhältniß zu andern öffentlichen Ausgaben, vorzüglich für militäriſche Zwecke, an die Erforſchung Innerafrikas wenig gewendet. Außer den Engländern und Franzoſen haben überhaupt nur wenige Völker, reſp. Cabinete aus Staatsmitteln Reiſen nach den centralen Gebieten Afrikas veranſtaltet. Das meiſte floß aus Privatkaſſen und aus den Fonds gelehrter Geſellſchaften, die faſt ausſchließlich den wiſſenſchaftlichen Zweck im Auge hatten, und aus Miſſionskaſſen. Die Strengchriſtlichen möchten zu gern die Bewohner dieſer verborgenen Länder zu Chriſten machen, das Chriſtenthum über den ganzen Weltkreis verbreiten, als ob dazu irgend begründete Ausſicht wäre! Aber immerhin! Es wird manches in irrigen Abſichten unternommen und hat doch mitunter dankenswerthe Erfolge.

Unter den Specialſchriften, über die wir heute zu berichten haben, feſſelt die Apel'ſche Schrift: „Drei Monate in Abyſſinien" (Nr. 1), weniger durch ethnographiſche Behandlung ihres Gegenſtandes, als vielmehr weil ſie in anſpruchsloſer und doch wirkſamer Darſtellung uns ſowol die Schickſale der von König Theodorus II. gefangen gehaltenen Europäer als auch das Leben und Treiben am Hofe dieſes halbwilden Dynaſten vorführt. Ueber Rom und Alexandrien gelangte Apel auf den Nil, ſegelte an den Pyramiden, Luxor, Karnack und Theben vorüber bis zu dem erſten Katarakt in Aſſuan. Von hier ſchloß er ſich einer Karavane an und erreichte nach einer Reiſe von 18 Tagen glücklich Khartum, machte einen kurzen Ausflug nach Syene und ging dann mit einer Geſellſchaft Araber nach Matamma, einem Dorfe von einiger Wichtigkeit an der abyſſiniſchen Grenze. Neun Tage ruhte der Zug am Blauen Nil und 17 Tagereiſen ging es dann noch durch tropiſche Wälder. Hier beginnen die Abenteuer und die ſeltſamen Wahrnehmungen, bald ſchaurig, bald komiſch. Von dem Häuptling dieſes Diſtricts erzählt Apel ein Beiſpiel echt orientaliſcher Gerechtigkeitspflege:

Eines Tags, als er einen Aufſtand zu dämpfen beſchäftigt iſt, tritt eine alte Frau vor ihn und beklagt ſich, daß einer von ſeinen Leuten ihr ein Gefäß mit Milch ausgetrunken habe, ohne ihr das Geld dafür, 15 Para (2 Pfennige), zu bezahlen. „Wirſt du den Mann wiedererkennen, Weib?" — „Ja, denn auf dem Arme..." — „Schweig!" unterbrach er ſie und ließ alle aufmarſchiren und in Reihe aufſtellen. Das Weib bezeichnete einen. „Dies iſt der Mann!" — „Haſt du von dieſem Weibe Milch getrunken?" — „Nein, ich habe ſie ſogar nie geſehen." — „Haſt überhaupt heute keine Milch getrunken?" — „Keinen Tropfen." — „Und du, o Weib, beſtehſt auf deiner Anklage?" — „V' Allah! v' Allah! Er hat ſie getrunken!" war die Antwort. — „Schlitzt ihm den Bauch auf!" befahl der Unmenſch. Augenblicklich wurde dem Befehle gehorcht; der Unglückliche lag

in seinem Blute da, und die noch unverdaute Milch strafte seine Aussage Lügen. „Hast die Wahrheit gesprochen, Weib! Hättest du gelogen, so hätteſt du sein Schicksal getheilt. Hier ist dein Geld.“

Apel, der als Hakeem, d. h. Arzt, reiste und Brech- und Purgirmittel bei sich führte, hätte wol, wenn er zur Hand gewesen, darauf hingewiesen, daß sich die Schuld des Milchdiebs auf eine glimpflichere Weise, durch eine Dosis Ipecacuanha feststellen ließe. In einem andern Gerichtsfalle half er der blinden Göttin durch ein wissenschaftliches Kunststück auf die Spur. Er hatte auch eine kleine, aber sehr starke elektromagnetische Maschine bei sich, welche stets eine ungeheuere Wirkung hervorbrachte und ihn zu einer höchst wichtigen Persönlichkeit erhob. Nun kam folgender Fall im Divan vor, wo der Scheikh selbst zu Gericht saß. Eine Witwe beschuldigte den Bruder ihres verstorbenen Mannes, ihr eine gewisse Summe entwendet zu haben. Der Angeklagte schob jedoch die Schuld auf seinen Neffen, der Witwe einzigen Sohn, und dabei schrien alle drei so entsetzlich durcheinander, daß es kaum möglich war, ein einziges Wort zu verstehen. Für Apel war aber die Schurkenphysiognomie des Onkels hinlänglicher Beweis seiner Schuld. Apel erzählt:

Jedenfalls wollte ich es darauf ankommen lassen, und nachdem ich den Scheikh um Erlaubniß gebeten, stellte ich einige Fragen. Mit lauten Worten bestand der alte Sünder auf seiner Unschuld und bezeichnete den jungen Knaben als den wirklichen Dieb. Ich hieß ihn schweigen, erhob mich langsam und majestätisch. Ernst und bedächtig öffnete ich die Maschine, schraubte den Griff und die Drahtleiter ein und sprach mit feierlicher Stimme: „Schaut! Ein mächtiger Geist! Mächtig in der Luft und der Erde, im Feuer und Wasser, bei Tag und Nacht gleich mächtig und groß. O Hadgi, bist du unschuldig, soll es bewiesen sein; bist du aber schuldig, soll dich dein eigener Mund verdammen. Doch erst trete du, o Sohn der Witwe, heran und befreie dich von dem Verdachte, der auf dir ruht!“ Todtenstille. Alle schauten mich starr an und wunderten sich, wie das alles ausfallen würde. Der Junge faßte die Griffe, wie ich es ihm zeigte, indem er laut ausrief: „V' Allah, ana mush el haramiyeh!“ (Bei Allah, ich bin der Räuber nicht.) Alsdann setzte ich die Maschine in Bewegung, unterbrach jedoch den Strom, sodaß der Junge natürlich nichts verspürte und ganz unbeweglich stand, zwar ein wenig erblassend, als er dem geheimnißvollen Dinge sich genähert. So schwach ist doch der Mensch und zittert vor dem Unbekannten, selbst wenn sein Gewissen rein ist. Nun sprach ich ihn von aller Schuld frei. Der Onkel, welcher zuerst einige Zeichen der Unruhe geäußert hatte, erlangte seine Gleichgültigkeit wieder, sobald er gesehen, daß nichts auf das Ergreifen der Leiter erfolgte, faßte die Griffe so fest und prahlerisch, als ich nur wünschen konnte, und rief Allah laut zum Zeugen seiner Unschuld an. Ich wartete, bis das Rad in schnellste Bewegung gekommen war und ließ dann plötzlich den ganzen Strom der sehr starken Maschine auf den armen Wicht übergehen. Die Verdrehungen seiner muskulösen Gestalt, die Krümmungen seiner Glieder, die Angst, die Furcht auf dem blassen Gesichte und das Gebrüll, welches er ausstieß, waren wahrhaft fürchterlich. „Aman, Aman!“ (Gnade, Gnade!) rief er, „ich habe das Geld gestohlen! Ich gestehe! Um des Friedens der Seele deines Vaters willen, befreie mich, o Khowadjah!“ Ruhig nahm ich wieder Platz. Alles schwieg und wunderte sich, selbst der Scheikh erblaßte, als ich ihm die Maschine etwas zu nahe rückte.

Die Weiterreise nach Wochnee, 90 englische Meilen durch üppige, dunkle Wälder, ging trotz Felsen und tiefe Abgründe, in deren Schluchten Löwen und Tiger hausten, verhältnißmäßig glücklich von statten. Nur gingen drei Tage mitten im Dickicht dadurch verloren, daß die Führer eine Orgie schlimmster Art veranstalteten, sich in Hydromel und Meressa berauschten und dann in Aschisch sich vollends betäubten. Nach Apel wird dieses Mittel, sich den Himmel(?) auf Erden zu bereiten, aus Opium, Kanthariden, feinem Nüssemehl, Zucker und einigen Apel unbekannt gebliebenen Kräutern bereitet, welche die schlafmachende Wirkung des Opiums verhindern. Das Aschisch wird als Confect gegessen oder unter dem Tumback in der Nargileh geraucht.

Als Apel nach dreizehntägiger Reise in Wochnee eintraf, wurde er sofort seiner Habseligkeiten beraubt und verhaftet. Weshalb? „Kismet!“ d. h. „vom Schicksal bestimmt!“ antwortete der Dolmetscher mit Achselzucken. Dies war am 7. Januar 1855. Andern Tags wurde er nach Gondar geführt, wobei sein Pferd durch ein drei Ellen langes Seil an das eines ungeheuern Abyssiniers befestigt wurde. Der scharfe Speer des Begleiters verhinderte jeden Gedanken an Flucht. Die Reisekost war nicht eben lieblich. Aus lebenden Thieren wurden die erforderlichen Fleischpartien geschnitten und noch zuckend roh verspeist, während das Opfer wimmerte und liegen blieb, bis Schakale an ihm Barmherzigkeit übten und es vollends verspeisten. Schon Bruce hatte über diese grauenvolle Unsitte berichtet, ohne daß die Vertreter der Civilisation ihm Glauben schenken wollten. Apel wurde durch mehrtägigen Hunger genöthigt, auch zuzugreifen. Feuer durfte wegen der umherstreifenden Tigreer und Gallas nicht gemacht werden, und so extemporirte er sich eine allerdings unschmackhafte, aber immerhin nährende Suppe, d. h. Fleischwasser.

Während des viertägigen Transports bis Gondar beobachtete er nachts das Gebet seiner Wächter zu einem ihrer (christlichen) Heiligen, der durch allerdings genügend gräßliche Selbstquälerei sich zum Heiligen aufgeschwungen hat. Fünf Jahre hatte er in einem Käfig gelegen, der nur Eine Lage des Körpers gestattete, dann 10 Jahre in einer Höhle in der Wildniß, in die nie ein Sonnenstrahl drang; dann 10 Jahre auf einer nackten Felszinne nackt unter den glühenden Sonnenstrahlen zugebracht, und endlich 15 Jahre fortwährend im Wasser des Flusses gelegen, von der heiligen Miriam (Maria) in höchsteigener Person besucht: 40 Jahre, keine Kleinigkeit! Dann ist ihm das linke Bein abgefault, während unzählige Gläubige zu ihm hinpilgerten, und endlich ist er — den Weg alles Fleisches gegangen.

Wir wollen es jedem überlassen, sich über den hohen Grad dieses (christlichen!) Martyriums seine Ideen zu machen. Apel war innerlich voll Spott und mußte doch dafür leiden, daß die frommen Söhne Albions ihr englisches Christenthum an Stelle dieses abyssinischen Christenthums hatten setzen wollen. Man band ihm je Hand und Fuß mittels eines 2 Fuß langen Seils zusammen und examinirte nun darauf los, ob er einer der maladetti eretici sei, die „unsere Religion, die wir von den heiligen Frumen-

tius und Aedelius ſelbſt empfangen haben, umſtürzen wollen"? „Haſt du keine Bibel mitgebracht, das Volk irre zu führen und unſere heilige Kirche zu untergraben?" — „Non sono missionario! Ich bin kein Prieſter, ſondern Arzt..." Aber nichts half. — „Ihr ſeid alle Räuber und Lügner, ihr Engländer!"

Auf die mancherlei Details der ſchon ältern Gefangenſchaft engliſcher Miſſionare und Gelehrten, über die unſaglichen Leiden, denen die Unglücklichen ausgeſetzt wurden, können wir hier ebenſo wenig eingehen wie auf die Schickſale, denen Apel ſich preisgegeben ſah. Wir wollen hier ſofort einflechten, daß Dr. Becker, der bekannte Afrikareiſende, am 21. Mai 1866 in Suez eingetroffen iſt und mitgetheilt hat, ſämmtliche Gefangene des Königs Theodorus II. ſeien frei und hätten die Reiſe nach Aegypten bereits angetreten, wo ſie im Juni oder Juli ankommen müßten. In der Liſte der Befreiten — im ganzen 18 Perſonen — werden neben dem britiſchen Conſul Cameron noch die folgenden Namen aufgeführt: Stern, Roſenthal, Staiger, Brandeis, Miſſionare, und die der Naturforſcher Schiller und Eſſler. Bald werden wir dieſe Schwergeprüften wie Apel in Europa wieder willkommen heißen und genaue Berichte von ihnen erhalten.

Von dem König ſagt Apel, er ſei von großer Statur, ſchön und kräftig gebaut, und die breite hohe Stirn zeuge von nicht geringen geiſtigen Fähigkeiten:

Doch leicht konnte man ſehen, welche Verheerungen fortwährende Orgien und der unmäßige Trunk verübt hatten; und der wilde Blick, welcher aus den rollenden Augen mir entgegenleuchtete, zeigte nur zu deutlich, daß Se. Majeſtät gerade unter dem Einfluſſe des berauſchenden Getränks lag. Es wurde mir ungemüthlich, als er mich anherrſchte: „Ihr ſeid ein Engländer?"

Vom niedrigſten Range des Volks hat Theodorus II. ſich zum Throne eines weitausgedehnten, mächtigen Landes emporgeſchwungen — es iſt ſo groß wie Frankreich — und bisjetzt, trotz aller Vorſtellungen, bot er den mächtigſten Nationen des Weſtens die Spitze, ſicher in der Entfernung und Unzugänglichkeit ſeines Reichs. Wir geben uns im wirklichen Intereſſe der Humanität und Civiliſation der Hoffnung hin, daß, bevor ein Decennium verſtrichen iſt, angemeſſene Mittel gefunden ſein werden, die Macht und den Uebermuth dieſes nur zu einem Viertheil aufgeklärten Despoten zu brechen, eine energiſche und verſtändige Leitung in die innern und beſonders äußern Verhältniſſe Abyſſiniens zu bringen und es möglich zu machen, daß der Cultur- und Menſchenſtrom, der ſtets neue Betten aufſuchen muß, wenn er nicht überfluten und Unheil anrichten ſoll, auch dorthin Abfluß findet. Jedenfalls empfehlen wir Apel's Bericht allen, welche ſich für die halberſchloſſenen Binnenländer Afrikas intereſſiren, auf das angelegentlichſte.

In das minder unbekannte Algerien führt uns Guſtav Raſch: „Nach den Oaſen von Siban in der großen Wüſte Sahara" (Nr. 2), aber er will uns auch weniger eigentlich Neues erzählen, als Reiſeſkizzen über „Land und Leute" geben, und ſo führt er uns durch die Provinz Algier mit ihren intereſſanten Städten bis zum Rande der Steppe, nach Konſtantine, Lambeſſa und in die franzöſiſchen Saharagebiete. Siban iſt die reichſte und größte der unterworfenen Oaſen, und es belohnt ſich reichlich, der immer anziehenden Darſtellung des vom Verfaſſer dort Erlebten und Beobachteten zu folgen. Schließlich gibt Raſch einen kleinen Anhang mit praktiſchen Reiſenotizen, von denen er hofft, daß ſie beſonders denen willkommen ſein würden, welche Algier als Winteraufenthalt behufs Herſtellung ihrer Geſundheit wählen und von Algier aus das intereſſante Land bereiſen wollen. Wir pflichten ihm gern darin bei, daß das Land intereſſant ſei, wir wollen aber allen wirklichen Patienten ernſtlich rathen, nicht dort ihre Geſundheit wiederſuchen zu wollen. Dazu ſind weder die klimatiſchen, noch die Verkehrs- und Lebensverhältniſſe Algeriens irgend geeignet, und Raſch ſelbſt gibt uns in überzeugendſter Weiſe Auskunft darüber, wie merkwürdig wenig Frankreich und ſein jetziger Herrſcher für die Cultur und Civiliſation von „Land und Leuten" in Algerien bisher zu thun vermocht hätten. Schön gedrechſelte Phraſen haben wir über dieſen Punkt von jeher genug gehört, aber das Nöthigſte wird mit auffallendem Stumpfſinn vernachläſſigt: die Anlagen von Straßen und Eiſenbahnen. Sogar die Dampfſchiffverbindung der größern Seeplätze am Mittelmeer iſt eine ſo jammervolle, daß Raſch alles Ernſtes räth, um von Algier z. B. nach Philippeville zu kommen, den Weg über Marſeille nicht zu ſcheuen. Ich habe wiederholt Patienten über Nordafrika, ſeine Salubrität und die Vorkehrungen für Reiſende ſich ausſprechen hören, und alle klagten, alle bereuten, dorthin geſchickt worden zu ſein; faſt alle waren kränker und — mit bedeutend leererm Beutel zurückgekommen.

Einzelheiten in Raſch's Buche ſind von großem Intereſſe und wirklichem Werthe, ſo die Wanderungen durch Konſtantine, die europäiſche und dann die arabiſche Stadt, endlich durch das Judenquartier. Die ſchrecklichen Zuſtände, in denen die afrikaniſchen Juden unter türkiſcher Herrſchaft lebten, werden uns auf das lebhafteſte vergegenwärtigt; über die jüdiſchen Frauen und Mädchen und ihre Weiſe zu leben gibt Raſch uns dankenswerthe Aufſchlüſſe. An andern Stellen, beſonders wo er die Wüſte und die Pracht der Oaſen mit ihren majeſtätiſchen Palmenwäldern ſchildert, iſt ſein Buch gewiſſermaßen Commentar mancher Freiligrath'ſchen Poeſien. Ueber Lambeſſa, das eine ſo traurige Berühmtheit unter dem neueſten Culturregimente Frankreichs finden ſollte, wollen wir den Verfaſſer ſelbſt ſprechen laſſen:

Das Zellengefängniß zu Lambeſſa iſt bis heute, ſoviel ich weiß, in Europa ganz unbekannt geblieben und noch nie von der Feder eines Schriftſtellers geſchildert worden. Möge meine Feder nun die erſte ſein, um nachzuweiſen, daß ſelbſt dies berüchtigte Strafgefängniß in Afrika weit über deutſchen Strafanſtalten ähnlicher Art ſteht, aber auch — um jener Männer zu gedenken, welche in ſeinen Kerkern die Opfer ihres Muths und ihrer Ueberzeugungstreue geworden ſind und die heute in jenem heißen Fieberlande jenſeit des Oceans (Cayenne!) den ewigen Todesſchlaf ſchlafen. Manche von ihnen habe ich ſelbſt gekannt. Wehmüthig dachte ich ihrer, ihrer blitzenden Augen, ihrer intelligenten Geſichter, ihrer beredten und überzeugenden Worte, wenn ſie mit mir in Paris davon ſprachen, daß mit der neuen

Präſidentenwahl im Mai 1852 die franzöſiſche Republik eine demokratiſche Regierung erhalten und dann ihre Miſſion, die Befreiung Europas, erfüllen werde, als ich in den Hof trat und mich an den Caſtellan wandte, um ihre Kerker zu ſehen. Es waren dieſelben Kerker, wo heute die Sträflinge gefangen gehalten werden, welche in Afrika wegen Diebſtahls, Raub, Mord, Todtſchlag und Fälſchung zu 10—20 Jahren Strafarbeit verurtheilt worden. Der Caſtellan war ein geborener Elſaſſer. Er führte mich über den Hof, durch das Quergebäude hindurch, welches ich von außen geſehen hatte und welches den Hof ſchloß, und übergab mich hier einem Sergeanten mit dem Auftrage, mir als Führer zu dienen.

Das Zellengefängniß dehnte ſich nun in einer langen Linie vor mir aus, in der Fronte ein durch nichts ausgezeichnetes hohes, langes Gebäude von vier Stock. Als ich mit meinem neuen Führer eintrat, bot ſich mir derſelbe Anblick, welchen ich ſo oft hatte und worin alle Zellengefängniſſe ſich ähnlich ſehen. Ich ſtand in einem Rundbau, der vom Boden bis zum Dache reichte. Von dieſem Rundbau lieſen die Flügel des Gefängniſſes aus, ebenfalls ſämmtlich vom Boden bis zum Dach mit einem Blick zu überſehen. Hier waren es nur drei Flügel, welche in dem Rundbau ihren Mittelpunkt hatten; ein Flügel dehnte ſich nach Norden, einer nach Süden, der dritte in weſtlicher Richtung aus. Jeder Flügel hatte vier Stockwerke, und jedes Stockwerk war mit einer ſchwebenden Eiſengalerie umgeben. Sämmtliche Eiſengalerien waren durch ſchwebende eiſerne Treppen miteinander verbunden, und die Aufgänge zu ſämmtlichen Treppen vereinigten ſich in dem Rundbau, wo ich ſtand. Alle Thüren der einzelnen Zellen öffneten ſich auf die eiſernen Galerien. Durch einen Theil des Erdgeſchoſſes des nördlichen und des öſtlichen Flügels lief ein langer hölzerner Tiſch, zu beiden Seiten mit Bänken verſehen. Mit Verwunderung hörte ich von meinem Führer, daß ſämmtliche Sträflinge von Lambeſſa an dieſem langen hölzernen Tiſche gemeinſchaftlich miteinander die Mittagsmahlzeit einnähmen. Wenn man der Einrichtung deutſcher Zellengefängniſſe gedenkt, beiſpielsweiſe der Hausordnung in dem bekannten Zellengefängniſſe bei Berlin, wo jedem einzelnen Gefangenen die Mittagsgemüſeſuppe durch die Wärter vermittels einer von außen zu öffnenden Klappe in die Zelle geſchoben wird, wo die Zelle für den Gefangenen ein fortwährendes Einzelgefängniß bildet, welches er nur verläßt, um eine halbe Stunde in einem von zwei hohen Mauern eingefaßten Gange die Beine zu bewegen — dann muß man freilich unwillkürlich erſtaunen, daß im Zellengefängniß zu Lambeſſa gemeinſchaftlich zu Mittag geſpeiſt wird und die Unterhaltung der Gefangenen während dieſes Mittageſſens geſtattet iſt.

„Und wie iſt das Mittageſſen eingerichtet", fragte ich meinen Begleiter, „was erhalten die Gefangenen, wie oft wird täglich geſpeiſt?" — „Das Frühſtück bildet eine Bouillonſuppe mit eingebrocktem Weißbrot. In dieſer Suppe werden einige Löffel Gemüſe gegeben. Das Mittageſſen beſteht aus einer großen, mit Fleiſch gekochten Portion Gemüſe; einmal wöchentlich erhalten die Sträflinge außerdem Fleiſch, außer wenn ſie zur Feldarbeit oder zu andern mechaniſchen Arbeiten in den Werkſtätten verwandt werden, welche ſich eine Stunde von hier in einem andern Gebäude befinden. Dann erhalten ſie täglich Fleiſch. Außer dieſen täglichen zweimaligen Mahlzeiten erhält jeder Gefangene zwei große Stücke Brot, weißes gutes Brot, wenn es auch nicht von ſo feiner Qualität iſt, wie das Brot, welches morgens in die Bouillon gebrockt wird. Wein wird nicht gegeben, aber jeder Gefangene hat die Erlaubniß, täglich einige Sous auf Kaffee, Butter oder Käſe zu verwenden. Beſitzt er das zu dieſem Aufwande nöthige Geld nicht aus eigenen Mitteln, ſo wird es ihm von dem abgeſchrieben, was er für die Verwaltung des Gefängniſſes erwirbt. Ich werde Sie ſpäter in die Küche führen, Sie können dann das Frühſtück ſelbſt koſten." — „Und wie iſt die Hausordnung, Sergeant, wann wird aufgeſtanden, wann legen ſich die Gefangenen in Lambeſſa ſchlafen, wie viel Stunden wird gearbeitet und welche Zeit iſt den Gefangenen zur Bewegung gegönnt? Schildern Sie mir den Tag eines Sträflings im Zellengefängniß zu Lambeſſa."

Der Sergeant erzählte nun Folgendes: „Um 5 Uhr morgens wird hier aufgeſtanden. Der Gefangene bringt ſeine Zelle in Ordnung, kleidet ſich an und kann dann, wie ich Ihnen ſchon ſagte, einige Sous auf Kaffee, Butter und Käſe zum Frühſtück verwenden. Es geſchieht wol ohne Ausnahme. Die weitere Verwendung des Tags hängt davon ab, ob der Gefangene nicht arbeitet, oder ob er zur Arbeit auf dem Felde, im Garten oder in den Werkſtätten des Hauſes verwendet wird, welches eine Stunde von hier liegt. Die Arbeit iſt hier keine Erſchwerung der Strafe, ſondern eine Erleichterung derſelben, da ſie Bewegung und Zerſtreuung verſchafft. Zur Arbeit werden deshalb auch nur die Sträflinge verwandt, welche nicht ſogenannte «repris de justice», d. h. nicht entſprungene Sträflinge ſind, ſondern die Gefangenen, welche ſich gut führen und zu denen man das Vertrauen haben kann, daß ſie die Arbeit im Freien nicht dazu benutzen, um zu entfliehen u. ſ. w."

Wir wollen hier nicht die zu weit führenden Einzelheiten wiederholen, ſondern dem Verfaſſer darin beipflichten, daß Lambeſſa ein wünſchenswerther Aufenthalt war gegen Waldheim in Sachſen, gegen Moabit, Spandau und wie die Leidensſtationen der heutigen „Weltverbeſſerer"(!) heißen. „Und was iſt Cayenne?" fragt Raſch S. 285:

Zwei Monate nach meinem Beſuche in Lambeſſa beſuchte ich den Bagno in Toulon. Das neue Geſetz aus verfloſſenem Jahre ſchreibt vor, daß alle Gefangenen, welche ſeit dieſer Zeit zur Bagnoſtrafe verurtheilt worden, deportirt werden ſollen. Selbſtverſtändlich iſt dies neue Geſetz auf die vor ſeiner Emanation in Frankreich verurtheilten Verbrecher nicht anwendbar. „Cayenne", ſagte mir ein dortiger Seeoffizier, „iſt der Tod. Wer nach Cayenne kommt, kehrt niemals wieder. Das dortige Klima, die Fieber ſind jedem Europäer tödlich. Ich habe noch niemals jemand aus Cayenne wiederkehren ſehen." Und 400 von den politiſchen Gefangenen in Lambeſſa ſind alſo von der Napoleoniſchen Regierung ohne Proceß, ohne Verurtheilung, ſogar gegen den Buchſtaben des neuen Geſetzes, welches ſogar bei Bagnoſträflingen reſpectirt wird, nach Cayenne in den Tod geſchickt worden!

Das Buch Raſch's enthält in guter Schreibart ſo viel Gutes, daß wir es getroſt beſtens empfehlen.

Als Reiſeſchriftſteller von altem guten Namen begrüßen wir H. Scherer, der in ſeinem „Reiſebuch in der Levante" (Nr. 3) des Feſſelnden und Wichtigen wieder viel bringt. Von der erſten Abtheilung, welche Griechenland, Kleinaſien und Syrien behandelt, dürfen wir hier füglich abſehen. Die Reiſe iſt 1859 gemacht, bald nachher beſchrieben und erſcheint hier in zweiter Auflage. Vollſtändig neu dagegen iſt die Schilderung ſeines Aufenthalts in Aegypten während des Winters 1864—65. Ihn knüpfen nicht blos wiederholte Reiſen, ſondern auch verwandtſchaftliche Beziehungen an den Orient und ſetzen ihn in den Stand, mit Perſonen und Dingen unmittelbar und directer vertraut zu werden, als es ſonſt den meiſten Touriſten vergönnt iſt. Seine Schwiegermama, die in der kunſtvollen Bereitung der Tafelſüßigkeiten den ganzen Stolz einer Hausfrau empfindet, iſt Smyrniſtin und ſpricht kein Wort deutſch. Von ihrer Heimat aus durchſtreift Scherer die Levante und gibt uns nun in ſeinen Briefen abwechſelnd ebenſo geiſtvolle Darlegungen wie zutreffende Vergleiche und praktiſche Notizen, welche letztern er ſicher mit der Schwiegermama beſprochen hat,

wenn er ihre Sorbets schlürfte; ¾ Pfund Fleisch kosten 20 Ngr., eine Magd erhält monatlich 10, ein Diener 15 Thlr.; die sogenannte orientalische Tour, d. h. über Athen und Jerusalem bis zu den Katarakten, kostet bei halbjähriger Dauer nicht 16—1800 Thlr., wie die Bädeker sagen, sondern 2500 Thlr., ohne besondere Ausgaben und Einkäufe. S. 401 bestätigt er, was wir früher andeuteten:

Ich will mich mit den Herren Doctoren nicht in Streit einlassen, sonst würde ich der Meinung sein, daß der feine Staub, womit die Atmosphäre gerade in der Umgebung Kairos fortwährend angefüllt ist, mir für Athmungswerkzeuge nicht eben sehr zuträglich und überhaupt ein Aufenthalt in Aegypten nicht viel mehr als vier Monate, November bis Mitte März, angenehm erscheint.

Die Bemerkung hat manches Richtige, muß aber dahin vervollständigt werden, daß in dem maison de santé, welches Dr. Reil aus Halle eine halbe Stunde östlich von Kairo eingerichtet hat, für jedes Bedürfniß der Patienten in vorzüglicher Weise Sorge getragen ist, wie wir uns zur Genüge überzeugt haben, und daß Leidende dorthin getrost gehen dürfen, wohin sie ohne besondere Reisestrapazen gelangen können, wo es an keinem europäischen Comfort mangelt und wo Arzt und Wirth, wie es sein soll, in einer Person vereinigt sind. Freilich kostet ein Winter dort viel Geld, aber wer es auszugeben hat, wird hier dauerndere Stärkung seiner Lungen finden als am Leman und auf Madeira.

Wir theilen wörtlich mit, was Scherer über das Reich des Königs Theodor II. sagt:

In Abyssinien scheint die Anarchie permanent zu sein, das dortige Christenthum wird zur vollständigen Caricatur herabgewürdigt, die politische Herrschaft der sogenannten „Kaiser" bildet ein Gemisch von Tollheit und Grausamkeit. Wenn Frankreich und England aus gegenseitiger Eifersucht sich der Intervention enthalten, so wird Aegypten die Aufgabe zu übernehmen haben. Das Volk hat sehr gute Eigenschaften und ist physisch eins der wohlgestaltetsten, welche den Erdball bewohnen — Fürst Pückler war gewiß competent, als er der abyssinischen Venus den Preis vor den blassen Schönheiten des Nordens zuerkannte —, dabei moralisch wie intellectuell bildsam und empfänglich. Es gibt z. B. keine bessern Dienstboten und sie werden mit Eifer weit und breit gesucht. Sodann lobt man ihre militärischen Anlagen, sie besitzen Muth und Hingabe und würden für eine ägyptische Armee eine werthvolle Erwerbung sein.

Für die Schwärmer des Suezkanals sind die Berichte auf S. 430 fg. beherzigenswerth. Dieses große Unternehmen hat so gut wie keine Aussicht des Gelingens. Ohne die Wiederaufnahme ausreichender einheimischer Arbeitskräfte ist eine Vollendung des Kanals kaum möglich; er wird aber nicht nur von der Regierung im Stich gelassen, er ist beim Volke, das die Opfer zählt, die er schon gekostet, im höchsten Grade unpopulär. Tausende und aber Tausende liegen schon in seinem Bereiche eingescharrt, verzweifelte Subjecte, welche der Tagelohn hin zog, aber es ist eben nicht jedermanns Sache, mit seinem Leichnam die Wüste zu düngen. Und, wie Scherer sagt, wie uns unbefangene Beobachter versicherten, das Mittelmeer selbst wird den Kanal nicht gestatten und trotz Baggerung von 50 Maschinen stets sehr schnell die nördliche Einfahrt wieder versandet haben. Selbst wenn ihr in überlegtem Zickzack den Kanal meilenweit auch im Meere baut, der feuchtantreibende Sand wird euch andere Dämme bauen als der Flugsand der Wüste, den ihr lange Zeit einzig fürchten zu müssen glaubtet!

Wir möchten wünschen, Scherer berichtete uns einmal Ausführliches aus Nubien und Abyssinien, aber er hat die Prinzessin seines Herzens bereits glücklich heimgeführt und würde uns vielleicht antworten:

Und würft ihr die Krone selber hinein
Und spracht: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein,
Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn!

Die in d. Bl. bereits besprochenen neuen Reisen David Livingstone's haben die nothwendige Bearbeitung in dem zur Genüge bekannten und wohl empfohlenen Werke: „Reisen in Centralafrika" (Nr. 4) gefunden. Der Director des Realgymnasiums in Crefeld, E. Schauenburg, auch bekannt durch seine Flußkarten *) von Europa und Deutschland, die so eingerichtet sind, daß auf ihnen mit Kreide geschrieben und das Geschriebene wieder ausgelöscht werden kann, hat in einem jetzt schon dreibändigen Werke alles irgend Werthvolle an Reisen und Forschungen in Centralafrika mit sorgsamstem Sammlerfleiße zusammengearbeitet und ein Werk geliefert, das für alle Zeiten als Einleitung in die Studien über diesen von der Wissenschaft so lange vernachlässigten Erdtheil Geltung behalten wird. War doch schon Humboldt ein eifriger Lobredner dieses Werks, über dessen ersten Band er dem Herausgeber den nachfolgenden liebenswürdigen Brief schrieb:

Sie haben sich, verehrtester Herr Oberlehrer, ein großes Verdienst durch Ihre so vortreffliche Schrift: „Reisen in Centralafrika", erworben, und wenn ich so spät erst meinen innigsten Dank für Ihr Geschenk und den herzlichen, liebenswürdigen Brief vom 31. December 1758 darbringe, so liegt die Ursache so arger Verspätung nur in physischen Leiden, welche den ganzen Winter meine Correspondenz gestört haben. Ihre Schrift hat mich um so mehr interessirt, als wir jetzt Dr. Barth in unsern Mauern besitzen. Setzen Sie ja dieses historisch-geographische Werk fort und sagen Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir meine Saumseligkeit verzeihen.

Berlin, 15. März 1859.

Freundschaftlichst Ihr A. von Humboldt.

Humboldt schrieb, wie man sieht, diesen Brief kurz vor seinem Tode und es war uns rührend und lehrreich, daß der hochbetagte erste Geistesheld wol aller Zeiten bei der Abfassung des Briefs, dessen Original uns vorgelegen hat, statt nur in das verflossene Jahr, sich in das verflossene Jahrhundert zurückversetzte und sich für einen Brief vom „31. December 1758" bedankt.

Der Herausgeber selbst charakterisirt sein Werk und die leitenden Ideen bei dessen Abfassung:

Unserer Zeit ist eine so gewaltige Bereicherung der Länder- und Völkerkunde beschieden, wie sie keiner frühern Epoche gelungen war. Was Großartigkeit und richtige Verwendung der zu

*) Wir bemerken, daß diese (bei Hinrichs in Leipzig erschienenen) Karten, welche nur als „rudis indigestaque moles" Länder, Meere und Flüsse zeigen, sich jetzt vorzüglich zum Gebrauche für Zeitungsleser und Diplomaten eignen, denn es können mit größter Leichtigkeit die militärischen Aufstellungen und die Coalitionen der einzelnen Länder hineingezeichnet und ebenso die diplomatischen Grenzen markirt und wieder ausgelöscht werden, welche proponirt, ausgeführt und — schließlich wieder beseitigt worden, um den natürlichen, d. h. nationalen und sprachlichen Grenzen Platz zu machen.

Entdeckungsreisen aufgebrachten Mittel einerseits, was Ausdauer und Klugheit, Wissenschaftlichkeit und Kühnheit andererseits zu leisten vermögen, das leuchtet aus den Ergebnissen der planmäßig unternommenen Erforschungsreisen der Gegenwart hervor, mögen sie das tropische Afrika oder das polare Amerika oder irgendwelche andere Gegend betreffen. Von jeher haben die Beschreibungen solcher Reisen auf die lesende Welt eine besondere Anziehung geübt. Aber zu dem vollen Verständniß eines derartigen Reisewerks ist die Kenntniß der gesammten Erforschung eines Landes erforderlich, und die meisten derselben bieten zu wenig und zu viel für die Bedürfnisse des großen Publikums. Es ist daher der Plan des vorliegenden Unternehmens, den allgemein ansprechenden Inhalt der Reisewerke zu geben, jedoch so, daß mit Bezug auf die einzelnen Länder eine übersichtliche Darstellung der allmählichen Entdeckung und Erforschung derselben vorausgeschickt wird. Das Werk wird seinen Weg vor allem durch verständige Auswahl und gediegene Darstellung zu machen suchen und der bildenden Kunst sich nicht zum bloßen Schmuck, sondern zugleich zur Erhöhung der Anschaulichkeit bedienen.

In dem dritten Bande, der die Forschungsreisen im centralen Südafrika enthält und dem verdienstvollen Sir Francis Galton gewidmet ist, werden in den letzten Lieferungen die neuesten Missionsreisen David Livingstone's reproducirt. Sparrmann, Levaillant geben die ersten Berichte, denen dann in historischer Folge die Auszüge aus den Werken zum Theil noch jetzt lebender Reisenden folgen: Galton, Anderſſon und besonders Livingstone. 15.

Unterhaltungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 37.)

3. Joppe und Crinoline. Roman von Adolf Zeising. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1865. 8. 1 Thlr.

„Liebe und Caprice" heißt der Titel eines kleinen eleganten Lustspiels von Feodor Wehl. In der That sind Liebe und Caprice seit uralter Zeit verschwistert! Erscheint doch unsern Fachphilosophen, einem Hegel z. B., die von den Dichtern so vielbesungene Liebe der Geschlechter überhaupt als eine Caprice; „Much ado about nothing" ist nach dieser philosophischen Anschauung das Motto aller Liebestragödien, und man muß an Julie die Frage richten: warum es denn gerade Romeo sein muß? Graf Paris, den die einsichtigen Aeltern gewählt, ist doch ebenso gut, denn im Grunde ist es ja gleichgültig, welches Individuum die höhern sittlichen Zwecke der Ehe erfüllt. Am weitesten geht doch die Caprice in der Liebe der schönen Desdemona, die sich gar einen Mohren aussucht und über den Abgrund des Rasseunterschiedes mit Grazie hinwegvoltigirt. Der Philosoph würde dabei besonders untersuchen, um die Berechtigung dieser Caprice zu prüfen, inwieweit die Bevölkerung der Welt mit Mestizen derselben zum Heile gereiche?

Doch auch in unserer modernen Welt macht die Liebe bisweilen curiose Sprünge über die bedenklichsten Abgründe. Das sogenannte Vorurtheil des Standesunterschiedes wird von ihr bekanntlich am häufigsten überwunden, sei es nun in fünf Acten oder in drei Bänden. Eine adeliche Dame von unbeflecktester Ahnentafel kann einen Bürgerlichen heirathen. Dazu gehört keine große Kühnheit der Erfindung; das Leben selbst liefert zu zahlreiche Beispiele. Versteigt sich der Autor mit keckem Aufschwung noch in höhere Regionen, wo vor seinem Blick die Schranken und Grenzen der Erde gänzlich verschwinden: so läßt er eine adeliche Dame in Liebe zu einem Juden entbrennen, ohne daß dieselbe, wie in Holtei's „Haus Treustein", sich deshalb hoch zu Roß in einen Teich stürzt. Im Gegentheil, er läßt die Ehe, wenn die deutschen Justiz- und Cultusministerien Schwierigkeiten machen, in Hull einsegnen, und alles einen glücklichen Verlauf bis zur Goldenen Hochzeit nehmen.

Doch eine Voraussetzung erscheint bei allen diesen, selbst den schroffsten Standes- und confessionellen Unterschieden, unerlaßlich: es ist die Gleichheit der geistigen Bildung. Gerade deshalb werden diese Unterschiede als äußerliche, als Vorurtheile empfunden. Und selbst wenn Desdemona den Schwarzen liebt, so darf dies nicht ein beliebiger Neger aus „Onkel Tom's Hütte" sein; es ist ein General der Republik, an dessen Munde die Schöne hängt, wenn er von seinen Fahrten und Thaten erzählt, dessen geistige Vorzüge sie blenden.

Wo diese Gleichheit der Bildung fehlt, da ist die Kluft offenbar die tiefste. Wenn der Professor das „Lorle" heirathet, so kommt diese Ehe deshalb gerade nicht recht in Gang, im Roman durchaus nicht, im Drama nur am Schluß, mit Hülfe eines kleinen Rausches, der gern heitere Illusionen erzeugt, und nur aus Rücksichten des Bühnenerfolgs; denn Frau Birch-Pfeiffer ist zu gutmüthig, um ihre Hörer mit einer innern Dissonanz zu entlassen, welche den äußern Zusammenklang des Applauses erschwert. Indeß ist diese Liebe bei dem Professor, wenn eine Caprice, doch eine künstlerische und unterstützt durch die verbreitete Anschauung, daß der Mann das Weib zu sich erheben könne.

Das Umgekehrte dürfte die schreiendste Ungleichheit darstellen, die in diesen Beziehungen des Herzens denkbar ist. Ein gebildetes Mädchen, das sich in einen Bauernburschen verliebt, treibt offenbar die Capricen der Neigung auf die Spitze. Ein männliches „Lorle" entbehrt jenes Naturzaubers, der bei dem Weibe den Mangel der Bildung ersetzen kann, und wenn er auch ein „Prachtkerl" ist — man wird zunächst um so mehr auf die unglückliche Vermuthung kommen, daß im Herzen des liebenden Mädchens etwas von jenem Dämon schlummere, welcher die russische Katharina trieb, in den Armen ihrer Grenadiere ein kurzes Glück zu genießen.

Die schwierige Aufgabe, eine Ehe zwischen „Joppe und Crinoline" psychologisch zu motiviren, hat sich der geistvolle Aesthetiker und Kritiker Adolf Zeising in dem obigen Roman gestellt. In der Kanzelrede des ehelichen Glücks, welche Anna's Vater am Schluß des Romans hält, spricht Zeising den Grundgedanken aus, welchen er in seiner Dichtung durchgeführt:

Nun, Schwester, kannst du im Hinblick auf dieses glückliche Paar und umflutet vom harmonischen Zusammenklang dieser buntgemischten Elemente noch immer im Ringen und Streben derer, die mit warmem Herzen die zerrissenen Fäden zwischen hoch und niedrig, Fürst und Volk, Adel und Bürgerthum, Bildung und Ursprünglichkeit wieder anknüpfen und die realen

Verhältniſſe einem idealen Zuſtande näher bringen möchten, nur kindiſche Schwärmerei und idealiſtiſche Ueberſpanntheit erblicken? Haſt du freilich die Tendenzen jener im Auge, welche die Unterſchiede und Abſtufungen der Stände ganz vernichten, die ganze Menſchheit nivelliren und gleich machen möchten, dann haſt du recht! Die Unterſchiede vertilgen wollen iſt derſelbe Wahnſinn, wie ihre zeitherige Schroffheit unveränderlich feſthalten und verewigen wollen! Aber zwiſchen dieſen beiden Extremen gibt es eine rechte Mitte. Jeder Stand ſoll mit jedem frei verkehren, ſich mit jedem frei verbinden können — nicht um in dieſer Vereinigung ſein eigenes Sein und Weſen aufzugeben, nein im Gegentheil, um ſich durch Aneignung neuer Kräfte und Säfte in ſeiner eigenſten und wahrſten Beſchaffenheit neu zu verjüngen, zu läutern und zu kräftigen. Einer ſolchen Verjüngung bedürfen fort und fort ebenſo ſehr die Träger der Bildung, wie die Vertreter des Naturzuſtandes: denn bei jenen artet ohne ſie die Bildung in Raffinement und Unnatur, bei dieſen die Natur in Gemeinheit und Roheit aus. Darum iſt es eine Schmach für unſere Zeit, daß ſich an Verbindungen, die aus dem lebendigen Gefühl dieſes Bedürfniſſes hervorgehen, noch Spott und Misachtung, ja der Verluſt von wirklichen Rechten knüpfen kann! Man ſollte vielmehr jeden, in welchem ſolch ein Drang nach natur- und vernunftgemäßer Ergänzung mächtig und ſiegreich zum Durchbruch kommt, als einen der verdienſtvollſten Mitarbeiter an dem Bau der Culturgeſchichte achten und ehren, und daher hat mir unſern Franzl nichts ſo lieb und werth gemacht, als gerade der den Grundzug ſeines Weſens ausmachende Trieb, ſich und die ihn umgebenden Verhältniſſe in ſolcher Weiſe zu veredeln, daß dieſem vom echten und kerngeſunden Theil der Bauernnatur auch nicht ein Knopf vom Rock geopfert zu werden braucht. Durch und durch von einer unerſchütterlichen Liebe zu allem Edeln und Schönen erfüllt und doch in jedem Zoll ein Bauer von altem Schrot und Korn, zeigt er unſerer Zeit, in welcher Weiſe ſie Geiſt und Natur, die beiden Urmächte des Daſeins, vermählen muß, wenn dieſe Vermählung eine erfreuliche und gedeihliche ſein ſoll. Laſſen wir ihn dafür hoch leben!

Die Heldin, welche die Aufgabe hat, dieſe belle alliance zwiſchen Natur und Geiſt zu verwirklichen, darf alſo weder in die Scylla gerathen, uns als ein verſchrobener Blauſtrumpf zu erſcheinen, noch in die Charybdis, Reminiſcenzen an die Launen der ruſſiſchen Kaiſerin wach zu rufen. In der That iſt die Heldin Anna ein geſundes, friſches Mädchen, und der Autor hat alles gethan, uns ihre Neigung als eine natürliche und berechtigte darzuſtellen. Er zeigt uns in der Ehe des Golzmüller, wohin die Verbindung eines Bauern mit einer verbildeten Stadtprinzeſſin führt, wenn dieſer der rechte „Schick“ fehlt, dem praktiſchen Leben ſeine erfriſchenden Seiten abzugewinnen; er ſtellt dies Negativbild auf, um das Gegenbild deſto ſchärfer zu beleuchten. Er läßt ſeine Anna gerade auf Widerſpruch bei dem Buchenbauer ſtoßen, der ſich gegenüber dieſer Invaſion der ſogenannten höhern Stände auf ſein gutes Bauerrecht beruft, und die Stadtprinzeſſin kann dieſen Widerſpruch nur überwinden, indem ſie ſelbſt als Bäuerin ſchafft und Magddienſte thut und ſich ſo legitimirt, daß ihre Liebe nicht blos eine Caprice des Schreibtiſches iſt, ſondern ihrer neuen Pflichten bewußt, und bereit und fähig, ſie zu erfüllen. Der höhere Stand muß gleichſam erſt ein Examen ablegen, um in den niedern aufgenommen zu werden. So wahrt der letztere ſeine Würde und macht eine Art von Ueberlegenheit geltend. Dieſe Verkleidungsſcene war daher durch den Gedanken der Dichtung geboten. In der Ausführung erſcheint es freilich unwahrſcheinlich, daß Franzl ſeine Anna nicht erkennen ſollte, wenn ſie auch in bäueriſchem Kleide vor ihm ſteht.

Die Darſtellungsweiſe Zeiſing's zeigt den großen Vorzug der Beſchränkung. Wenn ein mit tiefern Problemen beſchäftigter Denker nirgends über den Gehalt hinausgeht, den ein in kleinen Lebensverhältniſſen ſich bewegender Stoff von ſelbſt zu entbinden vermag, wenn er nicht einmal mit geiſtreichen und glänzenden Arabesken den Rahmen der Dichtung umgibt, nirgends ſeine Perſönlichkeit und ihre geiſtige Bedeutung in den Vordergrund treten läßt, ſo verdient dieſe Bewährung des Grundſatzes: „In der Beſchränkung nur zeigt ſich der Meiſter“, gewiß volle Anerkennung, nicht ohne indeß das Bedauern wach zu rufen, daß der Autor nicht einen Stoff gewählt hat, in welchem ſich die Vorzüge eines reichen Geiſtes und einer vielſeitigen Bildung Geltung verſchaffen können, auch ohne den Rahmen des Bildes zu ſprengen.

Der Roman iſt übrigens reich an friſchen Skizzen aus dem Volksleben, an tüchtigen, realiſtiſchen Malereien, auch an pſychologiſchen Feinheiten. Die Scene im Hochgebirge, welche das meiſte dramatiſche Intereſſe darbietet, zeigt uns, wie der landſchaftliche Hintergrund nicht als todte Decoration von dem Autor behandelt wird, ſondern lebendig in die Handlung eingreift. Daß wir indeß nicht alles Mistrauen gegen dieſe Liebe von Joppe und Crinoline los werden, das liegt wol darin, daß der Verfaſſer hier ein Problem durchgeführt hat, auf welches das reale Leben doch nur in ausnahmsweiſen Fällen hinweiſt.

4. Unter dem Krummſtab. Hiſtoriſcher Roman von Bernd von Guſeck. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 4 Thlr.

Wenn der Deutſche Bund, der jetzt aus den Fugen gegangen iſt, bereits eine hinlänglich bunte Muſterkarte von Staaten und Stätchen zur Schau ſtellte, ſo war die Anarchie der Reichsländer und Reichsländerchen im vorigen Jahrhundert doch noch weit bunter, und die Territorialfetzen der Reichsunmittelbaren bildeten eine geographiſche Anarchie, in welcher es keineswegs leicht war, ſich zu orientiren. Wie das damals zu Zeiten des Siebenjährigen Kriegs in den Rheinlanden ausſah, als noch das ſelige Kurfürſtenthum Trier ſeine Fittiche über die Rhein-Moſelgegenden ausbreitete, wie da dieſe kleinen Reichsunmittelbaren die Herrſchaft des Krummſtabs unterbrachen, was damals für ſtaatliche Selbſthülfe en miniature Brauch war, und wie das ſtraffe Regiment der brandenburger Heerſcharen bereits unternehmungsluſtig in den alten Reichsplunder hineinfuhr: das iſt ſehr erbaulich und ergötzlich zu leſen in dem neuen hiſtoriſchen Roman von Bernd von Guſeck, deſſen Tendenz, gegen die damalige Kleinſtaaterei gerichtet, auch für die Gegenwart noch vollkommen mundgerecht iſt.

Sayn, Engers, Vallendar, Koblenz — es iſt kein breit zugemeſſenes Territorialmaß, auf welchem ſich der Roman abſpielt, wenn auch ſeine Fäden zum Theil nach Ansbach, zum Theil nach Venedig zurückreichen und der preußiſche

Adler drohend über dieſer Idylle des Krummſtabes ſchwebt. Der Autor hat die genaueſten Localkenntniſſe, wie ſie für den Epiker unerlaßlich ſind; er hat die Specialkarte der Landſchaft nach den ſorglichſten Vermeſſungen wie ein Generalſtabsoffizier aufgenommen und zeigt uns außerdem die Veduten der Schlöſſer und Klöſter von den verſchiedenſten Seiten aus. Ein gewiſſes ſattes Behagen liegt über der Landſchaft, wie es über den Hoffeſten der Krummſtabsregenten ſchwebt. In der That finden wir in dieſer Detail- und Genremalerei den Hauptvorzug des Romans, der ein behagliches und ergötzliches Bild des damaligen kleinſtaatlichen Lebens gibt. Doch drückt dieſer Miniaturrahmen wieder auf die Erfindung, namentlich da, wo ſie einen größern Aufſchwung nimmt und gleichſam der italieniſchen Schule der Romandichtung huldigt. In dieſen Rahmen paßt nur eine Erzählung von vorwiegend anekdotiſchem Charakter. Die Verfolgung des fliehenden Haupthelden und die Abenteuer, die er dabei erlebt, ſind meiſt erheiternder Art, trotz aller Gefahren, und gehen nicht über die Anekdote hinaus; aber die leidenſchaftliche Italienerin, die mit erhobenem Dolch in dieſe idylliſche Welt tritt, bringt ein derſelben fremdartiges Pathos hinzu, das trotz mancher lebendigen Schilderung uns nicht in die rechte Stimmung verſetzt. Wir meinen, jeder Roman, wie jedes Kunſtwerk muß eine gewiſſe Grundſtimmung feſthalten. Selbſt der wegen ſeines Mangels an Objectivität vielgeſcholtene Jean Paul ſchlägt doch einen gänzlich andern Ton in den „Flegeljahren" an als im „Titan", obwol die Getränke, die uns ſein Humor kredenzt, überall aus denſelben Ingredienzien gebraut ſind. Wenn wir die Eintheilung berückſichtigen, die Jean Paul ſelbſt in ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik" macht, indem er drei Schulen der Romanmaterien, die italieniſche, die deutſche und niederländiſche, unterſcheidet, ſo weiſt der Stoff des vorliegenden Romans offenbar auf die letzte hin. Eine behagliche Niederländerei, welche militäriſche Lagerſcenen im Wouwerman'ſchen Stil nicht ausſchließt, darauf iſt der Stoff zugeſchnitten. In der That paßt auch das Hofleben des Kurfürſten, paſſen Charaktere, wie der ſanfte gelehrte Doctor Gerhard Ohm, der biedere, naturwüchſige Freiherr von Stein, paßt der Held ſelbſt ganz in dieſen Rahmen. Selbſt die wildromantiſche Henkerſcene im Walde, die wie eine Phantasmagorie gemahnt, würde bei einer etwas keckern humoriſtiſchen Auflöſung den heitern Geſammteindruck nicht ſtören.

Dagegen iſt die in Venedig und Ansbach ſpielende Vorgeſchichte des Romans von jener leidenſchaftlichen Färbung, welche auch den an dieſelbe anknüpfenden Situationen ein erhöhtes Colorit geben muß, bis das Ende von Paolina einen vollkommen tragiſchen Abſchluß bietet. In dieſen Situationen möchten wir einen Verſtoß gegen die Grundſtimmung des Romans finden. Dabei ſtößt uns wiederum die Bemerkung auf, die wir auch bei einem andern Werke deſſelben Autors: „König Murat's Ende", machen mußten: die Antecedentien ſind nirgends im Zuſammenhang erzählt; es iſt ihnen nicht das Recht epiſcher Selbſtändigkeit eingeräumt. Wie dort die für den ganzen Roman entſcheidende Liebe des Königs nur eine flüchtige Löſung findet, ſo werden auch hier die nicht minder wichtigen Vorgänge in Ansbach nicht in der unerlaßlichen pragmatiſchen Weiſe, nicht mit der nöthigen pſychologiſchen Entwickelung vorgeführt, ſondern uns gleichſam nur tropfenweiſe nach und nach eingeflößt. Das macht einen verwirrenden Eindruck — und gerade dieſer Stoff verlangte die klarſte Auseinanderſetzung, da ſchon die Buntheit der kleinen dynaſtiſchen Verhältniſſe eine gewiſſe Farbenzerſtreuung mit ſich bringt, welche die achromatiſche Klarheit, die der epiſche Stil verlangt, zu trüben droht.

Daß der Roman, trotz dieſer Ausſtellungen, eine empfehlenswerthe Lektüre bleibt, dafür bürgt der Name des Verfaſſers, mit dem wir uns ſtets im Mittelpunkte der geiſtigen Bildung befinden, der einen lebendigen friſchen Stil ſchreibt und nirgends die hiſtoriſche Grundlage mit der Willkür der neuen Memoirenromane verrückt. Einzelne Schilderungen aus dem damaligen Rococoleben ſind ganz vortrefflich; wir erinnern nur an diejenige des Feſtes zu Sayn im erſten Bande.

5. Kaunitz. Culturhiſtoriſcher Roman von Leopold Sacher-Maſoch. Erſtes Buch: Kaunitz und Voltaire. Zweites Buch: Die Epigonen Friedrich's des Großen. Prag, Credner. 1865. 8. 2 Thlr.

„Das Leben einer Welt iſt ein erhabenes Schauſpiel — Völkerwanderungen, Heereszüge, Congreſſe und Concilien, Städtebrand, Seeſchlachten, Krönungszüge, Parlamente, Rebellionen! Die Weltgeſchichte iſt die göttliche Komödie. Hätte Helena dem Paris nie ein Rendezvous gegeben, Troja hätte nie gebrannt, nie hätte ein Homer geſungen! Die Völker wandern, weil die Hunnen leere Futterſäcke haben, eine Ohrfeige macht den Cid zum Campeador, eine bleichſüchtige Jungfrau jagt das ſchönſte Britenheer aus Frankreich, Roxelane's weiche Arme entſetzen Wien von Sultan Soliman, und hätte Cromwell eine beſſere Verdauung gehabt, ſo wäre Karl I. nicht auf dem Blutgerüſte geſtorben."

Dieſe Worte des Helden „mit dem kleinen Thermometer und dem großen Stocke", des öſterreichiſchen Geſandten Kaunitz, könnten als Motto für das Scribe'ſche Intriguenſtück gelten; ſie bezeichnen den frivolen Grundton des Rococozeitalters, den Grundton, der auch durch dieſen Roman hindurchklingt. Und in Wahrheit iſt der Roman ganz im Stile eines Intriguendramas gehalten. Mit Recht hat der Verfaſſer den Stoff deſſelben auch in einem Luſtſpiel verwerthet; er iſt in der That in ſeiner Zuſpitzung ein echter Luſtſpielſtoff.

Auch die Darſtellungsweiſe des Autors iſt eine dramatiſche; ſie iſt reich an Eſprit und Leben, funkenſprühend, ſie drängt hin auf die Höhepunkte der Handlung; aber ihr fehlt das epiſche Behagen, das auch die Verbindungsglieder derſelben liebevoll ausmalt, die Breite äußerlicher Schilderung, die uns einladet, uns auch die Welt um die handelnden Perſonen herum näher anzuſehen. Sie iſt haſtig, voll prickelnder Unruhe, und ein fortwährend vibrirender Eſprit nimmt ein Geſchoß nach dem andern

aus seinem Köcher. Der ganze Roman ist wie ein Brillantfeuerwerk; das blitzt und leuchtet, sprüht, knallt und blendet. Was ihm fehlt, ist die Pause. Man möchte sich einmal ausruhen von dem Glanz und Geräusch dieser Sprühteufelchen.

Das geistige Costüm des Rococozeitalters ist dabei glücklich getroffen; es fehlt nicht an all den Nippes des Hofs von Versailles, an geistigen und malerischen Nuditäten, an pikanten Scenen, nachgedichtet den Urbildern aus der Chronik des Oeil de boeuf. Wie die geheimnißvolle russische Fürstin ihr Schloß mit großen Feuerspritzen gegen die andrängenden Cavaliere vertheidigt, wie sie dem schmachtenden Bildhauer eine plastische Audienz ertheilt, in welche der Herzog von Richelieu sich mit minder kunstsinnigen Intentionen eindrängt, wie die Marquise von Pompadour das erkaltende Herz des Königs durch eine Verkleidung als Schäferin, durch ein arkadisches Spiel wiedererobert, das sind alles recht kecke Situationsbilder, ganz im Geschmack des Rococo. Man mag hier und dort in Betreff der Wahrscheinlichkeit mit dem Autor rechten, man mag sich z. B. mit Recht wundern, daß der König trotz längern Verkehrs und Gesprächs seine Marquise in dieser Verkleidung nicht wiedererkennt, ebenso wenig wie der Franzl in Zeising's Roman die als Magd gekleidete Anna — doch über dergleichen Bedenken führt uns der lustig forthüpfende Roman rasch hinweg; wir sind schon wieder bei einer neuen pikanten Wendung angelangt, ehe wir die vorausgehende auf der Goldwage wiegen konnten.

Die Handlung dreht sich um die Intriguen des österreichischen Gesandten Kaunitz in Paris, durch welche derselbe Frankreich zu einem Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen bewog. Den Ausschlag geben die satirischen Verse Friedrich's des Großen auf den König und die Pompadour, die durch eine Tölpelei des damaligen preußischen Gesandten in die Hände der Feinde gerathen. Kaunitz selbst ist ein echter Rococo-Diplomat, pikant, frivol, kein Mittel scheuend, das zum Ziele führt; auch Ludwig XV., Richelieu, die Pompadour, die Gräfin Woronzow, Voltaire, namentlich aber Crébillon mit seinem Kater sind gelungene Porträts im Rococorahmen.

Die Verherrlichung der österreichischen Diplomatie mag dem patriotischen Gewissen des Autors zur Ehre gereichen. Doch an der Bundesgenossenschaft dieses Frankreich, welche Kaunitz mit dem Aufgebot seines reichen Geistes erstrebt, konnte der habsburgischen Monarchie nicht viel gelegen sein. Und der Siebenjährige Krieg bewies auch, welch geringen Nutzen die so mühsam erworbene Allianz brachte. Rascher wie vor den Wasserspritzen der Woronzow flohen die Rocococavaliere bei Roßbach.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Französischen Revolution.

Geschichte des französischen Revolutionskriegs im Jahre 1792. Großentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien sowie andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. Mit sechs Beilagen und einer Uebersichtskarte. Kassel, Fischer. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser ist bereits durch seine „Geschichte des Kriegs in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 — 63" als Kriegsgeschichtschreiber vortheilhaft bekannt. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, dieselbe in d. Bl. zu besprechen, sonst würden wir uns dem günstigen Urtheil der militärischen Presse angeschlossen haben. Ueber das vorliegende, das den Feldzug von 1792 zum Gegenstande hat, sind die Stimmen nicht so unbedingt beipflichtend ausgefallen; wir glauben, daß dies seinen Grund in der minder selbständigen Behandlung des Stoffs, in der politischen Grundirung hat, welche der Verfasser ihm aus modernen Historikern, oft mit deren eigenen Worten gegeben. Freilich kann man sagen, wenn seine Ueberzeugung, seine Anschauungen vollständig mit denen dieser Geschichtschreiber übereinstimmen und er sie nicht besser zu geben weiß als mit deren Ausdrücken, warum soll er diese nur variiren? Aber wir sind doch der Meinung, daß eine neue Bearbeitung geschichtlichen Stoffs sich nicht auf eine noch so berühmte Autorität stützen, sondern sich der eigenen Forschung aus den Quellen zeitgenössischen Ursprungs nicht entschlagen darf. Jede Zeit kann nur aus sich selbst verstanden werden. Ideen und Anschauungen, Doctrinen und Parteiungen, die erst in einer spätern Zeit sich gestaltet und hier allerdings ihre Berechtigung gefunden haben, dürfen nicht auf die Vergangenheit zurückgetragen werden, sonst beurtheilt man dieselbe durch eine gefärbte Brille. Wir sind mit dem Verfasser einverstanden über die welthistorische Bedeutung des Kriegs von 1792, wie gering auch rein militärisch betrachtet dessen Bedeutung sein mag. Nur war es aber nicht mehr „der mittelalterliche Feudalstaat", welcher der Revolution auf dem Schlachtfelde entgegentrat. Dieser war schon am Schlusse des Mittelalters, selbst in Frankreich durch Ludwig XI., vernichtet, jetzt war es die Fürstensouveränetät, das „l'état c'est moi" Ludwig's XIV., der „rocher von bronce" Friedrich Wilhelm's I. Wir sind ferner damit einverstanden, daß das Wesen jenes Kriegs fast mehr politischer als militärischer Natur war, und zollen der Behandlung im Werke, welche stets die enge Verbindung der politischen und militärischen Verhältnisse hervorhebt und auch in der Gruppirung der Thatsachen festhält, unsere volle Anerkennung.

Es gibt gerade über diesen Feldzug ein überaus reichhaltiges Material, aber es liegt zerstreut in den Archiven, in einzelnen Zeitschriften, auch in Werken, wo man es nicht sucht; die Archive sind nicht immer zugänglich und selbst Militärbibliotheken ersten Ranges zeigen bedenkliche Lücken; wir finden es daher erklärlich, daß die von dem Verfasser angeführten Quellen manche vermissen lassen, deren Benutzung wir gewünscht hätten. Als leitenden

Faden für die Kriegsbegebenheiten hat er meist das Werk vom General Schütz und Oberst Schulz gewählt, welches durchaus zuverlässig ist und nur hier und da neuere Berichtigungen erfahren hat. Die handschriftlichen Quellen, welche besonders für die Ereignisse beim kurhessischen Corps von Werth sind, waren das Tagebuch des Lieutenants und Adjutanten Appelius im damaligen kurhessischen Gardegrenadierregiment und die Aufzeichnungen des Artillerielieutenants, spätern Obersten Kellermann. Für die allgemeinen strategischen Verhältnisse und den Zusammenhang der Operationen können natürlich ähnliche Quellen wenig bieten, da der Horizont eines Lieutenants im Kriege doch nur ein sehr beschränkter ist, wie man uns zugeben wird, und damals noch mehr wie jetzt. Mag der Subalternoffizier noch so geistvoll und genial sein, er sieht und erfährt eben wenig. Zum Detail der Begebenheiten, besonders dem taktischen, auf welches wir einen großen Werth legen, geben solche Aufzeichnungen aber sehr wichtige Beiträge, und wir haben deren in d. Bl. schon viele unsern Lesern vorgeführt.

Nach einer kurzen Einleitung geht der Verfasser, um seinem Werke den Charakter als Monographie zu wahren, unter Voraussetzung, daß die Entwickelung der Französischen Revolution seinen Lesern bekannt sei, an den Ursprung des Revolutionskriegs und schildert sehr zweckmäßig die gegenseitigen Streitkräfte. Zur Charakteristik der französischen Armee hätte ihm das Werk von Blume (vgl. Nr. 25 d. Bl. f. 1864) noch manchen Beitrag liefern können. Dann werden die gegenseitigen Vorbereitungen zur Eröffnung der Feindseligkeiten und die ersten Kriegsereignisse in Belgien mit ihrem für die Franzosen so schmachvollen Ausgange, die Wechselwirkung derselben mit den innern Begebenheiten, der Sturz des Ministeriums der Gironde und die Zustände unter dem der Feuillants dargestellt; die politische Darstellung basirt meist auf Sybel.

Der zweite Abschnitt betrachtet zuerst die politischen Verhältnisse im östlichen Europa von 1787—92, weil der Revolutionskrieg mit ihnen in engster Verbindung stand und zum Theil durch sie bedingt wurde. Er wendet sich hierauf zu den Unterhandlungen Oesterreichs und Preußens mit den deutschen Reichsständen, namentlich mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel wegen der Theilnahme am Kriege gegen Frankreich. Der Verfasser citirt in Bezug auf die Stimmung in Deutschland das Werk von Perthes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", und die Stellen, welche er daraus anführt, werden unsern Lesern, die das Werk noch nicht kennen sollten, höchst interessant sein, da sie bis 1848 reichen. „Charakteristik der leitenden Kreise beider Verbündeten" heißt das folgende Kapitel; es ist aber weder erschöpfend, noch durchaus richtig. Den Emigranten wird ein viel größerer Einfluß beigemessen, als sie wirklich besaßen, und die wörtlich entnommene Schilderung des Herzogs von Braunschweig, wie glänzend sie auch geschrieben ist, gibt die wahre Persönlichkeit dieses Fürsten nicht. Im Staatsarchive würden sich in vielen Berichten und Denkschriften des Herzogs die Beweise finden, daß er wol scharfblickend und schöpferisch war, was ihm Sybel abspricht. General Höpfner urtheilt auch streng und beschönigt nichts, aber so schwach stellt er den Herzog doch nicht hin, und er ist jedenfalls eher competent, einen Feldherrn zu beurtheilen. Was weiter über die preußische Armee gesagt wird, ist dagegen vollkommen richtig; wir fügen hinzu, daß die Füsilierbataillone schon 1788 die erste Instruction für ein Auflösen zum zerstreuten Gefecht erhalten hatten. Es hieß eine Schwärmattake und die Flügelpelotons wurden dazu verwendet. Einzelne Bataillone, z. B. Pelet, waren darin geübt, im Kriege mag es aber nicht viel vorgekommen sein und noch weniger Erfolg gehabt haben. Die Cavalerie hatte noch das alte Reglement von 1743; Seydlitz hat der Cavalerie jedoch keine Formen gegeben, nur seinen Geist, der allerdings in ihr nicht mehr in voller Kraft lebte. Canitz wäre hier ein besserer Zeuge gewesen als der angeführte Decker. Ueber das Treiben der Emigranten in Koblenz gibt der „Rheinische Antiquarius" vortreffliche Aufschlüsse. Ihr militärischer Werth wurde sehr gering angeschlagen, der Herzog sagt selbst in einem Berichte, daß ihm zwei preußische Bataillone lieber seien als 3000 von diesen Emigranten.

Das Manifest des Herzogs, vom Marquis Limon verfaßt, ist wörtlich in einer Beilage dem Werke hinzugefügt, der Verfasser beweist aber mit Recht, daß es keineswegs die außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat, welche eine spätere Uebertreibung ihm beigelegt habe, daß es vielmehr beinahe ganz unbeachtet geblieben sei, insbesondere bei der großen Masse der Bevölkerung, wenn es auch der demokratischen Presse und den Clubs einen sehr willkommenen Stoff geboten, die Gemüther zu erhitzen. Der Sturz des Königthums am 10. August mit seinen nächsten Folgen wird treffend geschildert, und mit den Vorbereitungen in Frankreich zum Kriege gegen die Deutschen der zweite Abschnitt beschlossen. Der dritte enthält die Kriegsereignisse von Ende Juli bis Mitte September, also den Vormarsch der Verbündeten, die Einnahme von Longwy und Verdun und Dumouriez' Eintreffen in den Argonnen. Hier auf militärischem festem Boden treten die Vorzüge der Darstellung, wie bei dem oben angeführten Werke, selbständig hervor.

Von besonderm Interesse waren uns die Angaben und Details über das hessische Corps, theils den erwähnten Tagebüchern, theils andern werthvollen Schriften hessischer Offiziere entnommen. Wir sind den tapfern Hessen in unsern Besprechungen schon öfter begegnet und finden auch hier wieder nur Erfreuliches von ihnen berichtet. Der preußische General von Valentini, der als Jägeroffizier den Krieg mitmachte und später York's Adjutant war, nennt in seinen „Erinnerungen" die Hessen ein mitten im Verfalle der deutschen Truppen stehen gebliebenes Musterbild. Das hessische Corps, 12000 Mann stark, stand unter dem persönlichen Befehle des Landgrafen, in dessen Hauptquartier vom Könige von Preußen der Major von Rüchel (der spätere General) commandirt

war. Für die Darſtellung der franzöſiſchen Heereszuſtände und Operationen ſind franzöſiſche Quellen, darunter mit der nöthigen Vorſicht Dumouriez' Memoiren zu Rathe gezogen. Eine ſtrengere Beurtheilung Dumouriez' als die der Frau Roland enthält noch die „Biographie universelle ancienne et moderne", hier zuverläſſiger als im allgemeinen.

Mit den Septembermorden, den Wahlen zum Nationalconvent und der Eröffnung deſſelben beginnt der vierte Abſchnitt. Er führt die Ereigniſſe bis zur Kanonade von Valmy auf dem Hauptkriegstheater, im Süden bis zur Eroberung von Savoyen und Nizza, am Rhein bis zur Einnahme von Mainz und Frankfurt durch die Franzoſen, bildet alſo das militäriſch wichtigſte Hauptſtück des Werks. Die Betrachtungen des Verfaſſers ſind klar und mit Gründen belegt. Er findet es unzweifelhaft, daß bei einer Fortſetzung des Kampfs bei Valmy mittels einer Schlacht Kellermann auf Dumouriez und beide zuſammen in das Thal der Aisne geſtürzt worden wären, und daß allerdings durch die Bedenklichkeiten des Herzogs, welcher die Zurücknahme des königlichen Befehls zum allgemeinen Angriff bewirkte, ein koſtbarer Augenblick, an den ſich das Schickſal des ganzen Feldzugs, ja die Erfolge einer ſpätern Zeit knüpften, unbenutzt vorübergegangen ſei. Auch wir ſind vollkommen dieſer Anſicht, darum können wir uns aber nicht der folgenden Rechtfertigung des Herzogs durch die Gefahren, welche ein Angriff in Rückſicht auf Terrain, mangelnde Munition und beim doch möglichen Fehlſchlag auf Wetter und Wege bei ungeſicherter Verpflegung mit ſich geführt hätte, anſchließen. Wo dergleichen Bedenken ſiegen, wird nie etwas Großes im Kriege erreicht werden. Napoleon (Arcole!) und Blücher kannten ſie nicht! Die Eroberung von Savoyen und Nizza iſt in Bezug auf die neueſte Annexion wichtig geworden, ſie hat für dieſelbe das Wort Revindication (rechtliche Zurückforderung) finden laſſen, welches noch ſehr weit ausgedehnt werden kann. Ueber die kläglichen Verhältniſſe der deutſchen Rheinlande ſagt der Verfaſſer nur zu wahr:

In den geiſtlichen Staaten am Rhein herrſchte jenes beſchränkte Pfaffenthum, in deſſen Gefolge Mangel an Aufklärung, Verwahrloſung des Volkswohlſtandes, Hinneigung zu einer ſchlaffen Ruhe, Genußſucht und Frivolität des Adels und des Klerus, ſowie eine verkehrte und gewiſſenloſe Verwendung der Staatsmittel nur allzu geeignet waren, einen jeden geiſtigen Aufſchwung, am meiſten aber den eines nationalen Bewußtſeins niederzuhalten, ja unmöglich zu machen.

Wir haben an andern Orten wiederholt darauf hingewieſen, daß gerade diejenige Grenze unſers deutſchen Vaterlandes, welche am meiſten bedroht iſt und darum der ſtärkſten einheitlichen Schutzwehr bedürfte, durch die traurige Zerſplitterung der deutſchen Wehrkraft im Kleinſtaatenſyſtem die ſchwächſte iſt. Kleinſtaaten vom Rhein bis in das Herz von Deutſchland erleichtern dem Feinde Deutſchlands den Einbruch — leider nicht blos militäriſch! Damals ſtand es aber mit der Zerſplitterung noch viel ſchlimmer. Die weltlichen Staaten am Rhein litten an ähnlichen Uebelſtänden wie die geiſtlichen, und von den Reichstruppen weiß die Kriegsgeſchichte zu erzählen. Die Kriegsmacht des Kurfürſten von Mainz, 2800 Mann Infanterie, 50 Huſaren, 50 Jäger, 120 Artilleriſten und 6 Mineurs und Sappeurs ſtark, wurde von zwölf Generalen befehligt und von einem Hofkriegsrathe aus zwei Präſidenten und ſechs Räthen geleitet; der Gardekapitän über 50 Mann hatte den Rang eines Feldmarſchallieutenants! Die Einnahme von Mainz und Frankfurt verbreitete Schrecken am ganzen Rhein. In Koblenz floh Kurfürſt und Domkapitel, flohen alle Cavaliere, die meiſten Geiſtlichen, beſonders Mönche und Nonnen, alle Räthe, viele Bürger, ſelbſt der Gardeoberſt mit Offizieren und Gemeinen zu Schiffe thalwärts; die Stände des Kurfürſtenthums Trier luden Cuſtine ein, nach Koblenz zu kommen, die Fürſtin von Neuwied empfahl ſich ſeiner Milde; in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen, aus Kaſſel flüchtete die landgräfliche Familie. In Würzburg und Bamberg, Baden und Würtemberg zitterte man vor einem Angriffe der Franzoſen. Die beiden letztern Staaten betheuerten ihre Neutralität, und die Geſandten des regensburger Reichstags mietheten ſchon Schiffe zur Flucht auf der Donau. Es iſt gut, dem deutſchen Volke dieſe Zeit der Schmach wieder vor Augen zu führen.

Am Schluſſe des Abſchnitts wird der Verſuch des Herzogs von Sachſen-Teſchen auf Lille berührt; der Verfaſſer hat ſchon vorher erklärt, daß er nach den vorliegenden Materialien die Ereigniſſe in Belgien und den Niederlanden zwar auch vollſtändig, aber nicht ſo ausführlich behandeln werde, wie die Operationen in der Champagne, am Rhein und Main. Zu dieſen kehrt er im fünften Abſchnitte zurück, welcher den Rückzug der Verbündeten, die Vereitelung des Plans, die Maaslinie feſtzuhalten, die Verfolgung der Franzoſen unter Kellermann, die Uebergabe von Verdun und Longwy und den Abbruch der Unterhandlungen zwiſchen Preußen und Frankreich zum Inhalt hat. Eingefügt ſind die Vorgänge zwiſchen dem Dillon'ſchen und dem heſſiſchen Corps bei Clermont und Verdun, wobei einige Gefechte mit ihren Einzelheiten ſehr anſchaulich hervortreten. Die Unterhandlungen, welche angeblich General Kalckreuth am 11. October wegen der Uebergabe von Verdun geführt, ſind in den „Militäriſchen Blättern" widerlegt worden, und wir, die wir Kalckreuth's nur für ſeine Familie gedruckten Memoiren geleſen und den Grafen Lindenau, Adjutanten Friedrich Wilhelm's II., in ſeinem Alter oft über jene Zeiten geſprochen haben, können nur beipflichten, daß die „Minerva", aus welcher die Angaben geſchöpft, falſch berichtet geweſen iſt oder ſie erfunden hat. Die Räumung von Longwy und Verdun war bereits im königlichen Hauptquartier, ebenſo der Marſch auf Koblenz beſchloſſen. Am 11. October zogen die Truppen durch Verdun, wo General Courbière, der ſpätere Held von Graudenz, commandirte. Dieſer, am 12. October von Dillon zur Uebergabe aufgefordert, berichtete an den König und wurde zur Räumung, aber nicht ſogleich, wie Dillon verlangte, ſondern erſt am 14. October ermächtigt, doch ſollte Dillon die porte de secours mit zwei Grenadiercompagnien beſetzen. Courbière wandte ſich deshalb an Kellermann, welcher dieſe Bedin-

gungen annahm und Valence und Galband mit Abſchluß der Convention beauftragte. Daß nicht von einer Capitulation die Rede, beweiſt ſchon der Anfang der Convention: „Nachdem Se. Maj. der König von Preußen beſchloſſen haben, Verdun zu räumen“ u. ſ. w.; auch wurde die Urkunde wie ein Staatsvertrag mit den Wappen von Preußen und Frankreich beſiegelt. Graf Kalckreuth hat nur die vollzogene Convention an den König überbracht, ſonſt keinen Theil an derſelben gehabt. Wir geben dieſe Berichtigung wieder, weil wir wiſſen, daß unſerm Berichterſtatter die Papiere des Generals Courbière zu Gebote geſtanden haben. Der unheilvolle Rückzug mit ſeinen Leiden iſt in unſerm Werke trefflich geſchildert.

Im folgenden Abſchnitte werden die Zuſtände in Frankreich, die Stimmung der Parteien, die weitergehenden Plane auf Spanien, Italien, die Pforte und für die Fortſetzung des Kriegs betrachtet, dann die Operationen in Belgien, namentlich die Schlacht von Jemappes ſehr gut dargeſtellt. Taktiſch war der Sieg nicht bedeutend und leicht erklärlich durch die numeriſche Ueberlegenheit der Franzoſen, er wurde in ſeinen Folgen aber ſehr wichtig für das moraliſche Element in beiden Heeren, obgleich der „Ruf der Unwiderſtehlichkeit“ ſich 1793 bei Pirmaſens und Kaiſerslautern gegen die Preußen nicht bewährte. Belgien war die nächſte Frucht des Siegs. Die letzte Hand wurde nun von der revolutionären Partei an die Armee gelegt, in welcher ihr noch zu viel militäriſcher Geiſt lebte; es folgte der Aufruf zur Freiheit an alle Völker, welchem ſelbſt Stimmen aus England antworteten; der öſterreichiſche Staat ſollte geſtürzt, Rußland gedemüthigt und dazu Preußen durch Unterhandlungen eingeſchläfert werden. Dieſe führten jedoch zu keinem Reſultate. Sybel's Werk iſt der Darſtellung dieſer Verhältniſſe zum Grunde gelegt.

Im ſiebenten und letzten Abſchnitte folgen wir zuerſt dem heſſiſchen Corps auf ſeinem Rückmarſch durch das ſchöne Lahnthal bis Marburg, dann den Bewegungen der preußiſchen Armee, die der Verfaſſer wol nur aus Verſehen einen Vormarſch gegen den Rhein nennt, wenn es kein Druckfehler iſt. Mit vollem militäriſchen Intereſſe leſen wir die gelungenen Schilderungen des Gefechts von Limburg und der Erſtürmung von Frankfurt, welche nach dem Entſchluß des Königs von den Heſſen mit unvergleichlicher Tapferkeit ausgeführt wurde. Rüchel's „Dispoſition“ dazu, die uns ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilt wird, kann allerdings nicht muſtergültig heißen, ſchon ihrer Länge wegen und weil ſie im voraus beſtimmte, was ſich nicht beſtimmen läßt. Die heſſiſche Garde-du-Corps ereilte einen Theil der franzöſiſchen Beſatzung, der ſich durch das Bockenheimer Thor gerettet hatte, und Oberſt von Staal mußte, um deren Niedermetzelung zu verhüten, das Strecken der Gewehre in franzöſiſcher Sprache förmlich commandiren, da die feindlichen Offiziere mit ihren großentheils auf den Knien liegenden Leuten zwar um Pardon baten, die Waffen aber nicht abgelegt hatten. Wir halten die Schilderung dieſes Sturms für die intereſſanteſte unſers Werks. Die Einnahme von Hochheim am 6. Januar 1793 beendigte den Feldzug, der wenigſtens hier mit ruhmvollen Waffenthaten für die Verbündeten ſchließt. Nachdem der Verfaſſer noch die letzten Operationen in den Niederlanden erzählt hat, iſt ſeine militäriſche Aufgabe erledigt und er fügt nur noch die Darſtellung einiger politiſchen Verhältniſſe hinzu: das berüchtigte franzöſiſche Decret vom 15. December 1792, welches die Nachbarländer unter die Sansculottenherrſchaft ſtellte (in einer Beilage enthalten), einige Momente aus dem Proceſſe Ludwig's XVI. und Schlußbetrachtungen, die von ſeiner eigenen echt deutſchen Geſinnung das ehrendſte Zeugniß ablegen.

Karl Guſtav von Berned.

Kuno Fiſcher's Logik und Metaphyſik.

Syſtem der Logik und Metaphyſik oder Wiſſenſchaftslehre. Von Kuno Fiſcher. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Baſſermann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Es iſt ein erfreulicher Beweis für die ſeit einigen Jahren wieder im Zunehmen begriffene Theilnahme an den ernſtern philoſophiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit, daß die Schriften Kuno Fiſcher's, des bekannten geiſtvollen und beredten Hegelianers, faſt ſämmtlich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt haben. Es iſt dies ein um ſo merkwürdigeres Symptom, als die philoſophiſche Schule, der er angehört, immer mehr im Abſterben begriffen ſcheint, inſofern wenigſtens die meiſten unſerer Philoſophieprofeſſoren in irgendeiner Weiſe über Hegel „hinausgegangen“ zu ſein ſich rühmen. Freilich ſind die Reſultate, die ihre neue „gottoffenbarende, ſpeculative Empirie“ geliefert hat, gerade nicht ſehr bedeutender Natur. Während die Männer dieſer Schule hauptſächlich durch ihren Einfluß auf dem Katheder Hegel in den Augen unſerer ſtudirenden Jugend zu ruiniren ſuchen, hat ein anderer Philoſoph durch ſeine Schriften noch weit erfolgreicher und unleugbar mit weit ſchärfern Waffen ſich bemüht, unſere Identitätsphiloſophie als großartige Charlatanerie einiger dialektiſcher Taſchenſpieler bloßzulegen.

Es iſt dies Arthur Schopenhauer, deſſen Werke für viele ein wie es ſcheint unerſchöpflicher Born philoſophiſcher Weisheit geworden ſind. Wir können uns dieſes Factum vollſtändig erklären, und auch wir zollen dem reichen Wiſſen, dem genialen Humor, der glänzenden ſtiliſtiſchen Begabung, der feinen pſychologiſchen Beobachtungsgabe des frankfurter Miſanthropen unſere höchſte Bewunderung; aber es iſt uns unmöglich, in dem Conglomerat aus Kant, Fichte, Schelling, Locke, Voltaire, Hobbes und Buddhismus, das er uns als Philoſophie auftiſcht, das Werk eines ſyſtematiſchen Denkers zu erkennen, da wir durch das Studium des von ihm als „geiſtigen Caliban“ und „gemeinen Kopf“ gebrandmarkten Hegel gelernt haben, daß zum philoſophiſchen Geiſte noch andere Ingredienzien gehören als compilatoriſches Talent und der Sprudel eines humoriſtiſchen Kopfs. Da ſich jedoch der weitverbreitete Einfluß dieſes Denkers nicht wegraiſonniren läßt, ſo iſt es Kuno Fiſcher ſehr zu danken, daß er

in dem geſchichtlichen Abſchnitt der „Propädeutik", wie er das erſte Buch des vorliegenden Werks betitelt hat, während er Männer wie Schleiermacher, Baader, Ritter u. ſ. w. — und uns dünkt mit Recht — völlig übergeht, der Lehre Schopenhauer's und namentlich der logiſchen Grundlage ſeines Syſtems eine ausführliche Beſprechung widmet. Der Nachweis, daß ſeine ganze Philoſophie auf einer großartigen petitio principii beruht, indem er das Denken, das er als Product des Willens beweiſen will, ſtillſchweigend als Producenten dieſes Willens ſelber vorausſetzt, iſt ſo überzeugend und von ſo ſchlagender Kraft, daß man die Ausführung deſſelben geradezu als ein Muſter gediegener und wuchtvoller wiſſenſchaftlicher Polemik bezeichnen darf. Vor allem richtet ſich dieſe natürlich gegen die für die Erkenntnißtheorie des Syſtems fundamentale Behauptung, daß die Begriffe durch das abſtracte, discurſive Denken aus den Anſchauungen reſultiren (S. 150 fg.):

Wäre das Denken in der That an die Anſchauung gebunden, wie dieſe mit dem Intellect an das Gehirn, ſo könnte es nie von der Anſchauung unabhängig ſein, nie auf dieſelbe und noch weniger auf ſich und ſein Verhältniß zur Anſchauung reflectiren. Unbegreiflich dann, wie es zu einem abſtracten (logiſchen) Denken kommt, denn dieſes fordert die Reflexion auf die Anſchauung. Unbegreiflich wie es zur Logik kommt, denn dieſe fordert die Reflexion auf das abſtracte Denken. Wenn das Denken nachträglich zur Anſchauung hinzutritt, um ſie zu zergliedern, ſo kann dem Denken nur durchſichtig werden, was in der Anſchauung vorliegt. Was dieſer als Bedingung vorausgeht, der Intellect als Gehirnfunction, der Organismus als Erſcheinungsform des Willens, kann in die Anſchauung nicht eingehen, kann weder angeſchaut noch gedacht werden. Iſt alſo die Welt Wille und Vorſtellung im Sinne Schopenhauer's, der das Denken der Anſchauung anhängt und in deren Umkreis bannt, wo bleibt die Möglichkeit, die Welt als Wille und Vorſtellung zu erkennen? Wo bleibt die Möglichkeit der Philoſophie ſelbſt? Iſt die Erkenntniß eine Function des Intellects, der ſelbſt nichts anderes iſt als die Function einer Willenserſcheinung: wo bleibt die Möglichkeit, den Willen als Realprincip zu erkennen, den Willen als Lebensprincip durch die Erkenntniß zu verneinen? Die Erkenntniß des Willens als des wahrhaft Seienden geſchieht nach Schopenhauer nicht durch Anſchauung, ſondern durch das Selbſtbewußtſein. Unſer innerſtes Selbſt iſt Wille und offenbart ſich als ſolcher im Selbſtbewußtſein. Iſt dieſer Erkenntnißact kein Denkact? Wir erkennen uns ſelbſt als Wille, d. h. wir denken uns unabhängig von unſerer der Sinnenwelt angehörigen Erſcheinung.

Und weiter:

Dieſe Erkenntniß (daß nämlich der Wille als Identität der höchſte Willenszweck, darum der Urwille ſelbſt ſei) kann nicht zufällig kommen, ſie liegt in der urſprünglichen Richtung des Willens, ſie iſt alſo ſelbſt in ihren Bedingungen urſprünglich: der Wille zur Selbſterkenntniß, d. h. das Denken, welches den Weſensbegriff erzeugt.

Ueberhaupt bietet dieſer geſchichtliche Theil vieles Treffliche, namentlich gehören der Nachweis der Unzulänglichkeit des Trendelenburg'ſchen Senſualismus und die Entwickelungsgeſchichte der Kategorienlehre von Kant bis Hegel zu den gelungenſten Partien des Werks. Ebenſo enthält der „Die Methode der Logik" betitelte Abſchnitt der Propädeutik, der ſeiner Natur nach vorwiegend apologetiſch ſein mußte, unbedingt das Beſte, was von einem Schüler Hegel's über das Verhältniß von Denken und Anſchauung, von urſprünglichem und discurſivem Denken geſagt iſt, namentlich iſt die Beleuchtung des Unterſchieds von Real- und Erkenntnißgrund in der That meiſterhaft.

Während das erſte Buch in der zweiten Auflage faſt ganz neu hinzugekommen iſt, erſcheint das zweite, das die Kategorienlehre enthält, vielfach vermehrt und verbeſſert. Ueber den Werth dieſer Bearbeitung noch etwas zu ſagen, iſt eigentlich überflüſſig, da dieſelbe ſchon in der compendiariſchen erſten Ausgabe allgemein innerhalb und außerhalb der Schule als die beſte Reproduction der Hegel'ſchen Logik anerkannt worden iſt. Selbſt Roſenkranz iſt es in ſeinem „Syſtem der Wiſſenſchaft" nicht gelungen, ſich ſo völlig frei von der Terminologie der Schule zu halten, wie denn die Arbeit trotz aller Pietät für Hegel überhaupt durchaus das Gepräge eines ſelbſtändigen Geiſtes trägt. Namentlich iſt die Darſtellung der formalen Logik von der Hegel'ſchen ganz unabhängig, da dieſe in der Lehre von den Urtheilen und Schlüſſen nach des Verfaſſers Anſicht — worüber hier natürlich nicht mit ihm zu rechten iſt — „die Sache verfehlt hatte". Auch im einzelnen finden ſich manche glückliche Verbeſſerungen, namentlich im erſten Kapitel der Lehre vom Sein.

Hoffen wir alſo, daß das Werk auch in dieſer neuen, vielfach vervollkommneten Ausgabe dazu beitragen wird, der von ihren Entſtellungen und Ausſchreitungen gereinigten und geläuterten Hegel'ſchen Lehre zahlreiche neue Anhänger zu gewinnen und ihr wenigſtens bei allen die Achtung zu verſchaffen, die ihr als der gewaltigſten Geiſtesthat unſers Jahrhunderts gebührt, auf daß die Nation nicht länger die Schande dulden möge, ihre eminenteſten Geiſter von ihren literariſchen Wortführern als „Spaßphiloſophen" und „ſpeculative Hanswürſte" verhöhnt und erniedrigt zu ſehen! 25.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Eine der verhängnißvollſten Bezeichnungen iſt diejenige des Epigonenthums, welche zunächſt für die erſten Jahrzehnte unſerer nachclaſſiſchen Periode Geltung gefunden hat, ſeitdem aber auch als Signatur der ganzen modernen Literatur und Poeſie an die Stirn geſchrieben wird. Dieſe Bezeichnung iſt unglücklich, den ſchöpferiſchen Kräften wie der Nation gegenüber; ſie läßt die erſtern von Haus aus als zukunftslos erſcheinen, ſtellt ihnen keine neuen Ziele von höherer Bedeutung, läßt ſie im Nachtrab unſerer claſſiſchen Siegesarmee ruhmlos umhermarodiren; ſie verſtimmt aber auch die Nation in Bezug auf ihre Dichter, denen ſie keine freudige Begeiſterung entgegenbringt, die ſie ſich von oben herab zu betrachten gewöhnt. Das brillanteſte Talent kämpft vergebens gegen dieſe Formel an, die in der Indifferenz der Zeitgenoſſen, in der Bequemlichkeit, ſich mit dem einmal Anerkannten zu begnügen, die beſten Bundesgenoſſen findet.

Doch dieſe Bezeichnung iſt nicht blos unglücklich, ſie iſt

auch unwahr. Keiner unserer großen Dichter, weder Goethe noch Jean Paul, haben hinter ihr Wirken einen solchen Strich gemacht, als wenn damit die Rechnung der Literatur für lange Zeit abgeschlossen wäre; sie haben an die Genien der Zukunft geglaubt, welche, wie Jean Paul es sagt, noch reiche Füllhörner ausschütten werden. Aehnlich hat es der in seiner Anerkennung so liberale, so vielseitige Goethe empfunden. Und in der That hat die moderne deutsche Poesie vieles geschaffen, was unsern classischen Werken ebenbürtig an die Seite zu stellen ist; sie hat vor allem die Aufgabe der Dichtung noch klarer erkannt, dem Geiste der Gegenwart gerecht zu werden. Wir haben zwar keine „Poesie der Zukunft", wie wir eine „Musik der Zukunft" haben. Doch auch ohne die Etikette eines solchen Programms sind vielfach neue Bahnen gebrochen worden; unsere Poesie weist mehr auf die Zukunft hinaus, als auf die Vergangenheit zurück. Unsere Dichter sind nicht Epigonen, sie sind Progonen, die um so unermüdlicher und unerschütterlicher kämpfen müssen, je systematischer von vielen Seiten her die Antheillosigkeit der Zeitgenossen an ihren Dichtungen genährt wird.

In der That wimmelt es in Deutschland von Epigonen unserer classischen Zeit; doch das sind nicht die Dichter, das sind die Literarhistoriker und die andern zahlreichen unproductiven Köpfe, welche wie Parasiten von unserer classischen Literaturepoche leben.

Das Verdienst dieser Thätigkeit wollen wir nicht unterschätzen; aber es muß jedenfalls hinter dem der schöpferischen Production weit zurückstehen. Durch ein künstlich genährtes Misverständniß ist man in neuerer Zeit allzu geneigt, die Literarhistoriker für die eigentlichen großen Männer zu halten, etwa G. G. Gervinus für größer als Goethe und Schiller, weil er diesen Poeten den Kopf zurechtsetzt. Wie diese unsere Classiker hofmeisternden Gelehrten auf die Poeten der Gegenwart herabsehen, kann man sich wol denken. Auch sind die Gründe, warum sie es thun, so wohlfeil wie Brombeeren. Zunächst brauchen sie für ihre Arbeiten einen gewissen Abschluß; der unruhige Fluß der Gegenwart mit seinen fortreißenden Strömungen kann nur verwirrend auf sie wirken; sie machen daher, der eine hier, der andere dort, ein Punktum und glauben von dem, was sie nicht mehr in ihr Werk aufnehmen, so geringfügig wie möglich denken zu können. Andere wieder, welche speciell die Literatur der Gegenwart schildern, setzen sich ihr gegenüber auf das hohe Pferd und massacriren mit Grazie, was ihnen in den Weg kommt; ein kritisches Tulisäntchen nimmt Schwert und Schild und wird ein gewaltiger Held; er wird auch allenfalls mit einem Riesen fertig, da derselbe als markirter Feind sich nicht rühren darf.

Ein zweiter Grund ist der Mangel an Kritik, durch den sich die Mehrzahl der Literarhistoriker auszeichnet; wir meinen damit nicht ätzende Lauge, die über die besprochenen Werke ausgegossen wird, da es hieran diese Gelehrten nicht fehlen lassen, sondern im Gegentheil jene Urtheilsfähigkeit, welche dem Bedeutenden gerecht wird. Wäre man im Stande, diesen Herren Shakspeare's, Schiller's und Goethe's Dichtungen vorzulegen neu, wie vom Monde heruntergefallen — welche Urtheile würden von ihrem kritischen Areopag gefällt werden! Wir zweifeln, daß einer von ihnen den Pulsschlag des Genius aus den Dichtungen heraushören würde, über die er jetzt dicke Bände schreibt.

Es liegt dies in dem ganzen Verfahren der Literarhistorie begründet. Der Literargeschichtschreiber hat ja nie den Dichter allein vor sich; er erhält diese Dichtungen gleichsam eingewickelt in so und so viele Umschläge, welche die Meinungen, die Anschauungen, die Gedanken seiner Vorgänger, die Geschichte der fata libellorum enthalten; er liest diese Umschläge oft früher als die Dichtungen selbst und geht, erst genährt mit ihrem Inhalt, an die Lektüre derselben. In der Beleuchtung der Commentare liest er sie durch; seine Kritik ist gleichsam eine Kritik aus zweiter Hand, welche die rechte Mitte aus den verschiedenen Anschauungen zieht, hier summirt, dort subtrahirt, hier zustimmt, dort verwirft, oft auch das Gewicht ihrer eigenen Sympathien und Antipathien in die Wagschale wirft. Diese Thätigkeit ist wesentlich eine ordnende, gruppirende, sichtende; das eigene Urtheil wird durch Analyse oder Synthese fremden Urtheile gewonnen, ist aber himmelweit entfernt von jener Intuition echter Kritik, welche die Bedeutung eines großen Talents mit innerer Wahlverwandtschaft herausfühlt. Gibt man nun einem solchen Literaturhistoriker einen Poeten in die Hand, der gar keine derartigen Zeugnisse aufzuweisen hat, der von der Historie und Kritik und sämmtlichen Hülfswissenschaften noch gar nicht überkleistert ist, sondern hülflos, arm und nackt wie das Köhlermädchen Griseldis in sein Haus einzieht, so befindet sich der führerlose Compilator in bedenklichster Verlegenheit und kann leicht ein Urtheil fällen, welches den gänzlichen Bankrott seiner Kritik allzu deutlich documentirt.

Wir freuen uns, für diese Anschauungen einen tapfern Mitkämpfer gewonnen zu haben in Wilhelm Jensen, der in einem Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung": „Wilibald Alexis und die preußische Dichtung unserer Zeit", die großen Verdienste des brandenburgischen Walter Scott mit vieler Wärme hervorhebt und dabei sich gegen den Fundamentalsatz unserer Kritik von dem Unvermögen der Zeit, der auch zum Nachtheil dieses Dichters in Anwendung gebracht worden, mit folgenden höchst treffenden Bemerkungen wendet: „Es ist eins der unerträglichsten Stichworte, die unsere Zeit hervorgebracht. Bücher sind geschrieben worden, in denen der Hinweis auf das Epigonenhafte unserer neuern Literatur sich auf jeder Seite wiederholt. Ein Autor bedient sich des Ausdrucks bei Beurtheilung des andern; der vom Staat besoldete Lehrer verkündet es vom Katheder. Ein förmlicher Wetteifer findet statt, die Herabsetzung zu überbieten, welche den neuern Erzeugnissen der Poesie von den Literarhistorikern zutheil wird. Wer den Kopf am bedenklichsten zu schütteln, wer die hoffnungsloseste Miene anzunehmen vermag, verräth die schärfste Einsicht. Hiervon sind Männer nicht frei, welche ein bewunderungswerthes Verständniß fremdländischer Poesie an den Tag gelegt haben, die jeder Denkende von dem Verdacht frei halten muß, daß sie gleich der Menge von dem Auswärtigen bestochen werden oder nach Professorenweise das Einheimische und Zeitgemäße von vornherein für gering halten. Zu Gunsten Englands hat Gervinus sich schwer an Deutschland verschuldet. Sein Beispiel hat Früchte getragen, und wie er in ungerechtfertigter Weise Goethe gegen Shakspeare zurückgesetzt, ist es zur literarhistorischen Mode geworden, den erstern gewissermaßen als eine Vogelscheuche für die sangeslustigen Nachzügler zwischen Rhein und Oder aufzustellen und den größten Dichter des deutschen Volks dazu anzuwenden, minder Hochfliegende von jedem Versuch, ihre Schwingen weiter zu entfalten, abzuschrecken. In widerwärtiger Art hat sich eine Prädestinationslehre von dem Epigonenthum unserer Literatur ausgebreitet, welcher die mangelnde Productivität der Kunstrichter sich bemüht den Zwangscurs einer Staats- oder Gelehrtenrepublik-Religion zu verschaffen. Und dennoch haben nicht die ersten Sieben, sondern gerade die Epigonen Theben erobert. Und dennoch liefert unsere Zeit poetische Erzeugnisse, welche nicht nur Goethe's und Schiller's Aufmerksamkeit im höchsten Grad auf sich gezogen hätten, sondern auch sogar ihrer schöpferischen Kraft unerreichbar geblieben wären; während andererseits manches Werk derselben, dessen Commentirung und Paraphrasirung ausnehmend gelehrte Männer ihr Leben widmen, von denselben gelehrten Männern verächtlich in den Papierkorb geworfen würde, wenn es den Autornamen eines Epigonen unserer Tage an der Stirn trüge. Wie in Dynastien, die dem Verderben entgegeneilen, die Höflinge weit mehr auf die ungeschmälerte Erhaltung der königlichen Prärogative bedacht zu sein pflegen als der Träger der Krone selbst, so ist es ein Merkmal unserer Literaturgeschichte, weit classischer zu sein als die Classiker selbst."

Unser neulich ausgesprochener Wunsch, die Hoftheater der annectirten Staaten möchten nicht der Privatspeculation überlassen, sondern durch eine staatliche Leitung höhern künstlerischen

Tendenzen erhalten werden, ist überraschend schnell in Erfüllung gegangen. Wie wir lesen, wird das Hoftheater zu Hannover auf königliche Kosten fortgeführt und ist als Commissar der Regierung mit der Direction desselben Hermann von Bequignolles betraut worden. Diese Wahl ist eine überaus glückliche. Hermann von Bequignolles hatte bisher noch keinen seiner künstlerischen Begabung und seinem edeln Streben entsprechenden Wirkungskreis gefunden. Wo er bisher gewirkt, in Breslau wie in Wiesbaden, zeichnete er sich nicht nur durch liebevolle Hingabe an sein dramaturgisches Amt, durch wahrhaft poetische Inscenirungen der Dramen aus, sondern auch durch seine Begeisterung für echte Poesie und durch die Selbständigkeit seines Urtheils, indem er niemals dem Urtheil der Hoftheaterintendanzen nachhinkte, sondern, mit freier Wahl, diejenigen neuern Werke, die ihm künstlerisch bedeutsam erschienen, zu scenischer Geltung brachte.

Das deutsche Theater hat in Franz Eduard Genast, der am 3. August zu Wiesbaden starb, einen vielgenannten Vertreter verloren, der zwar nie zu den großen und berühmten Künstlern gehört hat, aber durch die Vielseitigkeit und Liebenswürdigkeit seiner Leistungen und durch seine Beziehungen zu unserer classischen Literatur- und Theaterepoche stets ein lebhaftes Interesse einflößt. Er war 1797 zu Weimar geboren als Sohn jenes Regisseurs Anton Genast, der von Goethe öfter als thätiger Adjutant seiner Bühnenleitung gerühmt wird. Seit 1829 war Eduard Genast selbst in Weimar engagirt. Seine „Memoiren aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" (4 Bde., 1862—65), sind namentlich in den ersten Bänden interessant durch die Erinnerungen aus der weimarischen Goethe-Epoche, enthalten aber auch in den letzten für Theaterfreunde manche pikante und charakteristische Mittheilung.

Die Theatermemoiren treten jetzt freilich sehr gegen die kriegerischen zurück, welche von allen Seiten wie Pilze aus der Erde wachsen. Nicht minder wuchert die Broschürenliteratur. Im Vordergrund des Tagesgesprächs steht die Broschüre von Heinrich von Treitschke: „Ueber die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", die mit gewohnter Glut und Schärfe des Ausdrucks abgefaßt ist. Sie wurde anfangs von der sächsischen Polizei confiscirt, später auf Befehl des preußischen Regierungscommissars in Dresden wieder freigegeben. Schon durch diese Carambolage der sächsischen und preußischen Behörden wurde die besondere Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Noch mehr dramatisches Interesse erregte die Erklärung des sächsischen Generallieutenants von Treitschke, in welcher der Vater des Publicisten die Tendenzen des Sohnes auf das entschiedenste verdammte. Der Held dieses Familiendramas hat inzwischen die Redaction der „Preußischen Jahrbücher" übernommen und eine Professur an der Universität zu Kiel erhalten, wo er wahrscheinlich gleichzeitig als Mauerbrecher des schleswig-holsteinischen Particularismus fungiren soll.

Bibliographie.

Albrecht, F., Moses Mendelssohn als Urbild von Lessing's Nathan dem Weisen. Vortrag. Ulm. Gr. 8. 4 Ngr.

— —, Mein Tagebuch von Hohenasperg. Ulm. 8. 5 Ngr.

Beyer, C., Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. 3 Bücher. Coburg, Sendelbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Graf Bismarck und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen Patrioten. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böckh, R., Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 25 Ngr.

Bordstaedt, A., Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Krieges in Italien. Nach dem inneren Zusammenhange dargestellt. 1ste Lief. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Brugsch, H., Wanderung nach den Türkis-Minen und der Sinai-Halbinsel. Leipzig, Hinrichs. 8. 18 Ngr.

Daniel, H. A., Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Erlebnisse einer jungen Berlinerin Lina S. auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. Von ihr selbst niedergeschrieben. Berlin, Mecklenburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königl. sächs. Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. Dresden. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fricke, G., Auch hier Bethesda und Bethanien. Zwei Predigten, gehalten im Theresianum zu Wien und im sächsischen Feldlazarethe zu Mitterndorf an der ungarischen Grenze. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Führich, J. Ritter v., Von der Kunst. 1stes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerstel, G., Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Geschwister, oder: Die Schule der Leiden. Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Nach dem Französischen. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Görling's, A., gesammelte Schriften. 1ster Thl.: Malkasten. Bilder aus dem Künstlerleben. 3 Bchn. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Unter Preußens Fahnen. Historischer Roman aus dem Jahre 1866. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 Ngr.

Halle vor einem Menschenalter. Patriotische Reminiscenzen von H. J. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 6 Ngr.

Hechelmann, A., Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard II., Edelherr zur Lippe (1140—1224). Zwei Lebensbilder aus der älteren westfälischen Geschichte nach den Quellen und Urkunden herausgegeben. Münster, Regensberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Herchenbach, W., Mathilde, die wahrhaft königliche Frau und Deutschland's Mutter. Ihre Kinder und Enkel. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Heßlein, B., Jeffersen Davis. Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege. 1stes bis 16tes Heft. Leipzig, Purfürst. 8. à 4 Ngr.

Hocker, R., Geschichte des deutschen Krieges im Jahre 1866. Populäre Darstellung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland und Italien. 1ste Lief. Cöln, Ahn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hofmann, R., Die Lehre von dem Gewissen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Homburg, C., Blut und Eisen!! Die Grundfarben der neuen Karte Europa's. Ein Beitrag zur Geschichte. Mannheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurhessen und seine Dynastie. Ein politischer Ehescheidungs-Prozeß. Von einem Enkel der nach Amerika Verkauften. Berlin, Röhring. Gr. 8. 1 Ngr.

Jensen, W., Magister Timotheus. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung. 16. 15 Ngr.

Johansen, C., Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Schleswig, Schulbuchhandlung. 8. 22½ Ngr.

Kessel, C. v., Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten, und der Krieg in Italien im Jahre 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. 1ste und 2te Lief. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. à 3 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. IV. Geschichte des italienischen Drama's. 1ster Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Knorr, C., Blücher's Kampagne-Journal der Jahre 1793 und 1794. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den besten Quellen dargestellt von H. v. B. 1ste Lief. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866 und Bayerns Mitwirkung an demselben in Franken und Thüringen. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von Pulverrauch dem Jüngeren. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 2 Ngr.

Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1866 in Deutschland und Italien. Von einem Landwehr-Offizier. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Lieb, M., Das konstitutionelle Princip und das Staatsinteresse von Preußen. Stettin, Saunier. Gr. 8. 5 Ngr.

Marr, W., Der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland ist eine politische Wiersinnigkeit. Eine Warnung, welche vielleicht zu spät kommt. Hamburg, Schardius. 8. 3 Ngr.

Matthäy, H., Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland! und welche Gestalt wird Deutschland nun erhalten? Leipzig, J. C. Poernicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oeloner, T., Hurrah! Preußische Zündnadel-Lieder, im Tornister mitzunehmen. Oels. 16. 1 Ngr.

Petermann, A., Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 7½ Ngr.

Rüstow, W., Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, politisch-militärisch beschrieben. 1ste Abth. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Schlacht bei Königgrätz. Dargestellt von einem alten Militär. Berlin, Matthies. Gr. 8. 8 Ngr.

Stein, P., Aus Andalusien. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tollin, H., Ein Ahnherr der Hohenzollern. Charakterbild. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. Lex.-8. 6 Ngr.

— —, Biographische Beiträge zur Geschichte der Toleranz in 3 Vorträgen. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Von Dresden nach Paris oder Sachsens Verhängniß. Gera, Griesbach. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weise, K., Aus dem Volke. Neue Dichtungen. 1stes Bdchn.: Die Läuter aus dem Rhinthale. Freienwalde a. O. 16. 5 Ngr.

Welkel, A., Geschichte der Stadt, Herrschaft und Festung Cosel. Ratibor, Thiele. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Westphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 2te Abth.: Plutarch über die Musik. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weyhe-Simke, A. v., Des Königs Ahnen. Weisenlieder. Lüchow, Saur. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Chrestomathie anglaise.

Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poëtes anglais; marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire.

Par **CHARLES GRAESER.**

En deux volumes. In-8. Geh. Jeder Band 16 Ngr.

Im ergänzenden Anschluss an des Verfassers „Handbuch der französischen Literatur" und „Thesaurus of French Literature" enthält die „Chrestomathie anglaise" eine vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Auswahl von Lesestücken aus den besten englischen Autoren in Prosa und Poesie mit Bezeichnung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und englisch-französischem Wörterbuch. Auch für höhere deutsche Lehranstalten, welche den Unterricht in der englischen und französischen Sprache vereinigen, empfiehlt sich das Buch als ein nützliches und zweckmässiges Lehrmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines lang erwarteten Reisewerks die Schilderung seiner Reise durch einen Theil von Brasilien und verwebt darein die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während seiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe zu sammeln Gelegenheit hatte. Vornehmlich die socialen und politischen Verhältnisse darstellend, liefern seine auf authentischen Daten beruhenden Schilderungen ein klares Bild des Landes und seiner Bewohner und gewähren zugleich eine höchst angenehm unterhaltende Lektüre. Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfaltigste in Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung in jeder Wsise dem Werthe des Werks entspricht.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möser. Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten.)

Neue Sonette von Albert Möser. Eleg. brosch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Geschichte

im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815.

In Vorlesungen von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der umfangreichern Werke von Häusser, Sybel, Pertz, Droysen, Beitzke u. a. behandelt der Verfasser vorliegenden Buchs — dessen Widmung Professor Häusser angenommen hat — den großen Stoff in einem engern Rahmen, um die Kenntniß dieses wichtigsten Theils der vaterländischen Geschichte auch in Kreise zu verbreiten, in welche jene Werke eben ihres Umfangs wegen bisher nicht zu bringen vermochten. Lebenswarme Frische der Darstellung, vor allem aber die darin sich aussprechende Entschiedenheit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung sichern dem Stern'schen Buche die Theilnahme des deutschen Publikums. Es ist aus Vorlesungen entstanden, welche in Frankfurt a. M. unter lebhafter Betheiligung gehalten wurden und hier in abgerundeter, durch Zusätze ergänzter Form erscheinen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 39. — 27. September 1866.

Inhalt: Victor Hugo's neueſte Gedichte. Von **Rudolf Gottſchall**. — Das Leben Walther's von der Vogelweide. — Rußlands ländliche Verfaſſung. Von **Aurelio Buddeus**. — Biographiſches. — Religiöſe Dichtungen. Von **Guſtav Hauff**. — Zur Philoſophie der Geſchichte. Von **Alexander Jung**. — **Feuilleton.** (Literariſche Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Victor Hugo's neueſte Gedichte.

Les chansons des rues et des bois. Par *Victor Hugo*. Troisième édition. Paris 1866.

Nachdem Victor Hugo in ſeinen „Contemplations" meiſtens großartige Gedankenhymnen gedichtet hatte und ſich auf ſeinem Patmos Guernſey von der Unermeßlichkeit des Meers und des geſtirnten Himmels begeiſtern ließ, nachdem er als Odendichter und Elegiker zum Theil mit prophetiſchem Schwung theils die Harmonie des Kosmos verherrlicht, theils die Diſſonanzen des Menſchenlebens in ſeinen Dichtungen hatte widerhallen laſſen, raubten ihm auf einmal die Lorbern Béranger's den Schlaf; er ſchnallte ſeiner Muſe den Kothurn ab und ließ ſie in jenen leichten Chanſons einherhüpfen, wie ſie das Volk in den Straßen, die Vögel in den Wäldern ſingen.

Das war wenigſtens die Abſicht des Dichters, dazu ſtimmte er ſeine Leier. In Wahrheit aber iſt ſeine Muſe nicht ſo leicht geſchürzt wie die luſtig in ihren Manſarden ſingende Muſe Béranger's, die nur einen leichten Sommerhut mit wehenden Bändern trägt; ſie trägt auf dem Kopfe, wie eine Gipsfigurenverkäuferin, einen geſchmackvoll modellirten Olymp, Götter und Helden aus alter und neuer Zeit! Da iſt der leichte, geflügelte Schritt eine Unmöglichkeit — und bei jedem raſchern Ausſchreiten beginnen die Unſterblichen zu wackeln und die Napoleone und Minerven ſtoßen mit den Naſen aneinander.

Wir halten Victor Hugo für einen der größten Lyriker der Neuzeit; auch ſeine „Contemplations" ſind, trotz einzelner Sonderbarkeiten, großartige Dichtungen, im Stil der Pſalmen und Pindar'ſchen Epinikien, in jenem erhabenen Stil, der allerdings dem Zeitgeſchmack fern liegt und auch von der vornehmen Kritik, die im Grunde recht vulgäre Neigungen hat, über die Achſeln angeſehen wird. Glücklicherweiſe hatte Victor Hugo ſchon einen Dichternamen von zwingender Gewalt, als dieſe „Contemplations" erſchienen, ſonſt wäre das Frankreich des second empire, das ſich am Taumelkelch des Lorettenthums berauſcht, über den Dichter und ſeine Sammlung zur Tagesordnung übergegangen. So aber mußte dies gebildete Frankreich in den ſauern Apfel beißen und dem Dichter in ſeinen ſideriſchen Schwärmereien folgen, ſo wenig Paris ſonſt zu den Sternen aufzublicken pflegt. Das heutige Frankreich erkennt in Victor Hugo mit Recht ſeinen größten Dichter, und auch die Nachwelt wird dieſem Urtheil beiſtimmen.

Doch gerade der erhabene Schwung der Victor Hugo'ſchen Dichtung, der nicht zu ihren beſondern Merkmalen gehört, ſondern ihr innerſtes Weſen ausmacht, findet auf dem Gebiete des leichtgeflügelten Chanſons keinen Platz für ſeine Bewährung. Wol ſind in den „Feuilles d'automne", in den „Chants du crépuscule" und den andern frühern Sammlungen einzelne Chanſons enthalten, die echt poetiſche Innigkeit athmen und in denen bisweilen auch der Refrain mit Béranger'ſcher Grazie gehandhabt iſt; doch ſind dies mehr Ausnahmen, Ausnahmen ſchon bei dem jugendlichen Dichter, dem die unmittelbare Empfindung der Liebe, der Lebensluſt, der Trauer wärmer aus dem Herzen kam. Das Alter wird betrachtender, ſentenziöſer. Wol ſingen Anakreon, Hafis und Goethe noch von Liebe; doch dieſer Roſenkranz im weißen Haar hat den Zauber eingebüßt, der um die Myrte der jugendlichen Stirnen ſchwebt, und ſeine entblätterten Roſen fallen in den vollen Pokal des Genuſſes, den die zitternde Hand an die Lippen führt. Ein Chanſonnier mit Silberlocken wird kaum jene Klänge der Empfindung anzuſchlagen verſtehen, die ſich dem Sinne des Volks einſchmeicheln, ſelbſt wenn er in ſeiner Jugend ein Orpheus geweſen wäre, der die Steine tanzen machte. Victor Hugo war aber nie ein Chanſonnier — man darf daher mit Recht miſtrauiſch ſein gegen die Chanſons ſeiner alten Tage.

Auf der andern Seite iſt es ebenſo zweifellos, daß ein Dichter von Gottes Gnaden ſich nie verleugnen wird, mag er auch die ihm unbequemſte und fremdartigſte dichteriſche Form wählen. Er wird nicht nur hier und dort Vollendetes ſchaffen — überall wird ſein Genius hindurchblicken, aus der ſonderbarſten Verkleidung heraus ſich erkennen laſſen.

Dies iſt auch bei den neueſten Chanſons des franzö-

ſiſchen Dichters der Fall. Es ſind mit wenigen Ausnahmen keine ſangbaren Lieder, die von Mund zu Mund gehen werden; aber es ſind Gedichte, wie ſie doch eben nur Victor Hugo ſchaffen konnte, die den Stempel eines durchaus eigenartigen Talents tragen. Dabei ſind ſie durch und durch franzöſiſch, wenn auch mehr im Geiſt altfranzöſiſcher Galanterie und reichlich verſetzt mit dem Esprit der Rococoperiode. Die Mehrzahl derſelben darf als ein Verſuch bezeichnet werden, das Madrigal in moderner Form wieder ins Leben zu rufen.

Was zunächſt in dieſen Chanſons auffällt, iſt der ſchwere mythologiſche und hiſtoriſche Ballaſt, mit welchem ſich die leichtgeflügelte Muſe ſchleppt. Es ſind Verſatzſtücke des Esprit, Fangbälle des Witzes; dieſe Gelehrſamkeit will durchaus keinen imponirenden Eindruck machen. Dennoch macht ſie ſehr oft einen ſchwerfälligen und überladenen, ſodaß wir ſtatt eines graziös leichten Federballſpiels oft das Kugelſpiel eines Jongleurs erblicken.

Gleich am Eingang begegnet uns „Le cheval", der antike Pegaſus, der ſeinen mythologiſchen Geburts- und Taufſchein erhält. In einer Strophe verwandelt er ſich ſogar in das Roß der Apokalypſe, bleich, den Tod auf dem Rücken. Dieſer Pegaſus, der mit ſeinen Füßen den Takt der äſchyleiſchen Verſe ſchlägt, der auf dem Pindus zu Hauſe iſt und Endor liebt, der ſich in die Finſterniſſe ſtürzt, bis daß er das Licht erblickt — das iſt das wilde Feuerroß, das ſonſt des Dichters Phantaſie beſteigt bei ihren Wanderungen durch den Kosmos und die Geſchichte; es ſcheint wenig geeignet, vor der Thür eines Liedergartens als Vignette zu ſtehen. Doch halt, dies in die Himmelsabgründe tauchende Roß wird ja vom Dichter am Zügel geführt „zur Wieſe der Idylle", wo zwiſchen Lachen und Kuß die zarte Ekloge geboren wird, wo das Epigramm wächſt, dieſer Hagedorn, und der Feldklee, das Triolet, und hier zeigt er dem Pegaſus die Weide und läßt ihn graſen.

Er ſelbſt nennt die Muſter, denen er nachgeſtrebt: Chaulieu, jenen Anakreon des „Temple", der mit dem Großprior von Malta epikuräiſche Studien trieb; Racan, den Dichter der „Bergeries" — wir wiſſen alſo, was wir erwarten dürfen: heitere Lieder, etwas hochgeſchürzt, ohne allzu ſtrenges Decorum, Epigramme, kleine Feuerwerke des Witzes und der Satire, und Idyllen, Schäferſpiele, die einer ungläubigen Zeit gegenüber nicht mehr ins Sentimentale fallen dürfen, ſondern nur verliebte Maskeraden ſind. Man bewegt ſich auf dem Lande etwas ungenirter als in den Salons; ein Schäferhund iſt nicht ſo ſtörend wie ein Onkel oder eine Tante, welche den guten Ton überwachen, und wenn ein Daphnis das Strumpfband ſeiner Chloë gefunden hat, ſo kann er es ihr ohne weiteres umbinden und dabei ungeſtört ſeinen poetiſchen Gedanken nachhängen.

Der Dichter der „Contemplations" hat keine Viſionen mehr wie Ezechiel, er ſtreicht ſich die Runzeln von der Stirn; er will tändeln, koſen, ſcherzen. Seine Poeſie, welche Weltkugeln im unermeſſenen Aether vor ſich tanzen ließ, begnügt ſich jetzt mit dem Tanz von buntſchimmernden Seifenblaſen.

Und dieſe „tanzende Seifenblaſe" iſt doch in ihrer Art auch ein kleiner Weltſpiegel. Nur daß ſie ſo raſch zerplatzt! Doch das iſt ja ein Haupteffect der Heine'ſchen Lyrik, den auch Victor Hugo nicht verſchmäht.

Die Sammlung zerfällt in zwei Bücher: „Jeunesse" und „Sagesse", das erſtere Buch aber wiederum in ſechs Abſchnitte: „Floréal", „Les complications de l'idéal", „Pour Jeanne seule", „Pour d'autres", „Silhouettes du temps jadis", „L'éternel petit roman".

Wir treten alsbald ein in die heitere Welt. Der revolutionäre Blütenmonat erläßt ſein Bulletin; der Mai überſchüttet den fliehenden Winter mit einer Blumenſalve. Ein langer Zug von Poeten, von Orpheus und Aeſchylus bis zu Virgile und Chenier wird heraufbeſchworen als Zeugen für die Reize des grünen Laubwerks, hinter dem ſie indeß nicht das Säuſeln des göttlichen Odems hören, ſondern les jambes roses, blendende Schultern u. dgl. ſehen. Es iſt die Naturpoeſie eines Rococoparks, wo willige Schönen im Schatten lauſchen, wo die Satyrn noch immer ſich im Tanze drehen, die der Dichter feiert. Die Natur erſcheint nur als die Decoration für galante Abenteuer: da wird Pſyche herbeibeſchworen, um auf eine lange Frage eine kurze Antwort zu ertheilen, ſie wird nach Dingen gefragt, von denen ſie unmöglich viel wiſſen kann: nach den Sphinxen von Theben und den Tauben des Heiligen Geiſtes, nach der Brücke von Schlamm zum Himmel, wo Venus Aſtarte auf halbem Weg Ithuriel begegnet; doch ſie weiß ſich zu helfen, ſie findet das Unbekannte zu dieſer quadratiſchen Gleichung mit ihren zahlreichen Nennern, indem ſie der Schäferſtunden im Arme des kleinen Amor gedenkt, und antwortet: „Es iſt der Kuß."

In der Häufung dieſer Prädicate, für welche erſt das Subject geſucht wird, finden wir eine durchgängige Eigenthümlichkeit des Victor Hugo'ſchen Stils ſcharf ausgeprägt. Er liebt es, Prädicate und Appoſitionen in bunteſter Fülle und Folge aufeinanderzuhäufen und die Phantaſie in einer verwirrenden Weiſe dadurch zu beſchäftigen, ſodaß der kritiſche Verſtand gar nicht zu Worte kommt; er überſchüttet mit Bildern — wer hat da Muße, Spreu und Weizen zu ſondern? In der That ſchmuggelt er unter der Menge immer einige ſchiefe und geſchmackloſe mit ein, doch ſie werden von den beſſern mit ins Schlepptau genommen — und „die Menge trägt die Laſt".

Dann trommelt der Poet „auf das Land". Die Idylle iſt ſich ja überall gleich, die Blumen ſind zu Sèvres ſo friſch wie auf dem Hybla, die Pfirſiche von Montreuil verdienten von einem himmliſchen Cherub bewacht zu werden; die Morgenröthe von Ivry und die von Athen ſind von demſelben Strahl geſchaffen; Trinettchen hat mehr Haare auf dem Nacken als Kalirrhoë, welche im großen Tempel von Abydos träumt, und das Mieder von Dionyſchen iſt ſo viel werth wie der Gürtel der Venus. Das ſind nur Excerpte aus den zahlreichen Bildern höchſt gelehrter Art, mit denen der Dichter hier wiederum ſeinen Grundgedanken illuſtrirt. Dazwiſchen ſpielen ſeine

Streiflichter des Esprit mit herein, jene schlaghaften Antithesen, die ebenfalls zum Mobiliar der Hugo'schen Muse gehören, das sie zur Aussteuer mitbekommen: so wenn der Dichter den „Morgen" feiert, „wo die Nacht in einem Heiligenscheine schmilzt, wo der Diplomat dumm und der Ochsentreiber tiefsinnig aussieht".

Am Schlusse dieser Einladungskarte aufs Land stellt der Dichter gar Bacchanalien in Aussicht, beschwört die Frauen herbei und fordert auf, in jenen Apfel der Idylle zu beißen, in welchem man noch die Zähne von Moschus sieht. In der Lektüre Platon's stört ihn die reizende Tartalette; Phädon gibt ihm den Muth, sie zu fragen, ob sie nicht eine Göttin sei? Die Kirschen schmecken der Süßen nicht, sie möchte lieber Zuckerwerk. Der Dichter tröstet sie, indem er mit Blumen ihre farbige Hand und ihren Mund mit einem Kusse abtrocknet.

Noch einmal redet der Dichter seinen eigenen Dichtergeist an in dem Gedicht: „Genio libri" und gibt ihm die Freiheit, alles durcheinanderzuwürfeln: David soll Diana betrachten und Aktäon Bathseba. Die ars poëtica soll bis zum Grund aufgerührt werden. Kleine Teufeleien — nichts Dämonisches. Auch dies Gedicht bringt wieder eine Musterkarte von Namen und Bildern aus allen Zeiten, und dabei schleppt Victor Hugo aus der Rumpelkammer des Alterthums oft den bestaubtesten Hausrath herbei und die seltsamsten Namen aus seinem Thesaurus von Notizen, sodaß man bisweilen glaubt, in einer versificirten Encyklopädie zu lesen.

Der zweite Abschnitt: „Les complications de l'idéal", beginnt mit einem abermaligen: „Paulo minora canamus", immer dasselbe Programm. Doch finden sich in diesem Abschnitt einige Lieder leichtern Tons, z. B. „Paupertas":

Être riche n'est pas l'affaire;
Toute l'affaire est de charmer.

Der Dichter stellt in andern Gedichten Reflexionen an über das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit, „die ihre Hörner auf der blauen Stirn des Ideals zeigt". Die alte immer neue Geschichte vom Faun und der Flora, von dem Eheband zwischen „häßlich" und „schön", wird in einer satirischen Skizze besungen. Eine Idylle mit geringerm mythologischen Beiwerk und allerliebster Pointe ist das Gedicht „Meudon".

In „Senior est junior" findet sich eine geistreiche und pikante Parallele zwischen der Liebe des Alterthums, die Wasser trank und an den alttestamentlichen Brunnen ihre feierlichen hebräischen Heirathen vermittelte, und der neuen, welche sich nur trunken bei Tische zeigt. Der frühern wohlfeilen ars amandi, illustrirt wieder mit Beispielen des grauen Alterthums höchst barocker Art, unter denen der Magier Orus nicht fehlt, welcher seiner Hetäre eine geheiligte Nilratte zum Geschenk macht, wird die neue sehr theuere gegenübergestellt, welche das alte Programm wesentlich abgeändert hat. Jetzt macht das Herz keine Dummheiten mehr; die Biches von Paris und die Anonymas von London erleichtern die Bankiers von ihrer Last. Chloë reicht dem Daphnis, der ihr die Wange reicht, ihren Tarif dar, die Trophäen der Schönen sind

Et de bouteilles décoiffées
Et de financiers dédorés.

In diesem Gedicht zeigt Victor Hugo, gegenüber dem modernen Leben des Seinebabel, eine juvenalische Ader. Man darf dies bei den heutigen pariser Zuständen nicht gering anschlagen; er ist fast der einzige Dichter, der seine Geisel über die feile Liebe schwingt. Doch nicht mit dem düstern Ernst des Persius, sondern juvenalisch, martialisch, mit satirischen Bonbondevisen, die er dann wieder zerreißt und im heitern Spiel umherflattern läßt.

Es folgen nun einige Liebescyklen: erst wird Jeanne verherrlicht, dann kommt die Reihe an mehrere andere, und in dem „kleinen Roman" spielt besonders Donna Rosa eine nicht unbedeutende Rolle. Diese Liebescyklen haben nichts von Petrarca; sie sind theils schäferlich im Rococostil, theils frivol pikant, und nur hin und wieder blickt eine innige Empfindung durch, die es sich übrigens bequem macht und im Négligé erscheint.

Unter den Gedichten: „Pour Jeanne seule", befinden sich einige Lieder, die wol zu den gelungensten der Sammlung gehören. So athmet gleich das erste Béranger'sche Grazie, und diese Jeanne, welche Regen und Sonnenschein in seinem Herzen macht, wird mit liebenswürdiger Ekstase gefeiert. Sind ihm doch die Blumen auf ihrer Jacke lieber als alle Sterne des Himmels. Gleichwol philosophirt der Dichter in einem wieder gelehrt überladenen Gedicht über die fallenden Sterne und fragt sie nach ihrer Herkunft, indem er dabei mit einem der großartigsten Bilder schließt, welches selbst in einer Ode noch frappiren würde:

Est-ce le Dieu des désastres
Le Sabaoth irrité,
Qui lapide avec des astres
Quelque soleil révolté?

Dann aber sieht er wieder, wie die Erde ihre Schürze von Blumen ausbreitet, um die fallenden Sterne aufzufangen. Wie reizend schildert er die Sanftmuth seiner Jeanne, die so groß ist, daß, wenn sie durch die Wälder irrt, die Köpfchen in den Nestern sich vor ihr aufrichten. Mitten hinein in diese Lieder streut der Dichter eine kleine Rococonovelle, das Duell wegen eines Strumpfbandes.

Der Cyklus, in welchem Jeanne gefeiert wird, ist mehr platonischer Art; die Sterne, der tiefe Mond, der durch die Zweige blickt, beleuchten eine keusche Liebesidylle, welche durch „l'épaisseur de la tunique" geschützt ist vor kecken Ausschreitungen. In dem Cyklus: „Pour d'autres", geht es munterer her. Da ist die Liebe ein „doux marouile", und dieser süße Schlingel ist Herr im Hause

Tous les soirs, quand Lisbeth souffle
Sa chandelle et ma raison.

Das Auge des Dichters folgt der schönen Müllerin von Chelles, wenn sie auf ihre Leitern klettert, sicher ihres gutsitzenden Strumpfs; dann ist er wieder im Schatten der hohen Bäume gleichzeitig in zehn Frauen verliebt und durch ihre „vierzig Volants" gefangen. Eine minder fashionable Wäscherin in Créteil erobert darauf sein Herz; er

macht ihr eine Liebeserklärung am Ufer der funkelnden Marne; es kommt zu einem Kuß:

Je m'arrête. L'idylle est douce,
Mais ne veut pas, je vous le dis,
Qu'au delà du baiser on pousse
La peinture du paradis.

Reizend iſt in dem „Éternel petit roman" die Legende vom Finger der Frau, den Gott erſchaffen. Als er ſich zufrieden damit in den Abgrund des Unermeßlichen zurückgezogen, um auszuruhen, da kommt der Teufel und fügt dem kleinen Roſenfinger lächelnd einen Nagel an.

Die Heldin dieſes kleinen Romans iſt eine junge Braſilierin, Donna Roſita Roſa, bereits verwittwet, nach einer zehnmonatlichen Ehe mit einem Greiſe. Dieſe Donna Roſita iſt ſo ſchön, daß man ſich vor ihr fürchtet, mag man Don Juan oder Caton ſein; doch die rebelliſche Schöne will nichts von dem Dichter wiſſen und nöthigt ihn, ſeine übermüthige Leier etwas herabzuſtimmen und Geſänge unerwiderter Liebe zu dichten. Seine Träume klopfen bei ihr an oder kratzen vielmehr an ihrer Thür; er leidet ganz kläglich. Vergebens ruft er ihr zu, daß Liebe die einzige Schönheit iſt, daß ſie ſelbſt häßlich werden würde, wenn ſie nicht mehr Raiſon annähme. O welch ein Verrath, ruft er aus, andere närriſch zu machen, während man ſelbſt bei Vernunft bleibt! Zwei ſchöne Augen, in ihrer Glorie vereinſamt, ſind ein Verbrechen; ein Mann, der nicht liebt, iſt ein Schwachkopf; eine Frau, die nicht liebt, eine Banditin. Endlich erklärt dann Roſita durch einen Freund ihre Liebe — und die kleinen Cupido tanzen einher vor den Fanfaren ſeines Herzens. Doch bald meldet ſich der Teufel. Der Liebende iſt ſo glücklich, daß er fortwährend rosa, die Roſe, declinirt, amoureux à lier. Er fragt den Teufel nach ſeiner Meinung über die Braſilierin:

Son désir de t'être fidèle,
Dit-il, est un de mes pavés.

Es kommt auch bald zum Streit:

Une querelle. Pourquoi?
Mon Dieu! Parcequ'on s'adore.
A peine s'est-on dit Toi
Que Vous se hâte d'éclore.

Doch in den Ruinen der alten Abtei, wo man den Jasmin von den Steinen pflückt, an den alten Gräben ſich von den Brenneſſeln ſtechen läßt, ſich ſucht und verfolgt — da geht in der Nacht des alten Kloſters die Morgenröthe der Liebe auf; man küßt ſich, umarmt ſich in jedem Augenblick, unter den Pfeilern und Bogen, den Marmortrümmern; es iſt die Geſchichte der Vögel in den Bäumen. Ein begeiſterter Dithyrambus feiert darauf der Liebe einſames Glück. Da denuncirt ihm der Gott des Waldes die Untreue ſeiner Roſa, die dem Freunde Merante gelächelt hat und von ihm umarmt worden iſt. Victor Hugo ſchreibt ihm darauf einen Abſagebrief in allerliebſten vierſilbigen Verslein, worin er das apokryphiſche Ungeheuer, das den Pindus auf dem Rücken trägt und deſſen Name die Fabel iſt, mit drolligen Schmähungen überhäuft. Dies Gedicht wäre eine reizende Deviſe für eine buckelige Nipptiſchfigur. Dennoch hat der Dichter des Nachts Fieberträume und kommt zu der Einſicht, daß der Apfel, in den Eva beißt, das Herz Adam's iſt. Doch die Schöne ſchwebt immer neuen Liebeshändeln entgegen, einem Roman ohne Ende. Immer ſagt ſie wieder mit leiſer Stimme: ich liebe zum erſten mal; doch die Liebe ſitzt ſpottend daneben und zählt an den Fingern ab die Küſſe des vorigen Jahres, die Schwüre ſind längſt vergeſſen — „l'oubli" iſt der Reſt, und das Motto des „Éternel petit roman":

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu.

Das poetiſche Entremets: „Silhouettes du temps jadis", enthält köſtliche Rococomalereien neben einem vom Ernſt der Geſinnung eines Perſius durchdrungenen Sittengemälde des modernen Paris. Das Gedicht iſt 1827 geſchrieben; doch ſtört das Datum nicht; auch 40 Jahre ſpäter behalten dieſe Schilderungen ihre ganze Wahrheit:

Les actions sont des cloaques,
Les consciences des égouts —
Partout l'or sur la pourriture,
L'idéal en proie aux moqueurs.

Dieſer ſchwarzgallige Idealismus des Dichters hätte eigentlich in das zweite Buch: „Sagesse", hineingepaßt, deſſen bedeutſamſter Abſchnitt: „Liberté, égalité, fraternité", das Motto jener politiſchen Loſungen der Februarrevolution trägt. Hier nimmt der Dichter, trotz der leichten epigrammatiſchen Form, einen ernſtern Aufſchwung. Jean Sevère, der alte, halbbetrunkene Invalide, ſpricht ſich in Falſtaff'ſcher Weiſe über die Kriegsthaten, über die Ehre und die hölzernen Beine aus. Er macht den Vorſchlag, daß ſich ſtatt der zwei Armeen nur die beiden Generale ſchlügen — das würde den Rauch vermindern und die Helden größer machen.

Eine der begeiſtertſten Hymnen auf die Menſchheit enthält „L'ascension humaine", ein Gedicht, das den „Contemplations" zur Zierde gereichen würde, wenngleich es anfangs auch zu ſehr mit geſchichtlichen Namen und Studien überladen iſt. Ein Freund ſpricht den Zweifel an dem Erfolg der menſchlichen Geiſtesarbeit gegen den Dichter aus. Ihm iſt der Menſch nur ein Traum, ein fliehendes, zitterndes Geſpenſt, aus ſeiner ganzen Weisheit und Philoſophie entſpringt nicht einmal ein Heidekorn; Gott erntet und ſäet, und alles iſt verjüngt, der Menſch iſt nur eine linke Hand, die ins Unendliche hinaustaſtet, ein Skelet im Grabe, ein Sklave auf der Erde, ſchwächlicher als ein Sperling — der Abgrund des Nichts öffnet ſich in dieſer Null. Dieſer Rede des Freundes, welche die Herrlichkeit und Allmacht Gottes mit Pſalmenton preiſt, entgegnet nun der Dichter, daß der Menſch der Daktylus iſt im göttlichen Hexameter. Der Menſch iſt Gott unter einem Pſeudonym, unter einer Maske; aber er iſt Gott. Leuchte der Welt, wirft er ein tiefes Licht bis an die Schwelle der Unendlichkeit; er iſt der unbeſiegbare Hercules, welcher das Chaos auseinanderfegt. Die Schlußverſe dieſes Gedichts können als eine poetiſche Paraphraſe des Schiller'ſchen Ausſpruchs gelten:

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Le ciel s'appuie au solstice
Et l'homme à la volonté.

Il veut. Tout cède et tout plie.
Il construit quand il détruit;
Et sa science est remplie
Des lumières de la nuit.

Il enchaîne les désastres,
Il tord la rebellion,
Il est sublime, et les astres
Sont sur sa peau de lion.

Die Allegorie „La méridienne du lion" hat eine gewisse plastische Größe; der schlummernde Wüstenlöwe ist von dem Dichter gigantisch ausgemeißelt, fast zu grandios für das Schlußepigramm:

S'il remuait sa grosse patte,
Que de mouches s'envoleraient!

Die Natur wird von dem Dichter mit hereingezogen zur Feier politischer Feste. Den Jahrestag des 14. Juli, den Tag des Bastillensturms, begeht er im Schatten der gallischen Eiche, welche die Nacht und das Kloster haßt und kein anderes Gesetz kennt, als zu wachsen.

„Oiseaux et enfants" ist ein anderer Abschnitt von allerliebster Zierlichkeit. Die Lyrik Victor Hugo's gleicht darin einem farbenfunkelnden Kolibri, der durch das Laubwerk hüpft. Die Schlußapostrophe an den Pegasus hat wieder einen odenartigen Aufschwung.

„Les chansons des rues et des bois" sind nicht gerade funkelnde Thautropfen der Poesie, aber es sind blitzende Demanten aus der Krone des Genius. Wir haben es mit einem der ersten Dichter, einem der geistreichsten Autoren des Jahrhunderts zu thun. Was wir in Deutschland unter einem Lied verstehen, diese zartverschämte Blüte der Lyrik, wächst nicht in den Zaubergärten der Victor Hugo'schen Poesie, wo die goldenen Hesperidenäpfel der Phantasie allzu schwer und wuchtig an allen Zweigen hängen. Doch wo dieser gedankenschweren Poesie ein anmuthiges und graziöses Gedicht gelingt, da ist es auch von besonderm Arom und zugleich seelisch anmuthend und geistig berauschend.

Die Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, die prophetische Stellung des Dichters zu den Fragen und Problemen der Zeit tritt auch in dieser Sammlung von Chansons deutlich hervor und gibt dem Dichter eine allgemein menschliche Bedeutung. Doch Victor Hugo ist auch „Franzose" — und so trägt jedes echte Genie bei universeller Bedeutung den nationalen Stempel; er ist „Franzose" in der graziösen Leichtigkeit, mit welcher er die Brillantfeuerwerke des Esprit vor unsern Augen abbrennt, in der Eleganz, mit welcher er große Probleme dichterisch behandelt und die Karten der Weltgeschichte mischt. Und dabei ist er gleichzeitig alter Provenzale, Rococodichter, und ein Kind des neuen revolutionären Jahrhunderts, und gerade deshalb der größte Dichter Frankreichs, weil er alle Blüten des französischen Geistes zu einem Kranze windet.

Rudolf Gottschall.

Das Leben Walther's von der Vogelweide.

Das Leben Walther's von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Als im vorigen Jahrhundert die Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur der Vorzeit anhob und unter den mannichfachen Versuchen, die alten Denkmäler an das Licht zu ziehen und nutzbar zu machen, auch die Lyrik sich großer Theilnahme erfreute, da war im Anfang der einzelne Vertreter einer bestimmten Dichtungsart noch nicht der Gegenstand einer besondern Vorliebe. Die gesammte Schar der Minnesänger stand in Ehren, und manche Dichtungen wurden zu Nachbildungen in die neue Sprache benutzt, die uns heute durchaus werthlos oder zum mindesten gleichgültig erscheinen. Mit der zunehmenden Beschäftigung aber konnte es nicht fehlen, daß die Individualität der einzelnen Dichter näher ins Auge gefaßt wurde, daß das Urtheil und die Auszeichnung sich dem einen mehr oder minder zuneigte. Es währte nicht lange, da hob sich immer mehr eine Dichtergestalt empor über die Genossen des Gesangs, ein Dichter galt bald als der erste und vielseitigste, von ihm allein wurde schon damals eine Reihe von Liedern zu einer Nachbildung in einer selbständigen Ausgabe auserwählt und benutzt. Und als dieser Dichter des Alterthums einem Dichter und Forscher der Neuzeit ein würdiger Gegenstand erschien zu einer eingehenden und liebevollen Schilderung, da wuchs die Verehrung für diesen Meister und für seine Schöpfungen von Jahr zu Jahr. Und jetzt ist Walther von der Vogelweide ein Name, der jedem Gebildeten, wenigstens jedem Gebildeten der jüngern Generation bekannt ist, und für viele unter den Freunden der vaterländischen Literatur sind auch die Dichtungen dieser Classiker des Mittelalters eine reiche Quelle erhebender Freude geworden. Gerade bei Walther von der Vogelweide hat sich die gelehrte Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit, mit ihrer Sprache und Literatur als einflußreich bewährt für die Geschmacksbildung und schöpferisch für die Befriedigung des geistigedeln Bedürfnisses.

Man kann sagen: an Walther von der Vogelweide ist die deutsche Philologie groß geworden. Nächst dem Nibelungenliede ist gerade Walther der Gegenstand eifrigster Forschung gewesen, und voraussichtlich wird er es noch auf lange Zeit hinaus bleiben. Die Literatur, die streng gelehrte und die populär gelehrte, welche sich an Walther knüpft, ist schon zu einer kleinen Bibliothek erwachsen und dazu gesellen sich eine Reihe Zeitschriftenbeiträge und Programmabhandlungen.

In den letzten Jahren ist über Walther mancherlei erschienen (vgl. die Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1864); von besonderer Bedeutung war die jüngste Walther-Ausgabe von Franz Pfeiffer, die den ersten Band der von ihm herausgegebenen Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" bildet und schon in zweiter Auflage vorliegt: ein günstiges Schicksal, dessen sich Schriften aus dem Gebiete des Altdeutschen nur selten erfreuen. Nicht lange nach dieser mit Erklärungen versehenen Ausgabe Pfeiffer's erschien gleichsam als ergänzendes Seitenstück

in darstellender Form das vorliegende biographische Werk, welches insofern ein abschließendes zu nennen ist, als es sämmtliche Forschungen und Arbeiten zusammenfaßt, über sie berichtet und urtheilt; zugleich aber enthält es eine Fülle eigener Forschungen und Ansichten und ist deshalb auch wieder geeignet, zu neuen Erörterungen anzuregen. In letzterer Beziehung werden die Fachmänner an dem Buche theilnehmen; seiner Tendenz nach aber ist es für einen größern Leserkreis bestimmt, und wir wollen hoffen, daß diese Absicht des Verfassers in vollem Maße mit Erfolg gekrönt sei. Viel kann aus Menzel's Buch gelernt werden; für jeden, der nicht selbst Fachmann ist, sondern sich aus nationalem und ästhetischem Interesse mit Walther vertraut machen will, ist es schwierig und fast unmöglich, die gesammte Literatur zu beschaffen und durchzuarbeiten, darum muß ihm ein solcher Wegweiser höchst willkommen sein. Aber nicht nur Belehrung, sondern auch Genuß wird dem Leser zutheil werden, denn Menzel weiß für seinen an sich schon anziehenden Gegenstand im hohen Grade zu fesseln, und seine Schreibart ist warm und eindringlich.

Hätte sich Menzel darauf beschränkt, nur zu referiren ohne eigenes Urtheil, dann würde sein Buch gewiß recht trocken ausgefallen sein; dadurch, daß er seine Selbständigkeit nicht aufgegeben, fordert er zugleich — und dies erhöht das Interesse — zum Widerspruch auf. Keineswegs wird man ihm und seinen Ausführungen immer beistimmen, im Gegentheil, der eine wird dies, der andere jenes anders gewünscht haben. Und so hat auch das Werk schon manchen Angriff erfahren, namentlich deshalb, weil der Verfasser sich nicht blindlings den ältern, von Lachmann herrührenden Ansichten unterworfen hat. Als Ganzes aber betrachtet, werden vorurtheilsfreie Kritiker der Arbeit aufrichtiges Lob spenden, denn sie ist gewissenhaft und sorgsam abgefaßt, und selbst mancher, der zur Mäkelei geneigt ist, wird sie gern benutzen und sich Raths aus ihr erholen, wenn er über eine Frage schnell etwas wissen und die verschiedenen Ansichten darüber beisammen haben will.

Eigentlich historische Zeugnisse besitzen wir nur verschwindend wenige über Walther's Leben. Die meisten Zeugnisse, wenn wir von den Handschriften absehen, welche uns Walther's Schöpfungen überliefert haben und von denen zwei den Dichter auch im Bilde darstellen, sind literarischer Natur. Wir finden Walther bei den Dichtern, bei Zeitgenossen und Nachkommen, erwähnt und gepriesen. Seine Dichtungen oder Stellen aus ihnen werden citirt, nachgeahmt oder parodirt; auch Reminiscenzen, die zum Theil unbewußt sein mögen, finden sich in großer Anzahl. Noch im 16. Jahrhundert finden wir Walther's Wort lebendig, wenn auch entstellt und verdunkelt. Im Volksliede „Vom edeln Möringer" werden zwei Strophen aus einem Walther'schen Liede mit Beziehung auf die Situation verwerthet. Zu diesen wirklichen Zeugnissen tritt die Sage, nach welcher die alten Meister, und unter ihnen auch Walther, die Sängerschulen gestiftet haben. Auch ist Walther im Gedichte und in der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg eine Rolle zugetheilt. Menzel hat am Schlusse seines Buchs dieses Dichterruhms und Dichtereinflusses gedacht; er theilt die wundervolle Stelle aus Gottfried's „Tristan und Isolde" mit, in welcher es heißt, daß nach dem Tode Reinmar's des Alten, der Nachtigall von Hagenau, die von der Vogelweide der Sängerschar das Banner vorantragen solle. Auch den Nachruf, welchen Walther's treuer und talentvoller Schüler, der Truchseß von St.-Gallen, dem geschiedenen Meister gewidmet hat, finden wir in Menzel's Buch am Schlusse im Kapitel über „Walther's Tod" mitgetheilt. Wenn diese Stelle auch ganz schicklich ist, so gehört doch jener Nachruf ebenfalls unter die literarischen Zeugnisse. Nach unserm Gefühle hätte dieses Kapitel von den Zeugnissen die Biographie besser eröffnet. Wer sich mit Walther beschäftigt, wird gern auch diese Zeugnisse in genauer Angabe kennen lernen wollen. Wenn es bei Menzel heißt (S. 350): „Sie alle (nämlich die gleichzeitigen und spätern Dichter) rühmen ihn nicht nur, sondern ringen seiner Größe nach und benennen zum Theil ihre Töne nach seinem Namen", so werden wir erwidern müssen: viele rühmen ihn, aber bei weitem nicht alle; und wir müssen dann fragen: wer sind denn diese? Im Verlaufe der Darstellung sind allerdings manche Parodien und Citate schon Gegenstand der Besprechung gewesen, weil sie zum Verständniß des einzelnen wichtig sind und die biographischen Beziehungen in helleres Licht setzen, allein ein für sich abgeschlossener Gegenstand erfordert auch eine besondere Behandlung, und Wiederholungen sind nicht zu befürchten, wenn man einfach verweisen kann.

Bei dem Mangel an äußern Nachrichten sind wir bei Walther, da er nicht blos Minnesänger im engern Sinne, sondern auch politischer Dichter ist, auf die historischen Andeutungen angewiesen, die er uns selbst in seinen Gedichten, namentlich in seinen Sprüchen gibt. Da diese Anspielungen den Gegenstand der Erforschung und Erklärung bilden, so ergeben sich natürlich nicht wenige Punkte, in denen die verschiedenartigsten Ansichten hervortreten. So lange die Forschung sich nicht geeinigt hat, so lange wird eine Biographie im strengsten Sinne kaum möglich sein. So ist auch das „Leben" des Dichters, welches uns Menzel darzustellen versucht hat, in der Hauptsache eine kritische Erörterung. Dadurch aber, daß der Verfasser sich auch bestrebt, wirklich zu erzählen und die Principien der historischen Kunst zur Geltung zu bringen, hat sein Buch einen ganz andern Charakter angenommen als das in seiner Art nicht minder treffliche „Leben Walther's von der Vogelweide" von Max Rieger (Gießen 1863), welches sich eng an die von Wackernagel und Rieger unternommene Walther-Ausgabe anschließt.

Bevor Menzel die historischen Bezüge im einzelnen verfolgt, sendet er eine Besprechung voraus über „Walther's Geburtsjahr, Heimat, Name und Stand". Walther's Geburtsjahr fällt nach ungefährer Berechnung zwischen 1157—67. Seine Heimat ist in vielen Ländern gesucht worden. Lachmann's Ansicht, Walther sei Oesterreicher gewesen, hat bekanntlich lange Zeit als feststehend

gegolten, bis Pfeiffer mit Entschiedenheit widersprach und Franken als sein Heimatland zu erweisen suchte. Pfeiffer ist später durch eine interessante Entdeckung von dieser Ansicht zurückgekommen. In Tirol ist, wie Pfeiffer in der Einleitung zu seiner Ausgabe mitgetheilt hat, ein Ort Vogelweide urkundlich nachgewiesen worden. Menzel stimmt mit Pfeiffer überein, daß dieses Vogelweide wirklich und unzweifelhaft als die Geburtsstätte des Dichters anzunehmen sei, beschränkt indessen diese unbedingt ausgesprochene Ansicht später wieder dahin, daß für die neue Entdeckung nur die überwiegende Wahrscheinlichkeit spreche. Der Name „von der Vogelweide" ist als wirklicher Name, nicht als Versteckname zu fassen; und Walther muß von Adel, wenn auch von niederm Adel gewesen sein.

Aeußerst sorgfältig sind Menzel's Ausführungen dieser einzelnen Fragen, ja er hat unsers Bedünkens oft des Guten zu viel gethan. Er hätte sich bei Widerlegung irrig scheinender Ansichten bei weitem kürzer fassen können. Dieser Vorwurf betrifft auch den eigentlich biographischen Theil, der den Hauptinhalt des Buchs bildet.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier im einzelnen dem Menzel'schen Buche nachgehen. Mit Vorliebe und daher mit einem gewissen Schwunge in der Darstellung ist das Kapitel behandelt, welches uns Walther „auf dem Höhepunkte seiner politischen Dichterthätigkeit" schildert. Wenn wir Menzel's Buche aufrichtig den besten Erfolg wünschen, einen mehr äußern, daß es rechte Verbreitung finden und für den größten Lyriker und politischen Dichter des Mittelalters ein immer tieferes Interesse erwecken, und dann auch einen innern, daß es zu neuen fruchtbaren Untersuchungen den Anlaß bieten möge: so dürfen wir uns wol auch im Hinblick auf diesen doppelten Erfolg einen Wunsch auszusprechen erlauben, dessen Erfüllung wir in einer zu hoffenden zweiten Ausgabe mit Freude begrüßen würden.

Wie es sich von selbst verstand, hat Menzel auf die drei Ausgaben von Lachmann, Wackernagel-Rieger und Pfeiffer Rücksicht genommen. Er gibt deshalb immer dreifache Citate. So praktisch dies sein mag, so unschön ist es doch in einer Darstellung, wenn immer dem ersten Citate noch zwei in einer Klammer nachhinken. Erwägt man, daß diese Citate sich öfter wiederholen, so wird dadurch auch Platz unnöthig in Anspruch genommen. Eine vergleichende Tabelle würde diesem Uebelstande abhelfen. Wer genauer forschen will, nimmt gern die Mühe des Nachschlagens auf sich. Und wer lesend genießen will, wird anstatt eines Citats in Zahlen lieber ein Citat in den Worten des Textes ohne Zahl vorziehen. Nur da, wo ein Citat nicht der Beginn eines Liedes oder Spruchs ist, wo also eine bestimmte Stelle aus einem Gedichte angeführt wird, läßt sich die Zahlangabe nicht vermeiden. Ferner wäre es sehr erwünscht, wenn die Stellen, die im Buche besprochen werden, in einem Register zusammengestellt würden. Die Benutzung des Werks würde dadurch wesentlich erleichtert. 26.

Rußlands ländliche Verfassung.

Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Von August Freiherrn von Haxthausen. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die sociale Gestaltung, welche unsere Gegenwart beherrscht, ist aus Frankreich über Europa hingeschritten; ihre abermalige Umgestaltung nach den modernen Weltbedürfnissen ist darum keine minder brennende Frage geworden, weil sie noch ein ungelöstes Räthsel blieb. Deshalb, weil die sociale Reformbewegung Europas erst seit wenigen Jahren über die Grenzen des russischen Reichs hinausgehen und an der eigenthümlichen Fügung der dortigen Gesellschaftsgliederung rütteln durfte, können wir den Blick dagegen nicht verschließen, daß mit Rußlands Eintritt in den socialen Interessenkampf neue Bewegungselemente auch von da auf die alten Heimatstätten der europäischen Cultur zurückwirken. Vorläufig erscheint es allerdings nur die Kundgebung eines außerordentlich jungen, erfahrungs- und thatenarmen Uebermuths, daß die Vertreter des nationalrussischen Princips für ihr Volk, dessen Geschichte bisher nur „des Herrschers Eigenthum" war, die Berufung in Anspruch nehmen, für das „alte, abgelebte Europa eine neue Civilisationsformel zu schaffen". Denn dieser Anspruch beruht eben blos auf einer rohen Massenkraft, welche, soweit sie bisher ihre Gewaltherrschaft geltend machte in der Richtung gen Westen, ihre Wirksamkeit blos durch Vernichtung der selbständigen Errungenschaften einer höhern Civilisation bekundete, wie in Polen; und wo sie nicht mit vollkommener Rücksichtslosigkeit der Gewalt zu verfahren vermochte, stachelte sie den nationalen und religiösen Fanatismus gegen angebliche Gefahren des politischen „Separatismus" und eines angeblich drohenden „Dranges nach Osten" gegen die nichtrussischen Lebensgestaltungen zur Feindschaft auf, wie in den baltischen und finnischen Anlanden der Ostsee. Doch immerhin, diese frische, wenn auch rohe Massenkraft übt einen expansiven Druck gen Westen; Europa darf dem innern Leben derselben nicht fremd bleiben. Je weniger noch bis heute das volksthümliche Rußland mit Europa durch die Solidarität übereinstimmender Civilisationsgrundlagen verbunden, je weniger gleichzeitig das Kraftbewußtsein des russischen Nationallebens in Abrede zu stellen ist, desto wichtiger wird jede objective Darstellung und Würdigung der Zustände, unter denen es auf irgendeinem Gebiete in die vom „allerhöchsten Willen" octroyirten Reformen eingetreten ist und aus denen heraus es die vom Zaren empfangenen Normen sich als Leben aneignet.

Hrn. von Haxthausen's Name erfreut sich in dieser Beziehung einer Autorität wie wenige, auf dem Gebiete der ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse Rußlands wie keiner. Seine „Studien über Rußland", seine „Transkaukasia", seine kleinern journalistischen Arbeiten waren in unermüdlicher Consequenz auf die Erörterung und Darstellung des ethnographisch wie politisch scheinbar widerspruchvollen Verhältnisses gegründet, daß das ungeheuere russische Reich überhaupt und namentlich in seinen Kern-

landen seine wesentliche Entwickelung als landwirthschaftlicher Staat genommen hat, während das russische Volk, seinem Nationalcharakter nach, ursprünglich durchaus kein ackerbauendes ist und selbst in den klimatischen wie terrestrischen Verhältnissen für eine agricole Volksentwickelung keineswegs besonders günstige Bedingungen vorfindet. Noch bisjetzt sind die Großrussen kein echtes Ackerbauvolk, sie treiben die Landwirthschaft fast nur aus Nothwendigkeit, und der Charakter des Ackerbaues ist demnach auch anders wie bei den echten Ackerbauvölkern. Weniger die bis zur Leibeigenschaft immer schroffer entwickelte Grundbesitzlosigkeit des Bauern hinderte den Ackerbaubetrieb über die Befriedigung des Volksbedürfnisses hinaus und die Annahme von Fortschritten und Verbesserungen, als vielmehr die altslawische Einrichtung des Gesammtbesitzes der Gemeinde. Ihre periodisch wiederkehrende Neuvertheilung des Landes an die einzelnen Gemeindeglieder zur Benutzung ließ die Anhänglichkeit an die besessene Scholle unentwickelt und den eingeborenen Wandertrieb des Großrussen ohne Gegengewicht. Der auf Obrok, d. h. mit einem Wanderpaß gegen hohe Abgaben, auf seine freie Thätigkeit gestellte Leibeigene war überdies dem Grundherrn ein sich besser verzinsendes Kapital als der in seiner Heimat fronende Bauer.

Diese Verhältnisse sind hier nicht weiter auszuführen, ja nur anzudeuten. Genug, Hrn. von Haxthausen führten seine Studien über Rußlands innere Zustände, Volksleben und ländliche Einrichtungen bereits vor 20 Jahren zu dem sichern Ausspruche, daß eine große Umwandlung und Evolution der ganzen ländlichen Verfassung unzweifelhaft ins Leben treten müsse. Je weniger er den Blick überhaupt abgewendet hatte von diesem schweigsam, aber stetig sich ausreifenden Proceß, desto fester und sorgfältiger beobachtete er den Gang der socialen Reform, nachdem Alexander II. durch die That der Bauernemancipation freie Bahn dafür geschaffen hatte. Diese Bahn ist noch keineswegs durchmessen, ja selbst die rein materielle Aufhebung der Leibeigenschaft ist noch nicht durchgeführt; ein grundbesitzlicher und freier Bauernstand im europäischen Sinne existirt noch nicht, er ist sozusagen erst im Ankeimen begriffen, und die Wirkungen der Emancipation auf die bäuerlichen Verhältnisse lassen sich noch nicht bemessen. Natürlich noch viel weniger ihre dereinst vielleicht noch gewaltigern und gewaltsamen Rückwirkungen auf die übrigen russischen Gesellschaftsklassen. So kam es dem Werke des Hrn. von Haxthausen vornehmlich darauf an, die historischen und nationalen, socialen und politischen Grundlagen darzustellen, auf denen die Neugestaltungen ruhen werden, und die gesetzlichen Eckpfeiler und Stützen, oder wenn man will, die Einfassungsmauern, auf und in denen der heutige Schwebezustand zur Consolidirung und Ruhe kommen soll, in klarer Ausführung zur Anschauung zu bringen.

Ein Buch der leichten Lektüre ist das Haxthausen'sche nicht, auch keins, an dessen Studium man ohne einige Kenntniß der russischen Verhältnisse herantreten kann. Der Verfasser selbst nennt es mit großer Bescheidenheit „ein genaues und sachgemäßes Referat" über den bisherigen Gang des Emancipationswerks. Damit ist aber sein bedeutsamer Inhalt, namentlich derjenige der eigensten Arbeit des Verfassers durchaus nicht erschöpft. Für den Publicisten, den Culturhistoriker, den Nichtrussen überhaupt liegt eben das Schwergewicht der Arbeit sicherlich vorzugsweise in dem einleitenden Theile sowie in den kritischen Schlußbetrachtungen des Verfassers. Jener fixirt in kurzer Uebersicht die historische und reale Entwickelung der Agrarverfassung in Rußland von den ältesten Zeiten bis zu dem Moment, wo Alexander II. den Gouvernementsadel zur Discussion und zu Vorschlägen über die Emancipation veranlaßte. Dieser Darlegung folgen dann Auszüge aus den in russischer Sprache gedruckten Acten der Adelscomités der verschiedenen Gouvernements sowie des petersburger Generalcomité, welche die bäuerlichen und ländlichen Verhältnisse in Rußland theils nach ihren Beständen darstellen, theils nach ihren Mängeln und Vorzügen untersuchen, um der Reformgesetzgebung als Grundlage zu dienen. Daran fügt sich der Wortlaut des ganzen Gesetzgebungswerks vom Jahre 1861.

Das Verdienst der auszüglichen Uebersetzung dieses (24 starke Foliobände umfassenden) officiellen Materials aus dem Russischen eignet dem einen Mitarbeiter des Verfassers, dem Dr. Skrebitzky in Bonn (welcher soeben mit einem fünfbändigen Werk in russischer Sprache über die Bauernemancipation beschäftigt ist). Dagegen hat der frühere Reisebegleiter und Mitarbeiter des Hrn. von Haxthausen, Prof. W. Kosegarten in Graz, die systematische Ordnung, Zusammenstellung und Durcharbeitung des von Dr. Skrebitzky gesichteten Materials nach den Gegenständen und nach dem Plane des Verfassers geliefert.

Ihm selbst gehören dagegen die an diese Darstellungen geknüpften „Schlußbetrachtungen". Ihre unmittelbarste Wichtigkeit beruht, unsers Erachtens, zunächst in der kritischen Würdigung der russischen Emancipationsgesetzgebung durch ihre Vergleichung mit den hierher gehörigen Gesetzgebungen und Zuständen anderer europäischen Länder, welche sowol im allgemeinen, als auch noch im besondern an einzelnen Beispielen durchgeführt ist. Das Gesammtresultat dieser Untersuchung spricht sich über die nun vierjährige Wirkung der russischen Emancipationsgesetze günstig aus und sucht überdies historisch zu erweisen, daß, indem sie dem freigewordenen Bauer aus dem Herrschaftsareal einen bestimmten Grundbesitz zutheilten, sie gegen das Princip des Eigenthums nicht verstoßen haben. Allein auch die Bedenken gegen die werdenden Zustände sind ebenso wenig verschwiegen. Unter ihnen steht die Rechtsungleichheit der zwei großen bäuerlichen Gruppen obenan, welche die Emancipation nach ihrer Vollendung darstellen wird. Denn die 12 Millionen „Kronbauern" besitzen kein gesetzliches Eigenthum an Grund und Boden, müssen außer der Kopfsteuer noch eine Landsteuer zahlen und stehen unter der Verwaltung eines Beamtenstandes; dagegen sind die 10 Millionen der übrigen Bauern nach Vollendung des Emancipationswerks völlig frei, mit Grundeigenthum ansässig, nur mit der Kopfsteuer für die Krone belastet und durch den Adel verwaltet. Allein diese Adelsverwaltung selbst (welche indessen vorerst nur als Provi-

forium angeordnet wurde) ſteht in der Luft, ſolange es in Rußland keinen Landadel gibt. Der Grundherr ſoll nämlich die Gemeinde beaufſichtigen, die Polizei üben, die Communalverwaltung controliren, die Gemeinde und jedes Mitglied nach außen vertreten; in die Hände von Friedensrichtern, welche der Adel wählt, iſt faſt die ganze freiwillige und contentiöſe Gerichtsbarkeit gelegt; die aus deren Geſammtheit innerhalb eines Diſtricts gebildeten Friedensgerichte entſcheiden alle Streitigkeiten großentheils in letzter Inſtanz. Wie indeſſen die ſocialen Adelsverhältniſſe jetzt ſind, iſt es gar nicht anders denkbar, als daß die ländliche Verwaltung den wenigſt befähigten und geeigneten Elementen in die Hände kommt. Denn die beſſern Elemente ſind vom Staats- und Armeedienſt abſorbirt. Daß ſich eine Landariſtokratie bilde, iſt vorerſt nur ein frommer Wunſch, während die Hoffnung auf ſeine Erfüllung ſehr wenig Anhalt hat. Ganz abgeſehen von der Abneigung des ruſſiſchen Adels gegen das Landleben, abgeſehen auch von der Anziehungskraft der Städte überhaupt und namentlich der das Geiſtesleben centraliſirenden beiden Reſidenzen für alle intelligenten Elemente — und in Rußland iſt der Adel faſt alleiniger Vertreter der Bildung —, müßte ſelbſt eine, dem ruſſiſchen Naturell fremde Modification des Erbrechts vor ſich gehen, müßten Mittel zur Erhaltung der Untheilbarkeit der Güter, zur Verhinderung der Zerſplitterung der Dörfer gefunden werden, ehe daran zu denken ſein würde, daß ſich ein Landadel entwickeln könnte.

Mit dieſen Bedenken, deren Ueberwindung der Zukunft anheimgeſtellt bleibt, endet das inhaltvolle Buch. Als Anhang iſt ihm eine Charakteriſtik der ruſſiſchen (altſlawiſchen) Gemeinde beigefügt, deren Ausführung der Verfaſſer mit den gewichtigen Worten ſchließt:

> Wir ſprechen unſere volle Ueberzeugung aus: Wer im gegenwärtigen Augenblicke ſchon das Princip der ruſſiſchen Gemeinde, die Gleichtheilung des Grund und Bodens unter die Gemeindeglieder auf beſtimmte Zeit, von oben herab durch Geſetz aufgehoben ſehen möchte, hat keine hinreichende Einſicht der vorhandenen Zuſtände und des Nationalcharakters dieſes Volks, und es fehlt ihm wol die Ueberſicht und der ſtaatsmänniſche Blick für die Lage und die Bedürfniſſe der Zeit im allgemeinen und Rußlands im beſondern.

Aurelio Buddeus.

Biographiſches.

Aus meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn, Marcus. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

„Alle Menſchen, von welchem Stande ſie auch ſeien, die etwas Tugendſames oder Tugendähnliches vollbracht haben, ſollten, wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind, eigenhändig ihr Leben aufſetzen, jedoch nicht eher zu einer ſo ſchönen Unternehmung ſchreiten, als bis ſie das Alter von 40 Jahren erreicht haben.“ Wir wurden an dieſe Theſis, mit der bekanntlich Benvenuto Cellini die Geſchichte ſeines Lebens einleitet, erinnert,. als wir Walter's Autobiographie zur Hand nahmen, und jetzt, wo wir die Lektüre vollendet und das 21 Bogen ſtarke Buch beiſeiteſchieben, legen wir uns die Frage vor, was hat der italieniſche Künſtler mit dem Conditionalſatze gemeint: „wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind?“ Er beantwortet dieſe Frage an einer ſpätern Stelle ſelbſt, indem er ſagt, diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leiſten und ſich in der Welt zu zeigen, ſollten im weſentlichen nur ihre eigenen Tugenden erwähnen, und er hat damit in ſeinem offenherzigen Künſtlerſtolze ſicherlich für ſich nichts anderes gemeint, als er wolle von ſeiner Kunſt und ſeinen Kunſtwerken und den Ideen, die ihn geleitet, ſprechen, d. h. für ſich und den Werth ſeiner Arbeiten Propaganda — Reclame machen, wie das allerdings anrüchig gewordene moderne Wort die Sache bezeichnet. Aber der Italiener iſt aufrichtig, und es iſt bisjetzt niemand gekommen, der ihm dieſerhalb Vorwürfe gemacht hätte.

Weshalb hat Walter nicht offen daſſelbe Geſtändniß abgelegt und in dem Vorworte geſagt, ſein Buch ſei eine Parteiſchrift, zu Gunſten der Reaction, zugleich eine Autophotographie um der Nachwelt ein ganz im Sinne und nach dem Geſchmack des Autors ausgefallenes Abbild ſeiner ſelbſt, ſeiner Abſichten und Erfolge zu hinterlaſſen? Weshalb ſtellt er es im Vorwort hin als ein Denkmal der Pietät für Kinder und Enkel, für Freunde und Gönner? Wer beſonders heutzutage für die Sache einer Partei auftritt, führt, wenn er es auch nicht will, doch immer Weib und Kinder und ihr Geſchick mit in die Schanze — das liegt in der Natur der Verhältniſſe und iſt nicht zu ändern —, er ſoll ſie aber nicht in das Vordertreffen ſtellen, ſie und ſeine Beziehungen zu ihnen nicht als Inſtrumente des Kampfes ausnutzen. Wir haben die Ueberzeugung gewonnen und aufmerkſame Leſer des Buchs werden ſie theilen, daß Walter, der alt geworden iſt — er iſt 1794 geboren — und erkennen muß, trotz verbiſſenen Kampfeifers doch nur vorübergehende Erfolge erkämpft zu haben, durch dieſe Schrift, die er als ein Familienbuch hinſtellt, nur noch einen letzten kräftigen Hieb auf ſeine Gegner führen will. Er ſagt, die Grundzüge ſeines Weſens ſeien „das Streben nach hiſtoriſcher Wahrheit, die Achtung vor dem hiſtoriſchen Recht und die Theilnahme für die Schwachen und Unterdrückten“. Wir geſtehen, daß dieſe Tripleallianz von Charaktereigenſchaften ſich in einer Autobiographie recht artig ausnimmt und für den Leſer einen ganz reſpectabeln Charakter ſkizzirt; wir wollen uns aber doch zu bemerken erlauben, daß wir, ebenfalls von dem Streben nach Erkenntniß hiſtoriſcher Wahrheit durchdrungen, immerhin das hiſtoriſche Recht nur inſofern achten, als es kein hiſtoriſches Unrecht iſt. Da ziehen wir denn doch das unhiſtoriſche Recht weit vor und ſind der Meinung derer, welche ſagen, was jahrhundertelang Unrecht geweſen, iſt deshalb noch keine Minute Recht, und wenn die Schwachen und Unterdrückten im Unrecht ſind, ſo hält uns ihre Schwäche keineswegs ab, ſie vollends zu unterdrücken. Wir können danach unſere Kräfte um ſo ungeſtörter auf die Cultur ungeſchminkter und wahrer Humanität verwenden.

Mit großer Ueberſichtlichkeit, wie es von einem deutſchen Gelehrten nicht wol anders zu erwarten war, hat

Walter sein Material in acht Kapitel gebracht, von denen das erste und achte für uns kein Interesse haben, denn sie handeln von der Kindheit und Jugend und von den spätern Erlebnissen in des Verfassers Familie. Er ist ein guter Sohn und fleißiger Schüler und später ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen. Das zweite Kapitel: „Militärisches", ist von gewissem Interesse, nicht weil wir erfahren, daß Walter an den langweiligen und oft recht unglücklichen Kreuz- und Querzügen der Campagne von 1814 theilgenommen hat und über manche Unerheblichkeiten Genaues berichten kann, sondern weil er als eine Art Adjutant des kaiserlich russischen Obersten von Barnekow mitgezogen ist, der Commandeur eines Kosackenregiments war. Das ist wichtig, denn der Verfasser hat etwas von den Einflüssen aus jener Zeit an sich behalten, und wer die Art seines Auftretens für Krone, Kirche, Kloster und Klerus überhaupt beobachtet hat, wird das überrascht bestätigen und mancherlei erklärlicher finden, wozu der Verfasser sich hergegeben hat. Das dritte Kapitel berichtet etwas kurz über das Universitäts- und Docentenleben bis 1819, das besonders in Heidelberg spielt. Dorthin kam im Jahre 1817 der allgefeierte Jean Paul und hielt bei einem improvisirten Fackelständchen an die Studenten folgende Anrede: „In unsern Tagen hat ein Vivat höhern Werth; denn die Jünglinge, die es bringen, haben höhern Werth als die der vorigen Zeit. Ich wünsche, daß jeder von Ihnen auch von der Nachwelt sein Vivat wieder bekommt. Wenn Sie alle so gut bleiben, wie Sie jetzt in dieser Minute sind, so braucht das Vaterland keine bessern Jünglinge." Das waren allerdings beherzigenswerthe Worte.

Wenig später kommt er auf den Magnetismus zu sprechen, der damals in Heidelberg unter Schelver's Leitung grassirte, und nimmt Gelegenheit, über Jean Paul und Hegel zu spötteln, von denen der erstere gemeint habe, „vor dem Abgrunde der Geisterwelt", ja „im Tempel des Weltgeistes" zu stehen, während letzterer früher aus den im Sein ruhenden dialektischen Gesetzen bewiesen habe, daß es keinen Magnetismus geben könne, jetzt aber aus denselben Gesetzen beweise, daß es einen Magnetismus geben müsse.

Durch Thibaut wurde Walter in die akademische Laufbahn eingeführt und dann durch Geheimrath Simon für die damals neu errichtete Hochschule in Bonn empfohlen, wo er 1819 zuerst als Professor den Lehrstuhl bestieg, um römisches Recht und Kirchenrecht zu lehren.

Das folgende fünfte Kapitel: „Kirchliches", ist nun verfaßt, um uns die Erkenntniß aufzunöthigen, wie infolge einer gewissen „innern Entwickelung" der Verfasser aus dem flachen Rationalismus jener Zeit seine Rückkehr zum Glauben bewerkstelligt habe. Die Erläuterung, die er gibt, ist eine so charakteristische und erbaulich abgefaßte Deduction mit ihren Deshalbs und Dahers, daß wir sie ganz hersetzen wollen:

> Der erste Schritt, wodurch der Mensch in das Heiligthum des Daseins, wozu er durch seine unsterbliche Seele berufen ist, eintritt, ist, wenn das Kind zum ersten male von der Mutter die Händchen falten lernt und den Namen Gottes aussprechen hört. Die Ahnungen, die es dann von demjenigen empfindet, wofür es noch weder Worte noch Begriffe hat, sind der Flügelschlag, womit die junge Seele den Urquell fühlt und begrüßt, woraus sie stammt und dem sie gleichartig geschaffen ist. Aller Fortschritt der religiösen Erkenntniß ist daher nur näheres Ein- und Zurückgehen auf diesen Urquell, also nur die Fortsetzung und Fortbildung der Schwingungen, welche das kindliche Gemüth zuerst in Bewegung gesetzt. Daraus folgt, daß alle wahre religiöse Erziehung vor allem von dem Gemüth, als dem in dem Menschen liegenden unmittelbaren Zeugniß des Göttlichen, ausgehen muß. Das religiöse Gemüth und die religiöse Erkenntniß oder Verstand sind nicht etwas voneinander Verschiedenes; das religiöse Gemüth gelangt in der religiösen Erkenntniß nur zum Begriff und Ausdruck seiner selbst. Deshalb ist der höchste religiöse Act, das Gebet, nicht ein Act des Verstandes, sondern des Gefühls. Daher sind die religiösen Eindrücke der Kindheit so mächtig, weil sie immer gleich wahr sind, und der betende Mensch ist daher immer dem Kinde gleich oder muß es ihm wieder werden. Daher verweilt die Religion nicht im Verstande, sondern im Leben und ist nur dadurch, daß sie gelebt wird, verständlich; das Streiten um Religion mit demjenigen, der keine Religion hat, ist vergeblich, weil er noch gar nicht weiß, worum er streitet, ebenso wie der Blinde oder Taube nicht über Farbe oder Ton streiten kann. Daher sehnt sich, wer die Trostlosigkeit des Unglaubens fühlt, danach, wieder so beten zu können, wie er als Kind gebetet hat, was aber schon der Anfang eines solchen Gebets ist. Daher endlich geschieht die Rückkehr zum Glauben weit weniger durch einen Act des Verstandes(!?), als durch den wiedererwachenden Klang der Gebete, welcher die junge Seele zuerst in Schwingungen brachte, die Unschuld der Kindheit bewachte und das Glück derselben belebte.

Also „redet wie die Kindlein", aber das ist unmöglich. Daß Walter mit der großen Säcularisation von 1803 nicht einverstanden war, daß er in dem Papste und der Hierarchie die einseitig Angeklagten, wehrlos Verfolgten sah, daß sich in ihm eine Reaction zu einer wahrhaft objectiven, d. h. parteilosen(!?) Behandlung des Kirchenrechts vorbereitete, und daß er nun als Adjutant des sehr reichen Grafen von Fürstenberg Champion der klerikalen Interessen wurde, das erläutert uns seine „Rückkehr zum Glauben" weit plausibler. Johannes von Müller, der sich bekanntlich in Kassel in sehr bedenklicher Weise den Napoleonischen Interessen accommodirt hatte, „griff in diese Wendung mit Macht ein":

> Jetzt gefällt sich die Geschichtschreibung zum Theil in andern Bahnen, worin sie sich feiern läßt. Allein wer mit Wohlgefallen aus Cabinetsintriguen, oder aus den Schwächen geistlicher oder weltlicher Fürsten, oder überhaupt aus den Gewöhnlichkeiten und Schattenseiten der Menschheit Weltgeschichte macht, der erniedrigt die Geschichtschreibung zur Anekdotensucht oder zur tendenziösen Geschichtslüge oder zu beiden zugleich. Auf diese Weise wurde ich nach und nach theoretisch zur Kirche und durch diese(!) zum Christenthum völlig zurückgeführt. Innere Ereignisse, wie sie jeder gefühlvolle Mensch erlebt, bewirkten im October 1821 auch die praktische Rückkehr. Mein Schutzengel lächelte wieder, und die welke Palme in seiner Hand trieb wieder grüne Blätter, als er mich zu dem Gang begleitete, da ich in einem armen Buchbinderladen, zum ersten mal seit langer Zeit, mir wieder ein Gebetbuch kaufte.

Wir haben damit genug, wir brauchen nicht weiter zu untersuchen, wie Walter das Kirchenrecht auslegte und anwandte, wie er gleichzeitig Anhänger von Clemens August und seinem Monarchen war, wie er zwischen Scylla

und Charybdis glücklich durchschiffte und dazu beitrug, daß die volle Selbständigkeit der Kirche grundsätzlich ausgesprochen wurde. Er verschaffte dem klösterlichen Spitale in Bonn und so vielen klösterlichen Instituten im westlichen Preußen Corporationsrechte und ist einer der Hauptmithelfer geworden, daß sich überall, wo es irgend durchzusetzen ist, wieder Nonnen- und Mönchsklöster erheben, daß es über Gebühr wieder von Klerikalen wimmelt. Aber das wird sicher einmal wieder aufhören, und wenn er für „unsere tiefernsteste(!) christliche Schriftstellerin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn", schwärmt, so wollen wir doch auch nicht vergessen, was der nüchterne Dieffenbach in seiner „Speciellen Chirurgie" über diese Dame gesagt hat.

Das siebente Kapitel trägt die Ueberschrift: „Politisches", und enthält in täglichen Briefen an seine Frau den Nachweis, mit welchem Eifer Walter der Sache der Reaction gedient hat, in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a. M. und wieder in Berlin, zuerst als Mitglied des Abgeordnetenhauses, dann im Herrenhause. Das Kapitel schließt mit den Worten:

Unter dem 17. Februar (1850) erhielt ich vom Minister von Brandenburg die Anfrage, ob ich die vom König mir zugedachte Ernennung zum Staatenhause des erfurter Parlaments annehmen würde? Ich lehnte dieses am 21. Februar unter Anführung der mehrfach erwähnten Gründe ab, wozu noch ein Grund mehr, den ich aber natürlich nicht aussprach, der war, daß nach meiner Ueberzeugung bei der ganzen Sache nichts herauskäme. Von da an lebte ich wieder ungetheilt meiner Wissenschaft.

Es ist auch bei der ganzen Sache nichts herausgekommen, nichts für uns, das Volk, für Walter nichts als diverse Orden und ehrende Anerkenntnisse. Das hat seine Frau auch schon im November 1848, als er durch sein Schreiben an Hrn. von Unruh der Sache des Fortschritts wesentlich geschadet, vorausgefürchtet. Seine Antwort auf diese Befürchtung ist S. 245 in usum Delphini abgedruckt, und wir vermeinen der Intention Walter's zu entsprechen, wenn auch wir dieselbe hier wiederholen: „Auch täusche ich mich darüber nicht, daß in glücklichern Zeiten der Freund in der Noth wieder vergessen werden wird."

Das ist des Pudels Kern; Hannibal Fischer u. a. haben oft genug ähnlich gesprochen, wenn auch derber und weniger versteckt.

Im Vorwort heißt es, diese Lebensbeschreibung werde weder für die Zeitgeschichte noch für die Geschichte der Wissenschaften von Belang sein. Dies ist doch der Fall, freilich in ganz anderm Sinne, als der Verfasser annehmen möchte, und wenn ein Geschichtschreiber Klio's Griffel zur Hand nehmen sollte, um die Geschichte der Reaction seit 1848 zu schreiben, so würde er nur zum Nachtheil seiner Arbeit diese Walter'sche Autobiographie übergehen können. 15.

Religiöse Dichtungen.

1. Hosianna dem Sohne David's! Ein Kranz biblischer Gesänge aus dem Leben unsers Herrn und Heilandes. Von Theophil. Köln, Boisserée. 1866. 16. 20 Ngr.

Eine poetische Umschreibung von neutestamentlichen Erzählungen — und zwar, bezeichnend genug, fast durchaus Wundererzählungen — aus dem Leben Jesu. Ein bald mehr, bald weniger gelungenes Pathos wechselt mit prosaischer Nüchternheit. Der Abschnitt, der nachher versificirt wird, ist jedesmal vorangedruckt, nicht eben zum Vortheil der „Gesänge", die gegen die gedrungene Kürze und unnachahmliche Einfalt des Originals gar sehr abstechen. Aber die bloße Versification neutestamentlicher Stoffe ist noch keine Poesie; es muß der Stoff im Geiste wiedergeboren, neugestaltet, psychologisch begründet, auf Welt und Leben angewandt, mit Schlaglichtern aus der Geschichte versehen werden. Der Verfasser ist Katholik und hat sich vielleicht schon aus Gehorsam gegen die geschriebene Autorität der möglichsten Objectivität befleißigt; er ist mit dem Stoff nicht eins geworden und bleibt ihm bei allem Pathos, das hier und da hervorbricht, äußerlich gegenüberstehen. Jesus selbst erscheint in diesen Gesängen nicht als menschliche, kämpfende, sich entwickelnde Persönlichkeit; er ist nur ein verkleideter Gott; die Menschheit ist Schein. Eine solche Auffassung kann uns nicht mehr lebendig erregen, und wenn sie sich hundertmal auf ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre beruft. Gar oft wird die Kraft des Originals versificatorisch abgeschwächt, z. B.:

Wahrlich, spricht der Herr, in vielen Dingen
Hast du Sorge noch für diese Zeit.
Eines thut nur noth: du sollst erringen
Meinen Frieden für die Ewigkeit.

Wie matt, wie wässerig! Das ist keine Poesie, sondern Versification. Sprachfehler sind: „thuen" (thun) und „gen" in Verbindungen wie: Liebe gen ihn; der Tod, der machtlos ist gen dich.

2. Joseph und seine Brüder. Von Luise von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. 16. 22½ Ngr.

Was wir bei Theophil vermißt haben, das finden wir hier. Die Verfasserin hat die Geschichte Joseph's nicht blos umschreibend wiedergegeben, nicht blos da, wo die alttestamentliche Erzählung eine Lücke ließ, dieselbe glücklich ausgefüllt, sondern die ganze Erzählung unter den unerlaßlichen höhern Gesichtspunkt gestellt und weder die poetische Gerechtigkeit noch die geschichtliche Fernsicht auf das fernere Geschick Israels und seine Stellung unter den Völkern der Erde vernachlässigt. Nicht Jussuf und Suleika, wie in den Sagen des Morgenlandes, sondern Joseph und seine Brüder sind der Gegenstand des Buchs; Suleika's Liebe ist tief und zart geschildert, doch verschwindet die Aegypterin, nachdem sie sich an Joseph wegen der Verschmähung ihrer Liebe gerächt hat, aus unsern Augen; Joseph's Brüder treten nach und nach wieder hervor; nach längerer Prüfung gibt sich Joseph ihnen zu erkennen; sie sind durch die Strafe sittlich geläutert: fast ganz wie im Alten Testament, das überhaupt

der Dichterin bedeutend vorgearbeitet hat, ſodaß ſie nur einzelne Lücken deſſelben auszufüllen brauchte.

Das Büchlein zeugt, wenn auch nicht von einem glänzenden, ſo doch von einem glücklichen Talent, dem es gelungen iſt, aus Gutem Gutes neu zu geſtalten. Zum Schluß ertönt aus dem Munde von Jakob's zwölf Söhnen ein Lobgeſang auf Jehovah und läßt eine befriedigte, harmoniſche Stimmung in uns zurück.

3. Waldblumen. Gedichte von Theodor Spitta. Stuttgart, Krõner. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir betrachten Spitta's „Waldblumen" in dieſem Zuſammenhang, obgleich ein großer Theil der Gedichte nicht zu den ſpecifiſch chriſtlich-frommen Poeſien gehört. Alle dieſe Waldblumen haben nämlich einen religiös-moraliſirenden Geruch und unterſcheiden ſich dadurch von ähnlichen Gedichtſträußen. Genauer betrachtet freilich können wir den Verfaſſer nicht als Dichter, ſondern nur als Verſificator gelten laſſen, mag er ſich nun auf dem weltlichen oder religiöſen Gebiete bewegen. Auf letzterm erinnert er eher an Witſchel als an ſeinen bekannten Namensbruder. Gottvertrauen, Nachfolge Chriſti, Duldung gegen Andersdenkende iſt ſeine Loſung; nur hätte er dieſe Grundſätze nicht ſo gar „einfach" (er ſelbſt nennt ſeine Lieder „einfach und empfindungsvoll") und wie vom Lehrſtuhl der Moral herab ausſprechen ſollen. Hier und da weiß er den Ton eines innigen, tiefen Gefühls glücklich anzuſchlagen, z. B. in „Die letzte Ehre". Im ganzen aber iſt ſeine poetiſche Geſtaltungskraft ſehr mäßig; es fehlt ihm an Tiefe und Originalität, an der Gabe zu individualiſiren und — was eine Hauptſache iſt — den Grundgedanken, die Grundſtimmung des Gedichts am Schluſſe deſſelben mit aller Kraft in kernig gediegener Form zuſammenzufaſſen. „Geiſt fordr' ich vom Dichter", ſagt Schiller; unſer Verfaſſer hat viel Seele, viel Gemüth in ſeinen Gedichten, aber man vermißt den Geiſt, namentlich am Schluſſe derſelben, gar zu häufig. Wenn wir meinen, jetzt werde eben das Beſte kommen, ſind wir ſchon am Ziele. Iſt das Ende ſchlecht, ſo iſt auch das Vorhergehende nicht mehr ſo gut; das Beſte, ſagt das Sprichwort, kommt zuletzt. Das unerreichte Muſter der Lyrik, Goethe, hat nicht blos Seele, Gemüth, Kindeseinfalt, ſondern auch Geiſt, der ſelbſt in ſeinen Liebesliedern am Schluſſe oft wie in einer epigrammatiſchen Spitze hervorbricht. Man leſe aber bei Spitta „Romanze" S. 143 und „Ballade" S. 154, und man wird erſtaunen über die wahrhaft erſchreckende „Einfachheit" dieſer Verſübungen. Einen intereſſanten Beitrag zur Synonymik enthält das Gedicht S. 115, wo Spitta ſeine Geliebte anfleht: „Grolle mir, aber haſſe mich nicht." Was iſt denn Groll anders als eine Art des Haſſes, und zwar ein recht ſtarker, lang genährter, grimmig verbiſſener Haß? Welcher Unſinn alſo: „Grolle mir, aber haſſe mich nicht." In dem Gedicht auf den 18. Juni 1815 ruft er aus: „Wonne des Wonnemonds!"

Hiermit genug. Gute Geſinnung, Wein, Liebe, Frühling, Religion, Vaterland, Moral: durchaus keine Einſeitigkeit, Geiſtliches und Weltliches nebeneinander — und doch keine waldfriſche Poeſie in dieſen „Waldblumen". Weil ein Vers — hier und da — dir gelingt u. ſ. w. — Spitta kennt doch das böſe Epigramm?

4. Parabeln aus der Natur. Aus dem Engliſchen der Mrs. Alfred Gatty, überſetzt von Friederike Porzer. Neue Ausgabe. München, J. A. Finſterlin. 1866. 8. 24 Ngr.

Vorliegende Parabeln verfolgen einen moraliſch-religiöſen Zweck, die Natur wird als Lehrerin der Moral und Religion betrachtet. In der Vorrede ſagt die Verfaſſerin:

Die wunderbaren und geheimnißvollen Verwandlungen, die Thomas Browne an den Seidenwürmern beobachtet hatte, machten ihn, wie er in ſeiner „Religio medici" ſagt, vom Philoſophen zum Theologen. Wäre die Raupe ein vernünftiges Weſen und fähig, ihr eigenes Daſein zu überſchauen, ſo würde ſie ihre Verwandlung in einen Schmetterling, das Sinnbild der Unſterblichkeit, als unmöglich betrachten. Schon der heilige Apoſtel Paulus hat uns den Weg zu ſolcher Belehrungsweiſe gezeichnet, indem er die Möglichkeit der Auferſtehung des Körpers aus der Auferſtehung des organiſchen Lebens aus verweſtem Samen folgert. „Du Thor, was du ſäeſt, lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor ſtirbt."

Ferner bedauert die Verfaſſerin in der Vorrede, daß Anderſen in ſeinen „Feenmärchen" bei ſeinem ausgezeichneten Blick in die Natur ſeine reizenden Erzählungen ſo oft gänzlich ohne Zweck oder Moral gelaſſen hat. Was alſo in der Natur des Märchens liegt, die Tendenzloſigkeit, das wird dem Märchendichter zum Vorwurf gemacht. Was aber den heiligen Apoſtel Paulus betrifft, ſo beruht dieſem die Auferſtehung des Leibes auf Gottes Allmacht und Chriſti Vorbild; das Samenkorn dient blos zum Zweck anſchaulicher Erläuterung. Auf den Einwurf: „wenn das Samenkorn zertreten, wenn der menſchliche Körper verbrannt wird, wie können ſie auferſtehen?" hätte Paulus gewiß ebenſo geantwortet wie der Brenziſche Katechismus: „Wie ſollt' es nicht möglich ſein? Bei Gott iſt kein Ding unmöglich." Eine Analogie iſt noch kein Beweis; Strauß und Richter betrachten die Beweiſe aus der Verwandlung der Inſekten, dem Winterſchlaf der Bären u. dgl. als anmuthige Spielereien. Die Raupe ſtirbt nicht, ſie liegt blos in einem Scheintod, während der Menſch wirklich ſtirbt. Einem ſchon vorhandenen Glauben mag eine ſolche Auffaſſung der Natur zu weiterer Stärkung dienen, ein poetiſcher Sinn mag ſich daran erfreuen; wer aber von Haus aus pantheiſtiſch fühlt, wird dadurch nicht bekehrt werden. Der Pantheiſt betrachtet die ſterbende Blume mit Rückert als Sinnbild davon, wie der einzelne Menſch am Flammenherzen der Welt ſtill zu verglimmen, d. h. ſeine Perſönlichkeit zu opfern ſich beſcheiden müſſe. Jeder lieſt aus der Natur das heraus, was er zuvor in ſie hineingelegt hat. Stellt man ſich nun von vornherein auf den Standpunkt des von der Verfaſſerin angeführten Thomas Browne, ſo muß man ſagen, daß ſie, obgleich ſie ihren Zweck, die der ihrigen entgegengeſetzte Denkart als ungereimt und geiſtlos hinzuſtellen, nicht erreicht hat, mit Geiſt und Geſchick zu erzählen verſteht. Zudem enthält eine Reihe von

Parabeln moraliſche Lehren, in Betreff deren niemand der Verfaſſerin widerſprechen wird. Freilich treten die Thiere bisweilen wie Profeſſoren der Moral oder der natürlichen Theologie auf. Zum Schluß bemerke ich nur noch, daß das, was Mrs. Gatty bietet, ſchon längſt in deutſchen Werken in einem anmuthigern Gewand und mit tieferer, geiſtreicherer Erfaſſung der Natur zu finden iſt. Man nehme Werke wie Krummacher's Parabeln und ſo manche Gedichte, Parabeln, Paramythien und einzelne Stellen in den „Ideen" Herder's, eines Mannes, der auf dem Gebiete der ſymboliſchen Naturbetrachtung und des zum Wiſſen hinſtrebenden Ahnens ſeine eigentliche Stellung hat — und man wird durch das Leſen auch des vorliegenden aus dem Engliſchen überſetzten und, wie es ſcheint, mit Beifall aufgenommenen Buchs zur Ueberzeugung kommen, daß der Deutſche gar oft in der Fremde kauft, was er im eigenen Hauſe längſt vorzüglicher beſitzt.

Guſtav Hauff.

Zur Philoſophie der Geſchichte.

Altaſtatiſche Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das Gemeinleben der Menſchen, dargeſtellt von J. C. Bluntſchli. Fünf öffentliche Vorträge. Nördlingen, Beck. 1866. 8. 26 Ngr.

Es iſt ein glücklicher Gedanke, die Ideen, welche der alte Orient über Gott und Welt herausgeboren hat, einmal im Zuſammenhange darzuſtellen und ſo zu veranlaſſen, daß man die einzelnen Lichtſtrahlen ſolcher Ideen gleichſam zu einem Sonnenbilde vereinigt oder auch in einen Brennpunkt bringt, der erkennen oder doch wenigſtens vermuthen läßt, wie weit ſie gezündet haben und weiter noch zünden werden. Denn die Wirkung jener Ideen, ſchon weil ſie Ideen ſind, darf keineswegs ſo vorgeſtellt werden, als wäre ſie zum Stillſtande gekommen. Möge immerhin die Gegenwart vorherrſchend ſich andern Gebieten zuwenden; was einmal eingearbeitet worden iſt in die Cultur der Menſchheit, wird ſich ſtets wieder von Einfluß beweiſen, ob dieſer auch durch noch ſo viele Metamorphoſen hindurchgeht.

Der erſte Vortrag gibt uns eine philoſophiſche Einleitung in die folgenden vier Abſchnitte, die ſich mit Indien in Bezug auf die „Brahmaidee" und die „Kaſtenordnung", den „Brahmanismus und Buddhismus", den „Moſaiſchen Gott und den jüdiſchen Staat", auf „Kong-fu-tsü und den chineſiſchen Staat" beſchäftigten. Der Verfaſſer hat die gründlichſten Studien gemacht, er beſitzt eine durchaus ſelbſtändige Auffaſſung, ſeine Kritik und ſonſtige Weltanſchauung befindet ſich auf dem Gipfel der Zeit; dennoch verfährt er ſehr vorſichtig, und obwol ſeine Geſchichtsbetrachtung mehrfach auf die Gegenwart ausläuft, wird man ihm doch zugeſtehen müſſen, daß er die Vergangenheit mit aller Lebendigkeit und Treue wieder heraufbeſchwört. Seine Ausdrucksweiſe iſt durchweg populär, kräftig, beſtimmt und läßt das Unberechnete, Ungeſuchte, Unabhängige eines freien Vortrags unverkennbar hervortreten. Von reichem Ertrage für die weitere Behandlung des Gegenſtandes iſt die Unterſcheidung von „Naturwiſſenſchaft" und „Geiſteswiſſenſchaft" gleich am Anfange. Der innerlich pragmatiſche Geſichtspunkt wird für die hiſtoriſche Darſtellung des Verfaſſers als nothwendig erhärtet. Das Religiöſe und das Politiſche werden ſtets mit Schärfe unterſchieden, aber auch zu weitern Ergebniſſen in Anwendung gebracht. Alles einſeitige Verfahren in der Wiſſenſchaft wird abgelehnt, alles, was auf die Völker von früh auf Einfluß gehabt hat, wird erwogen, auch das, was unentwickelt geblieben iſt, weiſe in Anſchlag gebracht. Jene bekannte Behauptung der neuern Philoſophie, daß im Aeußern ſtets nur ſo viel zur Erſcheinung komme, als im Innern ſei, eine Behauptung, mit der ſo viel Spiel und Misbrauch getrieben worden iſt, lehnt der Verfaſſer mit vollem Rechte ab. Mit der Hervorhebung der beiden großen Völkerſtämme, der Arier und der Semiten, befinden wir uns bereits auf dem hohen Strome der Unterſuchung und der Erzählung.

Sehr folgenreich für die ganze Betrachtungsweiſe wird die höchſt eigenthümliche und intereſſante Unterſcheidung von „Glaubens- und Rechtsvölkern". Das, was der Autor über das Weſen der Ideen ſagt, iſt auch für die Gegenwart von ſehr beachtenswerther Erheblichkeit. So gelangen wir nach Indien. Die Einrichtung der Kaſten, das Geſetzbuch Manu's, die Stellung der Frauen, die Brahmanen und Könige, der wichtige Uebergang von der Naturreligion zu der des Geiſtes. Wir ſehen, der Staat findet an der Kaſte eine Schranke; wir ſehen ferner, die Vielſtaatigkeit iſt ſchon für die ariſch-indiſche Nation ein Unglück, nicht minder der Pantheismus. Dazu kommt noch die Seelenwanderung. Eine gewaltige Umgeſtaltung wird durch Buddha herbeigeführt. Eine ganz andere Welt geht uns mit Paläſtina auf. Der ſemitiſche Theismus tritt in die Erſcheinung, näher der Monotheismus: Moſes, Theokratie, Gott Iſraels, aber auch univerſeller Gott, Propheten. Doch auch das Prophetenthum hat ſeine Schranke, ebenſo wie die „nationale Brüderlichkeit". Wir erhalten eine vortreffliche Kritik des jüdiſchen Staatsweſens, ebenſo eine Parallele zwiſchen dem jüdiſchen Propheten und dem römiſchen Tribun. Im alten Judenthum kommt, nach dem Verfaſſer, der Staat zu keiner gediegenen Ausbildung. Ganz anders verhält es ſich in jeder Hinſicht mit China. Es folgt eine ſehr gelungene Charakteriſtik der Chineſen. Dieſes Reich der Mitte iſt das ſtehende Juſtemilieu der Geſchichte; kaum verſteigt es ſich in ſeiner Ideenlehre je in das Erhabene, aber es zieht herrliche Tugenden groß und beweiſt ſich in ſeiner Art ſehr reſpectabel; der Verfaſſer gibt ein meiſterhaftes Bild von Kong-fu-tsü und ſeiner Lehre. Das reich ausgeſtattete Buch ſchließt mit einem ſehr dankenswerthen Reſumé.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" ist eine journalistische Concurrenz erstanden in der „Internationalen Revue, Monatsschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der außerdeutschen Culturwelt" (Wien, Hilberg), von welcher das erste Heft des ersten Bandes (Juli) vorliegt. Das Streben, zwischen den verschiedenen Nationen eine Brücke zu bauen, hat sich in immer weitern Kreisen verbreitet, seitdem unsere Classiker die Losung der Weltliteratur ausgegeben, die Romantiker die geistigen Schätze des Auslandes unserer Nation angeeignet, die jungdeutschen Weltfahrer Culturbriefe über alle europäischen Hauptstädte geschrieben, namentlich aber seitdem der Dampf und die industrielle Entwickelung die Nationen genähert und aufeinander angewiesen haben. Auch Italien und Spanien, die vorher noch in einem gewissen Duft der Ferne schwebten und sich eines romantischen Zaubers erfreuten, sind durch die Eisenbahnen und die jüngsten Zeitereignisse mit den praktischen Interessen unserer Nation verknüpft worden. Wenn daher auch deutsche Revuen, wie „Unsere Zeit", dem Auslande die gebührende Berücksichtigung schenken, so macht sich doch das Bedürfniß eines selbständigen Organs für internationale Interessen geltend, indem für jene andern Zeitschriften doch der deutsche Geist, das deutsche Leben und die nationale Bedeutung in erster Linie stehen. Die „Internationale Revue" hat sich eine sehr umfassende Aufgabe gestellt, indem sie ein fortdauerndes Bild des gesammten intellectuellen Geschehens und Seins, wie es in der Literatur, der Kunst und Wissenschaft, in dem socialen und staatlichen Leben der außerdeutschen Culturwelt zu Tage tritt, geben will. Die Eintheilung in vier Abtheilungen soll die vollständige Lösung dieser Aufgabe ermöglichen helfen. Die erste Abtheilung ist ausschließlich größern Abhandlungen gewidmet, welchen bedeutendere, das geistige Leben und Streben der Völker in ihren Hauptzügen charakterisirende Stoffe zu Grunde liegen; die zweite Abtheilung dagegen eingehende Originalberichte und Situationscorrespondenzen von allen Hauptpunkten der civilisirten Welt in lebendiger und fesselnder Darstellung bringen; die dritte Abtheilung soll durch kleinere Aufsätze die ersten beiden ergänzen; die vierte sich mit der Kenntniß und dem Studium der ältern und neuern classischen Literatur des Auslandes beschäftigen und die betreffenden Werke selbst ganz oder theilweise in Musterübersetzungen vorführen.

Der Plan der Zeitschrift ist ein großartiger, doch wird die Praxis gewiß nach einer oder der andern Seite Beschränkungen eintreten lassen. Die dritte Abtheilung als eine Supplementarrubrik erscheint überflüssig und kann ihren Inhalt leicht an die beiden ersten mit abgeben. In der vierten aber übernimmt die Zeitschrift eine Aufgabe, deren vollständige Lösung ein Organ für sich in Anspruch nehmen dürfte. Wir möchten deshalb an den Goethe'schen Ausspruch erinnern, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt; doch hat es damit nicht Noth, denn es ist überall in der Welt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Das uns vorliegende erste Heft enthält viele treffliche Artikel. Gleich der erste Aufsatz vom Freiherrn von Loën: „Die Shakspeare-Kenntniß des heutigen Frankreich", der in mancher Hinsicht als eine keineswegs überflüssige Ergänzung des Artikels von Karl Elze im „Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft" betrachtet werden kann, zeichnet sich durch unparteiische Würdigung der französischen Bestrebungen auf diesem Gebiete und durch geschmackvolle Darstellung aus. Wir Deutsche glauben freilich, das Monopol der Shakspeare-Kenntniß zu besitzen; es kann aber durchaus nichts schaden, wenn die frischen Strömungen des französischen Esprit in die todten Arme unserer Weisheit geleitet werden, die bereits etwas sumpfig und unwegsam zu werden beginnt. Mit Recht sagt Mézières, an dessen Werk über „Shakspeare, seine Werke und Kritiker" Loën mit Vorliebe anknüpft: „Alle diese Betrachtungen deutscher Kritik sind geistreich, aber sie sind erst nach der Vollendung des Dramas entstanden, sie sind die Ergebnisse der Kritik, aber nicht die Ideen des Dichters." Mézières macht durchweg Fronte gegen die fanatischen und dunkeln Kritiker Shakspeare's, wobei er indeß eingesteht, daß die Forschungen in Deutschland und England der französischen Kritik zu Grunde liegen. Sehr treffend schließt Freiherr von Loën seine an thatsächlichen Nachweisungen reiche Arbeit mit den Worten: „Es ist unrecht, die Bedeutung der Shakspeare-Kenntniß in Frankreich zu unterschätzen. Die Thätigkeit auf diesem Gebiete ist eine durchaus tüchtige, das Streben ein großartiges, anerkennenswerthes. Verfehltes in Hinsicht der Erklärungen, Uebersetzungen, Nachbildungen haben wir so gut aufzuweisen wie die Franzosen, und dabei ist das Verständniß Shakspeare's für uns doch viel leichter als für unsere Nachbarn jenseit des Rhein. Freuen wir uns vielmehr über ihre Bestrebungen; die Ansicht, als könnten wir über Shakspeare von ihnen nichts lernen, ist eine verfehlte. Erkennen wir vor allem den richtigen Takt an, mit dem sie vergleichen und unterscheiden, und bewundern wir die schöne Form, in der sie ihre Gedanken geben. Bedenken wir immer, was Schiller sagt: «Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.»"

Ein zweiter Artikel von Heinrich Kurz schildert das Vereinswesen in der Schweiz gründlich eingehend und mit Beifügung statistischer Tabellen. Interessant ist die Charakteristik „Massimo d'Azeglio's als Künstler und Romanschreiber" von Karl Witte. Azeglio kann als Vertreter der italienischen Aristokratie gelten, die sich durch die Vielseitigkeit ihrer Bildung auszeichnet. Azeglio hat sich gleichzeitig als Maler, als politischer Schriftsteller, als Romandichter, als Staatsminister und auch als Anführer im Kriege hervorgethan, indem er in den Kämpfen des Jahres 1848 (10. Juni) an der Spitze zweier päpstlichen Bataillone den Berg der Madonna del Monte bei Vicenza mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen Radetzky vertheidigte, bis er schwerverwundet unterlag. Die Bilder Azeglio's nennt Witte „politische Landschaften", seine beiden historischen Romane: „Die Herausforderung von Barletta" und „Nicolo de' Lapi", patriotische Tendenzromane im besten Sinne des Worts. Sie geben Witte Veranlassung zu einer kurzen Skizze der jüngsten italienischen Romanliteratur, welche sich an Walter Scott's Waverley-Novellen anschloß. Aurelio Buddeus, der kenntnißreiche Vorkämpfer der deutschen Interessen in den russischen Ostseeprovinzen, gibt eine Charakteristik der baltischen Urvölker im Verhältniß zu den Deutschen und Russen. Auch den Franzosen Thalès Bernard, einen in deutsche und slawische Literatur tief eingeweihten und für das volksthümliche Element in denselben begeisterten Autor, begrüßen wir unter den Mitarbeitern der „Internationalen Revue". Er gibt die Einleitung zu einem Aufsatz über die „Regeneration der französischen Poesie auf Grundlage des Volksliedes", eine Einleitung, die über Epos und Drama treffende Winke enthält. Ueber das vielgepriesene bürgerliche Drama des second empire, das in Deutschland weniger bei dem Publikum als unter den Theaterdirectoren so warme Verehrer zählt, bricht Thalès Bernard in sehr entschiedener Weise den Stab. Das Urtheil eines Franzosen hierüber muß doppelt ins Gewicht fallen. Daß das classische Drama der Franzosen nicht national war, das rechtfertigt in den Augen von Thalès Bernard „das Auftreten des bürgerlichen Dramas, welches die alten ästhetischen Traditionen verleugnete, den nach den classischen Regeln aufgeführten Bau der Tragödie zerstörte, das Gesetz von den drei Einheiten aufhob und die schrankenlose Freiheit der dichterischen Phantasie als oberstes Kunstgesetz proclamirte. Dieser Versuch hatte an sich unleugbar eine gewisse Berechtigung; aber indem man die veralteten Kunstgesetze bekämpfte, vergaß man ganz, daß die Kunst ewigen Gesetzen unterworfen ist und daß sie eines großen Stils und einer

strengen Auswahl der Ideen bedarf, denn das Schöne besteht nicht in einer Zug für Zug übereinstimmenden Nachahmung der Natur. Man glaubte sich berechtigt, diese wichtigen Gesetze umgehen zu können, man wollte das Leben in seiner nackten Realität schildern. Aber bei solchen niedrigen, gemeinen und empörenden Situationen ist der schöne Stil von Ueberfluß, und daher kommt es, daß gerade diejenigen dramatischen Dichter, welche am fruchtbarsten sind und vom Publikum am höchsten geschätzt werden, die meiste Schuld tragen an dem Verfall der dramatischen Poesie." Diese Kritik von Thalès Bernard findet eine weitere Ausführung in dem ersten der „Pariser Theaterbriefe", in welchem namentlich Alexandre Dumas Fils, Victorien Sardou und Offenbach charakterisirt werden. Interessant ist das Curiosum, daß Girardin's durchgefallenes Stück: „Les deux soeurs", dem Autor und der Direction eine bedeutende Einnahme verschaffte. Es fiel nämlich jeden Abend durch, und dies war so amusant, daß alle Welt die theatralische Blamage des großen Journalisten zu sehen wünschte. Ueber den Einfluß des französischen Dramas auf unser Theater berichtet Feodor Wehl in seinem eleganten Aufsatz: „Das Ausland auf der deutschen Bühne"; er schließt sich dem Urtheil von Thalès Bernard über die neuern französischen Stücke mit folgenden Worten an: „Dieser «Giboyer», diese «Hagestolze», diese «Guten Freunde» sind ohne Zweifel voll von interessantem Leben und scharfer Charakteristik, voll sanglanter Wahrheit und erschreckender Natürlichkeit, aber für uns doch nur fremde Erscheinungen, die sich uns blos anziehend und fesselnd erweisen durch die einschmeichelnde und glatte Mache, den glänzenden Stil und die pikante Ausdrucksweise, in der sie vor uns hintreten. Sie frappiren durch die Nacktheit, mit der sie uns das pariser Gesellschaftsleben, das nicht immer das von Frankreich ist, vor die Blicke stellen. Diese Stücke reißen hin durch die guten Rollen und die pikanten Situationen, die sie bieten, aber unserm eigensten menschlichen Bewußtsein und unserm ästhetischen Gewissen vermögen sie von durchaus gar keinem Vortheil zu sein."

Wir erwähnen außerdem von Aufsätzen, die das Gebiet der Literatur berühren, noch die „Englischen Literaturbriefe", welche Quincey's Shakspeare-Biographie besprechen, die „Genfer" und „Niederländischen Literaturbriefe"; den Aufsatz von Hermann Kurz: „Die Deutschen in den «Lustigen Weibern von Windsor»"; von den publicistischen Aufsätzen den von Oppenheim über „Die Garantien der Freiheit"; von Friedrich Harder über „Die Schweizerische Rechtscultur"; von Edmund Lobedanz über den „Skandinavismus", und namentlich Rüstow's Darstellung des „Heerwesens der wichtigsten europäischen Staaten außerhalb Deutschlands", welche mit einer Charakteristik des französischen Heerwesens beginnt. Die meisten Artikel gestatten noch kein erschöpfendes Urtheil, weil sie nur die ersten einer längern Folge sind. Am schwächsten ist die in Aussicht gestellte Anthologie der classischen Literatur des Auslandes vertreten — durch ein übersetztes kleines vlämisches Volkslied!

Bibliographie.

An die Sachsen beim Friedensschluß. Von dem Verfasser der Schrift: Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände. Stolpen, Schneider. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anders, M. J., Die Chinesen in Berlin! oder Der Sonnen-Bruder Lu-De-Wig! Großes Drama aus dem Mittagsreich verarbeitet von Schan-Te und Kan-Sing. Berlin, Kießling. Gr. 8. 1½ Ngr.

Bolanden, T. v., Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. 4ter Bd.: Die Freidenker. Mainz, Kirchheim. 8. 27 Ngr.

Calinich, R., Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahren 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter. Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Christenthum und der Positivismus. Aus dem Französischen von dem Verfasser der Schriften: La religion pure et sans tache, De la prière, La religion de la bible, u. m. a. Hamburg, W. Ducken. 16. 6 Ngr.

Deiß, W., Geschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde in Lübeck. Zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Gemeinde am 26. August 1866 herausgegeben. Lübeck, Grautoff. Gr. 8. 1 Thlr.

Henke, E. L. T., Zur neuern Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorlesungen. Marburg, Elwert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Jocham, M., Die sittliche Verpestung des Volkes durch die Jesuiten. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.

Koenig, H., Was ist die Wahrheit von Jesu? Zeitfrage und Bekenntniß. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Gesammelte Kriegs-Berichte. Actenmäßige Darstellungen von Mitkämpfern und unparteiischen Beobachtern in den gegenseitigen Heerlagern. Leipzig, Purfürst. Hoch 4. 10 Ngr.

Kriegs-Kladderadatsch. Humoristisch-satyrische Zündnadeln abgefeuert von einem preußischen Reservisten. Mobile Nr. 1. Berlin, Kießling. Imp.-4. 1½ Ngr.

Lafaurie, A., Ein Blick in das Zunftleben der deutschen Medicin. Geschrieben für die Gebildeten aller Stände. Hamburg, O. Meissner. 8. 6 Ngr.

Lambert, E. M., Das Hallische Patriciat. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Stadteverfassungen des Mittelalters, eingeleitet durch ein offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Laband über Altfreiheit, Unfreiheit und Ministerialität. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Lorbeerkränze. Der Frauen Waffen. Am Grabe der Todten. 3 Lieder aus der Gegenwart. Hirschberg. 8. 2 Ngr.

Marenholtz-Bülow, Bertha v., Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode. Berlin, T. Enslin. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mayer, K. A., Kaiser Heinrich IV. Neue Ausgabe. Berlin, Koblgk. Gr. 8. 27 Ngr.

Mendel, H., Otto Nicolai. Eine Biographie. Berlin, Mendel. Gr. 8. 15 Ngr.

Meurer, W. H., Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Mallet, weil. Dr. theol. u. Pastor prim. an St. Stephani zu Bremen. Eine biographische Charakteristik des Verstorbenen aus dessen hinterlassenen Briefen und Schriften. Bremen, Müller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Mücke, J. F. A., Albrecht I. Herzog von Oesterreich und römischer König. Ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, A., Ein Haberfeldtreiben. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. München, Dempwolff. Gr. 8. 10 Ngr.

Ethische Naturbilder. Von B. M. G. 2te Centurie. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 12. 2½ Ngr.

Pinzger, P., Der Staub. Vortrag. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 5 Ngr.

Plath, W., Die Psalmen Davids in metrischer Form. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Reticliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 4te Abth. — A. u. d. T.: Solferino. 1ste bis 4te Lief. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. à 6 Ngr.

Reticliffe III., Humoristisch-satyrische Kriegsbilder. Nr. 1—3. Berlin, Kießling. Gr. 8. à 1½ Ngr.

Richter, A., Plotin's Lehre vom Sein und die metaphysische Grundlage seiner Philosophie. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Ritter, H., Unsterblichkeit. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Diderot's Leben und Werke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreaskitter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Achte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, U. R., Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen. Jena, Neuenhahn. 1867. 16. 15 Ngr.

Scholl, C., Die freien religiösen Gemeinden in ihrem weltgeschichtlichen Beruf für Neugestaltung der Zukunft durch die Religion der Humanität. Fest-Rede. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Schottmüller, A., Luther. Ein deutsches Heldenleben. Neue Ausgabe. Berlin, Koblgk. Gr. 8. 27 Ngr.

Siegfried am Lechrain. Offenes Sendschreiben an die Staatsmänner in Wien und München. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Simon, H., Dichtungen. 5tes Bchn.: Hermann und Freia. Gedicht in 16 Gesängen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 15 Ngr.

Tiedemann, H. C. W., Beiträge zur naturgemäßen Erziehung nebst vermischten Aufsätzen. Hamburg, Nolte. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Treitschke, H. v., Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 11te vermehrte Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Wasserburg, P., Aus den Erinnerungen eines Elternlosen. Frei nach dem Französischen des X. Marmier bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Wille, F., Mettlerlamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses Mettlerlamps. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Oesterreich, Venetien und Deutschland. Ein Wort über die Cession Venetiens. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Ngr.

Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von **George Henry Lewes.**

Aus dem Englischen übersetzt von **Julius Victor Carus.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden. Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagshandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für den Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die ländliche Verfassung Rußlands.

Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861.

Von August Freiherrn von Haxthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwickelung der russischen Dorfgemeinde, entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welche die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen socialen Umwälzung. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, sodaß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomen, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des stets vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zwei Theile. Mit zahlreichen Holzschnitten, Lithographien und einer Karte. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1866.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Shakſpeariana. Von Rudolf Gottſchall. — Geſchichte und Geſchichtſchreibung. Von Adolf Stern. — Römiſche Studien zweier deutſchen Katholiken. Von Otto Speyer. — Biographiſches. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Eine niederdeutſche Marienklage.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Shakſpeariana.

„Shakſpeare und kein Ende" — überſchrieb ſchon Goethe einen der Anerkennung des großen britiſchen Dichters gewidmeten Artikel. Seit dem Jahre 1813, in welchem dieſer Artikel abgefaßt worden war, iſt die Shakſpeare-Literatur noch bedeutend ins Kraut geſchoſſen, nur daß man jetzt nicht mehr Aufſätze ſchreibt, ſondern ganze Bände. Am voluminöſeſten hat Gervinus ſeine Meinung über Shakſpeare ausgeſprochen und deſſen Werke auseinandergefaſert, in dieſem Auseinanderfaſern jedenfalls des Guten zu viel gethan. Doch haben auch ſeine dicken vier Bände keine Stagnation in der Shakſpeare-Erläuterung hervorgebracht; ſie befindet ſich nach wie vor im vollſten Fluſſe, und Commentare wachſen wie Pilze aus der Erde.

Im ganzen iſt die Erkenntniß Shakſpeare's durch dieſelben mehr erſchwert als erleichtert worden; denn was uns als Shakſpeare's Geiſt ausgegeben wurde, das war oft „im Grund der Herren eigener Geiſt", in welchem ſich Shakſpeare ſpiegelte. Ueberdies widerſprach der Standpunkt einer kritikloſen Exegeſe dem ſonſt ſo kritiſchen Genius des Säculums in allzu ſchreiender Weiſe.

Dieſe Literatur, mochte ſie noch ſo lavinenartig anſchwellen, konnte es zu keinem Abſchluß bringen; denn ſie forderte erſt den Widerſpruch heraus. Und eine vorausſetzungsloſe Kritik Shakſpeare's muß ſich erſt die Bahn brechen durch dieſen aufgehäuften Schutt der Apotheoſe, durch dies Gerölle von Formeln und Meinungen, durch dieſe thurmhohen Verrammelungen; ſie muß naiv werden, wie Shakſpeare und ſein Zeitalter war, und auf der andern Seite den Fortſchritt der Zeiten und die Ueberlegenheit des modernen Bewußtſeins zur Geltung bringen, nicht um den Genius zu ſchulmeiſtern, ſondern um Licht und Schatten in ſeinem Geſammtbild richtig zu erfaſſen und zu vertheilen.

Uns liegen zunächſt drei neue Commentare zu dem Dichter und ſeinen Werken vor:

1. William Shakſpeare. Sein Leben und Dichten dargeſtellt von E. W. Sievers. Erſter Band. Gotha, Beſſer. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Briefe über Shakſpeare's Hamlet von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 20 Ngr.
3. Aufſätze über Shakſpeare von C. Hebler. Bern, Dalp. 1865. 8. 24 Ngr.

Das Werk von Sievers (Nr. 1) tritt ſeiner Anlage und ſeinem Umfang nach an die Seite der Werke von Gervinus und Kreyßig, von denen es ſich jedoch durch die mehr philoſophiſche Formulirung des Inhalts der einzelnen Dramen unterſcheidet. Soweit wir nach dem erſten Bande urtheilen können, beſtehen ſeine Vorzüge in der Darſtellung von Shakſpeare's innerer Entwickelung und dem Nachweis, wie dieſelbe auch in ſeine Dramen hineingeheimnißt iſt, in der Berückſichtigung dieſer ſubjectiven Seite ſeiner Poeſie, auf die man bisher geringeres Gewicht legte, indem man nur die Objectivität des Dichters anſtaunte. Die Schattenſeiten des neuen Shakſpeare-Commentars aber finden wir in den neuen, wir möchten ſagen philoſophiſch ſublimirten Formeln, an denen man doch ſchließlich nicht mehr hat als die Schatten, die eine farbenreiche Dichtung an die Wand wirft. Je allgemeiner aber dieſe Formeln gehalten ſind, deſto überflüſſiger erſcheinen ſie, deſto mehr wird den Dichtungen die Farbe ausgewaſchen.

Die erſten Abſchnitte des Werks, welche uns Shakſpeare's Jugend, Jünglingsjahre, den Charakter ſeiner Zeit, das neue Drama, die damaligen Bühnenzuſtände, ſeine Stellung in London, ſeinen Bildungsgang, ſeine Irrungen und Kämpfe, ſeine Freundſchaft, ſein Liebesverhältniß ſchildern, ſind offenbar die gelungenſten des Werks und geben uns eine feſte Grundlage für den Aufbau der dramatiſchen Schöpfungen aus ſeinem innerſten Leben heraus. Umgekehrt benutzt Sievers wieder mit Glück einzelne Stellen aus den Dramen, um damit die dunklern Partien in dem Leben des Dichters zu erhellen. In dieſen friſchen, durch das ganze Werk hindurch wach-

gehaltenen Wechſelbeziehungen zwiſchen Dichtung und Leben liegt ein eigenthümlicher Reiz deſſelben.

Was den „Mythus von Shakſpeare" betrifft, ſo tritt Sievers zu Delius in ein ähnliches Verhältniß, wie Renan zu Strauß. Die Kritik von Delius iſt zerſetzend, die Darſtellung von Sievers romanhaft aufbauend; dort eine ſcharfe Analyſe, der die Ueberlieferungen in Luft zerrinnen; hier eine elegante Syntheſe, welche das Mögliche annehmlich zuſammenfügt. Dieſer Aufbau findet indeß nicht ſtatt durch kritikloſes Verkitten der überkommenen Sagen mittels des Mörtels der eigenen Phantaſie, ſondern indem die Bauſteine aus den Werken des Dichters ſelbſt genommen und ſchicklich zu einem Ganzen gefügt werden.

Freilich bleiben die äußern Thatſachen deshalb immer zweifelhaft, immer in der Beleuchtung der Conjectur, um ſo mehr, als ein reicher Dichtergenius dasjenige, was oft den Eindruck eigener Erfahrung macht, meiſtens nicht aus dem eigenen Erlebniß ſchöpft, ſondern aus freiem Weltblick, aus großer Intuition. Dennoch erſcheint ein durch den Dichter ſelbſt illuſtrirter, aus ſeinem Innern heraus beleuchteter Zuſammenhang ſeiner Lebensſchickſale immerhin als etwas Organiſches, welches die innere Möglichkeit für ſich hat.

So wird z. B. die kleine lateiniſche Schule in Stratford, in welcher William mit den andern Schülern ſogar eine lateiniſche Verherrlichung der Königin Eliſabeth auswendig lernen mußte, aus Stellen der ſpätern Dramen recht idylliſch erhellt:

Man kann ſich denken, wie dem armen William bei einer ſolchen Koſt zu Muthe war, zumal wenn ſie ihm nun noch von einem Präceptor beigebracht wurde, wie etwa der geiſtreiche Sir Hugh Evans, den er in draſtiſch-komiſcher Weiſe in den „Luſtigen Weibern von Windſor" auch mit einem William ein Examen in dem Donat des unglücklichen Jungen vornehmen läßt. In der That, ein allzu günſtiges Vorurtheil für die Hitze ſeines Eifers und die beſondere Freudigkeit, mit der er ſich dieſen Studien hingegeben, läßt ſich kaum faſſen; jedenfalls iſt es etwas verdächtig, daß er ſo gern und häufig die große Bereitwilligkeit und Eile ſchildert, mit der Schulknaben die Schule verlaſſen; einmal läßt er ſie ſogar ſchon „mit ſchwerem Blick" in die Schule wandern.

Auch der Zug, der den Dichter nach der Hauptſtadt trieb, wird erläutert durch Stellen aus ſeinen Dramen:

Mit wie lebhaftem Intereſſe alſo mochte man in der Provinz das Leben und Treiben der Hauptſtadt verfolgen, und wie mußte gerade infolge dieſes Intereſſes der Verkehr mit ihr ſich ſteigern! Nun denke man ſich aber einmal die Schwingungen dieſes ebenſo großartigen wie mannichfaltigen Lebens, wenn auch in vielfacher Abſchwächung, fortgepflanzt bis in das kleine Stratford. Welche Fülle von Anziehung, welche unwiderſtehliche Macht mußte in der bloßen Vorſtellung deſſelben für einen Geiſt wie Shakſpeare's liegen in der erſten jugendlichen, unendlich erregbaren Periode ſeiner Entwickelung! Wol mag man zugeben, daß der damals noch nicht viel mehr als zweiundzwanzigjährige junge Mann ſich keineswegs ſchon völlig klar war über das, was ihm die Hauptſtadt als Mittelpunkt des nationalen Lebens werden würde; ſo viel aber mußte er doch, daß er einer vielbewegten, großartigen Umgebung bedurfte, daß er danach durſtete und daß er ſie in London finden würde. Daß dem wirklich ſo war, dafür zeugen ſogar einzelne Stellen aus ſeinen früheſten Stücken, Stellen, die in der That wie nicht ferne Nachklänge der Stimmung berühren, in der er ſeinen Entſchluß zur Ausführung brachte, und die wol ohne Frage aus eigenem Erleben gefloſſen ſind. So in der „Gezähmten Widerſpenſtigen" der Einzug des Lucentio in Padua: „Verließ ich Piſa nicht", heißt es dort:

Und kam nach Padua, wie ein Mann verläßt
Den ſeichten Bach, ſich in den Strom zu werfen,
Um die zur Sättigung ſeinen Durſt zu löſchen?

So ferner die Stelle zu Anfang der „Beiden Veroneſer", wo Valentin von ſeiner Vaterſtadt Abſchied nimmt und ſeinen Freund Proteus bereden möchte, ihn zu begleiten:

Die Wunder dieſer großen Welt zu ſehn,
Anſtatt daheim in Müßiggang und Nichtsthun
Der Jugend ſchöne Zeit ſich zu verderben.

Und hiermit vergleiche man noch in demſelben Stück die Schilderung des Bildungsgangs, den in dem bewegten Leben jener Tage die jungen Leute durchzumachen pflegten; ſie gehen, heißt es dort (Act 1, Sc. 3):

Auf Reiſen, um ſich aufzuſchwingen,
Der in den Krieg, um dort ſein Glück zu machen,
Der zur Entdeckung weitentlegner Inſeln,
Der zur gelehrten Univerſität . . .

Wo ſich Sievers über den Ruhm verbreitet, deſſen ſich Shakſpeare bei ſeinen Zeitgenoſſen erfreute, wo er den gefürchteten Satiriker Naſhe und Francis Meres citirt: da ſcheint er uns doch die Bewunderung der damaligen Zeit für Shakſpeare zu überſchätzen. Das Lob von Naſhe gilt nur ſeinen Gedichten, die im Geiſt der italieniſchen Schule gehalten waren; daß Greene ihm vorwarf, er putze ſich mit fremden Federn und ſei der Affe, der die Werke der andern nachahme, wird von Sievers ſelbſt erwähnt. Viel bezeichnender aber ſcheint uns der Ausſpruch Webſter's in der Vorrede zu ſeiner „Vittoria Accorombona", welcher ſich rühmt, eine wahre Freude daran gefunden zu haben, ſeine gute Meinung an den würdigen Arbeiten anderer zu nähren und zu befeſtigen. „Dies gilt", fährt er fort, „beſonders von dem vollen und hohen Stil des Meiſters Chapman, den durchgearbeiteten und verſtändigen Werken des Meiſters Jonſon, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meiſter Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das ſpätere Nennen dieſer Namen irgendwelche Hintanſetzung auszudrücken) von der ebenſo glücklichen wie fruchtbringenden Induſtrie der Meiſter Shakſpeare, Dekker und Heywood." Hier ſteht, trotz der Clauſel, Shakſpeare nicht nur in Reihe und Glied mit den andern Zeitgenoſſen, ſondern er wird offenbar zu den Bühnenfabrikanten gerechnet, wie etwa ein deutſcher Literarhiſtoriker neben dem vollen, hohen Stil des Meiſters Schiller, neben den durchgearbeiteten und verſtändigen Werken des Meiſters Leſſing noch die glückliche und fruchtbringende Induſtrie von Kotzebue, Iffland, der Frau Birch u. ſ. w. rühmen würde.

Nicht minder ſcheint uns Sievers die Bedeutung Shakſpeare's als Schauſpieler zu überſchätzen, obgleich er zugibt, daß Shakſpeare in ſeiner ſpätern Zeit die Bühne nicht mehr betreten hat. Die bekannte Stelle aus „Hamlet" beweiſt allerdings, daß Shakſpeare von der Bedeutung der Schauſpielkunſt eine ſehr hohe Meinung hatte; doch wenn Sievers meint, es ſei bei ſeinem Künſtlergenius kaum anzunehmen geweſen, daß bei ihm Wiſſen und Können auseinandergefallen ſeien, ſo widerſpricht dies doch

der Erfahrung. Dramaturgiſche Einſicht macht noch nicht den Künſtler; wir zweifeln, daß Profeſſor Rötſcher ein guter Schauſpieler geworden wäre. Man mag zugeben, daß die Grundbedingung des großen Schauſpielers, ſich mit dem darzuſtellenden Charakter vollkommen zu identificiren, auch der dramatiſche Dichter in ſich auffinden müſſe. Doch dies Gemeinſame vermag nicht, über die grundverſchiedene Technik der Dicht- und Darſtellungskunſt hinwegzuhelfen. Ein Schauſpieler muß überdies ganz in dem Charakter aufgehen, den er darſtellt; der dramatiſche Dichter geht nur in ihn ein mit einem Theil ſeines Selbſt, denn er muß einen größern zurückbehalten, um ihn an die andern Charaktere zu vertheilen. Der Schauſpieler ſetzt ſeine ganze Perſönlichkeit ein, der Dramatiker behält ſie zurück. Der größte dramatiſche Dichter könnte einen äſopiſchen Buckel haben und gänzlich unfähig ſein, andere Helden darzuſtellen als Therſites und Scarron, während er alle ſeine Dramen mit den ritterlichſten jugendlichen Idealgeſtalten bevölkert.

Sowenig daher Sievers mit ſeiner allgemeinen Behauptung die Kluft zwiſchen Dichtkunſt und darſtellender Kunſt überbrücken und uns geneigt machen kann, aus Shakſpeare's dichteriſcher Größe auf ſeine Bedeutung als Schauſpieler zu ſchließen, ſowenig gelingt es ihm, durch hiſtoriſche Zeugniſſe die letztere zu beweiſen. Das Zeugniß von Chettle, er ſei excellent in dem Berufe (quality) geweſen, dem er angehörte, bezieht ſich jedenfalls auf den Theaterberuf Shakſpeare's im weiteſten Sinne als Director, Dramatiker und Schauſpieler und kann nicht allein zu Gunſten des letztern geltend gemacht werden. Die übrigen Zeugniſſe ſind negativer Art, und nur das von Aubrey, der ſeine Nachrichten um das Jahr 1680 ſammelte und ausdrücklich erwähnte, Shakſpeare habe ungemein gut (exceedingly well) geſpielt, bleibt gültig, inſoweit überhaupt ein ſo ſpätes, nicht aus eigener Anſchauung geſchöpftes Zeugniß über einen Darſteller Gültigkeit behalten kann. Sievers fährt fort:

Von den Rollen, die Shakſpeare gegeben hat, wiſſen wir äußerſt wenig. Daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſelbſt den Vers geſprochen hat, mit deſſen Traveſtirung Greene ihn treffen wollte, iſt bereits erwähnt worden. Der Herzog von York in „Heinrich VI.“ wäre alſo eine ſeiner Rollen geweſen, und der berühmte Burbadge wenigſtens kann dieſen gewaltigen Menſchen nicht gegeben haben, von ihm wiſſen wir beſtimmt, daß er den jüngſten Sohn deſſelben, Richard, gab. Damit in Einklang ſteht die ſicher verbürgte Thatſache, daß er den Sejan in Ben Jonſon's gleichnamigem Stücke ſpielte, alſo auch einen hochſtrebenden, ehrgeizigen Charakter, und ſo hat er vermuthlich auch den Bolingbroke in „Richard II.“ und denſelben dann als König Heinrich IV. gegeben. Daß er oft in Fürſtenrollen auftrat, iſt ausdrücklich überliefert. Ein gewiſſer John Davies nämlich richtete um das Jahr 1611 ein Lobgedicht an Shakſpeare, betitelt: „An unſern engliſchen Terenz, Herrn William Shakſpeare“, in dem er beiläufig auch auf ſeine Rollen zu ſprechen kommt. Da heißt es gleich zu Anfang: „Einige ſagen, guter Will, was ich zum Scherz hier ſinge: hätteſt du nicht die Rolle eines Königs manchmal nur zum Scherz geſpielt, du wärſt ein würdiger Genoſſe geweſen für einen König und ein König unter den geringern Menſchen.“

Rowe erwähnt, Shakſpeare habe den Geiſt im „Hamlet“ gut geſpielt, wogegen der zeitgenöſſiſche Satiriker Naſhe behauptet, er habe wie ein Auſternweib geſchrien. Die Art, wie Sievers ſelbſt dieſe Stelle zu Gunſten des Schauſpielers Shakſpeare auslegt, zeugt von einer unleugbaren advocatoriſchen Kunſt. Wir möchten daraus nur ſchließen, daß Shakſpeare als Schauſpieler ſich durch ein falſches Pathos hervorgethan hat. Es liegt dies bei Tragödiendichtern ſehr nahe, und wir brauchen blos an die Vortragsweiſe zu erinnern, mit welcher Schiller ſeinen „Fiesco“, als er ihn den Schauſpielern vorlas, in Mannheim umbrachte, um eine damit verwandte Thatſache anzuführen. Gewiß gelangen Shakſpeare die ruhigen Rollen, in denen harmoniſche Reflexion überwiegt, am meiſten, diejenigen Rollen, welche den Geiſt des antiken Chors in ſeinen Stücken vertreten; denn dieſer Geiſt war eben der Weltſpiegel des dramatiſchen Dichters. Es ſind das die Rollen, welche unſere ſogenannten „denkenden Künſtler“ am beſten ſpielen. Außerdem ſpielte er gewiß einige Repräſentationsrollen, Könige u. dgl. Es iſt ja noch heute Brauch, daß Theaterdirectoren, wenn ſie ſelbſt auftreten, gern auch auf der Bühne derartige Würdenträger darſtellen. Es gelingt ihnen dies auch am beſten; denn jeder Theaterdirector fühlt ſich als ein gekröntes Haupt. Shakſpeare's Darſtellung des alten Adam wird durch einen Augenzeugen gerühmt:

Die Mittheilung über Shakſpeare's Spiel als Adam in „Wie es euch gefällt“ verdanken wir angeblich einem Verwandten des Dichters, der London von Zeit zu Zeit blos zu dem Zweck zu beſuchen pflegte, ihn in einem ſeiner eigenen Stücke auftreten zu ſehen. Einmal ſah er ihn ſo in der Rolle des alten Adam, jenes langjährigen treuen Dieners des Sir Robert, der ſeinem geliebten jungen Herrn, dem von ſeinem Bruder verſtoßenen Orlando, freiwillig in die Wildniß folgt. Der Berichterſtatter iſt ſowenig Literat von Profeſſion, daß er nicht einmal mehr den Namen des Alten anzugeben vermag, den er ſeinen großen Verwandten hatte geben ſehen, und auch der Name des Stücks iſt ihm entfallen, aber deſto zuverläſſiger iſt ſein Bericht. Er erzählt, er habe Shakſpeare einmal in einer ſeiner eigenen Komödien einen altersſchwachen Greis darſtellen ſehen; „er trug“, ſagt er, „einen langen Bart und ſchien ſo ſchwach und hinfällig und unfähig zu gehen, daß er gezwungen war, ſich von einem andern ſtützen und zu einem Tiſch tragen zu laſſen, an dem er dann unter einer Geſellſchaft ſaß, die eben aß, während einer ein Lied ſang.“ Der Alte vermiſcht hier zwei Scenen, die erſte (Act 2, Sc. 5), wo der achtzigjährige Adam vor Hunger und Ermüdung in der Wildniß des Ardennerwaldes zuſammenſinkt und Orlando ihn fortträgt, die andere (Sc. 7), wo letzterer dann, nachdem er bei dem Herzog im Walde liebevolle Aufnahme gefunden, den Greis unter die übrigen an die Tafel ſetzt, um ihn zu ſpeiſen. Es ſind Scenen von einfacher, aber tief ergreifender Menſchlichkeit, und man wundert ſich nicht, daß ſie dem Alten im Gedächtniß geblieben ſind.

Den Beweis, daß Shakſpeare ein bedeutender Schauſpieler geweſen, hat Sievers nicht zu führen vermocht. Der Geiſt und der alte Adam, die einzigen beglaubigten Rollen Shakſpeare's, ſind nur Epiſoden, die allenfalls ein hin und wieder zum Schminktopf greifender Director ſpielt, um auszuhelfen und die Aufführung von Stücken mit einem großen Perſonal zu ermöglichen. Daß aber Shakſpeare kein großer Schauſpieler war, das geht allein

aus der Thatſache hervor, daß er ſo früh von der darſtellenden Kunſt zurücktrat. Erfolgreiche Schauſpieler thun dies nicht; dafür gibt die antike wie die neueſte Zeit hinlängliche Belege. Sowenig ein König ſeine Krone niederlegt, mag ſein Land nun ganz oder halb annectirt ſein, ſowenig verzichtet ein beliebter Schauſpieler auf ſeine Lorbern, bis er ſo ſchwach und hinfällig iſt wie der alte Adam und ſich vor die Proſceniumslampen muß tragen laſſen, oder wie Aeſopus, der römiſche Tragöde, der noch mitwirkte, als Pompejus der Große im Jahre 698 der Stadt ſein herrliches Amphitheater vermachte. Doch wie Cicero in den „Briefen“ berichtet, entſprachen ſeine Kräfte nicht mehr ſeinem guten Willen, und alle Zuhörer ſtimmten überein, daß es ihm nun erlaubt ſei, aufzuhören.

Wenn Sievers weiterhin Shakſpeare's Irrungen und Kämpfe, ſeine Freundſchaft und Liebe aus ſeinen „Sonetten“ nachzuweiſen und ihren poetiſchen Inhalt biographiſch zu condenſiren ſtrebt, ſo machen wir, dieſem Verſuch gegenüber, auf die Anſchauungen aufmerkſam, die Delius im erſten Jahrgang des Shakſpeare-Jahrbuchs ausgeſprochen hat. Dieſe Sonettenſammlung iſt nach den damals üblichen Schablonen wie die des Daniel u. a. zuſammengeſtellt und enthält eben einen in ſeinem thatſächlichen Inhalt erdichteten Freundſchafts- und Liebesroman. Natürlich hat Shakſpeare wie jeder Lyriker Stimmung und Anregung aus eigenen Erlebniſſen geſchöpft; doch die Anordnung des Cyklus ſelbſt geſchah aus künſtleriſchen Motiven. Wie der Dramatiker eine Folge von Handlungen, ſo erfand der Lyriker eine Folge von Situationen, welche reichhaltig genug ſein mußte, um dem Ausdruck der verſchiedenartigſten Stimmungen dienen zu können. Sievers ſelbſt iſt nicht ganz conſequent in ſeiner Auffaſſung. Er gibt zu, daß die Sonette keineswegs alle als freie Herzensergießungen zu betrachten ſind, und daß ſelbſt diejenigen, die es ſind, niemals Thatſachen geben. Gleichwol erwähnt er als eine merkwürdige Thatſache, die in das Liebesverhältniß Shakſpeare's eingriff, daß der junge Graf in daſſelbe hineingezogen wurde, ſich von der Geliebten ſeines Freundes gewonnen ihr hingab und ſich zugleich von Shakſpeare abwandte, der ſo auf einmal Freund und Geliebte verlor. Das trägt denn doch ſo deutlich den Stempel einer erfundenen Situation, daß es unbegreiflich iſt, wie man dies als ein in die biographiſchen Polizeiacten einzuregiſtrirendes Erlebniß betrachten kann. Sievers ſelbſt ſagt: „Man könnte in der That zweifeln, ob das eben Mitgetheilte wirklich thatſächlichen Werth hat, wenn nicht auch hier wieder die perſönliche Wärme der Sprache in den Sonetten auf ein wirkliches Erlebniß zurückzuſchließen zwänge.“ Wir empfinden dieſen Zwang durchaus nicht und ſind nicht der Anſicht, daß ein dichteriſcher Vorzug, wie die „perſönliche Wärme der Sprache“, in einer ſo einſeitigen Weiſe erklärt werden müſſe. Ein Dichter, der als Dramatiker den verſchiedenſten Perſonen dieſe „perſönliche Wärme der Sprache“ mittheilen muß, wird doch auch für eine lyriſche Situation den nöthigen Ueberſchuß davon entbinden können.

In Bezug auf Shakſpeare's Geiſtesbildung behauptet Sievers:

> Die Zeiten ſind vorüber, wo man den großen Dichter als einen Ignoranten und halben Wilden betrachtete und genug gethan zu haben glaubte, wenn man ihn ein Naturgenie nannte. Heutzutage iſt man zu der Einſicht gelangt, daß er auch die ganze Geiſtesbildung ſeiner Zeit in ſich aufgenommen hatte, und daß er nicht blos durch ſeine Erkenntniß der letzten Dinge, ſondern auch durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe in den verſchiedenen Fächern des menſchlichen Wiſſens faſt alle ſeine Zeitgenoſſen überragte.

Dieſe Behauptung zeigt nur, wie leicht die Kritik aus einem Extrem in das andere überſpringt. Daß Shakſpeare viel zuſammengeleſen und mit genialer Auffaſſung geleſen hat, geht allerdings aus ſeinen Dramen hervor; doch nicht minder, daß das Regiſter ſeiner Kenntniſſe manches Loch hatte, wie dies bei Autodidakten zu ſein pflegt. Daß er im Zeitalter Bacon's auf der Höhe wiſſenſchaftlicher Einſichten geſtanden habe, wird ſich nicht behaupten laſſen; ja er hat nirgends dem Wiſſensdrang als ſolchem begeiſterten Ausdruck geliehen, keinen Charakter geſchaffen, in dem er lebendig geweſen wäre; er benutzte ruhig das überlieferte Inventar des Aberglaubens für ſeine poetiſchen Zwecke. Wenn ihm Sievers eine Art von Abiturientenzeugniß ausſtellt, daß er in allen Fächern die Nummer eins cum laude verdient habe, und das Zeugniß mit den Worten beginnt: „Er iſt ein tiefer Kenner der Natur in ihrem ganzen Umfang“, ſo braucht man blos die Schriften eines Zeitgenoſſen, den man ſeltſamerweiſe zum Verfaſſer der Shakſpeare'ſchen Dramen machen wollte, die Schriften Bacon's, mit dieſen Dichtungen zu vergleichen, um zu ſehen, welche Fülle von Entdeckungen die gleichzeitige Wiſſenſchaft gemacht hatte, von denen dem Dichter jede Kenntniß fehlte. Man hat zwar eine mediciniſche Anthologie aus Shakſpeare zuſammengeſtellt; doch beſchränkte ſich ſeine Medicin nur auf eine Volksheilmittelkunde; auch ſeine Botanik war ziemlich ruſticaler Art und ging nicht über jene volksthümliche Symbolik hinaus, wie ſie ſich im Wahnſinn der Ophelia ausſpricht; aus der Thierwelt wußte er einiges Anekdotiſche, wie er es theils in ſeinen ſtratforder Flegeljahren im Wald und auf Bauernhöfen ſelbſt erfahren, theils aus Reiſebeſchreibungen entlehnt hatte. Ueber den innern Zuſammenhang des Kosmos, über die phyſikaliſchen Geſetze aber befand ſich Shakſpeare zur Zeit, wo Bacon ſeine pneumatiſche Maſchine erfand, in einem romantiſchen Dunkel und begnügte ſich vollkommen mit einer theatraliſchen Phyſik, der zufolge die Hexen Regen und Sonnenſchein machten und Ariel den Sturm fabricirte. Das war für dramatiſche Zwecke brauchbar und wirkſam, und die „Nummer eins“ iſt daher dem Naturforſcher Shakſpeare nur aus misbräuchlicher Uebertreibung zuertheilt worden. Gleiche Einſchränkungen muß das Lob der andern tiefen Kenntniſſe Shakſpeare's erfahren. Wenn Sievers ſelbſt anführt, daß Shakſpeare das todte Bücherwiſſen gehaßt habe, die „beſtändigen Grübler“, die immer über Büchern brüten und doch nichts finden als „niedrige Autorität“, wenn er den genialen Holofernes die Ausgeburt eines Schulmeiſters

und Philologen, den Geistesverwandten des Goethe'schen Wagner nennt — so vergißt er dabei, daß diesem Shakspeare'schen Wagner der Faust fehlt und daß ohne diesen in der Verspottung der Bücherweisheit überhaupt eine Verspottung der Gelehrsamkeit liegt, deren höheres Element ja nirgends bei Shakspeare zur Geltung kommt.

Was Sievers über Shakspeare's dichterisches Schaffen, über seine Objectivität und den doch persönlichen Charakter desselben sagt, das hat manches anregende Moment, wenn es sich auch zu sehr in den spröden und schweren Formen der Hegel'schen Dialektik bewegt. Jedenfalls bleibt ein Vorzug des Werks das Bemühen, Shakspeare's Dichtungen als einen Spiegel seines innern Denkens und Strebens aufzufassen, ihren tiefpersönlichen Motiven nachzuspüren, aus den Werken zu dem Dichter vorzudringen. Shakspeare's Poesie in ihrem Lebensprincip zu betrachten als eine Reproduction der protestantischen Auffassung des Christenthums aus dem Wesen des Menschen heraus — das erscheint aber wieder als eine zu einseitige Formulirung für einen so reichen dichterischen Genius.

In Bezug auf seine künstlerische Methode vergleicht Sievers Shakspeare mit Bacon. Wie jener das Experiment in die Naturwissenschaft einführt, so Shakspeare in die Kunst. Auf den Ausspruch Bacon's: „die Natur ist ein Proteus, der nur antwortet, wenn man ihn zwingt und bindet", sei Shakspeare's ganze Compositionsweise gegründet. Genau wie Bacon durch ein consequent-wissenschaftliches Verfahren die Thatsachen erst rein darzustellen strebt, ehe er daran geht, das in ihnen wirkende Gesetz aufzusuchen, so stelle Shakspeare mit dem genialen Griff des Künstlers Menschen hin, in denen alles Unwesentliche und Zufällige, alles blos Individuelle von vornherein getilgt ist, Normalindividuen gleichsam, und diesen Menschen gegenüber bringt er nun jenen Ausspruch Bacon's zur Geltung. Wenn Sievers weiterhin meint, es sei immer nur eine Auffassung eines Shakspeare'schen Werks möglich, so ist dies eine Behauptung, welche durch die zahlreichen abweichenden Commentare derselben Stücke in eine ironische Beleuchtung gerückt wird.

Den Entwickelungsgang Shakspeare's theilt Sievers in drei Perioden:

„Die erste ist die Periode der begeisterten Erfassung des Ideals, der in allen Sphären des menschlichen Daseins ihm entgegentretenden Immanenz Gottes und der auf sie begründeten menschlichen Freiheit; es ist die Periode der aus jedem Kampf sich neu und unversehrt wiederherstellenden glaubensvollen Begeisterung, und ihr Charakter ist bei allem Realismus der Darstellung der rein idealistische. In der zweiten stellt er sich die dem Menschen gesetzten Grenzen seiner Macht vor Augen und mißt zugleich die Welt, wie sie thatsächlich ist, mit allen ihren Mängeln an dem idealen Bilde, das er von ihr in sich trägt; es ist die Periode des Realismus, und er selbst erscheint hier als der völlig gereifte Mann von ebenso gewaltigem Streben wie von sicherer Selbstbescheidung und bei aller Klarheit über die wirkliche Welt doch von unerschütterlicher Treue gegen sein Ideal. Die dritte Periode endlich ist die des innern und äußern Abschlusses mit der Welt; ihr Charakter ist ein vorwiegend religiöser, sie stellt die Forderung innerer Läuterung und absoluter Hingebung an Gott; als Grundton geht durch diese Periode jene ernste Sammlung und verklärte Heiterkeit, für die die Welt mit ihren Freuden und Schmerzen bereits weit hinten liegt.

Erst nach Vollendung des Werks wird sich entscheiden lassen, inwieweit Sievers den Beweis für die Richtigkeit dieser Eintheilung zu geben vermochte. Zunächst scheint uns der Entwickelungsgang, wie ihn Alfred Meißner in einem kleinen geistvollen Aufsatz auseinandersetzte, treffender und schlagender bezeichnet.

Wenn wir uns nun mit Sievers zu den einzelnen Dichtungen und Dramen wenden, so müssen wir freilich die Kritik, an die uns Rümelin gewöhnt hat, wieder an den Nagel hängen und uns ganz von den hochgehenden Wellen der Apotheose schaukeln lassen. Ja, Sievers versucht selbst eine Ehrenrettung derjenigen Stücke, von denen andere begeisterte Ausleger eine geringere Meinung hegten, wie z. B. von der „Komödie der Irrungen" und den „Edelleuten von Verona". Nur „Die bezähmte Widerspenstige" wird als das am wenigsten selbständige Stück, das durch die Verbindung heterogener Elemente die stärksten Bedenken errege, preisgegeben. In „Venus und Adonis" findet der Erklärer mehr, als andere Menschenkinder in dieser Nachdichtung des antiken Mythus zu finden pflegen: eine Rechtfertigung der Sinnlichkeit, die in der menschlichen Natur von vornherein auf geistigem Boden steht, eine Verkündigung der Menschenwürde, des sittlich-geistigen Gehalts der menschlichen Natur u. s. w. „Die Leidenschaft der Göttin hat ihre Quelle gar nicht in der Sinnlichkeit, sondern im Geist." Da ist Adonis anderer Ansicht, er sagt nach Jordan's Uebersetzung:

> Leicht widerlegen kann ich deine Gründe,
> Die Lust nur, nicht die Liebe muß ich hassen.
> Du zeigst mir glatt und breit den Pfad der Sünde;
> Du möchtest jeden Fremdling gleich umfassen u. s. f.

Die Venus ist bei Shakspeare durchaus sinnlich, wollüstig, brünstig — kein Zipfelchen von dem Gedanken, in den der Philosoph die nackte Göttin so anständig einhüllt, guckt aus der ganzen Dichtung hervor. Und was die beiden Thierbilder betrifft, so sollen sie dazu dienen, „die principielle Erhabenheit des Menschen sowol über die Sinnlichkeit wie über den Selbsterhaltungstrieb, mit einem Worte über den Instinct darzustellen". Was den Hengst betrifft, so macht die Göttin selbst die entgegengesetzte Nutzanwendung. Uns scheinen die beiden Thierlarven, wenn man den „Hasen" nicht ganz einfach als ein mit Liebe ausgemaltes Jagdbild betrachten will, eine mehr ironische Bedeutung zu haben. Der junge Shakspeare lächelt gerade sehr skeptisch zu dieser „Verherrlichung der Menschenwürde", die ihm sein „Commentator" unterlegt. Wärst du, junger Knabe, dem sinnlichen Triebe gefolgt wie der Hengst — du wärst noch am Leben! Das Gedicht ist eine Apotheose der Wollust — und selbst der Fluch, den Venus auf die Liebe schleudert, ist doch nur eine Folge des versagten Genusses.

Auch was Sievers über die „Lucretia" sagt, ist voll von Widersprüchen. Der Tadel, der die Verwischung des antiken Geistes, den sentimental-reflectirenden Grundton

trifft, ſowie den Widerſpruch des italieniſchen Kunſtſtils zu dem Gedankeninhalt iſt wohlbegründet; doch zur Entſchädigung für dieſe Fehler ſoll das Gedicht „die erſte große Theodicee des Dichters ſein, eine Rechtfertigung Gottes in Bezug auf die Exiſtenz des Uebels in der Welt“. Wir bekennen, daß wir durch die weitſchweifigen Auseinanderſetzungen des Erklärers nicht entfernt zu ſeiner Anſicht bekehrt worden ſind. Die Differenzen, die Sievers angibt, finden wir wol wieder, die Anklagen gegen die Gottheit, den Skepticismus und Peſſimismus, doch nicht die Löſung derſelben. „Der Menſch iſt Herr ſeines Schickſals“ — das liegt allerdings in der That der Lucretia, aber nicht in der Darſtellung derſelben durch den Dichter. Sonſt hätte er dieſe That verherrlichen müſſen; doch ſein Brutus, der den Chorus bildet, ſpricht von dem „theuern Weibe“,

Das leider ſelbſt in ſchwerem Irrthum fehlte
Und ſtatt des Feindes ſich zum Opfer wählte.

Shakſpeare nahm den Stoff, wie er vorlag, deutete alle Gelegenheiten zu farbenreichen und üppigen Schilderungen aus, die er darbot, ſchob ohne allen Sinn für künſtleriſche Architektonik noch eine Beſchreibung der Zerſtörung Trojas und zwar an gänzlich ungeeigneter Stelle ein und durchwob das Gedicht mit verſchiedenartigen Reflexionen, wie ſie gerade aus der Situation hervorgingen, mit vorwiegend ſkeptiſcher Tendenz. Er hat in dieſer ſchwülſtigen und verfehlten Dichtung keine Theodicee ſchreiben wollen und auch keine geſchrieben. Mit dieſen Blaſebälgen der Dialektik, wie ſie Sievers hier handhabt, getrauen wir uns das hohlſte Gedicht zu einer Weltkugel aufzublaſen.

Dieſe dialektiſche Ausdonnerung, die aus jeder Mücke einen Elefanten macht, zeigt ſich nicht minder bei der Analyſe, die Sievers von den einzelnen Dramen gibt.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Geſchichte und Geſchichtſchreibung.

Geſchichte und Geſchichtſchreibung unſerer Zeit. Von Ernſt Petſche. Leipzig, O. Wigand. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die „Geſchichte der Civiliſation in England“ von Henry Thomas Buckle und die in der Einleitung dieſes Werks aufgeſtellten Geſichtspunkte beginnen auch in Deutſchland ihre Nachwirkungen zu äußern. Wenn wir den Heißſpornen der Neuerung glauben dürfen, ſo ſteht die ganze ſeitherige Art und Weiſe der Geſchichtſchreibung in Frage und erhebliche Zweifel an ihrem wiſſenſchaftlichen Werthe — was auch ihr künſtleriſcher ſein möge — erwachen auf allen Seiten. Die vorliegende Schrift von Ernſt Petſche iſt gleichſam ein Sturmvogel des kritiſchen Unwetters, durch welches die Geſchichtſchreibung demnächſt hindurchzuſegeln hat. Der Verfaſſer erklärt als ſeine Abſicht:

zu zeigen, daß die Geſchichtſchreibung ihre Aufgabe nicht begriffen hat, indem ſie die verſchiedenen Zwecke der Kunſthiſtorie und der Geſchichtswiſſenſchaft verkennt, und die Folgen dieſes Zuſtandes darzuſtellen. Um den Gegenſatz dieſer beiden Arten der Geſchichtſchreibung und beide in ihrem Weſen zu zeigen und zugleich von der Möglichkeit zu überzeugen, daß die Geſchichte auf eine andere und mehr erfolgreiche Weiſe als bisher behandelt werden kann, habe ich auf einzelne Gegenſtände tiefer eingehen müſſen, als es der Zweck dieſer Schrift erlaubt.

Der Nachweis, wenn man es ſo nennen darf, daß die ſeitherige Geſchichtſchreibung zur Auffindung poſitiver, gleich den Geſetzen der Naturwiſſenſchaft unumſtößlicher, mit Sicherheit anzuwendender Geſetze nicht gelangt iſt, ein Nachweis, der ausführlich auch in Buckle's geiſtvoller Einleitung entwickelt wurde, muß dem Verfaſſer ſelbſtverſtändlich gelingen. Er geht von der Darlegung aus, daß man in den Naturwiſſenſchaften erſt dann zu erſprießlichen Reſultaten gelangt ſei, als man die Aufſtellung willkürlich erdachter Syſteme und aus ihnen gezogener Schlüſſe mit der Erfahrungsmethode vertauſcht habe. Die Anwendung dieſer Methode ſei bisher faſt ausſchließlich im Bereich der eigentlichen Naturwiſſenſchaften geſchehen. Unter den Geſellſchaftswiſſenſchaften habe diejenige, welche vor allen andern zur Anwendung berufen ſei, die Geſchichte, kaum den erſten ſchwachen Verſuch dazu gemacht. Der Verfaſſer räumt allerdings ein, daß man in neuerer Zeit die Betrachtung der allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſtände in die Geſchichtſchreibung hineingezogen habe, meint aber, daß auch die Culturgeſchichte ſich nie über die erzählende Darſtellung hinaus erhob. Er bekennt ſich daher zu Buckle's Wort, daß jeder Geſchichte ſchreiben könne, der nur viele Bücher geleſen habe.

Die Uebertreibung in dieſer Behauptung liegt ſo ſehr auf der Hand, daß es unnöthig iſt, dieſelbe erſt noch beſonders zu beſtreiten. Was man auch im Sinne Comte's und Buckle's (und der Verfaſſer der vorliegenden Schrift iſt lediglich ein Plaideur für deren Anſchauungen) über die erzählende Geſchichte und das wiſſenſchaftliche Gewicht der „Kunſthiſtorie“ denken mag: nicht „jeder“, der viele Bücher geleſen hat, iſt ein Thucydides, Tacitus, ſo wenig wie ein Macchiavell, Davila, Hume oder Macaulay. Es iſt kläglich, daß in Deutſchland abſolut kein neuer Geſichtspunkt, kein fruchtbarer Gedanke aufgeſtellt werden kann, ohne zunächſt die Form craſſeſter Uebertreibung anzunehmen. Die erzählende Methode, erläutert der Verfaſſer, führe nothwendig zu einem willkürlichen Standpunkt, ſie ſei beſchreibend und darſtellend, aber nicht forſchend und unterſuchend. Die bloße Erzählung der Thatſachen ſei etwas ſo Dürftiges, daß ſie ſelbſt dem geiſtloſen Leſer nicht genügen würde, folglich ſei der Geſchichtſchreiber gezwungen, den Eindruck, den die Thatſachen auf ihn machen, inſofern er ſie in einem beſtimmten Zuſammenhange darſtellen müſſe, durch das künſtliche Medium eines Syſtems zu reproduciren. Dies führe nothwendig zur theologiſchen Betrachtungsweiſe ſtatt zur Forſchung nach den ſichern Geſetzen der Geſchichte:

Die philoſophiſche Erklärungsweiſe, deren Product die Philoſophie der Geſchichte iſt, hat nur Phantaſien und Hypotheſen zu Tage gebracht und iſt nicht im Stande, die Wahrheit zu ermitteln, weil ſie faſt gänzlich von den Thatſachen abſtrahirt.

Wenn demnach die ganze ſeitherige Geſchichtſchreibung in keiner Weiſe im Stande geweſen wäre, eine wiſſenſchaftliche Bedeutung und Berechtigung zu gewinnen, ſo

entstände die Frage, auf welchem Wege sie dieselbe in Zukunft zu erreichen vermöchte. Die Geschichte als Wissenschaft muß nun darin bestehen, daß sie die Gesetze erforscht, welche den historischen Erscheinungen der Gesellschaft zu Grunde liegen. Nach dem, was der Verfasser über die naturwissenschaftliche Methode voraufgeschickt, sollte man meinen, daß er die Anwendung derselben ohne alle Einschränkungen und Bedenken empfehlen werde. Aber er selbst verkennt die Schwierigkeiten dabei nicht. Die Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft bieten keineswegs die Regelmäßigkeiten der Naturerscheinungen; in der menschlichen Gesellschaft zeigt sich ein Agens, das selbstbewußt handelt und in jedem Augenblick den Dingen einen nicht vorherzusehenden Verlauf geben kann. Wenn der Verfasser so viel vom freien Willen einräumt und zugibt, daß der Entschluß des Menschen bis zu einem gewissen Grad unabhängig sei, so hat er damit die Berechtigung und Bedeutung der Specialgeschichte unbewußt schon zugestanden. Er sagt indeß weiterhin:

Die Geschichte kann die inductive Methode allein nicht anwenden, weil die gesellschaftlichen Erscheinungen von einer Verbindung von Ursachen abhängen und deshalb weder durch Beobachtung noch durch Experiment zum Gegenstand einer wirklichen Induction gemacht werden können, und sie kann die rein deductive Methode nicht anwenden, weil die Erscheinungen vermöge ihrer Veränderlichkeit sich nicht abstract aus andern deduciren, geschweige nach allgemeinen Principien erklären lassen. Es läßt sich keine bestimmte Regel für die Forschungsmethode aufstellen. Der Forscher kann je nach den Umständen durch die Anwendung beider Methoden, der Induction und der Deduction, der Synthese und der Analyse, mit Vorherrschen der concret deductiven, indem er sich möglichst an die Thatsachen hält, die Erscheinungen und die Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft erforschen. Ebenso wie der Naturforscher die Gesetze erforscht, nach welchen die Erscheinungen entstehen und vor sich gehen, so hat auch der Geschichtschreiber zu untersuchen, wie eine gewisse gesellschaftliche Erscheinung entstanden ist, wie sie sich verhält und von welchen Folgen sie begleitet ist. Das Ergebniß ist das Gesetz.

Nun ist es für Jedermann offenbar, daß Gesetze dieser Art, die unabhängig vom Willen und dem Streben der Individuen der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen und die großen Erscheinungen derselben unzweifelhaft bestimmen, für weite Gebiete, für große Zeiträume wirkend sind, sodaß die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten bei dieser Wissenschaft gar nicht in Frage kommen würde. Der Verfasser ist davon so sehr überzeugt, daß er erklärt, „der Gegenstand der Geschichte ist die ganze Menschheit und kein einzelnes Volk". Er verwahrt sich zwar dagegen, daß der Geschichtschreiber nichts anderes thun solle, als die Ursachen und Wirkungen zu erforschen und die Reihe derselben aufzuzählen, aber er erklärt auf das bestimmteste der seitherigen Geschichtschreibung (soweit sie wissenschaftliche Geltung beansprucht, denn ihr künstlerisches Verdienst bestreitet er minder schroff als Buckle) den Krieg. Die seitherige Geschichte behandelt nach ihm

Dinge, die gar nicht der Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung sein können. Sie behandelt die Politik, die häufig nur aus den Handlungen und den Ränken besteht, die von den Unterdrückern der Völker zur Knechtung derselben und zur Vergrößerung der Regierungsmacht angewandt sind. Sie beschäftigt sich mit Biographien sogar der unbedeutendsten Subjecte, von Leuten, die in andern Lebensstellungen unter dem Niveau der allgemeinen Bildung geblieben und vielleicht in Zuchthäusern oder auf dem Schaffot gestorben wären. Aber die Politik, der Krieg und die Biographie gehören fast ausschließlich in das Bereich der darstellenden Kunst und nicht umständlich und unbedingt in die wissenschaftliche Geschichtschreibung. Sie gehören in diese nur insoweit, als die Handlungen der Menschen und ihr Charakter von allgemeinen Ursachen bedingt werden. Durch jenes Verfahren der Geschichte ist es leider zur Sitte geworden, den Regierungen und überhaupt den herrschenden Ständen einen übermäßig großen Einfluß auf den Gang der Dinge zuzuschreiben. Aber die Menschen sind ohnmächtig gegenüber der Logik der Thatsachen und dem Gang der Ereignisse, und von wissenschaftlichem Standpunkte ist das ohne Bedeutung, was man uns unter dem Namen der Politik erzählt. Sie hat wenig vollbracht und die Welt wenig verändert.

In diesem radicalen Bruch mit der Geschichte der einzelnen Völker, Staaten, Zeiten und Menschen liegt ohne Zweifel ein bedeutsamer und für die Zukunft der historischen Wissenschaft fruchtbarer Gedanke, aber andererseits auch die schlagendste Kritik der Petsche'schen Schrift. Der Verfasser will positive Unterlagen der Geschichte erobert wissen, die sich zur Geschichtschreibung, ihren Zielen und Zwecken denn doch nur verhalten würden wie die großen positiven Gesetze der Mechanik zu den Werken der Architektur. Die letztern können der erstern nicht entrathen, sie dürfen den Gesetzen der Mechanik nicht widersprechen, aber sie haben noch einen ganz andern Zweck, als den, die Richtigkeit dieser Gesetze zu erweisen. Der Verfasser fordert eine Trennung der Geschichte als „erzählende Kunst" und der Geschichte als „Wissenschaft":

Die erstere soll uns von einem bestimmten idealen Standpunkte die Handlungen der Menschen und die Ereignisse erzählen, die andere soll die Erscheinungen erklären und die Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft erforschen. Die Geschichtswissenschaft muß die naturwissenschaftliche Methode anwenden, weil ohne sie keine Erforschung von Gesetzen möglich ist. Sie allein darf Entwickelungsgesetze aufstellen, aber nicht die Geschichte als Kunst. Wenn diese jetzt Gesetze aufstellt, so handelt sie unrecht, denn es besteht noch keine Geschichtswissenschaft, welcher sie dieselben entnehmen könnte. Die Trennung beider ist durchaus nothwendig. Nur wenn sie durchgeführt ist, wird es möglich sein, die Wahrheit zu erforschen und durch die Kenntniß der Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft unsere Bildung und unsere Wohlfahrt zu befördern.

Dies letztere, meint also der Verfasser, stehe außer der Macht der vergangenen wie der heutigen Geschichtschreibung. Weil es unleugbar ist, daß in Aufstellung „historischer Gesetze" vielfach mit philosophischer und subjectiver Willkür verfahren wird, weil sich nicht in Abrede stellen läßt, daß unsere historische Bildung an großen Mängeln krankt, vindicirt er der Geschichte auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt lediglich die Wirkungen der Poesie (und hat diese nichts zu unserer Bildung beigetragen?), ja er versteigt sich zu der Behauptung, daß die Geschichte als darstellende Kunst und die Poesie sich durch ihren Inhalt überhaupt gar nicht unterscheiden, was, selbst wenn man den eigensten Standpunkt des Verfassers zugibt, ungefähr der Behauptung gleichkommt, daß eine gut ausgeführte Porträtlandschaft sich in nichts von einer

freiſchöpferiſchen Compoſition unterſcheide. Aber daß der Standpunkt an und für ſich ein ſchiefer iſt, erhellt aus der oben geforderten, als abſolut nothwendig behaupteten dauernden Trennung der Geſchichte als Wiſſenſchaft und als Kunſt, während es augenſcheinlich iſt, daß dieſe Trennung das Uebel vermehren ſtatt beſeitigen würde. Die Arbeit der Forſchung und der Darſtellung wird natürlich (wie es in anderer Richtung auch ſeither geſchah) vielfach getheilt werden müſſen. Aber inwiefern der Kunſthiſtoriker von der Erforſchung und, ſoweit ſie erforſcht ſind, von der Anwendung der poſitiven hiſtoriſchen Grundgeſetze entbunden ſein ſollte, können wir nicht wol einſehen. Daß die Feſtſtellung weniger, einmal für alle geſellſchaftliche Entwickelung, ſodann für Jahrhunderte, für Völkergruppen und rieſige Erdräume gültigen Geſetze nicht die einzige Aufgabe einer ganzen Wiſſenſchaft ſein kann, leuchtet ein. Die „Geſchichtswiſſenſchaft" würde daher nothwendig nach den Geſetzen und Verhältniſſen auch der Einzelerſcheinungen, der Einzelbildungen forſchen, damit zur Specialgeſchichte zurückkehren und früher oder ſpäter mit der Geſchichte als darſtellender Kunſt wieder in eins verſchmelzen müſſen. Selbſt Buckle liefert dafür den Beleg, und wie hoch erhaben er ſich über den „Darſteller" Macaulay auch geglaubt haben möge, ſo wäre der Nachweis zu führen, daß ſeine Reſultate im einzelnen mit denen des erzählenden Hiſtorikers genau zuſammentreffen.

Wenn es unzweifelhaft nur von den weſentlichſten und fruchtbarſten Folgen ſein kann, daß die Geſchichte mehr und mehr die große Entwickelung der Dinge, welche abſeits der Politik und des Kriegs liegt, als die Hauptſache ins Auge faſſe (worauf übrigens die neueſte Wendung der Geſchichtſchreibung ſchon hindeutet), ſo iſt doch das Anathem, welches der Verfaſſer den „Nichtigkeiten" der Politik zuſchleudert, völlig ungerechtfertigt. Es iſt wahr, daß die Regierungen, ihre Verdienſte und Misgriffe nicht für Jahrhunderte wirkſam ſind. Aber dieſe Betrachtung, ſo tröſtlich ſie der Menſchheit ſein mag, kann dem Menſchen, deſſen Lebenszeit nach der Schrift ſiebzig und zehn und nach den Erhebungen der Statiſtik viel weniger iſt, die Einſicht nicht nehmen, daß ſein Wohl und Wehe tauſendfach von den Handlungen und Entſchließungen der mit ihm Lebenden abhängt; daß die Politik ſo wenig ſie im Großen vollbringen, ſo wenig ſie die Welt verändern mag, doch auf das Schickſal der einzelnen Geſchlechter vom entſcheidendſten Einfluß iſt; daß, ſo nichtig Tauſende von Perſönlichkeiten für die Menſchheit waren, ſie doch für ihre Zeit und für ihre Umgebungen gewaltig viel bedeuteten. Und das Intereſſe, welches daher die Specialgeſchichte an der Politik, am Kriege, an der Biographie und ähnlichen perhorreſcirten Gegenſtänden nimmt, iſt nicht blos ein gerechtfertigtes, ſondern ein unabweisliches. Daß bei der praktiſchen Anwendung der überlieferten Geſchichte unendliche Charlatanerie getrieben wird, daß eine viel kleinere Anzahl von Menſchen, als man gemeinhin annimmt, im Stande iſt von der hiſtoriſchen Darſtellung einen andern Nutzen zu ziehen als den der Unterhaltung, iſt freilich wahr. Aber dies beweiſt nicht, daß die darſtellende Geſchichte an und für ſich nur zu Irrthümern und Vorurtheilen führen müſſe.

Der letzte Theil der Petſche'ſchen Schrift iſt vorwiegend einer Polemik gegen verſchiedene Hiſtoriker und Nationalökonomen (Wilhelm Roſcher, Gervinus, Max Wirth u. a.) gewidmet, und beweiſt wenigſtens, daß der Verfaſſer dem Unheil, das er aus der „Autorität" entſprießen ſieht, kräftigſt entgegenzuwirken bemüht iſt. Wir haben darauf um ſo weniger einzugehen, als es an Erwiderungen gegen dieſe Polemik an geeigneter Stelle ſchwerlich fehlen wird.

Auf alle Fälle darf die Petſche'ſche Schrift ſo wenig wie die Bücher Comte's, Buckle's (denen der Verfaſſer den Amerikaner Henry Carey als bahnbrechenden Denker und Forſcher in dieſer Richtung hinzufügen durfte) von irgendjemand, der ſich ernſtlich mit der Geſchichte beſchäftigt, außer Acht gelaſſen werden. Sie regt große Fragen, gewichtige Zweifel an, und wenn ſie die erſtern weder endgültig beantwortet, noch die letztern überzeugend löſt, ſo liegt doch auch in der bloßen Anregung ein Verdienſt, dem Einſeitigkeiten und Schroffheiten leicht zugute zu halten ſind.

Adolf Stern.

Römiſche Studien zweier deutſchen Katholiken.

1. Reliquien aus Rom. Zur Kunſtgeſchichte und Volkskunde. Geſammelt von J. Sighart. Augsburg, Kranzfelder. 1865. 8. 22½ Ngr.
2. Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Sebaſtian Brunner. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Während längere Zeit hindurch faſt alle Berichte deutſcher Reiſenden über Italien entweder von einem confeſſionsloſen, oder proteſtantiſchen, oft antipäpſtlichen Standpunkte aus abgefaßt waren, iſt das in den letzten Jahren vielfach anders geworden. Seitdem der römiſche Hof, wenigſtens was ſeine zeitliche Herrſchaft anlangt, in einen Kampf auf Leben und Tod mit den bewegenden Mächten des Jahrhunderts getreten iſt, hat er alle ſeine ſtreitbare Mannſchaft zu den Waffen gerufen, und wir haben in d. Bl. ſchon öfters Gelegenheit gefunden, über die Apologien und Streitſchriften ultramontaner Federn zu referiren. Wir ſind weit entfernt, den Anhängern des Alten und Beſtehenden das Recht des Kampfes gegen die vorwärtsſtrebenden und revolutionären Mächte der Gegenwart verkümmern zu wollen. Wir gönnen ihnen von Herzen gleichen Wind und gleiche Sonne mit ihren Gegnern, froh, daß der lange im Finſtern ſchleichende Streit auf den offenen Markt der Literatur und des Lebens hinaustritt, und vollkommen unbeſorgt um ſeinen endlichen Ausgang. Freilich können wir es nicht billigen, daß die Vertheidiger des Papſtthums, ſtatt gerade auf ihr Ziel loszugehen, ihren Schriften meiſt die täuſchende Maske eines einfachen Reiſeberichts vorhängen, welche den weſentlichen Inhalt und Hauptzweck des Werks nur als etwas ungeſucht und gleichſam zufällig Hervortretendes erſcheinen laſſen ſoll, während gerade im Gegentheil der harmloſe erzählende und beſchreibende Theil gewöhnlich als ein nur mühſam angefügtes Beiwerk erſcheint. Man fühlt die

Absicht, und man wird verstimmt. Leider haben sich auch noch keine ultramontanen Reiseschriftsteller gefunden, die einem Stahr, Gregorovius, Reuchlin u. a. die Spitze bieten könnten, um das deutsche Publikum eines Bessern über italienische Zustände zu belehren, wenn wir gleich nicht zweifeln, daß die Schriften eines Brunner, Bahlmann und Genossen in manchen Kreisen, zumal Altbaierns und Westfalens, sehr beifällig aufgenommen worden sind.

Daß die Berichte eines Gläubigen aus der Metropole der katholischen Welt, sowenig er im übrigen zum streitbaren Heere des Ultramontanismus gehören mag, ganz anders gefärbt erscheinen müssen, als die des Protestanten oder Skeptikers, ist nicht nur natürlich und selbstverständlich: es kann eine solche Färbung, wo sie ungesucht und absichtslos hervortritt, dem Buche einen besondern, ich möchte fast sagen poetischen Reiz verleihen, der jenem mehr negativen Standpunkte nothwendig abgeht. Es wäre thöricht, mit einem solchen rechten zu wollen, auch wenn der begeisterte Glaube Dinge geschaut hat, die einem nüchternen Auge verborgen geblieben sind. So ist es mit dem Sighart'schen Buche: „Reliquien aus Rom" (Nr. 1). Bestimmt, eine Aehrenlese auf dem unendlichen Felde römischer Kunstdenkmäler und zugleich eine Anzahl Züge zu dem schon so oft gemalten Bilde des römischen Volkslebens zu bieten, liefert es uns zumal in dem Berichte über die Katakomben, nach dem großen noch unvollendeten Rossi'schen Werke*), über die verlorenen Basiliken, über das Grab Kaiser Otto's II., die Miniaturen der heidelberger Bibliothek im Vatican u. s. w. sehr schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß des noch immer nicht vollständig ans Licht geförderten Reichthums der Ewigen Stadt an historischen und Kunstdenkmälern, und bringt dabei den katholischen Standpunkt des Verfassers nur in einer Weise zur Erscheinung, die weder dem Werthe noch dem Eindruck des Buchs Eintrag thut. Wer wollte es ihm in der That verübeln, daß seine Verehrung für den Vater der Gläubigen ihn in Pius IX. eine „stets von übernatürlicher Begeisterung und Heiterkeit zeugende Erscheinung" und noch immer einen der schönsten Männer in Rom erblicken läßt? „Rose und Lilie erscheinen verbunden vor uns, wenn wir den greisen Papst mit zartem, rosigem Antlitz in schneeweißem Talar vor uns sitzen sehen. Zugleich schreitet Pius noch immer so rasch und rüstig durch die Säle des Vatican oder die Hallen der Peterskirche, als ob er noch Jahrzehnte zum Aerger der Gegner diesen Gang zu machen gedächte." Der Referent muß freilich gestehen, daß, als er vor nunmehr 13 Jahren den Papst öfters in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatte, die zerflossenen Züge des aufgeschwemmten Gesichts, die bleiche Farbe und der leidende, wenn auch sanfte und wohlwollende Ausdruck des matten Auges in schneidendem Contraste zu dem Idealbilde standen, das uns Sighart hier von dem Siebziger entwirft. Es ist eben die Wirkung der begeisterten Liebe, mit der das entzückte Auge ihn angeschaut; wesentlich dasselbe Gefühl, aus dem auch die gläubige, von allen profanen Zweifeln freie Verehrung entspringt, mit welcher der Verfasser alle die zahllosen Heiligenzellen besucht und beschreibt, die dem Fremden in Rom gezeigt werden.

Uebrigens ist Sighart unbefangen genug, nicht alles in Rom in dem rosigen Lichte zu sehen wie das Antlitz des Heiligen Vaters. Es ist ihm nicht verborgen, daß die Mönchsorden „keineswegs mehr alle in der ersten Liebe wandeln" und daß das geistliche Gewand oft genug fleischlichen Sinn verhüllt. Begegnet er sich auch mit Brunner, mit dem er in Rom zusammentraf, in einer übertriebenen Verehrung für die lieblichen schwärmerischen Bilder Fra Angelico's, den er den Fürsten der christlichen Maler nennt, so macht ihn doch seine Begeisterung für die Residenz des Papstes nicht so blind für die Wirklichkeit, um, wie jener, der bildenden Kunst des gegenwärtigen Rom die unbedingt höchste Stelle anzuweisen. Nach einer kurzen Uebersicht dessen, was auf diesem Felde in Rom in der Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Chromolithographie, Kupferstecherkunst und Mosaikfabrikation neuerdings geleistet ward, erklärt er ausdrücklich, „daß die bildenden Künste in Rom noch nicht die Höhe der Entwickelung erreicht haben, die wir in Deutschland erlebten während eines funfzigjährigen Friedens". Freilich hält auch er es für nöthig, den Katholicismus zu vertheidigen gegen den Vorwurf, als ob derselbe an dieser geringern Blüte der Kunst in Rom die Schuld trage. Gewiß ist es ein Fehlschluß, wie er hinzufügt, aus dem jeweiligen Zustande der Künste und Wissenschaften auf die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion zu schließen. Aber sein Glaubensgenosse Brunner ist anderer Meinung. Ihm ist die katholische und par excellence die römische Kunst die höchste, ja die einzig wahre. Alles übrige, so glänzend es scheinen mag, ist ihm im Grunde nur Afterkunst und Afterwissenschaft, die entweder mit souveräner Verachtung behandelt oder als gemeingefährliches Teufelswerk denuncirt wird. Wir mögen Sighart darin recht geben, daß die humanistische Richtung des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien manche Auswüchse mit sich brachte; es war eine freilich naheliegende Verirrung, wenn man in dem antiken Classicismus in Kunst und Wissenschaft nicht nur ein formelles, sondern auch ein materielles Vorbild erblickte. Aber damit begnügt sich Brunner nicht. Nicht allein, daß für ihn die Kunst des „brutalen und verpönten Heidenthums" bei allen Vorzügen in ihrer Naturalistrung(!) nie etwas an sich hat, das erheben oder gar beseligen könnte; für ihn ist die ganze Renaissance ein entsetzliches Unglück, eine Art neuen Sündenfalls, der über den Occident hereinbrach. Natürlich: indem die erwachende Kenntniß der alten Cultur ein Haupthebel war, dem finstern Aberglauben und der crassen Unwissenheit des Mittelalters und somit der absoluten Pfaffenherrschaft ein Ende zu machen, vielleicht gar die Reformation vorzubereiten, erkennt er instinctmäßig darin den gefährlichsten Feind der eigenen Richtung und ruft mit Stentorstimme sein: anathema sit!

Als wir den Titel des Brunner'schen Werks: „Hei-

*) La Roma sotterranea christiana, descritta e illustrata dal Cav. G. B. de' Rossi etc. (Band 1, Rom 1865).

tere Studien und Kritiken in und über Italien" (Nr. 2), laſen, hofften wir auf eine Reihe humoriſtiſcher Schilderungen, etwa im Stile eines Ulrich Megerle, für den der Verfaſſer ein unleugbares Talent hat, und wir hätten ihm in dieſem Falle gern einige Kapuzinaden zugute gehalten, ſelbſt wenn die Derbheit, wie ihm das einmal nicht anders möglich zu ſein ſcheint, hier und da etwas ausarten ſollte. Aber der Inhalt ſtraft den Titel vollſtändig Lügen. Die beiden dicken Bände, von denen ſich der erſte mit Oberitalien, Toscana und Neapel, der zweite faſt ausſchließlich mit Rom beſchäftigt, enthalten im Grunde wenig anderes als eine Unzahl unzuſammenhängender Tagebuchsnotizen und „Leſefrüchte", durch die ſich als rother Faden eine mit den derbſten Schimpfwörtern gewürzte Polemik gegen alle, welche über Italien und italieniſche Angelegenheiten anders zu denken wagen als der Verfaſſer, hindurchzieht. Der poſitive Inhalt iſt dabei ziemlich mager. Allerdings erklärt Brunner, daß er hier nur eine Nachleſe zu ſeinem frühern italieniſchen Reiſewerke *) liefern wolle. Sein wahrer Zweck aber iſt, dem Reiſenden in Italien eine gefärbte Brille aufzuſetzen, durch welche er alles in der eigenthümlichen Brunner'ſchen Beleuchtung erblicke. In der That macht er daraus kein Hehl. Es heißt (I, 14):

Der gebildete Reiſende ſoll ſich mit den Gegenſtänden der Betrachtung in eine harmoniſche Stimmung zu verſetzen ſuchen; es hat aber nicht jeder Zeit, durch längere vorhergehende Studien in den rechten Einklang mit dieſen Gegenſtänden zu kommen, er wird ſich mit den Reſultaten der Studien anderer begnügen und dieſe zu benutzen ſuchen; derlei Reſultate, aus Leſen und Sehen hervorgegangen, ſollen nun hier dem dafür empfänglichen Leſer wie eine Stimmgabel in die Hand gegeben werden. Wer die rechte Stimmung mitbringt, der wird in ſich auch die Harmonie des rechten Verſtändniſſes zu Wege bringen.

Wir hoffen, daß nicht viele unſerer reiſenden Landsleute in Italien ſich der Brunner'ſchen Stimmgabel bedienen werden; ſie würden bald entweder in einen Wirrwarr unauflöslicher Diſſonanzen gerathen, oder ihre Ohren gewaltſam gegen den größten Theil der auf der Halbinſel erklingenden Töne verſchließen müſſen. Brunner's Kammerton iſt der Kloſterton. Wie er das Kloſterleben für die höchſte Stufe des irdiſchen Daſeins hält, ſo hat er mit einer anzuerkennenden Emſigkeit und Ausdauer eine Unzahl von Werken von Kloſtergeiſtlichen über Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft ſtudirt, und benutzt ſie vorwiegend, um den Reiſenden in Italien zu orientiren. Auch ſonſt gilt freilich von ihm das Goethe'ſche Wort: „Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt, allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen." Aber dieſe ſonſtige, mit oft faſt naiver Oſtentation ſich breitmachende Beleſenheit wird doch nur zu polemiſchen Zwecken oder zur Schauſtellung der eigenen Gelehrſamkeit benutzt. Freilich richtet ſich die Polemik zum Theil gegen Windmühlen. Die ewig wiederkehrenden Tiraden gegen den alten Nicolai und ſeine berüchtigten ſchwarzen Plagegeiſter, die man ſeit einem halben Jahrhundert mit Recht abgethan glaubte, und gegen eine Unzahl anderer meiſt ziemlich obſcurer Reiſebeſchreiber ſind entſetzlich ermüdend, während die bedeutendſten proteſtantiſchen Reiſenden mit Stillſchweigen übergangen werden.

Brunner hat ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt. Italien als der Mittelpunkt des katholiſchen Kirchenthums ſteht ihm unendlich hoch, ja hoch über dem eigenen Vaterlande. Aber das Italien, das er verehrt, iſt natürlich nur das päpſtlich geſinnte, und es bedarf keines geringen Geſchicks im Volteſchlagen mit Worten und Thatſachen, keiner geringen Simulation und Diſſimulation, um die ultramontane Partei und das italieniſche Volk, wenigſtens in ſeiner Mehrheit, als Synonyme erſcheinen zu laſſen. Die alte Fabel von der kleinen, aber rührigen Partei, von den Beſtechungen und tyranniſchen Gewaltacten der treuloſen und blutdürſtigen „piemonteſiſchen" Regierung, von den franzöſiſchen Intriguen u. ſ. w. muß natürlich wieder herhalten. In der Einleitung wahrt ſich der Verfaſſer gegen den Vorwurf des Fanatismus; wenn er proteſtantiſche Schriftſteller angreife, ſo geſchehe es nie aus Intoleranz, nie offenſiv, ſondern defenſiv; wenn ſie Freunde der Wahrheit ſeien, ſpreche er die größte Achtung für ſie aus. Das mag ſein. Es iſt nun aber ein Unglück für ihn, daß er niemand, der anders denkt und urtheilt als er, oder der Dinge erzählt, die ihm misliebig ſind, für einen Freund der Wahrheit zu halten vermag, ſondern es als ſeine Pflicht anſieht, ihn als einen frechen Lügner zu brandmarken oder als einen leichtgläubigen Thoren zu verſpotten. Die offenkundigſte Thatſache zu ignoriren oder zu leugnen, koſtet ihm nichts; dagegen verſteht es ſich von ſelbſt, daß er die abgeſchmackteſten Märchen, die er auf ſeiner Reiſe in Wirthshäuſern von unbekannten Perſonen hat erzählen hören, ſobald ſie ihm in ſeinen Kram paſſen, ohne die Andeutung des leiſeſten Zweifels berichtet. Seine Zornausbrüche gegen Victor Emanuel und die italieniſche Regierung ſtreifen allerdings oft an die Grenze des „Heitern", wie wenn er die bodenloſe Nichtsnutzigkeit, in die ein großer Theil des neapolitaniſchen Volks infolge jahrhundertjähriger Fremd- und Misregierung verſunken iſt, dem gegenwärtigen Regiment in die Schuhe ſchieben will. Die unwiderleglichen Beweiſe für die Hebung des materiellen wie des geiſtigen Wohls der Bewohner der Halbinſel in den letzten Jahren, wie ſie die ſtatiſtiſchen Tabellen bringen, werden dagegen natürlich vollſtändig ignorirt. Indem er mit der liebenswürdigſten Nonchalance von einem Gegenſtande zum andern ſpringt, fehlt es ihm nie an Gelegenheit zu einer Philippika, freilich nicht eben im demoſtheniſchen Stile. So, um nur ein derartiges Beiſpiel anzuführen, ſtellt er bei dem Beſuche des Franciscanerkloſters in Fieſole, der ihm bereits Gelegenheit gegeben, ſeine Ueberſetzung eines Gedichts von Fra Giacopone über die Armuth an den Mann zu bringen, folgende Betrachtung über den mit ſeinem beſcheidenen Loſe zufriedenen Laienbruder an, der ihm die Pforte geöffnet:

Wenn ich Victor Emanuel oder Fra Giuſeppe werden müßte, einer von beiden, ſo wie ſie ſind, in Bauſch und Bogen, jeder genommen mit allem, was jeder durchgelebt und auf dem Gewiſſen hat, ich möchte ohne Bedenken lieber Fra Giuſeppe ſein, und nicht wahr, guter Leſer, du auch? Wenn

*) Kennſt du das Land? Heitere Fahrten durch Italien von S. Brunner (Wien, Braumüller, 1857).

dem Victor Emanuel sein Leibarzt einmal sagen wird: „Euer Majestät, die Krankheit ist sehr bedenklich", so wird der König sicher auf diese Enthüllung keine freundlichen Nasenlöcher machen, und seine in Blut und Schmuz getauchte Krone wird ihm in diesem kritischen Augenblicke auch nicht zum Troste gereichen.

Gibt es etwas, das dem Verfasser noch mehr zuwider ist als die piemontesische Regierung, so ist es die „verjudete" Literatur der Gegenwart, in Bezug auf welche er mit den Herren Gerlach und Hengstenberg ganz in dasselbe Horn stößt. Die folgende Herzensergießung darüber mag zugleich als Probe des Brunner'schen Kraftstils gelten (I, 83 fg.):

Die Schmuzliteratur hat die frechste Aufdringlichkeit erfunden. Sie begrüßt dich auf Bahnhöfen, sie bietet sich dar bei jedem Tabackskrämer, sie läuft dir in Gestalt schäbiger, zerlumpter Jungen ins Kaffeehaus nach, sie repräsentirt (sic!) sich als Bündeljude, der Waare nach, dem Selbstlob nach, der Lüge nach und dem Schmuze nach. In dem neuen Königreich Italien hat sie den letzten Rest von Scham eingebüßt, den letzten fetzen von Decorum sich vom Leibe gerissen, sie buhlt um die Gunst des Pöbels und lebt vom Schmähen und Herabreißen ehrlicher Leute. Jede Broschüre, die du bei irgendeinem fliegenden Buchhändler auf irgendeinem Bahnhofe vom Brete nimmst, ist Schmuz und Skandal. Es ist constatirt, daß die geborenen Feinde des Christenthums auch bei dieser Schmuzliteratur in Italien die Hand im Spiele haben. In einer dieser Broschüren werden die Päpste beschimpft, in einer zweiten wird die Beichte angegriffen, in der dritten die Klöster; in der vierten hat die nackte Unzucht ihren Markt aufgeschlagen; größtentheils sind diese Bücher noch schuftiger als die Schufte, welche sie schreiben; denn die meisten der letztern wagen es nicht, ihre Namen auf den Titel zu setzen. Die Scham vor ihrer eigenen Arbeit ist noch ein Rest von sittlichem Gefühl. Es existirt eine ganze Bibliothek, eine Reihenfolge von schlechten Büchern, um das Volk zu verderben. Sie heißt „Biblioteca enciclopedica popolare". Diese Schandbibliothek erscheint in Livorno, wo es unter den vielen Tausenden von Handelsjuden auch sehr viele „enragirte" Schriftsteller gibt....

Doch genug und vielleicht schon zu viel von diesen Proben. Wie mag der Verfasser, bei dem sich überall der wüthendste, hier und da fast ins Komische überschlagende Judenhaß zu erkennen gibt, bei den Berichten von den böhmischen Judenhetzen sich ins Fäustchen gelacht haben! Wer weiß, ob unter den Beraubten und Mishandelten nicht auch ein oder der andere „Zeitungsjude" war?

Die Wohlthätigkeitsanstalten Roms und der Schutz, den die Bettelei bekanntlich dort genießt oder wenigstens bis in die neueste Zeit genoß, gibt Brunner Gelegenheit zu einer höchst ergötzlichen Tirade gegen die moderne Nationalökonomie: ich sage ergötzlich, weil aus seiner Polemik deutlich genug hervorgeht, daß er von der wahren Bedeutung dieser segensreichen Wissenschaft und von ihren bisherigen Leistungen nicht den entferntesten Begriff hat. Freilich, wo es nur darauf ankommt, eine Schutzrede für alle päpstlichen Institutionen zu halten, könnte eine solche Kenntniß auch nur schädlich wirken; da ist es besser, mit den abgeschmacktesten Gründen sogar das treffliche Institut des Lotto, einer Vorrichtung zur systematischen Demoralisation und Verarmung, wie sie schwerlich zweckmäßiger und wirksamer zu erfinden wäre, zu vertheidigen.

Das Angeführte wird genügen, um den Beweis zu liefern, daß wir unter der Maske der „Heitern Studien" eine erbitterte Parteischrift für den Ultramontanismus oder, vielleicht noch genauer ausgedrückt, für die Pfaffenherrschaft vor uns haben. Wir wollen dem Buche im übrigen keineswegs alles Verdienst absprechen. Brunner hat ein entschiedenes Darstellungstalent, sein Stil besitzt große Anschaulichkeit, und er würde uns auf dem Gebiet der Sittenschilderung treffende und ergötzliche Gemälde liefern, wenn nicht sein Humor, vermuthlich durch den Anblick der siegreichen gegnerischen Principien zu sehr mit Gift und Galle versetzt und von der stets versteckten Absicht verdorben würde. Wo das einmal ausnahmsweise nicht der Fall ist, wie in der Schilderung des Ciarlatano Francesco Toppo auf dem Platze der Signoria in Florenz und in der freilich etwas weit ausgesponnenen Satire „vom Geometer des Sesostris", die sich gegen die italienischen „Kunstfärber" richtet, folgen wir seiner lebendigen, drastischen Darstellung mit wahrem Vergnügen. Auch die Erwähnung und Beschreibung mancher weniger bekannten Kunstdenkmäler, Localitäten u. s. w. ist sehr dankenswerth, und wir wollen gern eine überreiche Fülle historischer Notizen mit in den Kauf nehmen, wenn sie gleich, wie die Fontana'sche Beschreibung der Aufrichtung des vaticanischen Obelisken, nicht so unbekannt oder, wie die Mittheilung von dem Grabe des Sohnes der Philippine Welser, nicht so wichtig sein mögen, wie der Verfasser zu glauben scheint. Dagegen müssen wir es entschieden als eine Untugend bezeichnen, wenn er in die schon übermäßig bunte Mosaik seines Buchs noch eine Anzahl Stücke eingefügt hat, die weder in Gestalt noch Farbe zu den übrigen stimmen, wie die verschiedenen Uebersetzungen italienischer Gedichte, das dürre Namensverzeichniß „ultramontaner Cardinäle" u. s. w.

Ein Element ist beiden Werken gemeinsam: der unverhältnißmäßig große Raum, welcher den Beschreibungen von Grabdenkmälern gewidmet ist. Wir sind weit entfernt, ihnen einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Rom ist einmal, wie Frau von Staël mit Recht bemerkt, die Stadt der Todten. So sehr sie auch übrigens als Sitz des Hauptes der katholischen Kirche, sowie durch ihr eigenthümliches Volksleben unser Interesse in Anspruch nehmen mag: es ist und bleibt vor allem die Vergangenheit, die der Stadt ihr Siegel aufgedrückt, die ihren Charakter wie die Stimmung des in ihr weilenden Wanderers aus dem Norden bedingt. Wie die, je mehr man sich der Stadt nähert, immer öder und öder werdende Campagna in ihren ernsten Farben und Umrissen das Gemüth des Reisenden zu ernsten Betrachtungen stimmt, so erscheint uns die Stadt selbst, je länger wir in ihr weilen, um so mehr als ein ungeheueres Grabmal, eins der ergreifenden Symbole der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. „Das Zerstörte", sagt Goethe, „ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen." Wenn aber Jean Paul meint, in Rom brauche man ein eisernes Herz, denn da habe das Schicksal eine eiserne Hand, so erkennen wir leicht, daß er selbst nie durch eigene Anschauung den Eindruck der alten Weltstadt empfunden.

Weder die langen Reihen der Gräber längs der Via Appia, in den Höfen der Klöster, den Hallen der Kirchen und den endloſen Höhlengängen der Katakomben, noch die furchtbar verſtümmelten Ruinen der Kaiſerpaläſte auf dem Palatiniſchen Hügel, der Thermen, Tempel, Triumphbogen und Baſiliken üben einen beengenden, niederdrückenden Einfluß auf unſere Stimmung. Der Tod verliert in der Gräberſtadt ſeine Schrecken, und die eigenthümlich ruhige elegiſche Stimmung, die über dem mit den herrlichſten landſchaftlichen Reizen gezierten Bilde „dieſer Niobe unter den Städten“ liegt, erfüllt bald auch das Herz des betrachtenden Fremdlings. So entſetzlich hier menſchliche Leidenſchaft gewüthet, die herrliche Natur Heſperiens, welche die wüſten Trümmerhaufen mit einem reichen Schmuck duftender Blumen bekleidet, mildert überall die Schrecken der Vernichtung und verwandelt die düſtern Ruinen in die ernſte aber erhebende Staffage eines reichen Landſchaftsgemäldes. In Rom — das empfindet ein jeder — muß es ſich gut und leicht vom Leben ſcheiden, und man möchte Taſſo faſt beneiden, daß ſein Blick noch einmal durch das geöffnete Fenſter, in welches die weichen Frühlingsdüfte einzogen, vom Janiculus herab über die herrliche ſonnige Landſchaft ſchweifen konnte, ehe er in den ewigen Schlaf hinüberſchlief. „Jedermann kennt Rom, er ſei denn ein Barbar“, ſagt Cicero, und heute zieht es vor allem die blonden Barbaren des Nordens wie mit magiſcher Gewalt nach den Wundern der alten Hauptſtadt der Welt; ja in dem, der einmal aus den kryſtallenen Fluten der Fontana di Trevi, des alten Aqua Virgo, getrunken, erſtirbt die Sehnſucht nach ihr nicht wieder, und ſo zahllos die Schriften ſind, die uns ihre Herrlichkeiten ſchildern, ihr Gegenſtand ſelbſt verleiht ihnen ſtets einen neuen Reiz, den ſelbſt die giftige Polemik, die oft hinter ihnen verborgen lauert wie die Schlange unter Blumen, nicht ganz zu verwiſchen vermag. Otto Speyer.

Biographiſches.

Es genügt ſelbſt der allerflüchtigſte Blick auf unſere hiſtoriſche Literatur, um ſich davon zu überzeugen, daß in keinem Zweige der Geſchichtſchreibung mehr Thätigkeit entwickelt worden als in dem der Biographie. Weder Engländer noch Franzoſen können einen ſolchen Reichthum von Schriften aufweiſen, welche Kenntniß des Lebens bedeutender Menſchen in irgendwelcher Sphäre ſich zur Aufgabe ſtellen. Fragen wir jedoch bei der Fülle des inhaltlich Intereſſanten und Wichtigen auch nach der künſtleriſchen Darſtellung der ſchönen Form, welche ſeit der Einführung einer neuen, über den gemeinen Pragmatismus ſich erhebenden Methode in der Geſchichtſchreibung und ſeitdem ſich dieſe Wiſſenſchaft einen breiten Platz in der Nationalliteratur erobert, weſentliches Erforderniß geworden, ſo wird man ein ſo auffälliges Misverhältniß finden, daß wir dieſen Zweig der Geſchichtſchreibung, obgleich den reichhaltigſten, doch keineswegs den glücklichſten nennen können und bei jeder neuen Production unwillkürlich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit nach den Merkmalen ihrer Behandlung forſchen.

Iſt der Leſer geneigt, ſeine Anforderungen in dieſer Hinſicht auf ein etwas beſcheidenes Maß zurückzuführen, ſo können wir ihm heute eine Arbeit empfehlen, die wir indeß, auch ſo wie ſie iſt, nur ungern entbehren möchten; nämlich:

1. Dom Pedro V., König von Portugal. Mit einleitenden Kapiteln geſchichtlichen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und culturhiſtoriſchen Inhalts. Nach Quellen der portugieſiſchen, franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Literatur bearbeitet von Emil von Schelhorn. Nürnberg, W. Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir erhalten hierin nicht ſowol eine Geſchichte Portugals unter der Regierung Pedro's V., als vielmehr, wie der Verfaſſer ſelbſt bekennt, nur eine Skizze der Lebens- und Regierungsereigniſſe des Königs, der durch ſeine an edeln Eigenſchaften reiche Individualität wie durch die tragiſche Wendung ſeines Geſchicks in Europa allgemeine Theilnahme erweckte. Dieſen Monarchen der Vergeſſenheit zu entreißen und, da er bekanntlich von deutſcher Abſtammung, zu ſeiner Verewigung in Deutſchland ein Scherflein beizutragen, beſtimmte Hrn. von Schelhorn zunächſt für dieſe Arbeit. Sicherlich iſt es aber keine gute Empfehlung eines Buchs, wenn ſchon der Titel Anlaß zu Ausſtellungen bietet. Und in der That konnte er, in ſeiner faſt an die Bibliographie der vorigen Jahrhunderte erinnernden Langathmigkeit, vornehmlich im zweiten Satz ſehr befremdlich erſcheinend, uns kaum beſondere Hoffnungen für den Inhalt erwecken. Auch bei dem gleich dahinter folgenden „Verzeichniß der benutzten Quellen“ gerathen wir in Zweifel, ob der Verfaſſer Quellen und Hülfsmittel ſo zu unterſcheiden vermöchte, wie wir es von einem Hiſtoriker ſchlechterdings und zu allererſt fordern müſſen. Die Lektüre des Buchs ſelbſt verſöhnt indeſſen mit dieſen Mängeln. Wir finden eine ſehr fleißige, mit vieler Wärme und Hingebung geſchriebene Monographie, in der faſt jedes Blatt ebenſo von umfaſſenden Studien wie von Beherrſchung des reichhaltigen Materials und Strenge der Kritik Zeugniß ablegt. Eine Menge irriger Anſichten und Urtheile, die zeither über Pedro und ſeine Regierung ſchwebten, werden als unberechtigt mit Nachdruck zurückgewieſen, manches Unklare in der Geſchichte jener Zeit aufgehellt, zahlloſe Verwickelungen in den über ſtaatliche Verhältniſſe curſirenden Gerüchten mit Glück entwirrt. Die Hervorhebung der Tugenden und Verdienſte Pedro's verliert ſich nicht ins Uebertriebene, die Darſtellung iſt, wenngleich künſtleriſcher Vollendung fern, doch durchgängig objectiv und frei von individuellen Gelüſten, der Stil leicht und durchſichtig. Zu vermeiden wären ganz beſonders einige auffallende Wiederholungen geweſen, namentlich im Eingange der Abhandlung; und in den Kapiteln „geſchichtlichen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und culturhiſtoriſchen Inhalts“, deren Vorhandenſein bei einer Arbeit gleich der vorliegenden geradezu unerlaßlich, ſind die einer Monographie nothwendig zu ſteckenden Grenzen nicht eingehalten: der Verfaſſer holt zu weit aus und verliert ſich in ſeinen Erörterungen zu ſehr ins Breite.

2. Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Ein biographisches Denkmal von Ernst Meier. Gotha, Perthes. 1865. 12. 1 Thlr.

Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, gestorben am 1. Juli 1846, war eine edelgesinnte, für Menschenwohl eifrig bemühte, fein gebildete und geistig begabte Dame. Die Geschichte weist keinen Ueberfluß von edeln Menschen auf, und so sind wir jedem verbunden, der uns einen solchen kennen lehrt. In der Art muß aber doch ein Unterschied gemacht werden. Und so gestehen wir denn, daß wenn die im „Janus" (1847, III, 21 fg.) abgedruckte Lebensskizze nicht ganz genügen könnte, Meier in seinem späten Panegyrikus in einen andern Fehler verfällt, indem er doch des Guten zu viel thut. Der Kreis, in dem sich die Prinzessin bewegte und wirkte, war streng genommen ein beengter, und die Art ihrer Wirksamkeit von viel zu wenig allgemeiner Bedeutung, daß er seinen Nekrolog nicht auf die Hälfte hätte reduciren können. Vornehmlich durfte er uns den fast 120 Seiten umfassenden Briefwechsel mit dem tübinger Mediciner Heermann ersparen, weil wir nichts aus demselben ersehen, das sich nicht als Quintessenz in einigen Zeilen ausdrücken ließe. Ganz interesselos ist ferner der Verlauf der Krankheit der gefeierten Dame und was der Hofprediger an ihrem Grabe gesprochen. Man muß ihr eben, wie der Verfasser, persönlich verpflichtet oder ein specifischer Schaumburger sein, um das Buch ohne Ueberdruß von Anfang bis Ende durchzulesen. Von biographischer Kunst gibt es uns übrigens keine Probe, und der Stil weicht wenig von weiland Schlichtegroll'scher Nüchternheit ab. Offenbar hat die Pflicht der Dankbarkeit den Verfasser auf ein ihm fremdes Terrain geführt. Immer aber sehen wir ihn hier nicht unfreier als den Autor des Büchleins:

3. Karl Friedrich Nebenius. Ein Lebensbild eines deutschen Staatsmannes und Gelehrten. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Badens und des deutschen Zollvereins. Von Joseph Beck. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser, uns durch eine Biographie Wessenberg's bekannt, ergeht sich über den 1857 verstorbenen, ebenso als Staatsmann wie Nationalökonomen bedeutenden Nebenius mit specieller Sachkenntniß. Nach einer in gedrängtester Kürze ermöglichten Darlegung der staatlichen Verhältnisse Badens vor Nebenius' Auftreten folgt dessen Lebensgeschichte in 14 Kapiteln, und zwar durch alle Phasen, sein öffentliches Leben, soweit es für Baden von Einfluß und Bedeutung, in entsprechender Weise hervorhebend. Seine Wirksamkeit als Präsident im Ministerium des Innern, seine Verdienste um die badische Verfassung und die Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Schule und des Unterrichts, sowie ganz besonders seine Bedeutung als intellectueller Urheber des Zollvereins und des badischen Eisenbahnbaues sind in einer Weise dargestellt, die dem Leser wol ein anschauliches Bild von der großen geistigen Regsamkeit jenes Mannes und den von ihm erzielten segensreichen Erfolgen verschaffen. Indeß ist das Ganze doch nur eine trockene Anhäufung von Thatsachen, in welcher blos ein abstracter Fachmann Befriedigung finden kann. Die schriftstellerische Thätigkeit Nebenius' ist nur sehr flüchtig berührt, und auch sein Privatleben hätte von einem Biographen, der laut eigenen Bekenntnisses in langjährigem, vertrautem Umgange mit ihm gestanden, einige charakteristische Züge erwarten können. Ebenso unbefriedigend wie die Darstellung ist aber auch die Diction: durchgängig matt, häufig ganz farblos, stellenweise von Trivialitäten verunschönt und nicht einmal frei von Provinzialismen.

4. Erinnerungen an Ladislaus von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs, von Alexander Flegler. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

In dieser Schrift übt die durchweg treffliche Handhabung des Stils um so stärkere Anziehungskraft. Szalay, gestorben den 17. Juli 1864 im Alter von 51 Jahren, hat sich in seinem Vaterlande Ungarn einen Namen als Staatsmann gemacht, wo er zu den Centralisten gehörte, jener kleinen Partei, die sich in den entschiedensten Widerspruch zu der aristokratisch-conservativen Richtung eines Aurel Dessewffy, wie zu der von Kossuth geleiteten Demokratie stellte. Ungleich bedeutender aber ist seine historische Wirksamkeit, welche denn Flegler mit ausgezeichnetem Geschick zum erstenmal einer eingehenden Erörterung unterzieht, wobei er uns selbst eine Wanderung durch neun Jahrhunderte ungarischer Geschichte antreten läßt, welche eine sichere und tüchtige Führerhand zeigt. Wie weit indeß die angeregten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Geschichtschreibung Szalay's intact oder modificirbar, muß dahingestellt bleiben, da Referent noch keine Veranlassung hatte, der ungarischen Geschichtschreibung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außer allem Zweifel aber war Flegler zur Abgabe eines Votums berufen, auch wenn er nicht durch persönlichen vertraulichen Verkehr der erste Zeuge des Werdens und Wachsens der größten Arbeit Szalay's geworden wäre. Selbstverständlich erstrecken sich seine „Erinnerungen" dann noch über die gesammte wissenschaftliche und politische Thätigkeit des Genannten, wie über dessen Privatleben. Nur mit der Anordnung des Inhalts, mit der formellen Behandlung können wir uns nicht befreunden: sie ist entschieden mangelhaft. Die ersten sieben Kapitel: „Die ungarischen Angelegenheiten bis zum Jahre 1849"; „Szalay's «Lettres sur la Hongrie»"; „Die erste persönliche Begegnung mit Szalay"; seine „Diplomatischen Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland"; „Die Stimmungen und Beschäftigungen des Winters von 1849/50"; „Die Uebersiedelung nach Rorschach"; „Die Vorarbeiten zur ungarischen Geschichte"; das zehnte Kapitel: seine „Rückkehr nach Pesth", und dann die drei letzten Kapitel: „Wissenschaftliche und politische Thätigkeit Szalay's"; „Persönlicher Charakter und Lebensumriß", mußten nothwendig als besonderer Abschnitt und in ganz anderm Zusammenhange dem achten, neunten, elften und zwölften vorangehen, sollte das Ganze künstlerische Abrundung erhalten und uns das Bekenntniß aufdrängen, daß wir mit einem kleinen Meister- und Musterstück unsern Bericht geendet. 27.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In dem Philosophen Christian Hermann Weiße, welcher am 19. September auf seinem Rittergute Stötteritz bei Leipzig starb, hat die deutsche Wissenschaft einen eifrig strebenden und auf mehrern Gebieten mit Anerkennung genannten Denker verloren.

Christian Hermann Weiße ist der Enkel des Dichters Hermann Felix Weiße, der ebenfalls in Leipzig die größere Hälfte seines Lebens zubrachte, durch seine Lustspiele und Operetten, durch seine „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und durch seinen „Kinderfreund" sich als Dichter, Kritiker und Jugendschriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und beliebt gemacht hat. Sein Sohn Christian Ernst Weiße, der Vater des Philosophen, war einer der tüchtigsten leipziger Juristen, durch seine staatsrechtlichen und historischen Schriften, welche meistens an sächsische Verhältnisse und die sächsische Geschichte anknüpften, für sein engeres Vaterland von einer über das Fachwissenschaftliche hinausgehenden Bedeutung.

Christian Hermann Weiße wurde am 10. August 1801 in Leipzig geboren, studirte seit 1818 hier die Rechte, fühlte sich aber mehr durch das Studium der philosophischen Systeme angezogen. Im Jahre 1823 habilitirte er sich an der leipziger Universität, wo er bis 1837 wirkte. Er zog sich dann in seine Idylle bei Leipzig zurück, nahm aber nach einigen Jahren die akademische Thätigkeit wieder auf und wurde 1845 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode wirkte. Als akademischer Docent sehr anregend, geistreich und liebenswürdig im persönlichen Umgang, hat er auch in einer ungünstigen Zeit den philosophischen Bestrebungen manche warme Anhänger verschafft und in der Jugend stets ein über die engern Ziele der Brotwissenschaft hinausreichendes Streben wach gehalten.

Was seine literarische Wirksamkeit betrifft, so ließen sich seine Werke in drei Gruppen sondern. Die erste, die metaphysische, dürfte am wenigsten eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Der Ausgangspunkt Weiße's war das Hegel'sche System, doch schon in seinem ersten philosophischen Orientirungsversuche: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" (1829), suchte er sich von dem Meister zu emancipiren, indem er mit warmer Anerkennung der Hegel'schen Logik doch für die andern philosophischen Disciplinen eine von Hegel abweichende Gestaltung verlangte. Noch entschiedener trat dieser Standpunkt in den „Grundzügen der Metaphysik" (1835) hervor, in welchen Weiße zwar noch die Hegel'sche Dialektik anerkennt, wenngleich er gegen die Selbstbewegung der Begriffe Protest erhebt, im übrigen aber ein eigenes System zu begründen sucht. Indem er in demselben Gott nicht als das nothwendige Wesen anerkennt, sondern behauptet, daß er in seinen Werken wie in seinem Wesen absolute freie That, ewige That seiner selbst sei, mag er als Begründer der neuen „theistischen" Richtung der Philosophie betrachtet werden, gegen welche die Junghegelianer mit glänzendem Erfolg ankämpften. Der Schwerpunkt fast aller Vertreter dieser Richtung liegt nun nicht in ihrer Metaphysik, sondern in den geistvollen Anregungen, welche sie für einzelne Wissenschaften geben.

Dies ist auch bei Weiße der Fall. Die zweite Gruppe seiner Schriften, die ästhetische, steht in erster Linie. Als sein Hauptwerk auf diesem Gebiete muß sein „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (2 Bde., 1830) betrachtet werden. Die Stellung, welche Weiße, abweichend von Hegel und seinen Schülern, der Kunst und der Religion einräumt, indem er mit der Idee der Wahrheit (Philosophie) beginnt, die Idee der Schönheit in die Mitte stellt (Kunst) und die dritte höchste Stelle der Idee der Güte (Theologie) anweist; hat zu vielfachen Angriffen auf die Weiße'sche Aesthetik Veranlassung gegeben; doch selbst auf seine Gegner hat das Werk anregend gewirkt; seine Untersuchungen über das Erhabene und Komische namentlich enthalten Momente, an welche jede neue Aesthetik mehr oder weniger wieder anknüpfen muß. Von seinen andern Schriften auf diesem Gebiete erwähnen wir noch die „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust" (1837).

Die dritte Gruppe von Weiße's Schriften bilden diejenigen, welche die Theologie und biblische Kritik betreffen, das Hauptwerk auf diesem Gebiete ist: „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet" (2 Bde., 1838). Der Einfluß dieses Werks auf den Gang der Untersuchungen, die in späterer Zeit so großes Aufsehen erregten, ist kein geringer gewesen; auch David Strauß in seinem „Leben Jesu" hat vielfach Rücksicht auf Weiße genommen und zustimmend oder ablehnend an seine biblische Kritik angeknüpft. Das Gebiet der Religionsphilosophie schien dem Denker in später Zeit das liebste geworden zu sein, wie seine Schriften über „Die Christologie Luther's" (1852), über „Die Zukunft der evangelischen Kirche" u. a. beweisen. Von seinem letzten Hauptwerk: „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums", erschien der zweite Band, welcher die Welt- und Menschenschöpfung behandelt, erst im vorigen Jahre (Leipzig, Hirzel, 1865). Auch eine eifrige journalistische Thätigkeit hat Weiße entwickelt. Abgesehen von seinen Artikeln in den philosophischen Zeitschriften hat er auch für das Cotta'sche „Morgenblatt" mehrfache, in Form und Inhalt sehr ansprechende ästhetische Abhandlungen geliefert. Mit warmem Interesse begrüßte er in jüngster Zeit Rümelin's „Shakspeare-Studien", denen er seinen vollen Beifall schenkte.

Wenige Tage vor Weiße, am 17. September, starb in Koburg der Schriftsteller und Dichter Arnold Schloenbach infolge eines langwierigen Brustleidens. Schloenbach gehörte zu den gärenden Talenten, denen ein voller harmonischer Abschluß ihres Wirkens nicht vergönnt war, obgleich sich gerade seine letzte Dichtung: „Der Stedinger Freiheitskampf" (1864), durch künstlerische Beschränkung vor den frühern breitergossenen Epen, wie „Die Hohenstaufen" (1859) auszeichnete. Die Ungunst der Verhältnisse, die Gleichgültigkeit des Publikums gegen größere Dichtwerke, die Zerfahrenheit der Kritik machen es nachgerade auch der schönsten Begabung schwer, den rechten Weg zu finden, auf welchem die Dichter einer glücklichern Zeit, getragen von den Sympathien des Publikums, im Vollgenuß eines harmonischen Schaffens wandeln durften. Arnold Schloenbach begann mit jenen Kraftstücken dramatischer Poesie, aus denen eine zur Reife gedeihende Bildung den echten Kern herausschält. Sein „Burgund und Waldmann" (1852) war immerhin eine Dichtung, in der man den Nerv des Talents herausfühlte. Auch „Der letzte König von Thüringen" (1854), so lakonisch skizzenhaft, so geschmacklos oft in seiner rauhen Naturkraft der Stil des Dramas gehalten war, hatte doch einzelne brillante Scenen. Doch wo ist heutzutage die Schule für ein Kraftgenie? Die Indifferenz des Publikums ist es wahrlich nicht; sie wirkt erlähmend auf die Talente. Fehlt ihnen die unbedingte Sicherheit des genialen Instincts, so beginnen sie zu experimentiren. Man will den Beifall, man braucht ihn, um weiter schaffen zu können, man macht Zugeständnisse an die Menge, um, einmal von ihrer Gunst getragen, auch höhern Zielen nachstreben zu können. So erging es auch Schloenbach; er dichtete mehrere Lustspiele, um sich die Bühnen zu erobern; doch der geringe Erfolg derselben schreckte ihn zuletzt ganz von der dramatischen Wirksamkeit zurück. Nun schuf er sein Riesenepos „Die Hohenstaufen", das trotz einzelner Schönheiten doch nicht mehr war als eine große Reimchronik und ganz des künstlerischen Maßes entbehrte.

Nur die dem Publikum gegenüber fast führerlose deutsche Poesie kann auf solche Ungeheuerlichkeiten verfallen, zu denen wir z. B. auch die Rückert'schen Dramen rechnen. Bei einer

lebendigen Wechselwirkung der Dichter und der Nation sind solche form- und maßlose Compositionen unmöglich. Wo der sich bestimmt äußernde Geschmack des Publikums nicht eine sichere Façon angibt, da muß die Phantasie mit den Dichtern durchgehen. Man hat die „Hohenstaufen" für Schloenbach's bedeutendstes Werk erklärt, nur dann mit Recht, wenn sich die Bedeutung nach dem Umfange mißt; doch die Schönheiten, die in dieser Dichtung nicht fehlen, stehen in gar keinem Verhältniß zu ihrem Volumen. Bei weitem gelungener ist das vaterländische Gedicht in achtzehn Gesängen: „Der Stedinger Freiheitskampf" (1864), dem man eine markige und gedrungene, hin und wieder blitzartig aufleuchtende Darstellungsweise nicht absprechen kann. Dies letzte Erzeugniß zeigt einen Fortschritt Schloenbach's in der epischen Kunst; doch aus der Theilnahmlosigkeit des Publikums, die aller epischen Poesie gegenüber sich gleichbleibt, konnte der Dichter keine Ermuthigung zu fernern Productionen schöpfen.

Die besten Gedichte Schloenbach's enthält die Sammlung: „Weltseele" (1855), in welcher meist in kräftigem Odenschwung die Harmonie zwischen Natur und Geist gefeiert wird. Zwar sind die einzelnen Gedichte an Werth ungleich, doch wo dem Dichter der Wurf gelungen ist, da erhalten wir Gedankenkräftiges und Formschönes zugleich. Ein Gedicht von humoristischer Frische ist: „Was sich der Wein erzählt" (1862). Auch als Novellist hat sich Schloenbach versucht, in meist croquisartigen, oft derb kräftigen Zeichnungen, in denen das Originelle nur leicht an die Caricatur streift. Die Dorfgeschichte blieb von ihm nicht unangebaut; doch enthält die besten seiner Erzählungen wol die Sammlung: „Aus Vergangenheit und Gegenwart" (1856).

Wir erwähnen noch Schloenbach's Drama „Gustav III." (1852), sein episches Gedicht: „Ulrich von Hutten" (1862), seine literarhistorischen Charakteristiken: „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche" (1856), seine „Geschichte Thüringens", um zu zeigen, nach wie verschiedenen Seiten hin Schloenbach thätig war, wie sein Talent sich unruhig hin- und herwarf, ohne zum Abschluß auf irgendeinem Gebiete kommen zu können. Wehmüthig stimmt dies theils durch den eigenen Trieb, theils durch den Drang der Verhältnisse gebotene unausgesetzte Ringen deutscher Schriftsteller, von denen so wenige auf einen grünen Zweig, die allerwenigsten aber auf den Lorberzweig kommen.

Eine niederdeutsche Marienklage.

Unter der dramatischen Literatur des Mittelalters nehmen die „Marienklagen" eine besondere Stellung ein. Was diesen Dichtungen wegen ihres vorwiegend lyrischen Elements an dramatischer Lebendigkeit abgeht, wird reichlich ersetzt durch gefühlvolle Innigkeit, die sich oft bis zum Schwungvollen erhebt. Die Literatur dieser „Marienklagen" wurde kürzlich durch eine Veröffentlichung im zweiten Hefte des dreizehnten Bandes von Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" bereichert. Nach Liliencron's Abschrift aus einer Sammelhandschrift der ehemaligen bordesholmer Klosterbibliothek, jetziger kieler Universitätsbibliothek, finden wir dort die niederdeutsche „Bordesholmer Marienklage" aus dem 15. Jahrhundert in urkundlicher Weise mitgetheilt. Unter dem Texte sind einige Bemerkungen gemacht, insbesondere ist auf Parallelstellen anderer ähnlicher Stücke hingewiesen, welche Hoffmann von Fallersleben in seinen „Fundgruben" bekannt gemacht hat. Diese Bemerkungen sind der erste Anfang der Untersuchungen, welche sich Liliencron über die Marienklagen, über den Gang ihrer Ueberlieferung und Fortpflanzung vorgesetzt hatte. Wenn nun auch zu beklagen ist, daß uns fürs erste weitere Belehrungen nicht geboten sind, so haben wir alle Ursache, für die Mittheilung des Textes dankbar zu sein. Denn die „Bordesholmer Marienklage" hat trotz ihrer Verwandtschaft mit andern Dichtungen derselben Gattung auch selbständige Züge aufzuweisen, auch ist sie viel dramatischer als die meisten der bereits bekannten. Von besonderm Werthe sind aber die in lateinischer Sprache beigefügten Angaben und Vorschriften über Scenerie, Action und Costüm, welche für die Geschichte der Schauspielkunst nicht unwichtige Beiträge liefern. Da Liliencron durch andere Arbeiten, namentlich durch seine umfassende Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, in vollem Maße und auf längere Zeit hinaus in Anspruch genommen ist, so würde es ganz wohlgethan sein, wenn die von ihm nicht ausgeführte Untersuchung über die Marienklagen von anderer Seite aufgenommen und nach seinen Andeutungen zu Ende gebracht würde.

Bibliographie.

Benfey, T., Ueber die Aufgabe des Platonischen Dialogs: Kratylos. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Begel, J. A., Ewigkeitsgedanken nach handschriftlichen Aufzeichnungen. Stuttgart, C. G. Liesching. Gr. 16. 15 Ngr.

Bodemann, F. W., Lebensbilder treuer Glaubenszeugen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Brunnemann, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literar-historische Studie. Leipzig, Grunow. 8. 20 Ngr.

Deutsch-Oesterreichs Gegenwart und Zukunft. Von einem österreichischen Deutschen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.

Eckl, J. B., Die Einrichtungen der Neuzeit auf dem Gebiete des Socialismus. Ein Vortrag. Landshut, Thomann. 8. 5 Ngr.

Edwards, A. B., Eine halbe Million. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Mirus. 4 Bde. Hamburg, Bernhardt. 8. 3 Thlr.

Enault, L., Ein Sünder wider Willen. Roman. Aus dem Französischen. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Fischer, J. G., Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Frege, A., Die Entwickelung des Gottesbewußtseins in der Menschheit in allgemeinen Umrissen dargestellt. Leipzig, Förster u. Findel. 8. 20 Ngr.

Friccius, C., Hinterlassene Schriften nebst einer Lebensskizze desselben herausgegeben von H. Beitzke. Berlin, Koblgk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamburgs neueste Zeit. 1843 bis 1860. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Hannoveraner in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. 2 Lief. Langensalza, Klinghammer. Gr. 8. 15 Ngr.

Härzberg-Fränkel, L., Polnische Juden. Geschichten und Bilder. Wien, Hübner. 1867. 8. 1 Thlr.

Hedwig. Von der Verfasserin von „Stolz und Still" und „Marie oder in Demuth muthig". Berlin, Buchh. d. Miss.-Ver. 1867. 8. 12 Ngr.

Hofstede de Groot, Anna, Lieder. Elberfeld, Bädeker. 16. 7½ Ngr.

Honäus, W., Der Oberburggraf Ahasverus v. Lehndorff (1637—1685). Nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Dessau, Baumgarten u. Comp. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Keerl, P. S., Der Mensch, das Ebenbild Gottes; sein Verhältniß zu Christo und zur Welt. Ein urgeschichtlicher Versuch. 2ter Bd. 1ste Abth. — A. u. d. T.: Der Gottmensch, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Ein Beitrag zur Christologie. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2 Thlr.

Kleinschrod, C. T. v., Die Grundprinzipien der politischen Oekonomie in kurzem Ueberblicke dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Klutschak, F., Die Kriegsjahre Prags in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 3 Episoden aus dem österreichischen Erbfolge- und dem 7jährigen Kriege. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 2ter Bd. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mohr, F., Geschichte der Erde. Eine Geologie auf neuer Grundlage. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oppermann, J., Freiherr Carl vom Stein und das Kleinstaatenthum. Mit besonderer Beziehung auf das Herzogthum Nassau. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ossenbeck, H., Der Streit Gregors VII. mit Heinrich IV. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und Schwaben. Von einem Annektirten. Köln, J. G. Schmitz. Gr. 8. 4 Ngr.

Pröhle, H., Der Krieg 1866. Ein Gedicht. Berlin, Schweigger. 16. 5 Ngr.

Raffler, K., Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Aphorismen über Sensitivität und Od. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Moderne Romane des Auslandes in guten Uebersetzungen. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Janke. 1867. 8. à 20 Ngr.

Schmidt-Zienert, M., Der Erzbischof Engelbert von Köln. Eine Erzählung aus alter rheinisch-westfälischer Zeit. Minden, Bolkening. 8. 10 Ngr.

Spielmann, C., Alt-Mecklenburg und das Heute. Socialpolitische Aphorismen. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang
des
Melanchthonismus in Kursachsen
in den Jahren 1570 bis 1574
und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.
Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von
Dr. phil. Robert Calinich,
Diakonus in Chemnitz.
8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Soeben erschien:
Sophokles' Aias,
übersetzt von
Dr. Gustav Wendt,
Director des Gymnasiums zu Hamm.
Eleg. cart. Preis 12 Sgr.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was ist die Wahrheit von Jesu?
Zeitfrage und Bekenntniß
von
Heinrich Koenig.
8. Geh. 1 Thlr.

In vorliegender Schrift versucht es der dem deutschen Publikum durch seine gediegenen historischen Romane seit lange bekannte Verfasser, der aber auch von Jugend auf an den religiösen Zeitfragen lebhaftes Interesse nahm, die Frage nach der Wahrheit von Jesu, und wie die Glaubensbedürftigen unter den gebildeten Laien sich zwischen Dogma und Wissenschaft ihr gegenüber einzurichten hätten, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung entgegenzuführen. Auch neben den Werken von Renan, Strauß und Schenkel dürften diese mit Ernst und überzeugender Wärme geschriebenen religiösen Confessionen die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Rose von Delhi.
Historischer Roman
aus der Zeit des Indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857
von
Egon Fels,
Verfasser von „Zwei Ehen", „Dorothea", „Kinder des Kaufmanns", „Wandlungen".
8. 4 Bde. Brosch. Preis 5 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine frühern Arbeiten bereits einen rühmlichen Namen erworben. Der vorstehende Roman schildert in blühender Sprache Indien mit seiner herrlichen Tropennatur, welches den Schauplatz der Begebenheiten bildet. Wir lernen den indischen Aufstand in seiner ganzen Größe kennen, aber auch das grausame unmenschliche Auftreten der Engländer wird nicht verschwiegen.

Ein Husarenoffizier
Friedrich's des Großen
nach den Aufzeichnungen des Hanns Leberecht von Bredow
bearbeitet von
Julius von Wickede.
8. 3 Bde. Preis 4½ Thlr.

Ein höchst interessantes Memoirenwerk, welches in Wickede's bekannter fesselnder Darstellungsweise die schätzenswerthesten Beiträge aus der Zeit des Großen Friedrich enthält und besonders gern von allen Militärs wird gelesen werden.

Früher erschienen daselbst von Wickede:

Der lange Isaac. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. 1863. Brosch. 4½ Thlr.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. Wohlfeile Volksausgabe. 3 Bde. Classiker-Format. 1864. Brosch. 2 Thlr.

Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Historischer Roman. 4 Bde. 8. 1865. Brosch. 4½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsterblichkeit.
Von
Heinrich Ritter.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.
8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den nothwendigen Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, bildete in ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerks „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und erfreute sich so großen Anklangs, daß der berühmte Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in vielfach erweiterter Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung ist ein fast ganz neues Werk geworden für das um so mehr eine rege Theilnahme erwartet werden darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 41. — 11. October 1866.

Inhalt: Shakſpeariana. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Zur Pſychologie. Von Julius Frauenſtädt. — Das althochdeutſche Schlummerlied. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Shakſpeariana.

(Beſchluß aus Nr. 40.)

Ueber „Heinrich VI.“ und „Richard III.“ ſagt Sievers manches Geiſtreiche. Er tadelt die Auffaſſung, welche die ganze Reihe der Hiſtorien als ein großes künſtleriſches Ganzes anſieht, deſſen Kern und Körper die beiden großen Cyklen bilden und das „König Johann“ als Prolog einzuleiten, „Heinrich VIII.“ als Epilog zu ſchließen habe. Er findet in den beiden großen Cyklen zwei ganz entgegengeſetzte Welten vertreten, die ſich zueinander wie Zerſtörung und Aufbau verhalten; man müſſe dieſe beiden Cyklen in der Folge ordnen, wie der Dichter ſie geſchaffen hat, und ſich nicht an die Geſchichte Englands wenden, um ſich von ihr die Reihenfolge ſeiner Dichtungen dictiren zu laſſen:

Es läßt ſich am Ende nicht allzu viel dagegen einwenden, wenn man, wie das z. B. bei der Feier des Shakſpeare-Jubiläums in Weimar geſchehen iſt, zum Zweck der Aufführung der Stücke vor einem großen Publikum, das ſtets mehr dem ſtofflichen Zuſammenhange als dem von dem Dichter entrollten, idealen Weltbild ſich hingeben wird — wenn man zu einem ſolchen praktiſchen Zwecke die geſchichtliche Seite in den Vordergrund rückte, obwol natürlich eben damit auf die Wirkung der eigenen künſtleriſchen Gedanken Shakſpeare's zum guten Theil verzichtet war. Auf wiſſenſchaftlichem Boden aber und überall da, wo es ſich um lebendiges und volles Aufnehmen der von dem Dichter ſeiner Schöpfung eingehauchten Harmonie handelt, iſt eine ſolche Gruppirung der Stücke, die dem Geiſte nach abſolut Geſchiedenes in täuſchende äußere Verbindung bringt, durchaus unſtatthaft und verwerflich.

Und weiterhin meint Sievers von dieſen beiden Cyklen:

Wie ſoll man es ertragen, ſie die Plätze wechſeln und, nachdem man eben Zeuge geweſen, wie ſich ein edles Volk unter ſchweren Kämpfen zum Bewußtſein ſeiner nationalen Aufgabe erhoben und zu lebendiger Einheit durchgerungen hat, nun daſſelbe Volk in blinder Verkennung ſeines nächſten und höchſten Intereſſes ſich ſelbſt zerfleiſchen zu ſehen, um ſchließlich mit allen ſeinen heiligſten Gütern der rückſichtsloſen Selbſtſucht eines Despoten zum Opfer zu fallen?

Vom äſthetiſch-kritiſchen Standpunkte aus mag es gerechtfertigt ſein, in der Betrachtung beider Cyklen die Zeitfolge ihrer Entſtehung zu beobachten. Sonſt aber treibt doch Sievers die Emancipation der Dichtung von der Geſchichte auf eine ſchwindelnde Spitze. Man ſoll nicht ertragen können, was uns doch die Geſchichte zu ertragen lehrt — noch dazu bei Dichtungen, die ſich ſo treu an die hiſtoriſche Chronik anlehnen. Shakſpeare hat weder an Zerſtörung noch an Aufbau gedacht; hätte er es aber und zuerſt die Zerſtörung geſchildert und dann den Aufbau, während in der Geſchichte zuerſt der Aufbau kommt und dann die Zerſtörung, ſo würde er ſich damit eines ſeltſamen ὕστερον πρωτερον ſchuldig gemacht und die Geſchichte wie eine wächſerne Naſe behandelt haben. Der zuerſt gedichtete Cyklus gibt allerdings ein Bild wilder Zerrüttung, doch das war einfach durch den Stoff gegeben. In „Richard II.“ und „Heinrich IV.“ fehlt es indeß ebenſo wenig an Königsmorden und zerrüttenden Parteikämpfen, und wenn ſie in der glanzvollen Regierung Heinrich's V. einen verſöhnenden Abſchluß finden, ſo fehlt dieſer auch dem andern Cyklus nicht, und es bleibt nur der einzige Unterſchied, daß Heinrich V. Held einer ganzen Tragödie iſt, während Heinrich VII. nur in den Schlußtableaux eines Dramas in bengaliſcher Beleuchtung als der Held der friedlichen Zukunft erſcheint.

Die Analyſe „Richard's III.“ gibt dem Autor zu manchen treffenden Parallelen dieſer abſoluten Schreckensherrſchaft mit der Franzöſiſchen Revolution Veranlaſſung. Doch hält ſich dieſelbe im ganzen wieder zu allgemein — der eigentlich pragmatiſche Zuſammenhang der Tragödie wird gar nicht erläutert. Von Kritik iſt ſelbſtverſtändlich nicht die Rede. Die unhaltbare Scene zwiſchen Richard und Anna wird ebenſo wenig erwähnt, wie die Scene zwiſchen Richard und Eliſabeth, die ſo unklar gehalten iſt, daß ihre Pointe die verſchiedenartigſte Auslegung zuläßt.

Die erſten Komödien Shakſpeare's werden nun auch philoſophiſch etikettirt. In den „Beiden Veroneſern“ iſt die Natur als „die beſtimmende Lebensmacht des Menſchen in ſeinem Kampfe mit der Welt“ dargeſtellt; die „Komödie der Irrungen“ iſt eine Kritik der Macht des menſchlichen Geiſtes; der Rebus des „Sommernachtstraum“ wird aufgelöſt mit den Worten: die Phantaſie iſt ſchöpferiſcher Geiſt; in „Viel Lärmen um nichts“ ſollen die den Menſchen über ſein individuelles endliches Sein hinaushebenden

Mächte des Gemüths dargestellt sein, und im „Kaufmann von Venedig" „die Siegesfeier der Macht des reinen Menschenthums über die Welt".

Wir müssen bekennen, daß wir uns bei dem allen sehr wenig denken können und daß wir die Arbeit des Autors, die Lichter der Shakspeare'schen Dichtung auszublasen, um mit einem verkohlten abstracten Docht herumzuleuchten, für eine bedauerliche halten würden, wenn er nicht im einzelnen manches glückliche Streiflicht auf Charaktere und Situationen fallen ließe, wenn nicht bei der Destillation seiner ätherischen Gedankenöle einige Farbstoffe ausgeschieden würden, die denn doch auch ein frisches Colorit ermöglichen. So sagt Sievers namentlich von „Romeo und Julie" manches Treffende. Nicht in der Maßlosigkeit und Ueberstürzung der Liebenden findet er ihre Schuld:

Diese Schuld besteht in ihrer unbedingten Hingebung an das eine Pathos der Liebe, das in ihren Seelen alle andern Empfindungen und Pflichten auslöscht und sie dahin führt, daß sie der Welt, der sittlichen Gemeinschaft, in der sie stehen und in die sie einzugehen verpflichtet waren, jedes Recht an sich versagen. Von Anfang an ist dieser Zug zur Abkehr von der Welt, zur Nichtachtung der Pflichten gegen sie in ihnen sichtbar; schon wo sie uns zuerst entgegentreten, finden wir sie ganz auf sich zurückgezogen, verschlossen und abwehrend gegen ihre Nächsten, an die kein ihnen selbst heiliges Band sie knüpft; sie stehen in ihrem enggeschlossenen Familienkreise völlig isolirt, nur äußerlich gehören sie demselben an, nicht mit ihrem Herzen, mit ihrem innern Menschen. So findet sie die Liebe, der sie sich sogleich rückhaltlos hingeben und deren Wirkung ist, daß sie, nur ihrer selbst und ihres Glücks eingedenk, sich nun auch äußerlich von den Banden lösen, mit denen sie an die Welt geknüpft sind, um allein sich selbst zu leben. Ihre Heirath ist der äußere Ausdruck für ihre jetzt zur That gewordene vollständige Losreißung von der Welt, und für diese Losreißung, die ein gewaltsames Zerreißen des sittlichen Zusammenhangs ist, in dem sie standen, haben sie zu büßen; ihre Buße steht im innigsten Einklang mit ihrer Schuld, selbst das grausame Spiel, das das Schicksal mit ihnen treibt, kann von hier aus nicht mehr als grausam erscheinen. Sie hatten gehandelt, als ob es keine Welt mehr gebe, die Anforderungen an sie zu machen habe: das Schicksal beweist ihnen durch die That, daß diese Welt noch existirt und auch über sie noch Macht hat. Und im übrigen nimmt es sie einfach beim Worte, es zwingt sie, die sich innerlich längst von der Welt losgerissen hatten, nun auch äußerlich, thatsächlich aus ihr auszuscheiden, und es ist gerecht; sie, die ihr jedes Recht an sich verweigert hatten — wie könnten sie noch ein Recht haben, in ihr zu existiren?

Lorenzo und Jessica werden freilich für eine ähnliche Schuld von dem Dichter und dem Ausleger kanonisirt:

Lorenzo und Jessica sind Repräsentanten des reinen Menschenthums, das Shakspeare in diesem Stücke darstellt; als solche werden sie eben des seligen Glücks theilhaftig, das jene Scenen schildern, und so kann denn Shakspeare den Treubruch Jessica's unmöglich in einem schlimmen Sinn gemeint haben. Selbst daß sie ihrem Vater Schätze entwendet, soll sie in unserer Auffassung nicht tiefer stellen; ist doch ihre Flucht aus dem Hause ihres reichen Vaters an und für sich ein Verzicht auf den Reichthum, und daß ihr das Geld wirklich nichts ist, beweist sie gerade an den Schätzen, die sie mitgenommen, denn diese streut sie noch auf der Flucht zum größten Jammer ihres Vaters mit vollen Händen wieder aus. Das aber ist für Shakspeare das Entscheidende, sie sucht ihr Glück nicht in den äußern Dingen, sondern allein in der innigen Hingebung an einen Menschen, bei dem sie Liebe findet; und das eben stellt sie und mit ihr Lorenzo, der seinerseits schon dadurch, daß er eine Jüdin lieben konnte, sich als freien Mann zeigt, trotz aller sonstigen Verschiedenheit auf gleiche Linie mit den Hauptcharakteren des Stücks. Bei solcher Gesinnung versteht es sich aber von selbst, daß sich Jessica innerlich vollständig von ihrem Vater lösen mußte; sie betrachtet ihn als einen aus der Menschheit Ausgeschiedenen, gegen den es keine Pflichten, auch keine Kindespflichten mehr gibt, und es ist bezeichnend für Shakspeare's eigenen Standpunkt, daß er ihr wenigstens für ihre Person darin recht gibt. Bei aller Schönheit, die er in ihr entwickelt, läßt er doch ihr Gewissen völlig schweigen. Die Bande der Natur, so heilig sie ihm sind, sie hören ihm auf, Berechtigung zu haben, wo sie, wie in Jessica's Falle, statt durch die geistige Gemeinschaft geweiht zu sein, dieselbe vielmehr ausdrücklich ausschließen.

Der christliche Standpunkt, den Sievers für den „Kaufmann von Venedig" geltend macht, besteht aber nach unserer Ansicht nur in der Verspottung des burlesken Juden Shylock. Deshalb findet eine Tochter, die einem solchen Vater unter erschwerenden Umständen durchgeht, Gnade vor den Augen des Dichters. Die Gründlinge des Parterre jubelten über jedes Schabernack, das dem Wütherich vom Rialto widerfährt, und dieser Jubel erreichte seinen Gipfel, wenn Gratiano in der Gerichtsscene die Worte des Juden: „Ein Daniel, ein zweiter Daniel", parodirend nachäfft. Es ist der Standpunkt confessioneller Beschränktheit, der in dieser Komödie, mindestens in der Zeichnung des Juden, für den Dichter bestimmend war. Der Sieg des reinen Menschenthums ist daher in diesem Stück keineswegs mit kritischem Tusch zu begrüßen; denn das reine Menschenthum überwindet vor allem die Unterschiede des Glaubens, wie dies Lessing im „Nathan" dargestellt hat.

Ueber „Hamlet" ergeht sich Sievers in breitester Auseinandersetzung; die Lösung „dieses düstern, auf der Seele lastenden Problems" versucht er durch einen Anschluß an Goethe's Aussprüche im „Wilhelm Meister". Er hält die von der Kritik fast allgemein acceptirte Auffassung des Dichters: „Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen sei", für irrig und unzureichend, dagegen für richtig den andern Ausspruch Goethe's: „Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schos hätte aufnehmen sollen, die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet." Sievers meint, man schnitte den ganzen reichen und rein menschlichen Inhalt des Dramas aus, indem man Hamlet zu einem blutlosen Schemen, zum Helden der Reflexion macht, der aus lauter abstracter Reflexion über die That nicht zur That gelangt. Dagegen ist Hamlet

ein köstliches Gefäß voll lieblicher Blumen, denn er ist ein reiner Mensch, durchdrungen von Begeisterung für alles Große und Schöne, ganz im Idealen lebend und vor allem voll Glauben an den Menschen; und dieses Gefäß wird dann von innen heraus vernichtet — auch das und gerade das hat Goethe richtig herausgefühlt — aber was es vernichtet, ist nicht die über seine Tragfähigkeit hinausgehende große That der Rache für den ermordeten Vater, sondern es ist die Erkenntniß der Schlechtigkeit der Menschen, des Widerspruchs zwischen dem Ideal Hamlet's und dem, was ihm plötzlich die wirkliche Welt als Bild des Menschen entgegenbringt, ja was er nach und nach

an sich selbst als das eigentliche und wahre Bild des einst von ihm vergötterten menschlichen Wesens erkennt — kurz, Hamlet geht zu Grunde, weil sich plötzlich der düstere Hintergrund des Lebens vor ihm aufrollt, weil der Blick in diesen ihm seinen Glauben an das Leben und an das Gute selber raubt und weil er nun nicht handeln kann, denn handeln, für andere und das Ganze handeln kann nur, wessen Inneres im wesentlichen unversehrt ist, und Hamlet's Geist ist „aus den Fugen", seit ihm sein früherer Glaube geraubt ist.

Nach Sievers ist Hamlet von Haus aus, bei allem Vorwiegen des Geistigen in ihm, auch ein thatkräftiger Mensch.

Alois Flir schließt sich in seinen „Briefen über Shakspeare's Hamlet" (Nr. 2) dagegen der üblichen Ansicht an. Er meint: der Amlet der Sage war ein junger Mann von erstaunlichem Verstande und ebenso großer Thatkraft. Shakspeare hat nun seinem tragischen Helden die Thatkraft entzogen, aber die zweite Eigenthümlichkeit, das Einsichtsvolle und Listige und namentlich den verstellten Wahnsinn hat er ihm belassen:

Denn da der Dichter einmal die Kühnheit hatte, den Sieg der göttlichen Gerechtigkeit trotz aller scheinbaren Unmöglichkeit poetisch durchzuführen, so mußte nicht nur die Frevelthat mit einem scheinbar undurchdringlichen Dunkel umhüllt werden, sondern es mußte auch noch derjenige, welcher nach den bestehenden Verhältnissen zum natürlichen Vollstrecker der Strafe berufen war, hierzu die ungenügendste Tauglichkeit besitzen.

Alois Flir als ehrlicher Ultramontaner setzt die Vorsehung in directen Widerspruch mit der menschlichen Einsicht. Diese erscheint um so größer, je geeigneter die gewählten Mittel zur Erreichung des Zwecks sind. Die Vorsehung aber triumphirt, indem sie ihre Zwecke gerade mit ungeeigneten Mitteln erreicht. Hamlet ist nun ein solches ungeeignetes Werkzeug; aber wenn es Gottes Wille ist, geht auch ein Zaunpfahl los. Dann thut es Flir aber wieder um das ungelenke Werkzeug leid, das auf den Verbrecher hingeschleudert wird und dann selbst zerbricht. Doch Hamlet trägt selbst die Schuld; er hat seinen unverkennbaren Beruf als königlicher Prinz nicht ins Auge gefaßt; er hat die Verbindlichkeit, Recht und Ordnung wiederherzustellen, und da er dies versäumt hat, traf ihn mit Recht die Strafe. Das ist alles neu und seltsam. Treffender sind die folgenden Bemerkungen:

Der Humor verträgt sich nicht mit einer bedeutend nach außen wirkenden Thatkraft. Er hat mit sich zu thun. Es ist daher nur wieder eine vortreffliche psychologische Wahrheit, daß der Dichter seinen Helden ohne That zum Humoristen schuf. Ist Falstaff der heitere und leichtsinnige Humor, so ist Hamlet der ernste und tiefsinnige Humor. Der Humor entbehrt der Stetigkeit der objectiven, plastischen Anschauung: er ist aphoristisch, und wirkt durch Fulgurationen des Gefühls, des Witzes, des Scharfsinns, der Einbildungskraft. So finden Sie den Hamlet gehalten. Der Humor treibt sein Spiel unverhohlen und habituell: die Form der Ironie nahm Hamlet's Humor nur wegen der besondern Umstände an. Hamlet wurde dadurch zum Mimen — zum Schauspieler des Lebens, und wie er durch seinen klugen Wahnsinn mit dem geistreichen Hofnarren zusammenhängt, so bringt ihn der Dichter durch das künstliche Spiel der Narrheit in Verbindung mit der Bühne.

Hebler in seinen „Aufsätzen über Shakspeare" (Nr. 3) behauptet eine mittlere Anschauung; er lehnt sich an Vischer an, welcher in Hamlet den tragischen Helden der Reflexion sieht, welchem diese die zum Handeln nöthige Naturkraft der Seele hinwegzehrt. Als einen Ueberschuß des Denkens hat Gans dies in Hamlet's Natur liegende Hemmniß bezeichnet. Das zornige, stürmische, schroffe Wesen steht, nach Vischer's Ansicht, mit dem die Naturkraft durchkreuzenden Geist der Reflexion nicht im Widerspruch. Shakspeare hat seinem Helden den höchsten Grad von Feuer und Kraft gegeben, welcher möglich ist, ohne ihn aus seiner retardirenden Bahn zu entfernen. Hinterdrein, meint Hebler, sah man sich aber genöthigt, ihm auch die Eigenschaften eines vorwärtsdringenden Helden mehr oder weniger wiederzugeben.

Niemand hat dies vollständiger und bereitwilliger gethan als Vischer, und ich wundere mich nur, daß er dessenungeachtet das Deficit nur auf dieser Seite sieht und nicht vielmehr auf beiden, nämlich in ihrer Unfähigkeit, zusammenzuspielen — es ist nicht ein quantitatives Mißverhältniß, sondern ein qualitatives —, während in anderer Hinsicht auch auf der Naturseite ein gewisses Zuviel stattfindet. Vischer erläutert seine Meinung vortrefflich durch die Beispiele eines esprit d'escalier, eines Impotenten aus eingebildeter Besorgniß des Nichtkönnens u. s. w. Aber es gibt auch ein Versäumen der rechten Antwort, nicht weil sie einem zu spät einfällt, sondern weil man zu voll von ihr ist und einem darum zu viel Blut in den Kopf schießt; ein Stocken der Mühlenräder, nicht aus Mangel an Triebkraft, sondern weil vorübergehend zu viel Wasser herabstürzt, was denn allerdings ebenso aussieht, wie wenn die Räder sich besännen, ehe sie sich drehen. Eine Athemlosigkeit des Handelns oder Handelnwollens, die dem Zwecke gerade hinderlich ist und unserm Helden von seiner Mutter auch im eigentlichen, leiblichen Sinne zugeschrieben wird. Sein Handeln ist keineswegs jemals ein schwächliches, wol aber immer ein tumultuarisches und sporadisches, nie als Glied dem System eines wohlüberlegten und wohlausgeführten Plans eingereiht; er vermag nicht den hitzigen Vorsatz zu einer soliden That oder Kette zusammenhangender Thaten auszuhämmern. Sowenig an Blut als an Urtheil fehlt es ihm, sondern einzig am rechten Zusammenwirken beider.

Rümelin in seinen „Shakspeare-Studien" erklärt sich gegen diese ganze Betrachtungsweise; er meint:

Von einem Helden des Dramas erwarten wir, wenn wir uns für ihn interessiren sollen, so viel praktische Intelligenz, daß er für seine Zwecke nicht Mittel wählt, die überhaupt gar nicht zum Ziele führen können. Die unverkennbare Unzulänglichkeit in Hamlet's praktischem Thun ist nicht sowol für Hamlet als für Shakspeare charakterisirend. Unmöglich kann ja das die Intention des Dichters gewesen sein, eine bloße Unfähigkeit zu schildern, das recht und verständig auszuführen, was man eigentlich will. Schon Aristoteles nennt unter allen Fällen einer dramatischen Handlung denjenigen den unbrauchbarsten für den Dichter, in welchem die tragische Person einen Vorsatz hat, etwas zu thun, ihn aber nicht zur Ausführung bringt.

Und an einer andern Stelle sagt er:

Der Dichter konnte sich nicht verbergen, daß, wenn die witzigen, geistreichen, weltschmerzlichen Dialoge des subjectiven Hamlet so viel Raum einnehmen durften, dadurch allzu stark retardirende Momente in die Handlung hereinkamen. Der Sagen-Hamlet mußte sich deshalb selbst von Zeit zu Zeit der Säumniß und Unthätigkeit anklagen, und es schob sich so als vermittelndes Zwischenglied fremdartiger Elemente die Vorstellung des geistvollen unschlüssigen Säumers herein, die dann hier und da, besonders durch den Contrast mit dem resoluten Laertes, jenen Schein, als ob das Ganze doch in Einem Geist

gedacht wäre, erregte, der ſich bei eingehendem Beſinnen wieder ſchlechterdings nicht feſthalten läßt.

Uns ſcheint Rümelin hier den Nagel auf den Kopf zu treffen. Es muß die erſte Frage bleiben: was zog den Dichter bei einem beſtimmten Stoffe an, was war das für ſeine Phantaſie befruchtende Element deſſelben? Hat man dies herausgefunden, ſo hat man die Urzelle, aus dem der ganze Organismus des Gedichts ſich gebildet hat. Als Shakſpeare die Sage des Amlet im Saxo Grammaticus las, da konnte ihm unmöglich gleich der Gedanke aufgehen, einen Helden zu wählen, der vor lauter Reflexion nicht zum Handeln kommt; denn dazu fehlte dem Stoffe nicht weniger als alles — der Amlet der Sage handelt in thatkräftigſter Weiſe. Was dagegen den dramatiſchen Dichter, den Schauſpieler, der gleich an die Wirkungen ſeiner Kunſt denkt, blitzartig treffen mußte, das war der verſtellte Irrſinn oder Schwachſinn des Prinzen, von dem Saxo erzählt. Hierin lag ein bedeutendes dramatiſches Moment! Welche glänzende Aufgabe für den Darſteller, welche verlockende für einen Dichter, der ſo tiefſinnig über den Räthſeln des Lebens zu brüten liebte, der hier ſo viele geniale Züge hineingeheimniſſen und der unter der Maske der Thorheit ſprechenden Weisheit eine ſo pikant originelle Beredſamkeit leihen konnte! Und wie ließ ſich mit tiefer Ironie das Hinüberſpielen des verſtellten Wahnſinns in den wirklichen andeuten, auf die gerade bei genialen Naturen ſo leicht verrückten Grenzſteine der Seele hinweiſen! Welch mächtig anziehendes Problem für einen großen Humoriſten wie Shakſpeare!

Das war der Keimpunkt, aus welchem Shakſpeare's „Hamlet" herausgewachſen iſt! Alles, was unmittelbar aus dieſem Problem hervorgeht, iſt vom Dichter mit der größten Liebe behandelt worden; er hat dieſen geiſtvollen, ſenſitiven Helden, wie Rümelin mit Recht bemerkt, mit ſeinem innerſten Herzblut genährt! Und ſo iſt es denn gekommen, daß auch die Gegenwart alle Theilnahme der Charakterſtudie zuwendet, während ſie den Verknüpfungen der Handlung ſelbſt nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkt; dieſelben ſind ſchon bei Shakſpeare die lockerſten und in unſern Bühnenbearbeitungen kaum wieder zu erkennen.

Shakſpeare's „Hamlet" iſt unſterblich geworden durch eine Sünde gegen den Ariſtoteles. Dieſer verlangt vom Dramatiker, daß die Charaktere der Handlung wegen da ſeien, im „Hamlet" iſt die Handlung des Charakters wegen da!

Und wie wenig pragmatiſch, mit wie flüchtiger Motivirung iſt ſie behandelt! Alles läßt der Dichter errathen, was er klar darlegen mußte, allerdings zur Freude für die Commentatoren, die aber nicht zögern würden, einem modernen Drama als grobe Unterlaſſungsſünden anzurechnen, worüber ſie ſich dort mit Andacht die Köpfe zerbrechen. Welches war das Verhältniß Ophelia's zu Hamlet? Warum wurde ſie wahnſinnig? Wie kam Claudius zu ſeiner Krone? Welches war das Erbrecht in Dänemark? Es ſind nur zufällig aufgegriffene Fragen; wir könnten deren noch eine große Zahl thun. Ebenſo ſtopfte der Dichter aus dem Saxo Grammaticus ganze Kapitel wohl oder übel in ſein Drama, wie die Reiſe nach England und das heimtückiſche Verfahren gegen Roſenkranz und Güldenſtern, das ſelbſt den Charakter des Helden in ein ſchiefes Licht ſtellt, das alles in plumper Erzählungsform, ohne dramatiſche Ausarbeitung. Es war ein pikanter Zug, den der Dichter im Intereſſe ſeiner Gründlinge nicht entbehren wollte; aber er lag ſeitab von ſeiner eigentlichen Aufgabe und wurde daher als Rohſtoff der Ueberlieferung mit aufgenommen. Der tiefſinnige Charakter des Helden mußte das ganze mangelhafte Gefüge der Handlung überſtrahlen.

Wenden wir uns von dieſer Auseinanderſetzung, welche im weſentlichen mit den Anſchauungen Rümelin's übereinſtimmt, wieder zu Sievers, ſo dürfen wir von dieſem Autor keine kritiſche Analyſe erwarten. Was er uns gibt, iſt nur eine abweichende Deutung einer nach ſeiner Anſicht vollendeten Compoſition. Immerhin iſt es eine wunderbare Thatſache, daß das Drama nicht aus den Fugen geht, wenn es ſo in die verſchiedenartigſten Prokruſtesbetten der Interpretation gelegt wird. Doch gleichviel, ob Wolke oder Kamel — der Dichter hat immer recht. Die präſtabilirte Harmonie iſt eben in den Köpfen dieſer Herren.

Die Hamlet-Erklärung von Sievers leugnet, daß Hamlet ein Held der Reflexion ſei, daß er Anſpruch habe auf den ihm von Viſcher zugeſchriebenen esprit d'escalier. Nach Sievers iſt Hamlet der Menſch, der ſeinen Halt allein im Menſchengeiſte finden will, Shakſpeare läßt ihn zu Grunde gehen, weil er keinen Halt hat, als ihm ſein rein idealiſtiſcher Glaube an den Menſchen zerbricht. Die große proteſtantiſche Idee der Glaubensbedürftigkeit des Menſchen ſoll dieſem tiefſten unter allen Geiſteswerken Shakſpeare's ſeine Entſtehung gegeben haben. „Hamlet" iſt alſo nach Sievers eine Dichtung von religiöſem Charakter; der Entwickelungsgang des Helden geht durch verſchiedene Glaubensſtadien hindurch. An der Menſchheit verzweifelnd verfällt er dem Böſen, dem Dämoniſchen, bis er im fünften Act gläubig wird. Ein paar Aeußerungen über die bibliſchen Sperlinge und die Gottheit, die unſere Zwecke formt, müſſen das beweiſen. Der Glaube an die Gnade ſoll über der ganzen Handlung ſchweben, welche begründet ſei auf die Reaction des ſittlichen Geiſtes im Menſchen gegen die Sünde.

Wie wir uns zu dieſer Ausführung ſtellen, geht aus unſerer obigen Auffaſſung des Dramas hervor. Sievers hat ſich die größte Mühe gegeben, eine religiöſe Entwickelung in dem Helden nachzuweiſen; uns erſcheint dies ſehr vergeblich. Hamlet iſt von Haus aus gläubig; er glaubt nicht blos an Gott, ſondern auch an den Teufel, indem er vermuthet, der Geiſt ſeines Vaters könne eine Geſtalt ſein, die der Teufel angenommen. Auf dieſen Volksglauben iſt aber weder im erſten noch im letzten Act großes Gewicht zu legen; er beſtimmt nicht den Gedankengang des Dramas; er iſt nur eine mythologiſche Illuſtration. Wenn Sievers den Hamlet eine „Kritik des Menſchengeiſtes" nennt, ſo kann man eher einſtimmen; doch iſt dieſe Kritik keine theologiſche, ſondern eine pſychologiſche.

Im einzelnen gibt Sievers wie immer auch hier wieder manche treffende Bemerkung. Es iſt nur zu bedauern, daß er uns collegia metaphysica über die Shakſpeare'ſchen Dramen lieſt, obgleich Rümelin bereits mit Recht behauptet hat, daß Shakſpeare nur praktiſche Lebensphiloſophie gelten ließ, aber keine Metaphyſik.

Alois Flir ſtimmt in ſeinen bereits erwähnten „Briefen über Shakſpeare's Hamlet" vielfach mit Sievers überein. Daß Hamlet's Weltanſchauung keine naturaliſtiſche iſt, mag man ihm zugeben. Shakſpeare dachte überhaupt nicht daran, ſich in ſeinen Ausdrücken vom Volksglauben zu emancipiren. Daß Alois Flir aber nicht ſo viel Proteſtantismus im „Hamlet" findet wie Sievers, iſt ſelbſtverſtändlich. Gleichwol katholiſirt er nicht wie Rico und braucht daher nicht wie dieſer von Bernays im Shakſpeare-Jahrbuch auf 80 Seiten zurechtgewieſen zu werden. In ſeinem Fache aber weiß Flir ganz gut Beſcheid, und er entgegnet Gervinus und Ulrici, daß ein Geiſt aus dem Fegfeuer kein unreiner und böſer mehr ſein kann! „Es ſcheint, die gelehrten Proteſtanten wiſſen vom Tian und Brahma, von den Amſchaspands und Izeds, von Oſiris und Iſis weit mehr als vom Katholicismus." Die Behauptungen Gervinus', daß Shakſpeare's Geiſterwelt nichts bedeute als die ſichtbare Verkörperung der Vorſpiegelungen einer lebhaften Phantaſie, und daß ihre Erſcheinung nur bei ſolchen Menſchen ſtatthabe, in denen dieſe reizbare Einbildungskraft vorhanden iſt, daß die nüchterne Gertrude nicht den Geiſt des Hamlet ſehe, u. ſ. w., werden nach Gebühr zurechtgewieſen. In der That, wenn man vier Bände über Shakſpeare ſchreibt, ſo ſollte man ihn wenigſtens etwas genauer anſehen. Die Schildwache, Francesco, die Offiziere Bernardo und Marcellus und Horatio ſehen alle den Geiſt gleich am Anfang des „Hamlet", obwol bei dieſen Kriegsknechten gewiß keine reizbare Einbildungskraft anzunehmen iſt, und obſchon ſie der Geiſt und ſeine ganze Geſchichte gar nichts angeht. Da iſt Flir im Recht, wenn er ſagt: „Nur das rationaliſtiſche Vorurtheil, ein Wunder ſei eine platte Vernunftwidrigkeit und daher bei dem vernünftigen Shakſpeare eine Unmöglichkeit, konnte den Erklärer blind machen gegenüber dem Evidenten." Warum der Geiſt aber nicht aus der Hölle oder aus dem Himmel, ſondern aus dem Fegfeuer kommt, das ſetzt Flir mit großer Sachkenntniß auseinander.

Flir's „Briefe über Shakſpeare's Hamlet" erſchienen zuerſt im „Phönix", einer innsbrucker Zeitſchrift, die 1852 einging. Flir gehört bekanntlich jetzt nicht mehr zu den Lebenden. Hebbel ſprach ſich günſtig über die Abhandlung Flir's aus: „Sie bot manchen neuen Geſichtspunkt dar, was bei einem ſo erſchöpften Thema etwas ſagen will." Man kann in dies Lob einſtimmen. Die originelle Grundanſchauung haben wir ſchon erwähnt. Im einzelnen ſetzt Flir ganz pikante Lichter auf; auch die Charakterporträts, wie z. B. das des Polonius, ſind wohlgelungen.

Hebler's „Aufſätze über Shakſpeare", die wir ebenfalls bereits erwähnten, bringen außer einer eingehenden Analyſe des „Hamlet" eine nicht minder ausführliche des „Othello", eine Erläuterung von „Maß für Maß" und „Sommernachtstraum", und Miscellen, von denen die kurze Inhaltsangabe der vierzehn Komödien ſich durch verſtändige Nüchternheit auszeichnet.

Ueberhaupt hielt ſich Hebler frei von der Manie der Emphaſe, er ſtreicht Shakſpeare weder metaphyſiſch, noch katholiſch, noch proteſtantiſch an. Doch ebenſo wenig tritt er ihm kritiſch gegenüber. In Bezug auf jene verfehlten Verſuche, die er zurückweiſt, ſagt er in dem Aufſatz „Shakſpeare in ſeinen Werken":

> Vor allem die, den Werken Shakſpeare's eine gut proſaiſche Weltanſchauung, ja eine Philoſophie oder auch Theologie zu entlocken. Solche Verſuche ſind bisjetzt immer geſcheitert und werden auch ferner ſcheitern, ſobald ſie über gewiſſe Allgemeinheiten hinauszielen, wie ſie ſich ſo ziemlich jedem wackern, geſcheiten und gebildeten Unterthan der Königin Eliſabeth zutrauen laſſen. Ich meine hiermit nicht eben wenig zu ſagen. Denn außerdem, daß auch Allgemeinheiten ins Gewicht fallen, wo es um die Unterſcheidung ganzer Zeitalter zu thun iſt, pflegen ja Menſchen von jenen Eigenſchaften nie dicht geſäet zu ſein. Nur um ſo eher aber könnte man ſich zufrieden geben, wenn einer derſelben noch obendrein durch die ſeltenſte Kunſtbegabung hervorragt. Es iſt eine Zudringlichkeit der wunderlichſten Art, einem Manne, der faſt nichts als Dramen und zwar nicht Leſedramen, ſondern Theaterſtücke geſchrieben, der zudem als Schauſpieler das Seinige geleiſtet hat und der Nachwelt wahrlich keinen Pfennig ſchuldig geblieben iſt — einem ſolchen Manne keine Ruhe laſſen zu wollen, bis daß er auch auf einem Katheder oder einer Kanzel Rede geſtanden. Genug, daß Shakſpeare die Welt ſo anſchaute, wie er's brauchte, um dieſe Dramen zu machen, um ſo beſſere, je weniger ſie von einer Weltanſchauung, wie man ſie oft bei ihm ſucht, verrathen.

Lobenswerth iſt die genaue Ausführung der Stoffe in der Geſtalt, in welcher ſie die Quellen darboten, und der jedenfalls lehrreiche Vergleich zwiſchen dieſer urſprünglichen Geſtalt und der Behandlungsweiſe des Dichters. Namentlich wird der Amlet des Saxo Grammaticus einen größern Leſerkreis intereſſiren.

Hebler ſpricht ſich in der Vorrede günſtig über die „Shakſpeare-Studien eines Realiſten" aus und ſagt über ſein Verhältniß zu dieſem Werk:

> Wenn der Widerwille gegen „äſthetiſche Salbaderei" und gegen bloße „philoſophiſche Phraſe", wenn die Bemühung, ob der Größe des Dichters die Bedingungen und Schranken ſeines Wirkens nicht zu überſehen — wenn dies vor allem es iſt, was hier den „Realiſten" macht, ſo darf ich mich gleichfalls einen ſolchen nennen. Uebrigens hält ſich meine Arbeit im ganzen dieſſeit der Grenzen, wo die des „Realiſten" beginnt, indem ſie ſich nicht ſowol wie dieſe, mit dem Dichter im allgemeinen und mit Kritik im engern Sinne, als vielmehr nur mit einzelnen Werken und deren Auslegung befaßt. Hier kommt es wol am meiſten auf denjenigen Realismus an, welcher in ſorgfältigem Zuſammenhalten der Werke mit ihren Quellen beſteht — ein kräftiger Schutz und Selbſtſchutz gegen willkürliche Einlegerei, wie zugleich der einzige ſichere Weg, um die Entſtehung dieſer Werke einigermaßen zu begreifen und das eigenthümliche Verdienſt ihres Dichters zu würdigen.

Dieſe Darſtellungsweiſe hat gewiß ihr Verdienſtliches; doch gerade die kritiſchen Anregungen, die ſich aus ihr ſchöpfen laſſen, ſind von Hebler faſt gar nicht ausgebeutet. In Bezug auf Shakſpeare-Kritik ſteht Rümelin noch immer einzig da.

4. Shakſpeare's Staat und Königthum. Nachgewieſen an der Lancaſter-Tetralogie von Bruno Tſchiſchwitz. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1866. 8. 12 Ngr.

Sievers nennt dieſe Tetralogie einen Cyklus des Gottesgnadenthums; Tſchiſchwitz eine Verherrlichung des Pietätsprincips. Die Quinteſſenz der Abhandlung von Tſchiſchwitz liegt in der folgenden Auseinanderſetzung:

Für Shakſpeare iſt der Staat eben nicht eine bloße Anſtalt, in welcher einer gewiſſen Anzahl von Bürgern Gelegenheit geboten wird, des Lebens in Ruhe zu genießen, zu materiellem Wohlſtande, zu Behäbigkeit und irdiſchem Glück zu gelangen und dafür ein gewiſſes Quantum Steuern zu entrichten, ſondern ein auf der Grundlage vollkommenſter individueller Freiheit entwickelter, zum Leben und zur That berufener Organismus. Dieſer Organismus kann, da er auf Freiheit baſirt, kein anderer als ein ſittlicher ſein. Unſittlichkeit negirt das Weſen des Staats, denn ſie gefährdet ſofort die Freiheit der Staatsangehörigen. Das Band, welches den Geſammt-Organismus, Regierende und Regierte zuſammenhält, iſt das der Pietät, weil das Princip der ſittlichen Freiheit jeden Zwang ausſchließt. Das Pietätsprincip ſetzt aber auf jeder Seite Achtung vor dem traditionellen Recht, vor Sitte, Herkommen, Gewohnheiten und vaterländiſchen Inſtitutionen voraus, alſo auch die Ehrfurcht des Unterthanen vor den überlieferten Rechten des Throns. Der Bruch des Pietätsprincips kommt dem Hochverrath gleich, denn er löſt ſofort den organiſirten Staat in eine chaotiſche Maſſe auf, die ſich erſt nach ſchweren Kämpfen und zwar dadurch, daß ſie das ihrem Organismus Feindſelige gewaltſam ausſcheidet, wiederum zur geordneten und gegliederten Körperſchaft geſtaltet. Dieſe gewaltſame Ausſcheidung iſt nichts als die Reaction der ſittlichen Elemente im Staate gegen die Herrſchaft der unſittlichen. In „Richard II." geht der Bruch vom Monarchen ſelbſt aus und führt ſchließlich zu deſſen Untergange; in den zwei folgenden Theilen wird der Conflict der unſittlichen Elemente des Staats mit dem ſittlichen Princip veranſchaulicht. Die verſchiedenen Gruppen: Norfolk, Percy, Glendower, Mortimer und der Erzbiſchof von York, ferner Sir John Falſtaff und ſein Kreis, ſowie die beiden Friedensrichter Shallow und Silence repräſentiren das unſittliche, dem Staatsorganismus feindſelige Element in den verſchiedenen Schichten der Bevölkerung. In „Heinrich V." veranſchaulicht das Verhältniß des Königs zu Erpingham, Gower, Fluellen, Macmorris, Jamy, ſelbſt zu den gemeinen Soldaten Bates, Court, Williams das treue Zuſammenwirken zum Zweck des Gemeinwohls, oder den Staat als ſittlichen Zuſtand. Die Reaction der ſittlichen Mächte im Staate gegen die Herrſchaft der unſittlichen wird nie Rebellion, wenn auch der Bruch des Pietätsprincips vom Monarchen ausgegangen, durch ſein Verſchulden der ſittliche Zuſtand aufgehoben iſt. An keiner Stelle wenigſtens räumt Shakſpeare dem Unterthanen eine Berechtigung zu gewaltſamer Reaction ein, denn die bewaffnete Auflehnung gegen den Monarchen kann ihrem Weſen nach nichts anderes ſein als ein unſittlicher Act, da er ohne den Bruch des Pietätsprincips nicht zu denken iſt. Für Shakſpeare nämlich iſt das Königthum durchaus nicht die gekrönte Spitze einer Pyramide, ſondern der lebendige Mittelpunkt eines organiſchen Ganzen, nach welchem zu das Geſammtleben des Organismus pulſirt.

Nach Tſchiſchwitz ſind nicht nur Shakſpeare's Tragödien, ſondern iſt auch der conſtitutionelle Staat auf dem Pietätsprincip errichtet. Nach unſerer Anſicht iſt der conſtitutionelle Staat der inſcenirte Skepticismus dieſem Princip gegenüber, das im bezopften Reich der Mitte ſeine wahre Verwirklichung findet. Die Lancaſter-Tetralogie handelt von dem Kampf zwiſchen Legitimität und Uſurpation. Shakſpeare's Herz iſt bei der erſtern — ſelbſt der Sohn des Uſurpators Bolingbroke kann über das mangelnde Recht ſeiner Krone, trotz aller glänzenden Behauptung derſelben, nicht hinweg. Die poetiſche Glorie der Legitimität verklärt ſelbſt den ſchwachen König Richard II., deſſen Schwächen und Verirrungen Shakſpeare dramatiſch genug hervorhebt; aber das Princip dieſes gottesgnädigen Königthums umkleidet er mit dem ganzen Zauber ſeiner Poeſie.

Die Schrift von Tſchiſchwitz enthält im einzelnen viel Treffendes, doch der ſtaatsrechtliche Extract aus Shakſpeare hat ein zu einſeitiges Etikette. Wir meinen, daß man, um über Shakſpeare's Staat und Königthum zu ſchreiben, nicht blos die Lancaſter-Tetralogie, ſondern auch „König Johann", „Heinrich VI.", „Richard III.", „Heinrich VIII.", ja „Coriolanus" und „Julius Cäſar", „Hamlet" und „Macbeth" mit in den Kreis der Betrachtung ziehen müſſe. In dieſen Stücken findet ſich die Correctur mancher Einſeitigkeit, die Tſchiſchwitz aus der Lancaſter-Tetralogie herausdeſtillirt hat.

5. Nachklänge germaniſcher Mythe in den Werken Shakſpeare's von Bruno Tſchiſchwitz. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1865. 8. 15 Ngr.

Tſchiſchwitz will in der vorliegenden Schrift vollgültige Belege zu der Behauptung Kreyßig's geben, daß er in Shakſpeare den wahren vollſtändigen Vertreter der geſammten geiſtigen und gemüthlichen Grundlage des germaniſchen Stammes erkenne. Das England Shakſpeare's, meint Tſchiſchwitz, beſaß noch tauſend gemüthvolle Berührungen mit dem deutſchen Geiſte; das England, wie es Dickens ſchildert, mag uns intereſſant ſein, aber es iſt nur denen verſtändlich, die Land und Volk aus eigener Anſchauung kennen.

Die Schrift von Tſchiſchwitz gibt faßliche und wichtige Erläuterungen zu einer großen Menge von Stellen in Shakſpeare, die Bezug haben auf den alten Volksglauben und ohne einen Commentar dunkel und unverſtändlich ſind. Immer geht Tſchiſchwitz auf die altgermaniſche Mythe zurück, lehnt ſich beſonders an Grimm's „Mythologie" an, die er hin und wieder auch ergänzt, und zeigt beſonders eine genaue Kenntniß des altengliſchen Dramas, dem er zahlreiche Parallelſtellen entnimmt. Die Stellen, die auf den Weltuntergang, auf den Einfluß der Geſtirne, auf ſagenhafte Thiere, wie Baſilisk, Drache u. ſ. f., auf ſinnbildliche Pflanzen, auf Elfen, Hexen und Geiſter, auf volksthümliche Gebräuche, Spiele und Feſte Bezug haben, werden in ihrem Zuſammenhang mit der altgermaniſchen Mythe und durch dieſelbe erläutert.

Wir halten derartige Beiträge zum Verſtändniß Shakſpeare's nicht für unwichtig. Auf der andern Seite zeigen ſie freilich, wie viel in dieſem Dichter des Commentars bedürftig, wie viel von dem damals Volksthümlichen jetzt unvolksthümlich und unverſtändlich geworden iſt und mit wie großem Recht ſich unſere Bühne dagegen ſträubt, dieſe Dramen in ihrer urſprünglichen Geſtalt aufzunehmen: denn alles, was eines Commentars bedarf, gehört nicht auf die Bühne der Gegenwart.

6. Shakſpeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des engliſchen Dichters von Adolf Bekk. Wien, Hartleben. 1865. 8. 20 Ngr.

Nach dieſem Titel wird man zunächſt eine Ergänzung zu Schiller's Abhandlung „Ueber die naive und ſentimentale Dichtung" erwarten, eine Parallele zwiſchen den beiden objectivſten Dichtern aller Zeiten. Statt deſſen erhalten wir eine neue freie Bearbeitung von „Troilus und Creſſida" und eine literariſch-kritiſche Abhandlung über das Drama, unter dem auffallenden Titel: „Speerſänger, Speerſchüttler und Speerfreund. Homer iſt der Speerſänger, Shakſpeare der Speerſchüttler und Gervinus der Speerfreund." (Gêr bedeutet in der ältern Sprache ſoviel als Wurfſpieß; wine, Freund, Geliebter, alſo Gervinus der gute deutſche Name Gerwin mit griechiſch-lateiniſchem Zöpfchen.) Nach der Anſicht des Speerfreundes ſoll Shakſpeare die homeriſchen Helden traveſtirt, ſein Selbſtgefühl ſoll ihn gekitzelt haben, ſich in einem Werke neben den Dichtervater zu ſtellen, und zwar indem er ſich ihm entgegenſtellte. An einer andern Stelle ſagt Speerfreund: „Die niederſten und höchſten Täuſchungen dieſer dämoniſchen Leidenſchaft (der Liebe) ſind in «Troilus und Creſſida» in das hochironiſche Gemälde jenes troiſchen Kampfes gelegt, in die Parodie jenes unſterblichen Liedes von jener Liebe, die die Urſache zu ſo langem Kriege und ſo ſchrecklichen Thaten geworden." Schon A. W. Schlegel hat das Stück für eine durchgeführte Ironie auf den trojaniſchen Krieg erklärt, wobei jedoch der Dichter nicht die „Ilias", ſondern die aus dem Dares Phrygius hergefloſſenen Ritterromane vor Augen gehabt habe; Rapp nennt das Stück ein großes Räthſel, deſſen Löſung noch nicht ausgeſprochen iſt, und ſelbſt Rümelin räumt ihm den Reiz eines ungelöſten Räthſels ein, meint, daß es voll von Anſpielungen und perſönlichen Bezügen und, wie ſchon Tieck vermuthet, für ein Privat- oder Liebhabertheater geſchrieben ſei.

Wir ſind der Anſicht, daß Shakſpeare keine Literaturdramen und auch nicht für Privattheater geſchrieben hat. Shakſpeare gehörte nicht zur romantiſchen Schule, er war ein Volksdichter. Er ſchrieb keine Dramen mit literariſchen Tendenzen, etwa um Chapman's „Ilias" zu verſpotten. Das ſind ganz fälſchliche Uebertragungen. „Troilus und Creſſida" war damals populär, wie „Romeo und Julie", wir verweiſen nur auf die Hindeutungen, die andere Stücke, z. B. „Der Kaufmann von Venedig" enthalten. Shakſpeare nahm den Stoff bona fide; er enthält einen intereſſanten weiblichen Charakter, die kokette Creſſida, eine neue Variante von Liebesſituationen, einen durch Chapman den Engländern nahegerückten mythiſchen Hintergrund mit wohlverwendbaren Charakteren, die gewiß zum Theil den Häuptern ſeiner Truppe auf den Leib gepaßt waren. Der Wurf der Dichtung gelang ihm nicht gänzlich; die Charaktere waren etwas überladen, da dem Dichter die rechte realiſtiſche Grundlage fehlte und Homer ihm bei ganz anderer Behandlungsweiſe hierin zu wenig für ſeine Zwecke bot; die Handlung erregte keine warme Theilnahme, was in dem Charakter der Creſſida lag, und das Komiſche und Tragiſche floſſen zu jener unberechtigten Miſchung der Tragikomödie zuſammen, was der Dichter ſonſt vermieden hat. Dafür iſt das Stück ausnehmend geiſtreich und überfüllt mit den glänzendſten, tiefſinnigſten und nur zuweilen ſchwülſtig ausgedrückten Sentenzen, ein wahres Füllhorn ernſter und heiterer Spruchweisheit. Andere Intentionen, als ein gutes und wirkſames Bühnenſtück zu ſchreiben, hat Shakſpeare gewiß hier ſo wenig wie bei ſeinen andern Dramen gehabt.

Wir freuen uns, daß dieſer Sachverhalt, gegenüber der Hyperkritik, immer mehr Anerkennung findet. Hebler ſagt:

> Shakſpeare hat ganz einfach ſeinem ſchauluſtigen Publikum auch einmal den trojaniſchen Krieg und deſſen Helden vorführen wollen — ähnlich wie der Dr. Fauſt des Volksbuchs ſeinen Studenten einmal die Helena erſcheinen läßt. Aber ohne Zweifel war unſerm Dichter, der ſeine erſten Verſuche in der Dramatiſirung der engliſchen Kriege längſt hinter ſich hatte, ſogleich klar, daß jener Zweck und der andere, ein gutes Drama zu ſchaffen, nicht ohne weiteres zuſammen erfüllbar ſeien. Dem erſtern gemäß ſehen wir ihn, ſoweit die engen Schranken eines Bühnenſtücks es erlaubten, nach einer gewiſſen überſichtlichen Vollſtändigkeit in Bezug auf Begebenheiten und Perſonen ſtreben, wiewol unmittelbar ſceniſch nur zwiſchen den Grenzpunkten der homeriſchen Erzählung, ohne darum auch ſonſt vorzugsweiſe dieſer zu folgen. Dem andern, ſpecifiſch dramatiſchen Zwecke ſuchte er durch ein Kunſtmittel zu genügen, das ihm ohnehin geläufig war: es ließ ſich ja dem Krieg eine zweite Handlung, welche in dramatiſcher Hinſicht die erſte ſein konnte, beigeben. Hierzu eignete ſich die Geſchichte von Troilus und Creſſida nicht blos durch ihre damalige Bekanntheit und Beliebtheit, ſondern auch durch ihre unverkennbare innere Verwandtſchaft mit der Kriegsangelegenheit. Um was handelte es ſich denn eigentlich vor Troja? „Um einen Hahnrei und eine Hure", gibt uns Therſites ſo deutlich als grob zur Antwort. Etwas von einem Hahnrei iſt ja aber auch Troilus, und Creſſida iſt von innen wie von außen eine zweite Helena.

Auch Adolf Bekk kommt in ſeiner Polemik gegen Speerfreund wol auf daſſelbe Reſultat hinaus, obgleich er zugibt, daß Shakſpeare in zweiter Linie geſucht habe, die prahleriſch übertriebene Werthſchätzung des durch Chapman's überſetzte „Ilias" nun plötzlich in den gelehrten Kreiſen Mode gewordenen homeriſchen Griechenthums auf das richtige Maß zurückzuführen und dieſe als höchſte Dichterideale geprieſenen Helden einer dramatiſchen Probe zu unterwerfen.

Die Bühnenbearbeitung des Dramas hat inſofern geringeres Intereſſe, als „Troilus und Creſſida" kein Stück iſt, das auf die Bühne der Gegenwart irgendeine Anziehungskraft ausüben könnte, eine ſo reiche Fundgrube geiſtigen Inhalts es für den Leſer ſein mag. Doch hat Bekk mit Geſchmack viel Ungenießbares beſeitigt und ſo für alle, die Shakſpeare nicht mit Haut und Haar zu verdauen im Stande ſind, eine anſprechende editio castigata geſchaffen.

7. Ausgewählte Stellen aus Shakſpeare's Werken überſetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von Guſtav Solling. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 24 Ngr.

Eine Anthologie aus Shakſpeare, mit nebeneinandergedrucktem engliſchem und deutſchem Text, urſprünglich

zum Unterricht bestimmt, doch, wie der Herausgeber hofft, auch dem größern Publikum Englands und Deutschlands willkommen. Da sich Solling durch manches in der vorhandenen deutschen Uebersetzung nicht befriedigt fühlte, so hat er versucht, die ausgewählten Stücke in neuer, dem Original möglichst treu entsprechender Form wiederzugeben.

Was zunächst den Schulzweck betrifft, so wird er durch die Sammlung wol erreicht werden. Es sind meistens Stellen gewählt, die frei sind von den Auswüchsen des Shakspeare'schen Genius und denselben in seiner vollen Macht und Harmonie widerspiegeln. Am reichlichsten hat „Julius Cäsar" beigesteuert, außerdem „Hamlet" und „Macbeth" mit den bekannten Monologen, „Romeo und Julie", „Cymbeline", einige Königsdramen u. s. f. Die Auswahl ist eine ganz freie, ohne irgendein aus der Folge der Stücke oder dem Inhalt der Stellen hergenommenes Eintheilungsprincip; doch da sie eine geschmackvolle ist, so wird sich auch ein größeres Publikum durch dieselbe befriedigt fühlen.

Was die Uebersetzung betrifft, so hat sie den für ihren nächsten Zweck wünschenswerthesten Vorzug, den der Treue. Einzelnes ist gelungener als in der Schlegel-Tieck'schen Uebertragung, anderes steht wieder hinter derselben zurück. So lautet — um für beides einen Beleg anzuführen — die Stelle in „Macbeth" (Act 1, Sc. 7):

But here, upon this *bank and shoal* of time —

bei Solling richtig: „Auf dieser Sandbank in dem Strom der Zeit", während im Schlegel-Tieck'schen Shakspeare merkwürdigerweise zu lesen ist: „Auf dieser Schülerbank der Gegenwart." Dagegen muß es in „Macbeth" (Act 5, Sc. 5):

It is a tale
Told by an idiot full of sound and fury
Signifying nothing —

nicht wie bei Solling

Eine Mär', wie sie
Ein Irrer wol erzählt, voll wüsten Schalls,
Der nichts bedeutet —

heißen, sondern: Die nichts bedeutet.

Im ganzen aber ist die Anthologie allen zu empfehlen, welche einzelne Glanzstellen Shakspeare's mit besonderer Vertiefung aus Original wie Uebersetzung zugleich genießen wollen.

Rudolf Gottschall.

Zur Psychologie.

Dr. F. E. Beneke's neue Seelenlehre, für alle Freunde der Naturwahrheit in anschaulicher Weise dargestellt von G. Raue. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von Johann Gottlieb Dreßler. Mainz, Faber. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende populäre Darstellung der „neuen Psychologie" Beneke's hatte ursprünglich den Zweck, ein Lehrbuch für Volksschulen zu sein, weshalb sie früher den Titel führte: „Dr. Beneke's neue Seelenlehre nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelnder Weise für Lehrer bearbeitet" u. s. w. Der gegenwärtig veränderte Titel hat, wie Dreßler im Vorwort sagt, seinen Grund darin, daß das Buch seinem ursprünglichen Zweck gänzlich entwachsen und daß es jetzt ein Buch für jedermann ist, „der auf Bildung Anspruch machen darf". In der Form ebenso anschaulich gehalten wie früher, will es jetzt, im Vergleich mit den drei ersten Auflagen, tiefer in das Wesen der menschlichen Seele einführen. Raue, der ursprüngliche Verfasser des Buchs, hat die Bearbeitung der neuen Auflage ganz dem Seminardirector Dreßler übertragen, und dieser hat so zahlreiche Veränderungen und Erweiterungen angebracht, daß er die Schrift nunmehr ganz als sein eigenes Werk betrachtet. Der ursprüngliche, von Raue entworfene Plan des Ganzen ist beibehalten worden, ebenso sind die Sachen dieselben geblieben, „denn die Wahrheit wechselt nicht wie ein Modekleid". Nur um schärfere, klarere und zum Theil ausgeführtere Darstellung hat sich Dreßler bemüht. Eine Uebersetzung der Schrift ins Niederländische (Vlämische) durch J. Blockhuys, Director der Communalschulen zu Schaerbeek bei Brüssel, erschien zu Gent 1859.

So viel über die äußere Entstehung des vorliegenden Buchs. Was nun es selbst anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß es im Populariſiren das Aeußerste thut. Als wir den ersten und zweiten Paragraphen lasen, dachten wir: Dies ist ja eine Psychologie, die jeder Holzhauer verstehen muß. Man höre nur beispielsweise:

§. 1. Die Sonne scheint; der Baum blüht; das Gold ist gelb: das sehen wir.

Der Vogel singt; der Hund bellt; das Wasser rauscht: das hören wir.

Der Stein ist hart; die Flaumfeder ist weich; der Spiegel ist glatt: das tasten wir.

Essig ist sauer; Honig ist süß; Wermuth ist bitter: das schmecken wir.

Der Moder ist dumpfig; die Rose duftet lieblich; Kampher ist stark: das riechen wir.

a. Die Nadel sticht; die Luft ist warm oder kalt; der Rauch beißt in die Augen: das fühlen wir.

b. Der Hunger thut weh; die Ruhr und die Gicht schmerzen; der Durst brennt: das fühlen wir ebenfalls.

c. Langes Gehen ermüdet die Beine; langes und schnelles Schreiben den Arm; vieles Sprechen und Singen die Stimmwerkzeuge: auch das fühlen wir.

Weil wir sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen können, so sagt man: der Mensch hat sechs Sinne; sie heißen: Gesichtsinn, Gehörsinn, Tastsinn, Geschmacksinn, Geruchsinn, Gefühlsinn.

Ebenso populär wie §. 1 beweist, daß der Mensch sechs Sinne hat — wobei das Neue dieser Psychologie darin besteht, daß sie aus dem Gefühl einen besondern, den fünf bekannten Sinnen coordinirten Sinn macht, während doch die Gefühlsthätigkeit ganz an derer, allgemeinerer Art ist als die Sinnesthätigkeit —, ebenso populär beweist §. 2, daß die sechs Sinne ohne Seele und ohne Aufmerksamkeit nichts nützen, nichts ausrichten:

§. 2. Wer todt ist, sieht, hört, tastet, schmeckt, riecht und fühlt nicht, denn die Seele fehlt ihm; also muß eine Seele haben, wer sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen will.

Ferner: Wer in der Ohnmacht oder im tiefen Schlaf liegt, der hat seine Seele noch, und doch sieht, hört u. s. w. er nicht.

Noch mehr: Es gibt Seelenkranke, die man im wachen Zustande mit Nadeln stechen, mit glühenden Eisen brennen kann, ohne daß sie es fühlen, die den Knall einer vor ihren Ohren abgeschossenen Pistole nicht hören, die die schärfsten Geruchsreize

nicht riechen u. ſ. w., obgleich alle ihre Sinnesorgane völlig geſund ſind.

Schon mancher tapfere Soldat wurde während des Gefechts beträchtlich verwundet, und er merkte es erſt, als das Gefecht zu Ende war.

Kartenſpieler ſind nicht ſelten in ihr Spiel ſo vertieft, daß ſie weder ſehen noch hören, was um ſie herum vorgeht. Der Schulknabe ſitzt da und hört nicht, was der Lehrer vorträgt, ſobald ſeine Augen auf Tändeleien der Nebenſchüler gerichtet ſind. Ja, beim Leſen begegnet es uns zuweilen, daß wir nicht wiſſen, was auf einer Seite ſtand, die wir doch von oben bis unten geleſen haben.

Alſo iſt es zum Sehen, Hören u. ſ. w. nicht genug, daß man eine Seele habe; ſie muß auch ihre Aufmerkſamkeit auf die Dinge außer ihr richten, wenn das Sehen, Hören u. ſ. w. zu Stande kommen ſoll.

Iſt das nicht populär geſprochen?

Weiter aber als auf die Wahl ſolcher aus dem Leben gegriffener Beiſpiele erſtreckt ſich dieſe Populariſirungskunſt nicht. Die Lehrſätze ſelbſt, zu deren Veranſchaulichung die Beiſpiele gewählt und vorangeſtellt ſind, ſind oft, zumal da die wunderliche Beneke'ſche Terminologie beibehalten iſt, ſehr unpopulär, dem Ungelehrten unverſtändlich ausgedrückt, ſodaß ein ſolcher Leſer oft nicht wiſſen wird, was eigentlich durch die gewählten Beiſpiele erläutert werden ſoll. Als ob das Populariſiren blos in der Wahl von Beiſpielen beſtände und nicht auch in der gemeinfaßlichen Darſtellung der Lehrſätze, zu deren Erläuterung die Beiſpiele dienen! In dem §. 31 z. B., der überſchrieben iſt: „Uebertragung der beweglichen Elemente", ſind zwar die gewählten Beiſpiele ſehr populär, aber die allgemeinen pſychiſchen Geſetze, die daraus entwickelt werden, dürften nur ſolchen, die bereits in die Beneke'ſche Terminologie eingeweiht ſind, verſtändlich ſein. Da leſen wir unter anderm:

Ich habe den Namen eines Schauſpielhelden vergeſſen und möchte ihn gern wiederfinden; wie hieß er doch? Albion? Ilion? Ich dächte, der A-Laut wäre darin geweſen. Nun, der große Bandit, wie ihn Zſchokke dargeſtellt, der Mann mit der furchtbaren Naſe und dem ſataniſchen Gelächter, wie hieß denn ſein Name? Ich martere mich ſchon eine lange Weile und finde ihn noch nicht. Sähe ich ihn geſchrieben, wirkten alſo äußere Reize auf mich ein, dann wüßte ich ihn gleich. Aber dieſe Reize fehlen eben. Innere Reize ſind allerdings genug da, allein ich würde lange warten müſſen, bis dieſe zufällig jenen Namen zum Bewußtſein aufregten. Ich will ihn womöglich ſogleich wiſſen, und da bleiben mir blos freie Urvermögen zur Verfügung, die ich von einem Begehren aus bereits zum Herumſuchen in der Seele veranlaßt habe. Auch haben ſie ſchon die Gebilde: Ilion, Albion erregt, aber ſo hieß er nicht. Albion, Ilion; nein, nein! aber ähnlich! Halt, jetzt weiß ich's: Abällino hieß der Mann. Wem wäre Aehnliches nicht ſchon begegnet?

Nun, aus dieſem populären Beiſpiel wird folgende abſtracte Lehre entwickelt:

Wir aber lernen daraus: nicht blos bewegliche Reize fließen in der Seele von Gebilde zu Gebilde und erregen die unbewußten zur (unwillkürlichen) Bewußtheit; auch bewegliche, loſe Urvermögen tragen ſich auf unbewußte Gebilde über und machen ſie dadurch zu (willkürlich) erregten und zu bewußten. Gebilde, welche ſoeben bewußt geworden waren, werden ſofort wieder unbewußt, wenn die erregenden Elemente von ihnen wegfließen. So bringen alſo dieſe loſen oder beweglichen Elemente gleichſam erſt Leben in die Seele; und wir begreifen nun wol den Satz:

Urvermögen und innere Reize, ſoweit ſie noch als bewegliche Elemente exiſtiren, fließen im wachen Zuſtande immer von Gebilde zu Gebilde und bewirken ſo den in jedem Augenblick ſtattfindenden Wechſel zwiſchen Bewußtſein und Unbewußtſein in der menſchlichen Seele. Wir nennen das Geſetz, das ſich darin ausſpricht, das Geſetz der Ausgleichung der beweglichen Elemente.

In dieſer Weiſe treibt dieſe „Neue Seelenlehre" die Kunſt des Populariſirens. Erſt ſtellt ſie handgreifliche Beiſpiele auf, und hinterher folgen dann abſtracte Lehrſätze, die nur dem Eingeweihten verſtändlich ſind. Da ſchwirrt es in den Lehrſätzen von „Gebilden" und „Angelegtheiten" aller Art, von „beweglichen und unbeweglichen Elementen", von „Spuren" und „Reizen". Der Leſer hört von „Weckungsangelegtheiten", „Verknüpfungsſpuren", „reizvollen Stärkegebilden", „vielſpurigen und kraftloſen Schwächegebilden", „beweglichen, loſen Urvermögen", „beweglichen, von Gebild zu Gebild überfließenden Elementen" u. ſ. w. reden. Kurz, die Sprache der Lehrſätze paßt nicht zu der Sprache der Beiſpiele. Letztere iſt die Sprache des Lebens, erſtere die Sprache der Schule, und darum macht dieſe „Neue Seelenlehre" keinen einheitlichen harmoniſchen Eindruck, iſt nicht für ein gleichartiges Publikum geſchrieben.

Warum nennt ſich denn aber überhaupt dieſe Seelenlehre neu? Die neue Terminologie allein könnte ihr doch dazu kein Recht geben. Eine alte Lehre, in neuer Sprache vorgetragen, bliebe doch immer noch ebenſo alt wie ein alter Körper in einem neuen Kleide. Alſo muß doch dieſe Seelenlehre wol dem Inhalte nach neu ſein. Worin beſteht nun aber das Neue ihres Inhalts?

Auf dieſe Frage habe ich zu ſagen: Die Prädicate alt und neu vertheilen ſich nicht immer ſo, daß gewiſſe Syſteme nur alt und andere nur neu wären. Sondern es gibt auch Syſteme, die zum Theil alt, zum Theil neu ſind, die Altes mit Neuem miſchen. Es ſind dies die Uebergangsſyſteme, die auf dem Uebergange von einer alten und veralteten zu einer völlig neuen Anſchauung der Dinge liegen, die ſich vom Alten alſo noch nicht ganz losgemacht, aber auch nicht mehr ganz an ihm kleben, ſondern bereits Neues in ſich aufgenommen haben.

Zu dieſen Uebergangsſyſtemen gehört auf pſychologiſchem Gebiet Beneke's „Neue Seelenlehre". Sie iſt zum Theil neu, zum Theil alt. Die eigentlich und wahrhaft neue Pſychologie datirt erſt aus jüngſter Zeit, ſeitdem man nämlich infolge des Einfluſſes der Naturwiſſenſchaften, namentlich der Phyſiologie und Anatomie, angefangen hat, die Pſychologie den Naturwiſſenſchaften einzureihen, ſie nur als einen Zweig der Phyſiologie zu betrachten und zu bearbeiten.

Dieſer naturwiſſenſchaftlichen, die pſychiſchen Functionen als Functionen des Gehirns und Rückenmarks betrachtenden Pſychologie gegenüber iſt jede noch von einer Seele als einer immateriellen, im Leibe nur während des Lebens logirenden und von ihm bedienten, aber weſentlich von ihm unabhängigen und darum den Tod des Leibes

überdauernden Substanz: jede noch von einer solchen Seele schwatzende Psychologie ist, sage ich, der neuen naturwissenschaftlichen Psychologie gegenüber alt und veraltet, wie viel Neues sie auch sonst in der Erklärung einzelner psychischer Phänomene enthalten möge.

Und von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir Beneke's „neue" Psychologie alt nennen, müssen sie noch den alten und veralteten Systemen zurechnen. Denn die Grundanschauung dieser „neuen" Psychologie bewegt sich noch in dem alten und veralteten dualistischen Gegensatz zwischen Leib und Seele. Diesem Gegensatze zu Liebe werden die gegen denselben sprechenden Thatsachen, welche aufs schlagendste beweisen, daß die psychischen Functionen, das Denken, Fühlen und Wollen, Leibesfunctionen sind so gut wie Athmen und Verdauen, daher bedingt sind durch die Integrität der ihnen entsprechenden leiblichen Organe und mit diesen sich entwickeln, altern und sterben: diese Thatsachen werden falsch gedeutet. Der im hohen Alter so häufig eintretende Blödsinn, von dem selbst ein Kant nicht frei blieb, soll da kein Beweis dafür sein, daß mit den Leibeskräften zugleich die Geisteskräfte abnehmen, sondern daß das „innere Seelensein" (die Seelengebilde) in stetem Zunehmen begriffen ist. Es ist kaum zu glauben, daß eine sich „neu" nennende Psychologie so etwas lehren könne. Dennoch steht es factisch in der vorliegenden „Neuen Seelenlehre". Wir lesen da:

So wird von Kant erzählt, daß er in den Zuständen seiner größten Schwäche, wo er sich über die gemeinsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte und Chemie, sowie überhaupt über gelehrte Gegenstände, zum Erstaunen richtige und bestimmte Antworten gegeben habe. Wenn nun sein inneres Seelensein von dieser Schwäche ergriffen gewesen wäre, wie wären solche Antworten möglich gewesen? Hätte nicht das Schwierigere sich zuerst auflösen müssen? Und doch sehen wir gerade dieses, trotz der sonstigen großen Schwäche dieses Mannes, in gewohnter Stärke und Klarheit in ihm auftauchen, während er über Dinge seiner Umgebung, die er doch noch vor kurzem gesehen hatte, keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ist das nicht sonderbar? Nicht im geringsten, und beweist eben, daß die Vermögen, die sich auch ihm noch anbildeten, sehr schwach ausfielen, sodaß die jüngsten Eindrücke gar nicht mehr, oder doch nicht in dem Grade in ihnen beharrten, daß er zum Bewußtsein derselben gelangt wäre. Nur wenige Greise erhalten sich bis kurz vor ihrem Tode geistig frisch, weil nur wenige eine so glückliche Körperconstitution haben, daß dieselbe keine wesentliche Verminderung der psychischen Erregungselemente bedingt. Bei den meisten Menschen finden im Alter Licht, Schall u. s. w. eine fortgehend beschränktere Aufnahme, weil die körperlichen Sinnenorgane immer mehr ihre Dienste, ihre Beihülfe versagen.

Also nur die Sinne sollen an der Geistesstumpfheit der Alten schuld haben!

So hätten wir uns denn überzeugt:

1) Daß die Seele in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis ans Lebensende hinaus begriffen sei;

2) daß gerade diese stete Zunahme der Seele an innerer Stärke eine stete Verminderung der beweglichen Elemente (Urvermögen und Reize) bewirke, und daß folglich

3) hierdurch die wechselnde Bewußtheit (nicht das Bewußtsein selbst) mehr und mehr ins Stocken gerathe, bis sie endlich, wenn die Anbildung neuer Seelenvermögen durch dieselbe Ursache ganz aufhört, völlig stillsteht und die Seele den Leib verläßt, in dessen Gemeinschaft sie keinen Zuwachs neuer Vermögen und darum keine Fortbildung mehr finden kann. Das ist der natürlich-nothwendige Tod; der Tod durch Krankheit erklärt sich von selbst. In beiden Fällen aber stirbt der Mensch nicht, „weil ihm das Leben entflieht", sondern weil die Seele dem Leibe entflieht, die hierdurch ihr Leben keineswegs einbüßt.

Was spricht nun für die ungestörte Fortdauer der Seele nach dem Tode? Ihr stetiges Wachsthum an innerer Stärke bis zum Tode.

Es wird zwar zugestanden, daß die Seele sich nur in Gemeinschaft des Leibes, der sie zu unterstützen bestimmt sei, entwickelt, und daß wir kein Seelenwesen kennen, das körperlos, wie Gott, zu existiren vermöchte, weshalb es scheinen könnte, als müßte die Seele mit dem Verlust des Leibes nothwendig der Auflösung anheimfallen. „Allein", fährt der Verfasser alsdann fort,

die Seele hält und trägt den Körper weit mehr, als sie von ihm gehalten und getragen wird, und wie er unterstützend auf sie einwirkt, so auch in manchen Fällen hemmend und störend, sodaß er sogar Wahnsinn in ihr bewirken kann. Sollte nicht hieraus gefolgert werden können, daß die Seele ein glücklicheres Los haben müsse, sobald ihr zweideutiger Gefährte, der Leib, ihr nichts mehr anhaben kann?

Ist das nun wirklich neue Psychologie? Ich sage nein, das ist vielmehr sehr alte und veraltete Psychologie, welcher der cartesianische Dualismus zwischen Geist und Materie noch in den Gliedern steckt, der Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung. Der Leib ist das bewußtlose, seelenlose, ausgedehnte, die Seele das vorstellende, bewußte, immaterielle Wesen. In dem §. 81, der von „Kraft und Materie, Seele und Leib" handelt, dämmert zwar schon die richtige neue Ansicht von der Identität von Kraft und Materie, der zufolge das Wesen des materiell Erscheinenden Kräfte sind, Kräfte in verschiedener Abstufung. Es wird hier ausdrücklich gesagt:

Es gibt gar keine absolut todte Materie, sondern jeder Körper in Gottes Welt ist durch und durch Leben, d. h. durch und durch lebende Kraft, nur daß diese Lebendigkeit verschieden abgestuft ist. Demnach enthält die Pflanze nicht blos Kräfte, sondern sie ist durch und durch Kraft, ein System verschiedener Kräfte, die unsern Sinnen als etwas Langes, Breites, Dickes, Schweres, Farbiges u. s. w., kurz als das erscheinen, was man eben Körper, Stoff, Materie, auch wol Substanz nennt. Kraft und Materie werden immer beisammen und nur für das Denken unterscheidbar sein, eben weil beide in der That nur eins, nämlich nur Kraft sind.

Aber diese richtige Ansicht wird nicht für die Psychologie verwerthet. Sonst hätte der Verfasser ebenso, wie er die Pflanze nicht als aus Leib und Seele bestehend, sondern als ein System verschiedener, abgestufter Kräfte betrachtet, auch den Menschen nicht als aus Leib und Seele bestehend, sondern als ein System abgestufter Kräfte betrachten müssen, von denen die psychischen nicht einer vom Leibe verschiedenen Substanz, genannt Seele, zukommen, sondern nur die höchsten Kräfte des Leibes sind. Aber die Unsterblichkeit der Seele sollte gerettet werden, und wo bliebe diese, wenn die psychischen Functionen ebenso wie die vitalen nur für Leibesfunctionen, folglich für alternd und sterbend mit dem Leibe erklärt würden? Daher mußte trotz der erkannten und ausgesprochenen Ein-

heit von Kraft und Materie, von Seele und Leib, doch auch wieder eine Zweiheit herausgebracht werden, ein Grundunterſchied. Dieſer ſoll nun in Folgendem beſtehen:

Durch das Geſetz der Spurenbildung erwirbt die Seele Bewußtſein und ſteigert es durch die gegenſeitige Anziehung des Gleichartigen; dabei bleibt ſie ſtets raumlos, während die leibliche Materie durch daſſelbe Geſetz nur an räumlicher Ausdehnung und Feſtigkeit gewinnt, die zuletzt in Starrheit übergeht.

Dieſe „neue" Pſychologie fällt alſo trotz ihres Strebens, ſich zur naturwiſſenſchaftlichen Anſicht, die den Dualismus von Leib und Seele in den Monismus des Leibes auflöſt, zu erheben, in den alten Dualismus zurück. Sie hat nicht die Kraft, conſequent zu ſein. Sie repräſentirt nicht die wirklich neue Pſychologie, ſondern iſt ein Gemiſch von alter und neuer, wie es eben auf Uebergangsſtufen vorkommt.

Zur wirklich neuen Pſychologie kann dieſe Dreßler-Beneke'ſche Seelenlehre ſchon darum nicht gerechnet werden, weil ſie das Phyſiologiſche ſo wenig zur Erklärung der pſychiſchen Phänomene herbeizieht. Sie iſt und will noch ſein eine Pſychologie aus innerer Beobachtung. Aber was es mit der Pſychologie aus rein innerer Beobachtung oder Beobachtung des innern Sinnes im Gegenſatze zur Beobachtung des äußern Sinnes auf ſich hat, das hat jüngſt Friedrich Albert Lange in ſeiner „Geſchichte des Materialismus" bei der Kritik des Fortlage'ſchen „Syſtem der Pſychologie als empiriſcher Wiſſenſchaft aus der Beobachtung des innern Sinnes" ſehr gut gezeigt. Lange zeigt gegen Fortlage, wie wenig ſich zwiſchen innerer und äußerer Beobachtung eine feſte Grenze ziehen läßt. Es ließe ſich nun zwar gegen Lange geltend machen, was Mill in ſeinem „Syſtem der deductiven und inductiven Logik" über die Möglichkeit einer reinen, von der Phyſiologie unabhängigen Wiſſenſchaft des Geiſtes ſagt. Aber Mill verkennt und unterſchätzt keineswegs das Verhältniß der Geiſteswiſſenſchaft zur Phyſiologie. Er ſagt ausdrücklich:

Es darf keineswegs vergeſſen werden, daß die Geſetze des Geiſtes derivative, aus den Geſetzen des thieriſchen Lebens hervorgehende Geſetze ſein können, und daß daher ihre Wahrheit zuletzt von phyſiſchen Zuſtänden abhängig ſein kann; daß der Einfluß der phyſiologiſchen Zuſtände oder der phyſiologiſchen Veränderungen auf die Veränderung oder Aufhebung der geiſtigen Succeſſionen einer der wichtigſten Zweige der Pſychologie iſt.

Mill hält nur zur Zeit die Phyſiologie noch nicht weit genug vorgeſchritten, um die Pſychologie ganz auf ſie zu gründen und die Hülfsmittel der rein pſychologiſchen Analyſe zu verwerfen. Er ſagt:

Wie unvollkommen auch die Wiſſenſchaft des Geiſtes ſein mag, ſo ſtehe ich doch nicht an, zu behaupten, daß ſie bedeutend weiter vorgeſchritten iſt als der ihr entſprechende Theil der Phyſiologie: und die erſtere für die letztere hinwegzugeben, ſcheint mir eine Verletzung der wahren Regeln der inductiven Philoſophie, eine Verletzung, welche in einigen ſehr wichtigen Zweigen der Wiſſenſchaft von der menſchlichen Natur irrige Schlüſſe nach ſich zieht und ziehen muß.

Allerdings iſt die Phyſiologie noch nicht weit genug vorgeſchritten, um ſchon eine vollſtändige Erklärung der pſychiſchen Phänomene liefern zu können. Aber weit genug iſt ſie doch bereits vorgeſchritten, um die Ueberzeugung zu wecken, daß die ſich auf blos innere Beobachtung beſchränkende Pſychologie nicht mehr ausreicht, nicht im Stande iſt, eine genügende Erklärung der pſychiſchen Vorgänge zu liefern. Man leſe beiſpielsweiſe nur das Buch von Flourens: „De la vie et de l'intelligence", und vergleiche es alsdann mit einer der vielen auf blos innere Beobachtung gegründeten Pſychologien, ſo wird man ſich des großen Unterſchiedes zwiſchen phyſiologiſcher und nichtphyſiologiſcher Pſychologie bewußt werden.

Die alte, nichtphyſiologiſche Pſychologie leitet aus einfachen Urkräften der Seele, aus dem Denk-, Gefühls- und Willensvermögen ab, was die neue, phyſiologiſche Pſychologie als complicirte, aus dem Zuſammenwirken verſchiedener und voneinander trennbarer Functionen des Leibes hervorgehende Phänomene nachweiſt. Die alte Pſychologie erklärt z. B. die Vorſtellungen aus dem Vorſtellungsvermögen, aber die neue Pſychologie zeigt, wie keine gegenſtändliche Vorſtellung zu Stande kommt ohne das Zuſammenwirken der Senſibilität und der Intelligenz, und ſie zeigt, welche leibliche Organe in beiden thätig ſind. (Vgl. Flourens, „De la vie et de l'intelligence", Kap. 2 und 4.)

Bei Beneke findet ſich nun zwar ſchon inſofern ein Anſatz zu neuer Pſychologie, als er beſtrebt iſt, pſychiſche Phänomene, die ſonſt für einfach gehalten wurden, als zuſammengeſetzt, als entſprungen aus dem Zuſammenwirken verſchiedener Functionen nachzuweiſen. Er weiſt z. B. die Elemente nach, aus denen Begehrungen entſtehen, betrachtet ſie alſo nicht mehr, wie die alte Pſychologie, als einfache Aeußerungen des Begehrungsvermögens.

Aber, ſo ſehr dieſes auch anzuerkennen iſt — im ganzen genommen, in der Grundanſchauung von Leib und Seele und in dem Mangel an phyſiologiſcher Auffaſſung und Begründung gehört doch die Beneke'ſche „Neue Seelenlehre" noch faſt mehr der alten als der neuen Pſychologie an.

Julius Frauenſtädt.

Das althochdeutſche Schlummerlied.

Forſchung und Kritik auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums von Franz Pfeiffer. II. Wien, C. Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 20 Ngr.

Vor drei Jahren erſchien das erſte Heft der wiſſenſchaftlichen Mittheilungen, welche Franz Pfeiffer unter dem Titel: „Forſchung und Kritik auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums" der wiener Akademie in unbeſtimmten Zeiträumen vorzulegen beabſichtigt hat. Dieſe Mittheilungen, meiſt Aufſätze von kleinerm Umfang, ſollen „einerſeits der ältern deutſchen Sprache und Literatur theils neue Quellen zuführen, theils ſchon vorhandene erweitern und vervollſtändigen, andererſeits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutſchen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen". Wie ſich von vornherein annehmen läßt, ſind dieſe Arbeiten zunächſt für die Fachgelehrten beſtimmt. Wenn aber irgendeiner unſerer Germaniſten verſteht, einestheils Stoffe zu wählen, welche

dem allgemeinen Intereſſe nahe liegen, anderntheils ſeinen Auseinanderſetzungen eine durchſichtige und genießbare Form zu geben, ſo iſt es Franz Pfeiffer, welchem die altdeutſche Literaturgeſchichte mit das Beſte verdankt. Der erſte Aufſatz in „Forſchung und Kritik“ handelte von „Meier Helmbrecht“, von der erſten deutſchen Dorfgeſchichte. Pfeiffer lenkte durch ſeinen Widerſpruch gegen die allgemein herrſchende Anſicht von der bairiſchen Heimat der Erzählung wieder die Aufmerkſamkeit auf dieſes in jeder Beziehung vorzügliche Gedicht des Mittelalters und regte zugleich die verdienſtvollen und erfolgreichen, wenn auch in ihrem Ergebniſſe noch nicht durchaus ſichern Unterſuchungen an, welche Friedrich Keinz über den Schauplatz der Handlung veranſtaltet hat (vgl. Nr. 18 d. Bl.). Die beiden übrigen Beiträge jenes erſten Heftes ſind mehr ſpecieller Natur; Pfeiffer theilte Bruchſtücke zweier alter Gedichte mit, einer Bearbeitung von „Barlaam und Joſaphat“ und eines Lobgedichts auf König Ludwig den Baier.

Das kürzlich erſchienene zweite Heft von „Forſchung und Kritik“ bringt wieder einen Beitrag, welcher die allgemeinſte Beachtung verdient und über welchen wir hier in Kürze berichten wollen. Wir meinen aber nicht den von Auguſt Reifferſcheid entdeckten althochdeutſchen „Bienenſegen“, der hier von Pfeiffer zuerſt mitgetheilt, erklärt und gedeutet wird und als eins der wichtigſten Denkmäler aus unſerm Alterthume fortan in hohen Ehren zu halten iſt. Noch weniger kann die Mittheilung einer regensburger und einer fuldaer Beichte, welche zwar beide ſchon bekannt ſind, hier aber in beſſerer Ueberlieferung vorgelegt werden, auf eine weitergreifende Theilnahme Anſpruch machen. Wol aber iſt dies ſicher in hohem Maße der Fall mit dem vierten umfangreichſten Aufſatze, welcher über das wiener „Schlummerlied“ handelt. Eine „Rettung“ nennt Pfeiffer ſeine Abhandlung. Nichts Neues, bisher Unbekanntes wird uns hier geboten; getreu ſeiner beim Beginne des Unternehmens ausgeſprochenen Abſicht verſucht der Herausgeber, „der verkannten Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen“.

Wer hat ſchon von einem althochdeutſchen oder von einem wiener „Schlummerlied“ gehört? Nun, die Gelehrten, welche ſich dem Studium der altdeutſchen Literatur hingegeben haben, die wiſſen ſicher alle davon. War doch darüber früher viel die Rede. Aber der Mehrzahl der Gebildeten, welche aus dem Unterrichte, aus der Literaturgeſchichte und aus Leſebüchern gar wol Kunde haben von einem „Hildebrandslied“, von „Muspilli“, von den „Merſeburger“ Zauberſprüchen“ und andern Denkmälern in Poeſie und Proſa aus den Anfängen unſerer Literatur, wird das „Schlummerlied“ nicht dem Namen nach bekannt geworden ſein, geſchweige daß ſie es einmal zu leſen bekommen haben. Als das Lied entdeckt und herausgegeben wurde, war es Gegenſtand vieler Erörterungen unter den deutſchen Philologen und Literarhiſtorikern. Es wurde als Fälſchung zu erweiſen geſucht, alle Welt ſchien darüber einig zu ſein. Schließlich wurde das vermeintliche Machwerk geradezu todtgeſchwiegen, es blieb verſunken und vergeſſen. In der neueſten Anthologie, in Müllenhoff und Scherer's „Denkmälern“ iſt es nicht einmal in einer Anmerkung erwähnt.

Dennoch gab es auch Gelehrte, die von der Echtheit des Liedes überzeugt waren, vor allen die Fachgenoſſen in Wien, die dortigen Akademiemitglieder. Sonſt wäre ja überhaupt die Veröffentlichung nicht möglich geweſen. Denn die wiener Akademie, in deren Schriften das alte Denkmal aufgenommen wurde, hätte ſich gewiß ablehnend verhalten, wenn nicht die urtheilsfähigen Fachmänner die Veröffentlichung gutgeheißen hätten. Aber während in ganz Norddeutſchland der Zweifel an der Echtheit tief eingewurzelt war, hat der größten Männer einer, hat Jakob Grimm den Fund nicht im mindeſten für verdächtig erachtet, ſondern ihn mit Freuden begrüßt und ihn ſeiner Aufmerkſamkeit und eingehenden Forſchung werth gehalten. Wie wir zuerſt aus ſeinen an Franz Pfeiffer gerichteten Briefen erſahen, hat Jakob Grimm noch vor der Veröffentlichung im Drucke durch Pfeiffer briefliche Mittheilung erhalten. Darauf ſchreibt Jakob Grimm vom 31. October 1858: „Es iſt mir alles klar und bis auf die letzte Zeile waren faſt keine Schwierigkeiten zu überwinden. Es iſt der wunderbarſte Fund, der gemacht werden konnte, von höherm Werth als die doch auch willkommenen merſeburger Sprüche, geſchweige denn der neuliche Hirtenſegen.“ Grimm geht dann das Gedicht im einzelnen ſprachlich und kritiſch durch mit Berückſichtigung der mythologiſchen Beziehungen und ſchließt ſeinen Brief mit einer Nachſchrift an Pfeiffer: „Falls Sie nichts von meinen Bemerkungen veröffentlichen, behalte ich mir ſie vor zu einem eigenen beſondern Aufſatze.“

Dieſes Vorhaben hat Jakob Grimm zum Theil auch ausgeführt. Nachdem in den „Sitzungsberichten“ der wiener Akademie (Anfang 1859) der Aufſatz von Georg Zappert: „Ueber ein althochdeutſches Schlummerlied“, erſchienen war, in welchem der Fund, zugleich in einem Facſimile, mitgetheilt, entziffert und gedeutet wurde, hielt Jakob Grimm in der berliner Akademie (am 10. März 1859) einen kurzen Vortrag „Ueber die Göttin Tanfana“, welche bekanntlich von Tacitus erwähnt wird und deren Namen im „Schlummerlied“ in der Geſtalt von „Zanfana“ erſcheint. Grimm ſah fürs erſte von weitern Erörterungen ab und hob nur die ihm wichtigſte Zeile des Liedes aus, „die uns einen ſeit Tacitus verſchollenen Götternamen plötzlich wieder vor Augen führt“. Daß ſich der Unglaube dieſem Liede entgegenſtellen würde, ſah Grimm recht gut voraus, indem er ſagt, daß andere das nunmehr auftauchende altdeutſche Lied blos dieſes Namens wegen anzweifeln würden, daß es auch an weitern Zweifelsgründen nicht gebrechen werde. „Ich meinestheils“, ſetzt er hinzu, „mehr geſtimmt an Wahrheit als an Trug zu glauben, halte den Namen Tanfana für vollkommen echt und für ein wunderbares Glück, daß, während er bei allen deutſchen Volksſtämmen untergegangen war, ihm ſo unerwartete Beſtätigung angedeiht.“

Zuerſt trat Wilhelm Müller öffentlich gegen das Lied in die Schranken in den „Göttingiſchen Gelehrten An-

zeigen" (Stück 21 und 22 f. 1860). Seine Gründe, die wir hier nicht genauer durchnehmen können, ſind verſchiedener Art, ſprachliche, mythologiſche, paläographiſche. Schließlich ſpricht Müller die feſte Ueberzeugung aus, „daß das althochdeutſche Schlummerlied ein Machwerk der neueſten Zeit ſei". Zu demſelben Ergebniſſe gelangte Virgil Grohmann, aber unabhängig von ſeinem Vorgänger, in einer eigenen Schrift: „Ueber die Echtheit des althochdeutſchen Schlummerliedes" (Prag 1861). Dieſe Schrift, die wir nur dem Titel nach anführen können, ſoll nach Pfeiffer's Urtheil nicht ohne Gelehrſamkeit und Scharfſinn abgefaßt ſein.

Solche gegneriſche Stimmen konnten indeſſen Jakob Grimm nicht in ſeinem Glauben an die Echtheit des Liedes wankend machen. In dem letzten Briefe, den er an Pfeiffer richtete (26. Juli 1863), leſen wir: „Nächſtens laſſe ich eine Abhandlung über das «Schlummerlied» erſcheinen, wenn es mir in der Akademie zu lang damit dauert, in beſonderm Druck. Ich hoffe, es ſoll Sie freuen." Aber bald darauf ereilte den würdigen Mann der Tod und vereitelte die vielen und mannichfaltigen Arbeiten, die er ſich noch vorgeſetzt. Unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren hat ſich nichts über das „Schlummerlied" vorgefunden, was eigentlich ſeltſam bedenklich iſt.

Kurz nach der Veröffentlichung jener Briefe an Pfeiffer erſchien das vorliegende zweite Heft von „Forſchung und Kritik" und in ihm die „Rettung" des „Schlummerliedes". Pfeiffer bediente ſich, wie es ganz in der Ordnung war, öfters der Aufſchlüſſe und Deutungen, welche ihm Jakob Grimm in jenem erſten Briefe mitgetheilt und freigeſtellt hatte. Die Rettung konnte Zappert als Entdecker und erſter Herausgeber nicht verſuchen, ja ſie war für ihn nicht einmal nothwendig, denn er verſchied ſchon im Jahre 1859, ſomit eher als der erſte Widerſpruch erhoben worden war.

Aus Pfeiffer's Mittheilung erfahren wir nun auch, daß ſelbſt Uhland an den neuen Fund mit einem gewiſſen Mistrauen herantrat. Er bringt dieſelben Bedenken vor, wie ſie öffentlich oder privatim von andern geäußert wurden, daß nämlich das neue poetiſch anziehende Stück allzu genau mit Graff's Sprachſchatz, Grimm's Grammatik und Mythologie übereinſtimme. Ferner macht uns Pfeiffer die Mittheilung, daß ſich Jakob Grimm zum Beſten ſeines Vorhabens, über das „Schlummerlied" eine Abhandlung zu ſchreiben, an Karajan um Auskunft gewendet hat über Zappert und deſſen perſönliche Verhältniſſe ſowie über die Beſchaffenheit „des anrüchigen Pergamentſtreifs". Dieſe Auskunft wurde ihm denn auch bereitwillig und ausführlich zutheil. Die ſprachliche und mythologiſche Erklärung und Deutung konnte natürlich Jakob Grimm ohne jegliche Beihülfe ausführen; wenn es ſich aber darum handelte, die Echtheit des Liedes aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, dann bedurfte es auch der Kenntniß ſolcher äußerer Momente, und dieſe war der Natur der Sache gemäß zunächſt an Ort und Stelle, in Wien, zu gewinnen.

Eben dieſe äußern Momente, die Perſönlichkeit des Herausgebers, des vermeintlichen Betrügers oder in günſtigerm Falle des Betrogenen, ſowie die Beſchaffenheit der handſchriftlichen Ueberlieferung, hat Pfeiffer in ſeinem Aufſatze zuerſt erledigen müſſen, ehe er eine Betrachtung des Einzelnen vornehmen konnte.

Georg Zappert war geborener Jude, trat dann zur römiſch-katholiſchen Kirche über und ſtudirte Theologie. Infolge einer Krankheit verlor er ſein Gehör und lebte fortan ganz ſeinen Lieblingsſtudien, was ihm durch ſeine Wohlhabenheit geſtattet war. Die Charakteriſtik, welche Pfeiffer von ihm entwirft, läßt ihn als einen Mann erſcheinen, der einer Fälſchung durchaus nicht fähig war.

Der Pergamentſtreifen, auf dem das Lied ſich befindet, iſt auf dem Rücken eines Handſchriftenbandes eingeklebt oder eingeleimt geweſen. Es zeigte ſich, daß das Stückchen urſprünglich in einen hebräiſchen Codex gehörte, oberhalb der althochdeutſchen Zeilen ſteht eine hebräiſche Zeile, das Fragment eines hebräiſchen Wörterbuchs. Auch inmitten der deutſchen Zeilen finden ſich an drei Stellen hebräiſche Worte. Nach Zappert's Angabe ſtehen auch auf der Rückſeite hebräiſche Worte, welche errathen laſſen, daß jenem Wörterverzeichniſſe eine Sammlung von Sinnſprüchen folgte. Das Eigenthümlichſte iſt aber, daß an verſchiedenen Stellen im Liede die deutſchen Vocale mit hebräiſchen Vocalzeichen über der Linie bezeichnet ſind. Dieſe haben gerade dazu beigetragen, den Verdacht zu ſchärfen.

Daß dieſer Pergamentſtreifen aber alt und ſchon vor langer Zeit in die betreffende Handſchrift von dem einſtigen Buchbinder eingeklebt worden iſt, geht daraus unwiderleglich hervor, daß ſich die Schrift auf der Unterlage abgedruckt hat, natürlich verkehrt. Pfeiffer führt hier zum Belege die Worte Karajan's an, der ſich dieſer Unterſuchung in peinlich genauer Weiſe unterzogen hat. Und das Merkwürdige bei der Berückſichtigung dieſes wichtigen und entſcheidenden äußern Moments iſt der Umſtand, daß Zappert darauf gar keine Rückſicht nahm. Die Prüfung der Echtheit geſchah auf Veranlaſſung der Akademie im Verein mit Karajan von einer Anzahl bewährter Handſchriftenkenner, und alle erkannten die Echtheit des Denkmals an. Auch Pfeiffer, der mehr mit Handſchriften zu thun gehabt hat als die meiſten ſeiner Fachgenoſſen, iſt perſönlich durchaus von der Echtheit überzeugt; nicht minder Theodor Sickel, einer der erſten Paläographen unſerer Zeit. Das Blättchen iſt gegenwärtig auf der wiener Bibliothek aufbewahrt und ſomit kann jeder ſich von der Richtigkeit des Befundes durch Augenſchein überzeugen.

Jene hebräiſchen Vocalzeichen ſind nicht verdächtig, ſondern im Gegentheil ein Beweis für die Echtheit. Welcher Fälſcher würde auf eine Anwendung ſonſt nicht üblicher Abkürzungen verfallen? Daß das Lied in einen hebräiſchen Codex hineingeſchrieben wurde und daß für deutſche Vocale hebräiſche Zeichen benutzt ſind, wird ſo zu erklären ſein: Der Aufzeichner iſt ein Jude, der des Deutſchen kundig war, wahrſcheinlich ein Lehrer, der die Handſchrift als Lehrbuch benutzte. Die ihm geläufige Superpunktation wandte er auch in der deutſchen Schrift an.

Daß durch dieſe Erörterung, durch welche die Echtheit erwieſen iſt, auch aller Zweifel ſofort ſchwinden werde, glauben wir keineswegs. Nicht mit Unrecht ſagt Pfeiffer, daß es von keinen geſunden Zuſtänden in der jungen Wiſſenſchaft der deutſchen Philologie zeuge, daß ſie vor der Zeit ſchon alt und grämlich geworden ſei. Wir können aber hinzufügen, daß im Gegenſatz zu der Hyperkritik ſich der Mythus und der Autoritätsglaube ſo feſtgeſetzt hat, daß man nicht ungeneigt ſein wird, die umgekehrte Erſcheinung für den Anfang einer beſſern Einſicht zu halten. Eine Ausgleichung beider gefährlichen Richtungen wird ſicher nicht ausbleiben.

Im zweiten Theile der Abhandlung beſpricht Pfeiffer das Lied im einzelnen, und benutzt hierzu, wie bereits angedeutet, die Bemerkungen Jakob Grimm's. Wir wollen hier nur hervorheben, daß Pfeiffer's und Grimm's Erklärungen öfters weſentlich von denen Zappert's abweichen, Zappert's Auffaſſungen als unrichtig und unhaltbar erſcheinen laſſen. In neuhochdeutſcher Ueberſetzung lautet das „Schlummerlied" nach dem neueſten Herſtellungsverſuch folgendermaßen:

Docke, ſchlaf', ſchlummre! Das Weinen ſogleich laſſe!
Triwa (Göttin Treue) wehrt kräftig dem Wolfe, dem würgenden.
Schlaf' bis zum Morgen des Mannes Lieblingsſöhnchen.
Oſtra (Göttin) ſtellt (hin) dem Kinde Honigeier ſüße,
Hera (Göttin) bricht dem Kinde Blumen blaue, rothe,
Zanfana (Göttin) ſendet morgen fette kleine Lämmer
und der einäugige Herr (Wuotan) verleiht bald (dir) harte Speere.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß kürzlich, während ſonſt alle neuern Anthologien das Lied ausgeſchloſſen haben, Adalbert Jeitteles in der zweiten von ihm trefflich beſorgten Ausgabe der „Althochdeutſchen Grammatik" von Hahn (Prag 1866) dieſes nun gerettete „poetiſch anziehende" Denkmal unſerer ältern Nationalliteratur unter den Leſeſtücken aufgenommen hat.

Hat Pfeiffer ſich vielfache Verdienſte durch die zwingende Widerlegung eingewurzelter Irrthümer erworben, wie ſie ſich durch Bequemlichkeit und Nachbeterei ſo leicht von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Buch zu Buch fortpflanzen, ſo gebührt ihm jetzt aufs neue dankbare Anerkennung für ſein ſiegreiches Auftreten gegen die Zweifelſucht, für ſeine „Rettung" unſers älteſten Wiegenliedes.

26.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Den Tag des Einzugs der Armee in Berlin am 20. September feierten auch die Theater. Im Opernhauſe wurde Karl von Holtei's „Lenore", im Schauſpielhauſe Leſſing's „Minna von Barnhelm" gegeben. Prologe und lebende Bilder mußten die Beziehungen dieſer Stücke auf die unmittelbare Gegenwart vermitteln helfen. Das Arrangement dieſer lebenden Bilder aus dem preußiſchen Kriegerleben ſoll das eigene Werk des Herrn von Hülſen geweſen ſein. Im Schauſpielhauſe wurde noch Louis Schneider's Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde" gegeben.

Wir theilen den officiellen theatraliſchen Speiſezettel vollſtändig mit, um einige Betrachtungen daran zu knüpfen. Alle dieſe Stücke ſind Soldatenſtücke, Huldigungen dem ſoldatiſchen Geiſte dargebracht — und die tapfere preußiſche Armee verdiente in der That jede Art von Auszeichnung. Doch ſind wir der Anſicht, daß die Bühne auch der politiſchen Bedeutung jenes Tags und der preußiſchen Siege gerecht werden mußte — und dafür fehlt doch in jenen Soldatenſtücken de pur sang jede Anknüpfung.

Allen Reſpect vor der „Lenore" des wackern Holtei, der den volksthümlichen Ton ſo glücklich zu treffen weiß — wir gönnen dem Stücke auch die Auszeichnung, zum erſten male courfähig geworden und auf den Bretern des Hoftheaters erſchienen zu ſein, nachdem es jahrzehntelang ſich ſo künſtleriſcher Ehren nicht erfreute. Doch was hat die „Geiſterbraut" mit den jüngſten Erfolgen Preußens zu thun? Die geſpenſtige Beleuchtung dieſes Stücks paßt durchaus nicht zu dem tageshellen Geiſt der neueſten politiſchen Thaten und Verhängniſſe. „Der Kurmärker und die Picarde" iſt gewiß ein niedliches Genrebild, doch der Landwehrmann Schulze, der die kleine Picarde annectiren will, iſt ebenfalls kein genügender Vertreter des preußiſchen Heldenthums. Leſſing's „Minna von Barnhelm" iſt wol eins der beſten Luſtſpiele, Major von Tellheim und ſein Corporal ſind prächtige Soldatenfiguren — doch die Verwickelungen des Stücks ſind bürgerlicher Art, ohne weltgeſchichtliche Bedeutung.

Alle dieſe Stücke waren angemeſſen gewählt, wenn es blos die Verherrlichung des ſoldatiſchen Geiſtes galt; ſie hatten aber für die höhere nationale Bedeutung des Augenblicks keinen Zündſtoff in ſich.

Wir machen der Intendanz des berliner Hoftheaters hierüber keinen Vorwurf. Es fehlt an Stücken, welche eine große nationale Begeiſterung athmen — und ſo muß das militäriſche Genrebild das weltgeſchichtliche Tableau erſetzen. Diejenigen Stücke aber, welche in künſtleriſcher Form von patriotiſchem Geiſt beſeelt ſind, werden durch die Convenienzen des berliner Hoftheaters von der Aufführung ausgeſchloſſen. Gutzkow's „Zopf und Schwert", Laube's „Prinz Friedrich", Moſen's „Sohn des Fürſten", in denen allen ein hiſtoriſcher Odem weht, dürfen nicht auf die berliner Hofbühne kommen.

Was nützt es, die Bildſäule des großen Friedrich mit bengaliſchen Flammen zu illuminiren, wenn der König nicht einmal in lebendiger Verwirklichung die Bretter betreten darf? Es ſind dies Schranken, welche im Intereſſe des Aufſchwungs der deutſchen Bühne beſeitigt werden müſſen. Wahrhaft volksthümliche Stoffe von geſchichtlicher Bedeutung, welche von Haus aus die Sympathien des Publikums für ſich haben, bleiben ſo den Autoren der zweiten Bühnen überlaſſen, die ſie unkünſtleriſch mit derber Mache für den momentanen Effect zuſchneiden; die Beſtrebungen des dichteriſchen Talents aber entbehren jeder lebendigen Vermittlung mit dem Geiſt der Nation, indem ihnen die Hauptorgane einer ſolchen Vermittelung, die Hofbühnen, den Dienſt verſagen. Daß derartige Rückſichten nicht zu allen Zeiten beſtimmend waren, beweiſt Shakſpeare's „Heinrich VIII.", in welchem Drama der Dichter wagen konnte, nicht blos den Vater der Königin Eliſabeth ohne ſonderliche Schmeichelei zu ſchildern, ſondern auch die Königin ſelbſt als Kind auf die Bühne zu bringen. Gleichwol ſtand Shakſpeare's Schauſpielergeſellſchaft in einer gewiſſen Abhängigkeit von dem Hofdienſt.

Wir glauben, daß der jetzige Augenblick, der mit revolutionärem Ungeſtüm ſo vieles aus dem Wege räumt, an deſſen Dauer zu zweifeln lange Zeit für ein Majeſtätsverbrechen galt, ganz geeignet iſt, auch derartige Convenienzen, welche den freien Aufſchwung der dramatiſchen Poeſie hemmen, zu beſeitigen. Eine künſtleriſche Vorführung früherer Träger der preußiſchen Krone auf der berliner Hofbühne ſollte nicht nur erlaubt,

ſondern erwünſcht ſein. Sind doch ſchon bisweilen Ausnahmen von der Regel geſtattet worden, wie z. B. zu Gunſten von Hans Koeſter's „Großem Kurfürſten" und Guſtav zu Putlitz' „Das Teſtament des Großen Kurfürſten". Möge man die Ausnahme, die nicht die geringſten bedenklichen Conſequenzen hatte, zur Regel machen, und man wird an patriotiſchen Feſttagen eine Wahl unter werthvollen Dichtungen treffen können, ſtatt wie jetzt geſpenſtige Genreſtücke oder militäriſche Bluetten zur Aufführung zu bringen.

Von neuen bedeutenden Dramen verlautet wenig. Indeß haben die meiſten Intendanzen und Directionen namentlich auf dem Gebiete der Tragödie noch eine Nachleſe zu halten, durch welche ſie mit Novitäten für den Winter hinlänglich verſorgt ſind. Denn der Rundgang der deutſchen Trauerſpiele über die deutſchen Bühnen geſchieht mit der Geſchwindigkeit eines Leichenconducts und erinnert an das bekannte alte Lied von der öſterreichiſchen Landwehr. Daß unſere Trauerſpiele ein zäheres Leben haben, als man von ihnen erwarten darf, wenn man die oft betonte Abneigung des Publikums gegen die Tragödie ins Auge faßt: das beweiſt, daß ſie immer von neuem wieder auftauchen und ſich neuer Erfolge zu rühmen haben. Im Grunde war es in der Goethe-Schiller'ſchen Zeit damit nicht anders beſtellt. Schiller beklagt ſich bei Körner, daß die großen Tragödien nur Feſttagsgerichte der deutſchen Bühnen ſeien, und in der That konnte ſelbſt Schiller die Concurrenz mit Kotzebue und ähnlichen Autoren nicht aushalten. Goethe's Dramen wurden in ihrer Mehrzahl aber gar nicht gegeben und blieben lange Zeit hindurch glänzende Ausnahmen.

Wenn man jetzt die Repertoires unſerer Hoftheater ins Auge faßt, ſo müßte man eher glauben, daß der Sinn für die Tragödie im Zunehmen begriffen iſt; denn Schiller, Shakſpeare, Goethe ſind alljährlich dort mit einer impoſanten Zahl von Aufführungen vertreten. Eine ſtatiſtiſche Parallele zwiſchen der Jetztzeit und der Blütezeit unſerer claſſiſchen Literatur würde daher beweiſen, daß die Tragödie jetzt beliebter bei dem Publikum iſt als früher. Wer das Gegentheil behauptet, denkt vorzugsweiſe an die neuern Trauerſpiele. Nun, vielleicht taugen ſie nichts; vielleicht aber ergeht es ihnen auch, wie denen von Schiller und Goethe, ſie müſſen erſt durch die Zeit desinficirt werden, ehe ſie auf der Bühne zur Herrſchaft gelangen.

Am wiener Burgtheater iſt ein neues Stück der Frau Birch-Pfeiffer: „Revanche", zur Aufführung gekommen, mit gutem Erfolg, ohne indeß jene Tantièmenſucceſſe zu verſprechen, an welche die Muſe der Frau Birch von früher her gewöhnt iſt.

Das neue Luſtſpiel: „Und", von Otto Girndt, das am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen iſt, wird gelobt wegen ſeines friſchen, oft burſchikoſen Tons, während die Charakteriſtik zuweilen ins Burleske und Groteske fällt. Die Derbheiten des Girndt'ſchen Stils und die ſonderbaren Titel: „X. Y." und „Und" geben den Luſtſpielen eine Art von Originalität, die einiger künſtleriſchen Dämpfer bedürfte. Plan und Compoſition des neuen, vorzüglich durch ſeine poſſenhaften Scenen über Waſſer gehaltenen Luſtſpiels laſſen viel zu wünſchen übrig.

Wir haben Holtei's „Lenore" als das Feſtſtück im Opernhauſe erwähnt. Der Literaturveteran beſchäftigt ſich jetzt damit, „Charpie" zu zupfen, d. h. literariſche Charpie zum Beſten der Verwundeten des letzten Kriegs. Er will unter dieſem Titel eine Sammlung von Aufſätzen herausgeben, in denen er Charakterbilder hervorragender Größen des Theaters, der Muſik und Literatur entwirft. Holtei hat in ſeinem reichen und vielbewegten Leben mit den verſchiedenſten namhaften Männern in Verkehr geſtanden, und bei ſeiner friſchen Manier der Auffaſſung und reſoluten Manier der Schilderung wird er uns keine abgeblaßten Photographien von denſelben entwerfen. Wir dürfen daher dieſe „Charpie", auch abgeſehen von dem guten Zweck, für den ſie gezupft wird, im voraus empfehlen.

Bibliographie.

Benecke, O., Die Hamburgiſche Turnanſtalt von 1816. Erinnerungen aus der Zeit ihres Entſtehens und Aufblühens. Hamburg, J. A. Meißner. Gr. 8. 8 Ngr.

Cornitz, L. v., Schloß Ehrenſtein und ſeine Bewohner. Eine Erzählung aus unſerer Zeit. Berlin, Neumann. 8. 22½ Ngr.

Coulin, F., Jeſus der Menſchenſohn. 3 Vorträge über die menſchliche Perſon Chriſti. Gehalten in Genf und Paris. Deutſch bearbeitet von J. Goßweiler. Einzig rechtmäßige, vom Verfaſſer autoriſirte Ausgabe. Baſel, Balmer u. Riehm. 1867. Gr. 8. 18 Ngr.

Eliſe. Eine Novelle von der Verfaſſerin „Stolz und Still". Berlin, Rauh. Gr. 8. 27 Ngr.

Ewald, H., Geſchichte des Volkes Israel. Anhang zum 2ten und 3ten Bande.: die Alterthümer des Volkes Israel. 3te Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Fiſcher, F., Die Albertiniſche Dynaſtie und Norddeutſchland. Ein deutſches Wort zu den Parlamentswahlen Sachſens. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Gomperz, T., Traumdeutung und Zauberei. Ein Blick auf das Weſen des Aberglaubens. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.

Gottſchall, R., Dramatiſche Werke 3tes und 4tes Bdchn.: Katharina Howard. Trauerſpiel. König Karl XII. Trauerſpiel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. à 15 Ngr.

Häbler, C. G., Thalkönigs Sohn. Ein Märchen in 6 Geſängen. Leipzig, Leiner. 16. 8 Ngr.

Haupt, J., Unterſuchungen zur deutſchen Sage I. Bd.: Unterſuchungen zur Gudrun. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, A., Carey's Socialwiſſenſchaft und das Merkantilſyſtem. Eine literaturgeſchichtliche Parallele. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Humor und Ernſt des deutſchen Kriegers im Jahre 1866. Piquante, humoriſtiſche und intereſſante Züge des Soldatenlebens aus dem letzten deutſchen Kriege. Ein Gedenkblatt für das deutſche Volk. Wittenberg, Herroſé. 16. 7½ Ngr.

Janssen, J., Frankfurt's Reichscorreſpondenz nebſt andern verwandten Aktenſtücken von 1376—1519. 2ter Band. 1ſte Abth. Aus der Zeit Kaiſer Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. 1440—1486. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menſchen. Ein Beitrag zur Moralphiloſophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kayſer-Langerhannß, Agnes, Das friedliche Thal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kornfeld, V. M., Blüthen der Treue. Peſt. 8. 12 Ngr.

Kreyßig, F., Worauf es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verſtändigung. Elbing, Meißner. Gr. 8. 5 Ngr.

Laien-Philoſophie. Von einem Ungenannten. Altona, Sanß. Gr. 8. 7½ Ngr.

Langen, J., Das Judenthum in Paläſtina zur Zeit Chriſti. Ein Beitrag zur Offenbarungs- und Religions-Geſchichte als Einleitung in die Theologie des N. T. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. I. Vornehme Welt. Das Mädchen von Ohaß. Berlin, Grete. Gr. 16. 24 Ngr.

Liebig, J. v., Die Entwickelung der Ideen in der Naturwiſſenſchaft. München. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lippe-Weissenfeld, K. Graf, Weſtpreuſſen unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 25 Ngr.

Löher, F., Beiträge zur Geſchichte der Jakobäa von Bayern. 2te Abth.: 1426—1436. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lutze, Auguſte, Wenn der Flieder blüht. Ein Abendtraum. Herausgegeben von A. Lutze. Cöthen, Verlag der Lutze'ſchen Klinik. 8. 7½ Ngr.

Mettenleiter, D., Joh. Georg Mettenleiter, weil. Stifts-Chorregent an der alten Kapelle in Regensburg. Ein Künſtlerbild. Brixen, Theolog. Verlags-Anſt. 8. 16 Ngr.

Milow, S., Verlorenes Glück. Eine Erzählung. Heidelberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Peſch, W., Der Krieg Preußens gegen Oeſterreich und deſſen Verbündete 1866. Berlin, Schleſier. 16. 4 Ngr.

Graf Platen und ſeine letzte Denkſchrift. Hildesheim, Gerſtenberg. 8. 2 Ngr.

Retcliffe, J., Von Berlin nach Königsgrätz. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Leipzig, Häſele ven. 1867. 8. 2 Thlr.

Rosenthal, D. A., Converſitionsbilder aus dem 19. Jahrhundert. 1ſter Bd. 2te Abth. Deutſchland II. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Ruß, K., Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. Berlin, Böttcher. 8. 1 Thlr.

Rosen, L., Novellen. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Türcke, A., Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama. Berlin, Stille u. van Muyden. 16. 1 Thlr.

Velde, A., Deutſche Antwort auf eine naſſauiſche Frage. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wartensleben-Schwirsen, Graf v., Der Feldherr Benedek vertheidigt von einem preußiſchen Laien gegen die öſterreichiſche Preſſe. Berlin, Langguth. Gr. 8. 5 Ngr.

Was wird aus Sachſen? Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, L. A. v., u. K. Freih. v. Woltzogen, Dramatiſche Werke. 3tes Bdchn.: Fürſtin Orſini. Schauſpiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sarsena,
oder
der vollkommene Baumeister.

Enthaltend

die Geſchichte und Entſtehung des Freimaurerordens und die verſchiedenen Meinungen darüber, was er in unſern Zeiten ſein könnte; was eine Loge iſt; die Oeffnung und Schließung derſelben; die Art der Aufnahme in den erſten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade ſowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeſchrieben von

einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Achte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erſcheinen einer achten Auflage dieſes reichhaltigen Buchs ſpricht am beſten für ſeinen Werth und die dauernde Gunſt, deren es ſich ſeitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demſelben Verlage erſcheint:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch des kaufmänniſchen Rechnens
von
Wilhelm Röhrich,
Director der Handelsſchule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Praxis und Theorie gehen in dieſem neuen Lehrbuch wie in den frühern Schriften des bekannten Verfaſſers Hand in Hand. Die Schüler lernen nicht nur die Formeln kennen, mittels derer die im kaufmänniſchen Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben raſch und ſicher zu löſen ſind, ſondern auch die Gründe des Verfahrens bei den verſchiedenen Rechnungsarten werden ihnen klar und anſchaulich gemacht. Das Röhrich'ſche Handbuch eignet ſich daher ebenſo zum Schulgebrauch wie zum Selbſtunterricht.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Abriß der Handelswiſſenſchaft. Zur Benutzung in Handelsſchulen wie zum Privatgebrauch für Kaufleute und Nichtkaufleute. Geh. 1 Thlr.

Leitfaden für den Unterricht in der Handelswiſſenſchaft. Zum Gebrauch in Handelsſchulen. Geh. 10 Ngr.

Die laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufſtellung, die verſchiedenen Wege zur Berechnung der Zinſen, und der Abſchluß. Geh. 8 Ngr.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Vom Tweed zur Pentlandföhrde.
Reiſen in Schottland
von
Dr. Richard Andree.

Mitteloctav-Format. Eleg. broſch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Unſere deutſche Literatur iſt arm an Werken über Schottland. Der Herr Verfaſſer hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichſte Spitze ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt; die ethnographiſchen Verhältniſſe, der Unterſchied zwiſchen der abſterbenden keltiſchen Raſſe und dem vorrückenden angelſächſiſchen Stamm, die archäologiſchen Beziehungen des Landes, die vorkeltiſchen Steinbauten, die Druidencirkel, die prachtvolle romantiſche Scenerie Hochſchottlands, Schilderungen der gäliſchen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Geſetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieſes feſſelnd geſchriebenen Werks. Für Reiſende in Schottland bildet das Werk eine Art Führer.

Ein edles Frauenherz.
Roman
von
Ernſt Freiherrn von Bibra.

Drei ſtarke Bände. 8. Broſch. 4¼ Thlr.

Ein neuer humoriſtiſcher Roman von Bibra wird jedesmal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Bibra'ſchen Feder zeichnet ſich noch durch beſonders draſtiſchen Humor vor den frühern Werken aus.

Der Graf von der Liegnitz.
Hiſtoriſcher Roman
von
Bernd von Guſeck.

Drei ſtarke Bände. 8. 4¼ Thlr.

Die Zeit der letzten Piaſten in Schleſien iſt der hiſtoriſche Grund, auf welchem ſich die frei erfundene Handlung des Romans, getragen durch geſchichtliche Perſonen, Thatſachen und Zuſtände, mit ſeinen Geſtalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürſtenſchloß zu Berlin, an den Piaſtenhof zu Brieg, wo die Duldung der geiſtreichen Regentin von den Jeſuiten gemisbraucht wird, auf die Landſitze Schleſiens, von welchem nur noch ein kleiner Theil den Piaſten gehörte. Wir ſehen den jugendlich ſchönen Prinzen, auf deſſen zwei Augen der ganze Fürſtenſtamm noch ſteht, heranreifen; wir folgen ſeinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den ſein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachſenden Nachkommenzahl ausgeſchloſſen hatte, durch alle ſeine Schickſale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutſchlands gefährlichſten Feind, in der Kaiſerburg zu Wien, in der Ständeverſammlung ſeiner Heimat, auf dem ſtillen Pfarrhofe ſeines Freundes, wie in der eigenen freudloſen Häuslichkeit bewährt er ſeinen Charakter; nicht jener ſchöne fürſtliche Jüngling, ſondern Auguſtus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürſtenthron beſtieg, war der letzte Piaſt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 42. — 18. October 1866.

Inhalt: Ein philoſophiſches Epos. Von Rudolf Gottſchall. — Römiſche Kaiſerfrauen. Von E. Herbfurth. — Kirchengeſchichtliches. Von Georg Heuſinger. — Culturſkizzen aus der Alten und Neuen Welt. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein philoſophiſches Epos.

Ahasverus. Ein Heldengedicht von S. Heller. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine große ernſte Dichtung verdient, ſobald ſie dichteriſche Anlage und künſtleriſches Streben verräth, in dieſer raſch- und leichtlebigen Zeit gewiß aus der Maſſe herausgehoben zu werden. Ein Heldengedicht in „drei Wanderungen", von denen jede vierzig Geſänge umfaßt, iſt mindeſtens die Frucht einer imponirenden Ausdauer und ſpricht von vornherein einen heroiſchen Verzicht auf die Anerkennung der heutigen Leſewelt aus, welche auch die umfangreichen claſſiſchen Dichtungen am liebſten im Extract genießt und vor neuen Dichtwerken, die das Miniaturformat überſchreiten, eine unüberwindliche Scheu hegt. Wir erinnern nur an Wilhelm Jordan's dreibändigen „Demiurgos", eine ſehr geiſtvolle und an dichteriſchen Schönheiten reiche Dichtung, die nicht entfernt nach Verdienſt gekannt und gewürdigt iſt und von der ſelbſt die Blumenleſer in der Regel keine Notiz nehmen, weil ſie ihren Honig aus andern dichteriſchen Blüten mit weit größerer Bequemlichkeit zuſammentragen können.

Heller's „Ahasverus" iſt überdies durchweg in den Dante'ſchen Terzinen mit ſtreng beobachteter Reimverſchlingung geſchrieben. Der Dichter hat es ſich alſo nicht ſo bequem gemacht, wie es leider Hamerling in ſeinem „Ahasverus in Rom" gethan, der gerade auf den in der Beherrſchung ſchwieriger künſtleriſcher Formen beſtehenden Vorzug ſeiner Muſe verzichtet und den reimloſen blancvers gewählt hat, oder auch wie Julius Moſen in ſeinem „Ahasver", der nur den erſten und den Schlußvers der dreizeiligen Strophe reimt, während immer der mittlere Vers reimlos ausgeht.

Eine mit ſolchem Ernſt erfaßte dichteriſche Aufgabe verdient eingehendere Prüfung.

Die Sage des Ahasverus übt eine magiſche Anziehungskraft auf die Poeten aus, gerade weil ſie ſo deutungsreich iſt. In dieſem Vorzug liegt zugleich ein Mangel, die Gefahr, daß die verſchiedenen Deutungen ineinanderſpielen und der Dichtung die Klarheit des Grundgedankens fehlt. In der That iſt dies bei allen größern Ahasverus-Dichtungen mehr oder weniger der Fall.

Ahasverus iſt zunächſt, in ſeiner allgemeinſten menſchlichen Bedeutung erfaßt, der Träger einer Theodicee des Todes. Der gefürchtete Tod erſcheint als Erlöſer von der Qual des Lebens, nicht von den Leiden, die das Leben bringt, ſondern von dem Leben ſelbſt, das bei endloſer Dauer als unerträgliche Pein erſcheint. Ahasverus will ſterben, aber er kann und darf es nicht; er ſucht den Tod, der ihn flieht. Das Leben, ausgedehnt über das von der Gottheit geſetzte Maß, wird zum Fluch für den Menſchen: ein Fluch, ſchwerlaſtend genug, um die ſchwere Sünde wider den Erlöſer zu ſtrafen. Als Vertreter dieſer unendlichen Todesſehnſucht iſt Ahasver mehr eine lyriſche Geſtalt und von Nikolaus Lenau und andern Dichtern auch ſo in melodiöſe Lyrik eingerahmt worden. Die raſtloſe Wanderſchaft iſt nur ein Ausdruck dieſer Todesſehnſucht, die dem Leben entfliehen will.

In hiſtoriſcher Hinſicht liegt die beſtimmte Beziehung Ahasver's auf das Judenthum und ſeine Erdenwanderung am nächſten, nachdem daſſelbe durch die Zerſtörung Jeruſalems in alle Lande zerſtreut worden iſt. Ahasver iſt der Vertreter eines in Sitte und Glauben beſtimmt ausgeprägten Volkstypus, der mit großer Zähigkeit ſich im Wechſel der Zeitalter conſervirt. Einen weitern Anhalt gibt die alte Sage dafür, Ahasver als den Feind Chriſti aufzufaſſen, als eine Art von Antichriſt, der, ſeit er den Heiland von ſeiner Schwelle geſtoßen und mit deſſen Fluche beladen durch die Lande irrt, ihm ſtets mit titaniſchem Trotz gegenübertritt. Dieſe Auffaſſung findet ſich in Shelley's „Königin Mab" und auch in Moſen's „Ahasverus".

Dann aber kann Ahasver auch als Vertreter der ganzen Menſchheit erſcheinen, als der raſtlos wandernde Geiſt der Weltgeſchichte.

Auch bei Heller machen ſich dieſe verſchiedenen Auffaſſungen geltend, doch überwiegt bei weitem die letztere. Was er uns in ſeiner umfaſſenden Dichtung gibt, iſt eine Philoſophie der Geſchichte. Ahasver hört das Gras der Geſchichte wachſen; er iſt der Mitlebende der verſchiedenſten

Zeitalter, die er mit ſeinen Reflexionen begleitet; er trifft mit den großen Männern aller Zeiten zuſammen, die der Dichter uns dabei charakteriſirt; er iſt zugleich der Spiegel und der Chorus der Geſchichte, wodurch meiſtens, wie bei Hamerling, die Geſtalt aus dem Mittelpunkte der Dichtung an ihren Rahmen gedrängt wird. Wir ſehen Ahasver nirgends als Mithandelnden, als thätig Eingreifenden, ebenſo wenig flieht er vor dem Leben; der Geiſt ruhiger Betrachtung überwiegt. Offenbar hatte der Dichter die Abſicht, ein Gegenbild zu Dante's „Divina commedia", eine „commedia umana" zu ſchreiben und ſeinen Helden durch die Zeitalter wandern zu laſſen, wie der Florentiner in Begleitung ſeines unſterblichen Genoſſen durch Hölle, Fegfeuer und Paradies wandert. Bild ſollte an Bild ſich reihen, wie die Geſtalten vorüberſchweben in den ſich ablöſenden Kreiſen des hölliſchen Trichters — nur war auf der Oberwelt der freien Erfindung geringer Raum vergönnt, die Verkörperungen jener gewaltigen Plaſtik, wie ſie die grandioſe Phantaſie des Florentiners beherrſchte, konnten hier keine Stätte finden, wo es nur darauf ankam, den von der Geſchichte gegebenen Geſtalten ein wärmeres Colorit zu verleihen und jedes Porträt in ihrer großen Gemäldegalerie mit einer Unterſchrift zu begleiten.

So iſt der Haupteindruck der Dichtung der eines geſchichtlichen Bilderſaals. Der Dichter deutet mit ſeinem Stäbchen auf jedes Bild oder er legt dies Stäbchen Ahasverus in die Hand, um die hervorragenden Geſtalten dichteriſch zu erläutern.

Das zweite, minder äußerliche Moment iſt die Entwickelung in Ahasverus ſelbſt, welche für die Dichtung von größerer Bedeutung iſt als die Revue über die geſchichtlichen Ereigniſſe. Hier galt es die freie Erfindung des Dichters; doch gerade hier ſtoßen wir auf einen Zwieſpalt in der Geſtalt des Helden und in der poetiſchen Behandlungsweiſe. Ahasver muß die geſchichtliche Entwickelung in ſich ſpiegeln, wenn er nicht eine ganz müßige Rahmenfigur ſein ſoll — und dies geſchieht auch mehr oder weniger in der zweiten Hälfte der Dichtung. Auf der andern Seite iſt er doch wieder dieſe beſtimmte Geſtalt, der phariſäiſche Jude aus Jeruſalem, der an ſeinem Judenthum noch feſthält, als die Welt bereits andere Bahnen eingeſchlagen hat, und der ſich erſt allmählich zu einer freiern Anſchauung bekehren läßt. Der Held vertritt theils das Judenthum, theils das Menſchenthum, und die geſchichtlichen Anſetzpunkte, wo das erſte bei ihm in das zweite übergeht, ſind willkürlich gewählt, ohne innere Nöthigung.

Folgen wir zunächſt der Entwickelung des Helden und dem Grundgedanken der Dichtung, ehe wir einige der einzelnen Bilder näher ins Auge faſſen und die poetiſche Behandlungsweiſe ſelbſt kritiſiren:

Euch führt den Weg von dieſem Kreuzesgrauſe
Durch alle Völker, jedes Land und Meer,
Bis zu der Gegenwart Entſcheidungspauſe,
Von Gott, der ward zum Menſchen groß und hehr,
Zur Menſchheit, die als Gott erhob ſich wieder,
Ein Greis, zweitauſendjährig, Ahasver.

Mit dieſer Ankündigung beginnt die Dichtung. Ahasver erſcheint darin als der Führer für einen Entwickelungsgang der Menſchheit vom menſchgewordenen Gott bis zu ihrer eigenen Vergöttlichung. Für Ahasver, den Schuſter und Phariſäer von Jeruſalem, gilt Jeſus als ein gefährlicher Betrüger; obgleich er ſein Schulgenoſſe war, ſchwört er ihm Haß und Verderben; er weiſt ihn, bei dem Kreuzgang nach Golgatha, von der Schwelle ſeines Hauſes höhnend und ſchimpfend fort, doch Jeſus erwidert ihm:

„Unglücklicher! Was in dir brauſt und gärt,
Weiß ich doch gläubigſtem Gemüth erſtammend,
Dir ſei die höchſte Menſchenluſt gewährt!
Wie jeder dünkt ſich ſelig, mich verdammend,
Vom Herzen geht es keinem ſo wie dir,
Herz, in der höchſten Seelenhoheit flammend!
Erkannteſt du mich, keinen gab's, der mir
So treu wie du, ſein Blut für mich verſprühte —
Erkennen ſollſt du mich wie keiner hier!
Wie langſam keimt des Jeſuswortes Blüte,
Bis einſt die ganze Menſchheit labt die Frucht,
Die golden im Erlöſungsſtrahl erglühte —
Sollſt du, von Todesqual nicht heimgeſucht,
Mit deinem Volke durch die Erde wallen,
Ein Trotz zermalmender Aeonenwucht;
Die Blätter werden von den Bäumen fallen,
Nationen gehn verwittert und zerſchellt —
Ihr bleibt, bis die Poſaune wird erſchallen.
Wenn dann der Menſchenſohn das Dunkel hellt,
Ihr bleibt, ihr lebt nach tauſendfachen Toden!"

Daß Jeſus Ahasver nicht flucht, ſondern ihm ſegnend ein Vorrecht vor den andern Sterblichen ertheilt, iſt zwar dem Charakter des Welterlöſers angemeſſen, doch verrückt es den ganzen Standpunkt der Ahasverus-Sage. Und daß das jüdiſche Volk als ſolches das Vorrecht Ahasver's theilt, das Reifen des Erlöſungswerks von Geſchlecht zu Geſchlecht mit zu erkennen, und dabei doch unbekehrt bleiben darf, was es iſt — das iſt durchaus unmotivirt und ein vollkommener Widerſpruch.

Ahasver ſieht nun in Luſt und Widerwärtigkeiten die Geſchichte wechſelnd aufgerollt. Der Held der nächſten Geſänge iſt Paulus, der an Ahasver vergebliche Bekehrungsverſuche macht. Namentlich ſträubt ſich der Jude gegen die Anerkennung der Auferſtehung, durch welche er einem ſchwachen Menſchen Gotteswerth verleihen würde. Mit der Zerſtörung Jeruſalems, bei der er all die Seinen verloren und begraben, beginnt Ahasver ſeine Wanderſchaft. Die Kämpfe zwiſchen Judenthum, Chriſtenthum und Heidenthum, an denen Ahasverus bald in Rom, bald in Jeruſalem, bald in Aegypten ſich mehr zuſchauend als mitſtreitend betheiligt, bilden den weitern Inhalt der erſten Wanderung. Nero, Marc Aurel, Diocletian, der jüdiſche, aus Gutzkow's „Uriel Acoſta" bekannte Acher, die chriſtlichen Heiligen und Märtyrerinnen vertreten dieſe verſchiedenen Gruppen, denen es nicht an geiſtigem Leben fehlt, wenngleich manches kirchengeſchichtliche Detail einen proſaiſch erkältenden Eindruck macht. Die Apoſtel haben bereits einige Feuerflocken Wahrheit in Ahasver's Seele geworfen, doch erſt dem Einſiedler Antonius gelingt es, ihn zu bekehren. Hier

wird, wie Heller in der Inhaltsangabe ſagt, in welcher er meiſt das Skelet ſeiner Intentionen gibt, ihm erſt das volle Verſtändniß für das ſanfte Walten chriſtlicher Geſinnung erſchloſſen. Die Summe ſeiner bisherigen Erlebniſſe iſt Täuſchung und Enttäuſchung zugleich: Enttäuſchung über die Wahl ſeines Volks zur Verbreitung des Gottesreichs, Täuſchung darin, daß die Erde ein Gottesreich, wie es Propheten und Apoſtel ſich vorſtellen, geben könne.

Wiederum wandert Ahasver, zur Zeit als auch die Völker zu wandern begannen. Großartiger wird die Weltbühne, aber auch verworrener die Bewegung, Ahasver mit ſeinen Ahnungen eines glückſeligen Menſchenreichs immer mehr an den Rand des Bildes gedrängt. Doch bleibt er Jude, aus der Pracht der römiſchen Kirchen ſehnt er ſich zurück nach ſeiner Gottesſtadt Jeruſalem; er beſucht dann Indien, trifft mit Mohammed zuſammen; wir machen dann einen Curſus mittelalterlicher deutſcher Kaiſergeſchichte mit ihm durch, ohne daß der Held aus ſeiner abwartenden Stellung herausträte. Erſt am Scheiterhaufen des Huß tritt eine Wendung in ſeiner Weltanſchauung ein; er kommt zur Ueberzeugung, daß die Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden ein Traum ſei:

Da ſank verzweifelnd Ahasver zuſammen:
„Heiland der Welt, du biſt wie dieſe ſchlimm,
Du willſt zu ew'ger Hölle mich verdammen!
Jetzt ahn' ich erſt den wilden Rachegrimm
In deinen Worten, Lieb' und Milde tönend,
Beim Gang zum Kreuze — nimm mein Leben, nimm!
Nimm's endlich hin, mit raſchem Tod verſöhnend
Die lange, vierzehnhundertjähr'ge Qual,
Nicht deinen Sieg, ich ſeh' nur wie ſie höhnend
Dich kreuzigten — ach, zum wievielten mal!"

In dieſer Stimmung, die im nächſtfolgenden Geſang lyriſch austönt, grüßt ihn eine Stimme mit dem Brudergruß; es iſt Fauſt, der nach dem Selbſtcommentar des Dichters „jene Macht des 15. Jahrhunderts iſt, der es gelang, aus dem Bereiche ausſchließlich menſchlicher und auf menſchliche Betriebſamkeit allein gerichteter Fähigkeiten das Leben und die Geſchichte aufzubauen, alſo die Macht des Menſchenthums, dieſes Wort jedoch in einem viel umfaſſendern Sinne, als das ſittlich beſchränkte Wort Humanität allein ausdrücken würde". Wir verbinden indeß mit Fauſt den Begriff eines titaniſchen Ungenügens, den Begriff des raſtlos ſtrebenden Menſchengeiſtes; und wenn auch der Dichter das Recht hat, dem Grundtypus einer Geſtalt eine verſchiedenartige Färbung zu geben, ſo darf dieſer ſelbſt doch nicht ausgelöſcht werden. Wer würde aber aus der folgenden Rede, mit welcher ſich Fauſt einführt und die durchweg die vollkommenſte Zufriedenheit und ein wahrhaft idylliſches Behagen athmet, die eher dazu geeignet iſt, einen Fauſt zu bekehren, als von ihm ſelbſt geſprochen zu werden, den Helden des himmelſtürmenden Denkens wiedererkennen?

Mein Bruder wünſcht gewiß ſich Adlerflügel,
Sprach lächelnd Fauſt, zu fliegen Gott ans Herz;
Mich aber hält die Welt am goldnen Zügel,
Berg, Thal und Fluß, der leichte, loſe Scherz
Der wunderſchönen jungen Winzerinnen,
Der edeln Ritter ſpiegelndblankes Erz.
Wenn mit den Bürgern ſie den Strauß beginnen,
Da wendet ſich mein Bruder ab mit Graus;
Ich ſehe zu mit friſchen, frohen Sinnen.
Mir ſteht ſein bürgerlich in Mainz ein Haus,
Oft zog ich ſelbſt im wilden Kampfesmuthe,
Es zu beſchützen, mit zum Thor hinaus.
Ich bin getauft in des Erlöſers Blute
Und habe mich doch niemals abgequält
Mit unſrer Pfaffen elendem Diſpute.
Wie man den Kern aus harter Schale ſchält,
Iſt mir vom Evangelium geblieben,
Was auch mein Bruder ſich daraus erwählt.
Uns blieb ein ewig Hoffen, Glauben, Lieben —
Das iſt der duftig ſüße Blumenſtrauß,
Der in Aeonen nimmer kann zerſtieben.
Schlecht ſah mein Bruder Ort und Zeit ſich aus,
Wenn er auf Gletſcherhäuptern ſucht die Blüten,
Des Lenzes Wonnen in des Winters Graus.
Wenn auf den Alpen wild die Stürme wüthen,
Er ſteige ſtill hinab, er ſieht im Thal
Wol manche Maid den Strauß am Buſen hüten.
Er ſuche nicht die lange Seelenqual
Der dumpfen Kirchen auf und Steinpaläſte,
Aufs Herz des Volkes lenk' er ſeine Wahl!
Da findet er die drei als liebe Gäſte,
Da breitet fröhlich noch der Weihnachtsbaum
Erquickend aus die immergrünen Aeſte.
Und mancher Denker hat dafür ſchon Raum,
Im engen Stübchen träumt er mit Entzücken
Des Liebesglaubens lichten Hoffnungstraum.
Kein Kaiſermachtgebot, nicht Pfaffentücken,
Nichts hält den Liebesſienz der Welt mehr auf,
Nichts darf im feſten Glauben dich berücken;
Der Hohenſtaufen Fall, der Scheiterhauf',
Darauf ſie Huß den Glauben büßen ließen —
Sie ändern nicht der Dinge beſſern Lauf.
Laß dich die harte Mühe nicht verdrießen,
Das Kleine zu betrachten: unterm Schnee
Siehſt du dann bald die erſte Primel ſprießen;
Die Lämmer hüpfen munter ſchon im Klee,
Den Winter hat der Frühling überwunden,
Ein Veilchen harre noch — kurz iſt das Weh
Und ewig ſind der Liebe Feierſtunden!

Wenn der ehrwürdige Parrer von Grünau in Voſſens „Luiſe" dieſe Nachmittagspredigt gehalten hätte, ſo würde man dies in der Ordnung finden; doch, obgleich dieſe Terzinen in dichteriſcher Hinſicht wohlgelungen ſind, macht eine derartige erbauliche Einführung des Doctor Fauſtus einen ſich ſelbſt parodirenden Eindruck. Als dritter Bruder wird Don Juan erwähnt, der die ſchönſten Mädchen und den beſten Koch hält und nicht gern am Rocken der Gedanken ſpinnt.

Fauſt will nun Ahasver zeigen, was Erdenglück vermag und wie ihm die höchſte Freiheit entſtammen kann. Er führt ihn nach Italien, nach Spanien, nach Amerika und verſchwindet dann wieder, nachdem ſie beide auf dem Gipfel der Anden die Großheit der Welt genoſſen. Ahasver ſchwelgt dann auf dem Meere in ſtillem Entzücken; die Viſion iſt dichteriſch ſchön, ſie bezeichnet die innere harmoniſche Stimmung, zu der er durchgedrungen:

Er ſieht das unnahbare Wunderſchloß,
Das in das Meer verſetzt die Völkerſage,
Des Glaubens funkelnden Magnetkoloß.

Haſt du genug, mein Herz, der Angſt und Plage?
Ward endlich ſtumm auf dieſer Lippen Saum
Die Unzufriedenheit, die wilde Klage?
O ſteige, holde Göttin, aus dem Schaum
Und laß um mich in ſtiller Klarheit weben,
Wie einſt um den Olymp, den Wonnetraum!
Seh' ich dich nicht in reinem Glanze ſchweben?
Sieht nicht mein Auge, das dich ſehnend ſucht,
Dein Eiland reizendſchön ſich dort erheben?
Entzückend ſüßer Duft, o goldne Frucht,
Elyſium der Heſperidengärten —
O haltet an vor jener Zauberbucht!
Stehn wie berauſcht nicht auch die Schiffsgefährten?
Wie ihre Züge, häßlich und gemein,
Zu edlerer Empfindung ſich verklärten!
Bin ich mit meinem Hoffen nicht allein?
Zieht auch durch ihr Gemüth ein ſelig Ahnen
Von dem, was mich befreit aus ſchwerer Pein?
In neue Länder zog ich neue Bahnen,
Jungfräulich lag die Welt an meiner Bruſt
Auf Andeshöhn, im Schatten der Bananen;
Da ward ich mir des Geiſtes vollbewußt,
Der unnennbaren Liebesharmonien,
Darinnen ſchwelgt das All in trunkner Luſt.
Und liegen ſie auch nicht mehr auf den Knien
In jämmerlicher Gottbedürftigkeit
Vor den Gemächten wüſter Phantaſien?
Will endlich ſich der argbethörten Zeit
Das Innerſte des Heiligthums entriegeln?
Wird frei der Blick und licht und groß und weit?
Was ſah er in der Luft ſich glänzend ſpiegeln?
Was für ein duftverhülltes Meergeſicht
Will ſeine kühnſte Hoffnung ihm beſiegeln?
Aus leichtem Nebel rein ſich wölbend bricht
Ein Strahlenbogen klar, um den ſich blendend
Ein Kranz von goldnen Lockenhäuptern flicht.
Wer ſind die Häupter? Zahllos, nimmer endend
Taucht ſchön und herrlich Haupt um Haupt hervor,
In unerſchöpfter Fülle Glanz verſchwendend;
Die Lüfte tragen hoch das Bild empor,
Und dicht und dichter ſchließen ſich die Kreiſe
Und zitternd ſprüht und flammt das Meteor.
Ahasver ſchaut — hier Jünglinge, dort Greiſe,
Dies Antlitz kennt er, jenes ſah er nie —
O hohes Menſchenbild! ſo ſpricht er leiſe,
Und wie ein Traum entwallt, du weißt nicht wie,
Iſt mit der Wolken Purpurſaum verſchwommen
Das Luftgebilde ſeiner Phantaſie.

Jetzt wandert Ahasver durch das von Kunſt und Wiſſen erſchloſſene Leben; ſelbſt auf den Greueln der Kriege ruht jetzt eine optimiſtiſche Beleuchtung. Luther, Melanchthon, Wallenſtein, Wilhelm von Oranien, Ludwig XIV., Napoleon, Rafael, Shakſpeare, Goethe, Carteſius, Spinoza, Fichte — alle Niſchen in der Walhalla der Neuzeit ſind beſetzt.

Doch nun der Abſchluß der Dichtung? Wo endet die Wanderſchaft des greiſen Weltpilgers? Die zwei Brüder, Fauſt und Don Juan, treffen wieder mit ihm zuſammen. Fauſt ruft aus:

Das Menſchenthum, die goldne Zauberblume,
Iſt unſrer Mutter nun in uns erblüht
Zur Luſt, zu unverwelklich hohem Ruhme.
Das Tiefſte, das, erregend das Gemüth,
Als Glaube, Denken, Kunſt in leiſer Wendung
Ein Geiſterall zu faſſen ſich bemüht,
Das brachten wir zu herrlicher Vollendung —
In jedem Eines unentweiht und ganz,
So iſt erfüllt der Menſchheit große Sendung.
Doch ſtrahlt die Sonne jetzt ſo heißen Glanz,
Daß, wie wir Sagenſchatten ihr entſchwinden,
Welkt ſelbſt der Dichtung vollerblühter Kranz.
Und eh' wir ſcheiden, nie uns mehr zu finden,
Will freundlich das Geſchick zum letzten mal
Zu einem großen Ganzen uns verbinden.
Der Glaube, an der Stirn das Gottesmal,
Das, Ahasver, biſt du; das Denken meine,
Die Weltgeſtalt'rin Kunſt des Jüngſten Wahl.
Wie dir der Glaube mit dem Glorienſcheine,
Ward ihm verklärt zu menſchlich heiterm Schaun
Der Sinne Jugendkraft, die adlich reine!

Dieſe mit bengaliſchen Flammen beleuchtete Schlußgruppe, die noch tiefer in die Zukunft hinein hätte verlegt werden müſſen, während ſie jetzt aus unſerer nächſten Gegenwart herauszuwachſen ſcheint, erhält durch die Erſcheinung Jeſu noch eine höhere Bedeutung. Die Vollendung der Menſchheit nimmt er als ſein Werk in Anſpruch; Don Juan ſoll mit Künſtlerluſt die wüſten Maſſen verklären, Fauſt die Menſchheit frei und groß und ſelbſtbewußt machen; dem dritten aber ruft er zu:

In Farbengluten ſchwelgt mit Dichterpinſel
Dein Weltgedanke; folg' mir, Ahasver,
Zur Heimat nach auf dieſer Menſcheninſel!
Dir ward das Höchſte, was verlangſt du mehr?
Die Völker ſind wie Tropfen dir am Eimer,
Verjüngt im bodenloſen Zeitenmeer
Ward dir das Herz, der ew'ge Blütenkeimer.

Ahasver zieht in die Heimat und dichtet das Lied der Menſchheit:

Ich ſinge ſie, für die mein Herz entbrannte,
Die unſichtbare Kirche ſingt mein Lied,
Die ich als Jüngling ahnungsvoll erkannte.
Die Gottheit ſchuf zu dieſer Kirche Glied
Mich weihend um, als ſtreng mir ihre Gnade
Die Wanderung durch dieſe Welt beſchied.
Und ihr, euch ſcharend um die Bundeslade,
Propheten und Apoſtel, ſteht mir bei
Und zeigt begeiſternd mir die rechten Pfade!
O Weltgeiſt, der die Menſchheit machte frei,
Du webſt um mich! In deinem Strahle webend
Schließt ſich in eins der Dinge Vielerlei.
Hoch in der Geiſter Mittelpunkte ſchwebend
Seh' ich des Weltgedankens Eins, im Chor
Der Lichtgeſtalten auseinanderſtrebend.
Und welches Los ſich auch die Erde kor:
Will ſie im Sternenreiche ſich erhalten,
Will ſie verflackern wie ein Meteor —
Im Zeitenſchoß, im Wogen der Geſtalten
Vermag ſie doch Erhabeneres nicht
Als nur der Menſchheit Blume zu entfalten.

Schopenhauer nennt zwar den Optimismus eine ruchloſe Geſinnung, doch die „beſte Welt" und das „goldene Zeitalter" als eine Viſion der Zukunft zu beſingen, muß immer das gute Recht der Poeten bleiben.

Die Tendenz von Heller's „Ahasverus" iſt, die Entwickelung der Menſchheit vom Judenthum durch das Chriſtenthum zum Menſchenthum darzuſtellen, dem die verklärende Schlußhymne gilt. Dieſer Entwickelung fehlt aber in Bezug auf den Helden Klarheit und innere Nöthigung;

es fehlen ihr die ſcharfen Einſchnitte, die überzeugenden Kataſtrophen. Ahasverus iſt nur ein Gefäß, das ſich allmählich mit einem andern Inhalt erfüllt. In Bezug auf die Geſchichte der Menſchheit ſelbſt, welche den eigentlichen Mittelpunkt der Dichtung bildet, vermiſſen wir aber die Beſchränkung. Goethe rühmt ſchon an Shakſpeare, daß er das Talent eines Epitomators beſeſſen habe, und meint dabei, daß der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint. Die Kunſt der Dichtung iſt in der That weſentlich die Kunſt der Abbreviatur. Dieſe Kunſt iſt unſerm Dichter gänzlich fremd; er verliert ſich in die Reihenfolge der Erſcheinungen und ſchreibt poetiſche Commentare zu Becker's „Weltgeſchichte". Aehnlich erging es Hermann Lingg in ſeiner „Völkerwanderung". Immer ſehen wir das Epos, im Widerſpruch mit ſeinen Grundregeln, in eine Chronik verwandelt, oft mit dem bei einer Dichtung ſich ſelbſt parodirenden Streben nach Vollſtändigkeit. Wir zählen die Häupter der geſchichtlichen Größen, und ſiehe, es fehlt kein berühmtes Haupt.

Offenbar ließ ſich der Grundgedanke des Dichters, ſelbſt zugegeben, daß er ſich von der alten Sage entfernen, die Todesſehnſucht Ahasver's als etwas Nebenſächliches, ſeinen Fluch ſogar als eine Art von Segnung betrachten durfte, mit weit größerer Plaſtik und Prägnanz durchführen. Zunächſt mußten die eigenen Erlebniſſe des Ahasver, verwebt in die großen geſchichtlichen Kataſtrophen, die Motive ſeiner Wandlungen werden; dann aber mußte jedes Zeitalter nur in einem oder zwei großen Repräſentanten erfaßt und dieſe durch freie Erfindung, charakteriſtiſch für den Helden und bedeutſam für den Grundgedanken, mit ihm zuſammengeführt werden. Dies iſt nur einmal der Fall, bei dem heiligen Antonius und ſeiner Wüſtenidylle; ſonſt beſucht Ahasver die Helden der Geſchichte, deren Kopfzahl eine bedeutende iſt, nur wie man ein Wachsfigurencabinet beſucht, um ſich die Merkwürdigkeiten anzuſehen. Ueberall ein erdrückendes Zuviel. So erlahmt das Intereſſe und wir werden müder als der Ewige Jude bei der endloſen Wanderung. Statt einiger Kaulbach'ſchen Tableaux, in denen ſich der hiſtoriſche Geiſt in bedeutſamer Repräſentation und vielſagender Gruppirung zuſammendrängt, ein geſchichtliches Muſeum, Bild an Bild, Kopf an Kopf — mit Grazie in infinitum.

Natürlich wirkt dieſe ins Weite gehende Anlage auch auf die dichteriſche Behandlung zurück, welche zu plaſtiſcher Herausarbeitung wenig Zeit behält und ſich mit den allgemeinſten Umriſſen begnügen muß. Nirgends ineinandergreifende Handlung, feſſelnde Situationen — aus den Charakteren wird gleichſam nur ihre geſchichtsphiloſophiſche Eſſenz herausdeſtillirt und uns in nicht immer durchſichtigen, aber doch meiſtens künſtleriſch geformten Terzinen credenzt. Und gerade als Gegengewicht gegen metaphyſiſche Verflüchtigung bedürfen derartige Gedankenepen einer energiſchen Plaſtik. Der Gedanke ſoll nicht wie ein elementariſcher Luft- und Feuergeiſt im eigenen Aether über den Erſcheinungen ſchweben; er ſoll ſich aus ihnen entbinden wie ein neuer Stoff aus dem chemiſchen Proceß der Retorte, deſſen Vorgängen wir mit Spannung folgen.

Wir bedauern dieſen Mangel um ſo mehr, als der Dichter an und für ſich Begabung für einen prägnanten Ausdruck zeigt, hier und dort charakteriſtiſche Lichter glücklich aufzuſetzen weiß und ein geſchichtliches Bild oft mit wenigen Zügen lebendig vor die Phantaſie führt. Doch im Flug von Bild zu Bild gönnt er uns nicht die Zeit, uns zu erwärmen. Sein Talent hat etwas Markiges — wir weiſen nur auf die Epiſode mit Acher, auf die Schilderung der jüdiſchen Heldenkämpfe, auf Nero und Marc Aurel in der erſten Wanderung hin. Der Dichter erinnert vielfach an Hermann Lingg, mit dem er auch in der Darſtellung der Völkerwanderung concurrirt; er beherrſcht gleich dieſem das hiſtoriſche Colorit und läßt es ſelbſt in charakteriſtiſchen Reimen ſich abſpiegeln.

Doch liegt die Schwerkraft ſeines dichteriſchen Talents mehr in der Reflexion als in der Schilderung. Wo ihm die Situation erlaubt, ſich an den Geiſt ſeiner Gedanken hinzugeben, da verliert ſeine Darſtellung den trüben Bodenſatz, der ihr oft eigen iſt, und gewinnt das Gepräge künſtleriſcher Schönheit. Wir haben bereits einige Proben dieſer Gedankenpoeſie gegeben; wir ergänzen ſie durch den Hinweis auf einige der gelungenſten Partien der Dichtung.

Hierzu zählen wir den achtundzwanzigſten Geſang der erſten Wanderung: „Ahasver's letzte Nacht auf dem Libanon", eine Elegie auf den Untergang des jüdiſchen Reichs, in welcher die ſtimmungsvolle Naturbeleuchtung den Gedankengängen des Helden eine echt poetiſche Folie gibt:

In Purpurgluten flammt der Libanon,
Blickt majeſtätiſch auf das Thal hernieder,
Dem längſt des Tages Sonnenpracht entflohn.
Ihn ſingen nicht zur Ruh' der Lerchen Lieder,
Die Stirn umblitzt ein Diadem von Schnee,
Umrauſcht der Aar mit mächtigem Gefieder.
Und Ströme brauſen wild zur wilden See,
Wo er die Glieder ſtreckt, und laben ſchäumend
Im Dämmerlicht das müdgehetzte Reh.
Auf einem ſeiner Gipfel ſteht wie träumend
Ein milder Wand'rer, altersgrau ſein Haupt,
Sein Herz im Buſen jugendlich ſich bäumend.
Ihm ward ſein ſchönes Vaterland geraubt,
Er ſah mit Schmerz der Menſchen Schmach und Tücke,
Doch Ahasver ſteht feſt und liebt und glaubt.
Von Strahlen wölbt ſich eine goldne Brücke,
Malt zaubriſch ihm die theuern Fluren vor,
Er ſchwelgt wie trunken in des Anblicks Glücke:
„Wie ſchwebteſt du ſo licht zu mir empor,
Entzückend wunderbares Luſtgebilde,
Bild dieſes Landes, das mein Volk verlor!
So herrlich ſtrahlte mir nicht ſein Gefilde,
Als noch daraus Jeruſalem ſich hob
Und Helden kämpften drauf mit Schwert und Schilde.
Denn irdiſch war das Reich, und dunkel wob
Sich ſtets ein Faden um die hellen Kränze,
Die ihm geſpendet ſeiner Dichter Lob.
Und reichte bis Damask auch ſeine Grenze,
Es glomm im Feuereifer der Prophet',
Sein Auge ſah des Baal verbuhlte Tänze.
Doch zart vom Hauch des Geiſtes angeweht
Und mild verklärt in der Erinn'rung Schimmer
Iſt das Gebilde, das jetzt vor mir ſteht.

Nun iſt vorbei dein flüchtiges Geflimmer,
Stern meines Volks! Du leuchteſt ruhig groß,
So groß wie jetzt, mein Volk, erſchienſt du nimmer!
Du hielteſt aus den harten Römerſtoß,
Entwurzelt, ungenährt vom Mark der Erde,
Lebſt du, wie Engel, rein und körperlos,
Lebſt du gleich mir vom großen Geiſterherde —
Unſterblich glüht in dir die reine Glut
Erlöſt von Pein und irdiſcher Beſchwerde.
Das wirkt dein ungeſchwächter Glaubensmuth,
Dein Hoffen, nur vom Höchſten angezogen,
Die Liebe, die dir tief im Buſen ruht."

Gleich trefflich iſt der achtzehnte Geſang der zweiten Wanderung: „Auszug der alten deutſchen Götter", ein Kaulbach'ſches Gemälde mit Rückert'ſchen Diminutivreimen:

Des Rheines Wellen fließen hellbeſäumt,
Hell glänzt der Mond, am hohen Uferrande
Liegt Ahasver im feuchten Gras und träumt.
Was weht vorbei im flatternden Gewande?
Was war das für ein Glanz, der ihn umfing?
Und Sang und Klang wie aus dem Zauberlande?
Das iſt der ſchönen Elben ſtiller Ring,
So zierlich klein, nicht größer als ein Spännchen.
Wo iſt der Thau, der an den Gräſern hing?
Er hängt an ihren Sohlen, Wichtelsmännchen
Spielt auf zum Tanz, das trippelt, ſchwebt und zieht,
Und ſieh da, goldne Kettchen, Silberkännchen —
Was Wieland hämmerte, der feine Schmied,
Das tragen flüſternd ſie herzu, ſie ſingen
Der Elbenkönigin ihr Hochzeitlied.
Wie ſie ſo wonnigſüß den Reigen ſchlingen,
Da öffnet, ſchließt ſich raſch der Wunderberg,
Darin die Zwerge gar poſſirlich ſpringen.
Und andre ſitzen emſig bei dem Werk,
Sie ſind verzaubert, möchten gern entrinnen,
Behend dort aus dem Loche Zwerg auf Zwerg
Zum Schläfer hüpfen ſie: „Laß dich gewinnen,
Wir haben ſchöne Perlen, gleißend Gold,
Führ' über dieſen Strom uns raſch von hinnen!"
Der Schläfer wird den ſchmucken Däumchen hold:
„Wo ſeid ihr, rothe, blaue, grüne Käppchen?
Hier iſt der Kahn, wenn ihr hinüber wollt!"
Muthwillig zieht's unſichtbar ihn am Läppchen:
„Sieh zu, ſieh zu! Du ſiehſt uns dennoch nicht!"
„Ihr trampelt ja wie wilde Hexenräppchen!
Seid ruhig, daß der Kahn nicht ſinkt und bricht!" —
„Stoß ab, ſtoß ab! Gar manches Bauergütchen
Kriegſt du für unſre Schätze, großer Wicht!"
Sie kühlen auf der Fahrt an ihm ihr Müthchen,
Sie treiben neckiſch manchen Schabernack,
Da faßt er eins und lüpft ihm ſchnell ſein Hütchen —
Hei, Kopf an Kopf gedrängt das Schelmenpack,
Jetzt ſieht er ſie! — „Wir ziehn aus dieſen Gauen,
Uns ward für Kreuz und Kirche kein Geſchmack!"
Und in den Lüften welch unheimlich Grauen!
Was war's, das jetzt an ihm vorüberfloh?
War's nicht wie lichtes Götterhaupt zu ſchauen?
Was ruft und rauſcht, was ſtampft und wiehert ſo?
Das iſt, gebietend hoch im Windesfluge,
Wotan's Heer in ſauſendem Halloh,
Das iſt in ſturmbewegtem Wolkenzuge,
Das ſein geliebtes Land nicht laſſen will,
Das Heer, verjagt vom neuen Götterluge.
Der Zug verſchwebt, jetzt wird es plötzlich ſtill,
Hoch wallt der Fluß, und Ahasver erwachend
Hört Stimmen durcheinander, rauh und ſchrill.
Es iſt ein fränkiſch Heer, das ſcheltend, lachend
Auf Schiffen, Flößen her zum Ufer treibt.
Wie mit gewölbter Hand die Stirn bedachend
Vorm Sonnenglanz, er ſich die Augen reibt.

Auch der erſte Geſang der dritten Wanderung: „Die Entdeckung der Neuen Welt", hat großes dichteriſches Verdienſt. Fauſt und Ahasverus begleiten Columbus auf ſeiner Entdeckungsreiſe. Schön ſind die Terzinen, welche die Meeresſtille ſchildern:

Verſunken tief in geiſterhaften Träumen
Beim Steuermanne ſteht der Admiral
Und blickt mit ihm empor zu Sternenräumen;
Bei der Geſtirne kärglichmattem Strahl,
Des Wellenſchlags geheimnißvollem Leuchten
Merkt er auf der Buſſole ſchwanken Stahl.
Es kam die Zeit, wenn Flur und Wieſe feuchten
Im Morgenthau, wenn aus dem holden Traum
Aurora's Gluten ſchon die Vögel ſcheuchten.
Doch auf der Waſſerwüſte weitem Raum,
Da ſingt kein Vogel ſich zum Zeitvertreibe,
Da iſt nicht Flur und Wieſe, Gras und Baum.
Nur majeſtätiſch ſchön die Sonnenſcheibe,
Nur Amphitrite, reizend hingeſtreckt,
Die Welt umfangend mit dem Rieſenleibe.
Kein Lebensodem — ach, kein Ruder ſchreckt
Ein Fiſchchen glitzernd auf aus grüner Tiefe,
Die eine Welt von Wundern überdeckt.

Nicht minder der Schluß des Geſangs:

Tief ſank die Nacht und mancher Augenſtern,
Nach Land am Tage ſpähend in die Weiten,
Hüllt jetzt umdunkelt ſich in Schlummer gern.
In der Gefühle bangem Widerſtreiten
Vor ſeiner Karte ſaß der Admiral
Und ſann und maß die Längen und die Breiten.
O herben Zweifels bittre Todesqual!
Ihm ſelber will die Fahrt zu lange währen —
Nennt ihn die Nachwelt in der Narren Zahl?
Er blickt zum Firmament — da will verklären
Die Leidensmienen Ueberraſchung, Schreck,
Zu Häupten ſieht er rollen andre Sphären,
Ein neuer Himmel ruht auf dem Verdeck,
Seht nur das Kreuz von Sternen flammenſprühend,
Seht nur den ſternenlichten Nebelfleck!
Ha, dieſe Meteore, zuckend, glühend!
Und ſchönre, größre Sternengruppen klar,
Wie Blumenauen hoch am Himmel blühend!
Was hemmt der Schiffe Lauf? — O wunderbar!
Tangwieſen grün auf meilenweiten Strecken —
O, Muth bis morgen nur, muthloſe Schar!
Mit roſigfriſchem Hauch ſie zu erwecken,
Brach an der Morgen, Vögelſchwärme wild
Sah man die Segel allgemach bedecken.
Wie ward das Meer ſo ſtill, die Luft ſo mild!
„Matroſen, ſchärft den Blick! Noch keine Küſte?" —
„Land! Land! Dort taucht es auf! O ſüßes Bild!"
Land! Land! Die Thränen floſſen. Mancher küßte
Dem langverkannten Admiral die Hand,
Dem er ſchon nachgeſtellt mit Mordgelüſte.
Ein Felſen! Mannhoch reihenweiſe ſtand
Und dichtgedrängt mit röthlichem Gefieder
Ein Haufe von Flamingos auf dem Strand.
Wer ſind die Männer? Kupferbraune Glieder,
Entſetzen im verſtörten Angeſicht,
Goldketten hangen blank vom Halſe nieder.
Wie da aus jedem Mund der Jubel bricht:
O Glück, o Wonne, heißerſehnte Stunden!
Doch Fauſt und Ahasver: o heil'ges Licht,
Nun hat der Menſchengeiſt ſich ſelbſt gefunden!

Die Widmung des Gedichts zeigt uns das Vorbild des Dichters; es iſt Friedrich Rückert, deſſen Terzinen in „Edelſtein und Perle“ den Terzinen Heller's zum Muſter gedient haben. Sie ſind ebenſo oft wuchtig und ſpröde in ihrer Architektonik, wie funkelnd im Schmuck glänzender, neuer, nicht trivialer Reime. Im Reim offenbart ſich bei beiden Dichtern die Sprachbeherrſchung. Auch in Bezug auf die Kernigkeit des ſich bisweilen allzu ſehr vergröbernden Ausdrucks iſt Rückert das Vorbild Heller's geweſen. Z. B.:

Und Kalb und Rind und Wild und Federvieh
Aus ſtumpfem Holz geſchnitzt, dazu das Meſſer,
Zeigſt das Gefüge, zeigſt Gekrös und Knie
Wie man's zerlege — traun, ſie lernen beſſer
Als Platon's Theorie, als Waffentanz,
Wie angebracht ein Säufer wird und Freſſer.

Oder:

Er ſcherzte nicht mit Zions ſchönen Damen,
Dem Zotenbengel blieben ewig taub
Die Tauben, ſtumpf die Blinden und die Lahmen.

Oder:

Elende Scribler, laßt Salbadern ſein.

Oder:

Und unverwelklich grünt dein Lorberkranz,
Du zweiter Friedrich, gleich den Meteoren
Aufſtrahlend in des Geiſtes hellſtem Glanz.

Ha, welchen Sturm haſt du heraufbeſchworen,
Du großer Ketzer, der aufs Maul ſie ſchlug,
Die zungendreiſten Glaubensimpoſtoren.(!)

Oder:

Du machſt uns ja zu alter Weiber Mär
Durch deine Tölpelei im Miniſtriren —
Wie biſt du ungalant und ordinär!

Auch an allzu geſuchten fremdklingenden Reimen, wie der letztere, fehlt es nicht. Von den Rückert'ſchen Diminutiven hatten wir bereits eine Probe, anderwärts klingeln die „Glöckchen“, „Böckchen“, „Röckchen“, die „Härchen“, „Pärchen“ u. ſ. w.

Compoſitionen wie „Synhedriſtentribunal“, „Gottgeſetzſynhedrium“ u. dgl. ſind ebenfalls nicht ſelten, ebenſo wenig die in den Reim geſtellten ſchwächlichen Verbalſubſtantiva auf ung:

Und Satan ſelbſt, der Urnacht Meiſterſtück,
Umhalſt ihn einſt in heißer Glutumſchlingung,
Genießt am Vaterbuſen Kindesglück,
Das wird ſie ſein, des Böſen Gottbezwingung;
Das iſt der letzte, jüngſte, größte Tag,
Das Weltgericht, der Dinge Wiederbringung.

Alle dieſe Eigenheiten findet man mehr oder weniger auch bei Rückert wieder.

Uebrigens iſt die Dichtung reich an genialen Geiſtesblitzen und an Schönheiten von jener markigen Gediegenheit, die ſich zunächſt nicht einſchmeichelt, aber auf die Dauer feſſelt. Trotz aller Ausſtellungen, die wir auch gegen die dichteriſche Form machen mußten, gehört eine große Zahl der Terzinen zu den beſten, die in Deutſchland gedichtet worden ſind, und aus dieſer überflutenden Strophenfülle laſſen ſich einzelne Geſänge herausheben, die, durch ein echt künſtleriſches Gepräge ausgezeichnet, Anerkennung in weiteſten Kreiſen verdienen. Wenn der Dichter in der Widmung fragt:

Darf ich noch einmal ſtehn vor euern Niſchen,
Homer und Dante? Wird der Zeiten Groll
Von dieſem Werk nicht bald die Spur verwiſchen —

ſo können wir ihm freilich auf dieſe Frage keine tröſtliche Antwort ertheilen; denn die Zumuthung an die Gegenwart, in ein ſo rieſiges Epos ſich zu vertiefen, iſt eine ſehr kühne, und ob die Zukunft die Auslaſſungsſünden der Gegenwart corrigiren wird, das iſt eine wol aufzuwerfende Frage.

Durch die Endloſigkeit der Compoſition und die Ueberfüllung mit geſchichtlichem Material hat der Dichter ſelbſt den Zutritt zu den Schönheiten ſeiner Dichtung erſchwert; auch gehören dieſe nicht zu dem leichten, beliebten Genre, das jetzt in der Mode iſt. Doch gerade ein ſo ernſtes, auf das Große gerichtetes Streben, dem im einzelnen mancher dichteriſche Wurf gelingt, verdient von der Kritik hervorgehoben zu werden. **Rudolf Gottſchall.**

Römiſche Kaiſerfrauen.

Römiſche Kaiſerfrauen. Von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Dem in Nr. 1 d. Bl. f. 1864 beſprochenen Eſſay über Kleopatra, dem farbenglühenden, freilich ſehr verſchönten Porträt der „alten Schlange vom Nil“, ſind als dritter Theil von Stahr's „Bildern aus dem Alterthum“ die „Römiſchen Kaiſerfrauen“ ziemlich raſch gefolgt. Die Biographien der Scribonia, Livia, Julia und Agrippina und ein Excurs über den Tod des Prinzen Druſus bilden den Inhalt dieſes Bandes, welcher von den beiden erſten Lebensbildern, dem Tiberius und der Kleopatra, in wenig vortheilhafter Weiſe abſticht. Daß auch bei den letztern der künſtleriſche Werth den rein wiſſenſchaftlichen weit überwog, iſt ſchon früher betont worden; allein ſie waren doch wirklich vollendete Bilder mit einem ſo lebensfriſchen, warmen, ja glühenden Colorit, daß man über der Pracht der Farben die Mängel der Zeichnung vergeſſen konnte; aus den mit feinem Verſtändniß gegliederten Gruppen hob ſich die Hauptfigur plaſtiſch ab, und bei der effectvollen Beleuchtung derſelben konnte man überſehen, daß nicht immer Licht und Schatten gerecht vertheilt, daß von dem Künſtler die Fehler ſeiner Lieblinge in ein myſtiſches Helldunkel geſtellt waren, um faſt als verhüllte Tugenden gelten zu können. Die „Römiſchen Kaiſerfrauen“ erſcheinen im Vergleich hiermit nur wie die zum Theil zu jenen Bildern bereits verwendeten Studienköpfe, welche, mit ein paar Laſuren verſehen, in einen Goldrahmen geſteckt und auf die Ausſtellung geſchickt worden ſind. Es fehlt dem Buche im ganzen und auch jedem einzelnen Lebensbilde die künſtleriſche Einheit, da ſich die Lebenskreiſe jener vier Frauen vielfach durchſchneiden, und die nicht zu vermeidenden Wiederholungen, die Hinweiſungen von der einen Biographie auf die andere und auf den „Tiberius“ den äſthetiſchen Genuß weſentlich beeinträchtigen.

Die ideelle Einheit des Buchs iſt allerdings unverkennbar: ſie liegt in den Beziehungen dieſer Kaiſerfrauen zu Tiberius; die Mutter, die Schwiegermutter, die Gattin und die Stieftochter des „beſtverleumdeten Mannes des Alterthums“ ſollen nun auch dazu beitragen, die „Rettung“ deſſelben zu vervollſtändigen. Es kommt dies namentlich der Livia zugute, hinſichtlich deren die in dem erſten Theile noch ſtehen gebliebenen Misurtheile nun noch nachträglich „nach tieferm Eindringen in die Haltloſigkeit des Hauptzeugen Tacitus“ berichtigt werden ſollen, während unter dieſer Tendenz Julia, hauptſächlich aber Agrippina zu leiden haben. Denn vergebens ſucht die Vorrede, welche mit dem Inhalte des Buchs in vielfachem Widerſpruch ſteht, dieſe Tendenz zu verleugnen; dieſelbe iſt in der Gruppirung der Thatſachen, in der pſychologiſchen Motivirung ihres Zuſammenhangs, und namentlich in der negativen Kritik der Quellen ſo unverkennbar, daß dieſer Eſſay nicht als ein unparteiiſches Résumé eines unbefangenen Referenten, ſondern als das gewandte Plaidoyer eines übereifrigen Advocaten erſcheint, welcher die Schwäche ſeiner Sache durch die Heftigkeit ſeiner Deductionen zu verdecken ſucht. Allerdings trat dies Beſtreben, das Blutroth der Geſchichte weiß wie Wolle zu waſchen, auch in dem „Tiberius“ und der „Kleopatra“ nicht immer in angenehmer Weiſe hervor; allein man war bei der unzweifelhaft gelungenen Widerlegung vieler unbegründeter Vorwürfe eher geneigt, in favorem defensionis manche Schwäche des Raiſonnements zu überſehen; denn wenn dieſe Rettungsverſuche auch häufig love's labour lost waren, ſo bekundeten ſie doch in wohlthuender Weiſe, daß der Autor ſelbſt zu denen gehört, welche, wie die Vorrede ſagt, „eine edle Freude darüber empfinden, die Zahl der menſchlichen Ungeheuer in der Geſchichte vermindert zu ſehen“! Wenngleich aber die „Römiſchen Kaiſerfrauen“ im ganzen ebenfalls darauf berechnet ſind, die Rettung des Tiberius ſichern und vervollſtändigen zu helfen, ſo unterſcheiden ſie ſich doch auch inſofern in nicht vortheilhafter Weiſe von den erſten Bänden, als hier die Vertheidigung nicht ſowol durch die Widerlegung ungerechtfertigter Anſchuldigungen, ſondern vielmehr durch die Herabſetzung der Gegner ihres Clienten und namentlich durch die Angriffe gegen die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit der Belaſtungszeugen ihr Ziel zu erreichen ſucht.

Wenn in der Vorrede auf das Wort Newton's Bezug genommen wird: „Ein Mann ſoll ſich hüten, eine neue Wahrheit auszuſprechen, oder ſich gefaßt halten, zum Sklaven der Vertheidigung derſelben zu werden“, ſo möchte man dagegen an den Bibelſpruch erinnern: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ Nicht die neue Wahrheit, ſondern die neuen Irrthümer machen ihre Bekenner zu Sklaven der Vertheidigung. Namentlich in den Angriffen gegen Tacitus, gegen den Fluch der unbeſehen aufgenommenen Taciteiſchen Ueberlieferung, die wie eine böſe That fortzeugend Böſes gebären müſſe, ſpricht ſich eine faſt zu perſönlichem Haß ſich ſteigernde Gereiztheit aus. Wenn Stahr von Wieland ſagt, daß derſelbe in der Vertheidigung Julia's, wo ſeine leichte unterhaltende Manier, dergleichen hiſtoriſche Probleme im Voltaire'ſchen Geſchmack zu behandeln, auf die Spitze getrieben erſcheine, den Tacitus noch übertacituſſe, ſo gilt wol von ihm ſelbſt: „He out-herods Herod!“ Die Vorrede bezeichnet als das quod erat demonstrandum dieſes Eſſay nur das Zugeſtändniß, daß „Tacitus in Bezug auf Tiber und die Claudier mit Ungunſt geſehen und die Farben zu ſtark aufgetragen habe“; allein in dem Buche ſelbſt ſteigern ſich die Angriffe gegen Tacitus zu einer Heftigkeit, wie man ſie nur in frühern Zeiten in den Streitſchriften lebender Gelehrten, kaum aber jemals in der Beurtheilung eines alten Claſſikers finden könnte.

Nach Stahr's Darſtellung iſt Tacitus dem Tiberius und der ganzen Claudiſchen Familie feindlich geſinnt bis zur höchſten Ungerechtigkeit; überall erkennt man ſeine abgünſtige, durch und durch gehäſſige Geſinnung gegen dieſen Kaiſer, den er als einen ränkevollen, verſtellungskundigen, rechtsverdreheriſchen und grauſamen Tyrannen erſcheinen zu laſſen mit allem Aufwande rhetoriſcher Farben bemüht iſt. Als der geſchworene Feind des Tiberius verdächtigt Tacitus ſtets deſſen Motive und liebt es, jede anſtändige und edle Handlung deſſelben als Heuchelei zu bezeichnen; wo er den Tiber beurtheilt, da erſcheint der „große Seelenmaler“ klein und befangen, da berichtet er uns den Klatſch der Anhänger Agrippina's mit ſorglichſter Ausführlichkeit. Wo er dagegen von den Thaten des Germanicus ſpricht, da ſind ſeine Schilderungen Muſterſtücke der Coloriſtik, feſſelnd, bezaubernd wie die gelungenſte Romandichtung, deren Farben und Gepräge ſie vorwiegend tragen, da gleichen die Annalen den Berichten einer Hof- und Staatszeitung über einen Prinzen unſerer Tage; denn auch hierin erkennt man die Voreingenommenheit, die vorgefaßte Meinung, ja die Parteiverblendung des ſich ſeiner Unparteilichkeit ſelbſt berühmenden Geſchichtſchreibers. Die Urtheile des Tacitus über Tiber und deſſen Familie beruhen auf grundloſen Annahmen; es ſpricht aus ihnen der wildeſte Parteihaß der Juliſchen Familie; er iſt dann ungenau, eine durchaus getrübte Quelle, zuweilen geradezu abſurd; ſeine Darſtellungen ſind rhetoriſche Kunſtſtücke, wahrhaft lächerliche Uebertreibungen, ja wahrheitswidrig und offenbare Verleumdung; ſie enthalten mit einer Parteilichkeit, welche nicht weiter getrieben werden kann, ſchlecht verſteckte und ungerechte Anſpielungen auf angeblich ſchwarze Thaten Tiber's und Livia's, welche als durchaus grundloſe Verleumdungen des Parteihaſſes erwieſen ſind. Ja, das ganze Werk des Tacitus iſt, ſoweit es Livia, Tiberius und ihre Zeit behandelt,

ein Parteiroman, ein Parteigericht, keine Geſchichte; es iſt eine Verſündigung an dem Höchſten, was der Geſchichtſchreiber zu erſtreben, dem er als Leitſtern zu folgen, das er durch alle Trübung und Verwirrung der Parteileidenſchaft unabläſſig zu ſuchen hat, an der thatſächlichen Wahrheit!

Allein nicht blos der wilde Parteihaß der Julier benimmt den „Annalen“, welche bei Stahr als ein mit kritikloſer Leichtfertigkeit zuſammengeſtelltes Conglomerat von Klatſchgeſchichten erſcheinen, jeden Werth, auch die Vorurtheile des hochgeborenen Ariſtokraten ſind in denſelben

zu erkennen, wie z. B. Sempronius Gracchus wegen ſeines hohen Adels von Tacitus mit großer Schonung behandelt wird. Selbſt die Sittenſtrenge des moroſen Tacitus erſcheint verdächtig, die Motivirung des Denkens und Verhaltens der dargeſtellten Perſonen iſt voller Schiefheiten und Widerſprüche, und in dieſem Ton geht es endlos weiter. Kurz, man begreift kaum, wie Stahr noch eine Art Bedauern darüber ausſprechen kann, daß ein Theil dieſes Werks verloren gegangen, und wenn in Guſtav Freytag's Roman der Profeſſor Werner bei ſeiner Schatzgräberei nach der „Verlorenen Handſchrift" des Tacitus endlich nur den verzierten Deckel des alten Pergamentbandes findet, ſo möchte man meinen, daß die heilige Einfalt des Frater Tobias Bachhuber bei der Bergung der geflüchteten Kloſterſchätze die richtigſte Kritik geübt habe; es wäre ja im Grunde am beſten, wenn „der Schweigende" niemals ſein Schweigen gebrochen.

Sieht man freilich etwas näher zu, ſo findet man in dieſem Werke Stahr's eine neue Illuſtration des Bibelſpruchs vom Splitter und Balken. Zunächſt übertrifft Stahr bei ſeiner Schilderung des Tiber in der Schönfärberei alles, was er dem Tacitus bezüglich des Germanicus und der Agrippina zum Vorwurf machen möchte. Nicht nur wird die Energie, Klugheit und weiſe Politik des Tiberius überall hervorgehoben, und ausgemalt, wie er, umgeben von den größten Schwierigkeiten, ſtets die würdevollſte Haltung beobachtet habe: ſondern in faſt ſentimentaler Weiſe ſpricht Stahr auch von dem durch unverdiente Kränkungen ſeines innerſten Empfindens tief verletzten Herzen des Tiber, deſſen Scheu vor dem äußerlichen Zurſchautragen ſeiner Empfindungen von der böſen Welt und dem argen Tacitus als Heuchelei ausgelegt worden ſei. So lobt Stahr auch die Milde und Schonung des Kaiſers, z. B. bei der Empörung des falſchen Agrippa, den Tiber mit Liſt fangen, foltern und hinrichten ließ, und geht in ſeiner praesumtio boni ſo weit, daß er am liebſten Thatſachen erfinden möchte, nur um den Edelmuth des Kaiſers ins rechte Licht ſtellen zu können. Wenn Claudia Pulchra, die Freundin und Couſine Agrippina's, wegen verſuchter Giftmiſcherei und Zauberei gegen das Leben des Kaiſers angeklagt und verurtheilt wird, Tacitus aber nicht berichtet, welche Strafe ſie getroffen, ſo „möchte man daraus ſchließen, daß die vom Gericht über ſie verhängte Strafe durch Tiber gemildert worden ſei"! Um ſeinen Liebling und deſſen Mutter Livia von dem Vorwurf der Grauſamkeit freiſprechen zu können, conſtruirt Stahr einen eigenen Maßſtab für den ethiſchen Werth ſeiner Thaten, indem er dieſelben gemeſſen ſehen will nicht an der Privatmoral, ſondern an der durch die Verhältniſſe und Zuſtände der damaligen Weltmonarchie bedingten „Staatsraiſon". Will auch das nicht mehr helfen, ſo bleibt noch Sejan als Prügelknabe, und Tiber iſt dann das bedauernswerthe Opfer der verbrecheriſchen Intriguen dieſes Scheuſals. Denn wenn Tiberius in ſeinen Memoiren von ſich ſchreibt, den Sejan habe er geſtraft, weil er dahintergekommen ſei, daß derſelbe die Kinder ſeines Sohnes Germanicus ſeinem ehrgeizigen Haſſe geopfert habe, ſo iſt das nach Stahr volle Wahrheit, gegen welche der Einwand Sueton's in nichts verſchwindet; wenn aber Tacitus aus den Memoiren der jüngern Agrippina eine Thatſache entnimmt — „ja, Bauer, das iſt ganz was anders!"

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es ferner, daß Stahr häufig unmittelbar nach den heftigſten Anſchuldigungen gegen Tacitus gerade deſſelben Vergehens, welches er dieſem vorwirft, ſich ſelbſt ſchuldig macht. So iſt es eine häufig wiederkehrende Anklage, daß der große Redekünſtler berichte, was Tiber, was Piſo, was das Volk „gedacht" habe, während Stahr von dieſem Rechte, dieſer Pflicht des Geſchichtſchreibers, die Thatſachen durch pſychologiſche Motivirung zu verknüpfen und den Cauſalnexus klar zu ſtellen, in der umfaſſendſten Weiſe Gebrauch macht, nur daß er ſtatt Thatſachen vielfach unbewieſene und unbeweisbare Conjecturen zu einer panegyriſchen Apologie Tiber's verbindet. So nennt z. B. S. 217 Stahr die Urtheile des Tacitus „Phraſen, mit denen er um ſo freigebiger ſei, je weniger er ſie auf Thatſachen zu ſtützen vermöge, und mit denen er ſeine Abhängigkeit von den Urtheilen der parteiiſchen Anhänger Agrippina's bezeuge", und auf derſelben Seite ſagt er ſelbſt: „Es iſt nicht überliefert, daß Agrippina ihrem Gemahl gerathen habe, das Anerbieten der germaniſchen Legionen — den Germanicus als Kaiſer auszurufen und unter ſeiner Führung nach Rom gegen Tiberius zu ziehen — anzunehmen, aber ihr Charakter und ihre ganze ſpätere Geſchichte ſprechen dafür, daß ſie es gethan haben wird, wenn auch nur im allerengſten Vertrauen." Wenn Tacitus von der Livia rühmt, daß, ſolange ſie gelebt, man noch eine Zuflucht vor des Kaiſers grauſamer Herrſchaft gehabt, ſo verdient es nach Stahr die härteſte Rüge, daß er nicht einen Fall einer derartigen Thätigkeit Livia's angeführt; allein ſobald nun Tacitus beſtimmte Thatſachen berichtet, werden dieſelben, wenn ſie zu der Anſchauung Stahr's nicht paſſen, entweder einfach als unglaubwürdig ignorirt oder als Uebertreibungen und Verleumdungen behandelt. .

Wenn z. B. Tacitus berichtet, daß Germanicus nach dem Feldzug in Deutſchland das Geld zur Unterſtützung der Soldaten und zum Erſatz ihrer Verluſte aus eigenen Mitteln hergegeben habe, ſo ſagt Stahr: „Wir können dies dem Lobredner des Germanicus nur ſchwer glauben, weil eine ſolche Freigebigkeit deſſen Privatmittel weit überſtiegen haben dürfte", wodurch dann zugleich angedeutet wird, daß dieſe Verluſte weit größer geweſen ſeien, als Tacitus ſie dargeſtellt habe. Erzählt letzterer eine Menge beſtimmter Thatſachen über das gehäſſige und feindſelige Verhalten Piſo's bei der Nachricht von der Geneſung ſowie ſpäter von dem Tode des Germanicus, ſo erſcheint dies für Stahr als „offenbare Uebertreibung", weil ſolches unter Tiberius ſich nur ein Wahnſinniger erdreiſtet haben würde. Die für jeden Unbefangenen naheliegende Erklärung, daß Piſo dies gewagt weil er, wenn er auch nicht auf directen Befehl Tiber's gehandelt haben mag, doch des geheimen Einverſtändniſſes deſſelben ſicher war, exiſtirt für Stahr natürlich nicht, denn dieſer weiß nur

von der innigen Liebe des alten Kaiſers zu ſeinem Adoptivſohn, der aber deſſen eigenem Sohne den Weg zum Thron verſperrte, zu berichten. Wenn Tacitus ſagt: „Der Kampf der Reiterei war unentſchieden", ſo kann nach Stahr dies ſehr wohl als Andeutung einer Niederlage der römiſchen Cavalerie genommen werden. Berichtet Tacitus beſtimmte Klagen und Anklagen gegen Tiber und Livia, ſo heißt es: „Wir kennen den Parteiſtandpunkt des Schriftſtellers genugſam, um zu wiſſen, was wir von ſolchen Verſicherungen zu halten haben."

Die faſt perſönliche Feindſchaft gegen Tacitus läßt den Autor häufig überſehen, daß er ſeine übertriebenen Anſchuldigungen ſelbſt widerlegt. So wirft er z. B. dem Tacitus vor, es habe ſich derſelbe mit kritikloſer Leichtfertigkeit herbeigelaſſen, den thörichtſten Anſchuldigungen, den jedes Grundes entbehrenden Gerüchten Aufmerkſamkeit zu ſchenken, nur um den Charakter des Tiberius und der Livia verdächtigen zu helfen; und auf derſelben Seite wird erzählt, daß Tacitus das ſchon zu Tiber's Lebzeiten in Umlauf geſetzte und auch in ſpäterer Zeit nicht verſchwundene Gerücht von der Vergiftung des Druſus durch ſeinen eigenen Vater Tiber ausführlich widerlege, „um den falſchen Ueberlieferungen des Hörenſagens entgegenzutreten", und daß der alte Hiſtoriker ſeine Leſer ausdrücklich bitte, „nicht Klatſchereien des Publikums und Unglaublichkeiten, welche ſtets begierig aufgenommen werden, der unentſtellten Wahrheit vorzuziehen"!

Wie ungerecht Stahr in dem Beſtreben, ſeinen Liebling Tiberius von jedem Vorwurf möglichſt rein zu waſchen, gegen Tacitus verfährt, läßt ſich an einigen Beiſpielen recht klar nachweiſen. Wenn über das Benehmen Tiber's gegen ſeine geſchiedene und verbannte Gattin Julia und ſeine Mitwirkung bei ihrem Tode Tacitus berichtet: „Imperium adeptus extorrem, infamem, et post interfectum P. Agrippam omnis spei egenam inopia ac tabe longa peremit, obscuram fore necem longinquitate exilii ratus", ſo benutzt dies Stahr zu zwei ſich direct widerſprechenden Vorwürfen gegen den „großen Stilkünſtler". Zunächſt bezeichnet er dieſe Worte als eine „offenbare hiſtoriſche Unwahrheit", da er in denſelben, indem er „perimere" mit „umbringen", „nex" mit „Mord" überſetzt, den ganz unzweideutigen Vorwurf der Ermordung der Julia durch Tiber ſieht, wie er auch an einer andern Stelle von dem nach Tacitus' Andeutung von Tiberius über Julia abſichtlich verhängten „Hungertode" ſpricht. Auf der folgenden Seite heißt es dagegen, man erſehe aus „den durch ihre Zweideutigkeit ausgezeichneten Ausdrücken" des Tacitus, daß ſelbſt Julia's Enkelin Agrippina, aus deren böswilligen Memoiren der große Coloriſt geſchöpft, den gehaßten Tiberius nur durch giftige Hindeutungen, nicht aber mit klaren Worten als Mörder ihrer Großmutter zu bezeichnen die Stirn gehabt habe.

Sieht man die Worte des Tacitus aber wirklich, wie Stahr es will, mit dem vorurtheilsfreien Auge des prüfenden Forſchers an, ſo ſagen dieſelben ganz unzweideutig, daß Julia nicht auf gewaltſame Weiſe, ſondern inopia ac tabe longa ihr Leben verloren, daß aber dieſe Todesurſachen ein Mittel in der Hand des Tiber geweſen, ſich der Verhaßten zu entledigen, indem er dafür geſorgt, ihr Leben durch Krankheit und Siechthum völlig aufzureiben (wie denn nex urſprünglich allerdings einen gewaltſamen Tod, ſpäter aber auch mehrfach, z. B. bei Seneca, das durch Krankheit und Siechthum herbeigeführte natürliche Lebensende bezeichnet). Dieſe Angaben aber muß Stahr ſelbſt beſtätigen, indem er nicht in Abrede zu ſtellen vermag, daß Tiberius gleich nach ſeinem Regierungsantritt der Julia die ihr von Auguſtus bewilligten Geldmittel, ein Jahrgehalt und den Nießbrauch ihres Privatvermögens entzogen, und unter Verſchärfung ihrer Haft ihr das Haus zu verlaſſen verboten, ihr die bis dahin geſtattete Erholung und Bewegung in freier Luft, den Umgang mit Menſchen unterſagt, alſo Mangel und Siechthum ſeiner geſchiedenen Gattin herbeigeführt habe. Vergebens ſucht Stahr, der die Handlungsweiſe des Tiber gegen Julia gern als eine durchaus „anſtändige" darſtellen möchte, dies mit den Gefahren zu entſchuldigen, durch welche die Regierung des Kaiſers gerade damals bedroht geweſen, mit den Unternehmungen verwegener Abenteurer zur Befreiung der Gefangenen. Allein von den letztern enthalten die Quellen für dieſe letzte Lebenszeit Julia's nichts, und daß in ganz Italien bei Tiber's Thronbeſteigung ſich nirgends ein Widerſtand gegen den neuen Herrſcher gezeigt, wird S. 208 ausdrücklich anerkannt.

In ähnlicher Weiſe verfährt Stahr bei ſeinen Bemühungen, den Tiberius und womöglich auch Livia von dem Vorwurf einer Betheiligung bei der Ermordung des Agrippa Poſthumus rein zu waſchen. Zunächſt werden, um dem Ermordeten jede Sympathie zu entziehen, die Worte des Tacitus: „Multa sine dubio saevaque de moribus adolescentis questus" mit „viele und wahrhaft entſetzliche Beweiſe eines gänzlich verwilderten Geiſtes und Gemüths" überſetzt, und dann wird dem ſterbenden Auguſtus der Mordbefehl zugeſchoben, nur um den Tiberius unbetheiligt erſcheinen zu laſſen. Die Art, wie die gegen dieſe Annahme angeführten Gründe des Tacitus, welcher von dem Autor in dieſem Eſſay wie der „honourable man" von Antonius in Cäſar's Leichenrede behandelt wird, als „äußerſt ſchwach", ja „geradezu nichtig" dargeſtellt werden ſollen, iſt ſehr charakteriſtiſch. Tacitus zweifelt nämlich an der Exiſtenz dieſes Befehls des Auguſtus zunächſt, weil der letztere in ſeiner Strenge gegen ein Glied ſeiner Familie niemals bis zur Todesſtrafe fortgegangen ſei; Stahr entgegnet, es habe bisher auch kein Glied der Familie dem Kaiſer Anlaß zu ſolcher Strenge gegeben. Allein ganz abgeſehen davon, daß dieſe Behauptung mit der frühern Darſtellung der ſittlichen und politiſchen Vergehen der Julia nicht im Einklang ſteht, ſo hatte ja Auguſtus den Agrippa wirklich nur mit Verbannung nach der Inſel Planaſia beſtraft; ſieben Jahre lang hatte dieſe Verbannung bereits gedauert, und zu einer nachträglichen Verhängung der Todesſtrafe fehlte jeder unmittelbare Anlaß. Nicht ein Vergehen des Agrippa, ſondern „die Sicherheit des Tiberius" war — das muß Stahr ſelbſt zugeben — die Urſache des Todes des letzten Sproſſen von

Augustus' directer Nachkommenschaft. Dennoch bezeichnet Stahr die Annahme des Tacitus, daß Augustus, von dessen Sehnsucht nach dem Verwiesenen Plinius ausdrücklich berichtet, schwerlich den Befehl zur Hinrichtung seines Enkels gegeben haben werde, um seinem Stiefsohn eine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, als eine „Unglaublichkeit des Raisonnements", während er selbst sagt, daß mit den Jahren die Energie des Augustus ebenso abgenommen habe, als seine persönliche Familienempfindung für den letzten noch lebenden leiblichen Enkel stärker geworden sei! Daß Tiberius dem Centurio gegenüber bei der Meldung von der auf seinen Befehl erfolgten Ermordung des Agrippa diesen Befehl verleugnete und von einer Untersuchung des Vorfalls, die er aber wohlweislich nicht anstellen ließ, sprach, das genügt, um ihn in Stahr's Augen von jeder Betheiligung bei der Unterschiebung des Mordbefehls gänzlich freizusprechen.

In dieselbe Kategorie gehören die Anklagen gegen Tacitus wegen dessen Darstellung vom Tode des Germanicus. Allerdings ist es nicht erwiesen, daß Germanicus an Gift gestorben, daß Piso und Plaucina ihm dies Gift im Auftrage Tiber's und Livia's oder im geheimen Einverständnisse mit denselben beigebracht; und daß es nicht vollständig erwiesen werden kann, ist nur zu natürlich, wenn man die Schwierigkeiten, welche noch jetzt trotz aller Fortschritte der Chemie und Toxikologie dem Nachweis einer Vergiftung entgegenstehen, erwägt und vor allem bedenkt, daß diejenigen, deren Wille für die Leitung und den Gang der Untersuchung maßgebend war, wahrscheinlich ein sehr wesentliches Interesse daran hatten, nicht die volle Wahrheit zu Tage treten zu lassen. Allein, daß die Umstände, welche die Sendung des Germanicus in den Orient und seinen Tod begleiten: die Abberufung des ihm befreundeten und verwandten Silanus, die Ersetzung desselben durch Piso, das Auftreten dieses „tüchtigsten und treuesten Freundes des Kaiserhauses" und seiner Gemahlin Plaucina, die Begnadigung der letztern auf die Intercession Livia's, der Tod Piso's vor Beendigung des Processes u. s. w. — den gleich damals allgemein sich erhebenden Verdacht einer Vergiftung nur zu sehr rechtfertigen, vermag Stahr nicht in Abrede zu stellen, und sein Aerger darüber, daß Tacitus diese Verdachtsgründe anführt, hätte ihn nicht zu der gehässigen Aeußerung verleiten dürfen: „Man muß die Römer und ihre Parteileidenschaft kennen, um zu begreifen, zu welchen Versündigungen an aller Wahrheit die Blindheit des Parteihasses selbst die Bessern unter ihnen zu treiben fähig war!"

Bei derartigen Angriffen gewinnt Tacitus allerdings den Trost: socios habuisse malorum. Denn auch den übrigen Geschichtschreibern, von denen z. B. Plutarch schlechtweg als der griechische Anekdotensammler bezeichnet wird, geht es nicht viel besser, natürlich mit Ausnahme des Vellejus Paterculus, des Beamten und Hofhistoriographen Tiber's, dessen lobhudelnde Urtheile einfach als thatsächliche Wahrheit angeführt werden. Der Grad des Lobes oder Tadels richtet sich hierbei lediglich danach, ob und inwieweit diese Historiker etwas Günstiges oder Ungünstiges über Tiber berichten. So heißt es von Sueton, wenn dessen Darstellung zu Gunsten Tiber's von der des Tacitus einmal abweicht (wie z. B. bei der Erzählung von dem Sturz des Scribonius Libo), er berichte die Thatsachen mit der ihm eigenen knappen Kürze und Bestimmtheit, und es sprächen Beweise dafür, daß er die „Annalen" des Tacitus bei seiner Arbeit vor Augen gehabt und die Angaben derselben an mehr als einer Stelle berichtigt habe; allerdings sei dies stillschweigend, ohne den Namen des Tacitus zu nennen, geschehen, aus rücksichtsvoller Bescheidenheit des niedrig geborenen, in anspruchsloser Dunkelheit lebenden Literaten gegen den hochgeborenen Cornelier, den vornehmen Staatsmann, den gefeiertsten Schriftsteller seiner Zeit; dafür sei sein Zeugniß um so wichtiger und glaubwürdiger, wenn er die Erzählungen seines Vorgängers thatsächlich berichtige. In derartigen Fällen, wo Sueton's Darstellung zur Entschuldigung Tiber's und Livia's sich besser eignet, ist er der ehrliche Sueton, der die ihm als Vorsteher der kaiserlichen Archive reichlich zu Gebote stehenden Quellen gewissenhaft benutzt und in seiner Weise durch genaue Erzählung des wirklichen Hergangs abgeschmackten Gerüchten entgegentritt, welche zu erwähnen Tacitus sich nicht scheut. Wo dagegen Sueton die von Tacitus erzählten Thatsachen ebenfalls berichtet, da folgt er blind dessen Spuren; und wenn er einmal etwas dem Tiber Ungünstiges allein referirt, z. B. das Verhalten desselben bei der Zusammenkunft mit Agrippina auf der Villa bei Herculanum und bei ihrem Tode, dann ist der „ehrliche" Sueton nur noch „der kritiklose Skandaljäger, der uns seine Greuelfabeln aufzutischen liebt".

Bei einem solchen Verfahren ist eine ins einzelne gehende, ausführliche Widerlegung der Stahr'schen Raisonnements zwar keine schwierige, aber auch keine angenehme Aufgabe; wenn sich aber auch niemand derselben unterzieht, so dürfte dies Buch seinen Zweck doch ebenso verfehlen, wie dies Onno Klopp's Panegyrikus auf Tilly gethan. Trotz der Angriffe auf die Taciteische Darstellung wird kein unbefangener Leser in seinem Urtheil schwanken, und das Weltgericht der Weltgeschichte braucht keine in integrum restitutio eintreten zu lassen. „Magna est veritas et praevalebit!"

E. Herrfurth.

Kirchengeschichtliches.

1. Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's von Merle d'Aubigné. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. Dritter Band: Frankreich, Schweiz, Genf. Elberfeld, Friderichs. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1865. 8. 1 Thlr.

Wie scheinen die Zeiten sich geändert zu haben! In Genf, diesem ehemaligen Bollwerke des Protestantismus, lebt jetzt eine starke Gegenpartei Calvin's, der die Schriften des gelehrten Galiffe willkommene Lektüre sind! Unlängst hat man dort die Heldengestalt des Reformators

ſogar auf eine Volksbühne gebracht und lächerlich zu machen gewußt. Und doch ſind die Streitpunkte, um die es ſich heutzutage in Genf handelt, wenn auch in der Form verſchieden, doch in der Hauptſache ganz dieſelben. Abermals ſtehen ſich dort zwei Factionen gegenüber, von denen die eine ſich auf den Romanismus und das franzöſiſche Ausland ſtützt, die andere aber auf den Proteſtantismus und die deutſchen Volksgenoſſen. Gerade ſo war es ſchon im 16. Jahrhundert, und Calvin hat das unwiderſprechliche Verdienſt, in jenem Kampfe damals den Sieg für die reformatoriſchen Principien und zugleich für die Selbſtändigkeit der Republik entſchieden zu haben.

Der vorliegende dritte Band von Merle d'Aubigné's „Geſchichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Nr. 1) zeigt uns erſt den Beginn dieſer Kämpfe und beſchäftigt ſich noch großentheils mit dem vorbereitenden Aufenthalte des Reformators in Frankreich. Calvin, aus Paris entflohen, hat zu Angoulême in der Bibliothek ſeines Freundes Du Tillet ein ſtilles Patmos gefunden, wo er, in theologiſche Studien vertieft, doch die Verbreitung der neuen Lehre ſcharf im Auge behält. Ein Weinberg vor der Stadt, wo er ſich zu ergehen pflegte, heißt noch heutzutage „Calvine". Aufs neue trifft „der chriſtliche Plato" hier im Süden Frankreichs mit Margarethe von Navarra, der Schweſter Franz' I. zuſammen, die ſchon in Paris mit ihm ſympathiſirte; aber ein Drama: „Die Geburt Chriſti", von ihrer Hand verfaßt, um ihren Gemahl Heinrich d'Albret mit bibliſchen Komödien für die bibliſchen Predigten zu gewinnen, und am Hofe zu Pau aufgeführt, erregte auch das ganze Misfallen der gegen theatraliſche Darſtellung des Heiligen tief verſtimmten Hugenotten. Calvin wanderte dann als Reiſeprediger durch Poitou, auf den Kanzeln und in den Klöſtern, unter dem Adel und in Bauernhütten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung verkündigend, und allenthalben findet er Anhänger. Frankreich erwacht aus dem Schlafe. Die Hoffnung, ſein Vaterland von Rom loszulöſen, veranlaßt den Picarden, auch die einträglichſten Pfründen zurückzuweiſen, die ihm in ſeiner Vaterſtadt Noyon ein Biſchof zuſichert. Insgeheim nach Paris zurückgekehrt, droht ihm gefängliche Einziehung. Er muß über Frankreichs Grenzen nach Strasburg entweichen. Die zurückgelaſſene Hugenottengemeinde aber iſt ſo verwegen, ein antipapiſtiſches Plakat an alle Straßenecken der Hauptſtadt, ja an das Schloß des Königs anzuſchlagen. Hier eine Probe von Merle's anſchaulicher Darſtellungsweiſe:

Als die beſtimmte Nacht herangekommen war, verließen die dazu beſtimmten Männer ihre Häuſer und machten ſich mit dem gedruckten Plakat in der Hand auf den Weg, dann that jeder ſtill und heimlich ſeine Pflicht in ſeinem Quartier. Doch traf der eifrige Chriſt, der ſo ſein Leben aufs Spiel ſetzte, gewiſſe Vorſichtsmaßregeln; er horchte nach rechts und links, ob auch jemand käme, klebte dann ſchnell das Blatt an die Mauer und ſchlich geräuſchlos weiter an einen andern Ort, wo er abermals ein Blatt anſchlug. Bald waren Straßen, Plätze und Straßenecken mit der evangeliſchen Proclamation angefüllt, und ſelbſt der Louvre trug dieſelbe an ſeinen Mauern. Als der Tag erſchien, kehrten die meiſten von denen, welche die Plakate angeklebt hatten, nach Hauſe zurück, aber einige verſteckten ſich, um von fern zu beobachten, was geſchehen würde. Bald kamen Leute aus ihren Häuſern; ſie traten näher und blieben vor den auffallend großen Anſchlagzetteln ſtehen. Allmählich ſammelte ſich das Volk, die Mönche kamen darüber zu; Hunderte von Leuten aller Art drängten ſich um dieſe ſeltſamen Plakate. Man las ſie, man machte Bemerkungen, und die verſchiedenartigſten Empfindungen machten ſich Luft: viele äußerten Unwillen und Drohungen, einige Beifall, die meiſten Erſtaunen. Beſonders zahlreich war die Menſchenmenge in den Straßen St.-Denis, St.-Honoré, auf der Place-Royale, in der Altſtadt, an den Thüren der Kirchen, der Sorbonne und des Louvre. Doch leſen wir ſelbſt das furchtbare Plakat, wie man es damals in den Straßen der Hauptſtadt las. Die Leute unſers Jahrhunderts werden es zu hart, vielleicht zu lang finden, und wir müſſen es ein wenig abkürzen, aber im 16. Jahrhundert las man es bis zu Ende, und ungeachtet ſeiner Fehler war die Wirkung eine mächtige. Wie der heftige Stoß bei einem Erdbeben, erſchütterte dieſe Schrift gewaltſam ganz Frankreich. Es begann mit einer feierlichen Anrufung u. ſ. w.

Franz I., über ſolche Kühnheit empört, antwortet mit Hinrichtungen. Doch ſchien für dieſen Fall der einfache Scheiterhaufen nicht beredt genug. Man fügte den Wippgalgen hinzu. Es war dies eine Art Galgen, beſtehend aus zwei Holzpfählen, von denen der eine feſt in die Erde gerammt war, der andere aber wie eine Schaukel oben darüber lag und ſich nach Belieben durch ein Seil in die Höhe ziehen ließ. Der Henker band die Hände des Delinquenten und befeſtigte ſie an das Ende der Wippe, dann wurde er in die Luft geſchnellt, ſodaß die Arme das ganze Gewicht des Körpers trugen. Nun zündete man den Scheiterhaufen an, über welchem er hing, und ſchritt zu dem grauſamen Spiel. Mit gräßlicher Roheit ließen die Henker das Opfer in die Flammen fallen, dann zogen ſie die Wippe wieder in die Höhe und ſchnellten den Märtyrer ſo in die Luft, um ihn von neuem in die Flammen zu ſtürzen. Nachdem dieſes ſchauderhafte Manöver einigemal den König, die Prieſter, die Edelleute und das Volk ergötzt und das Feuer den Unglücklichen von der Fußſohle bis zu dem Stricke, der ſeine Hände feſſelte, ergriffen hatte, gerieth auch der Knoten in Brand, und der würdige Bekenner Chriſti fiel in die Glut, die ſeinen Körper alsbald in Aſche verwandelte. Merle bemerkt hierzu:

Der unheilvolle Tag, welcher in Frankreich die Zeit der Verfolgungen feierlich einweihen ſollte, war der 21. Januar 1535. Es gibt in der Geſchichte Unglückstage, Daten, die in ſchrecklicher Weiſe zuſammenfallen. 258 Jahre ſpäter brach ein zweiter 21. Januar herein. Der einfältigſte, ſanfteſte und edelſte der Bourbonen beſtieg, von irregeleiteten Menſchen zur Todesſtrafe verurtheilt, das Schaffot, welches ebenfalls auf einem Platze in Paris errichtet war; dort empfing er den Todesſtreich am 21. Januar 1793. Wir maßen uns nicht an, die Geſchichte zu erklären; wir ſagen nicht, daß der unſchuldige Ludwig XVI. die Strafe für das Verbrechen eines Valois erlitt und daß Gott der von Franz I. angeordneten Sühne eine andere folgen ließ, aber das Zuſammenfallen dieſer beiden Daten hat uns tief bewegt, und ſo konnten wir nicht umhin, innezuhalten, um ſie mit heiligem Schauder zu betrachten.

Das iſt nun zwar eine ſehr draſtiſche Zuſammenſtellung von Thatſachen, wie man ſie in Merle's Schriften öfter findet; aber in jenem Jahre 1535 lebte zu Paris auch der Spanier Michael Servet, dem gleichfalls ein

Scheiterhaufen und zwar ein calviniſcher „prädeſtinirt“ war. In dieſer Beziehung heißt es (S. 82):

Die Zeitanſchauung führte auch zu Genf eine jener traurigen Kataſtrophen herbei, welche in den Annalen Roms eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch ſo häufig ſind, von denen wir aber in der Geſchichte der Reformation, Gott ſei Dank, nur dies eine Beiſpiel finden.

Man ſieht, der Verfaſſer vergißt auch hier auf ſeiten der Lutheraner das Beiſpiel des Kanzlers Krell!

Damals veranlaßten die pariſer Scheiterhaufen den jungen Reformator zur Abfaſſung ſeines theologiſchen Meiſterwerks: „Die chriſtlichen Inſtitutionen“, das er von Baſel aus an Franz I. überſandte. Nie hatte ein ſchöneres Buch einen ſchönern Urſprung. Es war der Schmerzensſchrei einer mitfühlenden Seele beim Anblick derer, „die verlaſſen ſind“. Man nannte dieſe Schrift den Koran oder den Talmud der Ketzer. In unzähligen Auflagen wurde ſie bis auf den heutigen Tag gedruckt und wieder gedruckt; ob aber der ausſchweifende König in ſeinen Luſtbarkeiten und politiſchen Beſtrebungen das überſandte Exemplar auch nur eines Blicks gewürdigt, iſt höchſt zweifelhaft. Unmittelbar nach Veröffentlichung dieſer Appellation an Franz I. eilt Calvin nach Italien an den Hof der Herzogin Renata von Ferrara, und der Verfaſſer benutzt dieſe Gelegenheit, uns Farel, den Reformator des Waadtlandes, und die politiſchen Kämpfe der genfer Republik vorzuführen, womit der vorliegende Band ſchließt.

Merle d'Aubigné's Buch zeichnet ſich jedenfalls durch gründliches Studium der Quellen aus; auch das in den Archiven der verſchiedenſten Gegenden zerſtreute Material wurde von ihm fleißig benutzt, und läßt die Auffaſſung im einzelnen nicht ſelten die rechte hiſtoriſche Nüchternheit des Urtheils vermiſſen, ſo iſt doch die wirklich claſſiſche Verarbeitung des Stoffs: die bis ins Detail gehende Plaſtik der Darſtellung, die warme, begeiſterte Sprache, der Reichthum der eingeſtreuten Gedanken, ein Vorzug, den man bei deutſchen Geſchichtſchreibern häufig vermißt und der trotz ſeines größern Umfangs dieſem Buche einen weitern Leſerkreis ſichert, als ihn das ſonſt ebenfalls ſehr tüchtige Werk Stähelin's über Calvin gefunden hat. Wir ſind auf den folgenden Band, der uns an den Hof der Eſte zu Ferrara führen und gewiß mancherlei neue Details auch über dort lebende Künſtler und Gelehrte bringen wird, äußerſt geſpannt.

Wenn der ungenannte Verfaſſer der „Bilder aus der Geſchichte der Kirche in Deutſchland“ (Nr. 2) ſein Buch lieber „Kirchliche chronique scandaleuse oder der kleine kirchliche Vehſe“ betitelt hätte, würde er damit den Inhalt jedenfalls genauer markirt haben. Ja wir waren beim Durchleſen dieſer Schrift vielfach verſucht, darin die Feder des berühmten Hofhiſtorikers ſelbſt zu erkennen; wenigſtens hat nicht leicht ein anderer ein ſolches umfaſſendes Wiſſen pikanter Nachtſeiten geſchichtlicher Entwickelung, wie es auf Grund allgemeiner hiſtoriſcher Kenntniß in dieſem Buche uns entgegentritt. Doch wir können uns in dem Verfaſſer irren, der dazu, oft aus dem Hundertſten ins Tauſendſte abſchweifend, den Eindruck der senectus loquacior macht. War es wirklich in Deutſchland von Anfang an mit der kirchlichen Entwickelung ſo grundſchlecht beſtellt und iſt es damit bis auf den heutigen Tag ſo bodenlos verderbt geblieben, wie der Verfaſſer behauptet, dann müßte man ſich billig wundern, daß alle Religion in unſerm Vaterlande nicht längſt bankrott gemacht. Der Verfaſſer ſieht in jedem Betrachte zu ſchwarz und gehäſſig. Am deutlichſten zeigt ſich dies in dem Kapitel: „Die Frau im Leben der Kirche.“ Niemand wird dieſen Abſchnitt für etwas anderes als ein recht dunkles, einſeitiges Nachtgemälde halten, das durch eingeſtreute Frivolitäten ſeine grelle Beleuchtung erhält. Wer aber der Kirche den ſittlichen Wahrheitsſpiegel vorhalten will, darf am wenigſten ſelber frivol ſein. Ein Kapitel „Das Leben der Frau in der Kirche“ zu überſchreiben und hernach als Typus deſſelben lediglich das Leben katholiſcher Pfarrköchinnen zu ſchildern, das iſt doch in der That mehr als abſurd! Trotzdem erkennen wir an, daß vieles Detail, das in dieſem Buche geboten wird, Beachtung verdient, wenn auch das Geſammturtheil als arge Uebertreibung erſcheint. Es läuft darauf hinaus: an allem Jammer im deutſchen Vaterlande iſt in erſter Linie nur die Kirche ſchuld, welche ſtets über hierarchiſchen und confeſſionellen Tendenzen und über der Pflege liebloſen Kaſtengeiſtes die Religion ſelber vergeſſen habe. Den Verfaſſer tröſtet, indem er dieſe einſeitige Behauptung aufſtellt, die Leſſing'ſche Reſignation: „Mit Wahrſagen hat ſich ſchon mancher ſein Brot verdient, aber nicht mit Wahrheitſagen.“ Als einem Peſſimiſten laſſen wir ihm dieſen Troſt. Leſſing aber verſtand, wenn es ſich um Wahrheit handelte, doch immer auch dem Schatten das Licht gewiſſenhaft zuzugeſellen!

Georg Heuſinger.

Culturſkizzen aus der Alten und Neuen Welt.

1. Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Sociale Federzeichnungen von M. Anton Niendorf. Berlin, Vogel und Comp. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Unter Palmen und Buchen. Zweiter Band: Unter Palmen. Geſammelte Erzählungen von Friedrich Gerſtäcker. Leipzig, Arnold. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Alexander von Humboldt ſagt in ſeinen „Anſichten der Natur“, nachdem er den fortwährenden Kampf von Thieren gegen Thiere, von Menſchen gegen Menſchen auf den Llanos Südamerikas geſchildert hat: „So bereitet der Menſch auf der unterſten Stufe thieriſcher Roheit, ſo im Scheinglanze ſeiner höhern Bildung ſich ſtets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geſchichtsforſcher durch alle Jahrhunderte das einförmige troſtloſe Bild des entzweiten Geſchlechts.“ In dieſer Betrachtung beſtärkt uns die Lektüre der zwei obengenannten Bücher, von denen uns das erſte nach Deutſchland und zwar nach Preußen und Preußens Hauptſtadt, das zweite nach Amerika (einmal auch nach Aſien) führt. Dort werden wir in die Kämpfe und Verwickelungen, die Wahlumtriebe und Verfaſſungsſtreitigkeiten, die politiſchen Proceſſe und die Wechſelfälle des Kriegslebens, ja ſogar in die berliner Stadtvogtei mit ihren düſtern Geheimniſſen verſetzt; hier

wandeln wir unter Palmen, aber nicht in paradieſiſchem Frieden, ſondern in einer Welt, die, kaum erſt von der Cultur ergriffen, doch ſchon auf verſchiedenen Punkten das Eindringen zerſetzender Elemente kundgibt.

Gerſtäcker's zwei größte Erzählungen („El Comiſario" — warum nicht: Der Commiſſar? — und „Am Cachavi") ſpielen in den Republiken des nördlichen Südamerika, ſchildern aber das dortige Leben, namentlich den fortwährenden Regierungswechſel, der jedesmal eine allgemeine Erſchütterung des Landes herbeiführt, auf eine Weiſe, die mich lebhaft an Goethe's Wort erinnerte:

Beſtände nur die Weisheit mit der Jugend
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchſten Ziele nah.

Der Aufſatz über die Neger, der, wie mehrere andere dieſes Buchs, früher in der „Gartenlaube" erſchien, ſchließt mit der düſtern Prophezeiung:

Freiern Spielraum bekommen ſie jetzt allerdings in den nordamerikaniſchen Staaten, aber ſie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Maſſe, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet, ſie zu Hunderttauſenden aus dem Lande zu ſchaffen, ſo kann gerade das Anwachſen des Negerſtammes, inmitten der weißen Bevölkerung, ſpäter noch einmal zu ſchweren und blutigen Conflicten führen.

„Sociale Federzeichnungen aus dem modernen Leben" hat Riendorf ſein Werk genannt. Dieſes moderne Leben iſt leider ſehr oft höchſt proſaiſch, und was namentlich die zwei Erzählungen aus der Stadtvogtei betrifft, ſo iſt es dem Verfaſſer trotz aller Anſtrengung nicht gelungen, dieſelben mit Hülfe von Fabeln aus der Welt der Sperlinge, Schwalben und Holzhäher dichteriſch aufzuputzen. Das Gefängnißleben, den Diebſtahl, das Walten des Zufalls, die dumpfe Verzweiflung des Proletariers dichteriſch zu geſtalten und äſthetiſch genießbar zu machen, dazu gehört ein eigenes Talent.

Es bleibt die Muſe ferne ſolchem Duft
Auf lichten Höh'n, in heitrer Himmelsluft.

Schon in den „Pickwickiern" erlahmt das Intereſſe und die poetiſche Kraft nimmt ab da, wo der Aufenthalt in Newgate geſchildert wird.

Der Verfaſſer hat ſein Buch ſeinem Freunde Berthold Auerbach gewidmet; unter Auerbach's Novellen aber ſind gerade die tendenziöſeſten, wie „Die Sträflinge", den andern nicht ebenbürtig.

Wird einſt der Beruf des Schönen,
Zu zerreißen ſtatt verſöhnen,
Zu verwildern ſtatt zu mildern:
Dann wird Goethe nicht mehr ſein,
Und wir andern gehn mit drein —

ſagt Rückert und zwar mit Recht. Aber, könnte der Verfaſſer erwidern, ich habe meine Erzählungen nicht „Novellen" betitelt, ſondern „Sociale Federzeichnungen", und hier handelt es ſich vor allem um die geſchichtliche Treue und objective Zeichnung. Gut; aber warum leſen wir dann in der erſten Erzählung „Wahl und Qual" S. 16, 35, 60 in der Anmerkung: „Thatſächlich"? Warum wiederholt ſich dieſe Bemerkung in der zweiten Erzählung S. 123? Warum leſen wir S. 302 unten wieder „Eine wahre Thatſache"? Alſo doch Poeſie? Wahrheit und Dichtung? Dichtung mit eingeſchalteten Thatumſtänden? So werden wir hin- und hergeworfen und wiſſen nicht, wo wir halten ſollen. Man kann den Geiſt der Gegenwart, die Bewegung der neuen Zeit poetiſch darſtellen, ohne der proſaiſchen Tendenzdarſtellung zu verfallen, wie ſich dies an Goethe und Schiller leicht nachweiſen ließe. Der Verfaſſer ſcheint zwiſchen Proſa und Poeſie, zwiſchen dichteriſchem Humor (vgl. beſonders das gelungene Bild S. 135: „Zwei alte Bekannte") und proſaiſch tendenziöſer Satire zu ſchwanken. Eins verträgt das andere nicht, und niemand kann zwei Herren dienen.

Guſtav Hauff.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Die leipziger Univerſität, welche durch die graſſirende Choleraepidemie ſchwer heimgeſucht wurde, hat einen neuen Verluſt zu verzeichnen, den des Aeſthetikers und Literarhiſtorikers Flathe. Dieſer Gelehrte hat ſich beſonders durch ſeinen Commentar zu Shakſpeare: „Shakſpeare in ſeiner Wirklichkeit" (2 Bde., 1865), bekannt gemacht, in welchem die Erläuterung des „Hamlet" den Reiz der Originalität für ſich hat. Flathe erklärte ſich gegen alle bisherigen Hamlet-Commentare: Hamlet denke gar nicht oder kaum daran, ſich zu rächen; Shakſpeare's Tragödie habe von einem ſolchen Hamlet, wie die deutſchen Aeſthetiker ihn geträumt, nicht die leiſeſte Spur, nirgends ſei eine Andeutung von einer ſinnlichen Schwäche des Helden. Im Gegentheil, dieſer erſcheine als ein ſtarkmuthiger junger Löwe, der weder Himmel noch Hölle ſcheue, als ein Gigant, wo es gelte, ſeiner Umgebung mit Muth und Entſchloſſenheit ſich entgegenzuſtellen. Flathe ſuchte in dem Gegenſatz zwiſchen Hamlet, dem Vertreter der mehr geiſtigen Richtung, und der Familie Polonius, als der Vertreterin eines ſinnlichen Strebens, gleichſam die Grundſpannung des dramatiſchen Bogens, der die Handlung trägt. Die Familie Polonius ſtrebt nach königlicher Macht und Herrlichkeit; daher alle ihre Intriguen. Ophelia ſoll ſich zurückziehen, damit Hamlet ſich deshalb grämt und der König und die Königin die Ehe beſchließen, um den Kranken zu heilen. Ophelia leiſtet den Berechnungen von Vater und Bruder ſchweigende Hülfe und wird zur Strafe dafür wahnſinnig. Flathe's Hamlet-Erklärung hat das Verdienſt, von der gebahnten Heerſtraße abzuweichen. Ja in mancher Hinſicht ſtimmt der neueſte Hamlet-Erklärer, Sievers, mit Flathe überein, wenn dieſer meint, daß für Hamlet, nachdem ihm ſeine Ideale an der rauhen Wirklichkeit zerſcheitert, das Leben werthlos geworden ſei. Ueber unſere eigene Stellung zu dem Hamlet-Problem haben wir uns oft genug ausgeſprochen.

Nicht minder verſchieden als die Anſichten über den eigentlichen geiſtigen Kern Shakſpeare'ſcher Stücke ſind die Anſchauungen über das, was der Bühne der Gegenwart noththut. Oswald Marbach hat ſich in ſeinen „Dramaturgiſchen Blättern" (Leipzig, Friese, 1866) über die jetzigen Bühnenzuſtände mit einer warmen, nur bisweilen über das Ziel hinwegſchießenden Begeiſterung ausgeſprochen. Er gehört zu den entſchiedenen Schwarzſehern, was unſere Theaterverhältniſſe betrifft. Es wird viel geſündigt auf Hof- und Privatbühnen, namentlich aber ſind die ſogenannten Volkstheater der Reſidenzen, ſtatt Träger einer ſelbſtändigen, aus dem Volke hervorgewachſenen Dramatik zu ſein, die eigentlichen Träger des Verfalls der Bühnen geworden, indem ihre Leitung ebenſo principlo iſt,

wie die Richtung der vorgeführten Geiſtesproducte auf die gemeinſten Gelüſte des großen Haufens ſpeculirt. Doch deshalb iſt unſere Bühne noch nicht dem Verderben rettungslos preisgegeben. Eine ſo ſchwarzgallige Anſchauung iſt nur möglich, wenn man das Theater der frühern claſſiſchen Zeit im roſigſten Lichte des Optimismus ſieht. Ein genaueres Studium der damaligen Theaterverhältniſſe ergibt aber zur Genüge, daß es im großen und ganzen mit dem Geſchmack der Menge nicht viel beſſer beſtellt war als jetzt. Muſter- und Studienbühnen in kleinen Städten, wie die weimariſche, waren damals ſo wenig maßgebend wie jetzt. In den großen Städten blieben die claſſiſchen Dramen, wie wir ſchon neulich erwähnten, ſeltene Ausnahmen. Auch vertheilten ſich dieſelben, wenn wir ſie jetzt auch in Goethe's und Schiller's „Geſammelten Werken" auf einmal in der Hand halten, auf mehrere Jahrzehnte. Ja, der Gang ihrer Aufführungen war durchaus kein rapider Rundlauf über die Bühnen, wie man es jetzt von einer erfolgreichen Novität verlangt, ſondern ſelbſt manche erſte Theater folgten langſam der Initiative von Weimar.

Mit Recht ſagt Marbach: „Die Dichter müſſen herrſchen auf der Bühne." Dann aber fügt er hinzu: „Aber wer iſt ein Dichter, und wo ſteckt er? Leider iſt in der Poeſie das Kunſtbewußtſein noch viel mehr verloren gegangen als auf der Bühne — wir beſitzen noch viele anerkannte und der Anerkennung würdige Schauſpieler, aber keinen dramatiſchen Dichter. Die unter den lebenden Dramatikern, welche anerkannt werden, verdienen dieſe Anerkennung nicht, denn ſie verdanken ſie nicht dem Streben nach Kunſt, ſondern dem Haſchen nach Gunſt durch die erbärmlichſten Mittel, und die nicht anerkannten Poeten zählen nicht. Gott behüte das Theater davor, daß es in die Hände der armſeligen Schlucker komme, die ſich für Poeten halten, weil ſie einen Vorrath von landläufigen Redensarten und von guten und ſchlechten Reimen zur Hand haben, und für Dramaturgen, weil ſie die große Entdeckung gemacht haben, daß die Menſchen im Theater nicht blos die Ohren, ſondern auch die Augen offen halten und daß die Augen viel leichter zu befriedigen und zu täuſchen ſind als die Ohren! Auf dem Gebiete der Poeſie gibt es nicht einmal Virtuoſen — welche doch auf dem Theater zu finden ſind und wenigſtens durch Vorführung einzelner Geſtalten eine Ahnung von dem, was die Kunſt leiſte, lebendig erhalten."

Dieſe Jeremiade zeigt nur, mit welcher Einſeitigkeit auch Männer, die das Beſte wollen, über unſere neuere Literatur urtheilen. Es iſt eine entſchiedene Unwahrheit, daß wir keine dramatiſchen Dichter haben. Die Dramen von Gutzkow, Laube, Freytag, Hebbel, Ludwig u. a. widerlegen dieſe Anklage vollſtändig. Sie mögen in Bezug auf Tiefe des dichteriſchen Genius nicht an die Dramen Schiller's und Goethe's heranreichen, aber ſie übertreffen die zeitgenöſſiſchen Rivalen jener großen Dichter bei weitem und haben vor dieſen die größere Geſchloſſenheit der dramatiſchen Kunſtform voraus. An Virtuoſen auf dem Gebiete der dramatiſchen Dichtkunſt fehlt es noch weniger. Wenn aber Marbach meint, die nicht anerkannten Poeten zählen nicht, wenn er zu verſtehen gibt, wir haben wol große Dichter, aber niemand kennt ſie: ſo hat es mit dieſen oft wiederkehrenden Verſicherungen einer im Incognito lebenden Schlupfwinkelpoeſie, die nur ihren Rock aufzuknöpfen braucht, um ihren Stern zu zeigen, eine eigenthümliche Bewandtniß. Wer wollte leugnen, daß es Talente gibt, denen nicht die gebührende Anerkennung zutheil wird? Doch werden ſie wol meiſtens nicht ohne Schuld daran ſein, indem ſie durch die Wahl unpopulärer Stoffe oder durch die dramatiſch und theatraliſch ungewandte Behandlungsweiſe ſich an den Aufgaben der modernen Kunſt verſündigt haben. Daß indeß echte Talente, die natürlich den innigen Zuſammenhang mit dem Geiſte des Jahrhunderts bewahren müſſen, ganz unerkannt zu Grunde gegangen ſeien, dafür fehlen die Beiſpiele. Nur wo die Unart, mag ſie einen altklug gelehrten oder irgendwelchen dilettantiſch eigenſinnigen Charakter tragen, das Talent überwuchert, da kann dies der Fall ſein.

Den Marbach'ſchen Idealismus hat Karl Frenzel im „Deutſchen Muſeum" in gewohnter geiſtreicher Weiſe zurechtgewieſen. Doch können wir auch mit ihm nicht ganz übereinſtimmen, was ſeine Anſchauung vom Verfall des Theaters betrifft. Mit Recht ſagt er, das Theater iſt abhängig vom Publikum, und mahnt die Dichter, moderne Formen zu finden zur Verklärung und Vergeiſtigung berechtigter Dichtgattungen, wie die Poſſe, denen ſich die Sympathie des Publikums zuwendet, oder Stoffe aus dem ſocialen Leben zu ergreifen. Dagegen iſt ſeine Behauptung, das „moderne Theaterpublikum, vom höchſten bis zum letzten, will keine Tragödien ſehen", doch durchaus unbegründet. Man leſe nach, wie viele Tragödien von Schiller und Shakſpeare die großen Hoftheater von Wien, Berlin, Dresden im Laufe eines Jahres zur Aufführung bringen. Dieſe Zahl iſt ſo bedeutend, daß ſie allein Frenzel's Behauptung widerlegt. Trauerſpiel bleibt aber Trauerſpiel, ob claſſiſch oder nicht; denn die Claſſicität iſt nur der „verſchönernde Roſt der Jahrhunderte". Wollte das Publikum durchaus keine Tragödien ſehen, ſo würden die Intendanten ſie nicht aufführen; denn die Intendanten ſind gute Finanzmänner, welche die Einnahmen ihres Budgets ſcharf ins Auge faſſen. Daß aber Hebbel's „Nibelungen", Freytag's „Fabier", Uhland's „Ernſt von Schwaben" nicht große Kaſſenerfolge ergeben haben, iſt wol zu begreifen. Bei allem Talent dieſer Autoren ſind die Stoffe der erwähnten Dramen durchaus unmodern, und Freytag und Uhland zeigen überdies nur geringe Begabung für das tragiſch Machtvolle und Erſchütternde. Die Vorausſetzungen der „Nibelungen" aber haben für unſere Cultur etwas Widerſtrebendes. Wir brauchen Dramen, die von modernem Geiſt durchdrungen ſind. Warum erhält ſich Gutzkow's „Uriel Acoſta", Laube's „Eſſex", warum Brachvogel's „Narciß" auf den Bühnen? Die Stoffe ſind ſympathiſch und unſerer Gedanken- und Empfindungsweiſe homogen. Darum mögen die Dramatiker nur ſympathiſche, der neuern Zeit und ihrer Cultur angehörige Tragödienſtoffe wählen, im übrigen aber den trefflichen Rath Frenzel's befolgen, die Poſſe und das ſociale Schauſpiel in würdigern Formen zu beleben! Es ſteht nicht ſo ſchlimm mit dem Verfall der Bühne, wie man von allen Seiten klagt; am wenigſten aber ſollte man den Teufel fortwährend an die Wand malen, bis er eines Tags ſelber erſcheint.

Bibliographie.

Aebi, J. L., Dr. J. Paul Vital Troxler. Ein Nekrolog. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 9 Ngr.

Alzog, J., Grundriss der Patrologie oder der ältern christlichen Literärgeschichte. Freiberg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr.

Badewitz, K., Dakoromanien (Rumänien) und seine Beziehungen zum Deutschthum. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 3 Ngr.

Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. Aus Brchn.: Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit, 1228. Zwecke und Mittel in der Natur. Eine Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Bayern, Preußen und Deutschland. Votum eines Süddeutschen. Erlangen, Enke. Gr. 8. 3 Ngr.

Beiche, W. E., Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den geschichtlichen Quellen zusammengestellt. Ein Gedenkblatt für das deutsche Volk. Wittenberg, Herrose. Gr. 8. 9 Ngr.

Sachsen und der norddeutsche Bund. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schöffer, J., Die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz in Böhmen am 3. Juli 1866 zwischen den k. preußischen und den k. k. österreichischen Armeen in Verbindung mit den k. sächsischen Truppen. Nach genauen Berichten zusammengestellt. Kassel, Meßner. 8. 4 Ngr.

Schulze, H., Die Friedensbestimmungen in ihrem Verhältnisse zur Neugestaltung Deutschlands, geschichtlich und politisch erörtert. Breslau, Korn. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, David Waldner. Roman. Aus dem Schwedischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 3 Thlr.

Segesser, A. P. v., Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. Die Monarchie und die Republik in Europa und Amerika 1866. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ulrici, H., Gott und die Natur. 2te, neu bearbeitete Aufl. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von der Hand des berühmten Philosophen Karl Rosenkranz. Nicht nur Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, sondern überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch zur Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. Geb. 6 Thlr.

Die von dem berühmten Historiker vor einem zahlreichen Damenpublikum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur gaben ihm Veranlassung, das vorliegende Handbuch herauszugeben, worin das Anziehendste und Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Litteraturgeschichte alter und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird überall auf eine Auswahl nachzulesender Stellen in ihren Schriften hingewiesen. Einen weitern Vorzug erhält das Werk dadurch, daß die Darstellung sich nicht auf die deutsche Litteratur beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen und Römer, sowie die italienische, englische, französische, spanische und portugiesische Litteratur umfaßt.

Mit dem soeben erschienenen dritten und vierten Theile (geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.) ist das Werk, das den Litteraturfreunden viele neue und interessante Gesichtspunkte darbietet und sich namentlich auch zum Gebrauch in höhern Lehranstalten eignet, abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh.

I. **Blanche.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

II. **Sophia Dorothea.** Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.

III. **Fürstin Orsini.** Schauspiel in 5 Aufzügen. 20 Ngr.

Durch alle Buch- und Antiquarhandlungen ist zu beziehen:

BIBLIOTHECA HISTORICA.

Verzeichniss einer Sammlung von Werken aus dem Gebiete der Geschichte und deren Hülfswissenschaften,

vorräthig auf dem Lager von

F. A. **BROCKHAUS'** Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

In systematischer Anordnung mit vollständigem Namenregister.

Leipzig 1866. Gr. 8. VIII, 374 pp. 10 Ngr.

Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" sagt hierüber: „Dieser mit ganz besonderer Sorgfalt redigirte Katalog .... bildet ein historisches Repertorium, welches, ausgewählte Literatur umfassend, unter den Antiquarkatalogen wenige seinesgleichen neben sich haben dürfte." Die Beigabe eines vollständigen Namenregisters trägt sicher dazu bei, diesem Katalog ein erhöhtes Interesse und dauernden Werth für Bibliotheken und Bücherfreunde zu verleihen. Die Sammlung besteht aus ca. 9000 Werken, worunter Seltenheiten ersten Ranges, und bietet so Gelegenheit zu Erwerbung der besten Werke über Geschichte, Geographie, Ethnographie, Reisen etc. über alle Theile der Welt, zu mässigen Preisen.

CATALOGUE

d'une précieuse collection de livres relatifs à l'étude de la linguistique et des langues et littératures orientales

qui se trouvent chez

F. A. BROCKHAUS à LEIPZIG.

Gr. 8. 96 pp.

Dieser Katalog verdient wegen seiner Reichhaltigkeit auf allen Gebieten der sprachlichen, namentlich der orientalischen Literatur, allen Philologen zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 43. — 25. October 1866.

Inhalt: Ein norwegiſcher Dramatiker. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Stern. Erſter Artikel. — Muſikaliſche Literatur. Von Hermann Hopff. — Feuilleton. (Betöfi über Goethe und Béranger.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein norwegiſcher Dramatiker.

1. Dramatiſche Werke von Björnſtjerne Björnſon. Aus dem Norwegiſchen übertragen von Edmund Lobedanz. Drei Theile. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1866. 8. 24½ Ngr.
2. Maria Stuart in Schottland. Von Björnſtjerne Björnſon. Aus dem Norwegiſchen überſetzt von J. H. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 25 Ngr.

In dem Dichter Björnſtjerne Björnſon hat die norwegiſche Literatur einen begabten Vertreter gefunden, welcher das Streben derſelben, ſich von der däniſchen zu emancipiren, durch das ganze Gewicht ſeines Talents unterſtützt. Wer ſich das norwegiſche Berg- und Küſtenland mit ſeinen jäh hervorſpringenden Meeresklippen, ſeinen von ſchroffen Felſen umrahmten Fjords, ſeinen ſich der Mitternachtsſonne entgegenſtreckenden Schnee- und Eisgebirgen, um welche doch oft wieder eine magiſche, warme Beleuchtung ſchwebt, vor die Seele führt: der findet in dieſem Naturbilde das Bild des Dramatikers widergeſpiegelt, der ebenſo ſchroff, markig, abgeriſſen, mit einer düſtern Energie, die oft fröſteln macht, eine warme Magie des Phantaſie- und Gemüthslebens verbindet. Freilich, die Temperatur, in welcher harmoniſche Kunſtwerke gedeihen, fehlt dieſer ſich in Extremen bewegenden Welt — und ſo haben auch die Dramen Björnſon's in ihrer Entwickelung etwas Gewaltſames, Springendes, in ihren Abſchlüſſen etwas Unfertiges, Unbefriedigendes; der Dialog in denſelben iſt meiſtens von ausnehmender Knappheit, von einem Lakonismus, dem es an einzelnen Stellen nicht an dramatiſcher Kraft fehlt, der an andern aber wieder arm und dürftig erſcheint; dagegen pulſirt in den Monologen eine ſkandinaviſche Lyrik, eine oft warme Sprache der Empfindung und des Affects.

Die Helden in Björnſon's nordiſchen Dramen ſind von einem eigenthümlichen Guß, der manche trübe und ſeltſame Blaſen treibt; ſie haben etwas Specifiſches, Altgermaniſches, welches das rein Menſchliche nur unregelmäßig widerſpiegelt. Die Miſchung des Wilden und Sanften, des Grauſamen und Zarten in ihnen entſpricht nicht mehr den Miſchungsverhältniſſen unſerer Zeit. Wenn der norwegiſche Geiſt in dieſen Zügen ſeinen urſprünglichen Nationalcharakter wiederfindet, ſo mag ihnen eine nationale Berechtigung nicht abgeſprochen, die allgemein menſchliche Bedeutung derſelben muß jedoch in Abrede geſtellt werden. Der Ueberſetzer Lobedanz ſagt in der Einleitung über dieſe „nordgermaniſche" Charaktereigenthümlichkeit:

Fragt man nun, wodurch ſich denn das nordgermaniſche Weſen vorzugsweiſe charakteriſirt, ſo kann man in Kürze ungefähr antworten: es beſteht meiſt in einer eigenthümlichen Miſchung von Thatendrang, Schwermuth und Trotz, von kindlicher Hingabe und natürlicher Frömmigkeit, von königlichem Hochſinne und ungeheuchelter reſignirter Todesverachtung, welche jedoch plötzlich in furchtbare Grauſamkeit und die unbändigſte Wildheit, die ſogenannte Berſerkerwuth, umſchlagen kann und dabei ſich meiſtens wortkarg, oft ſelbſt in trotzigem oder verſchämtem Schweigen verhält, während es zugleich trockenem, anſpruchsloſem Humor unendlich zugethan iſt und vor Muſik, Geſang oder weiſer Rede ſich völlig gebändigt oder bezaubert fühlt. Alle dieſe Züge, von denen die däniſch-ſchwediſche Alltagsliteratur männlicher und weiblicher Blauſtrümpfe in urſprünglicher Kraft ſo gut wie nichts enthält, finden ſich nun in wunderbarer Reinheit und Gewalt bei Björnſon.

Björnſon wird von Lobedanz als der bedeutendſte Vertreter einer Reaction gegen das „Südgermanenthum" bezeichnet, „daher ſein gewaltiger Erfolg im ganzen Norden, welcher gerade jetzt lebhafter als je empfindet, wie ſehr Oehlenſchläger und Tegnér von ſüdgermaniſchem Weſen getränkt ſind, wie ſie denn auch ſelbſt kein Hehl hatten, daß ſie durch deutſche Dichter einen großen Theil ihrer Anregung erhielten".

Wir ſind nicht der Anſicht, daß im Zurückgehen auf eine nationale Beſonderheit, die durch die Culturſtrömung mehr und mehr ausgelöſcht iſt, ein Fortſchritt der Poeſie liegen kann. Die Poeſie ſoll dem Genius ihrer Zeit gehorchen und den nationalen Geiſt widerſpiegeln, wie er in dieſer Zeit ſich herausgebildet hat. Namentlich die Bühne ſoll nicht die graue Vorzeit, nicht die Helden aus den Hünengräbern heraufbeſchwören, ſondern uns Männer und Frauen, Sitte und Leben vorführen, womit wir unmittelbar mitempfinden können. Wenn die däniſche und norwegiſche Poeſie mit Vorliebe zu den alten Sagenſtoffen zurückkehrt, uns bald die Rieſen der Edda, bald

ſpätere, doch nicht minder im Nebel einherſchreitende Helden der Vorzeit auf die Bühne bringt: ſo können wir hierin nicht mehr als poetiſche Studien ſehen, ähnlich wie die antikiſirenden und altgermaniſchen Studien der deutſchen Dramatiker. Wenn das ſkandinaviſche Leben der Neuzeit keine eigene Poeſie zu entbinden vermag, ſo mögen die Poeten lieber allgemein menſchliche Stoffe wählen, die bei andern Völkern ſpielen, als Stoffe der Urgeſchichte, denen meiſtens eine etwas barocke Kraft „angekränkelt" iſt.

Wir halten daher jene „nordgermaniſche Reaction" für eine künſtliche, ſolange man uns nicht beweiſen kann, daß die heutigen Norwegerinnen derartige Megären ſind, die ihre eigenen Söhne mit blutigen Hemden vergiften, und die heutigen Norweger ſolche wilde und grauſame Piraten wie ihre von der Dichtung gefeierten Altväter. Soll aber das „Nordgermaniſche" nicht in der Wahl dieſer alterthümlichen Stoffe, ſondern in der Behandlungsweiſe beſtehen, die nach urväterlicher Kraft ringt und das Harte und Schroffe dem Weichen und Harmoniſchen gegenüberſtellt, wie ſich das letztere bei Tegnér und Oehlenſchläger findet, ſo iſt dies Streben doch allgemein äſthetiſchen Maßſtäben unterworfen und mag für berechtigt gelten, wo es friſche Naturwahrheit an die Stelle einer aufgeſchminkten Sentimentalität ſetzt, muß aber zurückgewieſen werden, wo es die harmoniſchen Linien ins Eckige zieht und durch das Unvermittelte, Plötzliche Effect zu machen ſucht.

Björnſon's Hauptwerk iſt die Trilogie „König Sigurd", welche den zweiten und dritten Theil der Lobedanz'ſchen Ueberſetzung bildet. „König Sigurd" iſt ein Thronprätendent, wie ſie in damaliger Zeit, wo die Legitimität noch nicht auf einem rocher de bronze etablirt war, in Norwegen keine Seltenheit waren. Halbblut und Baſtardblut, mit einigem trotzigen Bewußtſein, genügte, um Anſprüche auf die Thronfolge geltend zu machen. König Sigurd iſt kein falſcher Smerdes, Sebaſtian oder Demetrius. Er erfährt gleich in dem Vorſpiel „Sigurd's Flucht" von der eigenen Mutter, daß ſein Vater der Gatte ihrer Schweſter, der König Norwegens, Magnus Barfod war. Sigurd fühlt ſich auf einmal mit Sanct-Olaf verwandt und nach einigen Präcedenzfällen in der norwegiſchen Geſchichte berechtigt, von ſeinem jüngern Bruder einen Theil des Reichs zu verlangen. Während er ſich im Thatendrang bereits einen luſtigen Bürgerkrieg ausmalt, während ſein Stolz ſich dagegen aufbäumt, des Bruders Vaſall zu ſein:

Nein, nimmer!
Ich fühle jetzt ſchon, wie die Erde brennt!
Kann ich vor meinem eignen Tiſche betteln?
Kann ich in meinem eignen Hauſe dienen?
Soll ich den Bügel halten meinem Bruder
Und dienſtbar hinten ſtehn, wenn er voll Stolz
Zum Ziel der Ehre eilt? Soll ſeines Roſſes Huf
Zum Abſchied mich beſpritzen? . . . Ha, verfluchte
Gedanken werden wirbelnd mich umſauſen,
Der Wolke Staubes gleich um ſeinen Helm —
Schon fühl' ich ſie im Innern! —

ertönt der Geſang der nach Paläſtina wandernden Kreuzfahrer, denen ſich auch Sigurd anſchließt:

Wenn ich zur Heimat kehr', bin ich ein Feldherr,
Groß wie der König ſelbſt; wenn nicht — ſo kommt
Mein Ruhm mit Flor umwunden ohne mich!

Sigurd nimmt von ſeiner Mutter einen zärtlichen Abſchied; die Abenteuerluſt, die Sehnſucht nach der Fremde iſt nicht ohne dichteriſchen Reiz in dieſer Schlußſcene ausgeprägt. Doch wer nun erwartet hätte, in dem zweiten Theil der Trilogie dem tollen Sigurd unter Palmen zu begegnen, der fühlt ſich gewiß getäuſcht, wenn er unſern Abenteurer jetzt in Schottland trifft, wo derſelbe als eine Art von Condottiere ſich am Kriege zwiſchen zwei Brüdern, Jarls der Orkneyinſeln, betheiligt, ſein Herz einer holden Blume der Orkneyinſeln ſchenkt, doch, abermals durch den Geſang der Kreuzesbrüder gemahnt, ſeiner Liebe entſagt und ſich an der Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe betheiligt. Der gleiche Abſchluß des zweiten und erſten Theils deutet auf eine gewiſſe Armuth an Erfindung und auf eine ſtörende Monotonie der dichteriſchen Conception.

Im erſten Act dieſes zweiten Theils: „Sigurd in der Fremde", befinden wir uns in einer etwas unheimlichen barbariſchen Umgebung. Frakark, die Schweſter der Fürſtin Mutter, näht an einem Hemde, das, wie wir ſpäter erfahren, mit dem Neſſushemde des Hercules eine bedenkliche Aehnlichkeit hat. Darauf kommt der etwas geiſtesſchwache Jarl Harald mit ſeinem Begleiter, dem Knaben Svenn Asleifſon, und beide freuen ſich darauf, einen gefangenen Wolf recht langſam zu Tode zu martern. Svenn macht allerlei Vorſchläge als maitre de plaisir, wie man dies Schauſpiel pikant machen ſolle: erſt Meſſer an lange Stangen binden und ihn damit ſpießen, dann das Thier mit Feuer überſchütten, dann es zwicken, daß es wüthend beißt auf Stangen, die mit Stacheln geſpickt ſind. Das ſind nun keine Barbaren — Jarl Harald iſt im Gegentheil der edle Charakter, der ſich für ſeinen Bruder opfert, indem er ſtatt ſeiner das brennende Hemde anzieht, das die eigene Mutter und ihre grauſame Schweſter für jenen beſtimmt hatten. „Die Ate dieſes unglückſel'gen Kriegs", die ſchottiſche Iſabeau, iſt jene Frakark, deren Heimtücke und Niedertracht der Dichter durch die folgende, hochſchottiſch-ariſtokratiſche Weltanſchauung einigermaßen zu rechtfertigen ſucht:

Die Ewigkeit des einzelnen iſt mir
Noch nicht ſo klar und ſicher, was man auch
Darüber hören mag; doch fürs Geſchlecht
Glaub' ich an eine Ewigkeit. Dein Wirken —
Sä's in den Acker des Geſchlechtes, und
Der Herbſt und Frühling des Geſchlechtes nimmt's
Aus deiner Hand: der eine, um's zu häufen
In reicher Scheuer, und der andre, um
Für künft'ge Enkel neue Saat zu legen.
Nach allen Seiten iſt das Leben nur
Ein ew'ger Kampf verſchiedener Geſchlechter:
Mit größtem Stolze brechen ſich die Wogen
Gegen die Throne. Sieh, zwei Kön'ge kämpfen,
Und ganze Reihen von Geſchlechtern, bis
Zu niedern Bauern, nehmen theil daran;
Und die gewinnen, treiben jene, welche
Verlieren, fort von Haus und Eigenthum.
Doch kaum noch feierten ſie ihren Sieg,

Als ſchon der Vorrang wieder ſie entzweit.
So, Ring an Ring, in Ketten, wogt das Leben,
Geſchlechter ziehen andre mit ſich fort,
Bald auf zum Thron, bald nieder in den Abgrund!

Es iſt eine durchaus unſympathiſche Geſellſchaft, in die uns der Dichter führt. Freilich fehlt es dieſen Frauengeſtalten nicht an einer gewiſſen Größe; doch iſt es nicht mehr das ſagenhafte Maß der Brunhilden, es iſt nur jene von den Criminalgeſetzbüchern emancipirte vorzeitliche Willensfreiheit, die vor keinem Verbrechen zurückbebt.

Sigurd ſelbſt ſpielt in dieſer Familientragödie nur eine ſecundäre Rolle; er wird als Gaſt in die alte Halle der Fürſtinnen eingeführt und erhält dort den erſten Platz am Tiſche wie auf dem Lager, der ſonſt Svenn Wiking zukommt. Dieſer, zum andern Jarl nach den Orkneyinſeln geſendet, kehrt zurück, beklagt ſich, daß ein Fremder ſeinen Platz eingenommen, und geräth mit Sigurd in einen Zwiſt, der folgenden Verlauf nimmt:

Wie eine Katze ſprang der Fremde auf ihn,
Riß ihn mit ſich zu Boden, ſelber unten,
Und dann mit Füßen und mit Armen auf
Des andern Bruſt; dann hob er ihn empor
Und ſchleudert' mächtig ihn zwei Ellen fort,
Erhob ſich dann, eilt' hin und zog ſein Schwert,
Und ſetzt's ihm auf die Bruſt!

Durch dieſe Großthat lenkt Sigurd die Augen aller auf ſich; ihm wird der Oberbefehl im Kriege gegen den feindlichen Bruder anvertraut; er führt ſein Heer zum Siege und erobert das halbe Land. Doch gegenüber den Hetzereien der liebenswürdigen Frakark, die hinter ſeinem Rücken den Hauptrathgeber des Jarls von den Orkneyinſeln hatte ermorden laſſen, obgleich Sigurd ſich für ihn verbürgt hatte, beſchließt er, die Brüder miteinander zu verſöhnen. Die Menge will Sigurd ſelbſt zum Jarl, erhebt ihn auf den Schild; er hält in der That die beiden Fürſtinnen in Haft und dictirt einen Frieden, wonach beide Brüder die Inſeln gemeinſchaftlich auf einem Herrenſitze regieren, die Mitſchuldigen an Thorkel Foſtre's Mord und auch er, Sigurd ſelbſt, für immer von den Inſeln verbannt ſein ſollen. Jarl Harald unterſchreibt mit Vergnügen dieſen Vertrag, „mit großen Zügen"; doch plötzlich gereut Sigurd ſein eigener Edelmuth; er hat entdeckt, daß die ſchöne Audhild, auch ein Fürſtenkind von den Orkneyinſeln, ihn liebt, und will nun bleiben und die Oberhoheit der norwegiſchen Könige über dieſe Inſeln zu ſeinen Gunſten geltend machen. Als indeß Harald das brennende Hemde anzieht, um ſtatt des thatkräftigen Bruders zu ſterben, als Sigurd „inmitten Leichen und zerſchlagner Plane" ſteht, da kehrt er den Orkneyinſeln und ſeiner Liebe unter dem Kreuzesbanner den Rücken.

Das Stück hat ein intereſſantes Charakterbild — das iſt der ſchwachſinnige Harald, deſſen Opferthat einen grauſig rührenden Eindruck macht. Dieſe Figur iſt mit Liebe gezeichnet; wir wiſſen nicht, ob die Skalden von ähnlichen Charakteren geſungen haben, uns erinnerte ſie an manche Geſtalten der neufranzöſiſchen Romantik. Nächſtdem hat die Liebe von Sigurd und Audhild etwas Anheimelndes. Das Erwachen der Liebe in dieſer Nordlandstochter iſt mit ſeiner pſychologiſcher Kunſt geſchildert — namentlich das jungfräulich Herbe bei ihrem erſten Auftreten. Hier kommt die lakoniſche Knappheit des Ausdrucks, die dem Dichter zu Gebote ſteht, ihm ſehr zu ſtatten.

In der dritten Abtheilung der Trilogie „König Sigurd" erhalten wir endlich die Tragödie des Prätendententhums. Sigurd verlangt ſeine Anerkennung, der König umarmt ihn nach langem Zögern als Bruder, läßt ihn dann aber unter der Anklage eines auf den Orkneyinſeln verübten Mordes verhaften. Sigurd entkommt auf dem Meere und ermordet dann den König. Es folgt ein Bürgerkrieg und die Niederlage des Prätendenten, die wir indeß nicht ſehen, ſondern uns nur als bevorſtehend denken müſſen. Ein Wiederſehen zwiſchen Sigurd und ſeiner Mutter ſchließt die Tragödie.

Die Unfähigkeit des Dichters zu einer echt künſtleriſchen Compoſition mit ſich ſteigernder Spannung tritt uns aus dieſem Stück unabweisbar entgegen. Die beiden letzten Acte verlaufen matt im epiſchen Sande; der Abſchluß fehlt gänzlich; denn das Drama muß mit einem fait accompli abſchließen, alles Künftige, wenn es auch als noch ſo wahrſcheinlich in Ausſicht ſteht, bleibt immer ein Ungewiſſes, das der Zufall kreuzen kann, und deshalb ein Unbefriedigendes.

Dieſelbe Ungleichheit, die ſich in der Compoſition zeigt, macht ſich auch in Bezug auf die dramatiſche Diction geltend. Der Dialog bewegt ſich faſt in lauter Lakonismen; er iſt von einer Kürze, die bisweilen prägnant iſt, ebenſo oft aber das dramatiſche Pathos verſchluckt, wo es voll zum Ausdruck kommen ſollte. Der Stil der genialen Abbreviatur wird zwar von einer gewiſſen kritiſchen Richtung gerühmt und iſt ſehr beliebt bei unſern Kraftdramatikern; da er aber das Muſter der antiken Tragödie, Schiller's und ſelbſt Shakſpeare's gegen ſich hat, ſo wird man ihm wol jede Berechtigung abſtreiten dürfen. Hegel ſagt in ſeiner „Aeſthetik" mit Recht, daß der Dramatiker ſein Pathos expliciren müſſe. Einen Schritt weiter auf dieſem Wege der Naturkraft und Naturwahrheit — und wir kommen bei jenen Naturlauten und Interjectionen an, wie ſie ſich in der That in einzelnen Stücken Klinger's, z. B. den „Zwillingen", zur Genüge finden. Und noch einen Schritt weiter, ſo haben wir die Pantomime ſtatt des Dramas.

Auf der andern Seite holt Björnſon in den Monologen das Verſäumte nach; ſie ſind wortreich, lyriſch ſchwunghaft, von farbenſatter Ausführung. Der erſte Monolog in der Höhle ſoll den Königsmord motiviren er erhält durch die Doppelſeherei etwas Unheimliches, Geſpenſtiges. Wir theilen hier die zweite Hälfte deſſelben als Probe für den dramatiſchen Stil Björnſon's mit:

Ein König! Ha, was dacht' ich mir nicht oft,
Wenn ich mir einen König dachte! Wo
Ich war, in jedem Lande, ſucht' ich Perlen
Für ſeine Krone, große Männer gaben
Für ſeinen Scepter Weisheit, jegliches
Vortreffliche Geſetz, das mir bekannt ward,
Braucht' ich zum Schmuck für ihn und ew'gen Ruhme.
Doch als ich endlich meinen Thron erreicht,

Da war ein Pilz hinaufgekrochen. Soll
Ich den nun ſitzen laſſen und ſelbſt fliehen?
Nein, bei dem Gotte der Gerechtigkeit,
Bis hierher und nicht weiter! Ha, von heute
Muß ich der Jäger ſein, ſie mögen ſehen,
Wo eine Höhle ihnen Zuflucht gibt!
Aufbrechen will ich jetzt die Königsburg,
Hinein ſoll ſtrömen jetzt der Rechenſchaft
Scharfkalte Winterluft in ihre Höhlen.
Noch mehr: ich werde ſtürzen dieſe Reſte
Der Schmach und Schande aus den offnen Fenſtern,
Wie jener Rächer Iſraels! Er ſelbſt,
Sein hoher Rath wie ſeine Diener, große
Und kleine, ſollen fühlen meinen Zorn,
Wie ſie ſich ſättigten in Schuld und Schande!
Was jetzt unglücklich iſt, ſoll glücklich werden,
Nicht ſoll es ſchluchzen mehr im dunkeln Winkel.
O weh, ich hör' es meinen bis hierher
Von jenem Kloſter auf dem Nidarholme! —
Magnus! Ha, achtzehn lange Jahre ſaß er
In öder Nacht der Blindheit; ich will ihn
Auf Sammetkiſſen tragen zu den Freunden!
Doch jeder Mann, der ihn verließ, ſoll — ſterben,
Und jeder, der uns beiden trotzt, ſoll — ſterben,
Und wären's auch zehntauſend! — Ha, wer blickt
Mich grauſig an im Winkel dort?

Kann man
Sich ſelber ſehn? — — Ha, Fieber aus der Kälte!
Seh' ich mich ſelber heute erſt, wer war ich
Denn geſtern noch?

Ha, eine Offenbarung
Hat jegliches Geſchlecht, der einzelne
Kennt andre nicht als die, und kann denn auch
Dadurch allein ſein Schickſal recht verſtehen.
Das darf ich eine Offenbarung nennen,
Nach funfzehnjähr'ger Flucht hierherzukommen! —

Hier ſollt' ich ſchleifen meines Willens Schwert
Auf dieſem Eiſe einer grauſen Nacht!
Und dieſer Zufluchtsort iſt ausgehöhlt
Durch ew'gen Tropfenfall in tauſend Jahren
Für die Beſtimmung dieſer Schreckensnacht! —

Schon wieder da! Biſt du ein andrer denn
Als mein Gedanke ſelbſt? Komm her zu mir!
Zwei Schritt nur, daß ich ſeh', du ſeieſt wirklich!
Du willſt? —

Man ſagt, nur wer am Sterben iſt,
Sieht ſo ſich ſelbſt. Soll ich denn alſo ſterben?
Ich ſehe mich jetzt ſelbſt, ich heb' die Hand
Und ſenk' ſie wieder. Ach, ich bin wol krank,
Muß Leute ſuchen, die mich retten können.
Mich friert, ich will mich ſetzen; — ſiehe da,
Er, dort im Winkel, ſetzt ſich auch. Ich bebe,
Und dennoch brennt mein Kopf, ja brennt
Mit Funken, hunderttauſend kleinen Lichtern.
O, ſollt' ich nun doch ſterben! Warum ſtarb ich
Denn nicht im Waſſer, warum tödteten
Mich nicht die Buben? Nein, ich ſoll nicht ſterben,
Doch, ich ſoll leiden! Graute doch der Tag,
Dann gibt's ein Werk für mich, ich will's vollführen!

Der zweite, nicht minder umfangreiche Monolog im fünften Act ſpricht die Verzweiflung des unterliegenden Prätendenten aus, die bisweilen einen elegiſchen Hauch athmet. Uns wollen indeß Stellen wie die folgende:

Wie dieſer herbſtlich ſtille Abend mir
Verſöhnung in die Seele träufelt! Sonne
Und Meer und Strand und wieder dann die Sonne
Sind alle wie Gedanken Gottes ſchön,
Zuſammenſchmelzen ſie, wie ſind ſie herrlich! —

zu modern ſentimental für einen alten Nordlandsrecken erſcheinen, der nicht nur ſeinen König umgebracht hat, ſondern auch ein gar grimmer Wütherich geworden iſt.

Der gelungenſte Charakter in dieſer Tragödie iſt König Harald Gille, wie überhaupt Björnſon in der Zeichnung derartiger Charaktere mit bizarren Zügen eine nicht gemeine Kunſt der Charakteriſtik beſitzt. Dieſer Harald Gille iſt dem Anſchein nach ebenſo geiſtesſchwach wie Jarl Harald im zweiten Stück der Trilogie. Wenn ſich indeß dieſer zu einer großen heroiſchen That aufrafft, ſo begeht jener einen Act der Perfidie, indem er den Halbbruder nach der Verſöhnung des Mordes anklagen läßt. Das norwegiſche Hofſchranzenthum iſt zwar ſehr pikant im erſten Act geſchildert, doch etwas zu modern. Es iſt hier Verſailles im Coſtüm der alten Nordlandsrecken.

Die dreiactige Eiferſuchtstragödie: „Hulda", erſcheint uns in Bezug auf tragiſche Kraft bedeutender als „König Sigurd". Auch iſt der dichteriſche Ausdruck in derſelben von höherer Prägnanz und Schönheit. Björnſon iſt vielleicht der einzige Dramatiker, der es wagte, für eine Tragödie eine mit einem körperlichen Gebrechen behaftete Heldin zu wählen. Seine „Hulda" iſt eine lahme Nordlandsſchönheit, dabei von wilder leidenſchaftlicher Glut. Die Kataſtrophe am Schluß, wie ſie ſich mit dem Geliebten dem Flammentode weiht, iſt dramatiſch effectvoll; das Colorit, trotz ſeiner ſkandinaviſchen Färbung, doch warm und lebhaft. Freilich die Fabel geht nicht über die trivialen Motive der Eiferſuchtstragödien hinaus, und die Belauſchungsſcene, in welcher ſich der tragiſche Knoten ſchürzt, erſcheint für die Würde der Tragödie zu niedrig. Doch die pſychologiſche Feinheit und Gewaltigkeit, mit welcher der Charakter der Hulda ausgeprägt iſt, entſchädigen für die etwas verbrauchten Grundlagen des dramatiſchen Stoffs. Das Lied von Niels Finn, das Gunnar ſingt, nennt Lobedanz in der Einleitung eine Art Ballade, „die man neben Goethe's «Erlkönig» ſtellen darf, und die zu dem ſagenmäßigen Untergange der Hauptperſonen, durch Einbrennen in dem norwegiſchen Balkenhauſe, in dem wirkſamſten Contraſt ſteht".

Ueber das einactige Drama: „Zwiſchen den Schlachten", wollen wir ebenfalls das Urtheil des Ueberſetzers mittheilen:

„Zwiſchen den Schlachten" führt uns epiſodiſch die norwegiſchen Bürgerkriege des früheſten Mittelalters und die Heldengeſtalt des populärſten norwegiſchen Königs Sverre Sigurdſohn vor. Sverre, der vom Mönch zum Häuptlinge und König wurde, dem Recht ſeiner Geburt und ſeiner hohen geiſtigen Bedeutung gemäß, iſt ganz im Sinne der Chronik dargeſtellt. Obgleich der Schauplatz des Stücks in einer Stube iſt, ſehen wir doch, durch die wenig Worte brauchende Kunſt des Dichters, lebendig den hiſtoriſchen und landſchaftlichen Hintergrund, die beiden Heere zu beiden Seiten des Gebirgs, den Heldengeiſt, der Sverre's Krieger beſeelt, die Armſeligkeit der Geſinnung bei denen des Magnus, denn — wie der Herr ſo der Diener. Wir ſehen vom Gebirge ins Land: der Schnee, in welchem Thorkel ſtecken blieb, bedeckt alles in lebensgefährlicher Höhe, die Flammen der brennenden Bauerhöfe lodern im grauſigen

Gegensatz gen Himmel, das Geheul der hungerigen Wölfe kommt den einsamen, verschont gebliebenen Wohnungen immer näher! Und auf diesem reichen, schönen Hintergrunde nun die durch gegenseitige, aus den edelsten Motiven entspringende Eifersucht gestörte idyllische Liebe Halvard's und Inga's — wahrlich, man müßte als ein Stein geboren sein, um nicht in tiefster Seele dadurch bewegt zu werden! Daß sich dann Halvard's männlich edle Sehnsucht, an dem Kriege für Sverre's gerechte Sache und Heldenperson theilzunehmen, mit seiner Liebe zu Inga vereinigen läßt, wie die ihrige zu Vater und Gatten, gibt die schönste Lösung, und daß der Conflict sich spannt durch das dem norwegischen Wesen eigenthümlich trotzige Schweigen, macht das Stück endlich echt national.

Dies Urtheil ist etwas überschwenglich. Das Stück ist nicht ohne dramatisches Leben, die Handlung greift ineinander; doch finden wir gerade hier das nordische Colorit weniger glänzend als in Björnson's andern Dramen.

Nachdem wir den Dichter im Costüm der heimatlichen Sagen, in alterthümlich-nordischer Gewandung vor uns gesehen, sodaß er fast mit seinen Stoffen und mit dem altnordischen Geist verwachsen erscheint, ist unsere Erwartung nicht gering, wie er sich in der Darstellung eines Stoffs ausnehmen werde, welcher der Neuzeit angehört und für den die dichterischen Runen der Skaldenpoesie verloren sind.

Das Drama: „Maria Stuart in Schottland" (Nr. 2), übersetzt von J. H., behandelt denselben Stoff, wie Hans Koester's „Maria Stuart", die Jugendgeschichte der schottischen Königin, die Voraussetzungen, auf welche die Tragödie Schiller's fortwährend zurückweist. Diese Jugendgeschichte ist abenteuerlich, dramatisch lebendig, bunt bewegt; doch es fehlt ihr der Abschluß. Maria Stuart ergibt sich an die schottischen Lords; es ist dies mehr ein äußerliches Ende der Verwickelungen als eine innerliche Sühne. Ueberhaupt ist Björnson kein Meister der dramatischen Composition, wol aber des dramatischen Charaktergemäldes. Die drei Liebhaber der Schottenkönigin, Rizzio, Darnley und Bothwell, namentlich der letztere, sind Gestalten von schärfstem Gepräge. Darnley's Schwäche und Bothwell's Kraft bilden einen wohlberechtigten Contrast. Bothwell erscheint als ein Abkömmling der alten Wikinge; ihm hat der Dichter etwas von der Starrheit und eisernen Energie seiner Sigurds und Huldas gegeben:

> In uns herrschen Mächte — ewige oder irdische, woher oder wohin; doch von dem Moment an, wo mein Wille seine Wurzeln trieb in die brennenden Fragen unserer Landespolitik, habe ich ihn wachsen gesehen weit hinaus über sie mit blutrothem Stamme, aber mit starken Aesten. Das nordische Wikinggeschlecht, welches die See hier ans Land warf und von dem wir abstammen, war auch solch ein Baum des Willens, der sich festbiß in die Klippen, und in seinem Schatten baut jetzt das Volk seine Hütten. An ihre eigene Stärke glaubten sie, und ihr Glaube ward allmächtig. Einstmals suchte ich im Orkan mit der Flotte Schutz unter den Orkneyinseln, das Meer warf uns wie Federbälle, die Wolken trieben wie nasse Segelfetzen, die Brandung brüllte an der baumlosen, schroffen Küste: da fühlte ich die Gegenwart meiner Ahnen und beschloß, mich festzubeißen wie sie, den Willen der Elemente vor meinem stärkern zu beugen. Das ist's, was ich jetzt wieder versuche. Dieser Wille schlug die Feinde der Königin; er war der Becher, aus welchem ich sie den Zaubertrank kosten ließ, der ihre Sinne berauschte; sie flieht davor, aber stürzt und muß ihn zu Hülfe rufen.

Ebenso sind Murray und Knox gelungene Porträts. Die Königin selbst sehen wir leidenschaftlich erregt, schwankend in ihren Neigungen, hin und wieder mit einem Anflug von Größe oder mindestens von der Glorie des Glaubens an ihr göttliches Recht umgeben; doch bleibt sie im wesentlichen passiv, keine entscheidende That geht von ihr aus, es ist mehr eine Folge von Neigungen, von Liebeshändeln, die sich in novellistischen Situationen aneinanderschließen. Den einzelnen Scenen fehlt es nicht an dramatischer Lebendigkeit, es sind oft glückliche Schlaglichter aufgesetzt; doch sie bilden keine elektrische Kette von dramatischer Spannung — am wenigsten vom Blitze eines ethischen Grundgedankens durchzuckt. Es herrscht eine wilde Gewissenlosigkeit in dem Drama; die Ermordung Darnley's, welche den Schluß des vierten Actes bildet, wird weder von Bothwell noch von Maria Stuart im letzten Acte erwähnt — es ist in dieser Königin etwas vom Holz, aus dem die reuelosen Heldinnen der Orkneyinseln geschnitzt sind, obgleich sie durch ihre Leidenschaft schwach wird und nicht stark wie jene.

Björnson bleibt immerhin eine interessante Erscheinung, und seine Dramen verdienen wol, in Deutschland gekannt und gelesen zu werden. Unleugbar besitzt er eine originelle Dichterphysiognomie, von schroffem aber markigem Gepräge, zugleich von einer gewissen unharmonischen Zerrissenheit der Composition und der Darstellungsweise. Wir werden ihn in Deutschland zu den Vertretern der originellen Kraftdramatik rechnen, die aber hier im altnordischen Nationalcostüm auftritt.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande wie jene des Dreißigjährigen Kriegs, überhaupt die Gesammtgeschichte der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gehört zu den Perioden historischer Forschung und Darstellung, deren Bewältigung im Detail erst in unsern Tagen möglich geworden ist. Erst seitdem sich die Archive erschließen, die Originaldocumente der Zeit in immer reicherer Fülle an das Licht treten, die seither verborgenen Motive und Beziehungen sich enthüllen, die Charakteristik der leitenden und handelnden Persönlichkeiten durch Kenntniß ihrer Correspondenz neue Anhaltspunkte gewinnt, erst seitdem wird es möglich, die Einzelgeschichte dieser Zeit und namentlich ihrer beiden wichtigsten Ereignisse: des niederländischen Unabhängigkeitskampfes und des großen deutschen, des Dreißigjährigen Kriegs, zu schreiben. Zwar fehlt noch viel, daß alles Material in den Händen der historischen Forschung befindlich wäre, und namentlich die vaticanischen Archive mögen dereinst klare Aufschlüsse gewähren, wo auch jetzt noch Vermuthungen, Hypothesen zurückbleiben. Wie groß die Ausbeute des thatsächlich Neuen, seither ganz Unbe-

kannten oder doch höchſt unvollſtändig Bekannten gegenüber den früher vorhandenen Unterlagen iſt, davon legt ein und das andere der hier anzuzeigenden Werke Zeugniß ab.

Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft der Neuzeit hat einen allerdings immer unverkennbarern Zug, dieſe Ausbeute der Archive zu überſchätzen und den reichen Gewinn, den ſie im einzelnen macht und noch machen wird, der ältern hiſtoriſchen Literatur gegenüber allzu hoch anzuſchlagen. Und doch erweiſt jede neue, wenn auch noch ſo treffliche Darſtellung, daß die gleichzeitigen, die den Ereigniſſen unmittelbar folgenden Schriftſteller, wie lückenhaft ihre Detailkenntniß, wie unſicher ihre Documente, wie befangen ihr Urtheil über Einzelheiten geweſen ſein mögen, die entſcheidenden Thatſachen und die leitenden Strömungen der Ereigniſſe ebenſo wohl erkannt haben als ihre Nachfolger, denen freilich für die Vervollſtändigung der Einzelheiten ganz andere Mittel zu Gebote ſtehen und täglich neu erwachſen. Ohne daher den Werth dieſer Archivforſchungen im mindeſten ſchmälern, ihre hohe Bedeutung für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft auch nur entfernt verkennen zu wollen, dürfen wir zu keiner Zeit vergeſſen, daß unter den Details das Ganze der Darſtellung, unter den Modificationen der einzelnen Urtheile das hiſtoriſche Urtheil ſelbſt nicht leiden darf. Daß eine Reihe von ſonſt trefflichen Werken dieſer Gefahr ſehr nahe gekommen iſt, wird niemand beſtreiten wollen.

Die Geſchichte des niederländiſchen Befreiungskampfes, noch mehr die Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs und ſeine Vorgeſchichte bieten hierfür einen überraſchenden Beweis. Die Fülle neuerforſchter Details über dieſe großen Ereigniſſe ſcheint in einem gewiſſen Sinne lähmend und verwirrend auf die hiſtoriſche Wiſſenſchaft zu wirken. Und doch erwächſt derſelben aus eben dieſer Fülle, aus der Vorausſicht, daß dieſelbe noch beträchtlich geſteigert werden muß, eine immer ſtärkere Verpflichtung, die leitenden Geſetze dieſer großen Bewegungen niemals zu vergeſſen, niemals willkürlichen, auf unweſentliche Einzelheiten baſirten Annahmen aufzuopfern. Die Thatſachen gewinnen erſt höhere Bedeutung, wenn ſie im Zuſammenhang und mit gerechter Wägung ihres relativen und abſoluten Werthes verwendet werden. Dieſer Weg allein ſchließt die Willkür, die Unredlichkeit aus, mittels welcher durch Hervorhebung einzelner Reſultate der Detailforſchung und Ignorirung anderer eine Geſchichtsfälſchung im neueſten Stil ermöglicht wird.

Macaulay hebt im erſten Kapitel ſeiner engliſchen Geſchichte eindringlich hervor, daß der Zuſammenhang des heutigen Parteilebens und Parteiweſens mit dem vergangenen zu einer unwillkürlichen Fälſchung der Geſchichte verführe, einer Fälſchung, deren ſich der Whighiſtoriker unmittelbar darauf ſelbſt ſchuldig gemacht hat. Was von England gilt, leidet auch auf Deutſchland Anwendung. Seit der Reformation iſt auf Seite beider Parteien eine verſchiedene Auffaſſung der deutſchen Geſchichte unvermeidlich und ſelbſtverſtändlich. Daß es bei der unwillkürlichen bleibe, daß ſie nicht in willkürliche Fälſchung ausarte, daß der Wahrheit zugeſtrebt werde mit Eingeſtändniß gegenſeitiger Verſchuldungen, iſt die mindeſte Forderung, die man an die Hiſtoriker jeder Seite ſtellen darf. Und nicht ſcharf genug kann die Unredlichkeit bekämpft werden, welche dieſe erſten Erforderniſſe, annähernd zu einer wirklich hiſtoriſchen Betrachtung der Dinge zu gelangen, leidenſchaftslos das waltende Geſetz in den vergangenen Erſcheinungen zu erforſchen, außer Augen ſetzt.

Daß dies neuerdings und ſpeciell in Bezug auf die beiden großen Vorgänge, von denen wir hier ſprechen, von Seite der katholiſchen Geſchichtſchreibung geſchieht, iſt unverkennbar. Gewiß liegt es nur im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit, daß auch von katholiſcher Seite her die Geſchichte dieſer Zeiten geſchrieben wird. Der bedeutendſte unter den Schriftſtellern, mit denen wir uns zunächſt zu beſchäftigen haben, Anton Gindely, ſagt: „Die Proteſtanten, ſchließlich die Sieger auf dem Schlachtfelde, ſind bisher auch die Sieger auf dem literariſchen Kampfplatze geweſen, ſie haben die Geſchichte allein geſchrieben", und macht auf die Gefahr der Sympathien geiſtiger Geſinnungsgenoſſen aufmerkſam. Wir geben gern zu, daß ſehr weſentliche Berichtigungen durch Nichtgeſinnungsgenoſſen möglich ſind; wir verhehlen uns aber auch das Bedenkliche nicht, was mit der Benutzung von Thatſachen durch principielle Gegner verbunden bleibt, und haben diesfalls um ſo ſchärfer gerade die Thatſachen und ihren Werth zu prüfen.

Soweit ſich für dieſe Werke verſchiedenen Inhalts und Gehalts eine allgemeine Charakteriſtik aufſtellen läßt, kann man ſagen, daß die katholiſchen Hiſtoriker hauptſächlich den Weg der Apologie, der Apotheoſe der auf ihrer Seite handelnden Männer und den der Anklage ihrer Gegner beſchritten. Die Acten der Archive haben für das erſte Beginnen, welches von Hurter's „Ferdinand II." bis zu Villermont's und Onno Klopp's „Tilly" mit Eifer fortgeſetzt wurde, manchen wenngleich zweifelhaften Anhalt geboten; es hat ſich nicht als unmöglich erwieſen, harte Anklagen zurückzuweiſen, manche Beſchuldigung zu mildern. Weit glücklicher noch iſt die katholiſche Geſchichtſchreibung in der Anklage gegneriſcher Perſönlichkeiten geweſen, und mancher glänzende Ruf war durch die Staubwolke, die aus der eigenen Correſpondenz des Mannes herausgeklopft wurde, arg verdunkelt. So ſehr es nun Pflicht bleibt, thatſächliche Verleumdungen zurückzuweiſen, ſo wird doch auf proteſtantiſcher Seite viel zu viel Gewicht darauf gelegt, dieſe Angriffsweiſe zu bekämpfen. Es iſt ſchwer einzuſehen, was damit für die katholiſche Sache gewonnen wäre, wenn wir in der That als bewieſen gelten ließen, daß Wilhelm der Schweiger ein ehrgeiziger Intriguant, daß Chriſtian von Anhalt ein eigenſüchtiger Oligarch, daß Guſtav Adolf von Schweden ein Prätendent der deutſchen Kaiſerkrone war. Damit wird weder der Verzweiflungskampf der Niederländer, noch der Widerſtand des deutſchen Proteſtantismus gegen die katholiſchen Reſtaurationsplane verurtheilt, damit iſt an dem großen Factor der Geſchichte ſo gut wie nichts geändert. Dieſe Kampfweiſe hat etwas ſo offenbar Kleinliches, daß ſie auf proteſtantiſcher Seite

nicht nachgeahmt werden sollte. Mit unvergleichlicher Schärfe hat Lessing schon in seiner „Rettung des Cochläus“ daran erinnert. Er sagt:

Ich sehe nicht ein, was unsere Gegner gewinnen würden, wenn es auch wahr wäre, daß Luther der Neid angetrieben habe, und wenn sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein, wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen und geben uns die undankbarste Mühe, oft sind wir glücklich und oft auch nicht; denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu widerlegen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrigbleibt. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet und uns doch nicht das Geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden, genug, daß wir im Genusse ihrer Früchte sitzen. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben, wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte.

Selbstverständlich ist damit weder die Kritik noch die Vertheidigung handelnder Charaktere ausgeschlossen. Aber Lessing scheint gleichsam geahnt zu haben, von welcher Position aus die in unsern Tagen unendlich rührige katholische Geschichtschreibung versuchen würde, all ihr verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Und wenn wir einen übersichtlichen Blick auf die neue Literatur zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts werfen, so tritt es klar zu Tage, worauf sich im wesentlichen die Geschichtsberichtigung erstreckt, welche von den Schülern Hurter's in Angriff genommen wird. Freilich waltet dabei ein sehr beträchtlicher Unterschied zwischen dem katholischen Propagandisten, der sich fanatischer Geschichtsentstellung schuldig macht, und zwischen dem katholischen Historiker, welcher die Wahrheit im Auge sich doch mit einer falschen Vorliebe an diejenigen Seite seiner Gegner heftet, auf der sie am schwächsten sind. Die beiden Werke, welche wir zunächst zu besprechen haben, gehören trotz eines eben erörterten gemeinsamen Zugs diesen beiden verschiedenen Klassen an. Das Holzwarth'sche Buch über die niederländische Revolution fällt unter die erste, das Gindely'sche Werk über Rudolf II. unter die zweite Kategorie, wie wir im einzelnen nachzuweisen versuchen wollen.

1. Der Abfall der Niederlande. Von F. J. Holzwarth. Erster Band: Genesis der Revolution. 1559—1566. Schaffhausen, Hurter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser, katholischer Landpfarrer zu Thannheim in Würtemberg, erklärt, zur Abfassung seines „Abfalls der Niederlande“ hauptsächlich durch die verschiedene Aufnahme der früher veröffentlichten Werke John Lothrop Motley's („The rise of the Dutch Republic“) und Matthias Koch's („Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien“) veranlaßt worden zu sein. Er hat mit Bedauern vernommen, daß das „farbenfrische Buch“ Motley's die öffentliche Meinung beherrscht und „zwar so sehr, daß die abweichenden Schriften Koch's nicht nur energischen Widerspruch erfahren, sondern dem ehrenwerthen Verfasser auch bittere Feindseligkeiten eingetragen haben“. Holzwarth glaubt nun, daß die beinahe vollständig erschlossenen Quellen eine Möglichkeit gewähren, dem „Phantasiegebilde“ Motley's, den „übereizten Ausführungen“ Koch's gegenüber die Genesis der Empörung zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit vor sich gegangen. Man dürfte also der Einleitung nach ein möglichst parteiloses objectives Werk erwarten. Denn die Achillesferse der sonst vorzüglichen und edeln Arbeit Motley's hat Holzwarth vollkommen richtig erkannt: der freisinnige Amerikaner, der sonst redlich nach den Quellen gearbeitet hat und die Thatsachen selbst reden läßt, ist Wilhelm dem Oranier gegenüber von dem fatalen furor biographicus befallen. Und da andererseits Holzwarth zugibt, daß die Behauptungen Koch's, nach denen Wilhelm von Oranien als hochmüthiger und anmaßender Aristokrat nur für selbstsüchtige Zwecke arbeitete, im Erlangen der Staatsgewalt lediglich ein Auskunftsmittel, eine Errettung aus finanziellen Verlegenheiten suchte, nach denen seine angebliche nationale Tendenz nur eine Mystification ist, „der Geschichte ebenso wenig entspreche“, so konnten wir wol ein Werk erwarten, welches, wenn auch aus vorwiegend katholischem Gesichtspunkt geschrieben, doch nichts weniger als eine Schmähschrift sein werde, in welcher ultramontaner Fanatismus (dem Verfasser vielleicht selbst unbewußt) schon nach Verlauf weniger Seiten derart die Oberhand gewinnt, daß der scharf betonte Abstand zwischen der Koch'schen und Holzwarth'schen Auffassung fast verschwindet.

In einem wesentlichen und entscheidenden Punkte stimmt allerdings der Verfasser wenigstens im Beginn mit seinem Antagonisten Motley überein:

Das spanische Wesen war in den Niederlanden nicht geliebt. Wie sie und Spanien geographisch auseinanderliegen und sich nichts angehen, so lagen die Grundrichtungen und Anschauungen beider Nationen auseinander. Schon in den Zeiten Philipp's des Schönen stießen sich die beiden Nationen ab. Motley spricht einmal ein wahres Wort, wenn er in diesem internationalen Hasse einen der Schlüssel zum richtigen Verständniß der großen Empörung sieht.

Dieser Schlüssel, dessen sich der größte deutsche Dichter im „Egmont“ bedient hat (weshalb beiläufig gesagt der „Egmont“ trotz aller Einwände ein eminent historisches Drama bleibt), ist derjenige, den weder protestantische noch katholische Geschichtschreibung jemals aus der Hand lassen sollte. Aber obgleich ihn Holzwarth bei der Parallele zwischen der Regierung Kaiser Karl's V. und der Philipp's II. nicht versäumt hat anzuwenden, vergißt er ihn doch kurze Frist darauf so weit, daß er mit der Behauptung hervortritt:

Nicht die Kränkung nationaler oder die Hinderung religiöser Freiheit hat mit Naturnothwendigkeit die Revolution zur Reife ausgekocht, sondern Wind ist gesäet, der Strom mit künstlichen Mitteln geschwellt worden, die Nation hat man in einen Rausch hineingehetzt und von außen ist der Wahnsinn eingeimpft worden.

In dem vollständigen Widerspruch, im diametralen Gegensatz des oben citirten Zugeständnisses und der eben angeführten Behauptung, zu welcher alles Nachfolgende nur eine weitere Ausführung bildet, ist die Charakteristik

und eigentlich auch die Kritik des Holzwarth'schen Buchs enthalten. Ist die Voraussetzung richtig, daß der Gegensatz des spanischen und niederländischen Wesens ein tief begründeter, unversöhnlicher war (der zur Zeit Karl's V. nur dadurch äußerlich versöhnt wurde, daß die Niederländer in Karl V. eher einen Landsmann als einen Spanier erblickten), so mußte der Bruch früher oder später mit Naturnothwendigkeit erfolgen, so ist es widersinnig von „künstlichen Mitteln", von einem „von außen her eingeimpften Wahnsinn" zu sprechen! Solange der Nachweis nicht geführt werden kann, daß die Niederländer sich jemals mit der Einführung spanischer Regierungsweise und Sitte zu befreunden vermocht hätten — und er kann nie und nirgends geführt werden —, solange nicht erwiesen werden kann, daß irgendein gemeinsames Moment beiden Völkern über die physische Trennung hinwegzuhelfen vermochte — und der Nachweis eines solchen Moments ist unmöglich —, solange ist für die künstliche Entstehung und den künstlichen Fortgang der niederländischen Revolution nichts bewiesen, selbst wenn wir alle Anschuldigungen gegen Wilhelm von Oranien und den niederländischen Adel als wahr betrachten wollten.

Der Verfasser scheint allerdings auch der Meinung zu sein, daß große gelingende Revolutionen nicht ganz und gar durch einen genialen Schleicher und Intriguanten und durch die Waghalsigkeit einer Bande verschuldeter adelicher Strolche herbeigeführt sein können. Er gibt deshalb vor, keine Vertheidigung der Regierung König Philipp's II. unternehmen zu wollen, und sein Grundgedanke scheint in folgender Aufstellung zu liegen: Bis 1567, bis zur Niederwerfung der Bilderstürmer und der freiwilligen Exilirung Wilhelm's von Oranien, waren alle niederländischen Bewegungen künstlich hervorgerufen, war das Volk im Grunde loyal. Es hätte bis dahin nur des königlichen die Rebellionsvorläufer niederschmetternden Auftretens bedurft; ja es war 1567 im entscheidenden Wendepunkte gelungen, das Volk zur Besinnung und in seine natürliche Lage zurückzuführen, als König Philipp durch die Sendung des Heeres unter Alba und dieser wiederum durch sein Auftreten, seinen Blutrath, einen unverantwortlichen Misgriff beging und der „Häresie" und dem Abfall den Boden selbst bereitete.

Um diese Meinung durchzuführen, gilt es selbstverständlich für den Verfasser dreierlei. Er müßte zuerst nachweisen, daß Philipp niemals vor 1567 beabsichtigt habe, die Freiheiten und Privilegien der Niederlande anzutasten, daß er nicht daran gedacht habe, spanisches Regiment in ihnen einzuführen; er müßte ferner belegen, daß die Regierung und Verwaltung der Provinzen unter Margarethe von Parma und Granvella keine tyrannische, keine unbarmherzige, keine harte gewesen sei; er müßte endlich den Nachweis führen, daß jede Bewegung, jede Opposition nicht auf die naturgemäße Abneigung der Provinzen gegen Spanien, nicht auf den Widerstand, der den Massen eines gedrückten und bedrohten Volks in Fleisch und Blut liegt, sondern auf Intriguen einer kleinen Wühlerpartei und womöglich Eines Mannes zurückzuführen sei. Mit anerkennenswerther Entschlossenheit macht sich der Verfasser an das Werk, diesen drei Forderungen zu entsprechen, und wenn er dabei nicht sonderlich glücklich ist, so liegt dies wol wesentlich in dem Umstande, daß seine Voraussetzungen (glücklicherweise!) von niemand getheilt werden, bei dem der kirchliche Fanatismus nicht jede vernünftige Erwägung, nicht jede menschliche Empfindung erstickt hat.

Holzwarth's Charakteristik König Philipp's II. ist eine wesentlich beschönigende. Er anerkennt zwar, daß die Persönlichkeit und Lebensweise dieses Cabinetsmonarchen nicht viel Anziehendes für die frei und froh gemutheten Niederländer gehabt haben könne, bedauert auch schmerzlich die „Unfähigkeit" Philipp's, die den Abfall der Niederlande wesentlich mit verschuldet habe, ja er erbebt im Verlauf seiner Darstellung eine weitere schwere Anschuldigung gegen ihn; aber er kann in ihm weder einen Despoten erblicken, noch gibt er zu, daß Philipp die Absicht gehegt habe, die feierlich und rückhaltlos beschworenen, Privilegien des Landes zu verletzen. Wir streiten um den ersten Punkt nicht. Wem die von Gachard aus den Archiven von Simancas publicirte Correspondenz Philipp's, wem der berüchtigte Specialbefehl zur geheimen Hinrichtung Montigny's, wem Philipp's Verfahren gegen seinen Günstling Perez nicht genügt, um in ihm einen der gehässigsten Charaktere zu erblicken, welchen die Geschichte überhaupt, aufzuweisen hat, den haben wir nicht um seine Kaltblütigkeit zu beneiden. Was aber den zweiten, für die Frage weitaus wichtigern Punkt anlangt, ob Philipp die Privilegien der Provinzen, die er nicht als König, sondern als Herzog von Brabant, Graf von Flandern und Holland, Markgraf von Antwerpen u. s. w. beherrschte, anzutasten versucht hat, so fragen wir: war es nur ein in unberechtigter Antipathie gegründetes Mistrauen, welches den Adel und die Bürger der Niederlande beseelte? Hat Philipp nicht in Spanien die Proben geliefert, mit welcher Empfindung er verbriefte Rechte und Freiheiten betrachtete; will dem Schicksal Aragoniens und des Justiza Mayor gegenüber irgendwer behaupten, daß Philipp beschworene Rechte zu achten pflegte, sobald sie seinen Anschauungen widerstrebten? War der Argwohn der Provinzen unberechtigt? Es ist, wie wir Philipp's zaudernden Charakter kennen, wahrscheinlich, daß er die Verfassung der Provinzen beobachtet haben würde, sofern sich dieselbe als eine seinen Zwecken durchaus gefügige Maschine gezeigt hätte. Dies war freilich die conditio sine qua non seiner Verfassungstreue. Wenn man es allerdings schon illoyal und rebellisch findet, daß die Provinzen, auf ihre alten Rechte gestützt, die fremden Söldnerbanden König Philipp's (von denen der Verfasser zugibt, daß sie wie in Feindesland hausten) zu entfernen suchten, so ist alles Gerede von Recht überflüssig. Es wäre einfacher, wenn der Verfasser sich zum Lobredner des Absolutismus aufwürfe. Vom Cardinal Granvella, den er hoch rühmt, berichtet er naiv, „Die beschworenen Privilegien des Landes erschienen ihm nicht selten als Hemmnisse für ein gedeihliches Regiment, sein erfinderischer Geist

ſann auf Mittel, den Widerſtand aufzuheben, die königliche Autorität galt ihm alles, eine abſolute Monarchie war ſein Ideal", und will uns dann doch glauben machen, das niederländiſche „Geſchrei" gegen Granvella ſei Intrigue und Pöbelunfug geweſen. Von der Einführung der neuen Biſchöfe in den Niederlanden gibt er ſelbſt zu, daß der König neben den geiſtlichen Abſichten politiſche Hintergedanken an die Errichtung der neuen Diöceſen geknüpft habe, und kann doch nicht Worte genug finden, die „Schändlichkeit" derer zu brandmarken, welche hinter den kirchlichen Wohlthaten dieſer Einrichtung üble Abſichten Philipp's witterten und ihr darum opponirten. Er erzählt uns ſehr eindringlich, daß König Philipp die Verfaſſung der niederländiſchen Provinzen erſt nach dem Aufruhr als verwirkt angeſehen habe, und berichtet dann mit großem Ernſt, daß der König (längſt vor dem Aufruhr) entſchloſſen geweſen ſei, „unter keinen Umſtänden ſeine Autorität mehr den berathenden Ständen preiszugeben". Mit einem Worte, ſchon bei dem erſten Theil der Controverſe muß man ſich fragen, für wen denn eigentlich Bücher dieſer Art geſchrieben werden? Diejenigen, welche leſen können, ſind über ſo grobe Täuſchungen weit hinaus, und diejenigen, welche einer Beweisführung wie die angedeutete allenfalls Glauben ſchenken, können nicht leſen, ſodaß Oel und Mühe beidemal verloren ſind.

Steht es ſo mit dem Nachweis, daß die Niederländer keinen Grund zum Mistrauen gegen Philipp und ſeine Werkzeuge gehabt hätten, ſo iſt es mit der Darlegung, daß ſein Regiment kein tyranniſches, hartes, unbarmherziges geweſen ſei, noch viel übler beſtellt. Der Verfaſſer beginnt auf dieſem Gebiet mit der Erzählung, daß das Regiment Kaiſer Karl's V. kein mildes, väterliches geweſen ſei, was vollkommen richtig iſt, und ſchließt daraus, daß wenn der Widerſtand der Niederländer wirklich von innen heraus erfolgt, wenn ihnen der Druck wirklich unerträglich erſchienen wäre, der Ausbruch ſchon unter der Regierung Karl's V. erfolgt ſein müßte. Die Logik dieſer Behauptung iſt wenig beneidenswerth. Was würde man zu einem Manne ſagen, der demonſtrirte: es war am Donnerstag ebenſo ſchwül als am Freitag, folglich war das Gewitter am Freitag ein künſtliches? Oder was zu einem Hiſtoriker, der ſagen wollte: die Staatszuſtände Frankreichs waren unter Ludwig XV. ebenſo verrottet, morſch, verkommen, der Druck auf die untern Klaſſen ebenſo fühlbar, das Gefühl der Erbitterung, die Sehnſucht nach dem Neuen mindeſtens ebenſo ſtark wie unter Ludwig XVI., folglich iſt die Revolution von 1789 eine gemachte, künſtliche Verſchwörung geweſen! Noch niemand hat die Zeitdauer ergründet, in der ſcharfer Druck und unbarmherzige Willkür ein Volk zum Aeußerſten treiben, und niemand iſt berechtigt zu ſchließen, was einmal ertragen worden, müſſe, wenn es mit rechten Dingen zugehe, in alle Ewigkeit ertragen werden. Das iſt die Logik tyranniſcher Gewalten, ſchlechter Staatsmänner; eine Logik, ſehr begreiflich bei Philipp II., doch faſt unbegreiflich in einem Geſchichtswerk. Aber freilich wird ſie im Holzwarth'ſchen Buche vom Folgenden übertroffen. Auch katholiſche Hiſtoriker waren der Meinung, daß die Unzufriedenheit der Niederlande weſentlich durch die maſſenhaften Hinrichtungen wegen „Ketzerei" veranlaßt worden ſei. Holzwarth iſt völlig anderer Meinung. Zuerſt belehrt er uns, daß das Volk der Niederlande kein Grauen vor dem „Geſpenſt" der Inquiſition empfunden habe, demnächſt, daß das proteſtantiſche Element in den Niederlanden keinen Boden gefunden haben würde, wenn es nicht künſtlich gehegt und gepflegt worden wäre.

Schon Motley hat es als einen der unwürdigen Kunſtgriffe hervorgehoben, deren ſich Vertreter der ſpaniſchen Sache bedient haben, wenn man aus der Correſpondenz Philipp's der Welt beweiſen will, es ſei nur eine Illuſion der Niederländer geweſen, daß König Philipp II. die ſpaniſche Inquiſition habe in Brabant und Holland einführen wollen. Wir beſtreiten dies keinen Augenblick. Mag es Thatſache ſein, mag König Philipp es als ein beſonderes Vorrecht ſeiner ſpaniſchen Lande betrachtet haben, große feſtliche Autos de Fé zu ſchauen; mag er der Meinung geweſen ſein, daß nur ſpaniſchen Hofherren und Ehrenfräulein ſo entzückende Schauſpiele im großen Stile gebührten; mag ihm die Einführung eines Großinquiſitors und des ganzen Apparats des Heiligen Amtes, wie es in Caſtilien und Aragon waltete, vollkommen fern gelegen haben! Worin beſteht die Wichtigkeit, daß Philipp in den Niederlanden nur auf den Plakaten Karl's V., nur auf der päpſtlichen und biſchöflichen Inquiſition beſtanden habe? Worin erblicken Holzwarth und ihm gleichgeſinnte Schriftſteller die Rechtfertigung des Königs? Und wäre jedes Wort, was über Einführung der „ſpaniſchen" Inquiſition in die Provinzen gefallen iſt, eine Lüge, wäre jeder Gedanke an „ſpaniſche" Inquiſition ein Fiebertraum der Niederländer geweſen, ſo blieb doch die beſtehende, wirklich ausgeübte Inquiſition nichts weniger als ein Geſpenſt, die Wirklichkeit ſo grauenhaft, daß es wol zu verwundern iſt, wie lange ein lebensheiteres, gutmüthiges Volk dergleichen ertragen mochte, nicht aber, daß es endlich dagegen aufſtand.

Gegenüber den actenmäßigen Zeugniſſen kann kein Schriftſteller leugnen, daß die Plakate Karl's V. von 1522, 1546 und 1555, die Religionsedicte, die Philipp in den Niederlanden vorfand und deren ſtricte Vollziehung das Alpha und Omega ſeiner Herrſchergebote war, „mit Blut geſchrieben ſind". Trotzdem glaubt Holzwarth, daß „wir" mit Karl V. und Philipp II. „darüber nicht rechten dürfen". Man könne von unſerm heutigen Standpunkte aus gegen dieſe Religionsedicte manches (!) einwenden, aber man habe kein Recht, moderne Anſchauungen in die alten Zeiten hineinzutragen. Zur Rechtfertigung beruft ſich Holzwarth auf proteſtantiſche Grauſamkeiten. Er überſieht, daß Calvin's Andenken unter uns für ewig mit dem Morde Servet's befleckt bleibt, daß der proteſtantiſche Schriftſteller, welcher die Greuel der Hexenproceſſe mit dem „blutigen Charakter der Zeit, in welcher das Menſchenleben in keinem beſondern Werthe ſtand", rechtfertigen wollte, auf allgemeine Verurtheilung gefaßt ſein darf. Wenn König Philipp keine beſſere

Entſchuldigung hat, als daß es zu ſeiner Zeit üblich war, jedes Vergehen mit dem Leben zu ſtrafen, ſo ſteht ſeine Sache möglichſt ſchlecht.

Auch iſt die Beſchönigung unwahr. Die Niederlande gingen verloren, weil ſich Naturell und Empfindung ihres Volks gegen die blutige Grauſamkeit ſträubten, mit welcher verfahren wurde. Holzwarth ſagt:

Es kann einem Zweifel nicht unterworfen ſein, daß die Plakate Furcht und Schrecken verbreiten mußten. Aber die Vorſtellungen, die man von ihrer Durchführung ſich vielfach macht, ſind ebenſo irrig, als die Klagen gegen die Inquiſition zum guten Theil verleumderiſch ſind.

Hier, geſtehen wir, hat uns ein Schauer überrieſelt. Der Verfaſſer kennt die von unzähligen belgiſchen und holländiſchen Localhiſtorikern veröffentlichten Documente, er kennt die Quittungen über Henkerarbeit, wie ſie jahrelang unabläſſig, unermüdlich in den ganzen Niederlanden verrichtet ward, er wagt nicht, die Reihe authentiſcher Einzelheiten, die Motley beibringt, als Unwahrheiten zu bezeichnen, — und will uns mit der Verſicherung, daß die Angaben von 100000 oder auch nur von 50000 Hingerichteten „zu hoch gegriffen ſeien", beruhigen. Dies ſoll als ein Beweis dienen, daß die Inquiſition „verleumdet" worden ſei; dies ſoll uns glauben machen, daß die Niederländer ohne künſtliche Aufhetzung gegen das ſegensreiche Inſtitut niemals etwas eingewendet haben würden. Der Verfaſſer will den wackern niederländiſchen Bürgern ſeine eigene Unempfindlichkeit aufbürden; er verleumdet die Niederländer, wenn er ihnen nachſagt, daß ſie beim Anblick ihrer am Pfahl geröſteten und lebendig begrabenen Landsleute kalt und gleichgültig geblieben ſein würden, wenn nicht die Wühler und Unruhſtifter ihr menſchliches Mitleid, ihr Erbarmen aufgeſtachelt hätten. Die Geſchichte müßte dieſen Unruhſtiftern heißen Dank wiſſen, aber glücklicherweiſe iſt der Keim des Erbarmens in der Menſchenbruſt an und für ſich vorhanden, und das Walten der niederländiſchen Inquiſition war derart, dies Erbarmen auch bei denen wach zu rufen, die treu und feſt an der alten Kirche hingen. Die Niederländer waren und wurden eben keine Spanier.

Aber, belehrt uns der Verfaſſer, dieſe vielgeſchmähten Plakate waren mit Zuſtimmung der Stände erlaſſen und drückten daher die Meinung des Volks aus. Wer nur im entfernteſten weiß, auf welche Art oft Geſetze in ſtändiſchen Körperſchaften zu Stande kommen, muß darüber lächeln. In unſern Tagen vor dem nordamerikaniſchen Bürgerkriege ging im Congreß zu Waſhington eine Reihe von unbarmherzigen Maßregeln gegen flüchtige Sklaven durch. Wer daraus ſchließen wollte, daß die Bevölkerung Amerikas mit der brutalen Härte einverſtanden und ohne Theilnahme für die flüchtigen Sklaven geweſen ſei, würde eine ſchlechte Kenntniß der Thatſachen an den Tag legen. Manches Geſetz wird erlaſſen, deſſen wahres Geſicht ſich erſt in der praktiſchen Anwendung zeigt. Die Stände der Provinzen mochten kaum eine Ahnung davon gehabt haben, welcher Anwendung und Ausdehnung die Plakate fähig ſeien; auf alle Fälle erſchraken die Zuſtimmenden, als die Durchführung der Geſetze einige Jahre gedauert hatte, als kein Ende der Schlächterei, der Grauſamkeit zu erblicken war. Die Niederländer mochten indifferent bleiben, ſolange ihnen erzählt ward, daß ſtrenge Geſetze gegen Sektirer erlaſſen ſeien; ſie begannen aber die Sache anders anzuſchauen, als Jahr um Jahr Hunderte von armen Teufeln, von Frauen und ſelbſt von Kindern die Scheiterhaufen und Schaffote beſtiegen, als Männer bluteten, die hoch in der Achtung ihrer Mitbürger geſtanden hatten, als jeder den andern erſchrocken anblicken mußte, ob ihn nicht zunächſt die Reihe treffen werde.

Adolf Stern.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Muſikaliſche Literatur.

1. Die Organiſation des Muſikweſens durch den Staat. Von Franz Brendel. Leipzig, Kahnt. 1866. 8. 10 Ngr.

Berückſichtigt man bei dem Leſen dieſer Schrift den im Vorwort hervorgehobenen Umſtand, daß dieſelbe den unveränderten Wiederabdruck von Aufſätzen aus der von dem Verfaſſer redigirten „Neuen Zeitſchrift für Muſik" enthält, und daß dieſe Aufſätze in mehr als halbjährigen Zwiſchenräumen erſchienen, welche häufiges Wiederaufnehmen von Anknüpfungspunkten aus dem Vorangegangenen erforderten, ſo wird man auf dem eng zugemeſſenen Raume, trotz der dadurch nöthig gewordenen zahlreichen Wiederholungen, eine verhältnißmäßig große Menge anregendes Material aufgeſpeichert finden, welches, da die darin enthaltenen Vorſchläge „durchaus nur erſt als annähernde gelten ſollen", wol verdient, im Intereſſe der Sache weiter ausgebaut zu werden. Wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes glauben wir uns daher diesmal eingehendere Mittheilung der Hauptgedanken geſtatten zu dürfen.

In der Einleitung beklagt der Verfaſſer unter anderm, daß in Betreff von Aſſociationen zur Förderung der fachlichen wie perſönlichen Intereſſen nur erſt einige zerſtreute Anfänge gegeben ſind, daß ſo gut wie noch gar nichts gewonnen wird, wenn einzelne Preisaufgaben geſtellt werden oder z. B. verſchiedene „Mozart-Vereine" dann und wann einen (!) Zögling abſolviren, und daß auch die Muſikſchulen, obgleich ſie noch die vielſeitigſte Förderung bieten, doch ebenfalls ſo lange ganz iſolirt ſtehen und gewiſſermaßen in der Luft ſchweben, als nicht einerſeits der Staat, der allein die Macht hat, um für umfaſſende Organiſation des geſammten Muſikweſens die erforderliche Sicherheit zu gewähren, die Sache in die Hand nimmt, andererſeits die Künſtler ſelbſt ihre Angelegenheiten betreiben.

Im zweiten, den Grundzügen der Organiſation gewidmeten Abſchnitt macht Brendel darauf aufmerkſam, daß es keineswegs ausreicht, wenn der Staat einzelne Inſtitute begründet, ſie dann aber ſich ſelbſt überläßt und bei der Beſetzung von Stellen Concurrenz unter mittelmäßigen Bewerbern veranſtaltet, unbekümmert darum, ob der Angeſtellte klare Einſicht in die wichtigſten Grundſätze, oder ob er die confuſeſten Anſichten im Kopf hat. Es bedürfe vielmehr vor allen Dingen der Bildung einer beſondern Behörde, welche, viel weiter greifend als die bisherigen, von

gediegenen künſtleriſchen Grundſätzen geleitet, eine einheitliche Leitung der Kunſtinſtitute, der Theater, Muſikſchulen, Concertunternehmungen und der Pflege der Kirchenmuſik, kurz eine einheitliche Kunſtſtrömung im ganzen Lande anbahnt.

Die landläufigen Anſichten, daß ſolche Einmiſchung des Staats gefährlich, werden im dritten Abſchnitt einfach durch die Beleuchtung beſeitigt, daß bei den bisherigen Organiſationen gewöhnlich das Philiſterium eine große Rolle ſpielte und ſich anſtatt geiſtigen Inhalts mit pedantiſchem Formalismus begnügte. Vor allem dürfe derjenige Beamte, welchem man den Vorſitz in dem Collegium für Kunſt anvertraut, kein Dichter *) oder Künſtler ſein, weil er alle Künſte zu beaufſichtigen hätte, aber auch dann nicht, wenn er nur ſeine eigene Kunſt verträte, weil faſt alle Künſtler zu ſehr von Stimmungen und einſeitigen Anſichten abhängig ſind. Nach genauerer Ausführung der Eigenſchaften, Kenntniſſe und der Art des Einwirkens jenes eine allgemeine Kunſtbehörde leitenden Beamten wendet ſich der Verfaſſer zu dem, was die Künſtler zu thun haben.

Im vierten Abſchnitt knüpft er deshalb an die ausgedehnteſte von allen der bisher zu dieſem Behuf gegründeten Inſtitutionen an, nämlich an den jetzt ungefähr 500 deutſche Künſtler zu Mitgliedern zählenden „Allgemeinen deutſchen Muſikverein"; er iſt überzeugt, daß derſelbe bereits im Stande ſei, eine lebendige Baſis abzugeben für die Wirkſamkeit der neuen Staatsbehörde, weil er derſelben ſchon jetzt in reiferer Geſtalt entgegenbringt, was auf andern Wegen nur mühſam und allmählich herausgearbeitet werden könne.

Als Grundlinien der leitenden Ideen wird im fünften Abſchnitt empfohlen, nur Grundſätze zu adoptiren, welche alle Parteien in ſich vereinigen, und deshalb einfach auf das in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik" ſeit 20 Jahren nach dieſer Seite hin aufgehäufte Material verwieſen.

In dem den Muſikſchulen gewidmeten ſechsten Abſchnitt wird der verkehrten Anſicht, dieſelben ſeien überflüſſig, weil ſie keine großen Genies bildeten, diejenige gegenübergeſtellt, daß ſie unerläßlich ſeien, um die große Anzahl von Talenten mittlern Ranges in ein regeres Kunſtleben einzuführen, daß ſie aber erſt nach Erweiterung des Lehrplans, erſt wenn ſie zugleich wiſſenſchaftliche Bildung gewähren, ganz ihrem Zwecke entſprechen und dem Muſiker die ſeiner Kunſt würdige Stellung in der Geſellſchaft verſchaffen werden, daß erſt durch höhere allgemeine Bildung, durch Gewöhnung an ein mehr wiſſenſchaftliches Denken(!) die Muſiker ihre Zeit begreifen und größere Einigung in ihren Anſichten erzielen werden.

Was die Concertunternehmungen betrifft, ſo finden wir im ſiebenten Abſchnitt den Nachweis, daß einheitliche Leitung derſelben ebenſo nöthig als die ſeitens der Behörden bereits in die Hand genommene Beaufſichtigung und Förderung der Theater, der Gemäldegalerien u. ſ. w., und hieran ſchließt der Verfaſſer die bei Anſtellung der Dirigenten und Concertkräfte ſowie bei der Wahl der Werke u. ſ. w. in Betracht zu ziehenden Geſichtspunkte.

Der letzte, dem Theater gewidmete Abſchnitt empfiehlt hauptſächlich die von Wirſing in ſeiner Schrift „Das deutſche Theater" aus reicher Erfahrung niedergelegten Verbeſſerungsvorſchläge und warnt andererſeits vor den darin enthaltenen eine bedenkliche Protection des Mittelmäßigen bloßlegenden, pedantiſchen Anſchauungen.

Schließlich verweiſt Brendel einerſeits auf ſeinen Aufſatz: „Der Staat und die Kunſt", deſſen Grundgedanke: daß, ſolange nicht die geſammte Kunſt in das Bereich des allgemeinen Unterrichts aufgenommen werde, alles für Kunſt Gethane mehr oder weniger in der Luft ſchwebe, andererſeits auf den von Adolf Stern auf der deſſauer Verſammlung betonten Unterſchied zwiſchen fürſtlichem Mäcenenthum und der vom Staate zu beanſpruchenden Organiſation.

Wichtig iſt zuvörderſt, wie Brendel am Schluſſe mahnt, daß die den Kunſtangelegenheiten Zunächſtſtehenden ſich über die Hauptpunkte einigen, anſtatt ſich mit den heterogenſten Vorſchlägen unaufhörlich zu widerſprechen, und ſodann, daß einerſeits alle in Vorſchlag gebrachten Einrichtungen möglichſt gleichzeitig in Angriff genommen werden, weil ſonſt kein allgemein durchgreifender Erfolg möglich ſei, andererſeits alsbald ein praktiſcher Anfang gemacht werde, ohne welchen alles Raiſonnement zwecklos, endlich, daß der Staat den richtigen Moment, wo er die Initiative zu ergreifen hat, wirklich wahrnehme.

2. Ueberſichtliche Darſtellung der Geſchichte der kirchlichen Dichtung und geiſtlichen Muſik von H. M. Schletterer. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Unter der großen Anzahl der in der Gegenwart entſtehenden Sammelwerke verdient das vorliegende wegen der auf verhältnißmäßig kleinem Raume mit Fleiß und Sorgfalt zuſammengetragenen großen Menge chroniſtiſchen Materials Beachtung. Nach ſeiner eigenen Angabe hat der Verfaſſer hauptſächlich die von Gervinus, Winterfeld, Wackernagel u. ſ. w. über dieſen Gegenſtand erſchienenen Arbeiten benutzt. Da er in nächſter Zeit die Veröffentlichung einer ausführlichern Geſchichte geiſtlicher Dichtung und Muſik beabſichtigt, ſo unterlaſſen wir nicht, ihn außerdem noch auf die von Ambros neuerdings erſchienene „Geſchichte der Muſik" aufmerkſam zu machen. Die Anordnung des Materials hätte ſich wol noch überſichtlicher geſtalten laſſen. Der Verfaſſer theilt zwar ſeinen Stoff in 16 Abſchnitte, greift aber in den einzelnen hiſtoriſchen Schilderungen bisweilen unnöthigerweiſe vor oder zurück und hätte wohl gethan, den eigentlich chroniſtiſchen Aufzählungen eine untergeordnetere Stelle anzuweiſen, vielleicht tabellariſch am Schluſſe, hinter welchem er ein mit großem Fleiße verfaßtes Namenregiſter gegeben hat. Seine Schilderungen ſind oft anregend und charakteriſtiſch, nur in dieſer Weiſe nicht genugſam durchgeführt, ſondern durch manche Längen, meiſt Mittheilungen von untergeordneterm Intereſſe, abgeſchwächt. In ſeinen Mittheilungen über den Gregorianiſchen Geſang finden ſich noch Angaben, welche

*) Oswald Marbach ſagt dagegen („Dramaturgiſche Blätter", II, 133): „Was für das Theater geſchehen müſſe, um es zu heben, iſt leicht mit zwei Worten geſagt: Die Dichter müſſen herrſchen auf der Bühne."

ſich durch neuere Forſchungen als falſch erwieſen haben. Daß er die Schilderung früherer kirchlicher, unſerm Intereſſe bereits fern gerückter Zuſtände mit der Anſchauungsweiſe der Gegenwart, mit dem, was uns wirklich intereſſirt, nicht noch durchgängiger und lebendiger in Beziehung geſetzt hat, iſt um ſo mehr zu bedauern, als er ſeinen Gegenſtand erſichtlich mit großer Wärme behandelt, ja demſelben nach ſeiner Verſicherung ſeit vielen Jahren ſein ganzes Streben, Denken und Sorgen gewidmet hat. Als das Werthvollſte außer dem reichen chroniſtiſchen Inhalt erſcheint der Freimuth und die jeder Confeſſion gerecht werdende Vorurtheilsloſigkeit, mit welcher er die kirchlichen, auf geiſtliche Dichtung und Muſik ſtark zurückwirkenden Grundſchäden der verſchiedenen Zeitalter beleuchtet, und empfehlen wir dem für dieſe Seite empfänglichen Leſer hauptſächlich S. 12, 16, 19—22, 28, 31 (Bedeutung der Meßworte), 42, 47—49, 53—63 (beſonders 59), 80, 86 (Präciſirung von Luther's Verdienſten um das geiſtliche Lied), 109, 114, 129 und 159 (Art des damaligen Componirens), 131, 149 (über Paleſtrina) und mehrere andere Partien.

Den Verfall der Kirchenmuſik datirt der Verfaſſer von der Zeit an, wo man anfing, den bisherigen feierlich getragenen a capella-Geſang mit der Begleitung von Inſtrumenten zu verbinden; er eifert wiederholt gegen Heranziehung der Inſtrumentalmuſik zum Gottesdienſte. Allerdings hat dieſelbe zu vielfachen Ausſchreitungen Veranlaſſung gegeben, ja eine Zeit lang hat ſogar die Virtuoſität in der Kirche ſo ſtark überhandgenommen, daß man in derſelben Sänger und Virtuoſen ebenſo ungenirt beklatſchte wie im Concertſaal; ebenſo wenig finden wir mit dem Verfaſſer den wüſten Gebrauch der Trompeten und Pauken erbaulich. Deshalb ſich jedoch der Inſtrumentalmuſik und ihrer großartigen, erhebenden Wirkungen gänzlich wieder entäußern, alle dem Geiſt wahrer Religioſität entſprungenen herrlichen Schöpfungen mit Inſtrumentalbegleitung verbannen zu wollen (auch die Orgel müßte dann, weil ebenfalls ein Blasinſtrument, wiederum ſchweigen), hieße das Kind unnöthigerweiſe mit dem Bade ausſchütten.

Wichtiger erſcheint überhaupt auf dem ganzen Gebiete der Kirchenmuſikliteratur ſtrenge Sichtung unter dem beſonders in Süddeutſchland und Italien mit gemüthlichem Unfug gäng und gebe Gewordenen. Beachtenswerth dagegen iſt folgende Beleuchtung:

Bisher hatten die Schulchöre die Leitung des Gemeindegeſangs allein gehabt. Es war für jene Zeit von größter Wichtigkeit, ſich tüchtige Chöre heranzuziehen. Der Geſangunterricht in den Schulen war deshalb einer der Hauptgegenſtände, und der milde Sinn unſerer Vorfahren bethätigte ſich in reichen Stiftungen für dieſe kirchlichen Sängerchöre, die nicht allein den allgemeinen Geſang zu ſtützen und zu führen hatten, ſondern auch in ſelbſtändigen kunſtreichen Chören die Gemeinde erheben und erbauen und Proben ihrer Leiſtungsfähigkeit geben ſollten. Wie hat ſich das geändert! Die Schulen, an denen der Geſang noch heute eine andere als eine höchſt oberflächliche Pflege findet, an denen man nicht die für die Hebung des Geſangs gemachten Stiftungen ihrer urſprünglichen Beſtimmung längſt entzogen hat und in denen namentlich der Schülerchor noch zur Ausübung kirchlichen Chorgeſangs angehalten wird, ſind auf eine bedauerlich kleine Anzahl herabgeſunken. Die Erſtarrung unſerer Gelehrtenſchulen beginnt von der Zeit an, wo man den philologiſchen Studien ein ſo unnatürliches Uebergewicht einräumte. Wir unterſchätzen durchaus nicht die Bedeutung, welche die Kenntniß der alten oder ſogenannten todten Sprachen für den Gelehrten, ja für jeden wiſſenſchaftlich gebildeten Mann hat. Dennoch werden wir es immer beklagen müſſen, daß Schulen, die urſprünglich einer allgemein wiſſenſchaftlichen und einer Kunſtbildung die Grundlage geben ſollten, ſo ganz ihrer eigentlichen Beſtimmung entfremdet werden konnten, daß man die Cultivirung jeglicher Kunſttertigkeit ausſchloß und nur noch die Uebung todten Wortkrams betreibt. Seitdem man nur noch ausgezeichnete Lateiner und Griechen, d. h. nicht ſelten verknöcherte Pedanten, die von Natur aus jeder Kunſtpflege abhold ſind, für fähig und geeignet hält, gelehrte Schulen zu leiten, ſeitdem mußte Kunſtliebe und Kunſtſinn in den gebildeten Kreiſen ſowol wie im ganzen Volke, auf welches jene ſo mächtigen Einfluß haben, in erſchreckender Weiſe abnehmen und einem Materialismus Verbreitung erleichtern und ſichern, der alle edlern Neigungen und höhere geiſtige Beſtrebungen zu verſchlingen droht. Angeſichts ſolcher Zuſtände wäre es an der Zeit, frühern Stiftungszwecken nachzuforſchen und, ſoweit es rechtlich geſchehen kann, urſprüngliche Beſtimmungen aufrecht zu erhalten und unſere höhern Schulen zu größerer Uebung und Pflege des Geſangs zu drängen, ja für die Kirche von dorther wieder die Chorkräfte zu gewinnen und einen würdigen Chorgeſang ſich zu verſchaffen, wo er allein zu ſuchen und zu finden und naturgemäß zu üben und zu pflegen iſt: von der Schule.

In hohem Grade beherzigenswerth iſt auch die Ausführung S. 247 und S. 282, daß ein Hauptgrund des Verfalls der Kirchenmuſik in der ſchlechten Dotirung der Organiſten infolge der immer mehr überhandnehmenden Länge der Predigten und der damit zuſammenhängenden Abneigung der Geiſtlichen gegen die ihre Predigten beeinträchtigende Muſik zu ſuchen ſei:

Nicht jeder Schullehrer, der vielleicht ein ganz brauchbares Liedertafelmitglied u. ſ. w. iſt, hat die Befähigung, ein Cantorat zu übernehmen.... Hat man doch ſchon häufig Stimmen proteſtantiſcher Geiſtlichen gehört, die von einem Orgeluhrwerk oder einer wohleingerichteten Drehorgel ſprachen, damit endlich die läſtigen, Gehalt beanſpruchenden Organiſten entbehrlich gemacht werden könnten.... Ein Stand kann den Mangel muſikaliſcher Bildung nicht ſo leicht verſchmerzen, das iſt der der Theologen. Wo ſoll ihnen aber Kenntniß des Geſangs, Liebe zur Muſik und Einſicht in den muſikaliſchen Theil des Cultus herkommen, wenn ſie in ihrer Jugend zu keiner Kunſtübung mehr angehalten werden?

Schließlich unterwirft der Verfaſſer, nachdem er ſich ſehr ſcharf über die durch Klopſtock angezettelte Verbeſſerungsſucht älterer Lieder ausgeſprochen, neuere Sammlungen einer eingehendern Kritik und ſagt S. 287 darüber:

Man hielt von Anfang an als Grundſatz feſt, daß denſelben die Kernlieder unſerer proteſtantiſchen Kirche, jene kräftigen, glaubensmuthigen Zeugniſſe der Reformationszeit und der Drangſalsjahre des Dreißigjährigen Kriegs nicht fehlen dürften, aber dennoch ſind zwei wichtige Fragen bis heute ungelöſt: Ob jene Lieder, deren Form und Wortfolge gegen den modernen Versbau ſo häufig verſtoßen, unverändert und ganz dem Original getreu herüberzunehmen, oder ob ſie umzuarbeiten ſeien? Und welchen Umfang man den Geſangbüchern zu geben habe?... Ohne uns auf Gründe, die für oder gegen unſere Anſicht geltend gemacht werden könnten, hier weiter einzulaſſen, geben wir unſere Meinung dahin ab, daß die alten Lieder wortgetreu, wie ſie im Original vorliegen, herübergenommen werden möchten. Geſtattet man einmal, an ihnen zu ändern und zu beſſern,

ſo wird deſſen kein Ende ſein und wir kommen ſofort wieder auf die alte, auf Abwege führende Bahn, die ja eben vermieden werden ſoll. Lieder, die ſo durchaus unſerer Ausdrucksweiſe widerſtreben, daß ſie eher Anſtoß als Erbauung erwecken dürften, ſcheide man ganz aus. Lieder dagegen, in denen nur ein oder mehrere Worte für unſer Ohr hart und ſonderbar klingen, nehme man unverändert herüber. Die Gemeinde mag ſich neben der Fülle des Guten, das ihr geboten wird, an einzelne Härten gewöhnen. Die gläubige Gemeinde wird dies auch ohne Widerſpruch thun. Es wird das Verſtändniß unſerer alten Lieder weſentlich fördern, wenn unſere Geiſtlichen ſich dafür intereſſiren und, wie dies in früherer Zeit auch geſchehen iſt, über ſchwer verſtändliche Lieder, wie über dunkle Stellen der Schrift, predigen wollten.

Für Form und Umfang empfiehlt Schletterer die Geſangbücher des 16. Jahrhunderts als allein nachahmenswerthe Muſter, ſowie Scheidung in einen kirchlichen und in einen der häuslichen Erbauung gewidmeten Theil. Hierbei ſei ſeine Klage erwähnt, daß es noch nicht möglich geworden, eine annähernd vollſtändige Literatur des 17. Jahrhunderts zu geben, ſowie die von ihm hieran geknüpfte Bitte an alle, welche ſich für dieſes Gebiet intereſſiren, zumal an alle Geiſtlichen, der Geſangbuchgeſchichte des 17. Jahrhunderts im Bereich ihres Wirkungskreiſes zu dem Zweck tiefer nachzuforſchen.

Am Schluſſe des ganzen Werks macht der Verfaſſer über Bach's und Beethoven's große Meſſen die an ſich ganz richtige Bemerkung: „Beide Rieſenwerke erheben ſich ſo weit über alles Maß und Herkommen, ja auch über den Geiſt, der andere Werke kirchlicher Figuralmuſik erfüllt, daß ſie ſich dem gewöhnlichen gottesdienſtlichen Gebrauche völlig entziehen". Er hätte aber entſprechend ſeinem ſonſt bekundeten vorurtheilsloſen Blick gerade hier die vortreffliche Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen ſollen, einen Augenblick auch die nächſte Zukunft ins Auge zu faſſen und die Hoffnung auszuſprechen, daß, ſobald der noch immer im allgemeinen in ſtarren Dogmen viel zu befangene Blick freier und unbefangener werden ſobald die Zeitſtrömung allmählich unſere Geiſtlichkeit nöthigen wird, mehr und mehr ihre Luſt am Herrſchen abzuſtreifen und ſich in weniger ermüdend langen Straf- und Rührpredigten zu gefallen kurz, gleichwie in den erſten, reinſten Zeiten des Chriſtenthums, ſich nicht ferner als Herrſcher, ſondern vielmehr als Diener der Kirche anzuſehen: daß dann auch der Cultus wahrer Kirchenmuſik wiederum ein umfaſſenderer, ernſterer, bei weitem vertiefterer werden, daß ſich dann auch ſelbſt für Werke der eigenthümlichſten, ungewöhnlichſten Anlage eine geeignete Stätte im Gottesdienſte, wenigſtens bei beſondern, ihrer Eigenthümlichkeit entſprechenden Feierlichkeiten finden wird, ſobald dieſelben nur ſonſt von wahrhafter Religioſität beſeelt ſind.

3. Schetsen uit de Geschiedenis der Muzijk door Mr. *A. M. van Oordt*. Deventer 1865.

Dieſes Werkchen iſt leider in einer uns nicht zugänglichen, nämlich der holländiſchen Sprache verfaßt. Wir müſſen uns daher, bis eine deutſche Ueberſetzung erſcheint, darauf beſchränken, daſſelbe hiermit einfach anzuzeigen und mitzutheilen, daß das Inhaltsverzeichniß Folgendes aufweiſt: „Rossini", „Mozart's Zauberflöte", „De kunst onder twe groote vorsten", „Eene kunstenares uit den ouden franschen tijd", „De kunst in Italië".

4. Die Zauberflöte. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozart's. Nebſt dem vollſtändigen Text der Zauberflöte. Leipzig, Lißner. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Das recht anregend gehaltene Schriftchen beſteht aus einer Reihe von Aufſätzen, welche zu Anfang des vorigen Jahres in einem freimaureriſchen Blatte erſchienen und nunmehr auf vielſeitigen Wunſch veröffentlicht worden ſind, um den Verehrern Mozart's Erläuterungen über die tiefere Bedeutung der „Zauberflöte", wie über Mozart's hochherzigen Sinn zu bieten und damit den landläufigen Behauptungen der Sinnloſigkeit des Textes zu begegnen. Der ungenannte Verfaſſer ſagt (als Entgegnung auf eine ſolche Behauptung in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" vom 28. Januar d. J.): „Wäre der Text auch ſchon Mozart als abgeſchmackt und ſinnlos erſchienen, ſo würde es ihm gewiß nicht möglich geweſen ſein, ſich für denſelben zu begeiſtern und auf ſolchem Grunde eine Muſik von unverwelklicher Friſche und nicht erkaltender Wärme zu ſchaffen." Der Verfaſſer beleuchtet hauptſächlich Mozart's mächtige Sympathien für die Freimaurerei, welcher dieſer heimlich angehörte; er führt ſechs vorzügliche Compoſitionen auf, die ihm dieſelbe verdankt und bezeichnet als ſiebente „Die Zauberflöte", welche, wie er ausführlicher nachweiſt, von ihm, Schikaneder und dem Choriſten Giſecke in der Abſicht geſchaffen worden iſt, die Freimaurerei auf der Bühne zu verherrlichen. Indeſſen wird auch nach unſerer Anſicht nicht in Abrede geſtellt werden können, daß die Verherrlichung freimaureriſcher Geheimſymbolik, wenn ſich auch der dem Bunde angehörige Componiſt daran begeiſtern mochte, kein geeigneter Stoff iſt, um dem größern Publikum Theilnahme abzugewinnen, daß vielmehr allein die zwingende Macht der Mozart'ſchen Muſik den Zauber übt, welcher der „Zauberflöte" ihre unverwelkliche Jugendfriſche verleiht.

5. Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Verſuch neuer Ueberſetzungen von C. H. Bitter. Berlin, F. Schneider. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber die Ueberſetzung und Inſcenirung des „Don Juan" hat ſich nach und nach bereits eine kleine Literatur gebildet, beſonders haben ſich Kugler, Viol, Wolzogen und Biſchof der Sache mit Wärme angenommen und namentlich den Verſuch gemacht, der Oper einen wirkſamern Schluß zu ermöglichen: eine Bemühung, die auch einzelne Bühnen bereits mit lobenswerther Pietät zu verſchiedenen Verſuchen veranlaßt hat. Im allgemeinen aber iſt man praktiſch mit der ganzen Angelegenheit eigentlich noch keinen erheblichen Schritt von der Stelle gekommen. Noch graſſirt bei den Aufführungen des „Don Juan" nach wie vor in der Auffaſſung eine gute Anzahl traditionell ſpießbürgerlicher Anſchauungen, noch werden Don Juan und Octavio meiſt als gewöhnliche Geſellſchaftsmenſchen abgeſpielt, noch wirft man gewöhnlich die Elvira Darſtellerinnen hin, die dem Ausrufe der Donna Anna und Octavio's: „Che aspetto nobile, che dolce

maestà!" herzlich wenig entſprechen, noch wird der Galerie regelmäßig durch Leporello ein ſeltſamer Bandwurm von Silhouetten zum beſten gegeben, ebenſo wenig darf bei der letzten Arie der Donna Anna der traditionelle Brief fehlen u. ſ. w. Daher iſt denn jeder Verſuch, ſolchem Schlendrian zu ſteuern, ein dankenswerther, wenn er auch das beabſichtigte Ziel noch immer nicht völlig erreicht.

Bitter unterwirft in dem vorliegenden, 485 Seiten ſtarken Buche die bisherigen Ueberſetzungen ſowol des „Don Juan" als auch der „Iphigenia in Tauris" (unter denen beiläufig die des biedern Neeſe wahrhaft ergötzlich zu leſen iſt) einer eingehenden und durchaus treffenden Kritik, entwickelt ſodann die bei Ueberſetzungen wichtigen Geſichtspunkte ſowol erſchöpfend als auch im allgemeinen mit anerkennenswerther Sachkenntniß und gibt ſelbſt hierauf neue, auf dieſe Grundſätze baſirte Ueberſetzungen. Was nun dieſe letztern betrifft, ſo hat Bitter wohl daran gethan, ſie Verſuche zu nennen. Gelungen ſind dieſelben in Bezug auf muſterhafte Treu- und wörtliche, beſonders bei Gluck's prägnanter Declamation wichtige Uebereinſtimmung; noch nicht zu erreichen vermocht hat Bitter dagegen ſein vortreffliches Ziel, was die Wahl der Ausdrücke betrifft. In dieſer Beziehung macht ſich, trotzdem zwei vollſtändige Ueberſetzungen vorliegen, ein noch immer erheblicher Mangel an Routine fühlbar. Erſichtlich ſteht ihm noch nicht der betreffende Wortapparat mit der nöthigen Leichtigkeit zur Verfügung. Wer von uns ſich ſelbſt eingehender mit Ueberſetzung von Geſangstexten beſchäftigt hat, verkennt gewiß nicht die Schwierigkeit, allen von Bitter aufgeſtellten Anforderungen gerecht zu werden, und berückſichtigt gewiß hinreichend, daß man einen Operntext oder eine Ueberſetzung, die erſt durch den Geſang flüſſig werden ſoll, nicht gleich einem ſelbſtändigen Werke anſchauen darf, weiß aber auch zugleich, daß es wol möglich iſt, etwas von dem poetiſchen Hauch und der Entſchiedenheit des Ausdrucks aus dem Originaltext in die Ueberſetzung hinüberzuretten. Beides fehlt den vorliegenden Verſuchen, man mag irgendeine Seite des Buchs aufſchlagen, noch zu erheblich, um befriedigen zu können, es fehlt das eigentlich Packende des Ausdrucks; die Sprache erhebt ſich ſelten zu der prägnanten Entſchiedenheit und Gewähltheit, welche das Kunſtwerk über die Sphäre des ſchlichten Geſchäftsſtils, des in den traditionellen Wendungen gehaltenen amtlichen Referats erhebt. Gelingt es dem ſonſt in kritiſcher Beziehung wohlausgerüſteten Autor, im allgemeinen noch bedeutendere Wendungen zu finden, natürlichern Fluß in ſeine Sprache zu bringen und an Stelle von viel zu oft gebrauchter oratio obliqua directe Redeweiſe überall da anzuwenden, wo ſich ſolche im Original findet, ſowie eine Menge keineswegs leicht zu ſingender oder auszuſprechender Fügungen und Zuſammenſtellungen von Worten zu vermeiden, dann dürfen wir wirklich muſtergültigen Leiſtungen entgegenſehen, denen eine dauernde Brauchbarkeit geſichert iſt.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Petöfi über Goethe und Béranger.

Gibt es Intereſſanteres für den Kenner der Literatur, als das eigene Urtheil über hervorragende Erſcheinungen, welche er mit warmer Liebe in ſich hegt, in dem Urtheil congenialer Geiſter beſtätigt oder berichtigt zu finden? Denn Gleiches wird durch Gleiches gemeſſen, und der Genius kann nur von ſeinen Pairs gerichtet werden. Darum wollen wir den Leſern einige Aeußerungen Petöfi's, des Fürſten ungariſcher Lyrik, über Goethe, den Meiſter deutſcher und aller Poeſie, nicht vorenthalten. Wir finden ſie in den „Reiſebriefen" unter Petöfi's „Vermiſchten Schriften", welche Gyulai vor drei Jahren in drei Bänden publicirt hat und die meines Wiſſens bisher noch nicht ins Deutſche überſetzt worden ſind. Da heißt es unter dem 6. Juli 1847: „Den 1. Juli brach ich auf aus Peſth. Höre nur, was mir für ein Unglück zuſtoßen muß. Eine Viertelſtunde vor der Abreiſe fällt mir ein, daß ich meine Bücher alle verpackt habe und keins für die Reiſe draußen geblieben war. Ich laufe zu meinem Buchhändler, er ſolle mir in der Schnelligkeit irgendein Buch geben, das ich in die Taſche ſtecken könne. Nach einigem Hin- und Herſuchen bekomme ich eins, ſtecke es zu mir und ſtürze fort. Im Omnibus, der mich zur Bahn fährt, ſehe ich nach, was ich wol für eine Lektüre haben würde. Und — grenzenloſer Himmel — was muß ich ſehen?... Ich hatte Goethe's «Fauſt» in der Taſche. Was thun? rief ich bei mir, fluchen oder ohnmächtig werden? — Du weißt, mein Freund, und wenn du es nicht weißt, ſo wiſſe es jetzt, daß ich Goethe nicht liebe, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich ihn verabſcheue und er mich anekelt wie Meerrettich, der mit Crême angemacht iſt. Dieſer Menſch hatte einen Kopf von Diamant, aber ein Herz von Stein ..... ach, auch das nicht einmal, denn der Stein gibt Funken. Goethe's Herz war Thon, ganz gemeiner Thon, weiter nichts; feuchter, weicher Thon, als er ſeinen blöden «Werther» ſchrieb, ſeitdem aber trockener, harter Thon. Ich brauche ſo einen Geſellen nicht. Vor mir gilt jeder Menſch ſo viel, als ſein Herz werth iſt. Eher könnte ich mich mit jemand befreunden, der in irgendeiner Leidenſchaft tauſendfaches Böſe an mir gethan, als mit einem kalten Menſchen, der mir tauſend Wohlthaten erzeigen möchte. Ein flammendes Herz! Ein flammendes Herz, oder den eiſigen Tod!... O, mein Gott, wenn mein warmes, glühendes Herz jemals erkalten könnte.... Doch nein, das kann nicht ſein. Mein Herz wird ſelbſt der Tod nicht abkühlen. Begrabt mich im Norden und pflanzt einen Orangenbaum neben mein Grab, ihr werdet ſehen, daß er auch da noch blühen wird, denn mein Herz wird die Erde erwärmen, in welcher es liegen wird.

„Goethe iſt einer der größten Deutſchen, Goethe iſt ein Rieſe, aber eine rieſige Statue. Die Gegenwart huldigt ihm, wie einem Götzen, aber die Zukunft wird ihn ſtürzen, wie alle Götzen. Wie gleichgültig er von der Höhe ſeines Ruhms herabſah auf die Menſchen, ſo werden bald die Menſchen gleichgültig herabſehen auf die in Staub geſunkenen Trümmer ſeiner Glorie. Wer andere nicht liebte, den können auch andere nicht lieben, ſie können ihn höchſtens anſtaunen. Und wehe dem Menſchen, den man blos anſtaunen und nicht lieben kann. Die Liebe iſt ewig wie Gott, die Bewunderung vergänglich wie die Welt."

Wenn der Leſer bei dieſen Worten aus den Wolken gefallen ſein wird, ſo möge er ſeinen Unwillen zurückhalten, bis er folgende Stelle über Béranger aus ebendenſelben Briefen verglichen haben wird. Sie lautet: „Morgen breche ich von Großwardein nach Peſth auf. Die letzten Monate meiner Junggeſellenſchaft will ich auf Reiſen zubringen. Ich ſehe mir das Meer an, wonach ich mich ſo lange geſehnt habe, das meinem

Herzen so nahe verwandt, so tief und so stürmisch ist. Ich will das Vaterland Shakspeare's, Shelley's, Byron's besuchen, das düstere England; ich will nach der Heimat Béranger's gehen, nach dem strahlenden Frankreich, zu Béranger selbst, des neuen Welterlösers, der Freiheit größtem Apostel. Der Kanonendonner der Julirevolution war das Echo der Lieder Béranger's. Jedermann nenne seinen heiligen Namen mit Ehrfurcht. Er ist der erste Dichter der Welt."

Man sieht, Petöfi spricht im Rausche. Der Freiheitsrausch hat seine schönsten Lieder schaffen helfen; in diesem Rausche sollte er bald seine Landsleute mit den ewig denkwürdigen Versen:

Empor, Magyar! Die Zeit ist hie!
Fürs Vaterland! Jetzt oder nie! —

zum heißen Kampfe für die heilige Sache entflammen; dieser Rausch ist nur gewichen vor dem Tod auf dem Schlachtfelde. Sein Urtheil über Goethe ist nicht böswillige Verkleinerungssucht eines Pygmäen, sondern der unbeherrschte Ausbruch eines großen Herzens.

Bibliographie.

Aegidi, L. K., Woher und Wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 6 Ngr.

Alacoque, Margaretha Maria, Gesammelte Schriften. Von M. Strom. Cöln u. Neuß, Schwann. 12. 12½ Ngr.

Baur, F. C., Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer kritischen Geschichte des Urchristenthums. 2te Aufl. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von E. Zeller. 1ster Thl. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.

Becker, A., Festspiel zur Feier der Heimkehr unserer siegreichen Truppen. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Berichte über neuerlich auf der Insel Santorin Statt gehabte vulcanische Erscheinungen. Wien. Lex.-8. 16 Ngr.

Offener Brief an Johann Jacoby. Leipzig, O. Wigand. 8. 1½ Ngr.

Fünf Briefe des Grafen Joseph de Maistre an den Grafen von Rasumowsky über den öffentlichen Unterricht in Rußland. Aus dem Jahre 1810. Ein Beitrag zur gegenwärtigen Unterrichtsfrage. Aus dem Französischen übersetzt von einem Freunde der studirenden Jugend. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 6 Ngr.

Bungener, F., Abraham Lincoln. Sein Leben, Wirken und Sterben. Autorisirte Uebersetzung. Bern, Mann. 8. 12 Ngr.

Byron's hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von H. Stadelmann. Memmingen, Hartnig. Gr. 16. 7½ Ngr.

Deutschland im Jahre 1866 durch Preußen neu gestaltet. Eine kurze übersichtliche Darstellung der Ursachen und Ereignisse des Krieges bis zum Friedensschlusse am 23. August 1866, mit der neuen Karte von Deutschland. Mit einem Anhang: Beschreibung und Plan der Schlacht bei Königgrätz und eine Genealogie der regierenden deutschen Fürsten. Berlin, A. Abelsdorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Dörpfeld, J. W., Zur pädagogischen Psychologie. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Droysen, J. G., Das Testament des großen Kurfürsten. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 24 Ngr.

Dumas, A., Der Graf v. Moret. Historischer Roman. 1ste bis 8te Lief. Wien, Hartleben. 8. à 5 Ngr.

Duschak, M., Geschichte und Darstellung des jüdischen Cultus. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eberl, F., Die Kirche und die Association der Arbeiter. Gekrönte Preisschrift. Passau, Deiters. Gr. 8. 5 Ngr.

Edwards, Amelia B., Hand und Handschuh. Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Emmel, J. U., Vorträge in einem Kreise von Freunden gehalten. Nebst einer Zugabe. Hanau, König. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fiedler, J., Beziehungen Oesterreichs zu Russland in den Jahren 1584—1593. Vortrag. Wien. Gr. 8. 4 Ngr.

Fritzsche, O. F., Die helvetische Confession. Rede. Zürich. Schabelitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Gmelch, A., Unterrichtsfreiheit und Schulzwang mit Bezug auf die Volksschulfrage in Bayern und auf die Schrift von J. Lukas: „Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei." Vom kirchlichen Standpunkte beurtheilt. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Göbel, F. H., Gott und die Menschheit. Fügungen der Vorsehung in Blättern über Staat und Kirche, Glaube und Wissenschaft, Krieg und Frieden. 1ster Bd. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 25 Ngr.

Guers, E., Der heilige Geist nach seiner Lehre und seinem Werk für die Lehre und das Leben dargestellt. Einzig rechtmäßige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Bern, Mann. Gr. 8. 18 Ngr.

— — Leben des französischen Pfarrers Heinrich Pyt. Frei nach dem Französischen. Bern, Mann. Gr. 8. 12 Ngr.

Hagen, C. L., Religion und Kirche. Blätter zur Förderung des geistigen Fortschrittes für Gebildete jeden Standes. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Die americanische Völkerwanderung. Eine Studie. Wien. 8. 10 Ngr.

Horwitz, J., Von Berlin nach Nikolsburg. Skizzen aus dem Kriegsjahre 1866. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Jahn, O., Biographische Aufsätze. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Immortellen. Diesseits-Blüthen unserer Jenseits-Hoffnungen im Lichte der heiligen Schrift, der Forschung und der Erfahrung. Für Bekenner höherer Wahrheit und die gebildeten Christenthumsfreunde aller Confessionen. 1ster Jahrgang. 2 Bde. à 5 Hefte. Großenhain, Haffner. Gr. 8. à Bd. 15 Ngr.

Keller, G., Die Staatsanwaltschaft in Deutschland. Ihre Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kern, F., Johann Scheffler's cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Kirdorf, K., Zwölf Zeitgedichte. Crefeld, Kühler. Gr. 8. 5 Ngr.

Klausberg, Amalie v., Still und bewegt. Ein Lebensbild. Jena, Mauke. 8. 1 Thlr.

Kurh, H., Lebens-Melodien in Dur und Moll. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. 3 Abtheilungen. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buch. Gr. 8. à 12 Ngr.

Ein altes Leben. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Berena. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebmann, O., Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 27 Ngr.

Lindner, G. A., Einleitung in das Studium der Philosophie. Mit Rücksicht auf das Bedürfniß der Gymnasien entworfen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Mangin, A., Das Reich der Luft. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Müller, M., Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftstellercharakter-Bild. Nebst einem Anhang enthaltend einige Gedichte von Musäus. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Müller von der Werra, Das Buch der Lieder. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muth gefaßt! oder die Aufgabe Oesterreichs und der süddeutschen Staaten. München. Gr. 8. 3 Ngr.

Nightingale's, Florence, Bemerkungen über Hospitäler nach dem Englischen bearbeitet und mit Zusätzen versehen in besonderer Rücksicht auf Feld- und Nothhospitäler von H. Senftleben. Memel, Arl. 4. 1 Thlr.

Nun sind wir Preußen! Ein hannoverscher Stoßseufzer von einem Hannoveraner. Bremen. Gr. 8. 3 Ngr.

Obermüller, W., Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch zur Erklärung der Fluss-, Berg-, Orts-, Völker- und Personen-Namen Europas, West-Asiens und Nord-Afrikas im Allgemeinen, wie Deutschlands insbesondere. Nebst den daraus sich ergebenden Folgerungen für die Urgeschichte der Menschheit. 1ste Lief. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Planta, P. C., Die Bündner Alpenstraßen historisch dargestellt. Vorgetragen in der literarischen Gesellschaft in Chur. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 6 Ngr.

Plitt, J. T., Glaube, Liebe, Hoffnung. Fünf Predigten, nicht als Selbstvertheidigung, sondern als Bezeugung seines Glaubens herausgegeben. Wiesbaden, Niedner. 8. 8 Ngr.

Quandt, C., Der Friede. Vier Vorträge. Berlin, W. Schultze. 1867. 8. 10 Ngr.

Rädiger, C. O., Die Heilsgeschichte nach ihren Hauptmomenten übersichtlich dargestellt. 6 Vorträge. Dresden, Bach. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Reichenstein, F., Die große Schlacht bei Langensalza. Geschlagen am 27. Juni 1866, zwischen der königl. hannoverschen Armee und den königl. preußischen Truppen. Eine wahrheitsgetreue Schilderung nach den besten Quellen. Kassel. 8. 3 Ngr.

Rheiner, A., Heliotrop. Ein deutscher Liederstrauß. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Riebel, J. B. P., Die Graspflanze. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Riegel, H., Cornelius der Meister der deutschen Malerei. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Thlr.

Seinecke, F., Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 27 Ngr.

Stahr, A., G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe. 4te Aufl. 1ste Lief. Berlin, Guttentag. Gr. 16. 5 Ngr.

Steiner, J. W., Ueber Wilhelm v. Humboldt. Rede. Kreuznach, Gr. 4. 7½ Ngr.

Stier, H. C. G., Ehrengedächtnis des Grafen Niclas Zrinyi v. Sigeth. Ein Vortrag über Zrinyis Heldentod 7. September 1566 und dessen dichterische Verherrlichung. Beigegeben sind die deutsche Chronik von 1568, das gleichzeitige Volkslied, und Stücke aus Niclas Zrinys des Jüngern Zrinias. Colberg, Post. 16. 18 Ngr.

Vortisch, gen. Burnet, L. C. H., Das Mangelhafte der Newton'schen Gravitations-Theorie zur Erklärung der Bewegungen und anderer Erscheinungen im Sonnensystem und zurückführung derselben auf ein anderes und neues Princip angestellt. Rostock, Stiller. Gr. 8. 10 Ngr.

Willkorn, J., Fritz Werner. Historischer Roman aus den Jahren 1806—1815. 3 Thle. Wismar, Hinsterff. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilmarshof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 4te Abth.: Ort und Beschaffenheit des künftigen Lebens. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 27½ Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. Potsdam, Döring. 8. 4 Ngr.

Zur Logik. Einfachste Denkregel. Mit 4 Schlüssen über Kirche und Staat. Grimma, Henn. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staatswissenschaften.

Fraas, K. Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel. Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes. 8. Geh. 1 Thlr.

Haxthausen, August Freiherr von. Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Held, Joseph. Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

Judeich, Albert. Die Grundentlastung in Deutschland. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rönne, Dr. Ludwig von. Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

Russische Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stein, Lorenz. Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbstudium. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von August Freiherrn von Haxthausen. In zwei Theilen. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.

Erster Theil: Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Dargestellt und geschichtlich entwickelt von Karl Biedermann.

Zweiter Theil: Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Kosegarten.

BIEDERMANN, CHARLES. LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS avec élections populaires historiquement exposés et développés en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples. Traduits de l'allemand par Stanislas Leportier. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE, LES CONDITIONS ET LES EFFETS DU PRINCIPE CONSTITUTIONNEL. Quatre traités des MM. Joseph Held, Rodolphe Gneist, George Waltz, Guillaume Kosegarten, publiés par le Baron Auguste de Haxthausen. Traduits de l'allemand par Stanislas Leportier. 8. Geh. 2 Thlr.

MARTENS, Bn. CHARLES DE. LE GUIDE DIPLOMATIQUE. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un Traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples. Cinquième édition, entièrement refondue par M. F. H. Geffcken. 2 Vol. en 3 Parties. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

WHEATON, HENRY. ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL. Quatrième édition. Tomes I et II. 8. Geh. 4 Thlr.

WHEATON, HENRY. HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Schriften und Studien über das Leben.

Von **Heinrich Baumgärtner.**

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen 24 Ngr.

I. Bändchen. Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhange: Die Hohenstaufengeschichte. Erzählung und Betrachtungen. (Mit einer Photographie.)

II. Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Die unterbrochene Brautschau. Lustspiel. — Das Leben im Universum. Eine Studie.

III. Bändchen. Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit, 1228. Mit einer Musikbeilage von Carl Ecker. — Zwecke und Mittel in der Natur. Eine Studie.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. 8. Geh. 16 Ngr.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Vierte Auflage, in zwölf Lieferungen à 5 Sgr.

Lessing's Leben und Werke.

Von **Adolf Stahr.** 2 Bände. 790 Seiten.

Die „Stahr'sche Lessing-Biographie" hat von ihrem ersten Erscheinen an einen ausserordentlichen Beifall gefunden. Von der literarischen Kritik wird sie als ein „Volksbuch im edelsten und besten Sinne des Wortes" bezeichnet und hat sie sich in wenigen Jahren durch den Verkauf von drei grossen Auflagen in vielen Kreisen eingebürgert. Indem hiermit die **vierte Auflage** zur Ankündigung gebracht wird, sei das Werk allen Besitzern von Lessing's Werken, sowie jedem Freunde guter Lektüre neuerdings warm empfohlen. — Die **erste Lieferung**, sowie ein **Prospectus** ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsterblichkeit.

Von

Heinrich Ritter.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den nothwendigen Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, bildete in ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerks „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und erfreute sich so großen Anklangs, daß der berühmte Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in vielfach erweiterter Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung ist ein fast ganz neues Werk geworden, für das um so mehr eine rege Theilnahme erwartet werden darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 44. — 1. November 1866.

Inhalt: Zur Charakteriſtik Shelley's. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Stern. Erſter Artikel. (Beſchluß.) — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Vilmar über Fiſchart.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteriſtik Shelley's.

Percy Bysshe Shelley's ausgewählte Dichtungen. Deutſch von Adolf Strodtmann. Zwei Theile. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1866. 8. 17 Ngr.

Percy Bysshe Shelley iſt eine der intereſſanteſten dichteriſchen Erſcheinungen der modernen engliſchen Literatur; er gehört zu den Poeten, über die man in Deutſchland ſich ein feſtes Urtheil gebildet hat, meiſtens ohne ſeine Werke zu kennen. Es iſt dies jene beliebte deutſche Manier, die Literarhiſtorie vor der Dichtung zu bevorzugen, weil man aus der erſtern mit leichter Mühe Porträt und Unterſchrift der Dichter ſich anzueignen vermag und zugleich zu dem poetiſchen Extract das kritiſche Recept erhält, während die ſelbſtändige Lektüre der Dichtwerke eine Ausdauer verlangt, wie ſie dem überall herumnaſchenden Geſchmack des Säculums verſagt iſt, und dabei den Leſer im Unklaren läßt über Licht- und Schattenſeiten, welche die eigene Kritik ohne Leitfaden und Eſelsbrücke herauszufinden oft nicht vermag. Wir berühren damit keineswegs einen harmloſen Mangel unſerer literariſchen Zuſtände; es iſt, auch der deutſchen Poeſie gegenüber, eine Todſünde unſers Publikums, welche nicht blos das materielle Gedeihen der Literatur, ſondern auch den höhern, nur von begeiſtertem Antheil getragenen Aufſchwung derſelben lähmt. Die Dichtungen gelten für ungenießbaren Rohſtoff, der nur in der Appretur durch Literaturgeſchichte, Kritik, Anthologie, nur durch Zuſammenſtellung, Beleuchtung, durch Auszüge und elegante Ausſtattung genießbar wird.

Was Shelley betrifft, ſo iſt allerdings den Deutſchen die nähere Bekanntſchaft mit ihm durch den Mangel einer guten Ueberſetzung erſchwert. Die frühere vollſtändige Ueberſetzung von Seybt hat zwar manches Gute; doch iſt ſie in der Form nicht anſprechend genug, auch das Format des Buchs zu unhandlich. Die vorliegende Ueberſetzung von Adolf Strodtmann, einem Dichter, welcher ſeinem engliſchen Vorbild eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft, den gleichen Radicalismus der Geſinnung entgegenbringt, hat bei weitem mehr Fluß und Schwung; doch ſcheint es nicht auf eine Uebertragung der ſämmtlichen Werke Shelley's abgeſehen, ſondern nur auf die „ausgewählten Dichtungen". Wir wiſſen nicht, ob die Auswahl mit den vorliegenden zwei Theilen ihren Abſchluß erreicht hat. Vorläufig fehlt Shelley's größtes Gedicht: „Die Empörung des Islam", und außerdem ſein „Entfeſſelter Prometheus" u. a. Auch unter den kleinern Gedichten vermiſſen wir einige der beſten, wie die Elegie auf John Keats („Adonais"), in welcher der Dichter in ſchönen und melodiſchen Verſen ſich ſelbſt porträtirt. Gleichwol genügen die mitgetheilten Gedichte, die „Königin Mab", „Alaſtor", „Epipſychidion", „Die Cenci", um uns die ganze Eigenthümlichkeit Shelley's erkennen zu laſſen, der ſo wenig zu den Dutzendpoeten gehört, daß jede Zeile, die er geſchrieben, den Stempel ſeines leicht unterſcheidbaren, aparten Talents trägt.

Shelley iſt einer derjenigen Dichter, über welche die Vorkämpfer der ſogenannten Objectivität ſtets gering denken werden. Er hat keine Geſtalten geſchaffen und muß alſo zurückſtehen hinter jedem Poeten, der Müller und Schulze zu individualiſiren weiß. Ebenſo wenig iſt ihm als Lyriker irgendein volksthümliches Lied gelungen, das im Munde des Volks lebt oder auch nur in eleganten Salons vom Blatt geſungen wird. Grund genug, ihm eine ſehr untergeordnete Stelle unter den Dichtern anzuweiſen, wenn die Rangordnung derſelben nach jenen äußerlichen Maßſtäben beſtimmt wird, wie ſie die Dictatoren unſerer Nationalliteratur handhaben.

Wir haben von dichteriſcher Größe eine andere Meinung und wollen nicht doppeltes Gewicht haben für einen Aeſchylus, Pindar und für die Poeten der Gegenwart. Den großen Dichter macht die Tiefe der Weltanſchauung und die Schönheit und Prägnanz des dichteriſchen Ausdrucks und die Beherrſchung der einzelnen Dichtungsgattungen ſteht erſt in zweiter Linie; ſie beſtimmt ſeine Art, nicht ſein Weſen. Der eine mag mehr die Welt in ſich, der andere ſich mehr in der Welt ſpiegeln, der eine objectiver, der andere ſubjectiver, der eine mehr Dramatiker und Epiker, der andere mehr Lyriker ſein — die

Urſprünglichkeit und Bedeutung des dichteriſchen Genius wird durch dieſe Unterſchiede nicht berührt. Nicht darauf kommt es an, lebenswahre Geſtalten zu ſchaffen, ſondern auf den geiſtigen Kern, auf die innere Tiefe und Bedeutung dieſer Geſtalten. Sonſt wäre Kotzebue ein größerer Dichter als Schiller und vor den Realiſten der Gegenwart müßten alle wahrhaft großen Genien der Vergangenheit in Ehrfurcht zurücktreten.

Shelley iſt ein Poet mit einer weſentlich prophetiſchen Ader, von hohem Schwung der Phantaſie, den Problemen der Welt und des Lebens zugewendet, ein Gedankendichter, der ſich am liebſten in Hymnen und Dithyramben bewegt. Neben Byron geſtellt, tritt er allerdings in den Schatten; ihm fehlt die Klarheit und Schärfe dieſes großen Dichters und die Energie ſeiner Darſtellungsweiſe; die Idealwelt Shelley's hat etwas Verſchwommenes; ſeine Gedanken ſchweifen wie Dämmerungsfalter umher; eine viſionäre Beleuchtung ſchwebt über faſt allen ſeinen Schöpfungen. Wenn Byron übrigens als ein Skeptiker und Peſſimiſt erſcheint, ſo liebt Shelley dagegen, ein magiſches roſenfarbiges Licht über die Zukunft auszubreiten; er gibt die Gegenwart und Vergangenheit preis, aber die Zukunft der Welt erfaßt er mit hoffnungstrunkener Seele. Byron iſt ein dichteriſcher Proudhon, der ſeine Feder in Scheidewaſſer taucht, um eine ätzende Analyſe unſerer Cultur zu ſchreiben; Shelley iſt eher einem Cabet zu vergleichen, der ſein die Menſchheit beglückendes Ikarien, einen Traum- und Muſterſtaat, auf den Wolken der Phantaſie vor uns aufbaut. Doch ſolche Projectionen künftiger Geſellſchaftswelten ſind ſchon für den Philoſophen keine glückliche Aufgabe; die Campanella und Thomas Morus haben mit ihren Utopien einen ſehr geringen Einfluß auf den Fortſchritt der Menſchheit ausgeübt. Auch der Dichter läuft Gefahr, bei dieſem Aufbau einer beſſern und beſten Welt entweder allen feſten Boden zu verlieren oder in die Proſa zu verfallen, wenn er zu ſehr ins Detail geht, ähnlich wie Cabet's Ikarien nach der einen Seite eine phantaſtiſche Wolkenſchöpfung, nach der andern eine mit allen Details der trockenſten Verwaltungskunde überladene, mit einer oft kleinlichen Nüchternheit ausgeführte Organiſation iſt. Der Peſſimismus iſt immer markiger und lebensfähiger als der Optimismus, zu dem dieſe Welt ſo wenig Veranlaſſung gibt. Auch in der verſchiedenen Grundrichtung beider Dichter liegt es, daß Byron um ſo viel feſter als Shelley in ſeiner Gedankenwelt wurzelt und ihr ein beſtimmteres Gepräge zu geben weiß, daß er überhaupt ſein von Haus aus ſchärfer und größer ausgeprägtes Talent auch noch günſtiger darzuſtellen weiß.

Dagegen muß Shelley, wenn man ihn mit den Dichtern der Seeſchule, wenn man ihn mit den gekrönten Poeten des londoner Hofs von Southey bis Tennyſon vergleicht, als eine weit bedeutendere Erſcheinung anerkannt werden. Denn neben der faſhionabeln Formvollendung dieſer weichen, meiſt in einem Rührbrei zergehenden Laureatenpoeſie hat die ſeinige etwas gigantiſch Aufſtrebendes, weil ſie einen weit tiefern Gedankeninhalt beſitzt, weil ſie eine nichtsſagende Welt befehdet, welcher von dieſen Dichtern Weihrauch geſtreut wird, weil ſie menſchheitliche Urbilder verherrlicht, wo dieſe nur blaſſe Copien des realen Lebens, die Schiffsjungen und Maikönigin nen, ſentimental aufſchminken.

Shelley kam ſchon auf der Schule, auf der Univerſität in den Geruch des Atheismus. In dem orthodoxen England war dadurch ſein Name mit einem Makel behaftet, der ihn auf allen Lebenswegen begleitete. Schon mit 18 Jahren hatte Shelley die „Königin Mab" gedichtet — ein Gedicht, das eine gewiſſe unreife Jugendlichkeit nicht verleugnet, dafür aber auch Stellen von lieblichſtem Zauber und hinreißendem Schwung beſitzt. Es mochte zunächſt wenig angemeſſen erſcheinen, die Feenkönigin Mab, die aus Mercutio's Beſchreibung als ein zierlicher, neckiſcher Traumgeiſt bekannt iſt, dies Miniaturgeſchöpf der Dichterphantaſie zur Heldin eines Poems zu machen, welches über Gott und die Menſchheit neue Offenbarungen verkünden und ungefähr die Rolle ſpielen ſollte, die Byron in ſeinem „Cain" dem Lucifer anvertraut. Die Fee Shelley's iſt zwar kein Miniaturbild wie die des Mercutio, aber doch eine durchweg phantaſtiſche Erſcheinung, zarter als „die flockige Wolke, kaum angehaucht vom blaſſen Abendroth, die das ſpähende Auge nur mühſam gewahrt"; ihr perldurchſichtiges Geſpann durchfurcht nicht des Mondlichts Strahl; ihr Zauberſtab iſt mit Amaranthgeflecht verziert; kurz, es iſt eine Fee, welche irgendeiner fleur animée zum Verwechſeln ähnlich ſieht, eine Fee im Balletcoſtüm, welche metaphyſiſchen Fragen ſo fremd erſcheint wie eine Sylphide der Proſceniumslampen der Hegel'ſchen Phänomenologie. Nachdem dieſe Fee nun die Seele der ſchlummernden Janthe in einer an die chineſiſchen Taoſſe-Dramen erinnernden Weiſe von ihrem Körper getrennt, verkündet ſie derſelben ihr eigenes hohes Amt:

Ich bin die Feenkön'gin Mab; die Wunder
Der Menſchenwelt zu wahren, iſt mein Amt;
Der unermeßlichen Vergangenheit
Geheimniß ſind' ich in der Menſchenbruſt,
Auf des Gewiſſens ernſten, unbeſtochnen,
Wahrheitsgetreuen Tafeln eingeprägt;
Die Zukunft aus den Folgen jeder That
Enträthſl' ich; unverzeichnet laſſ' ich nicht
Den Stachel, den die rächende Erinnerung
Eindrückt des Menſchen ſelbſtiſch harter Bruſt,
Noch jenes Wonnebeben, das das Herz
Des Tugendhaften fühlt, wenn ſeinen Tag
In Wort' und Werken edel er vollbracht.
Auch iſt es mir geſtattet, zu zerreißen
Den Schleier ſterblicher Gebrechlichkeit,
Auf daß der Geiſt, in wechſelloſe Reinheit
Gekleidet, lerne, wie am ſchnellſten er
Das große Ziel, das ihm beſtimmt, erreiche,
Und jenen Frieden koſte, den zuletzt
Alles, was lebt und athmet, theilen wird.

Dieſe Feenkönigin predigt nun das Evangelium des Atheismus, und wenn die Feenkönigin des Mercutio mit eines Decemſerkels Schwanz die Naſe des eingeſchlafenen Pfarrers kitzelt, ſo begnügt ſich die Shelley's nicht mit dieſer harmloſen Chicane gegen die Theologen, ſondern ſucht die Grundfeſten ihres Glaubens umzuſtoßen.

Gleichwol liegt der Atheismus der Dichtung mehr in der unreifen Keckheit, womit gegen den transſcendenten Gott des Kirchenglaubens proteſtirt wird, in der burſchikoſen Negative, die beſonders an einer Stelle in eine Hymne des Atheismus ausbricht, als in dem ganzen Inhalt der Dichtung, der im Gegentheil von dem wärmſten Gottgefühl beſeelt iſt. Der Geiſt, der die Natur durchdringt, der in der Unendlichkeit der Schöpfung lebt, iſt ihm ihr alleiniger Gott. Wenn er ſagt, daß der Name Gottes ſchon jeden Misbrauch mit Heiligenſchein umſtrahlt hat, daß Prieſter vom Gott des Friedens ſchwatzen zur ſelben Zeit, wo ihre Hand vom Blut Unſchuldiger trieft: ſo berühren dieſe Ausartungen der Religion doch nicht ihr Weſen. Und iſt man tolerant genug, dem Glaubensbekenntniß des Goethe'ſchen Fauſt beizuſtimmen:

Gefühl iſt alles — Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut —

ſo muß man bekennen, daß kein ſchönerer Pſalm auf die Gottheit geſungen iſt als der Preis der Natur, den Shelley ſeiner atheiſtiſchen Feenkönigin in den Mund legt:

Geiſt der Natur! O nein!
Der reine Ausfluß deines Weſens ſtrömt
Durch jedes Menſchenherz.
Errichtet haſt du dort
Den Thron der höchſten, ewig heil'gen Macht;
Du biſt der Richter, deſſen Wink
Des Menſchen kurze, ſchwache Kraft
Ohnmächtig ſchwinden läßt,
Dem Wind gleich, der vorüberweht.
So hoch ſteht über irdiſchem Gerichte
Dein Tribunal, wie Gott
Hoch über Menſchen ſteht.

Geiſt der Natur! Du Leben
Endloſer Myriaden rings im All;
Du Seele jener mächt'gen Sphären,
Die wandellos den Himmelspfad durchziehn;
Geiſt jenes kleinſten Weſens,
Das in dem Sonnenſtäubchen
Des Frühlings lebt und wohnt: —
Der Menſch, gleich allem, was da fühllos webt,
Erfüllt bewußtlos deinen Willen;
Für ihn auch reift heran
Die Zeit des ewigen Friedens,
Die bald und ſicher kommt;
Die grenzenloſe Welt, die du durchdringſt,
Wird ſonder Fehl dann glänzen
In ungetrübt vollkommner Harmonie.

Der Blick, den wir auf die Geſchichte der Menſchheit werfen, auf die Vergangenheit, auf die in Moder geſunkene Herrlichkeit prächtiger Städte, großer Mittelpunkte der Cultur, iſt kein erquicklicher; es iſt eine Elegie, keine Theodicee, die der Dichter ſingt, obgleich er dieſem Wandel des irdiſchen Lebens wieder die wandelloſe Harmonie der ewigen Natur gegenüberſtellt.

Doch auch die Gegenwart bietet nichts Tröſtliches: das Königthum erſcheint dieſer Feenkönigin nur als eine Tyrannis, ſchwelgeriſch, grauſam inmitten eines prunkenden Hofſchranzenthums; der König ſucht umſonſt nach Frieden, deſſen Tempel nur das Herz des Tugendhaften iſt. Der Krieg iſt ein Verbrechen der Staatsmänner, Könige und Prieſter; ſeine Greuel werden mit glühenden Farben geſchildert:

Das Kind,
Eh's noch der Mutter heil'gen Namen lallt,
Iſt ſchon erfüllt von unnatürlichem
Verbrecherſtolz und hebt ſein Kinderſchwert
In eines Helden grimmer Art empor.
Ach! Dieſer Arm wird einſt die blut'ge Geiſel
Der armen Erde, während große Namen,
In harmlos ſanfter Kinderzeit gelernt,
Dem Mann als Hülle dienen, zu umdunkeln
Die klare Leuchte der Vernunft und gar
Das Schwert zu heil'gen, das, zum Kampf gezückt,
Schuldloſer Brüder Blut vergießen ſoll.

Die Religion erſcheint als die Zwillingsſchweſter der Selbſtſucht; dieſer dient auch der Handel, unter deſſen giftigem Schatten nicht eine einzige Tugend entſprießt. Vor dem Golde neigt ſich der eitle Reichthum, die niedere Größe, der gemeine Stolz; der eiſerne Scepter des Mangels zwingt noch immer den Sklaven, ſich vor dem Reichthum zu beugen, ſein Leben mit nutzloſer Mühe zu vergiften; alles wird erkauft, ſelbſt die Liebe iſt künſtlich. Kurz, der Dichter malt daſſelbe Gemälde der verderbten Civiliſation mit dem Ernſt eines entrüſteten Pathos, wie es Byron im „Don Juan" mit aller Keckheit ſatiriſcher Farben gemalt hat. Es iſt der Proteſt Rouſſeau's, der Proteſt des einfachen Naturſtandes der Menſchheit gegen die ganze Cultur, gegen Staat, König und Glauben, Handel und Verkehr, der Proteſt eines auf allen Vieren kriechenden Radicalismus gegen die zweibeinig organiſirte Welt.

Das Phantom des „Ahasver", das der Dichter heraufbeſchwört, iſt eine Illuſtration des Glaubens an einen perſönlich und allmächtig in die Geſchicke der Menſchheit eingreifenden Gott. Ahasver erſcheint als Träger der göttlichen Rache, die über ihn ein ſo grauſames Los verhängte. Gegenüber dieſem Glauben, den der Dichter verwirft, preiſt er die Gottheit, die als Weltgeiſt in ſtiller Nothwendigkeit waltet, die Gottheit des Spinoza:

Geiſt der Natur, du allgewalt'ge Macht!
Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!
Ungleich dem Gott des Menſchenwahns, verlangſt
Du nicht Gebet noch Lobgeſang; die Laune
Des ſchwachen Menſchenwillens hat nicht mehr
Gemein mit deinem Thun, als ſeiner Bruſt
Veränderliche, flücht'ge Leidenſchaften
Mit deiner ew'gen Harmonie; der Sklav,
Deß grauſenhafte Lüſte rings umher
Elend verbreiten, und der Biedermann,
Dem angeſichts des Glücks, das ſeinen Thaten
Entkeimt, die Bruſt in edelm Stolze ſchwillt;
Der Giftbaum, unter deſſen Schatten alles,
Was lebt, verdorrt; die Eiche, deren Dach
Ein laubiger Tempel iſt, wo ſel'ge Liebe
Die Schwüre tauſcht, — ſind gleich vor deinem Blick.
Du nährſt nicht Haß noch Liebe, kennſt nicht Gunſt
Noch Rache, noch die ſchlimmſte Gier nach Ruhm;
Und alles, was die weite Welt umfaßt,
Iſt nur dein willenloſes Werkzeug, du
Betrachteſt alles unbeſtochnen Blicks
Und fühlſt nicht ſeine Luſt noch ſeine Leiden,
Denn menſchlich nicht ſind deine Sinne
Und menſchlich deine Seele nicht.

Doch als Gegenſatz der verderbten, durch den Glauben der Prieſter, die Allmacht der Fürſten, den Zauber des Goldes innerlich verwüſteten Welt zeigt die Fee nun ein Bild der ſchönen fernen Zukunft, das um ſo mehr wie eine Phantasmagorie erſcheint, als nirgends in der zerrütteten Gegenwart die Fäden ſich zeigen, die über ſie hinausführen. Dort iſt alles Licht und Glorie, hier alles Nacht und Schrecken. Es iſt das goldene Zeitalter, das die Dichter des Alterthums an den Anfang, die Dichter der Neuzeit an das Ende der Welt ſetzen. Shelley's Utopien iſt aber nicht blos eine beglückte Menſchenwelt — auch die Phyſiognomie der Erde, die ganze Natur hat ſich verändert, die Stürme und die Löwen ſind zahm geworden. Die ungeheuern Sandwüſteneien haben ſich in eine „maßliebüberdeckte Flur" verwandelt, welche dem Sonnenaufgang ihre Düfte zuhaucht; das Kind theilt ſein Morgenmahl mit dem Baſilisken, der ihm die Füße leckt; das ſturmbewegte Meer iſt ein ſtilles mit Paradieſesinſeln geſchmücktes Waſſerreich geworden; die Früchte ſind immer reif, die Blumen immer ſchön; die Löwen ſpielen mit den Zicklein und der Fingerhut hat aufgehört, giftig zu ſein. Zeit und Tod iſt überwunden; es gibt keine Paläſte, Dome und Kerker mehr; der Menſch iſt frei von allen Satzungen; alles iſt Licht, Luſt, Lächeln und der wiedergeborenen Erde ertönt der machtvolle Dithyrambus:

O ſel'ge Erde! Himmelswirklichkeit,
Nach der die ruheloſen Geiſter ſtreben,
Die ewig durch die Menſchenwelt ſich drängen!
Du aller irdiſchen Hoffnung Inbegriff!
Du hehrer Lohn des blindvollzieh'nden Willens,
Deß Strahlen ſich, durch Raum und Zeit verbreitet,
In Einem Punkt für immerdar vereinen!
Der reinſten Geiſter reine Heimat du,
Wo Schmerz und Sorge, Ohnmacht und Verbrechen,
Unwiſſenheit und Krankheit unbekannt!
O ſel'ge Erde, Himmelswirklichkeit!

Daß in dieſer nur mit bengaliſchen Flammen beleuchteten Welt, welcher der Reiz des Negativen gänzlich fehlt, zuletzt die tödlichſte Langeweile herrſchen muß: das konnte allerdings einer achtzehnjährigen Intelligenz entgehen. Shelley erweiſt ſich als ein frater icaricus, wie in der meiſterhaften Perſiflage des Jordan'ſchen „Demiurgos", in der Idylle „Nirgendheim" der Theoretiker dieſes Utopien heißt. Und auf dieſer „ſel'gen Erde" würde gewiß das Chor der Nirgendheimer ertönen:

Ertheilet uns Rath, was fangen wir an, barbariſch wird uns die Zeit lang,
Da die Welt, wie es ſcheint, im plötzlichen Satz auf dem Wege des Guten zu weit ſprang.

Dieſe Achillesferſe der Dichtung darf uns indeß nicht vergeſſen laſſen, welch ein Duft über einzelnen Schilderungen derſelben ſchwebt, und wie die düſtere Energie des Perſius das Gemälde unſerer zerfreſſenen Civiliſation durchdringt. Nur ein großes Dichtertalent konnte mit 18 Jahren ein ſolches Werk verfaſſen, und daß es ein achtzehnjähriger Dichter verfaßte, entſchuldigt hinlänglich ſeine Schwächen.

Als Curioſum verdient noch eine Stelle der Dichtung nähere Beachtung, um ſo mehr, als ſie der Dichter ſelbſt mit einem ausführlichen Commentar verſehen hat; es ſind die Verſe:

Der Menſch, der einſt,
Ein flücht'ges Traumbild, durch die flücht'gen Jahre
Dahinſchritt, weilt unſterblich jetzt auf Erden.
Nicht mehr das Lamm, das ihm ins Antlitz ſchaut,
Erſchlägt er, ſich an ſeinem Fleiſch zu letzen,
Das, der Natur beleidigt Recht zu ſühnen,
Die Säfte ſeines Körpers faulen machte
Und böſe Leidenſchaften, eiteln Wahn,
Verzweiflung, Ekel, Haß in ſeiner Seele
Erzeugte — des Verbrechens und der Seuchen,
Des Elends und des Todes Wucherkeime.

Shelley iſt ein eifriger vegetarian, er ſucht in der eingehenden Abhandlung, die er dieſen Verſen beifügt, nachzuweiſen, daß ſowol die Organiſation des Menſchen ihn neben die pflanzenfreſſenden und nicht neben die fleiſchfreſſenden Thiere ſtellt, als auch, daß alle Laſter und Verbrechen, alle Krankheiten, alle phyſiſchen und geiſtigen Störungen von der ungeeigneten Fleiſchnahrung herrühren. Selbſt die Weltgeſchichte würde eine andere Geſtalt angenommen haben, wenn die Menſchheit ſich mit Pflanzenkoſt begnügt hätte.

Gewiß ſprechen die galligen Wangen Bonaparte's, ſeine gefurchte Stirn, ſein gelbes Auge, die beſtändige Unruhe ſeines Nervenſyſtems nicht minder deutlich den Charakter ſeines raſtloſen Ehrgeizes aus, als ſeine Mordthaten und Siege. Es iſt unmöglich, daß Bonaparte, wenn er aus einem Geſchlechte von Pflanzen- und Fruchteſſern entſproſſen wäre, die Neigung oder die Macht gehabt haben könnte, den Thron der Bourbons zu beſteigen.

Von der Einführung der vegetabiliſchen Diät verſpricht ſich Shelley das Ende aller körperlichen und geiſtigen Krankheiten, die Verlängerung unſerer Exiſtenz, die Erhöhung jedes Lebensgenuſſes. Es ſcheint, als ob der Dichter die Anſicht hegte, das goldene Zeitalter der „Königin Mab", wo die Kinder und die Baſilisken miteinander ſpielen, könne am erſten durch Pflanzenkoſt erreicht werden. Die neuere Chemie hat indeß wol die Gleichartigkeit der Nahrungselemente bei Thier- und Pflanzenkoſt hinlänglich nachgewieſen, ſodaß der Unterſchied kein ſo großer ſein kann, mag der Menſch den erforderlichen Stickſtoff aus einem Ochſen oder aus einem Eſau'ſchen Linſengericht beziehen.

Das zweite von Strodtmann überſetzte Gedicht: „Alaſtor oder der Geiſt der Einſamkeit", hat ebenfalls einen viſionären Zug. Shelley ſelbſt charakteriſirt es in ſeinem „Vorwort" in folgender Weiſe:

Das „Alaſtor" betitelte Gedicht iſt als ein allegoriſches Bild eines der intereſſanteſten Zuſtände der menſchlichen Seele zu betrachten. Es ſchildert einen Jüngling von unverdorbenem Gemüth und abenteuerlichem Geiſte, den eine Phantaſie, die durch Vertrautheit mit allem Vortrefflichen und Erhabenen entflammt und geläutert iſt, zur Betrachtung des Weltalls leitet. Er trinkt mit vollen Zügen aus den Quellen der Erkenntniß und bleibt dennoch ungeſättigt. Die Erhabenheit und Schönheit der äußern Welt prägt ſich tief in ſeine Gedanken ein und verleiht ihren Geſtaltungen eine unerſchöpfliche Vielſeitigkeit. So lange ſein Streben ſich auf ſo unendliche und unermeſſene Gegenſtände zu lenken vermag, iſt er heiter, ruhig und Herr ſeiner ſelbſt. Aber es kommt eine Zeit, wo ihn dieſe Gegenſtände nicht mehr befriedigen. Sein Geiſt erwacht endlich plötz-

lich, und dürſtet nach dem Verkehr mit einem ihm ähnlichen Geiſte. Er ſchafft ſich in ſeiner Phantaſie das Weſen, das er liebt. Da er mit den Speculationen der erhabenſten und vollkommenſten Naturen vertraut iſt, vereinigt die Viſion, in welcher er ſeine eigenen Vorſtellungen verkörpert, alles Wunderbare, Weiſe und Schöne, was der Dichter, der Philoſoph oder der Liebende ſich zu malen vermöchte. Die geiſtigen Fähigkeiten, die Phantaſie, die Functionen der Sinne tragen ſämmtlich Verlangen nach der Sympathie entſprechender Kräfte in andern menſchlichen Weſen. Der Dichter, wie er hier geſchildert wird, vereinigt all dieſe Forderungen und überträgt ſie auf ein einziges Bild. Er ſucht vergebens nach einem Ebenbilde dieſer Schöpfung ſeiner Phantaſie. Gebrochen von ſeiner Enttäuſchung, ſteigt er in ein frühes Grab.

Der Grundgedanke iſt übrigens in der Dichtung ſelbſt nicht mit vollkommener Schärfe ausgeprägt. Dagegen ſind die Naturbilder zum Theil von grandioſer Schönheit und erinnern an jene Bilder erhabener Natureinſamkeit, wie ſie in den indiſchen Dramen von Kalidaſa und Bhavabuti ſo überwältigend uns vor die Seele treten. Auch hier in dieſer Dichtung erſcheint die todte Landſchaftsmalerei, wie ſie Gervinus den Byron'ſchen Gedichten vorwirft, nirgends ſtörend. Die Seele des fieberiſch ſeinem Traumbild nachjagenden Alaſtor belebt die Einſamkeit mit ihren Träumen; er ſieht ſtets neben ſich den Geiſt in einem Gewand, gewebt aus allem, „was die Erde an Majeſtät, Geheimniß oder Anmuth beut". Die Scenerie des Kaukaſus wird uns übrigens in großartigen Bildern vorgeführt:

Er wanderte
Am graſigen Uferhang des kleinen Baches;
Ins grüne Moos eindrückt' er ſeinen Fuß,
Der von des Fiebers Glut erzitterte.
Gleich einem Kranken, der in Wahnſinnsluſt
Vom Fieberlager aufſpringt, eilt' er fort:
Doch nicht gleich ihm der finſtern Gruft vergeſſend,
In die er niederſteigen muß, ſobald
Des matten Taumels Flamme ſich verzehrt.
Mit raſchen Schritten in der Bäume Schatten
Geht er des Murmelbaches Lauf entlang;
Und jetzt vertauſcht den ernſten Waldesdom
Er mit dem lichten Glanz des Abendhimmels.
Aus dürrem Mooſe lugte grau Geſtein,
Und hemmte des empörten Baches Wellen;
Den rauhen Abhang überſchatteten
Des feinen Schachtelhalmes ſchlanke Stengel,
Und knorrige Wurzeln alter Fichten nur,
Zweiglos und blitzverſehrt, umklammerten
Den harten Boden. Ein allmählicher,
Doch grauſenhafter Wechſel! Denn, wie ſchnell
Die Jahre fliehn, die glatte Stirn ſich runzelt,
Das braune Haar erbleicht und gläſern ſtarr
Die einſt thauglänzenden Augenſterne ſunkeln:
So wich der Blumen Pracht, der kühle Schatten
Des grünen Hains mit ſeinem holden Duft
Und ſüßen Schalle hinter ihm zurück.
Doch ruhig folgte er dem Strom, der jetzt
Mit ſtärkrer Flut des Thales Labyrinth
Durchrollte und mit winterlicher Haſt
Die Bahn ſich grub in kühngeſchwungnen Krümmen.
Ringsum jetzt thürmten Felſen ſich empor,
Seltſam geformt, die ihre ſchwarzen Zinnen
Im Abendlicht erhoben, und ihr Grat,
Des Gießbachs Bett verfinſternd, zeigte droben
Inmitten wankend morſchen Steingerölls
Vielriſſige Klüfte, ſchwarze Höhlenrachen,
Aus deren Windungen des Stromes Brauſen
In tauſendfachem Echo widerſcholl.
Sieh! Wo der Engpaß gähnend weit ſich dehnt,
Stürzt ſchroff hinab der Berg und ſcheint die Welt
Mit ſeiner Klippen Kamm zu überhängen;
Denn unten breiten ſich, vom falben Mond
Und von der bleichen Sterne Glanz beſchienen,
Gewalt'ge Ströme, inſelreiche Seen,
Lichtblaue Berge, dämmernde Gefilde,
Gehüllt ins bleiern matte Abenddunkel,
Und an des fernen Horizontes Saum
Die purpurglüh'nden Hügel, deren Leuchten
Sich mit dem Zwielicht miſcht.

Gleiche Ueberſchwenglichkeit, der gleiche Aeolsharfenklang der Poeſie tönt durch die Dichtung „Epipſychidion": die begeiſterte Feier eines ſchönen Weibes und einer innigen Liebe, im einzelnen reich an dichteriſchen Schönheiten erſten Ranges, im ganzen aber zu ambroſiſch zerfloſſen. Die Liebesſehnſucht baut ſich eine Wohnſtätte auf einer ſeligen Inſel; doch die ganze Staffage der Ringeltauben und Rehe hat etwas Sentimentales und erinnert an die Geburtstagsverslein und ihre colorirten Bilderchen. Mitten in dieſe empfindſamen Ergüſſe tönt dann oft ein dithyrambiſcher Vollklang:

Entflieh' mit mir, gekommen iſt die Zeit!
Dem, was in mir voll trüber Sterblichkeit,
Mögſt ewig du veſtaliſche Schweſter ſein;
Dem Nievergeh'nden, Heil'gen, was nicht mein,
Was ich iſt, ſei fortan vereint als Braut,
Die glücklich und beglückend um ſich ſchaut!
Die Stund' iſt da — der Schickſalsſtern ging auf.
Aus deinem Kerker führt er dich herauf;
Hoch ſind die Mauern, und die Thore feſt,
Die Wachen ſtark — doch wahre Liebe läßt
Sich ſo nicht zwingen; alles überſpringt
Sie wie der Blitz, der ungeſehn durchdringt
Der Erde Kern, und wie des Himmels Winde,
Die dem, der ſie ergreift, entfliehn geſchwinde;
Mehr noch dem Tode gleich, der, auf Gedanken
Hinjagend, Palaſt, Thurm und Tempelſchranken
Misachtet: — ſtärker iſt die Liebe noch,
Denn ſie zerbricht ſogar des Todes Joch,
Macht frei den Leib in Ketten, frei das Herz
In Qual, die Seel' in Staub und Sündenſchmerz.

Die Mehrzahl der einzelnen Gedichte, welche Strodtmann überſetzt, hat einen elegiſchen Grundzug; die Vergänglichkeit des Lebens, die Vergeſſenheit, die ihren Schleier ſo raſch über alles breitet, werden in wehmüthigen Klängen gefeiert. Sehr ſchön beginnt die letzte Elegie mit der Strophe:

Wenn die Lampe zerſchmettert,
Iſt ihr Licht im Staube verglüht;
Wenn die Roſ' entblättert,
Iſt ihr Duft im Winde verſprüht;
Wenn die Laute zerbrochen,
Iſt ihr lieblicher Klang verhallt;
Wenn die Lippen geſprochen,
Iſt ihr Wort vergeſſen ſo bald.

Shelley's politiſche Lyrik iſt auf denſelben Grundton geſtimmt wie die Byron's. Wenn dieſer an Napoleon eine Ode dichtet, ſo dichtet Shelley ein Sonett an den gefallenen Imperator: „Gedanken eines Republikaners

beim Sturze Bonaparte's.“ Er haßte Napoleon, ſolange derſelbe die Macht in Händen hatte, doch jetzt nach ſeinem Sturz erkennt er,

Daß nicht Gewalt und Trug der ſchlimmſte Feind
Der Tugend ſind — nein, alter Satzung Zahn,
Erlaubter Frevel, blut'ger Glaubenswahn.

Eine „Ode an die Freiheitskämpfer“, ein Gedicht an „Englands Männer“ beſchwören die ſociale Revolution herauf, fordern die Bienen auf zum Kampfe gegen die Drohnenbrut, laden zum heiligen Rachekampf. Es ſind blutrothe Hymnen, greller als Byron je zu dichten wagte, doch auch zielloſer und nebelhafter. Ein pechrabenſchwarzes politiſches Nachtbild iſt das Sonett:

England im Jahre 1819.

Ein König, alt, toll, blind, dem Tod verfallen;
Prinzen, die Hefen ihres trägen Stamms,
Verhöhnt als kothiger Abhub kothigen Schlamms;
Regierer, fühllos, taub den Klagen allen,

Blutegeln gleich ihr Mordwerk (Gott verdamm's!)
Verrichtend, bis ſie blutſatt niederfallen;
Ein darbend Volk, erwürgt in Hütt' und Hallen;
Ein Heer, das Mord und Raub im bunten Wams

Zum doppelſchneid'gen Schwert für alle macht,
Für die das Recht ein feiler, blut'ger Trug;
Ein Glaube, gottlos, ein verſiegelt Buch;
Ein Volksrath, ſchlechter, als er je erdacht:

Sind Gräber, draus ein glanzvoll Trugbild mag
Erſtehn, ein Licht für unſern Sturmestag.

Nachdem der Dichter derartige poetiſche Dracheneier ausgebrütet, durfte man ſich nicht wundern, wenn das nationalſtolze Britannien dieſen Vertreter der ſataniſchen Schule mit Haß und Verachtung von ſich ſtieß. Gelungener als die politiſchen Oden ſind die Oden „an den Weſtwind“; „an die Lerche“, in denen die warme Naturempfindung des Dichters einen begeiſterten Aufſchwung nimmt. Als Odendichter darf Shelley überhaupt einen hohen Rang beanſpruchen; er beherrſcht den Stil der Ode, er trifft den aphoriſtiſch-grandioſen Ton, durch den ſich die Ode von Lied und Elegie unterſcheidet, den kühnen Wurf der Bilder und Gedanken, deren Verknüpfungen nicht bequem und leicht ſind, ſondern auch von ſeiten der Hörer und Leſer gewagte Sprünge der Phantaſie verlangen.

Rührend iſt das Gedicht Shelley's: „An meinen Sohn“, gedichtet im Jahre 1819, als der Lordkanzler von England dem Dichter ſeine beiden Kinder aus erſter Ehe unter dem Vorwand vorenthielt, daß er als Atheiſt nicht im Stande ſei, dieſelben moraliſch zu erziehen — eine Begriffsverwirrung, die allerdings nur im orthodoxen England möglich iſt. Shelley fürchtete damals, daß man ihm auch ſeinen jüngſten Sohn William entreißen werde:

Die Wogen ſchäumen und toſen am Strand,
Schwach iſt und klein der Kahn,
Schwarz grollt das Meer und am Himmelsrand
Schon dunkelt des Sturmes Nahn.
O komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! Ob die Wellen drohn
Und die Winde heulen, wir müſſen an Bord,
Sonſt reißen die Schergen der Macht uns fort!

Es bleibt uns nur noch übrig, das einzige Trauerſpiel Shelley's: „Die Cenci“, ins Auge zu faſſen, welches Byron für die beſte Tragödie erklärte, die ſeit Shakſpeare in England gedichtet worden und welches auch Strodtmann in der Vorrede „ein Meiſterwerk dramatiſcher Kunſt“ nennt.

In Wahrheit zeigt ſich Shelley's Talent in dieſer Dichtung von einer ganz neuen Seite. Es herrſcht in den „Cenci“ eine ungemeine Energie des dramatiſchen Ausdrucks, welche mit der oft ſentimental verſchwommenen Lyrik des Dichters merkwürdig contraſtirt. Nicht minder anzuerkennen iſt die Geſchicklichkeit, mit welcher in dieſem Drama die Peinlichkeit der Vorausſetzungen zwar nicht verwiſcht, aber doch bis zu einer gewiſſen Grenze abgedämpft wird. Einzelne Situationen ſind markig und mit kühnen Umriſſen ausgeführt, die Beredſamkeit des Affects iſt oft von hinreißender Gewalt.

Gleichwol iſt der Stoff danach angethan, nicht blos in dem prüden England, wie Strodtmann meint, Anſtoß zu erregen, er iſt überhaupt widerwärtigſter Art, und keine deutſche Bühne dürfte mit Ausſicht auf Erfolg wagen, das Drama, ſelbſt wenn ſeine Vorzüge noch blendender wären als ſie ſind, zur Aufführung zu bringen. Es iſt nicht einmal der Zwiſt zwiſchen Vater und Tochter, der ſo anwidernd wirkt, ein unnatürliches und vom Dichter ſelbſt nur mit Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen bezeichnetes Verbrechen; es iſt noch mehr die pſychologiſche Motivirung deſſelben, der Haß, den der alte Cenci gegen ſeine Kinder hegt, was auch nicht die leiſeſte Sympathie für die Handlung aufkommen läßt. Der alte Cenci iſt ein Scheuſal, ſeine Bosheit und Niederträchtigkeit iſt um ſo ſchlimmer, als ſie eine grundloſe iſt, die reine Luſt am Abſcheulichen, die im Widerſpruch ſteht ſelbſt mit dem Egoismus der Vaterliebe. Der Dichter hätte das widernatürliche Verbrechen auch in anderer Weiſe motiviren können, es bedurfte dazu nicht eines abſolut verruchten Charakters, welcher der menſchlichen Theilnahme gar keinen Anhalt bietet. Ein Vater, der in Jubel ausbricht, als er den gewaltſamen Tod zweier Söhne erfährt, der vor einer geladenen Geſellſchaft den Weinpokal erhebt und ausruft:

Du edler Wein, deß helle Purpurflut
In dieſem Goldpokal beim Kerzenſcheine
So luſtig wogt, wie jetzt mein Herz ſich freut,
Der gottverfluchten Söhne Tod zu hören,
O, könnt' ich glauben, daß ihr Blut du wärſt:
Ich koſtete dich wie ein Sakrament
Und tränke dich dem Höllenfürſten zu,
Der, wenn es wahr iſt, daß des Vaters Fluch
Mit ſchnellſtem Fittich ſeiner Kinder Seelen
Nacheilt und ſie vom Thron des Himmels reißt,
Jetzt meiner Luſt ſich freut! —

ein ſolcher Vater exiſtirt nur in der kranken Phantaſie des Dichters oder bei den Kannibalen. Die Heldin wird freilich ihrer Mitſchuld um die Ermordung des verbrecheriſchen Vaters dadurch entlaſtet, daß dieſe That die Welt von einem Scheuſal befreit. Dennoch kann auch die vatermörderiſche Tochter uns keine Sympathien einflößen.

Beatrice mußte den Tod der Lucretia ſterben. Der Dichter hat das gefühlt und ihr deshalb die folgende Rede in den Mund gelegt:

Gott,
Laß mich verſtört und wirren Sinns nicht richten!
Wenn Tag für Tag ich weiter leben muß
Und dieſen Leib, den Tempel deines Geiſtes,
So ſchmählich nun entweiht, bewahren ſoll
Wie eine ſchmuzige Höhle, aus der alles,
Was dir ein Greuel iſt, dich ungerächt
Und höhnend anſtarrt — nein, es ſoll nicht ſein!
Selbſtmord? — vielleicht iſt der auch keine Rettung;
Denn zwiſchen ihm und unſerm Willen klafft
Gleich einem Höllenſchlunde dein Gebot.
Weh mir! In dieſer ganzen Erdenwelt
Gibt's kein Geſetz und keinen Urtheilsſpruch,
Nach dem die Frevelthat zu richten wäre,
Die man an mir verübt.

Dieſe Sophiſtik iſt wenig überzeugend. Das göttliche Gebot, das „gleich einem Höllenſchlunde zwiſchen dem Selbſtmord und unſerm Willen klafft", verpönt doch noch härter den Vatermord. In der That hätte der Dichter beſſer gethan, nicht erſt auf dieſen Ausweg hinzuweiſen, denn er wies damit gleichzeitig auf eine Schwäche in der Motivirung ſeines Dramas hin. Auch in ihrem fernern Auftreten nach der Ermordung des alten Cenci zeigt Beatrice keine tragiſche Größe. Wir bewundern die eiſerne Hartnäckigkeit, mit der ſie den Richtern gegenüber ihre Verbrechen leugnet, den Muth, mit dem ſie der Folter trotzt, die reueloſe Dithyrambik, mit der ſie die eigene That preiſt und in den Tod geht; doch in dieſem harten Stolz liegt nicht der Muth einer ſchönen Seele, nicht die Anerkennung der Sühne, die ihre That heiſcht, ſo ſehr ſie von der Nöthigung, von ihrem Rechte zu derſelben überzeugt war; ja es ſcheint, der Dichter ſelbſt hat nicht die volle Tragik des Conflicts begriffen und ſieht in der That der Beatrice nur einen Act unvermeidlicher Nothwehr, der vor den göttlichen Geſetzen ſtraflos iſt. Auch keine der andern Perſonen des grellen, craſſen Stücks flößt irgendwelche Sympathien ein oder gibt ein ſänftigendes Gegengewicht zu den wilden Naturen des Dramas. Der ſanfte Lyriker Shelley hat ſich in einen bluttrunkenen Tragöden verwandelt, der Friedenstempel des Alaſtor in eine Tigerhöhle. Strodtmann ſagt in der Vorrede:

Faſſen wir in kurzen Worten unſer Urtheil über dieſen, in Deutſchland bisjetzt kaum nach Verdienſt gekannten Dichter zuſammen, ſo möchten wir vor allem behaupten, daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humaniſtiſchen Weltanſchauung ſchwerlich jemals gelebt hat. Shelley, der verſchriene Atheiſt, wandelte als ein Hoherprieſter der aufopferndſten Menſchenliebe und des ſeligſten Friedens durch die Welt — ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung, der auch in den trübſten Tagen niemals den Glauben an die urſprüngliche Güte der Menſchennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor. Wenn eine allzu idealiſtiſche Auffaſſung der letzten und höchſten Menſchheitsziele ihn häufig in abſtracte Regionen verlockte, die mehr der Philoſophie als der reinen Poeſie angehören, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß Shelley als Dichter der ernſten Betrachtung an intenſiver Wärme des Gefühls und hohem Adel der Sprache die meiſten ſeiner Vorgänger und Nachfolger auf dieſem Gebiete weit überragt. Es fehlt freilich ſeiner Poeſie meiſtens das ſinnliche Element, die unwiderſtehlich fortreißende Glut der Leidenſchaft, und ſein Geſang gleicht ſelbſt in den glutvollſten rhapſodiſchen Ausbrüchen ſeiner Phantaſie, wie in dem vielbewunderten „Epipſychidion", mehr einer unirdiſchen Elfenmuſik als dem Aufjauchzen oder Klagen und Zürnen einer kräftigen Mannesbruſt; aber das Drama „Die Cenci" beweiſt, daß ſeine künſtleriſche Geſtaltungskraft in aufſteigender Entwickelung begriffen war und daß ſein Genius berufen erſchien, mit Erfolg nach dem höchſten Lorber des Dichters zu ringen.

Dieſem Urtheil mag man beiſtimmen, wenn der Nachdruck gerade auf die Schlußworte gelegt wird. Shelley's Werke haben einen unreifen, unfertigen Zug, der ſich in der ſanften Excentricität der Lyrik, in der wilden ſeiner Tragödie ausſpricht. Von der Begabung Shelley's mag man nicht hoch genug denken, ſie iſt in Zügen von unvergänglicher Schönheit ausgeprägt. Doch er hatte noch nicht das harmoniſche Maß erreicht, welches dem Kunſtwerke des Dichters in ſeiner Ganzheit erſt Beſtand und Dauer verbürgt.

Rudolf Gottſchall.

Zur Geſchichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 43.)

Der Verfaſſer des „Abfall der Niederlande" widerſpricht ſich dazu bei ſeinen Anführungen vielfach. In denſelben Kapiteln, wo er referirt, daß die Inquiſition die allgemeine Zuſtimmung des Landes gehabt, gibt er an, daß „Geldern und Brabant ſich derſelben mit glücklichem Erfolge widerſetzten", daß die „Richter ſich vielfach widerſetzten und mit der Sache nichts zu thun haben wollten", ſagt aber dann doch wieder, daß „das Verlangen, das Unkraut (der Ketzerei) auszurotten, das ganze Volk beſeelt habe". Selbſt wenn dies letzte der Fall geweſen wäre, würde dadurch die Uebereinſtimmung des Volks mit den blutigen Maßregeln nicht bewieſen werden. Aber Holzwarth verſichert, daß nur bübiſche Agitation den Namen und das Amt der Inquiſitoren verhaßt machte. Als ob der Volksinſtinct, der ſelbſt den Henker, den Vollſtrecker blutiger Befehle, brandmarkt, nicht von ſelbſt zu Verachtung und Haß gegen die Prieſter gelangen ſollte, deren Geſchäft darin beſtand, dem Henker Opfer aufzuſpüren und in die Hände zu liefern.

Die Meinung Holzwarth's geht dahin, daß, wenn eine ſchädliche Aufregung nicht die vollkommene Ausübung der vortrefflichen Edicte gehemmt hätte, weder die Reformation Boden in den Niederlanden hätte gewinnen können, noch der Abfall von Spanien erfolgt ſein würde. Er ſagt wörtlich: „Die Ueberzeugung ſollte unantaſtbar feſtſtehen, daß der Baum der Häreſie künſtlich und mit Aufgebot vieler Kräfte in das Erdreich der Niederlande gepflanzt werden mußte und daß in Wahrheit weder der Geiſt des Volks noch die Religionsedicte und die Handhabung der Inquiſition ihn hervorgetrieben haben." Mit künſtlichen Mitteln nun laſſen ſich einzelne, läßt ſich allenfalls ein Gemeinweſen, nicht aber der größere Theil eines Volks in Neuerungen, am allerwenigſten in religiöſe Neuerungen hineintreiben. Etwas muß im Geiſt und

Weſen eines Volks vorhanden ſein, was der Bewegung entgegenkommt; alle Agitation iſt frucht- und wirkungslos, wenn ein Volk für dieſelbe unempfänglich und unzugänglich iſt. Der Verfaſſer erzählt, daß vom Jahre 1522—60 eine religiöſe Gärung in den Niederlanden nicht geherrſcht habe, der Abfall von der alten Kirche nur „ſporadiſch“ geweſen ſei. Dies heißt der einfachſten Wahrheit der hiſtoriſchen Thatſachen ins Geſicht ſchlagen. Unter dem gefürchteten Karl V. waren die Niederlande, die nördlichen zumal, von einer gewaltigen religiöſen Gärung erfüllt. Die revolutionärſte Strömung der reformatoriſchen Bewegung, der große wiedertäuferiſche „Schwarmgeiſt“, fand ſeine eigentliche Stätte in den Niederlanden. Nicht nur, daß Matthieſen und Jan von Leyden aus ihnen nach Münſter kamen, auch während der Belagerung Münſters (1535) fanden gewaltige Erhebungen der Wiedertäufer in Holland, Friesland, Gröningen ſtatt, es fehlte im Mai des genannten Jahres wenig, daß ihnen Amſterdam in die Hände gefallen wäre. Und gegenüber dieſen Thatſachen, gegenüber den Tauſenden der Hingerichteten, der Flüchtlinge (die doch immer der Natur der Sache nach nur der kleinere Theil der Ketzer ſein konnten), wagt der Verfaſſer die Hinneigung ſelbſt eines Theils des niederländiſchen Volks zur Sache der religiöſen Neuerung zu leugnen; er gibt nicht zu, daß irgendein Abfall von der alten Kirche von innen heraus erfolgt ſei, und vermag in allem nur Intrigue und künſtlich geſchürten Verrath zu erblicken.

Nach alledem fällt es natürlich dem Verfaſſer nicht ſchwer, dem Prinzen von Oranien die ganze Schuld des Abfalls von Kirche und König aufzubürden. Er hat die Niederländer mit Mistrauen gegen die Abſichten des frommen und getreuen Königs Philipp erfüllt, er hat das Mitleiden mit den Schlachtopfern des religiöſen Conſervatismus, welches dem Volke urſprünglich fremd war, angefacht, er hat die lutheriſchen und calviniſtiſchen Irrlehrer ins Land gerufen, er hat die Leute zu Hunderttauſenden aufgeſtachelt, dem Worte dieſer Prediger zu lauſchen, er hat Gott weiß was noch alles gethan und vermocht. Die „Geneſis der Revolution“ erinnert in dieſer Beziehung an die Memoiren legitimiſtiſcher Kammerfrauen und Hofbedienten, welche die ungeheuere Umwälzung des Jahres 1789 auf den „gottloſen Orleans“ zurückführen: ein Vergleich, der allerdings inſofern hinkt, als Wilhelm von Oranien ein Halbgott gegen Philipp Egalité war. Aber wie groß, wie gewaltig ſein Genie geweſen ſein möge, daß der Oranier einem Volke eine ihm fremde Seele einzuhauchen vermocht hätte, trauen wir nicht ihm, nicht irgendeinem Sterblichen zu. Hätte er indeß aus Ehrgeiz alles das gethan, deſſen er in dieſem Buche beſchuldigt wird, ſo müßten wir mit Leſſing ſagen: was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat. Wenn ein Mann durch ſeinen Ehrgeiz und nur durch ſeinen Ehrgeiz befähigt war, Gefühle, die ſeinem Volke und ihm ſelbſt (nach Holzwarth's Annahme) fremd waren, Gefühle des Erbarmens, des Mitleids, Verlangen nach Befreiung von hartem Druck, Verlangen nach nationaler Selbſtändigkeit, ſeinem Volke derart einzuflößen, daß dies Volk einen mehr als funfzigjährigen heißen Verzweiflungskampf dafür durchfocht und daran zu einem der großartigſten Gemeinweſen, welche die Welt geſehen, erſtarkte, ſo beugen wir uns in Ehrfurcht vor der Macht, die mit ſolchem Werkzeuge ſolche Wirkungen hervorbrachte!

Es iſt übrigens unglaublich, was alles einem Schriftſteller im Eifer begegnen kann. Der Verfaſſer glaubt den unheilvollen Einfluß des Prinzen von Oranien auf Egmont nicht ſchwarz genug ſchildern zu können. Und ſo ſagt er unter anderm wörtlich: „Jetzt, wo Egmont mit Oranien bricht, wo er ſich entſchieden für den König erklärt, läßt er ſich doch noch mit Mistrauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande denn doch nicht redlich meine.“ Dies „Jetzt“ iſt aber das Jahr 1566, in dem die Sendung Alba's, die Hinrichtung Egmont's bei Philipp beſchloſſene Sache war, das Mistrauen bezieht ſich auf die letzten Rathſchläge, die Oranien Egmont ertheilt und nach denen er ihn beſchwor, vor König Philipp auf der Hut zu ſein — gewiß ein Freundesrath, und wenn er Egmont nie zuvor einen guten ertheilt hätte.

Aber es iſt müßig, länger Zeit und Raum zu verſchwenden, um dieſe und ähnliche Widerſprüche zu verfolgen. Im Ernſt kann der Verfaſſer nicht gemeint haben, auf andere als den engſten Kreis ſeiner Geſinnungsgenoſſen zu wirken. Die Wahrheit, welche wir aus dem erſten Bande dieſes „Abfalls der Niederlande“ entnehmen, iſt eine ſehr unerfreuliche. Holzwarth ſagt S. 91:

> Jedes (?) religiöſe Princip trachtet nach Alleinberechtigung. Dieſes Bewußtſein ſchließt aber jede anderweitige Richtung als unwahr und falſch aus, und es kommt nur auf die Eigenart der Zeiten und Völker an, wie und mit welchen Mitteln der Kampf um die Alleinherrſchaft geführt wird. Wir greifen zu den Waffen des Geiſtes, vergangene Zeiten ſuchten mit dem grimmigen Biß des Schwertes zu widerlegen.

Dies iſt für Holzwarth's Partei ein Entſchluß der Reſignation, nicht der Ueberzeugung. Eine Geſinnung, die Geſchichte ſchreibt, wie es hier geſchehen iſt, eine Geſinnung, welche die Apologie längſt verurtheilter Greuel übernimmt, ein Fanatismus, der kein Bedauern über vergangene Grauſamkeiten, ſondern nur über den ſchlechten Erfolg derſelben empfindet, würden heute wieder die Scheiterhaufen aufrichten und die Waſſerfäſſer füllen, in denen die niederländiſchen Proteſtanten zuletzt nächtlicherweile ertränkt wurden, um ſie der Glorie des Märtyrerthums zu berauben. Und in dieſem Betracht iſt es vielleicht recht gut, daß Bücher wie das Holzwarth'ſche geſchrieben werden, die keine Bereicherung der Geſchichte, aber dafür ein Beitrag zur Signatur der Gegenwart ſind.

2. Rudolf II. und ſeine Zeit. 1600—12. Von Anton Gindely. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1862—65. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Gindely's Werk über Rudolf II. iſt, wie ſchon zuvor geſagt ward und nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden kann, ganz andern Gepräges und Gehalts als der Holzwarth'ſche „Abfall der Niederlande“, und hat mit demſelben nichts gemeinſam als die Vorausſetzung, daß die

weſentlich von Proteſtanten geſchriebene Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts einer Reviſion von katholiſcher Seite her dringend bedürftig ſei. Wir laſſen dahingeſtellt, inwieweit dies zutreffe und erinnern nur daran, mit welcher parteiloſen Objectivität unſer vornehmſter Geſchichtſchreiber, Leopold von Ranke, deſſen Domäne die Geſchichte dieſes Zeitraums iſt, Licht und Schatten zu vertheilen pflegt. Ranke's bedeutendſtes Werk: „Die Geſchichte der Päpſte im 16. und 17. Jahrhundert", darf wahrlich gerecht genannt und kann ſelbſt einer kaum verhehlten Vorliebe für die große katholiſche Reſtauration beſchuldigt werden. Wo bleibt dabei die Behauptung, daß alle proteſtantiſchen Hiſtoriker tendenziös und voreingenommen dieſe Zeiten und ihre Männer beurtheilen?

Aber wie dem auch ſei: die Berechtigung des Gindely'ſchen Werks iſt eine andere und weit höhere als die eines Buchs, welches durch neue Gruppirung der bekannten Thatſachen das hiſtoriſche Urtheil zu ändern verſucht. Der Verfaſſer hat ſich das Verdienſt erworben, die Vorgeſchichte des Dreißigjährigen Kriegs, die wunderliche Periode der letzten Regierungsjahre Kaiſer Rudolf's II., zum erſten male auf die unmittelbaren zeitgenöſſiſchen Zeugniſſe geſtützt darzuſtellen. Seine Archivforſchungen dazu haben ſich von Böhmen bis nach Spanien erſtreckt: Simancas, Venedig, das wiener Reichs- und Staatsarchiv, das bairiſche und ſächſiſche Staatsarchiv, endlich das anhaltiſche Archiv zu Bernburg (letzteres von beſonderer Wichtigkeit wegen der überaus großen politiſchen Bedeutung des Fürſten Chriſtian von Anhalt) ſind von ihm durchforſcht worden, und ſo ſagt Gindely nicht zu viel, wenn er in der Vorrede erklärt, daß ſein Werk, auf Grundlage faſt durchweg unbekannter Quellen verfaßt, dem Leſer eine beinahe ununterbrochene Kette neuer Thatſachen biete. Dies iſt im einzelnen ſo ſehr der Fall, daß kein künftiger Hiſtoriker des 17. Jahrhunderts die Berichtigungen und Lückenergänzungen, die ſich aus „Rudolf II. und ſeine Zeit" ergeben, unberückſichtigt laſſen darf und daß wichtige Ereigniſſe dieſer Periode in völlig neuem Lichte erſcheinen. Dahin gehört die Geſchichte der proteſtantiſchen Union, deren größte Bedeutung Gindely, den allgemeinen Annahmen entgegen, nicht in die erſten Jahre des Dreißigjährigen Kriegs, ſondern in die Jahre 1608—11 ſetzt, dahin ferner die ausführliche Nachweiſung des Halbwahnſinns Kaiſer Rudolf's II. und der an ihn geknüpften Combinationen, dahin vor allem die Charakteriſtik des Fürſten Chriſtian von Anhalt, der als gewaltiger Gegner des Hauſes Habsburg durch die Darſtellung ſeiner unermüdlichen, weitumfaſſenden Thätigkeit Heinrich IV. zur Seite gerückt und völlig ebenbürtig erſcheint, dahin endlich die genaue Darſtellung des Parteiweſens in den öſterreichiſchen Ländern, unmittelbar bevor dieſelben unter Kaiſer Ferdinand II. zu einer Art einheitlichen Staatskörpers zuſammengeſchweißt wurden.

Es iſt kein erfreuliches und erhebendes Stück Geſchichte, welches Gindely mit einem ſeltenen Aufwand von Fleiß und Forſchernernſt geſchildert hat, ja es iſt nur die Einleitung zu einem noch unendlich unerfreulichern und troſtloſern. Aber die Wichtigkeit dieſer Zeit und der tauſendfach gewundenen Irrgänge ihrer Politik iſt eine unbeſtreitbare. Und ſowenig die größte Zahl der handelnden Perſonen Anſprüche darauf hat, den „Heroen" Carlyle's beigezählt zu werden, ſo bedeutſam war ihr Thun und Laſſen, welches Gindely durch alle Einzelheiten hindurch verfolgt. Es iſt eins jener Stücke Geſchichte, an denen der Freund der hiſtoriſchen Poeſie und Romantik nur wenig Gefallen findet, die aber dem Denker, dem Politiker in einem gewiſſen Sinne unſchätzbar ſind: eine unerquickliche Zeit, voll von Planen, Entwürfen, Bündniſſen, Intriguen, Strebungen und Gegenſtrebungen, die entweder völlig reſultatlos blieben oder doch nur unſelige und ganz andere als die beabſichtigten Reſultate hatten; aber auch eine Zeit lehrreich wie wenige, lehrreich vor allem für die Erkenntniß, wie hohl, wie haltlos jede Staatskunſt iſt, die entweder ihre natürlichen Grundlagen und Möglichkeiten nicht kennt oder nicht beachtet, lehrreich für den Nachweis der uralten Unfähigkeit oligarchiſcher Coterien, große ſtaatliche Umbildungen herbei- und zu glücklichem Ende zu führen.

Was das katholiſche Element des Gindely'ſchen Werks anlangt, ſo macht ſich daſſelbe in durchaus würdiger, von Unwahrheit und brutalem Fanatismus gleich weit entfernter Weiſe geltend. Der Verfaſſer verſucht hauptſächlich die gültige Anſchauung zu bekämpfen, wonach die pfälzer Kurfürſten, Chriſtian von Anhalt und andere Häupter der Evangeliſchen in dieſer Periode als Vertreter des freiheitlichen Princips gegen den Despotismus der katholiſchen Reſtaurationspolitik erſcheinen, während er den Nachweis führt, wie egoiſtiſch, unduldſam, hartherzig auch die proteſtantiſche Politik dieſer Männer war. Gindely ſagt:

> Bedenke man, daß Männer wie Camerarius, Pleſſen, vor allem aber der Fürſt von Anhalt ſich nicht entblödeten, gegen Jeſuitismus, papiſtiſchen Despotismus, gegen den gewaltſamen Unterdrücker der evangeliſchen Wahrheit Ferdinand von Gratz zu donnern, ſie, die doch Grundſätze aufſtellten, in denen der Gewiſſensfreiheit des Volks mindeſtens ebenſo wenig Rechnung getragen wurde, als dies bei jenen der Fall war, die ſie nicht müde wurden zu verläſtern und an den Pranger zu ſtellen.

Dabei iſt denn doch zu erinnern, daß die Unduldſamkeit, weil ſie mit dem Princip des Proteſtantismus im Widerſpruch ſtand, den Keim des Verfalls in ſich trug und den Angriffen des 18. Jahrhunderts weit früher erlag als die katholiſche Intoleranz; daß die Geſchichte der proteſtantiſchen Verfolgungen zwar reich an Härten, Brutalitäten und unſaglichen Beſchränktheiten, aber doch glücklicherweiſe frei von den maſſenhaften Greueln des romaniſch-katholiſchen Reſtaurationsfanatismus iſt. Eben weil der Proteſtantismus dies höhere Moment der Toleranz in ſich ſchloß, war es von Wichtigkeit, daß er nicht zu Boden geworfen wurde, und nur darum hält die neuere Geſchichtſchreibung ſeinen Sieg für den des freiheitlichen Princips. Daß die calviniſchen oder lutheriſchen Eiferer und Idioten oder gar die gewiſſenloſen Politiker, die ihn im Beginn des 17. Jahrhunderts größtentheils vertraten, keine Bewunderung und kaum eine Nachſicht verdienen, räumen wir Gindely willig ein. Aber daß eine höhere

Anſchauung der Dinge, eine wahrhafte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit der Natur der Sache nach zunächſt aus dem Proteſtantismus hervorging, erhellt aus Gindely's eigener Darſtellung.

Der edelſte und achtbarſte Charakter unter der böhmiſch-mähriſchen, öſterreichiſchen und ungariſchen Ariſtokratie, die für ihre ſtändiſchen Rechte in Kampf mit dem Hauſe Habsburg trat, war in der geſchilderten Periode offenbar der Mährer Karl von Zerotin, ein Anhänger der mähriſchen Brüderunität, alſo immerhin einer proteſtantiſchen Sekte, welche das Princip der Toleranz erkannt hatte, ausübte und vertrat. Gindely hebt dieſe glänzende Ausnahme mit Recht hervor, fügt jedoch hinzu, eben das Geſchick Zerotin's beweiſe, daß derſelbe über ſeine Zeit hinausgeragt habe. Wir aber ſagen, daß er der wahrhafte, der eigentliche Proteſtant war und daß die Politiker der Union und ihre lutheriſchen Unduldſamkeitsgenoſſen uns nicht höher gelten denn als Werkzeuge, noch dazu als ſehr ſchlechte und nicht immer auch nur bequeme Werkzeuge einer Sache, deren völliger Untergang, wie er von katholiſcher Seite denn doch intentionirt war, noch größeres Unheil gebracht haben würde als ihre Vertretung durch zweideutige Charaktere.

Für die Zeit und die Verhältniſſe, welche es behandelt, ſtellt Gindely's Werk die Abſicht einer Niederwerfung und Ausrottung des proteſtantiſchen Elements zwar nicht in Abrede, führt dieſelbe aber auf durchaus andere Quellen zurück als auf den Fanatismus der römiſchen Propaganda, als auf die Wirkſamkeit des Jeſuitenordens und den Einfluß Spaniens. Er weiſt nach — und wenn nicht Quellenkenner gleich ihm weſentliche Einwände geltend machen können, muß ſein ſachlicher Nachweis als entſcheidend betrachtet werden —, daß Kaiſer Rudolf II. allerdings zu verſchiedenen Zeiten große Schläge gegen die ungariſchen, öſterreichiſchen und böhmiſchen Proteſtanten beabſichtigte, dazu aber weder aus dem Vatican noch von Madrid aus angeſtachelt wurde, ſondern daß dieſe Vorſätze mehr aus dem halb wahnſinnigen Haß des Kaiſers gegen ſeinen Bruder Matthias als aus religiöſem Eifer hervorgingen.

Das Bild der Zeit und der Verhältniſſe, welches Gindely's Buch gibt, zeigt demnach begreiflicherweiſe ſehr weſentliche Abweichungen von dem ſeither gültigen. Die Regierungen Ferdinand's I. und Maximilian's II., während deren ſich die habsburgiſche Monarchie deutſchen Zweigs erſt zu bilden begann, beurtheilt Gindely in Uebereinſtimmung mit andern Hiſtorikern. Der Bruder Karl's V. war ein ſtaatskluger Fürſt, der, unmittelbar in die Wirren der Reformation hineingeſtellt, welche in ſeinen öſterreichiſchen Erblanden, in ſeinen Wahlreichen Ungarn und Böhmen raſche Ausbreitung unter Adel und Bürgern gewann, dazu im Kampf mit der türkiſchen Macht, die eben in ihren Zenith trat, nicht daran denken konnte, ſeine unzweifelhaft katholiſche Geſinnung und Ueberzeugung den anderswollenden Unterthanen aufzudrängen. Auch fiel die Hauptentwickelung der großen katholiſchen Reſtauration, der Beginn des ſiegreichen Widerſtandes gegen den Proteſtantismus, nicht unter ſeine, ſondern unter ſeines Nachfolgers Maximilian's II. Regierung. Dieſer aber ſchwankte in der That zwiſchen beiden Bekenntniſſen und ſcheint den kirchlichen Streitigkeiten gegenüber eine Art moderner Empfindung gehegt zu haben, die allen Fanatismus ausſchloß. Trotz deſſen ließ er ſich beſtimmen, zwei ſeiner Söhne, darunter den Thronerben Rudolf, nach Spanien zu ſenden und unter den Augen Philipp's II. erziehen zu laſſen. Dies hatte zwei bedenkliche Reſultate. Die düſtern Eindrücke, welche der junge Kaiſerſohn in Spanien empfing, ſcheinen auf ſeinen Geiſt den unheilvollſten Eindruck geübt und die ſpätere Geiſtesſtörung vorbereitet zu haben. Sodann rief die ſpaniſche Erziehung des Kaiſers begreiflicherweiſe das ganze Mistrauen, die ſtärkſte Sorge der deutſchen und öſterreichiſchen Proteſtanten wach. Nach Gindely's Darſtellung war dieſe Sorge freilich eine völlig unnöthige:

> Die ganze Regierung Rudolf's nahm nach allen ihren Beziehungen den Charakter einer friedlichen an; der Kaiſer liebte die Ruhe, überließ die Geſchäfte, ſoweit es möglich war, ſeinen Räthen, bahnte zwar damit Intriguen und einer unlautern Miniſterwirthſchaft den Weg, aber blieb dabei doch im ganzen in den von ſeinem Vater betretenen Gleiſen.

Indeſſen ſchickt auch Gindely dieſer Charakteriſtik der Rudolfiniſchen Regierung den hinkenden Boten nach, welcher ihn mit andern Hiſtorikern wieder „in Fühlung" bringt:

> Unter ſolchen Umſtänden wäre es bald dahingekommen, daß der Katholicismus dem aggreſſiven Proteſtantismus überall unterlegen wäre, hätte ſich nicht Rudolf in einem Punkte, aber dies in einem ſehr weſentlichen, von ſeinem Vater unterſchieden. Ungleich dieſem und offenbar hierin beherrſcht von ſeinen ſpaniſchen Erinnerungen, ertheilte er die wichtigſten Poſten der Regierung nur Katholiken und zwar von der ſtrengern Richtung.

Damit iſt denn aber auch unbeſtreitbar dargethan, daß unter Rudolf II. die katholiſche Reſtaurationspolitik in den habsburgiſchen Landen Boden gewann und weder das Mistrauen der proteſtantiſchen Stände Ungarns und Böhmens, noch jenes der proteſtantiſchen Fürſten und Städte des Deutſchen Reichs ein völlig unbegründetes Hirngeſpinſt war. Aber während man einerſeits nöthig zu haben glaubte, ſich gegen das Vordringen des Katholicismus zu wahren, eröffnete ſich andererſeits eine Ausſicht, dem Proteſtantismus zu entſcheidenden Siegen im heutigen Oeſterreich zu verhelfen. Rudolf's Geiſtestrübung erreichte in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts einen Grad, bei dem die Intereſſen des habsburgiſchen Hauſes ſchwer gefährdet erſchienen. Und ſo ſtellte ſich die Nothwendigkeit heraus, das Werk der confeſſionellen Reſtauration vor der Hand beiſeitezuſetzen; man konnte offenbar nicht daran denken, das Haus zu fegen, im Augenblick, wo die Grundmauern deſſelben zu wanken begannen. Erzherzog Matthias, das Haupt der Familie nächſt dem Kaiſer, nahm es über ſich, dem kranken Rudolf die Regierung zu entwinden. Nach den ſeitherigen Darſtellungen trieb ihn dazu brennender Ehrgeiz, nach Gindely nur Pflichtgefühl und die Erkenntniß, daß der Untergang

ſeines Hauſes unabwendbar ſei, wenn das aus apathiſcher Trägheit und tollen Entwürfen ſeltſam gemiſchte Regiment Rudolf's andauere. Wenn wir uns indeß der Rolle erinnern, die Erzherzog Matthias im jugendlichſten Alter in den niederländiſchen Wirren geſpielt, ſo möchten wir trotz Gindely meinen, daß dem Erzherzog mindeſtens die Berechtigung willkommen geweſen ſei, die ſeinem Ehrgeiz aus Rudolf's Krankheit erwuchs. Sicher iſt jedoch dem Verfaſſer der Nachweis gelungen, daß Matthias für ſeine Zwecke ſich mit den überwiegend proteſtantiſchen Ständen Oeſterreichs, Mährens, Ungarns verbünden mußte, daß er im ganzen die Billigung des päpſtlichen und ſpaniſchen Hofs bei ſeinem Vorgehen hatte, daß daher die im Jahre 1603 und ſpäter hervortretenden Plane Rudolf's zur Vernichtung der Proteſtanten mehr auf des Kaiſers wahnſinnige Planmacherei als auf den Einfluß der Jeſuiten zurückzuführen ſind. Wir ſehen nicht recht, was die Sache der letztern dabei gewinnen ſoll, da doch unzweifelhaft bleibt, daß wenn Rudolf's Perſönlichkeit auch nur die geringſte Garantie für das Gelingen ſolcher Plane geboten oder wenn eine Möglichkeit vorgelegen hätte, Matthias ohne Conceſſionen an die Proteſtanten in den Beſitz der Gewalt zu ſetzen, Spanien und Rom ſchon zu dieſer Zeit dieſelbe Poſition gewählt haben würden, die ſie unter Ferdinand II. einnahmen.

Von hier an zieht ſich durch die ganze übrige Regierungsgeſchichte Rudolf's ein Faden wahnſinniger Rache und Herrſchbegier. Matthias entriß ihm die Regierung von Oeſterreich, Mähren und Ungarn, aber es gelang ihm zunächſt nicht, auch in Böhmen Herr zu werden. Mit Conceſſionen an die böhmiſchen Stände behauptete ſich Rudolf im Beſitz der Wenzelskrone. Es trat ein, was die Feinde des Hauſes Oeſterreich längſt gewünſcht hatten: zwei Habsburger ſtanden ſich feindlich gegenüber. Matthias begehrte auch Böhmen, auch die Kaiſerkrone, die dem Bruder zunächſt noch verblieb; Rudolf aber dürſtete nach Rache und Wiedereinſetzung in die verlorenen Länder. Der hohen Politik der Zeit, dem Intriguenſpiel von allen Seiten war damit freieſte Bahn gegeben. Die Geſtalt des Fürſten von Anhalt tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Kaiſer Rudolf in ſeinem Haſſe gegen Matthias griff nach jeder Hand, die ſich darbot; Matthias ſah ſich durch die unermüdliche Agitation Anhalts im kaum gewonnenen Beſitz bedroht. Chriſtian von Anhalt hoffte, mit Hülfe der neugegründeten proteſtantiſchen Union in Böhmen und Oeſterreich interveniren zu können. Er gedachte, Matthias durch Rudolf, Rudolf durch die böhmiſchen Stände zu verderben. Das erſtere misglückte durch den Ausgleich, den Zerotin zwiſchen Matthias und den öſterreichiſchen Ständen bewirkte. Dem zweiten Ziel, dem er mit unglaublicher Thätigkeit und eminentem Talent zur Intrigue zuſtrebte, ſtand er 1609 ziemlich nahe. Der Abſchluß des Conflicts zwiſchen Rudolf und den böhmiſchen Ständen durch den berühmten Majeſtätsbrief vereitelte indeß das Gelingen auch dieſes Plans. Rudolf dagegen, in immer wilderm Verlangen Rache an Matthias, Rache an den Böhmen, Rache an allen zu nehmen, die ſeine Herrſchaft verkürzt und beeinträchtigt hatten, alliirte ſich mit ſeinem Neffen, den Biſchof Leopold von Paſſau, einem jüngern Bruder Ferdinand's von Steiermark. Er trat damit, nachdem er zuerſt die Hülfe Anhalts und der Proteſtanten geſucht, in die Feindſchaft gegen den Proteſtantismus zurück. Die Union ward gleichzeitig durch das Entſtehen der katholiſchen Liga und den jülicher Erbfolgeſtreit nach anderer Seite hingelenkt und trat in ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, in dem wiederum des Fürſten von Anhalt mächtiger macchiavelliſtiſcher Geiſt waltete, bis die Ermordung Heinrich's IV. alle auf ihn geſetzten Hoffnungen ſcheitern machte. Rudolf und Leopold aber wagten, theilweiſe durch die Umſtände gedrängt, im Februar 1611 mit dem „Einfall der Paſſauer" den lange beabſichtigten Verſuch, dem Kaiſer die abſolute Herrſchaft in Böhmen und der katholiſchen Partei die Vorhand zu gewinnen. Die Einnahme von Prag glückte nur halb, dies war für Rudolf ſchlimmer, als wenn ſie ganz misglückt wäre. Sie koſtete dem Kaiſer den Beſitz auch der böhmiſchen Krone, welche auf Matthias überging. Daß Rudolf bei dem paſſauer Einfall nur von ſeinen Rachegelüſten gegen Matthias und ſeinem brennenden Verlangen nach Herrſchaft geſtachelt wurde, erhellt aus ſeinen letzten Schritten. Wieder knüpfte er eine Verbindung mit Anhalt, mit der proteſtantiſchen Partei im Reiche an, und Gindely liefert den überraſchenden Beweis, daß der Zögling der ſpaniſchen Jeſuiten und Philipp's II. mit dem Plan aus dem Leben geſchieden iſt, ſich mit der calviniſtiſchen Partei, der Erbfeindin ſeines Hauſes, zu verbünden und mit dem Reſt ſeiner kaiſerlichen Autorität die Plane Anhalts zu ſtützen. Noch auf der Schwelle des Todes unterhandelte er darüber, und wenn Chriſtian von Anhalt diesmal weniger raſch die Möglichkeit ergriff, dem Hauſe Habsburg durch innern Krieg Verderben zu bereiten, ſo lag dies wol daran, daß er Kenntniß vom Körperzuſtand des Kaiſers gewonnen.

Mit Rudolf's II. im Januar 1612 erfolgtem Tode ſchließt die Scenenreihe, welche man als das Vorſpiel zum Dreißigjährigen Kriege bezeichnen kann, während die folgende Kaiſerregierung des Matthias bereits für den erſten Act deſſelben gelten darf. Jedenfalls wird Gindely demnächſt auch dieſe Periode, die letzte, in welcher nach ſeinem eigenen Ausdruck die böhmiſche Geſchichte zugleich europäiſche Geſchichte iſt, zu ſchildern unternehmen. So wenig wir mit allen Vorausſetzungen und Conſequenzen des Hiſtorikers einverſtanden ſind, ſo können wir nur wünſchen, daß er mit dem gleichen hohen Ernſt, der gleichen Forſchertreue, dem gleichen ſcharfen Blick und der gleichen Redlichkeit gegen Freund und Feind die unerfreuliche aber hochbedeutſame Geſchichte der Jahre 1612—21 darſtelle, wozu er durch ſeine Studien wie kein anderer in dieſem Augenblick berufen iſt.

Die Darſtellung des Gindely'ſchen Werks iſt klar, überſichtlich, gerundet. Die deſcriptive und rhetoriſche Seite der Geſchichtſchreibung konnte am Stoff dieſes Werks nicht zur Geltung kommen; wir glauben auch nicht, daß die Stärke des trefflichen Autors in ihr liegen

würde; denn allerdings vermißt man einigemale eine gewiſſe feſſelnde Lebendigkeit, ein Hervortreten der Hauptmomente, der Höhepunkte, die doch auch in den geſchilderten Zeiten und Zuſtänden vorhanden ſind. Wenn aber Gindely's Werk ſich als ſpecifiſch gelehrt erweiſt, ſo iſt es weit entfernt, nicht jedem Leſer von Bildung vollkommen zugänglich zu ſein, und wir ſind dem Verfaſſer das Zeugniß ſchuldig, daß er ſeinen Gegenſtand zwar nicht durch den Zauber der Kunſt gehoben, aber auch dem Intereſſe durch keine jener Eigenheiten geſchadet hat, die noch immer die meiſten Specialgeſchichtswerke für das größere Publikum völlig ungenießbar machen. Es iſt nichts als einfache Gerechtigkeit, wenn wir Gindely's „Rudolf II." als eins der tüchtigſten und der beſten hiſtoriſchen Werke rühmen, welche die letzten Jahre gebracht haben, und wir wünſchen, daß noch viele ſeither unaufgehellte Partien der Geſchichte des 17. Jahrhunderts mit gleichem Verdienſt behandelt werden möchten.

Adolf Stern.

Vom Büchertiſch.

1. Die beſte Staatsverfaſſung. Erörterung eines Unparteiiſchen. Halle, Fricke. 1864. 8. 6 Ngr.

Ein Anonymus hält eine vier Bogen lange Rede, worin er einem lachluſtigen Publikum in ergötzlichſter Weiſe auseinanderſetzt, daß es mit der Demokraterei und Republik eitel Wind iſt, daß die conſtitutionelle Regierung zu weiter nichts taugt, als das Familienleben um alle Gemüthlichkeit zu bringen, und daß nach Homer, Cicero und dem Geſangbuch vor allem ein ſtarker König noththue, um die große zweibeinige Viehheerde, genannt Volk, für alle Ewigkeit vor Freiheit und ähnlichen Drehkrankheiten zu beſchützen.

2. Politiſche Geſchichte Würtembergs von der Kaiſerwahl Rudolf's von Habsburg bis zu dem preußiſchen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutſchen Nationalverſammlung. Von K. Plank. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 18 Ngr.

Particularismus in Maske. Ein halbes Jahrhundert freiheitlichen Lebens unter König Wilhelm geben dem Würtemberger freilich das Recht, ſeine Sonderexiſtenz gegen eine nationale Einigung von zweifelhaften freiheitlichen Garantien nicht voreilig zu vertauſchen. Jedoch heißt es, die deutſche Sache verrathen, wenn man im letzten Grunde nur daran denkt, im Bunde mit der Dynaſtie das eigene Stück Erde vor jedem Zuſammenſchluß mit dem Ganzen zu bewahren. Und dieſe Tendenz hat leider an dem vorliegenden Werke ſchaffen helfen. Es will zeigen, „daß durch die Geſchichte Würtembergs die Gegnerſchaft Habsburgs in allen Zeiten wie ein rother Faden laufe"; es warnt die rein Deutſchen „vor den neuern Vergewaltigungen der preußiſchen Politik"; es ruft in der letzten Stunde die ruſſiſche Verwandtſchaft auf, „damit es dem Könige Karl, dem Vertreter der Reform, gelingen möge, alle großmächtlichen Gefahren zu überwinden und Würtemberg (das ſchon einmal — im Dreißigjährigen Kriege — in Gefahr war, «aus der Weltgeſchichte zu verſchwinden»!) und dem reinen Deutſchland eine ihrer würdige Stellung zu erringen". Da ſich dieſe Schrift nur als Tendenzſchrift gibt, ſo können wir es unterlaſſen, ſie wiſſenſchaftlich und literariſch abzuſchätzen.

3. Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 4: Die Wohnungsfrage, von Lette. Heft 5: Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Aſtronomie, von Foerſter. Heft 6: Land und Leute der Urſchweiz, von E. Oſenbrüggen. Heft 7: Ueber Sinnestäuſchungen, von G. H. Meyer. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die ſchon in einer frühern Nummer gerühmte Unternehmung, durch Veröffentlichung gemeinverſtändlicher Vorträge über Gegenſtände von allgemeiner Bedeutung an der „großen Arbeit der Volksbildung" mitzuwirken, hat in den vorliegenden Heften erfreulichen Fortgang genommen. Im vierten Heft beleuchtet Lette (in Zuſammenfaſſung mehrerer im „Arbeiterfreund" erſchienener Aufſätze) die für die Arbeiterklaſſen äußerſt wichtige Wohnungsfrage, deren Löſung im Zuſammenhange mit den Bedingungen des leiblichen Wohls und den Forderungen des ſittlichen Familienlebens, zugleich mit dem Rückblick auf die Art und Weiſe und die Mittel ihrer Durchführung erörtert wird. Wir vermiſſen in dieſem ſonſt klaren und human begründeten Vortrage den ausführlichern Nachweis, wie ſich dies eine Wohnungsbedürfniß in das ganze Syſtem der Bedürfniſſe der Arbeiter einzuordnen habe; und dann ſollte der Ton, da er an ein dabei ſtark betheiligtes Publikum gerichtet iſt, weniger betrachtend als propagandiſtiſch gehalten ſein.

In dem nächſten Hefte zeigt Foerſter, wie auf Grund der geiſtigen Anlage des Menſchen, die Dinge in der Zeit zu erfaſſen, in Verbindung mit der objectiven Zeitfolge, der Verſuch gemacht worden iſt, eine Einheit zu finden, welche an die Zeit als unverrückbares Maß angelegt werden könne. Die geſchichtliche Entwickelung dieſes Verſuchs hat uns auf den Punkt gebracht, daß die Aſtronomie das Amt übernahm, durch fortgehende Beobachtungen die Umdrehung der Erde, deren gleichförmige Bewegung vorausgeſetzt wird, als Zeitregulator feſtzuhalten. Die Frage, ob die Umdrehungszeit der Erde ſelbſt veränderlich ſei, weiſt in eine unabſehbare Zukunft hinaus.

War in dem eben beſprochenen Hefte die Behandlung des Stoffs durch metaphyſiſche und naturwiſſenſchaftliche Vorausſetzungen weniger auf das arbeitende als auf das „gebildete Volk" berechnet, ſo bringt dagegen Oſenbrüggen in dem folgenden Hefte „ein Bild aus der Mitte des ſchweizeriſchen Lebens" in friſcher und voller Punktirung. In lebendigem Detail treten uns entgegen das Familien- und Gemeindeleben, Wirthſchaft und Staatsweſen, Rechtspflege, Bildungs- und geſellſchaftliche Zuſtände, Nationalcharakter der Urſchweiz (nämlich der drei älteſten Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden), woran allerdings noch ſehr viel urthümlich mittelalterlicher Staub ſitzen geblieben iſt. Bei dieſer concreten Behandlung ſpringen allgemeinere Anwendungen, wie z. B. „daß eine freie Gemeindeverfaſſung im Geſammtorganismus des Staats die Kreiſe ſchaffe, denen ein großer

Theil der vom Staat zu löſenden Aufgaben zufalle", von ſelbſt heraus. Wir hoffen, daß der Verfaſſer uns bald auch in die „moderne" Schweiz durch einen ähnlichen Entwurf einführen werde.

Das letzte Heft, das uns vorliegt, bietet eine Beſprechung der Sinnestäuſchungen von Meyer. Neues wird der Kenner ſchwerlich darin finden; für das Verſtändniß des Laien iſt, ſoweit Beherrſchung und Gliederung des Stoffs, klare Faſſung der Pointen, ſteter Hinweis auf die Erfahrung dazu genügen, hinreichend geſorgt. Nur will uns für den Fortgang des Unternehmens bedünken, als ob Vorträge über die Natur auch für Auge und Hand ſorgen müßten, ſollen ſie ihren Zweck erfüllen.

4. Ueber die Abhängigkeit des Kopernicus von den Gedanken griechiſcher Philoſophen und Aſtronomen. Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung des Kopernicus-Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt zu Thorn am 19. Februar 1863. Von L. Prowe. Thorn, Lambeck. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

„..... Wo nun die Alten geſagt hatten, es könne vielleicht ſo ſein, da trat Kopernicus mit der Zuverſicht des Mannes der Wiſſenſchaft auf und bewies, daß es ſo ſein müſſe." Die geſchichtliche Stellung des Kopernicus kann kaum ſchärfer präciſirt werden als in dieſen Worten des Verfaſſers. Sein Recht zu dieſem Ausſpruche holt der Verfaſſer aus einer genauen Reviſion ſämmtlicher auf die Bewegung der Erde bezüglicher Ueberlieferungen von griechiſchen Philoſophen und Aſtronomen. Danach muß allerdings zugegeben werden, daß die heliocentriſche Theorie ſchon im Alterthum vorangedeutet liege; dies könne aber, trotzdem man ſich zur Verkleinerung des Kopernicus von mehrern Seiten darauf berufen habe, das Verdienſt deſſelben nicht ſchmälern, „die Idee der jährlichen und täglichen Bewegung der Erde, die bei den Alten nichts als ein kühner Gedanke war, gegen eine dreizehnhundertjährige Tradition und die Autorität der Kirche zuerſt zum vollen wiſſenſchaftlichen Ausdruck gebracht zu haben". Gern folgt der Leſer dieſer in gehobenem Stil gehaltenen, Urtheil mit Gründlichkeit verbindenden Apologie des Mannes, „der — nach Lichtenberg — der Stifter des Neuen Teſtaments der Aſtronomie war".

5. Morceaux choisis relatifs aux lettres et aux sciences extraits des dernières publications de *M. Hegewald*. En quatre langues. Karlsruhe, Creuzbauer. 1866. 8. 13 Ngr.

Eine Anthologie aus den Werken Eines Schriftſtellers. In der That, die Inhaltsangabe ſieht einer Speiſekarte nicht ganz unähnlich. Es wird alles ſervirt. Befehlen Sie Proſa oder Poeſie? Wollen Sie ein ſchmelzendes „Souvenir de Heidelberg", oder eine derbe Abhandlung über die alten Rauraker? Wünſchen Sie ein chineſiſches Vaterunſer, oder Vorleſungen über Shakſpeare, Goethe und die Nibelungen? Zur Abwechſelung ein „Essay on Hahnemann", über deutſche Einheit, oder wie die Baiern Bier tranken, da ſie noch Heiden waren. Und das können Sie in vier Sprachen haben: engliſch oder deutſch, franzöſiſch oder lateiniſch. Und alles nur im Auszuge, natürlich immer das Beſte, aber nur wenig, damit Sie ſich nicht den Magen verderben. Auf 9 Bogen ſage 23 Werke! Dabei werden 7 übergangene noch auf dem letzten Blatte nachgeholt, darunter iſt ein „Obelisco Gregoriano, Poëme italien"! Und auf dem Rückblatt ſind noch vier Vorträge von demſelben Verfaſſer angekündigt: über Töchterſchulen, Werth des Bibelleſens u. ſ. w. Wir wollen zu Gunſten des Autors, der auch aus dieſen disjecti membra poëtae als feinſinniger Polyhiſtor herauszuerkennen iſt, nicht zweifeln, daß dieſer Hackmack ein ſpecielles Meiſterſtück ſeines Verlegers iſt, der, wo es angeht, nicht verfehlt, eine Empfehlung von Königen, Herzogen u. ſ. w. beizulegen.

6. Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Geſetz der Sprachen, insbeſondere der deutſchen Sprache. Von Willibald Raila. München, J. A. Finſterlin. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Wie der Titel anzeigt, ſollen wir hier eine Neuigkeit zu hören bekommen. Der Verfaſſer findet nämlich fünferlei (oder wie er ſchreibt finferlei) Accente zu unterſcheiden: Vocal-, Silben-, Wort-, Rede- und Satzaccent. Der Vocalaccent wäre bis zu ihm (S. 40) am wenigſten verſtanden, immer mit kurzen oder langen Silben (der Accent mit Silben!) verwechſelt worden. Was iſt nun aber dieſer Vocalaccent? „Unter Vocalaccent verſteht man (S. 8) die Dehnung: productio, oder Schärfung: correptio der Vocale in den Stammſilben der Begriffswörter." Klingt das nicht auch beinahe wie eine „Verwechſelung des Accents mit langen oder kurzen Silben"? Und wozu eine alte Sache — wenigſtens bildeten wir uns ein, dieſe gedankenvolle Verwerthung des deutſchen Accents, wonach ſtets die Stammſilbe als Träger des Begriffs hervorgehoben wird, längſt vor Hrn. Raila gekannt zu haben —, wozu das mit einem neuen Namen aufputzen? Und der Silbenaccent? „Begreift das Anhalten mit der Stimme u. ſ. w." Alſo Ton und Zeit wieder verwechſelt! Wortaccent? „Bei zuſammengeſetzten Wörtern ..." Iſt auf den einfachen Fall zu reduciren. Redeaccent, Satzaccent? Kennt man aus jeder Declamationsſchule. So weit waren wir alſo auch bisher. Was die orthographiſchen Reſtaurationsverſuche der Verfaſſers betrifft (finf = fünf, Biſchthum = Biſthum u. ſ. w.), ſo kämen wir auf dieſem Wege gar bald wieder zum Himalaja zurück. Was wir jedoch Raila dankend vermerken wollen, iſt ſeine Agitation für den analytiſchen Unterricht, der auch in der Sprache von den Erſcheinungen zu ihrem Zuſammenhang aufſteigen und nicht, wie bisher geſchehen iſt, das Wirkliche in fixe Schablonen einzwängen ſoll.

7. Neue zweckmäßigere Lehrweiſe der lateiniſchen Sprache. Nach Aventin's „Geſetzen des Unterrichts", nach J. Grimm's vergleichender Sprachforſchung, und theilweiſe nach Ollendorff und andern Lehrern neuer Sprachen. Von K. Widmann. Erſtes Heft: Grundſteine der lateiniſchen Formenlehre. München, J. A. Finſterlin. 1866. 8. 12 Ngr.

Soll dies Lehrbuch in die Hand des Schülers gegeben werden? Dann fehlt es an Ordnung und Präciſion, Ueberſichtlichkeit und Eleganz. Iſt es eine Anweiſung für den Lehrer? Dann iſt für den Kenner zu viel, für den

Laien zu wenig darin gesagt. Der Verfasser betont nämlich den für sich sehr richtigen Gedanken, den Sprachunterricht mit der Sprachgeschichte zu verbinden. Aber die Ausführung, wie sie hier für die lateinische Sprache vorliegt, erscheint als eine wahre Chaosgeburt, wenn man sie der ebenfalls historischen Darstellung der griechischen Formenlehre von G. Curtius gegenüberhält. Die pädagogische Ausbildung des Verfassers datirt übrigens vom seligen Durmaier Anno 1519, und von den pädagogischen Bestrebungen der Neuzeit kennt er ungefähr so viel, als ihm die wissenschaftlichen Beilagen der „Augsburgerin" verrathen, und nebenbei Ollendorff.

8. Das Geschichtswerk des Florus. Abhandlung von Reber. Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Wir gratuliren dem Autor zu seiner Jungfernarbeit. Uebersicht und Vertheilung, Geschmack, Kritik und Combination zeigen sich in guten Ansätzen. Der Tummelplatz ist freilich nicht sehr lohnend. Ueber den stilistischen und historischen Unwerth, stellenweise sogar Miswerth des Florus sind die Acten längst geschlossen. Immerhin interessirt die Beobachtung, daß dieser römische Historiker die Thatsachen nicht selten mehr nach der geographischen Nachbarschaft als nach der Zeit-, geschweige Causalfolge zusammenfaßt. Dies findet, wenn man die im Verhältniß ausführliche Berücksichtigung von „Land und Leuten", vornehmlich Spaniens, dazunimmt, seine Erklärung in einer aus einem neuerlich entdeckten Fragment entlehnten Notiz, wonach Reber der Meinung ist, daß wir es mit einem unter Kaiser Hadrian, einem Spanier, aus spanischem Localpatriotismus herausgeschriebenen Schulcompendium zu thun haben, dessen Autor seine auf weiten Reisen in Ost und West geholten topographischen Kenntnisse in seinem Werke wol zu verwerthen gewußt hat. Zu diesem Ergebniß gelangt Reber durch den Coup, die drei Personen, welche in der römischen Literatur den Namen Florus mit abweichenden Vornamen führen, identisch zu setzen. Diese Conjectur ist jedoch so wenig gewagt, wie die stilistischen Eigenheiten der Erwähnten richtig parallelisirt sind. Sind wir so weit mit Reber einig, so wünschen wir ihm doch für die Folgezeit eine im ganzen knappere Behandlung, da die vorliegende Schrift in Belegstellen förmlich schwimmt, die besser in der Mappe geblieben wären.

9. Weihnachten in Schleswig-Holstein. Von H. Handelmann. Kiel, Schwers. 1866. 8. 18 Ngr.

Für die Culturgeschichte ist nichts zu klein, selbst die Kleinen nicht. Man lese daher in diesem Schriftchen, wie an der Schlei und Eider alt und jung die schöne Zeit vom letzten November bis tief ins neue Jahr hinein Tag für Tag in Sang, Tanz, Spiel und allerlei Mummenschanz verjubelt. Und wer bisher zu Weihnacht den üblichen Schweinskopf mit Langkohl ahnungslos sich hat schmecken lassen, der esse ihn fortan mit der Weihe eines historischen Moments, denn er ist ein Opfer „für den Sonnengott Fro, der auf einem goldborstigen Eber ritt. Ihm zu Ehren ward beim skandinavischen Julfest (= Zwölftagefest) ein Eber geschlachtet, der «Sühneber», und wenn derselbe zum Nachtmahl auf den Tisch kam, so legten die Gäste ihre Hand auf das Haupt des Ebers und gelobten, im nächsten Jahre große und kühne Thaten zu thun."

10. Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. Nach dem Original herausgegeben von Richard Hoche. Mit einem Facsimile. Leipzig, Teubner. 1865. 4. 12 Ngr.

Wie oft schon darüber Beschwerde geführt worden ist, daß man in der Veröffentlichung von aufgefundenen Ueberbleibseln aus der Jugendzeit unserer großen Autoren der classischen Periode kein Maß kenne, sie treten stets wieder aufs neue hervor. Gewiß ist manches Derartige erschienen, welches schon jenseit der Grenze des Erlaubten liegt. Von der obigen Reliquie ist das nicht zu behaupten. Es ist wirklich interessant, ein „Schulheft" unsers Wieland vor sich zu sehen, welches so viel des Eigengearteten, Sprechenden enthält, daß man in der Betrachtung des funfzehnjährigen Scholaren reiche Ausbeute gewinnt für die Würdigung des spätern Mannes, der nicht blos die Einzigkeit der Griechen, der auch die feine Urbanität der Römer so tief zu ergründen, so selbständig zu reproduciren vermochte. Hier ist freilich, mit einiger Modification, jenes Wort in Anwendung zu bringen: „anders liest der Knabe" nicht blos „den Terenz", sondern auch den Horaz, den Livius, den Cicero, „anders der Erwachsene". Das Lateinische wie das Deutsche, welche sich in dem Hefte vorfinden, alles ist charakteristisch. Einiges Versificirte macht sich wunderbar eigenthümlich, oft prachtvoll, nöthigt uns ein Lächeln ab, ergötzt aber auch unser Ohr mit wahrhaft musikalischen Sprachklängen. Aus der „Uebersicht" heben wir nur weniges Einzelne hervor, um zum Genuß des Ganzen einzuladen: „Uebersetzung der horazischen Dichtkunst", „Uebersetzung aus dem Livius", „Aufsatz: De Agriculturae ratione, fructu et amoenitate", „Uebersetzung: das vorgeschriebene 49. Kapitel II. Buches von der Natur der Götter". Kommt es einmal zu einem Lavater für die Physiognomik der Literatur, der ausgeprägtesten Dichter und Denker, so wird ein solcher in so gearteten Schulheften manche belohnende Vorstudien zu literarisch-physiognomischen Fragmenten machen können.

Feuilleton.

Vilmar über Fischart.

Der bedeutendste Fischart-Kenner unter uns ist bekanntlich Vilmar, der Literarhistoriker. Sein ganzes Leben lang hat er dem Studium des gewaltigen und originellen Schriftstellers des Reformationszeitalters obgelegen, und vor nicht langer Zeit hat er wieder in höchst gediegener Weise unsere Kenntniß zu bereichern gesucht durch eine zweite, umgestaltete und stark vermehrte Auflage seiner Schrift: „Zur Literatur Johann Fischart's." Kleine Beiträge (Frankfurt a. M., Völcker, 1865). Ein von Vilmar verfaßtes Programm des marburger Gymnasiums vom Jahre 1846 enthielt zuerst drei Stücke, die wir in der neuen Schrift wiederfinden, nämlich: die „Reimstücke im Reveille matin oder Wacht früh auf", die „Anmanung zur christlichen Kinderzucht" und die „Ermanung an die Bundspäpstler". Diese

kleine Schrift ist viel begehrt worden, denn sie bot die Texte von sonst beinahe unzugänglichen Gedichten, und so stellte sich die Nothwendigkeit eines neuen Abdrucks heraus. Vilmar wollte sich aber mit der alten Form nicht begnügen, da sich seit 1846 die Kenntniß der Fischart-Literatur, insbesondere seit der Ueberführung der Mensebach'schen Bibliothek in die königliche Bibliothek zu Berlin, in ungemeinem Grade erweitert hat. Er gestaltete also vieles um und stattete zugleich die so veränderte Schrift mit neuen Beiträgen aus, welche alle von großem Werthe sind. Der erste dieser neuen Beiträge gibt eine bibliographische Zusammenstellung der Ausgaben des „Bienenkorb" mit kritischen und literargeschichtlichen Bemerkungen. Jene schon bekannten und hier umgearbeiteten Abhandlungen bilden das zweite, dritte und vierte Stück des neuen Buchs. Im fünften Abschnitte bespricht Vilmar Fischart's poetischen und hier mitgetheilten Vorbericht zu Johann Christoph Becker's (Wolkenstern) „Ismenius"; sodann folgen unter VI interessante kleine Notizen zur Fischart-Literatur, und den Beschluß macht eine Darstellung der Orthographie Fischart's, ein Abschnitt, der auch die sprachliche und grammatische Gelehrsamkeit Vilmar's aufs neue bestätigt.

Im Hinblick auf die echt wissenschaftliche Ungenügsamkeit des Verfassers, ein älteres und veraltetes Buch nicht in derselben Gestalt neu herauszugeben, müssen wir umgekehrt die geradezu unbegreifliche Sorglosigkeit bedauern, mit welcher Vilmar seine Literaturgeschichte von Auflage zu Auflage unverändert oder ungenügend verändert hinausgehen läßt, als wären neue Forschungen und Ergebnisse wie nicht vorhanden. Hat es demnach den Anschein, als sei dem Verfasser dieses Buch, welches das Publikum mit so großer und immer gesteigerter Theilnahme entgegennimmt, fremd und sein Gesammtgegenstand gleichgültig geworden, so dürfen wir um so eher in Beziehung auf sein Lieblingsstudium, auf Fischart, mit einem Wunsche nicht zurückhalten. Möchte Vilmar sich dazu entschließen, da sein Aufsatz in der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie" den meisten unzugänglich ist und seit seinem Erscheinen neue Erkenntnisse gewonnen sind, eine allgemein verständliche, abschließende, den Apparat als Anhang enthaltende Monographie über Fischart abzufassen! Durch eine solche Arbeit, zu welcher er vor allen berufen ist, würde er seinem Wirken auf dem Gebiete der deutschen Literatur die Krone aufsetzen, er dürfte des Dankes aller Literaturfreunde gewiß sein.

Bibliographie.

Die Annexionen und der norddeutsche Bund. Vom Verfasser der Rundschauen. September 1866. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 7½ Ngr.

Busson, A., Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons X. von Castilien. Ein Beitrag zur Geschichte des grossen Interregnums. Mit bisher ungedruckten Briefen. Münster, Aschendorff. Gr. 12. 15 Ngr.

Conz, R. H. G., Gedichte. Cöln, J. G. Schmitz. 12. 12 Ngr.

Eger jun., F., Der liebe Gott. Sieg der Lehre Jesu Christi über die Lehre des Pantheismus oder freie Gemeinde. Berlin, Neumann. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Engel, O., Isis und Osiris. Eine mythologische Abhandlung. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 15 Ngr.

Friderich, C., Josua Weiß, Reutlingens Bürgermeister zur Zeit der Reformation. Nach den Akten dargestellt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Furthmann, C., Theodor von Neuhof. Dichtungen. Elberfeld, Bädeker. 16. 22½ Ngr.

Grothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. Bühnenleid und Schauspielerlust. 1ter Bd: Komödiantenstreiche. Komischer Roman. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.

Guthe, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt. 1ste Lief. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 23 Ngr.

Hase, C. A., Vom Evangelium des Johannes. Eine Rede an die Gemeinde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 Ngr.

Hafsner, K., Louis Napoleon und die Pfarrerstöchter. Original-Roman. 3 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hauff, L., Die Geschichte der Kriege von 1866 in Mittel-Europa, ihre Ursache und ihre Folgen. 1ste u. 2te Lief. München, Gummi. Gr. 8. à 4 Ngr.

Heppe, H., Denkschrift über den Untergang des kurhessischen Staats. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Jaeger, G. F., Der Herr ist mein Heil. Gedichte. Stuttgart, Liesching u. Comp. 16. 20 Ngr.

Liebdach, H., Der Spion im preußischen Hauptquartier oder die Rache der Wienerin. Illustrirter historischer Roman aus der Geschichte des preußisch-österreichischen Krieges im Jahre 1866. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Hamburg u. Comp. 1867. Gr. 8. à 4 Ngr.

Marr, W., Selbstständigkeit und Hoheitsrecht der freien Stadt Hamburg sind ein Anachronismus geworden. Eine kurze Beleuchtung Hamburger Zustände. Hamburg. 8. 6 Ngr.

Mayer, A., Zur Seelenfrage. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mendelssohn, M., Zum Siegesfeste. Dankpredigt und Danklieder. Eine Reliquie. Zum ersten Male herausgegeben und mit Einleitung versehen von M. Kayserling. Berlin, Gerschel. Gr. 12. 5 Ngr.

Der freie Mensch. Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Meyer, K., Untersuchungen über das Leben Reinmars v. Zweter und Bruder Wernhers. Basel, Georg. Gr. 8. 20 Ngr.

Nahlowsky, J. W., Zwei Reden paraenetischen Inhalts. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 7½ Ngr.

Niendorf, M. A., Kontraste der Gegenwart. Skizzen aus dem deutschen Kulturleben. Berlin, Springer. 1867. 8. 1 Thlr.

Nonnenbruch, A., Ernst und Scherz aus dem Kriege 1866. Gedichte. Berlin, Schweigger. 16. 5 Ngr.

Otto, Louise, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Mit einem Vorwort von J. Heinrichs. Hamburg, Hoffmann u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Peter der Große. Lebensbild eines Monarchen. Mit Benutzung neuer Quellen bearbeitet von R. v. R. Berlin, Adolf u. Comp. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plening, T., Luerfritz. En spaaßi Vertellu. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 18 Ngr.

Radics, P. v., Galvajer. Biographische Skizze. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 16 Ngr.

Riecke, C. F., Ursprung und Namen der Städte Berlin und Cöln an der Spree. Ein Beitrag zur Kenntniß der vorgeschichtlichen Zeit Deutschlands, insbesondere der Mark Brandenburg. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 5 Ngr.

Rossbach, C., Schöpfung und Erlösung oder das Doppelfest im Himmel nach Offenbarung IV und V in sechs Betrachtungen. Barmen, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Schefer, L., Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. Gottschall. Leipzig, Keil. 1867. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Schenkl, K., Ueber die Zeusreligion. Vortrag. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 10 Ngr.

Stähelin, J. J., Das Leben Davids. Eine historische Untersuchung. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Stevens, A., Der Methodismus: Seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aus dem Englischen übersetzt. Bremen, Verl. d. Tractathauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Stich, A., Thorenspiegel. Satyren. New-York. 8. 1 Thlr.

Eine Stimme der Nordslaven Ungarns über Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz. Wien, Gorischek. Gr. 8. 8 Ngr.

Stobbe, O., Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und rechtlicher Beziehung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Straube, T., Kriegsbilder und Scenen aus dem Feldzuge der Preußen im Sommer des Jahres 1866. In poetischer Form dargestellt. Celle, Schulze. 12. 5 Ngr.

Struve, G., und G. Rasch, Zwölf Streiter der Revolution. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Bis zum Ende der Karolingerzeit. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Herrn Ferçade in Paris. Bonn, Cohn u. Sohn. 12. 7½ Ngr.

Tragie und Triumpf. Eine Darstellung von .....s Cl..... Gütersloh, Bertelsmann. 12. 12 Ngr.

Taine, H., Philosophie der Kunst. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Paris, Jung-Treuttel. 8. 1 Thlr.

Thayer, A. W., Ludwig van Beethoven's Leben. Nach dem Original-Manuscript deutsch bearbeitet. 1ster Bd. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. 3te, neu vermehrte Aufl. Leipzig, Keil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trostbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unger, F., Die Insel Cypern einst und jetzt. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom oesterreichischen Kriegsschauplatze. Berlin, Hausfreund-Exped. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, O., Die deutsche Einheit und das Bismarck'sche Reformproject. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.

Weber, C., Herzensklänge. Ein Blüthenkranz. Leipzig, Wilisrodt. 16. 25 Ngr.

Wer leidet, der König oder das Land? Auch eine sächsische Zeitfrage, die nicht unnütz ist. Vom Verfasser der drei Zeitfragen: „Wer war Herr v. Beust" u. s. w. Leipzig, Häsele jun. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Reorganisation Oestreichs von ***. Altona, Mentzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Encyklopädische Werke.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Elfte umgearbeitete verbesserte und vermehrte Auflage. In 150 Heften oder 15 Bänden. Jedes Heft 5 Ngr. Jeder Band geh. 1 Thlr. 20 Ngr., geb. in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr.; auf Velinpapier geh. 2 Thlr. 15 Ngr., geb. 3 Thlr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. In 40 Heften oder 4 Bänden. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden in Leinwand 7 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst erläuterndem Texte von mehr als 100 Bogen in Octav. Neue wohlfeile Ausgabe. 15 Thlr. Cartonnirt 17⅓ Thlr. Gebunden 23⅓ Thlr.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. In halbmonatlichen Heften. Jedes Heft 6 Ngr. Jeder Band geh. 2 Thlr. 12 Ngr., geb. in Leinwand 2 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 24 Ngr.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben. In 70 Heften oder 7 Bänden. Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt. Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr. (Soeben vollständig geworden.)

Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Welcker. 8. In 168 Heften oder 14 Bänden. Jedes Heft 8 Ngr. Jeder Band geh. 3 Thlr. 6 Ngr., geb. 3 Thlr. 16 Ngr. (Soeben vollständig geworden.)

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. In Lieferungen zu 8 Bogen. 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Jede Lieferung 20 Ngr. Jeder Band 3 Thlr. 10 Ngr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. I. Section, 1.—83. Theil; II. Section, 1.—31. Theil; III. Section, 1.—25. Theil. 4. Cartonnirt. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr., in einer Prachtausgabe 15 Thlr.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung)
7. Behrenstraße. Berlin.

Grundriß der Geschichte der Philosophie

von

Dr. **Johann Eduard Erdmann,**

ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle.

Zwei Bände. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 6 Thlr.

Erster Band: Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. (VIII und 623 Seiten.) Preis 2⅔ Thlr.

Zweiter Band: (verläßt soeben die Presse) Philosophie der Neuzeit. (VIII und 812 Seiten.) Preis 3⅓ Thlr.

Anstatt eines Lehrbuchs für Vorlesungen, an welches ursprünglich gedacht war, hat der Verfasser ein Handbuch gegeben, welches die Geschichte der Philosophie von ihren ersten Anfängen bei den Griechen an bis auf unsere Tage darstellt. Mit der Aufgabe: zu zeigen, daß jedes wahre Philosophem eine bleibende Eroberung des denkenden Menschengeistes und darum auch für die folgenden Geschlechter von Bedeutung ist, stellt sich dieses Werk die zweite: solche Lehren, deren Wichtigkeit nicht genug gewürdigt zu werden pflegt, ins Gedächtniß zurückzurufen. Führte das Erste dazu, die Philosophie des 19. Jahrhunderts als die alles zusammenfassende besonders ausführlich zu behandeln, so das Zweite zu einer eingehenden Behandlung der Scholastik. Bemerkt darf werden, daß die Darstellung nicht wie gewöhnlich und auch in einem frühern Werk desselben Verfassers geschieht, mit Hegel's Tode abschließt, sondern die wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Philosophie während der letzten sieben Lustra eingehend bespricht, namentlich den Zersetzungsproceß der Schule, zu welcher der Darsteller sich selber rechnet.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Soeben ist ausgegeben:

Stahr, A., Agrippina, die Mutter Nero's.
(Bilder aus dem Alterthum IV.) gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Die früheren Bände:
Tiberius — Cleopatra — Römische Kaiserfrauen
kosten ebenfalls à Band 2 Thlr.

In diesem neuen Bande der Stahr'schen Bilder aus dem Alterthume behandelt der Verfasser das Leben und den Charakter einer Frau, welche, zu den gewaltigsten und furchtbarsten Erscheinungen der ersten römischen Kaisergeschichte gehörend, das Interesse des Historikers wie des Psychologen gleichmässig in Anspruch nimmt, in einer für den weitesten Kreis verständlichen Weise. Neben Agrippina sind zugleich die Charakterbilder der Kaiser Caligula, Claudius und Nero und der Kaiserinnen Messalina und Sabina Poppäa mit feiner Kunst gezeichnet und in glänzenden Farben ausgeführt.

Bei H. Matthes in Leipzig erschien vor kurzem:

An den Tod.

Canzone von Albert Möser.

Broschirt 6 Ngr.

„Eine gedankenreiche, tiefempfundene und formschöne Dichtung, die nur dazu dienen wird, den Ruf dieses begabten Lyrikers immer fester zu begründen". (Dresdener Journal.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 45. — 8. November 1866.

Inhalt: Das deutſche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. — Karl Friedrich Neumann's „Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika". — Ein Cavalier in Spanien. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Sammlungen altdeutſcher Literaturdenkmäler.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutſche Drama der Gegenwart.

Viele Jahre lang hat Auguſt Henneberger in d. Bl. häufig kritiſche Heerſchau über das moderne Drama abgehalten. Mit welcher Sachkenntniß, mit welch warmem Intereſſe er das gethan, wird den Leſern gewiß noch erinnerlich ſein. Der leider ſo unerwartet und frühzeitig dahingeſchiedene Schriftſteller hatte aufrichtige Freude an dem Gelungenen, nachſichtige Milde für das Verfehlte, guten Rath und Ermunterung für den Strebenden. Indem der Unterzeichnete daſſelbe kritiſche Amt ausübt, verſpricht er, nach Kräften ſeinem Vorgänger nachzueifern und es wenigſtens an Hingebung und Fleiß nicht fehlen zu laſſen. Er kennt zunächſt aus eigener Erfahrung die ganze Schwierigkeit des dramatiſchen Schaffens und die geringe Aufmerkſamkeit und Förderung, welche demſelben, namentlich von ſeiten der Bühne ſelbſt, zutheil zu werden pflegt. Die Bühne will immer nur epochemachende Genies, denen ſie ſich unwillig fügt, oder dramatiſche Routiniers, die ſie mit Freuden begrüßt. Entweder muß man ihrer Schablone, ihrem Schlendrian dienen, d. h. Stücke zu Wege bringen, die dem alten Herkommen Rechnung tragen und ſozuſagen nach der Schnur gemacht ſind, oder man muß ſie durch ganz Ungewöhnliches überrumpeln, ſie vermöge der öffentlichen Meinung mit Sturm einnehmen und erobern.

Daß die Bühne Liebe zu den Dichtern hege, ſich dieſelben erziehe und bilde, daran iſt nicht zu denken. Sie hat das nicht gelernt. Faſt muß man ſagen, daß ſie ausſchließlich nur den Schauſpielern gehört und der dramatiſche Autor ihr nur ein Fremdling iſt.

Wir ſind weit davon entfernt, die Schuld dieſes Verhältniſſes allein in der Bühne und in der Ueberhebungsluſt der Darſteller zu ſuchen. Im Gegentheil, die Schüchternheit und das unpraktiſche Weſen der dramatiſchen Schriftſteller ſind weſentlich und vorwiegend daran betheiligt; nicht weniger die Theaterkritik, welche von je im allgemeinen feindſelig war und für gut fand, ſich ſozuſagen mit Sack und Pack ins Lager der darſtellenden Kunſt zu begeben, um von hier aus die dramatiſche Dichtung mit Stecken und Stangen anzufallen. Die dramatiſche Dichtung war jederzeit unter uns eine hartbedrängte und jedem Wind und Wetter der Umſtände preisgegebene Sache. Sie hat bis auf den heutigen Tag nirgends einen Sammelpunkt, nirgends eine rechte Fahne, ein Feldgeſchrei erhalten. Beſtändig einem Guerrillakriege der Zeitungsfeuilletons und Localblätter ausgeſetzt, gewann ſie bisjetzt doch beinahe weder Waffen noch Stellung, ſich zu vertheidigen. Eine Menge von Talent verkommt in literariſcher Verlaſſenheit, unbeachtet vom Theater, unter dem Hohn einer liebloſen Kritik.

Dies erkennend und wiſſend, treten wir hier in die Lücke, welche durch den Tod Henneberger's in die kritiſche Phalanx der „Blätter für literariſche Unterhaltung" geriſſen worden iſt, indem wir die Beurtheilung neuer Dramen da fortſetzen, wo er ſie, aus dem Leben ſcheidend, liegen gelaſſen. Wir werden gewiſſenhaft und ſtreng, aber wie er ohne Gehäſſigkeit und Härte verfahren, ſtets uns erinnernd, wie wenig Gunſt und Glück der dramatiſchen Schöpfung zutheil wird, und wie ſie ſelbſt von ſeiten der zu Anſehen und Macht gekommenen Genoſſen nur ſpärliche oder beinahe gar keine Förderung erhält. In unſern Beurtheilungen ſoll ſie zum mindeſten ein freundliches Entgegenkommen finden und, wennſchon unſere offene und ehrliche Meinung, doch zugleich damit auch Fingerzeige ſich gegeben ſehen, nach denen es ihr möglich werden dürfte, ſich auf ihrem ſchwierigen Wege einigermaßen zurechtzufinden. Selbſt der Tadel, denken wir, ſobald er nur die Abſicht und das Bemühen zeigt, zu nützen, wird nichts Verletzendes haben. Jedenfalls iſt der, der hier ſpricht, kein liebloſer Splitterrichter und Kritikaſter, ſondern ein Mitringer und Genoſſe, der ſeit geraumer Zeit ſchon in Reihe und Glied geſtanden und ſeine ſchmerzlichen Erfahrungen hinter ſich hat.

Muſtern wir nun den heute vor uns tretenden dramatiſchen Contingent, ſo bleibt uns allerdings zu bekennen, daß noch gar viel unausgebildete Mannſchaft, mancher noch recht unbeholfene Rekrut darunter iſt. Voran ſtehe da:

1. Wie es ſich treibt. Drama in fünf Acten von Eduard Köller. Berlin, Schweigger. 1865. 16. 20 Ngr.

Wir finden in Köller's Drama den Freund und Miniſter eines jungen Fürſten, Namens Reinhold von Planken, der ein gutmüthiges, edles Fräulein, Marie von Senften, liebt, welche, früh verwaiſt, ſich durch Großmuth und Wohlthun derart ruinirt, daß ſie ſozuſagen an den Bettelſtab kommt. In dieſer Lage von allen Verwandten und Bekannten verlaſſen, erachtet ſie es begreiflich, daß auch jener Planken ſich von ihr zurückzieht. Ohne Groll, ohne Verbitterung will ſie ihm entſagen, denn ſie erwidert ſeine Neigung aus tiefſtem Herzen, und zwar ſo ſehr, daß ſie die Hand eines Herrn von Hendorf ausſchlägt, der ihr allein im Unglück treu bleibt. Freilich iſt er keineswegs das Muſter eines Mannes; er hat Schulden, iſt neidiſch und wol auch etwas intriguant, denn er trachtet nach Planken's Stellung am Hofe. Planken ſelbſt war krank, aber zugleich unwillig über Mariens „übergroße Gutherzigkeit" und „daß ſie ſich von ihren ſaubern gewiſſenloſen Verwaltern einmal um das andere über das Ohr hauen ließ". Er zürnt ihr, aber ohne ſie deshalb weniger zu lieben. Er hat heimlich einen Speculanten beauftragt, ein Gut der Senften zu kaufen und auf dieſes, iſt es ſein Plan, ſich ſpäter mit ihr, als ſeiner Frau, zurückzuziehen. Er aber, der Marie unpraktiſch und leichtgläubig ſchilt, iſt aus gar keinem andern Teige, denn er hat jenem Speculanten freie Hand mit ſeinem Gelde gelaſſen und keinerlei Sicherheit darüber ſich geben laſſen. So kommt es, daß dieſer, der gemeint, daß Planken ſeine Tochter heirathen würde, auf dem beſten Wege iſt, ihn um ſein Hab und Gut zu betrügen, wenn da nicht ein alter wunderlicher Kauz, Kaulfuß mit Namen, wäre, der, jenes ſaubern Patrons ſchlechte Streiche kennend, ihm droht, ſie ans Licht zu ziehen, falls er nicht Planken ſein Eigenthum zurückgäbe. Das geſchieht denn endlich, und das Stück ſchließt damit, daß Planken und Marie „ſich kriegen", Hendorf aber an des erſtern Stelle tritt, die dieſer aufgegeben.

Man wird aus dieſer knappen Erzählung des Inhalts leicht erkennen, daß das Drama breit, ungelenk und ohne jene Gliederung iſt, welche unbedingt nöthig, wenn von Theilnahme und Erfolg die Rede ſein ſoll. Es fehlt an einer eigentlichen Expoſition, an einer Steigerung der Verwickelung und Intrigue, damit ſelbſtverſtändlich an Spannung und Gipfelung des Intereſſes. Die Perſonen kommen und gehen, ohne daß man mit ihnen bekannt wird. Sie ſind wie Begegnungen auf der Straße, die man reden hört und agiren ſieht, ohne daß man recht erfährt, um was es ſich handelt, und zu denen man jedenfalls kein Herz gewinnt. Alle ſind uns zu wenig menſchlich vermittelt. Es ſind Figuren, keine Menſchen. Daſſelbe iſt mit der Handlung der Fall. Sie tritt uns nicht nahe, ſie feſſelt, ſie ergreift uns nicht. Der Verfaſſer verſteht es noch nicht, ſie ſo darzuſtellen, daß ſie wie unſere eigene wird. Dazu kommt eine Sprache, die, obſchon deutſch, uns doch beinahe wie fremd klingt. Sie iſt ohne Färbung, ohne Wärme, die Sprache einer vergangenen Epoche, verſunkener Geſchlechter. Zu Leſſing's Zeit hat man ſo auf der deutſchen Bühne geſprochen, ſo ſchlicht, nüchtern und ſteif, ſo ohne Umſchweif und Schwung. Ein kurzes Beiſpiel mag das belegen:

Brigitte. Sie haben geweint, Mariechen.

Marie. Geweint, ſagſt du? Das nicht — ich überlegte nur —

Brigitte. Daß gerade Sie zu beiden Urſache haben müſſen! Daß ich das alles noch erlebe!

Marie. Was haſt du zu erleben, gute Brigitte? Sprich, was denkſt du dir?

Brigitte. Wer könnte wol von dem Verluſte, der Sie betroffen, ſchmerzlicher berührt werden als ich.

Marie (raſch). Hatteſt du auch ein Anrecht auf ihn?

Brigitte. Auf ihn? Ich meine nichts weniger als den Verluſt Ihres ſo prächtigen Gutes, das theuere Erbe Ihrer — ſie ruhen in Frieden — geliebten Aeltern, dieſes ſchöne Beſitzthum, das man ihnen nach und nach betrügeriſch und ſchändlich aus den Händen geriſſen.

Marie (heiter). Ah, meine verlorenen Güter ſind es, die nachträglich deine Entrüſtung wach rufen! Ich glaubte ſchon, du hätteſt einen tiefern Kummer.

Brigitte. Und das iſt nichts, ein ſo reiches, liebes Erbe auf ſolche Weiſe zu verlieren?

Marie. Es wird ſich jetzt auch in guten Händen befinden.

Brigitte. Und die Leute alle, die Männer, Frauen und Kinder, denen Sie die liebevollſte Herrin — was ſage ich — eine nach allen Seiten hin erfreuende und beglückende Mutter waren, ſie werden jetzt arm ſein.

Marie. Arm — ſie und ich und du.

Man wird uns zugeſtehen, daß das der Dialog unſerer Altvordern iſt. Er iſt feſt, ſolid, ehrenhaft, aber auch veraltet; er geht wie in Kniehoſe, Schuhen und Strümpfen, mit dem Haarbeutel auf dem breitſchößigen und großknöpfigen Rocke. Der moderne Geiſt und Athem fehlt ihm, wie dem ganzen Stücke: es iſt ein Schauſpiel im alten Stil, eine dramatiſche Studie nach dem Muſter etwa von Engel's „Dankbarem Sohn" und „Edelknaben".

2. Karl X. Hiſtoriſch-dramatiſches Gemälde in fünf Aufzügen von Adolf Friedrich. London, Panzer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Eigenſchaften, durch welche Karl X. die Julirevolution veranlaßt und durch welche er zu Falle gekommen, ſind keineswegs ſehr dazu angethan, ihn als dramatiſchen Helden glänzen zu laſſen. Der Dichter hat aber das werthvolle Vorrecht, ſeinen Helden auf ein anderes Piedeſtal zu ſtellen, wodurch derſelbe veredelt, ja idealiſirt werden kann. Unſer großer Schiller namentlich hat in erfolgreichſter Weiſe ſolches Vorrecht ausgeübt bis zur Verklärung einer Maria Stuart, eines Don Carlos. Das vorliegende Drama bemüht ſich ebenfalls, dem Wirken Karl's X. von Frankreich eine höhere Unterlage zu geben. Karl X. will das unbeſchränkte Königthum wiederherſtellen, weil er es als Grundſtein von der Größe Frankreichs anſieht: „Dir leuchtet ſtolz des Ruhmes Bahn", ſagt er in einem Monolog, „und dort ſoll einſt in ſpäten Tagen deines Namens Stern als Gründer von des Vaterlandes Größe glänzen." Er will ein ſo ſchwieriges Werk zugleich zum Nutzen ſeiner Kinder und Kindeskinder durchführen. Das iſt entſchieden ein glücklicher

Gedanke des Verfassers, und wenn er die liberalen Minister, die liberalen Deputirten, die Martignac, Broglie, Laffitte, Guizot, Lafayette u. s. w. auf der einen Seite, und den ehrgeizigen Herzog von Orleans auf der andern Seite dem König und dessen Angehörigen gegenüberstellt, so entsteht daraus wol ein erfolgreicher dramatischer Conflict. Polignac arbeitet für den König, die Liberalen für die Verfassung, und Orleans für sich; so ungefähr kann man kurz die wichtigsten Momente im vorliegenden Drama bezeichnen, und gut durchgeführt würde das mit etlichen Nebenpersonen wenig zu wünschen übriglassen. Nun hat der Verfasser aber erstlich sich verleiten lassen, diesen an sich schon vielseitigen Stoff durch eine Menge außerhalb der Idee des Ganzen liegender Intriguen nicht gerade zum Vortheil des Dramas noch zu bereichern. Als zweiter Grundfehler erscheint uns, daß der Autor den König durch arge Menschlichkeiten mehr sich herabwürdigen läßt, als es mit so großartigen Ideen, wie er sie ihm zuweist, und mit dem dramatischen Interesse verträglich sein dürfte.

Da ist eine Gräfin De la Tour du Pin, Ehrendame der Dauphine, welche sich höchst zudringlich unter den Hauptpersonen bewegt und einen großen Theil des tragischen Conflicts für sich absorbirt. Sie setzt voraus, daß es am Hofe Karl's X. für Frauentugend nicht sehr geheuer sei; sie begibt sich aber doch dahin. Sie ist nicht geldsüchtig; ihr Bräutigam, der Oberst Graf von Mons, sagt, er habe des Geldes genug für beide; sie geht aber dennoch an den Hof, einzig um eine Entschädigung für pecuniäre Verluste zu erlangen. Sie liebt ihren Bräutigam, kokettirt aber mit dem König, indem vor dem Hof ihre Verlobung mit Mons verheimlicht wird. Der König verliebt sich in sie, sie weist ihn ab; sie kommt aber trotzdem wieder an den Hof, hat Eifersüchteleien mit Mons u. dgl. Der König wird als ein Mann in den Sechzigen bezeichnet, liebt sie aber närrisch. Als sie ihn behorcht und seine Verhaftbefehle gegen die Liberalen verräth, sperrt er sie ein und versucht ihr Gewalt anzuthun. Sie stürzt sich aus dem Fenster, wird aber unerklärlicherweise von den „starken Armen" einer Cypresse aufgefangen und entkommt mit heiler Haut zu den Ihrigen. Beim Ausbruch der Revolution behauptet die Gräfin, ihr Platz sei „an des Geliebten Seite", d. h. auf den Barrikaden, und nach Mons' Tode, der für die Revolutionären gekämpft hatte, ergreift sie statt seiner die Fahne und erstürmt gleichsam den Louvre, wo sie von Polignac todtgestochen und mit ihrem seligen Bräutigam vereinigt wird.

Aus dem Antheil, welchen der König an ihren Schicksalen hat, sieht man schon, eine wie wenig respectable Rolle ihm als Regenten und Familienhaupt, ja noch dazu zärtlichem Großvater zugetheilt worden. Am Schluß ist ihm gerade das so schmerzlich, daß sein armes Großsöhnchen durch ihn aller Aussichten auf den Thron beraubt worden: was, mit seinen verliebten Attentaten auf die Gräfin zusammengestellt, die Würde des Schmerzes wesentlich beeinträchtigt. Daneben ist der König aber auch noch ganz der Spielball anderer Leute, besonders seines Beichtvaters, des Cardinals Bilta, der ihn benutzen will, um sich selbst den Weg zur Tiara zu ebnen. Etwas mehr selbständige Gesinnung hätte für den Helden des Dramas mehr Interesse eingeflößt, und seine Würde durch Attentate auf ein so albernes Frauenzimmer wie die Gräfin zu beeinträchtigen, war vollends unnöthig. Auch der Graf Mons ist ein eigenthümlicher Charakter. Es läßt sich erklären, wenn er nach allem, was seiner Braut begegnet war, den König haßt; es wäre also ganz richtig gewesen, wenn er bei solcher Gesinnung den Dienst quittirt hätte. Er bleibt aber im Dienste, um sein Regiment im entscheidenden Augenblick verrätherisch zum Feinde, den Insurgenten, überzuführen, und — sonderbar genug! — er redet dabei von sich wie von einem Ehrenmanne, und auch manche von den andern Personen scheinen ihn noch dafür zu halten.

Historische Personen finden sich noch genug im Stück; wir übergehen dieselben aber hier, da der Rahmen des Stücks somit schon klar ist. Die Sprache des Verfassers ist sehr gewählt, die Worte, obwol Prosa, sehr schön stilisirt. Auch sind an geeigneter Stelle Uebersetzungen einiger Lieder von Béranger angebracht, doch sehr frei. Einzelne Anachronismen können wir nicht rügen, weil sie dem Geiste des Stücks nicht widersprechen. Eigenthümlich ist die Verwechselung der englischen Anrede „Sir" mit der französischen „Sire", die durch das ganze Drama geht. Andere Fehler wollen wir in der Voraussetzung, daß es Druckfehler sind, übergehen.

3. Beatrix von Burgund. Schauspiel von Friedrich Thal. Zeitz, Huch. 1865. 16. 15 Ngr.

Die Heldin des Stücks, eine fürstliche Waise, wird von ihrem Oheim, Grafen Wilhelm von Burgund, in eigennützigen Absichten gefangen gehalten. Er möchte sich gern zum Herrn des Landes machen, um das sich seit langer Zeit Deutschland und Frankreich streiten. Als Friedrich Barbarossa in die Grafschaft eingedrungen, läßt der König von Frankreich durch seinen Vasallen, Ritter Fulko von Chaumont, dem Grafen Wilhelm anbieten, er solle, wenn er ihm den Lehnseid leiste, solange er lebe, unbehelligt von Frankreich in Burgund walten und schalten können. Graf Wilhelm nämlich ist unvermählt und ein Schlemmer: er will nichts als gute Tage haben und seinen Leichnam pflegen. Natürlich willigt er in den französischen Vorschlag, und dies um so mehr, als Fulko zugleich verspricht, ihn von der Sorge um Beatrix durch seine Vermählung mit ihr zu befreien.

Diese Vermählung ist nun aber gar nicht nach dem Sinne der Beatrix, die sie von der Hand weist, und vollends nachdem es Friedrich Barbarossa gelungen ist, unerkannt in ihr Gefängniß zu dringen, wo sich zwischen beiden folgendes Gespräch entspinnt:

Kaiser.

Mein Ritterwort, ich frage sonder Trug:
Was war's, warum man Euch in Fesseln schlug?

Beatrix (lächelnd).

Ei, ei, Herr Ritter, Eure Rede spricht
Zu Eurer Würde große Zuversicht.
Ihr fraget kecklich; doch ich sag' es frei,
Gar wundersam stimmt mein Gefühl Euch bei.

Warum gefangen? Jedes Kind im Land
Erzählt es, daß mein Oheim mich verbannt.
Doch hört! Mein war das Land von Gottes wegen,
Des Vaters Erbe mit des Vaters Segen,
Mein alle Sorgen, und ich darf es sagen:
Auf meinem Herzen wollt' ich treulich tragen
Den Segen wie die Last vor Gottes Augen.
Doch wollte das dem schlauen Ohm nicht taugen:
Die schöne Grafschaft war ein leichter Raub,
Er nahm sie hin, mich trat er in den Staub.

Kaiser (mehr zu sich selbst).

Und hat in dieses holde Angesicht,
In dieses Auge, das nur Treue spricht,
Auf diese Lieblichkeit sein Aug' geblickt,
Als er zur schwarzen That sich angeschickt?
Ha, Graf, den Frevel wirst du büßen müssen!

Beatrix.

Um Gott, wer seid Ihr? Endlich laßt mich's wissen.
Ihr drohet, Ritter? Glaubt Ihr, daß soeben
Zur Rachethat ich Euch ein Recht gegeben?

Kaiser.

Hoch schwillt des Ritters Herz bei Frauenleide,
Sein gutes Schwert, es rührt sich in der Scheide.
Doch hört! Wol schwerlich habt Ihr hier vernommen,
Daß Kaiser Friedrich nach Burgund gekommen.

Beatrix.

O, endlich — endlich? Er ist lang geblieben.
Und er gedenket, was ich ihm geschrieben?

Kaiser.

Geschrieben? Davon ward mir keine Kunde.

Beatrix.

Geschrieben und gefleht seit mancher Stunde,
Mir, der Verrathnen, seinen Arm zu leihn.

Kaiser.

So fing der schlaue Graf den Boten ein.
Doch seid getrost, als Lehnsherr wird er richten
Und rohen Frevels feige That vernichten.
Mit jener Macht, die er von Gott empfahn,
Bricht er die Fesseln, die Euch weinen sahn,
Und so Ihr selbst nicht Unrechts schuldig seid,
So hält er Euch des Erbes Recht bereit.

Beatrix.

O lieblich klingt das Wort von Kaisers Huld,
Und dennoch schmerzt der Argwohn einer Schuld.

Gertrud.

Kein Wasserquell, o Herr, kein Edelstein
Kann lautrer als der Herrin Seele sein.

Kaiser (lächelnd).

Nein, holde Frau, nein, Argwohn nennt es nicht!
Denkt, wenn der Kaiser als der Kaiser spricht,
So muß der Herrscher, um des Rechts zu walten,
Stets in der Mitte seine Wage halten.
Doch, mein' ich, zeitig wird sie ihm entsinken
Vor dieser Augen unschuldvollem Blinken.

Beatrix.

Nein, nein, ich fühl's, recht kindisch war mein Schmerz;
Doch leicht gereizt ist der Bedrängten Herz.
Jetzt sagt mir meiner Seele freudig Wallen,
Was nach so hoher Gabe ziemt vor allen.
Dank sei dem reichen Gott, der mich erhört,
Dem Kaiser dann, den stets mein Herz verehrt,
Und Euch, Herr, der mich reißt aus Todesschatten.
Seit gestern meint' ich völlig zu ermatten;
Verworfen und beschimpft — da war's der Tod,
Der noch das heiterste Gesicht mir bot.
Jetzt wieder fühl' ich Lebenspulse pochen;
O Gott, die Jugendkraft ist nicht gebrochen,
Der lahme Geist fühlt seine Flügel wieder,
Und Lebensodem strömt durch alle Glieder.
Kommt, liebe Mädchen, theilet mein Entzücken,
Laßt an mein Herz Euch, treue Seelen, drücken!
Hinweggescheucht ist alles Graun der Nacht,
Seitdem der Freiheit goldner Stern uns lacht.

Kaiser (mit innigem Blick ihre Hand fassend).

Laßt Eurer Freude meine sich gesellen!
Die süßen Thränen, die Euch jetzt entquellen,
Sind frischer Thau in jedes Zeugen Brust.
Ich danke Gott für solchen Schauens Lust.

Mathilde.

In Freud' und Lust; doch daß ich's nicht verhehle,
Gar oft getäuscht ward unsrer Herrin Seele,
Und falscher Trost schlug immer tiefre Pein.
Wird unsre Hast sogleich gehoben sein?

Beatrix.

O störe nicht das Leuchten jungen Glücks
Durch dunkle Schatten zweifelvollen Blicks!
Wenn solchen Mannes Auge lügen kann,
Dann bricht des Jüngsten Tags Zerstörung an.

Kaiser.

Nur Hoffnung heute, die Erfüllung morgen.
Doch eines noch, ja eines macht mir Sorgen:
Dem Kaiser ward vertraut, daß Eure Hand
Schon fest geknüpft ein unglückselig Band.

Beatrix.

Und hat der Kaiser, sprecht, hat er geglaubt,
Daß sich mit solcher Schmach belud dies Haupt?
Und glaubet Ihr, daß ich mein Recht und Land
Hinwerfe für des fremden Mannes Hand?
Ha, Wilhelm, um das Wildpret zu erbeuten,
Willst du auf falsche Spur den Jagdherrn leiten.

Kaiser.

Gottlob! Ich sehe nun die Luft sich klären,
Und wie sich wolkenfrei die Sonne zeigt.
An Euerm Herzen soll es sich bewähren,
Daß Argliſt frommer Glaube übersteigt.
Nun laßt mich, Holde, Euch zu sicherm Zeichen,
Daß treulich Wort aus meinem Munde ging,
Laßt mich zur Bürgschaft diesen Ring Euch reichen,
Den einst ich selbst aus Kaisers Hand empfing.
Ich komme bald, zu holen diesen Reifen
Und auszulösen das vertraute Pfand.
Doch wahret Euch! Mich lüstet's zu ergreifen
Zugleich mit diesem Ring die ganze Hand.

Kaum hat der Kaiser Beatrix verlassen, so kommt Ritter Fulko, die letztere gewaltsam zu entführen, und als nun Barbarossa von Graf Wilhelm die Geliebte im nächsten Acte begehrt, kündigt dieser ihm an, daß es zu spät, daß er sich von dem Franzosen habe übertölpeln lassen und dieser Beatrix geraubt.

Der Kaiser, außer sich über dies Ereigniß, läßt dem Paare nachsetzen, das denn auch bald eingebracht wird. Nun behauptet aber Fulko: Beatrix habe ihn zur Flucht beredet, überhaupt sich ihm sozusagen an den Hals geworfen. Er gibt sogar an, den Ring des Kaisers, den er der Entführten gewaltsam entrissen, von ihr erhalten

zu haben. Als er jedoch die Zeit bezeichnet, in der dies geſchehen ſein ſoll, ſtellt ſich heraus, daß der Reif damals noch an des Kaiſers Finger ſich befand. So ſeiner Lügen überführt, wird er verurtheilt, auf einem Eſel durchs Land gebracht und über die Grenze gepeitſcht zu werden. Beatrix aber wird die Gemahlin des Kaiſers.

Aus dieſer Inhaltsangabe erſieht der Leſer, daß wir es mit einem romantiſchen Ritterſchauſpiel in der Art des Kleiſt'ſchen „Käthchen von Heilbronn" zu thun haben, nur daß ihm aller romantiſche Duft und Zauber fehlt. Der Kaiſer Barbaroſſa und ſeine Getreuen, Beatrix, Graf Wilhelm und Fulko — das alles ſind in Licht und Schatten keine wirklich poetiſchen Geſtalten. Auch iſt das ganze Gewebe des Dramas nicht wunderbar umleuchtet und umhaucht, wie das in dem vorhergenannten Stücke der Fall iſt. Es zeigt ſich darin durchaus keine ganz ungeſchickte Mache; jedenfalls ließe ſich das Drama aufführen, denn es iſt leidlich bühnengerecht; aber es iſt zu breit in der Handlung, zu alltäglich in den Motiven, kurz, es trägt allzu ſehr die Phyſiognomie der dramatiſchen Gewöhnlichkeit an ſich, um eine beſondere Aufmerkſamkeit erregen zu können. Immerhin aber dürfte der Autor angethan ſein, den Bretern ein brauchbares Stück zu ſchreiben. Nur würde er füglich wol am beſten thun, keinen romantiſchen, ſondern einen modern bürgerlichen Stoff zu wählen.

Zahlreich vertreten iſt auch der Dilettantismus mit jenen dramatiſchen Verſuchen, die mehr der Muße als der Muſe entſprungen und oft mit vielem Aufwand von Anmuth und gaukelndem Geiſt doch nur ſchöne Mittelmäßigkeiten oder Nichtigkeiten zu Tage fördern. Man kann ihnen oft ganz gut ſein, dieſen Schöpfungen, weil ſie edel geformt und voll zarten Reizes ſind, aber ein dramatiſches Leben und eine bühnliche Wirkung läßt ſich doch nur den wenigſten nachrühmen.

Führen wir da zuerſt an:

4. Lucy. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Felix Freiherrn von Stein-Kochberg. Leipzig, Weber. 1866. 8. 20 Ngr.

Daſſelbe iſt nach einer Novelle Brachvogel's: „Van Dyck's Rettung", verfaßt und zeigt uns, wie Thomas Wentworth, ſpäterer Graf Strafford, einer der eifrigſten Vertheidiger der Volksrechte im Parlament unter Karl I. in England, durch die Liebenswürdigkeit einer Ariſtokratin, der Lady Lucy, Gemahlin des Lord Carliſle, zur Regierungspartei herübergezogen wird und im Kampfe für dieſelbe ſein Leben verliert. Wentworth, zum Grafen von Strafford erhoben, ward bekanntlich wegen „des Verſuchs zur Vernichtung der Freiheiten des Landes" vom Parlament verurtheilt und am 12. Mai 1641 zu London hingerichtet.

Unſer Autor hat eine Art Egmont aus ihm gemacht, d. h. er hat die Ehe und die Kinder Wentworth's desavouirt und ihn zum Geliebten jener Dame geſtempelt, deren Name den Titel des Stücks bildet. Sie iſt es, die ihn dem Könige gewinnt und ihn veranlaßt, die Sache des Volks wie ſeine Freunde zu verlaſſen. Von ihrem Liebreiz umſponnen, läßt er ſich dazu bewegen, Antheil an dem Kampfe Karl's I. gegen das Parlament und die Volksfreiheiten zu nehmen. Buckingham wird durch den Dolch Felton's aus dem Wege geſchafft, Wentworth an ſeine Stelle geſetzt.

Durch ſeine Maßregeln reizt er ſeine ehemaligen Freunde, ſie klagen ihn an und verurtheilen ihn. Lady Lucy bietet alles auf, den Geliebten zu retten; doch umſonſt, der ſchwache König läßt ihn als Opfer ſeiner gefährlichen Politik fallen. Während Strafford männlich und gefaßt das Schaffot beſteigt, vergiftet ſich die Heldin.

Dies ſind die Hauptvorgänge des Stücks, das ſeinen novelliſtiſchen Urſprung nicht verleugnen kann. Es iſt gefällig, mit einem poetiſchen Hauche geſchrieben; aber es mangelt darin der knappe dramatiſche Gang, alle ſcharfe Charakteriſtik, jeder hiſtoriſche Boden. Van Dyck und ſeine Liebe zu Mary Gore treten als Epiſode zu breit in die Handlung ein, während ſich uns die tragiſche Schuld der Heldin und des Helden zu wenig entwickelt zeigt. Was ſich in der Novelle ganz wirkſam ausnehmen mag: die Prophezeiung der Wahrſagerin, das wird im Drama, noch obenein ganz unmotivirt und unvermittelt hingeſtellt, ein leeres Spiel. Als Fatum läßt ſich doch jedenfalls jene Vorausverkündigung nicht benutzen. Es wäre lediglich in dem Einfluſſe hinzuſtellen geweſen, den Lady Lucy auf Wentworth gewinnt und durch welchen ſie ihn ſeiner Ueberzeugung untreu macht. Dieſer Untreue fällt er zum Opfer, aber eben deswegen hätte ſie dramatiſch mehr ins Licht geſtellt werden müſſen, was geſchehen wäre, wenn Pym, der Geſinnungsgenoſſe und Freund Strafford's, nachher ſein härteſter Ankläger und Feind, mit Lady Lucy gewiſſermaßen um Wentworth gekämpft hätte. Daß dieſer Kampf fehlt, daß Pym nicht Lady Lucy gegenübertritt, um Wentworth ihren Netzen zu entreißen und der Sache der Nation und der Freiheit zu erhalten, das läßt das Trauerſpiel gerade in ſeinem Kern, in ſeinem innerſten Weſen ſchwach und hohl erſcheinen. Die tragiſche Schuld bleibt ohne Erörterung, wird nur leiſe mit dem Finger getupft, während ſie erfaßt und prägnant hingeſtellt ſein will, ſoll die rechte Wirkung und Erkenntniß ſtattfinden.

Hierin liegt die Achillesferſe des ganzen Stücks. Es hat keine tragiſche Vertiefung; es iſt gefällig und liebenswürdig, aber doch nur dilettantenhaft verfaßt. Schon darin bekundet ſich die Unerfahrenheit des Verfaſſers, daß er ſein Drama „Lucy" betitelte. Lucy iſt und konnte auch nicht eigentlich die Heldin des Stücks ſein; Wentworth mußte die Hauptperſon werden und Lady Carliſle nur ſein böſer Genius. Wentworth hat alles Zeug dazu; an ihn alſo mußte ſich der Dichter halten. Daß er es nicht gethan, daß er ſich von Lady Lucy's einſchmeichelndem Weſen verlocken ließ, muß er, wenn auch nicht wie Strafford mit ſeinem eigenen Kopfe, doch mit dem ſeines Stücks büßen. Sein Stück iſt in der That enthauptet, d. h. es fehlt ihm das eigentliche Haupt, mit dem es allein zur echten Tragödie werden konnte. Nur Strafford war der echte, wahre Held dafür, jener Strafford, der, von Ehrgeiz und Ruhmſucht verführt, aus den Reihen des Volks hinweg auf die Stufen des Throns

trat, um über ſie hin aufs Blutgerüſt zu ſteigen. Kühn und kraftvoll, der Freiheit ergeben, locken ihn die Macht und der Glanz. Er wirft ſich in die Breſche des Königthums, das letztere mit ſeinem Leibe zu decken. Er ſchützt Karl, aber Karl ſchützt nicht ihn. Als es zum Conflict kommt, ſchwankt der König; wie überall, gelangt er auch hier zu keinem Entſchluß. Der Gefangene, der das Wort ſeines Monarchen hatte, daß ihm kein Haar gekrümmt werden ſollte, iſt groß genug, um den Fürſten ſeiner Verlegenheit zu entreißen, denſelben ſeines Worts zu entbinden. Auf dem Wege zum Schaffot, nachdem er gerufen: „Verlaßt euch nicht auf Fürſten; ſie ſind Menſchen und können euch nicht helfen", macht er halt vor dem Gefängniß ſeines Freundes, des Biſchofs Laud, um ſich von dieſem durchs Gitter ſegnen zu laſſen. Paul Delaroche hat ein köſtliches Bild aus dieſer Scene geſchaffen. Man ſieht darauf Strafford vor einem vergitterten Fenſter, von Soldaten umgeben; über ihm die ausgeſtreckten Hände Laud's, und ſonſt nichts von dieſem. Es macht eine große Wirkung. Auch der Tod Wentworth's könnte einen ſtattlichen Vorwurf geben. Er ſtarb gefaßt wie ein echter Held. Als er ſeine Kleider ablegte, ſagte er: „Ich lege mein Wams ebenſo ruhig ab, als ob ich zu Bette ginge; dieſer Block ſoll mir ein Kiſſen ſein, auf dem ich von all meiner Mühe und Arbeit ausruhe."

Aber alle dieſe Momente ließ ſich unſer Dramatiker entgehen, um ſich dafür an Lady Lucy zu hängen, deren Leben ohne alle Größe und ohne alles Pathos iſt. Dieſer Misgriff verurtheilt Felix von Stein-Kochberg als Dramatiker, und man kann ihm höchſtens als ſolchem eine gewiſſe poetiſche Feinheit, einen eleganten Schliff der Diction laſſen, wie nachfolgende Probe belegen mag:

(Im Kerker. Strafford. Lucy als Page verkleidet.)

Strafford.

Lucy! Mein Gott, Lucy! (Umarmt ſie.) Du hier? Sag': Iſt's
Ein Traum — iſt's Wahn, Lucy? Meine Gedanken
Waren bei dir, ſie zogen dich hierher,
Hierher an deines Thomas treue Bruſt,
(umarmt ſie nochmals)
An dieſes Herz, das du zu eigen dir
Für Zeit und Ewigkeit gewonnen haſt.
Ach! Sie beginnt ſo bald, die Ewigkeit!

Lucy.

Nein, Thomas, nein, noch darf ſie nicht beginnen!

Strafford.

Kannſt du es ändern?

Lucy.

Ja, ich kann's, ich will's!

Strafford (ruhig).

Wol leichter hebſt du auf des Towers Quadern,
Als von dem Spruch des Lords ein Wörtchen nur.

Lucy.

Der Glaube ſoll ja Berge ſelbſt verſetzen,
Mehr als der Glaube kann die Liebe thun!

Strafford (den Kopf ſchüttelnd).

Ich fürchte, Lucy, du erſchwereſt nur
Den Abſchied uns — und ſcheiden muß ich doch.

Lucy.

Denk nicht, daß mir der Kopf den Dienſt verſagt,
Da mir das arme Herze droht zu brechen.
Sei nur getroſt! Des Königs Hülfe bin
Ich jetzt gewiß — wenn er auch Vorſicht übt.
Zweihundert Mann, geführt von Billingsley,
Bringt er als Wache morgen in den Tower.
Der wacht, daß auf der Flucht dich niemand ſtört.

Strafford.

Meinſt du, das litte ſo das Parlament?
Wenn Pym nicht wär' mit ſeinem Eiſenkopf,
So feſt als ſchlau, von Spürern gut bedient.
Betrübe dich nicht ſelbſt noch durch Enttäuſchung.

Lucy.

Und ſchlägt das fehl, ſo iſt doch Aufſchub möglich.
Dann bringen Truppen wir nach London 'rein.
Schon flogen Boten an die Generale,
Und an der Spitze deiner Waffenbrüder
Bahn' ich zum Tower mir dann ſelbſt den Weg.

Strafford.

Hochherzig Weib, du führteſt es wohl aus!
Wenn nur der König deinen Willen hätte;
Doch Karl iſt ſchwach, iſt ſchwankend wie ein Rohr.
Wer weiß, wer nach dir hat mit ihm geſprochen,
Ob er nicht Gegenordre ſchon geſchickt?
Mit Vorſicht bau' auf eines Königs Hülfe.
Und wenn auch Karl zur Hülfe iſt bereit —
Er iſt ein Menſch und kennt nicht Gottes Rath.

Lucy.

Zu ſchändlich wär's, ſo ſchlecht kann Karl nicht ſein,
Daß er den treuſten Diener opfern ſollte.

Strafford.

Ich opfre mich für ihn — ich that's im Leben,
Ich thu's im Tode auch und bin gewiß:
Das Volk nimmt dieſes Opfer willig an.
Denn feſter ſteht der Thron, von Haß befreit.

Lucy.

Mein biſt du, und für mich mußt du noch leben.
Iſt dir das Leben ſo verhaßt geworden?

Strafford.

Und wär' es mir verhaßt, zum Ekel worden,
Ein Blick von dir verſöhnte mich mit ihm.
Doch fürcht' ich dieſen Blick, weil Hoffnung mir
Verſagt. Horch! Nimm den Mantel, das Baret!
(Man hört den ſchlurfenden Gang des Kerkermeiſters, er huſtet draußen und raſſelt mit den Schlüſſeln.)

Lucy
(die ſich wieder vermummt hat).

Mein Gott, wie ſchnell verflog die Zeit! — Leb' wohl,
Geliebter Mann. Und wenn du widerſtrebſt,
Ich rette dich! (Kuß.)

Kerkermeiſter (eintretend).

Nun fort, 's iſt Zeit.

Lucy
(geht auf Strafford zu und reicht ihm ſtumm die Hand, während ſie mit der andern die Augen bedeckt; dann folgt ſie dem Kerkermeiſter).

Strafford (betend).

Gott, ſei
Barmherzig ihr um ihrer Liebe willen,
Und ſcheideſt du uns hier ob unſrer Sünden,
So laß verklärt uns einſt im Jenſeits finden!

Hier gleich angeſchloſſen folge ein anderes Stück deſſelben Inhalts:

5. Pym und Strafford. Hiſtoriſches Drama in fünf Acten von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

In den Kreis dramatiſcher Schriftſteller wollen ſo viele treten, welche wol tiefe hiſtoriſche Kenntniß, aber nicht das hinlängliche Feuer der Dichtkunſt beſitzen. Das wohlgemeinte Beſtreben ſolcher Autoren erregt dann immer ein eigenthümliches Mitleiden, wenn man die guten Intentionen erkennt, aber die Exiſtenz des betreffenden Dramas ſich gerade nicht ſonderlich rechtfertigen will. Jedes äſthetiſche Kunſtwerk iſt an ſich Selbſtzweck; aber es gehört wirklich echtes, ſchöpferiſches Feuer, der „Kuß der Muſe" dazu, um das Geiſtesproduct ſolchergeſtalt zu legitimiren. Nun iſt eine Mode ſeit langer Zeit unter den dramatiſchen Talenten aufgetaucht, das dramatiſche Intereſſe an Parlamentsverhandlungen zu knüpfen. Für den Patriotismus oder Liberalismus mag das ganz recht ſein, aber Verfaſſungsſtreitigkeiten erſetzen keineswegs das mangelnde poetiſche Feuer. Auch dürfte das politiſirende Element ein ſolches Product leicht unter die Tendenzſtücke verweiſen, wodurch der Aeſthetik wol auch nicht ſonderlich gedient wird.

Das vorliegende Drama ſoll nun auch ein Reſultat der vereinigten Thätigkeit zweier Muſen ſein, Klio's und Melpomene's. Ein Prolog belehrt uns ferner folgendermaßen über die Intention des Stücks:

Nur Menſchen ſind's, nicht Götter, nicht Dämonen,
Die hier in That ſich mühn, und was ſie treibt,
Sind zwei Gewalten, klein, unſcheinbar, heimlich,
Doch unerſchöpflich, ſeit die Erde rollt,
Die heißen: Menſchenherz und Menſchenſinn.
Dringt in den Kern der Unternehmungen,
Spürt nach dem Quell des Großen, das geſchah,
Das jetzt geſchieht und das erſt Zukunft zeugt,
(Wenn ihr's vermögt, zu ſehn, was Nacht verdeckt) —
Der Anfang iſt ein leiſ', ein winzig Regen,
Ein Tropfen Bluts, der in des Herzens Kammer
Sich drängt, dann aufſteigt zu dem Puls des Hirns
Und zur Begierde wird und zum Entſchluß
Und wächſt zur That. Ob die zum Lebenstrank
Gedeihet, ob zum Gift, verderblich wirkend,
Wenn ſie der Hand entflohn, das fügt ein Geiſt,
Uralt, geheimnißvoll, unnahbar, hehr! u. ſ. w.

Das gibt nun die etwas abgenutzte Moral des Stücks und zugleich eine Probe von der etwas nüchternen proſaiſchen Verſification des Autors. Wo ſich die letztere zu bildlichen Wendungen verſteigt, da ſind dieſelben auch nicht aus dem natürlich-genialen Belieben hervorgegangen, ſondern grenzen eher an Affectation, wie wo z. B. von der „bittern Pflanze" der Trennung und dem „ſichern Hafen" der Ueberzeugung die Rede iſt. Die Perſonen des Stücks machen alle den Eindruck, als wüßten ſie nicht, warum ſie ſo oder ſo handeln, und was ſie eigentlich thun. Thomas Wentworth, ſpäter Graf Strafford, macht durch Vermittelung der Gräfin von Carliſle Frieden mit dem König, nachdem er früher eins der entſchiedenſten Mitglieder der Oppoſition geweſen. Man weiß nicht, geſchieht das aus ehrgeiziger Berechnung oder aus Folgſamkeit für den Pantoffel der Gräfin. Nach ſeiner Sinnesänderung veranlaßt Strafford eine Unterredung mit Pym, ſeinem ehemaligen Mitſtreiter, nunmehr ſeinem wüthenden Gegner, nachdem er Strafford's Geſinnungswechſel erkannt. Warum die Unterredung eigentlich ſtattfand, iſt nicht zu begreifen. Die Gräfin ſtellt auch in einem Selbſtgeſpräch den Namen des „plumpen Bären" Pym mit dem des „edeln Leu" Strafford zuſammen, ebenſo ohne daß man weiß warum. Strafford macht als Statthalter Irland unterwürfig. Die Schotten haben ſich empört, Karl I. muß das Parlament einberufen. Strafford ſoll nun ohne Armee das Parlament zu bändigen verſuchen, was den Verhältniſſen gemäß unmöglich war. Warum der König es gerade ſo will, begreift man wieder nicht. Strafford kennt die Gefahr für ihn und für die Regierung, wenn er des Königs Wunſch erfüllt: er weiß, daß nur Unglück daraus entſtehen kann. Dennoch erfüllt er nicht nur ſolchen Wunſch, ſondern, was eben das Unerklärliche daran iſt, er will zugleich den Feind in ſeinem Lager erdrücken, nachdem das von ihm eben als eine Unmöglichkeit dargethan worden. Im täglichen Leben und in der Geſchichte ereignet es ſich häufig, daß jemand etwas thut, ohne zu wiſſen warum; aber in einem Drama geht das doch nicht an, wo alles ſich mit innerer Nothwendigkeit aus den gegebenen Charakteren und Verhältniſſen entwickeln muß. Hier iſt nicht ein Ereigniß, das die dramatiſch erforderliche Cauſalität nachweiſt. Anklage und Verurtheilung Strafford's ſind ebenſo wenig gerechtfertigt; die Furchtſamkeit der Lords, welche die Verurtheilung im Drama einzig ermöglicht zu haben ſcheint, iſt nicht genügend motivirt. Pym fühlt ein menſchliches Rühren, wie er Strafford anklagt, aber der „Schutzgeiſt Britannia's" tritt vor ſeine Seele, und dadurch wird das unpatriotiſche Gefühl menſchlicher Rührung raſch überwunden. Der König, der ſein Wort für Strafford's Sicherheit verpfändet, deliberirt mit mehrern Biſchöfen darüber, was er nach deſſen Verurtheilung zu thun hätte. Anſtatt männlich und königlich zu handeln, verſucht er vergebens, den Kerkermeiſter zu beſtechen, um Strafford zur Flucht zu verhelfen, während ſeine Begnadigung nicht nur entſchieden in ſeiner Macht ſtand, ſondern ihm auch ſeine einzige Stütze erhalten hätte. Der König neigt ſich ſchon zur Meinung des einen Biſchofs, der ihm rieth, ſein königliches Wort zu brechen, da kommt die Königin noch mit ihren Kindern hinzu, und meint, dieſelben ſeien gefährdet, wenn der König nicht Strafford's Todesurtheil unterſchriebe. Da iſt der König nun vollſtändig überzeugt, daß er und die Seinigen ſicher ſind, wenn er ſich ſeiner einzigen Stütze, des Grafen Strafford, beraubt, und das Drama nimmt nun den tragiſchen Ausgang. Beweiſt nun ein ſolches Ereigniß in der Geſchichte völlige Abweſenheit von Charakter und Ueberlegung, ſo will man doch beides in einem dramatiſchen Kunſtwerke durchaus nicht vermiſſen: der dramatiſche Autor muß dann an dem Stoff, der ihn begeiſtert, eine andere Seite aufſuchen oder eine ſolche hinzudichten, oder — ganz von einem ſolchen Thema abſehen.

6. Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Unter den Stücken, welche Verfassungskämpfe und ständische Streitigkeiten behandeln, verdient das vorliegende wol eine ehrenvollere Erwähnung. Die Personen werden in der Regel farblos, sobald ein Schriftsteller den Versuch macht, sie als Träger von ständischen Ideen darzustellen: sie verlieren ihre Physiognomie. Gelingt es einmal jemand, die Physiognomie solcher Persönlichkeiten aufrecht zu halten, so erhält man oft nur einen historischen Abklatsch ohne poetischen Reiz, ohne ästhetische Causalität. Beide Klippen sind in dem vorliegenden Werk in anerkennenswerther Weise vermieden. Das Drama behandelt die Streitigkeiten des Königs Heinrich III. von England mit seinen Unterthanen. Heinrich III. hielt nämlich nicht, was sein Vater Johann ohne Land in seiner Magna-Charta den Unterthanen zugestanden. Im Jahre 1265 kam es zu einem Kriege zwischen dem König und dem Grafen von Leicester, Simon von Montfort, dem Führer der misvergnügten Großen und Städte. In der Schlacht bei Lewes wird der König geschlagen und mit seinem Sohne, dem nachmaligen Eduard I., gefangen. Der Prinz entflieht, sammelt ein Heer, zieht die mit Montfort unzufrieden gewordenen Großen und Städte an sich und besiegt diesen bei Evesham. Montfort fällt in der Schlacht, Heinrich III. wird befreit, und die Unterthanen erhalten ihre Freiheiten aufs neue verbürgt. Der Schwärmer könnte das an den Hauptcharakteren auszusetzen finden, daß jeder von ihnen sich in argen Menschlichkeiten bewegt und eigentlich keiner von ihnen idealisirt ist. Wir halten das indeß für einen Vorzug des Dramas, indem man dadurch Gestalten von Fleisch und Blut mit praktischen Tendenzen sich vorgeführt sieht. Der Held, Simon von Montfort Graf von Leicester, trachtet nach der Königskrone und kokettirt mit dem londoner Bürgerstande, um sich ihn geneigt zu machen. Die Großen, die erst auf Montfort's Seite waren, wollen ihre aristokratische Macht vergrößert sehen, und sie werden erbost, indem sie gewahren, wie Montfort die Früchte ihres gemeinsamen Handelns für sich auszubeuten begriffen ist. Montfort's Sohn, ein freilich ideeller, aber unbedeutender Charakter, verschmäht dazu die Hand einer Dame aus einer der hohen aristokratischen Familien und bewirbt sich um die Tochter des Lordmayors von London. Die Tochter des Lordmayors liebt Montfort den Sohn mit allem Feuer, mit aller Hingebung, läßt sich aber trotzdem von ihrem Vater mit einem Bürgerlichen verloben, von welchem zu ihrer ausdrücklichen Freude sie durch dessen Tod in der Schlacht bei Lewes unmittelbar vor Beginn des Stücks befreit wird. Der Graf von Leicester schmeichelt wol der londoner Bürgerschaft; wie er jedoch seines Sohnes reelle Absichten mit der Lordmayorstochter erfährt, wird deren Vater auf seinen Befehl ohne weiteres ins Gefängniß geworfen. Der junge Montfort leidet, bleibt aber ein gehorsamer Sohn; die andern lassen sich jedoch in Unterhandlungen mit der königlichen Partei ein: der Prinz Eduard findet dabei Gelegenheit zu entwischen. Montfort will einigen Großen die Köpfe abschlagen lassen, um seine Macht zu befestigen, und den König absetzen: er stellt den Lordmayor daher wieder auf freien Fuß, doch täuscht dieser ihn sehr in Bezug auf die Hülfe, die er von ihm erwartet. Montfort findet Widerstand und die bevorstehende Schlacht bei Evesham droht übel abzulaufen. Dazu verleumdet die von Montfort dem Sohn verschmähte Dame diesen bei der Lordmayorstochter. Letztere nimmt Gift, erfährt aber vor ihrem Ende, daß ihr Geliebter ihr doch nicht untreu gewesen ist. Sie stirbt, und der junge Montfort läßt sich in der Schlacht tödten: die verschmähte Dame will ins Kloster gehen. Nach des ältern Montfort Fall und dem vollständigen Siege der Königlichen wird die Wiederherstellung von Heinrich's III. Herrschaft proclamirt, wobei der Prinz Eduard noch von dem Grafen von Leicester sagt:

Die That des Mannes, der heut' unterging,
Darf nicht vergessen werden; stark und stolz
Ist unser Volk; wer es in Zukunft glücklich
Beherrschen will, muß ihm in Treue dienen.

Die Nemesis zeigt sich vornehmlich darin, daß Montfort für Egoismus, Ehrgeiz und Uebermuth von seinem Geschick abgestraft wird. Er hat am Anfang des Stücks alle Macht in Händen, aber er will durchaus auch noch den königlichen Titel und überschätzt seinen Einfluß und seine Kräfte:

Ich bin der erste meines Volks. Ich herrsche!
Nur eins fehlt noch — der Name. Ha, ein Name!
Ein Nichts — ein Schall — — und doch auch wieder alles,
Alles, solang' dies kriechende Geschlecht
Nicht in den Himmel steigt. — Ein König — ha,
Ein Gott auf Erden — — und ein andrer lebt,
Der mir den Anblick der gebeugten Knie,
Den Laut der scheuen Bitte vorenthält u. s. w.

Das charakterisirt so recht die Art seines Ehrgeizes. Die Diction des Stücks ist ansprechend; höchst bezeichnend der spöttische Ton, mit welchem Montfort manche Staatsacten dem gefangenen König (der übrigens nicht zum Vorschein kommt) zur Unterzeichnung vorlegen läßt. An Handlung fehlt es dem Stücke auch nicht, nur dürfte gegen das Ende hin des Getümmels doch vielleicht zu viel sein.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika".

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Karl Friedrich Neumann. Zweiter Band: Von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Berlin, Heymann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben schon in unserer Besprechung des ersten Bandes des Neumann'schen Werks (Nr. 15 d. Bl. f. 1864) darauf hingewiesen, wie viel namentlich für uns Deutsche aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu lernen sei. Dieser Satz erhält durch den vorliegenden zweiten Band noch mehr seine Bestätigung als durch den ersten. Denn

in dem erſten Bande hatten wir es hauptſächlich mit dem Unabhängigkeitskampfe zu thun und mit den erſten Schritten in ein ſelbſtändiges ſtaatliches und politiſches Leben; und war es auch unmöglich, zu verkennen, daß die transatlantiſche Republik ſchon als Rieſe das Licht der Welt erblickte, ſo mußte doch auch der junge Rieſe erſt gehen lernen, ſich erſt im allmählichen Gebrauche ſeiner Gliedmaßen üben, ehe er daran denken konnte, Kraftproductionen mit denſelben vorzunehmen. Aber die Entwickelung und Zunahme der Kräfte dieſes ſo jungen Staats machte ſo überraſchend ſchnelle und große Fortſchritte, daß ſchon dieſer Umſtand allein einen überreichen Stoff zum Nachdenken gewährt. Das Bewußtſein der eigenen Kraft und Macht wurde denn nicht allein den leitenden Staatsmännern, ſondern allmählich dem ganzen Volke immer klarer und lebhafter, und während noch in den napoleoniſchen Zeiten jede Verwickelung mit Europa ängſtlich vermieden und ein Krieg mit England, namentlich aus Beſorgniß für die den Handel betreffenden Verluſte, ſo ſehr geſcheut wurde, daß man Jahre hindurch die von England ſowol als Frankreich ausgehenden Beſchädigungen der Schiffahrt und des Handels geduldig ertrug, wagte man es ſchon kaum zehn Jahre nachher, mit der ſtolzen Doctrin Monroe's hervorzutreten: Amerika gehört nur den Amerikanern. Und daß dieſer ſo laut und ſtolz verkündete Grundſatz nicht eitel Prahlerei ſei, ſondern daß die Vereinigten Staaten ſich nicht bedenken würden, ihn da, wo es ihr Intereſſe erheiſchte, einer ganzen Welt in Waffen gegenüber bis auf den letzten Blutstropfen durchzufechten, davon ſcheinen die europäiſchen Staatsmänner ſchon damals mehr als eine bloße Ahnung gehabt zu haben. Und doch waren ſchon im früheſten Lebensalter der jungen Republik, und nachdem kaum die Unabhängigkeit mit ſo großem Aufwand von Gut und Blut theuer erkauft war, die Bande, welche den Norden mit dem Süden vereinigten, ſo locker, daß bereits von einer zukünftigen Trennung die Rede war zu einer Zeit, wo die Tinte, mit welcher der Act der Vereinigung niedergeſchrieben worden, noch kaum recht trocken war. Und damals war es nicht der ariſtokratiſche, ſklavenhaltende Süden, der Trennungsgedanken hegte, ſondern der volkreiche, thatkräftige Norden, der nicht nur des Handels wegen den Krieg gegen England am meiſten fürchtete, ſondern auch in einer Trennung von dem Süden durchaus kein Uebel erblickte. Der Süden hingegen hielt noch feſt zur Union, unter der Präſidentſchaft von Monroe waren es hauptſächlich die Mitglieder aus den Südſtaaten, welche es im Congreſſe dahin brachten, daß dieſer ſich ſcharf und präcis über ſeine Befugniſſe den einzelnen Staaten gegenüber ausſprach, und daß damals der Beſchluß gefaßt wurde, der Congreß allein ſei befugt, über die Einführung und Anerkennung der Sklaverei in den Territorien Beſtimmungen zu treffen. Erſt ſpäter ſah man im Süden ein, daß es nicht im Intereſſe deſſelben liege, die Macht der Centralregierung zu ſtärken, und Calhoun ſprach es geradezu aus, daß der Süden einen großen politiſchen Fehler begangen, indem er ſich auf den Miſſouricompromiß eingelaſſen habe.

Wie kommt es nun, daß trotzdem die Kraft- und Machtentwickelung der Vereinigten Staaten ſo rieſenhafte Fortſchritte macht, die nach unſern europäiſchen Begriffen mit der Zahl der Bevölkerung in gar keinem Verhältniß ſteht? Der Amerikaner ſelbſt ſucht die Urſache hiervon hauptſächlich in der freien Regierungsform, die es zuläßt, daß, ſowie der einzelne, auch das ganze Gemeinweſen ſich ungehemmt entwickelt und alle körperlichen wie geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten zur ungeſtörten reichſten Entfaltung bringt. Daneben iſt es ihm aber noch die eigenthümliche praktiſche Geiſtesrichtung, die zähe Ausdauer des amerikaniſchen Charakters, welchen die großen und ſchnellen Erfolge auf allen materiellen Gebieten des Lebens zu danken ſind, für die er gern auf alle Siege und Triumphe verzichtet, welche andere Völker auf den Gebieten der rein geiſtigen, der abſtracten Wiſſenſchaften davontragen. Sein Ehrgeiz bleibt hier ganz ruhig; Eiferſucht auf Errungenſchaften in der Philoſophie, der Kunſt u. dgl. kennt der Amerikaner nicht. Bezeichnend für die ganze Art und Weiſe des Volks iſt die ſchon in das Jahr 1811 fallende Aeußerung von Henry Clay:

> Wahr, wir haben bisjetzt keine ſolche hervorragende wiſſenſchaftliche Männer aufzuweiſen wie die Völker jenſeit des Atlantiſchen Ocean. Iſt aber Europa durch ſeine Literatur, durch ſeine wiſſenſchaftlichen Inſtitute und Univerſitäten, durch ſeine vielen berühmten Männer in Kunſt und Wiſſenſchaft, zum Theil ſelbſt die ärgſten Knechte, beſſer daran? Konnten ſich die Europäer vor der Knechtſchaft ſchützen? Sind nicht manche Völker derart geſunken, daß ſie ſelbſt das Gefühl ihrer Entwürdigung verloren haben? Die einſichtsvollen Maſſen, ſie allein ſind die Kraft der Staaten, die wahre Grundlage der Freiheit. Ich behaupte, und niemand wird dem widerſprechen wollen, daß unſere Bevölkerung von ſieben Millionen mehr Verſtand und Selbſtkenntniß — die erſte Bedingung aller Einſicht — beſitzt, als irgendeine andere gleiche Anzahl auf Erden.
>
> Bei unſerer praktiſchen Geiſtesrichtung konnten philoſophiſche Forſchungen keinen Eingang finden; ſelbſt die Namen der berühmteſten europäiſchen Philoſophen ſind nur wenigen unſerer Landsleute bekannt geworden. Will man die Ueberzeugung, daß der Menſch eines grenzenloſen Fortſchritts fähig, daß die auf Gleichheit und Freiheit beruhenden Inſtitutionen immer mehr Raum gewinnen und am Ende alle Völker zur Selbſtregierung heranreifen werden, will man dieſe Ueberzeugung Philoſophie nennen, ſo wird die Philoſophie nirgendwo auf Erden allgemeiner verbreitet gefunden als bei unſerm Volke, als in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auf den erſten Blick iſt nichts den europäiſchen und gerade den deutſchen Anſchauungen fremder als eine ſolche Denkweiſe, eine ſolche Sprache, und gleichwol wird man kaum viel Widerſpruch finden, wenn man behauptet, daß keine Nation den alten Goethe'ſchen Ausſpruch: „Grau iſt alle Theorie, grün iſt allein des Lebens goldener Baum", in ſeiner ganzen Art zu ſein, zu denken und zu handeln mehr beherzigt als gerade die amerikaniſche. Theoretiſiren und Träumen iſt ihr fremd; aber neue Ideen und Projecte zu verwirklichen, im Leben zu erproben, was die kühnſte Phantaſie eines einſamen, ſtillen Forſchers erdacht, doch wegen der Schwierigkeit der Ausführung kaum ſich ſelbſt zu offenbaren getraut, darauf kann der Amerikaner mit einer Energie und Ausdauer Mühe, Zeit und Geld verſchwenden, die wirklich unſere Bewunderung erregen muß.

Schon früh ſchwellten derartige Siege und Erfolge die Bruſt deſſelben mit unmäßigem Stolze; er, der freie, ſich ſelbſt regierende Mann ſah mit verächtlichem Mitleiden auf den ſeiner Meinung nach unfreien, geknechteten und natürlich auch knechtiſch geſinnten Europäer herab; den Kampf, den er ſo ſiegreich geführt, mußte ſeiner Anſicht nach jedes Volk, das ſich ſelbſt achtete und in ſeinen Geſinnungen und Gefühlen noch nicht ganz herabgewürdigt war, alsbald ebenfalls aufnehmen und entweder ſiegreich durchfechten, oder rühmlich untergehen. Es ſpricht darum Heſekiah Niles gewiß einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen ganz aus der Seele, wenn er ſagt:

Zwei Gegenſtände gibt es, welche jeder Amerikaner vom Grunde ſeines Herzens haſſen und verachten muß: die erbliche Regierung und eine Staatsreligion, das Zwillingspaar zahlloſer Verbrechen und Gotteslästerungen.

Man muß, wenn man ſo einſeitige und maßloſe Urtheile in ihrem rechten Lichte würdigen will, die große Unkenntniß der europäiſchen Verhältniſſe und namentlich der Geſchichte der einzelnen europäiſchen Nationen auf ſeiten des Amerikaner nicht überſehen. Gerade wie der Europäer die amerikaniſchen Verhältniſſe in der Regel über alle maßen einſeitig und ſchief beurtheilt, ſo geht es dem Amerikaner nicht beſſer mit den ihm ſeiner mangelhaften Geſchichtskenntniſſe halber noch viel unverſtändlichern europäiſchen Dingen. Dazu kommt, daß dieſer falſchen Beurtheilung oft durch Verſchrobenheiten von Europäern, die ſelbſt ihren europäiſchen Landsleuten ziemlich unbegreiflich ſind, noch recht gefliſſentlich Vorſchub geleiſtet wird. Neumann erzählt uns hierüber auf S. 340 fg. dieſes Bandes ein recht hübſches Geſchichtchen, welches wir unſern Leſern ſchon um des mitgetheilten charakteriſtiſchen Schreibens des damaligen amerikaniſchen Staatsminiſters John Quincy Adams willen nicht vorenthalten wollen:

Ein Herr von Fürſtenwerther wandte ſich mit der wunderlichen Anfrage an den Miniſter Adams, ob man ihm nicht in Amerika eine angemeſſene Stelle geben wolle, da er nur in dieſem Falle auswandern würde. Die denkwürdige Antwort des Miniſters lautete: „Die Regierung der Union und die der Einzelſtaaten haben niemals irgendwelche Mittel aufgeboten, um aus dieſem oder jenem Theile Europas Einwanderer herbeizuziehen. Wir wiſſen zwar die Vortheile zu würdigen, welche geſunde und arbeitſame Leute unſerm Lande bringen; aber das muß ſich alles, ſo will es die Weiſe unſerer Regierung, von ſelbſt machen. Jemand beſondere Vortheile zuzuwenden, iſt unſtatthaft. Wir leben in keinem Lande der Privilegien, ſondern unter der Gleichheit aller Rechte für alle Menſchen. In Europa iſt dies ganz anders. Dort geben die Fürſten nach Belieben dieſem und jenem allerlei Gnaden. Von einer gleichen Berechtigung aller iſt niemals die Rede, iſt bei euch Europäern, ſelbſt unter den geiſtig hervorragenden Männern, kaum der Begriff vorhanden. Die Auswanderer aus Deutſchland wie aus den andern Reichen erlangen hier bei uns ein unabhängiges freies Leben; es iſt aber, mögen ſie alle dies wohl bedenken, ein Leben voller Arbeit. Können ſie ſich nicht in den Charakter, in die ſittlichen, ſtaatlichen und natürlichen Verhältniſſe dieſes freien Landes ſchicken, ſo ſteht ihnen der Atlantiſche Ocean immer offen da, um nach der alten Heimat zurückzukehren. Vor allem müſſen ſich aber die Ausgewanderten auf eins gefaßt machen, ſie müſſen die europäiſche Haut abziehen, und zwar ſo vollſtändig, um dieſe Haut niemals wieder aufnehmen zu können. Noch mehr. Sie müſſen es ertragen lernen, daß ihre Kinder in den Vorurtheilen oder in dem ſtolzen Geiſte unſers Volks aufwachſen, daß ſie auf die in der Alten Welt Geborenen und Erzogenen mit Mißachtung hinſehen: ein Gefühl, welches ſich vorzüglich bei den Nachkommen der eingewanderten Deutſchen vorfindet. Dieſes Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit über andere Nationen, welches alle Fremde bemerkt haben, iſt die nothwendige Folge der Gleichberechtigung. Es weiß jeder, daß niemand in der ſocialen Ordnung über ihm ſteht; in dieſem Bewußtſein ſieht er auf die Nationen herab, wo die Maſſe der Bevölkerung gewiſſen ſonderrechtlichen Klaſſen preisgegeben iſt und deren Willensmeinung ſich gutwillig oder gezwungen fügt. Was helfen alle die Schulanſtalten, was hilft euch Europäern euere Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit; ihr dürft nicht ſprechen, nicht ſchreiben und handeln, ja nicht einmal denken, wie ihr wollt, wie die Naturgeſetze es erheiſchen. In Vereine zuſammenzutreten, um über euer eigenes Wohl und Wehe zu berathen und zu beſchließen, iſt euch nicht geſtattet. Eure geprieſenen Erziehungsanſtalten ſcheinen blos dazu beſtimmt zu ſein, um jede Selbſtändigkeit zu brechen und euch zu gehorſamen Knechten für die fürſtlichen Gebieter abzurichten. Das ganze geiſtige Weſen des europäiſchen Continents iſt blos eine leere Spielerei einiger müßigen Köpfe; was ihr für wahr erkannt, danach dürft ihr doch nicht handeln!

„Was nun unſere Regierung betrifft, ſo kann keine in der Welt weniger Gunſtbezeigungen ertheilen als die der Vereinigten Staaten. Die Regierenden ſind nicht blos dem Worte nach, ſondern in voller Wahrheit die Diener des Volks; deſſen iſt ſich auch das Volk bewußt, welches ſie nach Gutdünken auf kurze Zeit zu ihren Aemtern erhoben und, genügen ſie nicht, ſchnell wieder entfernt. Alles iſt ganz anders wie in Europa. Dort iſt das Volk von ſeiner Regierung abhängig; hier — man ermeſſe die großen Folgen dieſes principiellen Unterſchieds — die Regierung vom Volke" u. ſ. w.

Dieſes Schreiben mag noch ſo viel Wahres enthalten, einſeitig bleibt es darum doch und dient keineswegs dazu, um die theils viel tiefer liegenden, theils wieder ſich in viel feinern und zartern Nuancirungen ausdrückenden Unterſchiede der ciſatlantiſchen von den tranſatlantiſchen Staats- und Volksverhältniſſen in Wirklichkeit kennen zu lernen. Vollends unwahr iſt die Schlußpointe, in welche das ganze Raiſonnement ſich ſpitzt, nämlich daß in Europa das Volk von der Regierung abhänge. Es gibt überhaupt kein Volk, welches von ſeiner Regierung abhängig iſt, es wird ſtets nur das Gegentheil in Wahrheit begründet ſein; denn noch keine Regierung, welche das Weſen, den Geiſt, die Intereſſen u. ſ. w. des Volks auf die Dauer misachtet und verletzt hat, iſt je von langem Beſtand geweſen, vielmehr erſcheint jede Regierung, die auf dieſen Namen Anſpruch machen kann und will, als von dem Geiſte des Volks und dem Geiſte ihrer Zeit getragen. Dies mag ſich indeſſen verhalten wie es will, ſo hat es wenigſtens gerade die nächſte Folgezeit in der Geſchichte der Vereinigten Staaten gezeigt, wie gewaltigen Einfluß auch in dieſem Staate, wo die Regierenden angeblich in voller Wahrheit nur die Diener des Volks ſind, die an der Spitze ſtehenden leitenden Perſönlichkeiten nicht allein auf die Geſchicke des Staats als ſolchen ausüben, ſondern auch auf den Geiſt, in welchem dieſe Geſchicke geleitet werden, auf die politiſche Geſinnung, welche im großen Ganzen, im Innern wie nach außen als die des ganzen Volks ſich kundgibt. Monroe und ſeinem Miniſter Adams ſowie dieſem letztern, als er ſelbſt Präſident geworden, mag es

nach ihrer salbungsvollen, dem Bibelstile nachgebildeten Yankee-Redeweise voller Ernst damit gewesen sein, daß, wer von Europa hinüberzieht nach dem transatlantischen Kanaan, ein ganz anderer Mensch werden, daß er den alten Adam des unter dem Despotenstock lebenden und nur aus Furcht vor der weltlichen Strafe dem Gesetze gehorsamen Unterthanen ausziehen und den neuen Adam des sittlich reinen Bürgers anziehen muß, der lediglich aus Achtung vor dem Gesetze und aus Liebe zu seinen Mitbürgern und dem Vaterlande auch als Mitglied der Staatsgemeinde politisch rein ohne Furcht und ohne Tadel den rechten Weg wandelt; es mögen Adams und viele seiner Vorgänger noch so sehr in Demuth sich ihrer verantwortungsvollen Stellung als erste Diener des Volks bewußt gewesen sein und sich bestrebt haben, ihre Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen: — so läßt sich doch das Gleiche keineswegs von dem nächsten Nachfolger Adams', dem General Andrew Jackson, behaupten. Und doch wurde Jackson zweimal nacheinander zum Präsidenten gewählt, und doch war kaum ein Präsident beliebter und populärer als er; zeigte doch kein Präsident weder vor- noch nachher die Licht- und Schattenseiten des amerikanischen Charakters in ausgeprägterer Weise, fand doch der eitle Yankee sich geschmeichelt, daß dieser echte Typus seines Wesens, seiner Art zu denken und zu handeln, in Jackson an die Spitze der Nation berufen war. Neumann, der trotz seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe seine große Vorliebe für das amerikanische Volk sowie für die Verfassung der Vereinigten Staaten und selbst für ihre einzelnen hervorragenden Staatsmänner nirgends verbergen kann, sieht sich doch bezüglich des Generals Jackson, dem indessen im übrigen große, gerade mit seinem soldatischen, ja harten, despotischen und grausamen, unerbittlichen Charakter zusammenhängende Verdienste um Land und Volk nicht abzusprechen sind, zu gar wundersamen Enthüllungen genöthigt. Wir ziehen zwei Stellen aus, aus deren einer hervorgeht, welches Unglück Jackson über viele alte und treue Beamte brachte, die er ohne allen Grund plötzlich entließ, blos um seinen Anhängern und Creaturen Stellen zu verschaffen:

Alte Commis, welche zum Theil schon von dem ersten Präsidenten, von Washington, ihre Anstellung erhalten hatten, die gleichsam mit der Regierung und in der Geschäftsroutine aufgewachsen waren, auch sie sind, ohne irgendeinen andern Grund, als um neuen Leuten Platz zu machen, dem Hunger und dem Elend preisgegeben worden. Eine vollkommene Zerrüttung aller Verhältnisse und Zustände in der nationalen Metropolis war die nothwendige Folge. Halbfertige Häuser wurden nicht ausgebaut; Gärten und Landhäuser haben keine Miether gefunden. Vollkommen unsicher der Zukunft, beschränkte sich jeder auf das Nothwendigste; die Kaufleute und Krämer konnten nichts mehr absetzen. Welch ein Gegensatz zu der milden Weise eines Monroe, Madison und Adams! Diese rücksichtslose Härte der neuen Verwaltung übt einen unglücklichen Einfluß auf die freie Gedankenäußerung, auf die ungezwungene Redefreiheit. Von dem allen ist kaum noch eine Spur vorhanden. Keiner traut mehr dem andern; alle sind oder glauben sich wenigstens von Spionen umgeben. Könnte doch eine zufällige Bemerkung, auf der Straße oder in einem Bureau gesprochen, welche dem oder jenem hinterbracht würde, die Absetzung zur Folge haben. In der That höchst bedauerliche, unerträgliche Zustände! Angeber, Auflaurer, Spione, und wie die Werkzeuge des Despotismus alle heißen mögen, sie sind in Menge vorhanden u. s. w.

Schon am Tage der Einführung des neuen Präsidenten hatte sich der gemeinste Plebs im Weißen Hause in einer Anzahl eingefunden, wie nie vorher, und sich Freiheiten erlaubt, die damals wenigstens noch unerhört waren:

Als die Aufwärter herbeikamen, um das Getränk herumzureichen, wurden sie von den Massen wild angefallen. Jeder wollte dem Nachbar zuvorkommen und dies und jenes erhaschen. Die Gläser wurden zerbrochen, der Punsch schwamm auf dem Estrich herum; alles schrie und lärmte, drängte und stieß laut und bunt durcheinander. Es war für die Diener ganz unmöglich durchzudringen, um auch den im Hintergrunde mit Ungeduld harrenden Damen einige Erfrischungen zu bringen. Endlich rollten sie die Fässer mit Punsch hinab in die Gärten, um die Menge dorthin zu locken, was auch gelungen. Das Ganze war ein widerlicher, gräßlicher Anblick.

Daniel Webster äußerte schon damals: „Die Regierung des Pöbelkönigs hat begonnen."

Man sieht, daß unser Verfasser auch die Schattenseiten der amerikanischen Staatsverhältnisse zu beleuchten nicht vergessen hat. Wir vermissen eigentlich nur eins an dem Werke, welches im zweiten Bande sich sonst ungemein reich und ausführlich darstellt und dabei von jedem mit spannendem Interesse gelesen werden wird, das eine, was wir auch schon bei dem ersten Bande vermißt haben, nämlich daß der Verfasser es viel zu wenig versucht hat, nicht sowol die Contraste zwischen den amerikanischen und den europäischen, namentlich den deutschen politischen Verhältnissen gehörig darzulegen, als vielmehr den Leser an den geeigneten Stellen darüber aufzuklären, wie es nach der geschichtlichen Entwickelung, welche beide Erdtheile durchlebt, und nach der ganzen Weise der Nation kommen mußte, daß das amerikanische Volk sich gerade in solchen Formen des staatlichen Seins und Lebens, wie sie uns in dem vorliegenden Geschichtswerke vorgeführt werden und die es sich selbst geprägt hat und bewegt hat und bewegt.

Noch mehr würde uns das, was uns mitgetheilt wird, fesseln und belehren, wenn uns zugleich auch hinreichendes Material an die Hand gegeben würde, um uns die Fragen Warum? und Wie so? sogleich richtig und genügend beantworten zu können. Wir wollen nicht blos den äußerlichen Proceß der Thaten und Handlungen, wozu wir gewissermaßen auch die vielen uns mitgetheilten Reden, welche ausgezeichnete Männer im Congresse und bei andern feierlichen Gelegenheiten gehalten haben, zählen, sich vor uns abwickeln sehen, sondern bei weitem mehr interessirt uns der innere Entwickelungsgang, welcher im stillen und geheimen in den Geistern und Ideen als vorbereitendes Moment für das äußere Handeln einen überall so überraschend gleichmäßigen und übereinstimmenden Verlauf nahm. Von den in der ganzen Masse des Volks treibenden und siegreich sich durchkämpfenden Ideen, welche doch voraussichtlich bestimmt sind, in der Weltgeschichte den obersten leitenden Einfluß einzunehmen, erhalten wir erst da, wo sie sich verkörpern, genügende Mittheilung, über die geistige Vorentwickelung und Ausbildung aber überall nur sehr dürftige Andeutungen. Doch gedulden

wir uns bis zum Erſcheinen der folgenden Bände, in ihnen wird der Verfaſſer hoffentlich auch dem geiſtigen und Ideenleben des amerikaniſchen Volks die gebührende Berückſichtigung zutheil werden laſſen, ſoweit dies der Zweck ſeines Werks überhaupt zuläßt. 2.

Ein Cavalier in Spanien.

Im Süden. Reiſeſkizzen von Graf Baſtiano. Berlin, Decker. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein junger Cavalier, über deſſen Vaterland wir nach Namen, Sprache und Ausdrucksweiſe nur höchſt unbeſtimmte Vermuthungen zu hegen wagen — iſt doch in dieſen privilegirten Kreiſen der Kosmopolitismus, wenigſtens nach ſeiner negativen Seite hin, längſt praktiſch geworden —, hat ſich auf Anregung eines pariſer Freundes und Gelehrten beſtimmen laſſen, ſeine Erlebniſſe auf zwei Reiſen in Spanien, „die urſprünglich nur für ein Tagebuch beſtimmt waren", der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Wenn ein Glied der jeunesse dorée, das Geburt und Erziehung wol zum Gardelieutenant, nicht aber zum Schriftſteller beſtimmt haben, uns die Wege durch ein fremdes Land weiſen ſoll, ſo dürfen wir es ſo genau nicht nehmen. Nicht als ob wir unſern Autor damit für ein Irrlicht erklären wollten. Gott bewahre! Im Gegentheil, wir ſind ihm ſelbſt wie „dem gelehrten Freunde" für die Veröffentlichung der Schrift dankbar. Werden unſere Kenntniſſe dadurch auch nicht weſentlich bereichert, ſo plaudert doch Graf Baſtiano meiſt ganz angenehm, iſt nicht ohne eine gewiſſe jugendliche Friſche und Urſprünglichkeit und entlockt ſeinen Leſern nicht ſelten ein Lächeln, und das iſt wahrlich viel werth in ſolch trockener Zeit, wo, wie es ſcheint, in der Bücherwelt nur noch ſtolz verdrießlich ſchwere Narren regieren und aller Humor ſich in die Fratzen des „Kladderadatſch" geflüchtet hat.

Allerdings fehlt es dem Buche an „kritiſchen Volks- und Naturſtudien", wie der Verfaſſer es in ſeiner eben nicht durch Klarheit und Präciſion ausgezeichneten Ausdrucksweiſe nennt: in Beziehung auf ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Verhältniſſe, auf die Phyſiognomie des Landes und ſeiner Bewohner, auf ſeinen Reichthum an Meiſterwerken der Kunſt und Natur erhalten wir nur „flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reiſenden", die es ſelten ermöglichen, ſich nach irgendeiner Seite hin ein klares Bild des Angeſchauten und Beſchriebenen zu machen. In dieſer Hinſicht hat der Verfaſſer allerdings nur „einen ſchwachen Verſuch gemacht, Spanien ſo treu als möglich zu ſchildern". Nicht als ob wir ihm irgendwie eine Entſtellung der Wahrheit vorwerfen wollten: o nein, die Luſt iſt groß, allein die Kunſt iſt ſchwach; es fehlt ihm theils an den nothwendigen Vorſtudien und Kenntniſſen, theils an der Gewandtheit des deutſchen Stils, wenn wir auch nicht, wie er ſelbſt fürchtet, behaupten wollen, ſein Buch „ſei mit franzöſiſchen Lettern in deutſcher Sprache" geſchrieben, theils endlich an der Naturgabe der anſchaulichen Darſtellung. Auch „die vielfachen humaniſtiſchen und religiöſen Betrachtungen", von denen die Vorrede ſpricht und von denen uns freilich trotz aller Aufmerkſamkeit nur ſehr wenige vor die Augen gekommen ſind, hätten ohne allzu große Benachtheiligung der leſenden Mit- und Nachwelt ganz fehlen dürfen. Obgleich der Verfaſſer den größten und wichtigſten Theil der Halbinſel beſucht hat, indem er auf ſeiner erſten Reiſe von Valencia nach Madrid und von hier nach den bedeutendſten Städten Andaluſiens, auf der zweiten von Biarritz aus durch die baskiſchen Provinzen nach Burgos und Valladolid, und von da abermals nach Madrid ging und an vielen Orten einen längern Aufenthalt nahm, erfahren wir doch im ganzen in dieſer Beziehung wol kaum etwas, das nicht ſchon anderswo beſſer und vollſtändiger geſagt wäre. Hätte er freilich wirklich den Beweis geliefert, wie er glaubt, „daß das Maurenthum und der Mohammedanismus im Spanier Wurzel gefaßt haben, und daß ſich dieſer Einfluß unbewußt bis auf die neueſte Zeit im ſocialen Leben offenbare", ſo wäre das gewiß ein ſehr anerkennungswerthes Reſultat ſeiner Reiſe. Leider haben wir im Buche ſelbſt den Beweis nicht finden können, es möchte denn ſein, daß der Verfaſſer Bemerkungen wie die folgende für Beſtandtheile dieſes Beweiſes hielte:

In der ſpaniſchen Muſik liegt je ein Stück ſpaniſcher Geſchichte, vom Orient erbte ſie theils die monotonen Bäſſe, theils ihr Colorit, das Feurige, Lebhafte, indeß die ruhigern Uebergänge dem Norden zu verdanken ſind. Die Melodien ſind ſo traurig, ſo klagend oft, daß ſie mit keinen andern Nationalmelodien geiſtige Verwandtſchaft haben als mit den ungariſchen. Stammen doch beide Völker aus dem Orient und haben die Spanier ſich doch wenigſtens ſtark mit den Orientalen vermiſcht.

Vielleicht glaubt der Verfaſſer auch eine wichtige naturwiſſenſchaftliche Beobachtung mitzutheilen, wenn er S. 135 ſagt: „Die Granitblöcke, welche in kleinern oder größern Haufen auf den Hügeln umherlagen, laſſen auf ſtarke geologiſche Umwälzungen des Erdreichs (sic!) ſchließen", oder auf die Zukunft der ſpaniſchen Kunſt ein unerwartetes neues Licht zu werfen, wenn es S. 128 heißt:

Die Entwickelung der ſpaniſchen neuern Kunſt wird wol noch eine geraume Zeit auf ſich warten laſſen; ſie wird ſich erſt entfalten können, wenn durch Einfluß nordiſcher Bildung die jetzigen ſeichten Verhältniſſe geklärt ſind, und auch dann erſcheint ihre Zukunft noch nicht ganz geſichert, denn ſie wird abhängen von der Richtung, welche die allgemeine Bildung des ſpaniſchen Volks einſchlagen wird.

Die ſtarke Seite unſers Autors iſt die Schilderung des madrider Salonlebens, oder vielmehr der Bericht über ſeine verſchiedenen Begegnungen und zarten Liaiſons mit einer Anzahl Damen aus den höchſten Kreiſen der ſpaniſchen Hauptſtadt. Das weiß er auch ſelbſt und legt den Hauptnachdruck auf dieſen Theil ſeines Buchs. Dem Leſer „ſoll ſich in dieſen Salonbildern ein Sittenleben erſchließen, welches im Auslande nur wenig gekannt iſt und deshalb namentlich einen beſondern Reiz beſitzt, weil ſich in demſelben Charakterſtudien über ſpaniſche Frauen vorfinden". Wir werden in die Theater und Soiréen, auf die Promenade der Fuente Caſtellana, wie in die Boudoirs verſchiedener weiblicher Granden geführt und erhalten dabei einen, wie es ſcheint wortgetreuen Bericht

der mit den schönen Sennoras geführten Dialoge, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, welche letztere wol hier als Vertreterin der spanischen fungirt. Wir haben allen Respect vor dem Gedächtniß des Verfassers oder der Genauigkeit und Umständlichkeit seiner Tagebuchsnotizen, sind dagegen nicht ganz ohne Scrupel darüber, daß er um der Wahrheit willen, d. h. hier um die Eigenthümlichkeiten des spanischen Frauencharakters in das hellste Licht zu setzen, rein vertrauliche, hier und da an die Grenze der Zweideutigkeit streifende oder intime Familienverhältnisse berührende Gespräche mit voller Namennennung (die ganze Darstellung scheint die Annahme der Pseudonymität auszuschließen) dem großen Publikum mittheilt. Und wenn nun wenigstens etwas ganz Besonderes dabei zum Vorschein käme! Allein im wesentlichen ist bekanntlich die Haute-Volée in allen europäischen Hauptstädten dieselbe: will man die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters aufsuchen, so muß man aus der Hauptstadt in die Provinz, aus den Salons der hohen Aristokratie auf die Straßen und öffentlichen Plätze, aus den Palästen in die Häuschen der Handwerker, in die Hütten der Bauern hinabsteigen. So können wir in der That in diesen Mittheilungen nichts besonders Charakteristisches finden; es sei denn, daß die spanischen Damen vielleicht um eine Schattirung ungenirter, indolenter und unwissender sind als ihre Standesgenossinnen in London und Paris, in Wien und Berlin, in Petersburg und Florenz. Der größere Theil dieser Gespräche bringt nur jene oberflächlichen Fadaisen, welche den gewöhnlichen Stoff des Gesprächs junger Damen mit Gardelieutenants und Gesandtschaftsattachés zu bilden pflegen.

Unser Verfasser scheint freilich anderer Meinung zu sein. Er gibt die schale Conversation und zumal seine eigenen Antworten mit solchem offenbaren Gusto wieder, daß wir solcher Naivetät unmöglich zürnen können, sowenig es uns gelingen will, etwas eigenthümlich National-Spanisches in dem Gehaben der vier oder fünf ihn begünstigenden Schönen zu finden. Wer unser Urtheil aber einer Uebertreibung zeihen möchte, der lese das achte Kapitel unserer Schrift, wo sich Graf Bastiano „im Kreuzfeuer" zwischen seinen verschiedenen Huldinnen befindet. Wir sind übrigens weit entfernt von dem Vorwurfe, daß uns der Verfasser kein getreues Abbild des madrider Salonlebens geliefert habe: es hat nur nicht jedes wohlgetroffene Porträt schöne oder auch nur interessante Züge.

Es mag der uns angeborene plebejische Geschmack sein; aber sowenig uns die Schilderungen, die der Verfasser aus dem Volksleben mittheilt, auf Neuheit, oder Tiefe der Beobachtung, oder Originalität der Darstellung Anspruch zu haben scheinen, sowenig klar und anschaulich seine Beschreibungen von Gegenden, Städten, Gebäuden und Kunstwerken im allgemeinen sind: nichtsdestoweniger hat uns dieser Theil des Buchs und zumal die Reise in Andalusien, aus der wir wieder den Aufenthalt in Sevilla als den gelungensten Abschnitt hervorheben, bei weitem mehr angezogen als jene Salonscenen der Hauptstadt. Manche Schilderungen sind hier nicht ohne einen gewissen poetischen Hauch, der allerdings durch die Unsicherheit des Verfassers in der Wahl seiner Ausdrücke wie im Bau seiner Sätze etwas getrübt wird, wie wenn er z. B. S. 105 sagt, indem er von dem Alcazar von Toledo redet: „Vielleicht ruht unter seinen Trümmern manch unschuldiges Gebein, und wenn bei Nacht der Mond einsam die wüste Stätte bescheint, dann zieht vielleicht manch Klageruf um des Hügels Rand." Oder S. 247: „Die Hand des Schöpfers vereinigte alle Schönheiten spanischer Gegenden in Granada, fruchtbare Gefilde, durchzogen von klaren Gebirgswässern, hoch bedeckt mit frischem Grün; dennoch ist die Stadt noch sehr zurück(!)."

Ich ganzen sind wir, wir wiederholen es, weit entfernt, dem Buche seine Existenz zum Vorwurf zu machen: so leichte Waare es ist, mag es immerhin manchem eine angenehme Unterhaltung gewähren und zumal dem Reisenden auf der Pyrenäischen Halbinsel den langen und langweiligen Weg über die öden Hochflächen Castiliens verkürzen helfen.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das deutsche „Aschenbrödel" hat sich jetzt auch auf die pariser Theater verirrt, wie überhaupt die verschiedensten Märchenstoffe für die Féeries ausgebeutet werden. „Cendrillon" heißt eine neue Féerie von Clairville, Monnier und E. Blanc, welche alle Tage in Paris auf dem Théâtre impérial du Châtelet zur Aufführung kommt. Dies Theater gehört zu den glänzenden Neubauten des second empire; es ist eine Zierde des Place du Châtelet, in welchen der Boulevard de Sebastopol dicht an der Seine ausläuft. Die Einrichtung dieses Schauspielhauses ist eine durchaus glänzende, und die neue von oben hereinfallende Beleuchtung durch eine Glasscheibe an der Stelle des Kronleuchters ist als ein Fortschritt zu betrachten, indem der schwerfällige Kronleuchter die obern Ränge blendet und die Aussicht auf die Bühne erschwert. Was den Glanz betrifft, mit welchem das bescheidene „Aschenbrödel" auf der Bühne des Châtelet erscheint, so wird es großer Anstrengungen von seiten der deutschen Bühnen bedürfen, um diesen feenhaften Zauber auf ihren Theatern nachzuahmen, denn wir zweifeln durchaus nicht, daß auch „Aschenbrödel" als eine Aneignung aus dem Französischen auf den deutschen Volkstheatern erscheinen wird. Die deutsche Schaubühne, die tonangebend sein könnte, ist ja das Aschenbrödel unter den europäischen Theatern.

Die Billigkeit verlangt indeß, anzuerkennen, daß „Cendrillon" eins der bessern von diesen französischen Zauberstücken ist; das alte Märchen hat einen poetischen Kern, der sich nicht verwüsten läßt. Der Gegensatz zwischen Hoffart und Demuth, von denen die erste bestraft und die zweite belohnt wird, übt immer eine unfehlbare Wirkung aus, und die bescheidene Aschenbrödel, die am Herde sitzt, während die übermüthigen Schwestern zu Ball gehen, ist eine echt poetische Figur. Sie gibt außerdem den französischen Poeten Gelegenheit zu jenen sentimentalen Couplets, ohne welche die pariser Posse sowenig besteht, wie das sociale Schau- und Lustspiel der Boulevardtheater ohne Rührscenen. Nur ein Mischwerk von Rührung

und Frivolität behagt heutzutage dem Geſchmack der Franzoſen. Aſchenbrödel ſingt ſo rührende Couplets, daß ſie jeden erweichen muß, der nicht ein Herz von Stein hat. Und iſt Cendrillon am Herd nicht eine Vertreterin der ganzen arbeitenden Menſchheit, welche das Zuſehen hat, wenn die Glücklichen ſich amuſiren, eine Vertreterin der classes les plus pauvres et plus nombreuses? Doch auf dieſe Couplets der kleinen Cendrillon beſchränkt ſich die Poeſie der Poſſe; alles andere iſt entweder Burleske, wie namentlich der König Hurluberlu, der an einem fortwährenden Schnupfen leidet, ſich ſtets unter Begleitung von Trompeten die Naſe putzt und bei dem Klange der Cymbeln nieſt, und die böſe Stiefmutter, Uranie de la Houſpignolle, deren Verſuche, bei dem Hofe zu glänzen, ſo kläglich ſcheitern, indem eine Fee ihren brillanten Operngeſang plötzlich in die vulgären Melodien der cafés chantants verwandelt und ihren graziöſen Tanz in jenen Cancan, wie er in der Cloſerie de Lilas getanzt wird; oder es iſt Poeſie der Sinne — und es iſt nicht zu leugnen, daß hierin das franzöſiſche Theater der Gegenwart einen Höhepunkt erreicht hat, über den hinaus kaum noch ein Fortſchritt möglich iſt. Es ſind vor allen die Schlußapotheoſen der Zauberſtücke, die in Bezug auf den Glanz der Coſtüme und die Beleuchtung mit elektriſchem Licht kaum etwas zu wünſchen übriglaſſen. Außer dieſen Schußapotheoſen findet ſich in der Regel im dritten oder vierten Act noch irgendein großartiges Maſſentableau mit den brillanteſten Gruppirungen von Feen und andern Huldgöttinnen — ganze Blumenflore von einer blendenden Farbenpracht, in welcher natürlich der fleiſchfarbene Tricot eine Hauptrolle ſpielt. Im Reiche der Feen gelten natürlich andere Geſetze als in den Salons der feinen Welt; die Feen ſtehen der Natur näher und dürfen ohne Scheu ihre plaſtiſchen Formen zeigen. Der Schneider der Feenwelt arbeitet nicht nach der Mode. In der Regel ſind die Gewänder ſo ausgeſchnitten, daß der ganze Bewegungsapparat dieſer holden Weſen, weit hinaus über die Grenzen, welche das Ballet wahrt, dem Auge ſichtbar iſt. Freiheit herrſcht im Reich der Träume — und es ziemt den Sterblichen nicht, gegen die Toilette der Unſterblichen zu proteſtiren. Eine Künſtlerin, welche die überirdiſchen Rollen des Châtelet ſpielt, bedarf daher nicht blos des darſtellenden Talents, nicht blos einer anſprechenden Phyſiognomie und Stimme, nicht blos der Mimik und Pantomimik — ſie bedarf auch plaſtiſcher Vorzüge, wie ſie einen Pygmalion begeiſterten. Schiller hat die Grazie als Schönheit in der Bewegung definirt, dieſe Feen müſſen die Schönheit in der Ruhe bewähren; wir ſehen ſie meiſtens in majeſtätiſchen Attituden, ſchwebend, ſtehend, ſitzend. So bewährt ſich auch die Leuchtkäferfee des „Cendrillon", und man muß es der Mad. Mariani beſcheinigen, daß ihre Plaſtik feſſelnder iſt als ihre Mimik.

Außer der Schlußapotheoſe des „Cendrillon", die mit ihren Tableaux ein ſelbſtändiges pantomimiſch-plaſtiſches Schauſtück bildet, iſt es namentlich der Schluß des vierten Acts, der großartige, elektriſch beleuchtete Maſſenbilder bietet. Die Prinzeſſinnen von Trebiſonde, Babylon und Golkonda, von den wunderbarſten blauen und tanzenden Inſeln, in all den transparenten, oft nur angedeuteten Coſtümen dieſer exotiſchen Reiche erſcheinen, um den gläſernen Pantoffel zu probiren; denn diejenige iſt die rechte, der dieſer Pantoffel paßt. Da kommt zuletzt das Ballet, um auch zu probiren; die Prinzeſſinnen der Blumeninſeln, der Kryſtallgrotten, der Schmetterlingsinſeln und der Vulkaninſeln, vier Gruppen, welche die vier Elemente repräſentiren, machen vergebens den Verſuch. Dann kommen noch die Prinzeſſinnen der Nacht und die Königin der Sonne und das Bataillon der Diamantines, Amazonen mit diamantenen Schildern, die ſie am Schluß über die Köpfe heben, im blendenden Strahl des elektriſchen Lichts. Dies maſſenhafte Aufgebot ſo zahlreicher feenhafter, uniformirter und nichtuniformirter Schönheiten macht einen berauſchenden Eindruck, und das Publikum ſtimmt begeiſtert in die Handarbeit der Romains mit ein.

Die Maſchinen leiſten in „Cendrillon" Erſtaunliches. Nicht nur, daß Aſchenbrödel und ihr Begleiter alle ihre Wünſche zur Hälfte erfüllt ſehen, da ſie in dem einen Pantoffel nur den halben Talisman beſitzen, daß halbe Pferde, halbe Menſchen, halbe Pavillons erſcheinen, in einer Scene wird auch das ganze Zimmer mit allem, was darin iſt, auf den Kopf geſtellt; Bett, Tiſche, Menſchen — alles hängt plötzlich nach unterwärts, die Erfüllung eines frommen Wunſches, der alles sens-dessus-dessous kehren wollte.

Neben dieſen Vergnügungen für die große Menge ſoll in Paris gegenwärtig auch für die Unterhaltung der Gebildeten geſorgt werden, und zwar durch jene Cyklen von Vorleſungen, wie ſie in vielen deutſchen Städten ſeit langer Zeit Brauch ſind. Es iſt ein neues Athenäum, an der Ecke der Rue Scribe und der Rue Neuve des Mathurins in der Nähe der neuen Oper begründet worden. Der Aufbau und die Ausſtattung dieſes Athenäums haben faſt eine Million Francs gekoſtet. Die Eröffnung des Locals findet in den erſten Tagen des November ſtatt, die Vorleſungen dreimal in der Woche. Emile Augier wird über die dramatiſche Literatur leſen, Bondvillart über die franzöſiſchen Publiciſten, Crémieux, der Februarminiſter von 1848, über gerichtliche Komödien und Tragödien; Paul Féval über den Einfluß des Romandichters auf das Publikum und des Publikums auf den Romandichter; Jules Janin über dramatiſche Literatur; Deſchanel über literariſche Themata; Théophile Gautier über Fragen der Kunſt; Taine über Kunſtgeſchichte und Michel Angelo; Talbot über das alte Theater; J. J. Weiß wird eine Parallele zwiſchen Geſchichte und Literatur ziehen. Wir heben von den angekündigten Vorleſungen nur diejenigen heraus, die auf Kunſt und Literatur Bezug haben. Außer dieſer Liſte der bereits autoriſirten Vorleſungen wird noch eine zweite dem Miniſterium des Unterrichts zur Beſtätigung eingereicht. Vorleſungen über das Theater ſpielen auch auf dieſer eine große Rolle. Auch ein Deutſcher, der „berühmte Phyſiolog" Carl Vogt aus Genf, wird im Laufe des Winters ſechs Vorleſungen über die antediluvianiſche Welt halten.

In Deutſchland iſt die Winterſaiſon des Theaters mit mehrern neuen Stücken eingeleitet worden. Der Aufführung des Roſen'ſchen Drama's „Nullen" am berliner Hoftheater ging eine Abſtimmung der Schauſpieler voraus, wie ſie nur bei den Sociétaires des Théâtre français üblich zu ſein pflegt. Herr von Hülſen war plötzlich irre geworden in ſeiner günſtigen Prognoſe, was den Erfolg des bereits einſtudirten Stücks betraf. Er ſtellte die Entſcheidung den Schauſpielern anheim, ob das Luſtſpiel gegeben oder zurückgezogen werden ſolle. Die Schauſpieler entſchieden ſich für die Aufführung, welche einen anſtändigen, wenngleich nicht durchgreifenden Erfolg hatte. Ebenſo wenig vermochte das neue Luſtſpiel von Benedix: „Mutterſöhnchen", in Hamburg und Köln durchzugreifen. Friedrich Halm's „Wildfeuer" kam an der wiener Burg zur Aufführung. Das Drama baſirt auf einer etwas kecken Erfindung, hat unleugbare dichteriſche Vorzüge, doch bewegt es ſich in den zwei letzten Acten in abſteigender Linie. Dies ſcheint auch der Eindruck der wiener Aufführung geweſen zu ſein.

Sammlungen altdeutſcher Literaturdenkmäler.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß durch Veröffentlichungen verſchiedener Art die Kenntniß unſerer ältern Literatur bereichert und die Benutzung der Denkmäler erleichtert wird. Einzelne Editionen hat die jüngſte Zeit nicht viel aufzuweiſen, dagegen wird Bekanntes und Unbekanntes im Rahmen von Sammlungen und ſogenannten Bibliotheken in reicherer Fülle dargeboten. Die „Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur", welche die Baſſe'ſche Verlagshandlung in Quedlinburg gegründet und bis zum neununddreißigſten Bande fortgeführt hat, iſt in letzter Zeit ins Stocken gerathen. Dagegen entwickelt der Literariſche Verein in Stuttgart unter Adalbert von Keller's bewährter Leitung nach wie vor ſeine Thätigkeit. Die

Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters", herausgegeben von Franz Pfeiffer (Leipzig, Brockhaus) hat erwünschten Fortgang. Nachdem bereits drei Bände erschienen sind — „Walther von der Vogelweide" (schon in zweiter Auflage) von Pfeiffer, „Kudrun" und „Nibelungenlied", beide von Karl Bartsch — werden nun die Werke Hartmann's von Aue an die Reihe kommen, deren Herausgabe und Erläuterung Fedor Bech übernommen hat.

In eine noch frühere Zeit weist uns die neugegründete „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler" (Paderborn, Schöningh, 1866), von der bereits zwei Bände vorliegen. Der erste Band bringt ein bekanntes und vielbenutztes Buch in dritter Auflage, nämlich Friedrich Ludwig Stamm's „Ulfilas". Diese Ausgabe besorgte Moritz Heyne, der Herausgeber und Uebersetzer des „Beowulf". Eben von Heyne rührt auch der zweite Band dieser „Bibliothek" her, welcher ein altniederdeutsches Denkmal, das wichtigste unter allen, den „Heliand" enthält. Eine handliche und leicht zugängliche Ausgabe war wirklich dringendes Bedürfniß, und auf die längst verheißene Ausgabe von Konrad Hofmann noch länger warten zu müssen, wäre eine Geduldprobe der schwersten Art. Gebührt Heyne schon die wärmste Anerkennung, daß er überhaupt eine Ausgabe veranstaltete, so hat er sein Verdienst wesentlich dadurch erhöht, daß er den kritisch bearbeiteten Text auch mit einem ausführlichen Glossar begleitete. Wünschenswerth wäre es aber gewesen, wenn der Herausgeber in Berücksichtigung der Anfänger auch einen kurzen grammatischen Abriß und eine Belehrung über die nicht gerade leichten metrischen Verhältnisse hinzugefügt hätte. Die Ausgabe des „Heliand" ist auf dem Titel als erster Theil der „Altniederdeutschen Denkmäler" bezeichnet, und zu diesem Passus bemerkt der Herausgeber, daß sich in nicht zu ferner Zeit noch ein zweiter Theil, enthaltend die kleinern altniederdeutschen Denkmäler, anschließen wird. Ob Heyne auch deren Ausgabe besorgt, oder ob die „Bibliothek" außer ihm noch andere Mitarbeiter finden soll, darüber haben wir bisjetzt nichts erfahren.

Reicht das letzte Unternehmen in die früheste Zeit unsers Literaturlebens zurück und berücksichtigt Pfeiffer's Sammlung, wie schon der Name „Classiker" andeutet, die künstlerisch hervorragenden Schöpfungen der Blütezeit der mittelalterlichen Dichtung, so ist auch die alte Volksepik in jüngster Zeit in gebührender Weise beachtet worden. Holtzmann hat im vorigen Jahre den „Wolfdietrich" herausgegeben und wird andere ähnliche Dichtungen folgen lassen. Diesen Bestrebungen zur Seite steht die Edition des „Deutschen Heldenbuch" (Berlin, Weidmann), dessen zweiter Theil zuerst beendet und ausgegeben wurde. Er enthält „Alphart's Tod", „Dietrich's Flucht" und die „Rabenschlacht" von Ernst Martin. Der erste Theil wird bald erscheinen und soll bringen: „Biterolf und Dietleb" von Oskar Jänicke, sowie nach Franz Roth's Vorarbeiten „Laurin" und „Walberan". Diese Ausgabe der alten Volksepen befriedigt zunächst das gelehrte Bedürfniß mehr als die Theilnahme eines größern Kreises von Literaturfreunden. Die spätmittelalterliche Literatur sowie die der Reformationszeit berücksichtigt bekanntlich die „Deutsche Bibliothek" von Heinrich Kurz (Leipzig, Weber). Dagegen fehlt noch eine ähnliche populäre Sammlung für das 17. und beginnende 18. Jahrhundert: eine Periode, welche die meisten nur aus dem Raisonnement der Literarhistoriker und aus den abgerissenen Bruchstücken der Anthologien kennen, ohne sie wirklich erkannt zu haben.

Bibliographie.

Bolanden, C. v., Königin Bertha. Historischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Zweite verbesserte Aufl. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 3 Thlr.

Bühler's Königstochter von Frankreich mit Erzählungen ähnlichen Inhalts verglichen und herausgegeben von J. F. L. T. **Merzdorf**. Oldenburg, Schulze. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Cöll, J. B., Die Einrichtungen der Neuzeit auf dem Gebiete des Socialismus. Ein Vortrag. Landshut, Thomann. 8. 5 Ngr.

Freese, A., Das Haus Cenci. Preisgekrönte Tragödie. Frankfurt a. M., Knapp. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Frommann, H., Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern. Eine Studie. Jena, F. Frommann. 8. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Eine Mutter. Roman im Anschluß an „Die Colonie". 3 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hannover's Schicksal vom Juni bis September 1866. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7 Ngr.

Hasenkamp, L. v., Ostpreußen unter dem Doppeladler. Historische Skizze der russischen Invasion in den Tagen des 7jährigen Krieges. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heller, S., Zur Charakteristik der Schriften und Schriftsteller des neuen Testaments. Prag, Steinhauser. 8. 10 Ngr.

Herchenbach, W., Deutscher Geist und deutsches Schwert. Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Für das Volk geschrieben. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von H. **Kletke**. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Braunschweigisches Namenbüchlein. Einwohner-Namen der herzoglichen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert. Braunschweig, Wagner. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, T., Die allgemeine Volksschule. Beiträge zur Kritik der Vorschläge des Herrn Dr. Ree und Genossen. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Hülferuf aus Sachsen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2½ Ngr.

In Sachen Deutschlands gegen Preußen. Eine Berufung an das unbestochene Urtheil und Gewissen unsers Volks. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Kaisermörder oder: der Bluträcher. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der heiligen Vehme. 1ster Bd. Leipzig, Liter. Museum. 8. 10 Ngr.

Körner, F., Die Volksbildung als Grundlage des modernen Staats- und Kulturlebens. Beiträge zu einer zeitgemäßen Organisation des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens. Jena, Hermsdorf u. Hossfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krause, A., Kirchenthum und Christenthum. 12 Predigten. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 24 Ngr.

Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 4ter Bd. 1ste Lief.: Geschichte der neuern Baukunst von J. **Burckhardt** und W. **Lübke**. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Licht und Finsterniß oder kleine Quellen und Studien über den jetzigen Zeitgeist. Von A. **Philalethes**. Wien, Sartori. 8. 12 Ngr.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. **Müller**. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.

Lorenz, F., W. A. Mozart als Clavier-Componist. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 12 Ngr.

Meißner, A., Unterwegs. Reisebilder. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Merget, A., Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Berlin, Plahn. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Miot de Melito. — Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehemaligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglieds des Instituts 1788—1815. Deutsch bearbeitet und aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals (von **Fleischmann**). 1ster Bd. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. 1ste Abth. Der alte Fritz und seine Zeit. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Nicolai, A., Ueber Entstehung und Wesen des griechischen Romans. Neue vielfach vermehrte Ausg. Berlin, Calvary u. Comp. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Otto, Louise, Zerstörter Friede. Roman in 3 Abtheilungen. Jena, Hermsdorf u. Hossfeld. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peil, C., Superior City und Umgegend. Emigrations-Monographie. Bremen, Geisler. 8. 5 Ngr.

Périn, C., Ueber den Reichthum in der christlichen Gesellschaft. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. **Weizenhofer**. 1ster Bd. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pierson, A., Richtung und Leben. Aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt. Mit einem Vorwort begleitet von H. **Lang**. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und ihren Schriften dargestellt. 2ter Bd. Von 1566—1590. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schmidt, K., Nicolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stern, S., Die häusliche Erziehung. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Friedrich Thiersch's Leben. 2ter Bd. 1830—1860. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weber, M. M. v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. 3ter Bd. Leipzig, Keil. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drei Weihnachtsabende. Eine Erzählung von A. B. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 Thlr.

Wittstock, A., Die Vertretung der deutschen Schule im deutschen Parlament. Leipzig, Klinkhardt. 8. 3 Ngr.

Zur Logik. 2. Die vierte Figur ist gültig. Folgen des Mangels an Unterricht in der Logik für den Staat. Ereignisse im Gefolge der formalen Logik ꝛc. Grimma, Henn. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſchichte und Culturgeſchichte.

Diplomatiſche Geſchichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Drei Jahre Verfaſſungsſtreit. Beitrag zur jüngſten Geſchichte Oeſterreichs. Von einem Ungar. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Eſtván, B. Kriegsbilder aus Amerika. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Froude, James Anthony. History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. 6 vols. 8. Geh. 6 Thlr.

Guizot, François Pierre Guillaume. Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Édition autorisée pour l'étranger. Tomes I—VII. 8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlagintweit, Eduard. Der ſpaniſch-marokkaniſche Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Siebenbürgen und die öſterreichiſche Regierung in den letzten vier Jahren. 8. Geh. 1 Thlr.

Stern, Sigismund. Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Franzöſiſchen Revolution. 1786—1815. In Vorleſungen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Erſter bis ſechster Jahrgang. 8. Jeder Jahrgang 2 Thlr. 15 Ngr.

Abé-Lallemant, F. Ch. B. Das Deutſche Gaunerthum in ſeiner ſocial-politiſchen und linguiſtiſchen Ausbildung zu ſeinem heutigen Beſtande. Mit zahlreichen Holzſchnitten. Vier Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Bülau, Friedrich. Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten. Zweite wohlfeile Auflage. 12 Bände. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Erinnerungen eines ehemaligen Jeſuitenzöglings. 8. Geh. 2 Thlr.

Geſpräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem ſeiner Freunde. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandſchrift des 15. Jahrhunderts mit vollſtändigem Text und facſimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germaniſchen Muſeum. Folio. Cartonnirt 12 Thlr.

Helfferich, Adolf. Der Erbacker. Eine culturgeſchichtliche Unterſuchung. In 2 Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Helfferich, Adolf. Zum Verſtändniss der deutſchen Mythologie. 8. Geh. 10 Ngr.

Jeſſen, Carl F. W. Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhiſtoriſcher Entwickelung. Ein Beitrag zur Geſchichte der abendländiſchen Völker. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Liebich, Richard. Die Zigeuner in ihrem Weſen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargeſtellt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeführt von Dr. A. Bollert. Neue Serie. In Heften zu 15 Ngr. oder in Bänden zu 2 Thlr.

In der Junfermann'ſchen Buchhandlung in Paderborn iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Markgraf Rüdiger.

Drama von Lothar Schenck.

117 Seiten. Geh. 15 Sgr.

Entgegen den bisherigen dramatiſchen Bearbeitungen der Nibelungen Noth hat der Verfaſſer in der vorliegenden Schrift den Markgrafen Rüdiger, der in dem Epos vor andern großartiger angelegten, aber auch ſtarrer ausgeprägten und beinahe feſt abgeſchloſſenen Charakteren zurücktreten muß, als eigentliche dramatiſche Perſönlichkeit in den Mittelpunkt des Ganzen hingeſtellt, ohne dabei einen der weſentlichſten Theile der Sage zu umgehen oder umzugeſtalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Rudolf Gottſchall.

Sechs Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.
Gebunden in zwei Bänden 3 Thlr. 15 Ngr.

I. **Pitt und Fox.** Luſtſpiel in 5 Aufzügen.
II. **Mazeppa.** Geſchichtliches Trauerſpiel in 5 Aufzügen.
III. **Die Diplomaten.** Luſtſpiel in 5 Aufzügen.
IV. **Der Nabob.** Trauerſpiel in 5 Aufzügen.
V. **Katharina Howard.** Trauerſpiel in 5 Aufzügen.
VI. **König Karl III.** Geſchichtliches Trauerſpiel in 5 Aufzügen.

Rudolf Gottſchall's Dramen, die zum Theil bereits beliebte Repertoireſtücke der deutſchen Theater geworden ſind, werden hier in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vorgelegt. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie allen Freunden der dramatiſchen Literatur wird dieſe Geſammtausgabe gewiß willkommen ſein. Jedes Bändchen iſt auch einzeln zum Preiſe von 15 Ngr. zu haben.

In der C. G. Lüderitz'ſchen Verlagsbuchhandlung in Berlin erſchien:

Land und Leute der Urſchweiz. Von **Ed. Oſenbrüggen.** 7½ Sgr.

Aberglauben und Myſticismus in der Medizin. Von Prof. **S. Roſenſtein.** 7½ Sgr.

Ueber Sinnestäuſchungen. Von **G. Herm. Meyer,** Prof. in Zürich. 7½ Sgr.

Heinrich Zſchokke. Ein biographiſcher Umriß von **Emil Zſchokke.** 10 Sgr.

Volksbildung und Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Jahrhunderte. Von Dr. **Jürgen Bona Meyer.** 10 Sgr.

Albrecht Dürer. Von **Herman Grimm.** 10 Sgr.

Sachſens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachſen. October 1866. 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 46. — 15. November 1866.

Inhalt: Oſtaſiatiſche Studien. Von Rudolf Gottſchall. — Das deutſche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Oſtaſiatiſche Studien.

Die Völker des öſtlichen Aſien. Studien und Reiſen von Adolf Baſtian. Erſter und zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Zu den unternehmungsluſtigſten deutſchen Reiſenden, welche uns über Land und Leute der andern Continente neue Auskunft ertheilen und dem Eifer wiſſenſchaftlicher Forſchung nicht hoch genug zu ſchätzende Opfer bringen, gehört der Verfaſſer des obigen Werks, Adolf Baſtian aus Bremen. Lange Jahre hindurch bereiſte er das öſtliche Aſien; und wenn es auch hier nicht, wie im innern Afrika, auf Entdeckungen ankommt, welche bisher gänzlich unausgefüllte Partien der Karte mit Bergen, Seen und Flüſſen, Staaten und Stämmen bevölkern, wenn auch hier das Streben nur auf Vervollſtändigung des Halbbekannten gehen kann, ſo hat dieſe oſtaſiatiſche Welt doch vor dem barbariſchen Völkergetümmel Centralafrikas einen großen Vorſprung voraus — ſie iſt die Erbin einer alten Cultur und wird beherrſcht von einem großartigen religiöſen Gedankenſyſtem. Ein Reiſender in Oſtaſien wird daher ſeine Aufgabe nur ſehr oberflächlich erfüllen, wenn er blos berichtet, was er mit ſeinen geſunden Sinnen wahrgenommen hat, und ausgeſtopfte Vögel und aufgeſpießte Schmetterlinge mit nach Hauſe bringt. Ein Naturforſcher von Fach mag immerhin verdienſtliche Beiträge zur Kunde jener Länder geben, ein Touriſt von engliſchem common sense und realiſtiſchen Neigungen mag die Landſchaften und die Volksſitten immerhin pikant und anziehend ſchildern: doch uns das Weſen dieſer oſtaſiatiſchen Cultur begreiflich machen, ſodaß wir nicht auf der Peripherie herumtappen, ſondern zum geiſtigen Mittelpunkt aller Erſcheinungen hindurchdringen, das kann nur ein mit Sprachkenntniſſen ausgerüſteter Philoſoph.

Unter den berühmten Reiſenden der Neuzeit gibt es aber wenige, die auf dieſen Namen Anſpruch machen können. Die deutſchen Philoſophen namentlich pflegen nicht derartige auf der Erdrinde herumſpazierende Peripatetiker zu ſein; ſie ſitzen einſam im ſtillen Gemach, wie ſchon Schiller in ſeinem „Spaziergang" ausgeſprochen hat, und ſelbſt ein Fauſt braucht erſt die Hülfe des Teufels, um ſich von ſeiner Studirſtube zu emancipiren und auf dem Zaubermantel über Land und Meer tragen zu laſſen. Es gibt nur wenig Philoſophen, die, wie der vielgeſchmähte und doch gerade in dieſer Hinſicht nicht genug anzuerkennende Hegel, ſich den offenen Sinn für den ganzen Reichthum der äußern Welt nach allen Seiten hin bewahrt haben; die Mehrzahl hat über der metaphyſiſchen Gedankenarbeit das Talent zur klaren Erfaſſung der äußern Eindrücke verloren und kennt nur das Motto des Archimedes: „Noli turbare circulos meos." Hierzu kommt, daß der Verkehr mit Büchern und Gedanken wenig geneigt und geſchickt macht zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und Gefahren, die eine große Reiſe zu fremden Völkern nothwendig mit ſich bringt. Ohne nie verſagende Energie des Willens, ohne raſche Geiſtesgegenwart läßt ſich eine ſolche Reiſe nicht unternehmen oder nimmt wenigſtens bald ein klägliches Ende.

Adolf Baſtian muß unter den Reiſenden der Neuzeit deshalb für ein Phänomen gelten, weil er tiefe philoſophiſche Bildung mit kühnem Unternehmungsgeiſt vereinigt. Mit unbefangenem Sinn nimmt er die Sagenwelt des Buddhismus auf und tritt der inhaltvollen Gedankenwelt deſſelben keineswegs mit dem Vorurtheil der Miſſionare gegenüber, welche in den Buddhiſten nur bedauernswerthe und bekehrungsbedürftige Heiden erblicken. Er wagt es, Parallelen zu ziehen, die nicht immer zu Gunſten des Chriſtenthums ausfallen; er folgt den kühnen Windungen buddhiſtiſcher Speculation in ihre geheimnißvollſten Tiefen. Natürlich kommt es ihm in erſter Linie darauf an, das Material zur Kenntniß des Buddhismus zu bereichern. Hierin iſt er unermüdlich. Nicht nur bei ſeinem längern Aufenthalt in der birmaniſchen Reſidenz Mathalay, überall auf der Reiſe, auf den unwegſamen Touren am Fuße der Schanberge oder bei den Kahnfahrten durch das überſchwemmte Pegu benutzt er jeden Halt- und Ruhepunkt, um die Klöſter und Pagoden aufzuſuchen, die literariſchen Schätze derſelben durchzuſtöbern und durch mündliche Mittheilungen der Punghis ſeine Kenntniſſe der buddhiſtiſchen Mythologie und Speculation

zu ergänzen. Wo es irgend die Zeit erlaubt, verwandelt ſich ſein Zimmer oder ſeine Veranda in eine Copiſtenſtube. Keine Strapazen der Reiſe halten ihn ab, ſeinen Studien nachzugehen. Fieberkrank kommt er in Thatung an; dennoch beſucht er die große Pagode und wendet den Toungthu-Bilchern ſeine Aufmerkſamkeit zu. Im Seebade zu Amherſt ſtudirt er das Siameſiſche; er iſt ein unermüdlicher Soldat, der, wenn er nicht im Feuer iſt, wenigſtens ſeine Waffen putzt. Von der Bedeutung der Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, iſt er ganz erfüllt; er ſagt in der Vorrede:

Der größte Gewinn aus der Aufſchließung einer fremden Volksliteratur liegt darin, daß ſich in ihr eine neue Phaſe in der Phänomenologie des menſchlichen Geiſtes unſerm Auge enthüllt, und dieſer Gewinn wird um ſo höher anzuſchlagen ſein, wenn ſich mit ihm zugleich das Verſtändniß eines ſo weit verzweigten Gedankengebäudes verknüpft wie der Buddhismus, der mehr wie eine andere Geiſtesſchöpfung die continentalen Maſſengebiete unſers Erdballs in ihrer geſchichtlichen Entwickelung beeinflußt hat. Um in der vergleichenden Pſychologie den urſachlichen Zuſammenhang der Erſcheinungen zu verſtehen, bedarf es vor allem reiner Vergleichungspunkte, denn nur aus richtig verſtandenen Verhältniſſen laſſen ſich weitere Folgerungen ziehen. Für unſere weſtliche Cultur iſt deshalb die ganz unabhängig entwickelte des öſtlichen Aſien von der höchſten Bedeutung. Beide laufen in getrennten Reihen nebeneinander her und laſſen in dem Studium ihrer Proportionsverhältniſſe eine ſcharfe Controle der daraus abgeleiteten Geſetze zu, während alle uns ſonſt bekannten Civiliſationskreiſe (mit Ausnahme der im vorgeographiſchen Amerika untergegangenen) ſich mehr oder weniger mit dem unſern gemiſcht haben, indem ſie entweder zur frühern Grundlage dienten oder ſich in ſpäterer Fortbildung abzweigten.

So iſt unſer Reiſender ein Miſſionar der europäiſchen Wiſſenſchaft, der aber nicht blos reiche Schätze in die Schatzkammern der orientaliſchen Philologie einzuheimſen ſucht, ſondern als Philoſoph wichtige Beiträge zur Geſchichte der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit gibt.

Daß aber Adolf Baſtian kein Gelehrter iſt, dem blos die Buchſtaben der Palmblattmanuſcripte vor den Augen herumtanzen oder den die Vorliebe für metaphyſiſche Grübeleien geeigneter macht, Inſaſſe eines Buddhiſtenkloſters zu werden, als ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen von Land zu Land: das tritt uns aus jeder Zeile ſeines Reiſeberichts entgegen. Er faßt Landſchaften und Volksſitten mit ſcharfem Blicke auf; er hat Sinn für Naturſchönheiten und alle Eigenheiten des menſchlichen Verkehrs; er iſt reſolut und durchgreifend, mag er nun ſeine zweifelhaften birmaniſchen Diener und Reiſebegleiter mit dem Revolver in der Hand zur Ruhe bringen oder im Schloſſe des birmaniſchen Königs, wo ihm eine ungewollte Gaſtfreundſchaft zutheil wird, dem Willen Sr. Majeſtät einen unbeugſamen Ungehorſam entgegenſetzen. Der Reiſende hat in allen abenteuerlichen und bedrohten Lagen Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; er iſt zugleich Mann der Wiſſenſchaft und Mann der That.

Was nun das vorliegende Werk ſelbſt betrifft, ſo bedauern wir, daß es Baſtian ſeinen Leſern nicht etwas bequemer gemacht hat, um ſo mehr, als die kleinen formellen Anſtöße, durch welche der reiche und anziehende Inhalt etwas beeinträchtigt wird, ſich leicht aus dem Wege räumen ließen. Zunächſt ſetzt er manches voraus, was doch ſchon eine gewiſſe Kenntniß der orientaliſchen Zuſtände und Religionen verlangt. Wenn er in der Vorrede allzu beſcheiden nur auf das Verdienſt Anſpruch macht, Rohſtoff zuſammenzutragen, und meint, er ſei deshalb bedacht geweſen, möglichſt den Charakter der Urſprünglichkeit zu bewahren, trotz der davon oft unzertrennlichen Folge ſcheinbarer Unordnung und Regelloſigkeit; wenn er die verſchiedenen Sagen des Buddhismus ungezwungen dort in ſeine Berichte einreiht, wo er dieſelben durch mündliche oder ſchriftliche Ueberlieferung erfahren hat: ſo würde ſich hiergegen nichts einwenden laſſen, wenn nur hier und dort an geeigneter Stelle allgemeinere Auseinanderſetzungen gegeben wären, welche über das Ganze orientirten und dadurch die Leſer befähigten, dem Einzelnen und aphoriſtiſch Mitgetheilten den rechten Platz in der Architektonik des religiöſen Syſtems anzuweiſen. So aber kann die Fülle von Detail leicht verwirrend und ermüdend wirken.

Eine andere Unbequemlichkeit liegt in den engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Citaten, die, oft mitten im Satze anfangend, in den Text verwebt ſind und dadurch zum Stein des Anſtoßes für die Leſer werden, welche dieſer Sprachen oder einer derſelben nicht mächtig ſind. Eine Ueberſetzung dieſer Citate würde den Genuß des Werks weſentlich erleichtert haben. Ein dritter Miſſtand beſteht in den häufigen Anglicismen des Stils (Wilderniß, rank u. ſ. w.), die ſich doch gewiß durch Freundeshand leicht ausmerzen ließen.

Es ſind dies alles Aeußerlichkeiten, durch welche der gediegene und bedeutende Kern des Werks nicht berührt wird.

Das ganze Werk iſt auf fünf Bände berechnet. Von den zwei vorliegenden behandelt der erſte die „Geſchichte der Indochineſen", der zweite die „Reiſen in Birma in den Jahren 1861—62". Der dritte ſoll den Aufenthalt in Siam mit Reiſen in Kambodia und Cochinchina behandeln, der vierte die Reiſen im Archipel, in Japan und China nebſt der Rückreiſe von Peking durch Mongolei und Sibirien zum Kaukaſus (1864—65). Der fünfte wird eine zuſammenfaſſende Darſtellung des Buddhismus der Palitexte geben mit vergleichenden Erläuterungen aus Foismus und Lamaismus.

Für die Geſchichte Hinterindiens iſt noch wenig gethan; Baſtian hat im erſten Bande ein reichhaltiges Material für dieſelbe zuſammengetragen. Freilich muß man davon nicht jene Durchſichtigkeit erwarten, wie ſie die Kritik europäiſcher Geſchichtsforſchung zu geben weiß. Mythe und Geſchichte ſind in Indien zu einem oft unlösbaren Knäuel verſchürzt; man weiß nicht, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Dazu kommt die abenteuerliche Chronologie mit ihren Zahlenhäufungen. Baſtian verhält ſich mehr berichtend als kritiſch ſichtend; er leitet die Fülle zuſtrömenden Stoffs aus neuentdeckten Quellen von friſcheſter Urſprünglichkeit in die Reſervoirs der europäiſchen Wiſſenſchaft, indem er die weitere Verbreitung und fruchtbringende Kanaliſirung andern Händen überläßt.

Der erſte Abſchnitt des erſten Bandes enthält die Geſchichte von Birma, die ſich wiederum in die Geſchichte der einzelnen Staaten, Städte und Völkerſtämme gliedert, welche ſpäter das Birmanenreich zuſammengefaßt hat. Die älteſte Geſchichte Birmas dreht ſich beſonders um die Städte Tagoung, Pagan und Prome, während Ava einer viel ſpätern Zeit angehört. In Tagoung herrſchte unter dem König Daza ein goldenes Zeitalter in mehr als figürlichem Sinn. Ein Regen von Kleinodien und Gold fiel ſieben Tage lang in den Straßen Tagoungs. Dann aber umwölkte ſich der Himmel, ein wilder Eber richtete große Verwüſtungen an:

Der Erbprinz zog gegen das Ungeheuer aus, das, erſchreckt von dem Glanze, der ihn umſtrahlte, die Flucht ergriff. Es ſchwamm durch den Irawaddi, um zu entkommen, aber der Prinz folgte, es kreuzte aufs neue den Fluß und entrann in die Schanberge, der Prinz ſtets auf dem Fuße, und durch viele Länder und Provinzen auf ſeinen Hin- und Herfahrten folgte er dem Dämon, bis er ihn zuletzt auf dem Platze des jetzigen Prome einholte und erlegte. Der ganze Weg von Tagoung nach Prome iſt noch mit den Erinnerungen an dieſe wunderbare Begebenheit beſtreut. Ueberall zeigt man Dörfer, Bergpäſſe, Flußarme, die danach benannt ſind, weil hier der Eber ruhte, dort hindurchbrach, dort überſchwamm.

Wir theilen dieſe Sage mit als einen intereſſanten Beitrag zur history of fiction, deren die hinterindiſche Geſchichte und das Werk von Baſtian zahlreiche liefert. Die Erlegung des wilden Ebers iſt eine jener Culturthaten, welche in der Sagenwelt faſt aller Völker dieſelbe Rolle ſpielen.

In der Gegend von Prome erſcheint Gautama ſelbſt als Verkündiger der künftigen Herrlichkeit der Stadt:

Auf der andern Seite des Irawaddi, Prome gegenüber, erhebt ſich der Po-uh-taun, der, mit dem Yamagebirge zuſammenhängend, dort in den Fluß vorſpringt. Die Ausſicht von ſeinem Gipfel über die mit grünen Wäldern bedeckten Hügelkuppen, über den majeſtätiſchen Strom, der am Fuße vorbeifließt und gerade da an Breite gewinnt, wo die zurücktretende Bergkette ſich in einem ſchlanken Halbcirkel um die blühende Ebene Promes herumſchwingt, unter dem goldenen Scheine der an die Erhöhung gelehnten Pagoden, wird von den Europäern in Birma gern mit dem Siebengebirge des Rhein verglichen und braucht dieſe Zuſammenſtellung nicht zu ſcheuen. Dort ſoll Gautama geſtanden und Ananda, der ein Lächeln auf ſeinen Zügen bemerkte, die künftige Größe der Stadt, die dort in ſpätern Jahren entſtehen würde, mitgetheilt haben. Dieſer Zug wiederholt ſich beſtändig in der Geſchichte der Hinterindier. Gautama durchwanderte mit ſeinen Schülern die damals noch wüſten Gegenden, die noch unbewohnten Wälder Kanabuts, und wenn er auf eine Stelle gelangt, die ſein prophetiſcher Geiſt als die künftige Heimat eines glücklichen Menſchenlebens vorausſieht, dann verklären ſich ſeine Züge zu einem Lächeln. Das Lächeln eines Buddha aber durchzuckt als Wonneſtrahl alle Himmel und alle Welten und prädisponirt ſomit das künftige Prognoſtikon in dem verwobenen Geſchick des künftigen Staats. Aus einem zufälligen Nebenereigniß erklären dann die Hiſtoriker meiſt zugleich den Namen der Stadt, wie in Pegu Ananda das Lächeln dort ſah, wo zwei Schwäne an dem Ufer eines Sees ſaßen, und der zu gründenden Stadt deshalb den Namen Hanſawaddi beilegte. In Po-uh-taun wurde Gautama durch Maulwürfe verehrt, die, weil ſie ſonſt nichts anderes zu geben hatten, Erde gegen ihn ſputterten. Ein kleiner Biber ſchwamm vorbei, auf dem Waſſer des Oceans treibend, wo er ſich durch Anklammern an einige durch Kuhmiſt zuſammengeklebte Strohhalme flott hielt. Jede kleine Welle drohte ihn zu verſchlingen, aber doch die Nähe des Welterlöſers fühlend, ſuchte er einige Tropfen Waſſer nach oben zu ſpritzen, als Zeichen ſeiner Verehrung. Er war beſtimmt, der große König Dwattabong zu werden.

Auch die Sage von den ausgeſetzten Säuglingen, die von der Milch einer Hirſchkuh ernährt werden, die Sage von der vielumworbenen Königin, deren Freiern allen der eiferſüchtige Drachenvogel des Nachts, wenn ſie ſchlafen, mit dem eiſernen Schnabel den Kopf zerhackt, bis ihn ein Bauersſohn durch Befolgung der drei Sprüche: „Wer raſch geht, kommt vorwärts; wer fragt, wird lernen; wer wenig ſchläft, lebt lange", überwindet, klingt an bekannte abendländiſche Sagen an.

Bei Städtegründungen in Birma wurde ſchon in alter Zeit die Peripherie des Weichbildes durch einen Strick gezogen, der aber von reiner Seide ſein muß. Bei der Gründung der neueſten birmaniſchen Reſidenz, Mandalay, hatte ein fremder Abenteurer, der mit der Verfertigung deſſelben beauftragt war, die Hälfte aus Wolle eingedreht, was man als ein ſehr ungünſtiges Omen für die Stadt betrachtete. Auch die Sage der Dido findet ſich faſt wörtlich in den Ueberlieferungen der Stadt Prome wieder. Eine Sklavin des Königs Dwattabong bat ihn einſt um ſo viel Erde als ihr Eigenthum, als ſie mit einem Felle bedecken könne. Der König nahm keinen Anſtand, ein ſo beſcheidenes Geſuch zu gewähren; aber die verſchmitzte Zofe ſchnitt das Fell in lauter dünne Streifen und umſpannte damit Land genug, um die Stadt Iſſay-mew bauen zu können. Dieſer König Dwattabong, der ehemalige Biber, war ſo glücklich, mit einem dritten Auge auf der Stirn begnadet zu ſein, womit er die ganze Erde durchſchauen konnte. Dieſes für einen König unſchätzbare dritte Auge verlor er indeß durch eine Intrigue wieder, indem er es mit einem von Apaitono (der krummen Frau) ihm gegebenen Leichentuche abtrocknete. Daß die Frauen derartige dritte Augen nicht brauchen können, iſt eine Thatſache im Abend- und Morgenland; doch ſolche Trockentücher beſitzt man nicht überall.

Mit der Stadt Prome ging es übrigens in eigenthümlicher Weiſe zu Ende, durch den „Krieg des Siebes":

Die Bürger waren ſchon ſehr erbittert durch die vielen Gewaltthätigkeiten, die ſich die aus dem Lager entlaſſenen Soldaten erlaubten, als eines Tags einem Kaufmann auf dem Markt ſein Sieb zum Reinigen des Reis durch einen Wirbelwind fortgeführt wurde. Er lief demſelben nach, „Mein Sieb, mein Sieb" ſchreiend. Die Bauern und Soldaten auf dem Markte liefen mit, und von allen Seiten kamen die Leute aus den Häuſern, ihnen mit demſelben Rufe folgend. Da keiner recht wußte, warum es ſich handelte, ſo entſtand aus der Menſchenmenge ein großer Tumult, man packte ſich beim Kopf, eine Prügelei begann und plötzlich war das Paßwort gefunden, die alte Feindſchaft der Kanyans, Pyu und Dſit erwachte aufs neue und die Stadt theilte ſich in drei Heerlager, die ſich auf das erbitterſte und blutigſte bekämpften. Nach langen Kriegen trennten ſie ſich.

Wie viele Kriege ſind ſchon entſtanden, weil die Diplomatie ihr Sieb verloren hat!

Die Sage vom bethlehemitiſchen Kindermord finden wir ebenfalls wieder in der Heldenſage des „letzten

Pagan". Dem König Noataſa wird prophezeit von ſeinem Hofaſtrologen, daß der Feind des Königthums im Keime empfangen worden ſei. Da erläßt der Fürſt den Befehl, jedes ſchwangere Weib im Lande zu tödten, aber man dachte nicht an das entlegene Waldhaus, wo die verſtoßene Königin lebte im Umgang mit einem armen verlaſſenen Naga. Nicht lange darauf verkündete der Aſtrolog, der Feind ſei geboren. Sogleich erging der Befehl, alle Säuglinge im Lande zu tödten; doch der Drachenkönig nahm ſeinen Sohn mit in die Unterwelt. Später erſcheint er wieder dem Aſtrologen als Kuhjunge — da werden alle Kuhjungen getödtet; zuletzt als Prieſter im gelben Gewande; da wird guter Rath theuer, denn das gelbe Gewand ſchützt vor allen derartigen Nachſtellungen. Der König veranſtaltet ein Feſt, ladet alle Prieſter ein und erkennt den Geſuchten an dem goldſtrahlenden Lichte, das aus ſeinem Munde hervorglänzt. Doch ergab es ſich bei genauerer Berechnung, daß dieſer junge Yanſitta den Thron erſt nach 50 Jahren beſteigen werde, ſodaß der König unnöthig ſich ſo viele Sorgen und ſeinem Volke ſo viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Yanſitta wird jetzt von ihm ritterlich erzogen und ſein kühnſter Ritter. Die Erzählung ſeiner Abenteuer füllt Bände im Birmaniſchen. In dieſem Sagenkreiſe ſind verſchiedene Königsgeſtalten der Geſchichte zuſammengeworfen: die des Einführers des Buddhismus, des Eroberers von Thatung, des Siegers über die Chineſen und des letzten Königs von Pagan, unter dem die Hauptſtadt von den Chineſen zerſtört wurde.

Zum Sagenkreiſe Yanſitta's gehört noch ein Epiſödchen von allerliebſter Miniaturromantik, die Geſchichte von der kleinen Prinzeſſin in der Doſe:

Nach der Eroberung Thatungs übergab König Noataſa die Prinzeſſin Thatungdau ſeinen vier Helden zur Bewachung, damit ſie unbeſchädigt nach Pagan gebracht würde, wo die Vermählung ſtattfinden ſollte. Da ſie ſo fein und zart war, ſo hielt man es für das ſicherſte, ſie in ein Kyot (eine hölzerne Nadeldoſe) zu ſtecken, damit die rauhen Hände der Kriegsmänner ſie nicht verletzen würden. Die Doſe wurde genau gewogen (ſie wog gerade eine Jasminblume) und dann ausgemacht, daß jeder der Ritter ſie abwechſelnd für einen Tag unter ſeiner Obhut haben ſolle. Yanſitta erhielt ſie zuerſt und trug ſie ſorgſam bei ſich. Gegen Abend aber, wo er ſich in der Dämmerung ungeſehen glaubte, konnte er ſeine Neugierde nicht länger bezähmen, und gerade um nur ein paar Wörtchen mit dem Fräulein zu reden, öffnete er ein ganz klein wenig den Deckel und blickte hinein. Aber zugleich drang auch ein ſäuſelnder Zephyr ins Innere und das leichte Dämchen blies auf, ſodaß ſie aus der Doſe emporzuquellen anfing. Yanſitta hatte ziemliche Noth, ſie ſorgſam wieder hineinzuſchieben, ohne ihr ein Leids zu thun, klappte den Deckel wieder zu und übergab raſch die Doſe ſeinem Nachfolger, froh, von der Verantwortung los zu ſein. Aber er hatte ſich verrechnet. Ehe der andere Leibwächter ſein Amt antrat, wurde die Doſe aufs neue gewogen, und da ſie ein Blättchen mehr als eine Jasminblume wog, ſo gab der erzürnte König Befehl, Yanſitta zu tödten.

Doch Yanſitta iſt unverwundbar; nach mancherlei Fährniſſen beſteigt er zuletzt den Thron und nimmt aus ſeiner Doſe die köſtliche Priſe, die kleine Jasminprinzeſſin, die er heirathet, vermuthlich nachdem ſie mit Hülfe eines kräftigen Zephyrs gehörig auseinandergequollen war.

Erſt die Geſchichte Avas führt uns aus dieſer Welt der Zeichen und Wunder in das Reich der taghellen Hiſtorie. Die Kriege zwiſchen Ava und Pegu nehmen in dieſer Chronik die erſte Stelle ein. Im Jahre 1740 wurde Ava von den Peguanern erobert. Da erhob ſich die glänzendſte Geſtalt der birmaniſchen Geſchichte, Alompra, ein Patriot in dem Dorfe Mozzobo, welcher die Peguaner aus dem Lande ſchlug, Pegu und Martaban eroberte, ſeine Waffen bis an die Grenzen Chinas trug, aber auf einem Heereszuge gegen Siam ſtarb. Gegen ihn kämpften bereits Europäer, wie der Franzoſe Bourno, der Syriam mit den Peguanern vertheidigte. Später wurde die Hauptſtadt Siams von den Birmanen erobert, und das Land blieb ihnen zwei Jahre lang unterwürfig. König Minderajih-Phra erbaute Amarapura als neue Hauptſtadt des Landes, eroberte Aracan und erbeutete die große Statue Gautama's. Seitdem nahmen die birmaniſchen Könige den Titel des großen Mogo an und nannten ſich Herren des weißen Elefanten. Im Jahre 1769 wurden die Chineſen geſchlagen, und die Grenzſtädte der Schan kamen unter birmaniſche Oberhoheit. Doch als die Birmanen 1823 den kühnen Plan hegten, durch eine Allianz der unterworfenen Fürſten Vorderindiens die Engländer aus ihren Colonien zu vertreiben, wurden ſie geſchlagen und mußten im Frieden von Yandabo (1826) nicht nur ihre Eroberungen in Aſſam und Aracan aufgeben, ſondern auch die Küſte Tenaſſerims abtreten. In Ava folgten mehrere Thronrevolutionen, bis während des engliſchen Kriegs der jetzige König Mendun-min auf den Thron gehoben wurde; er iſt friedlich geſtimmt, mehr ein Mann der Bücher als der Waffen, und hat auch bisjetzt, abgeſehen von der Unterdrückung einiger Unruhen in den Schanländern, keinen Krieg geführt.

Die Geſchichte Aracans, Tenaſſerims, Aſſams, die Mittheilungen über die nationalen Traditionen der Volksſtämme, über die Karen und ihre Ueberlieferungen, über das angrenzende Hochland und die Fürſtenthümer der untern Schans enthalten wieder eine bunte Miſchung von Sage und Geſchichte, in welche der Verfaſſer manche intereſſante Notizen über die Volksſitten verwebt, wie z. B. das Tättowiren der Birmanen und über die hinterindiſchen Wagenfeſte. Sehr eingehend iſt auch die Geſchichte Pegus dargeſtellt, nach den Chroniken der einzelnen Städte: Thatungs, Ranguns, Tongus, Martabans, Hongſawaddis. Dieſe Chroniken enthalten allerlei mythologiſche Curioſitäten in jenem barocken Genre, in welchem die indiſche Phantaſie ſich gern ergeht. Buddha mit den Reliquien ſeiner verſchiedenen Exiſtenzen ſpielt dabei eine große Rolle. Einige dieſer Reliquien: die acht Haare, den Stab Kakuſanda's, den Waſſerfilter Gonagamma's und das Badegewand Kaſſapa's enthält die Schwedagonpagode in Rangun. Die reichſte Anweiſung auf Sklaven und Land erhielt dieſe Pagode durch die Königin Shin-ſau-bu in Hanſawuddi, eine ebenſo heldenmüthige wie gelehrte Dame. Tapfer kämpfte ſie gegen den König Mahamingaun von Ava und führte in männlicher Rüſtung ihre Truppen zur Schlacht. Im Zweikampfe mit Mahamingaun wurde mit dem Zerhauen des Panzers ihr Buſen bloßgelegt, und der

König, beſchämt mit einem Weibe geſtritten zu haben, kehrte in ſein Land zurück. Dieſe peguaniſche Amazone war zugleich ſehr erfahren in ſchwierigen Räthſelfragen. Der König von Ava ſandte ihr ſeinen weiſen Mann oder ſeinen Hofnarren Pocaſah, der viele Wettkämpfe von Witz und Scharfſinn mit dem Talein Minkein zu beſtehen hatte, und dieſe beiden gelten noch immer für die Urheber der meiſten im Volke umlaufenden Bonmots. Ein Pröbchen von dieſen geiſtigen Turnieren iſt das folgende:

In den Räthſelfragen zwiſchen Birmanen und Peguern ſchreiben ſich, in ihrer eigenen Geſchichte, natürlich die letztern den Sieg zu. Als der erwähnte Pocaſah von Ava an dem Hof der Shin-ſau-bu anlangte, gab ihm Minkein, der Rathgeber der letztern, ein Zuckerrohr, um ſeinen Witz auf die Probe zu ſtellen. Pocaſah fing es oben zu ſaugen an und gab als Grund an, daß er auf dieſe Weiſe das Beſte zuletzt habe, da das Rohr ſüßer und ſüßer würde, je weiter er käme. Minkein dagegen erwiderte, daß er klüger gethan haben würde, gleich am ſüßen Ende anzufangen, denn bei der Vergänglichkeit und Unſicherheit des menſchlichen Lebens, das jeden Augenblick durch Tod oder andere Unglücksfälle zerſtört werden könne, wiſſe man nie, ob das noch in der Zukunft Liegende je erreicht werde, und handle vernünftiger, zu nehmen, was ſich darböte.

Daß ein peguaniſcher König auf dem Markte eine Glocke aufhing, an die jeder von den Großen Bedrückte ſchlagen durfte, damit der König ſelbſt ſeine Sache unterſuche, zeigt wieder, wie die Erfindungen der Volksphantaſie ſich im Abend- und Morgenlande wiederholen.

In den Annalen Martabans iſt die Geſchichte Makatho's von romanhaftem Intereſſe. Ein Kaufmannsſohn aus einem Dorfe, der Elefantenhüter bei dem König Phra Ruang in Sukothay wird, durch allerlei Eulenſpiegeleien ſein Glück macht, dann die Tochter des Königs und nicht einmal in einer Doſe, wie Yanſitta, entführt, dann durch einen glücklichen Coup König von Martaban wird, iſt immerhin eine abenteuerliche Erſcheinung. Makatho erhielt von Phra Ruang die fünf Inſignien der Königswürde, den weißen Terraſſenſchirm, die Krone, den Säbel, die Fächer und die Schuhe. Die folgenden Ueberlieferungen über dieſen aus dem Elefantenſtall hervorgegangenen „Herrn des geöffneten Himmels" klingen wieder vielfach an abendländiſche Sagen an:

Der Ruhm ſeines Zekya-Dah oder magiſchen Schwertes, das er dem Könige der Lawas in Meerawuddi abgenommen, hatte ſich bis nach Tavoy verbreitet, und der König dieſer Stadt ſandte zum Austauſch ſeinen Smaragden, der mit ſolcher Intenſität ſtrahlte, daß er durch alle Tücher und Decken hindurchſchien, ſo viel man auch immer darum wickeln mochte. Als die wunderbare Waffe in Tavoy ankam, war der König ſehr enttäuſcht, nichts als einen roſtigen alten Säbel vor ſich zu ſehen, und er ſchickte ſpornſtreichs ſeine Boten zurück, den Tauſch zu nulliſiciren. Da König Wabgeru (Wayumin) indeß eine Pagode (Mya-thein-dau) über dem Smaragden gebaut und ihn Gott geweiht hatte, ſo konnte dem Wunſche nicht gewillfahrt werden, und die Geſandten mußten unverrichteter Sache abziehen. Aus Aerger warfen ſie unterwegs das alte Schwert, das ihnen wieder mitgegeben war, ins Meer, aber ſtatt zu ſinken, drehte es ſich umher und erzeugte gefährliche Wirbel. Als der König von Tavoy davon hörte, ſammelte er die beſten Schwimmer aus ſeinem ganzen Lande, 2000 an Zahl, um danach zu tauchen, aber ſo oft einer nahe kam, wurde ihm der Kopf abgeſchlagen, und ſo wird die See dort der Schwertwirbel genannt. Tachard erwähnt bei den Tempeln Pegus einer Stelle, wo die Matroſen, um das ſtürmiſche Meer zu beruhigen, einen Ring hineinwarfen, wie der Doge von Venedig.

Auch ein weißer Elefant ſpielt in den Annalen Martabans eine erwähnenswerthe Rolle.

Fa Rua erhielt ihn aus Sukothay, wo noch Phra Ruang herrſchte. Dieſer Elefant, „weiß wie gekämmte Baumwolle", ſtammte ab von einem Elefanten des Himaphan, der ſich in Sukothay mit einem ſchwarzen Weibchen begattet. Da der junge Elefant nichts fraß, befahl der König, die Befragung durch Gras zu verſuchen. Man legte ihm drei Bündel Gras vor, die Städte Sukothay, Xiengmai und Martaban bezeichnend, und weil der Elefant das letztere wählte, ſo wurde beſchloſſen, ihn dorthin zu ſchicken. Als man ihn auf das Floß brachte, folgte ſeine Mutter, und die Leute waren in Verlegenheit, was zu thun, da ſie keine Ordre hatten, ſie gleichfalls mitzunehmen. Das Elefantenjunge legte indeß ſeinen Rüſſel auf den Rücken ſeiner Mutter, worauf dieſe umkehrte. Aber „ihre Augen ſtanden voll Thränen". Der König von Xiengmai legte ſich vor Martaban, die Auslieferung des Elefanten zu verlangen, und Fa Rua, in Zweifel, was zu thun, brachte die nöthigen Opfer, worauf der Thevada-Chao im Traume zu ihm niederſtieg und ihn ermuthigte, auf die ſegensreiche Gegenwart des weißen Elefanten zu vertrauen. Dieſer wurde deshalb unter königlichen Schirmen auf einen Hügel geſtellt, mit einem goldenen Eimer daneben, aus dem er Waſſer auf die feindlichen Truppen ſpritzte, die, als ſie die Stimme des heiligen Thiers vernahmen, in Verwirrung entflohen.

Die Geſchichte von Siam beginnt ebenfalls mit wilder Verwirrung von Mythe und Geſchichte, wie ſie die Königsbücher und die Sagen der alten Reſidenzen enthalten. Intereſſant iſt es, daß auch die Mythe von Oedipus ſich in den ſiameſiſchen Königsbüchern in der Sage von Phaya Phan wiederholt. Der Königsſohn tödtet in der Schlacht ſeinen Vater und will ſeine Mutter, die er mit dem Harem des beſiegten Vorgängers mit übernommen, in der Nacht beſuchen, ohne ſie zu kennen, doch eine Katze und eine Stute warnen ihn vor dem Inceſt, ſeine Mutter erkennt ihn noch zur rechten Zeit an einer Narbe auf ſeiner Stirn.

Die Geſchichte Siams hat einen intereſſanten Helden, Phra Naret, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das daniedergeworfene Reich wieder aufrichtete, die Peguer ſchlug, die Hauptſtadt Ayuthia neu begründete, von dem Könige Kambodias aber, der ſich ihm als Bundesgenoſſe im Kriege gegen Pegu angeboten hatte, treulos verlaſſen, den Schwur that, nicht eher ſeine Waffen niederzulegen, bis er nicht ſeine Fäuſte in dem noch warmen Blute des kambodiſchen Königs gewaſchen haben werde. Er erfüllte den Schwur, belagerte und erſtürmte Lavek, die Hauptſtadt Kambodias, (1583) und ließ, auf einem Throne ſitzend, den meineidigen Fürſten vor ſich bringen und enthaupten, ſodaß das warm hervorquellende Blut über ſeine Füße in eine goldene Wanne rieſelte, unter dem Klange triumphirender Siegesmuſik.

Auf dem Zuge gegen Ava, auf dem er die frühern Ueberwinder Siams, die Birmanen, demüthigen wollte, wurde indeß Phra Naret in Tongu (1593) vom Tode ereilt. Mit ſeinem letzten Athemzuge erloſch auch, wie ein luftiges Meteor, der feurige Glanz blutiger Schlachten und Siege, in dem, wie jene Flammenſäule auf Ayuthias Inſel,

die ſiameſiſche Krone über die Nebenländer hervorgeleuchtet hatte, ſelbſt bis China hin, wo man die Mitwirkung des kriegskundigen Königs an einer Expedition gegen Japan wünſchte. Nach dem Tode des ſchwarzen Königs oder „Feuerprinzen", wie er genannt wurde, folgten zahlreiche Palaſtrevolutionen, meiſtens durch die Prätorianer, die Soldaten aus Japan und Celebes, die Phra Naret angeworben hatte, veranlaßt. Unter dem König Phra Chao (1656) gewann der griechiſche Abenteurer Konſtantin Falco großen Einfluß beim Hofe, den er indeß zum Nutzen des Landes anwendete. Er veranlaßte die Sendung einer Geſandtſchaft nach Frankreich an Ludwig XIV. Falco wurde indeß von ſeinen Gegnern ermordet oder, nach andern Nachrichten, enthauptet, weil er den Schwiegerſohn des Königs auf den Thron ſetzen wollte. Nach mancherlei Regierungswechſeln, nach einem Doppelkönigthum, während deſſen einmal der zweite König auf Befehl des erſten, weil er die Hofetikette verletzt hatte, ſo kräftige Prügel erhielt, daß er gleich darauf im Gefängniſſe ſtarb, drangen die ſiegreichen Birmanen abermals ins Land und zerſtörten die Hauptſtadt Ayuthia 1767 von Grund aus. Ein in Siam geborner Chineſe, Phaya Tak, baute indeß eine neue Stadt, Thanburi, weiter abwärts am Fluſſe und vertrieb die Birmanen wieder. Bangkok, die jetzige Hauptſtadt, wurde ungefähr 20 Jahre ſpäter von dem König Phendinton am jenſeitigen Ufer des Manam gebaut. Von dem jetzigen erſten König Siams, der ſeit 1851 regiert, in welchem Jahre er das Mönchsgewand abwarf, das er während der Herrſchaft ſeines uſurpatoriſchen Halbbruders angezogen hatte, ſagt Adolf Baſtian:

Er iſt ein gründlicher Kenner des Pali und der buddhiſtiſchen Religionsſchriften, hat aber ſchon ſeit ſeiner Jugend, ebenſo wie ſein Bruder, der zweite König, ein großes Intereſſe an der europäiſchen Wiſſenſchaft genommen und lieſt nicht nur engliſche ſondern auch lateiniſche Bücher. In Religionsſachen zeigte er die größte Toleranz und hat den Miſſionaren jede Erleichterung angeboten, ſo viele ſeiner Unterthanen zu bekehren als ihnen beliebe, den zu bildenden Gemeinden im voraus ſeinen Schutz verſprechend. Schon aus dem Jahre 1834 erzählt Pallegoix, daß, als die katholiſchen Miſſionsſchüler ſiameſiſche Pagoden in der Nähe des ihnen von der Regierung geſchenkten Landes demolirten, der damals regierende König ſeinen Prieſtern, die ihn um Schutz dagegen baten, anrieth, lieber nachzugeben und ihre Bethäuſer anderswohin zu verlegen. In dem als paſſende Einleitung zum Zeitalter der Encyklopädiſten nach Frankreich kommenden Antwortſchreiben auf die Geſandtſchaft Ludwig's XIV. drückt der heidniſche Fürſt ſein Erſtaunen über den Bekehrungseifer ſeines königlichen Bruders aus und meint, daß die Gott allein angehende Sache der Religionsverſchiedenheiten beſſer auch dieſem überlaſſen bliebe.

Während ſein Vorgänger jeder Verbindung mit Europäern abgeneigt war und ſowol die Geſandtſchaft des Generalgouverneurs von Indien, ſowie ſpäter die amerikaniſche unverrichteter Sache zurückſchickte, ſchloß der jetzige König durch Bowring einen Handelsvertrag mit England, und bald darauf gleichlautende mit andern Staaten. Der Seehandel, auch der der Eingeborenen, wird größtentheils auf europäiſch gebauten Schiffen betrieben, die mehr und mehr die chineſiſchen Dſchonken zu verdrängen beginnen. Auch Dampfſchiffe werden ſchon im Lande ſelbſt gebaut und häufig nur von Eingeborenen bemannt. Zur Förderung dieſer und anderer Betriebszweige trug beſonders der weite König bei, der eine große Vorliebe für die exacten Naturwiſſenſchaften beſaß und verhältnißmäßig genaue Karten von olchen Provinzen anfertigte, die er mit dem Sextant in der Hand bereiſt hatte.

Die Geſchichte Kambodias iſt bisher noch nicht geſchrieben, und die in dem betreffenden Abſchnitt angeſchloſſenen Sagen ſind ſämmtlich von Baſtian ſelbſt aus dem Munde des Volks aufgezeichnet worden. Die Legenden aus dem Sagenkreiſe der Steinmonumente enthalten mancherlei Pikantes und Anziehendes. Aus einer derſelben geht hervor, daß man in Kambodia der Meinung iſt, das Abendland civiliſirt zu haben. Geſandte aus Myang Farang baten den König in Myang Lao um Hülfe gegen einen Rieſen, der die Menſchen ſcheffelweiſe fraß. Der König ſchickte ſeinen Sohn, der den furchtbaren Gegner übermannte und dadurch den Königsthron in Myang Farang erhielt. Von ihm haben die Farang (Europäer) Weisheit gelernt, ſodaß ſie jetzt alle möglichen Arten von Kunſtwerken zu verfertigen verſtehen.

Auch einen Hercules gibt es in der Sagenwelt Kambodias:

Kotabong war ein Mann aus dem gemeinen Volke (Phrai); da er aber einſt, um ſeinen Reis zu eſſen, ſich aus dem Zauberholze eines ſchwarzen Baumwollenbaums (Ngiu dam) einen Löffel geſchnitzt hatte, fühlte er, denſelben in den Mund ſteckend, ſich von übermenſchlicher Kraft durchdrungen, und als die übrigen Arbeiter ihn nach dem Ende der Feierſtunde zurückrufen wollten, ſahen ſie ihn beſchäftigt, die Gipfel der höchſten Bäume zuſammenzubiegen und die dickſten Stämme zu entwurzeln. Mit einer gewaltigen Keule auf ſeinen Schultern wanderte er nach Lanxang, wo das Land durch eine Million (Lan) hereingebrochener Elefanten (Xang) auf das greulichſte verwüſtet und zertreten wurde. Er aber legte mit ſeiner Keule ſo wacker um ſich, daß bald reine Bahn gemacht wurde, und die Belohnung war die Hand der Prinzeſſin.

Die Sage vom bethlehemitiſchen Kindermord wiederholt ſich auch in Kambodia. Man fürchtet überall die Ankunft des Meſſias, des Verdienſtvollen:

Die Furcht vor dem Verdienſtvollen liegt in dem Geiſt des Buddhismus begründet, da Anſammlung zu hoher Verdienſte dieſelbe Macht gewähren wird, mit der die brahmaniſchen Büßer Erden- und Himmelskönige ſtürzten. Allzu große Frömmigkeit iſt deshalb gefährlich und Verſtändige ſehen ſich vor. Bei Crawfurd's Ankunft in Ava hatte ein Kaufmann einen ſo höchſt prächtigen Zayat erbaut, daß er nicht wagte das ganze Verdien für ſich zu behalten, ſondern den König durch das Geſchenk deſſelben zum Partner machte.

Die weitern Mittheilungen aus den Chroniken Inthapataburis ſowie die neuere Geſchichte Kambodias, Annams, Tonquins und Cochinchinas, welches letztere Land neuerdings durch den franzöſiſch-ſpaniſchen Feldzug in die europäiſche Tagespolitik mit hereingezogen wurde, möge man in dem fleißigen Werke Baſtian's ſelbſt nachleſen, welcher zur Geſchichte der cochinchineſiſchen Halbinſel aus einheimiſchen Quellen die wichtigſten und zum Theil bisher ganz unbekannte Beiträge geliefert hat.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Man hat Dramen, welche von Haus aus nicht für die eigentliche Bühne bestimmt waren, Literaturdramen genannt: eine Art poetischer Arbeiten, die bei uns von jeher ziemlich reich vertreten war und es auch in diesem Augenblicke noch ist, wie die uns zur Besprechung vorliegende Anzahl beweist. Wir erwähnen da zuerst:

7. Die Freigelassene Nero's. Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Molitor. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Stoff dieser dramatischen Dichtung ist einer Aeußerung des heiligen Chrysostomus entnommen, der in einer seiner Schriften erzählt, daß die apostolische Thätigkeit des Apostels Paulus zu Rom sich selbst bis in den Palast Nero's erstreckte, und daß ein Weib, welches das Ziel der leidenschaftlichen Neigung des Cäsars war, Christin wurde.

Diesen an sich geringfügigen Umstand hat unser Autor benutzt, um aus Irene, einer in römische Sklaverei gerathenen Deutschen, dadurch die Heldin seines Stücks zu machen, daß Nero sie freigibt und die Absicht zeigt, sie zu seiner Gemahlin zu machen, sie aber, von Abscheu für den Tyrannen erfüllt und zum christlichen Glauben bekehrt, den Märtyrertod seinem schwelgerischen, aber blutgetränkten Ehebette vorzieht.

Im ganzen waltet entschieden der epische Charakter in dieser Dichtung und zwar in so hohem Grade vor, daß es wol erlaubt ist zu sagen: sie sei ein Epos in Dialogenform. Sie enthält vortreffliche Schilderungen des römischen Verfalls, des beginnenden Christenthums, der damaligen Welt- und Geistesanschauung, aber sehr wenig von dramatischem Charakter und dramatischer Handlung.

Im ersten Act unterhalten sich der Dichter Martial und der beliebte Schauspieler Paris vor dem Palasttheater Nero's über die Zustände Roms und die Leidenschaft des Cäsars, sich als Schauspieler und Tänzer zum Mann des Tages zu machen. Nachher kommen Plautius Lateranus und Pätus Thrasea, zwei Senatoren, mit Seneca, dem berühmten Philosophen, um über das ganze Treiben ihre Entrüstung auszusprechen:

Plautius.

Ist's nur ein Traumbild? Steh' auf heil'gem Boden
Des palatin'schen Hügels noch ich hier,
Wo jeder Schritt des Vaterlandes Größe
Und seiner Heldensöhne Spur mir zeigt?
Ragt wirklich dort das stolze Capitol?
O wär's ein Traum!

Thrasea.

Nein! Es ist Wirklichkeit.

Plautius.

Welch eine Schmach! Der Erdkreis beuget sich
Vor diesem Menschen, wir auch beugen uns;
Und drinnen steht als eitler Histrione
Er auf der Bühne, krächzt mit heiserer Stimme
Das Rachelied Orest's, des Muttermörders,
Er, der die eigne Mutter ließ erschlagen!
Und Beifall klatscht der Speichellecker Spott,
Die er um solchen Preis zu Gast geladen.
O, Sohn der Rhea, wo sind deine Blitze?

Martial hat mit Erstaunen, Paris mit satirischer Laune über den herrschenden Verfall gesprochen; Plautius und Thrasea thun es mit Entrüstung, Seneca, der Nero erzogen, mit Bedauern und Schmerz wegen der Folgen, die er voraussieht.

Nach ihnen tritt Poppäa, die Gemahlin Nero's, auf mit Irene aus dem Schauspiel kommend: Irene voll Unschuld, Poppäa voll Eifersucht und böser Absicht. Erstere erzählt arglos von ihren Beobachtungen über das Christenthum, die sie gemacht, ohne es zu kennen.

Im zweiten Act, der im Palast des Augustus spielt, erscheint Petronius, eine Creatur Nero's, um den Centurio Fridogar, den Bruder Irenens, durch Bestechung dahin zu bringen, daß er die Schwester überredete, sich Nero zu ergeben.

Petronius.

Wir wissen, daß Irene hoch dich hält,
Und du mit warmer Lieb' ihr zugethan.
Drum bittet dich der Fürst — versteh mich wohl,
Es bittet Nero dich —

(Er wirft Fridogar einen Beutel mit Gold zu.)

daß du der Schwester
Das rathen mögest, was sie glücklich macht.

Fridogar (mit verhaltener Wuth).

Nimm hier dein Gold!

Petronius.

Wenn du das Rechte räthst,
Ist auch dein Glück gemacht, mein junger Held;
Im Heere blüht dir Ehre, Waffenruhm.

Fridogar

(faßt Petronius krampfhaft am Nacken und drückt ihn zu Boden, bis er die Börse aufhebt).

Dein Gold nimm, Römer!

Petronius (stöhnend).

Welch ein Hercules!

(Er nimmt die Börse wieder zu sich; Fridogar läßt ihn los).

Der Versuch ist also mißglückt. Das Geschöpf des Cäsars muß auf andere Mittel sinnen. Paris räth, Irene von Plautilla, einer Matrone aus edelm Geschlecht, die viel über sie vermag, zu trennen. Plautilla ist Christin und wirbt Irene für diesen Glauben mit hinreißender Beredsamkeit. Letztere, in ihrem tiefsten Herzen bewegt, aber noch unschlüssig, sucht Rath bei Seneca. Seneca jedoch, noch in den Anschauungen des Alterthums befangen, vermag seiner Schülerin nur geringen und traurigen Trost zu spenden:

Was Paulus von der Gottheit spricht, ist schön;
Kein zweiter Plato könnte tiefer sprechen.
Man sieht, er hat die Werke der Hellenen
Nicht nur gelesen, sondern auch durchdacht;
Und neue, überraschende Gedanken
In nicht geringer Anzahl spricht er aus,
Die ich zum Theile fruchtbar nennen muß.
Doch mischt in alles sich die Schwärmerei.
Unsterblichkeit der Seele, ja des Körpers
Für eine spätere Weltperiode
Glaubt er sogar vertheidigen zu müssen.
Unsterblichkeit! Welch unermessnes Glück,
Wär' neidlos es dem Sterblichen gegönnt!
Doch wozu frommt's, dem All dies Glück zu neiden?

Während Irene noch in Zweifeln versunken dasteht, stürzt Poppäa, durch Gewissensbisse und unwürdige Behandlung Nero's außer sich gebracht, wahnsinnig ihr entgegen.

Der dritte Act zeigt uns Plautilla auf ihrer Villa, ihre kleine Tochter im Christenthum unterrichtend, ihrem Hauswesen vorstehend und endlich Irene empfangend, die mit ihrem Bruder dem Ansinnen des berauschten Nero entflohen ist. Der große Brand Roms, von dem tollen Cäsar angefacht, wird sichtbar.

Im vierten Act wendet Seneca dem eingeäscherten Rom traurig den Rücken; Paris und Martial sprechen von Irenens Flucht und theilen dieselbe der wieder ruhiger erscheinenden Poppäa mit; letztere erkundigt sich bei Plautilla, welche die Brandstätte ihres Stadthauses besuchen kommt, vergeblich nach der Flüchtigen, die, wie sich später ergibt, inzwischen in die Verstecke der Christen geeilt und dort getauft worden ist.

Nachdem eben Plautilla und Irene einig geworden, nach dem Morgenlande zu fliehen, erscheint am Schluß dieses Actes Petronius mit Lictoren, um die Neubekehrte verhaften zu lassen.

Der fünfte Act beginnt im Sabinergebirge in einer Villa Nero's, wo Plautius und Thrasea über ihres Herrschers verrücktes Thun und Treiben sich noch einmal eingehend aussprechen; Paris kommt dazu, die Schilderung durch neue Thatsachen zu vermehren, besonders durch die eifrige Verfolgung der Christen, die Nero anbefohlen. Endlich erscheint Martial, den Tod Seneca's zu erzählen, dem er auf dessen Landgut beigewohnt und der bekanntlich auf des Tyrannen Befehl durch Oeffnen der Adern erfolgte.

Als Krönung all dieser Unthaten verkündet nun Petronius der gefesselt vorgeführten Irene:

Noch eine Stunde Frist ist dir gegeben;
Ziehst du den Trotz vor, wanderst du nach Rom.
Der schöne Leopard, des Fürsten Liebling,
Den man ihm jüngst aus Afrika gesendet,
Ist schon bestimmt — drin magst du Nero's Neigung
Noch immerhin erkennen —, mit Irene
In dem Amphitheater zu erscheinen —

Irene bleibt bewacht zurück. Der sie Bewachende ist ihr Bruder, der sie retten, mit ihr fliehen will. Irene aber weist die Flucht ab. Sie ist entschlossen, für ihren neuen Glauben zu sterben; ihre einzige, ihre letzte Sorge ist, auch ihren Bruder diesem zu gewinnen. Sie schickt ihn einem Christenhause zu.

Als alles dies geschehen und Petronius zurückkommt und sie fragt, ob sie gewählt und zur Krone greife, antwortet sie:

Zur Krone, doch nicht aus des Cäsars Hand.
Nie werd' sein Weib ich.

Dies ist ihr Todesurtheil. Clemens, Diakon der römischen Kirche, aber schließt das Stück mit den Worten:

Fallen wird dies Rom, das Menschen nur
Gegründet um das stolze Capitol,
Wie Nero fällt, der uns vernichten will,
Der Mann der Sünde und der Fürst der Lüge.
Ist dann der Adler Siegesflug erlahmt,
Für neue Saat die alte Erde reif,
Durch die das blut'ge Schwert die Furchen zog:
Dann schwingt ein Phönix aus der Asche sich,
Und über Riesentrümmern dieses Reiches
Baut sich der Wahrheit ew'ges Weltreich auf.

Dies ist der Inhalt des Stücks, das, wie man bekennen muß, aus edelm Geiste und meist in einer vortrefflichen Diction vor uns tritt. Der feingebildete Leser wird sich wahrhaft angezogen und dafür interessirt fühlen; für die Bühne aber kann es nicht geeignet erscheinen, denn es ist und bleibt ein sogenanntes Lesedrama, d. h. ein Drama, das allzu wenig Handlung und Charakter hat, um in der Darstellung Leben und Wärme erhalten zu können. Die Elemente, welche die Factoren dieses dramatischen Gedichts ausmachen, Nero und das Christenthum, treten eigentlich gar nicht auf, sondern senden gewissermaßen nur Boten und Sprecher ab. Der Proceß dieses Dramas wird gleichsam in Abwesenheit der Parteien geführt, und dies eben gibt dem Ganzen etwas Abgeschwächtes und Blasses oder mit andern Worten jenes vorwiegend epische Gepräge, das wir schon im Eingang der Besprechung hervorgehoben und welches zur Folge hat, daß man es nicht mit den Hauptpersonen und ihren Thaten selbst, sondern gewissermaßen nur mit ihren Vertretern und Folgen zu thun hat. Wilhelm Molitor's Werk ist mehr die Erzählung eines Dramas, als selbst ein Drama. Es fehlen die echt dramatische Architektur und Gipfelung. Die Handlung wandelt langsam und gemessen durch classische Säulenhallen, aber sie steigt nie. Dies gibt ihr auf die Länge nicht nur etwas Einförmiges, sondern auch Abspannendes, und würde ihr bei einer Darstellung alle Wirkung rauben.

8. Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Acten von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 15 Ngr.

Der deutsche Bauernkrieg ist ein Stück Geschichte, das voll dramatischen Lebens erscheint und uns namentlich durch die treffliche Schilderung des historischen Schriftstellers Zimmermann außerordentlich nahe gerückt worden. Schon mehrfach haben Dramatiker ihre Stoffe daraus entnommen, und namentlich häufig hat man Florian Geyer gewählt. Noch vor nicht langer Zeit erst ließ der dresdener Hofschauspieler Karl Koberstein, Sohn des bekannten Literaturhistorikers in Schulpforta, ein Drama dieses Titels in den Buchhandel kommen, das manches Gute enthält und, gekürzt und geschickt eingerichtet, auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein dürfte.

Koberstein hat seinen Helden im Shakspeare-Schiller'schen Stile gehalten; J. G. Fischer im Shakspeare-Goethe'schen, um sogleich eine charakteristische Bezeichnung dafür zu geben. Des letztern „Florian Geyer" erinnert nämlich unleugbar an den „Götz von Berlichingen", nur daß jene Arbeit weder die poetische Fülle noch das strotzende dramatische Leben von dieser aufweist.

Fischer's Trauerspiel ist in der knappen, naiven, treuherzigen Prosa geschrieben, welche nicht unglücklich dem Idiom der süddeutschen Volksstämme nachgeahmt ist. Es liegt ein frischer, volksthümlicher Hauch über der Sprache,

ein geiſtiger Duft von Wieſe und Wald, der warme Athem der Volkspoeſie. Man gibt ſich gern und mit Genuß der Diction des Stücks hin, das auch ſonſt den gewandten Dichter erkennen läßt, wennſchon, unſerm Dafürhalten nach, allzu ſehr den Dichter im Bann der blauen Romantik. Man wird, wir können es nicht leugnen, an Achim von Arnim und Clemens Brentano in dieſem Drama erinnert. Vorgänge und Menſchen treten nicht recht voll und in ſicher umriſſener Zeichnung auf. Es verſchwimmt, es verwiſcht ſich alles zu ſehr. Die Tragödie geht wie in einem Nebel vor ſich, der die Geſtalten umhüllt und oft ſo ſehr und völlig, daß man ganze Actionen und Gefechte wie in lautloſer Stille vor ſich gehen ſieht. Das Stück, obſchon ſeinem Stoff und Weſen nach durchaus in den Sturm und Drang gehörig, iſt gewiſſermaßen ohne dieſen geſchrieben: es verläuft glatt und blank wie ein Converſationsſtück. Die Knacken und Knorren, die Härten und Schroffheiten fehlen, die ein ſolches Schauſpiel doch bedingt. Der entſetzliche Krieg mit ſeinen Greueln, ſeinen Gewaltthaten, ſeinen Verbrechen, ſeinen fürchterlichen Menſchen tritt nicht nackt vor uns hin, ſondern wird uns gewiſſermaßen nur andeutungsweiſe vorgeführt. Es ſcheint, als ob die Muſe des Autors Angſt gehabt, ihr Publikum zu erſchrecken, und deswegen den Graus von der Scene fern gehalten hätte. Die ſchwarze Hofmännin, dieſe bäueriſche Théroigne de Méricourt, die Gräfin von Helfenſtein, die Wuth des Volks, der Hohn des Adels, das alles gibt dramatiſch eigentlich nur ſeine Viſitenkarte in dem Stücke ab; es tritt nicht in die Handlung ein, es treibt, es hebt ſie nicht. Auch der Steinmetz, „das Werkzeug der Unterdrücker", wie es im Perſonenverzeichniß heißt, der Intriguant, das böſe Princip im Stück, entwickelt ſich nicht derart, daß man ein klares Bild zu gewinnen im Stande wäre, und darum war jener Zuſatz wol nöthig, welchen der Verfaſſer ſeinem Namen gab. Aber auch Wilhelm von Grumbach, Kaſimir von Brandenburg, Georg Truchſeß, Weigand und Florian Geyer ſelbſt ſind entſchieden nicht genug motivirte und entwickelte Figuren. Von den aufſtändiſchen Bauern treten zu wenige in die Handlung; faſt wird uns der Bauernkrieg ohne Bauern dargeſtellt. Gleich im Eingang des Trauerſpiels befindet ſich ein Moment, der daſſelbe charakteriſirt. Während der Anführer des ſchwäbiſchen Bundesheers einige Bauern zum Gaſſenlaufen verurtheilt und einem aufrühreriſchen Prädikanten den Tod durch das Henkerbeil ankündigt, „erſcheint", wie es im Texte heißt, „auf der Anhöhe im Hintergrunde eine verhüllte Mannsgeſtalt, von einem Fahrenden Schüler im langen Mantel geführt. Sie ſtellen ſich ſo, daß ſie von der Scene nicht beobachtet werden, aber daß ſie dieſelbe betrachten können." Als ſpäter Geyer dem Ritter Truchſeß den Gehorſam aufſagt und verheißt, zum Volk zu ſtehen, wird bemerkt: „Die verhüllte Geſtalt macht eine zuſtimmende Bewegung; dann verſchwindet ſie."

Man wird erſtaunt ſein, daß dieſe „verhüllte Mannsgeſtalt" Ulrich von Hutten und das Mitgetheilte alles iſt, was er in dem Stücke zu thun hat. Wenn jener Streiter der Freiheit damals auch krank und auf der Flucht war: ließ der Verfaſſer ihn einmal zum Vorſchein kommen, ſo mußte er denn doch bedeutſamer ihn wirken laſſen. Das Aphoriſtiſche, Epiſodenhafte hat J. G. Fiſcher in dieſem „Florian Geyer" zu oft, zu viel gebraucht, als daß es noch von Erfolg ſein könnte. Er ſucht ſich in ſeiner Arbeit damit poetiſch-vornehm intereſſant zu machen. Allein „man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt". Eine Tragödie dieſer Gattung erheiſcht die Hand, ja ſogar die Fauſt, und wird zimperlich, wenn ſie bei jeder Gelegenheit mit den Fingerſpitzen agirt. Das Fingerſpitzenſpiel iſt aber hier gäng und gebe und documentirt ſich im einmaligen Auftreten Kaiſer Karl's V., in den Scenen mit Geyer's Mutter und Schweſter u. ſ. w. Nur ein großer dramatiſcher Meiſter darf wagen, ſo mit bloßen Strichen und Linien zu zeichnen. J. G. Fiſcher hat das Zeug nicht dazu, wie wir bekennen müſſen, ſo ſehr wir ſonſt ſein Streben und ſeine Begabung zu ſchätzen wiſſen.

Die Handlung im „Florian Geyer" iſt loſe aneinandergereiht, der Gang ſchwankend, läſſig; die Expoſition ward nicht aus dem Vollen gegeben; dem architektoniſchen Aufbau fehlt Steigerung, tragiſche Schuld und Krönung. Ohne genaue Kenntniß der Geſchichte iſt das Trauerſpiel gar nicht zu verſtehen. Es iſt eine dramatiſche Studie, ſonſt nichts, und als ſolche mit vornehmer literariſcher Miene hingeſtellt.

In der Sache bewanderte Leſer werden verſtehen, was wir damit meinen. Vielleicht läßt es ſich auch aus dem kurzgefaßten Inhalt und einigen kleinen Proben erkennen.

Im erſten Act hetzt Steinmetz die Bauern; Truchſeß ſchlägt und geiſelt ſie und läßt Prediger köpfen. Darüber aufgebracht, ſagen ſich Florian und Grumbach von ihm los und beſchließen, dem Volk zu helfen. Erſtern ſpornt dazu noch beſonders an Marie Weigand, Tochter des kurmainziſchen Vogts und Kellermeiſters zu Heilbronn, die als Fahrender Schüler Hutten geleitet und jetzt ſich Geyer anſchließt, indem ſie ſich ihm zu erkennen gibt. Florian ruft bei dieſer Gelegenheit: „Ein Mädchen, und dieſer Freiheitsmuth? Schämt euch, Männer! Nun wappnet euere Reiſigen, ihr Tyrannen; ihr ſeid verloren, wenn ſolche Mächte wider euch ſind. Komm, Kleinod, hier iſt Volk und Freiheit geſchlagen; laß uns dem Schlächter anderswo begegnen!"

Steinmetz, der ſich überall verſteckt, horcht und lauſcht, hat auch dieſem Auftritte hinter einem Gebüſch beigewohnt, und da wir bereits wiſſen, daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen, vernehmen wir mit Spannung, wie er den Act folgendermaßen ſchließt: „Dieſen Zugvögeln muß man den Strich ablauern; ſie mit ihm? Jetzt helft mir, alle guten oder böſen Geiſter!" Man erwartet wunder was, wird ſich aber überzeugen, daß der Böſewicht des Stücks ſo gut wie gar nichts thut.

Im zweiten Act politiſirt der Markgraf von Ansbach mit ſeiner Tochter Emma, die eine Neigung zu Florian hat, der gekommen iſt, ihren Vater für die Sache des Volks zu werben. Kaſimir will aber erſt ſehen, wie ſich die Dinge machen werden; Emma läßt Geyer fallen, weil er

nicht hoch ſtrebt und ihren Ehrgeiz nicht theilt. Auch der auftretende Kaiſer verſucht vergebens, den Ritter „der guten Sache“ zu gewinnen. Dann kommt Florian zu den Bauern und bildet dort ſeine „Schwarze Schar“. Marie wird ſein Waffenträger.

Im dritten Act kommt Florian nach Heilbronn, um von dem dortigen Rath das bewaffnete Volk zu fordern, damit er Rohrbach gegen den Grafen Helfenſtein zu Hülfe eilen könne. Marie trifft hier ihren Vater und wird von dieſem zurückgefordert; ſie bleibt aber ihrem Helden getreu, der abeilend ruft: „Sturm auf die Burgen! Sie ſind die Hand- und Fußketten am Leibe des Volks, am Kaiſer und Reich, ſind die Schlagbäume zwiſchen Handel und Wandel, daß der Süden nicht ſei ein Bruder des Nordens, und das Volk nicht wie der Edle. Nieder mit den Schlagbäumen der Freiheit! Keine Burg ſoll ſtehen bleiben, keine!“

Die eigentlichen Tendenzen des Aufſtandes ſind vom Dichter klug erfaßt und betont, aber nicht ſtark genug für den tragiſchen Wurf des ganzen Werks. Die furchtbare Tragödie von Helfenſtein wird nur dürftig angedeutet, und doch müßte ſie nothwendig ſtark dramatiſch hervortreten, ſchon um deswegen, weil Florian ſich hier von Grumbach und Rohrbach trennt, die den Aufruhr nicht nach ſeinen Intentionen leiten. Erſterer rettet ſich zur Mutter und Schweſter Geyer's, mit welcher letztern er verlobt iſt. Florian verfolgt ihn und ſtürmt auch die Burg ſeiner Mutter, die aus Schmerz und Entrüſtung darüber ſtirbt.

Im vierten Acte findet allerlei Verhandeln zwiſchen den verſchiedenen Parteien ſtatt, die Steinmetz aneinanderhetzt. Florian wünſcht, daß man Landsknechte werbe, letzterer ſucht es zu hintertreiben, indem er den Bauern Angſt vor den Soldtruppen macht. Nachdem ihm das gelungen und von Truchſeß bekannt wird, daß er mächtig herannaht, ſchickt man Florian noch einmal ab, den Markgrafen von Ansbach zu gewinnen. Dieſe Gelegenheit will Steinmetz benutzen, Florian zu verderben. Der Verlauf iſt folgender:

Dompropſt. Aber Florian, was ſoll's weiter mit ihm?

Steinmetz. Einen Reitenden hab' ich — doch, was ich gethan, ihn zu verderben, das will ich Euch ſagen auf dem Schloß oben, wenn's „Gold regnet“. Ihm wird ſein Lohn!

Marie (die alles beobacht, dicht hinter ihm). Und dem Verräther zwei Kugeln! Eh' es dieſe Kugeln auf dich regnet, wirſt du mir ſagen, was du gethan!

Steinmetz. Teufel!

Marie. Der ſieht aus wie du!

Dompropſt. Ihm geſchieht recht; hat die heilbrouner Artikel — (Geht ſchnell mit dem Domherrn durch das Thor der Ringmauer, welches verſchloſſen wird).

Marie (ihnen nachdeutend). Siehſt du, wie ſie dir zu danken eilen. Deine Freunde?

Steinmetz. Teufel dort und Teufel da!

Marie. Ergreift den Spion! (Krieger faſſen ihn.)

Steinmetz (indem er abgeführt wird, zu Marie). Fahr' mit, wenn's in die Hölle geht, ſo ſei's drum!

Marie (ohne auf ihn zu hören, mit gefalteten Händen) Ihn hilf mir retten, Rathſchluß der Liebe! Das iſt alles jetzt! (Ab.)

(Truchſeß kommt und ſchlägt die Bauern.)

Im fünften Acte endlich beſchwört Florian Geyer vergeblich Kaſimir und Emma, dem Volk zu Hülfe zu eilen; erſterer will den Hülfeſuchenden ſogar gefangen nehmen; Emma widerſetzt ſich dieſem Anſinnen jedoch; ſie will ihn entfliehen laſſen; da aber kommt ſchon Marie mit einer Abtheilung der Schwarzen Schar und führt ihn nach Königshofen gegen Truchſeß. Dort hat ſich mit dieſem Grumbach verbündet; beide vereinigt ſchlagen die Bauern. Marie fällt, Florian wird von Grumbach hinterrücks an ihrer Leiche erſtochen und ſinkt mit den Worten: „Wahrheit, ſie morden dich; aber du kommſt!“

Es iſt, wie bereits geſagt, viel Schönes in dem Stück, und beſonders die Sprache hat einen volksthümlichen Reiz. Aber es mangeln Schärfe der Ausprägung, Verſtändlichkeit der Handlung und ſtraffe, tragiſche Entwickelung.

Wie J. G. Fiſcher von der Lyrik zum Drama übergetreten iſt und durch dieſen Uebertritt noch keineswegs von ſeiner urſprünglichen Richtung ſich ganz gelöſt oder dieſelbe gänzlich verwunden hat, ſo geht es auch zum Theil noch Hermann Hölty, von dem uns zwei dramatiſche Dichtungen zur Beſprechung vorliegen. Das eine Drama:

9. Das Gelübde. Ein Myſterium in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Zweite verbeſſerte Auflage. Kiel, Schröder und Comp. 1865. 8. 20 Ngr.

muß als ein ſinniges, fein empfundenes und von tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens zeugendes Werk bezeichnet werden. Einfachheit in den Ausdrucksmitteln und Klarheit in den ſeeliſchen Conflicten ſind beachtenswerthe Vorzüge: Vorzüge, die ungetrübt bleiben, auch wenn man einräumen muß, daß das Gefüge im ganzen feſter und der tragiſche Ausgang motivirter hätte ſein können. Der Dichter hat in ſeinen beiden Leviten Lonoda und Ariam menſchliche Gegenſätze geliefert, aber dieſelben doch nicht ſo hart aufeinanderplatzen laſſen, daß am Ende nicht ein verſöhnlicher Schluß zu gewinnen geweſen wäre. Sollte das Ende ſo hochtragiſch werden, wie es der Autor in Ausſicht genommen, ſo war ohne Zweifel doch wol ein Unterbau von ſtärkern Conflicten nöthig, als die ſind, auf welche er ſeine Wirkung gebaut. Die Erzählung der Hergänge iſt vielleicht ſchon einigermaßen genügend, die Ueberzeugung davon in unſern Leſern zu erwecken. Es ſind die folgenden:

Lonoda, ein edler Menſch und Dichter, und Ariam, ein bösgearteter und intriguanter Charakter, lieben Johanna, die Tochter der Witwe Eliſabeth, deren Gatte in unverſchuldetem Unglück dahinſtarb und deswegen von den Juden als ein von Gott Gezeichneter gemieden wurde. Durch dieſen Aberglauben ſchmerzlich getroffen, dichtet Lonoda das Buch Hiob, um den finſtern Wahn aus dem Herzen ſeines Volks auszurotten. Noch ganz erfüllt von dieſem Gedicht, hört er ſeine Geliebte ſich Vorwürfe machen, daß er ſeinen Ruhm und ſein Talent höher ſtelle als ſie, ja höher ſelbſt als Gott. Ariam, der Johanna dem Lonoda abwendig machen will, hat ihr dieſen Gedanken eingeredet, der aber, weil er wol nicht ganz ohne

Grund iſt, bei letzterm derart zündet, daß er hingeht und ſein Gedicht namenlos auf den Altar Jehovah's legt, was Ariam belauſcht, ſodaß er um den Autor des Gedichts ſowol als um deſſen Gelübde, ſich nie und unter keinen Umſtänden zu nennen, weiß.

Das Buch Hiob erregt zuerſt den Unwillen der Juden ſo ſehr, daß das Leben des Verfaſſers in Gefahr kommt. Nun droht Ariam dem Lonoda, ihn zu verrathen, wenn er nicht Johanna zu ſeinen Gunſten entſage. Lonoda aber widerſteht. Inzwiſchen iſt von König Salomo und den Prieſtern der Werth der Dichtung erkannt worden, und man forſcht nun nach dem Erzeuger derſelben, ihn zu belohnen. Nun gibt ſich Ariam für den Verfaſſer aus und fordert als Preis die Hand Johanna's. Lonoda, außer ſich, proteſtirt und zeiht Ariam der Lüge. Aufgefordert, den Beweis zu liefern, muß er, durch ſein Gelübde gebunden, beſchämt ſchweigen. Er wird als Verleumder angeklagt und muß die Geliebte dem ſchändlichen Betrüger zugeſprochen ſehen. Johanna, welche den Zuſammenhang der Vorgänge ahnt, beſchwört ihn umſonſt, ſie durch Aufdecken der Wahrheit von der Verbindung zu retten:

Johanna.

So weißt du, daß mein Leben, wenn ich ihm
Vermählt, nur Qual iſt, Todesqual, ja mehr
Als Todesqual, und dennoch, Lonoda,
Dennoch erbarmeſt du dich meiner nicht
Und löſeſt nicht dein Schweigen, meine Folter?
Ich werde an dir irre, Freund, der Zweifel
An deiner Liebe nagt an meiner Seele.
(Sie kniet vor ihm nieder.)
Erbarmen! Haſt du mit dir ſelber kein
Erbarmen, ſo erbarme dich doch meiner!
Sieh, kniend hier beſchwöre ich dich: ſprich!
Bei aller dir erwieſnen Liebe meines
Viel theuern Vaters, der nun ruht im Grabe,
Bei deiner Aeltern Liebe, bei der Liebe
Jehovah's, welche unſre Liebe einſt
Geſegnet hat, beſchwöre ich dich: ſprich!

Lonoda (betend).

Jehovah, ſteh mir bei, daß meine Treue
Nicht wankt. (Für ſich.) Es iſt vollbracht!
(Laut, indem er Johanna aufhebt.)
Johanna, willſt du,
Daß ich ins Angeſicht Jehovah läſtern,
Daß ſeine Liebe ich verfluchen ſoll?

Johanna.

(Todtenblaſſe bedeckt ihr Geſicht, doch ſpricht ſie mit feſter Stimme).
Nein, Lonoda!

Lonoda.

So hab' mit mir Erbarmen,
Und bring' in mich nicht weiter, daß ich breche
Mein Schweigen!

Johanna (für ſich).

Muß, Jehovah, denn das Herz,
In das dein Siegeswagen einziehn will
In goldner Majeſtät, faſt immer bluten
Und brechen? (Laut.) Lonoda, ich glaube dir
Und bitte dich nicht mehr.

Lonoda.

Ich danke dir,
Johanna! Dieſes Wort macht dich ſo werth,
So theuer mir, wie du noch nie geweſen,
Und wird mein Leib gelöſet einſt zu Staub,
Dein Wort wird nicht mit ſterben, wird mir folgen
Ins Todtenreich und dort durch meine Seele
Von Ewigkeit zu Ewigkeit fortklingen.

Lonoda wird nun als Verleumder geſtraft und dabei von Ariam ſo gereizt, daß er dieſen in der Wuth erſticht. Er könnte ſich retten, wenn er ſein Gelübde bräche und Ariam's Bosheit ans Licht zöge. Er verſchmäht das aber und ſtirbt. Zu ſpät kommt durch Johanna, welche die Schrift des Buch Hiob mit Pſalmen, die ihr Lonoda geſchenkt, verglichen, die Wahrheit an den Tag.

Für einen Lyriker ſind die Jamben oft ziemlich ungelenk und ſchleppend, und wie es ſcheint, ſucht der Poet etwas darin, nicht zu glatt und blank zu erſcheinen. Dies nicht ſo Erſcheinenwollen iſt jedoch zu abſichtlich, um nicht oft ſtörend zu werden.

Das zweite Drama deſſelben Autors iſt:

10. König Saul. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 18 Ngr.

Es muß ebenfalls als ein reſpectables Werk erklärt werden, das nicht nur klar in Expoſition und Handlung, ſondern auch keck im Wurf, bühnengerecht und wirkſam zu nennen ſein dürfte. Die einzige anſtößige Scene für die Darſtellung möchte der Kampf David's mit dem langen Goliath ſein, die, an ſich ganz unverfänglich, doch ihre Schwierigkeit in der Volksvorſtellung finden möchte, die in Goliath nun einmal einen Rieſen und in David nahezu einen Knaben zu ſehen gewohnt iſt.

Die Handlung iſt die ganz bekannte und umfaßt Saul's Zwieſpalt mit Samuel, Samuel's Salbung des David, David's Kampf mit Goliath, ſeinen Ruhm, ſeine Liebe zu Saul's Tochter Michal, ſeine Freundſchaft zu Jonathan, Saul's Eiferſucht auf die aufſteigende Größe des Hirtenſohns, ſein Attentat auf deſſen Leben, ſeine Verfolgung deſſelben, David's Schonung ſeines Verfolgers in der Höhle, Saul's Verſinken in Reue, ſeinen Beſuch bei der Hexe von Endor, ſeinen Krieg mit den Philiſtern und ſeinen Tod.

Der Stoff iſt geſchickt verwendet und intereſſant behandelt. Die Charaktere treten ziemlich glücklich hervor, ſind richtig angelegt und nicht ohne pſychologiſche Vertiefung durchgeführt. Das Hohe, Heldenmäßige in Saul, der ſich in ſeinen Erfolgen überhebt und dadurch die tragiſche Schuld auf ſich ladet; die naive Größe David's; das mädchenhafte Weſen Michal's; die verſchiedenen Geiſtesſchattirungen in den jüdiſchen Heerführern — das alles wird und muß auf Leſer wie Zuſchauer ſeine Wirkung haben.

Um vom Vers und ſeinem Inhalt eine Probe zu geben, ſtehe hier der Monolog Saul's aus dem erſten Act, nachdem Samuel ſich von ihm losgeſagt:

Saul.

Recht hat er. Doch geſchehen bleibt geſchehn.
Wollt' ich jetzt dennoch thun, wie Samuel will,
Mein Anſehn wär' in Iſrael dahin.
Kopfſchüttelnd, mit dem Finger nach mir weiſend,
Hohnlächelnd würden ſie ins Ohr ſich flüſtern:
Ein Rohr, nicht einen König haben wir,

Ein Rohr, das ſteht an unſers Jordans Ufer.
Heut' wiegt ſein Haupt der Volksſtimme Wind,
Und morgen wankt und ſchwankt ſein Herzensgrund
Bei Samuel's Redeſtrom, und übermorgen
Läßt Wind und Strom, das Volk und der Prophet,
Ihm Kopf und Herzensgrund zugleich erſchüttern.
Es wiegt und biegt ſich, bückt, bequemet ſich
Dem Winde und dem Strom zugleich und kommt
Aus ſeinem ſteten Schwanken nie heraus:
Ob's endlich einmal ſich ergeben ſoll
Dem einen oder andern von den beiden.
Der Palmbaum aber an des Jordans Ufer
Weicht weder Windeswehn noch Wellenſtrom.
Ein ſolcher, nicht Strohkönig, iſt dein König,
Das ſollſt du merken, Iſrael, vielleicht
Nicht ganz zu deiner Freude und Erbauung.
Du glaubſt, mich zu beherrſchen, doch du irrſt.
Ich kenne jetzt das Kriegswerk aus dem Grund.
Der Feind, er iſt geſchlagen und entmuthigt.
Ein einz'ger Sieg noch — und was biſt du dann?
Mein Knecht, dem du allein verdankſt den Sieg.
Nun — bleibſt du treu, ich will dich herrlich halten,
Und Gut und Blut und Leben wag' ich dran,
Daß ich zum Herrſcher dich der Völker mache
Und unſers Gottes Name furchtbar wird
In allen Landen. Wenn ich ſeinen Ruhm
Durch Siegesthat auf Siegesthat ſo mehre,
Deckt wahrlich dieſer guten Werke Fülle
Mir die begangne Sünde, und verzeihn
Wird er, denn er iſt ſtolz auf ſeinen Ruhm.

Man wird erkennen, daß hier die abſichtlichen Härten glücklich vermieden ſind und daß in dieſer Sprache der feſte und männliche Geiſt eines vollbegabten Dichters lebt.

11. König Ragnar's Hort. Dramatiſches Märchen in fünf Aufzügen von Eginhard. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieſe dem Andenken Hebbel's gewidmete Dichtung ſchließt ſich ihrem Stoffe nach dem Sagenkreiſe der Nibelungen an, indem es ſich in ihr um den Ring Andvari's, den Ring des Goldes und der Weltherrſchaft handelt, den Siegfried trug, „wenn er zur Götterſtadt Sigtuna kam", und der nicht mit dem Nibelungenhort in den Rhein verſenkt wurde, ſondern den Aslög erbte, welche erzählt:

Und als nun meine Mutter Brynhild mit
Des Vaters Leiche ſtarb den Flammentod,
Da raffte Heimir, mein getreuer Ohm,
Mich auf — ein ſchwaches Kind; in ſeiner Harfe Kaſten
Verborgen bracht' er mich an Norwegs Küſte.

An Norwegs Küſte iſt Aslög als Hirtin aufgewachſen, beſchützt von Bjarki, einem nordiſchen Ungethüm, einem gutmüthigen Kaliban, der ſie auf Händen trägt und alles thut, was er kann, ihr das einſame Leben auf dem Felsgeſtade angenehm zu machen. Mitten in dieſes Leben tritt auf einmal herrlich und glänzend Ragnar, König im Dänenlande, der, auf ſeiner Brautfahrt zu Ellgiſva von Britannien vom Sturm verſchlagen, in der Felſenwildniß erſcheint, um Aslög ein Lamm zu retten, das ein Wolf verfolgt.

Dieſer Eingang in die Handlung iſt von einer gewiſſen dramatiſchen Schönheit, menſchlich einfach und doch auch zugleich wirkſam. Der Zuſchauer wird ſogleich mit den beiden Hauptperſonen des Stücks bekannt und gewinnt ein lebhaftes Intereſſe für ſie. Nachdem dies geſchehen und das Publikum auf eine in der That recht ſinnige Weiſe zur Theilnahme angeregt worden, alſo gewiſſermaßen einen dramatiſchen Anſchlag erhalten, d. h. durch eine Handlung friſchweg ergriffen worden iſt, erfolgt durch das Gefolge des Königs die Expoſition, die wir vorſtehend angedeutet und in der uns ſogleich Skiold, ein däniſcher Jarl, welcher den glühenden Süden Italiens kennt und ſich von Ehrgeiz verzehrt fühlt, und Hartwig, der Skalde, bedeutſam entgegentreten. Der letztere gibt auch Nachricht über Andvari's Ring, von dem es heißt:

Durch den Gott
Des Böſen, Loke, ward er uns — und bring'
Er auch die Weltherrſchaft, iſt doch die Gier
Nach Gold ſein ew'ger Fluch.
Als Sühne eines Todtſchlags, den Gott Loke
Auf Erden einſt verübt', verſprach
Der Gott dem Vater des Erſchlagnen Gold,
Das bis dahin die guten Götter bargen;
Er quälte drauf ſo lang den Gnom Andvari,
Des Goldes Hüter in des Nordens Bergen,
Bis er ihm ſeinen Armring gab, doch gebend
Ihn ſo verfluchte wie das Gold, das an
Die Nibelungen kam.
Den Vater, dem Gott Loke gab den Ring,
Erſchlugen ſeine beiden andern Söhne,
Nach ſeinem Goldſchatz lüſtern, und kaum daß
Des Vaters Blut verraucht war, flammte auf
Der Bruderzwiſt, und Fafner trieb den Reigen
Nackt und verwundet aus dem Vaterhaus,
Und eingeerzt im Drachenpanzer lag er
Jahrhundertlang als Hüter auf dem Goldſchatz,
Erwürgend alle, die ihm nahten, bis
Des Nordens König Siegfried ihn erſtach
Und ſeinen Schatz ſich nahm — den Nibelungenhort.

So genügend eingeweiht in die Geſchichte der handelnden Perſonen und des fataliſtiſchen Ringes, führt der Autor uns weiter, indem er uns zeigt, daß Ragnar's Begegnung mit Aslög auf beide nicht ohne Wirkung geblieben. Aslög, von Skiold angehalten, wird von Ragnar befreit, der, nachdem er die Hirtin wiedergeſehen, ſogleich Befehl gibt, Ellgiſva ſeine Werbung abzuſagen.

Dieſe Abſage kommt indeß zu ſpät, denn die britiſche Königstochter iſt ihrem Bräutigam ſchon entgegengeeilt und trifft gerade ein, als Ragnar um Aslög wirbt. Ellgiſva verſpottet nun aufs bitterſte die Hirtenbraut und reizt dadurch Aslög, ſich ebenfalls als Königstochter zu erkennen zu geben und den Ring zu zeigen. Der Ring reizt das engliſche Königskind gar mächtig und ſo ſehr, daß ſie der Nebenbuhlerin zuruft:

Du haſt den Mann, wohlan,
Gib mir den Ring dafür an deinem Arm.

Aslög iſt bereit es zu thun:

Wenn dich der Ring für dieſen Mann entſchädigt,
Biſt du des Ringes — nicht des Mannes werth.

Ragnar aber hindert das Weggeben des Ringes, indem er ihn ſelbſt für ſich beanſpruchte. Ellgiſva, darüber erzürnt, ſtürzt rachedrohend ab.

Im dritten Acte beginnen die Folgen des verderblichen Ringes ſich einzuſtellen. Das Gold erzeugt Aufſtand, Meuterei, Verbrechen aller Art. Skiold verfolgt Aslög

mit unſaubern Zumuthungen und höhnt ſeinen König hinter deſſen Rücken, ja er geht ſogar ſo weit, Thorgny, der Bjarki im Zorn erſchlagen und von Ragnar deshalb des Landes verwieſen wird, zum Meuchelmord ſeines Herrſchers aufzureizen. Thorgny jedoch, durch dergleichen ſchändliche Zumuthungen zu ſich ſelbſt gebracht, verräth Ragnar die nichtswürdigen Pläne Skiold's, wofür ihn dieſer ermordet, ſelbſt aber in ewiges Gefängniß geſetzt wird. Ragnar erkennt:

Niemand ſchwingt ſich auf
Zu dem Gedanken, an den nackten Nordfels
Die Weltherrſchaft zu ſchmieden feſt mit goldnen Ketten;
Und wie auch die Erfüllung nahe liegt,
Werd' ich darüber doch zu Grunde gehen!

Dieſe Ahnung wahr zu machen, erſcheint nun Harald Andvari, Ragnar's Bruder, eine fabelhafte, durchweg undramatiſche Geſtalt, ein ſkandinaviſcher Mephiſto, der ſich unter anderm folgendermaßen äußert:

Ha, ha! 'S iſt doch nicht übel,
Ein Cavalier zu ſein — man wagt zu thun,
Was der gemeine Plebs nicht wagt zu ſtrafen.
Und war es nicht, um toll zu werden? — He! —
Northumberland, ſo meinten wir, ſei dein,
Ellgiſvens Brautgeſchenk, und ſie dein Weib —
Wir wollten überwintern dort recht warm —
Schön warm! — Mein Schiff verbrannten ſie und wollten
Uns braten dran — das war uns doch zu warm.
Und erſt an Ella's Hof, welch ein Empfang!
Wir waren müde bis zum Sterben, und
In einen Pferd'ſtall ſperrten ſie uns ein.

Durch ſolche und andere Reden ſpornt er Ragnar an, gegen England zu Felde zu ziehen, was im fünften Acte geſchieht. Harald Andvari ruft an der Felſenküſte Northumberlands unter Sturm und Donner die Zwerge und Gnomen zu Hülfe. Er declamirt:

Ha, ha, ha, ha! Da lehne ich am Fels
Und lenke Schlachten. — Ragnar iſt beſiegt,
Und ſeine Krone frei, Ellgiſva iſt
Geächt für ihrer Liebe Schmach —
Und ſeinen Goldring erbt Britannien!

Dieſe ganze Figur iſt unklar, phantaſtiſch mager und ohne ſchaurigen Reiz; ſie macht das Drama gegen ſein Ende hin verſchwommen und wirrig. Es iſt nur matt, wenn er dem beſiegten Ragnar folgendermaßen entgegentritt:

Harald Andvari.
Brr — ei — die Morgenluft weht kalt, Herr Bruder?

Ragnar.
Verruchter, du! Wenn du mein Bruder biſt,
Warum haſt du den Angeln mich geliefert
Mit Hochverrath und argem Zauberſpuk?

Harald Andvari.
Warum? — Geſetzt den Fall, ich ſei dein Bruder,
Meinſt du, ich könnte je vergeſſen haben,
Daß dich ſtatt mich dein Volk zum König kürte,
Dem durch den Ring die Weltherrſchaft geworden?
Ellgiſva bot mir einen Rachebund,
Der auch das Glühn der Liebe kühlen ſollte,
In der ſie wild entbrannt' für dich! Geholfen iſt
Nun mir und ihr und ihrem Volke auch!
Des Goldes Weltherrſchaft geht auf ſie über;
Fruchtlos haſt du gekämpft — Andvari ſiegt.

Hierüber empört, ſchlägt Ragnar Harald Andvari nieder, der, in den Fels verſinkend, flucht:

Von nun an ſei dein Gold ſtatt einzelner
Der Völker Ziel — ſtatt Bäche Blut laß Ströme fließen,
Der Völkerſchlachten blut'ger Lohn ſei du,
Und was von Freiheit, Gleichheit ſie auch ſchreien,
Du ſei es — du allein, wofür ſie kämpfen!

Dieſe ganze Epiſode und Wendung iſt ein Stück wiener Raimund in der hohen Hebbel-Tragödie, die gegen den Ausgang hin Form und Stil beinahe vollſtändig verliert und zum bloßen dramatiſchen Wirrwarr und Spectakel wird.

Ellgiſva verſucht, Ragnar Aslög untreu zu machen, und da er ihr hierin nicht nachgibt, ſeine Waffe aber beim Stechen nach dem verſinkenden Andvari im Fels ſtecken geblieben, muß er ſich ihr ergeben und ſchließlich in ihr Schwert rennen. Aslög aber kommt, ihm die Harfe zum Todesliede zu halten und dann, über ſeine Leiche ſtürzend, ſein Ende zu theilen.

Unſere Erzählung iſt zugleich eine Kritik des Stücks, das, weiſe angelegt, je tiefer es in die Handlung eingeht, auch je haltloſer wird. Das Ganze iſt wie eine Nachahmung Hebbel's, aber von weiblicher Hand, welcher die feſte Geſtaltungskraft fehlt. Der Stoff bleibt allzu epiſch ſagenhaft und gewinnt nirgends eine echt dramatiſche Plaſtik. Zu Zeiten wird ſein Ausſehen geradezu fratzenhaft.

Nicht höher, ſondern eher etwas tiefer ſtehen:

12. Dramatiſche Gedichte von J. E. Kopp. Viertes Bändchen. Luzern, R. Bertſchinger. 1866. 8. 24 Ngr.

Das erſte Stück: „König Manfred oder Sieg des Kreuzes", hat zum Zweck, das Chriſtenthum im Kampf mit dem Mohammedanismus und ſeinen endlichen Triumph zu zeigen, der indeß nicht ohne große ſittliche Schwierigkeiten erfolgt. Die Vertreter des Halbmondes: die Fürſtin Suleima und Haſſan, Fürſt der Kurden, werden kurzweg ziemlich ſchwarz geſchildert. Letzterer iſt ein roher Patron, der nur ſinnliche Begierden und gar nichts Höheres kennt; Suleima iſt von blinder Ländergier erfaßt und lüſtern, eine türkiſche Semiramis zu werden. In der Gegend von Amalfi von König Manfred beſiegt und gefangen, weiß ſie dieſen, der bereits Vater von erwachſenen Kindern, durch ihre morgenländiſche Koketterie ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß er in ſeinem chriſtlichen Glauben wankend und zu dem Entſchluß gebracht wird, ſich mit der Bekennerin Mohammed's zu vermählen. Inzwiſchen iſt nun freilich Manfred's Sohn, Prinz Balder, in die Gefangenſchaft der Sarazenen gerathen, und gegen dieſen wird Suleima ausgewechſelt. Damit ſind aber Manfred's Abſichten noch nicht aufgegeben: er bleibt vielmehr mit jener orientaliſchen Kleopatra im Vernehmen, indem er ſich zugleich ſpröde gegen den Biſchof Magnus und gegen Herzog Robert, dem Konſtantia, Manfred's Tochter, beſtimmt war, zu erweiſen beginnt.

Dies reizt die Streiter Gottes, und ſie beginnen gegen Manfred zu conſpiriren, was den Sohn deſſelben veranlaßt, ſich in die Gefangenſchaft der Sarazenen zurückzubegeben, indem er zum Biſchof alſo ſpricht:

Der du mir
Das Köſtlichſte verliehn in zarter Jugend,
Des wahren Gottes Kenntniß, nimm, mein Lehrer,
Zum Dank aus dieſer Hand das Beſte, was
Ich habe, meinen Anſpruch an die Krone.
Mag ſie aus Manfred's Stamme wandern, Herr!
Nur fallen laß ſie nicht von ſeinem Haupt;
Für harte Zeiten, die zur Prüfung kommen,
Erziehe Robert dir zum Chriſtusſtreiter:
Nur nicht vor Normannland entehre Manfred!

Der ſentimentale und etwas verwaſchene Prinz führt ſein Vorhaben aus, kehrt zu Suleima zurück und kündigt ihr das Bündniß mit dem Vater auf. Dieſe, dem Boten nicht trauend, fährt in die Kleider deſſelben] und eilt ins Lager Manfred's, wo dieſer indeß, über Robert's und Biſchof Magnus' Verhalten außer ſich gebracht, den letztern mit eigener Hand tödtet. Noch befleckt von deſſen Blut, bietet er Suleima die Hand. Dieſe aber, aufgebracht durch den Mord des wehrloſen Greiſes, kündigt ihm die Freundſchaft auf und neue Fehde an, indem ſie ſich dem rohen Haſſan in die Arme wirft, den ſie ſonſt verabſcheut hat.

Manfred wird nun von Herzog Robert und den Moslemim zugleich bekämpft. Balder tritt bei Suleima für ſeinen Vater und das Chriſtenthum ein, fordert ſie zum Zweikampf und fällt. Sterbend findet ihn der Vater auf dem Schlachtfeld. Der Tod des Sohnes bricht Manfred das Herz. Er verſöhnt ſich nun mit Herzog Robert, damit dieſer den Gefallenen räche; doch iſt er ſelbſt es wieder, der Suleima, die ſich inzwiſchen mit Haſſan vermählt hat, erſticht. Haſſan aber, gefangen freilich, verwundet Manfred auf den Tod, der verendend Herzog Robert und Konſtantia ſegnet.

Das ganze Stück iſt überaus unruhig und wirrig gehalten. Die Handlung ſpringt her und hin, gehetzt und getrieben von einer Schöpfungsluſt, die, wenig abgeklärt und vom guten Geſchmack ziemlich verlaſſen, toll darauf los rumort. Keine einzige der auftretenden Figuren wird dem Zuſchauer eigentlich bekannt und vertraut. Haſtig drängt eine die andere; nirgends iſt Halt, nirgends eine Sammlung. Lärm, Kampf, Trubel erfüllt alle fünf Acte und macht dem Leſer zuletzt Hören und Sehen vergehen. Man wird wüſten Geiſtes von der Lektüre und würde es wol auch von der Darſtellung. Man wird für keine Erſcheinung warm, gewinnt für keine Sympathie. Das Drama iſt eine etwas plump zugehauene Arbeit im Shakſpeare'ſchen Geſchmack, ein farbenreiches Oelbild in derbem, verzerrtem Holzſchnitt wiedergegeben. Dem entſprechend auch die Diction. Wir finden folgende Stellen:

Die Eiferſucht, die ihn frißt....

Blut goß ich auf in meines Lebens Uhr....

Komm, ſüße Braut! Der Muſik hab' ich genug;
Komm, daß aus unſerm Blut ein Held entſpringe,
Deß ſchneidend Schwert die Chriſtenhunde freſſe!....

Du, Hohe! haſt den Haſſan lang verſchmäht;
Jetzt hat das Schickſal ihn um dich verſtrickt....

Und wär' es hier nicht etwas kühl, ich wollte
Doch ſchlafen, bis ſie käme, mich zu wecken....

Man wird uns einräumen, daß dies theils triviale, theils wenig geſchmackvolle Verſe ſind.

Den übrigen, in demſelben Theile enthaltenen dramatiſchen Gedichten können wir keinen höhern Werth zuerkennen. Die „Fiſcher" ſind ein einactiges Trauerſpiel in der Art des „Vierundzwanzigſten Februar", nur ohne den poetiſchen Schwung und Schliff dieſer Schickſalstragödie, dabei unbedeutend im Vorwurf und ohne jede ideale Erhebung. „Roth und Schwarz oder die Sühne", ein Schauſpiel in einem Aufzuge, behandelt ſehr breit eine unerhebliche Anekdote aus der ſchweizeriſchen Geſchichte. „Kindleins Mord" iſt eine ziemlich ungeſchickt in eine „dramatiſche Scene" umgewandelte Ballade.

Fedor Wehl.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Der Held des Tages in Paris iſt gegenwärtig Victorien Sardou, der von der Preſſe vielfach mit Scribe verglichen wird. Sein neues Luſtſpiel: „Nos bons villageois", macht jeden Abend im Gymnaſetheater volle Häuſer und hat einen jener Erfolge davongetragen, der, nach franzöſiſchen Tantièmen gemeſſen, für einen deutſchen Schriftſteller ſchon ein Vermögen bedeuten würde. Hierzu kommt, daß die deutſchen Theater ſelbſt ſich beeilen, die Erfolge der pariſer Bühnen auszubeuten und für das Eigenthumsrecht dieſer Stücke Summen bieten, wie ſie deutſchen Dramatikern nicht geboten werden. Es wäre leicht erklärlich, wenn die Beherrſcher der Boulevardtheater Deutſchland als einen geiſtigen Vaſallenſtaat betrachteten und auf die deutſche Literatur vornehm herabſähen. Die Stücke Sardou's haben am Théâtre français noch keinen Erfolg aufzuweiſen, deſto größere Erfolge haben ſie an der erſten deutſchen Bühne, dem wiener Burgtheater, errungen. Wäre es zu verwundern, wenn Sardou die wiener Burg mit dem Gymnaſe- und Vaudevilletheater in eine Linie ſtellte und die deutſche dramatiſche Kunſt dadurch um eine ganze Stufe gegenüber der franzöſiſchen herabrückte?

Auch „Nos bons villageois" ſoll nächſtens in Wien und zwar am Carl-Theater in Scene gehen. Es wäre für deutſche Autoren lehrreich zu erfahren, gegen welche Bedingungen Herr Aſcher von Herrn Sardou dies jüngſte Kind ſeiner Muſe übernommen hat. Wir wollen zwar nicht eine Anklage auf Landesverrath erheben, wenn dieſe Bedingungen günſtiger ſind als diejenigen, welche einem Benedix oder einem andern deutſchen Dichter bewilligt werden, wünſchen aber doch, daß unſere Directoren ihre Vorliebe für die franzöſiſchen Stücke auch auf die andern franzöſiſchen Bühnenverhältniſſe ausdehnen mögen und den deutſchen Schriftſtellern gegenüber nach dem Grundſatz verfahren: Was dem einen recht, iſt dem andern billig.

Sardou's „Nos bons villageois" wird von der franzöſiſchen Kritik ziemlich einſtimmig als eine gute Komödie gerühmt. Uns ſcheint indeß, als ob die Miſchung von Satire und Rührſtück dem Autor nicht ganz gelungen, als ob das Stück keineswegs aus Einem Guß gearbeitet wäre. Wenn man unter „geſchickter Mache" blos die äußerliche wirkſame Anordnung der Scenen verſteht, ſo mag man immerhin dieſen Vorzug an dem Luſtſpiel rühmen. Verſteht man darunter aber die ganze künſtleriſche Compoſition und ihre innere Einheit, ſo vermißt man ſie mit Recht. Die Satire iſt zu breit ausgemalt, um als Arabeske zu dienen, und die Haupthandlung ſelbſt

und ihre Kataſtrophen haben mit „nos bons villageois" durchaus nichts zu thun. Einem deutſchen Stück mit ſo lockerm Gefüge würde man die Prädicate verſagen, mit denen man ſo bereitwillig die franzöſiſchen Stücke ehrt.

Ohne Frage beſitzt Sardou eine ſatiriſche Ader, wie er überhaupt der geiſtreichſte unter den franzöſiſchen Sittenmalern der Gegenwart iſt. Die Genrebilder der erſten Acte, in denen er das Volksleben der pariſer Dorfnachbarn und den Haß ſchildert, den ſie gegen die Pariſer und gegen ihren eigenen von der pariſer Cultur beleckten Maire hegen, ſind ſcharf gezeichnet und ſceniſch geſchickt arrangirt. Die halb bäuriſche Tölpelei mit ihren ungeſchickten Ränken erheitert die Pariſer um ſo mehr, als ihre eigene Ueberlegenheit dadurch glänzend illuſtrirt wird. „Nos bons villageois" ſind eine Schmeichelei, die Sardou den Pariſern ins Geſicht ſagt — und dieſe ſind dankbar genug, darüber durch den Succeß zu quittiren, den ſie dem Stücke verſchaffen. Was nun aber die Haupthandlung betrifft, ſo finden wir Deutſche in derſelben zu unſerer Verwunderung ganz das Motiv wieder, das Freytag in ſeiner „Valentine" benutzt hat. Ein Liebhaber bekennt ſich fälſchlich als Dieb, um bei einem ſpäten Beſuch die Dame ſeines Herzens nicht zu compromittiren. Doch ſo gewagt dieſe Scene auch in dem deutſchen Drama erſcheint, ſo iſt doch der größere Takt und die feinere Motivirung auf ſeiten des deutſchen Dichters. Der aus Amerika kommende unbekannte Saalfeld kann ein Abenteuer wagen, das für einen jungen Advocaten, den Sohn eines in der Gegend angeſeſſenen, bekannten Mannes, doch ziemlich hoffnungslos erſcheint. Natürlich gilt das franzöſiſche Abenteuer einer verheiratheten Frau; denn einem franzöſiſchen Drama ohne einen leiſen Anflug von Ehebruch fehlt der eigentliche Hautgoût. Während wir aber in der „Valentine" uns durch die Schlußwendung verſöhnt fühlen, nachdem in der dramatiſchen Schachpartie auf den Zug des Mannes der entſprechende Gegenzug der Frau erfolgt iſt, wird in „Nos bons villageois" der Abſchluß in ziemlich äußerlicher Weiſe vom Zaun gebrochen. Der edle Dieb wird gerechtfertigt durch ſeine Begegnung mit einem jungen Mädchen, die an dem verhängnißvollen Abend ſtattfand, und erhält die Hand dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs, dem er eine zarte Neigung eingeflößt hat. Die guten Leute vom Lande ſind gegenüber dieſer Verwickelung und Entwickelung ganz Staffage geworden und bilden das burleske Publikum dieſer rührenden Scenen. Einzelne derſelben ſind in der That mit vieler Feinheit ausgeführt, und gerade jene Begegnungsſcene athmet eine Naivetät von großer Friſche und Anmuth.

Nachdem Sardou durch dies Luſtſpiel den Vogel abgeſchoſſen hatte, wurde er noch einmal der Held des Tages durch eine briefliche Polemik mit ſeinen Freunden von der Feder in Betreff eines allerneueſten Stücks, welches man am Vaudevilletheater zur Aufführung vorbereitete. Sardou's Productivität ſteht, wie wir ſehen, in vollſter Blüte; er ſchüttelt die fünfactigen Stücke aus dem Aermel. Dies verdient keinen Tadel. Productiv ſind alle bedeutenden Dramatiker geweſen, von Sophokles und Ariſtophanes bis auf Lope de Vega, Calderon und die altbritiſchen Bühnendichter. Unproductive Köpfe machen gern aus der Noth eine Tugend. Sardou iſt darauf bedacht, dem Publikum immer neue Ueberraſchungen zu bereiten. Dieſe Freude aber gerade ſollte ihm in Bezug auf ſein neueſtes Stück verdorben werden. Der „Figaro", das „Événement", die „Liberté" und andere der geleſenſten Zeitungen gaben im voraus eine genaue Inhaltsangabe des Stücks der ſogar hin und wieder einige kritiſche Lichter aufgeſetzt waren. Sardou ſchrieb darauf einen in den Blättern veröffentlichten Brief an ſeine Collegen, der in möglichſt artiger Form die unverhohlene Entrüſtung ausſpricht über dieſe Beeinträchtigung ſeines vorausſichtlichen Bühnenerfolgs — und zog das Stück, welches den für das bauwüthige Paris beſonders intereſſanten Titel „Maison neuve" führt, zurück.

Natürlich proteſtirt der Director des Vaudeville dagegen, und die Sache wird zur Entſcheidung einem Areopag vorgelegt — der leider in Deutſchland nicht exiſtirt —, der Geſellſchaft der dramatiſchen Schriftſteller. Sie hat zu Gunſten der Direction entſchieden, Sardou ſoll für jeden Tag der verzögerten Aufführung 500 Francs zahlen. Er ſöhnte ſich daher mit dem Director aus, und die Proben nahmen ihren Fortgang. Die Preſſe beſchäftigt ſich indeß mit der Frage, die auch für Deutſchland nicht ohne Intereſſe iſt, und fördert dabei mancherlei Axiome zu Tage, die mit der Theorie mehr im Einklang ſind als mit der Praxis der franzöſiſchen Dramatiker. Im allgemeinen ſind die deutſchen dramatiſchen Schriftſteller ſehr damit zufrieden, wenn ſich die Journaliſtik die Mühe gibt, ſchon im voraus dem Publikum die thatſächlichen Vorausſetzungen ihrer Dramen und den Gang der Handlung klar zu machen; denn die Wirkungen ihrer Dramen werden dadurch nicht beeinträchtigt, ſondern nur in volleres Licht geſetzt. Daß zweite Vorſtellungen oft einen günſtigern Eindruck machen als die erſten, das liegt darin, daß die Beſprechungen der erſten das Publikum bereits in den Zuſammenhang des Stücks eingeweiht haben. Und unſer Theaterpublikum iſt ſo zerſtreut, daß dergleichen Eſelsbrücken und kritiſche gradus ad parnassum ihm keineswegs entbehrlich ſind. Der Eindruck der claſſiſchen Dramen wird dadurch nicht geſchwächt, daß das Publikum die meiſten Verſe derſelben auswendig kennt. Mit den dichteriſchen Größen Frankreichs im Théâtre français iſt es übrigens derſelbe Fall. Molière, Corneille und Racine können dem Publikum keine Ueberraſchungen mehr bereiten, außer den ewig neuen Ueberraſchungen ihres Talents. Und wie lächerlich wäre Euripides geweſen, wenn er ſich darüber beklagt hätte, daß ein athenienſiſcher Feuilletoniſt dem Publikum den Stoff ſeiner „Elektra" oder „Iphigenie", der nicht nur durch die Mythe bekannt, ſondern auch von ſeinen beiden großen Vorgängern benutzt war, im voraus erzählt habe! Oder Shakſpeare, der meiſt durch die Poeſie bereits gefeierte oder auch von Zeitgenoſſen bearbeitete Stoffe in ſeinen Dramen behandelte!

Doch die franzöſiſche Boulevardsdramatik ſpeculirt auf die Ueberraſchung; Sardou's Brief iſt in dieſer Hinſicht eine Confeſſion, der es an Aufrichtigkeit nicht fehlt, die aber gerade deshalb eine kritiſche Reaction hervorruft. Seine „guten Freunde" vertheidigen ſich, indem ſie dabei ganz richtige äſthetiſche Principien aufſtellen. Ueberhaupt handelt es ſich bei der ganzen Frage nur um eine première représentation. Für die hundert übrigen, deren ſich ein erfolgreiches Stück in Paris erfreut, kann die dann in allen Zeitungen durchgeſprochene Fabel des Stücks keine Ueberraſchungen mehr bieten. Doch freilich, die Bedeutung einer première représentation in Frankreich iſt eine ſehr große — und vielleicht kennt Sardou ſein Publikum. Er will ſich keine Lichterchen an dem Chriſtbaum ausblaſen laſſen, der am erſten Abend mit dem vollen Glanz der Ueberraſchung ſeinen Pariſern entgegenſtrahlen ſoll.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Gambucinos. Roman. Deutſch von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Eine mexikaniſche Rache und drei kleinere Erzählungen. Deutſch von A. Wießner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr.

Auf den böhmiſchen Schlachtfeldern. Erlebniſſe eines preußiſchen Trompeters. Mülheim, a. d. R., Bagel. 8. 5 Ngr.

Beda, Kirchengeſchichte der Angelſachſen. Als Anhang: Willibald's Leben des heil. Bonifacius. Deutſch von M. M. Wilden. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Borovy, C., Die Utraquiſten in Böhmen. Quellenmäßig dargeſtellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Brandis, J., Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Grossen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Dr. Georg Sehler, Paſtor zu Annaburg. Einige Blätter zur Erinnerung für ſeine Freunde. Berlin. 8. 12 Ngr.

Stahr, A., Bilder aus dem Alterthume. (IV.) — A. u. d. T.: Agrippina, die Mutter Nero's. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Streiflichter auf die Polemik über die Schlacht von Solferino. Leipzig, Volckmar. Gr. 8. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographie und Reisen.

Avé-Lallemant, Robert. Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Avé-Lallemant, Robert. Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Sechzehn Theile. 8. Geheftet 5 Thlr. 10 Ngr. Gebunden (in sechs Bänden) 6 Thlr. 15 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Wanderjahre in Italien. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Erster Band: Figuren; zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: Lateinische Sommer.

Dritter Band: Siciliana; zweite durchgesehene Auflage.

Heine, Wilhelm. Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kremer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Müller, Baron J. W. von. Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr. (Der dritte Band auch einzeln u. d. T.: Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. 4 Thlr.)

Polak, Dr. Jakob Eduard. Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Preyer, William, und Dr. **Ferdinand Zirkel.** Reise nach Island im Sommer 1860. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, Karl von. Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Sechste verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Robinson, Edward. Physische Geographie des Heiligen Landes. Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit (Hermann, Adolphe and Robert de). Results of a scientific mission to India and High-Asia. Undertaken between the years 1854 and 1858, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an atlas of panoramas, views and maps. Vol. I—IV. Jeder Band mit Atlas 26 Thlr. 20 Ngr.

Speke, John Hanning. Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Staedler, G. L. Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tischendorf, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Nebst fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, Johann Jakob von. Reisen durch Südamerika. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Erster und zweiter Band. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Vámbéry, Hermann. Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Werner, Reinhold. Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang
des
Melanchthonismus in Kursachsen
in den Jahren 1570 bis 1574
und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**
Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsterblichkeit.
Von
Heinrich Ritter.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den nothwendigen Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, bildete in ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerks „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und erfreute sich so großen Anklangs, daß der berühmte Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in vielfach erweiterter Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung ist ein fast ganz neues Werk geworden, für das um so mehr eine rege Theilnahme erwartet werden darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 47. — 22. November 1866.

Inhalt: Oſtaſiatiſche Studien. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Populäre Geſundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Oſtaſiatiſche Studien.

(Beſchluß aus Nr. 46.)

Der zweite Band des großen Werks von Adolf Baſtian enthält die Beſchreibung der „Reiſen in Birma in den Jahren 1861—62" und iſt in hohem Grade anſprechend durch die Schilderung der birmaniſchen Volksſitten, der indiſchen Landſchaften und der Reiſeabenteuer.

Seinen erſten Aufenthalt nahm Baſtian in Rangun, deſſen goldene Pagode, der koloſſale Schwedagon, den Ankommenden von fern entgegenglänzt. Ueber dieſen Aufenthalt hat er ein Tagebuch geführt, das uns im Anhang mitgetheilt wird. Intereſſant iſt die Beſchreibung jener großen Pagode:

Man ſteigt zu der ſoliden Maſſe des Mauerwerks auf drei Terraſſen hinauf, wo an jeder der vier Seiten Treppen emporleiten. Der zur Pagode führende Weg war früher mit einer Allee von Spitzthürmen beſetzt, von denen einige noch erhalten ſtehen. Der Eintritt am Thore führt zu einem Aufgange, der an drei Seiten (Oſten, Süden und Weſten) mit einem rothen Holzdach, das von Teakpfeilern getragen wird, bedeckt iſt. Neben dem Thore ſitzen zwei dicke Steinfiguren, eine männliche zur Linken (des Eintretenden), eine weibliche (mit ſäugendem Kinde) zur Rechten, beide mit dem wohlwollenden Ausdrucke der Sphinx im Geſicht. Hinter dem Thore ſtehen in zwei verzierten Niſchen zu beiden Seiten zwei vergoldete Buddhas. Zwiſchen Teakpfeilern und unter Holzdächern, die vielfach mit Zierathen beſchnitzt ſind, führt der Weg aufwärts, anfangs allmählich, dann ſteiler und auf Treppen. In den Höfen ſind aus freiſtehenden Felslagen an beiden Seiten große Krokodile ausgeſchnitzt, die (wie in Mexico) den Kopf eines eberzahnigen Belu (Ungeheuers) im Rachen haben. Auf der Plattform, die größtentheils (wie vielfach die Teocalli) künſtlich aufgetragen iſt, ſteht die Pagode, im Innern (wie die Pyramiden) maſſiv und ausgefüllt (mit Ausnahme des kleinen Reliquienkaſtens, den ſie einſchließt). Sie ſteigt in runden Windungen auf, die ſich verengen und dann nach einer Einſchnürung mit einer Kuppelſpitze abſchließen, im obern Theile ganz mit Blattgold belegt (das aber nicht das lebhafte Glitzern verurſacht, wie die goldenen Kuppeln in Moskau oder Kiew). Unter dem bedeckenden Tih (Schirm) hängen kleine Glocken, die durch den Wind und jeden Luftzug bewegt, ein beſtändiges Geklingel ertönen laſſen. Rings um die Pagode ſtehen Steinfiguren von fletſchenden Löwen und an den Ecken die (aſſyriſchen) Figuren von Mannlöwen (Manuthia) mit ausgeſpreizten Ohren und Haube. Die Halle vor der Pagode iſt an beiden Seiten mit koloſſalen Figuren ſitzender Buddhas (ähnlich den ägyptiſchen Memnons) beſetzt, und im Hintergrunde mit einer großen Mannichfaltigkeit von Buddha-Figuren (ſitzend und ſtehend, groß und klein, weiß und dunkel, ſchwarz oder vergoldet) angefüllt, von denen ſich drei der hervortretendſten in Niſchenreceſſen finden. Auf der andern Seite der Pagode trifft man eine ähnliche, aber kleinere Halle, und eine Menge von Tempelhütten mit überhängenden Holzdächern ſtehen auf der Plattform umher, verſchiedene Mengen von Buddha-Figuren enthaltend. Andere Buddhas ſieht man in niedrigen Steinkapellen, und ein Steingebäude iſt in zwei Reihen mit Niſchen gefüllt, welche jede eine kleine Figur enthalten. In der Nähe ſitzt eine große Figur mit kleinern an beiden Seiten, Gautama mit ſeinen beiden Schülern rechter und linker Hand darſtellend. Ueber den Figuren größerer Niſchen finden ſich Holzſchnitzereien, theils tanzende, theils kämpfende Figuren, ſowie fliegende oder auf den Arm geſtützte Magier darſtellend. Die Schnitzereien einer andern Halle zeigen verſchiedene Ungeheuer der Wälder (eine Frau mit Vogelfüßen, einen Mann mit einem Pferdekopf über dem ſeinigen), oder der Flüſſe (wie einen fallenden Mann mit Flügeln). Pfeiler für Flaggen ſtehen umher, ſowie Pfoſten mit dem myſtiſchen Vogel (Henza) des kommenden Buddha (aufgeſchweift, wie der Pfau der Koromandelküſte). Daneben finden ſich mitunter geſchnitzte Buddhas, auch hier und da geſchnitzte Belus, oft zerbrochen. An einer der von Ziegeln aufgebauten Buddha-Figuren der Hallen lehnte ein kleines (zum Theil zerbrochenes) Steinbild. Zwei mächtige Glocken (die eine 244790 Viß) hängen in Holzhäuſern und ſind beſchrieben, ſowie einige Pfeiler des einen Hauſes. An verſchiedenen Stellen quillt das in ihrer Schmelzung verbrauchte Silber oder Gold vor. Hohe Steintiſche, zum Niederlegen der Blumen oder Eßwaaren, ſtehen vor den Löwen der Pagode umher, ſowie Altarniſchen vor den Manuthias. Von der Plattform (wo ſich auch die Wache des engliſchen Arſenals findet) ſieht man auf die bewaldete Umgebung Ranguns, aus welcher die Windungen des Fluſſes hervorblicken, ſowie auf die Seen, aus denen die Erde für den Bau jener verwandt wurde.

In der Pagode von Kemendyne iſt für die Meditationen des vornehmſten Pungyi eine kaſtenartige Hütte gebaut. Für die oft wenig geſchmackvolle hinterindiſche Mythologie legt eine Legende Zeugniß ab, die ſich an Buddha's Erdenwallen knüpft: Als Buddha unter dem Bananenbaume mit Mara kämpfte, ſtieg die Erdgöttin auf die Anrufung jenes aus dem Boden und preßte ſo viel Waſſer (das von Buddha in allen ſeinen frühern Exiſtenzen vergoſſen war) aus dem Zopfe, um Mara mit allen ſeinen Armeen fortzuſchwemmen. Wie eigenthümlich

die Frömmigkeit der Birmanen sich oft zeigt, das sehen wir aus der folgenden Anekdote:

An einem Tage im October war eine große Zahl Birmanen um die Wasserlache versammelt, die sich in der Regenzeit vor der Stadtpagode bildet. Die Sonne war durchgebrochen und zeigte in dem Spiegel nicht nur das Bild dieser, sondern auch das der etwa eine halbe Meile entfernten goldenen Pagode, da wahrscheinlich zufällig in diesem Jahre das Wasser nach der Seite hin etwas weiter ausgedehnt war, sodaß man beim Seitlichblicken die Reflexion bemerkte. Das Gerücht einer neuen Manifestation der Gottheit, die in das Wasser niedergestiegen sei, verbreitete sich durch die Stadt, und während des ganzen Tags hielten dort Equipagen, aus denen Männer und Frauen in ihrem Festtagsschmuck ausstiegen, um am Wasser zu beten. Auch Pungyis fanden sich ein und alles jubelte über die Herablassung des dicken Pagoden, seinen kleinern Bruder zu besuchen.

Ueber die Begräbnißfeierlichkeiten, die Schauspiele und Volksfeste in Rangun gibt Bastian interessante Mittheilungen. Von den birmanischen Liedern, die er übersetzt, lassen wir das erste folgen:

Denk' ich deiner Schönheit Ruhme,
Ferne, deiner Huldgestalt,
Wie der Schmetterling zur Blume,
Fliegt zu dir mein Herz alsbald.

Früh're Sünden muß ich büßen,
Daß ich also schmacht' im Bann
Und, mein Schicksal zu versüßen,
Nicht einmal mich rächen kann.

Der, dem du die Hand gegeben,
Ach, ich kenn' ihn nicht einmal,
Aber denk' ich sein, durchbeben
Schon mich Haß und Zornesqual.

Denn noch immer liebefordernd
Ist mein Herz dir zugewandt,
Heiß in wilden Flammen lodernd
Gleich dem großen Weltenbrand.

Von Rangun ging die Fahrt den Irawaddi aufwärts nach Prome, anfangs über einen Nebenarm des im Delta weitverzweigten Hauptstroms, dann auf dem majestätischen Strome selbst. Der Fluß ist sehr belebt, der Verkehr zwischen Rangun und dem Hinterlande ein reger. Die Ausdauer der Hindus im Bootschleppen wird gerühmt; die Birmanen stehen hierin den Bengalen nicht nach. Bastian besuchte verschiedene Klöster und Pagoden in den Uferorten. Sehr zahlreich sind die meist unter Banyanen stehenden Rathäuser oder Teufelstempel, die aus einem Bambusgerüste bestehen, in dem ein kleiner Käfig, gleichfalls aus Bambus, mit den Opfergaben von Reis, Betel, Früchten u. s. w. aufgehängt ist. Der in der Nähe hausende Dämon kommt dann gelegentlich, um von ihnen zu naschen, wenn sie ihm die Vögel nicht vorher gestohlen haben.

Wie die Birmanen sich mit einigen ihrer Glaubensartikel abfinden, namentlich mit dem Verbot, Thiere zu tödten, das beweist ihr Fischfang und die Art und Weise ihrer Fischbereitung:

Das Fischen ist ein bedenkliches Geschäft für den Buddhisten, und ich habe besonders in den Tempelgebäuden Siams mit grellen Farben die Strafe abgebildet gesehen, die des Fischers nach dem Tode harrt. Der arme Schlucker baumelt mit der Zunge an einem Angelhaken, womit ihn höhnische Dämonen zum Spiel aus einem Pechpfuhl auffischen und wieder hineinfallen lassen. Diese erbarmungslose Strafe sieht der bedauernswürdige Sünder vor sich, und da er doch einmal, um nicht mit seiner Familie zu verhungern, sein Geschäft forttreiben muß, sucht er womöglich durch eine Hinterthür zu entschlüpfen. Die Lieblingsspeise der Birmanen ist das Ngapie, dieser entsetzliche Schrecken europäischer Nasen, den alle fliehen, dem aber noch keine entgangen ist. Ueber ganz Birma lagert eine verpestete Atmosphäre und ich bin mitten auf der freien Wasserwildniß des Irawaddi für Stunden nicht aus ihrem Bereich herausgekommen, wenn gerade ein mit Ngapie beladenes Schiff im Winde lag. Diese Delicatesse wird bereitet, indem Fische in die Erde vergraben und im Hautgoût fauliger Verwesung mit ranziger Butter eingemacht werden. Wie man von dem Käse unserer Feinschmecker erzählt, daß er, wenn beim Dessert die Glasglocke weggenommen wird, auseinanderläuft und gejagt werden muß, so berichten die Birmanen die Elefantengeschichte, daß einst ein mit Ngapie beladenes Schiff von den darin erzeugten Würmern fortgeschleppt worden ist, auf Nimmerwiedersehen. Die Verfertigung des Ngapie nun ist es, wofür die Fischer hauptsächlich massenhaften Absatz ihres Ertrags finden, und da es bei dem Product auf Frische nicht ankommt, so haben sie ein Auskunftsmittel gefunden, um ihre Hände nicht mit unschuldigem Blute zu beflecken. Die gefangenen Fische werden nicht getödtet, sondern nur in die Sonne gelegt, um sie nach der langen Nässe zu trocknen, und wenn sie über dieser guten Absicht absterben sollten, so ist es nur ihre eigene Schuld.

Die Stadt Henzadah am Irawaddi hat 11000 Einwohner, ist von einem reichen Reisdistricte umgeben und besitzt einen ausgedehnten Handel. Prome ist eine althistorische, denkwürdige Stadt. Von Dwattabong, dem großen Volkshelden, ist alles voll und jedes Kind auf der Straße weiß von ihm zu erzählen. Neben der großen Glocke der Schwesandoh-Pagode stehen vier Löwen und auf einem derselben sitzt Dwattabong beritten, mit dem berüchtigten Fleck auf der linken Backe. Die dort herumwandernden Beter erzählen, daß dieser Fleck früher lebendig gewesen und jeden andern Tag von einer Backe zur andern übergegangen sei. Ueber die Grenzstation zwischen dem englischen und dem eigentlichen Birma, Thayetmyo, über das pagoden- und kuppelreiche Pagan, das durch Töpfereien berühmte Yaudabon gelangte Bastian endlich nach dem einst hochberühmten Ava, dessen Stadtmauern sich, mit dichtem und dunkelm Pflanzenwuchs umhüllt, längs des Flusses hinstrecken. Ava ist ganz in Verfall, obgleich es noch in manchen Geographien als die Residenzstadt Birmas figurirt. Seine Pagoden und Paläste liegen in Trümmern, überwuchert von volllaubigen Bäumen. Dasselbe gilt von Amarapura, dessen Häuser indeß noch besser gehalten und hier und da selbst bewohnt sind. Der Palast, dessen viereckige Außenmauern noch stehen, umschließt Schutthaufen, Steinruinen: eine Wildniß, welche die Gärten, die Schlösser, die Teiche, die Höfe alle in gleicher Weise verschlungen hat. Wo viele Jahre lang das geräuschvolle Treiben eines Hofs herrschte, von dem die Geschicke eines Reichs bestimmt wurden, da lagert jetzt lautloses Schweigen und der Tod.

Die jetzige Hauptstadt ist Mandalay, landeinwärts gelegen, durch eine brennende Ebene vom Flußhafen getrennt. Diese neue, durch einen Machtspruch des Königs

improviſirte Reſidenz iſt in drei ineinandergeſchobenen Vierecken am Fuße des Mandalayhügels erbaut:

Der König wohnt mit ſeiner ausgedehnten Familie und den Palaſtbedienten im innerſten Quadrat, wo er ſich außer durch die Mauer noch mit hohen Paliſſaden umſchanzt hat. Das Innere iſt ein Convolut von Höfen, Gärten und Teichen um das Schloß und die Luſthäuſer der Prinzen, nebſt den Tribunalen der höhern Gerichte und den Conferenzſälen der Miniſter. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen voneinander iſolirte Häuſer der Beamten, Offiziere und Soldaten, und bietet in ſeinen breiten, im Viereck einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten und langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier maſſive Thore abends geſchloſſen werden, umgibt auch dieſe Soldatenſtadt, die dem Quartier der Mandſchu in Peking entſpricht, und wird nach außen durch einen tiefen Waſſergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abſtande die äußere Stadt, die man auch die Vorſtädte nennen kann, da ſie ſich bisjetzt nur an einer Seite angehäuft und noch nicht den ganzen ungeheuern Raum des ihr angewieſenen Vierecks, um die andern beiden einzuſchließen, ausgefüllt hat. Sie iſt offen, noch ohne Mauern, aber ſie macht doch die eigentliche Stadt aus, wo die Kaufleute, Arbeiter und Handwerker leben, die Stadt des Volks, und auf den Hauptſtraßen, ihren Märkten und Bazaren herrſcht reges Leben. Der Eindruck Mandalays, als ich dort ankam, war ein noch ſehr unbefriedigender. Aus den alten Reſidenzen Ava und Amarapura fortziehend, hat der König ſeine neue Hauptſtadt auf das ſumpfige Terrain einer flachen Ebene hingepflanzt, die früher zum Reisbau diente, und die ſchattenlos ohne Bäume in der prallenden Sonnenhitze brennt. Alle Paläſte, Mauern und Tempel ſehen, trotz des darauf verwendeten Schmucks, noch ſo unfertig und friſch aus, als ob ſie einem wandernden Nomadenvolke angehörten, das heute ſeine leichten Zelte aufgeſchlagen hat und ſie morgen wieder abbrechen kann.

In Mandalay hielt ſich Baſtian nun längere Zeit auf, indem er ſich ſeinen philologiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien mit Eifer hingab, im Verkehr mit den Bedin-Zea, den Doctoren der Vedas, welche zum Theil beſchriebene, zum Theil mit magiſchen Figuren bemalte Zickzackbücher mit ſich führen, im Verkehr mit den Aebten der Klöſter, die ihm mancherlei für den buddhiſtiſchen Glauben wichtige Enthüllungen mittheilen.

Baſtian wollte, von dem Monarchen Birmas unbehelligt, in Mandalay wohnen; als er ſah, daß er zu ſehr die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, begab er ſich in ein benachbartes Dorf; doch auch hier war ſeines Bleibens nicht. Die Zeitungen hatten bereits ſeinen Ruhm ausposaunt, und gerade an dieſe moderne Fama hatte er in Hinterindien nicht gedacht. Der König befahl, daß Baſtian das Dorf verlaſſen und wieder ſeinen Wohnſitz in Mandalay nehmen ſolle. Auch wurde ihm eine Audienz bewilligt:

Das Gemach, wo wir eintraten, war, wie die übrigen, von rothgemalten und mit Vergoldungen verzierten Pfeilern getragen. Die ſchmalen Thüren waren an den Seiten, gegenüber aber ſprang eine, mit einem Geländer verſehene Baluſtrade vor, zu der man auf einer in der Mitte angebrachten Treppe aufſteigen konnte. Die Höflinge ſaßen auf der Erde, mit dem Geſicht gegen die Baluſtrade gerichtet, und als der König aus einer im Hintergrunde geöffneten Thür hervortrat und auf einem an der oberſten Treppenſtufe geſtellten Divan Platz nahm, warfen ſich alle zur Erde nieder, die üblichen Proſtrationen auszuführen, und blieben dann auf Einbogen und Knien liegen. Mich hatte man neben einem der Pfeiler, etwas abſeits von den übrigen, aber dem König ziemlich vis à vis placirt, und keine weitern Vorſchriften über das Niederſitzen gegeben, als daß die Füße von dem Könige weggewandt ſein müßten, wie dieſes die übliche Stellung in Gegenwart jedes birmaniſchen Vornehmen iſt, und auch von dieſen unter ſich gegenſeitig beobachtet wird.

Der König erkundigte ſich nach Baſtian's Reiſezweck, dieſer erklärte, daß man ſich in Europa beſonders befleißige, die Religionen fremder Länder kennen zu lernen, daß es gerade in Bezug auf den ſo weitverbreiteten Buddhismus den Gelehrten noch immer an genügenden Unterſuchungen fehle, und daß es ihm daher am paſſendſten erſchienen ſei, dieſe Lehre in Birma ſelbſt zu ſtudiren, als demjenigen Lande, wo ſie ſich am reinſten erhalten habe. Dem König klang dieſe Rede gar lieblich, denn er iſt ein bigoter Zelot ſeiner Religion und gilt für den tiefſten Kenner der heiligen Palitexte im ganzen Lande. Als indeß Baſtian die Reiſebewilligung in die nördlichen Provinzen des Reichs, nach dem altberühmten Tagoung, zum Zwecke buddhiſtiſcher Studien vom Könige zu erhalten verſuchte, da verſchwand deſſen gute Laune plötzlich. Nach einigem Schweigen ſagte der Monarch: „Für das Studium des Buddhismus gibt es kein beſſeres Land als Birma, in Birma keinen beſſern Platz als Mandalay, in Mandalay keinen beſſern als meinen Palaſt. In meinem Palaſt ſteht eine Wohnung bereit, dort kann der Buddhismus ſtudirt werden, ich werde für Lehrer und Bücher ſorgen und alles Nöthige liefern. Iſt es ſo recht oder nicht?“ Auf dieſen Beweis beſonderer Gnade mußte Baſtian „Ja“ ſagen und verlebte nun ſeine Zeit in Mandalay als Gaſt oder Gefangener Sr. Majeſtät in einem pavillonartigen Luſthaus des Palaſtes. Die verſchiedenen Erlebniſſe in dem Palaſt, die Beſuche des Königs und der Prinzen, der Unterricht im Buddhismus, die Ungnade, in welche der Reiſende fiel, die Curen wider Willen, der Einbruch und Diebſtahl, ſind alle ſehr anſchaulich geſchildert und bilden zuſammen eine allerliebſte Novelle von exotiſchem Colorit. Natürlich fehlt es ihr auch an Betrachtungen nicht; denn die Geſpräche mit Birmanenfürſten und Gelehrten drehen ſich nicht um Alltägliches, ſondern um die tiefſten Fragen des Lebens. Baſtian's birmaniſcher Lehrer machte ihm häufig Vorwürfe über die unceremoniöſe Art, mit der er Bücher behandelte, wenn er bei ſeinen Studien zwiſchen oder gar auf denſelben ſaß. Die Birmanen beweiſen jedem Buche Verehrung, ſelbſt dem A-b-c-Buche, und halten es für eine große Sünde, wenn man darüber hinwegſteigen ſollte. Sie verehren auch die Schiefertafel, und der Schüler, der die zu buchſtabirenden Silben auf ſie geſchrieben hat, bückt ſich erſt mit gefalteten Händen vor ihr nieder, ehe er ſie aufnimmt und die Lection abliest. In Europa wird ein ſolcher Cultus mit dem niedergeſchriebenen Wort wol nur von wenigen Autoren getrieben.

Der König katechiſirte übrigens den Herrn Doctor fleißig und erſuchte ihn, den fünf Geboten nachzuleben. Nur über das erſte Gebot des Nichttödtens gab es eine Differenz. Baſtian erzählt:

Ich ſagte dem Könige, daß wir Europäer an animaliſche

Nahrung gewöhnt wären, und daß wir ohne Fleischgenuß nicht in voller Gesundheit bleiben würden. „Das hat ja nichts damit zu thun", entgegnete der König, „Fleisch essen mag jeder und es ist auch von mir nicht verschmäht. Man muß nur die Thiere nicht selbst tödten, sondern es durch andere ausführen lassen. Wenn einmal todt, geht es uns nichts an, wer der Thäter ist." So war diese Controverse beseitigt. Aber, warf ich ein, wie es sich denn damit verhielte, wenn man sein Leben zu vertheidigen hätte? Man würde doch immer berechtigt sein, einem Todtschlag beabsichtigenden Angreifer darin zuvorzukommen? Der König war anderer Meinung. Wer noch solche rohe Ansichten hätte, möchte gar glauben, das Recht zu haben, kleine Insekten zu tödten (denn solche, die auf den Körpern krabbeln, gibt es auch in Birma, und selbst im Hause des Goldfüßigen). Er drang in mich, dieser Häresie zu entsagen, wenigstens für die Zeit, daß ich in seinem Palaste lebe, und ich erklärte mich bereit, vorausgesetzt, daß ich unter seinem mächtigen Schutze, unter dessen Throne alle Wesen der Schöpfung huldigend aufgestellt sind, von niemand provocirt würde. Dann um seine Lehren durch ein praktisches Exempel zu illustriren, gab er ein Zeichen, worauf ihm einige Goldkäfige mit Papagaien gebracht wurden. Sie öffnend und den Vögeln die Freiheit schenkend, schaute er triumphirend nieder auf den blutdürstigen Heiden, der sich nicht scheute, auf Mückenmord zu sinnen. Die Papagaien sollen indeß, da sie den Weg aus dem Palaste nicht so leicht finden können, in der nächsten Stube wieder aufgefangen werden, um eine neue Vorstellung zu erwarten.

Die Märchen und Gnomen, Elegien und Schauspiele und Liebesgedichte der Birmanen, von denen uns Bastian mehrfache Proben mittheilt, sind durchaus nicht ohne poetischen Werth. Die Elegie des verbannten Ministers, durch die er glücklicher als Ovid das Herz seines Herrn rührte, gilt bei den Birmanen nicht mit Unrecht für ein Meisterwerk. Einen Lorber für Myowun, den Verbannten des öden Maesagebirgs! Von den Weisheitssprüchen citiren wir den folgenden: „Wenn du Feuer ausmachst, laß keinen glimmenden Funken übrig, wenn du Schulden bezahlst, laß nichts zurück und im Kriege schone keines einzigen Feindes; denn diese drei Dinge werden sich vermehren und deinen Untergang herbeiführen." Die Liebeslyrik ist natürlich sehr hyperbolisch. In einem Liebesliede meldet einer der jungen Herren seiner Dulcinea, daß er seine Gefühle durch Schreiben nicht ausdrücken könne, sein Herz sei zu voll. Griffel und Tusche würden nicht genügen, die Zeit würde nicht reichen in den Jahren seines Lebens, und das Papier würde nicht langen, sollte er auch genug zusammennähen, die Oberfläche der Erde zu bedecken. In einer Novelle schreibt der Schmachtende der Dame seines Herzens: Wenn er an sie denke, wäre es ihm, als ob er am Abend seiner Tagereise das Taschentuch röche, in dem das am Mittag verspeiste Hühnerfleisch eingewickelt gewesen. Nur der liebliche Geruch sei geblieben, aber die Befriedigung fehle, und so wecke ihr Bild in der Erinnerung nur größere Sehnsucht nach körperlichem Zusammensein. Dieser Vergleich zeichnet sich jedenfalls durch seine realistische Färbung vortheilhaft aus.

Ueber den Buddhismus selbst erhalten wir besonders in diesem Abschnitt manche wichtige Aufklärung. Die buddhistische Hierarchie mit ihren Puggols, Charadaus u. s. w. läßt sich ohne Schwierigkeit mit der katholischen vergleichen, wie überhaupt die religiösen Einrichtungen, die Hierarchie und das Klosterwesen, die Excommunicationen und Teufelaustreibungen eine so große Aehnlichkeit mit denen der katholischen Kirche haben, daß fromme Anhänger der letztern den ganzen Buddhismus für Teufelsspuk erklärten, der sich darin gefalle, den Katholicismus durch dies asiatische Kloster- und Mönchswesen zu travestiren.

Gleichwol ist der Buddhismus in vieler Hinsicht tiefsinniger als die Lehren der abendländischen Religionen. Der Glaube an persönliche Unsterblichkeit, wie er in diesen lebendig ist, beruht auf der logisch undenkbaren Voraussetzung, daß etwas, was einen Anfang hat, kein Ende habe. Des Menschen Leben beginnt auf der Erde, um dann ewig fortzubestehen. Die Lehre von der Präexistenz ist die nothwendige Grundlage des Unsterblichkeitsglaubens, wenn er einen logischen Halt haben soll. Wir sträuben uns dagegen, weil uns von jener Präexistenz das Bewußtsein fehlt.

Bei den Buddhisten gibt es Existenzen und Präexistenzen in Fülle; die Schuld schlägt in die Fesseln stets erneuter Wiedergeburt, bis sie durch zunehmendes Verdienst getilgt wird. Ueber das Bewußtsein in Betreff dieser Existenzen finden wir bei Bastian folgende frappirende Mittheilung: „Der zur Buddha-Würde Gelangte durchschaut im Bodhi die Grundursachen des Seins und alle seine frühern Existenzen sind ihm gegenwärtig; aber eine partielle Erinnerung gleich der des Pythagoras tritt schon auf frühern Stufen ein." Es ist also eine Reihe von Existenzen möglich, denen das Bewußtsein der vorangegangenen fehlt oder in die es nur flüchtig hineinschimmert; dann aber tritt eine höhere Existenz ein, welche gleichzeitig das Bewußtsein all der frühern zusammenfaßt. Dieser Glaube hat offenbar eine logische Begründung, während die unendliche Entwickelung von einem fixirten Anfangspunkte aus einem Grundgesetz des Denkens widerspricht.

Von dem „Nibpan", dem Zustande des Losgelöstseins, kann nach einem Ausspruch des Hauptes der Geistlichkeit, Zaradaupaya, nichts eine Vorstellung geben; doch erklärte er, daß jemand, wenn er nicht länger den vier Leiden der Schwere, des Alterns, der Krankheiten und des Todes unterworfen ist, das Nibpan erlangt hat. Ueber den Buddhismus selbst fällt Bastian das folgende Urtheil:

> Die Formeln, daß alles vergeht, nichts beständig ist, jedes Zusammengesetzte den Keim des Verfalls in sich trägt, waren an dem pietistischen Hofe in eines jeden Munde. Der tiefste Weltschmerz, aus den mit der Existenz unzertrennlich verbundenen Leiden hervorwachsend, bildet den Grundzug des Buddhismus, der jedoch durch die Gewalt seiner Wahrheiten seine Bekenner übermannt und nur zu der Religion der Entsagung führt. Das Wohlwollen der Gläubigen muß sich nach ihren Geboten auf alle Wesen erstrecken, geht aber im praktischen Leben nicht über das passive Wohlwollen der Nichtverletzung hinaus. Jene active Erregung allumfassender Liebe, die erst in dem Einklang sympathischer Harmonien ihre Befriedigung findet, bleibt der buddhistischen Apathie fremd, und somit jeder Fortschritt, denn auch die Candidaten der Buddha-Würde zerstören durch das Maßlose ihrer Selbstopfer die organische Entwickelung.

Ueber das „Nirwana" ſelbſt gibt unſer Reiſender an einer andern Stelle folgende Aufſchlüſſe:

Im Gegenſatz zur buddhiſtiſchen Welt der Maya conſtituirt das Nirwana, gleich dem neuplatoniſchen Hyperon, eben das wirkliche Sein, das eigentliche „Ding an ſich". Es iſt die völlig neue Exiſtenz des Jenſeits, die in keiner Weiſe mit der vorigen verglichen, in keiner Weiſe aus ihr begriffen werden kann. Die Brücke des Zuſammenhangs iſt abgebrochen, und was ausgeblaſen wird, iſt eben die Verknüpfung. Alles ſtirbt im Dunkel der Sunya hin, aber es erſcheint nur dunkel und ſchwarz dem irdiſchen Auge, deſſen eigenes ſchwaches Licht vor dem blendenden Weiß jenes Glanzes in Blindheit erliſcht. Sollten wir das hohle Nirwana mit dem poſitiven Wiſſen unſerer naturwiſſenſchaftlichen Ausdrucksweiſe ausfüllen, ſo würde es ſich in unſere Harmonie des Kosmos verwandeln. Obwol die, durch die Schöpfung Adi-Buddha's bei den Aisvarikas beeinflußten Syſteme gern den Buddha zur Hauptperſon der Trinität machen, anmaßende Prieſterherrſchaft ſogar zuweilen die Sangha, ſo begründet ſich doch die Weſenheit des Buddhismus, als erſtes und letztes Princip, auf die Dhamma oder das allgemeine Geſetz, nicht nur das Moralgeſetz, ſondern das auch dieſes begreifende Weltgeſetz, oder die im Verſtändniß der Buddhi harmoniſch zuſammenwirkenden Geſetze des Alls, wie es ſich am beſtimmteſten bei den Svambhavikas ausgeſprochen findet, die alles Entſtehen auf die der Natur innewohnende Energie zurückführen. Auch die Buddhiſten ſuchen die in der raſtloſen Thätigkeit der Entwickelung geſtörte Ruhe wiederherzuſtellen, aber ſie kehren in apathiſcher Negation zu der Ruhe des erſten Anfangs, im Nichtentfalteten, zurück, und verſinken in den Urgrund des Bythos, während unſere Naturwiſſenſchaften ſich zu der Ruhe der letzten Erfüllung hindurchzuarbeiten ſuchen.

So tiefſinnige Anſchauungen, ſo geniale Lichtblitze der Buddhismus enthält, ſo darf man gleichwol nicht glauben, daß er eine durch den Gedanken geläuterte Religion ſei. Als Religionsſyſtem enthält er eine durchaus abenteuerliche, mit hyperphantaſtiſchen Ungeheuerlichkeiten reichlich ausgeſtattete Mythologie, und der äußere Cultus, der allerdings in vielen Formen das Gepräge geiſtiger Vertiefung trägt, iſt ebenſo reich an einem abgeſchmackten Ceremoniell. Jenen Mönchen, die in ihm einen parodiſtiſchen Teufelsſpuk erkannten, muß es beſonders aufgefallen ſein, daß der volksthümliche Cultus der Heiligen, wie er in katholiſchen Landen durch Andacht vor den Heiligenbildern an den Straßen gepflegt wird, ſeine Parodie in dem buddhiſtiſchen Cultus der Dämonen findet. Die mit Opfergaben reichlich ausgeſchmückten Rathäuſer und Teufelstempelchen mochten den Miſſionaren wie eine Perſiflage ihrer Marienkapellchen vorkommen. An Höllen und Himmeln fehlt es den Buddhiſten nicht, obgleich nach ihres Stifters eſoteriſcher Lehre der Höllengott nur im Herzen des Sünders wohnt. Jede der acht Etagen der Hölle iſt wieder von ſechzehn kleinern Höllen umgeben. Die Verſchiedenheit der Qualen iſt in den Tempeln mit lebhaften Farben dargeſtellt. Doch iſt die Auffaſſung der Höllenſtrafen nur eine allegoriſche:

Das ganze Gebäude der buddhiſtiſchen Kosmologie iſt eine allegoriſche Gedankenſchöpfung, denn auch die Himmel ſind von den Contemplativen ſchon während des Lebens bewohnt, und die ſich der Ewigkeit nähernde Lebensdauer, die den obern gegeben wird, ſoll nur das Faſſen zeitlicher Schranken in der reinen Geiſtesthätigkeit verſinnlichen. Wie der Rationalismus die religiöſen Dogmen in abgezogene Speculationen verflacht, ſo verkörpert umgekehrt der Buddhismus die philoſophiſchen Deductionen der Sankhya in mythologiſche Phantaſiegebilde.

Eine intereſſante Lehre, ein Materialismus mit einer moraliſchen Pointe, wir möchten ſagen mit einem ſeelenwandernden kategoriſchen Imperativ, iſt die folgende:

Die buddhiſtiſchen Schulen des Mahajana leugnen mit der beſtimmteſten Entſchiedenheit die Perſönlichkeit des Ich, indem der Menſch als ſolcher ſich nur als Geſammtproduct der ihn conſtituirenden Effecte ergibt. Der Menſch iſt aus fünf Khanda zuſammengeſetzt, d. h. „Bündel" verſchiedener Eigenſchaften, von denen ſich eins auf das Materielle (Rupa), die vier andern auf das Geiſtige (Nama) beziehen. Wenn dieſe fünf Bündel nebeneinandergelegt ſind, ſo entſteht das, was als Menſch bezeichnet wird, ebenſo wie aus der Zuſammenfügung von Achſe, Deichſel, Rädern u. ſ. w. dasjenige Ding hervorgeht, das den Namen „Wagen" erhält. In ſeiner Unterredung mit König Milinda gebraucht Nagarſena das letzte Gleichniß und bemerkt, daß wie die Achſe, die Deichſel, die Räder u. ſ. w. nicht einzeln für ſich der Wagen ſei, obwol ſie zuſammen einen ſolchen ausmachen, ebenſo wenig läge die Weſenheit des Menſchen in dem Körper, der Seele, der Geiſtesthätigkeit u. ſ. w., aber das gleichzeitige Miteinanderſein erzeuge das Menſch genannte Weſen. Das gemeinſame Band, das dieſe loſen Bündel zuſammenhält, iſt die organiſch aus Samen zu Früchten fortwachſende Kamma, die in der nach Verdienſt lohnenden Vergeltung guter und böſer Thaten, nicht nur, wie in der helleniſchen Tragödie in dieſem Leben, ſondern durch alle Wechſel der Exiſtenzen hindurch unzertrennlich begleitet, bis ſie erſt der in die Vorhalle des Nibpan Eingetretene und dadurch von den Wiedergeburten Erlöſte von ſich abſtreifen kann.

Von den ungeheuern Zahlen, mit denen die Phantaſie der Hindus in ihren Religionen und Philoſophien zu ſpielen liebt, gibt das Regiſter der 29 Buddhas ein Beiſpiel. Der zweiundzwanzigſte Buddha z. B. lebte zu einer Zeit, wo das menſchliche Lebensalter 80000 Jahre betrug. Wiedergeboren als König Arendama erfreute er ſich mit den andern gleichzeitig lebenden Sterblichen eines Alters von 70000 Jahren. Bei Gautama's Geburt in Kapilawuttie war das Lebensalter der Menſchen auf 100 Jahre reducirt, aber wenn zur Zeit des Weltherrſchers Tinka der Buddha Arimatheya in Sidumipieh geboren werden wird, beläuft es ſich wieder auf 80000 Jahre. Das Leben der Dhamha in der Newaſana dauert nach Deſhanterayes 80000 Weltrevolutionen, was er zu 107 Trillionen 520 Millionen Jahren berechnet. Jedenfalls gilt da nicht der Spruch: ars longa, vita brevis — man hat Zeit genug, ſelbſt der Weisheit des Buddha auf den Grund zu kommen.

In dem Verfolg ſeiner Reiſebeſchreibung gibt Baſtian noch zahlreiche intereſſante Mittheilungen über buddhiſtiſche Religionsanſchauungen, ohne ſyſtematiſche Anordnung, mit friſcher Urſprünglichkeit, wie ſie ihm gerade aus ſchriftlichen oder mündlichen Quellen zufloſſen. Man möge in dem Werke ſelbſt nachleſen, was Baſtian über die ſechs Wunderkräfte des Abhinan, über die Seelenthätigkeit der fünf Dwara oder Thore, über die fünf Stufen der Meditation und den Terraſſenhimmel, über die den Mönchen dargebrachte Verehrung, die als ein geiſtiger Heroendienſt im Sinne Carlyle's betrachtet werden kann; über die ſchädlichen und ſchützenden „Nat", von denen der eine auf dem Kopfe des Menſchen, der andere auf Büffeln lebt; über die Weltſyſteme, über die Toleranz der Buddhiſten u. ſ. w. an verſchiedenen Stellen mittheilt. Ueber die indiſche „Pſyche", die Leip-pya, finden ſich pikante Notizen.

Die Urſache der Träume iſt, daß die Leip-pya im Schlafe umherwandert. Deshalb wird es vielfach für ſchädlich gehalten, plötzlich aus dem Schlummer zu wecken. Auch die Tagallen hüten ſich, einen Schlafenden aufzurütteln, da die Hälfte ſeines Geiſtes im Traume umherwandere und dadurch an der Rückkehr gehindert werden könnte.

Sollte eine Frau in künftiger Seelenwanderung als Mann geboren zu werden wünſchen, ſo kann ſie das nur erlangen, wenn ſie ihren Ehemann behandelt mit Engelsliebe, d. h. mit Zuneigung, Achtung und Aufmerkſamkeit. Doch wird dies nicht zu leicht ſein; denn in Lokonidi heißt es: „Frauen ſind ebenſo geneigt zu ſündigen, wie Flüſſe ſich zu krümmen, und ſtecken ſo voll Verſchlagenheit, wie ein Wald voll Feuerholz.“ Auch dergleichen originelle Lehren der Lebensweisheit ſind zahlreich in Baſtian's Werk zerſtreut. Sehr unterhaltend ſind auch die Märchen, die der birmaniſche Prinz bei ſeinen Beſuchen dem abendländiſchen Weiſen im Schloß von Mandalay erzählte. In dieſen Märchen geht's oft recht grauſam und wenig menſchenfreundlich zu, wie man's in buddhiſtiſchen Landen erwarten ſollte. Einige Schuldige werden ins Feld eingegraben und ihre Köpfe abgepflügt; einem Mädchen jeden Tag ein kleines Stück ihres Fleiſches abgeſchnitten, vor ihren Augen zu Curaz verarbeitet und zum Eſſen eingezwängt. Um die Pein zu verlängern, wird mit den dickern Theilen des Körpers begonnen u. ſ. f.

Auch über die mediciniſchen Schulen Birmas hatte Baſtian während ſeines Aufenthalts im Schloß zu Mandalay hinlängliche Gelegenheit ſich zu unterrichten, um ſo mehr, als er ſelbſt ſehr geſucht war und auf Befehl des goldfüßigen Monarchen mehrere Curen unternehmen mußte ganz gegen ſeinen eigenen Willen. Namentlich galt er für einen guten Ohrenarzt und mußte das Gehör mehrerer Hofbeamten curiren — ein ſehr nöthiger Sinn für einen Diener Sr. Majeſtät. Es gibt übrigens in Birma eine Art phyſiologiſcher Schule, die der Dath (Elemente), welche nur die Diät reguliren, während die andere Schule, die der Dſay (Mediciner), ſtarke allöopathiſche Doſen in ihren Recepten gibt.

Baſtian hatte gewöhnlich in ſeinem Hauſe einen oder zwei Schreiber ſitzen, welche birmaniſche oder Palibücher auf Palmblätter copirten. Der Schutzpatron der Schreiber iſt Mahibotea, Gautama's Schüler, der mit ſolcher Geſchwindigkeit Bücher copirte, daß er jeden Tag einen Reistopf mit dem Staub füllte, der von den Palmblättern beim Einkritzeln abfiel. Noch geſchickter war freilich ein anderer Schüler Gautama's, Shin Maukalah, der ſich durch ſeine hohen Verdienſte die ſogar ſeinem eigenen Lehrer verborgene Kunſt erworben hatte, die im Platzregen fallenden Tropfen zu zählen.

Am erſten Tage des Jahres herrſchte in den Straßen der Stadt und der Vorſtädte ein tolles Leben, indem ſich alles mit Waſſer begoß, beſonders die Damen waren eifrig in ihren Kanonaden, und als unſer Reiſender an einem Baume vorbeiritt, wo eine Geſellſchaft derſelben Poſto gefaßt hatte, wurde weder Reiter noch Pferd geſchont.

Mit einem Reiſepaß, geſchrieben auf einem langen Palmblatte, das zuſammengerollt werden konnte und mit dem königlichen Siegel des Pfau verſehen war, machte ſich Baſtian bald nach Beginn des neuen Jahres auf zur Reiſe nach Tongu. Der Weg ging am Fuße der Schanberge hin, durch maleriſche Gegenden, ſchöne Wälder, über welche die Gipfel der Berge zum Himmel ragten. Doch fand ſich häufig großes Elend — einzelne Dörfer waren von den Bewohnern verlaſſen, weil ſie die Bedrückungen der Beamten nicht ertragen konnten. Mancherlei Abenteuer erlebte der Reiſende mit ſeiner Escorte, die nicht wirklicher Schutz bei Angriffen iſt, ſondern zur Verhinderung derſelben dient, denn der Dorfbeamte, deſſen Leute den Reiſenden escortiren, iſt für alles verantwortlich, was geſchieht. Baſtian fand mancherlei Veranlaſſung auch zu naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen. So berichtet er von den Ameiſen Birmas und Siams:

An Ameiſen iſt ein größerer Ueberfluß in Hinterindien, als den Hausfrauen lieb iſt, und alle Proviſionsſchränke, wenn nicht frei aufgehangen an einem mit Harz beſchmierten Tau, müſſen mit den Füßen in Waſſer geſtellt werden; oft ſogar die Betten, in denen transportationsunfähige Kranke auf höchſt läſtige Weiſe durch Ameiſen gequält werden können. Eine große rothe auf den Bäumen lebende Art der Ameiſen verſetzt empfindliche Stiche, gegen die der durch den Jungle ſich durcharbeitende Reiſende ebenſo ſich vorſehen muß, wie gegen die widerhakigen Dornen. In Siam beobachtete ich ein intereſſantes Factum an Ameiſen, von dem ich nicht weiß, ob es bekannt iſt. In der Nähe meines Fenſters mußte ein Ameiſenneſt ſein, und faſt jeden Morgen, wenn ich dort ſchrieb, ſah ich einen langen ſchwarzen Zug ſich über die Fenſterbank hinbewegen nach der andern Seite der Jalouſien, in der geſchwinden, rührigen Thätigkeit des regelmäßigen Kommens und Gehens, wie es ſich immer in den Arbeiten dieſer wohlorganiſirten Colonien findet. Etwas ſeitwärts längs des Zugs ſah man eine weit größere Art, mit dickem Kopf und hellerer Farbe, ſich in einzelnen Individuen umherbewegen, über deren Abſicht und Bedeutung ich anfangs ebenſo wenig ins Klare kommen konnte, wie Bates über ſeine Worker Major. Nach einiger Zeit hatte ich indeß Gelegenheit zu beobachten, daß dann und wann eine Ameiſe aus dem beſchäftigten Trupp herauskam, auf den Rücken der nächſten großen Ameiſe ſprang und auf ihr, den Zug auf und nieder, umherjagte, einem Offiziere gleich, der die Ordnung ſeines Regiments beſichtigt. Dann ſtieg ſie ab, in die allgemeine Maſſe zurückkehrend, und das Reitpferd, oder im Verhältniß der Größe zu den andern, eher der Reiteleſant, ſchlenderte wieder im unbeſtimmten Suchen umher, wie freigelaſſenes Vieh beim Graſen. Bonnet beſchreibt Ameiſen, die er auf dem Rücken anderer geſehen habe, aber für kämpfende hielt, da ſie ſich in den Nacken feſtgebiſſen hatten. Die von mir geſehenen ſaßen indeß ganz frei auf dem Rücken ihres Trägers, und machte das Ganze unwillkürlich den Eindruck, als ob man hier gezähmte Hausthiere vor ſich habe, die je nach dem Bedürfniß benutzt würden. In der Flügelzeit füllt ſich die Luft mit den fliegenden Ameiſen, die durch die Winde zu ganzen Wolken zuſammengetrieben werden. Als wir einſt in Rangun beim Abendeſſen ſaßen, kam eine ſolche in das Zimmer hereingeweht, und hatte in einem Augenblicke die aufgetragene Suppe in Schüſſeln und Tellern gefüllt. Das Schließen der Fenſter genügte nicht, oder war zu ſpät, und wir mußten den halb erleuchteten Tiſch, der die Inſekten anzog, verlaſſen und in einer dunkeln Nebenkammer unſer Souper beenden. Nach dem Abfalle der Flügel werden die Körper von den Eingeborenen als Delicateſſe geſammelt.

Die wichtigen Teakwaldungen in jenen Gegenden

sind nicht forstmäßig regulirt; deshalb finden fortwährende Processe und Prügeleien der von den Aufsehern bewaffneten Holzhauer über Grenzberichtigung der einzelnen Territorien statt. Bastian fuhr den Sittang hinab nach Tongu, einer Stadt, die auf hohen Ufern etwas zurück vom Flusse liegt, noch mit ihren alten Mauern umgeben, während sich die europäischen Residenten, sowie die Missionare näher am Flusse angesiedelt haben. Hier machte Bastian mancherlei neue Studien über das buddhistische Klosterleben. Die weitere Thalfahrt auf dem Sittang führte nach Schwegyin und Sittang-myo. Erstere Stadt liegt von malerischen bewaldeten Hügeln umgeben in einem fruchtbaren Kesselthal, durch welches der Sittang in den kühnsten Schlangenwindungen hinzieht. Weiterhin hatte sich die überschwemmte Ebene Pegus in einen unabsehbaren See verwandelt — interessant ist die Beschreibung der Kahnfahrt durch das ganz in Wasser stehende Land. Reizend gelegen ist Molmein, wo der Blick gern auf den sonderbar gestalteten Berggruppen und den Tempeln verweilt, welche den Uferrand des gegenüberliegenden Martaban schmücken. Bastian wohnte hier im Hause des Herrn Brook,

einer jener hochgelegenen Gartenresidenzen Molmeins, von deren Galerien der Blick das lieblichste Panorama umfaßt. Im fünffachen Strahlenkranze strecken sich aus dem weiten Becken der drei Zusammenflüsse die schimmernden Wasserarme zwischen schwellenden Hügeln, bis sie sich mit der Ferne in der zunehmenden Laubhülle verlieren. Jede Spitze strebt mit einer Pagode zum Himmel, jedes Thälchen birgt ein Dorf oder stille Hütte. Mit taktmäßigen Schlägen eilen die Ruderboote vorüber, rasch gleiten mit viereckigem Segel die Fischer vorbei, und dreimastige Schiffe wiegen stolz an ihren Ankern.

Wir folgen Bastian auf seiner Elefantenreise an die siamesische Grenze:

Das Besteigen des Elefanten im Walde ist für den Ungeübten nicht leicht, wenn er sich nicht geradezu von seinen Dienern hinaufheben lassen will. In Städten und in der Nähe der Karavansereien finden sich Gerüste aufgerichtet, ungefähr von der Höhe, wie der Rücken des Elefanten steht. In Birma und Siam sind solche meistens an den Häusern der Vornehmen angebracht, und ein Kennzeichen derselben, da Arme sich keine Elefanten zum Reitthier halten würden. In Ermangelung solcher benutzt man auch wol eine Leiter, die an den Elefanten angelehnt wird, und auf der man zu der Howdah hinaufsteigt. Wenn ich indeß im Walde zuweilen neben dem Elefanten her oder vorausgegangen war, und ihn nachher wieder besteigen wollte, blieb mir nur der den Eingeborenen gewöhnlichste Weg, indem man den Elefant auf die Knie klopft und das dann gebogene Bein zum Tritte gebraucht. Der zwischen den Ohren sitzende Cornac gibt die Hand zur Hülfe und reißt den Besteigenden zu sich hinauf. Auf den Gepäckelefanten klettert zuweilen während des Wegs ein ermüdeter Coolie von hinten über den Schwanz hinauf, um sich durch einen kurzen Ritt auszuruhen. Auf jedem Elefanten sitzt ein Cornac mit einem eisernen Haken in der Hand, womit er die Stirne des Thiers blutig hauen kann. Doch kommt dies Mittel, außer in der wilden Brunstzeit, selten zur Anwendung. Gewöhnlich regiert der Cornac den Elefanten nur durch Worte, und besitzen besonders die sie als Hausthiere ziehenden Karen eine große Macht über dies gelehrige Geschöpf, das nach der Satapattha Brahmana einen Theil menschlicher Natur besitzt, als aus den durch die Aditya abgeschnittenen Fleischstücken Marttandas gebildet. Den Indiern gilt der elefantenköpfige Ganesa für das Symbol der Weisheit und Buddha zog in der Gestalt eines weißen Elefanten mit sechs Stoßzähnen in den Leib seiner Mutter ein, die ihn im Traume empfing, sich in der der menschlichen nächststehenden Existenz zur Wiedergeburt verkörpernd.

Wir verlassen dann Bastian an der siamesischen Grenzstation Maetata, einem mit Anpflanzungen umgebenen Walddorf am Mailmountfluße, das von dem Gouverneur und seinen Beamten, sowie von den Bearbeitern der Teakwaldungen bewohnt ist, gespannt auf den Fortgang seiner Reise in Siam; denn wir haben den Reisenden in seinem vielseitigen und unermüdlichen Streben liebgewonnen; es leuchtet uns aus seinen Reisebildern nicht nur das anziehende Colorit des Orients entgegen, wir tauchen auch unter in die Tiefen einer merkwürdigen Weisheit, deren Schleier Bastian mit vorurtheilsfreiem Sinne lüftet und die, wenn auch unsern religiösen Anschauungen fremd, sich doch mannichfach in unsern philosophischen Systemen von Hegel bis Schopenhauer spiegelt.

Rudolf Gottschall.

Populäre Gesundheitslehre.

Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Für alle Stände bearbeitet von Karl Pistor. Leipzig, Günther. Dritter und vierter Band. 1865—66. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieser letzten beiden Bände hat etwas lange auf sich warten lassen, was um so stärker empfunden werden mußte, als der Anfang der Herausgabe ganz allgemein mit Beifall begrüßt worden ist. Von der Ursache dieser Verzögerung erfahren wir eigentlich nichts. Nach näherer Prüfung des Inhalts wird es indeß wahrscheinlich, daß das verspätete Erscheinen in dem sehr lobenswerthen Streben des Verfassers, nur Gediegenes und wirklich Vollendetes aus der Hand zu geben, seinen Grund gehabt habe. Denn in dem Herbeischaffen des umfangreichen Materials und in dem gewissenhaften und sachverständigen Verarbeiten desselben hat er in der That keine Mühe gescheut. Dadurch ist nun aber diese zweite Hälfte des Werks ein würdiges Seitenstück zu der ersten geworden, die wir in Nr. 6 d. Bl. f. 1865 besprochen haben.

Der Zweck der ganzen Arbeit besteht nun darin, das gebildete große Publikum für die Lehren über Gesundheit und Krankheit des Menschen empfänglich zu machen. Sie will belehren, aber auch zugleich die Veranlassung zum selbständigen Denken geben. Diesen zweiten Punkt sieht sie mit Recht als den bedeutend wichtigern an, jeder Gebildete soll mit vernünftigen Gründen über sein persönliches, physisches und geistiges, Wohl und Wehe urtheilen können, soll durch eigenes Nachdenken die Mittel und Wege auffinden können, welche zur Verhütung der Krankheiten, zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nothwendig sind. Ist nun die Lösung dieser tief ins Leben greifenden Aufgabe von hoher Bedeutung für jeden alleinstehenden Menschen, so steigert sich ihre Wichtigkeit immer höher bei den Personen, welche dazu berufen sind, das körperliche und geistige Gedeihen ganzer Gemeinden, ganzer Staaten, ganzer Völkerschaften zu überwachen.

Dabei wollen wir nun nicht in Abrede ſtellen, daß gerade von ſeiten der Behörden ſchon ſehr viel zur Verbeſſerung der Geſundheitspflege geſchehen iſt, aber wir dürfen es auch nicht leugnen, daß darin noch unendlich viel mehr hätte geſchehen können, wenn man dabei eine gründliche Belehrung des einzelnen nicht für weniger weſentlich gehalten hätte als die geſetzliche Bevormundung der Geſammtbevölkerung. Das iſt aber der ſchwache Punkt, den unſer Verfaſſer zu kräftigen ſucht. Die Pflege der Geſundheit des Volks ſoll nicht blos von oben herab, von ſeinen Lenkern kommen, ſondern hauptſächlich auch mit von unten hinauf, durch jeden einzelnen, durch Familien und Schulen ins Leben gerufen werden. Es ſollte ernſtlich dafür geſorgt werden, daß jedem Individuum von Jugend auf eine klare Einſicht in das Weſen und in die Urſachen der Geſundheit und Krankheit beigebracht würde, damit man überall da, wo es nöthig iſt, auf ſeinen durch Ueberzeugung und freien Willen gekräftigten Beiſtand rechnen kann. Das Buch belehrt uns, daß dies durchgehends möglich ſei, und zeigt uns auch die Wege zu dieſem edeln Ziele. Es iſt begeiſtert für die von ihm erſtrebte große Sache der Humanität, verläßt aber doch nie den Boden der einfachen Wirklichkeit und weiß ſich mit verſtändiger Ruhe ſtets in den Schranken zu erhalten, welche in Hinſicht der Durchführung auf keine unüberſteiglichen Hinderniſſe ſtoßen. Eine ähnliche und zum Theil ausführlichere Charakteriſtik des Werks haben wir früher ſchon einmal gegeben, aber aus Liebe zum Buche und aus Rückſicht auf den von ihm erſtrebten würdigen Zweck konnten wir eine nochmalige Erinnerung nicht gut unterdrücken.

Zu den fünf Abſchnitten der beſprochenen erſten beiden Bände bringt nun der dritte ſieben neue hinzu. Der ſechste Abſchnitt beſpricht die Contagien und Miasmen bei anſteckenden Krankheiten und Seuchen; der ſiebente handelt von den Paraſiten; der achte von der Hautpflege; der neunte von der Bekleidung; der zehnte von Wohnungen und Wohnplätzen; der elfte von den Witterungseinflüſſen; der zwölfte vom Klima.

Ueber die Art und Weiſe der Anſteckung bei den ſich bösartig verbreitenden Krankheiten haben die Aerzte und Naturforſcher ſchon ſeit Jahrhunderten ſich vergebens abgemüht, einen befriedigenden Aufſchluß zu erlangen. Man kennt hier nur das Schreckbild der Thatſachen, über das wahre Weſen der Urſachen hat man noch kein Licht verbreiten können. Hier herrſcht noch immer ein undurchdringliches Dunkel und ein ewiger Anſichten- und Hypotheſenſtreit. Mit dieſem offenen Geſtändniß leitet der Verfaſſer ſeine erſte Unterſuchung ein und ſtellt zugleich die Begriffe der Eintheilung in ſporadiſche, pandemiſche, endemiſche und epidemiſche Anſteckungskrankheiten feſt, auch macht er deutlich, was man dabei von einem acuten oder chroniſchen, von einem fieberhaften oder fieberloſen Auftreten derſelben zu halten habe, und unterläßt es auch nicht, den Unterſchied zwiſchen Contagium und Miasma klar auseinanderzuſetzen. Nach dieſer allgemeinen Einleitung folgt dann ein ſpecielles Eingehen in die Krankheiten ſelbſt. Wir lenken die Aufmerkſamkeit auf die aſiatiſche und indiſche Cholera, welche der Verfaſſer mit Recht als die größte Weltſeuche der neuern Zeit anſieht. Obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß dieſe ſchreckliche Krankheit ſchon ſehr lange zur Plage der Menſchheit exiſtirt, ſo kennen wir die Hauptzüge derſelben doch erſt ſeit einigen vierzig Jahren. Der Verfaſſer berichtet darüber:

Am 19. Auguſt 1817 wurde Dr. Robert in Jeſſora, 40 Stunden nordöſtlich von Kalkutta, zu einem Kranken gerufen, der an der Cholera litt, nachdem dieſe bereits in andern Theilen Indiens unter den Eingeborenen geherrſcht hatte. Von da ab breitete ſich die Seuche ſo ſchnell aus, daß in zwei Monaten bereits mehr als 2000 Einwohner Jeſſoras und der Umgegend erlagen. Schon gegen Ende September erreichte ſie Kalkutta. In dieſem erſten Jahre ſollen im engliſchen Indien 600000 Menſchen der Cholera erlegen ſein. Im Jahre 1818 breitete ſie ſich über ganz Bengalen, weſtlich nach der Küſte Malabar und ſüdlich nach der von Koromandel aus; ſie überſtieg die hohen Gebirge von Hindoſtan und Nepaul und wüthete in Bergthälern, welche mehr als 4000 Fuß über dem Meere liegen. In demſelben Jahre drang die Krankheit auch ſchon nach Malakka vor; und ſo ſehen wir ſchon jetzt einen Raum von derſelben ergriffen, welcher in einer Ausdehnung von 30 Längengraden ſich über 28 Breitengrade erſtreckte.

Dieſe zuerſt beobachtete Verbreitungsgeſchichte der Krankheit verfolgt der Verfaſſer allerdings nur in den Grundzügen, aber ſie gewährt dennoch ein großes Intereſſe. Nach Europa kommt ſie 1830 aus Perſien, wo ſie den Kaukaſus überſchreitet und das Stromgebiet der Wolga zum Eindringen in Rußland benutzt; der Oder folgend erreicht die Krankheit Küſtrin und Frankfurt, erſcheint am 31. Aug. 1831 in Berlin, geht nach Magdeburg und Hamburg, und kommt zu Anfang des Jahres 1832 nach England und Frankreich. In der Mitte des genannten Jahres hat ſie auch das Atlantiſche Meer überſchritten, zeigt ſich zuerſt in Canada und verbreitet ſich dann raſch über ganz Nordamerika, geht nach den Inſeln des Mexicaniſchen Meerbuſens und verſchont ſelbſt die ſo hoch und geſund gelegene Stadt Mexico nicht. Von Frankreich geht ſie nach Italien, Spanien und Portugal. Dieſe erſte Epidemie hatte im Jahre 1837 ihr Ende erreicht; die Hauptrichtung ihrer Verbreitung war eine nordweſtliche. Die zweite begann 1845 und dauerte bis 1855, ſie hatte eine ähnliche Vorſchreitungsrichtung, war aber überall mehr geneigt, ſich in der Breite auszudehnen. Das engliſche Indien ſieht man jetzt mit ziemlicher Gewißheit als den Centralpunkt des Urſprungs der Seuche an, von wo aus ſie ſich dann nach allen Richtungen, beſonders aber gen Nordweſt zu verbreiten pflegt; die dabei vorkommenden Sprünge laſſen ſich meiſtens durch Verſchleppung mit Hülfe der Schiffe, der Karavanen u. ſ. w. erklären. Was den Streit betrifft, ob die Cholera anſteckend ſei oder nicht, ſo geſteht der Verfaſſer, daß er ſich für keine Partei entſcheiden könne, ſobald der Begriff der Anſteckung ſo eng gefaßt werde, wie man ihn bisher gewohnt geweſen ſei. Er ſagt:

Auf der einen Seite nämlich wird ſie ſelbſt bei dem innigſten Verkehr geſunder und kranker Menſchen nicht von Perſon zu Perſon übertragen; auf der andern Seite aber wird ſie allein durch Cholerakranke verbreitet. Es ſind nämlich die

Dejectionen, die Auswurfstoffe solcher Menschen, durch welch wahrscheinlich in allen, jedenfalls in den meisten Fällen die Verbreitung der Cholera stattfindet. Durch diese Beobachtung ist eine große Zahl bis dahin dunkler und scheinbar sich widersprechender Thatsachen aufgeklärt worden. So kann die Krankheit durch ein einziges, von dem Gifte angesteckes Individuum, bei dem die Erscheinung der Ansteckung nur in einem einfachen und ungefährlichen Durchfall besteht, nach einem bis dahin ganz frei gebliebenen Orte übertragen werden. Der Kranke reist vielleicht weiter und wird bald von seinem Durchfalle befreit, aber er hinterläßt in dem Abtritte, welchen er benutzt hat, einen Stoff, der die Veranlassung zum Ausbruche einer mörderischen Epidemie wird.

Diese Ansicht verbreitet ein leicht erklärendes Licht über viele bisher ganz räthselhafte Erscheinungen. Herrscht in einem Orte die Choleraepidemie, so sind die Straßen und Häuser, in denen sich die Kranken befinden, am meisten gefährdet durch die Rinnsteine und Dünggruben, in denen die Entleerungen ihre gewöhnliche Ablagerung finden, oder durch die Personen, welche unvorsichtig den Unglücklichen Hülfe geleistet haben. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß thierische Stoffe, welche in Zersetzung begriffen sind, der Verbreitung der Cholera sehr behülflich sind, wie dies von dem Typhusgifte schon längst bekannt ist, sodaß hier die verwesenden Thierstoffe eine ganz gleiche Rolle spielen wie die zersetzenden Pflanzenstoffe bei dem kalten Fieber und überhaupt bei allen sogenannten Malariafiebern. Daher spielt die Nähe eines Flusses, der Stand des Grundwassers im Boden und die Zusammensetzung des Untergrundes aus verwesenden animalischen Stoffen eine wichtige Rolle bei dem Entstehen und Verbreiten dieser pestartigen Krankheit.

Indessen reichen die angeführten Momente noch keineswegs hin, alle die Eigenthümlichkeiten zu erklären, welche die Verbreitung der Cholera innerhalb eines größern Districts und innerhalb einer heimgesuchten Gegend darbietet. Zuweilen bleiben solche Plätze, in welchen die Verhältnisse der Entwickelung und der Verbreitung der Cholera höchst günstig scheinen, von ihr verschont, während andere, wo man das Gegentheil vermuthen sollte, auf das fürchterlichste heimgesucht werden.

Daraus folgt also, daß man in der Untersuchung noch lange nicht bis zum letzten Abschluß gelangt ist. Der persönlichen Empfänglichkeit für diese Seuche muß auch noch Rechnung getragen werden, und in dieser Hinsicht tappen wir noch ganz im Dunkeln; da sind Menschen, welche fortwährend an Durchfall und Erbrechen leiden, verschont geblieben, während die gesundesten, vorsichtigsten davon weggerafft wurden; da erliegen die muthvollen Männer und Frauen, welche von der Furcht vor der Ansteckung kaum eine Ahnung hatten, und es werden dagegen die Sklaven der Angst gar nicht davon befallen. Man stößt dabei auf die schroffsten Widersprüche, auf die wunderbarsten Räthsel. Zu einer überhaupt geltenden festen Gesetzmäßigkeit hat uns das emsige Einsammeln der Erfahrungen noch nicht bringen wollen.

In Hinsicht der Mittel zur Abwehr der Weiterbeförderung dieser Krankheit haben sich die Quarantänen und Absperrungen als unwirksam erwiesen, und das hauptsächlich wol nur, weil sie bekanntlich lange nicht mit der Gewissenhaftigkeit und Vorsicht durchgeführt werden können, als hier zur wichtigsten Bedingung gestellt werden muß.

Ist in einem Orte die Cholera ausgebrochen, so muß die Behörde für eine gehörige Reinigung und Desinfection der Abtritte, der Düngergruben und der Rinnsteine sorgen. Auflösungen von Eisenvitriol sind hierzu empfohlen worden. Die Ausleerungen der Kranken dürfen nicht in die gemeinschaftlichen Abtritte geschüttet werden. Es müssen hinlänglich große und zweckmäßig eingerichtete Choleralazarethe, in welchen Kranke mit einem verdächtigen Durchfalle von solchen, welche an schweren Cholerafällen leiden, getrennt werden können, errichtet werden. In diesen muß sich eine hinreichende Anzahl erfahrener Krankenwärter befinden. Durch Suppen- und Speiseanstalten ist soviel als möglich für eine gesundheitsgemäße Ernährung der ärmern Bevölkerung zu sorgen und durch einfache öffentliche Belehrung die Gefahr dem Publikum auseinanderzusetzen, welche die Vernachlässigung eines solchen Durchfalls mit sich bringt.

Den Vorschlag, daß die Reichen, welche durch keine Geschäfte gebunden sind, den Ort augenblicklich verlassen möchten, in welchem sich die Cholera einzuquartieren droht, hätte der Verfasser sich wol ersparen können, da die Erfahrung leider gelehrt hat, daß eine solche Flucht mit gar zu unvernünftigem Eifer schon mehr als billig ausgeführt worden ist, daß es sogar nicht an zaghaften Aerzten gefehlt hat, die reißaus genommen haben. Es wäre dagegen ganz am Orte gewesen, wenn er die Gründe für das Bleiben der gesunden Begüterten recht klar und entschieden auseinandergesetzt hätte. Natürlich kann nicht jeder zu einem muthigen Menschenretter gestempelt werden, aber er soll doch wenigstens kein entmuthigendes Beispiel durch seine kopf- und herzlose Feigheit geben.

Alle andern Vorschläge sind dagegen vortrefflich und können der Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden. Die Choleratropfen, welche während einer Epidemie von den Apothekern auf Anordnung der Aerzte im Handverkaufe abgegeben werden, bestehen aus Opiumtinctur mit einem Zusatze von ätherischen Mitteln; so sehr nun der Verfasser für jene Tinctur ist, ebenso entschieden verwirft er aber diesen Zusatz, da er nicht blos überflüssig, sondern unter Umständen sogar nachtheilig wirken könne. Gegen die Anwendung dieser Tropfen ohne ärztlichen Beistand kann der Verfasser gar nichts haben, weil besonders das Opium eins der wirksamsten Mittel gegen die Choleradiarrhöen ist, und weil es um so mehr Erfolg verspricht, je früher es genommen wird. Die Hülfe des Arztes darf allerdings nicht fehlen, da sehr leicht Umstände auftreten können, welche nur dieser richtig und ganz beurtheilen kann; aber bis zu seinem Eintreffen gibt ein vorschriftmäßiges Nehmen der Tropfen eine stets heilsame Vorbereitung und Hülfe. Der Verfasser meint:

Der Einfluß deprimirender Gemüthsaffecte auf den Ausbruch der Krankheit ist übertrieben worden. Daß die Furcht vor der Cholera den Anfall bewirken kann, ist richtig; indessen bleiben doch die meisten Menschen, welche große Angst vor der Cholera haben, verschont, während die meisten der Befallenen sorglos und gleichgültig die Entwickelung der Seuche betrachteten. Auch zeigt uns die Geschichte der pariser Emeuten, daß große Volksaufregungen keinen bestimmten Einfluß auf die Entwickelung und Verbreitung der Epidemie haben.

In ähnlicher Weise verbreitet sich das Werk über andere ansteckende Krankheiten, wie Masern, Scharlach, Pocken

Keuchhusten, Nervenfieber, Typhus, Pest, Wuthgift, Leichengift u. s. w. und gibt dann auch allgemeine Schutzmaßregeln gegen die Ansteckung, wir glauben indeß mit dem tiefern Eingehen in die Besprechung der einen Krankheit schon zur Genüge einen Fingerzeig über den im ganzen waltenden Geist gegeben zu haben.

Ueber Wohnungen und Wohnplätze ist vom Standpunkte der Hygiene in neuerer Zeit recht viel Beherzigenswerthes geschrieben und gesprochen worden. Der Verfasser hat daher diesen Gegenstand auch in ernste Untersuchung gezogen und nicht blos das bereits erforschte Gute zur empfehlenden Mittheilung gebracht, sondern auch noch auf viele ganz neue Punkte mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Wir fassen dabei nur einmal die Heizung ins Auge. So viel sich nun auch in dieser Hinsicht die Männer der Wissenschaft und Industrie bemüht haben, allen Wünschen nachzukommen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Sieg über Vorurtheil und Schlendrian noch lange nicht erkämpft worden ist. Die Engländer halten ihre Kaminheizung für die beste und sträuben sich gegen jede Neuerung. Sie besitzt allerdings den Vorzug der besten Ventilation für das betreffende Zimmer, aber sie ist zugleich der Quell für die größte Vergeudung des Brennmaterials und von der erzeugten Wärme kommt nur etwa ein Achtheil dem Wohnraum zu gute, alles andere entweicht ungenutzt durch den Schornstein. An eine gleichmäßige Erwärmung des Zimmers ist dabei gar nicht zu denken, die Nähe des Kamins zeigt meistens einen lästig hohen Hitzegrad, während die entferntern Punkte kaum zur nothdürftigsten Erwärmung ausreichen, denn die Wärme nimmt rasch nach den Quadratzahlen der Entfernung vom Herde ab. Daneben erfordern die Kamine eine beständige sorgfältige Ueberwachung, wenn sie nicht feuergefährlich sein sollen. Gegen die Luftheizung nimmt der Verfasser ebenso entschieden Partei. Die trockene, alles austörrende Luft hat nicht blos etwas Unbehagliches und Lästiges für den Menschen, sondern sie führt auch eine Schädlichkeit für die Gesundheit mit sich, sie erzeugt Kopfschmerz, Schwindel und Athmungsbeschwerden. Die Dampfheizung der Wohnstuben räth der Verfasser auch unter Anführung triftiger Gründe ab. Der Heizung mit warmem Wasser ist er schon eher zugethan, nur steht die Kostspieligkeit ihrer Einrichtung der Einführung zu Familienzwecken entgegen. Den eisernen Ofen nennt der Verfasser einen Verschwender, der schnell und übermäßig ausgibt, wenn er viel einnimmt, er paßt nur für Gasthöfe, wo es mehr auf eine rasche als andauernde Erwärmung ankommt; für Wohn- und Krankenzimmer, die eine gleichmäßige Durchwärmung auf die Dauer erfordern, ist er nicht zu empfehlen. Bei den Kachelöfen wird dem berliner Grundofen besonders das Wort geredet, ist er gut geheizt und dann sorgfältig unten verschlossen, so verbreitet er 12—16 Stunden eine ziemlich gleichmäßige Temperatur im Zimmer, er erfordert verhältnißmäßig wenig Brennmaterial, wenig Bedienung und hat nur die Schattenseite einer kostspieligen Anschaffung und eignet sich gar nicht zu den Zwecken einer raschen und vorübergehenden Erwärmung. Zuletzt wird denn auch die Rede auf die Lufteirculationsöfen von Bernhardi gebracht. Sie sind nicht blos für Familienzimmer, sondern auch für Krankensäle, Schulräume und überhaupt da zu empfehlen, wo eine gleichmäßige, andauernde Durchwärmung mit beständiger Reinigung der Luft Hauptzweck ist. Der Verfasser unterläßt denn auch nicht, eine genauere Beschreibung dieser Oefen mitzutheilen und auf die Schrift des Dr. A. Bernhardi (Eilenburg 1864) aufmerksam zu machen, in welcher die Darstellung ganz detaillirt gegeben worden ist.

Für die beständige Reinlichkeit der Straßen zu sorgen, ist eine der wichtigsten Pflichten für alle, welchen die Gesundheit der Menschen am Herzen liegt. Schon Mohl weist darauf hin, daß durch sie Holland bewohnbar gemacht worden ist, während ihr Mangel Kairo und Konstantinopel zu einem beständigen Pestherde gemacht hat:

In den trockenen Tagen des Sommers ist das Begießen der Straßen mit Wasser eine so nothwendige Maßregel, daß man kaum begreifen kann, wie dies an so vielen Orten von der Polizei so sehr vernachlässigt wird. Die Chinesen sind hierin weiter. Ebenso ist im Winter die schnelle Entfernung der Eismassen beim Eintritt von Thauwetter nie zu versäumen. Jeder Unrath, welcher Art er auch sein möge, ist sobald als möglich aus der Nähe der Wohnungen zu entfernen. Wird der Abfluß aus Kanälen, Gruben, Cloaken, worin Schlamm, Moder, Menschenkoth und anderer Unrath angehäuft ist, verhindert, oder ist er zu langsam, findet kein gehöriger Luftzug statt und macht sich dabei noch Sommerhitze oder ein warmes Klima geltend, so kann die dadurch entstehende Verunreinigung der Luft eine höchst bösartige Epidemie veranlassen. In den Schriften der ältern Aerzte findet man eine Menge Beispiele angeführt, in welchen Gräben oder andere Stellen, an denen sich Unrath angesammelt hatte, sehr bösartige Fieber erzeugten, welche erst nach Beseitigung jener wieder verschwanden.

Gegen diese erste Regel der Gesundheitspflege wird noch immer sehr viel gesündigt und es scheint, als wenn in diesem Punkte selbst die überwachenden Behörden schwer zur Vernunft zu bringen sind. In einer hinter einer Kaserne gelegenen Straße beklagten sich einst die Bewohner über den fortwährenden unerträglichen Gestank, den die Abtritte der Soldaten erzeugten, und richteten an die betreffende oberste Militärbehörde die dringende Bitte um Abhülfe. Das beleidigte den Stolz des Chefs dieser Behörde so sehr, daß er die Bittsteller in barschen Worten abwies. Er sagte:

Jene Plätze unserer Soldaten stinken, daran zweifelt niemand, weil dies in der Natur der Sache liegt, aber im Fall sich dies auch ändern ließe, so wollen wir es nicht. Unsere Kaserne soll da stinken und wer das nicht ertragen will, der braucht dort nicht zu wohnen, nicht zu gehen.

Dies ereignete sich vor etwa acht Jahren, also in der Mitte unseres aufgeklärten 19. Jahrhunderts, und nicht lange nachher, nachdem die Cholera die betreffende Stadt auf das furchtbarste heimgesucht hatte. Der Verfasser behandelt diesen Punkt mit besonderer Ausführlichkeit, worüber wir ihn nur loben können. Er sagt:

Enthält aber die Cloakenluft eine Menge von Schwefelwasserstoff und von schwefelwasserstoffsaurem Ammoniak, so stürzen

die Arbeiter wie vom Blitz getroffen mit einem Schrei ohnmächtig oder todt zu Boden. Bei einem geringen Grade der Vergiftung fühlen sie einen heftigen Schmerz im Magen und in den Gelenken, ein Zusammenschnüren der Kehle und Anwandlungen von Ohnmacht. Oft schreien sie in unregelmäßigen Zwischenräumen laut auf, deliriren und verfallen in Lachkrämpfe, in allgemeine Convulsionen, bis endlich ein solcher Zustand in eine Ohnmacht oder auch in den Tod übergeht. Im Sommer und bei Regenwetter sind die Cloaken gefährlicher als bei kalter trockener Witterung. Manche sind des Abends, andere des Morgens mit giftigen Dünsten angefüllt, ohne daß man diesen Umstand zu erklären vermöchte. Ueberhaupt machen sich hierbei viele Eigenthümlichkeiten geltend, die der wissenschaftlichen Erklärung unzugänglich sind, aber von den Arbeitern sehr wohl beurtheilt werden. So verräth sich der gefährlichste Plomb durch keinen übeln Geruch, durch keine physikalischen Kennzeichen, der geübte Cloakenfeger erkennt ihn aber sofort und weiß in der Regel zu entscheiden, ob die Grube gefährlich ist oder nicht. Cloaken in Häusern, die vorzugsweise von Frauen bewohnt werden, wie z. B. die Nonnenklöster, sollen nicht so gefährlich sein als solche, welche die Excremente von Männern aufnehmen. Beim Ausräumen der Gruben ist das Ausschöpfen der obern flüssigen Kothschichten viel weniger gefährlich als das der untern und festen. In vielen Fällen erzeugt sich der giftige Dunst erst dann, wenn nach der Entleerung der Cloaken Wasser in dieselben eingelassen wird, oder wenn einzelne Steine aus dem Grunde oder der Umfassungsmauer gelöst werden. Deshalb sind auch Maurer, welche an schon gereinigten Cloaken arbeiten, der Vergiftung in ebenso hohem Grade ausgesetzt als die Cloakenfeger selbst.

In Hinsicht der verschiedenen Methoden zur Reinigung der Latrinen weist der Verfasser auf eine in Turin jetzt angewandte sehr empfehlenswerthe hin. In einiger Entfernung von der Stadt liegt ein großes Bassin, dieses steht mit den Hauptstraßen durch unterirdische Röhren luftdicht in Verbindung, Nebenröhren gehen von ihnen zu allen übrigen Stadttheilen; mit dem ganzen System lassen sich nun die sämmtlichen Latrinen durch biegsame Schläuche luftdicht in Verbindung setzen.

Binnen wenigen Minuten kann man dann vermittels des luftleeren Raums, welcher in den Apparaten des Bassins erzeugt wird, allen Unrath aus mehrern Häusern ohne Geruch und ohne Anwendung von Wagen, folglich auch ohne ein anderes Geräusch, als wie es das Oeffnen und Schließen der Hähne mit sich bringt, herausziehen und bis zu einer hinreichenden Entfernung von der Stadt fortschaffen. Hier können dann die Stoffe im Interesse der Landwirthschaft nach Belieben verwendet werden. Diese Einrichtung scheint alle Vortheile der frühern Methoden zu vereinigen und keinen ihrer Nachtheile mit sich zu führen. Sie läßt sich auch überall ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des Bodens ausführen und setzt nur einen gewissen Wasserreichthum zur Speisung der hydropneumatischen Apparate voraus. In Turin war das Cloakenwesen bis in die neueste Zeit hinein in einem schlechten Zustande, um so mehr darf sich nun diese Stadt zu dieser vortrefflichen Verbesserung Glück wünschen.

Der Verfasser versäumt es denn auch nicht, auf einen vortrefflichen Aufsatz von Voigt, welchen die Zeitschrift für Staatsarzneikunde von Henke gebracht hat, hinzuweisen. Die sich bildenden Gase dürfen hiernach nicht in die freie Luft entweichen, sondern müssen in den Augenblicken, wo sie entstehen, in nicht flüchtige Verbindung übergeführt werden, wozu die Auflösung passender Salze, z. B. von schwefelsaurem Eisen, zu benutzen ist. Zur Ansammlung der Excremente dürfen auch keine Gruben, sondern nur Tonnen und Eimer verwandt werden und ebenso muß für einen geruchlosen Transport in luftdichten Gefäßen gesorgt werden. Die Lagerplätze der geruchlos gemachten Excremente müssen stets streng überwacht werden, damit sie sich immer geruchlos erhalten können. Es versteht sich von selbst, daß die Durchführung dieser vortrefflichen Maßregeln nur gewissenhaften Männern von Fach anzuvertrauen ist. Der Kostenpunkt bildete dabei kein unübersteigliches Hinderniß, da die geruchlos gemachten Stoffe für den Landwirth noch werthvoller sind als die andern, also insofern keine Einbuße zu befürchten steht und alles übrige durch eine verhältnißmäßig kleine Gemeindetaxe leicht herbeigeschafft werden kann, sobald man es nur nicht versäumt hat, durch populäre Belehrung dafür zu sorgen, daß jeder eine klare Einsicht in die Nothwendigkeit des Verfahrens erhalte. Für die Erhaltung der Gesundheit, für die Fortschaffung der Gifte zu epidemischen Krankheiten, für die Abwehr von Seuchen bringt der Arme ebenso bereitwillig wie der Reiche seine Gaben, nur muß er Vertrauen zu den angewandten Mitteln haben, wobei Aufklärung und Hinweisung auf Erfahrung die Haupthebel abgeben.

Die beiden letzten Abschnitte des dritten Bandes handeln sehr anziehend von den Einflüssen des Wetters und des Klimas auf unsere Gesundheit.

Große Hitze stört die Thätigkeit der Verdauungsorgane, vermindert die Blutmenge, schwächt die Nerven, veranlaßt und steigert einige wichtige Krankheiten, namentlich die Malariakrankheiten, die Ruhr, die Cholera, das gelbe Fieber, viele Hautleiden, während sie nur wenige Formen hindert, z. B. die Pest, den Typhus und die Brustentzündungen. Große Kälte bedroht das Leben direct, wenn keine gehörigen Schutzmittel vorhanden sind. In der hohen Polarzone läuft die Lebenszeit rasch ab, die mittlere Lebensdauer ist dort kurz. Eine mäßige Temperatur ist auch nicht immer eine stetige, sich gleichbleibende. Sprünge in der Temperatur, sowol die von Mittag bis Nacht, die meist auf der nächtlichen Ausstrahlung beruhen, als auch die im Laufe des Tags, welche meist durch die Nähe von Gebirgen entstehen, haben eine große Zahl mannichfacher Störungen, die sogenannten Erkältungskrankheiten, zur Folge. In der gemäßigten Zone übt der Unterschied in der Temperatur, wie ihn die verschiedenen Jahreszeiten mit sich bringen, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Körper aus. So wird kein Gesunder wünschen, die Kälte des Winters zu entbehren, weil er durch sie Energie und Kraft und eine größere Blutmenge erhält.

Die Aufmerksamkeit der Leser wird dann auf die Gesundheit und Krankheit der verschiedenen Zonengebiete gelenkt, sodaß sie mit dem Verfasser eine geographische Untersuchungsreise um die ganze Erde machen.

Der vierte Band beginnt mit einer Fortsetzung des zwölften Abschnitts über das Klima, die beinahe die Hälfte des ganzen Inhalts ausmacht. Man sieht wie viel Gewicht der Verfasser gerade auf diesen Theil der Untersuchung gelegt hat. Dem Ganzen fügt er dann noch eine sehr beherzigenswerthe Schlußbemerkung für diejenigen bei, die mit Auswanderungsplanen für entfernte Welttheile umgehen. Das Acclimatisiren erfordert einen jugendlich frischen und durchaus gesunden Körper. Je verschiedener das Klima, je verschiedener die damit verbundenen anderweitigen Verhältnisse der neuen Heimat im

Vergleich mit der alten ſind, deſto größer ſind die Revolutionen, welche der Organismus des verpflanzten Menſchen zu ertragen hat. Die kaukaſiſche Raſſe iſt der Acclimatiſation am leichteſten gewachſen. Die Bewohner der gemäßigten Zonen gewöhnen ſich weit leichter an das Klima des kalten Erdgürtels als an das der Tropen. Die Bewohner der Tropen fangen gewöhnlich ſchon in den gemäßigten Zonen an zu kränkeln und ſind nur mit ſeltener Ausnahme an kalte Erdſtriche zu gewöhnen. Wer nach einem kältern Klima auswandern will, muß die warme Zeit des Jahres zu ſeiner Ankunft wählen, damit der Uebergang zur Kälte nicht zu urplötzlich über ihn kommt. Und hat jemand die Abſicht aus dem gemäßigten Klima nach den Tropen überzuſiedeln, ſo muß er ſich ſchon in der alten Heimat mehr an das Eſſen der Pflanzenſpeiſen gewöhnen und der Fleiſchnahrung ſoviel als möglich entſagen, da man hierin die Hauptveranlaſſung des Klimafiebers erkannt hat.

Im dreizehnten Abſchnitt wird die Beſchäftigung der Menſchen mit dem Maßſtabe der Geſundheitsfrage gemeſſen und beurtheilt. Er enthält einen reichen Schatz von Erfahrungen und Anſichten, welche der ſorgfältigſten Beachtung warm zu empfehlen ſind.

Der vierzehnte Abſchnitt iſt dem Nervenleben gewidmet. Das iſt ein Gebiet, auf welchem die Geſundheitspflege noch lange nicht ſo heimiſch geworden iſt, als ſie es ſein ſollte. Was der Verfaſſer darin zur Mittheilung bringt, verdient allgemein gekannt zu ſein. Er beklagt es ſehr, daß in unſerer Zeit das Treiben der Menſchen gar zu einſeitig geworden iſt. Er ſagt:

Es geht dem Gehirn nicht anders als den Muskeln. Je häufiger ſich dieſe zuſammenziehen, deſto leichter ermüden ſie. Durch raſch aufeinanderfolgende Zuſammenziehungen wird die Wirkung des Muskels ſtets geringer. Auch die Sinne ermüden ohne Erholung bald. Ein anhaltender Ton wird anfangs auch anhaltend wahrgenommen, nach einiger Zeit aber wird die Wahrnehmung periodiſch unterbrochen, und in dieſen Pauſen erholt ſich der Gehörnerv, neues Material aus dem Blute ſchöpfend. Nicht anders iſt es mit der Thätigkeit des Geiſtes, denn es iſt nur zu wahr, daß alle unſere Weisheit und Seelenſtärke auf der materiellen Kraft unſers Gehirns, unſers Herzens und unſerer Muskeln beruhen, nach Maßgabe des Gepräges, das die Hand der Mutter Natur ihnen aufgedrückt hat, und nach Maßgabe der Verhältniſſe, denen der einzelne im Leben unterworfen iſt. Eine anhaltende und ununterbrochene Gehirnthätigkeit, die Folge anſtrengender geiſtiger Beſchäftigung oder Gemüthsbewegungen, verurſacht Blutandrang nach dem Gehirn und nach den Verdauungsorganen, und führt auf die Dauer verſchiedene krankhafte Zuſtände herbei. Die Blutbereitung wird beeinträchtigt, die Ernährung leidet, der Schlaf iſt unzureichend und unterbrochen, die Nerven werden reizbar, die Stimmung traurig, das ganze Befinden ſehr geſtört. Kinder, Greiſe und ſchwächliche Perſonen werden früher krankhaft ergriffen als ſtarke Leute.

In ähnlicher Weiſe warnt er auch vor zu andauernder geiſtiger Unthätigkeit. Leute, welche träge im Denken, ſind gewöhnlich auch körperlich faul und neigen zuletzt zum Blödſinn. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die geiſtigen Berufsarten der Geſundheit am zuträglichſten ſind, mit denen ſich eine gewiſſe Gemächlichkeit verbinden läßt. Geiſtliche, Profeſſoren, Kaufleute werden gewöhnlich alte Leute, ſobald ſie ſich vor Leidenſchaften und geiſtiger Ueberſtürzung in Acht zu nehmen verſtehen. Von den Künſtlern, Dichtern, Schauſpielern und Politikern iſt dies weniger zu rühmen, und das hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie ſich die Gemüthsruhe nicht aneignen können, die vor leidenſchaftlicher Aufregung ſchützt.

Eine unerwartete Freude kann dem Menſchen weit gefährlicher werden, als eine plötzliche Trauerbotſchaft. In den alten Schriftſtellern findet man viele Beiſpiele von Leuten, welche nach der Mittheilung eines freudigen Ereigniſſes ſofort ſtarben. In ſolchen Fällen tritt der Tod durch Schlagfluß, Lähmung oder durch Zerreißen des Herzens ein. Aber im allgemeinen wirkt die Freude ſehr wohlthätig auf den Körper, ſie befördert den Kreislauf des Bluts, die Muskelbewegungen, befördert die Abſonderungen, die Verdauung, den Appetit und belebt die geiſtigen Thätigkeiten, indeſſen kann ſie auch Blutwallungen, Herzklopfen, Krämpfe und Zuckungen veranlaſſen. Deshalb darf man ſchwächlichen, reizbaren, kranken Leuten nie ohne Vorbereitung ein freudiges Ereigniß mittheilen.

Vor Aerger, Verdruß, Zorn, Neid, Habſucht ſollte jeder vernünftige Menſch ſich zu ſchützen ſuchen, da ſie nach der Anſicht des Verfaſſers alle ſehr nachtheilig auf die Geſundheit einwirken. Der Rath iſt gut gemeint, aber es möchte ſchwer fallen, ihn immer zu befolgen, da den Menſchen dieſe Leidenſchaften wie der Dieb in der Nacht überfallen, wo die Vernunft, der wirkſamſte Hüter und Schützer, gerade abweſend iſt. Gegen Kummer, Gram, Betrübniß, Traurigkeit, Verzweiflung kann der Menſch ſchon eher ankämpfen, weil ihre nachtheiligen Folgen erſt durch eine längere Andauer zum Vorſchein kommen, wo allmählich die Vernunft wieder die Obergewalt gewinnen kann. Bei dem Heimweh iſt die Heilung nur mit der Hoffnung zu beginnen, daß die Rückkehr zur Heimat nicht blos möglich iſt, ſondern in ganz entſchiedene Ausſicht geſtellt werden kann. Erreicht man hierdurch eine Beruhigung des Gemüths, ſo muß man ſich zugleich angelegen ſein laſſen, den Kranken auf andere angenehme Gedanken zu bringen.

Der funfzehnte Abſchnitt faßt die Charlatanerie und die Geheimmittel ins Auge, während der folgende Schlußabſchnitt den Tod und Scheintod in Betrachtung zieht. Ueber beide Gegenſtände iſt ſchon viel geſchrieben und geforſcht, geſcholten und ermahnt worden, aber dennoch bleibt man jahrhundertelang faſt immer auf demſelben Punkte ſtehen. Die Welt ſcheint ebenſo wenig ohne Charlatane und Geheimmittel, als ohne Tod und Furcht vor Scheintod beſtehen zu können.

Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden gründet ſich vorzüglich auf eine Anzahl von Beobachtungen, in welchen Kranke, die durch beklagenswerthe Uebereilung oder durch ſtrafbare Nachläſſigkeit als Todte betrachtet wurden, am Rande des Grabes oder gerade noch vor ihrer Beerdigung durch den einen oder den andern glücklichen Zufall erwachten. Nach Guerin ſollen in Frankreich binnen 10 Jahren (1835—45) 46 Fälle vorgekommen ſein. Nach Lenormand wären in Berlin innerhalb zwei bis drei Jahren 10 ſolche Fälle bekannt geworden. Aus Nordamerika wurden in den letzten Jahren auf 1200 Sterbefälle 6 ſolche Beiſpiele berichtet. Dr. Winslow (1712) erzählt von ſich ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend zweimal in Gefahr geweſen ſei, lebend der Erde übergeben zu werden. Dem berühmten Portal (1770) wurde die Leiche eines neugeborenen

Kindes auf die Anatomie gebracht; während er einen Vortrag über dieselbe hielt, gab das Kind Lebenszeichen von sich.

Dann führt der Verfasser noch mehrere interessante Beispiele an, daß Verbrecher, nachdem an ihnen die Execution vollstreckt worden ist, wieder zum Leben zurückgekehrt sind. Auch läßt er das Ereigniß, welches dem berühmten Meckel (1730) passirt sein soll, nicht unerwähnt. Ihm sei ein Erhängter in den Anatomiesaal zum Seciren gebracht, an welchem er aber noch Spuren des Lebens bemerkt habe; nach glücklich vollbrachter Wiederbelebung sei er zur Flucht des Unglücklichen behülflich gewesen. Dieser wäre dann ein sehr reicher Kaufmann in Holland geworden, der seinem Lebensretter ein Geschenk von 25000 Gulden gemacht habe. Der Verfasser meint aber, daß an der ganzen Erzählung nur das Wahre sei, daß der Körper des Erhängten noch gezuckt habe, als Meckel den ersten Schnitt zu seiner Zerlegung gethan habe, was zu den nicht gerade seltenen Fällen gehört.

Er kommt hierauf zu den Vorschlägen, das Lebendigbegrabenwerden zu verhüten, wobei das Ueberwachen der Verstorbenen in zweckmäßig eingerichteten Leichenhäusern ganz besonders empfohlen wird, doch soll die gewissenhaft durch Aerzte ausgeführte Leichenschau und das darauf gestützte Ausstellen des Todtenscheins in den meisten Fällen schon vollkommene Beruhigung und Sicherheit gewähren.

Damit beschließen wir unsere Besprechung. Sollte dieselbe zu einer sorgfältigen allgemeinen Beachtung des vortrefflichen Werks selbst beitragen, so wäre unser Hauptzweck erreicht. **Heinrich Birnbaum.**

Unterhaltungsliteratur.

1. Lady Flavia. Roman von Mrs. Henry Wood. Deutsch von C. Büchele. Zwei Bände. Stuttgart, E. Ebner. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Flavia, schön, geistreich, im Auge der neidischen Frauen ein Dorn, in dem der Männer halb Engel, halb Dämon; diese Flavia, um derenwillen die Löwen Londons zahm wie Seidenhündchen werden — eine Betrügerin im großen Stil! Bei dieser Enthüllung auf der letzten Seite des Romans fühlt sich der Freund einer gediegenen Lektüre wie mit kaltem Wasser übergossen, und seine ganze Theilnahme für den im übrigen so tüchtigen Roman ist dahin. Muß es denn Sensation um jeden Preis sein! Wir sind der Heldin so gern von Frankreich nach England gefolgt, wir haben uns über die lebendigen Schilderungen der englischen Schlösser und Parks, der Pfarrhäuser und Bazars von Herzen gefreut, und Bravo gerufen, als wir die markige Beschreibung des Schloßbrandes lasen; wir haben der Verfasserin im Geiste dafür die Hand gedrückt, daß Flavia allmählich besonnener wird und seltener den Renner besteigt, auf dem sie sonst über die Felder sauste, ja wir haben im Interesse der Leserinnen gehofft, daß Flavia schließlich einen Mann wählen und, an der Wiege des Erstgeborenen sitzend, von uns Abschied nehmen werde. Und statt dessen großartigster Betrug, Polizei, Gift, Tod, im Hintergrund Kerker und Guillotine! Dadurch hat Mrs. Wood die Liebhaber von Knalleffecten natürlich auf ihrer Seite, jeder andere aber wird ihr sagen müssen, daß sie die bis dahin günstigste Stimmung für ihr Werk dadurch vernichtet hat. Wie geschickt ist der Roman angelegt, wie trefflich die Verbindung zwischen Frankreich und England hergestellt! Immer sind die Personen klar und scharf gezeichnet, die Fäden immer gut geknüpft und gelöst, und was die Uebergänge von den lieblichsten zu den erschütterndsten Scenen betrifft, so thäten viele deutsche Autoren gut, bei Mrs. Wood in die Schule zu gehen. Wenn nur am Schluß das Feuerwerk nicht wäre! Es war uns beim Lesen, als würden wir plötzlich durch Geprassel, Qualm und Rauch aus einiger sonnigen, duftigen Landschaft vertrieben.

2. Die Komödiantenhexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Alonge von Ernst Pasqué. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 3 Thlr.

Auf Spannung folgt Spannung; hier Verbrechen, dort Verbrechen, dazwischen Liebe, Duell, Gespenster, Schloßbrand, unglücklicher Sprung aus dem Fenster u. s. w. Wahrlich, ein Nachtstück, bei dessen Lektüre der Athem versagt und das Haar sich sträubt. Dreimal Heil den Leihbibliothekaren, die diesen Roman gekauft haben; die Groschen für diese drei Bände werden „nur so regnen". Die Kritik kann sich mit diesem recht mittelmäßigen Buche nicht befreunden.

3. Das alte Fräulein. Eine stille Geschichte von Edmund Hoefer. Berlin, Janke. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottlob! Einmal eine Erzählung ohne Mord und Todtschlag! Ein altes Haus, wie es Hoefer schon so oft und immer anziehend geschildert hat, eine alte und eine junge Dame, einige Verwandte und gute Bekannte — das ist alles. In diesem Buche geht's still und friedlich her; diese Menschen, möchte man sagen, kommen wenig aus Schlafrock und Pantoffeln heraus und sind ziemlich nüchtern. Aber hinter diesem Schlafrock schlagen doch redliche, gute Herzen, die Hoefer in gewohnter Weise so fein wie zart aufdeckt. Sei ihm um so mehr für diese stille Geschichte gedankt, da er sich und uns alles Raketengeprassel erspart hat.

4. Die Wendin. Historische Novelle von R. Fidus. Cottbus, Heine. 1865. 8. 22½ Ngr.

Leider muß angesichts dieses Buchs das alte Wort wiederholt werden: Schade um das schöne Papier! In der That, etwas so Schlechtes haben wir lange nicht gelesen.

5. Deutsches Novellenbuch. Dritter Band. Hannover, Klindworth. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es enthält vier Erzählungen: „Arthur", von Adam Aster; „Ein Drama im Dorfe" und „Magdalena" von Hermann Hirschfeld; „Der Sohn des Ermordeten" von Ernst Willkomm. Die zweite und vierte Novelle haben uns am besten gefallen, sie sind frisch und spannend geschrieben. Aster's Freundschaftsgeschichte hingegen ist matt und farblos.

6. Verena. Eine Erzählung aus Tirol von Mathilde von Mühlenberg. Basel, Schneider. 1866. 8. 13½ Ngr.

Diese Geschichte, vermuthlich eine Erstlingsarbeit, spielt in Tirol. Die Verfasserin erzählt lebendig und gibt anmuthige Schilderungen; die Handlung ist unbedeutend.

28.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Wir haben zunächſt einen von uns neulich (Nr. 46) erwähnten Punkt zu berichtigen. Wir ſprachen von den glänzenden Einnahmen der franzöſiſchen Autoren, die ſie von den deutſchen Theatern zögen, und zwar mit beſonderer Rückſichtnahme auf Victorien Sardou, als dem am meiſten überſetzten und bei uns aufgeführten franzöſiſchen Dramatiker. Unſere Auffaſſung, die in Deutſchland indeß allgemein verbreitet iſt, beruht nichtsdeſtoweniger auf einem Irrthum. Victorien Sardou hat uns ſelbſt geſtanden, daß er von Deutſchland aus noch nicht die geringſte Einnahme gehabt. Da einige ſeiner Stücke in Deutſchland für Repertoireſtücke gelten können und an großen Tantièmenbühnen geſpielt werden, ſo iſt dieſe Thatſache allerdings auffallend. Die internationalen Verträge, die neuerdings zur Geltung gekommen ſind oder deren Abſchluß in Ausſicht ſteht, wie dies mit dem Vertrag zwiſchen Frankreich und Oeſterreich der Fall iſt, werden dem geiſtigen Eigenthum nach dieſer Seite hin den wünſchenswerthen Schutz verſchaffen. Doch ſollten ſchon vorher die Schriftſteller beider Nationen, ganz abgeſehen von den Paragraphen des Geſetzes, bei Aneignungen und Ueberſetzungen mit gegenſeitiger Anerkennung ihrer Eigenthumsrechte verfahren. Von ſeiten des Buchhandels iſt dieſe Rückſicht häufiger genommen worden, als von ſeiten der Bühnen. Es kommt dabei freilich in Betracht, daß man in Deutſchland für Ueberſetzungen und Bearbeitungen geringere Tantièmen und geringere Honorare zu bezahlen pflegt als für Originalſtücke, und da die deutſchen Honorare ſich gegenüber den franzöſiſchen durch ihre mikroſkopiſche Beſchaffenheit auszeichnen, ſo hat man ſich vielleicht bisher geſcheut die franzöſiſchen Schriftſteller dieſe Achilleusferſe unſerer literariſchen Zuſtände ſehen zu laſſen. Victorien Sardou hätte ſich vielleicht an ſein Schloß bei Saint-Cloud noch ein kleines Gartenhaus anbauen können, wenn er bisher von ſeinen Stücken in Deutſchland Tantième gezogen. Unſere neuliche Conjectur in Betreff des Carl-Theaters hat ſich indeß inſoweit beſtätigt, als Victorien Sardou von ſeiten der neuen Leitung dieſes Theaters für die Ueberlaſſung ſeiner letzten und ſeiner künftigen Stücke in der That ſehr anſtändige Offerten gemacht worden ſind, welche eine vollkommene und für deutſche Zuſtände glänzende Anerkennung ſeines geiſtigen Eigenthumsrechts enthalten.

Neuerdings hat die pariſer Bühne einige poetiſche Anwandlungen gehabt; die Journaliſtik hat Act genommen von dieſen „literariſchen" Erfolgen. Es waren zwei Anhänger der Victor Hugo'ſchen Richtung, Jacquerie und Bouilhet, welche mit ihren Dramen faſt gleichzeitig am Théâtre français und am Odéon die Winterſaiſon einleiteten.

Das Drama Jacquerie's: „Lo fils", hat indeß mit der Schule Victor Hugo's nur einen energiſchen dramatiſchen Stil gemein; im übrigen iſt es ein bürgerliches Sittenſchauſpiel, wie die andern jetzt auf der Tagesordnung ſtehenden Dramen, und dreht ſich um jene beliebten Conflicte der Vaterſchaft, welche den Angelpunkt der meiſten neuern franzöſiſchen Dramen bilden. Es ſind immer Variationen über daſſelbe Thema. Man könnte ein Schema dieſer franzöſiſchen Dramatik entwerfen, das ſich zuletzt auf einige von der Parentel handelnde Paragraphen des Code würde zurückführen laſſen. Nur in einem nicht unweſentlichen Punkt unterſcheidet ſich das Drama Jacquerie's von den Stücken ſeiner Zeitgenoſſen, in Bezug auf die Geſinnung des Helden. Der Held Jacquerie's hat einen chevalereſken Zug; er iſt bereit, Opfer zu bringen über das Geſetz hinaus, während man umgekehrt im heutigen Frankreich die Schranke der Geſetze zu umgehen ſucht, um ſeinen freien Neigungen zu huldigen. Wenn man die Vorausſetzungen des Stücks in ſchlichter juriſtiſcher Proſa erzählt, ſo werden ſich Publikum und Dichter in Deutſchland gleichmäßig wundern, wie man auf dieſen Grundlagen ein Drama aufbauen konnte. Ein Sohn erfährt plötzlich, daß er nicht der legitime Sohn ſeines Vaters, ſondern im Ehebruch erzeugt ſei. Obgleich im Begriff, eine Ehe nach dem Wunſch ſeines Herzens zu ſchließen, entſagt er am Tage der Hochzeit, weil er ſich nicht mehr für den rechtmäßigen Beſitzer ſeines väterlichen Vermögens hält und weil er, aus Rückſicht auf die Ehre der Mutter, der Braut und dem Schwiegervater nicht mittheilen kann, weshalb er, der vermögende Advocat, plötzlich verarmt iſt. Dieſe Mittheilung macht, gegen den Schluß des Dramas hin, die Mutter ſelbſt; der Schwiegervater zieht ſeinen Conſens nicht zurück, was für die Franzoſen ſehr rührend, nach unſern Begriffen aber doch eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt, und die Tochter ſchenkt der ehebrecheriſchen Mutter ihre hingebende Liebe, weil dieſe, um den Sohn zu rechtfertigen, das Geſtändniß nicht geſcheut hat, das ihre Ehre preisgibt. So ſchließt das Stück, nach vielen Rührungen, in vollkommen zufriedenſtellender Weiſe.

Das bürgerliche Rührſtück und Sittengemälde iſt bekanntlich nicht das Genre, welches Victor Hugo in Frankreich ausgebaut hat. Nach dieſer Seite hin hat Jacquerie der romantiſchen Richtung in ſeinen neuen Stücke keineswegs gehuldigt, und die Anhänger der ſtricten Obſervanz der Schule, wie ſie ſich noch in einzelnen Feuilletons der pariſer Zeitungen finden, erkennen auch in dem Drama Jacquerie's mehr ein Zugeſtändniß an den Zeitgeſchmack als eine berechtigte Fortbildung des Victor Hugo'ſchen Genre. Gleichwol hat der Stil Jacquerie's eine Energie des Ausdrucks, welche ihn dem Stil des verbannten Meiſters nähert, und auch die Zeichnung einzelner Charaktere, wie des Wucherers, weiſt unverkennbar auf das Vorbild deſſelben hin. Die Bühnentechnik ſelbſt iſt in dem Stück, deſſen Aufbau in den drei erſten Acten meiſterhaft genannt werden darf, von großer Vortrefflichkeit.

Ein anderer Dichter der Victor Hugo'ſchen Schule, Louis Bouilhet, hat den Verſuch gewagt, die Franzoſen wiederum für ein hiſtoriſches Drama zu intereſſiren, ein Verſuch, der, wie es ſcheint zum großen Staunen aller Betheiligten, gelungen iſt. Die Aufführung der „Conjuration d'Amboise" am Odéon war von dem günſtigſten Erfolg begleitet; ja die Pariſer zeigten, daß ihnen der Sinn für die Schönheit der dichteriſchen Form keineswegs verloren gegangen iſt. Verſe von melodiſchem Schwung, Bilder von dichteriſchem Adel wurden beklatſcht in einer Weiſe, wie dies in Deutſchland nicht Brauch iſt, wo das Publikum ſolchen einzelnen dichteriſchen Schönheiten keine Aufmerkſamkeit ſchenkt, ja nur zu ſehr geneigt iſt, mit einem großen Theil der Kritik darin eher Auswüchſe zu finden, welche die Harmonie des dramatiſchen Organismus gefährden. Und doch ſind die Dramen Schiller's und Shakſpeare's mehr durch ihre dichteriſchen Schönheiten unſterblich geworden als durch die Vorzüge ihrer künſtleriſchen Compoſition, welche gerade in den beliebteſten Stücken oft zu den begründetſten Einwendungen Veranlaſſung gibt.

Freilich, ein Drama von ſo lockerm Zuſammenhalt wie „La conjuration d'Amboise" von Bouilhet würde in Deutſchland einen ſchweren Stand haben. Der Dichter hat der Geſchichte nur einzelne Charaktere entlehnt, im übrigen aber die hiſtoriſche Unterlage, die ohne Sinn für den geſchichtlichen Genius und die Bedeutung der Epoche behandelt iſt und ſich überdies ganz unſern modernen Sympathien entzieht, nur dazu benutzt, eine romantiſche Liebesgeſchichte aufzubauen, etwa in der Art, wie Tromlitz und van der Velde dies in ihren geſchichtlichen Erzählungen gethan haben. Dieſe Liebe, die natürlich nicht ohne ehebrecheriſchen Beigeſchmack iſt, um die wahre Rührung hervorzurufen, deren ein pariſer Herz fähig iſt, die aber durchweg mit platoniſcher Reſerve dargeſtellt wird, findet in einzelnen Situationen, namentlich in der Kerkerſcene des letzten Acts, einen dichteriſch ſchönen, auch dramatiſch ergreifenden Ausdruck. Der eigentliche Held des Dramas, Condé, hat etwas von unſerm Egmont — den leichtblütigen Zug, nur daß derſelbe ſchärfer, bis zu bacchantiſchem Uebermuth, bis zu beißen-

der Persiflage selbst dem drohenden Tode gegenüber, ausgeprägt ist. Auch König Franz ist ein scharf gezeichnetes Charakterbild; der Narr wie aus einem Drama Victor Hugo's entsprungen. Es sind geistige Funken aus der Gedankenschmiede des Dichters von Guernsey, aus den „Contemplations", welche dieses Drama durchleuchten. Bonilhet ist ein Poet; doch sein Drama nur eine Reihe von Skizzen und Tableaux, ohne Einheit der Handlung, ohne Einheit des Grundgedankens. Der historische Rahmen ist willkürlich für eine Handlung gewählt, die zu allen Zeiten hätte spielen können. Wenn die französische Kritik das geschichtliche Drama für veraltet erklärt, so hat sie recht gegenüber derartigen Productionen; das wahre geschichtliche Drama bleibt auch für Frankreich eine Aufgabe der Zukunft.

Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift.

Die handschriftliche Ueberlieferung des Nibelungenliedes, wenn wir uns dieses allgemeinen und populären Namens für alle Redactionen bedienen, ist bekanntlich schon eine überaus reiche. Die große Menge der Bruchstücke läßt es freilich in hohem Grade bedauern, daß eine frühere pietätlose Zeit die kostbaren Schätze der Literatur verwüstete — um des Pergaments und Papiers willen. Aber jedes Bruchstück, so gering es sein mag, gibt Zeugniß von der einstigen Beliebtheit unsers Nationalepos, ganz abgesehen von dem Werthe, den es bald mehr, bald minder für die Textkritik haben kann. Vollständige und unverletzte Handschriften vom Nibelungenliede werden wir kaum mehr erhoffen dürfen, dafür sind unsere Bibliotheken schon hinlänglich untersucht, aber Bruchstücke wird die Gunst des Zufalls wol noch öfters an das Licht gelangen lassen. So haben sich vor kurzem ziemlich umfangreiche und innerlich werthvolle Bruchstücke einer Papierhandschrift des 14. Jahrhunderts in der Schweiz gefunden, deren Veröffentlichung wir dem hochverdienten und immer rüstig schaffenden Wilhelm Wackernagel verdanken: „Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel" (Basel 1866). In einer dem Texte folgenden Abhandlung bespricht der Herausgeber die Eigenthümlichkeit der Bruchstücke, welche alle in die zweite Hälfte des Epos fallen, und knüpft daran eine kurze Betrachtung über den Charakter der Nibelungen als Volks- und Kunstgedicht, die man, da die Nibelungenfrage immer noch eine schwebende ist, gern und mit Interesse lesen wird, auch wenn man mit den geäußerten Ansichten nicht durchaus übereinstimmen kann. Weiterhin werden die für die Textkritik wichtigen Verhältnisse berührt, und eine fleißige grammatische Zusammenstellung der sprachlichen und insbesondere mundartlichen Merkmale bildet den Schluß.

Bibliographie.

Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart. Vier öffentliche Vorträge von Bluntschli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. Elberfeld, Friderichs. Br. 8. 15 Ngr.

Bodschlag, W., Schleiermacher als politischer Charakter. Rede. Berlin, Rauh. 16. 6 Ngr.

Bibliothek deutscher Classiker. Eine Auswahl des Schönsten und Gediegensten in Poesie und Prosa aus ihren sämmtlichen Werken. Für Schule und Haus. 12 Bände. Leipzig, Hartmann. 16. 2 Thlr.

Brandes, F., Die Verfassung der Kirche nach evangelischen Grundsätzen. 2 Bde. Elberfeld, Friderichs. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Buff, H. L., Ein Blick auf die Geschichte der Chemie. Erlangen, Enke. Lex.-8. 4 Ngr.

Doyé, A., Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. 16. 15 Ngr.

Dudik, B., Waldstein's Correspondenz. Eine Nachlese aus dem k. k. Kriegsarchive in Wien zu dem Werke: Waldstein von seiner Entsetzung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Ober-Commando's etc. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Edelina, C., Der Olymp in Reimen. Bern, Heuberger. 8. 5 Ngr.

Eberwein, J., Kriegsbilder aus den Kämpfen von 1866. Rudelstadt, Müller. 12. 5 Ngr.

Eichheim, M., Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. Neue Schlaglichter auf alte Geschichten. Neuburg a. D. 8. 1 Thlr.

Ernestl, Luise (Malwine v. Humbracht), Zwei Fürstinnen. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Escher, H., Erinnerungen seit mehr als 60 Jahren. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fabri, F., Die politischen Ereignisse des Sommers 1866. Ein Wort zur Verständigung und zum Frieden zwischen Nord- und Süddeutschland. Barmen, Langewiesche. Br. 8. 15 Ngr.

Fastenrath, J., Klänge aus Andalusien. Romanzen. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. Wien, Gerold's Sohn. 8. 12 Ngr.

Flammberg, G., Der Feilenhauer. Eine Erzählung. 3 Bdchn. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 Thlr.

Gewissen, Glauben, Civilisation. Ein Compass mehr zur Orientirung in der heutigen Weltlage. Von einem Laien. Brixen, Theolog. Verlags-Anstalt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Goosmanniade. Historisches Drama. Bremen, Tannen. 16. 15 Ngr.

Glaubrecht's, O., ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Hafermann, H., Das neueste Stadium des Kampfes zwischen Unglauben und Glauben. Eine Zeitpredigt. Aurich, Spielmeyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Helenens Fehler. Von der Verfasserin von Adelaide Lindsay. Frei übersetzt von Emma Franz. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 16 Ngr.

Heyse, P., Fünf neue Novellen. Die Sammlung. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Herchenbach, W., In's Herz getroffen. Geschichte eines Landwehrmannes im Kriege von 1866. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 5 Ngr.

Hilgers, Karl der Große und die natürlichen Grenzen Frankreichs. Deutsche Beleuchtung des französischen Versuches, das vermeintliche Recht auf die sogenannten natürlichen Grenzen geschichtlich zu begründen. Saarlouis, Stein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Höcker, G., Sein und Nichtsein. Eine Erzählung. Jena, Costenoble. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hoffmann, P., Kirchenpolitische Briefe aus Schwaben. 1stes Heft. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoolemann, H. G., Neue Bibelstudien. Leipzig, Brodt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Janicke, K., Ueber Magdeburgische Häusernamen. Ein Vortrag. Magdeburg, Baensch. 8. 4 Ngr.

Joël, M., Don Chasdai Creska's religions-philosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse dargestellt. Breslau, Schletter. Gr. 8. 15 Ngr.

Justi, C., Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Winckelmann in Deutschland. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr.

Karajan, T. G. v., Abraham a Sancta Clara. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kaiser, F., Friedrich Beckmann. Heiteres — Ernstes — Trauriges aus seinem Leben. Erinnerungen. Wien, Wallishausser. 8. 10 Ngr.

Kálay, A., Licht- und Schattenbilder zur Charakteristik des ungarischen Landtages. Pest, Gebr. Lauffer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Kamphausen, A. H. H., Das Gebet des Herrn erklärt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 24 Ngr.

Kecskeméthy, A. v., Graf Stephan Széchenyi's staatsmännische Laufbahn, seine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanstalt und sein Tod. Pest, Gebr. Lauffer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kessel, K. v., Die letzten Thränen. Roman. Leipzig, Purfürst. Br. 8. 15 Ngr.

Kilian, K., Epheublätter auf Wiege und Grab. Stuttgart, Oetinger. 16. 24 Ngr.

Klaiber, J., Das Märchen und die kindliche Phantasie. Vortrag. Stuttgart, C. G. Liesching. Br. 8. 7½ Ngr.

Kleike, H., Ein Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Kohl, J. G., Der Raths-Weinkeller zu Bremen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Köpke, R., Das Ende der Kleinstaaterei. Ein Kapitel aus Deutschlands neuester Geschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Krenkel, M., Wider den Ultramontanismus in Sachsen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Wo wohnt das Glück? Original-Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Kugler's, F., Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Grossen. 3te Auflage. Nach der von Dr. J. Burckhardt besorgten 2ten Auflage neu bearbeitet und vermehrt von H. Freih. v. Blomberg. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Lennep, J. v., Jacoba von Baiern. Historisch-romantische Erzählung. Im Versmaße des Originals aus dem Holländischen übersetzt von E. Wegener. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lewald, A., Moderne Familiengeschichten. 3 Bde. Schaffhausen-Gurtler. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Lewitzka, Emilie v., Gedichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fünfundzwanzig Jahre

aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern Tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sarsena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben von

einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Achte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer achten Auflage dieses reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erscheint:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von

Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was ist die Wahrheit von Jesu?

Zeitfrage und Bekenntniß

von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 1 Thlr.

In vorliegender Schrift versucht es der dem deutschen Publikum durch seine gediegenen historischen Romane seit lange bekannte Verfasser, der aber auch von Jugend auf an den religiösen Zeitfragen lebhaftes Interesse nahm, die Frage nach der Wahrheit von Jesu, und wie die Glaubensbedürftigen unter den gebildeten Laien sich zwischen Dogma und Wissenschaft ihr gegenüber einzurichten hätten, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung entgegenzuführen. Auch neben den Werken von Renan, Strauß und Schenkel dürften diese mit Ernst und überzeugender Wärme geschriebenen religiösen Confessionen die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 48. — 29. November 1866.

Inhalt: Friedrich Rückert. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Literatur über Dante. Von Theodor Paur. — Vom Büchertiſch. — Herder als Religionsphiloſoph. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Rückert.

Der Vertreter weſtöſtlicher Gedankenlyrik, der Brahmane von Neuſes, der in dieſem Jahre der deutſchen Nation durch den Tod entriſſen wurde, hat einen Biographen gefunden, der uns ein Geſammtbild ſeines Lebens und Wirkens in volksthümlich-anſprechender Form entrollt:

Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen von C. Beyer in Koburg. Drei Bücher. Koburg, Sendelbach. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als Hauptvorzüge des Werks bezeichnen wir von vornherein, einmal daß der Verfaſſer nirgends in jenen überſchwenglich panegyriſchen Ton verfällt, welcher derartige Werke in akademiſche oraisons funèbres verwandelt, ſodaß das Thatſächliche nur vorhanden ſcheint, um die oratoriſchen Lücken auszuſtopfen; dann aber daß mit Recht die vollkommene Vertrautheit des Leſers mit dem behandelten Stoffe nicht vorausgeſetzt wird, ſondern daß wir durch das Werk ſelbſt mit dem Dichter und ſeinen Dichtungen erſt vertraut gemacht werden. Hierzu trägt die Inhaltsangabe der Hauptwerke weſentlich bei, nicht minder die zahlreichen Gedichte und Stellen aus den Gedichten, die uns mitgetheilt werden.

Bei der Vorliebe unſerer Zeit für die exacten Wiſſenſchaften ſollte „das Exacte" auch in denjenigen Wiſſenſchaften mehr berückſichtigt werden, welche mit Zahl und Ziffer, mit techniſcher Anſchauung und mathematiſchem Beweis nichts zu thun haben. Wir meinen damit durchaus nicht, daß man die Literaturgeſchichte ſtatiſtiſch behandeln oder mit peinlicher Chronologie in allerlei Epochen zerſtückeln ſollte, das wäre eine verkehrte Exactheit, deren ſich manche Literarhiſtoriker ſchuldig machen, welche darüber die rechte verſäumen. Dieſe beſteht aber darin, daß man nicht über die Poeten von oben herab urtheilt, von allgemeinen literariſchen Standpunkten, von hiſtoriſchen, ſittlichen, philoſophiſchen Geſichtspunkten aus, als deren gewichtiger Vertreter der Literaturgeſchichtſchreiber ſich offenbart und die Erſcheinungen, die er beſpricht, dann verhüllt in dem aufgewühlten olympiſchen Staube der Arena, ein Verfahren, das zuletzt nur dem dünkelvollen Selbſtgefühl des Kritikers zugute kommt: nein, ſie beſteht in der liebevollen Vertiefung in die dichteriſche Eigenthümlichkeit, in der Herausgeſtaltung des dichteriſchen Charakters aus ſeinem eigenſten und innerſten Kern, ſodaß der Leſer ein klares und ſcharfbeſtimmtes Bild des Dichters und ſeiner Werke erhält. Mindeſtens ſind wir mit Recht gegen jede Kritik mistrauiſch, die uns zumuthet, daß wir uns mit ihren Cenſurnummern begnügen, ihre von oben herab verhängten Urtheilsſprüche unterſchreiben, ohne daß ſie es der Mühe werth hält, uns den Dichter näher zu führen, uns die Probe auf das Exempel der Kritik möglich zu machen.

Unſere Literaturgeſchichte nimmt nicht, wie ſie ſoll, der Dichtung gegenüber eine dienende Stellung ein; ſie begnügt ſich nicht einmal damit, ſie zu hofmeiſtern; ſie verſucht ſogar, ſie zu erſetzen und zu verdrängen. Wie Falſtaff's Rekruten Futter für Pulver, ſo ſind die Dichter Futter für die Literaturgeſchichte. Die Literarhiſtoriker erſcheinen als die großen Männer, die Dichter geben nur das Piedeſtal für die Größe derſelben her. Und in der That iſt es in Deutſchland bereits ſo weit gekommen, daß man die Literaturgeſchichten lieſt, während man die Dichtungen zu leſen verabſäumt, und daß jene mehr Auflagen erleben als dieſe.

Ein ſo offenbares Misverhältniß wird nur dann erträglich, wenn die literarhiſtoriſchen Schriften wenigſtens ein Charakterbild der Dichter liefern. Dies iſt in der Beyer'ſchen Schrift der Fall, und bei dem Thema, das ſie behandelt, muß es ihr ſogar als doppeltes Verdienſt angerechnet werden. Denn Friedrich Rückert gehört keineswegs zu den Dichtern, die ebenſo bekannt wie berühmt ſind. Von ſeinem weit ausgebreiteten poetiſchen Schaffen und wiſſenſchaftlichen Wirken iſt ein großes Gebiet der Nation und dem Leſepublikum eine terra incognita geblieben. Einige ſeiner erſten Gedichte, namentlich der „Liebesfrühling" und der einbändige Auszug aus ſeiner größern Gedichtſammlung, dann wieder einzelne Sprüche aus der „Weisheit des Brahmanen" ſind volksthümlich geworden und in die weiteſten Kreiſe des gebildeten Publikums gedrungen; doch das iſt immerhin nur der Extract einer bändereichen Production. Die große

Mehrzahl der übrigen Schriften gehört dem Geheimcultus der Literaturgeschichten an. Doch da auch das große Publikum ex ungue leonem erkannt hat, so wird es gewiß den Wunsch hegen, sich das Gesammtbild des Dichters möglichst zu vervollständigen. Und zur Erfüllung dieses Wunsches liefert das Beyer'sche Werk einen schätzbaren Beitrag. Beyer sagt in der Einleitung:

Friedrich Rückert steht als einzige Erscheinung in der ganzen Literaturgeschichte vor unserer Seele. Er hat Goldkörner aus allen Poesien gesammelt, um sie auf deutschem Boden auszustreuen, er hat fremdländische Melodien und Formen in einer Weise aufgenommen, daß sie sein eigenstes Eigenthum wurden und die deutsche Sprache nicht nur umhängten, wie ein neuer Mantel, sondern eine neue Gestalt schufen, durch fremde Sitte und Gewohnheiten nur veredelt und gehoben.

Durch seine freien Uebersetzungen hat er der deutschen Sprache einen großen Schatz neuer Wendungen, Zusammensetzungen und flüssiger Wortformen gegeben, wie 300 Jahre vor ihm Fischart. Schon früh von der Natur zum dichterischen Genius angelegt, hat er sich an den Weisen und Takten persischer, indischer und arabischer Lieder zu dem gebildet, der er wurde. Wer die Heldenlieder und Liebeslieder der Hamâsa, die brahmanischen Erzählungen, Geschichten, Sprüche und seine morgenländischen Epen gelesen, dem wird es klar, wie Rückert in seiner Lyrik zu jenem detaillirten Blick des poetischen Gefühls kam, mit dem er den kleinsten und sonst gewöhnlich scheinenden Erlebnissen und Dingen die poetische Seite abzulauschen und sie wie tändelnd und gleichsam dem Winde hinstreuend auf das Papier zu werfen wußte; dem wird es auch klar werden, wie eine solche Fülle von Liedern, die einem Gegenstand immer wieder neue Reize abzugewinnen oder immer wieder poetischen Charakter zu verleihen im Stande ist, in seiner Seele liegen konnte.

Die echte Poesie aller Völker ist ihm nur eine Sprache, jene, deren Töne im Paradies erklungen sind und die auch das dumpfe Geflöhne der Wüstenglutwinde wiedergab. Darum arbeitete er, die nordische Nacht mit einem Abglanz von des Südens Glut zu erheitern.

Das folgende Buch versucht es, diesen Reichthum der Rückert'schen Poesie inhaltlich vorzuführen und allgemeiner verständlich zu machen, als dies bisjetzt der Fall ist. Es nimmt die äußern Lebensmomente des Dichters zum Faden, an dem die allmähliche Entwickelung und der Gang seines poetischen Geisteslebens aufgereiht werden, sodaß sich zeigt, inwieweit die dichterischen Erzeugnisse Rückert's durch seine Lebensverhältnisse bedingt waren. Den Stoff für die äußern Lebensereignisse des Dichters boten uns theils seine eigenen Werke, theils die Notizen in ältern und neuern Aufsätzen über Rückert, vorzüglich aber mündliche und schriftliche Mittheilungen von ehrenwerthen Personen, die den Dichter und Gelehrten näher kannten und in deren Wahrhaftigkeit nicht der leiseste Zweifel zu setzen ist.

Er nennt sein Werk ein Handbuch für des Dichters Verehrer und für alle, die keine Vorurtheile philosophischer oder poetischer Schulen mitbringen, und ein Lesebuch für solche, welche die Rückert'schen Werke selbst nicht lesen können.

Aus Rückert's Kinderjahren erfahren wir manches Neue. Der Dichter war am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren, wo sein Vater als Advocat lebte. Seine Mutter war eine aufgeweckte gescheite Frau mit glänzend dunkeln Augen, die sie auch auf den Sohn vererbte. Rückert freute sich später nicht wenig dieser Erbschaft, als er findet, daß auch seine Frau und seine Knaben mit den Feuerblicken zunderschwarze Augen haben. Eine wahrhaft poetische Kindheit verlebte der Dichter in dem Dorfe Oberlauringen.

Es wird von der Straße berührt, welche direct Schweinfurt mit Königshofen verbindet. Nach dem letztern Städtchen unternahm der kleine Friedrich einmal eine Wanderschaft, die ein komisches Ende fand. Er beabsichtigte, die Stadt zu durchgehen und auch noch eine Strecke Wegs weiter zu wandern. Königshofen hatte aber merkwürdigerweise nur ein Thor und so gelangte er, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen, wieder zu demselben heraus, sich sagend, das Land ist doch noch schöner von dieser Seite, als von jener. Muthig schritt er weiter, bis er auf einmal wieder den Kirchthurm seines Oberlauringen erblickte und das heimische Glockengeläute vernahm. Er hat die Welt umwandert und wundert sich blos, daß er wieder zu derselben Seite einzieht, aus welcher er weggegangen.

Der benachbarte katholische Pfarrer Neurer in Großenbarrdorf rief in dem Herzen des Knaben das erste Interesse für Dichtkunst und Malerei wach. Der Kaplan des Pfarrers erzählte gern von Reisebeschreibungen und Sitten fremder Völker und erweckte das Interesse seines jungen Zuhörers für die Poesie des Morgenlandes. Beyer erhellt die harmlose Jugendidylle durch die Streiflichter, welche aus seinen spätern Dichtungen auf dieselbe fallen. Wie früh entwickelt Rückert war, spricht er selbst in der „Weisheit des Brahmanen" aus:

Zwölf Jahre war ich alt; da hatt' ich ohne Fleiß
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.

Während der Knabe sich bereits in ein hausbackenes Landmädchen verliebt hatte, faßte der Jüngling eine lebhafte Neigung zu seiner Freundin Agnes Müller, der er, als sie im Jahre 1812 starb, jene schönen Sonette: „Agnes' Todtenfeier", widmete. Beyer meint von diesen 41 Sonetten, daß sie an Innigkeit und Zartheit der Empfindung sowie an Vollendung der Form die besten sind, welche deutsche Lyrik hervorgebracht hat. Sie haben jedenfalls mehr Fluß und Guß und ungetrübte Bewegung des Gefühls als manche spätern; auch paßte der Stoff für die Sonettenform weit besser als die Kriegsthaten, die Rückert in den „Geharnischten Sonetten" feierte. Auch einige andere Gedichte sind der schönen Agnes Müller gewidmet, z. B. „Die Locke der Begrabenen", „Das Meer der Thränen".

In das Jahr 1813 fallen die reizenden Kinderlieder: „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen"; „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", Lieder, die Rückert seinem Schwesterchen Marie zum Christfest dichtete.

Den von uns mehrfach ausgesprochenen Tadel über die ungeeignete Form der „Geharnischten Sonette" wiederholt Beyer, indem er zugibt, daß einem hochdithyrambischen Aufschwung und der Kriegstrompete, der durch die knappern Takte des Sonetts eine gewisse gemäßigtere Tour aufgelegt wird, eine freiere Form besser gestanden hätte. Ebenso stimmt er mit uns im Tadel der 14 „Spott- und Ehrenlieder" überein:

An Werth den „Sonetten" weit nachstehend, enthalten sie manches Unästhetische, wie sie denn auch eine gewisse Schadenfreude in einer Weise zur Schau tragen, die vom ethischen

Standpunkt an einem Kunſtwerk immer zu tadeln iſt. Mancher Tapfere, wie Ney, der wie ein Held für ſeinen Kaiſer geſtritten und in den Tod gegangen iſt, hat den Spott auch nicht verdient.

Rückert's Leben war in jenen Jahren, in denen er dieſe Gedichte veröffentlichte, ein vagabundirendes, ohne feſten Wohnſitz. Anfangs ſtudirte er Jura in Würzburg, ſpäter hielt er ſich in Hildburghauſen auf; dann ſetzte er ſeine Studien in Jena fort, wo er ſich 1811 habilitirte. Von hier ging er als Gymnaſiallehrer nach Hanau; nach kurzer Zeit verließ er dieſe Stellung und begab ſich nach Nürnberg, einen Wohnort, den er wieder mit Hildburghauſen, Koburg, Würzburg und zuletzt mit Stuttgart tauſchte. Er führte ein Wanderleben, wie Abu Said, der Held der „Makamen". In Stuttgart übernahm er 1816 die Redaction des „Morgenblatt". Beyer ſchiebt hier eine Beſprechung der damals entſtandenen Gedichte und mehrerer Vorgänger und Nachzügler ein, mit der man ſich im ganzen einverſtanden erklären darf. Mit Recht nennt er „Die ſterbende Blume" hinſichtlich des lyriſchen Werths eins der bedeutendſten poetiſchen Producte und bezeichnet das Gedicht „Edelſtein und Perle", das 1823 zuerſt in der „Urania" erſchien, als Diamant in der Dichterkrone unſers Genius, indem er hier ſelbſt das Lebloſe zu beſeelen gewußt durch die Liebe, ohne welche die Welt im Dunkeln geblieben wäre, und indem er ſich in der Form der Terzine neben Chamiſſo geſtellt habe.

Im Jahre 1817 reiſte Rückert nach Italien; die italieniſchen Reiſebilder in Verſen, welche die Frucht des Aufenthalts in Heſperien waren, ſtellt Beyer nicht ſonderlich hoch:

Von Neapel, Puteoli, dem Veſuv, Capri, Poſilippo gibt er niedliche Genrebilder, die mehr beſchreibend ſind und einen Anhauch von Heimweh tragen, daher den großartigen Gedichten Platen's über Rom und Neapel nicht zu vergleichen ſind.

Bei ſeiner Rückkehr von Italien machte Rückert in Wien 1818 die Bekanntſchaft des berühmten Orientaliſten J. von Hammer-Purgſtall, die für ſein ganzes Leben und für die Richtung ſeiner Poeſie beſtimmend wurde, indem Hammer-Purgſtall ihn auf die Blüten des großen Dichtergartens des Orients hinwies. Ehe indeß der Dichter ſich dieſen Studien mit ausdauernder Begeiſterung hingab und die Früchte aus Hafis' und Saadi's Fruchtgarten erntete, ſchrieb er noch ein deutſches Idyll von echt ruſticalem Behagen, die 70 niedlich gebauten Sonette „Amaryllis", die der ſchönen und naiven Marie Eliſabetha Geuß galten, welche Beyer mit Goethe's ſeſenheimer Friederike vergleicht. Ueber dieſe „Amaryllis" erhalten wir die folgenden, bisher wenig bekannten Mittheilungen:

Unweit Ebern, an der Straße nach Pfarrweißach, liegt ein großes, ſchönes Wirthshausgebäude, die „Specke" genannt, welches ſich einer bedeutenden Frequenz erfreute. Die Familie Geuß, in deren Beſitz es heute noch iſt, lebte ſchon lange dort. Der Bruder unſerer „Amaryllis" iſt noch jetzt der Beſitzer des Gaſthauſes und der neben dieſem erbauten Mühle. Am Wirthſchaftshof befindet ſich ein ſchöner Garten, der im Sommer als Geſellſchaftsplatz benutzt wurde. Hinter den Oekonomiegebäuden fließt die Baunach, ein fruchtbares, langes Wieſenthal durchlaufend und die Mühle treibend, welche zur „Specke" gehört. Das nahe, angrenzende freiherrlich von Rothenhahn'ſche Schloß mit Park, der Cyrichshof, gibt der Gegend ein wohliges, gehäbiges Anſehen.

In dieſes liebliche Thal, in welchem man nur des Waldbachs und der Mühle Rauſchen hörte, führten faſt täglich die Spaziergänge unſern jungen Dichter, wenn er ſeinen Vater beſuchte. Fand er doch in dieſem Thal jene Landblume, die er ſich poetiſch geſtaltete. „Marielies" mußte ihm, wie er ſelbſt in einem Sonett vom Jahre 1827 ſagt, den Namen tauſchen in „Amaryllis formoſiſſima". Dieſe ländliche „Zierglitze" iſt eine junge, wilde Hecke, die nur Dornen trägt und von der er ahnt, daß ſie ſeinem Herzen des Sommers Luſt zernagen werde.

Den Kopf voll Poeſie aus fremden Landen,
Das Herz voll Liebesträum' aus andrer Zone,
Nachtwandelt' ich den Tag des Lebens, ohne
Mich zu verſtehn, und ach, von wem verſtanden?

Was meine Blick' im engſten Kreiſe fanden,
Ergriff mein Trieb und bildet' es zum Tone:
Aus Ginſter flocht ich manche Palmenkrone,
Spinnwebe web ich oft zu Zauberbanden.

Beyer gibt nun eine eingehende Analyſe dieſes Sonettenkranzes, an welchem wir doch hin und wieder eine Ungleichheit der dichteriſchen Behandlung rügen möchten, indem der Ton wol meiſtens für eine derbe Dorfidylle zu hoch gegriffen iſt. Von einzelnen Beigaben, wie z. B. dem Gedicht vom mitheimgetragenen Flöhchen, meint Beyer, daß ſie freilich nicht in das Boudoir einer feinen Dame paſſen. Roſenkranz in ſeiner „Aeſthetik des Häßlichen" führt das Gedicht Rückert's als ein Beiſpiel des „Kleinlichen" an: „Ein Liebhaber, der ein Flöhchen der Geliebten beſingt; ein Liebhaber, der ſich vom Regen abhalten läßt, zur Geliebten zu gehen; ein Liebhaber, der ſich mit ſeinem Affect recht bequem auf das Sofa hinſtreckt und nun die Kreuz- und Querzüge des lieben Flöhchens betrachtet, iſt ungeheuer proſaiſch." Ueber den weitern Verlauf des Erlebniſſes, welches den Stoff zum Gedicht „Amaryllis" hergab, berichtet Beyer:

Im Sommer 1812 vertauſchte Rückert auf längere Zeit den Aufenthalt bei ſeinen Aeltern mit der Wohnung auf der Specke, wo man ihm das beſte Zimmer eingeräumt hatte. Hier hat er oft Liebeslieder an Marielies übergeben, welche aber ohne Verſtändniß für ſeinen Werth und ſeine Zuneigung einmal ſo weit ging, die größere Sammlung „Amaryllis", die er für ſie beſonders hatte drucken laſſen, im Aerger zu zerreißen. Wehmüthig ſprach er: „Du haſt mir ein Stück aus meinem Herzen geriſſen", und doch konnte er ihr nicht zürnen. Als er wieder mit ihr unter dem ſchattigen Fliederbaume neben der Holzlage ſaß, ſprach er ihr ſeine Verzeihung aus.

Sie konnte nicht begreifen, wie er wol ſeine ſchönen Gedichte ſchaffe. Sie war deshalb auf den Gedanken gekommen, von der neben ſeinem Zimmer liegenden ſogenannten Preußenſtube aus (wo früher die preußiſchen Werber ihr Quartier aufgeſchlagen hatten) ein Loch durch die Wand zu bohren. Da ſah ſie ihn denn in ſeiner Stube ſinnend auf- und abgehen, ſich dann auf ſein Bett ausſtrecken und ſo liegend auf ein Blatt Papier, welches er in der Hand hielt, ſeine Gedanken niederſchreiben. In der That hat Rückert auch in ſeinem ſpätern Alter viele ſeiner Haus- und Jahreslieder auf der Ruhebank der neuſeſer Laube in derſelben Lage aufgezeichnet.

Das Verhältniß zu der Geliebten hatte ſich trotz ihrer Sprödigkeit doch endlich ſo innig geſtaltet, daß ſie bereits auf dem Wege waren, in dem nahen Rentweinsdorf die Trauringe zu beſtellen, als gerade auf dieſem Wege durch den Spott einer Bekannten von Marielies das Band wieder zerriſſen wurde.

Eine ſehr ausführliche Analyſe gibt Beyer von dem „Liebesfrühling", dem wegen ſeiner zartdeutſchen, innig-

minniglichen Färbung bekannteſten Liedercyklus Rückert's. Doch verdiente wol als charakteriſtiſch für Rückert hervorgehoben zu werden, daß er gleichzeitig die ſinnlich-erotiſchen „Oeſtlichen Roſen" ſchuf. Wenn er jene zwingende Gewalt der Begeiſterung, durch welche der Dichter von ſelbſt die geeignete Form für ſeine Ergüſſe findet, in den „Geharniſchten Sonetten" und in der „Amaryllis" vermiſſen ließ, indem nur infolge einer reflectirten Wahl deutſche Kriegslieder und Dorfliebſchaften in der Dichtform des Petrarca beſungen werden konnten: ſo zeigte er jetzt die Kunſt, ſelbſt ſeine Gefühle dialektiſch zu ſpalten, ſeine Liebe nach ihrer platoniſchen Seite im „Liebesfrühling" nach den Muſtern deutſchen Minneſangs, nach ihrer ſinnlich-begehrenden in den „Oeſtlichen Roſen" nach dem Muſter des Hafis zu beſingen, ſodaß er ſich als Herr über ſeine Empfindungen, frei über denſelben ſchwebend, als ein Virtuos offenbarte, der auf den verſchiedenſten Inſtrumenten die gleiche Meiſterſchaft beweiſt, doch die volle harmoniſche Einheit inſtinctiv ſicherer Begeiſterung und wahlloſer Hingebung an den Drang des Herzens vermiſſen läßt.

Im Jahre 1826 wurde Friedrich Rückert als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Erlangen berufen.

Collegien hat Rückert nur wenige geleſen. Aus dem Lectionskatalog iſt dies nicht zu erſehen, weil er nie las, was er ankündigte. Auch iſt es nicht aus den Verzeichniſſen des Quäſtorats erſichtlich, weil Rückert meiſt publice las. Er ſcheint überhaupt nicht gern geleſen zu haben. So weiß man, daß, wenn ſich ungefähr zwei bis drei Studenten für ſein angezeigtes Colleg aufgeſchrieben hatten, unter welchem Umſtand er eigentlich hätte leſen müſſen, er einen neuen Bogen auflegte, wodurch dann natürlich nie die normale Zahl erreicht wurde. Einmal jedoch vereinigten ſich etwa vier bis fünf Studenten, die ihm näher ſtanden, zu einem Colleg über die Kleinen Propheten, und dieſes hielt er dann auch mit einem ſolchen Feuereifer, daß er nicht nur ſofort die Ueberſetzung in poetiſcher Form gab, ſondern auch oft zwei Stunden ſtatt einer las, wobei ihm ſeine Schüler voll Begeiſterung zuhörten. In der That hatte ihm dies Colleg ſelbſt ſo gut gefallen, daß er von da an noch in zwei Semeſtern las.

Dieſe Collegien hielt er in ſeiner Wohnung und zwar in dem weſtlichſten Zimmer derſelben. Zwiſchen dieſem Zimmer und ſeiner Studirſtube waren noch zwei kleinere Stuben, während auf der andern Seite des Eckzimmers noch das große Kinderzimmer ſich befand. Vor dem Hauſe und von der Straße nur durch einen hölzernen Lattenzaun getrennt, hatte Rückert ein Gärtchen, welches ſich ſeitlich an die Mauer anlehnte. Es wird jetzt das Gewerbeſchulgärtchen genannt. Hier befindet ſich am ſüdöſtlichen Ende eine kleine Laube, von der Mauer und dem Zaune, der hier in einem Winkel zuſammentreffen, begrenzt. Auf dieſes Gärtchen beziehen ſich die Lieder von dem Garten, ſeinen Kindern u. ſ. w. aus der erlanger Periode.

Ein Gärtchen, deſſen Räumchen
In ſich zuſammendrängt
Zwei Beetchen und ein Bäumchen,
Das übers Zäunchen hängt u. ſ. w.

Hier ſproßte eine bewundernswerthe Liederfülle aus ſeiner Seele. Dieſe Gedichte (1832—38) füllen die letzten Bände ſeiner „Geſammelten Gedichte"; ſie ſind weniger bekannt und beliebt; es iſt viel Singſang und viel Mattes in dieſer patriarchaliſchen Hauschronik. Gleichwol enthalten ſie auch des Schönen viel, und es iſt nur zu billigen, daß Beyer aus ihnen eine kleine geſchmackvolle Auswahl gibt. Ausführlich behandelt unſer Biograph dann die „orientaliſche Epik" Rückert's: „Die Makamen des Hariri", dieſe ſonderbaren Anekdoten und Plaudereien, „Nal und Damajanti", „Roſtem und Suhrab": Dichtungen, die alle wol einen Kreis von warmen Verehrern gefunden haben, aber doch nicht ſo bekannt geworden ſind, daß eine Inhaltsangabe und Analyſe derſelben nicht dem größern Publikum willkommen ſein ſollte.

Auch aus der „Weisheit des Brahmanen", dieſem geiſtſprudelnden Lehrgedicht, das uns mit einer Wolke von Gnomen und Epigrammen überſchüttet, theilt Beyer eine Zahl von Sentenzen mit, welche den Einblick in die Weltanſchauung eröffnen, aus der das Gedicht hervorgegangen iſt. In einem ſpätern Kapitel, das ſich mit der „Allgemeinen Kritik" Rückert's befaßt, erörtert Beyer die Frage: welche Stellung die didaktiſche Poeſie in der Poeſie überhaupt einnimmt, ob ſie als Verſöhnung, vielleicht als Identität von Poeſie und Speculation der Gipfel der Poeſie iſt, wie manche wollen, oder ob ſie überhaupt aus dem Gebiete der wahren Dichtung ausgeſchieden werden muß? Beyer ſelbſt pflichtet mit Recht keiner von dieſen beiden Anſichten bei. Das Höchſte, was die Poeſie erreichen ſoll, iſt allerdings nach ſeiner Anſicht die Erzeugung objectiver Geſtalten aus Natur, Seelenleben, Menſchengeſchlecht; weshalb die vollendete Form der Poeſie immer das Drama mit ſeiner Mannichfaltigkeit in der Einheit und mit ſeinen idealen Charakteren ſein wird. Wenn er nun ſpäter Gervinus theilweiſe recht gibt, der behauptet, daß die didaktiſche und geiſtliche Poeſie Zwittergattungen und unglückliche Geburten ſind, dann aber doch der Didaktik ihren eigenthümlichen Platz in der Poeſie bewahrt wiſſen will, indem ſie Jahrhunderte hindurch ihre große Miſſion gehabt habe und fernerhin haben werde: ſo vermiſſen wir die Vermittelung zwiſchen dieſen beiden ſich extrem gegenüberſtehenden Anſchauungen. Die Didaktik in jener Form, in welcher das Lehrhafte als ſolches ſich in den Vordergrund drängt, wie ſie z. B. in den zahlreichen großen Lehrgedichten über meiſt ſehr proſaiſche Themata vertreten iſt, fällt aus aller Poeſie heraus; denn ein Dichter, der inſtructiv werden will, kann nur Reimereien ſchaffen. Die Poeſie iſt für ihn nur das Mittel, welches durch den Zweck, die Kenntniſſe der Menſchen zu erweitern, geheiligt wird. Indem man derartige Lehrgedichte als Muſter der didaktiſchen Poeſie in ihrer unſterblichen Langweiligkeit hinſtellt, hat man der letztern einen ſchlechten Dienſt erwieſen.

Ganz anders verhält es ſich mit jener Gedankenpoeſie, welche über das All, den Menſchen, die Natur, das Leben ſich theils begeiſtert, theils ſinnvoll ausläßt. Ihre Berechtigung iſt ſo zweifellos, daß ſie ſogar für die höchſte Gattung der Poeſie, dieſer κατ' ἐξοχήν geiſtigen Kunſt gelten muß. Selbſtverſtändlich iſt, wie bei aller Poeſie, die Vorausſetzung, daß Form und Inhalt ſich decken, daß nicht der Philoſoph mit ſeiner dürren Metaphyſik zur Unzeit aus dem Dichter hervorguckt. Doch wo ein Dichter dem tiefen Gedanken die ſchöne Form verleiht: da hat er einen geiſtigen Schatz für die Ewigkeit geſtempelt. Ja,

man kann sagen, daß in diesem Sinn alle echte Poesie didaktisch ist und die dramatische in erster Linie. Die Größe der hervorragenden Dramatiker beruht besonders auf der Tiefe des ethischen Grundgedankens, der ohne äußere Aufdringlichkeit die innere Seele ihrer Dichtungen ist, und auf der Fülle geistigen Reichthums, der sich in ihren Sentenzen ausprägt. So war es wenigstens bei den griechischen Tragikern, so ist es bei Shakspeare, Goethe und Schiller! Wenn man in der neuern Zeit anfängt, eine Tragödie um so höher zu stellen, je geistesärmer sie ist, je weniger geistigen Inhalt, je weniger unvergängliche „geflügelte Worte" sie enthält, so kann dies nur eine vorübergehende Verirrung sein. Wenn man nun einen besondern Kreis der „didaktischen Poesie" absondert und in diese Hürde eine Schar von dickwolligen poetischen Schafen sperrt, welche von den Trägern der Electoralwolle auf das schärfste geschieden sind, so kann man freilich sagen: die didaktische Poesie taugt nichts; man müßte aber eigentlich sagen: diese schlechte Poesie hier bezeichnen wir als didaktische. Rückert's „Weisheit des Brahmanen" gehört sowenig wie Leopold Schefer's „Laienbrevier" und andere Gedichtsammlungen zu dieser schlechten Sorte didaktischer Dichtungen. Wo Tiefe der Weltanschauung, Begeisterung, originelles Gepräge dichterischer Form zu finden ist, da haben wir es immer mit Electoralpoesie zu thun.

Im Jahre 1841 folgte Rückert dem Rufe nach Berlin, wohin er durch ein ehrenvolles Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. berufen worden war.

Es ist manches für und wider Rückert's berliner Leben geschrieben worden. Als Thatsache bleibt stehen, daß er sich nie in die moderne Gesellschaft Berlins eingewöhnen konnte, und sich daher nie in diesem neuen Wohnsitz wohlgefühlt hat. Auch er war durch den mächtigen Aufschwung, den der öffentliche Geist (1840) zu nehmen schien, begeistert nach Berlin gekommen, um selbst mit Hand anlegen zu können an dem großen Werke der Wiedergeburt Deutschlands. Freilich hatte er diese auf andern Bahnen gesucht als das sogenannte Eichhorn'sche System, und er hat dies auch, namentlich seinem alten Freunde Schelling gegenüber, unumwunden ausgesprochen.

Es war die Zeit der hohen Politik in der preußischen Metropole, und die gefeierten Männer der Wissenschaft und des classischen Stils, Humboldt, Varnhagen u. s. w., machten auch im geheimen eifrig in diesem Genre. Rückert dagegen hatte sich, wie wir schon wissen, nachdem er die Krebsschäden diplomatischer Kunst eingesehen, ganz von der Politik zurückgezogen; sie war ihm ein Factor, der ihn nur in seinen brahmanischen Betrachtungen stören konnte.

> Zwei sind an der Ordnung jetzt,
> Ueber alle hoch gesetzt,
> Kritik und Politik,
> Die ich ehmals auch geschätzt,
> Aber abgethan zuletzt,
> Politik und Kritik.

Unversehens und ohne seinen eigenen Willen gerieth er in die Opposition und trat mit seinem grenzenlosen Freimuth offen und geradezu damit heraus. Und doch war er sich bewußt, positiv zu sein, freilich anders, als es die verstanden, die es zu sein behaupteten. So fühlte er sich sowol nach rechts wie nach links vereinsamt und galt dem einen als Revolutionär, dem andern als Reactionär. Natürlich war es, daß er sich von den Extremen beider Lager unter seinen Freunden zurückzog, z. B. mit Stahl hüben und Bettina drüben den Verkehr möglichst einschränkte und endlich ganz abbrach.

In die Zeit des berliner Aufenthalts fällt die unglücklichste Production Rückert's, die dramatische. Es ist bekannt, daß er selbst gerade auf seine Dramen großen Werth legte, nach Art und Weise der Dichter, die gern eine unglückliche Liebe zu Dichtgattungen hegen, die ihrem Talent versagt sind. Beyer nimmt die Partei dieser Dramen; er meint, daß er sich an ihnen sogar hinsichtlich der Technik der Scenen und der charakteristischen Momente in der Entwickelung erfreut habe; ja er theilt eine längere Scenenfolge aus „Christoforo Colombo" mit, um zu beweisen, daß Rückert's Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie von der Kritik zu wenig gewürdigt sind. Daß sich indeß in den Dramen eines begabten Dichters Spuren seines Talents finden müssen, ist wol selbstverständlich, und nur auffällig, wie wenig Körner unter einer solchen Fülle von Spreu in diesen Dramen zu entdecken sind. So fremdartig war dem Dichter diese Dichtgattung, daß sein lyrisches, ja sein didaktisches Talent sogar auf diesem Boden verkümmerte. Den Dramen fehlt es nicht nur an Technik, sondern auch an künstlerischer Architektonik, an dramatischer Pointirung, an einer Gestalten schaffenden Charakteristik, ja selbst an dichterischem Schwung. Wir glauben nicht, daß gegen dies einstimmige Urtheil deutscher Kritik noch eine Appellation möglich ist — auch die Zukunft wird keine Cassationsinstanz dafür bilden.

Ueber Rückert's letzte Lebensjahre, seine patriarchalische Zurückgezogenheit in Neuses, seine Familienverhältnisse, seinen Tod und sein Begräbniß erhalten wir bei Beyer manche dankenswerthe Aufschlüsse. Den Eindruck, den er selbst bei einem Besuch von der Persönlichkeit des greisen Dichters empfing, beschreibt er in folgender Weise:

> Als ich im Jahre 1857 von Nürnberg nach Koburg übersiedelte, machte mir Herr Dr. Frommann, erster Beamte am Germanischen Museum, das freundliche Anerbieten, mich an Rückert zu empfehlen. Mit welcher Freude nahm ich das Buch entgegen, welches mir den Weg zu dem größten lebenden Lyriker eröffnen sollte! Hatte ich den großen Dichter bisher nur in seinen Schriften bewundern können, so erfüllte mich jetzt, wie alle, die das Glück gehabt, ihn zu sehen und zu sprechen, die persönliche Begegnung mit der größten Zuneigung zu dem Menschen Rückert. Er empfing mich damals in seinem reizenden Garten. Eine edle Dichtergestalt von imponirender Größe und Anmuth! Ein ganzer, echter Mann, im ganzen Wesen von echt deutschem Gepräge! Ueber die Einfachheit seiner äußern Kleidung, die den Landgutsbesitzer und sein ungezwungenes einfaches und schlichtes Wesen zeigte, sah man in das ernstmilde, scharf geschnittene, geistvolle Angesicht, sah man in die tiefliegenden, dunkeln Augen des Denkers und Dichters, die bisher kein Maler mit ihrem eigenen seelenvollen Blick fixirt hat. Bei einer fast reckenhaften Erscheinung, an einen alten Hünen erinnernd, umwallten Haupt und Schultern langgescheitelte graue Haare, denen das Alter jene Lockengestalt —
>
> > Diese Locken, die vor allen
> > Meiner Liebsten so gefallen,
> > Daß sie sprach: so laß sie wallen! —
>
> ziemlich entnommen hatte. Dazu kam endlich der wohlklingende und wohlwollende Ton seiner Stimme, der unwillkürlich an die Sanftheit seiner Lieder mahnte.

Wir haben diese Biographie mit Interesse durchgelesen; sie gibt ein lebendiges und geschlossenes Bild einer

hervorragenden dichterischen Erscheinung. Selbst das Anthologische, das sie enthält, muß willkommen sein; denn es ist geschmackvoll ausgewählt. Bei dem Ruhm aus zweiter Hand, der in Deutschland gäng und gebe ist, ist eine anthologische Berühmtheit noch immer besser, als eine blos literarhistorische. Dort erhält man doch noch einige frische Blumen mit in den Kauf, während uns hier blos die duftlose und getrocknete Pflanze im Herbarium mit ihrem Namen und ihren Eigenschaften überreicht wird.

Rudolf Gottschall.

Zur Literatur über Dante.

1. Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie von F. C. Blanc. II. Das Fegfeuer (Gesang I—XXVII). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Die beiden ersten Hefte dieses vortrefflichen Hülfsmittels zum Studium der „Göttlichen Komödie", welche zusammen die „Hölle" umfassen, sind bereits in den Jahren 1860 und 1861 erschienen. Leider ist eine Fortsetzung über das vorliegende dritte Heft hinaus, das sich noch über den größern Theil des „Fegfeuer" erstreckt, wenigstens von der Hand des allverehrten Verfassers nicht mehr zu erwarten, da er selbst schon in dem Vorwort wegen hoffnungsloser Erkrankung für immer die Feder niederzulegen erklärt und sein nun erfolgter Tod den Dante-Freunden alle Hoffnung auf den etwa doch noch zu erwartenden Abschluß des Werks abschneidet. Dasselbe verfolgt nicht den Zweck, sich auf die Enträthselung der Allegorien einzulassen, sondern beschränkt sich auf die bescheidene, aber für jede weitergehende Forschung grundlegende Arbeit, „die vielen in der Lesart unsichern, in ihrem Sinne streitigen Stellen der «Göttlichen Komödie» durch ernstliche sprachliche und philologische Untersuchung womöglich zu einer sichern Entscheidung zu bringen".

Diesem Ziele ist der Verfasser überall mit gewohnter Strenge und Gründlichkeit nachgekommen, sodaß sich zwar über einzelnes in der Auffassung mit ihm rechten ließe, nirgends aber eine Unbestimmtheit oder sonst zu rügende Schwäche bemerkbar wird. Bei jeder in Frage kommenden Stelle ist auf die Meinungen der ältern sowie der hervorragendsten neuern Ausleger, besonders der erstern, soweit sie gedruckt vorliegen, in scharfer, klar darlegender, dabei ansprechender Form eingegangen; diese verschiedenen Meinungen werden kritisch miteinander verglichen, des Verfassers eigene folgt als Schlußergebniß. Wo ein solches mit Sicherheit nicht zu finden war, gesteht er es offen und ehrlich ein, z. B. bezüglich der verwünschten beiden Orientalismen im „Inferno" (VII, 1; XXXI, 67). Daß er nicht ohne Noth die Varianten zu häufen sucht, zeigt unter anderm die Behandlung der am Schlusse des Gesangs XXVI des „Purgatorio" eingefügten provenzalischen Verse Arnauld Daniel's, welche den Anlaß zum reichsten Variantenapparat darboten. Die Erörterungen über Grund und Berechtigung der verschiedenen Lesarten konnten natürlich nicht pedantisch beim Sprachlichen stehen bleiben, sondern mußten vielfältig das Sachliche selbst berühren. So ist das Buch im besten Sinne des Worts ein Commentar zum Urtexte der „Göttlichen Komödie" geworden, eine unschätzbare Ergänzung zu des Verfassers „Vocabolario Dantesco", das bei seinem Erscheinen im Jahre 1852 allen Beflissenen des Dante-Studiums eine höchst willkommene Gabe war. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß der Verfasser sein Werk unabgeschlossen hinterlassen mußte.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe. Zweiter Theil: Das Fegfeuer. Dritter Theil: Das Paradies. Leipzig, Teubner. 1866. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den ersten Theil dieser neuen billigern Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks ist in Nr. 27 d. Bl. eingehend berichtet worden. Ueber das Verhältniß des zweiten und dritten Theils zur ersten Ausgabe beider ist im wesentlichen dasselbe zu sagen, was damals in Betreff des ersten Theils gesagt werden mußte: sowol im Texte der Uebersetzung als in den commentirenden Abschnitten, welche den Hauptbestandtheil des Werks bilden, sind so manche Verbesserungen, Berichtigungen und Zusätze eingetreten, die ein unabläßiges Fortarbeiten, ein sorgfältiges Berücksichtigen der wichtigern neu hinzugekommenen Erscheinungen im Gebiete der Dante-Literatur erkennen lassen. Indeß ist noch einiges zurückgeblieben, was nachfolgend, soweit es dem Referenten beim Durchblättern beider Bände bemerklich wurde, zu Gunsten einer erneuerten Ausgabe Erwähnung finden möge.

Zuerst den Commentar anlangend. In der „Psychologischen Skizze" zu Gesang XVI—XVIII (Thl. 2, S. 176), da, wo nach des Thomas von Aquino moralischem System die Güter aufgezählt werden, welche der Mensch auf unordentliche Weise direct begehren kann, ist wie in der ersten Ausgabe aus Versehen unter Nr. 2 die Bezeichnung „Völlerei" weggelassen und unter Nr. 3 mit „Unkeuschheit" zusammengestellt. Im dritten Theile, S. 28, Anm. 20, muß die Hinweisung auf die angezogene Stelle aus Boëthius lib. III anstatt II lauten. S. 119, Anm. 19 ist als Geburtsort des Petrus Lombardus nicht Navarra, sondern Novara anzugeben. Ferner zeigen die mehrfachen Anführungen aus dem „Tesoro" des Brunetto Latini, daß dazu noch die altitalienische Uebersetzung von Giamboni, nicht die altfranzösische Urschrift, welche vor drei Jahren zum ersten male von P. Chabaille nach den pariser Handschriften im Druck erschien, benutzt worden ist. Beide weichen in gar manchen Stellen voneinander ab, und diese Abweichungen bestehen zum großen Theil in Misverständnissen und Zuthaten von seiten des Uebersetzers; es ist demnach nicht durchweg gleichgültig, ob auf das Original oder auf die Giamboni'sche Uebersetzung Bezug genommen wird. So paßt z. B. die Notiz im zweiten Theile, S. 261, Anm. 14, daß Brunetto sich die Ursache des Windes nicht habe erklären können, eigentlich nur zum Texte Giamboni's, nicht zu dem der Urschrift (S. 122). Dann im dritten Theile, S. 315, Anm. 18 ist aus der ersten Auflage die Angabe mit

herübergenommen, jedoch ohne Bezeichnung der Stelle: Brunetto Latini berechne von Adam bis Chriſtus 5144 Jahre, was auf einem Schreibfehler zu beruhen ſcheine; wogegen ſich vielmehr im „Tesoro" (Venedig 1839, I, 42), genau übereinſtimmend mit dem altfranzöſiſchen „Trésor" (S. 52) findet, daß der Zeitraum von Erſchaffung der Welt bis zur Geburt Chriſti 5500, nach anderer Rechnung 5254 Jahre betragen habe. Es iſt nicht erſichtlich, wie Philalethes zu ſeiner Zahl gekommen.

Dazu geſellen ſich noch folgende Verſehen in dem Texte der Ueberſetzung des „Paradies" erſter Ausgabe, welche in der gegenwärtigen unverbeſſert geblieben: Geſang V, 105, „vernehmen" ſtatt „vermehren" (crescerà); VIII, 36, „von (denen)" ſtatt „zu" (a' quali); XIV, 80 „(mit anderem) Geſchehnen" ſtatt „Geſehnen" (tra l'altre vedute); XVII, 88, „hören" ſtatt „harren" (t'aspetta); XXIV, 69, „du — zählſt" ſtatt „er — zählt" (ripose); XXV, 76, „(mit) deinem (Träufeln)" ſtatt „ſeinem" (con lo stillar suo). In keiner dieſer Stellen würden die vorhandenen Lesarten des Originaltextes die hier als Verſehen bezeichnete Ueberſetzung geſtatten. Das Werk iſt es wahrhaft werth, daß dieſe und ähnliche kleine Mängel in einer künftigen Ausgabe noch verbeſſert werden.

3. Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime cantiche della divina commedia di Dante Allighieri, ovvero dei vantaggi che per l'intelligenza della divina commedia si possono trarre dalla conoscenza della cultura del suo autore. Dissertazione di *Antonio Lubin*. Graz. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Werth dieſer zwar nicht umfangreichen, aber inhaltſchweren Schrift beſteht hauptſächlich darin, daß der Verfaſſer den Leſer, welchem ein tieferes Eindringen in den Geiſt der Dante'ſchen Dichtung Bedürfniß iſt, nach einigen Richtungen hin in die Gedanken- und Anſchauungsſphäre verſetzt, in welcher der Dichter lebte und webte und deren Schranken er bei ſeinem Schaffen, ſo frei er darin auch waltete, doch weder ganz verleugnen durfte noch konnte. Der Verfaſſer geht von folgendem Geſichtspunkte aus. Er findet den Grund der Schwierigkeiten der „Commedia" nicht in dem Dichter, ſondern in ſeinen Erklärern, und zwar nicht in den ältern und älteſten, ſondern in denen der Neuzeit. Während jene in den Hauptſachen ganz übereinſtimmen, gehen dieſe willkürlich auseinander; ſolche Uebereinſtimmung weiſe auf den einzig richtigen Weg zum Verſtändniß der Dichtung hin, nämlich die Geiſtescultur des Dante'ſchen Zeitalters, insbeſondere des Dichters ſelbſt, von Grund aus kennen zu lernen. Inſofern nun dieſe einestheils ſich offenbar in den von Dante geleſenen Schriften darſtellen muß, iſt es von höchſtem Belang, den Inhalt derſelben mit den Gebilden und Anſchauungen des Dichters zu vergleichen, und inſofern dieſer bei verſchiedenen Gelegenheiten ſeine erhabenen Lehrer in der Weltweisheit und Gotterkenntniß gefliſſentlich mit Namen nennt, ſo werden es beſonders ſolche genannte ſein, auf deren Schriften ſich unſere Aufmerkſamkeit zu richten haben wird. Zu dieſen gehört unter andern Ugo da San-Vittore, von welchem die „Commedia" in der betreffenden Stelle („Paradiso", XII, 133) nichts weiter als den Namen anführt, die alten Commentatoren jedoch beifügen, er ſei ein großer Meiſter in der Theologie, ſei Mönch zu St.-Victor in Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts geweſen (Petrus Dante und L'Ottimo Commento); Francesco da Buti zählt überdies eine Menge Schriften von ihm auf.

Aus verſchiedenen Aufſätzen und Reden dieſes Scholaſtikers nun hebt der Verfaſſer eine Reihe von Parallelſtellen zu Dante's „Inferno" und „Purgatorio" hervor, die eine ſolche Geiſtesverwandtſchaft mit der Auffaſſungs-, Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe des Dichters zeigen, daß er zu der Vermuthung kommt, jene ſeien demſelben in wichtigen Stücken, mittelbar oder unmittelbar, Quelle und Vorbild geweſen. Die Uebereinſtimmung iſt zum Theil überraſchend, zum Theil verliert ſie ſich in Allgemeinheiten. Wenn Babylon als das Bild der verlorenen Welt, als die in eiſiger Finſterniß gelegene, ſchuld- und peinerfüllte Stadt der ſieben Todſünden dargeſtellt wird, mit ebenſo vielen abgetheilten Räumen, mit umſchließenden Mauern, mit Eingangs- und Ausgangspforten, ſo iſt darin die Analogie zum „Inferno" der „Göttlichen Komödie" nicht zu verkennen; ebenſo wenig zum „Purgatorio" in der Schilderung Jeruſalems, der heiligen Stadt der durch Reue und Tugendübung errungenen Beſeligung, gleichfalls mit ſieben Räumen für die den Todſünden entſprechenden ſieben Tugenden, mit der untern Eingangspforte des Glaubens, der obern des göttlichen Betrachtens, dazwiſchen den zur Gottesſtadt emporführenden Stufen, mit der Enge und Schwierigkeit des Wegs beim Beginn und der zunehmenden Erweiterung und Leichtigkeit für den weiter Emporgeſchrittenen. Wie bei Dante zwei ſchwerterbewaffnete Engel, als himmliſche Habichte (celesti astori), die Schlange der Verführung aus dem Thale des Friedens vertreiben, ſo kämpfen bei Ugo die heiligen Lehrer, gleich hochfliegenden Adlern, für die himmliſchen Güter gegen unſere Verführer und Verfolger, deren Beſiegung die Schwerter der Tapferkeit und der Weisheit erfordere. Und wie Dante mit den beiden Genoſſen auf der oberſten Stufe des Purgatorio, den nächtlich ruhenden Hirten gleich, entſchlummert, bevor ſie in das irdiſche Paradies eintreten, ſo läßt auch Ugo die Betrachtung erſt für die irdiſchen Dinge entſchlummern, ehe ſie den himmliſchen auf den Weideplätzen der ewigen Glorie zu nahen vermag. Auch die Ströme Babylons, welche ihren Urſprung in dem finſtern Abgrunde der Sünde haben und ſich mit den Dämpfen der Ungerechtigkeit über die ganze Erde verbreiten, erinnern lebhaft an die den Gliedern des Alten vom Berge Ida entquellenden Sündenſtröme des Inferno; der Alte ſelbſt tritt uns bei Ugo in einer bildlos-didaktiſchen Schilderung der Weltzeitalter nach ihrem Fortſchreiten vom Orient zum Occident entgegen. An anderm Ort und außer Zuſammenhang mit ſeinem Babylon und Jeruſalem ſtellt Ugo, mit einigem Schwanken, die Oertlichkeiten und den Unterſchied des Himmels und der Hölle, der Erde, des Reinigungsbergs und des irdiſchen Paradieſes feſt. Aehnlich verhält es ſich mit der Uebereinſtimmung der großen kirchengeſchichtlichen Viſion im irdiſchen Paradieſe der „Commedia" mit

einer Stelle bei Ugo, die das alles der Grundlage nach andeutet, aber nichts davon bildlich ausführt.

Man ſieht, Ugo hatte in ſeinen Schriften nicht weniges, was den Zwecken Dante's entſprach. Während indeß letzterer jene Grundgedanken zu Bildern geſtaltet und im organiſchen Zuſammenhange vorführt, finden ſie ſich bei dem andern über verſchiedene Aufſätze zerſtreut in ſchlichter Lehrart, nur theilweiſe mit leichter allegoriſcher Umhüllung bekleidet: bei dem Theologen vereinzelte Werkſtücke, bei dem Dichter die ſorgfältige Verarbeitung und Einfügung in einen kunſtvollen Bau. Außerdem bedarf es öfter der directen Hinweiſung auf die vorhandene Analogie, wenn ſie von dem Leſer erkannt werden ſoll. So iſt es bei der Beziehung der ſieben Schöpfungstage nach der Interpretation des heiligen Iſidorus auf die ſieben Tage der Dante'ſchen Viſion; ſo bei der ſcholaſtiſch-künſtlichen Analogiſirung der Bitten des Vaterunſer und der ſieben Todſünden des „Purgatorio": das Dante'ſche Padre nostro wenigſtens zu Anfang des Geſanges XI hat nicht das mindeſte damit gemein. In einem Falle hilft ſich der Verfaſſer zum Zwecke der gewünſchten Uebereinſtimmung, wie es ſcheint, mit einiger Gewaltthat, wenn er nämlich, um einen Höllenkreis weniger herauszubekommen, den ſtygiſchen Sumpf und das Gefilde der Ketzergräber als Theile eines und deſſelben Kreiſes zuſammenzwingt, was die Darſtellung des Dichters in keiner Weiſe geſtattet. In verwandter Art ſucht er Neid und Hochmuth, die bekanntlich in den Kreiſen des „Inferno" nicht ausdrücklich vertreten ſind, indem er ſie zur Analogie mit den ſieben Todſünden des Ugo'ſchen Babylon braucht, bei den Sündern der unterſten Höllentiefe auf und findet ſie allerdings, weil ſie denſelben nicht fehlen können; aber es wird dabei ignorirt, daß jene beiden Eigenſchaften hier nur implicite und nicht allein vorhanden ſind und daß das Umfaſſende und einheitlich zur Erſcheinung Kommende nach der Intention des Dichters vielmehr der Verrath iſt. Dieſen hat der Verfaſſer zu Gunſten ſeines Zwecks vom Schauplatze verſchwinden laſſen. Doch darf ihm nicht unrecht gethan werden: er ſelbſt verwahrt ſich dagegen, als ob er völlige Uebereinſtimmung zwiſchen dem Dichter und dem Theologen nachweiſen, jenen als den Plagiator von dieſem erkennen laſſen wolle. Jedenfalls hat er der Sache darin Genüge gethan, daß er an einigen Beiſpielen den Weg gewieſen, wie man in die Gedankenwelt, die Dante bei ſeinem Schaffen fertig und zu freier Dispoſition vorfand, und dadurch in deſſen eigene geiſtige Werkſtätte eindringen könne.

Schließlich mag noch beſonders auf die drei vorletzten Abſchnitte, welche die politiſche Seite der „Commedia" behandeln, aufmerkſam gemacht werden, weniger wegen ihres allgemeinen Inhalts und weil derſelbe Neues zur Entſcheidung brächte, als vielmehr wegen mehrfach geiſtreicher und ſcharfſinniger Erörterungen des betreffenden Themas. Der Eindruck im ganzen, welchen die Lektüre des Werkchens bei aufmerkſamem Leſen zurückläßt, muß dahin bezeichnet werden, daß es kein leichtes Ding ſei, ſich ernſt mit Dante's „Commedia" zu befaſſen, daß für das volle Verſtändniß derſelben noch viel zu thun übrigbleibt, daß aber auch jede neu gewonnene Aufklärung auf dieſem Gebiete nicht blos eine Förderung im Verſtändniß Dante's, ſondern zugleich ein Fortſchritt in der Erkenntniß der weltgeſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit, wenigſtens einer weſentlichen Seite derſelben, genannt werden darf.

Theodor Paur.

Vom Büchertiſch.

1. Lebensbriefe von Auguſte Teſchner. Mit einer Vorrede von W. F. Beſſer. Erſter Theil. Leipzig, Naumann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

D'Agueſſeau, der berühmte Kanzler und Redner macht einmal die Bemerkung: wer ſein Leben ſchreiben wolle, ſolle dies nie vor dem vierzigſten Jahre thun, denn ihm mangele die Unbefangenheit, und nie nach dem funfzigſten, denn dann fehle ihm die Friſche für die Vergangenheit; in dem einen Falle würden die Farben zu ſtark, in dem andern zu bleich aufgetragen; gleich der Natur neige ſich der Ideenkreis des Menſchen in der erſten Halbſcheid des Mittags dem Morgen, in der zweiten dem Abend zu. Wir wiſſen nicht gleich, an welcher Stelle er dies geſagt, aber an die Wahrheit dieſes Ausſpruchs ſind wir ſehr oft erinnert worden, auch bei den fraglichen „Lebensbriefen". Das ſalbungsvolle Vorwort des geiſtlichen Herrn, der die Autobiographie eines ſeiner Kirchkinder einläutet, als ob der Leſer zum Gotteshauſe geführt werden ſolle, verheißt freilich eine Ausnahme jenes oft bewährten Spruchs, indem er ſagt, es ſei ſeine freudige Ueberzeugung, daß die ſeiner Einladung etwa Folgenden rufen würden: Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten! Allein man ſpürt es nur zu bald, wie wohl er daran gethan, nicht in größere Emphaſe über dieſes Buch gerathen zu ſein, man ſpürt die Wahrheit von dem „zu nahe ſind wir miteinander verbunden". Wie nahe, erſehen wir weder aus ſeiner Empfehlung noch aus dem Buche ſelber, das ſich über die erſten 32 Lebensjahre der Verfaſſerin verbreitet, deren Aufzeichnung ſie mit dem Ueberſchreiten des ſechzigſten Lebensjahres begonnen. Und ſo geſchieht es ihr denn ſehr oft, daß ſie die nüchternen, verknöcherten und frömmelnden Anſchauungen ihres Greiſenalters auf die harmloſe Unmittelbarkeit jugendlichen Empfindens und Sinnens überträgt, und blos hin und wieder glitzern matte Strahlen aus dem Jenſeits ihres Frühlings in die Dämmerung ihres jetzigen Lebenswinters. Kein Wunder daher, daß ſich manche Widerſprüche in der Erzählung wie Betrachtung finden, Widerſprüche bisweilen in einem Athem, wie die Verſicherung, daß ſie ſich ſchon in ihrem achtzehnten Jahre ganz von der Hand des Herrn habe führen laſſen, in allem auf das Walten Gottes gebaut, während ſie zwei Seiten weiter ſich klar wird, daß ſie keinen kirchlichen Sinn gehabt, ja „dem Worte Gottes entfremdet geweſen" und ſtatt in Schriften der Asceſe „in zwei langweiligen Bänden des Marc Aurel" Stärkung geſucht habe. Sie iſt im zwanzigſten Jahre ſchon ſtark damit beſchäftigt, im Schoſe des Heilands ihre Seele zu betten, und dann entſchlüpft ihr das

Geſtändniß, erſt im achtundzwanzigſten Jahre „kirchlich herangewachſen zu ſein“, als Hengſtenberg's „Evangeliſche Kirchenzeitung“ erſchien, an der ſich ihr Geiſt zu immer ſtärkerm Glaubensdurſt vollſog. Nur eine Sechzigerin vermag über ihre erſte, nach vierjährigem Beſtande reſultatloſe Liebe ſo trocken, poeſielos, in ſo pietiſtiſcher Reſignation zu berichten; nur eine von nebelhafter Gläubigkeit umſchleierte alte Frau die Liebe ſo zu misachten. Alle Pulsſchläge des Gemüths in dem Gedanken an den Einen concentriren, dieſe Liebe heißt hier — Abgötterei. Ihm allein, dem himmliſchen Bräutigam, gebührt all das unnennbare Hangen und Bangen und Sehnen des Herzens, mit ihm verſchmilz, o Seele! Das Mädchen, das uns die Sechzigerin ſchildert, mit mancherlei Schwäche des Gedächtniſſes, erſichtlich aus dem Wiederholen derſelben Begebenheiten und der Wiederkehr gleicher Reflexionen, dies Mädchen (das am liebſten Mineralien ſammelt!) iſt in ſeiner Totalität eine ſo unangenehme Erſcheinung, daß ihr wenigſtens der Referent nicht in den Weg gekommen ſein möchte. Das frömmelnde Greiſenalter gleicht einem jener Gläſer, unter welchem die Verhältniſſe aller Gegenſtände naturwidrig verſchoben werden: bei einiger Prüfung wird man dies hier erkennen.

Noch an eines größern Mannes Ausſpruch erinnern den Referenten die „Lebensbriefe“ der Auguſte Teſchner, an ein Wort unſers Goethe: das Publikum ſolle jedem verbunden ſein, der ihm ſein Leben erzähle. Daß nun aber jedermann in Handhabung leidlichen Stils ſein Leben erzählen ſolle, jedermann die Berechtigung dazu habe, das hatte Goethe unmöglich damit gemeint. Vielmehr iſt jenes Wort mit dem zuſammenzuhalten, welches er in ſpäterer Zeit an Eckermann richtete: „Man glaubt nicht, wie reich das Leben ſo vieler ungekannter Menſchen iſt; wenn ſie uns ihr Leben erzählten, müßten wir ihnen mehr verbunden ſein als vielen berühmten Männern.“ Dies Wort kann unſerer Selbſtbiographie nicht zu ſtatten kommen. Ihr Leben, über die Grenzen ihrer eigenen Darſtellung hinaus uns unbekannt, läßt ſich in die zwei Zeilen zuſammenfaſſen: Sie wurde geboren (1799 zu Liſſa als Tochter eines Steuerrendanten), wurde erzogen und ward ſelbſt Erzieherin (im Alter von 23 Jahren): es unterſcheidet ſich in nichts von dem tauſend anderer Damen mittelbürgerlicher Kreiſe, nicht eine einzige eigenthümliche, die Oeffentlichkeit irgendwie anregende Begebenheit kann von ihr mitgetheilt werden. Und ſo ergeht ſie ſich denn mit einer ganz unglaublichen Breitſpurigkeit und Geſchwätzigkeit über ein Alltagsleben, über Kleinigkeiten, von denen der Referent unbedenklich behauptet, daß ſie lediglich der Halbbildung und Kleinbürgerlichkeit ein Intereſſe ablocken. Was ſie gegeſſen und getrunken, erfahren wir ſo oft, daß uns ſelber Magenbeſchwerden anwandeln; was ſie für Kleidungsſtücke erhalten, gekauft, wie ſie zugeſchnitten, wann ſie getragen, wann ein neues Blatt eingeſetzt worden u. dgl., nimmt hier einen Raum in Anſpruch, der jede Schneidermamſell entzücken muß. Wir erſehen faſt aus jedem Briefe, was ſie für Zahnſchmerzen oder ſonſtiges Unwohlſein gehabt. Freilich fällt ihr Leben in die allen Deutſchen unvergeßliche Zeit von 1806—13; allein was ſie daraus Umſtändliches erzählt, iſt nichts als die tauſendmal, nur eindringlicher vernommene Miſère tauſend anderer Familien, und man muß einen ganz andern Namen tragen als die Verfaſſerin, um das Publikum an der Krippe ihrer ſubjectiven Eindrücke Heu und Häckſel ſchlingen zu laſſen, die aus der Rauſe ihrer kindlichen geſchichtlichen Auffaſſung und Commentare herabfallen. Ueberdies berichtet ſie ſchulmeiſterlich ſo manches, was ſie gar nicht aus eigener Erfahrung weiß und wiſſen konnte, was allerdings ſammt den vielen Verſen und Gedichten geiſtlicher und weltlicher Poeten, obenein der bekannteſten, zum Embonpoint ihres Lebenslaufs beitrug, aber ein ganz ungerechtfertigter Aufſchlag iſt. Freilich hat ſie ferner der Zufall in die Geſellſchaft gewiſſer Größen verſetzt, wie Tieck, Tiedge, K. M. von Weber, Maßmann, Gries, Hell, Kind, Wackernagel (damals noch Student) und einiger andern; indeß gingen die Beziehungen nicht über Zufall und Oberflächlichkeit hinaus, welcher denn auch ihre flüchtigen Raiſonnements vollkommen entſprechen. Einige hin und wieder verſtreute pädagogiſche Gedankenſpäne ſind wirklich von geläutertem Metalle; wir errathen aber die Werkſtätten, denen ſie entnommen, oder ſie ſind ſozuſagen dermalen in allen Kindergärten aufzuleſen.

Der Stil der Verfaſſerin iſt durchſichtig, deutlich und beſtimmt; indeß ermangelt er der Kürze, der Abwechſelung und des Schwungs. Nirgends zu rhetoriſcher Kraft und Lebendigkeit anſchwellend, wird er durch die fortwährenden Andächteleien zu fader Monotonie verſandet. Gewiſſermaßen verpflichtet, das geſpannte Verhältniß zur Logik einer Frau, noch dazu einer frommen, zu verzeihen, müſſen wir hingegen Verſtöße gegen den Satzbau und ſinnentſtellende provinzialiſtiſche Wendungen der Lehrerin anrechnen. Daß endlich jeder der 31 Briefe einer andern Dame, meiſt adlichen, gewidmet iſt, erſcheint dem Referenten an weniger Curioſität als Eitelkeit, welche bekanntermaßen auf dem dumpfen Boden bigoter Demuth vortrefflich gedeiht.

Hiermit laſſen wir ab von dieſem autobiographiſchen Kelch, den ſo zu ſchwenken und zu ſchütteln nicht der Mühe werth geweſen wäre ohne die geiſtliche Salbung, welche berückend den Rand gleich Honig vom Hymettus beträufelte.

2. Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben von Ignaz von Zingerle. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 12 Ngr.

Ein intereſſanter und dankenswerther Beitrag zur hiſtoriſchen Entwickelung der Wiſſenſchaft der Erdkunde. Zwar erſehen wir aus den höfiſchen Dichtungen manches, was ſich auf die geographiſchen Kenntniſſe der damaligen Zeit bezieht; ein vollſtändiges Compendium aber, eingeflochten in der „Criſtherrechronik“ nach der Erzählung vom Thurmbau zu Babel, erhalten wir erſt hier, mitgetheilt nach der Handſchrift des Hans Sentlinger von München vom Jahre 1394, der auch die wolfenbütteler Handſchrift vom Jahre 1399 gefertigt hat. Er rühmt ſich „ein tail gedichtet“ zu haben, allein ſeine Zuthat beſchränkt ſich auf Einſchiebung von Uebergängen, kenntlich durch rohe

Reime und regellose Verse, sodaß der Herausgeber mit Recht nur bittern Hohn darin findet, wenn ihn B. Weber einen Reimkünstler nennt. Die Beschreibung der am Rheine gelegenen Städte, welche seiner Handschrift fehlt, ist in den Anmerkungen nach Graff's Fragmenten aus der strasburger Handschrift („Diutisca", I, 62) zur Ergänzung mitgetheilt (S. 71—73). Oftmaliges Uebereinstimmen mit Megenberg's „Buch der Natur" hat die Berücksichtigung auch dieses Werks veranlaßt, wie andererseits Erklärung mancher Orts- und Volksnamen versucht worden ist. Zur Probe das, was die Chronik über die allgemeine Geographie von Deutschland hat:

— — — — — — —
von der *Tuonouwe*, als si gât
und ir fluz den namen hât
biz an die hoehsten albe hin,
dâ ist, als ich bewiset bin,
diu obere *Germâniâ* gelegen
diu den namen hât gewegen.
nâch dem sint alliu diutsche lant
noch *Germâniâ* genant,
welhiu der undermarke sîn.
westerhalp scheidet ez der *Rîn*,
norden diu Alp, als sie noch gât
diu die marc underscheiden hât
und ir gezilte marke git.
in diesem teile *Swâben* lit,
daz *Alemâniâ* hiez ê
nâch *Alemân*, dem *Bodemsê*,
der in dem obern Swâben swebt,
durch den mit rîchem fluzze strebt
der *Rîn*, des fluz noch sîget dâ in
von dem lantgebirge hin,
der von besunderm teile gât
norden ze tal und den fluz hât
biz an daz grôze nortmer.
bî dem *Rîne* lit mit wer
manic veste wol bereit
nâch rîlicher wirdicheit,
werlich und vil rich erkant.
ouch stôzent dran werlîchiu lant,
die mit rîcher genuht
bringent manic süeze fruht.
In *Swâbentlant* entspringet
die *Tuonouwe* und bringet
in *mare ponticum* mit kraft
sehzic wasser namehaft
inz ôstermer, dar în si gât.
ir fluz, ir runs geteilt sich hât
in siben grôze strangen,
ê daz ir fluz gegangen
koem in daz mer, dâ sie sich in
mit irem fluzze richtet hin,
als uns diu wârheit tuot erkannt
an *Swâben* stôzet *Beierlant*
ze tale sunder wanken,
und dar nâch *Ôsterfranken*.
da enzwischen und dem Rine lit
Rînfranken. zuo der westersit
diutscher lande gêt ein gêr
über Rîn. des teiles kêr
gêt ienslt an welschiu lant,
als *Hollant* und *Brûbant*
und *Sêlant*. dâ der selbe strich
von welschen landen scheidet sich,
an *Ôsterfranken* stôzet da
Duringen und dar nâch sâ
ist mit Kraft daran gewahsen
daz starke lant ze *Sahsen*,
und des hêrschaft nâch ir zal
gêt bi der *Elbe* ouch ze tal.
biz an daz ende sint diu lant
diu nider *Germâniâ* genant.

3. Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts von Hermann Adalbert Daniel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Bücher zu wohlthätigen Zwecken, das vorliegende zum Besten der Krankenkasse der Waisenhausbuchdruckerei, appelliren in der Regel ausdrücklich oder stillschweigend an ein Wohlwollen der Kritik, das sich leider mit der Ehre des deutschen Geistes sehr oft nicht verträgt. Auf diese Sammlung läßt sich das nun allerdings nicht ganz und gar anwenden, allein sie ist doch auch danach, daß ihr ohne Gewährung eines exemten Wohlwollens kaum eine Berechtigung zur Existenz zugestanden werden könnte. Vielleicht trägt es gegen die Vermehrung des bereits sehr zahlreichen Bettelordens in der deutschen Literatur etwas bei, wenn hier an das seinerzeit ungemeines Aufsehen erregende Beispiel einer weltberühmten Schauspielerin, der verstorbenen Rachel, erinnert wird, welche sich hochherzig eines Tags entschloß, das Schicksal einer ihr bekannten, total verarmten und in der weiten Welt von Paris von allen verlassenen Künstlerfamilie mit einem Schlage zu wenden, und zu dem Ende sich vier volle Stunden hindurch auf einen der frequentesten Boulevards unter die Bettler stellte und mit einem Herrenhute in der Hand die Vorüberpassirenden um Almosen ansprach. Aber sie stellte sich nicht hin, angethan mit aus allen Winkeln vorgesuchten, verschlissenen oder aus alten und neuen Lappen und Lumpen bunt zusammengeflickten Kleidungsstücken, sondern in der prachtvollsten Theatergarderobe und übersäet mit Juwelen. Es ist, nebenbei bemerkt, constatirt, daß sie am Abend desselben Tags jener Familie einen Ertrag von 50000 Francs überreichte. Daraus möchten unsere Schriftsteller entnehmen, daß, um Mitleid für andere zu erwecken, sie doch durch die Art, wie sie das thun, nicht für sich selbst Mitleid in Anspruch nehmen dürfen, im Interesse des Zwecks wie zu ihrer eigenen und der Ehre der deutschen Literatur, über welche in einer Zeit wie der unserigen nicht streng genug gewacht werden kann.

Der stofflich sehr mannichfaltige Inhalt der hier zu besprechenden gesammelten und in der That dennoch „Zerstreuten Blätter" zerfällt in Abhandlungen, Reden und Reisebilder. Gleich die erste Abhandlung: „Das pädagogische System des Comenius", ursprünglich Beigabe eines Programms des Pädagogiums zu Halle von 1839 (dort wirkt der Verfasser als Ordinarius), ist unstreitig die vortrefflichste von allen übrigen und auch an sich eine ganz tüchtige und sehr gelehrte Arbeit, aber sie wäre zweckmäßiger für eine andere Sammlung reservirt worden: hier verhält sie sich zum Ganzen wie eine steinerne Kuppel auf hölzernem Fachwerk. „Bürger auf der Schule", Programm von 1845, ist ein Aufsatz, den man schreibt,

um eben etwas geſchrieben zu haben. Er bringt weder für den Menſchen noch den Dichter auch nur ein Sandkorn von Belang. Daſſelbe gilt von dem dritten Stück: „Göckingk auf der Schule.“ Ramler's erſte Ode auf Friedrich den Großen, in einer Gratulationsſchrift von 1856 durch den Verfaſſer zum erſten mal veröffentlicht, dürfte ihm jeder ebenfalls gern erlaſſen haben; die Reliquienepidemie iſt — dem Himmel ſei Dank! — ſtark im Abnehmen, und ſelbſt einem ſo poeſieloſen Corporal der Poeten, wie Ramler war, wünſchen wir nicht die Veröffentlichung fehlerhafter, unreifer Verſuche. Der geſchichtliche Ueberblick über unſer Geſangbuchweſen (Nr. 5) ſtand in Erſch- und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie“ ganz am rechten Orte; daß er hier ohne jedwede Umarbeitung und Kürzung wieder zum Vorſchein kommt, will uns ein Verſtoß gegen die Natur von Unternehmungen wie die genannte Encyklopädie dünken. Dagegen wird ſich die Abhandlung über den Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Erdkunde, Karl Ritter (abgedruckt aus den „Preußiſchen Jahrbüchern“), neuen Beifall erwerben. Hier iſt der Verfaſſer, bekanntermaßen ſelbſt ein ausgezeichneter geographiſcher Schriftſteller, nicht blos in ſeiner eigentlichſten Sphäre, ſondern hat auch der Abhandlung ganz den Zuſchnitt gegeben, den man an Sammelwerken dieſer Art willkommen heißt.

Die Reden über den heiligen Ansgar und die deutſche Weihnachtsfeier mögen im Miſſions- und Frauenverein zu Halle recht andächtige Hörer gefunden haben; dies kann ſie jedoch nicht vor dem Vorwurfe der Langweiligkeit, einer wahrhaft ſtrohernen Schwungloſigkeit retten. Ebenſo erheben ſich die Vorträge zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's, des hundertjährigen Todestags des Grafen von Zinzendorf und des hundertundfunfzigjährigen Beſtandes des halleſchen Pädagogiums nicht über das Banauſiſche. Wie aber der neunte Abſchnitt, die Säcularfeier Goethe's ſammt den beigefügten dichteriſchen Exercitien(!) ehemaliger Schüler des Pädagogiums, unter die „Reden“ gerathen, werden diejenigen ausfindig machen, welche die Quadratur des Cirkels entdecken.

Der Verfaſſer war wirklich verbunden, auf die Schwülle ſeiner ziemlich ſchläfrigen Reden eine Erquickung folgen zu laſſen, die wir denn auch in den feſſelnden und muſterhaft behandelten „Reiſebildern“ (aus Maſius' „Der Jugend Luſt und Lehre“) erhalten. Allein dieſe Erquickung iſt räumlich ſo karg bemeſſen, daß wir den übeln Eindruck eines doch gar zu heterogenen und, wie es uns ſcheint, allzu hurtigen Sammelſuriums auch nur halb verwinden könnten.

4. Paul Schede (Melissus). Leben und Schriften. Von Otto Taubert. Torgau, Jacob. 1864. Gr. 4. 8 Ngr.

Eine kleine, aber ihren Stoff doch völlig erſchöpfende Monographie, durchgeführt mit einem Fleiße und einer philologiſchen Genauigkeit, denen wir einen würdigern Gegenſtand gewünſcht hätten, ſodaß wir nicht zugleich an eine der Gewohnheit abgepreßte und darum hartkruſtige Schulſchrift erinnert würden, für welche ſelbſt unter den Geweihten die nöthigen Straußenmagen nachgerade ſelten werden. Denn Paul Schede oder, wie er ſich in Erinnerung an ſeine Mutter, eine geborene Ottilia Meliſſa, am liebſten nannte und in den vielen eigenhändigen Briefen, die wir von ihm geleſen, ſtets unterzeichnete, Paulus Meliſſus (1539—1602) gehört zu dem ziemlich zahlreichen Kreiſe von Dichtern, welche den leidigen Uebergang zu der troſtloſeſten Zeit unſerer nationalen Geſchichte, der unſeligen Periode des Dreißigjährigen Kriegs, bilden und nach dem bereits vollzogenen Verfalle der deutſchen Poeſie durch ein widerſpruchsvolles, forcirtes Schwanken zwiſchen dem Volksthümlichen und Antiken eine neue Aera zu ſchaffen gedachten, in Wahrheit aber eine nüchterne und jämmerliche Halbheit repräſentiren, die zwiſchen einem Miswuchs von Poeſie und Proſa wie zwiſchen Thür und Angel ein kurzes widriges Scheinleben führte, von dem der Hiſtoriker zwar Act zu nehmen hat, aber auch weiter nichts. In dieſem Kreiſe ſtehen Philips Freiherr zu Winnenberg, Peter Denaiſius, Johannes Doman, Lazarus Sandrub, Johann Pappus, Johann Arndt, Cornelius Becker, Valerius Herberger u. a. Schede indeß iſt unbedingt der talentloſeſte und durch ſeine aftergelehrt prunkenden und aberwitzigen Maßregelungen der deutſchen Sprache, namentlich hinſichtlich der Orthographie, der Clown unter den Genannten. Er hat die ganze Flut von Spott und Hohn verdient, die ſeinerzeit gegen ihn losbrach, und es iſt auch Taubert nicht gelungen, die goldpapierne Krone des paduaniſchen Comes palatinus im Glanze einer echten darzuſtellen oder ihm die Hanswurſtjacke auszuziehen, um den Chorrock eines Reformators darunter zu zeigen. Nach langer, wahrhaft preislicher Vergeſſenheit war es — wie bezeichnend! — der verſchrobene Bodmer in Zürich, der Schede's Namen und zwei ſeiner Lieder aus dem Plunder hervorholte, an dem die deutſche Literatur einen keineswegs beneidenswerthen Ueberfluß hat, und unſere hochnothpeinlichen Gewiſſenhaftigkeits- und Vollſtändigkeitsbeſtrebungen verſchafften ihm dann bei Wachler, Koberſtein und Gervinus eine „Rettung“, welche vielleicht nur Taubert nicht genügend erſcheint.

5. Unſittlichkeit und Unmäßigkeit aus dem Geſichtspunkte der mediciniſchen, hygieiniſchen und politiſch-moraliſchen Wiſſenſchaften. Von E. Reich. Neuwied, Henſer. 1866. 8. 1 Thlr.

Ein gutes und — was mehr heißt — recht brauchbares und lehrreiches Buch, das niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ueber Ausſchweifungen, Ausartungen, Nothzucht, Blutſchande, Unzucht, uneheliche Kinder, Cölibat, unſittliche Leidenſchaften und Handlungen, ſociale Unſittlichkeit, dann über Unmäßigkeit finden Fachmänner das ihnen Bekannte in gelehrter, klarer und rückſichtsloſer Weiſe vorgetragen; Laien, beſonders Juriſten erhalten Aufſchluß über die Dinge aus der Nachtſeite des geſellſchaftlichen Lebens offen vorgelegt, gegen die nur eine thörichte Prüderie die Augen verſchließen kann. Um alles ſociale Elend beſeitigen zu können, muß man es vor allen Dingen kennen, und dazu gibt dieſes friſch geſchriebene Buch vortheilhafte Anhaltpunkte. Um die Grundtendenz des Verfaſſers, der bei der mediciniſchen Facultät in

Bonn auf keinen grünen Zweig kommen konnte, aufzuzeigen, laſſen wir einige Stellen ſeines Werks folgen:

Aus völliger Unkenntniß der Natur und der Wohlfahrtsbedingungen des Menſchen, aus tauſend falſchen Deutungen, Misverſtändniſſen, Irrthümern, Thorheiten und Vorurtheilen hat man das conſtruirt, was im gemeinen Leben Sittlichkeit genannt wird. Wir ſetzten, im Laufe der Betrachtungen, dem unſere Begriffe von Unſittlichkeit entgegen und fanden — durchaus nicht zu unſerm Erſtaunen —, daß unſere „Unſittlichkeit" mit der landläufigen „Sittlichkeit" faſt durchweg übereinkommt... Hält man an dem feſt, was heutzutage noch ſchlechthin Sittlichkeit genannt wird, dann arbeitet man der völligen Entnervung und Auflöſung der Menſchen immer kräftiger in die Hände und treibt die Generationen der Gegenwärtigen und Zukünftigen mit Sicherheit dorthin, wo Skroſulose und Syphilis, Fäulniß und Entartung das Siegesbanner ſchwingen.

Auf S. 121 ſchildert er die Nachtheile der Ehen unter Blutsverwandten:

Heirathen zwiſchen nahen Verwandten bringen die politiſchen und moraliſchen Lebensverhältniſſe in Gefahr. Die wahrhaftigen Kapaunengeſchlechter der kleinſten Kleinſtaaten, in ihrer ſchimpflichen Feigheit, elenden Charakterloſigkeit, tölpelartigen Bornirtheit und körperlich-geiſtigen Krüppelhaftigkeit, ſind der lebendige Beweis, daß die mehr oder weniger inceſtuoſen Ehen es hauptſächlich ſind, was dieſe Kleinſtädter auf Thronen und in Hütten ſo lächerlich einfältig und zur Caricatur im eigentlichen Sinne des Worts macht u. ſ. w.

Wir wollen nicht verhehlen, daß, ſo wacker das meiſte gearbeitet iſt, doch einzelnes allzu burſchikos, ſogar deſperat losbricht, z. B. S. 118:

Wundern wir uns nicht über die Eſelhaftigkeiten, welche von denen begangen werden, deren Geſammtheit das Inſtitut der Kirche ausmacht: wiſſen wir ja, daß die Geſchichte der Gottesgelahrtheit und der Kirche ein immenſes Kapitel der Geſchichte des Wahnſinns iſt! Wer die Mehrzahl der Kirchenväter, die Verhandlungen der Concilien u. dgl. m. lieſt, glaubt die Annalen einer Irrenanſtalt zu leſen.

Ein Verehrer von Schulze-Delitzſch, ein Freund des Koburgers, ein ſchon ſo vielfach bewährter Autor ſollte allezeit beherzigen, daß eine weiſe Oekonomie in der Farbengebung das gebildete Publikum mehr gewinnt als unmäßige Exceſſe.

Herder als Religionsphiloſoph.

Herder als Religionsphiloſoph. Inauguraldiſſertation, welche unter Zuſtimmung der hochlöblich philoſophiſchen Facultät zu Marburg zur Erlangung der Doctorwürde einreicht Heinrich Erdmann. Hersfeld, Maier. 1866. 8. 12 Ngr.

Vielleicht hätte der Verfaſſer ſein Schriftchen beſſer: Herder als Philoſoph und Theolog betitelt; denn die Aufgabe der Religionsphiloſophie, den im Chriſtenthum gegebenen Lehrſtoff ſpeculativ zu rechtfertigen, hat nach dem Verfaſſer Herder nicht im vollen Sinne gelöſt. Im Unterſchied von Gelzer, Hagenbach u. a. findet Erdmann bei Herder in den verſchiedenen Perioden, die er durchlief, blos relative Verſchiedenheiten, keine abſoluten Gegenſätze. Dies möchte doch zu bezweifeln ſein. Eine der ſtärkſten orthodoxen Aeußerungen Herder's iſt z. B. in den „Zwölf Provinzialblättern an Prediger" folgende: „Symboliſche Bücher ſind Denkmale des Urſprungs, Inſignien, auf denen zum Theil Religionsfreiheit, Friede, Stand und Wohlfahrt ruhen: hiſtoriſche Ehrenmonumente, Paniere! Schlechter Soldat, der eine Siegesſtandarte wegwirft und will einer Kinderklapper folgen."

Wie verhalten ſich dazu und zu ſo vielen andern Aeußerungen Herder's in ſeinen theologiſchen Schriften, Predigten, chriſtlichen Gedichten die Aeußerungen in ſeinem Hauptwerk, in den „Ideen"? Das Richtige dürfte ſein, daß Herder im Verlauf der Zeit von dem ältern Standpunkt immer mehr abgekommen und beim Humanitätschriſtenthum angekommen iſt. *)

Das Schriftchen handelt nun zuerſt vom Begriff und Weſen der Religion (Gottesidee, Idee des menſchlichen Geiſtes, Begriff der Religion), hernach im zweiten Theil von den Religionen, welche den Gottesbegriff unvollkommen zur Darſtellung bringen (Naturreligionen und jüdiſche Religion), endlich von der Religion, welche den Begriff der Religion abſolut in ſich verwirklicht darſtellt, d. i. der chriſtlichen Religion mit den dogmatiſchen Hauptlehren. Ein Anhang beſtimmt Herder's Standpunkt als dynamiſchen Pantheismus und ſucht das Mangelhafte dieſes Standpunkts nachzuweiſen.

Leider muß ich das Urtheil fällen, daß der Verfaſſer ſeine Aufgabe nicht gelöſt, Herder's Anſichten einſeitig aufgefaßt und ihm vielfach unrecht gethan hat. Herder einen Pantheiſten zu nennen, iſt unerlaubt; er ſelbſt ſagt (S. 92), er pflichte der ſpinoziſtiſchen Philoſophie nicht völlig bei, ſie habe noch dunkle und unentwickelte Begriffe; die Samenkörner des Spinozismus liegen in den älteſten Traditionen aller Nationen beinahe reiner u. ſ. w. Er deutete, wie Erdmann ſelbſt zugibt, den ſpinoziſtiſchen Begriff der Materie in den der organiſchen Kräfte um, verhielt ſich alſo, ſetzen wir hinzu, zu Spinoza ähnlich wie Schelling, der die ſtarre Pygmalionſäule zu beleben, die todte Subſtanz in lebendigen Fluß zu bringen ſuchte. Spinoza verwirft die causae finales; Herder aber betont mehrfach die Weisheit, die Vorſehung, die planvolle Weltregierung Gottes. Beſonders beachtenswerth iſt hier die vom Verfaſſer überſehene Stelle in der Vorrede zu den „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit", S. XI fg., eine ſehr wichtige Stelle, da ſie uns einen hellen Blick in Herder's geiſtige Entwickelung werfen läßt. Wie Herder hier in der Vorrede zu ſeinem Hauptwerk ſchreibt, kann ein Pantheiſt nicht ſchreiben. S. XV verwahrt er ſich ausdrücklich gegen pantheiſtiſche Misverſtändniſſe:

Niemand irre ſich darin, daß ich den Namen der Natur perſonificirt gebrauche. Die Natur iſt kein ſelbſtändiges Weſen, ſondern Gott iſt alles in ſeinen Werken. Indeſſen wollte ich dieſen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geſchöpf ohne die tiefſte Ehrfurcht nennen ſollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit genug verſchaffen konnte, wenigſtens nicht misbrauchen. Wem der Name Natur durch manche

*) Laſſen ſich aber die zwei Standpunkte nicht zeitlich abgrenzen, ſo unterſcheide man zwiſchen Herder dem Theologen und dem Philoſophen. Unſere Auffaſſung läßt immerhin eine größere Einheit in Herder's Anſichten zu, als die Erdmann's, der Herder zum bewußten Pantheiſten ſtempelt und ihn dadurch im Hinblick auf die obengenannten Werke entweder zum unklaren Kopf oder zum Heuchler erniedrigt.

Schriften unſers Zeitalters ſinnlos und niedrig geworden iſt, der denke ſich ſtatt deſſen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in ſeiner Seele das unſichtbare Weſen, das keine Erdenſprache zu nennen vermag.

Das Wahre iſt, daß Herder an demſelben Problem arbeitete, das noch jetzt die Philoſophie vorzugsweiſe beſchäftigt: die Wahrheit des Theismus und des Pantheismus in einer höhern Einheit zu verſöhnen.

Aehnlich urtheilt Rudolf von Raumer in ſeinem Werk „Vom deutſchen Geiſt" S. 167. Hier redet Raumer von Herder's „Gott" als einem Buch, das von dem wirklichen Syſtem des Spinoza weit genug abliege. Dieſes Buch „Gott" hat Erdmann nicht gewürdigt, nicht im Zuſammenhang mit Herder's andern Aeußerungen aufgefaßt, und daher gefunden, daß Herder die Perſönlichkeit Gottes, die Fortdauer der Seele, die Freiheit des Willens geleugnet habe und flache Begriffe von Religion und Sittlichkeit ausſpreche. Damit iſt einem der größten Männer Deutſchlands ſchreiendes Unrecht zugefügt. Zwiſchen einer Einzelperſönlichkeit oder einem Individuum hinter der Welt und dem philoſophiſchen Theismus iſt ein großer Unterſchied. Was Herder über die Unſterblichkeit lehrt, findet ſich klar und beſtimmt in „Philoſophie und Geſchichte", VIII, 63 fg., beſonders aber in dem vom Verfaſſer ungebührlich vernachläſſigten Hauptwerk Herder's, in den „Ideen", S. 198, 244 fg. Herder faßt die Unſterblichkeit als Fortentwickelung; dazu gehört freilich, daß der Menſch etwas Höheres, Ewiges in ſich hat, das Fortſchreiten ſich weiter entwickeln kann, und daß er wenigſtens einen Theil ſeiner Perſönlichkeit ablegt. Beſonders zu vergleichen ſind die vom Verfaſſer überſehenen Gedichte: „Das Ich; ein Fragment", und „Selbſt; ein Fragment". Hier iſt das Problem der Unſterblichkeit mit aller Schärfe geſtellt, zur Löſung deſſelben hat Herder wenigſtens beigetragen, und dafür gebührt ihm Dank. Ebenſo unbegründet iſt der Vorwurf des Determinismus. Herder, der überall einen Zuſammenhang, Plan, ein Ganzes ſuchte, war natürlich ein geſchworener Gegner des gedankenloſen Indeterminismus, aber deswegen noch durchaus kein Determiniſt, kein Fataliſt; und wenn er zwiſchen Gut und Böſe keinen abſoluten Gegenſatz gelten ließ, ſo hat er darum noch nicht das Böſe aus ſeiner Weltanſchauung entfernt, und man darf nicht die Erläuterung des Spinozismus ohne weiteres als die Herder's ganze Weltanſchauung beherrſchende Grundannahme betrachten. Ueber Herder's Lehre von der Freiheit vergleiche man die „Metakritik" und den Aufſatz „Vom eigenen Schickſal".

In der Kunſt war Herder ein entſchiedener Gegner des Fatalismus; er wollte durch die chriſtliche Kunſt aus den Vorſtellungen der Heiden von der Nemeſis den letzten herben Reſt tilgen und ſie als Göttin der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Liebe erſcheinen laſſen. Er wollte, der neuere Dichter ſolle den ſittlich-religiöſen Geiſt des antiken Dramas aufnehmen und fortbilden; an Schiller's „Wallenſtein" nahm er großen Anſtoß, die Tragödie erſchien ihm fataliſtiſch; vor Aerger darüber wurde er faſt krank. Und dieſer Mann ſoll ein Determiniſt geweſen ſein!

Doch der Raum gebietet uns zu ſchließen, obgleich noch manches an dem Schriftchen zu tadeln wäre. Ernſtliche Rüge verdient die Aeußerung über den Conflict zwiſchen Amt und Ueberzeugung bei Herder, der allerdings hätte ſtattfinden müſſen, wenn Erdmann die Grundanſchauung des großen Mannes richtig wiedergegeben hätte. Wenn aber vollends ein Candidat der Theologie und Bewerber um die Doctorwürde einem Herder flache Begriffe von Religion und Sittlichkeit, ſage flache Begriffe von Sittlichkeit vorwirft, ſo kann jeder, der einen Mann, den Deutſchland zu ſeinen beſten und verdienteſten zählt, nur ein wenig kennt, dieſe Aeußerung des Verfaſſers, deſſen Schriftchen blos zum Verwirren, aber nicht zum Orientiren dient, nur mit Entrüſtung zurückweiſen.

Guſtav Hauff.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Das neueſte Drama der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Frau in Weiß", zurechtgeſchnitten nach dem Senſationsroman von Wilkie Collins, hat am berliner Hoftheater einen glänzenden und nachhaltigen Erfolg, am leipziger Stadttheater eine ebenſo entſchiedene Niederlage erlebt. Die Kritik kann keinen Augenblick darüber in Zweifel ſein, auf welche Seite ſie ſich zu ſtellen hat. Sie muß den berliner Erfolg als trauriges Zeugniß eines verdorbenen Kunſtgeſchmacks regiſtriren und in dem leipziger Fiasco den erfreulichen Beweis dafür finden, daß ſolche monſtröſe dramatiſche Productionen doch noch auf den Widerſpruch des geſunden Empfindens und des geläuterten Geſchmacks ſtoßen. Die berliner Kritik hat das jüngſte Kind der Birch-Pfeiffer'ſchen Muſe mit Glacéhandſchuhen angefaßt, gewiß aus achtungswerthen Rückſichten auf die Verfaſſerin, die würdige dramaturgiſche Matrone der norddeutſchen Reſidenz — Rückſichten, die wir nicht aus den Augen zu ſetzen glauben, wenn wir gegen einen entſchiedenen Misgriff proteſtiren, der bei einer ſo productiven Schriftſtellerin weiter nicht ſonderlich ins Gewicht fällt. In der That iſt „Die Frau in Weiß" ein Rückfall der Frau Birch-Pfeiffer in ihre erſte Sturm- und Drangperiode und ſteht, was Solidität der Compoſition und einfache Wahrheit der Charakteriſtik betrifft, z. B. hinter „Pfefferröſel" tief zurück.

Auch der gediegene Recenſent der berliner „Nationalzeitung", Karl Frenzel, rühmt hier und in der wiener „Preſſe" die meiſterhafte Technik der Verfaſſerin. Wir ſind dagegen der Anſicht, daß das Stück gegen die Elemente, gegen das A-b-c der dramatiſchen Technik verſtößt und daß es der Verfaſſerin nirgends gelungen iſt, den Romanſtoff in eine dramatiſche Form zu gießen. Alle dieſe Scenen ſind unverdaute Romankapitel, klein gehackt, zugeſchnitten, in die Form von Acten und Scenen gepaßt, aber nirgends wahrhaft dramatiſirt. Wir ſprechen hier nicht von den langen Erzählungen, die neben der Handlung einhergehen und uns bis in den letzten Act hinein verfolgen, Erzählungen, die ſich jeden Vergleich mit denjenigen verbitten, durch welche die großen Tragiker des Alterthums und der Neuzeit ein erlaubtes epiſches Element, ſelbſtverſtändlich mit dramatiſcher Wirkung, ihren Schöpfungen einverleibten; wir ſprechen nur von der beibehaltenen Manier des Romans, die

Vorgänge und Erlebnisse erst hinterdrein zu erläutern. Wir brauchen nicht auf Lessing und Diderot zurückzugehen, um zu beweisen, daß durch diese Manier die Grundgesetze des Dramas in majestätsverbrecherischer Weise verletzt werden. Die Meisterschaft der dramatischen Technik besteht eben darin, die Handlung aus dem Innern der handelnden Charaktere in ebenso folgerichtiger wie spannender Weise hinzuleiten, und es muß als die unerlaßliche Vorbedingung eines solchen dramaturgischen Verfahrens gelten, daß das Publikum von Haus aus mit im Geheimniß ist. Gegen diese Vorbedingung sündigt das Drama der Frau Birch-Pfeiffer in so consequenter Weise, daß es als ein negatives Muster für alle dramaturgischen Studien betrachtet werden kann, ähnlich wie das kranke Pferd der Thierarzneikunde, an welchem die angehenden Schüler dieser Wissenschaft sämmtliche Leiden des edeln Rosses auf einmal veranschaulicht finden. Die Motivirung hinkt hinter der Handlung einher, und der Effect wird in einer Steigerung der nachfolgenden Motive gesucht. Dies aber ist gerade grundverkehrt. Der dramatische Effect kann nie in solchen Ueberraschungen bestehen, wie sie für den Roman, der einen dunkeln, sich allmählich lichtenden Hintergrund der Vergangenheit voraussetzt, geboten sind.

Doch man wird uns entgegnen, wozu solche überflüssige ästhetische Weisheit an ein anspruchsloses Stück verschwenden, das sein Publikum nur unterhalten will? Wir protestiren nicht gegen anspruchslose Stücke, sondern gegen alle Stücke, welche den Geschmack der Menge verderben, welche künstlerische Grundgesetze auf den Kopf stellen und durch Unnatur und durch die Sucht nach crassen Wirkungen das gesunde Empfinden verletzen. Wir waren jüngst Zeuge, wie das pariser Publikum, das doch gerade in dieser Hinsicht für sehr empfänglich gilt, ein Effectdrama, den „Major Trichmann", wegen allzu großer Häufung der criminalistischen Handlungen und wegen der Speculation auf die äußerlichste Wirkung auszischte — und das geschah nicht am Théâtre français, nicht am Odéon, nicht am Gymnase, sondern am Gaîtétheater, das sonst eine hinlänglich derbe Kost nicht verschmäht, während das monströse Criminaldrama der Frau Birch-Pfeiffer an einem der ersten deutschen Hoftheater eine beifällige Aufnahme findet!

Es sind weniger die Verbrecher, die uns in diesem Stück anwidern, obgleich sie für die Assisen wenig zu wünschen übrig lassen. Zweimalige Einsperrung Unschuldiger ins Irrenhaus, Bigamie, Urkundenfälschung hinter der Scene und auf der Scene — da hat man ja fortwährend die erfreuliche Perspective auf lebenslängliches Zuchthaus, ganz abgesehen von dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Baron Percival Glyde ist bereits ein sehr geschickter Jongleur, der mit den Paragraphen der Criminalgesetze Ball spielt; doch auf seine Schultern steigt noch der Italiener Fosco, der auf dieser Höhe der Niederträchtigkeit nicht die Balance verliert, sondern trotz seines Embonpoints den Schwerpunkt behauptet und dabei dem Freunde den Fuß auf den Nacken setzt.

Nicht diese Verbrecher, die uns vielleicht bei einer gewissen Energie des Willens von Haus aus anziehen würden, wenn sie uns nur nicht zu spät in ihre Karten sehen ließen, machen das Stück so abstoßend, nein, weit mehr noch die Tugendheldin desselben, diese Laura, dies eigentlich aus Theetischnebel und Sentimentalitätsschwindel zusammengedustete Gespenst des Dramas, dessen ganze Handlungsweise durch den überflüssigen Tugendheroismus so moralisch vernichtend wirkt. Sie heirathet einen Mann, den sie nicht liebt, weil sie damit einen Herzenswunsch des Vaters erfüllt, obgleich dieser ihrem freien Entschluß die Ehe anheimgestellt; aus reiner Manie, einen mehrbändigen Roman und ein fünfactiges Melodrama zu Stande zu bringen, ist sie väterlicher als der Vater selbst. Und mit dieser sich überkugelnden Pietät des Anfangs, wo sie einem Maler ihr Bild und ihr Herz, aber dem Baron Glyde ihre Hand schenkt, hängt die Satisfaction zusammen, mit der sie den Selbstmord ihres Gatten aufnimmt, um augenblicklich dem frühern Liebhaber ans Herz zu sinken. Dabei sind die finanziellen Verhältnisse von der Verfasserin so unglücklich angeordnet, daß die Heldin niemals in Widerspruch mit ihrem Geldinteresse geräth, sondern sich stets so correct benimmt, daß ihr die volle Erbschaft nicht entgehen kann.

Wenn die dramatische Technik in operuhaften Decorations- und Beleuchtungseffecten besteht, so verdient Frau Birch-Pfeiffer allerdings für einige Arrangements uneingeschränktes Lob. Die doppelgängerische weiße Frau, der Mond, der sie stets zur rechten Zeit beleuchtet u. s. w., das gibt das Colorit eines recht tüchtig schwarz getuschten scenischen Nachtstücks, aus denen alle Effecte wie Blitze hervorbrechen, während die Sterne der Poesie am Himmel verschwunden sind und durch kein Teleskop entdeckt werden können.

Das neue Lustspiel von Roderich Benedix: „Die Epigramme", folgte in Berlin der „Frau in Weiß". Die Kritik findet das Stück etwas zu lang gedehnt, rühmt aber die Charakteristik einzelner Figuren, namentlich die des alten vormärzlichen Bureaukraten, des Raths Bohnhardt.

Während sich in Wien „Wildfeuer" auf den Brettern der Burg erhält, sind die zweiten Theater unerschöpflich in Parodien auf das Friedrich Halm'sche Stück, zu denen das geschlechtliche Problem, das ihm zu Grunde liegt, willkommene Veranlassung bietet. Das Theater an der Wien gibt: „Stillwasser", das Carl-Theater: „Fuchsteufelswild", das Harmonie-Theater: „Rakel", Fürst's Singspielhalle: „Rutschepeter". In Berlin übernimmt der „Kladderadatsch" die Parodie der Hoftheatermuse; in Wien beschäftigen sich die sämmtlichen übrigen Theater damit. Die dramatische Parodie ist aber ein im ganzen unberechtigtes Genre. Jede Parodie ist eine Kritik — wir wollen aber die Kritik nicht auf die weltbedeutenden Bretter verpflanzt sehen.

Das Drama des jüngern Dumas: „Die Geldfrage", hat am wiener Burgtheater nur einen mäßigen Erfolg davongetragen. Es scheint, als ob man diesen französischen socialen Dramen nicht mehr dieselbe Theilnahme wie früher entgegenbringe. Der Erfolg des „Wildfeuer" spricht für eine Reaction zu Gunsten eines mehr deutsch-poetischen Inhalts.

Den bei Gelegenheit der Säcularfeier Schiller's vom König von Preußen für das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Thalern hat die Tragödie: „Brutus und Collatinus", von Albert Lindner in Rudolstadt erhalten. Das Stück ist unsers Wissens bisher an keinem Theater ersten Rangs, nur in Karlsruhe, Weimar und Mannheim zur Aufführung gekommen, wird aber jetzt am berliner Hoftheater aufgeführt werden. Seine Vorzüge müssen daher bedeutend sein, indem die Preiscommission von dem äußerlichen Erfolg absah, der, wenn auch nicht als unumgängliche Bedingung, doch als wesentlich mitwirkendes Moment für die Preisertheilung mit in die Wagschale gelegt wurde.

Wir konnten diese Rücksichtnahme nur billigen, denn sie sollte verhüten, daß beliebige Marotten der Studirstuben oder specielle Steckenpferde einer außer dem Zusammenhang mit dem Volksleben stehenden ästhetischen Weisheit allein den Ausschlag geben konnten. Natürlich hängt der innere Werth eines Stücks nicht von dem äußern Erfolg ab. Wir kennen das Drama Lindner's nicht und werden später darauf zurückkommen. Vorläufig bedauern wir nur, daß der Preis einer antiken Römertragödie ertheilt worden ist, wegen der gefährlichen Ermuthigung, die darin für die Wahl solcher Stoffe liegt, die unsern modernen Sympathien so fern liegen. Wir berufen uns hierbei auf das Urtheil eines preiswürdigen Dramatikers, auf das Urtheil Schiller's, der gerade an dem Stoffe des Brutus nachwies, welch eine Kluft unser Empfinden von dem römischen trennt.

Bibliographie.

Erzbischof Anno. Geschichtliches Trauerspiel nebst einem Vorspiel. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr.

Badische Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen. Von einem Badener. Lahr, Geiger. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Bäbler, J. J., Thomas v. Falkenstein und der Ueberfall von Bruggg. Aus den Quellen erhoben. Aarau, Sauerländer. 1867. 8. 12 Ngr.

Breitenstein, L., Das Charakterbild Jesu von Dr. Schenkel, vom Standpunkt der Wissenschaft beleuchtet. Freiburg im Br. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg (1820—1832). Herausgegeben von F. T. Bratranek. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bädlinger, M., u. K. Grunauer, Aelteste Denkmale der Züricher Literatur. Auf Veranstaltung der Züricher vaterländischen historischen Gesellschaft. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Clement, K. J., Die Lombardei und ihre eiserne Krone. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band. — A. u. d. T.: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 2ter Bd.: Philosophie der Neuzeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forchhammer, P. W., Bundesstaat und Einheitsstaat. Kiel, Akadem. Buchh. Gr. 8. 6 Ngr.

Gelbe, H., Beitrag zur Einleitung in das Alte Testament. Ein Versuch. Leipzig, Matthes. 8. 16 Ngr.

Gerhard, A., Achilles. Trauerspiel. München. Br. 8. 16 Ngr.

Gerlach, F. D., Marcus Porcius Cato der Jüngere. Ein biographischer Versuch. Basel, Bahnmaier. Br. 8. 9 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 12te Aufl. Berlin, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hübler, C. G., Liebesgeschicke. Donna Blanca. Sarelta. Swanhild. Ein Dramencyclus. Leipzig, Leiner. 1867. 16. 1 Thlr.

Henne-Am Rhyn, O., Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Streckfuß. Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in 4 Bdn. 1ste Lief. Berlin, Nicolai. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.

Koester, H., Liebe im Mai, oder: Calandrino im Fegefeuer. Komödie. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 15 Ngr.

Kotzebue, A. v., Auswahl dramatischer Werke. 1ster Bd. Leipzig, Kummer. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Kreyßig, F., Friedensgedanken. Elbing, Meißner. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. W. D., Der König von Israel. Ein biblisches Lebensbild mit fortgehenden Beziehungen auf die Davidischen Psalmen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. Lieder mit Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel rc. Leipzig, Grunow. Hoch 4. 24 Ngr.

Lobstein, E., Bilder aus Neapel. Reisebeschreibung und Führer für Freunde historischer Forschung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 16 Ngr.

Lohmann, P., Dramatische Schriften. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Musikdramen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Deutschlands Kriegs-Ereignisse des Jahres 1866. Illustrirtes Gedenkbuch für das deutsche Volk. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste bis 3te Lief. Dresden, Littel u. Wolf. Lex.-8. à 5 Ngr.

Lutze, A., Graf Foremont. Historisches, bürgerliches Schauspiel in 5 Acten. Cöthen, Verl. der Lutze'schen Klinik. 8. 15 Ngr.

Meibauer, K. O., Ueber die physische Beschaffenheit der Sonne. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 4ter Bd. England, Genf, Frankreich, Deutschland und Italien. Elberfeld, Friedrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Metadiotik. Dämmerungslichter des ewigen Tages im Gesichtskreis der empirischen Forschung. Zur Abwehr materialistischer Kreisbewegungen unserer Tage. Stuttgart, Oehinger. Gr. 8. 9 Ngr.

Michelet, C. L., Naturrecht oder Rechtsphilosophie als die praktische Philosophie enthaltende Rechts-, Sitten- und Gesellschaftslehre. 2ter Bd. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mindermann, Marie, Dramatische Kleinigkeiten. Bremen, Tannen. 1867. 16. 22½ Ngr.

Moser, F. Freih. K. v., Auswahl aus den patriotischen Schriften. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen von W. Zimmermann. 1ster Bd. Reliquien. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., Der Herzog von Reichstadt. Drama. Cöthen. 8. 20 Ngr.

Müller, A. u. L., Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt. 1ste Lief. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mund, C. D., Erlebnisse eines Arztes. 2te Abth. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Abth. 2 Thlr.

Die politische Neugestaltung von Norddeutschland im Jahre 1866. Gotha, J. Perthes. 4. 10 Ngr.

Nick, F., Bilder und Geschichten aus dem Soldatenleben. 3 Bdchn. Stuttgart, Rübling. 16. à 10 Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 1ste und 2te Reihe. Leipzig, J. A. Barth. 8. à 2 Thlr.

Prefer, C., Die Sieraer. Historisches Drama. Cassel, C. Luckhardt. 8. 15 Ngr.

Pressensé, de, Therese's Tagebuch. Mit Bewilligung der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von J. B. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 24 Ngr.

Das preußische Reich deutscher Nation. Ein Beitrag zum Ausbau. Braunschweig, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Reyscher, A. L., Die staatsrechtlichen Folgen des deutschen Kriegs. Wo stehen wir nun? Stuttgart, Krüner. Gr. 8. 6 Ngr.

Roeder, C., Kaiser Otto III. Ein dramatisches Fragment. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 12. 10 Ngr.

— — Das Wort „a priori". Eine neue Kritik der Kantischen Philosophie. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Roesler, R. R., Dacier und Romänen. Eine geschichtliche Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Roth, K., Ueber die Vorstellung vom Schicksal in der indischen Spruchweisheit. Tübingen. Gr. 4. 7½ Ngr.

Aesthetische Rundschau. Wochenschrift. Redacteur und Herausgeber: A. v. Czieke. 1ster Jahrgang. October 1866 bis September 1867. 52 Nummern. Wien, Wallishauser. Gr. 4. 4 Thlr.

Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Salzbrunner, B., Der Himmelsring. Eine einfache Erzählung. Ein kleiner Stein zum Bau der deutschen Zukunft. Nürnberg, J. L. Schmid. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Schanz, Pauline, Ferientage. Erzählungen. Dresden, Meinhold u. Söhne. 4. 18 Ngr.

Schenk, A. L., Die Florentiner. Trauerspiel. Reutlingen. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Michael Kohlhaas. Romantisches Trauerspiel. Nach Heinrich v. Kleist's historischer Novelle: „Michael Kohlhaas" frei bearbeitet. Eßlingen. 8. 18 Ngr.

Schrader, A., Die Kinder des Glücks. Originalroman. 9 Bde. Leipzig, Ziegler. 1867. 8. 9 Thlr.

Schücking, L., Verschlungene Wege. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 3 Thlr.

Schultze, R., Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das deutsche Volk. Berlin, Nicolai. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuriem, J., Stunden meiner Muse. Lieder und Gedichte. Cassel, C. Luckhardt. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seifart, C., Blätter und Blüthen vom 1000jährigen Rosenstock zu Hildesheim. Göttingen, Wigand. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Seydel, R., Christian Hermann Weiße. Ein Nekrolog. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 Ngr.

Spielhagen, F., In Reih' und Glied. Ein Roman in 9 Büchern. 5 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Steffens, A., Der Brandstifter. Criminalnovelle. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Preußens Politik und die Kleinstaaten. Im September 1866. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.

Steinmann, G., Streifzüge preußischer Verwaltung durch Böhmen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Stephany, C. F., Charlotte Ursinus, die Giftmischerin. Gattin des Geheim-Raths Ursinus in Berlin. Enthüllung ihrer Lebenszüge und Schuld. Berlin, Vereinsbuchh. 8. 15 Ngr.

Thalhaus, F., Eine alte Jungfer. Erzählung. — Verlust und Gewinn. Erzählung nach Mathilde Bourdon. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Die Theilnahme der II. Armee unter dem Ober-Commando Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Berlin, Bath. 16. 7½ Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der Neuzeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Uhlich, Glaube und Vernunft. Nebeneinanderstellung von Alt und Neu, Gebunden und Frei in der Religion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Urlichs, L., Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild. Vortrag. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Venedey, J., An Prof. Heinrich v. Treitschke. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Weil, G., Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultan Selim übersichtlich dargestellt. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Willkomm, L., Gesellen des Satan. Roman in 12 Büchern. 1ste Abtheilung: Die Saat des Bösen. 3 Bde. 2te Abtheilung: Die Schnitter. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Wolfram, L., Verlorene Seelen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Johann Gottfried von Herder.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von Horst Keferstein.

Vorliegendes Buch bietet eine planmäßig geordnete Auswahl charakteristischer und für unsere Zeit vorzüglich beherzigenswerther Stellen aus Herder's zahl- und umfangreichen Schriften, welcher eine gedrängte Darstellung des innern und äußern Lebens dieses edeln, zu Deutschlands classischen Schriftstellern zählenden, aber bei weitem nicht genugsam bekannten Geistes vorausgeschickt ist.

Indem sich das Buch den in demselben Verlage erschienenen so beliebten „Lichtstrahlen" aus den Werken Fichte's, Forster's, Goethe's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakspeare's anreiht, darf es wol einer ebenso freundlichen Aufnahme, wie diesen zutheil wurde, gewiß sein.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von Ed. Leibrock in Braunschweig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit.

In einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Karl Barthel.

Siebente Auflage,

durch Anmerkungen ergänzt und bis auf unsere Tage fortgeführt von E. Emil Barthel.

Gr. 8. 42 Bogen. Brosch. Preis 2 Thlr., geb. Halbsaffianband 2⅔ Thlr.

Die seltene Gunst, womit dieses ausgezeichnete Werk in weiten Kreisen aufgenommen ist, documentirt sich durch dessen in anderthalb Decennien nöthig gewordene siebente Auflage. Die Fortführung desselben auf unsere Tage, sowie zahlreiche ergänzende Anmerkungen dazu durch die kundige Hand des Bruders des früh verstorbenen Verfassers sichert dem Buche den langbewährten Ruf. Als das beste Werk über deutsche Nationalpoesie seit 1813 bis auf unsere Tage, mit sorgfältig gewählten Belegstellen sei es aufs neue allen gebildeten Familien empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing.

Verfasser von „Germanisches Blut".

Zweite Abtheilung. 2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Die Kritik hat die erste Abtheilung dieses Werks als ein prachtvolles Stück Realpoesie bezeichnet. In diesem Sinne möchten wir verstanden werden, wenn wir die drei Abtheilungen des „Geächteten" mit Wilhelm „Meister's Lehr- und Wanderjahren" vergleichen. Der Geächtete ist die Schilderung eines Manneslebens von der Entwickelung bis zur vollen Entfaltung seiner Kraft. In voller thatsächlicher Wirklichkeit gestaltet sich der Kampf zum Siege, der Kampf mit der eigenen Leidenschaft, mit der Thorheit der Menschen, mit der Schlechtigkeit der Gewalthaber und ihrer Schergen, macht am Ende Heinrich Melding zu einem Manne, der, nachdem er sich selbst überwunden — nicht sich verheirathet, sondern zu einer großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit für seine Heimat übergeht. In der Geschichte eines Deutschen spiegelt sich vielleicht Deutschlands Geschichte. Und es ist alles Wesen und Wirklichkeit, That und Wahrheit in dem Buche.

Frauenschuld.

Roman

von

August Diezmann.

2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein „Leichtes Blut" seine große Begabung für Zeichnung von Frauencharakteren bewiesen hat, gibt in vorstehendem Werke davon neue Proben. Das Buch wird für die Wintersaison die beliebteste Lektüre der Damenwelt werden.

Literarisches Festgeschenk.

Soeben erschien im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung.

Herausgegeben von

Rudolph Gottschall.

Min.-Form. 37¼ Bogen. **Sechste Auflage.** Höchst elegant gebunden. Preis 1½ Thlr.

Die geschmackvolle Auswahl dieses bewährten Aesthetikers und Dichters, wie die Fülle der besten neuern Dichtungen, macht die Beliebtheit dieser Anthologie begreiflich. Sie gehört zu den reichhaltigsten der letzten Jahre. — Die höchst elegante und gediegene Ausstattung und der verhältnißmäßig sehr **wohlfeile Preis dieser neuen Auflage** werden der weitere Verbreitung gewiß wirksam unterstützen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 49. — 6. December 1866.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Roſenkranz. Von **Rudolf Gottſchall.** — Neue Novellen. Von **A. Freiherrn von Loën.** — Das neueſte Werk Fritz Reuter's. — Ein Familienbuch. Von **Alexander Jung.** — **Feuilleton.** (Literariſche Plaudereien; Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Biographie Diderot's von Roſenkranz.

Diderot's Leben und Werke. Von Karl Roſenkranz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 5 Thlr.

Die Bedeutung von Biographien und Monographien für die Geſchichte der Literatur und Cultur iſt längſt anerkannt; man hat ſich auch auf dieſem Gebiete überzeugt, daß ein wahrer Fortſchritt nur möglich iſt, wenn man die allgemeinen Umriſſe mit einem lebensvollen Inhalt erfüllt. Das Schemenhafte des Schematiſirens hat nachgerade die ins Weite ſtreifenden Conſtructionen in Miscredit gebracht; ja man iſt hierin zu weit gegangen, indem man gegen alle ſyſtematiſche Architektonik mistrauiſch geworden iſt. Und doch wird alles einzelne auf dem Iſolirſchemel bedeutungslos, was wenigſtens ebenſo ſchlimm iſt, wie eine vage Allgemeinheit. Karl Roſenkranz iſt einer derjenigen Philoſophen, welche zwiſchen beiden Extremen ſtets die rechte Mitte gewahrt haben. Daß er ein methodiſcher Kopf iſt, der ſich auf die architektoniſche Gliederung wohl verſteht, hat er in allen denjenigen Werken bewieſen, welche einen Weiterbau des Hegel'ſchen Syſtems bezweckten. Sein ebenſo feinſinniger wie lebendiger Geiſt hat aber nicht minder von jeher die einzelne bedeutende Erſcheinung ins Auge gefaßt; er hat ſich nie in das metaphyſiſche Wolkenkukuksheim verſtiegen; ihm iſt das friſche Leben nie wie das ächzende Kind des Erlkönigs vor einem Nebelſtreif erloſchen; er hat namentlich auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte und Aeſthetik ſo lebensvolle Porträts geſchaffen, daß ihn die literariſchen Porträtmaler von Fach um ſeine Kunſt beneiden dürfen. Seinem erſchöpfenden Werke über Goethe hat er jetzt ein ähnliches über Diderot angereiht, welches die gleichen Vorzüge vereinigt: gründliches Quellenſtudium, geſchickte Anordnung der Detailzüge zu einem ſprechenden Geſammtbild, welches wiederum die Phyſiognomie des ganzen Zeitalters ſpiegelt, lebendiges Colorit und unbefangenes Urtheil.

Man wird freilich, was bei Goethe niemand in den Sinn gekommen wäre, die Berechtigung Diderot's bezweifeln, zu einem Porträt oder Knieſtück von ſolchen Dimenſionen zu ſitzen. Diderot iſt wohlbekannt als einer der Herausgeber der großen „Encyklopädie", als einer der ketzeriſchen Philoſophen des 18. Jahrhunderts und als einer der Hauptvertreter des bürgerlichen Schauſpiels. Doch ſcheinen auf den erſten Blick dieſe Leiſtungen ihn nicht in eine Reihe mit jenen großen Genien zu ſetzen, in deren Werke ſich die Nachgeborenen immer wieder vertieften, weil ſie für jeden neuen Standpunkt ſtets neue Seiten darbieten. Nicht einmal einem Rouſſeau und Voltaire pflegt man Diderot gleichzuſtellen; es ſcheint ihm das machtvolle Pathos des erſten, der glänzende Geiſt und die ſchöpferiſche Kraft des zweiten zu fehlen; ja man behauptet in der Regel, daß er in ſeinen Schriften nie eine gewiſſe Mittellinie überſchritten und höchſtens nur in einzelnen genialen Lichtblitzen darüber hinauswieſen habe.

Gleichwol gehört er zu den intereſſanteſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. Es gibt Perſönlichkeiten, in denen ſich die Beſtrebungen der Zeitgenoſſen concentriren, auf welche alle Fäden der geiſtigen Entwickelung zurücklaufen, die durch die Summe ihrer Leiſtungen erſetzen, was jeder einzelnen an ſchöpferiſcher Kraft fehlt; Perſönlichkeiten, die durch einen glücklichen Inſtinct oft neuen Principien der Literatur die Bahn eröffnen, in denen der Geiſt der Initiative mächtig iſt und welche ihrem Zeitalter die Signatur aufdrücken, ſelbſt wenn ſie dieſelbe nicht geſchaffen haben. Indem man ſie charakteriſirt, charakteriſirt man das ganze Zeitalter — und eine ſolche Perſönlichkeit iſt Diderot für das Frankreich des 18. Jahrhunderts.

Darum hat ein ausführliches Werk über Diderot ſeine vollſtändige Berechtigung, um ſo mehr, wenn ein Philoſoph wie Roſenkranz daſſelbe abfaßt, deſſen glänzende Vielſeitigkeit ihn befähigt, allen verſchiedenen Richtungen eines nicht minder vielſeitigen Autors zu folgen, ohne die eine Seite ſeines Wirkens gegen die andere zu vernachläſſigen. Eine ſolche Bio- und Monographie iſt ein höchſt wichtiger Beitrag zur Cultur- und Literaturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts, dieſes Jahrhunderts der großartigſten Anläufe, in welchem alle Keime liegen, die das unſerige fortentwickelt, ja welches uns alle die Aufgaben geſtellt hat, an deren Löſung wir raſtlos und bisjetzt zum

Theil erfolglos arbeiten. Ueber die Grundſätze, die Roſenkranz bei der Ausarbeitung ſeines Werks befolgt hat, ſpricht er ſich im Vorbericht näher aus. Das Urtheil über Diderot iſt ein ſehr widerſprechendes. Um eine objective Anſchauung von ihm zu gewinnen, gilt es zunächſt, ihn aus ſeinen eigenen Schriften darzuſtellen:

Der heutige Leſer ſoll, ohne die vielen Bände der Diderot'ſchen Schriften ſelber durchzuleſen, in den Stand geſetzt werden, ſich aus dem ihm gebotenen Material ſelber ein Urtheil bilden zu können. Urtheile ſind genug über Diderot gedruckt, aber der Beweis ihrer thatſächlichen Berechtigung iſt oft verſäumt. Ja, viele Gemälde von ihm ſind nach ganz vagen Traditionen, nach ganz ſubjectiven Vorſtellungen gemacht. Dem Leſer eine ſolche objective Anſchauung Diderot's zu liefern, ſchien mir das erſte Bedürfniß, dem ich zu genügen hätte. Er ſoll ſelber ſehen, wer und was Diderot war.

Ich mußte dabei als Deutſcher für die Deutſchen ſchreiben, denen die Werke Diderot's viel ferner liegen, viel unbekannter ſind als den Franzoſen. Doch glaube ich, daß auch den Franzoſen Diderot, wie er hier ſich darſtellt, oft in einem ganz neuen Lichte erſcheinen wird. Ferner mußte ich ein genetiſches Verfahren einſchlagen. Ich mußte die Geſchichte von Diderot's Leben mit der ſeiner Werke verbinden. Gewöhnlich hat man bisher erſt einen Abriß ſeines Lebens gegeben und dann, oft ohne alles Princip, ſeine Werke beſprochen. Das Richtige iſt aber, dieſe als Reſultate aus ſeinem Leben hervorgehen zu ſehen.

Eine Schwierigkeit findet Roſenkranz in dem Umſtande, daß viele, ja die intereſſanteſten Schriften Diderot's erſt als posthume gedruckt wurden:

Der großen Literaturgeſchichte gehört er offenbar nur durch das an, was er während ſeines Lebens veröffentlicht hat, denn nur dieſe Schriften haben in den Gang der damaligen Literatur lebendig eingreifen können. Es iſt und bleibt doch zuletzt immer nur die „Encyklopädie" einerſeits, das bürgerliche Drama andererſeits, welche dem lebenden Diderot ſeinen Anſpruch auf Ruhm geben. Aber gerade in den erſt nach ſeinem Tode gedruckten Schriften hat er eine ſolche Innigkeit des Gefühls, eine ſolche Fülle der Phantaſie, eine ſolche Originalität des Gedankens, eine ſolche Tiefe der Welt- und Menſchenkenntniß, eine ſolche Mannichfaltigkeit der Stoffe und Formen an den Tag gelegt, daß dieſer apokryphiſche Diderot mehr werth iſt als der dem 18. Jahrhundert öffentlich bekannt geweſene, denn ſeinen Freunden war er perſönlich eben durch jene Eigenſchaften theuer. Man kann in ſeinen gedruckten Schriften, man kann in ſeinen Artikeln der „Encyklopädie" die Keime zu den Ausführungen entdecken, die er ihnen in ſeinen ungedruckten gegeben hat.

Mit Recht will Roſenkranz dieſe Schriften als Momente der Entwickelung Diderot's auffaſſen, ſie aber ſtreng von den im vorigen Jahrhundert bekannten unterſcheiden, da ſie ohne wahre Einwirkung auf ihre Umgebung geblieben ſind.

In Bezug auf den Umfang des Werks behauptet Roſenkranz, ſich beſchränkt und der Verſuchung widerſtanden zu haben, die Sittengeſchichte jener Zeit, die Geſchichte der belletriſtiſchen Literatur, der theologiſchen Streitigkeiten u. ſ. f. mit in das Werk hereinzuziehen. Ebenſo wenig hat er die Geſchichte des engliſchen Deismus und Empirismus beſonders erzählt, ſondern nur an geeigneter Stelle einige im allgemeinen orientirende Kapitel eingefügt. Auch vermied er, ſeine eigenen Anſichten weitläufig zu entwickeln und Parallelen zu ziehen zwiſchen dem modernen Materialismus und dem Materialismus Diderot's. Eine andere Grenze zog ſich Roſenkranz gegenüber dem reichen Unterhaltungsſtoff, der ſich in Diderot's Briefen und in ſeinen „Salons" findet, um ſich nicht in eine Mannichfaltigkeit des Details zu verlieren. Wir zweifeln indeß nicht, daß bald ein biographiſcher Romanſchreiber dieſe neu aufgeſchloſſenen Adern der Diderot'ſchen Correſpondenz benutzen wird, um hier ergänzend einzugreifen, und eine Sophie Voland, Frau von Epinay, Rouſſeau und Diderot nebſt andern Zeitgenoſſen in wohleingetheilte Bücher und Kapitel wie in Käfige einzuſperren, in denen ſie, vor dem Publikum zur Schau geſtellt, ihre romanhaften Kunſtſtücke machen. Iſt doch die große Leihbibliothekenmenagerie noch etwas lückenhaft, gerade was dieſe Schwarmgeiſter der vorrevolutionären Epoche Frankreichs betrifft.

In dem einleitenden Artikel: „Das Zeitalter Diderot's", faßt Roſenkranz gegen den Schluß hin ſeine Anſchauung von Diderot's Bedeutung zuſammen. Er nennt ihn den Hauptträger des engliſchen Geiſtes in Frankreich, indem er zugleich den Standpunkt der Engländer, von dem er ausging, überſchritt. In der Moral folgte er Shaftesbury, in der Encyklopädie Baco und Chambers, in der Phyſik Newton, in der Auslegung der Natur Baco, im Drama Lillo und Moore, im Roman Richardſon und Sterne, in der Politik Montesquieu, d. h. dem engliſchen Repräſentativſyſtem, in der Theologie den engliſchen Theiſten und Deiſten, bis er Atheiſt wurde, in der Philoſophie Locke und Condillac, d. h. dem Senſualismus, bis er zum Materialismus überging.

Diderot, meint Roſenkranz, war ein genialer Menſch, dem es nur an ſpontaner Concentration fehlte, der immer eines Anſtoßes von außen bedurfte und daher abhängiger von andern erſcheint, als er wirklich iſt:

Vergleicht man ihn mit Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, Buffon, ſo ſteht er dieſen Autoren unbedingt nach, wenn man ein einzelnes Werk von ihm nennen ſoll, das ſich mit den Schriften jener Männer an Bedeutung meſſen könnte. Er gelangte nur zur Kritik, zur Skizze, oder, wie in ſeinem Drama, zu einer Production, die ſelbſt wieder eine kritiſche Tendenz hatte. Er ſelbſt empfand im höhern Alter den Schmerz, kein einziges großes, ideales, unbedingt claſſiſches Werk hervorgebracht zu haben, und wir theilen dieſen Schmerz mit ihm. Faßt man ihn dagegen in ſeiner Totalität auf, ſo erſcheint er als ein durchaus ſelbſtändiger, origineller Geiſt, der jenen großen Zugführern der Nation vollkommen ebenbürtig iſt. Ja, man iſt ſtellenweiſe geneigt, ihn höher zu ſtellen, weil er viel ſachlicher, uneigennütziger, freier und enthuſiaſtiſcher iſt. Er war ein univerſeller Polyhiſtor, der ſich aber aus dem kritiſchen Verdauungsproceß des ihm überlieferten Wiſſens beſtändig zu höhern Anſichten, als er vorfand, emporarbeitete, und von dem Pedantismus der Schulform, von dem er ausging, ſich bis zu einer wahrhaft platoniſchen Poeſie der Darſtellung erhob. Er wurde, ſeiner eigenen Confeſſion nach, Materialiſt und Atheiſt, aber er hörte nicht auf, ein vom Idealismus des Wahren, Guten und Schönen bis zur Ekſtaſe begeiſterter Menſch zu ſein. Sobald man ihn daher mit andern Zeitgenoſſen vergleicht, die mit ihm in derſelben Atmoſphäre, in denſelben Tendenzen lebten, ſo erkennt man ſofort ſein entſchiedenes Uebergewicht über ſie. Dieſe Zeitgenoſſen waren ihm nach irgendeiner Seite hin oft überlegen, allein gegen die Macht einer ſolchen univerſellen Bildung, ſeiner ſchöpferiſchen Gedankenfülle, ſeiner Vielſeitigkeit und Leichtigkeit der Form, ſeiner individuellen Energie gehalten, können ſie doch ihm nur untergeordnet werden. Alle dieſe Männer, Duclos, Helvetius, d'Alembert, Marmontel, Morellet,

Sedaine, Holbach u. a. können nicht beanspruchen, Montesquieu und Voltaire, Rousseau und Buffon coordinirt zu werden. Diderot kann es, denn er ist von Haus aus ein Genie wie sie, das nicht blos nach dieser und jener Beziehung, sondern nach seiner Ganzheit in ein Verhältniß zur Nation tritt. Und so urtheilen auch die Franzosen selbst über ihn. Diderot ist ein Doppelmensch. Außer den Schriften, die er lebend veröffentlichte, haben sich, wie bei Leibniz, noch viele nach seinem Tode gefunden, die uns beweisen, daß er noch ganz andere Welten in sich barg, als in jenen nicht ohne Rücksicht auf die Censur und ihre Gefahren verfaßten Schriften sich verschließen, und aus welchen erhellt, daß er von allen französischen Autoren des 18. Jahrhunderts der modernste ist, weil er sich kritisch über seine Zeit am meisten erhoben hatte. Er durchlebte die ganze Wandlung seiner Zeit. Er fing theologisch an, ging zur encyklopädischen Sammlung aller Kenntnisse fort, gab dem französischen Drama die Richtung auf Stoffe aus der bürgerlichen Gesellschaft und auf die ihnen correlate prosaische Form, wurde ein classischer Kritiker der bildenden Kunst, Schöpfer der Dorfgeschichte und endigte mit einem moralisch-politischen Versuch, dem Sittenverderben seiner Nation den Spiegel der Zeiten eines Claudius und Nero vorzuhalten. In diesem Leben Seneca's begrüßte er den Freiheitskrieg der Amerikaner mit Entzücken. Wie er sich aber in einem langen Leben auch wandelte, immer hielt er an der Moralität, an Recht, Pflicht und Tugend fest, und zwar nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Mensch. Er bemühte sich, Charakter zu haben.

Die einzelnen Retouchirungen, welche dies Lichtbild erfährt und erfahren muß, ergeben sich aus der eingehenden Darstellung des Werks von selbst. Namentlich bedarf das Lob der individuellen Energie einer Einschränkung, und was das Festhalten an Moralität, Pflicht und Tugend betrifft, so scheint es wol unerlaßlich, darauf hinzuweisen, daß man nur den ganz aparten Maßstab der damaligen französischen Gesellschaftswelt anlegen muß, um ihm das Zeugniß solcher Verdienste ohne jede Art von Verclausulirung auszustellen.

„Diderot's verborgenes Jugendleben" reicht vom Jahre 1713 bis zum Jahre 1743. Diderot wurde als der Sohn eines Messerschmieds zu Langres in der Champagne geboren, und machte, wie sein älterer, sehr orthodoxer Bruder, seine Studien bei den Jesuiten. Ein Versuch, das Handwerk des Vaters zu ergreifen, schlug fehl; er nahm seine Bücher und ging wieder in das Collegium. Mit 15 Jahren wurde er nach Paris in das Collegium d'Harcourt gebracht. Es ist charakteristisch für einen später so übel verrufenen Schriftsteller, daß seine erste Dichtung eine Versification der Rede war, mit welcher die Schlange Eva anredet, um sie zu verführen. Er machte dies Poem für einen Mitschüler, dem es aufgegeben war, der aber damit nicht zu Stande kommen konnte. Rosenkranz theilt einige etwas frivole Anekdoten aus dieser Schulzeit mit, die ihn selbst zu dem Geständniß nöthigen, daß Diderot stets eine Liebschaft haben mußte und daß er beständig über seine Familie hinaus noch anderweite Verbindungen mit Frauen gepflegt habe, hierin um nichts besser als seine Zeitgenossen. Wir sehen aus diesen Bemerkungen, daß unser Autor seinem Helden in jenem Gesammtgemälde den Monthyon'schen Tugendpreis wol nur ertheilt hat, um eine gewisse satte Harmonie der Farben hervorzubringen.

Der Eintritt in den geistlichen Stand war für Diderot nicht möglich; sein Vater schrieb an den Procurator von Paris, Clément de Riz, seinen Sohn in Pension zu nehmen und ihn die Rechte studiren zu lassen. Er blieb hier zwei Jahre, doch die Aufnahme von Inventaren, die Beschäftigung mit Acten hatte wenig Reiz für ihn. Alle Zeit, die er für sich erübrigen konnte, widmete er der griechischen und lateinischen Sprache, die er nicht gründlich genug glaubte erlernen zu können. Außerdem trieb er das Italienische und Englische und mit besonderer Liebe die Mathematik. Seine Abneigung gegen die Fachstudien und seine Neigung zum Studiren brachten ihn zuletzt in Noth. Er verließ den Procurator und suchte sich durch Stundengeben zu ernähren. Inzwischen wurde er Hauslehrer, eine Lebensart, die er nur drei Monate aushielt, so glänzend auch die äußern Bedingungen seiner Stellung waren. Er zog sich dann wieder in ein Dachstübchen zurück, wo er in tiefster Armuth lebte, oft ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben. Im Jahre 1741 machte er die Bekanntschaft des Fräulein Champion, deren Mutter, die Witwe eines anfangs reichen, später verarmten Schleiertuchfabrikanten, in Paris einen kleinen Handel mit Weißzeug und Spitzen betrieb. Diderot beschloß, das Mädchen, das auch ihn innig liebte, zu heirathen, und reiste nach Hause, um sich die Einwilligung der Aeltern zu verschaffen und sich mit den nöthigen Familienpapieren zu versehen. Doch man behandelte ihn dort wie einen Irren und befahl ihm, unter Androhung des väterlichen Fluchs, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen. Trotzdem ließ sich Diderot nicht lange darauf in der Kirche St.-Pierre mit Fräulein Champion trauen. Seine neuen Pflichten als Familienvater nöthigten ihn, an literarischen Erwerb zu denken. Er übersetzte mehrere Werke aus dem Englischen, namentlich Shaftesbury's „Untersuchung über Tugend und Moral" unter dem Titel: „Principes de la philosophie morale ou Essai de M. S.... sur le mérite et la vertu, avec réflexions" (1745). Diderot wagte weder den Namen Shaftesbury's noch den seinigen auf dem Titel der Schrift zu nennen und fingirte einen falschen Druckort; die Schrift Shaftesbury's als eines Freidenkers galt in Frankreich für eine gefährliche. Die Anmerkungen, welche Diderot hinzugefügt hat, scheinen theilweise auch den Zweck gehabt zu haben, die Behauptungen des englischen Grafen zu mildern. In diesen Anmerkungen haben wir die ersten philosophischen, ja literarischen Aeußerungen Diderot's vor uns. Rosenkranz findet in ihnen einen schon vollkommen gereiften Geist, der eine höchst mannichfaltige Belesenheit und ein intensives Nachdenken über die wichtigsten Probleme zeigt, und dieselbe einfache, aber von innerer Lebhaftigkeit übersprudelnde, zur dialogischen Bewegtheit geneigte Sprache wie in seinen spätern Schriften.

Seine erste selbständige Schrift: „Pensées philosophiques" (1746), ist eine Weiterentwickelung jener Anmerkungen, in welcher er den Uebergang vom Christenthum zur natürlichen Religion macht und schon eine sehr entschiedene und herausfordernde Sprache annimmt. Den-

noch erklärt er sich in dieser Schrift noch gegen den Atheismus, indem er die Ansicht ausspricht, die Beobachtungen der Naturforscher hätten in unsern Tagen dem Materialismus und Atheismus die stärksten Schläge versetzt. Heftig ist seine Polemik gegen den Wunderglauben; man muß, meint er, die Mission eines Menschen nicht nach Wundern beurtheilen:

Je weniger Wahrscheinlichkeit eine Thatsache hat, um so mehr verliert das Zeugniß der Geschichte an Werth. Ich würde ohne Mühe einem einzigen anständigen Menschen glauben, der mir verkündet, daß Se. Majestät einen vollständigen Sieg über die Alliirten davongetragen habe. Wenn aber ganz Paris mich versicherte, daß ein Todter zu Passy aufgestanden sei, so würde ich es durchaus nicht glauben. Mag ein Historiker uns imponiren oder mag ein ganzes Volk sich täuschen, so sind das keine Wunder.

Die Schrift wurde am 7. Juli 1746 zum Feuer verurtheilt. Diderot hatte sie abgefaßt, um seiner Geliebten, einer Frau von Puisieux, der geistreichen Frau eines mittelmäßigen Schöngeistes, Geld leihen zu können; er hatte sich vom Charfreitag bis zu den beiden Osterfeiertagen eingeschlossen, um ungestört daran arbeiten zu können. Diese Frau von Puisieux war auch die Muse, welche ihn zu seinem Märchen im Stile Crébillon's: „Les bijoux indiscrets" (1748), begeisterte. Die Voraussetzung dieses Märchens ist ekelhaft: ein Zauberstein, der das Kleinod einer Frau, worin sie ihre eigenste Natur und zugleich eigenste Ehre hat, reden macht. Diese Plaudereien enthalten die Geheimnisse eines Hofs und eine Kritik der Gesellschaft, zugleich eine Galerie der verschiedensten Abschattungen des weiblichen Naturells; das kalte, feurige, galante, kokette, wollüstige, zärtliche, launische, beständige werden mit psychologischer Correctheit gezeichnet. Die Heuchelei, Intrigue, List, Verstellung, Leichtfertigkeit und Unersättlichkeit der Weiber werden in tausend pikanten Zügen veranschaulicht.

Rosenkranz sagt mit Recht:

Es liegt einmal in der Armseligkeit dieser ganzen sinnlichen Region, daß sie, auch bei dem größten Aufwande der Phantasie, auch bei einem verschwenderischen Reichthum des Witzes, dennoch einen frostigen Eindruck hinterlassen muß. Nur die Satire, nur die Komik, nur das Kolossale der Uebertreibung, können uns, sozusagen, den Ablaß für die Sünde gegen den Geist der Sittlichkeit und der Kunst ertheilen, uns in solchen Vorstellungen zu bewegen. Je größer aber das Talent ist, das in solchen licenziösen Darstellungen zu Tage kommt, um so mehr schmerzt es uns, daß es seine Kraft nach solchen Gegenständen hinwendet und daß es nicht dem wirklichen Ideal opfert. Dieser Schmerz kann bei Diderot zur Erbitterung werden, wenn wir sehen, wie er lachenden Muthes seine unerschöpfliche Einbildungskraft und seinen sprudelnden Witz in solche Pfützen sich verlaufen läßt.

Ein glückliches Gegengewicht gegen den schädigen Eindruck der schlüpfrigen Scenen bilden drei Elemente: das sittenschildernde, das kritische und das phantastische. Eine kleinere Erzählung: „L'oiseau blanc, conte bleu", ist anmuthiger, doch zu allegorisch gehalten. Die Allegorie von der Bigamie eines geistvollen Mannes mit einer tüchtigen, kindergebärenden und kindererziehenden Hausfrau und mit einer ätherischen Geliebten paßt auf Diderot selber, der im Hause mit seiner wirthlichen Annette Champion, außer dem Hause mit Frau von Puisieux, später mit Fräulein Voland lebte. Eine höchst eigenthümliche Schöpfung ist die Prinzessin Trosilla, d. h. die Bizarrerie, die Diderot mit köstlicher Laune schildert.

Seine 1749 erschienene Schrift: „Lettre sur les aveugles", brachte Diderot durch den Einfluß der Frau von St.-Mure, die sich durch eine Stelle derselben beleidigt fühlte, in Haft auf das Fort Vincennes. Frau von Puisieux besuchte ihn dort öfter; er fand sie eines Tags geputzter als sonst, sie erklärte, daß sie ein ländliches Fest in Champigny besuchen wolle. Diderot hatte sie schon längere Zeit im Verdacht, einen Nebenbuhler zu begünstigen; er überkletterte die Mauern von Vincennes in seiner Eifersucht, eilte nach Champigny und fand in der That die Geliebte mit seinem Nebenbuhler. Dies beschleunigte den bald darauf erfolgenden Bruch. Jenen Brief über die Blinden recensirte Lessing damals im Feuilleton der Vossischen Zeitung; er entschuldigte die Ungebundenheit in Diderot's Schreibart damit, daß alle seine Ausschweifungen voll neuer und schöner Gedanken sind.

Den bedeutsamen Mittelpunkt von Diderot's literarischer Wirksamkeit bildet die große „Encyklopädie", die er mit d'Alembert zusammen herausgab, jenes einflußreiche Lexikon, welches nicht blos thatsächliches Material zusammenstellte, sondern auch bestimmt war, Propaganda für die philosophischen Grundanschauungen der Herausgeber zu machen. Rosenkranz widmet der Charakteristik dieses Werks und der Betrachtung der Diderot'schen Artikel für dasselbe eine Reihe von Kapiteln: „Diderot's Prospect und d'Alembert's Discours préliminaire zur Encyklopädie" (1750—51); „Die allgemeine Bedeutung der Encyklopädie"; „Geschichte der Encyklopädie" und „Diderot's schriftstellerischer Antheil an der Encyklopädie". Wir wollen aus diesen inhaltreichen Kapiteln diejenigen Gesichtspunkte herausheben, welche geeignet sind, die geistige Physiognomie jenes literarischen Unternehmens in ein charakteristisches Licht zu rücken. Rosenkranz gibt zum ersten mal wieder eine Analyse vieler einzelnen Artikel, was um so willkommener ist, je mehr man sich in Betreff der „Encyklopädie" bisher mit einigen, von Buch zu Buch sich forterbenden Phrasen begnügt hat.

Die „Encyklopädie" bezeichnet in der Geschichte des französischen Geistes einen schon lange vorbereiteten Wendepunkt: den Bruch des französischen Geistes mit dem Cartesianischen Dualismus, den Sturz des theologischen Supranaturalismus und die Popularisirung des englischen Empirismus.

Die Opposition, welche die „Encyklopädie" in den kirchlichen und politischen Kreisen hervorrief, wurde vorzüglich durch die Consequenz begründet, die sich aus dem Standpunkte des Empirismus und Sensualismus für den Begriff der Entstehung der Staaten und Religionen ergab, denn mit ihm fiel alles Thaumatische hinweg. Man konnte durch die Psychologie sich sehr wohl begreiflich machen, wie die Menschen dazu kommen, sich irgendein Geschehen als ein Wunder vorzustellen, d. h. seine Ursache aus dem Menschen und aus der Natur in eine jenseitige Causalität zu verlegen. Man konnte durch die Psychologie

auch die Geneſis aller Autorität, die Geneſis von Tyrannen und Pfaffen, das Spiel der menſchlichen Leidenſchaften, ſich verſtändlich machen. Mit andern Worten: das anthropologiſche Princip trat an die Stelle eines abſtract theologiſchen und erſchien als eine profane Denkart, welche den geheimnißvollen Nimbus von Thron und Altar zerſtörte. Die Encyklopädiſten, d. h. zunächſt die wirklichen Mitarbeiter der „Encyklopädie" bildeten keine geſchloſſene Geſellſchaft, keine Conföderation, keine Verſchwörung, wie Rouſſeau ſie träumte, allein die kritiſche Tendenz der Verſtandesaufklärung machte das gemeinſame Centrum aus, nach welchem ſie gravitirten. Sie waren nichts weniger als revolutionär, ſofern man mit dieſem Ausdruck ein Handeln bezeichnet, welches den Umſturz einer beſtehenden Verfaſſung direct beabſichtigt, indirect aber ſtand die rationelle, naturaliſtiſche Kritik mit dem officiellen Syſtem des Staats wie der Kirche in Widerſpruch.

Man beſchuldigte die Encyklopädiſten, die Moral zu vernichten, die öffentlichen Sitten, die Geſellſchaft, den Staat und die Kirche zu untergraben. Die Encyklopädiſten waren ihrerſeits überzeugt, daß ſie eine unmoraliſche Moral bekämpften, die nichts als ein Syſtem heuchleriſcher Tugenden enthalte und die Wahrheit der menſchlichen Natur zur Lüge entſtelle. Roſenkranz findet hierin einen Widerſpruch; er meint, conſequent als Materialiſten hätten ſie keine Moral haben können, weil die Materie die Freiheit negirt. Doch warum ſollte z. B. ein durch das Gefühl der Menſchenliebe beſtimmtes Handeln ſich den Maßſtäben der Moral entziehen? Roſenkranz ſelbſt fährt fort:

Die Encyklopädiſten behaupteten aber, in dem Syſtem des intérêt bien entendu die wahrhaft menſchliche Moral zu lehren, welche den berechtigten Egoismus des Menſchen anerkenne und aus ihm das Wohlwollen, das Mitleid u. ſ. w. ableite. Die vernünftige Selbſtliebe ſollte in die Anerkennung und Förderung der ebenſo berechtigten Intereſſen der andern umſchlagen. So entſtand die philanthropiſche Moral, die einerſeits ganz verſtändig nur den Nutzen, andererſeits ganz ſentimental nur die Sympathie zur Richtſchnur haben konnte. Dieſe Moral war praktiſch von glücklichen Erfolgen begleitet. Sie trieb dazu, die Leiden der Menſchheit zu lindern, ſie predigte die Wohlthätigkeit, ſie reformirte die Armenhäuſer, die Zuchthäuſer, die Irrenhäuſer. Die vorzüglichſten Repräſentanten der eudämoniſtiſchen Moral jener Zeit, Diderot, d'Alembert, Holbach, Helvetius, zeichneten ſich als Menſchen durch ihre außerordentliche Wohlthätigkeit aus, aber zu einer feſten Begründung der Ethik war dies Princip des Wohlwollens wegen ſeiner ſubjectiven Unbeſtimmtheit nicht zureichend.

In der That iſt dies aber das ethiſche Princip der Buddhiſten, zu welchem auch die Ethik Schopenhauer's wieder zurückgekehrt iſt. Roſenkranz kritiſirt weiterhin das Verhalten der „Encyklopädie" zur Religion und nimmt ſie gegen den allgemeinen Vorwurf in Schutz, daß ſie einen irreligiöſen Geiſt verbreitet habe. Dieſe Anklage habe eine nur relative Wahrheit, ſofern die „Encyklopädie" den Wunderglauben und den durch eine prieſterliche Ariſtokratie geſtützten Gewiſſenszwang angriff. Doch atheiſtiſch ſei ſie nicht geweſen, nur theiſtiſch und dem herrſchenden Kirchenglauben gegenüber ketzeriſch. Roſenkranz findet die Schwäche ihres Standpunktes am deutlichſten in der Behandlung der Geſchichte, in den unaufhörlichen, langweiligen Declamationen gegen den Despotismus der Tyrannen und Pfaffen ausgeprägt:

Wie kommt denn aber die geprieſene Vernunft der Menſchen dazu, ſeit Jahrtauſenden immer von neuem ſo dumm zu ſein? Wenn man die Lobreden auf die Natur und auf die Vernunft lieſt, worin ihre Macht verherrlicht wird, und wenn man damit das ewige Lamentiren über die thatſächlichen Zuſtände der Geſchichte vergleicht, ſo dringt ſich der Verdacht auf, daß es damit doch wol noch eine ganz andere Bewandtniß haben müſſe.

Er entſchuldigt dieſe Denkweiſe mit dem Druck eines verfolgungsſüchtigen Fanatismus, der auf jener Zeit ruhte.

Es iſt wahr, die Encyklopädiſten gingen zu weit in derartigen hohlen Declamationen, welche an die verſchiedenſten Zeitalter denſelben Maßſtab anlegten, ohne dem Genius der einzelnen Epochen gerecht zu werden. Auf der andern Seite iſt aber auch die beſonders von Hegel vertretene entgegengeſetzte Anſchauung zu weit gegangen, welche die Vernunft in allem Wirklichen und Geſchichtlichen nachzuweiſen ſuchte, und deren eifrigſte Vertreter darüber vergaßen, daß dies Product des Vernünftigen keineswegs nur durch die Multiplication von vernünftigen Factoren erzeugt wird, ſondern daß man mit großen Diviſoren der Unvernunft hineindividiren muß, ehe der reine und unzerſtörbare Reſt übrigbleibt. Die ecclesia militans des Geiſtes wird ſich nie bei einem Princip beruhigen, das in unmittelbarer Anwendung auf jede Gegenwart zum Quietismus führen müßte. Die Encyklopädiſten kämpften tapfer gegen den Fanatismus, der damals nicht blos Bücher, ſondern auch Menſchen wegen abweichender Meinungen verbrannte, und hatten ein gutes Recht, daraus den Rückſchluß auf die Tyrannei vergangener Zeiten zu machen; denn „der infame oder blutdürſtige Aberglauben", von welchem Voltaire ſpricht, hat mehr oder weniger in allen Zeiten geherrſcht, mögen die Formen, in denen er auftrat, auch härter oder milder geweſen ſein.

Die Angriffe gegen die „Encyklopädie" begannen mit einer Schrift des Biſchofs von Auxerre gegen die Theſen, welche der Abbé de Prades in der Sorbonne am 18. November 1751 vertheidigte. Der Biſchof behauptete, daß ein Artikel dieſer Theſen Wort für Wort aus der Vorrede zur „Encyklopädie", einem verderblichen Werke, entnommen und daß der Abbé de Prades von der Corruption angeſteckt ſei, welche das Gift der Geſellſchaft der Encyklopädiſten verbreite. Diderot ſuchte den Angriff des hohen Klerus, noch ehe de Prades ſeine Apologie vollendet, durch ein Antwortſchreiben zu widerlegen, deſſen Ton muſterhaft, klar, ſachlich und voll perſönlicher Würde iſt, und in welchem er die theologiſchen Sophismen mit einer innern Sicherheit in meiſt ironiſcher Haltung vernichtet.

Die Jeſuiten boten indeß alles auf, die „Encyklopädie" zu ſtürzen. Sie brachten die Regierung ſogar dahin, daß ſie Diderot's Papiere mit Beſchlag belegte, um ſie ihnen zur Benutzung zu übergeben. Doch verſtanden ſie nichts daraus zu machen.

Die Zahl der Subſcribenten wuchs inzwiſchen von Band zu Band; ſie ſtieg bei der Ausgabe des vierten Bandes im September 1754 bis auf 3000; bei der des ſiebenten im December 1757 auf 4000. Mit dem ſechsten Bande 1756 erreichte ſie die Höhe ihres Glanzes. Kleinere

Angriffe, wie z. B. gegen Rouſſeau und ſeine Artikel über Muſik, wurden in den Vorreden widerlegt. Dagegen trat ein bedeutender Rückſchlag mit dem ſiebenten Bande ein, hervorgerufen durch einen Artikel d'Alembert's: „Genève", der eine ſcharfe Kritik der genfer Geiſtlichkeit enthielt, ſie des Socinianismus zieh und im Intereſſe Voltaire's die Stadt Genf aufforderte, ein Theater zu bauen. Hiergegen wandte ſich zunächſt Rouſſeau in ſeinem „Lettre à d'Alembert".

Dann erſchienen eine Menge Broſchüren und Journalartikel gegen die „Encyklopädie" und ihre Mitarbeiter, die man als eine geſchloſſene Partei zu ſchildern anfing, welche den Staat und die Kirche mit ihren unheilvollen Doctrinen bedrohe. Paliſſot ſchrieb ſeine „Petites lettres sur de grands philosophes"; der Advocat Moreau ſchrieb ſein „Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacouacs"; der Convulſionär von St.-Médard, Abraham Chaumeix, ſeine „Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie"; der Franciscaner Hayer ſeine „Religion vengée ou réfutation des auteurs impies". Der Jeſuit Chapelain predigte gegen ſie vor dem König. Dieſe Angriffe, beſonders die in den „Affiches de province", entmuthigten d'Alembert, und er kam zu dem Entſchluß, von der Redaction zurückzutreten.

Wie tapfer Diderot in jener Zeit ſtandhielt, ſowol dem entmuthigten d'Alembert als auch Voltaire gegenüber, der d'Alembert's Partei anfangs ergriff, geht aus den Briefen und Geſprächen hervor, die Roſenkranz mittheilt. Das Einſchreiten der Staatsgewalt gegen das Unternehmen wurde inzwiſchen immer bedrohlicher für ſeinen Fortbeſtand:

Der Generaladvocat des pariſer Parlaments, Omer Joly de Fleury, klagte am 23. Februar 1759 die Encyklopädiſten an, Deiſten und Atheiſten, Rebellen und Jugendverführer zu ſein. Er berief ſich gegen ſie auf das Zeugniß von Abraham Chaumeix, einem ehemaligen Eſſighändler, der Janſeniſt und nach mancherlei Umtrieben Schulmeiſter in Moskau geweſen war, von wo er nach Paris zurückkehrte, den literariſchen Denuncianten zu machen. Das Parlament verurtheilte die „Encyklopädie", ohne ſie geleſen zu haben. Sie hatte aber ein königliches Privilegium, über welches das Parlament nicht decretiren durfte. Es ernannte daher ein Comité, die mathematiſchen und metaphyſiſchen Gegenſtände zu beurtheilen, und am 8. März 1759 nahm der Kanzler von Lamoignon das Privilegium zurück. Der Verkauf der ſchon erſchienenen und noch erſcheinenden Bände wurde verboten, weil der Nutzen, welcher für Kunſt und Wiſſenſchaft erwachſe, in keinem Verhältniß zu dem Schaden ſtehe, welchen Religion und Sitte erleide. Dies Urtheil war beſonders auch dadurch herbeigeführt worden, daß man Diderot einer Miturheberſchaft an dem Buch „De l'esprit" von Helvetius beſchuldigte, das im Laufe des Jahres 1858 als ein ſtattlicher Quartband erſchienen war und ein unermeßliches Aufſehen erregt hatte.

Gleichwol hatte Diderot das Werk von Helvetius ſehr ſtreng kritiſirt und ſich vielfach in abweichendem Sinne ausgeſprochen. Man machte trotzdem einen Auszug aus dem erſten Buche des Helvetius unter dem Titel: „Le catéchisme des Cacouacs", durch welchen man die verderbliche Moral des Senſualismus als einen Ausfluß der encyklopädiſchen Doctrinen darzuſtellen ſich bemühte. Es war dies eine große Einſeitigkeit; denn die Frivolität fand ihre Nahrung in ganz andern Schriften, wie z. B. in den Romanen des jünger Crébillon. Auch auf dem Theater wurden ihre Herausgeber und Mitarbeiter angegriffen durch Paliſſot in dem Drama: „Les philosophes", in welchem der Bediente Criſpin, eine Salatſtaude kauend, auf allen Vieren erſcheint, um die Theorie der Philoſophen von der Rückkehr zum Naturzuſtande zu perſifliren.

Wir empfinden es als einen kleinen Mangel in der Anordnung des Werks von Roſenkranz, daß er dies Stück in der „Geſchichte der Encyklopädie" beſpricht, im zweiten Bande aber noch einmal in einem Abſchnitte: „Paliſſot und der Colporteur", ausführlich auf dieſen Dichter zurückkommt. Wir glauben, daß dies Thema an der einen oder andern Stelle ganz erledigt werden mußte, um den Eindruck des Weitſchweifigen zu vermeiden, der ſich unwillkürlich geltend macht, wenn ein zur Hälfte abgeſponnener Faden wieder an die Spindel gebracht wird.

Auch ein heftiger Stoß von innen her wurde der „Encyklopädie" nicht erſpart:

Die letzten zehn Bände ſollten, um Verfolgungen abzuwenden, auf einmal ausgegeben werden. Le Breton hatte ſich das Syndikat der Buchhandlung geben laſſen, um von allen Beſchlagnahmen, welche die Polizei anordnen könnte, unterrichtet zu ſein und um den Hemmungen zuvorzukommen, welche neue Delationen dem Unternehmen bereiten konnten. Die Regierung hatte ſich über ihre Duldung in keiner Weiſe beſtimmt erklärt. Ihre ganze Gunſt beſchränkte ſich darauf, daß ſie nicht zu wiſſen ſchien, daß die „Encyklopädie" in der größten Druckerei von Paris vollendet ward. Für die Dauer des Drucks beruhigt, wollte Herr Le Breton auch den Gewittern zuvorkommen, von denen er ſich für den Zeitpunkt der Veröffentlichung bedroht ſah. Er erhob ſich daher mit ſeinem Proten (wie man in den franzöſiſchen Druckereien den erſten Corrector zu nennen pflegt) ganz in der Stille zum oberſten Cenſor aller Artikel der „Encyklopädie". Man druckte ſie ganz, wie die Verfaſſer ſie geliefert hatten. Wenn Diderot aber die letzte Correctur jedes Blattes durchgeſehen und ſeinen Befehl zum Abzug (bon à tirer) daruntergeſetzt hatte, ſo bemächtigten ſich Le Breton und ſein Prote derſelben und verſtümmelten die Artikel nach ihrem Gutdünken. Sie ſchnitten weg, was ihnen zu kühn oder ſonſt geeignet ſchien, das Geſchrei der Frommen und der Feinde der Philoſophie zu erregen. Sie machten die beſten Artikel zu Fragmenten und erlaubten ſich die unverſchämteſten Verſchweißungen. Wie weit dieſe mörderiſche, unglaubliche und infame Operation gegangen iſt, läßt ſich nicht genau ermeſſen, denn die Urheber der Schandthat verbrannten das Manuſcript in dem Maß, als der Druck vorrückte, und machten das Uebel unheilbar.

Der Brief, in welchem Diderot ſeine Entrüſtung über dies Verfahren ausdrückt, iſt uns noch erhalten und gewiß von all den zwiſchen Verlegern und Schriftſtellern gewechſelten undiplomatiſchen Noten das durch ſeinen von Injurien ſtrotzenden Kraftſtil am meiſten hervorragende Actenſtück.

Als ein intereſſantes Datum tragen wir noch nach, daß die Verleger der „Encyklopädie" ungefähr 1,158000 Frs. Herſtellungskoſten, aber auch 2,162000 Frs. Reingewinn von dieſem Unternehmen hatten.

Was den ſchriftſtelleriſchen Antheil Diderot's an der „Encyklopädie" betrifft, ſo beweiſt er die außerordentliche Vielſeitigkeit dieſes Schriftſtellers. Er übernahm zunächſt die Beſchreibung der Gewerbe und techniſchen Künſte, dann ſchrieb er eine Menge von Artikeln über Grammatik, Rhetorik, Poetik, Moral, Politik, Antiquitäten, Pſychologie, Aeſthetik, Metaphyſik und Logik, und arbeitete vom

dritten Bande ab alle auf die Geſchichte der Philoſophie bezüglichen Artikel. Roſenkranz gibt von vielen einzelnen Aufſätzen eine eingehende Analyſe. Uns iſt zweierlei dabei aufgefallen. Zunächſt die Empfindſamkeit der Freigeiſterei, die ſich in vielen Artikeln ausſpricht. Wenn uns ſchon die declamatoriſche Haltung einer Encyklopädie, uns, die wir an den knappen und conciſen Ton der neuen Converſations-Lexika gewöhnt ſind, befremden muß, dieſe langen Reflexionen und Moralpredigten, ſo macht die Sentimentalität, welche ſich die Thränen abtrocknet, in derartigen Artikeln auf uns faſt einen tragikomiſchen Eindruck. Das zweite, was uns auffallen muß, iſt die faſt durchgängig theiſtiſche Richtung, die ſich in Diderot's philoſophiſchen Artikeln, namentlich auch in ſeiner Kritik Spinoza's ausſpricht. Er machte zwar einerſeits viele nothgedrungene Zugeſtändniſſe, die er durch den renvoi, den Hinweis auf andere Artikel, oft ironiſch zu neutraliſiren ſuchte, und ging andererſeits in ſeiner ſpätern Epoche weiter im Skepticismus als zur Zeit ſeiner Thätigkeit für die „Encyklopädie". Gleichwol wäre es für uns ein Anachronismus, dies Werk für „irreligiös" zu halten, oder das Urtheil Laharpe's zu unterſchreiben, der in ſeinem „Cours de littérature" Diderot als atheiſtiſches Scheuſal und revolutionären Communiſten gemalt hat. Trotz der polemiſchen Wendung gegen die Ausſchreitungen der Kirche iſt der Standpunkt der „Encyklopädie" nicht freigeiſtiger als der, welcher jetzt in unſern beliebteſten Haus- und Handbüchern herrſcht. Wenn man ſie verdammt, müßte man conſequenterweiſe auch das Brockhaus'ſche „Converſations-Lexikon" für irreligiös und ſeinen Redacteur, Dr. Kurtzel, für einen großen Heiden erklären. **Rudolf Gottſchall.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Neue Novellen.

1. Fünf neue Novellen von **Paul Heyſe**. Sechste Sammlung. Berlin, Hertz. 1866. 8. 2 Thlr.

Finden wir auch in den fünf neuen Novellen alle ſo oft gerühmten Eigenthümlichkeiten des Dichters wieder, ſo erſcheint er uns doch hier inſofern neu, als er in denſelben ein gewiſſes kritiſches Element gegen ſeine eigene Natur reagiren läßt. Von ihm ſelbſt ausgeſprochen finden wir das in der Einleitung zu der letzten Novelle: „Die Witwe von Piſa", in der Heyſe gewiſſermaßen ſeine idealen Frauennaturen mit ihrer unverfälſchten Naturkraft und ihrer vorwiegend edeln Raſſe rechtfertigt und das Geſtändniß abgibt, daß er nie eine Figur habe zeichnen können, die nicht irgendetwas Liebenswürdiges gehabt hätte, vollends nie einen weiblichen Charakter, in den er nicht bis zu einem gewiſſen Grade verliebt geweſen wäre. Weiter berührt er leiſe den Vorwurf, den ihm die Kritik gemacht hat, daß alle ſeine Frauen immer auf der Jagd nach einem Manne wären; er findet aber „die Hauptleidenſchaft des weiblichen Geſchlechts in der Sucht, einen Mann zu bekommen", und verdeckt die Komik, um das Grandioſe in einem ſolchen Beſtreben zu ſchildern. Hier nun ironiſirt er ſich gleichſam ſelbſt und ſchildert in der Witwe ein liebe- und ehebedürftiges Weib, noch dazu eine Italienerin, mit liebenswürdigſtem und glänzendſtem Humor, auf die Gefahr hin, ſeinen Ruf als zweiter Frauenlob einzubüßen; hat er es doch gewagt, in der Novelle auszuſprechen, daß ſelbſt ihm im Leben Mitglieder des weiblichen Geſchlechts erſchienen ſind, die nicht allen Duft und Zauber ſeiner Nabiata u. ſ. w. beſitzen. Auch darin erſcheint Heyſe neu, daß er in den neueſten Novellen die Schuld des Einzelnen ſchärfer hervorhebt und dadurch dem Ganzen einen bedeutendern Gehalt zu geben verſucht. Die Conflicte ſind tiefer gefaßt, und die handelnden Perſonen gehen ihnen direct zu Leibe, verſuchen ſelbſtthätig, ſie zu überwinden, verlangen und erkennen die Sühne, ſtatt daß ſonſt der Zufall, der allerdings in Heyſe's anmuthiger Form und Weiſe natürlicher und wahrſcheinlicher erſcheint, die Diſſonanzen in Harmonien auflöſt. Selbſt politiſche Conflicte ſchildert der Dichter diesmal, allerdings weiter abliegende, nicht über die Zeit des erſten Napoleon hinausreichende. Das geſchieht namentlich in der Geſchichte aus den Befreiungskriegen: „Franz Alzeyer", die, urſprünglich für einen Volkskalender geſchrieben, den Charakter dieſer Beſtimmung durchaus an ſich trägt. Es iſt die Geſchichte eines Bewunderers des erſten Napoleon, eines Deutſchen, der ſeinen Sohn hindert, den Krieg als Freiwilliger mitzumachen, ſchließlich, als ſeine Tochter von einem Franzoſen verführt wird, ſeine Begeiſterung für die franzöſiſche Nation zu ſpät bereut und ſich freiwillig den Tod gibt.

Wir meinen, die Gegenſätze ſind hier dem Dichter nicht recht gelungen; die Schandthat des einzelnen, ſo ſehr ſie auch Alzeyer perſönlich trifft, kann das Urtheil über die ganze Nation nicht beſtimmen; Heyſe läßt es hier etwas an der kunſtvollen Darſtellung fehlen, die, namentlich nach dem Ende zu, erlahmt. Das beſchränkte Leben in der kleinen Reſidenzſtadt, die Erinnerungen an eine große Vergangenheit, die ſich bei Alzeyer mit dem Namen Napoleon's verbinden, das Spießbürgerthum, das ſich unter dem Einfluſſe großer Begebenheiten zur Begeiſterung fortreißen läßt und nur den einzigen Mann des Städtchens, der früher über die ſtockende Luft ſeines Vaterländchens ſpottete, vollſtändig unberührt läßt und ſo ihn wieder nach der entgegengeſetzten Seite iſolirt: alles das gab Conflicte, die, innerlicher gefaßt und mit etwas mehr Liebe behandelt, jedenfalls eine bedeutendere Erzählung als die vorliegende hätten erzeugen können. Für den in ſeiner blinden Verehrung befangenen, von der Zeit ſo vollſtändig überarbeiteten Franz kann man unbedingt kein Intereſſe haben, und auch des Sohnes gezwungene Unthätigkeit während des Befreiungskriegs, ſo ſehr der Dichter ſich auch bemüht, ſie zu beſchönigen oder gar zu verherrlichen, kann uns doch höchſtens nur ein Gefühl des Mitleidens entlocken — es iſt eben „trübſelig genug". Dagegen iſt das Verhältniß der beiden Freunde und Molly's Charakter mit Heyſe'ſcher Anmuth und Lieblichkeit geſchildert. Der Selbſtmord am Schluß endlich iſt eine jener rapiden Löſungen, die wir von dem Dichter nicht gewohnt ſind, der ja gerade in

versöhnender Lösung der Conflicte Meister ist; wir verlangen natürlich nicht überall am Schlusse allgemeines Vergnügtsein, aber hier wirkt der Contrast geradezu unschön, und das um so mehr, da die Ausgleichung in anderer Weise hier viel eher eine friedliche hätte sein können als in der vierten Novelle „Kleopatra".

Hier ist ein Mann geschildert, der in Gefühlsschwelgerei mit einem von ihm beschützten Mädchen lebt, aus Mitleid nicht von ihr lassen kann, sich dabei sehnt nach den Kinderaugen einer andern. Die erste wird verlassen und stirbt unglücklich, die andere wird seine Braut und, wir möchten sagen trotz alledem, seine Frau. Die einfache Geschichte, die wir von einem Dichter, der die geheimsten Regungen und Stimmungen des weiblichen Herzens kennt, sie nachzufühlen und darzustellen versteht, gar gern erzählen hören, ist mit einem Aufwande von Phantasterei geschildert, daß wir unwillkürlich an Tieck erinnert wurden. Lebloses, eine Statue der Kleopatra, dann ein Affe, der wirklich sein Unwesen treibt, eine Natter, die in der Einbildung des jungen Mannes erscheint, Träume und zufällige Zusammentreffen treten so miteinander in Verbindung, daß man bald den tollsten Spuk von der Wahrheit nicht mehr unterscheiden kann. Da erzählt der zwiefach Geliebte, die Verlassene sei in der Nacht zu ihm gekommen, er hat mit ihr gesprochen, ja das Kissen, auf dem sie gelegen, die Stube, in der sie verweilte, hatte den Ambraduft ihres Haars. Das kann doch nicht alles blos Traum, Eingabe überhitzter Phantasie sein, um so mehr, da der Held, als er es seinem Freunde erzählt, ganz besonders gegen solche Annahme sich verwahrt. Die Phantasie würde ja hier aufhören und bedenkliche Symptome einer Geistesstörung wären eingetreten. Und doch, wir erfahren am Ende mit gesperrten Buchstaben, die Geliebte sei gerade in der Nacht, wo sie ihm erschienen war, weit von ihm, in Dijon gestorben. Nach alledem erscheint, wie gesagt, die friedliche und freundliche Lösung etwas ungerechtfertigt. Ueber gebrochene oder durch Gefühlskoketterie beschädigte Herzen kann der Leichtsinn den Schleier der Vergessenheit werfen, der Dichter aber darf einem solchen Benehmen nicht den Stempel des Rechts geben. Freilich, Heyse läßt am Schluß sagen: „Wir wollen versuchen, ob auch ein Begnadigter noch einmal des Lebens froh werden kann", und hebt hiermit, wie in so manchem andern in dieser Erzählung, das wieder auf, was er eben fest hingestellt zu haben schien.

Wie in „Franz Alzeyer" soll auch in der Novelle: „Die Reise nach dem Glück", der Selbstmord die Lösung herbeiführen; aber zum Glück erscheint noch im entscheidenden Momente die rettende Hand; das abkühlende Bad hat alle dunkeln Flecken aus der Seele des jungen Mädchens entfernt und sie kann dem Geliebten zuflüstern: „Que je vous aime!" Wir finden auch in dieser Novelle ein Zugeständniß des Dichters an die Vorliebe der modernen Leser für das ungewöhnlich Düstere, für eine realistische Darstellung der Lebenswahrheit, vielleicht auch für den Inhalt, ohne Rücksicht auf die Form. Heyse, der Form und Inhalt so gut zu verbinden versteht, läßt hier, immer mehr dem modernen Geschmack zu Liebe, selbst die ideale Zartheit vermissen, die wir sonst gerade, besonders bei seinen Frauencharakteren bewundern. Da ist ein junges Mädchen als Wirthschafterin in einem Gasthofe, die einem jungen Manne auf dessen Zimmer ihre Leidens- und Liebesgeschichte und die Versuchungen erzählt, denen sie muthig Widerstand geleistet hat; sie bereut — verbissen wie sie geworden ist durch das Unglück —, daß sie nicht dem einzig Geliebten einst ihre Thür öffnete: was hätte es geschadet, wenn er sie nachher verlassen hätte; „es gibt mehr Kinder in der Welt, die keinen Vater haben". Freilich, der ideale Reisende, dem sie das in der Stille der Nacht erzählt, erwägt, „daß ein tiefes und lebendiges Gefühl", nicht „ein kahler Pflicht- und Tugenddünkel sie abgehalten habe, sich ihrem Geliebten rückhaltlos in die Arme zu werfen"; sie aber meint es anders, und ihr ganzer sittlicher Standpunkt, nicht gerade ihr Thun, aber ihre Gedankenwelt, verdient wol am Ende das kleine Sturzbad, das unfreiwillig sie gereinigt hätte, freiwillig gesucht aber nur neue Bedenken gegen die Sittlichkeit ihres Charakters hervorruft. Der Dichter, der sonst gerade trotzige und selbständig entwickelte Frauennaturen so schön zu schildern versteht, hat bei diesem Frauenbilde, unserer Ansicht nach, die Grenze nicht innegehalten, mit deren Ueberschreitung — durch Laune, Trotz, Uebermuth oder Verbissenheit — das weibliche Geschlecht unbedingt verlieren muß.

Mit um so größerer Befriedigung hat uns die längste und künstlerisch am meisten ausgeführte Novelle: „Die kleine Mama", erfüllt. Der Dichter gibt hier die Zeichnung eines durchaus liebsamen Frauencharakters, voller Anmuth, Duft und Poesie. Hier finden wir alle Vorzüge Heyse's in schönster Vollendung: kunstvolle Form, treffliches Erzählungstalent, anheimelnde Erfindung. Die sorgende und liebende kleine Mama, die den Stiefsohn ihrer verstorbenen Schwester mit mütterlicher Liebe pflegt und nun plötzlich erschrickt, als sie den Knaben zum Jüngling herangebildet sieht, der die jugendliche Pflegerin mit anderer als kindlicher Liebe liebt, ist ganz vortrefflich geschildert. Psychologisch schön gezeichnet ist, wie auch ihr Herz berührt wird von dieser Huldigung, wie sie einen Moment das Herz sprechen und dann den Verstand entscheiden läßt zu seinem Glück. Es ist ein lieblicher deutscher Frauencharakter, der hier mit Meisterschaft geschildert wird, ein in sich abgeschlossenes, fesselndes Verhältniß, das durch Gehalt wie durch lebendige, spannende Darstellung, durch geschickte Gruppirung des Einzelnen, durch Steigerung und Entwickelung ein höheres Interesse zu erregen vermag.

2. Novellen von Karl August Heigel. Berlin, Gerschel. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Während Heyse's Verdienst in der Anmuth seiner Darstellung und in der feinen psychologischen Entwickelung seiner Charaktere besteht, finden wir bei Heigel mehr thatsächlich Interessantes, schärfere Contouren, mehr Realismus und eine starke Hinneigung zum genre terrible. Das Düstere und Criminalistische ist in den Novellen stark vertreten, und trotz dieser Anlage versucht der Autor

doch meiſtens, einen verſöhnenden Abſchluß zu gewinnen. Misglückt iſt ihm das letztere unſerer Anſicht nach in der erſten Novelle: „Ihr Vater“, wo das Benehmen des Verlobten und beſonders ſeiner Mutter, die ganze Zeichnung ihrer Charaktere nicht die Vereinigung am Schluſſe denkbar erſcheinen läßt. Frau Reinhold wird zu ſpät „Mutter“. Auch des Rendanten Spielwuth in Lotterieloſen iſt an und für ſich nicht genug motivirt, der Haupttreffer aber, der nach ſeinem Tode herauskommt und ſeine Defecte zu decken ermöglicht, iſt eins jener Zufallsſpiele, die in dem ſich überhaupt überſtürzenden Schluſſe durchaus nicht wohlthätig wirken.

Es iſt eigenthümlich, daß Heigel weder hier noch in der zweiten Novelle: „Der Schatten“, die Charaktere nach der erſten Anlage feſthält, oder vielmehr erſt ſpäter, z. B. auch bei Angelo, Motive ihres Handelns gleichſam entdeckt, die, wenn von Anfang an angedeutet und dann kunſtgemäß fortentwickelt, den handelnden Perſonen von vornherein eine andere Stellung gegeben hätten.

In der zweiten Novelle iſt das Grauſige ſtark vertreten. Ein reicher Graf, der ſich lebendig begraben läßt, um nach einem Jahre als armer, namenloſer Fremdling in ſeine Kreiſe zurückzutreten, und das alles, um die Liebe ſeiner Gattin und die Zuneigung ſeiner Freunde zu prüfen. Was für ein Recht hat der am Leben, der durch ſolche Komödie erſt Lebenserfahrung zu gewinnen hofft? Der myſtiſche und dann nachher ſchnell genug zum Pantheismus bekehrte Graf kann doch nur das Mitleid in Anſpruch nehmen, das wir überhaupt einem Geiſteskranken ſchenken. Liebſamer wird uns der Mann nicht durch ſeine übrigens ſtark gegen jede Wahrſcheinlichkeit verſtoßende Verkleidung als Prieſter und durch ſeinen tollen Spuk, in welchem er als Schatten ſeine Frau ängſtigt, gegen die er doch zuerſt durch die ganze Prüfung geſündigt hat. Die Gegenſätze ſind auch wieder etwas ſtark aufgetragen, und unſer Intereſſe concentrirt ſich zuletzt nur auf die junge Frau, welcher der Mann ſelbſt ihre natürliche Stütze raubte, von der er eine unnatürliche Treue über das Grab hinaus verlangt und deren Schuld er allein zu verantworten hat.

Hatten wir übrigens ſchon in dieſen beiden Novellen ein bedeutendes Compoſitions- und Erzählungstalent zu rühmen, ſo erſcheint daſſelbe noch glänzender in der dritten Novelle: „Das ewige Licht“, und hier verbunden mit feſſelnden Gegenſätzen, mit tiefern Motiven und mit einer lebenswahren Darſtellung der Handlung und der Charaktere. Der ſtarrgläubige Prior und der Spinoziſt des Kloſters, der Pater Benedictus, ſind Charaktere, die mit gewaltiger Kraft gegenübertreten und deren Conflicte unſer regſtes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſind. Es iſt in dieſer Novelle eine Kunſt der Darſtellung, daß wir ſie ſchon dieſer Eigenſchaft wegen für eine der beſten unter den neuern Erſcheinungen erklären möchten. Das erſte Zuſammentreffen der Gegner, das Richteramt, das der Prior im Namen Gottes ſich anmaßt, ſein Schuldbewußtſein — alles das iſt mit lebendigen Farben, mit kräftigen Strichen gemalt, es iſt der Natur abgelauſcht, und entbehrt doch nicht der poetiſchen Färbung und der höhern, idealen Ausführung. Es macht einen befriedigenden Eindruck, daß Heigel den Prior nicht etwa als Selbſtmörder oder durch weltliche Gerechtigkeit enden läßt; als Miſſionar in Afrika dient er fernerhin der Kirche, der Menſchlichkeit, dem ewigen Lichte; in der Hütte armer Banyakis ſtirbt er mit dem Segensworte Benedictus, der ihn begleitende Mönch betet: et lux perpetua luceat ei, während die Bewohner der Hütte „einen Felſen des Stromufers erſtiegen und mit ausgebreiteten Armen anbeteten die Sonne, die purpurn jetzt über den Laubwogen emporſtieg, die ſchöne, flammende Sonne, das ewige Licht“!

Solche Figuren wie der Held in der vierten Novelle, Herr von Flor, ſind in der heutigen Zeit eine Unmöglichkeit geworden. In den zwanziger Jahren vegetirten ſie bei uns, und noch vor zehn Jahren konnte man in Paris dergleichen Subjecte treffen, die jedes Gefühl mit der bekannten Redensart abwieſen: cela m'embête. Heigel führt uns im Herrn von Flor einen gealterten Mann vor, der jede Seelenbewegung als ſchädlich für ſeine Geſundheit abweiſt; er iſt vollkommener Lebemann, ſeine Ehe iſt kinderlos, ſeine Gattin könnte ſich auch niemand als Mutter vorſtellen. Er iſt das vollendete Bild eines Egoiſten, und die Zeit, in der er lebt, geſtattet ihm, nach Gefallen gefühllos und gedankenträge zu ſein. In ſeinem Leben hat der praktiſche Mann nie etwas Poetiſches gethan, das würde ihn aufregen und lächerlich machen. Genuß des Lebens iſt ſeine einzige Aufgabe, ſein Gott iſt der Moment, deſſen Ergreifung er auch andern empfiehlt. Aus der Indolenz wird er ſtark genug emporgerüttelt, ſeine Grundſätze verführen ſeinen natürlichen Sohn, den er erſt in der Kataſtrophe als ſolchen kennen lernt. Vergangenheit und Gegenwart verbinden ſich, um dem alten Sünder ſein verfehltes Leben klar zu machen; aber zu ſpät erkennt er das Richtige ſeiner Vergangenheit, die entſetzliche Armuth des Herzens und ſeine Einſamkeit inmitten des geſellſchaftlichen Wirbels.

Heigel hat auch hier ſehr geſchickt gruppirt, oft mit wenigen Strichen die Situationen anſchaulich gemacht; die Charaktere ſind lebenswahr, die pſychologiſche Entwickelung derſelben natürlich, die innere Umkehr Flor's durchaus motivirt. A. Freiherr von Loën.

Das neueſte Werk Fritz Reuter's.

Dörchläuchting. Von Fritz Reuter. (Der ſämmtlichen Werke zwölfter Band, und der „Olle Kamellen“ ſechster Theil.) Wismar, Hinſtorff. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung der letzten Bände der „Olle Kamellen“ hatte ihren Schauplatz auf dem Lande, dem Bauernhofe und dem adelichen Gute; jetzt in dieſer neueſten Erzählung führt uns Reuter in das kleinſtädtiſche Leben von Neubrandenburg und ſogar an den Fürſtenhof von „Dörchläuchting“, wie ſein in der Diminutivform unüberſetzbarer Titel lautet, Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Auch die Zeit iſt eine entlegenere, es ſind die traurigen Jahre nach dem Siebenjährigen

Kriege, das Land ist so verarmt, daß sogar seinem durchlauchtigsten Herzog zuweilen der Brotkorb hoch hängt und er von seinen getreuen Unterthanen beständig borgen muß. Dazu kommt nun noch, daß er selbst eine so gar klägliche Erscheinung ist; denn obwol er in Paris gelernt hat, sein Gottesgnadenthum so zu interpretiren, daß er sich selbst als eine göttliche Person im kleinen ansieht, so ist es doch mit der Ausübung seines Regiments nur schwach bestellt; denn einmal thut sein Kammerdiener Rand Einsprache, wenn Dörchläuchten zu „hersch" regieren will, noch mehr aber die „drei Grugels und drei Furchten" (das dreifache Grauen und die dreifache Furcht), die in seinem Innern herrschen.

Hei hadd nämlich irstens en groten Grugel vör de Arbeit, tweitens en noch grötern vör Späuken (Spuk) un Hexen, un drüddens den grötsten vör alle Frugenslüd'; denn hadd hei irstens 'ne grote Furcht vören Gewitter, tweitens 'ne noch grötere vör den Dod, un drüddens de grötste dorvör, dat em mal bi Weg'lang sine Kron afhannen kamen künn, indem dat hei noch ümmer mit Schrecken an Vetter Liebden von Meckelnborg-Swerin dachte, de em in düstere Nacht nah Gripswold up de Unevers'tät jagt hadd.

Zum Unglück hat nun noch Dörchläuchten in Paris eine Vorliebe bekommen für schöne Kleider, sammtene Röcke und seidene Hosen, die ihm der beste pariser Schneider schickt, leider nicht ohne baare Zahlung aus der magern herzoglichen Kasse. Die „Grugels un Furchten" sind nun der Faden, an dem Dörchläuchten mit den Hauptpersonen der Erzählung zusammenhängt, dem alten prächtigen Conrector Aeginus und seiner Wirthschafterin Dürten Holzen sowie deren Schwester Stine, die mit Durchlauchts Hauptläufer Halsband verlobt ist. Den Conrector, leicht den gelehrtesten aller Neubrandenburger, hält „Dörchläuchting" für einen halben Hexenmeister, namentlich da er Kenntnisse von der Elektricität hat und ein Elektrophor besitzt; er muß daher, so oft ein Gewitter droht, auf das Schloß und dem hohen Herrn in seinen Aengsten beistehen. Zu Dörchläuchtings größtem Aerger will nun schließlich nicht blos der Conrector seine Dürten, der Läufer die Stine heirathen, sondern auch der Hofrath Altmann, dessen Geldvorschüsse der Kasse Dörchläuchtings ebenso unentbehrlich sind wie des Conrectors Beistand seiner Gewitterfurcht, will zum vierten mal sein Glück in der Ehe versuchen, und schließlich kommt gar der neuernannte Hofpoet Kägebein, von dessen Versen wir einige auserwählte Proben bekommen, mit seiner Braut, um Durchlaucht ganz in Verzweiflung zu bringen.

Die Zeichnung der Charaktere ist, wie in den frühern Reuter'schen Erzählungen, trefflich. Kann uns auch Dörchläuchting in seiner traurigen Figur kein großes Interesse erregen, so ist dagegen die Schilderung seines Hofhalts köstlich. Der hohe Herr spricht gemüthlich plattdeutsch, wie seine Unterthanen und Diener auch, und versteigt sich zum Hochdeutsch nur, wo es gilt, eine besondere Würde zu entfalten, und seine Christelschwester, obwol ein gelehrtes Frauenzimmer, das mit Vorliebe Studentenhabit trägt, raucht, Portwein trinkt und dabei den Cicero liest, ja zu des Conrectors Erstaunen ihn sogar versteht, redet auch nicht anders. Der Gegensatz zwischen dem Gefühl seiner landesherrlichen Würde und den beengten Verhältnissen bringt zuweilen die komischsten Wirkungen hervor. Gleich die erste Regierungsmaßregel, mit der Dörchläuchting eingeführt wird, wäre beinahe an der Lahmheit eines unentbehrlichen Kutschpferdes gescheitert. Dörchläuchting wird nämlich auf seinem Schlosse Neustrelitz durch einen unerhörten Spuk geängstigt und beschließt, sich an einem sichern Platze einen neuen Palast zu bauen und zu dem Zwecke seine Staaten zu bereisen.

„Aber — meint Rand — dat ward woll nich gahn, denn uns' oll Wallach, de up de Bisid geiht, hett dat Spatt so dägern, dat hei keinen Bein vör den annern setten kann." — „Was schert uns der Wallach!" rep Dörchläuchten in de grötste Zornigkeit. „Wenn unser Wallach krank ist, denn gehst du zu dem Ackerbürger Sachtleben und leihest uns eins von seinen Pferden." — „Je, Dörchläuchten, hei giwwt en uns nich; de Mann is up Stunns in de hillste Meßführer-Tid (der beschäftigtsten Düngerfahrzeit), un denn steiht em dat nich tau verdenken." — „Du gehst, Rand; wir sind regierender Herr." — Un Rand gung, un Sachtleben gamw sinen ollen stiwen Brunen her tau dat Paradenfuhrwark.

Das ist ein Beispiel von Dörchläuchtings Verlegenheiten; indeß der Platz zum neuen Palais wird gefunden, und zwar auf dem Markte der guten Stadt Neubrandenburg, zur Beengung des Marktes, aber zur Zufriedenheit der Neubrandenburger; nur die Prinzessin Christel hat sich dabei verrechnet, für sie wird kein besonderer Flügel gebaut, wie sie gehofft hatte, sondern als Dörchläuchten nach fünf Jahren sein neues Schloß bezieht, muß sie eine bescheidenere Wohnung nehmen „bi Kopmann Buttermannen up den Bähn" (auf dem Boden), wo sie ihre Studien in des Rathskellermeister Kunsten's Weinen und in Cicero's „De officiis" in Ruhe betreiben kann, während Dörchläuchting mit seinen „Grugels" und seinem Eigensinn die Angelegenheiten seiner getreuen Bürger durchkreuzt.

Die trefflichsten Figuren der ganzen Erzählung sind aber der Conrector und seine Wirthschafterin. Der Conrector ist eine historische Persönlichkeit, denn er ist der Lehrer von Johann Heinrich Voß, und zwar nach dessen eigener Aussage der beste, ein Original schon dadurch, daß er nur plattdeutsch spricht, sogar in seinen Homer- und Virgilstunden, von denen uns eine ergötzliche Probe mitgetheilt wird, und sein Plattdeutsch ist ausgezeichnet, obwol er ein richtiger Obersachse ist. Dies und sein Widerwille gegen alles französische Wesen — er nannte in späterer Zeit Bonaparte nur den Spitzbuben, und Josephine „dat olle, gele Frugensminsch" — bringen ihn in lebhaften Gegensatz zu dem Hofpoeten Kägebein, der in seinen Versen die hochdeutsche Sprache auf das entsetzlichste malträtirt, und dessen Poesie dem bessern Geschmack des Conrectors ein Greuel ist. Der Conrector ist aber nicht blos in Griechen und Römern belesen, sondern auch ein tüchtiger Charakter, der sich bei jedermann, sogar bei Dörchläuchting Respect zu verschaffen weiß, und als ihm dieser in seine Heirathsabsichten hineinreden will, erklärt er ihm einfach: „Dörchläuchten, il estimir Sei as

minen Landsherrn; äwer wat ik frigen will, oder nich frigen, dat möt Sei egal sin, dorin lat ik keinen Minschen mit in reden."

Der Gegensatz der bürgerlichen Tüchtigkeit in ihrer engen Sphäre gegen den kläglichen Fürsten, der, wie der Conrector bemerkt, zum Guten wie zum Schlechten zu schwach ist, macht einen Hauptreiz der Erzählung aus. Zweimal bringt der Conrector durch seinen festen Willen den Fürsten dazu, ein begangenes Unrecht wieder zu vergüten. Auch in ihm ist eine Seite, welche die Reuter'schen Gestalten oft so anziehend macht, die Treue. Als ihm der junge Herzog Friedrich Franz von Schwerin den Antrag macht, seine schlecht und unregelmäßig bezahlte Stelle in Neubrandenburg aufzugeben und Rector am Fridericianum zu Schwerin zu werden, schlägt er die vortheilhafte Stellung aus, denn „as ik noch gor nits in jungen Johren tau bedüden hadd, hett mi de Magistrat hir anstellt, un de Magistrat hett ümmer brav gegen mi handelt — dat heit, sei gewen einen ümmer dat Gehalt tau spät — und de dummen Jungs — ja, de maken einen jo Arger — äwer, Herr, dese dummen Jungs sünd mi ganz an't Hart wussen."

Aber der Conrector, obwol er sich in seinem Berufe zufrieden fühlt, ist doch nicht ganz glücklich. Er ist Witwer, das Alter naht, und er empfindet die Einsamkeit. Er möchte wol wieder heirathen, aber wen? Das kleine Gehalt und das drohende Alter machen eine Frau mit etwas Vermögen wünschenswerth, und doch zeigt sich immer mehr, daß seine Dürten, die nichts hat als ein gutes Herz und einen tüchtigen Charakter, nicht blos seiner Bequemlichkeit, sondern auch seinem Herzen immer unentbehrlicher wird. Diese Dürten ist mit sichtbarer Liebe vom Verfasser gezeichnet; sie ist eine rechte Kernnatur, entschlossen, zu Zeiten heftig und aufbrausend, aber innerlich voll Liebe und Zartheit. Es ist vortrefflich dargestellt, wie ihre Liebe zu dem Conrector zuerst in ihrer Eifersucht auf dessen Nachbarin, eine frühere Kammerjungfer der Prinzessin Christel, die ihr gegen den Conrector in verdächtiger Weise freundlich zu thun scheint, zum Vorschein kommt, wie sie sich auf dem Gedanken ertappt, „wenn hei abslat frigen will un will sik ordentlich tau Kopp seihn, denn ...", und wie sie diesen Gedanken mit Gewalt aus ihrem Herzen reißen will, der nur um so heftiger immer wiederkehrt. Aber es sieht mit ihren verborgenen Wünschen traurig aus; der Conrector wird von seinem Schwager, dem Rathskellermeister, eines schlechten Witzes wegen in einen Proceß verwickelt, der auch nichts weiter sein soll als ein schlechter Witz, dem alten Herrn aber einen ganzen Winter lang Unruhe macht und ihn im Ernst daran denken läßt, „de olle gele Perßohn", jene Kammerjungfer, ihres Geldes wegen zu heirathen. Nun, daraus kann nichts werden, weil diese sich mit ihrem alten Anbeter, dem Hofpoeten, verlobt; und der Conrector kommt zu dem Entschluß, seine Dürten zu heirathen. Prächtig ist es, wie der alte Mann, der immer nur an eine zweite Ehe „aus gegenseitiger Hochachtung" gedacht hat, auf einmal entdeckt, wie lange und wie sehr er seine Dürten Holzen schon liebgehabt hat, und wie ihm nun Angst wird, ob sie ihn auch wohl nähme. Die Verlobung der beiden im vorletzten Kapitel der Erzählung ist ein Glanzpunkt des Buchs und gehört zum Besten, was Reuter geschrieben hat.

Durch die Geschichte des Conrectors und seiner Wirthschafterin zieht sich die Liebesgeschichte der Stine und des Läufers. Die beiden sind lange verlobt, aber Dörchläuchting will den Läufer seines Dienstes nicht entlassen, um so weniger, als er weiß, daß derselbe heirathen will. Es ist eine glückliche Erfindung, neben die Dürten eine Figur wie ihre Schwester zu stellen. An Kraft der Uneigennützigkeit und der Liebe stehen sich die Schwestern gleich, aber die jüngere hat nichts von der rauhen Außenseite der Dürten, sie ist nur weich und liebevoll. Aber ein ordentlicher Wille ist doch in diesem weichen Gemüth verborgen; als ihr der Läufer seinen Entschluß erklärt, durch einen dummen Streich Dörchläuchting zu veranlassen, ihn wegzujagen, wird ihr erst bange, „äwer mit en mal kamm in dese stille, weike Seel so'n gewaltigen Trotz; sei tred en Schritt taurügg un rep: «Aewer wenn hei di nich anners taxiren will ... Wat? sünd wi nich ok Minschen?»" Wir können uns nicht versagen, auch noch die Antwort des Läufers darauf hinzuzufügen: „«So is't recht, Stining», rep de junge, warme Kirl un fot sei in den Arm un küßte sei, «wi hewwen uns ümmer drapen, wenn wi uns söcht hewwen» (wir haben uns immer gefunden, wenn wir uns gesucht haben)". Dabei ist ihr Vertrauen auf die ältere Schwester grenzenlos, und als endlich durch den schweriner Herzog alle Hindernisse beseitigt sind, der Läufer frei ist, da fällt sie der Dürten mit den Worten um den Hals: „Dürten, Dürten! Du büst mi allens west, du büst för mi min leiw Mutting west!"

Daß es der ganzen Erzählung nicht an lustigen und komischen Scenen fehlt, versteht sich von selbst, namentlich die Nebenfiguren bieten Stoff zu solchen. Unter ihnen zeichnen sich vor allen Bäcker Schult und seine Frau aus. Letztere führt das Regiment in ihrem Hause absolut und noch um ein bedeutendes energischer als Dörchläuchting in seinem Herrschaftsgebiet, und sie weiß, daß sie eine Macht hat, denn als Dörchläuchting ihr wegen einer präsentirten Rechnung grob begegnet, borgt sie ihm am andern Morgen keinen Zwieback mehr und der arme Herr muß seinen Kaffee ohne diese Zuthat genießen. Ihren Eheherrn wollen wir sie selbst schildern lassen; sie sagt:

Krischauen hett vör en Jahr de Slag rührt, un up de ein Sid thrant em dat Og (thränt ihm das Auge), un hei süht von de Sid ut, as wenn hei ludhals' rohren (heftig weinen) deiht, wat äwer nich is, denn hei is ümmer lustig, un dorüm sett sik de Herr Conrector ümmer up sine lächerliche Sid, un Krischan vertellt denn allerlei Spaß, denn hei is heilschen putzig (spaßhaft) in't Vertellen.

Im ganzen redet aber Krischan wenig, seine Lieblingsbeschäftigung ist Doppelbier trinken; das Reden besorgt seine Frau, denn sie redet unendlich viel, und immer mit einer unendlichen Gutmüthigkeit und einer gewaltigen

Taktloſigkeit. Als endlich der Conrector trotz aller Ungläubigkeit und aller Widerreden ſie von ſeiner Verlobung mit Dürten überzeugt hat, ruft ſie in komiſcher Entrüſtung aus:

Un dat ſeggt Ji mi Klock halwig elben in de Nacht, wenn Allens ſtöppt? wenn bi uns ut de Schenkſtuw Allens ſurt is? — Un ik ſall ſlapen deſe Nacht mit dit Wurd up den Harten un ſall dor nich ämer reden? — Herre Gott, Kriſchan kann mäglich noch waken. — Gun Nacht ok, ik heww kein Tid, gun Nacht ok!

Auch durch Dürten's und des Conrectors Herzensgeſchichte zieht ſich ein komiſcher Faden: eine alte ſammtmancheſterne Hoſe gibt zu allerhand Misverſtändniſſen Veranlaſſung und hätte einmal beinahe den Conrector und ſeine Wirthſchafterin gründlich entzweit. Aber ſolche mit vielem Humor geſchilderte Scenen laſſen ſich nicht beſchreiben, bei Reuter um ſo weniger, in je größerm Maße er das Talent hat, durch kleine ganz unſcheinbare Nebenzüge, oft durch ein einziges Wort die Situation klar hinzuſtellen und den Leſer in die richtige Stimmung zu verſetzen. Man hört öfter an Reuter beſonders die humoriſtiſche Seite loben, und Reuter beſitzt des Humors mehr als die meiſten deutſchen Erzähler: einen Humor, der um ſo mehr Eindruck macht, als die Geſtalten, die im Grunde ein ernſtes Gepräge tragen, auch in den kleinlichſten Verhältniſſen und den lächerlichſten Lagen nie ſelbſt lächerlich werden. Aber Reuter's Hauptſtärke beſteht darin, daß er das rein Menſchliche und die Zartheit der Empfindung unter der rauhen äußern Hülle ſeiner einfachen Geſtalten ſtets treffend und ſtets ergreifend darzuſtellen weiß. Selten geſchieht das in längerer Reflexion, meiſtens nur in Andeutungen; wo er aber einmal zu einer Reflexion abſchweift, weiß Reuter den Ton, der für die Sprache, in der er ſchreibt, und für den Kreis, aus dem ſeine Geſtalten genommen ſind, am beſten paßt, glücklich zu treffen. Für ſolche, die des Plattdeutſchen von Haus aus kundig ſind, zeigt ſich gerade in ſolchen Partien, wie ſehr Reuter die Sprache beherrſcht. Wir wollen wenigſtens eine ſolche Stelle hierherſetzen:

Aewer't giwwt Harten von allerhand Ort, de weck ſünd hart as Marmelſtein, wenn de unſ' Herrgott ut ehren Hewen (aus ihrem Himmel) fallen lett, denn ſpringen ſei, oder ſei bohren ſik in den Stoff (Staub) un den Smutz von de Ird; de weck ſünd weik, as wiren ſ' ut Botterdeig knedt (geknetet), wenn de up die Ird fallen — ſo! — denn liggt de Quark dor; äwer't giwwt ok Harten, mit de kann en Kind luſtig ſpelen, un 'ne Riſenfuſt kann dorup drücken un ſei lett kein Fingermalen nah, 't is as wiren ſ' ut Gummilaſticum; wenn de unſ' Herrgott up de Ird ſmitt, denn prallen ſei taum Hewen wedder up, un unſ' Herrgott ſängt ſei un behöllt ſei, oder hei lett ſei wedder fallen und wedder, un ehr Fall ward ſachter un ſachter, und ſei rullen furt, bet ſei in't gräune Gras liggen bliwen oder in'n gräunen Buſch. So'n Hart was Dürten ehr, un mi ſall't wunnern, in wat för en Buſch dat woll liggen bliwen ward — ob't woll en Roſenbuſch is?

„Dörchläuchting" hält nicht in allen Punkten den Vergleich aus mit den frühern Erzählungen in „Olle Kamellen"; wir haben ſchon angedeutet, daß die Figur des Fürſten uns kein Intereſſe einflößt, wir kommen ihm gegenüber nur zum Gefühl des Mitleidens; ebenſo kalt läßt uns der Hofpoet mit ſeinen Verſen. Aber der eigentliche Kern der Erzählung und ihre Hauptcharaktere können wol den uns bekannt und lieb gewordenen Geſtalten der Reuter'ſchen Dichtung zur Seite geſtellt werden und ſind, wie dieſe, der Wirkung auf alle ſicher, die für Humor und treffende Charakterzeichnung Sinn und Verſtändniß haben. 12.

Ein Familienbuch.

Die Frau nach dem Herzen Gottes. Von Heinrich Büttner. Berlin, Th. Enslin. 8. 24 Ngr.

Das größte Verdienſt, welches man einem Autor zugeſtehen kann, beſteht nicht darin, daß man von ihm ſagt, er habe ein geiſtreiches, ein gedankenvolles Buch geſchrieben, ein ſolches, in dem ſich Inhalt und Form mit Geſchmack vereinigen, ſondern wenn es von ihm heißen darf, aus ſeinem Buche ſpreche jener göttliche Geiſt, der an der Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die ganze Vergangenheit arbeitet und dieſe Arbeit durch alle künftige Generationen fortführt. Dieſer Geiſt erfüllt das vorliegende Product von der erſten bis zur letzten Seite, wozu allerdings das Geiſtreiche und Gedankenvolle des Verfaſſers ſelbſt noch kommt, der Geſchmack, die Sinnigkeit, mit denen er zu Werke geht und alles zu einem wohlthuenden Ende hinausführt. Der Verfaſſer befolgt einen tief durchdachten Plan. Es ſetzt viele Mühen und Studien, reifliches Nachdenken, reiche Erfahrung und zumal die reinſte Liebe zum Gegenſtande voraus, um eine ſolche Geſchicklichkeit der Behandlung ſich anzueignen.

Auf dem Grunde der Heiligen Schrift entwirft unſer Autor eine Reihe lebender Bilder, die er mit den friſcheſten Farben ausmalt, oder es ſind auch die Erziehungsſtadien, auf deren Nacheinander das weibliche Weſen, wie es ſein ſoll, gewonnen wird. Alle dieſe Bilder umgibt er in anmuthiger Weiſe mit bibliſchen Arabesken, die oft ebenſo lieblich, aber auch ſymboliſch, vorbildlich erklärend in das Gemälde hineinranken, und dann ſteht ihm wieder der reiche Schatz von Sprichwörtern, ſtehen ihm die feinſten Beobachtungen des Volkslebens zu Gebote. Doch auch bei der Poeſie neuerer Zeit kehrt er ein, und alles und jedes dient ihm dazu, das Kind, das Mädchen, die Jungfrau zur Frau nach dem Herzen Gottes in all ihrer Schönheit auszuſtatten, ſie mit unvergänglichen Reizen zu ſchmücken, ſodaß auch noch die Matrone, die Großmutter, aber auch die Einſame, die nie verheirathet Geweſene ſie aufweiſt. Jedenfalls iſt dieſes Buch ein wahres Schmuckkäſtchen, aus welchem ſich jedes weibliche Weſen die werthvollſten Kleinodien herausholen kann. Ja es hat eine bleibende Bedeutung mit den Schätzen, die es bietet, für die Familie als ſolche; nicht blos die Töchter des Hauſes, auch die Söhne, die Aeltern, die Verwandten, alle werden darin für ein ganzes Menſchenleben die auserleſenſten Sachen niedergelegt finden; es ſind echte Muſterbilder für die Geſchwiſterliebe, für die Art, wie Geſchwiſter zueinander ſich halten ſollen, für das Erziehen und Sicherziehenlaſſen, für alle etwaigen Schickſale, für alle die

Wendungen und Wechſel, welche ſicher eintreten, für Heiterkeit und Ernſt, für Freude und Schmerz. Wir würden behaupten, die koſtbarſten Juwelen in dem Hausſchatz dieſes Buchs ſeien die Abſchnitte: „Die Tochter"; „Die Schweſter und Freundin"; „Die Braut"; „Verwandte"; „Die Einſame"; wir würden das ſagen, jedoch wir dürfen es nicht, denn auch die frühern ſind von gleicher Vortrefflichkeit. Wer erfuhr es nicht ſchon? Im Anblicke einzelner Prachtſtücke wähnt man oft, das ſei das herrlichſte, vor dem man eben ſteht, in welches man ſich eben vertieft, bis man ſich beſinnt, daß auch die andern daſſelbe Anrecht haben. Wir heben noch einige Details hervor. Der edle, höchſt würdige, von Vorurtheilen freie Verfaſſer beſitzt eine unwiderſtehliche Beredſamkeit, die ſtets auf Wahrheit beruht, überzeugt und ſogar tief erſchüttert, wenn er warnende Beiſpiele einlegt; ſo wenn er zweimal auf Gretchen im Goethe'ſchen „Fauſt" zu ſprechen kommt.

Der Verfaſſer hat eine große Menſchenkenntniß; er deckt oft die verborgenſten Schäden der menſchlichen Seele, der weiblichen Natur auf, aber er hat auch Troſt und Rath, er hat Hülfe für jede Lebenslage und Verlegenheit. Wunderbar eigenthümlich iſt ſein Scharfblick da, wo er die Tugend des Weibes in ihrem leiſen Uebergange zur Untugend nachweiſt, wo er von der weiblichen Herrſchſucht ſpricht, die Eiferſucht geiſelt, das überhandnehmende Gouvernanten- und Bonnenthum, das ſpröde, kalte Sichabwenden von der Erziehung der eigenen Kinder rügt und in ſeinen gefährlichen Folgen zu bedenken gibt. Er ergründet mit gleicher Klarheit das Weib in ihrer Unbedingtheit wie in ihrem Gegenſatz zum Manne. Die ganze Art, wie er das Weſen der Familie charakteriſirt, wie er das einzig nuancirte Verhältniß der Schweſter zum Bruder erörtert, die verwickeltſten verwandtſchaftlichen Ramificationen, ſauber und ohne zu verletzen, auseinanderäſtelt, die verſchiedenen Phaſen der Liebe, ſtets mit Bezug auf Individualität, Lebensalter, mit allen Täuſchungen, die hier möglich ſind, in Betracht zieht und nun das gewinnt, was unwandelbar in allem Vergehen, was unalterig und alſo ewig in der Liebe iſt, verdient die vollſte Anerkennung.

Man erſieht ſchon hieraus, überall trägt der Verfaſſer höchſt gewiſſenhaft und auf das praktiſche Leben bedacht der Wirklichkeit Rechnung, nirgends aber verliert er das Ideal aus dem Auge; es iſt ihm der Silberblick und die Krone der wahren Wirklichkeit, aber er iſt ein Todfeind jeder mit dem Leben blos ſpielenden Romantik, jeder Läſſigkeit und genußſüchtigen Nichtsthuerei, und er erzieht auch das Mädchen, die Frau nur auf dem Wege der Arbeit und treueſten Pflichterfüllung für ihr eigenes Heil und das Wohl der Menſchheit. Der Verfaſſer thut ſehr recht daran, daß er, wo er nur Gelegenheit hat, ſeine Mädchen- und Frauenbilder zu Familienbildern erweitert, jene durch dieſe noch mehr belebt, das Individuelle durch das Gemeinſame der Umgebung. Man gewinnt dadurch ſofort einen tiefen Einblick in jenes weiſe Geſetz, welches geordnet hat, daß ſchon in der Familie naturgemäß eins an dem andern ſich forthilft, jedes eine weſentliche Stelle einnimmt, und bis zum höchſten Alter hinauf, bis zur niedrigſten Stellung hinunter, alle den ſchönen Bund binden und erhalten. Wer ſo den Beruf in jeder Beziehung ſchon innerhalb der Familie erkannt, freigelaſſen und geheiligt wiſſen will, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, aber dabei auch jede mechaniſche oder doch wenigſtens untergeordnete Thätigkeit mit gründlichſter Erwägung in Anſchlag bringt, und auch dem Verdienſte des treuen Dienſtboten das Wort ſpricht, der hat nicht allein die Frau, ſondern auch die Familie, wie ſie ſein ſoll, uns zur Anſchauung gebracht. Wenn der treffliche Autor über die Freundſchaft unter Mädchen ein ſtrenges Urtheil fällt, ſo ſtimmen wir auch darin ihm bei, nur möchten wir der Ausnahme zu Gunſten ein etwas weiteres Gebiet abgeſteckt ſehen, wie er es ja auch dem ſpätern Alter zugeſteht. Ganz beſonders aber rühmen wir noch an dem Vorliegenden, daß der Verfaſſer überall ohne ängſtliches Anſehen und Erwägen der Perſon und des Standes urtheilt, daß er nach der Wahrheit urtheilt, und daher auch nirgends auf Koſten der Wahrheit Rückſicht nimmt. Ueberall verfährt er gewiſſenhaft, überall iſt er der treueſte Anwalt des Göttlichen auch im Menſchen. Kurz, wir möchten das ausgezeichnete Buch in allen Familien eingeführt ſehen zu gemeinſamer und vereinzelter Lectüre.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

In der letzten Sitzung, welche der Verwaltungsrath der Deutſchen Schiller-Stiftung in Wien im October hielt, wurde mit Bedauern bemerkt, daß die Zinſen der Stiftung durch die jetzt bezahlten Penſionen vollſtändig in Anſpruch genommen und neue Bewilligungen nur dann möglich ſeien, wenn Reſtrictionen in den bisherigen mehrjährigen Zuwendungen einträten. Um ſo dringender ergeht die Aufforderung an die Bühnenvorſtände, darſtellenden Künſtler und Privatperſonen, das Kapital der Stiftung durch den Ertrag von Aufführungen und ſonſtige Spenden zu vermehren. Gleichzeitig erfahren wir, daß die revidirten Statuten im nächſten Jahre einer Generalverſammlung zur Genehmigung vorgelegt werden ſollen — hoffentlich mit beſſerm Erfolg als in der Generalverſammlung des Jahres 1864. An Stelle des ausgeſchiedenen Dr. Hans Hopfen, bekannt durch ſeinen Roman „Peregrina" und ſchöne Gedichte im „Münchener Dichterbuch", iſt jetzt Kürnberger als proviſoriſcher Generalſecretär der Stiftung getreten. Kürnberger hat ſich durch ſein Trauerſpiel „Catilina", das einzelne grandioſe Scenen enthält, und durch ſeinen Roman „Der Amerikamüde" in die Literatur eingeführt.

Die öſterreichiſche Regierung hat inzwiſchen einen neuen Beweis gegeben, daß ſie für die einheimiſchen Dichtertalente Sorge trägt. Während Karl Beck ſchon ſeit Schmerling's Zeiten eine Penſion genießt, iſt jetzt auch dem Dichter Robert Hamerling, dem formgewandten lyriſch-epiſchen Symphoniker,

der seine Lehrerstelle in Triest wegen Kränklichkeit niederlegen mußte und gegenwärtig in Gratz lebt, ein lebenslänglicher Gehalt bewilligt worden.

Das münchener Actienvolkstheater hat jetzt in Dr. Hermann Schmid einen neuen Director erhalten. Von den drei Preisdramen dieses Theaters: „Ein Haberfeldtreiben", „Amnestie" und „Ketten", ist dem Schauspiele May's: „Amnestie", nach den Resultaten der Aufführung der Preis ertheilt worden. Das Stück ist in Breslau und neuerdings in Leipzig mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Der liberale und humane Geist, der es durchweht, haben wesentlich dazu beigetragen, ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten, die es auch durch das gewandte Bühnenarrangement und durch eine lebendige Charakteristik verdient. Ein Aristokrat wie der Minister Freiherr von Hohenstein, der für sein Amnestiedecret Kerker und Schmach nicht scheut; ein schlichter Bürger, wie der Tischler Lauter, der so viel echte Bescheidenheit mit so vielem echten Stolz vereint und dabei so joviale und glückliche Einfälle hat, sind durchaus sympathische Gestalten. Nur der reactionäre Diplomat, Baron von Tannenberg, ist zu sehr als schwarzer Bösewicht getuscht, dessen Schandthaten nicht einmal durch die Folie des politischen Fanatismus einigermaßen gehoben werden. Die Anlage und der Fortgang des Stücks sind von dramatischer Wirkung, in den Hof- und Familienscenen herrscht volle Lebenswahrheit. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die eigentliche Maschinerie der Handlung nicht tadellos und daß das Schwungrad, welches hinter der Scene alle die vor uns auf- und niederspielenden Räder treibt, in seinen Speichen lückenhaft ist. Der Depeschendiebstahl ist in der Art und Weise seiner Ausführung schwach motivirt. Wie der vornehme Gauner seine irregeleitete Helfershelferin, die Frau des Ministers, die ihn in das Archiv geleitet, wieder aus demselben herausintriguirt — das ist nicht näher angegeben, obgleich gerade hierin der Angelpunkt der ganzen Handlung liegt. Daß das Zeugniß der Ehefrau zurückgewiesen wird in der gegen den eigenen Gatten spielenden Untersuchung, ist gewiß juristisch motivirt — ob aber die Anzeige eines andern Verbrechens blos als solches Entlastungszeugniß betrachtet und vornehm ignorirt werden darf, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Der Schrank mit dem geheimen Schub gibt dem jovialen Tischlermeister Veranlassung, in die Handlung einzugreifen, und ist zu diesem Zweck gut erfunden, wenngleich auch diese Lösung nicht haltbar ist; denn der Baron würde die Actenstücke offenbar verbrannt und nicht in dem geheimen Schub versteckt haben, um dem Tischlermeister Gelegenheit zu geben, die Geheimnisse seines Handwerks zu verwerthen und das Stück zu einer versöhnlichen Lösung zu führen.

Doch ein Volksstück, wie das May'sche Drama, braucht nicht so subtil in seinen Motivirungen zu sein. Wir nehmen manches auf Treu und Glauben hin, wenn uns das, was wir mit Augen sehen, recht erwärmt und tüchtig packt. Gegenüber der „Frau in Weiß", die auf die ganz aparten Gelüste des großen Publikums speculirt, ist das May'sche Stück immer empfehlenswerth; denn es wendet sich nur an die gesunde Empfindung und ist überdies insoweit nach den Regeln der dramatischen Kunst gearbeitet, daß es uns keine Räthsel aufgibt, sondern wir stets für jede Scene den Schlüssel haben. Dramen, welche der idealen Richtung huldigen, kommen gegenwärtig so selten auf die Bretter, daß man sich schon mit geschickt gearbeiteten Bühnenstücken begnügen muß, welche die Gesinnung des Volks wenigstens nicht corrumpiren.

Auch die Lyrik der Empfindung oder des Gedankens muß zurückstehen gegen die Improvisationen des Augenblicks. Als solche betrachten wir z. B. die neuen Kriegslieder von George Hesekiel: „Preußische Hochsommerzeit" (Berlin, Schweigger, 1866). Die Form derselben ist volksthümlich sangbar — die Probe, ob dem Dichter der Wurf gelungen, könnte aber nur in der wirklichen Verbreitung derselben, z. B. bei der Armee liegen. Wenn die Soldaten diese Lieder nicht singen, so ist ihr Zweck verfehlt. Namentlich gilt das von dem preußischen Kriegsliede mit Juchheirassasah und Hurrah, dem Marschliede und dem Spottliede auf die Reichsarmee. Es ist viel leerer Singsang dabei. Dagegen finden sich zwei kleine Gedichte, denen wir einräumen müssen, daß sie durch die Knappheit ihrer Form einen gewissen poetischen Eindruck machen:

Gitschin.
29. Juni 1866.

Zu Gitschin die Kartause
Umlodert Flammenschein,
Dort liegt in Eisen begraben
Der Herzog Wallenstein.

Da brauft's heran im Sturme
Wie zwanzig Wetter zugleich,
Prinz Friedrich Karl von Preußen —
Rette dich, Oesterreich!

Nachrollen die Preußendonner
Den Blitzen sahlen Scheine,
Und Oestreich ist geschlagen
Am Grabe Wallenstein's.

Umsonst klopft an die Pforte
Der Grüfte Oestreichs Noth —
Begraben was begraben,
Der Wallenstein ist todt!

— —

Die Preußen vor Wien.

Wo die Kaiser so lange saßen
Weltgebietend, übermächtig,
Donnert heran auf allen Straßen
Preußen jetzt so siegesprächtig,
Zittre Wien-Byzantium!

Weithin bebt die bange Erde,
König Wilhelm mit seinen Blauen,
Sie zu Fuße wie zu Pferde,
Wollen in der Nähe schauen
Wien und seinen Stephansdom.

Hörst du Preußens Schlachtfanfaren,
Ungetreuer Bundesgenosse?
Sieh, die Zietben'schen Husaren
Tränken ihre raschen Rosse
In der Donau kühlem Strom.

Ob es jetzt an der Zeit ist, Welfenlieder zu dichten mit dem Motto: „Hie Welf!" das ist eine offene Frage. Arnold von Weyhe-Eimke hat sie in seiner Sammlung: „Des Königs Ahnen" (Lüchow, Saur, 1866) bejahend beantwortet und uns das fürstliche Register von Heinrich dem Löwen bis auf Ernst August in Nibelungenstrophen vorgeführt. Mehr als einen geschichtlichen Ueberblick empfangen wir indeß nicht aus dieser Sammlung, einer sehr nüchternen Reimchronik, bei welcher die Gesinnung die Poesie vertreten muß.

Daß die österreichische Lyrik in letzter Zeit keine vorherrschend politische Färbung trug, ist leicht begreiflich. In Preußen ist es der Muth der Initiative, der die Dichter begeistern kann; es ist doch Leben und Zukunft in dieser Politik. In Oesterreich fehlt die auf eine freudige Zukunft hinweisende Stimmung, und die jüngste Vergangenheit ist auch nicht danach angethan, sich in ein dichterisches Gewand kleiden zu lassen. Gleichwol hat Hermann Rollet in deutschem Geist gedichtet und Ludwig Frankl jüngst den Admiral Tegethoff, den Sieger von Lissa, in schwunghaften Versen gefeiert.

Bei der Unklarheit, welche über die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse in Frankreich herrscht, und bei der einseitigen Richtung, welche gerade ein Theil der liberalen Zeitungen, namentlich der von Nefftzer, einem gediegenen Publicisten und Kenner der deutschen Literatur, redigirte „Temps" eingeschlagen hat, verdient es um so größere Anerkennung und Berücksichtigung, daß Professor Saint-René Taillandier in der „Revue des deux mondes", zum Theil im Widerspruch mit Forçade und der „Chronique de la quinzaine", der politischen Lage Deutschlands eine unbefangene Würdigung zutheil werden läßt und die Bedeutung der jetzigen Krisis für die

zukünftige Gestaltung des europäischen Mittelreichs mit einer Beredsamkeit anerkennt, welche nicht blos den Erfolgen, sondern auch den Motiven Preußens gerecht wird. Daß er dabei nicht zu erwähnen vergißt, wie viel gerade die Entwickelung unserer Nationalliteratur in Dichtkunst und Philosophie dem deutschen Süden verdankt, das rechnen wir ihm zum Ruhme an; denn von dem deutschen Norden wird dies neuerdings nur zu häufig vergessen; es wird vergessen, daß Würtemberg die Heimat Schiller's, Hegel's und Schelling's, daß das gedemüthigte Frankfurt die Vaterstadt Goethe's ist. In diesen nationalen Größen liegt aber der Kern der deutschen Einheit, jener geistigen Einheit, für welche die politische nur die unerläßliche Form gibt.

Literarische Notizen.

Die vierte Auflage von Georg Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Leipzig, Vogel) liegt in drei Doppelbänden abgeschlossen vor uns, ein Denkmal des tüchtigsten Fleißes und der gediegensten Forschung. Wir werden auf diese neue Auflage, welche in vieler Hinsicht als ein ganz neues Werk erscheint, nächstens eingehender zurückkommen.

Auch Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" (Leipzig, Herbig, 1866) erscheint in einer neuen, der fünften Auflage, von welcher bisher zwei Bände erschienen sind, der letzte aber noch vor Abschluß des Jahres in Aussicht gestellt ist. Auch dies Werk hat ein gänzlich neues Gewand angezogen, sodaß wir dasselbe nochmals vor unser kritisches Forum ziehen müssen.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegt wieder eine Reihe von Bändchen vor uns; das vierunddreißigste bis dreiundvierzigste, welche eine Uebersetzung von Lesage's „Hinkendem Teufel" von Levin Schücking, von Chaucer's „Canterbury-Geschichten" von Herzberg, von Leopardi von Robert Hamerling u. a. bieten. Wir heben namentlich die Uebersetzung des Shakspeare'schen „Sturm" von Dingelstedt heraus, welcher bekanntlich dies Drama auch für die deutsche Bühne in erfolgreicher Weise umgearbeitet und eingerichtet hat. Der Vergleich zwischen der Uebersetzung und Bearbeitung, von denen sich die erstere durch Treue, die zweite durch Bühnengewandtheit und taktvolles Verständniß der scenischen Anforderungen der Gegenwart auszeichnet, ist lehrreich für die Feststellung des Unterschiedes zwischen diesen beiden Formen der Aneignung, welche oft zur Unzeit miteinander vermischt werden.

Von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Elberfeld, Friderichs, 1866) ist der vierte, der Schlußband der deutschen Ausgabe, erschienen. Ebenso ist von Karl Schmidt's „Geschichte der Pädagogik", deren zweite Auflage Wichard Lange besorgt hat (Köthen, Schettler, 1867), der vierte Band erschienen, der die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart, die Epoche der christlich-humanen Erziehung behandelt. Von Johann Eduard Erdmann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Berlin, Hertz, 1866) ist der zweite Band erschienen, der die Philosophie der Neuzeit behandelt und die Darstellung derselben bis in die jüngsten Bestrebungen und Strömungen der Gegenwart fortführt. Von der „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte" von Johannes Scherr (Leipzig, O. Wigand, 1866) ist eine dritte vermehrte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 3te Abth. Der Erbgraf. 2 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bunsen, L., Die Wahl des Königs Adolf von Nassau (1292). Ein Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte, meist aus bis jetzt unbekannten Urkunden. Nebst Beilagen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Fercher von Steinwand, Dankmar. Eine Tragödie. Wien, Beck. 1867. 8. 20 Ngr.

Fessler, I. A., Geschichte von Ungarn. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. bearbeitet von E. Klein. Mit einem Vorwort von Michael Horváth. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 3te vermehrte Aufl. 1ster Bd. Aus dem Mittelalter. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerray, 'n Ternéster vull Spaß. Münster, Fahle. 8. 10 Ngr.

Grimm, J., Weisthümer. 3ter Thl. Unter Oberleitung von G. L. v. Maurer herausgegeben von R. Schroeder. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr.

Grothe, W., Mesalliancen. Roman aus der Gegenwart. 2 Thle. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gumpert, Thekla v., Der alte Stelzfuß. Erzählung. Dresden. 16. 2½ Ngr.

Heinrichs, Emilie, Bettler und Millionär. Roman aus der Neuzeit. Berlin, Sacco Nachf. 1867. 8. 1 Thlr.

Heßlein's, B., gesammelte Werke. 1ster Bd. Leipzig, Purfürst. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Höpfner, E., Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 20 Ngr.

Horváth, M., Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823—1848. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. Novelli. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Huber J., Studien. Philosophische Schriften. München, Lentner. 1867. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Janke Karola, Vier Lustspiele für Bühne und Haus. Leipzig, Klinkhardt. Br. 8. 15 Ngr.

In der zwölften Stunde. Aus und an Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Kirchwald, Caroline, Der Schulmeister. Ein Lebensbild, gewidmet den deutschen Lehrern. Ludw. Geiger. 1867. 16. 8 Ngr.

Klopstock, F. G., Ausgewählte Oden und Elegien. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von B. Wernicke. Soest, Nasse. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Körner, G., Aus Spanien. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krüger, A., Chronik der Stadt und Festung Spandau. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1stes Heft. Spandau, Jürgens. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Traeger. 2ter Jahrgang. 1867. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Landsteiner, K., Die Rose von Jericho. Erzählung. Aachen, Hensen. 1867. 8. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. II. Berlin, Grote. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.

Maltitz, H. v., Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten. 3te Abth.: Der Hof zu Dalwitz und seine Leute. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Meyer, F. H., Die Organisation und der Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels. Leipzig, Waldow. Gr. 4. 1 Thlr.

Monod's, A., ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt von F. Seinecke. 1ster und 2ter Tbl. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1867. 8. 16 Ngr.

Munk, E. T., Die geraubte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nesselrode, Graf, Selbstbiograf. Deutsch von K. Klevesahl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1867. Lex.-8. 12 Ngr.

Nohl, L., Musiker-Briefe. Eine Sammlung Briefe von C. M. v. Gluck, P. E. Bach, J. Haydn, Carl Maria v. Weber und F. Mendelssohn-Bartholdy. Nach den Originalen veröffentlicht. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Osenbrüggen, E., Culturhistorische Bilder aus der Schweiz. 2te, vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Rossberg. 1867. 8. 22½ Ngr.

Pallmann, R., Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Handels der europäischen Vorzeit. Greifswald, Akadem. Buchh. Gr. 8. 25 Ngr.

Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild. Frankfurt a. M. Winter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Pinoff, Minna, Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage der Frauen. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Pitawall, E., Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 4 Ngr.

Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkt. Nach den bis jetzt vorhandenen Quellen von G. v. G. Berlin, Hempel. Lex.-8. 1 Thlr.

Pribil, M., Böhmische Lieder. Für deutsche Freunde ausgewählt und übersetzt. Berlin, Pribel. 16. 2½ Ngr.

Priem, J. und C. Braunstein, Die Besetzung Nürnbergs durch die Preußen. Zur Erinnerung an die Tage vom 31. Juli — 16. September 1866. Nürnberg, Koenecke. 8. 7 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 6ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Reid, A., Neue Reise- und Jagdabenteuer. Nürnberg, Koenecke. 8. 1 Thlr.

Rieck, F., Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an G. W. Nitzsch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Röse, T., Die Marketenderin. Humoristische Erzählungen und Anecdoten aus dem österreichisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Berlin, Trenbach. 1867. Gr. 16. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Rosenkranz, der sein Talent für biographische Darstellungen der Nation schon lange rühmlich bekundet hat. Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, Künstlern, Naturforschern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet; denn der Verfasser bietet, ohne der Würde der wissenschaftlichen Untersuchung Eintrag zu thun, eine solche Fülle von Anekdoten, von sittengeschichtlichen Momenten und von interessanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutschen Blättern" (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften durchzulesen, soll der heutige Leser in den Stand gesetzt werden, sich selber ein Urtheil bilden zu können. Dieser Zweck ist in den uns vorliegenden zwei Bänden vollständig erreicht, soweit wir unserm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch seinen fesselnden Charakter, durch eine Fülle von interessanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsstoffs zu dem Besten, was seit langer Zeit in Deutschland geschrieben worden ist. Der Reihe von biographischen Denkmalen, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reiht es sich nicht blos würdig an, sondern übertrifft manche derselben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darstellung."

Im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschien soeben:

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von **A. H. L. Heeren** und **F. A. Ukert.** 34ste Lieferung. 2te Abtheilung: **Geschichte des russischen Staates** von Dr. **Ernst Herrmann.** Ergänzungsband. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

Als Einzelwerk:

Herrmann, Dr. Ernst, Geschichte des russischen Staates. Ergänzungsband. **Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit. 1791—1797.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

Herrmann, Dr. Ernst, Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit. 1791—1797. Beiträge vornehmlich zur Geschichte der osteuropäischen Staaten, während der ersten Coalition. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

In 10 Lieferungen 4 Thlr. Gebunden in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltete die Verlagshandlung eine neue Ausgabe des Werks in Octavformat, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quartausgabe, in verjüngtem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst den erläuternden Texten von Friedrich Pecht enthält, zu dem außerordentlich wohlfeilen Preise von nur 4 Thlrn. (elegant gebunden mit Goldschnitt: in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.). Dieselbe empfiehlt sich als eines der werthvollsten Festgeschenke und ist, soeben vollständig geworden, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereins zur Beschaffung von Lazarethbedürfnissen

ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Charpie,

eine Sammlung vermischter Aufsätze,

von

Karl von Holtei.

Zwei Bände. 16. Brosch. Preis 1½ Thlr.

Inhalt. 1. Band: Er ist in seine Büchse gefallen. — Shakspeare als Vorbild für moderne Theaterdichter. — Herr Victor Hugo. — Brot für die Schwalben. — Martin Opitz von Boberfeld. — Georg Neumark. — Johannes Rist. — Andreas Gryphius. — Benjamin Schmolcke. — Gellert. — Gleim. — Ein Brief von Iffland. — Ernst Raupach. — Hammer-Purgstall. — Von Druckfehlern. — Mama Beer. — Ueber unser heutiges Theaterleben (1858). — Verschiedene Ansichten. — Karl Maria von Weber. — 2. Band: Nicolo Paganini. — Das Kinderspital in Prag. — So entstehen Gerüchte. — Pius Alexander Wolff. — Auch eine Tänzerin. — Louise Neumann. — Clara Schumann. — Eine wahre Geschichte. — Das Schillerjubelfest. — Jean Paul. — Graf Anton Alexander Auersperg. — Rede zum 3. August 1863. — Dr. Johann Kurze. — Die Freuden der Armuth. — Was ist des Deutschen Vaterland?

Gedichte

von

Adolf Friedrich von Schack.

Octav. Eleg. geh. (VIII u. 363 Seiten.) Preis 1⅓ Thlr.

Der Name des Verfassers wird genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Gedichte zu ziehen, nachdem einige Proben derselben in Geibel's „Münchener Dichterbuch" schon so großen Beifall gefunden haben.

Berlin. 1866. **Verlag von Wilhelm Hertz.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 50. — 13. December 1866.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Roſenkranz. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Zur Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvoß. — Feuilleton. (Der literariſche Nachlaß Friedrich Rückert's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie Diderot's von Roſenkranz.

(Beſchluß aus Nr. 49.)

Wir haben neulich die eine hervorragende Seite von Diderot's Wirkſamkeit betrachtet, die encyklopädiſche; wir faſſen jetzt ſeine Leiſtungen als Dramatiker und Dramaturg ins Auge. In dem Werke von Roſenkranz ſind die einzelnen Abſchnitte, die ſie behandeln, getrennt, da die biographiſche Darſtellungsweiſe überwiegt und die dramatiſche Production Diderot's ſich an verſchiedene Epochen vertheilt. Der Hauptabſchnitt: „Diderot als Dramatiker und Dramaturg" (1757—58), findet ſich im erſten Bande; Ergänzungen dazu geben die Abſchnitte: „Diderot's Anſichten über die Schauſpielkunſt" und „Dramatiſche Verſuche" im zweiten Bande.

Diderot's Bedeutung als Dramatiker und Dramaturg iſt nicht geringzuſchätzen, indem ſich an ſeinen Vorgang eine lange Reihe von Folgen knüpft, die für das Theater in gutem und böſem Sinn verhängnißvoll geworden ſind. Es war unleugbar ein Verdienſt Diderot's, den Bann der claſſiſchen Zauberformel zu brechen, unter welchem das franzöſiſche Drama in hohles Pathos, in akademiſche Schönrednerei und Unnatur ausartete; er ſtellte dieſen Dramen der Claſſicität, die in höherm Sinne doch nur als Studien zu betrachten waren, das richtige Axiom gegenüber, daß ſich in jedem Werke der Geiſt des Jahrhunderts ſpüren laſſen müſſe. Es iſt dies ein großes Princip, das Ei des Columbus für die dramatiſche Kunſt, doch eben deshalb, wie alle bahnbrechenden Principien, immer wieder verkannt und mißachtet. Unſere Claſſiker haben noch viel dagegen geſündigt; denn es ſtand für ſie als ſolches nicht feſt in ſeiner Unantaſtbarkeit. Gleichwol verdanken ſie ihren tiefgreifenden Einfluß, ihre Macht über die Nation gerade denjenigen Werken, in denen ſie mit genialer Inſpiration den Geiſt des Jahrhunderts erfaßten. In Frankreich hat während der Revolution und des Kaiſerreichs der Claſſicitätsteufel noch immer fortgeſpukt. In neueſter Zeit iſt das Diderot'ſche Princip faſt ausſchließlich auf der Bühne zur Herrſchaft gelangt, leider aber in der engherzigen Form, welche Diderot ihm gegeben und in der wir die ſchädliche Seite ſeines Wirkens finden, in der Beſchränkung auf das Familienſtück und das bürgerliche Rührdrama, deſſen Motive nun einmal keine künſtleriſche Erhebung zulaſſen. Hiergegen wandte ſich Schiller mit Recht. Der Geiſt des Jahrhunderts iſt nicht blos in den Sitten der Geſellſchaft lebendig, auch in den politiſchen Thaten, in den Conflicten des Gedankens; ja, hier iſt der Boden, wo ſeine Initiative wurzelt. Indem dies immer wieder verkannt wird, erweitert ſich ſtets von neuem die Kluft zwiſchen dem gelehrten Drama, das unlebendige Stoffe behandelt, und dem Bühnendrama, das aus den Kreiſen des bürgerlichen Lebens einen meiſt weinerlichen Rohſtoff aufgreift, während dem höhern modernen, von den politiſchen und ſocialen Gedanken des Jahrhunderts getragenen Drama überall der Weg verengt wird.

Diderot's Reformgedanken wurden durch einige beliebte Dramen der damaligen londoner Bühne erregt oder mindeſtens genährt, durch „The London Merchant", von George Lillo, und: „The Gamester", von Edward Moore. Dieſe Dramen, die uns noch vorliegen, ſind in jeder Hinſicht ſchwach, und zeigen den Verfall der engliſchen Bühne ſeit ihrer Glanzepoche nach der einen Seite ebenſo, wie nach der andern die hochtrabenden franzöſirenden Dramen eines Philipps, Home, Hodges u. a. mit ihrer glatten Correctheit und ihrem nichtsſagenden blanc-vers. Dieſe hatten von den Franzoſen gelernt — umgekehrt begannen die Franzoſen aus jenem Criminaldrama der Engländer zu lernen. In dem erſten Stücke iſt Diebſtahl und Mord der Kern der Handlung, in dem zweiten die Spielwuth mit ihren verderblichen Folgen. Es iſt die Proſa und Miſere des bürgerlichen Lebens, Verbrechen und Laſter ohne jede Größe. Es iſt ein alter Spruch, für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, aber es gibt auch keinen Helden für den Polizeiſergeanten; doch für dieſen Standpunkt ſind jene Stücke geſchrieben worden und werden noch täglich viele Stücke geſchrieben. Diderot war ein genialer Kopf — wie kam er zur Vorliebe für dieſe nüchternen Productionen? Offenbar aus demſelben Grunde, aus welchem Leſſing wiederum die Diderot'ſchen

Stücke pries — aus dem Bedürfniß, eine Waffe zu haben für die Polemik. Mit Recht ſagt Roſenkranz:

Wenn nun Diderot von dem derben Realismus dieſer Criminalgeſchichten ſo tief ergriffen ward, daß er ſie als ein Ideal von Naturwahrheit und moraliſcher Kraft anſtaunte und, ſie nachahmend, das franzöſiſche Drama reformiren wollte, ſo läßt ſich eine ſolche Begeiſterung nur aus dem Widerſpruch verſtehen, in welchem das herrſchende Weſen der Franzoſen allmählich mit dem Weſen des Dramas, eine Handlung in der Form unmittelbarer Wirklichkeit darzuſtellen, gerathen war. Seit länger als zwei Jahrhunderten belaſteten die ſogenannten Regeln die Entwickelung des Theaters. Der Mechanismus der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, der Expoſition, der Bindung der Scenen, der bühnenmäßigen Sprache, des conventionellen, oft ganz albernen Anſtandes hatte die Tragödie wie die Komödie zur innern Leerheit, zur Unwahrheit und Lebloſigkeit heruntergebracht. Ob der Held der Tragödie ein griechiſcher oder römiſcher, ein jüdiſcher oder türkiſcher Fürſt war, machte in ihrer vorgeſchriebenen Schablone ſo wenig Unterſchied, als bei der Komödie, ob ihr Held ein Verſchwender, ein Prahlſüchtiger, ein Spieler oder ſonſt ein Thor war. Nach der Expoſition des erſten Actes konnte man ſich den Verlauf der übrigen vier immer von ſelbſt berechnen. Die Académie française war die vom Hof wie von der Nation gleich ſehr anerkannte Wächterin dieſer Normen. Das war die literariſche Situation, welcher Diderot durch ſein Drama und ſeine Dramaturgie zu trotzen wagte.

Schon in den „Bijoux indiscrets" hatte Diderot die tragiſche Schablone der franzöſiſchen Dramatiker verſpottet in einer Stelle, welche Leſſing in ſeiner „Dramaturgie" ausführlicher mittheilt als Roſenkranz. Seinen Naturalismus bewährte er nun ſelbſt in dem Luſtſpiel: „Le fils naturel", das er im Jahre 1756 erſcheinen ließ und das einem Goldoni'ſchen Luſtſpiel: „Il vero amico", in einer Weiſe nachgedichtet iſt, welche Diderot den Vorwurf des Plagiats mit Recht zuzog, da er Goldoni nicht nannte. Diderot bildete die Fabel zwar ins Rührende und Pathetiſche um, und zwar offenbar zu Ungunſten des Stücks, doch die Erfindung derſelben gehört dem italieniſchen Dichter an. „Le fils naturel" iſt indeß keineswegs, wie in dem gleichnamigen Drama des jüngern Dumas, der Angelpunkt, der Handlung nur ein zur Löſung beitragender Incidenzpunkt. „Das Drama", meint Roſenkranz, „iſt reich an feinen Sentenzen, an effectvollen Scenen, in denen der moraliſche Enthuſiasmus Diderot's ſich mit beredtem Schwunge ausſpricht, aber es fehlt ihm an der eigentlichen Handlung." Wir fügen hinzu, daß es bereits jene reichen Doſen von Edelmuth enthält, welche ſeitdem in der Apotheke der bürgerlichen Rührſtücke als hauptſächliches Draſticum einen hervorragenden Platz einnehmen.

Diderot's zweites Stück: „Le père de famille", das Leſſing bekanntlich als vortrefflich bezeichnet, erſchien 1758. Diderot nahm den Stoff zu dieſem Drama aus ſeinem eigenen Leben, aus dem Kampfe, den er mit ſeinem Vater über ſeine Verheirathung beſtanden. Roſenkranz lobt an dem Drama die ganze theatraliſche Handlung, die mit dem größten Geſchick geleitet und fruchtbar an ſchönen Gemälden iſt, weiſt aber nach, wie Diderot durch die Theaterſtreiche, Entführung, Zweikampf, lettres de cachet, durch die breite Rolle, die er dem Bedienten in dem Stücke gibt, u. ſ. w., gegen ſeine eigenen kritiſchen Poſtulate geſündigt hat. Unter den übriggebliebenen dramatiſchen Fragmenten Diderot's befinden ſich ebenfalls meiſtens bürgerliche Dramenſtoffe, theils criminalrechtlich, bis an die Grenzen des Schauerdramas, wie „Le Shérif", theils frivol und luſtſpielartiger, wie „Le train du monde". Am intereſſanteſten erſcheint uns das ausgeführte Stück: „Est-il bon, est-il méchant?" oder „L'officieux persilleur", weil ſein Inhalt, wenngleich mangelhaft in eine der Einheit entbehrende Handlung umgeſetzt, doch ein Thema von großer Tragweite behandelt: den geſellſchaftlichen Jeſuitismus, der edle Zwecke durch ſchlechte Mittel zu erreichen ſucht.

Diderot war in Wahrheit nur Dramatiker, weil er Dramaturg war — ſeine Dramen ſollten nur die Probe auf die Exempel machen, die er theoretiſch der dramatiſchen Kunſt aufgab. Er konnte wie Leſſing von ſich ſagen: „Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben, ſie mehr ſtudirt zu haben als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen; denn ich weiß wol, ſowie der Maler ſich von niemand gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter." Freilich war Diderot weniger Kritiker als äſthetiſcher Theoretiker; er iſt der große Theoretiker des Schauſpiels im engern Sinne, des bürgerlichen Rührdramas, des drame serieux. Dieſe Theorie findet ſich in den drei Unterhaltungen, die dem „Fils naturel" beigefügt ſind, und in den „Discours de la poésie poétique", den er ſeinem Freunde Grimm gewidmet hat. Hierzu kommen noch ſeine „Lettres à Mlle. Jodin" und ſein „Paradoxe sur le comédien", welche der Charakteriſtik der Schauſpielkunſt gewidmet ſind. Roſenkranz erklärt Diderot's äſthetiſche Qualität für ſeine bedeutendſte; dennoch findet ſich gerade viel Unhaltbares in dieſen Schriften. Gegen die Anſicht Diderot's, daß die komiſche Gattung Arten, die tragiſche Individuen darſtelle, hat bereits Leſſing proteſtirt. Daß er eine Erweiterung der Bühne durch die Darſtellung der verſchiedenen Stände in Muſterbildern herbeiführen wollte, iſt eine Conſequenz jenes ſchiefen Axioms. Der eigentliche Ausgangspunkt ſeiner Theorie, derjenige Punkt, durch den ſie Einfluß gewann, iſt die Indifferenz des Tragiſchen und Komiſchen, nicht in der ſchlechten Verſchmelzung der Tragikomödie, ebenſo wenig im Wechſel komiſcher Scenen mit tragiſchen, ſondern in der vollſtändigen Neutraliſation dieſer beiden Elemente. Auf dieſer Grundlage kann ſich aber nur ein ſchlechtes Juſtemilieu aufbauen. Die neuen Ehrenrettungen des Schauſpiels, d. h. des ernſten Dramas mit verſöhnendem Ausgang, wie ſie namentlich Carriere verſucht hat, haben ſich doch auf einen höhern Standpunkt geſtellt. Der Theorie Diderot's gegenüber hat das Urtheil Voltaire's ſeine vollwichtige Geltung:

Derjenige, der weder eine wahre Komödie noch eine wahre Tragödie zu machen im Stande iſt, ſucht durch rührende bürgerliche Begebenheiten zu intereſſiren. Den Mangel des komiſchen Talents müht er ſich durch das Intereſſe zu erſetzen, und

da er ſich nicht auf den Kothurn erheben kann, zieht er ie Halbſtiefelchen ein wenig in die Höhe.

Die Tugenddeclamationen, welche Diderot in ſeinen dramaturgiſchen Abhandlungen beliebt und mit denen die Sittenfreiheit ſeines Lebens in ſchreiendem Widerſpruch ſtand, ſind leider auch ein Erbtheil der von ihm begründeten Gattung geblieben und verleiden uns ſelbſt den Genuß an den zahlreichen modernen Luſtſpielen, welche zum Theil nach dieſer Schablone zugeſchnitten ſind. Der moraliſirende Ton hat dem bürgerlichen Schauſpiel jene Nüchternheit gegeben, welche dieſe Gattung für jedes poetiſche Empfinden ſo ungenießbar macht, und hat auch das neue Luſtſpiel weſentlich beſchädigt, indem wir ſtatt des freiſpielenden Humors ſtets die beſſernde Abſicht bemerken.

Roſenkranz ſelbſt verhält ſich dieſen Anſichten und Entwickelungen gegenüber mehr referirend. Er gibt einzelne geiſtvolle Bemerkungen, aber kein abſchließendes Urtheil über die Dramengattung, deren bis auf den heutigen Tag fortwirkende Erfolge er indeß in folgender Weiſe conſtatirt:

Der herrſchende Geſchmack auf der Bühne hat keine andere Gattung mehr begünſtigt als das bürgerlich romantiſche Schauſpiel. Welche Dramen haben jetzt bei den Franzoſen Erfolg? Große Tragödien? Nein. Große Komödien? Noch weniger. Was ſchreiben Scribe, Dumas, George Sand, Augier, Feuillet? Dramen, ganz im Diderot'ſchen Sinn, und zwar in Proſa. Eine „Lucrèce" in Verſen, wie die von Ponſard, wird im Théâtre français ein paarmal bewundert, verfällt dann den Literarhiſtorikern, verſchwindet aber für immer von der Bühne, während ein Stück wie Feuillet's „Homme de fer" über alle Theater wandert.

Und wie iſt es noch jetzt in Deutſchland? Was ſchreiben die Birch-Pfeiffer, Laube, Gutzkow, Brachvogel? Bürgerliche Schauſpiele, die bald ins Luſtſpiel, bald ins Trauerſpiel hinüberſchwanken, aber vom Hochtragiſchen wie vom Hochkomiſchen ſich fern halten. Nicht die Erhabenheit des Idealismus, ſondern das Mittelmaß des Realismus, d. h. Diderot, herrſcht bei uns noch immer, nachdem wir einen Jünger, Iffland, Schröder, Kotzebue, Raupach gehabt haben. Es iſt auch im Drama die Genremalerei, welche die andern Gattungen verdrängt und zur Ausnahme gemacht hat.

Die Vorliebe des Publikums für die Genremalerei im Drama iſt nicht abzuleugnen; man geht ja ſo weit, die poetiſchen Genremaler für große Dichter zu halten. Gleichwol darf Roſenkranz Gutzkow und Laube, wenn ſie ſich auch in dieſer Gattung verſucht haben, keineswegs zu den Vertretern des Diderot'ſchen drame sérieux zählen; Gutzkow's „Pugatſchew", „Uriel Acoſta", „Wullenweber", Laube's „Eſſex", „Monaldeſchi", „Montroſe" ſind echte Tragödien, welche durchaus nicht im Stil des larmoyanten, bürgerlichen Dramas gehalten ſind.

Zu den intereſſanteſten Abſchnitten des Werks von Roſenkranz gehört das kleine Kapitel über: „Le neveu de Rameau" (1760), deſſen kunſtvolle, mit ironiſcher Meiſterſchaft gehandhabte Form er mit Recht rühmt. „Als Stiliſt hat Diderot nichts hervorgebracht, das vollkommener wäre; alle Gaben ſeines Geiſtes haben ſich hier zu einer Harmonie vereinigt, die unvergleichlich iſt." Der Inhalt iſt durch Goethe's Aufſatz und Brachvogel's Drama in Deutſchland allgemein bekannt; ja es gibt gebildete Deutſche, die von Diderot nicht viel mehr wiſſen, als daß er dieſen „Neffen Rameau's" verfaßt hat.

Welche Richtung Diderot als Romandichter einſchlagen würde, ließ ſich ſchon aus ſeiner Theorie der dramatiſchen Dichtung erkennen. Seine Begeiſterung für Richardſon, wie er ſie 1761 in ſeiner „Eloge de Richardson" ausſprach, zeigte noch deutlicher, wie er auch hier dem Realismus des bürgerlichen Lebens ausſchließlich huldigte. Es entzückt ihn die Kunſt, mit welcher Richardſon die Sprache der Leidenſchaft bei allen Ständen, bei jedem Alter, bei jedem Geſchlecht unter den verſchiedenſten Bedingungen zu individualiſiren verſteht. Er behauptet, erſt durch Richardſon eine tiefere Erkenntniß der Menſchen gewonnen zu haben, die er immer mit den von ihm geſchilderten Charakteren vergleiche. Er würde, wenn es ſein müßte, für ſeine Kinder alle ſeine Bücher verkaufen, aber Richardſon würde er behalten; Richardſon würde mit Moſes, Homer, Euripides und Sophokles auf demſelben Brete ſtehen u. ſ. w. Voltaire dagegen langweilte ſich ſcheußlich an „Clarisse" — ein Beweis von dem tiefen Gegenſatz, der zwiſchen dieſen beiden Männern beſtand.

Diderot's bedeutendſter Roman: „La religieuse" (1760), war denn auch im Richardſon'ſchen Briefſtil entworfen und ein Gemälde von Lebensverhältniſſen, bei denen allerdings die grelle Seite überwog. Schloſſer rühmt von dem Buche, daß es als eine treue Schilderung des Innern der Nonnenklöſter einen claſſiſchen Werth anſprechen könne. Auch Roſenkranz hebt die unnachahmliche Wahrheit, die erſtaunliche, bis ins geheimſte ſachliche Detail dringende Kenntniß des Autors, ſogar die Zartheit der Darſtellung der ſinnlichen Corruption, vor allem die meiſterhafte, pſychologiſch correcte, tiefergreifende Darſtellung des Wahnſinns hervor, mit welchem ſich bei der Superiorin das Bewußtſein ihrer laſterhaften Verirrung rächt. Dann aber meint er doch, das Werk müſſe auch in äſthetiſcher Hinſicht verworfen werden; durch die Darſtellung einer Unnatur, wie gelungen ſie ſei, beſudle die Poeſie ſich ſelbſt.

Der andere Roman Diderot's: „Jacques le fataliste" (1772), iſt ein Convolut von Erzählungen, welche durch die Geſchichte der Erzähler äußerlich zuſammengehalten werden. Einige Kritiker haben dieſen Roman für eine licenziöſe, froſtige, inſipide Compoſition erklärt, für eine mislungene Nachahmung von Voltaire's „Candide". Die Verwandtſchaft zwiſchen den beiden Werken beſteht indeß nur darin, daß in beiden ein philoſophiſches Princip verſpottet wird: dort der Optimismus, hier der Fatalismus. Der Diener glaubt an die göttliche Prädeſtination, der Herr glaubt nicht daran. Herr und Diener unterhalten ſich und erzählen ſich gegenſeitig ihre Liebſchaften, woraus ein Doppelbild der Geſellſchaft entſteht; die Liebſchaften des Dieners bewegen ſich in den untern, die des Herrn in den obern Schichten der Geſellſchaft. Die beſte dieſer Geſchichten iſt offenbar die der Frau von Pommeraye, welche Schiller 1785 unter dem Titel „Weibliche Rache" für die „Thalia" überſetzte. Roſenkranz rühmt in der Darſtellung dieſes Romans die Kunſt der Individualiſirung, worin Diderot oft ſchon als eine Vorwegnahme Balzac's erſcheine; er rühmt, daß dieſe Geſchichten, die unſtreitig eine Menge von Porträtfiguren enthalten, mit

markigem Pinsel einfach, anschaulich und mit einer vollendeten dramatischen Lebendigkeit erzählt sind. Von den kleinen Erzählungen Diderot's, von denen er ebenfalls eine eingehende Analyse gibt, sagt er:

In diesen kleinen Erzählungen, wie in den petits papiers und in den „Salons", herrscht vorzüglich jene eigenthümliche Verbindung eines ironischen Realismus mit einem sehnsüchtigen Idealismus, welche Diderot eine so moderne Physiognomie ertheilt und ihn unserm Heinrich Heine oft so nahe rückt. Vom Ton dieser Darstellungen möchte ich sagen, was Goethe von Diderot's Kunst der Unterhaltung als sein Zeitgenosse urtheilte: „Die studirten, ausgearbeiteten Reden der vollkommensten Redner würden vor seinen glänzenden Improvisationen erbleicht sein. Die Wärme, mit welcher er sein Thema ankündigte, riß fort. Gründlich und rasch griff er seinen Gegenstand an, ging von einem zum andern durch unerwartete und doch natürliche Uebergänge fort, naiv ohne Trivialität, erhaben ohne Anstrengung, anmuthig ohne Ziererei, kräftig ohne Roheit. Ob er die Stimme der Vernunft, des Gefühls oder der Phantasie vernehmen ließ, immer hatte das Genie das Wort. Der Weltmann verdankte ihm Einsichten, der Künstler Inspirationen. Niemand ist weiter in den Geist seiner Zuhörer eingegangen, niemand hat die Seelen durch die Macht der Rede mehr unterworfen. In dieser Gattung des Triumphs hat er kein Muster gehabt und in ihr hat er keinen Nachfolger hinterlassen."

Sehr ausführlich, fast zu ausführlich, berichtet Rosenkranz über Diderot's Kunstkritiken: „Les salons." Unleugbar enthalten die Kritiken viele richtige Gesichtspunkte, geniale Geistesblitze; ja sie sind ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte der Epoche. Gleichwol verwandelt sich das Werk von Rosenkranz hier fast in eine Anthologie, indem durch diese Häufung von Excerpten eine störende Breite hervorgerufen wird.

Diderot's letztes Werk, der Essai über Seneca (1778), trägt bereits Spuren der Altersschwäche. In vieler Hinsicht sucht sich Diderot hierin selbst den Spiegel vorzuhalten. Er stellte Seneca neben Sokrates. Die Darstellung ist zerfahren, schlotterig, jeden Augenblick von fremdartigen Digressionen unterbrochen.

Wir haben Diderot's Schriften einzeln herausgegriffen, während sie Rosenkranz in chronologischer Folge und im Zusammenhang mit dem Leben des Dichters darstellt. Dies Leben selbst steht nicht immer im Einklang mit den Schriften. Diderot lebte in einer Doppelehe; da ihm seine Frau keine geistige Befriedigung bot, hatte er ein Verhältniß mit einem Fräulein Sophie Voland angeknüpft, mit der er lange Jahre einen, später herausgegebenen Briefwechsel unterhielt. Diese von Börne sehr hochgestellten Briefe enthalten nicht nur eine Fülle von pikanten Anekdoten und Skandalgeschichten, von offenherzigen Mittheilungen aus dem häuslichen Leben, indem Diderot die Freundin zur Vertrauten seiner Misstimmung wie seiner kleinsten Erlebnisse macht, sondern auch sehr viele geistreiche Bemerkungen und schlagende Urtheile über Zeitgenossen und ihre Werke. In der That erscheint Diderot sehr liebenswürdig in diesen Briefen, naiver, aufgeknöpfter, als in allen seinen andern Schriften. Damit mag man die reichhaltige Blumenlese entschuldigen, die Rosenkranz aus denselben übersetzt hat.

Diderot besuchte zwar die pariser Salons, doch er war für ihre zerstreuende Vielseitigkeit und Rücksichtnahme nicht geschaffen; er verstand anzuregen und zu helfen, aber nicht zu herrschen oder auch nur in größern Gesellschaften sich nach seinem Werthe geltend zu machen. Die pariser Salons selbst nimmt Rosenkranz gegen den Vorwurf der Frivolität als einen nur theilweise richtigen in Schutz:

In den pariser Salons wurden alle Tagesereignisse vom größten bis zum kleinsten, alle wichtigen und unwichtigen Erscheinungen der Literatur, alle Leistungen der schönen Künste und des Theaters, alle Probleme der fortschreitenden Wissenschaft, alle noch so widersprechenden Meinungen durchgearbeitet; ich sage durchgearbeitet, denn bei aller Elasticität der dialogischen Form, bei aller Neigung zur Witzelei, brütete doch in den aufgeregten Gemüthern ein tiefer Ernst. Der Kern der eigentlichen Salons war in der That ein philosophischer, ein unersättliches Bedürfniß, durch gemeinschaftliches Denken sich über alle höhern Interessen klar zu werden. Der Scherz, die Anekdote, das Wortspiel hatten auch ihre Stelle, aber eine untergeordnete. Der Marquis von Castellux war darauf erpicht, Rebus zu machen. Der Maler Boucher führte seine Sucht auf ihren richtigen Werth zurück, indem er von ihm sagte: „Quantum est in Rebus inane!" Eine geistreichere, gedankenthätigere, freimüthigere Geselligkeit, in welcher die Würde sinniger Forschung mit der Anmuth gefälliger Einkleidung sich paarte, hat selten existirt. Das gute Essen und Trinken war Nebensache. Wir begegnen allerdings den Diners und Soupers unaufhörlich, allein sie sollten doch nur die Gelegenheit für das Gespräch sein. Bei der jüngern Quinault versammelte sich z. B. eine Gesellschaft, welche sich La société du bout du banc nannte und zu welcher auch Grimm gehörte. Bei den Soupers derselben stand in der Mitte des Tisches ein Tintenfaß, damit jeder der Gäste sogleich schreiben konnte, und hier wurden viele pikante Broschüren verfaßt, wie „Les étrennes de St.-Jean", „Le recueil de ces Messieurs" u. s. w. Epochenweise herrschten verschiedene Themata vor: zwischen 1740—50 mathematische und physikalische; zwischen 1750—60 philosophische; zwischen 1760—70 ökonomische; zwischen 1770—80 politische; moralische und ästhetische waren durch alle Epochen hin gleich sehr cultivirt.

Eine anmuthige philosophische Idylle bietet uns das Kapitel: „Grandval." Es war dies die Besitzung des Barons Holbach, dieses wackern und liebenswürdigen Atheisten, bei welchem Diderot jeden Herbst sechs Wochen verweilte. Da verging die Zeit in der ungenirtesten Weise, unter Arbeiten, Spaziergängen, Gesprächen, in gesunder Luft und bei trefflicher Kost. Rosenkranz gibt eine Analyse von Holbach's „System der Natur", die er mit folgenden treffenden Worten abschließt:

Holbach's Natursystem vereinigt den Materialismus, den Sensualismus, den Fatalismus und Atheismus mit einer aus Egoismus wohlwollenden Moral. Durch das ganze, in seiner antideistischen Tendenz classische Buch zieht sich die Klage über die Blindheit der Menschen, die offenbare Wahrheit zu verkennen, sich durch Illusionen zu betrügen, sich zum Spielwerk der Priester zu machen und durch den Wahnsinn der Religion die Tyrannei mit dem Nimbus der Heiligkeit zu schmücken.

Ein besonderes Kapitel widmet Rosenkranz „Diderot's geselligen Beziehungen" und entwirft hier besonders ein charakteristisches Porträt von Grimm, nachdem er bereits früher Diderot's Verhältniß zu Rousseau und den Bruch desselben in eingehender Weise geschildert hat. Das wichtigste Ereigniß in seinem spätern Leben war die Reise nach Petersburg (1773—74), welche Diderot unternahm, um der

Kaiserin Katharina II. persönlich für ihre Gunst und für die Pension zu danken, die sie ihm bewilligt hatte. Die Huld, welche die großen Alleinherrscher damals den revolutionären Freigeistern zutheil werden ließen, bleibt eins der merkwürdigsten Symptome jener Epoche. Selbstverständlich blieben die letztern nicht zurück mit ihren Huldigungen. Voltaire widmet seinen „Mohammed" dem Papst — eine der curiosesten Figurationen, welche in dem weltgeschichtlichen Kaleidoskop zusammengeschüttelt worden sind; und Diderot klopfte in lebhaften Gesprächen der russischen Despotin vertraulich auf die Knie und schwor, daß sie die Seele eines Brutus in der Gestalt einer Kleopatra besitze. Wenn man dies Genrebild aus dem Cabinet an der Newa in seinem ganzen pikanten Reiz würdigen will, darf man nicht vergessen, daß Diderot der Erfinder jener Wendung ist, in welcher sich das Glaubensbekenntniß der Ultraradicalen zusammenfaßt und die von Ludwig Börne mit Inbrunst citirt wird. Diderot hat in seiner pindarischen Dithyrambe: „Les Éleuthéromanes, ou abdication d'un roi de la fève", den Freiheitsdrang der Naturkinder geschildert. Wenn der Mensch nur seinem Herzen gehorchen wollte, so würde er bald seine Sprache ändern und wie der Gast der Wälder zu uns sagen:

«La nature n'a fait ni serviteur ni maître;
Je ne veux ni donner ni recevoir de lois.»
Et ses mains ourdiraient les entrailles du prêtre,
Au défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

Den Conditionel dieses Diderot'schen Ausspruchs, der mit seiner ganzen Einkleidung zusammenhängt, hat man nun freilich fortgelassen und dadurch Diderot, wie Rosenkranz mit Recht sagt, zum Vorkämpfer des „kannibalischen Sansculottismus" gemacht.

Diderot hat im Jahre 1774 auf den Wunsch der Kaiserin Katharina ihr einen Entwurf zur Organisation des öffentlichen Unterrichts in Rußland gemacht. Soviel wir wissen, kann man von seinem Biographen im 19. Jahrhundert dasselbe sagen. Auch Rosenkranz hat ein Gutachten über das gleiche Thema für die jetzige russische Regierung abgefaßt.

Wir haben das reichhaltige Material geprüft, das der Autor mit sorgsamem Quellenstudium zusammengetragen hat; er macht die Leser selbst zu Richtern, indem er ihnen alle Actenstücke der Biographie in die Hand gibt und gleichsam nur die Fascikel zusammenheftet und sinnig ordnet. Einem Autor von solcher geistigen Lebhaftigkeit und glänzenden Vielseitigkeit wie Rosenkranz mußte diese Beschränkung doppelt schwer werden, da sich so vielfache Veranlassung zu glänzenden Excursen bot. Wir finden nur an wenigen Stellen eine polemische Wendung des Biographen gegen seinen Helden. So z. B. bei der Besprechung seiner kleinen Papiere, wo sich Rosenkranz gegen das „Sophisma" Diderot's wendet, daß auch für den Menschen der Geschlechtsgenuß ein nur physischer Act sei, gegen diese Roheit des eudämonistischen Naturalismus. Er sagt hier:

Nicht die Natur allein darf den Menschen bestimmen, sondern nicht weniger soll die Vernunft die Natur bestimmen. Das wahrhafte Naturrecht des Menschen ist nicht die Nachahmung der thierischen Brutalität, sondern das Vernunftrecht, welches die Forderungen der Natur in Harmonie mit dem Wesen des Geistes, zu denken und zu wollen, befriedigt. Der Geist der Familie ist es, der den Geschlechtstrieb beschränkt und den physischen Genuß in einen zugleich ethischen verwandelt. Die monogamische Ehe kann, wie sie es bei Diderot war, empirisch eine verfehlte sein, aber ihre Wahrheit ist die Liebe und die Wahrheit der Liebe die Treue. Das Unglück des einzelnen, das der Freiheit halber möglich sein muß, beweist nichts gegen die Nothwendigkeit der Idee.

Diderot nannte die Ehe einen état sot et fâcheux, Rosenkranz vertheidigt dagegen die Heiligkeit der Ehe. Die Polemik gegen den neuern Materialismus hat der Biograph meistens vermieden. Nur benutzt er den „Entretien entre d'Alembert et Diderot", um gegen den Darwinismus zu protestiren:

Von seiten der Natur steht der Affe dem Menschen am nächsten. Wie aber der Affe den Menschen aus sich soll hervorbringen können, bleibt unbegreiflich. Die Anatomie und Physiologie können aus dem Affen immer nur wieder einen Affen realiter erzeugen lassen. Der Mensch verhält sich zum Affen nicht wie die Modification einer veredelten Pflanze zur wilden. Die Stufenfolge der Natur ist durch den Begriff geordnet und ist deshalb nicht ein continuirliches Werden der einen aus der andern, sondern eine Entwickelung mit qualitativen Sprüngen. Man kann wol, wie Diderot seinem Freunde d'Alembert in den Mund legt, auf gut heraklitisch sagen, daß alles in allem ist, daß alles aus allem besteht, daß die Elemente beständig ineinander übergehen, allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht das Lebendige ein Individuum wäre, welches das Centrum seiner Eigenthümlichkeit in sich selbst besäße: eine Einheit, welche Diderot auch selbst zugesteht. Diese Einheit ist es auch, welche die einzelnen Organe als Momente ihrer Totalität aus sich hervorbringt; nicht aber sind die Organe das Prius der Einheit, als ob dieselbe nur eine Composition wie ein Bienenschwarm, nicht eine ihre Unterschiede aus sich selbst erzeugende und sie in sich haltende Identität wäre. Hirn, Magen, Herz, Lunge, Niere u. s. w., oder Arme, Füße, Flossen, Flügel u. s. w. kommen nicht von außen her zusammen, miteinander zu verwachsen, sondern bilden sich von innen her nach einem vorbestimmten Begriff, nach der Nothwendigkeit einer gewissen Stufe der progressiven Formation, nach einem constanten ideellen Typus.

Wenn Rosenkranz daher sein Licht in diesem Werke im ganzen unter den Scheffel stellt, so findet er doch noch eine Gelegenheit alle glänzenden Seiten seiner schriftstellerischen Individualität zu entfalten, wo er das Facit seines Werks zieht: in der „Allgemeinen Charakteristik Diderot's", dem „Rückblick" und „Schluß". Hier zeigt er sich als ein feiner und geistvoller Porträtmaler, der die zerstreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde verschmilzt, dessen Energie dadurch gewinnt, daß er die Widersprüche des Charakters nicht zu verwischen sucht. Es ist im Gegentheil der durchgängige Dualismus, den er in diesem Charakter hervorhebt. Eigenthümlich war ihm zunächst eine gewisse Passivität, die eines Anstoßes von außen bedurfte, nicht aus seiner eigensten Individualität heraus künstlerische oder wissenschaftliche Probleme gestaltete. Er assimilirt, er kritisirt, er übersetzt, er ahmt nach, und nun überrascht ihn im Verlauf der Thätigkeit sein eigener Genius mit Productionen, die er selbst, als er anfing,

noch nicht ahnte. Die Grundform ſeiner Productivität war die Improviſation:

Diderot war mit einem großen Verſtande, aber auch mit einer nicht weniger großen Phantaſie begabt. Sein Verſtand faßte die Erſcheinungen der Welt mit Schärfe und Klarheit auf, unterwarf ſich ihnen mit Geduld, und war ſogar der kälteſten Abſtraction, der verwickelſten mathematiſchen Berechnung fähig. Seine Phantaſie hingegen ſpielte mit den Erſcheinungen, erging ſich im Luxus ihrer Combinationen, erhob mit Kühnheit ihren Flügelſchlag zu den Sternen und verſenkte ſich ohne Furcht in die dunkelſten Abgründe. Hieraus entſtand bei ihm ein gewiſſer Dualismus von Verſtandesraiſonnement und phantaſtiſchem Bildwerk. Er ſprang gewöhnlich vom Begriff zur Anſchauung, von der Anſchauung zum Begriff.

Das Detail iſt ſeine Stärke. Will er abſchließen, ſo geſchieht es oft nur durch ein Bild oder durch eine Anekdote, die er vortrefflich zu erzählen verſteht. Auch um das Spiel ſeiner Phantaſie nach einer gewiſſen Richtung zu lenken, bedarf er des Anhalts einer Thatſache, einer Tendenz; er bringt es zu keiner großen, wahrhaft idealen Dichtung. Als Philoſoph war er vom Senſualismus zum Materialismus, vom Theismus zum Atheismus fortgezogen und wollte doch zugleich noch die Moralität feſthalten. Dies iſt nach Roſenkranz ein Widerſpruch; denn der Materialismus, der nur phyſiſche Cauſalität kennt, muß folgerichtig alle Freiheit von ſich ausſchließen.

Der ganze Diderot war dualiſtiſch. In ſeiner Ausdrucksweiſe war er bald ſentimental, bald cyniſch. Er war der gefühlvollſte Menſch ſeines ganzen Kreiſes. Die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen war ebenſo heftig, als ſchnell wechſelnd. Leicht wurde er gerührt; beim geringſten Anlaß vergoß er Thränen, wie alle ſeine Zeitgenoſſen. Was für eine Rolle ſpielt die Thräne nicht bei Voltaire, bei Rouſſeau! Diderot aber ſprang aus der Thränenſeligkeit auch leicht zum Lachen über. Er war zum Humor beanlagt und konnte ſich auch gegen ſich ſelbſt ironiſch und ſatiriſch verhalten. Seinen Cynismus kann man als die Reaction ſeines Verſtandes gegen das Uebermaß ſeiner Empfindſamkeit anſehen. Er ſtellte in ihm wieder den ganzen Menſchen her und bewahrte ihn davor, in Empfindelei zu verſinken.

Auch ſein Leben geſtaltete ſich dualiſtiſch; er hatte ſeiner Familie im Hauſe eine andere außer dem Hauſe entgegengeſetzt. Als Menſch war er trotz ſeiner Schwächen gewiß einer der liebenswürdigſten, die je exiſtirt haben: ein guter Sohn, ein treuer Freund, ein guter Bruder. Diderot hatte eine eſoteriſche und exoteriſche Philoſophie; in jener war er Atheiſt, in dieſer Theiſt; doch entſtand dieſe Entgegenſetzung bei ihm erſt allmählich, als er ſeine Artikel für die „Encyklopädie" beendigt hatte. Roſenkranz vertheidigt hierauf Diderot noch gegen die Vorwürfe des Schwulſtes, der Dunkelheit, der Paradoxie und Unordnung, gibt aber zu, daß ſeine große Intelligenz an Zerſplitterung, Halbheit und Unfertigkeit gelitten:

Mag man ihn aber mit Leſſing oder mit Herder, mit Voltaire oder mit Rouſſeau, mit Montesquieu oder mit Buffon vergleichen, ſo bleibt bei allen großen ſchriftſtelleriſchen Eigenſchaften Diderot's ſein großer Mangel, der ihn jenen Männern nachſtellt, daß er ſeine Kraft nicht zuſammengenommen hat, etwas durchaus Selbſtändiges hervorzubringen, worin ein nothwendiges Moment jener Culturperiode ſeinen plaſtiſchen Ausdruck gefunden hätte; denn die „Encyklopädie", die noch ſeinen größten Anſpruch vertritt, ging doch urſprünglich nicht von ihm aus. Sie wurde ihm angetragen, und nun faßte er ſie von einem höhern und weiter reichenden Geſichtspunkte. . . .

Wollte man nun aber Diderot als einen gewöhnlichen Menſchen, als einen nur mittelmäßigen Autor, als einen gemeinen Sophiſten behandeln, wie würde man ſich irren, denn mitten in ſeinen Schwächen, mitten in ſeinen Skizzen, mitten in ſeinen amphiboliſchen Uebertreibungen überraſcht uns der urſprüngliche Adel ſeiner Seele, die Genialität ſeiner Erfindung, die Kraft ſeiner Beredſamkeit. Wundern wir uns daher nicht über die ſo verſchiedenartigen Auffaſſungen, die er erlebt hat, denn es iſt ſchwer, gegen ihn gerecht zu ſein, weil er, ſchätze man ihn im ganzen oder im einzelnen, leicht zu Extremen verführt. Verſuchen wir es zum Schluß, uns noch einmal ſeine ganze Entwickelung zu vergegenwärtigen und die Tendenzen zu muſtern, durch welche er ſelbſt noch bis zu uns herüberreicht. Voltaire iſt der Dichter, der Hiſtoriker und Philoſoph der Rococoperiode; Montesquieu iſt der Politiker, der den Franzoſen die Taufe der conſtitutionellen Monarchie Englands gibt; Rouſſeau iſt der Pädagoge der culturkranken Menſchheit, der ſie durch die Rückkehr zur Natur heilen will und damit die Atomiſtik der republikaniſchen Gleichheit vorbereitet; Turgot iſt der Nationalökonom, der die Einſeitigkeiten des mercantilen und agricolen Syſtems durch einen tiefern Begriff des Staats und der Theilung der wirthſchaftlichen Arbeit aufzuheben ſucht; Buffon porträtirt die Thiere und ſchreibt die Geſchichte der Revolutionen des Erdballs; Diderot, eine echt franzöſiſche ſociale Natur, verewigt ſich durch kein großes ſelbſtändiges Werk, ſondern durch eine Collectivarbeit, dem Vorbilde vieler folgenden, und durch das prophetiſche Ausſprechen der modernen Tendenzen.

Das Werk von Roſenkranz trägt ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt; es iſt eine bedeutende Culturſtudie zur Geſchichte des 18. Jahrhunderts und zugleich ein geiſtreich ausgeführtes Porträt. In der That ſtieß Roſenkranz bei Diderot auf viele ſympathiſche und verwandte Elemente; namentlich iſt ihm die glänzende geiſtige Beweglichkeit und die ausnehmende Vielſeitigkeit der Bildung mit Diderot gemein. Daß man die Schrift ſelbſt mit größtem Intereſſe lieſt, iſt bei einem Werke dieſes eleganten und beſonders glücklich reproducirenden Philoſophen ſelbſtverſtändlich. Auch an den Stellen, an denen man für Diderot gegen ſeinen Interpreten Partei ergreifen muß, wird man der Gegenargumentation ſtets mit Antheil folgen. Die Gabe des Autors, ſeine Stoffe in anziehender Weiſe zu behandeln und gediegenen Inhalt in anmuthige Form zu kleiden, hat ſich in dieſem Werke über Diderot von neuem bewährt.

Rudolf Gottſchall.

Zur Sprichwörterliteratur.

1. Deutſches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausſchatz für das deutſche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Leipzig, Brockhaus. 1862—66. Hoch 4. In Lieferungen zu 20 Ngr.

Als wir zuerſt über das Wander'ſche „Sprichwörter-Lexikon" Bericht gaben (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1863), lagen uns nur die beiden erſten Lieferungen, bis „Bauer" reichend, vor, während wir jetzt ihrer dreizehn überblicken, die in außerordentlicher Fülle bis „gewiß" vorgehen. Die Natur des Buchs erlaubt uns wol jetzt ſchon, ein Wort über ſeine Bedeutung zu ſagen.

K. F. W. Wander hat sich in einem Artikel des „Deutschen Museum" (Nr. 19 f. 1864) über die „Schwierigkeiten bei der Herausgabe des Deutschen Sprichwörter-Lexikon" ausgesprochen. Er meint diejenigen Schwierigkeiten, welche erst bei der Herausgabe hervortreten. Ein Punkt hierin geht auch den Referenten an.

Während die einen — sagt Wander — die beigegebenen Erklärungen und Bemerkungen zur Belebung der Sprichwörter in größerer Anzahl wünschen, verlangen die andern deren äußerste Beschränkung, verbunden mit größerer Objectivität und einem streng wissenschaftlichen Charakter. Es ist nun ohne weiteres einleuchtend, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn ich so entgegengesetzten Ansprüchen nicht vollständig genügen kann; ich vermag nichts, als danach zu streben, denselben, soweit es die Anlage des Werk gestattet, vermittelnd entgegenzukommen, wodurch denn allerdings der Vorwurf der Inconsequenz eine gewisse Begründung erhält. Vielleicht indessen wird man geneigt sein, denselben zu mäßigen, wenn man erwägt, daß, sollte der gesammelte Sprichwörterschatz nicht überhaupt Manuscript bleiben, nothwendigerweise die Form gefunden werden mußte, welche die Herausgabe ermöglichte. Abgesehen davon nun, daß ich überhaupt noch niemals den Anspruch erhoben habe, specifisch gelehrte Werke zu verfassen, würden die specifischen Gelehrten in diesem Falle die erforderliche Anzahl von Subscribenten wol schwerlich geliefert haben; wenigstens wird man zu dieser Annahme gedrängt, wenn man sieht, wie wenig seit Johann Agricola's Zeiten von unsern Gelehrten auf dem Gebiet des Sprichworts gethan worden ist. Also nicht für die Gelehrten ist dieses Werk bestimmt, sondern neben den Bibliotheken, denen es den gesammten Sprichwörterschatz unsers Volks geordnet übergeben will, hat es hauptsächlich diejenigen Volksklassen im Auge, die man gemeinhin „die gebildeten" nennt, und diese, ich bin es überzeugt, werden an den gelegentlich eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anstoß nehmen, im Gegentheil, dieselben werden ihnen, wenn ich mich nicht ganz täusche, zu einer willkommenen Anregung dienen.

Den Vorwurf, „sehr subjectiv" zu sein, will Wander sich gefallen lassen. Ich bin und bleibe bei aller Anerkennung der tüchtigen und von Lieferung zu Lieferung sorgfältiger und brauchbarer werdenden Arbeit in diesem Falle anderer Meinung. Man thut wahrhaftig nicht gut, sich ein sogenannt „gebildetes" Publikum anderes vorzustellen als dasjenige, für welches auch der specifisch Gelehrte dann arbeitet, wenn es auf zusammenfassende Darstellung allgemein interessirender Dinge ankommt, und ich glaube, daß Geschmacklosigkeit viel eher der Fehler dessen sein wird, der sein Publikum nicht sowol bildet, als „gebildet" titulirt. Was will denn der „specifisch Gelehrte" von einem Sprichwörterbuche anders als eine sorgfältige, möglichst erschöpfende Behandlung der Quellen mit genauer Citation? Und wozu das? Damit jeder Irrthum, jede Unsicherheit rectificirt werden könne, weitere Belehrung an dem geeigneten Orte geschöpft werde; er verlangt überall die möglichst alte Quelle, weil sie es ist, aus der die jüngern geschöpft haben. Und in der That, Wander hat, ohne es vielleicht zu wollen, diesen Anforderungen, deren Beachtung doch auch keinen Leser stören kann, je mehr und mehr genügt. Das ist ermöglicht worden durch die gewissenhafte Ausnutzung gelehrter Arbeiten, wie Latendorf's „Agricola", neben dem freilich das Original noch häufiger hätte herangezogen werden sollen. Freilich hat Agricola selbst meist aus dem Volksmunde geschöpft, und wo er citirt, z. B. das Heldenbuch, Freidank, nach der Bearbeitung des Sebastian Brant, thut er es ohne genaue Angabe und macht so eine gründliche Erforschung der Literatur des 16. Jahrhunderts keineswegs überflüssig.

Wander wird sehr genau wissen, wie viel sein Buch Eiselein zu verdanken hat, und doch beklagt er sich Spalte 1607 darüber, daß derselbe, nach seiner Weise zu citiren, nicht angebe wo.

Wander wird demnach kein bloßes Flicken am Zeuge darin finden wollen, wenn ich ihm noch einmal die dringende Bitte ausspreche, wo es möglich ist, eine Quelle und zwar die älteste anzugeben. Eiselein, der sich diese Aufgabe stellte, sagt mit Recht (S. xxxv):

Was für einen Werth und Reiz vermag auch eine Sammlung der Sprichwörter ohne Angabe dieser Art zu haben? Muß ich nicht bei jedem Artikel, von dessen sprichwörtlicher Richtigkeit ich aus meinem Verkehr mit den Menschen oder aus meiner Belesenheit keine Gewähr habe, auf die Redlichkeit einer oder mehrerer Personen hin blindlings glauben? Und wahrlich, es befindet sich in den Sammlungen der Sprichwörter keine geringe Anzahl mit Fleiß oder aus Unbedacht eingeschwärzter Bastarde, die man wieder als Heimatlose entfernen muß. Agricola, Sailer, Kirchhofer und andere haben sich gar oft in ihrer Aufnahme täuschen lassen. Sodann, denke ich, ist der alterthümliche Rost, oder die aerugo nobilis von 5—800 Jahren, welche man häufig an heutzutage noch im Schwang gehenden Sprichwörtern vorweisen kann, keine so unwichtige Autorität für den erprobten Werth und Nationalcharakter.

Wie gesagt, Wander ist dieser Forderung schon weit mehr entgegengekommen; ich zweifle nicht, er wird sie im Weitergehen als Princip anerkennen. Dann werden alt- und mittelhochdeutsche Formen, wie sie das schon jetzt benutzte Buch Zingerle's: „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter" (Wien 1864) *), darbietet, auch nicht mehr in die Bemerkungen verwiesen, sondern als vollbürtig und altehrwürdig in den Text gehoben werden. Sind sie doch fast durchaus verständlicher als viele dialektische Formen, die im Texte stehen, ja in vielfachen Variationen vorkommen.

Dagegen konnte von neuern Sammlern der ganz unkritische und unzuverlässige Körte füglich vermißt werden; denn alles, was an diesem Buche zu brauchen ist, findet sich bei Eiselein und Simrock. Was aber Körte unerträglich macht, die unnützen subjectiven Ergüsse, das Haschen nach Witzen und das tendenziöse Gerede über viele Sprichwörter, das hat leider auch unser Sprichwörter-Lexikon immer noch nicht gänzlich abgelegt, wiewol auch hier Besserung „einherschreitet".

In Hinsicht der Citate hat sich Wander doch wieder vielfach eine übermäßige Mühe gegeben. Daß Franck aus Agricola entlehnt, weiß man ohnehin; Egenolff gar ist ein bloßer Nachdrucker und Compilator, der gar nichts bestätigen kann. Auch das ist ziemlich gleichgültig, zu

*) Vom Referenten besprochen in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (1865, August, S. 615—629).

wiſſen, daß ein Wort bei Simrock da und da, oder bei Körte ſteht, wenn das echte Citat, Agricola, Tappius oder andere, ſchon gegeben war

Was hier des Guten zu viel geſchieht, iſt auf der andern Seite häufig zu wenig gethan. Warum z. B. findet ſich Sp. 1030, Nr. 50 Eiſelein's Namen, wenn doch dieſer an der genannten Stelle Agricola nennt?

Wir zweifeln ſehr, ob der aus Tendlau's Sammlung aufgenommene Judenjargon in ein deutſches Sprichwörterbuch gehöre. Meiſt iſt dieſe Sprache höchſt roh, und der ſittliche Werth entſpricht durchaus nicht dem, der ſich in deutſcher Derbheit vorfindet. Sp. 285 ſteht z. B. „lauter Bawel", in Tendlau (584) Ausſchuß, „ſchlechtes Zeug". Wäre wenigſtens geſagt, daß Bawel ſchlechte Ausſprache für Bafel, und dieſes nichts als Pöbel oder Pöfel iſt! Wie geſagt, ſolchen „Bafel" mußte Wander nicht zulaſſen.

Es paſſirt Wander, daß ſeine Quellen, denen er durchſchnittlich ſehr gläubig gegenüberſteht, ihn zu wunderlichen Aufſtellungen verführen. Da lieſt man Sp. 291, Nr. 19:

lat iuw befohlen (sic!) sin uf Triuwe und uf Gnade.
(Nibelungen.)

Das ſoll ein Sprichwort ſein? Allerdings ſind das Worte des ſterbenden Siegfried (Str. 937) an die Burgundenfürſten:

lât iu bevolhen sîn
ûf triwe und ûf genâde die lieben triutinne mîn.

Da ſprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt Ihr, edler König, noch auf dieſer Welt
An jemand Treue pflegen, ſo laßt befohlen ſein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein."
(Simrock.)

Wander ſagt nicht, woher ihm dieſes Citat aus den „Nibelungen" gekommen. Es iſt Eiſelein (ſ. daſelbſt S. 63), der damit ſagen will, „ſich jemand befohlen ſein laſſen", „einem einen befehlen", ſei eine volksthümliche Redensart. Er hätte alſo ebenſo gut, wenn er nicht das ältere vorzöge, ſagen können, „in deine Hände befehle ich meinen Geiſt". Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß Eiſelein den Verfaſſer ſehr oft irre führt, daß dies aber immer Wander's Schuld iſt. Eiſelein geſteht nämlich ſelber ein, er habe bei Auswahl und Aufnahme ſolcher „antiken Dinger" noch nebenher den ſchelmiſchen Gedanken gehabt, dieſe Waare an Orte einzuſchmuggeln, wohin ſie ſonſt nicht kämen. Dieſe Abſicht kann doch Wander nicht gehabt haben.

Es thut mir wahrhaft leid, einem ſo außerordentlich fleißigen Werke gegenüber den Vorwurf zu erneuern, den ich ſchon einmal gegen die unnützen oder verkehrten „Erläuterungen" habe erheben müſſen. Da Wander noch überzeugt iſt, daß die gebildeten Leſer an den gelegentlich eingeſtreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anſtoß nehmen werden, daß ſie ihnen im Gegentheil zu einer willkommenen Anregung dienen werden, ſo muß ich ihm leider ſagen, daß er ſich allerdings täuſcht. Gegen Erläuterungen an ſich wäre ja nichts zu ſagen, aber ſie müſſen ſachgemäß ſein. Eine tendenziöſe Behandlung iſt ſchon deshalb verkehrt, weil ſeiner Natur nach ein ſolches Werk, wie die Bibel, allen Parteitendenzen gleicherweiſe ſich fügen wird. Kann denn Wander ſeine religiöſe oder politiſche Tendenz, die wir ſelbſt ganz brav finden, nicht an geeigneter Stelle vortragen? Soll ſein Sprichwörterbuch nicht von den Anhängern Leo's, Nathuſius', Gerlach's mit derſelben Freude an Volksweisheit und Volkshumor geleſen werden dürfen, mit der es die Anhänger der Fortſchrittspartei leſen? Ich dächte, eine ſolche Sache, die ſich national zu ſein bewußt iſt, ſollte über das tendenziöſe Nörgeln ſich erhaben fühlen. Man ſchelte die jetzige preußiſche Regierung ſo viel man will, wenn man Grund zu haben meint, gegen ſie aufzutreten; aber man thue das, wo es hingehört, nicht im Sprichwörter-Lexikon; man haſſe die Schulregulative Stiehl's noch viel mehr als Wander, aber man behellige nicht die Leſer eines Volksbuchs mit dieſem prickelnden Beiwerk; man ſei Deutſchkatholik oder Anhänger Renan's oder Strauß', nur halte man ſich nicht für befugt, einem Sprichworte zu widerſprechen, das, weil es der Ausdruck ältern, gläubigern Verhaltens iſt, in unſern Tagen vielleicht weniger gefällt, als es auch ſo vielleicht noch gefallen ſollte. Man hat bei einer ſolchen Behandlung, wie ſie Wander übt, zu fragen, ob es nicht heiße, das Denken und Fühlen des geſammten Volks, der ganzen Reihe von Jahrhunderten ſeinem eigenen bischen Witz anpaſſen zu wollen. Das iſt es, was ich „ſehr ſubjectiv" nennen würde, und was zu ſein Wander doch wahrlich nicht als Ehre anſehen möchte. Man ſehe alſo ja zu, was man thut. Da lieſt man Spalte 297: „Beicht' macht leicht." Wander kann es nicht laſſen, dazuzuſetzen: „Aber nur denen, welche des Glaubens ſind, daß das bloße Herſagen ihrer Vergehungen völlig hinreichend ſei, um die Laſt mit ihren Folgen von ihnen zu nehmen." Welche Verſündigung an dem ſchönen, auch für den Proteſtanten ſo tief wahren Worte. Ich erinnere Wander an Goethe, der bekanntlich alle ſeine Hauptwerke als Beichten und ſomit als Acte innerer Befreiung empfand. Aber auch geſetzt, das Wort hätte nur für den Katholiken Wahrheit, nun ſo laſſe man es doch wegen des gläubigen katholiſchen Leſers ungehudelt. Der ausgeprägte Liberalismus redet viel von Toleranz und iſt doch ſelber oft recht intolerant.

Sp. 784 zu dem Worte „Einer iſt keiner" findet ſich eine lange Anmerkung Oken's, die nichts als accumulirter Blödſinn iſt, ſinnverwirrter Gedanken, deren Aufnahme hier völlig unbegreiflich iſt. Wie viel beſſer war denn doch Hebel's bekannte Erörterung. Die richtige Auffaſſung, wonach über jedes erſte Vergehen das humane deutſche Recht gern Gnade ergehen läßt, findet ſich bei Graf und Dietherr S. 401.

Aber auch die Bemerkungen, die blos die Erklärung des vorliegenden im Auge haben, ſind oft ſchief und falſch.

Sp. 257, Nr. 57: „Der Bauer hat nur Ein Kind"

heißt es nicht, weil in der Regel der älteſte Sohn „mannichfach bevorzugt“ iſt, ſondern weil er der einzige Erbe der geſchloſſenen Hufe iſt, die jüngern Brüder bei ihm Knechtsdienſte verrichten. Es iſt bekannt, daß, wo altbäuerliche Verhältniſſe beſtehen, die Hufen Majorate ſind.

Die Redensart: „Ja, Bauer, das iſt ganz was anderes“ (Sp. 264), weiſt Büchmann („Geflügelte Worte“, S. 58 fg.) dem Michael Richey zu.

Sp. 269, Nr. 340 erfahren wir beiläufig von einer von Dr. Martin Luther ſelbſt geſchriebenen Sprichwörterſammlung, welche die Schletter'ſche Buchhandlung in Breslau für 300 Thaler verkaufen will. Höchſt unwahrſcheinlich und, wenn echt, viel zu theuer. Das Sprichwort Nr. 340: „Wenn man einen Bauer unter die Bank ſteckt, ſo ragen doch die Beine hervor“, findet ſich übrigens auch ſonſt, z. B. bei Neander (Latendorf, S. 32). Recht unnütz iſt die Anmerkung zu Sp. 278, Nr. 133.

Ein Baſtardſprichwort, um Eiſelein's Ausdruck zu gebrauchen, iſt doch wol: „Aus der beſten Baumwolle wird, das glaube mir, ohne Spinnmaſchine kein Kaſimir“(?), vielleicht eins von denen, die Wander ehemals ſelbſt fabricirte. Was ſoll aber gar dazu dieſe Anmerkung: „Eine gute Verfaſſungsurkunde ohne die erforderlichen organiſchen Geſetze“ u. ſ. w.?

Zu dem Sprichwort: „Beamte thun ein'n Eid und halten ihn wie 's Sonntagskleid“, ohne Quelle, ſteht das lateiniſche Wort: „Videant consules, ne quid“ u. ſ. w. Unbegreiflich!

S. 286, Nr. 13 iſt ein Wort Herzog Friedrich's von Würtemberg, aber kein Sprichwort. Zu S. 286, Nr. 18 wäre beſſer an die bekannte Geſchichte vom Ankaios erinnert worden und der Vers unter Nr. 20 ſchon hierher geſetzt.

Eiſelein gibt ſeine Citate ſtets mit ſorgfältiger Bewahrung der alten Sprache, Wander, auch wo er ſie ihm entlehnt, ändert öfter ohne Grund; ſo macht er „Bedachtſam wie einer, der ums Maul barbiert“, aus: „In Geſchäften bedachtſam, wie einer, ſo ums Maul balbirt.“ (Lehmann). Wenn Fiſchart „des Münchs“ ſchreibt, wie man freilich erſt erfährt, wenn man Eiſelein nachſchlägt, mit welchem Rechte macht Wander „des Mönchs“ daraus?

Statt der Form: „Bedingen bricht Lantrecht“ (Lehmann), iſt beſſer „Gedinge“ zu ſetzen. So ſchon Bonerius (72, 48): „gedinge brechent lantrecht.“ Neander (S. 31) hat das verwandte „Willkühr bricht Lantrecht“. S. 289, Nr. 6 iſt wol Beeren als „Birnen“ zu faſſen, das Ganze aber auf Bürger's Conto zu ſchreiben.

„Der Begehrgeiſt iſt ein Störgeiſt.“ Weg mit dem Baſtard!

Zu „Beguine“ füge ich noch:

Laß Pfaffen und Begynnen
Und hilf du den deinen.
(Seb. Franck.)

„Etwas ans Bein binden“ iſt ungenügend erklärt; es hängt mit der alten Symbolik des Bindens für Schenken zuſammen (vgl. Angebinde). Ich denke, man habe etwa dem Kinde das Pathengeſchenk ſo ans Bein gebunden, wie es andererſeits ſelbſt ein Angebinde ſchon auf die Welt bringt, im Niederdeutſchen „Kindsfoot“ genannt. Das iſt nämlich, nach Dähnert*), das Zuckerwerk, welches den bei Entbindungen eingeladenen Frauen vorgeſetzt wird, die ihren Kindern davon mitzunehmen pflegen und denſelben vorſagen, das habe das neugeborene Kind „an den Zähen“ mitgebracht.

Zu „Bettelſack“ füge ich noch aus Binder's „Medulla proverbiorum“ das hübſche: „Der Staat muß vor den Leuten getrieben ſein, und wenn daheim der Bettelſack an der Wand verzweifelt.“

Sp. 357, Nr. 51 iſt kein Sprichwort, ſondern Leſſing's Ausſpruch (vgl. „Nathan“, Ende des zweiten Actes): „Der wahre Bettler iſt doch einzig und allein der wahre König!“ Körte, der die Quelle nicht nennt, hat Simrock verführt, und ſo kommt es hierher.

Sp. 409: „Blumenpfingſten.“ Die Erklärung, leider von mir ſelbſt ausgegangen, iſt total verkehrt; das Richtige ſteht indeß bei Wander ſelbſt (Sp. 416, Nr. 53), nämlich „Plumenpingeſten“.

„Einen Bock ſchießen“ wird durch die beigebrachte ſchlechte Geſchichte nicht erklärt, ebenſo wenig durch den citirten Wurzbach, der für Wander als Autorität gilt. Der Bock, der geſchoſſen wird, iſt ſicherlich nichts als ein crepitus ventris, wegen des Odeurs vom Hircus übertragen, wie wegen des Tons von der Hummel bei den Polen (vgl. Grimm, „Wörterbuch“, II, 203, 8).

Für das „Bockmelken“ ſtehe hier noch ein Beleg aus Luther's „Tiſchreden“ (3, 412):

Wer nicht dem Satan recht iſt gram,
Der mag dich, Erasme, lieb han;
Die Teufel all zuſammen ſpann,
Und Milch von hölliſchen Böcken ſammln.

Hiernach ſcheint die Redensart „Böcke melken“ mythiſchen Hintergrund zu gewinnen.

Auch zu „Bocksbeutel“ hätte Wander ſagen ſollen: „bisher unerklärt“. Jakob Grimm ſagt im „Wörterbuch“, indem er die Deutung „Buchsbeutel“ ablehnt: „Wie könnte aber geſagt ſein, einem den Bocksbeutel anhängen, ihn lächerlich machen? Und warum ſoll das Wort blos hamburgiſch ſein?“ Grimm iſt geneigt, der Redensart höheres Alter beizulegen, als ſich nachweiſen läßt, und glaubt, daß ſie vielleicht mythiſche Deutung beanſprucht. Nur als einen Einfall wage ich die Vermuthung, daß das als Geld- oder Tabacksbeutel benutzte scrotum des Bocks gemeint ſei, und daß der frühere Volkswitz darauf verfallen ſein möchte, einem ſolche Dinge zur Verſpottung wirklich anzuhängen.

Was iſt ferner das „Bockshorn“, in das man ſich nicht ſoll jagen laſſen? Denn was Wander ſagt, iſt ebenſo

*) Dähnert iſt übrigens von Wander jetzt auch berückſichtigt und verdient es.

unglaublich, als was Wurzbach vorbringt. Wenn nichts Besseres geboten werden konnte, so mußten Grimm's Vermuthungen (II, 207) bestehen bleiben. Auch hier wage ich die Möglichkeit anzudeuten, daß die Pflanze Bockshorn gemeint sein könne. Opitz (bei Ramler, Wernike, S. 300) singt:

Es war da Wegewart, Salat, sammt Bockshornkraute,
Basilien, Rettig, Lauch, Minz, Anschlauch, Spargel, Raute.

Wie man nun sagt: er hat sich in die „Nesseln" verkrochen, es ist in die „Nesseln" gefallen oder in die „Wicken" gegangen, so dürfte der Furchtsame sich ins „Bockshorn" (kraut) scheuchen lassen.

Zu „Boden" (Sp. 422) füge ich noch: „Zu Boden gehen" und „Das stößt dem Fasse den Boden aus." „Wenn man zu Boden gehen soll, so muß es sich schicken." Neander, S. 42, vgl. Melanchthon: „... gleich als Leute, die da wollen zu Bodem gehen." Auch die Redensart: „Der Boden brannte ihm unter den Füßen", ist nicht hier.

Bei Erwähnung der „böhmischen Dörfer" vermissen wir das Citat von Lessing (XI, 2, 156): „Also, hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig bekannter zu machen."

Die Redensart: „Keine Bohne werth", ist schon mittelhochdeutsch. Stellen bei Eiselein, denn bei Zingerle fehlen sie — man sieht dort überhaupt viele, die nicht da sind. Hier noch eine: Walther (Lachmann, 26, 26): „Etwas einer Bohne werth achten." Noch jetzt sagt man: „Er weiß nicht die Bohne davon."

Unter „Bockstod" steht: „Durch Bockstod trink! D. i. des Teufels Tod." Das ist nicht zu verstehen. Bei Eiselein, dem das Wort entlehnt ist, wiewol die Angabe fehlt, ist der „Liedersaal" citirt, und freilich eben diese Erklärung hinzugefügt. Eiselein irrt aber, „Bocks" für „des Teufels" zu halten; es ist vielmehr die in Fluchformeln häufige Entstellung für „Gottes" (auch Botz, Potz, Kots) und ganz ähnlich dem französischen bleu für dieu, z. B. morbleu für mort de dieu (vgl. ventre für diantre). Daß „durch" mittelhochdeutsch so viel als „wegen, um", mußte Wander's gebildeten Lesern gesagt werden.

„Alles zu Bolzen drehen", kann unmöglich bedeuten, alles übel auslegen; eher doch: alles fein zuspitzen, gar zu genau nehmen.

Ein „Sprichwort unter der Artillerie in Neisse" (vgl. „Bombardier") ist schon deswegen kein Sprichwort, wie Sp. 460 das „Sprichwort Beethoven's" deshalb keins ist, weil es blos Beethoven's ist. Ueber das viele lediglich Individuelle, das sich bei Wander eingedrängt hat, ließe sich ein Wort reden. Wander ist gar zu freigebig mit der Bezeichnung Sprichwort. Ich kann an einem Beispiel zeigen, was kein Sprichwort ist, obwol es sich so nennt. Hippel, „Lebensläufe", I, 13, heißt es: „Es war daher zum Sprichwort bei vielen geworden: «Das ist so unbekannt als des Pastors — Vaterland.»" Kein Sprichwort, eben weil es blos auf die ganz singuläre Grille des Pastors geht. Ebenso ist nicht alles das, was Büchmann als „Geflügeltes Wort" bezeichnet, auch deshalb schon Sprichwort. Mit Unrecht begegnen wir daher bei Wander den „Bassermann'schen Gestalten" und den „Catilinarischen Existenzen" u. dgl. Auch wenn ein Mäßigkeitsverein gegen die Vergiftung durch Alkohol glaubt Alkoholsprichwörter schmieden zu können, so muß man wissen, daß das unbefugte Eindringlinge sind. So z. B. Sp. 446, Nr. 2, 4, 6, 7, 8, 15, 18.

Sp. 466, Nr. 24 ist zu lesen: „Du darffest keiner Brillen." Wander will nicht, daß die Sprache „dürfen" für unser „bedürfen" verwende, tritt also ihrem Reichthum störend entgegen, da doch an manchen Sprichwörtern die ältern Sprachformen das werthvollste sind. So macht er aus „Wiben" „Weibern", aus „Fledramus" „Fledermaus", ja selbst „auf das schönste Fleisch «sitzen» gern Schmeißfliegen", will er nicht zugeben, er meint die Sprache zu verbessern, indem er ändert „setzen sich". Das sind Schulmeistereien, die man sich dem ehrwürdigen Stoffe volksthümlicher Rede gegenüber nicht erlauben soll.

Sp. 485 bedurfte der Ausdruck: „Sie spielten der faulen Brücken", einer Erklärung. Ich verweise auf das „Wörterbuch".

Zu „Bulle" (Sp. 509) füge ich noch: „So glatt, als hätte ihn der Bulle geleckt", z. B. Fritz Reuter, „Hanne Nüte" (S. 321):

Sin brun Snipel sitt so glatt,
As hadd' de Bull em lickt.

Das Citat aus der „Illustrirten Zeitung" hilft nicht zur Erklärung des „Oelgötzen" (Sp. 558, Nr. 9). Besser war es, des alten Agricola Meinung zu hören, die wol das Richtige trifft: „Ein stock vnd ein holtz, das geferbet ist, vnd oel getrencket, auff das die farbe bleibe vnd vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgoetze" (Agricola, 186). Vgl.: „Er muß den Oelgözen tragen", H. Sachs, d. h. nach Eiselein, die schmuzigsten Dienste thun.

Der „Badiscus", der Sp. 629, Nr. 654 genannt wird, ist von Hutten selber. Die dort gegebene Zusammenstellung je dreier Dinge aber für sprichwörtlich zu halten, geht zu weit. Das interessante Gespräch findet sich in Strauß' Ausgabe.

„Dreihaarig" (Sp. 694) ist falsch erklärt; man hat an die drei Haare des Teufels zu denken. Ein dreihaariger Kerl, wie „Kladderadatsch" eine gewisse Person abbildet, wäre also ein Teufelskerl. (Vgl. Schwartz, „Ursprung der Mythologie", S. 227, Anmerk.)

Die Erklärung von „Ehrenwort" ist richtig, ich bemerke nur, daß noch Dähnert (1781) das Wort so kennt: „Een Eerenwoord bruken. Etwas höflich sagen, ohne daß es Ernst ist."

Sp. 762, Nr. 316 liest man: „Nicht vmb ein aei, daz anegenge. 12. Jahrhundert." Wer soll das verstehen? Oder ist im 12. Jahrhundert alles unverständlich? Wander ist wol die Angabe der Quelle, das Gedicht des 12. Jahrhunderts: das „Anegenge", in den Text gerathen?

Dem Artikel „Eigen" läßt sich aus Neander beifügen: „Eigener Herd ist Goldes werth". „Eigen Nest helt wie

ein Mann feſt." „Eigen Lieb iſt ein Dieb." „Eigen Lob ſtincket gerne." „Eigen Rauch vnd Haußgemach, iſt vber alle Sach."

Sp. 803: „Eiſer." In Berlin hört man Eiſerkrämer, Eiſergeſchirr u. a.

Sp. 805: „Elefant." Ich vermiſſe die aus dem griechiſchen ἐκ μυίας ἐλέφαντα abgeborgte Redensart: „Aus der Mücke einen Elefanten machen", ſtatt deren Luther auch wol ſagt: „Aus der Laus ein Kamel machen." („Tiſchreden", 3, 82.)

Sp. 817, Nr. 69 iſt der Anfang des letzten Verſes des Gerhard'ſchen Liedes: „Befiehl du deine Wege."

Sp. 818, Nr. 103. Auch in Mecklenburg ſagt man von tollen Geſchichten: „Da iſt das Ende von weg"; auch: „Da iſt End' und Wend' von weg."

Sp. 824: „Entellos." Welcher Dares gemeint ſein kann? Doch wol nur der Prieſter des Hephaiſtos. („Ilias", V, 9.)

Sp. 846: „Erpel." Daß „blaue Enten" und „Zeitungsenten" gar nichts mit dem „Vogel" zu thun haben, iſt in Nr. 11 d. Bl. f. 1865 gezeigt. Vgl. dazu Latendorf's ergänzende Notiz, S. 271[b].

Sp. 889, Nr. 58. Vgl. Agricola 79: „Zwo malzeyt ſchlahen ſich nicht."

Sp. 904, Nr. 77. Daß Athen „ſehr reich an Eulen" geweſen ſei, woher wollte Wander das wiſſen? Die Eule iſt vielmehr der Vogel der Athene.

Sp. 929. Ich ſetze Wander's Klage über die mangelnden Erläuterungen bei dialektiſchen Sprichwörtern hierher, die ſich zunächſt auf Schmitz bezieht. „Provinzielle und locale Sprichwörterſammlungen haben aber nur dann einen Werth, wenn die Sprichwörter aus den Volksſitten erklärt ſind oder ihnen wenigſtens die Bedeutung, die ſie im Volksmunde haben, beigefügt iſt. Wer ſoll fern von der Eifel errathen, wie jemand durch Faſelfreſſen ſeine Ehre vergeſſen kann!" Was das betreffende Sprichwort: „Wer den Faſel frißt, der die Ehr' vergißt", bedeute, läßt ſich aber doch errathen: „Faſel" heißt das junge Vieh (vgl. faſeln, ſich kindiſch betragen, Faſenacht, Faſnacht, wofür jetzt fälſchlich Faſtnacht gilt), gewöhnlich das zur Zucht verwendete. Nun, und wer das auffrißt, der iſt ein liederlicher Wirth, denn er ruinirt damit die Wirthſchaft.

Sp. 961. „Feige" iſt richtig überſetzt, aber falſch erklärt; die „Fee" hat mit dem Worte nichts zu ſchaffen, da dieſe von fata abzuleiten, alſo romaniſch iſt. Es hätte eine ſprichwörtliche Stelle aus den „Nibelungen" hinzugefügt werden mögen:

Ez sterbent wan die veigen —

d. i. es ſtirbt doch nur, wem zu ſterben beſtimmt iſt, oder aus Stürenburg's „Oſtfrieſiſchem Wörterbuche": „De Kranke liggt to bedde un de feege ſitt d'r vär." Vgl. Wander, Sp. 1636, Nr. 12, wo dieſes Wort aus Harrebomée angezogen lautet: „De gesonden liggen te bed, de veegen staan er voor."

Sp. 1008: „Feuerchen." Der „Uehmbaſt", der in keinem Wörterbuche zu finden, mag wol nichts weiter ſein, als der Uehm Baſt, Onkel Baſtian (d. i. Sebaſtian).

Sp. 1016, Nr. 4: „Finger." Dazu gehört Eiſelein's Erklärung: „hoc est: ignarus doctum docet."

Sp. 1029, Nr. 32. Eiſelein hält gerade für eine Einſeitigkeit, was Wander wieder zur Erklärung ſetzt, daß nämlich mit „Der Fiſch ſtincket erſtlich am Haupt" das von „oben" kommende Aergerniß bezeichnet ſei. Eiſelein ſagt: „Erasmus hat das Sprichwort höchſt wahrſcheinlich nur aus dem Deutſchen, wo es zu Hauſe iſt, ins Latein und Griechiſche überſetzt, und den ausgedehnten Sinn und Gebrauch deſſelben in malos principes nach ſeiner Art beſchränkt."

Sp. 1033, Nr. 127 iſt individuell (Reinmar von Zweter).

Sp. 1038, Nr. 246. Beſſer bei Eiſelein, S. 172: „Der Fiſch will ſchwimmen! ſprach jener, als er vom Kalbsbraten geſſen und Wein begerte." Aus Körte's Anekdote durfte nicht ein Sprichwort geformt werden.

Sp. 1039, Nr. 278. Die Anmerkung Eiſelein's iſt entſtellt; „halb" iſt Adjectivum, nicht Subſtantivum.

Sp. 1040. Gänzlich misverſtanden iſt das Wort: „Es will etwann einer fiſchen, ſo krebſt er." Er erläutert nämlich: „Es geht mancher auf großen Gewinn aus, aber er muß zuletzt mit einem ſehr kleinen zufrieden ſein." Mit einem ſehr kleinen? Das ginge noch! Nein, mit „Schaden" muß er zufrieden ſein. Wander überſieht den Witz in dem Worte „krebſen", das hier den Doppelſinn von „Krebſe fangen" und „zurückkommen, Rückſchritte machen" hat. Der Sinn iſt alſo: mancher denkt zu profitiren und hat Verluſte dabei. Vgl.: „Mancher geht nach Wolle und kommt geſchoren wieder."

Sp. 1041, Nr. 18. „Im Fiſchen gilt's Miſchen" hatte Körte als Sprichwort angeſetzt. Es iſt aber nichts als eine Erfindung Fiſchart's zur Verſteckung ſeines Namens auf dem Titel der „Geſchichtklitterung": Johann Fiſchart, genannt Mentzer (d. i. aus Mainz). Aehnlich unterzeichnet er den „Eikones": Jove Fovente Gignitur Minerva.

Sp. 1048: „Flattiren." Bei Eiſelein ſteht richtig „einem"!

Sp. 1048, Nr. 25. Wenn die Erklärung von Eiſelein genommen wird, warum ändert Wander „applicirt" in „angewandt"? Er hat überhaupt oft nichts gethan, eine entlehnte Erklärung als ſolche erkennen zu laſſen. Daran mag oft dem gebildeten Publikum nichts liegen, es verachtet ſolche Pedanterie; aber es iſt wegen des suum cuique.

Sp. 1050, Nr. 9 gehört dem Rudolf von Fenis.

Sp. 1142. „Frauenhände machen mit dem Schmutze bald ein Ende." Wozu in aller Welt die hier auch gar nicht hingehörige Mittheilung aus der „Gartenlaube"? Faſt ſieht es ja aus, als ob Wander durchaus alles an den Mann bringen müßte, was er weiß und was er ſich denkt. Die gute Abſicht wird dabei niemand verkennen, aber gedankt wird's ihm nicht.

In den Erläuterungen begegnen uns die wunderbarſten Citate obſcurer Bücher, beſonders aus der bunten politiſchen Literatur unſerer Zeit. Der „Breslauer Erzähler" iſt

bei Wander sehr angesehen, die Bücher von Wurzbach und Reinsberg haben ihm den Werth von Quellen, die neuyorker „Abendzeitung", Karl Vogt's „Thierstaaten", Ruppius' „Sonntagsblatt" u. dgl., nehmen sich neben den echten Quellen und Büchern, wie die von Riehl, doch etwas curios aus, besonders wenn dabei Goethe fast nie, unsere Classiker durchweg höchst kümmerlich bedacht sind. Und an Lebensweisheit und Erfahrung, wie sie Sprichwörtliches anregend erläutern könnte, wäre doch da allenfalls mehr zu finden, als bei Seume und in den „Schlesischen Provinzialblättern". Doch de gustibus non est disputandum.

Sp. 1146, Nr. 7. „Frei ist öber höbsch." Wander erklärt, wahrscheinlich durch eine schlechte Autorität irregeführt, „Schönheit geht über Güte." Wäre es nur damit zu Ende! Doch nun folgt noch eine lexikalische Note: „Denn fri hat zwar die Bedeutung frei im Mittelhochdeutschen, es bedeutet aber auch so viel wie artig, freundlich, gut, leutselig." Wäre das, so könnte doch unser Spruch immer nur bedeuten: Güte ist über (übertrifft) Schönheit. Daran ist aber nicht zu denken, denn „hübsch" ist einfach in seiner ursprünglichen Bedeutung zu fassen: „höfisch" (hövisch, höbisch). Freiheit ist mehr werth als Hofleben, heißt's.

Sp. 1143. Frauensleute 4 ist ohne Erklärung ziemlich unverständlich. Daß Rübennasen zwar Hundenasen (Rüde) sind, sieht wol jeder, aber was die Aehren seien, bedurfte einer Andeutung. Es ist dasselbe, was in einer Erzählung Bebel's spica ist. Man findet die Stelle bei Eiselein unter: „Er ist mit seinen Gedanken im Gerstenfelde."

Doch es mag solcher Einzelheiten genug sein; sie werden erwiesen haben, wo es noch fehlt. Freilich sehe ich ein, daß es über die Kräfte eines Menschen geht, allen den Anforderungen zu genügen, die zu stellen sind. Wander ladet zur Mitwirkung die deutschen Lehrer ein und durch sie jeden Freund und Gönner dieses Literaturzweigs. Und so schließe ich mit dem Wunsche, daß die Theilnahme für das weitesten Interesses werthe, auch für die Verlagshandlung mit nicht unerheblichen Kosten verknüpfte Werk eine immer allgemeinere werde. Der Ueberfülle des geleisteten Guten gegenüber sind die Mängel nicht allzu hindernd. Schulbibliotheken, wohlhabende Literaturfreunde sollten sich verpflichtet fühlen, dieses nationale Unternehmen zu unterstützen.

Zu seinem innern Ausbau beizusteuern, möge auch der gelehrte Sprachforscher nicht verschmähen. Noch ist für das Sprichwort viel zu thun, und abgesehen von einer viel sorgfältigern Durchforschung der ältern Literatur — denn Zingerle kann nur ein Anfang sein —, wird besonders das Schriftthum des 16. Jahrhunderts auszubeuten sein. Alte Kalender und dergleichen Zeug, das Wander bezeichnete, wird man dann ruhig in ihrer Verborgenheit beim Käsehändler belassen können. Immer erst secundären Werth wird das heute gehörte Wort haben, wo eine ältere literarische Stelle nicht mangelt, schon deshalb, weil unsere Zeit in jeder Art des Ausdrucks gegen die frühere verarmt ist. Doch wird die Erschließung der Dialekte vielfach Aeltestes in treuer Bewahrung aufweisen. So bietet das Glossar zu Boysen's von mir in Nr. 21 d. Bl. besprochenen ditmarschen Gedichten („Leeder und Stückschen in ditmarscher Platt") eine ganz erkleckliche Ausbeute.

Franz Sandvoß.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Der literarische Nachlaß Friedrich Rückert's.

Ein summarischer Ueberblick des literarischen Nachlasses Friedrich Rückert's rechtfertigt sich an dieser Stelle durch sich selbst. Er konnte nicht füglich eher gegeben werden, als jetzt, wo eine genaue Durchforschung alles dessen, was von seiner Hand in den Schreinen und Fächern, auf den Repositorien und Schreibtischen seines Arbeitszimmers in Neuseß erhalten ist, stattgefunden hat, die wenigstens für das in dieser seiner letzten und liebsten Heimat Aufgespeicherte erschöpfend genannt werden darf.

Wie billig lassen wir alles das beiseite, was schon durch den Druck bekannt worden ist, und bemerken nur, daß sich die Autographe zwar nicht aller, aber doch der bedeutendsten poetischen Erzeugnisse, wie z. B. der „Weisheit des Brahmanen", „Rostem und Suhrab", sehr vieler lyrischer Stücke, namentlich des ganzen „Liebesfrühling", daneben noch aller gedruckten Dramen vorgefunden haben. Sie sind durch ihre außerordentliche Sauberkeit und Deutlichkeit ebenso sehr, wie gelegentlich auch durch eigenhändige spätere Correcturen eine treffliche Grundlage für etwaige neue Ausgaben oder eine Gesammtausgabe. Denn da bei den frühern Drucken nur Abschriften benutzt wurden, die gewöhnlich andere Hände gefertigt hatten, und da der Dichter in solchem Falle die Revision regelmäßig andern überließ, ist begreiflich die Correctheit dieser bisherigen Drucke oft nicht unerheblichen Bedenken ausgesetzt. Eine systematische Vergleichung der Originale, soweit sie bisjetzt fortgeschritten ist, hat diese Bedenken vollständig gerechtfertigt, und es ist nur zu wünschen, daß sich die Gelegenheit bald findet, auch bis ins Kleinste hinein die echte Gestalt dieser Werke zu bieten.

Unter dem bisher Ungedruckten nimmt begreiflich das Lyrische in allen seinen Nuancen, von dem Epigrammatischen und Didaktischen an bis zu dem eigentlichen Liede die erste Stelle ein, ebenso was die äußere Fülle als den innern Reichthum angeht. Unendlich viel aus frühern Lebens- und Productionsperioden des Dichters muß zu Grunde gegangen sein, wie man aus einzelnen erhaltenen Trümmern abnehmen kann, die sich entweder unter vergessenen Papieren oder auswärts durch Zufall gerettet haben. Denn die, man darf wol sagen, unbegreifliche und einzige Productivität des Dichters brachte es gleichsam von selbst mit sich, daß er alles das, was ihm innerlich abgethan erschien, auch äußerlich von sich entfernte, d. h. gewöhnlich kurzweg vernichtete. So darf es nicht blos auf dem Gebiete seiner poetischen Thätigkeit, sondern ebenso sehr auf dem von ihm mit derselben energischen Rastlosigkeit bebauten der Wissenschaft als ein sicheres Kriterium gelten, daß dasjenige, was sich erhalten hat, dem Geiste, aus dem es entsprungen ist, auch der Erhaltung werth schien; natürlich zunächst nur für sich selbst; denn je länger je mehr entwöhnte er sich, bei seinen Schöpfungen an die unmittelbare Beziehung auf das Publikum, das belletristische oder das wissenschaftliche, zu denken, weil er in der

fortwährenden, ja womöglich bis zu seinem letzten Augenblicke noch gesteigerten Anspannung seiner Kraft gar nicht Zeit dazu fand.

Darum beginnt denn auch die Reihenfolge der noch erhaltenen lyrischen Blätter mit dem Abschluß der erlanger Periode und der Uebersiedelung nach Berlin, also mit dem Eintritt in das eigentliche Alter. Berlin und Neuseß, an sich so schroffe Gegensätze, gleichen sich doch, wenn man das Gesammtbild Rückert's ins Auge faßt, vollständig aus: es sind nur die entgegengesetzten Pole desselben Kreises, aber nicht verschiedene Kreise. Diese Einzelblätter reihen sich zu einem vollständigen poetischen Tagebuch, in welchem wenige zufällige und kaum eine wirkliche Lücke klafft, von größtem Werthe für jeden, dem die Gestaltungen dieses Dichters nicht blos als Einzelheiten, sondern als eine innere Einheit lebendig geworden sind, aber auch von nicht geringem Interesse für alle die, welche überhaupt noch eine Theilnahme für deutsche Dichtung und Dichter bewahrt haben.

Alle diese lyrischen Blätter verdienen auch im gewöhnlichsten Sinne des Wortes eine solche Bezeichnung. Jedes, auch das kleinste Epigramm, hat sein besonderes Einzelblatt, auf dem es sorgfältigst und für jeden, der sich einigermaßen in den ganz individuellen Zügen der Hand Rückert's zurechtgefunden hat, deutlich und klar geschrieben steht. Ein Blatt nach dem andern wanderte von dem Schreibpulte in besondere Behälter, wo sie alle zusammen, wenigstens nach Jahrgängen geordnet, wohl gesichert und gut erhalten ihre Ruhestätte fanden. Sie ist durch den Dichter selbst ihnen nicht mehr gestört worden. Einzelnes davon ist zufällig ins Publikum gedrungen; aber es ist dies ein verschwindend kleiner Theil im Vergleich zu dem ganz Neuen und Unbekannten.

Aus diesem Vorrath ist die neuerlich gedruckte Sammlung entnommen: „Lieder und Sprüche aus dem lyrischen Nachlasse Friedrich Rückert's." Sie beschränkt sich absichtlich meist auf Erzeugnisse der letzten Lebensjahre: manches ist darin enthalten, was nur wenige Monate, ja wenige Wochen vor dem Tode des Dichters entstanden war. Sie versucht zugleich eine Art von übersichtlicher Darstellung der innern und äußern Vielgestaltigkeit seiner lyrischen Thätigkeit in seiner allerletzten Periode zu geben, wobei andere Gesichtspunkte, die sonst wol berechtigt gewesen wären, zurücktreten mußten. Zwei Kreise, in denen sich der Dichter mit besonderer Vorliebe bewegte, sind principiell ausgeschlossen geblieben: das politische Gedicht in allen seinen Formen und das eigentliche innere Familienleben. Wenn eine Taxation nach dem poetischen Werthe vorgenommen werden sollte, so würden ohne Zweifel gerade aus dem einen wie aus dem andern Bereiche die entscheidendsten Zeugnisse zu entnehmen sein, daß der Dichter der „Geharnischten Sonette" und des „Liebesfrühling" seine volle Schöpferkraft bis an sein irdisches Ende bewahrt hat. Aber es schien den Frieden seines Andenkens zu stören, wenn man ihn, den eben Entschlafenen, in die Mitte der politischen Verbitterung dieser Tage wieder hineinreißen wollte, und jene Nachklänge des „Liebesfrühling", dem nie verklungenen Gedächtniß derjenigen geweiht, welcher der Liebesfrühling selbst gehört, dürften wol auch besser in ihrer stillen Lade verwahrt als auf den Markt hinausgestoßen sein. Der Herausgeber der obenerwähnten kleinen Sammlung war sich wohl bewußt, daß er den Empfänglichen in unserm Publikum, und wenn es auch nur eine geringe Zahl davon geben mag, einen großen Schatz vorenthielt, doch nach längerm Schwanken haben endlich jene angedeuteten Motive die Beschränkung der Sammlung auf den jetzigen Plan entschieden.

Hier sei auch noch eines vollständig erhaltenen lyrischen Kranzes gedacht, der einer viel frühern Periode entstammt. Es ist ein in jeder Art ebenbürtiges Gegenstück des „Liebesfrühling", aber freilich ein trauervolles. Dies sind die „Kindertodtenlieder", 1834 entstanden, mit einzelnen spätern Nachklängen. Der Dichter hat sie selbst als das Heiligthum seines Schmerzes niemand als den ihm Nächsten aus der Familie und seinen Herzensfreunden mitgetheilt. Auf diese Art ist eigentlich gegen seinen Willen ein kleines Bruchstück in die gesammelten Gedichte gerathen, aber der ganze Cyklus liegt noch unberührt in der Originalhandschrift da, zugleich ein Zeugniß, daß sein Inhalt dem Verfasser immer lebensfrisch geblieben ist.

Selbstverständlich fehlt unter der unübersehbaren Mannichfaltigkeit der an Umfang kleinern Erzeugnisse auch jene von Rückert in einer gewissen Periode mit so vieler Liebe gepflegte Form des kürzern erzählenden Gedichts nicht, wovon namentlich die „Morgenländischen Sagen und Geschichten" und „Erbauliches und Beschauliches" so reiche und werthvolle Gebilde enthalten. Unter den hierhergehörigen Schöpfungen ist ein Cyklus von einigen zwanzig Erzählungen aus der dafür so ergiebigen Geschichte des byzantinischen Reichs von besonderm Interesse. Er ist durch den Titel „Helleias" auch zu einer äußern Einheit verbunden. Drei Einzelstücke daraus sind bereits gelegentlich gedruckt.

Das eigentliche größere erzählende Gedicht, wie es in „Nal und Damajanti" und „Rostem und Suhrab" in der erlanger Periode die Kraft des Dichters fesselte, hat unter seinem erhaltenen Nachlaß keinen weitern Repräsentanten, einige wenige Bruchstücke abgerechnet, denen wahrscheinlich nur der Zufall das Leben gerettet hat. Begreiflich war ein so unendlich productiver Geist auch auf diesem Felde nicht mit einer so beschränkten Anzahl gelungener Gestaltungen befriedigt: wir wissen, daß sich Rückert in früherer Zeit verschiedene große epische Themata gewählt hatte. Aber von allen diesen sind nur Bruchstücke eines „Tristan" erhalten, die aus der erlanger Periode, unmittelbar nach dem Abschluß von „Rostem und Suhrab", stammen. Da die vollständige Skizzirung des Ganzen gleichfalls noch existirt, so läßt sich daraus entnehmen, daß es auf eine freie Umbildung jenes mittelalterlichen Stoffs, nicht blos auf eine Uebersetzung oder Nachbildung abgesehen war, also gerade so wie bei „Nal und Damajanti" oder noch mehr wie bei „Rostem und Suhrab". Das Erhaltene, vielleicht das einzige überhaupt Vollendete, ist in strophischer Form, eine höchst wirksame Umbildung der prachtvollen echten Titurelstrophe und steht an funkelnder Politur und harmonischer Großartigkeit, wie man wol behaupten darf, einzig da. Als eine Art von Curiosität sei hier noch erwähnt, daß einige Bruchstücke eines Versuchs, „Rostem und Suhrab", ehe es seine jetzige Gestalt erhielt, in die frei behandelte und umgeformte Nibelungenstrophe zu gießen, sich vorgefunden haben, während andererseits in einer frühern Periode Rückert daran dachte, dem Inhalt der „Nibelungen" dadurch zu seiner wahren Wirksamkeit zu verhelfen, daß er ihn in einer völlig andern Kunstform wiedergab, wobei er eine freie Umbildung der italienischen epischen Stanze verwandte.

Reicher ist der dramatische Nachlaß. Hier hat sich, vielleicht als Andenken an eine ganz verklungene Zeit, auch relativ mehr aus frühern und frühesten Perioden erhalten als anderswo, denn der bloße Zufall kann hierüber nicht gewaltet haben. So aus der Zeit vor den „Geharnischten Sonetten" und der Vaterlandsdichtung eine Anzahl vollständiger Dramen aus dem Jahre 1812, noch in Jena entstanden und niedergeschrieben. Die übermächtige Einwirkung Calderon's leuchtet aus jeder Zeile hervor, und der Dichter selbst hat in einer beigefügten, etwas jüngern Selbstkritik sie alle zusammen deshalb gänzlich und bedingungslos verworfen. Später klingt dann der aristophanische Ton seines „Napoleon" in einigen Fragmenten und Entwürfen durch, bis endlich von der Rückkehr aus Italien, also von 1818 an bis herab zu den letzten Jahren in Erlangen, etwa 1838, jede Spur einer productiven Beschäftigung mit dem Drama verschwindet. Darauf folgen dann die im Druck erschienenen und manches Zurückgelegte. Neben dem „König Arfat" in zwei umfangreichen Stücken erscheint auch die deutsche Kaisergeschichte in einem Cyklus von fünf Dramen: „Die sächsischen Kaiser" oder „Die Ottonen", vertreten, wovon eins vollständig vollendet ist: „Heinrich I.", während von allen folgenden sich nur ungefähr die Hälfte des ersten Theils von „Otto dem Großen" und einige wenige Scenen aus den spätern ausgeführt erhalten haben. Alles Übrige ist Skizze geblieben, wie

so viele andere dramatische Entwürfe. Davon ist noch eine unübersehbare Fülle vorhanden, theils zu selbständiger Bearbeitung gewisser Lieblingsthemata aus dem weitesten Bereich der Geschichte, wenn auch mit sichtbarer Bevorzugung der deutschen, wobei auch die Neuzeit nicht ausgeschlossen blieb — es findet sich z. B. ein vollständiger Cyklus von Entwürfen aus der brandenburgischen und preußischen Geschichte —, theils zu Umarbeitungen älterer und neuerer dramatischer Producte anderer. Mit dem Jahre 1848 aber scheinen alle diese Keime abgestorben zu sein, wenigstens ist keine Spur zu entdecken, daß der Dichter später noch einmal auf eine derartige Arbeit anders als nur gelegentlich wieder zurückgekommen wäre.

Die natürliche Vermittelung zweier scheinbar weit auseinanderliegender Gebiete der Geistesthätigkeit, des poetischen und des streng wissenschaftlich linguistischen oder philologischen, auf denen sich Rückert mit gleicher Intensität productiv erwies, wird durch eine Reihe von künstlerisch geformten Nachbildungen fremder Originalwerke vertreten, die man nicht wie etwa „Nal und Damajanti" oder „Rostem und Suhrab" blos als unter der Anregung eines bereits von einem andern Dichter concipirten und durchgearbeiteten Stoffs frei entstandene poetische Um- und Neuschöpfungen bezeichnen darf, sondern die, wie die „Makamen des Hariri", „Die Hamasa", „Amrilkais", wirklich einer Hingabe des eigenen Geisteslebens an das fremde ihren Ursprung verdanken, ohne daß sie deswegen alle in gleichem Grade unmittelbare Uebersetzungen wären, obgleich eine davon, die „Hamasa", wirklich als eine solche angesehen werden darf. Solche Nachbildungen in verschiedenen Stufen der Anschmiegung an das Original hat das erstaunlich arbeitsame Leben Rückert's sehr viele erzeugt, die ebenso sehr unter dem Einfluß seiner jedesmaligen wissenschaftlichen Studien gereift sind, wie diese wieder von ihnen ihre Richtung und ihre wahre Befruchtung erhielten. Wenn wir uns hier nur an dasjenige halten, was schon durch seinen äußern Umfang oder durch die besondere Beziehung des Stoffs auf das zufällige Interesse des Publikums eine besondere Berücksichtigung zu verdienen scheint, so soll damit nicht gesagt sein, daß das Uebergangene an sich oder für die Kenntniß des Dichters und Gelehrten Rückert von geringerm Interesse sei.

Der Uebersicht halber wollen wir das hier in Betracht kommende Material in einige Gruppen zerlegen, wobei wir der antik classischen Literatur wie billig den Vorrang lassen. Ohne Zweifel wird es manchen befremden, Rückert auch auf diesem Felde thätig zu finden, und noch mehr, in solchem Umfange und mit solcher innern Hingabe. Mehr als eine Periode seines Lebens ist hierbei vertreten: so stammt aus der erlanger eine Uebersetzung der „Vögel" des Aristophanes, als erster Ertrag seiner damals diesem formvollendetsten aller Griechen zugewandten Bemühungen; aus einer spätern Zeit eine Uebersetzung von 20 ausgewählten Idyllen des Theokrit und aus der allerspätesten die Brouillons einer Uebersetzung vieler Horazischen Oden. Dazwischen liegen umfangreiche Arbeiten streng wissenschaftlicher Tendenz aus dem Bereiche der griechischen Tragiker und als deren reife Blüte neben viel anderm Bruchstückartigen eine vollständige Uebertragung des Euripideischen „Hippolyt". Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch die andern classischen Nachbildungen von einer großen Menge streng wissenschaftlicher Arbeiten bedingt und gewissermaßen getragen sind, die wir hier gänzlich übergehen, aber dennoch darauf hinweisen, daß sie, wenn man die Totalität dieses Geisteslebens nach Gebühr veranschlagen will, ebenso sehr wie ihre künstlerisch geformten Ergebnisse in Erwägung gezogen werden müssen. Es gilt dies für alle die bisher genannten und alle noch zu nennenden Uebertragungen fremder Originale, wie hier ein für allemal bemerkt sein möge, denn jede derselben ist durch die stärksten und mannichfachsten Fäden sichtbar mit dem specifisch wissenschaftlichen Kreise, in welchem sich der Gelehrte Rückert bewegt, verbunden.

Aus dem Bereiche der orientalischen Literaturen eine bedeutende Anzahl zum Abschluß gelangter Nachbildungen zu finden, wird weniger überraschen. Doch auch hier bewegt sich der Künstler und Gelehrte gelegentlich auf einem Felde, wo ihn wenigstens die gewöhnliche Ansicht nicht vermuthen dürfte. Die im Druck erschienene Uebersetzung des größten Theils der Propheten des Alten Bundes hat auf gleichem Gebiete ihr Gegenstück an einer Uebersetzung von 70 ausgewählten Psalmen, das eine wie das andere im reichsten Geleite wissenschaftlicher, kritischer und exegetischer Forschungen und Commentare. In einer gewissen innern Verwandtschaft dazu steht die Uebersetzung der poetischen Bestandtheile des Koran, die schon vor etwa 30 Jahren abgeschlossen und damals zum Druck bestimmt war, wie denen, die sich für diese Specialität interessiren, bekannt sein wird. Dies ist zugleich das einzige größere, der arabischen Literatur nachgebildete Werk, was sich unter dem noch unpublicirten Nachlaß Rückert's findet. Außerdem noch eine Menge von geringerm Umfang aus allen ihren so reich entfalteten poetischen Gattungen, worunter vielleicht eine Blumenlese arabischer Sprichwörter und Gnomen das Gehaltreichste und Anziehendste sein dürfte.

Die persische Poesie ist durch eine vollständige Uebertragung des „Bostan" von Saadi vertreten. Sie lag ihrem Verfasser besonders am Herzen, und wenn er überhaupt selbst noch zu einer Herausgabe seiner still aufgespeicherten Geistesfrüchte Muße und Neigung verspürt hätte, so würde diese zuerst an die Reihe gekommen sein. Der weitausgedehnte wissenschaftliche Apparat, der sie stützt und begleitet, enthält wie gewöhnlich auch noch eine bedeutende Anzahl anderer Bruchstücke aus dem reichen Kranze dieses großen persischen Dichters in vollständiger Formnachbildung.

Viel umfangreicher noch, wenn man alle erhaltenen Bruchstücke aneinanderreihen wollte, sind die Uebersetzungen aus dem „Schah Nameh". Aber sie sind nicht blos äußerlich unvollständig, was niemand befremden wird, der den colossalen Umfang des Originals kennt, sondern auch nur zum geringern Theile von Rückert selbst als fertig approbirt. Das untrügliche Zeichen dafür hier wie anderwärts ist, wenn er irgendeins seiner freien poetischen Erzeugnisse oder Nachbildungen aus dem stets mit dem feinsten Bleistift geschriebenen Brouillon in die stets eigenhändig und stets mit Tinte geschriebene Reinschrift übertrug. Das meiste des „Schah Nameh" ist aber Bleistiftentwurf geblieben, zum Theil mit fast nur durch das Mikroskop lesbaren, aber durchaus scharfen und zierlichen Zügen an den unendlich breiten Rand der großen pariser Folioausgabe des Originals von Julius Mohl gesetzt.

Die indische Poesie ist nach allen Hauptrichtungen stark vertreten. So zunächst eine reiche Auswahl von vedischen Hymnen, aus dem „Rigveda" und noch mehr aus dem „Atharvaveda", der nahezu vollständig übersetzt vorliegt. Dann ausgedehnte Stücke des „Mahabharata" zugleich mit gegenübergestellter kritischer Neugestaltung der Texte. Das Drama repräsentirt eine Uebertragung der „Sakuntala", die, was die technische Vollendung der Uebersetzungskunst in ihren aufs höchste gesteigerten Ansprüchen betrifft, wahrscheinlich unter allem, was Rückert geschaffen hat, den ersten Rang beanspruchen dürfte. Freilich gehört, um ihren Werth recht zu verstehen, eigentlich auch eine Kenntniß des Originals dazu. Eine ausgedehnte Sammlung indischer Gnomen, Sprüche und Sprichwörter, wobei die vor einigen Jahren erschienene Textausgabe Böhtlingk's zu Grunde gelegt ist, mag noch als Gegenstück zu der obenerwähnten arabischen angeführt werden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß alle diese Arbeiten, die sich in der Mitte zwischen der Poesie und der Wissenschaft halten, ihrem Verfasser nie ganz aus dem Auge gekommen sind, auch wenn ihr Abschluß in einer weit zurückliegenden Zeit erfolgt war. Zahlreiche Nachbesserungen, die hier häufiger als dort erscheinen, aber nirgends ganz fehlen, beweisen dies. Manche davon reichen bis in die letzten Tage Rückert's herab.

Bibliographie.

1866 oder Custozza und Königgrätz. Historisch-romantische Lautbilder aus Oesterreichs neuester Geschichte. 1ste bis 4te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Die königl. sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. 1ste Lieferung. Leipzig, Minde. 8. 3 Ngr.

Baum, F., Lioba die Freundin und Gehilfin des Bonifacius des Apostels der Deutschen. Ein Frauenbild aus der altdeutschen Kirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 16. 5 Ngr.

Besser, W. F., Sechs Wochen im Felde. Halle, Mühlmann. 8. 16 Ngr.

Beust, F., Grundzüge der Organisation eines Volksheeres. Zürich, Verlags-Magazin. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Beyschlag, W., Dr. Carl Ullmann. Blätter der Erinnerung. Lebensbild. Eigenhändige Denkschrift über seinen Antheil an der Regierung der evangelischen Kirche Badens. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 21 Ngr.

Billroth, H., Ein Evangelist in Brasilien. Aus dem Nachlasse des Verfassers von A. Billroth. Bremen, Müller. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Bismarck und zwei unheimliche Damen. Ein politisch-prophetisches Nachtgemälde. Aus der französischen Handschrift des Herrn D. de L'.... Autorisirte deutsche Ausgabe. München, Exped. der Rundschau. Gr. 16. 3½ Ngr.

Bock, Altes und Neues über das ritterschaftliche Schulwesen in Mecklenburg. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Boz, Das Glockenspiel. Eine symbolische Geschichte von gewissen Glocken, welche ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten. Neu aus dem Englischen übersetzt. Elberfeld, Bädeker. 16. 16 Ngr.

—— Eine Liebesgeschichte. Neu aus dem Englischen übersetzt. Elberfeld, Bädeker. 16. 16 Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 2te Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Brischar, J. N., Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit, sowie als Material zur praktischen Benutzung für Prediger. 1ster Bd. Die Kanzelredner des 16. Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Brücken, H. v. (gen. Fock), Ueber den norddeutschen Bund. Berlin, Stille u. van Muyden. Gr. 8. 7½ Ngr.

Caspari, K. H., Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. 6te Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 10 Ngr.

Clarkson, T., Schandthaten der civilisirten Menschheit oder Greuel der Sclaverei. Nordamerikanische Gemälde. Stuttgart, Fischbader. 16. 12 Ngr.

Dickens, C., Unser gemeinschaftlicher Freund. Roman in 4 Büchern. Aus dem Englischen von Marie Scott. Berlin, Janke. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diezmann, A., Frauenschuld. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Eblert, L., Römische Tage. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eichendorff, Freih. J. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 8te Aufl. Leipzig, Günther. 1867. Gr. 16. 2½ Ngr.

Feuerbach, Henriette (geb. Heydenreich), Uz und Gronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein biographischer Versuch. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 27½ Ngr.

Das politische Gewissen. Eine wissenschaftliche These. Berlin, G. Beibge. 1867. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gottschall, R., Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. 6te Aufl. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grieslinger, T., Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europas in den zwei jetzt vergangenen Jahrhunderten. 1ste Lief. Stuttgart, Krönet. Gr. 8. 7½ Ngr.

—— Von 1789 bis 1866. Illustrirte Geschichte der Neuzeit von der französischen Revolution bis auf unsere Tage. 1ste Lief. Stuttgart, Krönet. Gr. 8. 4 Ngr.

Groth, K., Quickborn (Springquell). Uebersetzt von M. J. Berchem. Crefeld, Klein. Gr. 16. 15 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Geheimnisse des Glückes. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 6 Thlr.

Hahn, B., Italien. Ansichten und Streiflichter. St. Petersburg, Rötzger. 1867. 8. 27½ Ngr.

Hesse, A., Servete. Trauerspiel. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 20 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. V. Die Rochdaler Pioniers. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hübner, Marie, Frauen-Liebe und Leben. Lieder und Blumen. Königsberg, Hübner u. Matz. 1867. Gr. 4. 11 Thlr. 10 Ngr.

Illustrirter Kalender und Novellen-Almanach für 1867. Mit Beiträgen von F. Kurnberger, A. Schirmer und Ment-Dittmarsch. Herausgegeben von F. Ment-Dittmarsch. Wien, Liter.-artist. Anst. 8. 15 Ngr.

Karl von Hessen-Kassel, Landgraf. — Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten, Original übersetzt. Mit einer Einleitung von L. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Katsch, A., Emilie. Eine Erzählung. Leipzig, Brunow. 8. 1 Thlr.

Keller, K. G., Deutscher Antidarwin. Musterlager neuhochdeutscher Schriftsprache. Gesammelt und beleuchtet. Göppingen, Kolter. Gr. 8. 8 Ngr.

Knötel, A., Der Niger der Alten und andere wichtige Fragen der alten Geographie Afrika's. Glogau, Flemming. Gr. 8. 12 Ngr.

Illustrirte Kriegs-Chronik. Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien. 1ste bis 3te Lief. Leipzig, Weber. Fol. à 5 Ngr.

Deutsches Leben in Liedern. 2te Abth. Deutsches Leben im Glauben. 1ste Lief. Bremen, Müller. Gr. 4. 3 Thlr.

Lasson, A., Die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. München. Gr. 8. 16 Ngr.

Ment-Dittmarsch, F., Die Adoptivtochter. Novelle. Wien, Liter.-artist. Anst. 1867. 8. 20 Ngr.

„Mit der Feder für das Schwert." Novellen und Erzählungen. Wismar, Hinstorff. 8. 25 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 3ter Bd. Von der Präsidentschaft des Martin van Buren bis zur Inauguration des Abraham Lincoln. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.

Pöls, K., Aus dem Stillleben. Gedichte aus drei Tönen. Elberfeld, Bädeker. 16. 10 Ngr.

Pusselt, M., Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Peter's des Grossen. 2 Bde. Frankfurt a. M., J. Baer. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Proschke, F. J., Perlen aus der Krone des letzten deutschen Kaisers. Wien, Sartori. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Prowe, A., Das Thorner Blutgericht. Eine Erzählung. Thorn, Lambeck. 12. 12 Ngr.

Raumer, F. v., An Rud. Köpke. Ein historisch-politischer Brief. Berlin, Müller u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Reissmann, A., Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Réville, A., Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geschichte der Aufhebung der Sclaverei in den Vereinigten Staaten. Uebersetzt von P. Denssen. Paris, Reinwald. 1867. 8. 1 Thlr.

Richter, A., Die Psychologie des Plotin. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Rosenheyn, M., Der Schiffsjunge oder die Schule des Lebens. Eine Erzählung. Leipzig, Waldow. 1867. Gr. 16. 12½ Ngr.

Reid, L. M., Christliche Reimsprüche für Gelehrt und Ungelehrt. Bonn, Henry. 8. 7½ Ngr.

Rückert, F., Lieder und Sprüche. Aus dem lyrischen Nachlasse des Verfassers. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Sack, K. H., Geschichte der Predigt in der deutschen evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die letzten Jahre von Schleiermacher und Menken. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Schenkel, D., Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwicklung. 20 Betrachtungen. 1ste Abth.: Religion und Bibel. Wiesbaden, Kreidel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schirmer, A., Ein weiblicher Hamlet. Novelle. Wien, Liter.-artist. Anst. 1867. 8. 20 Ngr.

Schönbuth, O. F. H., Ritter Egbert von Herblingen oder das Deutschherrens-Gelübde. Stuttgart, Fischbader. 16. 12 Ngr.

Sophonisbe. Ein Trauerspiel aus dem Alterthum. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. 16. 24 Ngr.

Schuller, J. E., Durch! Geschrieben in den Tagen des Einzugs unserer siegreichen Armee in Berlin. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 Ngr.

Stern, O., Heinrich V. Trauerspiel. Mainz, Le Roux. Gr. 8. 20 Ngr.

Teltlampf, J. L., Der norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reiches. Berlin, Springer. Lex.-8. 6 Ngr.

Thalbaue, K., Der verdorbene Schatz. Erzählung. Nach Alfr. des Essarts. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Tocche, L., Kaiser Heinrich VI. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Topf, G., Der Aberglaube. Ein Vortrag. Langensalza, Klingdammer. 8. 2½ Ngr.

Trenck's, Friedr. v. d., Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen befindlichen Gefängniß-Bibel wortgetreu herausgegeben von J. Peyhold. Dresden, Schönfeld. Br. 8. 12 Ngr.

Vischer, W., Die Sage von der Befreiung der Walstätte nach ihrer allmälichen Ausbildung untersucht. Nebst einer Beilage: Das älteste Tellenschauspiel. Leipzig, Vogel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Volks-Kosmos. Himmel und Erde. Wissenschaften für Haus. 1ste und 2te Lief. Hamburg, Vereinsbuchh. Lex.-8. à 6 Ngr.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen in zwanglosen Heften. 1ster Bd. 1stes Heft. Leipzig, Klinkhardt. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Was sich die Pferde erzählen. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Weissenborn, H., Lebensbeschreibung des Ehrenfried Walther v. Tschirnhaus auf Kieslingswalde und Würdigung seiner Verdienste. Mit einem Vorwort über Prof. J. A. Grunert als Preisrichter. Eisenach, Bureecke. Gr. 8. 20 Ngr.

Wendt, G., Deutscher Balladenschatz. Mit Original-Zeichnungen Düsseldorfer Künstler in Holz geschnitten von H. Brend'amour. Berlin, Grote. 1867. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wirtgen, P., Aus dem Hochwalde. Kreuznach, Voigtländer. 1867. 8. 12½ Ngr.

Zarf, P., Hieb. Ein dramatisch-didactisches Bild aus dem Morgenlande. Mit einem Anhang von Sonetten. Münchberg. 8. 18 Ngr.

Zehender, F., Der Rheinfall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter. Aussprüche von Chronisten, Geographen, Geschichtschreibern ꝛc. aus dem Mittelalter und der neuern Zeit zusammengestellt. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 6 Ngr.

Zimmerbäckel, C. F., König Wilhelm, Herrscher Preußens und Hort Deutschlands. Gedicht nebst einem Lieder-Anhang. Magdeburg, Baensch. Gr. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke.

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltendes und Belehrendes.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, 4. Aufl., 9 Bde., geb. 5½ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., 18 Bdchn., geb. 7½ Thlr.; **Die Curstanden**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Ein Jugendleben**, 2. Aufl., 4 Thle., 2⅔ Thlr. — **Deutsche Liebe**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — **Schwartz, Gesammelte Romane**, 44 Bde. à 10 Ngr. — **Lichtstrahlen: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; J. G. v. Herder; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Shakspeare als Lehrer der Menschheit**: geh. à 1⅓ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. 1⅔ Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. 1⅓ Thlr. — **Carus, Lebenserinnerungen**, 4 Thle., 6 Thlr. — **Carriere, Die Kunst**, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **F. v. Raumer, Handbuch zur Literaturgeschichte**, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — **Rosenkranz, Diderot's Leben**, 2 Bde., 5 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, 2 vol., geb. 3⅔ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, geb. 2 Thlr. — **A. v. Wolzogen, Rafael Santi**, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften**, 7 Bde., 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilisation**, 5 vol., geb. 6⅔ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 3 Thle., 6 Thlr.; **Das Leben Jesu**, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Renan, Die Apostel**, geb. 1⅓ Thlr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. 5. u. 9. Bd., geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2½ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausaltar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, 1., 2., 3. Sammlung, geh. à 2 Thlr. — **F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., 6 Bde., geb. 7 Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 3 Bde., 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 2 Thle., 4 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 2 Thle., 6 Thlr. — **Tschudi, Reisen durch Südamerika**, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **Vámbéry, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. 2⅓ Thlr. — **Staedler, Geographie**, 2 Thle., geb. 2⅓ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, 2 Bde., geb. 3⅓ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Stern, Die häusliche Erziehung**, geb. 1⅔ Thlr. — **Frauenstädt, Das sittliche Leben**, 2⅔ Thlr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. hrsg. v. J. J. v. Tschudi, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von Ludwig Richter, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl. cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fabrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des enfants**, geb. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den größten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung" sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk wie äußerlich so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft treffliches Aufschluß geben."

Die Verlagshandlung stellte, in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen und um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rathgeber auf dem Wochenmarkte.

Eine Ergänzung zu jedem Kochbuch.

Von Carl Ruß.

8. 33¼ Bog. Eleg. in illustrirtem Umschlag mit vergoldeter Rückenpressung gebunden. **Preis nur 1 Thlr.**

Ein Hülfs- und Handbuch für jede denkende, gebildete Hausfrau — und alle, die es werden wollen — in welchem alle Gegenstände des Wochenmarktes nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet sind. Eingedenk dessen, daß die populäre Naturwissenschaft, wie in alle Zweige der Industrie, Gewerbthätigkeit, Künste u. s. w., so auch längst in das stille Gebiet der Frauenwelt tief eingedrungen und in ihren Lehren und Wahrheiten für den Haushalt außerordentliche Vortheile und Wohlthaten gebracht hat, bietet der bekannte Verfasser hier eine Schilderung aller dieser meistens in Rohstoffen und Rohproducten bestehenden Haushaltungsgegenstände in naturwissenschaftlicher und sanitätlicher, sowie zugleich in culturgeschichtlicher, historischer Beziehung. Hiernach ist dies Buch als eine nothwendige Ergänzung zu jedem Kochbuch zu betrachten, in der namentlich die sichern und sachgemäßen Nachweisungen des Nahrungswerthes, der Verfälschungen und Verderbniß, der normalen guten oder schlechten Beschaffenheit aller dieser Nahrungsstoffe von großem Werthe erscheinen. Der Anhang bietet außerdem wohl zu beherzigende Rathschläge gegen viele alltägliche Uebel und Gefahren in der Häuslichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 20. December 1866.

Inhalt: Zur dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Zur Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvoß. (Beschluß.) — Eine Kritik der deutschen Geschichtsquellen. Von Heinrich Rückert. — Neue Anthologien. Von F. W. Ebeling. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Für den Weihnachtstisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur dramatischen Literatur.

Dramatische Werke von Rudolf Gottschall. Sechs Bändchen. (Pitt und Fox. Mazeppa. Die Diplomaten. Der Nabob. Katharina Howard. König Karl XII.) Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. Jedes Bändchen 15 Ngr.

Wenn der Herausgeber d. Bl. es unternimmt, selbst über seine „Dramatischen Werke" Bericht zu erstatten, so folgt er hierin nur dem Beispiel seines Vorgängers, welcher, durch die gleiche Erfahrung, daß kein Mitarbeiter sich entschließen wollte, seine Dichtungen in dieser Zeitschrift zu tadeln oder zu loben, genöthigt, hier selbst über seine Gedichte und humoristischen Romane referirte. Man könnte in jedem andern Journal ein solches Verfahren als einen Act der Ueberhebung verurtheilen und fragen, wozu es denn überhaupt nöthig sei, die Leser mit dichterischen Erzeugnissen bekannt zu machen, über deren Werth oder Unwerth die Urtheile der Zeitgenossen weit auseinandergehen? In d. Bl. dagegen bietet sich von selbst ein Rechtfertigungsgrund dar, indem diese nicht blos das Hervorragende besprechen, sondern gegenüber der schönen Literatur nach möglichster Vollständigkeit streben. Dies Princip haben sie seit ihrem bald funfzigjährigen Bestehen festgehalten, sodaß sie für den Literarhistoriker eine reiche Fundgrube und ein in vieler Hinsicht unentbehrliches Nachschlagebuch bilden.

Die Leser mögen indeß keine Selbstkritik erwarten, obgleich die Dichter zu kritischen Erwägungen vielleicht befähigter sind als ihre Recensenten. Jede ihrer Schöpfungen ist das Product einer Selbstkritik, das Residuum eines langen kritischen Processes, in welchem sie bestrebt waren, das Wahlverwandte zusammenzuführen, das Störende auszuscheiden und zu verflüchtigen. Wenn Begeisterung und Besonnenheit die beiden Factoren des dichterischen Schaffens bilden, so ist die letztere eben das kritische Element, das allerdings nicht als ein äußerliches Regulativ gefaßt werden darf, sondern in der Gestaltung selbst mit thätig ist. „Omnis determinatio est negatio", sagt Spinoza. Die negirende Selbstkritik ist wesentlich das Formbestimmende in dem Proceß künstlerischer Schöpfung. Jeder Künstler ist ebenso Kritiker wie Schöpfer in seinem Atelier; er prüft, er verwirft, er nimmt fort, er fügt hinzu. Es wird kaum einen Einwand der Kritik geben, den er nicht selbst gemacht, und dabei hat er eins vor dem Kritiker voraus — die tiefe Vertrautheit mit seinem Stoff. Wenn das Werk trotzdem mislingt, so ist es nicht der Mangel an Kritik, sondern die mangelhafte Kritik, welche die Schuld daran trägt. Niemand kann über die Schranken seiner Begabung hinaus.

Eine Selbstkritik, so oft sie versucht worden ist, erscheint deshalb immer als überflüssig, weil sie nicht über das Werk hinausgehen wird, das ja selbst das Product einer Selbstkritik ist. Sie wird daher, wie z. B. Schiller's Briefe über den „Don Carlos", meistens eine Vertheidigung, eine Abwehr gegen Angriffe sein, die der Dichter als ungerecht empfindet. Hierbei ist das Mißliche, daß der Poet nur eine oratio pro domo schreiben kann, und daß das Publikum mistrauisch gegen seine Beweisführungen sein wird, weil er Partei und Richter in einer Person ist. Eine wahre Selbstkritik ist nur dann möglich, wenn der Dichter selbst ein anderer geworden ist, wenn er jenen kritischen Standpunkt überwunden hat, auf dem er sich befand, als er sein Werk abfaßte.

Da die vorliegenden Dramen größtentheils für diese Gesammtausgabe wesentlich umgearbeitet worden sind, so hat der Verfasser genug der Selbstkritik in sie hineingeheimnißt, um sich eine fernere, in ihren Motiven leicht zu verdächtigende Advocatur ersparen zu können. Er überläßt deshalb die eingehende Beurtheilung andern und beschränkt sich auf eine Inhaltsangabe der Stücke und auf einzelne Winke in Betreff seiner Intentionen.

Am wenigsten verändert ist das Lustspiel „Pitt und Fox". Im Nachwort zu demselben heißt es:

> Das vorliegende Lustspiel wurde zuerst im März 1854 in Breslau aufgeführt, wo Herr Baumeister in der Rolle des Fox und Frau Flaminia Weiß als Harriet wesentlich zu dem glücklichen Erfolge beitrugen. Schon damals machte es die Runde über die meisten deutschen Bühnen. Daß seine Bühnenlaufbahn noch nicht abgeschlossen ist, beweist wol die Thatsache, daß es sich erst 1864 im Repertoire des wiener Burgtheaters eingebürgert hat. Der Text dieses Lustspiels weicht nur wenig von demjenigen ab, welcher den bisherigen Aufführungen zu Grunde

lag. Nur in Bezug auf die Heuhaufenſcene iſt die Motivirung jetzt eine eingehendere und wahrſcheinlichere geworden. In der dem engliſchen Nationalcharakter, wie er ſich auch im engliſchen Luſtſpiel ausprägt, entſprechenden Derbheit einzelner Wendungen hat der Verfaſſer abſichtlich nichts geändert, trotz einzelner Vorwürfe, die ſie ihm zugezogen, da ihm die Feinheit der franzöſiſchen Converſation nicht als Ideal des deutſchen Luſtſpiels vorſchwebt. Das Stück, deſſen dramatiſchen Angelpunkt der Gegenſatz der Charaktere von Pitt und Fox bildet, enthält im weſentlichen eine Kritik des engliſchen Parlamentarismus, welche am Faden einer ſelbſterfundenen heitern Handlung verläuft.

Den Knotenpunkt des Dramas bilden die Verhandlungen über die India-Bill, welche der Miniſter Fox im Jahre 1783 einbrachte, um die durch viele Misbräuche befleckte Verwaltung Indiens der Herrſchaft der Kaufleute, der Oſtindiſchen Compagnie zu entziehen und in die Hände der Regierung zu legen. Pitt trat als Gegner dieſer Bill auf, weil er in derſelben eine Kränkung wohlerworbener Rechte fand, weil ſie ſeinen conſervativen Principien widerſprach. Die Bill ging im Unterhauſe durch, ſcheiterte aber im Oberhauſe, weil die Lords auf die direct ausgeſprochene Willensmeinung des Königs Rückſicht nahmen, welcher befürchtete, daß der ihm perſönlich verhaßte Fox bei einem Sieg der Bill noch lange im Amte bleiben werde. Mit dem Fall der Bill fiel auch das Miniſterium Fox und ein Miniſterium Pitt trat an ſeine Stelle.

Die eigentliche Handlung des Luſtſpiels bewegt ſich ſelbſtverſtändlich nicht im Parlamentshauſe, ſondern hinter den Couliſſen deſſelben. Wir gewinnen einen Einblick in die Maſchinerie des engliſchen Parlamentarismus, in die Hebel, welche in Bewegung geſetzt werden, um die politiſchen Fragen nach einer oder der andern Seite hin zu entſcheiden. Der Director der Oſtindiſchen Compagnie, Snoughton, iſt einer jener indiſchen Nabobs, welche eine etwas wilde Brutalität mit einem tropiſchen Humor verbinden. Er hat in der Putzmacherin Harriet ſeine Tochter wiedergefunden, und da der Fall der India-Bill eine Lebensfrage für ihn iſt, ſo benutzt er ſogleich ſeine Harriet, um ſie bald dem einen, bald dem andern Staatsmann anzubieten gegen die Bedingung, daß ſie jene Bill zu Fall bringen. Für die India-Bill wirkt eine jener galanten Modedamen Englands, deren Paſſion es iſt, auch auf der politiſchen Bühne eine hervorragende Rolle zu ſpielen — die Herzogin von Devonſhire. Ihre Werbung unter den Parlamentsmitgliedern, ihr Beſtreben, den König für die Bill zu gewinnen, geben Veranlaſſung zu einigen komiſchen Scenen. Indeß fällt der eigentliche Schwerpunkt des Stücks in den dritten Act, welcher im Hauſe des Nabob ſpielt und in welchem ſich der Gegenſatz der beiden Charaktere theils in den Scenen mit Snoughton, theils in der Scene ihrer Begegnung und ihres politiſchen Parteikampfes in der Steigerung der Situationen bis zu einer komiſchen Spitze ausprägt.

Das Stück hat von allen vorliegenden Dramen des Verfaſſers auf der Bühne das meiſte Glück gemacht. Die erſte Aufführung in Breslau 1854 hatte von Haus aus einen ſehr günſtigen Erfolg, der ſich in Dresden, Königsberg, Karlsruhe, Manheim, Frankfurt, München und Schwerin, wie an vielen andern Bühnen wiederholte. In Hamburg, Leipzig und Braunſchweig war der Erfolg minder günſtig. Die berliner Hofbühne glaubte auf die Aufführung des Luſtſpiels verzichten zu müſſen — dafür gab es die Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Bühne und zwar in drei verſchiedenen Repriſen, jedesmal in einer längern Reihe von Aufführungen. Weimar, Gotha und einige kleinere Reſidenzbühnen folgten. Ins Ungariſche überſetzt kam das Stück am peſther Nationaltheater mit nachhaltigem Erfolg zur Darſtellung. Anfang 1864 erſchien das Luſtſpiel auf dem Burgtheater zu Wien, wo es glänzenden und dauernden Succeß hatte und ſich auf dem Repertoire erhielt. Jetzt folgten die öſterreichiſchen Bühnen: Prag, Gratz, Linz, das deutſche Theater zu Peſth u. a.

Als Probe für den Stil und die Darſtellungsweiſe theilen wir die ſiebente und achte Scene des dritten Aufzugs mit, welche bei Snoughton ſpielt, nach den geſcheiterten Beſtechungsverſuchen des Millionärs:

Siebente Scene.

Fox (gleich darauf) Pitt.

Fox. Ich werde wol das letzte mal in dieſer eigenthümlich ausſtaffirten Räuberhöhle ſein. Wenn ich nur die Kleine noch einmal ſprechen könnte! Ach, wenn ich das Goldfiſchchen hätte angeln können — eine allerliebſte Glasglocke hätt' ich mir dafür angeſchafft. Es wird einem doch recht ſchwer, ein öffentlicher Charakter zu ſein und ſich ſo durchzuführen, daß die künftigen Schuljungen mit einem zufrieden ſind. Vielleicht geht da ein Weg zu Harriet durch dieſe Thüre — der Alte iſt fort — es gilt den Verſuch! (Als er an die Thüre tritt, kommt Pitt heraus.) Wie? das iſt ja wie der Weg durch Dante's Hölle — an jeder Thür ein Ungeheuer!

Pitt. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Fox!

Fox. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Pitt!

Pitt. Wer eine India-Bill einbringt, hat in dieſem Hauſe wenig zu ſuchen.

Fox. Wer eine India-Bill bekämpfen will, noch weniger.

Pitt. Ich unterrichte mich aus den Acten.

Fox. Ich aus den Menſchen! Ich würde vermuthen, in Ihnen den künftigen Schwiegerſohn des Herrn Snoughton zu ſehen, wenn dieſer wichtige Poſten nicht vacant ſein müßte, da er mir ſoeben angetragen worden iſt.

Pitt. Wie, Ihnen?

Fox. Wundert Sie das? Ich dächte, ich wäre eine beſſere Partie als Sie — denn ich bin Miniſter und Sie wollen's erſt werden.

Pitt. Arme Harriet! Das iſt Menſchenhandel ...

Fox. Ja, Pitt, das iſt Menſchenhandel, und für ihn wollen Sie kämpfen? Ich weiß es nicht, ich vermuthe nur, daß Sie gegen die Bill ſprechen werden; denn Sie ſind ein Diplomat, und man erfährt von ihnen nur, was man Ihnen abzulauſchen im Stande iſt.

Pitt. Ein echter Staatsmann tritt nur auf ſein Stichwort hervor.

Fox. O, mancher bliebe beſſer immer hinter den Couliſſen.

Pitt. Am wenigſten ziemt es den Männern der Regierung, das Herz im Munde zu tragen.

Fox. Junger Mann, Sie wollen mir Lehren geben? Laſſen Sie ſich erſt den Schulſtaub fortblaſen! Ich weiß ſtets, was ich will, und ganz England darf es wiſſen. Wir befinden uns hier nicht in Venedig, wo man durch das Geheimniß regiert. Unſer Staat iſt keine ausgetrocknete Mumie. Iſt das Ihre Staatsweisheit, Pitt, ſo fürcht' ich Sie auch als Gegner nicht.

Pitt. Ja, ich bin Ihr Gegner, ich bekämpfe die Bill, ich bekämpfe ſie aufs äußerſte.

Fox. Das iſt gut — das iſt brav! Trumpf! Trumpf! Honneur! Honneur! Nun endlich decken Sie Ihre Karte auf.

Pitt. Sie ſpielen freilich offen — und doch wäre es beſſer, wenn Sie Ihre Damen und Buben nicht dem ganzen Lande zeigten!

Fox. Ha, ha! An Ihnen iſt ein Landprediger verdorben. Sie müßten immer eine kleine Kanzel in der Taſche tragen, um ſie bei jeder Gelegenheit auseinanderzuklappen und daraufzuſteigen.

Pitt. Und Sie müßten ſich den Farotiſch ins Miniſterium nachtragen laſſen, um die Geſchicke dieſes Landes mit eingebogenen Karten zu lenken.

Fox. Und doch iſt es mir unbegreiflich, wie Sie, da Sie ſo mit moraliſchen Grundſätzen getränkt ſind, die jetzige indiſche Regierung vertheidigen können?

Pitt. Ich vertheidige ſie nicht, aber ich greife eine Bill an, welche mit einem kühnen Griff jahrhundertealte Privilegien zu vernichten droht, die Garantie des Eigenthums, die Garantie, daß dem Sohne ſicher bleibt, was ſich und ihm der Vater erworben.

Fox. Das iſt äußerſt ſchwierig. Was mein Vater mir erworben hat wenigſtens, iſt mir durchaus nicht ſicher geblieben, ſondern längſt durch den Rauchfang fortgeflogen.

Pitt. Durch alte Freibriefe beſtätigt iſt das Recht der Oſtindiſchen Compagnie, die Directoren zu wählen aus ihrer Mitte, dies Land zu verwalten, zu regieren mit ſouveräner Gewalt. Mögen ihre Gouverneure geſündigt haben — ich vertheidige ihre Misgriffe wahrlich nicht, aber ſie haben dem engliſchen Namen das ſchönſte Land der Erde erobert, ſie haben ihm im Orient eine glanzvolle Bedeutung geſichert, ſie haben ſeine märchenhaften Schätze uns zu Füßen gelegt. Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel, daß eine Handelsgeſellſchaft, von ſo ſchwachen Anfängen aus, Großthaten ausgeführt, die, eines Alexander würdig, den Oſten uns dienſtbar gemacht um den hohen Preis unſerer Bildung und Geſittung. Ihr gebührt ein großer Theil des Dankes, daß die Flagge Britanniens weht als die Herrſcherin der Meere, daß ſein Handel zum Welthandel geworden, ſeine Macht zur Weltmacht.

Fox. Ja, und daß edle Volksſtämme ihm in allen Welttheilen fluchen!

Pitt. Und um dieſe Frucht der Anſtrengungen, der Kriege und Siege, ſoll eines Miniſters Bill, ein Parlamentsbeſchluß ſie bringen können? Iſt das Gerechtigkeit? Iſt das Billigkeit? Spielt man ſo mit alten Rechten und heiligem Beſitz? Es iſt nicht der Geiſt maßvollen Fortſchritts, es iſt der Geiſt der frechen Neuerung, der überall in Europa ſein Haupt emporhebt. Die Verwirrung ſoll das Geſetz gebären, und aus dem Unrecht ſoll das Recht hervorgehen. Und dieſem Geiſt, deſſen Vertreter Sie ſind, Fox, der Miniſter dieſes Landes, werf' ich den Fehdehandſchuh hin auf Tod und Leben.

Fox. Ich nehm' ihn auf! Sie kämpfen für Rechte, ich kämpfe für das Recht. Sie kämpfen für die Sitte, ich für die Sittlichkeit. Sie wollen das Unheil heilen, ich will es ausrotten. Ich verdamme den Frevel, auch wenn er Nutzen bringt. Die Oſtindiſche Compagnie hat ihre Vollmacht gemisbraucht, ihr Glück iſt das Unglück ihrer Unterthanen. Dreißig Millionen Menſchen verfluchen uns als Tyrannen. Und das für ein altes moderiges Papier? Geht meine Bill nicht durch, ſo haben wir keine engliſche Regierung in Indien, wol aber eine indiſche in England. Kein Galgen iſt zu hoch für dieſe privilegirten Räuber, für dieſe Macleans von Kalkutta und Madras. Wozu dieſe Monarchen von Indiahouſe? Das Recht der Menſchheit iſt älter als alle Privilegien.

Pitt. Und Ihre Bill ſoll dieſen Schaden heilen, Ihre Bill, welche die Regierung dieſes Landes in Ihre Hände legt und in die Hände Ihrer Creaturen? Das ſoll die Finanzen Indiens heilen? O, wie es dann mit ihnen ausſehen würde, das müßte man die Spielhäuſer und die Farobanken fragen. Ich kämpfe gegen dieſe Bill, und kämpfe doppelt gegen ſie, weil Sie es ſind, der ſie einbringt, weil Ihre Freunde es ſind, die ſie vertheidigen.

Fox. Nun, ſo falle der Würfel immer hin, aber der Nachwelt wird es leid thun, den Namen Pitt zu leſen neben den Namen Haſtings und Clive — ich hätte einen beſſern Platz für ihn gewußt. So ſei's denn, offener Krieg.

Pitt. Offener Krieg!

Fox. Halten Sie Ihre Pickelhaube feſt, junger Mann, denn ich führe eine kräftige Lanze!

Pitt. Ich fürchte nichts! Der Geiſt meines Vaters wird mit mir ſein.

Fox. Der iſt gegen Sie! Der würde Ihr Licht ſchon putzen, es kriechen zu viele Räuber daran.

Pitt. Kampf und Sieg!

Fox. Kampf und Sieg!

Pitt. Recht und Geſetz!

Fox. Freiheit und Glück!

Pitt. Leben Sie wohl, Fox!

Fox. Leben Sie wohl, Pitt! Auf Wiederſehen im Parlament.

Pitt. Auf Wiederſehen!

(Sie eilen beide nach der Thür.)

Achte Scene.

Vorige. Harriet (ein Tablett mit Flaſchen und Gläſern in der Hand, tritt ein).

Harriet (läßt das Tablett fallen). O, mein Gott, wie Sie mich erſchrecken!

Pitt. Leben Sie wohl, Harriet!

Fox. Leben Sie wohl, Harriet!

Pitt. Wir ſehn uns nie wieder!

Fox. Wir ſehn uns nie wieder!

Pitt. Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!

Fox. Auch mir, auch mir, wenn ich bitten darf...

Harriet. Aber meine Herren...

Fox. Danken Sie Gott, daß dieſer Pitt nicht Ihr Mann geworden iſt. Das iſt ein Tyrann.

Pitt. Danken Sie Gott, daß Sie nicht dieſem Fox zugefallen ſind. Sie wären verloren geweſen. Ich denke an Sie, ſo lang ich lebe.

Fox. Ich denke an Sie — ſolang ich nichts Beſſeres zu thun habe.

Pitt. Nochmals, lebe wohl, Harriet!

Fox. Lebt wohl, ihr Millionen! (Beide ſtürzen zur Thür hinaus.)

Das zweite Bändchen enthält das Trauerſpiel „Mazeppa". Das Nachwort zu demſelben lautet:

Die Geſtalt, in welcher hier das Trauerſpiel „Mazeppa" erſcheint, iſt etwas abweichend von derjenigen, in welcher es auf den Bühnen von Dresden, Breslau, Bremen u. a. zur Aufführung kam. Es fehlt in demſelben König Karl XII., welcher früher den vierten und fünften Act belebte, aber wol zu Ungunſten des Helden, der, zwiſchen zwei ſo gewaltige Perſönlichkeiten geſtellt, wie Zar Peter und König Karl XII., etwas in den Schatten trat. Mit ſo vieler Liebe ich die Geſtalt des Schwedenkönigs in der urſprünglichen Faſſung des Trauerſpiels gezeichnet hatte — ich glaubte ſie dennoch der Oekonomie des Ganzen zum Opfer bringen zu müſſen. Ueberhaupt wurde der Erfolg der beiden letzten Acte früher durch die zu weiten hiſtoriſchen Perſpectiven beeinträchtigt, die ſowol einen häufigen Scenenwechſel nöthig machten und dadurch die Bühnenwirkung ſtörten, als auch die ethiſche Grundidee des Ganzen durch die bunte Bilderfolge zu verdunkeln drohten. Es bedarf für den aufmerkſamen Leſer wol nicht der beſondern Erwähnung, daß der aufs Roß gebundene Mazeppa nicht blos die thatſächliche Vignette, ſondern das ethiſche Symbol der Dichtung iſt, das Symbol der wilden und blinden Leidenſchaft, die ins Verderben ſtürzt. So ſpricht es Harpyna aus, welche gleichſam den Chor der Tragödie bildet. Die Gruppe, in deren Mitte ſie ſteht, die Gruppe pflichtgetreuer und opferfreudiger Liebe, iſt jetzt in

helleres Licht gerückt und hebt ſich ſchärfer ab von den dämoniſchen Geſtalten, deren tragiſcher Conflict ſich im Vordergrunde des Trauerſpiels bewegt. Dem Urtheile der Kritik aber ſtelle ich die Entſcheidung anheim, inwieweit meine geſtaltende Kraft ausreichte, einen ſittlichen Grundgedanken in lebendiger Handlung auszuprägen und ohne der hiſtoriſchen Grundlage, ohne dem volksthümlich-ſlawiſchen Colorit untreu zu werden, doch die alle Zeiten durchwaltende Nemeſis zu ſchildern, welche der Ueberhebung des Menſchen auf dem Fuße folgt.

Das Trauerſpiel behandelt nicht jene erſte bekannte Epiſode aus dem Leben des jungen Pagen, ſondern das hiſtoriſche Auftreten des bereits gealterten Hetman, der in ehrgeizigem Aufſchwung nach der Krone der Ukraine ſtrebte und dieſelbe durch den Abfall von ſeinem Zaren als Bundesgenoſſe des Schwedenkönigs zu erreichen ſuchte. Wie ihm nur die Wahl gelaſſen wird, den Vater der Geliebten dem Tode zu weihen, oder ſelbſt als ein Opfer ſeiner unvollendeten Plane zu fallen — das bildet im Stück den Höhenpunkt der dramatiſchen Kriſis. Mazeppa entſcheidet ſich in blinder Leidenſchaft glühenden Ehrgeizes für das erſtere und trennt ſich dadurch von der Geliebten, die, anfangs noch ehrgeiziger und hochſtrebender als er ſelbſt, ſich jetzt von ihm abwendet, einen Theil ſeiner Getreuen von ihm losreißt und ihm zuletzt den Giftbecher credenzt. Es iſt nicht das Thema der Byron'ſchen, ſondern das Thema der Puſchkin'ſchen Dichtung, welches hier mit in die dramatiſche Handlung verſchlungen iſt.

Gleichwol liegt auch die Jugendgeſchichte Mazeppa's nicht ganz außerhalb des Rahmens der Dichtung. Sie iſt eingefügt in Geſtalt einer Erzählung, die aber kein müßiger Schmuck des poetiſchen Werks iſt, ſondern eine entſcheidende dramatiſche Wendung zur Folge hat. Ein junger Pole, Kaſimir, liebt Lodoiska, Mazeppa's Tochter. Mazeppa entdeckt, daß er der Sohn jenes Wojwoden von Lublin iſt, der ihn auf das Roß gebunden und in die Wildniß gejagt hat. Er weigert ihm die Hand der Tochter, und um ſeine Weigerung zu motiviren, entrollt er das Bild jener vergangenen Schreckensſcenen:

Mazeppa.

Ich war ein Pag' am Königshof zu Warſchau,
Und leicht und heitern Sinns! Bei Spiel, Gelag,
Im Sonnenſchein von holder Frauen Gunſt
Schwand mir das Leben hin, ein Maskenſcherz,
Ein ſüßer Rauſch! — Da ſah ich einſt ein Weib
Von andrer Art als rings die duft'gen Feen.
Wie Flittergold erſchien mir jeder Glanz,
Der mich bisher geblendet, denn dies Weib
Trug auf der Stirn des höhern Geiſtes Siegel.
Aus ſeinen Augen blickte tiefſter Ernſt,
Ihr Zauber ruhte feſſelnd über mir!
Im Traum und Wachen ſah ich dieſen Blick.
Das iſt das Unglück! rief es laut in mir;
Das iſt ein fremder, wunderbarer Geiſt,
An Schönheit reicher als das helle Glück,
Das buhlt im Sonnenſchein! Erloſchen war
Des Lächelns Zauber auf den will'gen Lippen,
Gleichgültig ſchaut' ich die geprieſnen Reize.
Doch wie aus Tiefen unergründlich war
Dies feurige Meteor mir aufgeſtiegen,
Und meine Seele flog zu ihm empor,
Ein Aar ins Nordlicht, in den trunknen Himmel!
Unſel'ges Weib, mishandelt von dem Gatten,
Du tiefes, heil'ges Wunder der Natur,
Verſtändnißlos misachtet — heiß entbrannte
Zu dir die Liebe in des Jünglings Herzen.
Und alle Bilder der berühmten Heil'gen,
Märtyrerinnen mit dem Glorienſchein,
Vermiſchten ſich vor meines Geiſtes Aug'
Zu einem Bild vom reinſten Himmelsglanz,
Das deinen Namen trug!

Kaſimir.

O Lodoiska!
Wer ſo geliebt, kann Liebe nicht verſtehn?

Mazeppa.

So glücklos und des höchſten Glückes werth!
So denkend naht' ich ihr; ſie neigte gnädig
Ihr Aug' zu mir! Erſt wollt' ich Hülfe ſchaffen,
Errettung von unwürd'ger Knechtſchaft bringen;
Doch ſie mit ungeahnter Liebe Glut
Flog mir ans Herz. Da ſchwanden alle Schranken!
Fort, fort aus dieſen Hallen — rief ich laut,
Wo alles, alles an die Sünde mahnt,
Aus der das Glück der Himmel ſtammt! Hinaus,
Wo kein Geſetz die freie Steppe kennt
Als nur der Sterne Lauf, der Wolken Zug,
Den ſtillen Wechſel ewiger Gewalten!
Dort, eine wilde Blum' im Himmelsthau,
Mag unſre Liebe freudig ſich entfalten!
Wir flohn — doch folgte der verrathnen Flucht
Der Rächer nach! Der Gatte holt uns ein —
Da — o der Schmach — er ließ mich geiſeln, geiſeln
Mit Ruthenſtreichen vor dem ganzen Volk:
Mit Stricken binden auf ein wildes Roß.
Ein Geiſelhieb — der Renner bäumt und ſchäumt —
Fort ging's in wilder Wuth! Dort droben tanzt
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.
Das Auge ſchloß ich, und mir war's, als würd'
Im ungeheuern Lauf ich fortgeriſſen,
Wie jene heimatloſen Feuerſeelen
Des Alls, die durch die ew'gen Räume irren!
Und ſo im Schwindel ſchien mir's oft: das wär'
Mein Leben ſelbſt — ein blinder, jäher Sturz,
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,
Gefeſſelt an des dunkeln Stoffs Gewalt!

Lodoiska.

Das hielt ich für ein Märchen, da ich's niemals
Von deinen Lippen hörte, nur von andern.

Mazeppa.

Der ſchnaubende Dämon trug mich raſtlos weiter;
Es peitſcht' der Wald mich mit den thau'gen Zweigen,
Ein Diener des Wojwoden, gnäd'ger noch
Als er; denn dieſe Schmach ſahn nur die Sterne!
Raſch nahn ſich die unheimlichen Genoſſen;
Der Eule blödes Auge ſtarrt mich an,
Der Adler ſenkt ſich aus den Lüften nieder,
Und Unheil kündend ſchweben über mir
Die Raben, die lebend'ge Leiche witternd!
Gewürm und Schlangen ziſchen rings durchs Unkraut,
Und aufgeſcheucht vom Lärm der Roſſeshufe
Erhebt der Wolf ſein ſchreckliches Geheul,
Und ruft die Brüder wach in Wald und Schlucht!
Mit glüh'nden Augen ſchnaubt der Schwarm herbei,
Blutlechzend, gierig nach dem ſeltnen Wild,
Halb Roß, halb Menſch, ein traumhaft Fabelbild!
Da faßt den Hengſt Entſetzen; angſtvoll ſträubt ſich
Die Mähne; er erzittert unter mir,
Beſchleunigt fieberhaft den wilden Lauf!
Und über Rieſenſtämme jagt er fort,
Und ſtürzt ſich in den Strom, der, aufgeſcheucht

Aus nächt'ger Einſamkeit, verdrießlich toſt,
Und doch die wunden Glieder kühlt! — Und als
Der Morgen thaute, hell der Oſt erglühte,
Da nahten wir der Ukraine Grenzen.
Fern wieherten die freigelaſſnen Heerden;
Mein Renner ſchnob entgegen frohen Grußes;
Doch arge Qual ward mir dies Wiederſehn!
Fremd war mir ihre Sprache und bedrohlich
Der Freude Zeichen! Halb beſinnungslos
Wohnt' ich der ſeltſamen Verſammlung bei.
Umweht von Schweiß und Mähnen, angeglotzt
Von den kryſtallnen Augen, glaubt' ich mich
In ein Dämonenreich verſetzt, umringt
Von ſeltſamen Geſtalten, und mir ſchien
Die eigne Seele ſolch ein wandernd Ding,
Ein irrer Hauch — ein wüſter Traum das Leben!
Da ſtürzt' mein Roß und meine Sinne ſchwanden —
Als ich erwachte, war ich frei von Banden,
Sorgſam gepflegt in des Koſacken Hütte,
Ein Fremdling in des eignen Volkes Mitte!

Daß Mazeppa ſelbſt keine germaniſche Idealgeſtalt iſt, muß zugegeben werden; es galt den Verſuch, das ſlawiſch-nationale Element in den Charakter mit aufzunehmen, ſoweit dies ohne Beeinträchtigung ſeiner tragiſchen Allgemeingültigkeit möglich war. Daher iſt ihm Schlauheit und Verſtellungskunſt in reicherm Maße zugemeſſen, als ſich vielleicht mit dem Begriff eines deutſchen Helden im Leben und auf der Bühne vereinigen läßt. Es iſt eine Conſequenz dieſer Charakterzüge und einer Situation, die er ſich geſchaffen, ohne ſie vollkommen beherrſchen zu können, daß er ſich zur grauſamen Hinrichtung Iskra's entſchließt, dadurch Matrena von ſich losreißt und ſo die Leidenſchaft der Liebe der Leidenſchaft des Ehrgeizes zum Opfer bringt. Der dritte Act des Stücks enthält den obenerwähnten Höhenpunkt der Kriſis, die höchſte Spannung des dramatiſchen Conflicts, die Mazeppa's Verſchuldung zu einer verhängnißvollen, ihm ſelbſt verderblichen Conſequenz treibt und Matrena's Liebe in Haß verwandelt: eine jener Wendungen, die nach dem Ariſtoteliſchen Kanon von höchſter tragiſcher Berechtigung ſind. Der vierte Act bringt die Peripetie, den durch Matrena's Aufſtachelung bewirkten Abfall der Saporoger; der fünfte die Kataſtrophe, die Schlacht bei Pultawa und Mazeppa's Vergiftung durch Matrena.

Eine Natur von gleicher ſlawiſcher Wildheit wie Mazeppa iſt Peter der Große, aber er ſteht doch im Gegenſatz zu ihm, weil er ſie zu bändigen und auf große und berechtigte Ziele hinzulenken weiß. So ſagt er im erſten Act:

Ihr wißt, ich bin ein ſchlichter Zimmermann,
Mit Axt und Säge geh' ich fromm ans Werk,
Im Schweiß des Angeſichtes will ich ſchaffen.
So war's in Saardam und ſo iſt es heute!
Dort war's ein Schiff mit Kiel und Deck und Maſten,
Heut' auf der Werfte liegt ein großes Reich,
Das ich behaue und zuſammenfüge
In Gottes Schutz mit meines Armes Kraft.

Mazeppa.

Ha, ſchau' ich dir ins große Herz, o Zar.
Steh' ich ſo klein daneben! Göttlich iſt's,
Ein Herr zu ſein, zu ſchaffen, zu geſtalten —
Wir folgen deinem Stern!

Peter.

Hm — nicht ſo ganz!
Denkt an den Don! O, ein Rebellengeiſt
Wohnt in den Steppen — ſprecht, wie ſoll mein Arm
Durch dieſe ungeheuern Wüſten reichen,
Dies Volk, ein flüchtiges Gewölk, zuſammenballen,
Daß es im Strahle meiner Sonne glüht?
Ein eiſernes Geſetz muß drüber walten,
Daß jeder fühlt, er muß das Ganze halten!

Und wenn er im letzten Act nach der Schlacht bei Pultawa ſeinen von zwanzig Kugeln durchlöcherten Hut zeigt und ſich als Oberſt von ſeinen eigenen Generalen befördern läßt, ſo liegt in dieſer freiwilligen Unterordnung eines Staatsoberhaupts, das einen militäriſchen Rang durch ſeine Leiſtungen erſt verdienen will, der ſchärfſte Gegenſatz gegen die maßloſen Ueberhebungen eines nach der Krone ſtrebenden Rebellen, der ſie um jeden Preis, auch durch Verrätherei erringen will.

Kaſimir und Lodoiska in ihrer edeln opferbereiten Liebe ſtehen von Haus aus in verſöhnendem Contraſt zu den Ueberſtürzungen maßloſer, zuletzt ſich ſelbſt vernichtender Leidenſchaft. Der Verſuch, in die prieſterliche Geſtalt der Harpyna einige jener Elemente zu verlegen, auf denen die dichteriſche Bedeutung des antiken Chors beruht, darf nicht auf den Ruhm der Neuheit Anſpruch machen. Shakſpeare's Pater Lorenzo vertritt das gleiche Princip. Derartige Geſtalten dürfen natürlich im modernen Drama nicht gänzlich außerhalb der Handlung ſtehen, müſſen aber eine Zeit lang, ehe ſie in dieſelbe eingreifen, ihr mit ruhiger Betrachtung gegenüberſtehen. So zeigt ſich Harpyna am Schluß des großen Monologs, der ſonſt wie ein Chorgeſang ertönt, doch mit in die Geſchichte des Helden verflicht:

Mutter Natur, wie wächſt ein weiſer Sinn
In deiner Einſamkeit! Der Stern des Abends
Wacht wieder mit dem jungen Morgen auf.
Wir träumten eine ganze lange Nacht,
Und eine bunte Welt ſtieg auf und nieder
Vor unſrer Seele, ja ein ganzes dunkles
Verworrnes Leben; aber nach dem Traum
Winkt wandellos daſſelbe Aug' des Himmels,
Das golden ſeine Pforten uns erſchloß,
Und mahnt uns freundlich an das ewig gleiche
Geſetz der Welt! O Harmonie da draußen,
Verklär' das Menſchenherz! Dich ſuch' ich, dich!
Ich fühl' den Takt, nach dem die Sterne kreiſen,
Die Wipfel rauſchen und das Lebensblut
Des Alls durch tauſend ſtille Pulſe wallt,
Ein ewig Reigen, Schweben, Sinken, Steigen,
Und doch ein wandelloſes Gleichgewicht!
So ſei dein Schlag, o Herz! Empfinde ſtets:
Nur eine Blume unter Millionen,
Sie blüht und welkt, und drüber geht der Hauch
Des Windes achtlos; aber wie ſie keimt
Und wächſt und Blättchen treibt und ſich ernährt
Aus Erd' und Luft — das iſt das Ewige;
In ihrem Kelche ruht das Weltgeheimniß,
Und regt ſich's drin und weht ein Flöckchen Staub
Von einem zarten Faden hin zum andern —
Das iſt die Schöpfung! Keine andre war's,
Aus der die Sonnen trunken aufgeflogen,
Und ihnen nach das heiße Menſchenherz,
Das eine flüchtige Secunde nur

Das Licht der Ewigkeit erwärmt!
Doch jener Stern, der goldnem Thau der Frühe
Und roſigem Gewölk des Abends winkt,
Es iſt der Stern der Liebe! Sanft und heilig,
Am ew'gen Maß der Schöpfung großgezogen,
Soll ſie der Jugend Herzen ſtill durchglühn!
Dann wacht ſie noch am Grab, wie an der Wiege,
Umfängt das Leben wie ein Götterarm,
Der aus den Wolken greift! Ihr holden Kinder!
Euch wird, ich hoff's, das Rechte offenbar
Und eure Seele ſpiegelt jenen Stern!
So pfleg' ich, eine Prieſt'rin am Altar,
Zwei Flammen, die ſich ſelbſt und dann im Band
Den Himmel ſuchen!
Sühne ſei es mir
Für alte, dunkle Schuld! Einſt irrt' auch ich
Auf jener Bahn der wilden Leidenſchaft!
O Uebermuth des Menſchen, der ſich ſelbſt
Mit ſeinen kleinen Zwecken lügt zur Seele
Der Welt und keck zerſtört ihr Saitenſpiel —
Ein Rad, aus dem Getrieb herausgeriſſen,
Das in den Abgrund rollt und dort zerſchellt!
Du wilder Dämon, welcher alle Kronen
Der Erde häuft auf ſeine Stirn, der Luſt,
Dem Stolz Altäre baut und unerſättlich
Wie ein verzehrend Feuer alles Glück
Der Welt im Sturm verſchlingt — du ſtreckſt dich rieſig
Und kannſt doch nicht die kurze Spanne Zeit,
Die zugemeſſne, überſchreiten! Ja,
Dich treibt kein Sturm, der ehrlich weiter brauſt,
Ein Wirbel nur, der dich im Kreiſe jagt!
Verkörpert ſah ich dieſen Dämon einſt,
Und ließ mich ſchmieden an ſein Feuerrad!
Jetzt weilt mein Aug' mit unnennbarer Wehmuth
Auf ſeinem irren Gang. Nicht hemmen kann
Ich ihn, nicht retten — mir zerreißt's das Herz.
Oft wacht es wieder auf, das alte Feuer,
Und ſelig ſcheint mir's, ſelig, hinzuſterben
In einer großen Sünde! Fort, fort, fort!
Der ew'ge Aether hält mich rings umfangen,
Ich tauch' das Haupt in ſeinen reinen Glanz!
Frei über Licht und Schatten will ich ſchweben,
Dem Einen nicht, dem All gehört mein Leben!

Das dritte Bändchen der „Dramatiſchen Werke" enthält das Luſtſpiel „Die Diplomaten". Dem Nachwort zufolge iſt daſſelbe
am berliner Hoftheater, in Breslau, Königsberg und an mehrern andern Bühnen zur Aufführung gekommen. Es erſcheint in ſeiner jetzigen Geſtalt nicht ohne wichtige Aenderungen. Die Schlußſcene des zweiten Acts iſt in anderer Weiſe motivirt und durchgeführt, die etwas verwickelte Intrigue in ihren Hauptknotenpunkten ſchärfer hervorgehoben, der Dialog durch friſchere und ſchlaghaftere Wendungen bereichert worden. Die ironiſche Tendenz des Stücks tritt wol aus der Handlung ſelbſt ſo klar zu Tage, daß ſie hier nicht weiter hervorgehoben zu werden braucht.

„Pitt und Fox" iſt mehr ein Charakter-, „Die Diplomaten" ſind mehr ein Intriguenluſtſpiel, welches im Verlauf einer vielfach verſchlungenen Handlung nachzuweiſen ſucht, wie die Diplomatie oft nur die Kunſt der feinen Misgriffe iſt, wie die Diplomaten mit großem Aufwand von Schlauheit und Geiſt oft nur gegen ſich ſelbſt intriguiren und dann wieder durch einen glücklichen Zufall ohne ihr Verdienſt erreichen, was ſie eigentlich durch ihre ganze Kunſt verſcherzt haben. Die Handlung ſpielt am Hofe König Philipp's V. von Spanien, und die beiden Helden des Stücks ſind der niederländiſche Geſandte Ripperda, der einen Handelstractat mit dem Hofe von Madrid durchzuſetzen ſucht, und der Miniſterreſident von Parma, Alberoni; jener einer der leichtlebigen und unternehmungsluſtigen Diplomaten, welche ihre Siege im Sturm zu erringen ſuchen, dieſer ein ſich in komiſchen Lazzi und verſchlagenen Streichen gefallender Schlaukopf, und dabei ein Gourmand und Meiſter der Kochkunſt. Beide haben ernſte Zwecke im Auge, aber ſie verfolgen dieſelben mit frivolen Mitteln. Die Prinzeſſin von Parma, deren Ehe mit dem König Alberoni durchzuſetzen ſucht, kommt ſelbſt incognito nach Spanien, um den König perſönlich kennen zu lernen, ehe ſie ihm Hand und Herz reicht. Ripperda will durch die Hülfe dieſer Schönen die Prinzeſſin von Parma aus dem Felde ſchlagen, er will den König durch ſie beherrſchen, Alberoni dagegen will ſie, da ſie die ihm für die Prinzeſſin gefährlich ſcheint, ungefährlich machen, indem er ſie mit Ripperda vermählt. Beide ſchleichen verkleidet, ohne voneinander zu wiſſen, als Beichtiger auf das Schloß, wo ſich Eliſabeth befindet.

Ripperda hat ſeinen Sturm auf die Prinzeſſin bereits gewagt, als Alberoni eintritt:

Siebenter Auftritt.

Alberoni (als Pater). Ripperda.

Ripperda (tritt zurück). Zu ſpät!

Alberoni. Wie? Schon ein Stellvertreter hier? Aber der Fra Lorenzo hatte mich doch ausdrücklich beauftragt...

Ripperda. Pax vobiscum!

Alberoni. In aeternum! Euer Ehrwürden haben wol ſchon die Beichte abgenommen?

Ripperda. Allerdings, bei der jungen Seunora! Mein Gott, das arme Kind hatte wenig zu beichten. Die Alte dagegen iſt offenbar viel ergiebiger — die hab' ich Ihnen aufgehoben!

Alberoni (für ſich). Ich begreife nicht, mit welchem Rechte — wie? ſeh' ich recht? — es iſt wol nicht möglich...

Ripperda (für ſich). Dies irae, dies illa — es iſt der Abbé!

Alberoni (für ſich). Was hat er in aller Welt nur hier zu ſuchen!

Ripperda (für ſich). Aeußerſt ſtörend! — Ueberall drängt er ſich ein...

Alberoni (für ſich). Der gute Niederländer intriguirt Das hätt' ich ihm nicht zugetraut!

Ripperda (für ſich). Sie iſt ihm gewiß im Wege! Er hat gute Spione!

Alberoni (für ſich). Seine Spürnaſe iſt nicht ganz ſchlecht — ich fange an, ihn zu achten!

Ripperda. Herr Abbé Alberoni!

Alberoni. Herr Baron von Ripperda.

Ripperda. Pax vobiscum...

Alberoni. In aeternum — dürft' ich wol fragen, welche wunderbare Fügung des Geſchickes die Excellenz aus den Niederlanden gezwungen hat, zu einer ſo fremdartigen Verkleidung ihre Zuflucht zu nehmen?

Ripperda. Dies Kleid iſt mir nicht fremdartiger, als vielen andern, die es mit größerm Rechte tragen. Ich darf wol die gleiche Frage an Sie richten...

Alberoni. Ich bin in meinem Wirkungskreiſe; aber Sie, mein Freund...

Ripperda. Wie können Sie von mir Vertrauen verlangen, nachdem Sie mich in einer ſo groben Weiſe getäuſcht! — Die Niederländer wiſſen jetzt, wie ſehr ſie auf Ihre Freundſchaft

zu rechnen haben; sie wissen jetzt, daß sich Alberoni nicht bestechen läßt — wenn er auch das Geld ruhig einkassirt. Ein neuer Aristides — unerschütterlich, tugendhaft. — Keine Festung ist uneinnehmbar, sagte Philipp von Macedonien, zu der nur ein mit Gold beladener Esel Zutritt hat. Wir Niederländer haben uns sehr getäuscht, als wir die Rolle dieses Thieres übernahmen. Das Gold ist in der Festung, aber sie trotzt uns noch immer unbesiegt! Es geht nichts über solche Grundsätze — ich mache Ihnen mein Compliment, Abbé!

Alberoni. Die Wahrheit zu sagen — ich verstehe Sie nicht!

Ripperda. Wie? Ein so feiner Verstand wie der Ihrige, zugespitzt nach allen Regeln der Scholastik, ein Verstand, dem man eine so handgreifliche Täuschung, die einer Herausforderung ähnlich sieht, gar nicht einmal zugetraut hätte? Welche Gründe konnten den Abbé Alberoni bestimmen, so früh die Maske abzuwerfen? Das ist ein Stoff zum Nachdenken in schlaflosen Nächten, aber ich schlafe vortrefflich und bedaure daher, die Dunkelheiten in den Motiven so großer Männer nicht entziffern zu können.

Alberoni. Es ist das Unglück bedeutender Charaktere, daß man eine Bedeutung sucht in ihrem harmlosesten Thun. Fast könnte ich mir schmeicheln, so überschätzt zu werden, während ich in Demuth bekennen muß, daß ich oft nichts bin als ein plumper Spaßmacher.

Ripperda. Wie? Und es wäre blos ein Fastnachtsscherz gewesen, daß Sie mir die Gegenwart der Prinzessin Orsini...

Alberoni. Haha — mein Freund — nur sachte, mein lieber Freund, keine Uebereilungen! Ich wollte Sie nächster Tage besuchen, um mir für diesen Scherz Ihre Verzeihung auszuwirken, Sie müssen mich nur erst näher kennen lernen! Die Menschen kommen mit seltsamen Organen zur Welt. Der eine hat ein Diebesorgan und muß stehlen, so gut, wie ein anderer ein dichterisches Genie ist und ein dritter ein großer Mathematiker. Das ist alles Talent, und die Tugend ist das größte; doch auch zum Laster gehört unleugbare natürliche Begabung. Der Mensch kann nicht gegen die Sterne kämpfen, am wenigsten gegen die Sterne, die (auf die Stirn zeigend) hier an seinem eigenen Firmamente strahlen. Nun bin ich mit meinem unwiderstehlichen Hange zum Spaßmachen, zum Possenreißen, zu tollen Lazzis geboren und hätte mich nicht der Zufall in eine andere Laufbahn geworfen — Sie würden mich unzweifelhaft als Bajazzo im Circus angetroffen haben.

Ripperda. Das ist wol möglich! Wenigstens besitzen Sie das Talent jener Bajazzos, immer wieder aufzustehen, wenn man mit Recht glaubt, Sie hätten den Hals gebrochen.

Alberoni. Ganz recht. Sie müssen also Nachsicht haben mit diesen kleinen Capricen, die mir alle meine Freunde verzeihen! Ich wollte — ich mußte dem Uebermuthe der Orsini eine kleine Lection ertheilen — Sie waren der Mann dazu!

Ripperda. Wie? Und dabei konnten Sie vergessen, daß Sie alle meine Interessen, alle Interessen der Niederlande...

Alberoni. Lassen Sie mich ausreden! (Für sich.) Man muß die Wahrheit immer sagen, wenn sie einem nicht geglaubt wird. (Laut.) Sie würden ein Recht haben, sich zu beklagen, daß ich Sie, Ihren Auftrag, Ihre Angelegenheiten vernachlässigte, wenn es sich in der That in diesem Augenblick noch um den Einfluß der Prinzessin Orsini handelte...

Ripperda. Wie? Was sagen Sie?

Alberoni. Ich arbeite im geheimen an dem Sturze der Prinzessin. Kommt die Heirath mit Elisabeth von Parma zu Stande — — so fällt die Orsini.

Ripperda (für sich). Er hält mich doch für sehr leichtgläubig! Diese groben Lügen...

Alberoni. Wozu also noch die vielen Ceremonien, die Bemühungen, jene übermüthige Prinzessin zu gewinnen? Viel besser, schon jetzt ihr Schach geboten — dann steigen die Actien unserer Zukunft. Ich habe Sie jetzt in mein Geheimniß eingeweiht, mein ganzer Fehler war, daß ich es früher nicht schon gethan. Den kleinen Scherz verzeihen Sie mir gewiß...

Ripperda (für sich). O die Schlange! Wie er sich windet...

Alberoni. Wir müssen zusammenhalten, Baron! Ich habe Ihnen jetzt mein vollstes Vertrauen geschenkt, ich bitte Sie, es zu erwidern. Es könnte bald die Zeit kommen, in der ich meine unscheinbare Rolle mit einer wichtigern vertauschte.

Ripperda (für sich). Nur zu wahr, das gerade muß verhindert werden, ich schaue dir jetzt in die Karten...

Alberoni. Mit mir steigen die Actien der Niederländer, mit mir fallen sie! Wer sonst an diesem Hofe würde sich ihrer annehmen? Ich aber (flüsternd) zahle das Kapital mit Zinsen zurück, sobald Elisabeth den Thron besteigt.

Ripperda (für sich). Leere Worte — ich kenne jetzt eine lautere bessere Quelle!

Alberoni. Also — offen, mein Freund — kann ich Ihnen dienen — ich bin bereit! Nur müssen Sie mir beichten, was diese Kleidung bedeutet!

Ripperda. Und Sie können fragen? Ihr Scharfblick hat das nicht im ersten Augenblicke erkannt? Sie wissen, ich liebe ein fröhliches Leben! Die Angelegenheiten des Staats zu betreiben, das ist mein Handwerk; aber zu leben, das ist meine Kunst! Mein empfängliches Herz erglüht so leicht, und in diesem Lande der Schönheit treten Tizian's Bilder ins Leben! Mit einem Worte — ich liebe!

Alberoni. Ihr Herz scheint allzu empfänglich — da auch schon jene kleine Juanna...

Ripperda. Vorpostengefechte — nichts weiter! Amor als Tirailleur — jetzt erst liefert er mir die Hauptschlacht! Ich bin hingerissen, entzückt! Denken Sie sich, diese kalten, holländischen Schönen, diese harlemer Tulpen, bei denen man nur nach dem Preis der Zwiebel fragt, diese duftlose Fülle — in solchen nordischen Gärten mußte bisjetzt mein liebendes Herz botanisiren. Hier im Zauberlande des Südens — dies glühende Colorit, diese bedeutsamen Blicke — und der Zufall führt die Schönste mir entgegen! Eine Rose der Alhambra, aufgeblüht in Granadas Sonne — eine üppige Andalusierin, feurig wie der Wein auf den Hügeln von Xeres! Da schlägt mein Herz — meine Pulse fiebern — Ein Gedanke nur quält mich bei Tag und Nacht — o Sie kennen das nicht, Abbé — es ist ein seliger Rausch; aber man vergißt die Welt und seine Pflicht!

Alberoni. Und das ist also die Nichte unserer Herzogin?

Ripperda. Sie ist es! Darum sehen Sie mich in dieser Kutte! Kein Mittel verschmäh' ich, um zum Ziele zu gelangen. O sie ist schön, entzückend schön...

Alberoni. Im Stil des Tizian oder Rafael?

Ripperda. In ihrem eigenen! Ein unbeschreiblicher Reiz umschwebt sie. Lassen wir das, lassen wir das, Abbé! Ein Amoroso ist der unbrauchbarste Mensch von der Welt!

Alberoni (für sich). Der gute Niederländer scheint mir in der That verliebt zu sein...

Ripperda (für sich). Wie unglaublich rasch diese Spürhunde auf jeder Fährte sind!...

Alberoni (für sich). Das ist ja gut — das ist das Beste, was uns begegnen konnte!

Ripperda (für sich). Nun wird es Zeit, daß ich mich empfehle!

Alberoni. Und Sie lieben glücklich?

Ripperda. Ich wage es zu glauben.

Alberoni. Haben Sie Beweise?

Ripperda. Sie fragen noch — sie hat mir gebeichtet.

Alberoni. Und doch — Sie haben einen gefährlichen Nebenbuhler. — Ich bin in der vortheilhaftesten Lage, Ihnen wieder einmal die Wahrheit sagen zu können, die lautere Wahrheit, Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens zu geben. Ihr Nebenbuhler ist der König!

Ripperda. Ich falle aus den Wolken!

Alberoni. Das glaub' ich gern! Doch Sie könnten leicht aus allen Ihren Himmeln fallen. Unter uns gesagt — dies lyrische Intermezzo, diese kleine Idylle ist bei der Gemüthsstimmung des Königs nicht ohne Gefahr für unsern Plan. Solch eine schäferliche Laura könnte der Heirath im Wege stehen, an der unser aller Glück hängt. Sub sigillo — deshalb bin ich ja hier, ich muß diese bedenkliche Schönheit aus dem Wege räumen, koste es, was es wolle. Sie haben mir die Mühe erspart, Erkundigungen einzuziehen, und in Ihrer Hand liegt das Mittel, das uns alle rettet — — Entführen Sie doch das Mädchen!

Ripperda (für sich). Jetzt kommt der bittere Beigeschmack. (Laut). Das geht nicht...

Alberoni. Mein Gott — das ist ja eine Kleinigkeit! Dies alte Schloß — ein paar Leitern — der Balkon liegt auch recht vortheilhaft — Mondschein ist fast immer in Spanien vorhanden — wer wird so viele Umstände machen?

Ripperda. Aber — Sie vergessen — der Ruf des Mädchens, ihre Ehre, ihre Familie...

Alberoni. Freilich, wenn Sie noch nicht weiter mit ihr gekommen sind, wenn Sie noch so viele Rücksichten nehmen müssen — man ist hierzulande sonst nicht so ängstlich mit den Herzensangelegenheiten. Indeß — wenn es sein muß, wenn Sie eben eine recht ernste Neigung hegen, die für einige Jahre Dauer verspricht — nun so heirathen Sie das Mädchen doch!...

Ripperda (bei Seite). Das wird immer besser...

Alberoni. Ich werde selbst bei der Tante für Sie anhalten, es ist die beste Gelegenheit.

Ripperda. Ich bitte Sie, halten Sie ein — Sie wollen mich kopfüber in eine Ehe stürzen...

Alberoni. Das ist die beste Art, wie man hineinkommt!

Ripperda. Ein schwerer Entschluß — das geht nicht im Fluge...

Alberoni. Bittere Pillen muß man rasch hinterschlucken...

Ripperda. Aber ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein...

Alberoni. Es handelt sich um Ihr Lebensglück...

Ripperda. Allerdings! O wenn es möglich wäre — aber ich muß mein Lebensglück auf solider Grundlage aufbauen!

Alberoni. Das zu beurtheilen ist freilich Ihre Sache. Kommen Sie — der Moment entscheidet...

Ripperda. Oft zum Schlimmen!

Alberoni. Man muß alles in der ersten Begeisterung thun — darauf beruht das Genie der That.

Ripperda. Ich besitze durchaus kein Genie, ich verzichte darauf — ums Himmels willen, so gönnen Sie mir doch Ueberlegung!

Alberoni. Ich begreife Sie nicht — ein so freundschaftliches Anerbieten...

Ripperda (bei Seite). Es ist zum Verzweifeln! (Laut.) Ich bin Ihnen dankbar — ich bin keinem Menschen jemals so verbunden gewesen...

Alberoni. Ich führe Sie hin.

Ripperda. In diesem Costüm?

Alberoni. Es beweist Ihre Liebe!

Ripperda (für sich). Zum Verzweifeln, mein Sträuben verräth mich! (Laut.) Ich kann das Mädchen nicht in Verlegenheit stürzen...

Alberoni. Pah — diese Verlegenheit läßt sich jede gern gefallen — ein Heirathsantrag des Geliebten...

Ripperda. Sie bemühen sich unendlich für mich.

Alberoni. Wenn es so wenig kostet, meinen Freund glücklich zu machen...

Ripperda. Lust! (Sich den Schweiß abtrocknend.) Ich versprech' es Ihnen, ich heirathe das Mädchen, ja, ich werde sie heirathen, wenn ich nämlich die Einwilligung bekomme. Aber wir müssen alles erst erwägen, besprechen — ich muß meine Verhältnisse ordnen, ich muß mein Testament machen — lieben, ja, das ist herrlich, aber heirathen ist doch keine Kleinigkeit. — Kommen Sie!

Alberoni. Hierher — hic Rhodus, hic salta!

Ripperda. Nun, so zerstören Sie alles, mein Glück, meine Liebe, durch Ihre Voreiligkeit!

Alberoni. Wir sorgen für die Aussteuer.

Ripperda. Auch das noch...

Alberoni. Sie wird ein kleines Peru im Hause haben.

Ripperda. Thun Sie, was Sie wollen — ich fliehe vor meinem Glücke — es überwältigt mich. Leben Sie wohl, Abbé — ich verwünsche Sie! (Eilt nach der Thüre.)

Alberoni (ihm nach). Halt, halt, halt! Ich muß das Corpus delicti zur Hand haben — ich lasse Sie nicht. (Er faßt Ripperda, der schon die Thüre erreicht, an der Hand.) Bedenken Sie das Glück Spaniens!

Ripperda. Und Sie — die Freiheit der Niederländer! (Die Thüre öffnet sich, der König tritt ein; beide fahren erschrocken zurück.)

Ein ernsterer Zug kommt in das Lustspiel, dem dadurch die joviale Nonchalance von „Pitt und Fox" fehlt, durch die Gestalt der Orsini, deren Sturz im letzten Act nicht ohne tragische Elemente ist, welche über die ironische Haltung des Stücks hinausgehen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Sprichwörterliteratur.

(Beschluß aus Nr. 50.)

2. Deutsche Rechtssprichwörter unter Mitwirkung der Professoren J. L. Bluntschli und K. Maurer gesammelt und erklärt von Eduard Graf und Mathias Dietherr. Nördlingen, Beck. 1864. Lex.-8. 3 Thlr. 5 Ngr.
3. Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Zweite, vermehrte Auflage. Nebst Anhang, enthaltend drei Gutachten über die erste Auflage des Werks. Berlin, Th. Enslin. 1865. 8. 1 Thlr.
4. Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis mit einem Anhange: Zur Kritik des Kurz'schen B. Waldis und einem Verzeichniß von Melanchthon gebrauchter Sprichwörter von Franz Sandvoß. Friedland, Richter. 1866.

Die „Deutschen Rechtssprichwörter" (Nr. 2) begegnen uns in dem Werke Graf's und Dietherr's in überraschender, ja fast erdrückender Fülle. Es ist ein schönes, von Jakob Grimm schon längst gewünschtes Werk, dem deutschen Volke sein eigenes Recht, wie es in Sprichwörtern ausgeprägt ist, zu geben. „Es gibt zwar alte Rechtssprichwörter-Sammlungen", sagt die Vorrede, „aber jede derselben spricht zu römisch gebildeten Rechtsgelehrten, die meisten überdies in römischen Formen, und ein deutscher Magen kann, wie das Sprichwort sagt, nur deutsche Kost vertragen."

Der Stoff ist nach juristischen Materien vertheilt, sodaß jedes Wort schon durch seine Stellung dem Verständniß näher gebracht ist. Zusammenfassende Erläuterungen, zugleich Zeugniß außerordentlicher Bekanntschaft mit dem deutschen Rechte, reihen sich an die einzelnen Abschnitte. Der Begriff des Sprichworts ist hier freilich ziemlich weit gefaßt.

Auf den reichen Inhalt und die Behandlungsweise des auch von Wander reichlich herangezogenen Buchs des Nähern einzugehen, muß Referent sich versagen; es würde

das Sache eines sehr tüchtigen Juristen sein müssen. Ich glaube aber aussprechen zu können, daß nicht blos der Jurist, sondern jeder Freund deutschen Volksthums, daß der Sprachforscher und der Publicist mit Freude und wahrem Nutzen das Buch in die Hand nehmen werden. Für den durchgebildeten Juristen aber muß es das interessanteste Repetitorium sein, und es wird nicht leicht einer sein, für den es nicht auch zugleich ein Repertorium wäre.

Hauptstück I: „Recht und Gesetz", enthält folgende Unterabtheilungen: 1) Rechtsbegriff (bis Nr. 114); 2) Gewohnheit (bis Nr. 196); 3) Gesetz (bis Nr. 234); 4) Mannichfaltigkeit der Rechte (bis Nr. 254); 5) Widerstreit der Rechte (bis Nr. 286).

Hauptstück II behandelt in 252 Artikeln die „Stände": Kaiser und König, Adel — ein sehr interessantes Kapitel —, Freiheit und Eigenschaft, Dienstleute, Fortpflanzung. Hauptstück III: „Sachenrecht": Arten von Sachen, Almende (Wald und Weide), Gemeinde, Wirthschaft, Leihe, Nachbarschaft, Gewere, Besitz, liegendes Gut, Fahrhabe, Pfandrecht, Reallasten, Regale (402 Nummern).

Diese Inhaltsübersicht über die drei ersten Hauptstücke wird dem Kundigen schon andeuten, was er erwarten kann. Die übrigen Hauptstücke sind: IV. „Familienrecht"; V. „Erbrecht"; VI. „Gedinge"; VII. „Das Ungericht"; VIII. „Gericht"; IX. „Staatsrecht"; X. „Kirchenrecht"; XI. „Lehnrecht".

Als Probe der Behandlung wähle ich S. 169 ein Stückchen, von der rechtlichen Stellung der Kinder, das wol auf allgemeines Interesse Anspruch hat:

Eine besondere Pflicht der Aeltern und insbesondere des Vaters, als des Hauptes in der Familie, erscheint neben der Nahrung und Pflege die Erziehung: „Die Kinder sind in Banden und Handen des Vaters"; und „Wer einen in Heften hat, der muß dafür antworten", d. i. der Vater, falls er seine Aufsicht vernachlässigt; „was aber ein Bastard, ein uneliches Kind, verbricht, das gelten die Magen der Mutter und nicht des Vaters."

Aus den Rechten der Erziehung und der damit im Zusammenhang stehenden Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seiner Kinder folgert sich von selbst sein Züchtigungsrecht: „Der Vater muß die Kinder ziehen, bis sie sich selbst erkennen", und im gleichen Sinne: „Bis zum Aufgange der Bescheidenheit soll die Ruthe der Kinder Missethat zwingen", und zwar ohne allzu große Nachsicht, wozu der Spruch die Aeltern mahnt: „Die Ruthe nur macht fromme Kinder", „Was aber dem Besen (d. i. der Ruthe) entrinnt, das findet seine Grabstätt am Galgen."

Unter sieben Jahren soll aber auch bei schweren Vergehen der Kinder keine öffentliche Strafe stattfinden; es genügt die Zucht der Aeltern, und deshalb thut das Recht der Kinder Thorheit Gnade. Selbst über sieben Jahre hinaus soll das Kind mit der öffentlichen Strafe des Gerichts verschont bleiben, solange die Bescheidenheit ihm mangelt, d. h. das klare Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht. Die Frage, ob das Kind diese Bescheidenheit besitze oder nicht, wurde auf sinnreiche Art gelöst: Hat ein Kind das andere erschlagen, so nimmt der Richter das lebende und führt es vor die Leiche; dort hält er ihm in der einen Hand einen Pfennig, in der andern einen Apfel entgegen: greift das Kind nach dem Apfel, so ist es frei, denn wie Freidank sagt:

Ein Kind nimmt ein gefärbtes Ei
Für ungefärbter Eier zwei —;

greift es aber nach dem Pfennig, dann hat es die Jahre der Bescheidenheit erreicht und es ergeht das Gericht darüber.

Die Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seines Kindes dauert aber nur so lange, als dieses das keusche Brot nach Hause bringt, d. h. unverehelicht in Mundschaft und Gewer des Vaters sitzt; darum soll auch das Kind unweigerlich Gehorsam leisten: „Ein jeglich Kind, das noch im Vaterhause ist, soll wissen, daß ihm der Kaiser gesetzt hat, dem Vater zu seiner rechten Bescheidenheit (in allen rechten Dingen) folgsam zu sein, ob es auch schon erreicht habe die Jahre der Bescheidenheit."

Die Belege, die selbstverständlich überall reichlich gegeben sind, sind hier fortgelassen.

Wir scheiden für jetzt von dem Buche mit einer recht warmen Empfehlung an alle, die sich für deutsche Rechts- und damit auch Culturzustände und ihre Geschichte interessiren, und das sollte ja doch jeder, der wirklich gebildet sein möchte.

Das Buch Frischbier's: „Preußische Sprichwörter" (Nr. 3), hat eine gewisse Celebrität durch den wunderbaren Proceß erlangt, der ein eigenthümliches Streiflicht auf die Preßzustände im 19. Jahrhundert wirft. Die zweite Auflage ist bedeutend vermehrt, und diese Vermehrung ist möglich geworden durch die überaus rege Theilnahme, die in der Provinz Preußen durch die erste angeregt wurde.

Ueber die Bedeutung solcher landschaftlichen Beiträge spricht sich trefflich Professor Zacher in seinem höchst braven Gutachten aus, das denn wol den Anklägern des Buchs die Schamröthe ins Gesicht getrieben haben wird:

Fünfthalbjährige Verwaltung des Oberbibliothekariats und der neugegründeten Professur für deutsche Sprache, Literatur und Alterthumswissenschaft, an der Universität Königsberg — so beginnt Zacher's Gutachten —, hat mir reichliche Gelegenheit geboten, mit Bedauern zu bemerken, wie erstaunlich wenig in der Provinz Preußen für die vaterländische Sprach- und Alterthumswissenschaft geleistet worden, wie gering dort noch die Anzahl derjenigen ist, welche eine genügende Kunde besitzen von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Bedeutung dieser Wissenschaft, von ihrem Umfange, ihren Zielen, Mitteln und Methoden. Andererseits aber konnte ich auf Tritt und Schritt gewahren, welche Fülle mannichfaltiger Volksüberlieferung sich dort noch erhalten hat, die nur des kundigen und treuen Sammlers harrt, um für die Wissenschaft gerettet und fruchtbar gemacht zu werden, bevor der mit den Eisenbahnen nun endlich auch dorthin vordrängende große Weltverkehr sie unwiederbringlich fortschwemmt. Pflichtgemäß habe ich denn auch nicht verabsäumt, nach Möglichkeit zunächst in den Studirenden ein wissenschaftliches Verständniß dieser Dinge zu wecken, sie namentlich auch auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit solcher methodischen Sammlungen hinzuweisen und ihnen vorzuführen, was in dieser Beziehung überall anderwärts in Deutschland bereits geschehen ist und noch geschieht.

Ich schließe mich im ganzen dem anerkennenden Urtheile Zacher's in Betreff dieses Buchs an, tadle jedoch die hier und da hervortretende Manier, irgendeine, noch

dazu meiſtens gemachte Geſchichte apropos eines Sprichworts vorzubringen, in dem Wahne, damit den Urſprung deſſelben gegeben zu haben. Dabei begegnet denn natürlich, daß ein Sprichwort des Alterthums oder gar ein bibliſches Wort in Dingsda Anno ſo und ſo viel erfunden iſt. So finden wir Friſchbier S. 6 zu „Amt gibt Kappen" aus Piſanski ganz gläubig mitgetheilt, daß dieſes Wort zwiſchen 1470—77 von einem Ordensbruder, deſſen Name ſogar genannt wird, erfunden ſei und ſich dann „auch außer Preußen verbreitet" habe, da doch der gute Menſch, wenn er ſich auf das Wort berief, ſchon wußte, daß er ein „altgeſprochen Wort" vorbrachte. Komiſch iſt dabei, daß Wurzbach dieſelbe Geſchichte von einem Hofnarren Albrecht's, des erſten Herzogs aus dem Hauſe Brandenburg, herſtammen läßt. Wander (Sp. 72) weiß wieder eine andere Geſchichte über die „Entſtehung" dieſes Worts. Da heißt der Narr Klaus von Ranſtät und dient dem Kurfürſten Ernſt von Sachſen. Was ſoll nun all ſolches Zeug?

S. 28 iſt offenbar ſtatt „Stürtzen kerlen" zu leſen „Stürzenkerl", d. i. Stürz den Kerl, einer der vielen imperativiſchen Namen. Nr. 407 beſtätigt das oben über das „Bock ſchießen" Geſagte. Nr. 1755 iſt wol nicht „Hundsnoten", ſondern „Hundsloden" zu ſchreiben. Den 4197 Nummern folgen einige litauiſche und maſuriſche Sprichwörter und Deckeninſchriften der königsberger Kaufmannsbörſe von 1629.

Wer Sprichwörter ſammelt und beſpricht, kann, wie ſchon Agricola wußte, nicht allweg Seide ſpinnen; es läuft da manches grobe, manches rohe und unflätige Wort mit unter. Sprachlich iſt jedoch kein Wort ohne Intereſſe, und die Wiſſenſchaft hat getreu das vorhandene zu regiſtriren. Für Mädchenpenſionate hat denn auch Friſchbier ſein Buch nicht beſtimmt. Das unter Nr. 4 zu erwähnende Büchlein führt S. 158 die Worte Melanchthon's an:

Germani habent talia dicta Comica uel Cynica, grobe figuras, *sumptas a stercore*, quae tradiderunt tantum, ut propter absurditatem essent magis familiaria, ut altius insiderent in memoriam, quia *admiratio* et *absurditas* commendat ea memoriae.

Referent muß es billig andern überlaſſen, zu ſagen, ob er zu etwas ganz Unnützem übergehe, wenn er ſchließlich einem eigenen Opusculum: „Sprichwörterleſe aus Burkhard Waldis" (Nr. 4), hier ein Wort widmet, jedenfalls hat er für dieſe Freiheit die Nachſicht der Leſer zu erbitten.

Wenn für die Sammlung und Erforſchung des deutſchen Sprichworts in erſter Reihe noch immer die ältern Sammler ſtehen, ſo iſt das bei dem gegenwärtigen Umfange unſerer Kenntniß des ältern Schriftthums natürlich und bei der Reichhaltigkeit dieſer die einzelnen Rinnſale zuſammenleitenden Ströme vor allem andern ergiebig, aber man darf nicht vergeſſen, daß jene doch nur Vorarbeiten, nicht in wiſſenſchaftlichem Sinne Quellen heißen können, daß zu allen Zeiten Quelle nur der unerſchöpfliche Born des Volksmundes ſelber und aller ſolcher Schriftſteller Rede iſt, die ihm zu entſchöpfen wußten. Ein ſolcher iſt gewiß Burkhard Waldis. Es wird ſich ziemen, ihm ſeine Kunde vom deutſchen Sprichworte wieder abzufragen, einer Kunde, die er dem Mutterwitze des wohlgekannten Volks, des ungelehrten aber auch unverbildeten, verdankt; und wenn, wie zu hoffen ſteht, das Ergebniß dieſer Leſe ſich als ganz erklecklich erweiſt und die lebendige, weil angewandte Fülle größern Reiz bietet als die mit allerlei moraliſirendem Beiwerk einregiſtrirten Sprüche und Redensarten oftmals misdeutender Sammler, ſo mag allgemeinere und mit mehrerer Muße beglückte Arbeitsluſt ſich aufgelegt fühlen, das ganze Meer der ältern Sprachdenkmäler, beſonders auch derer des Reformationszeitalters nach dieſen Perlen zu durchſuchen, aufdaß ein hiſtoriſch und dadurch erſt wiſſenſchaftlich geordneter Schatz allmählich ſich anſammle, der in den meiſten Fällen des Agricola, des Seb. Franck, Tappius oder Lehmann getroſt entrathen könnte, ja für ihre Dunkelheiten Licht, für ihre Mängel an Verſtändniß Aufklärung, für ihre Willkür Zurückführung des Echten bieten würde, zugleich eine köſtliche Bereicherung des deutſchen Wörterbuchs wäre. Bevor dieſe große Durchmuſterung, die mit Hülfe der Arbeitstheilung ſich ermöglichen ließe, nicht wenigſtens in Betreff der bedeutendſten Schriftſteller vorgenommen ſein wird, kann an ein wiſſenſchaftliches Sprichwörterbuch nicht gedacht werden. Zu einem ſolchen möchte die „Sprichwörterleſe aus Burkhard Waldis" einige Handreichung leiſten. Bei der Gelegenheit hat Kurz, der neueſte Herausgeber des Burkhard Waldis („Deutſche Bibliothek", Bd. 1 und 2), in vielen Fällen rectificirt werden müſſen; ob dies in der gehörigen Form geſchah, darüber mögen Einſichtige befinden. **Franz Sandvoß.**

Eine Kritik der deutſchen Geſchichtsquellen.

Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von W. Wattenbach. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die erſte Bearbeitung dieſes Buchs erſchien 1858, und der Verfaſſer darf in dem Vorwort zu dieſer zweiten Auflage mit vollem Rechte ſagen, daß es einem dringend empfundenen Bedürfniß entgegengekommen iſt und eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hat. Es war nachgerade ein unerträglicher Zuſtand auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft eingetreten. Eine ganz neue Methode der Kritik und Herausgabe der Quellen hatte alle frühern literarhiſtoriſchen Hülfsmittel unbrauchbar gemacht, aber nirgends konnte der nun zu dieſen Studien Herantretende oder auch der, welcher ſich bei längerer Beſchäftigung damit allſeitig und gründlich über den Stand der Forſchung unterrichten wollte, eine überſichtliche Zuſammenſtellung des Materials finden. Jeder mußte zu dieſem Behufe aus dem unendlich zerſtreuten Detail heraus eine ſolche Arbeit ſelbſt machen, weil er ohne ſie nicht weiter kommen konnte; aber natürlich, da es doch nur nebenbei zu geſchehen pflegte, ſtanden die Ergebniſſe davon, was Vollſtändigkeit und Sicherheit, alſo die beiden Hauptrequiſite betraf, gewöhnlich in dem unzureichendſten Verhältniß zu der darauf

verwandten Mühe und Zeit. Der göttinger Preisaufgabe, oder vielmehr dem Professor Georg Waitz, der sie veranlaßt hat, gebührt deshalb ein großes Verdienst. Durch sie ist diese vorliegende Arbeit in ihrer ursprünglichsten Gestalt hervorgerufen worden, denn, wie es bei derartigen wissenschaftlichen Thematen zu gehen pflegt, deren Behandlung zwar als dringend nöthig erkannt, aber aus einer Menge von Gründen doch von niemand angegriffen wird, eine solche äußere Anregung ist gewöhnlich das einzige Mittel, wodurch das Hin- und Herschwanken der dazu Berufenen eine feste Richtung erhält. Bis zu diesem Augenblick wären wir wahrscheinlich noch in der alten Hülflosigkeit und Confusion, über die jedermann pflichtschuldigst jammert, aber ohne nur im geringsten sich verpflichtet zu fühlen, selbst Hand ans Werk zu legen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß gerade die Gattung wissenschaftlicher Arbeiten, zu welcher dies treffliche Buch gehört, etwas in sich Undankbares, wenn man so sagen darf, zu ihrem natürlichen Charakter hat. Die unendliche Mühe, die sie bei gewissenhafter Durchführung kosten, steht für den Autor selbst in keinem rechten Verhältniß zu der innern Förderung, die ihm die Arbeit gewährt. Der Dank aller derjenigen, die sich der Früchte seiner Mühen bequemlichst bedienen, ist der hauptsächlichste Lohn, auf den er sich angewiesen findet. Mag dieser noch so groß und aufrichtig sein, so entschädigt doch das Bewußtsein, vielen genützt zu haben, nicht hinlänglich einen jeden, auch wenn er sonst mit größter Selbstentäußerung im besten Sinne dieses Worts sich und seine Kräfte der Wissenschaft gewidmet hat. Die eigenthümliche Verbindung unabsehbarer Detailarbeit, welche sehr oft von mechanischer Art ist, mit der Nöthigung eines möglichst compendiösen Zusammendrängens des Stoffs, ohne dabei die zahlreichen allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, von denen jeder das gleiche Recht auf Beachtung in sich trägt, hat etwas sehr Abspannendes und beinahe Aufreibendes. Es gibt viele Bücher, die ihrem Urheber dieselbe geistige Anstrengung kosten, wo aber der Geist durch die Arbeit sich gleichsam gestählt und erfrischt fühlt und so den schönsten und sichersten Lohn, der ihm überhaupt zutheil werden kann, gleich von selbst vorwegnimmt.

Um so willkommener ist es, daß die Theilnahme des wissenschaftlichen Publikums diesem Werke so entschieden zur Seite gestanden hat, daß wir es nach einer verhältnißmäßig kurzen Reihe von Jahren schon in zweiter Auflage besitzen. Wer aus Erfahrung die armseligen Zustände unsers Bücherverkehrs kennt, weiß, was dies besagen will. Die gediegensten Bücher, die als solche allgemein anerkannt und von sehr vielen benutzt werden, bringen es gewöhnlich nicht so weit, oder wenn es ja geschieht, muß oft ein ganzes Menschenalter verstreichen. Dann ist es aber immer sehr fraglich, ob ihre ursprüngliche Conception sich einer solchen Auferweckung nicht gar zu spröde erweist, ob es nicht besser und bequemer für den Autor und das Publikum wäre, wenn sie ganz aus frischem Holze gearbeitet würden. Und doch versteht es sich von selbst, daß jede wissenschaftliche Arbeit, so tüchtig sie auch bei dem ersten Grisse gerathen sein mag, doch eigentlich erst in einer zweiten Auflage den Grad von Vollkommenheit erlangen kann, den ihr ihr Urheber zu geben wünschte und an sich zu geben befähigt ist. Die erste Gestalt bleibt doch nur immer eine Art von Concept, trotz aller Sorgfalt, die jeder gewissenhafte Arbeiter darauf verwendet, sofort das Beste zu leisten, was er vermag.

Ein Buch wie das vorliegende verdient aber auch jenseit des doch immer beschränkten Kreises der Fachgenossen gekannt und gewürdigt zu werden. Auch hierin lassen unsere deutschen Bildungszustände noch manches zu wünschen übrig, was anderwärts in der That sich besser gestaltet hat. Wer wollte verkennen, daß es zum Theil die eigentlichen Vorzüge unserer deutschen wissenschaftlichen Arbeitsmethode und Technik sind, die ihre Früchte nur den wenigen, im engern Sinne Berufenen recht genießbar machen? Das volle Verständniß für das Verdienst der Arbeit eines andern hat ja immer nur der, der sich selbst in denselben Stoff ganz eingelebt hat und in ihm thätig gewesen ist. Aber der Zusammenhang des geistigen Lebens darf durch eine solche Specialisirung der Wissenschaft nicht zerrissen werden, am wenigsten da, wo der Gegenstand an sich ein allgemeineres Interesse in sich trägt. Die Geschichte wird und muß immer als Fachwissenschaft die Lebensaufgabe einer Anzahl von Männern bleiben, die sich ihr ganz widmen; aber jeder, der überhaupt mit wissenschaftlicher Thätigkeit sein Leben ausfüllt, sollte sich für verpflichtet halten, wenigstens den Kern und das Ziel aller übrigen wissenschaftlichen Bewegung neben der auf seinem Specialfelde verstehen und würdigen zu lernen. Daß man bei dem Worte Geschichte zunächst an die des eigenen Volks zu denken hat, sollte sich gleichfalls von selbst verstehen und schon darum dieser Wissenschaft eine populäre Bedeutung geben, die noch nichts über ihren abstracten Werth neben ihren andern Schwestern entscheidet und keiner derselben zu nahe tritt, aber sie zu einer Ehren- und Herzenssache aller derer machen müßte, welche den jetzt so geläufigen Anspruch auf Bildung erheben. Sie können und sollen nicht alle Geschichtsforscher oder Geschichtschreiber werden, aber sie sollen begreifen, daß es ihre Pflicht ist, nicht blos ein paar landläufige Phrasen aus Zeitungen oder Büchern, die gewöhnlich keine solidere Begründung als die sogenannte gute Gesinnung ihrer Urheber haben, eine Zeit lang mit sich fortzuschleppen, bis sie ihnen gelegentlich und ebenso zufällig, wie sie sich eingefunden haben, wieder abhanden kommen.

Wenn nun auch dieses Buch begreiflich nicht dazu da ist, wirkliche Geschichtskenntnisse im eigentlichen Sinne des Worts direct zu verbreiten, so zeigt es doch den sichersten Weg, um dazu zu gelangen. Indem es auf einmal die ganze Fülle des Quellmaterials für viele Jahrhunderte gesichtet und nach großen Gesichtspunkten verarbeitet vorführt, knüpft es überall an diejenigen Leistungen an, die darauf gebaut sind. Ohne ein Repertorium der ältern deutschen Geschichte sein zu wollen, erfüllt es doch die wesentlichsten Aufgaben eines solchen, sowol für den eigent-

lichen Jünger der Wissenschaft, wie für den gebildeten Freund derselben. Der erste findet hier alles, was er erwarten durfte: eine ebenso gründliche wie gedrängte und klar gefaßte Uebersicht der Quellenforschung und Quellenkritik, wie sie in diesem Momente liegen. Von einem völligen Abschluß der Arbeit kann natürlich auch hier sowenig wie anderwärts die Rede sein: wer davon träumt, hat überhaupt keinen Begriff einerseits von der Unvollkommenheit, andererseits von der Vollkommenheit der Wissenschaft als solcher. Was heute als unumstößlich sicheres Resultat gelten durfte, auch bei denen, die selbst zu sehen und selbst zu prüfen angelegt sind, kann morgen schon durch irgendeine zufällige Entdeckung oder durch den Blick eines mit noch schärferer Sehkraft ausgerüsteten Auges umgestoßen sein. Wer z. B. die erste Bearbeitung dieses Werks mit der vorliegenden zweiten vergleicht, hat Gelegenheit, sich davon nicht blos an einer, sondern an mehr als hundert Stellen zu überzeugen. Ja der Strom dieser wissenschaftlichen Thätigkeit flutet gegenwärtig so stark, daß das Neue fast in dem Augenblicke, wo es als fertiges Ergebniß ans Licht tritt, durch ein kaum geborenes noch Neueres als veraltet erscheint. Einen Beleg dafür geben die zahlreichen und wichtigen Nachträge, welche die erprobte Gewissenhaftigkeit des Verfassers während des Drucks hinzuzufügen vermochte. Aber alles dies ist nichts diesem einen Buche oder diesem einen Stoffe Eigenthümliches: es ist der allgemeine Typus jeder regen wissenschaftlichen Thätigkeit, und trotz desselben ist und bleibt es ein nicht blos anerkennungswerthes, sondern auch unentbehrliches Werk, die ewig rollenden Wogen der geistigen Bewegung wenigstens versuchsweise zu fixiren und zu einer concreten Gestalt des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft umzuformen.

Dem gebildeten Freunde unserer ältern Geschichte wird es allerdings weniger um die vollständige Kenntniß der Detailarbeit, die sich um unsere Geschichtsquellen des Mittelalters mit unverdrossener Rüstigkeit bewegt, zu thun sein. Ihm wird eine wohlgegliederte Uebersicht der Hauptphasen und eine scharfe Charakteristik der einzelnen Haupterzeugnisse jener ältern historischen am Herzen liegen, und diese kann er nirgends vollständiger, treffender und zugleich kürzer finden als hier. Es ist auch für ihn das beste Hülfsmittel zu eigener selbständiger Arbeit, wenn er sich dazu berufen fühlt, und warum sollte diese blos auf den eigentlich zünftigen Kreis beschränkt sein, wenn sie ihm auch zunächst zufällt? Heinrich Rückert.

Neue Anthologien.

Ein Mitarbeiter des nunmehr eingegangenen „Morgenblatt" äußerte vor ein paar Jahren: Es sei wirklich wünschenswerth, daß die fast erdrückende Menge von Dichtern und Dichterinnen vorderhand nicht zunehme, und daß, wenn sich dennoch jemand unwiderstehlich zum castalischen Quell hingezogen fühle, er eher für alles andere als für die Lyrik dort Stärkung gewinnen möge. Wie weit ein solcher Wunsch berechtigt oder nicht, mag hier ununtersucht bleiben; über allen Zweifel erhaben aber dünkt uns die Berechtigung einer Uebertragung dieses Wunsches auf die Anthologien. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß deren Anfertigung schon zur Epidemie geworden, aber wir haben ihrer auf ein paar Jahrzehnte hinaus genug, und wüßten nicht, welch innerm Bedürfniß neue entsprechen sollten: selbst im Geschick der äußern Veranstaltung ist von etlichen, wenngleich wenigen, das Höchste geleistet worden. Ja im Interesse unserer bessern Dichter, deren Garderobe zu zerschneiden, um einen allfarbigen Allerweltsmantel daraus zu flicken, jedweder das Recht zu haben vermeint; im Interesse vollen Bekanntwerdens ihrer Eigenart, ihres Eindringens in das Volk wie der Aufmunterung ihres Schaffens müssen wir ernstlich wünschen, daß sich die Speculation so selten als vernünftigerweise zulässig auf sie werfe, denn als etwas anderes dürfen mit geringen Ausnahmen dergleichen Sammlungen nicht gelten. Wer schlechterdings mit Rothstift und Schere arbeiten will, verschone wenigstens unsere vaterländischen Dichter der Gegenwart, welche vornehmlich fordern dürfen, daß man in einer Zeit, wo die Nation ohnehin nicht mehr ihre höchsten Triumphe an die Poesie setzt, die Menge nicht vollends an ein Genügen mit bloßen Brosamen gewöhne.

Auch die folgenden fünf Sammlungen sind im allgemeinen keine Erscheinungen, zu deren Gunsten wir unsere oben ausgesprochene Ansicht ändern könnten, so ungleich sie im einzelnen einander sind.

1. Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen, gesammelt von Alice Salzbrunn. Hannover, Klindworth. 1866. 8. 15 Ngr.

So heißt ein elegant ausgestattetes Bändchen von 80 Seiten, in welchem die Herausgeberin 35 deutsche lyrische Dichtungen zusammenstellt, die zum Theil in Sonettenform, theils aber auch in andern Versarten Platen's Dichtergröße verherrlichen, sein Leben und seinen Tod besingen und seine Verdienste um die deutsche Poesie feiern. Platen war indeß kein Volksdichter und wird es nie werden, gehört andererseits zu längst und wohlerkannten Größen, und so wissen wir in der That nicht, wem dieser späte Kranz nützen soll, wenn nicht der Flechterin selber. Dazu findet sich, wie freilich in den meisten Anthologien, neben höchst respectabeln Namen wie Geibel, Herwegh, Kopisch, Strachwitz und andern, die in Sprache und Rhythmus auf Platen'scher Bahn wandeln, des Schwächlichen, Dilettantenhaften und Unbeholfenen mancherlei, und das Gedicht der Herausgeberin selbst ist von Mängeln keineswegs frei. Voran geht der Sammlung eine biographische Skizze des Gefeierten und einzelne Urtheile über ihn, deren Auswahl mindestens von der Verehrung der jedenfalls strebsamen Herausgeberin für den großen Formenmeister Zeugniß ablegt.

Weder neu im Gesichtspunkte, noch untadelhaft in der Gruppirung und Auswahl ist:

2. Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. Herausgegeben von Ferdinand Steinecke. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Absicht, Frauen und Jungfrauen „für ihren hohen und segensreichen Beruf zu begeistern und zur

Erfüllung ihrer schweren, heiligen Lebensaufgabe zu stärken", sind hier ein paar hundert Lieder zusammengestellt, welche sich auf die Bestimmung des Weibes im allgemeinen, auf die Kindheit und erste Jugend des Mädchens, auf die erwachsene Jungfrau, die Gattin, Mutter, Witwe, auf Alter und Tod des Weibes beziehen. Die Auswahl umfaßt die Zeit von Schiller und Goethe bis auf unsere Tage und macht das alte Dictum zu Schanden, daß viele berufen und wenige auserwählt seien: hier herrscht um so mehr im eigentlichen Verstande des Worts bunte Reihe, als auch den Dichterinnen ein hinlänglicher Platz eingeräumt ist. Indeß für die Toilettentische können wir das Buch mit gutem Gewissen empfehlen, sofern die Anforderungen an luxuriöse Ausstattung sich von den unserigen nicht gar zu sehr unterscheiden.

3. Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. Poesien von C. Beck, G. Bernhard, L. Bowitsch u. a. Wien, Klemm. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese Sammlung erfreut sich wenigstens einer größern Homogenität der Zusammenstellung; der Spiegel ist aber nicht recht klar. Wer aus diesen Poesien ein genügendes Phantasiebild jenes Landes und seiner Leute zu gewinnen hofft, mit durchaus originalem und unterscheidendem Colorit, der täuscht sich. Die gemeinsame Beziehung tritt auch hier nicht aus einem willkürlichen Rahmen heraus. Verschiedene dieser Gedichte passen ebenso gut unter andere locale oder ethnographische Verhältnisse und Culturzustände. Angekündigt ist dabei noch „Polen im Spiegel deutscher Dichtung", und so erschließt sich denn durch diese Beispiele den Anthologienschweißern vielleicht ein neues großes Gebiet, vor welchem uns die Herren Verleger aber doch bewahren möchten, zumal wir demnächst sammt und sonders dringendere Länderstudien zu machen haben werden, also daß die Dichter nach dieser Richtung hin ungeschoren und ungerupft bleiben können.

Eine ganz werthlose Mache ist die

4. Byron-Anthologie. Auserwähltes aus Lord Byron's Dichtungen, übertragen von Eduard Hobein. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Blos weil Macaulay, der sich nie zu einem richtigen Verständniß Byron's erhoben, einmal gesagt hat, seine Dichtungen wären gleich dem „Giaur" mehr oder weniger Sammlungen von Fragmenten und es ließe sich, wenn es auch keine durch Sternchen bezeichneten Lücken gäbe, doch an der Zusammenfügung leicht erkennen, wo die Theile, um derentwillen das Ganze gedichtet worden, anfingen und endeten: lediglich auf dieses beschränkte und von ihm ungeprüft gelassene Urtheil hin wagt es der vermuthlich pseudonyme Herr Hobein einen an Haupt und Gliedern verhunzten und verstümmelten Dichterheros auf den Markt zu stellen, was umsomehr Zurechtweisung verdient, als es nicht blos in einer die unbeschreibliche Kühnheit der Gedanken verzwergenden und den außerordentlichen Bilderreichthum verkümmernden Uebersetzung geschieht, sondern den Groschenbibliothekskäufern, für welche dieser Torso äußerstenfalls bestimmt ist, nicht die geringste Ahnung von der Größe des so malträtirten Meisters weckt, indem nicht blos die „Braut von Abydos", „Lara", „Sardanapal", „Cain", „Die zwei Foscari" u. a., sondern auch sein dichterisches Genie am deutlichsten manifestirende Schöpfungen wie „Don Juan" und „Manfred" gänzlich ignorirt worden sind. Die Kenner und Verehrer des großen Sängers freilich werden andererseits Hobein fast noch Dank wissen müssen, daß sich sein Attentat nicht auch auf letztere erstreckt hat.

Die letzte Anthologie, welche uns heute vorliegt, gehört zu dem wunderlichsten Mischmasch, den die deutsche Literatur aufzuweisen vermag. Gemeint ist:

5. Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. Ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur, von M. G. W. Brandt. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 2 Thlr.

Der Versuch einer Art poetischer Botanik oder Pflanzenphysiologie, den man im ersten Augenblicke hierunter vermuthen könnte, wäre immer etwas, was einige Beachtung verdiente. Das Gelingen eines solchen Versuchs erscheint uns aber überhaupt unmöglich, und in der That irren wir uns, Brandt beabsichtigte dergleichen durchaus nicht. Sein wohlbeleibtes Buch soll im Gegentheil eine Staffel sein, auf welcher wir uns zu Gott erheben können und vor der breiten Flut der Zeitströmung schützen. Unsere modernen Naturforscher sind auf grundverkehrte Wege gerathen, sie wollen vornehmlich unser Wissen bereichern, Wesen, Bestimmung und Nutzen aller Dinge lehren. Das muß ein Ende haben, dazu ist die Welt nicht da; ascetische Betrachtung ist die allein rechte oder höchste. Wenn unsere Naturforscher sich nicht dazu bekehren, werden wir ebenso wenig eine wahre Naturkunde erlangen, als wir eine nationale Dichtkunst hatten, da Schiller sich noch zu so abscheulichen, frevelhaften Liedern wie die „Resignation" und „Die Götter Griechenlands" verirrte. Brandt ist ein sehr frommer Mann und Bilmar sein Dalai Lama. In dem einzig wahren christlichen Lichte die Pflanzenwelt beschauen zu können, hat er denn seit langen Jahren Collectaneen angelegt, Bücher und Journale, Schriftsteller und Dichter beiderlei Geschlechts, aller Zeiten und aller Art, obscurste und berühmte, katholische, protestantische und dissentirende, excerpirt und diese Auszüge in Obigem ohne alle innere Regel und Kritik ausgeschüttet. Zwar sind sie unter verschiedene Rubriken gebracht, allein diese Rubriken sind rein äußerlich, manche derselben passen gleich der Faust aufs Auge. Daß viel Ungehöriges mit unterläuft, das muß gegen die Entdeckung der Eisblumen an den Fensterscheiben, mit welcher Brandt die Pflanzenwelt bereichert, minutiös erscheinen. Sollte er sich aber, wie wir fast fürchten, noch in die Zoologie und Mineralogie versteigen, so würden wir uns alles Ernstes ihm sehr verbunden erachten, wenn er zuvor noch einmal in sich ginge und vielleicht Banting's Methode zur Vermeidung der Corpulenz beachtete, die sich möglicherweise auch auf Collectaneen oder Anthologien anwenden läßt.

F. W. Ebeling.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In Johann Nepomuk Vogl, der am 16. November in Wien starb, hat die österreichische Lyrik einen ihrer productivsten Vertreter verloren. Zwar gehörte er nicht zu den Vorkämpfern jener politischen Richtung, welche eine Zeit lang die österreichische Lyrik als die Avantgarde der poetischen Fortschrittspartei erscheinen ließen. Ebenso wenig war er ein Repräsentant des buntscheckigen Wortwitzes, wie er in den Saphir'schen Humoresken wucherte. Vogl vertrat jene gemüthliche Lyrik, welche er aus dem realen deutschösterreichischen Leben schöpfte und die aus der Geschichte dieses Volksstammes alle Ereignisse aufgriff, die sich poetisch verwerthen ließen. Die Localfarbe überwog indeß in seinen Dichtungen so sehr, daß nur wenige derselben eine allgemein gültige Bedeutung gewinnen konnten. Einzelne sangbare Lieder und Balladen mit dem Ausdrucke herzlicher Empfindung gelangen dem Dichter vollständig; bei den meisten blieb indeß der Guß nicht ohne Blasen, und eine breite Behäbigkeit hinderte die Prägnanz der Form. Vogl war am 2. November 1802 in Wien geboren und bekleidete seit seinem siebzehnten Jahre eine amtliche Stellung bei den niederösterreichischen Landständen, die ihm hinlängliche Muße gönnte, seinen poetischen Lieblingsneigungen zu huldigen und gutes, oft auch taubes Erz aus den Schachten des österreichischen Volkslebens zu Tage zu fördern. Von seinen lyrisch-epischen Dichtungen erwähnen wir: „Oesterreichisches Wunderhorn" (1854), „Balladen" (1837, 1845), „Klänge und Bilder aus Ungarn" (1839), „Der fahrende Sänger" (1839), „Domsagen" (vierte Auflage, 1853); von seinen Liedersammlungen den „Neuen Liederfrühling" (1841), „Lyrische Dichtungen" (zweite Auflage, 1844), „Soldatenlieder" (1849), „Aus der Taufe" (1849), „Schnadahüpfla" (1850).

Auch ein anderer vielschreibender Dichter von mehr hypermoderner, wenig volksthümlicher Tendenz, Braun von Braunthal, ist in Wien gestorben, am 26. November. Er ist in Romanen und Dramen von einer Excentricität, welche sich in gewagten Problemen versucht, aber ebenso oft alles gesunde Empfinden vor den Kopf stößt. Er vertritt die jungdeutsche Richtung in ihrem, an die Caricatur streifenden Extrem. Sein „Faust" (1835) ist wol seine beste Dichtung, voll abenteuerlichen Lebens, nicht ohne Geist und originelle Erfindung; wir erinnern z. B. an die Situation, in welcher Faust mit Kaiser Karl V. zusammenkommt. Doch fehlt die geistige Vertiefung, ohne die keine Faustdichtung möglich ist. Von den andern Dramen heben wir „Don Juan" und „Graf Julian" hervor. In den Romanen „Schöne Welt" (2 Bde., 1841) und „Die Stimme des Blutes" (2 Bde., 1842), die er unter dem Pseudonym Jean Charles erscheinen ließ, geht die Extravaganz über die Schranken hinaus, welche sich die deutschen Romandichter im Hinblick auf ihr Publikum zu ziehen pflegen; die Mysterien der Galanterie werden enthüllt und ein so verfängliches Thema wie die Blutschande zum Angelpunkte der romanhaften Begebenheiten gemacht. In einem eigenthümlichen, und an Saphir's Dichtweise anklingenden Genre sind die „Aquarellen", „Humoresken", die „Stehenden Masken im Lustspiele des Lebens" geschrieben. Braunthal war übrigens von einer solchen Productivität, daß seine gesammelten Schriften sich gewiß auf 60 Bände belaufen. Als Curiosum wird angeführt, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem „Gebetbuche" begonnen und mit einer „Aesthetik für Damen" abgeschlossen habe. Braun von Braunthal war 1802 in Eger geboren und studirte später in Wien. Im Jahre 1826 begleitete er den Sohn des Grafen Schaffgotsch als Erzieher nach Breslau, wo er seine ersten schriftstellerischen Arbeiten erscheinen ließ. Doch kehrte er 1830 nach Wien zurück und gab sich dort einer unermüdlichen literarischen Thätigkeit hin, die, anfangs viel besprochen, später zu allerlei Gewaltmitteln greifen mußte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jedoch sind manche seiner größern Dichtungen nicht nach Verdienst gewürdigt.

Auf deutschen Theatern sind neuerdings einige Dramen vereinzelt mit Erfolg zur Aufführung gekommen, welche nicht von der großen theatralischen Strömung bewegt und nicht von der Reclame der Theaterblätter auf die Bühne gespült werden. So zunächst das (bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene) Drama: „Blanche", von Albert von Winterfeld und Alfred von Wolzogen, welches in Breslau eine günstige Aufnahme fand. Daß ein ernstes Drama zwei gesetzliche Väter aufzuweisen hat, gehört in Deutschland jedenfalls zu den Ausnahmen und mag als Curiosum bemerkt werden. Die „Schlesische Zeitung" rühmt dem Stücke, welches einen Stoff aus dem französischen Hofleben behandelt, eine edle ungezwungene Sprache und natürliche Charakterzeichnung nach, sowie einen geschickten Scenenbau, der nirgends auf den äußern Effect losarbeitet, tadelt aber, daß die Dichtung nach Anlage und Entwickelung eigentlich den Charakter eines Intriguen- und Conversationsstücks an sich trägt, und nur durch den zufälligen, durch den Verlauf der Handlung keineswegs motivirten Tod des Prinzen von Cleves zu einem Trauerspiele wird.

In Brünn hat ein fünfactiges Drama von Ludwig Goldhann: „Ein verkauftes Herz", Beifall gefunden. Der Dichter hat früher durch ein Römerdrama, dessen Held Petronius ist und in welchem einige grandiose Züge im Stil der originellen Kraftdramatik nicht fehlen, eine gewisse markige Begabung bekundet. In Mannheim hat das Drama von Ludwig Eckardt: „Sokrates", Anklang gefunden, ein Drama, das bereits vor Jahren auf der berliner Hofbühne erschien, aber bisher nicht die Runde über die deutschen Theater gemacht hat.

Victorien Sardou's neuestes Stück: „Maison neuve", hat am Vaudevilletheater nur einen zweifelhaften Erfolg davongetragen. Bei einigen Scenen wurde sogar gepfiffen; doch gehört dies Ingredienz gegenwärtig mit in den Freudenbecher eines pariser Erfolgs, ohne gerade den Trank in Wermuth zu verwandeln. Auch Jacquerie's „Le fils" erlebte bei der ersten Aufführung im Théâtre français einige Sifflets und behauptete sich doch als Repertoirestück. Ein wirklicher Miserfolg hat in Paris weit mehr auf sich als in Deutschland, weil die wochenlangen Proben dann vergeblich waren und ein Dichter wie Sardou um ein Vermögen von 150000 Francs ärmer wird. Nicht einzelne Uebelwollende, sondern nur die Stimme der ganzen Kritik und des ganzen Publikums darf sich einer solchen Vermögensbeschädigung schuldig machen. Sardou's neues Stück ist wieder ein kühner Griff ins volle pariser Menschenleben, ein Melodrama aus dem neuen Paris, eine Tragödie der neuen Boulevards, der nur von dem wohlwollenden Verfasser die tragische Spitze abgebrochen worden ist. Ein junger Kaufmann mit seiner Frau wollen höher hinaus, miethen sich ein neues Haus auf dem Boulevard Malesherbes, mit dem Laden im Erdgeschosse, der Wohnung im ersten Stocke, und beginnen ein fashionables Leben, zu dem natürlich die ehebrecherischen Neigungen und Conflicte gehören. Doch hat Sardou in diesem Drama ein hochromantisches Wagniß nicht gescheut, welches sich auch als die Klippe des Stücks oder mindestens als die eines unbestrittenen Erfolgs zeigte. Der Entführer der jungen Frau kommt gerade im entscheidenden Moment in trunkenem Zustande; da faßt sie Widerwillen gegen ihn und gegen die beabsichtigte That; sie gibt ihm Opium ein, um ihn für den Augenblick unschädlich zu machen. Narkose gegen Narkose — es ist eine homöopathische Dramatik, die aber allzu sehr ins Pathologische übergeht. Sie fürchtet, ihn getödtet zu haben, doch er lebt und ist nur etwas unwohl. Daß am Schluß sich alle Conflicte versöhnlich lösen, versteht

sich bei einem Drama des Vaudeville ganz von selbst. Die aus den Fugen gegangene Ehe wird wieder eingerenkt — mag sie nachher knarren, soviel sie will, das in der Maison neuve nicht florirende Geschäft wird durch fremde Hülfe wieder in Gang gebracht. Und die Moral von der Geschichte? Zieht nicht in die vergoldeten Häuser der neuen Boulevards; da lauert das Verderben. Es ist eine Polemik gegen Baron Haußmann und das Hôtel-de-Ville, deren Stachel aber auch die imperialistische Neugestaltung der Weltstadt trifft.

Für den Weihnachtstisch.

Von der zahlreichen Weihnachtsliteratur, die zum großen Theil außerhalb der Grenzen fällt, die unsere Blätter sich gezogen haben, erwähnen wir besonders die Otto Spamer'schen Jugendschriften, deren Redaction ebenso umsichtig wie geschmackvoll genannt werden muß.. Das vorliegende Bändchen der „Welt der Jugend": „Feierabende" (Leipzig 1867), ist sehr reichhaltig und illustrirt mit Wort und Bild in einer dem jugendlichen Alter zugänglichen Weise die Zeitgeschichte. Außer den Skizzen aus dem nordamerikanischen Kriege sind besonders die Darstellungen aus dem letzten deutschen Kriege von Karl Gustav von Berneck hervorzuheben. Auch die Abschnitte: „Die Sprache der Vögel", „Der König sonst und jetzt", „Schießpulver und Feuerwaffen", „Die Biographie Karl Ritter's" u. a. sind sehr lehrreich. In den „Erholungsstunden" ist auf manche empfehlenswerthe gesellschaftliche Unterhaltung für die Jugend hingewiesen. Von dem im Verlage von Otto Spamer erscheinenden „Buch der Reisen und Entdeckungen" ist die Darstellung von Kane's Nordpolfahrten in vierter durchgesehener Auflage erschienen. Die in den Text gedruckten 125 Abbildungen und die 2 Karten dienen zur willkommenen Erläuterung des interessanten Berichts. Das dritte Bändchen der Sammlung bildet eine Darstellung des „Amurgebiets und seiner Bedeutung" von Richard Andree, mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen, 4 Tonbildern, sowie einer Karte des asiatischen Rußland (Leipzig 1867). Richard Andree, der Sohn des bekannten Geographen Karl Andree, hat dies Werk nach den neuesten Berichten von Mahie, Radde, Maack u. a. zusammengestellt, und zwar in ebenso eingehender wie eleganter Weise. Bei dem großen Interesse, welches das Amurgebiet und Rußlands Fortschritte in Asien erregen, wird man die Schrift mit Vergnügen lesen.

Von Karl Ruß liegt eine neue naturgeschichtliche Skizzensammlung vor unter dem Titel: „Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt" (Berlin, Böttger). Die poetisch sinnige Darstellungsweise des Verfassers, die sich zum Theil auf neue eigene Beobachtungen stützt, ist bekannt und verleugnet sich auch nicht in der neuen Sammlung. Von demselben Verfasser ist ein „Rathgeber auf dem Wochenmarkte" (Breslau, Trewendt) erschienen, der sich als tüchtiges praktisches Hülfsbuch erweist.

Die wohlfeile Octavausgabe der „Schiller-Galerie" von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg (Leipzig, Brockhaus), liegt vollendet in elegantestem Einband vor und ist ebenso für den Weihnachtstisch zu empfehlen wie die „Lessing-Galerie" von Friedrich Pecht (Leipzig, Brockhaus), deren zweite Lieferung uns die gelungenen Bilder des Klosterbruders, der Gräfin Orsina, des Tempelherrn, der Recha und des Al-Hafi bringt.

Aus Leopold Schefer's Nachlaß ist eine elegant ausgestattete Sammlung erschienen unter dem Titel: „Für Haus und Herz. Letzte Klänge von Leopold Schefer. Herausgegeben von Rudolf Gottschall" (Leipzig, Keil, 1867). Der Sänger des „Laienbreviers" erscheint in dieser Sammlung, die an tiefempfundenen, in Form und Inhalt originellen Gedichten reich ist, zum Theil in einem ganz neuen Lichte. Außerdem ist eine neue, die sechste Auflage des „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" von dem Herausgeber d. Bl. (Breslau, Trewendt) erschienen, welche durch zahlreiche neue Gedichte bereichert ist und bei gleicher Ausstattung zu billigerm Preise verkauft wird als die frühern Auflagen.

Als eine prächtige Weihnachtsgabe erscheint das „Deutsche Künstleralbum" (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.). Sowol was die Bilder als was die Gedichte betrifft, finden wir die hervorragendsten Namen der deutschen Kunst und des deutschen Parnasses vertreten. Unter den Bildern herrscht diesmal das Genre nicht so übermäßig vor, wie es sonst der Fall zu sein pflegt. Wir brauchen nur die Namen der Maler Eduard Bendemann, Karl Piloty, M. von Schwindt, Kaspar Scheuren u. a. zu nennen, um die künstlerische Bedeutung der Bilder außer Zweifel zu setzen. Auf die Gedichte kommen wir noch einmal zurück.

Die originale Miniaturlyrik ist, abgesehen von ältern Ausgaben und neuen Auflagen, diesmal wenig vertreten. Durch äußere Ausstattung empfehlen sich für den Weihnachtstisch die in dritter Auflage erschienenen Dichtungen von Luise von Ploennies „Sawitri" (München, Merhoff, 1867), „Die sieben Raben" (München, Merhoff, 1867), das idyllische Epos: „Das friedliche Thal im Kriege 1813" von Agnes Kayser-Langerhannß und „Die Komödie des Lebens" von Erdwin Mölling (Bremen 1866).

Bibliographie.

Bamberger, L., Alte Parteien und neue Zustände. Berlin, F. Duncker. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Officieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866. 1ster Thl. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Bernays, M., Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Cassel, P., Die Schwalbe und ihre Heimkehr. Berlin, v. Decker. 8. 7½ Ngr.

Deutschland und die Hohenzollern. Ein Mahnruf an die Nation von einem Groß-Deutschen. London. Gr. 8. 6 Ngr.

Dupanloup, Die Mißgeschicke und die Zeichen der Zeit. Ein Sendschreiben. Deutsch von G. H. Rütjes. Emmerich, Romen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erlebnisse eines zu den Galeeren Frankreichs verurtheilten protestantischen Glaubenszeugen, von ihm selbst erzählt. Aus dem Französischen übersetzt von H. Adelberg. Mit einem Vorwort von Herzog. Erlangen, Deichert. 1867. 8. 27 Ngr.

Findel, J. G., Meine maurerische Büchersammlung. Ein Wegweiser durch die neuere und ältere Literatur der FrMrei und zugleich ein Nachtrag zu G. Kloss, Bibliographie. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 12 Ngr.

Fitting, H., Zur Geschichte des Soldatentestamentes. Eine Festschrift. Halle, Buchh. d. Waisenh. Lex.-8. 10 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 3ter und 4ter Bd. München, Liter.-art.-Anst. Gr. 8. 4 Thlr. 28 Ngr.

Gieseler, J. W., Märchen des Aberglaubens alter und neuester Zeit. Nebst einem psychologischen Anhang über Ahnungen und Geister-Erscheinungen. Tauberbischofsheim, Lang. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Neue Geschichten. Der Toreador. Ein Eisenbahn-Abenteuer. Am Herdfeuer. Reiselust. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Lassota v. Steblau, E., Tagebuch. Nach einer Handschrift der v. Gersdorff-Weicha'schen Bibliothek zu Bautzen herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von R. Schottin. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Longfellow, H. W., Miles Standish's Brautwerbung. Uebersetzt von J. Mansfeld. Mainz, Kunze's Nachf. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.

Marbach, O., Coriolanus. Tragoedie. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Herodes. Ein Lustspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Proteus. Ein Satyrspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Romeo und Julia. Tragödie nach Shakspeare. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.

Maercker, A. A., Erinnerungen. Gesammelte Gedichte. 2tes Heft. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Eheliche Ermahnungen. (Nach Plutarchos.) Eine Hochzeitsgabe. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Wullschlägel, H. R., Lebensführungen. Christliche Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 1867. 8. 12 Ngr.

Wundt, W., Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip. Ein Capitel aus einer Philosophie der Naturwissenschaften. Erlangen, Enke. Gr. 8. 24 Ngr.

Zianitzka, K. L., Lord Byron. Romantische Skizzen aus einem vielbewegten Leben. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. 1867. 8. 1 Thlr.

Zum Verständniß der deutschen Frage. Mit zahlreichen, theilweise bisher nicht gedruckten Actenstücken. Stuttgart, Auc. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte und Prachtwerke, Atlanten.

Schiller-Galerie von Pecht u. Ramberg, Neue wohlfeile Ausgabe, geb. 5 Thlr. u. 6 Thlr. — **Goethe-Galerie** u. Schiller-Galerie von Pecht u. Ramberg, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von Pecht, 6 Lieferungen à 1⅓ Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings**, 25 Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von Baumgarten, geb. à 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustrirt von Ritter u. Camphausen, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Bd. geb. 8⅓ Thlr., 2. Bd. geb. 7 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr.; **Ausgabe mit Text**, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr., geb. 7 Thlr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, geb. 5⅔ Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Elfte Auflage, 15 Bde., geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, 15 Bde., geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, Zweite Auflage**, 4 Bde., geb. 7⅔ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 7 Bde., geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 3 Bde., à 3⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, in Lieferungen à 20 Ngr.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 7. Aufl., geb. 1⅔ Thlr., Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Boysen van Nienkarken, Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt**, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 6 Bdchn., geb. 3⅓ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, 20 Bdchn., geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**, 3. Aufl.; **Zopf und Schwert**: geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 15. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**; **Unter dem Halbmond**; **Lerne, liebe, lebe**, 2. Aufl.: geb. à 1 Thlr.; **Die Psalmen**, geb. 2⅔ Thlr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobsiade**, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., 2 Theile, geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. Bürger, geb. 1⅔ Thlr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. Naumann, geb. 1⅔ Thlr. — **Pfeilschmidt, Heilige Zeiten**, geb. 1 Thlr. — **Rosshack, Das Lilienmärchen**, cart. 12 Ngr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 10. Aufl., geb. 1 Thlr., 1⅓ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., 2 Thle., geb. 3 Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. 1⅔ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geb. à 1⅔ Thlr.; **Fromme Lieder**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue Fromme Lieder**, geb. 1⅔ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Tschabuschnigg, Gedichte**, 3. Aufl., geb. 2⅓ Thlr. — **Deutsche Classiker des Mittelalters**: I. **Walther von der Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. **Bartsch**; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. **Bartsch**: geb. à 1⅓ Thlr. — **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts**: I. **Liederbuch**, v. **Goedeke u. Tittmann**, geb. 1⅓ Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

H. W. Schmidt's Antiquariats-Buchhandlung in Halle a/S. versandte:

Antiquar-Catalog

Nr. 248 und 249. Altclassische Philologie. Drei Abtheilungen.
„ 250 und 260. Allgemeine Naturgeschichte. Naturwissenschaft. Reisen. Zoologie (inclusive vergleichende Anatomie und Physiologie). Botanik.
„ 254 bis 256. Theologie. (Allgemeines. Commentare. Kirchengeschichte. Dogmatische Theologie ꝛc.)
„ 257. Philosophie.
„ 258. Judaica.
„ 259. Orientalia.
„ 261 und 262. Geschichte von England, Schweden und Norwegen, Dänemark, Belgien und Niederlande, Schweiz.
„ 263. Magie.

Obige Kataloge stehen sowol direct, wie auch durch jede Buchhandlung gern zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

An den Tod, Canzone von Albert Möser.

Brosch. 6 Ngr.

Möser's Begabung ragt um volle Kopfeslänge über die Lyrik des Tages hinaus. Sie schreitet mit beflügelter Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Nächst Hamerling ist Möser vielleicht die hoffnungsvollste poetische Befähigung der Neuzeit.

(Feodor Wehl.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 52. — 27. December 1866.

Inhalt: Zur dramatiſchen Literatur. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Zur Geſchichte der Befreiungskriege. Von Karl Guſtav von Berneck. — Neue Erzählungen. Von Feodor Wehl. — Eine elſaſſer Walhalla. Von F. W. Ebeling. — Feuilleton. (Literariſche Plaudereien; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur dramatiſchen Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 51.)

Das vierte Bändchen meiner „Dramatiſchen Werke“ enthält das Trauerſpiel: „Der Nabob“, deſſen Held Lord Clive, der Eroberer Oſtindiens, iſt. Die Anklage im Parlament und der Selbſtmord Clive's, welche die Peripetie und Kataſtrophe der Handlung bilden, ſind geſchichtliche Thatſachen, welche allerdings im Drama ſelbſt in nähern und mehr unmittelbaren Zuſammenhang geſetzt ſind als in der Geſchichte. Dem „Nachwort“ entnehmen wir folgende Stellen:

Das beifolgende Trauerſpiel kam zuerſt in Breslau zur Aufführung, wo es Herr von Bequignolles mit gewohnter Hingabe und poetiſchem Verſtändniß inſcenirte, dann in Weimar unter der kunſtſinnigen Leitung Franz Dingelſtedt's, welcher dichteriſches Streben ſtets anerkennt und ermuthigt. Hier fand die Titelrolle in Otto Lehfeld einen energiſchen, großen Aufgaben gewachſenen Träger.

Trotz der freundlichen Aufnahme, deren ſich das Stück auch an einigen andern Bühnen erfreute, glaubte ich doch, daſſelbe einer eingehenden Umarbeitung unterziehen zu müſſen, indem ich eine gänzlich andere Oekonomie in der Folge der Scenen und Acte zur Geltung brachte, die Rolle der Arabella dadurch zu heben ſuchte, daß ich ſie aus dem Bereiche enthuſiaſtiſcher Stimmungen mehr in das eingreifender dramatiſcher Action verſetzte, wie ich überhaupt nicht ohne Ueberwindung die Fülle öſtlicher und weſtlicher Lyrik, die ſich um die Geſtalten Sita's und Arabella's rankte, durch tiefeingreifende Striche auf ein beſcheideneres Maß zurückführte. Auf den Einwurf, daß der Held zu paſſiv ſei, daß das Stück dadurch mehr zum Seelengemälde als zur energiſch fortſchreitenden Tragödie werde, bin ich gefaßt, ohne ihn zu fürchten. Denn ſeit den Zeiten der antiken Tragödien, ſeit „Oedipus“, „Ajas“ u. a. bis zu Schiller's „Maria Stuart“ hat ſich eine Gattung von Trauerſpielen Geltung zu verſchaffen gewußt, in welcher uns gleichſam die dramatiſche Handlung in Form einer Evolution entgegentritt, indem eine vorausgehende That und Schuld ſich vor unſern Augen in ihren verhängnißvollen Folgen entfaltet. In dieſen Folgen aber iſt die That noch lebendig, und der Held ſelbſt hat ſich das Netz geſtrickt, das ſich über ihm zuſammenzieht. Wenn dieſe Evolution in bewegter Handlung, in ſpannender Weiſe vor ſich geht, ſo iſt die innere Berechtigung einer ſolchen Tragödie nicht zu leugnen. Was den ethiſchen Inhalt des „Nabob“ betrifft, ſo iſt er ebenfalls aus dem modernen Geiſt herausgeboren. Wenn ich in meinem „Mazeppa“ die Ueberſtürzungen raſtloſer Leidenſchaft dargeſtellt: ſo verſuchte ich hier in dieſem weltgeſchichtlichen „Timon“ den Fluch des Goldes zu zeichnen, wie er ſelbſt die Schwingen einer großen Seele lähmt.

Ein weiterer Einwurf richtet ſich gegen jene That, welche die Schuld des Helden bildet. Wenn man ſie als einen Mord aus Habſucht charakteriſirt, ſo thut man der genauer eingehenden Motivirung des Dramas unrecht. Der indiſche Prinz Surajah Dowlah war durch das Kriegsgericht der Engländer zum Tode verurtheilt. Lord Clive konnte ihn begnadigen, doch er gab der Stimme in ſeiner Bruſt, die ihn zu dieſem Gnadenact drängte, nicht Gehör, weil ihn die Millionen blendeten, die Meer Jaffier ihm verſprach, wenn er ihn an Surajah's Stelle zum Fürſten gemacht hätte. Einen Rechtsſpruch vollziehen zu laſſen, iſt kein Act der Tyrannei. Nur das ſubtile Gewiſſen des Lords empfand den innern Makel, der an ſeinem Golde haftete, bei einer That, welche die Welt nicht verdammen durfte.

Ueberhaupt ſollte man in der Klaſſification jener Thaten, welche das Inventar der Tragödie bilden, nicht allzu pedantiſch ſein. Nach criminaliſtiſchem Standpunkt ſind ſie mehr oder weniger Verbrechen; es iſt nur das Element der Größe, das ſie über eine ſich auf jene Paragraphen ſtützende Beurtheilung hinaushebt. Wenn aber einige Aeſthetiker ſagen: Mord iſt tragiſch und Diebſtahl iſt es niemals, ſo iſt dieſer Ausſpruch unbegründet und geht nur aus der Sortirungswuth hervor, welche ſich durchaus nicht wohl fühlt, wenn ſie nicht in ihren numerirten Schubläden herumkramen kann. Ein Raubmord wegen einiger Thaler hat nichts Tragiſches; dagegen ſagte ſchon Fiesco: „Ein Diadem ſtehlen iſt göttlich!“ Der blendende Zauber ungeheuerer Schätze iſt zu allen Zeiten als eine dämoniſche und deshalb poetiſche Macht empfunden worden. Schon die alte Sage feierte die dämoniſchen Thaten der Menſchen, die ſich der geheimnißvollen „Horts“ bemächtigen wollten. Ein weltbeherrſchender Lebensgenuß knüpft ſich an die Millionen. Sie ſind kein kleines, ſondern ein großes Motiv — und das iſt das Einzige, deſſen die Tragödie bedarf.

Die Scene, welche die in der Vergangenheit ſpielende

That des Helden erläutert, iſt die Schlußſcene des dritten Actes. Clive hatte Sita, die Tochter des hingerichteten Hindufürſten, bei ſich erzogen. Der Bruder derſelben, ein Anhänger der Mörderſekte der Thugs, kommt nach England, um den Lord zu ermorden. Sita vereitelt den Mordverſuch, dem der Bruder zum Opfer fällt. Die Stunde der Enthüllungen hat für den Lord geſchlagen.

Clive.

Es ſei!
Klar werd' es zwiſchen uns! Der Schleier ſchwinde!
Zerriſſen hat ihn — dieſes Wilden Hand!

Sita.

So iſt es wahr — ich bin Surajah's Kind?

Clive.

Ich wollte warten auf den Tod — das Grab!
Es ſollte milder herbe Wahrheit künden!
Doch ſchneller ſchreitet das Geſchick — ſo ſei es!
O höre mich, mein Kind, doch höre mich,
Als tönte aus dem Grabe meine Stimme,
Wo über eines Lebens Schuld und Noth
Die Scholle ruht und die Cypreſſe flüſtert!

Sita.

Ich zittre — vor dem Wort — von deinen Lippen!

Clive.

Du biſt nur meines Herzens Kind — doch theurer
Mir, als mir meines Blutes Kinder wären!

Sita.

So iſt es Wahrheit, was der Bruder ſprach?

Clive.

Ich zog in dir den guten Engel groß,
Der lächelnd zwiſchen mich und meine Schuld
Mit der Verſöhnung Palmen tritt. O bleibe
Mein guter Engel — werd' es doppelt jetzt,
Wo du erfährſt, was du vergeben kannſt!
Du biſt das Kind des Fürſten von Bengalen,
Surajah Dowlah's Tochter!

Sita.

Und er ſtarb?

Clive.

Ich ließ ihn richten durch ein Kriegsgericht!
Streng war das Urtheil!

Sita.

Ew'ger Gott — er fiel
Nicht in der Schlacht — er fiel —

Clive.

Von Henkers Hand,
Und England ward der Erbe ſeiner Reiche!

Sita.

Ha — niederziſcht das ſcharfe Schwert — ein Blutſtrom —
Entſetzlich Bild — angrinſt das bleiche Haupt
Mich ewig unerbittlich — in der Hand
Des Henkers — das erſtarrte Aug', das einſt
Mir Freudenthränen weinte, ſeinem Kinde!

Clive.

Schweig, ſchweig! Du weckſt den Dämon mir —

Sita.

Du haſt
Gerecht gerichtet, ſtrenger Richter, geb' es Gott!
Warum doch kannteſt du die Gnade nicht?
O konnteſt du dem Vater nicht verzeihn?

Clive.

Das war's — jetzt brechen alte Wunden auf!
Die Gnade! Wohl, ſo beicht' ich dir, was England
Von dieſen Lippen nie erfahren ſoll.
Du haſt ein Recht darauf — nur du allein.
Wohl regte ſich Erbarmen in der Bruſt,
Und eine Stimme bat in mir — für ihn!
Und doch — er war ein Gegner unſers Volks,
Er hemmte unſre Macht, er mußte fallen,
Und dieſer Sieg und dies Gericht — ſie wurden
Der erſte Grundſtein unſrer Macht im Oſten.
Grauſam iſt die Nothwendigkeit — ich war
Ihr Sklave nur. Noch immer ſchwankte ich;
Doch jener Meer Jaffier, des Fürſten Feldherr,
Der ihn verrieth und in der Schlacht verließ,
Der mir das Netz geſtrickt, ihn zu umgarnen —
Er führte mich in ſeine Schatzgemächer,
Verſprach mir ſeine Rieſendiamanten
Und Millionen, wenn ich ihm die Krone
Bengalens auf das Haupt geſetzt — das war's!
Jung war ich — und mich blendete der Glanz!
Alladin's Zauberlampe ſtrahlte mir —
Zu meinen Füßen lag der Erde Glück!
Fort Gnade, Mitleid, thörichtes Erbarmen!
Gefeſtet ward ich da vom Haupt zur Zehe,
Als wie in einen goldnen Styx getaucht!
Ich ließ dem Recht den gnadenloſen Lauf.
Das Richtbeil fiel — mein Auge zuckte nicht.

Sita (ſchreit auf).

Wahr iſt's, wahr iſt's! Und dieſer Eine Tag
Macht doppelt mich zur Waiſe — es erſchlägt
Der todte Vater mir den lebenden,
Der einſt den andern in die Gruft geſtoßen!

Clive.

O Fluch dem Gold, das einmal mich geblendet,
Denn es verdunkelt Ruhm und Leben mir!
Ich hielt mein Wort — und Meer Jaffier das ſeine!
Ich machte ihn zum Fürſten, und er ward
Ein treuergebener Vaſall von England,
Die Stütze unſrer Macht — — doch ich, doch ich
Ward nicht des unermeſſnen Reichthums froh.
Winkt mir ein Lorber, reißt der Kobold ihn
Mir aus der Hand und hält mir ihn entgegen,
Mit Blut befleckt, in fließend Gold getaucht!
Naht mir die Liebe, wie der Dämon lacht!
Er reißt die Maske ab, zeigt mir das Aug',
Das gierig auf die Millionen blickt!
O Hand des Midas, du entſetzliche,
Du haſt mein Leben ſelbſt in Gold verwandelt,
Und dieſe ſchwere Laſt ertrag' ich nicht!

Sita.

Wie mir's das Herz zerreißt — mit glüh'nden Ketten
In ſeinen Arm mich zieht — und wieder fort
Mich ſtößt!

Clive.

Du retteſt mich, und du allein
Vor meines Dämons Blick! Denn wo du nahſt,
Muß die Erſcheinung fliehn — ſie hat nicht Macht
Ueber die Liebe einer reinen Seele!
Hier ruht der letzte Anker meines Glaubens!
Reiß ihn nicht los, auch jetzt nicht; wie — du zögerſt?
Und fragend blickt dein ſcheu Gazellenaug'!
Tritt näher, zaghaft Kind, und fürchte nichts!
Du bleicher Fürſt, dir raubt' ich Kron' und Haupt —
Doch dies dein Kind, es reicht mir ſeine Hand.
Was ich an ihm gethan, erzählt es dir,
Und du vergibſt!

Sita.

Ich kann nicht, nein, ich kann nicht!

Clive (erſchöpft in den Seſſel ſinkend).

Dies Wort des Kindes ſpricht mir das Gericht!

Sita (ſcheu auf Clive blickend).

An dieſer Hand klebt meines Vaters Blut! —
Jetzt hab' ich nichts mehr in der Welt als ihn!

(Der Vorhang fällt.)

In dem Untergang von Sita und Matali ſpiegelt ſich zugleich in wehmüthiger Weiſe der Untergang aller der Völker, die einer höhern Civiliſation zum Opfer fallen. Die in ein Reich fremdartiger und überlegener Bildung verſchlagenen Naturkinder müſſen zu Grunde gehen, mögen ſie Liebe oder Haß zu dieſer neuen Welt im Herzen tragen. Dieſer Stimmung gibt Sita mit folgenden Worten Ausdruck, als ſie den Lord verlaſſen hat, in welchem ſie den Mörder ihres Vaters flieht und dem Geliebten in ſein väterliches Haus gefolgt iſt, wo ihr die ungaſtlichſte Aufnahme zutheil wird:

Wieder bin ich
Die Heimatloſe! O an meiner Wiege
Stand das Verbrechen — und des Hauſes Schwelle,
In dem ich eine Heimat mir geträumt,
Ward von des eignen Bruders Blut befleckt!
Der Vogel hat ſein Neſt, ich habe keins.
Allnächtlich ſchau' ich auf zum hohen Himmel.
Den Sternen klag' ich, daß ich einſam bin;
Ich klag's dem Mond, der fern die Lotosblume
In ihrer heil'gen Flutenwiege küßt,
Den Wipfeln klag' ich's und den irren Wolken,
Sie ziehn und wiſſen ſelber nicht wohin!
Sie treibt im Spiel die launenhafte Luft,
So treibt ein blindes Spiel mein Herz, mein Leben!
Oft wünſcht' ich mir des Vogels Schwingen, fern
Ans paradieſiſche Geſtad zu ziehn,
Wo ſich der Phönix aus dem Myrrhenneſt
Mit morgengoldnen Schwingen hebt — jetzt rief
Mir eine ſüße Stimme, bleibe hier,
Hier, wo die Liebe eine Heimat gründet!
O bittre Täuſchung! Wie's mich fröſtelnd faßt!
Hier darf der Morgenſonne Kind nicht weilen!
Hier weht ein kalter, feuchter Nebelhauch
Und meine Seele ſchauert vor der Welt!

Die dämoniſche Macht des Goldes bildet das Fatum in dieſer Tragödie. So hängt auch die Scene des letzten Actes, in welcher der lahme Oberſt Forde, der Menſchenhaſſer, durch das reiche Geſchenk des Lords, durch ſeine unſchätzbaren Diamanten gänzlich umgewandelt wird, mit dem Grundgedanken des Dramas zuſammen:

Forde.

Lala,
La — nein, ich kann nicht ſingen, jedes Wort
Erſtirbt mir auf den Lippen — nein, nein, nein!
Dies iſt ein Tag — nein, eine Nacht — was weiß ich?
So ſchlag' der Blitz — nein, nein, kein andrer Blitz als dieſer,
Der wunderbar mir in die Seele fährt!
Das Käſtchen hier — du haſt es mir geſchenkt —
Und welche Königin mir freundlich lächelt,
Die ſoll ein Strumband haben nach Verdienſt.
Bei meinem lahmen Bein — wer tanzt mit mir?
Ihr Fürſtinnen, herbei! Ich kann's euch lohnen!

Clive.

Du biſt von Sinnen, Freund! Ich fürchte faſt,
Verderblich wirkt der Zauber, und ich that
Ein neues Unrecht!

Forde.

Nein, bei unſrer Freundſchaft!
Du haſt es mir geſchenkt — kein Ehrenmann
Nimmt ſein Geſchenk zurück! Mein iſt die Welt!
Sie taugt nicht viel, doch allen guten Saft,
Den ſie enthält, preß' ich aus ihr heraus
Mit dieſem Mittel! Wunder wird es thun!
Mich loben werden alle meine Feinde,
Als geiſtreich, liebenswürdig, jugendfriſch,
Und als den beſten Tänzer ringsumher,
Trotz dieſes kleinen Deficits hier unten.
Die Mädchen, die mir keinen Blick gegönnt,
Sie werden mich bewundern wie Apoll
Und lächeln, dreh' ich mir verſchämt den Bart
Und winke mit den Augen! Doch, vor allem,
Jetzt einen Trank vom koſtbarſten Gewächs,
Das je die große Buhlerin, die Sonne,
Geküßt, bis Feuer aus den Reben troff.
Ein Lebehoch auf meinen Lord und Herrn!
Sieh mich nicht an — du willſt mir's wieder nehmen!
Ich bring's in Sicherheit! O tolle Welt!
Jetzt laß mich mit dir tollen! Fort die Krücke!
Der Stab ſtützt beſſer hier — ich bin geheilt!

Wenn „Der Nabob" bisher nur ſporadiſche Aufführungen in Breslau und Weimar, Leipzig und Schwerin erlebt hat und wol erſt mit der in Ausſicht ſtehenden Aufführung am wiener Hofburgtheater ſeine eigentliche theatraliſche Aera datiren wird, ſo hat ihm in Bezug hierauf die Tragödie: „Katharina Howard", welche das fünfte Bändchen der „Dramatiſchen Werke" bildet, in kürzerer Friſt den Rang abgelaufen; denn dieſes Drama iſt bereits an den Hoftheatern zu Wien, Dresden und Hannover, Wiesbaden und Gotha, und an den Stadttheatern zu Leipzig, Königsberg u. a. zur Aufführung gekommen. Im „Nachwort" des Stücks heißt es:

Wenn ich das Stück ſo raſch dem buchhändleriſchen Verkehr übergebe, ſo geſchieht es, weil es nach meiner Ueberzeugung keine tiefer gehende Umwandlung zuläßt, ſondern mit ſeinen Vorausſetzungen ſteht und fällt. Dies Trauerſpiel unterſcheidet ſich von den frühern weſentlich dadurch, daß hier der tragiſche Conflict nicht wie in „Mazeppa" und „Der Nabob" durch eine aus dem Charakter des Helden hervorgehende Schuld begründet, ſondern durch die Situation hervorgerufen wird, welche die Heldin in eine Colliſion der Pflichten bringt. Doch dieſer Ernſt des Verhängniſſes ſowol, der über ein üppiges, lebensluſtiges Mädchen hereinbricht und ſie zu dem weniger heldenmüthigen, dafür aber nach innerer Läuterung durch den Tod geſühnten Entſchluß drängt, wie der Charakter des Königs Heinrich VIII. und der Hintergrund der damaligen engliſchen Zuſtände bedingen den düſtern Grundzug der Tragödie, welchen ich mit einheitlicher Conſequenz zu bewahren ſuchte. Daß das Stück dennoch verhältnißmäßig ſo raſche und lebhafte Beachtung von ſeiten der Bühnenleitungen fand, mag in der Anregung liegen, welche die beiden Hauptcharaktere, die Heldin und König Heinrich, als nicht durch die Schablone gezeichnete Figuren der darſtellenden Kunſt bieten.

Der Gang der Handlung iſt der folgende. König Heinrich VIII. iſt ſeiner lutheriſchen Gemahlin, Anna von Cleve, müde, welche er, durch die Vermittelung ſeines Kanzlers Cromwell, Grafen von Eſſex, geheirathet hat.

Eine Neigung zur reizenden Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, einer Schönheit aus dem Lager der Katholiken, wird von der katholiſchen Partei eifrig begünſtigt. Der König beſchließt, ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden zu laſſen und ſich mit Katharina zu vermählen. Dieſe indeß, ein üppig glühendes Mädchen, hat ein leidenſchaftliches Verhältniß zu einem jungen katholiſchen Fanatiker, Arthur Derham, welches bereits über die Schranken der Sitte hinausgegangen iſt. Katharina weigert ſich, dem Andringen ihres Onkels gegenüber, auf das entſchiedenſte, dem König ihre Hand zu geben; ſie will mit Derham fliehen, der ſich ſchon früher an der revolutionären „Pilgerſchaft der Gnade" betheiligt hat, und jetzt wiederum eine Verſchwörung gegen Cromwell und den König leitet. Eine Verſammlung der Verſchworenen in dem verfallenen St.-Dunſtankloſter, an der ſich auch Katharina betheiligt, wird verrathen, Derham mit ſeinen Genoſſen gefangen und zum Tode verurtheilt. Katharina eilt zum König, um durch ihre Fürbitte den Verſchworenen das Leben zu retten; der König will ſie nur unter der Bedingung begnadigen, daß Katharina ihre Hand ihm gibt. Der innere Kampf der Heldin prägt ſich in dem folgenden Monolog aus:

Welch namenloſe Qual! O Menſchenleben!
Wie Woog' auf Woge kommt, anfangs ein Spiel,
Ein luſtig Bad — dann ein verſchlingend Grab!
Verzweiflung hier und dort, wohin ich blicke!
O Arthur, Arthur, wie's auch kommen mag,
Das Eine ſteht mit ſchaudernder Gewißheit
Vor meinem Geiſt: wir ſind geſchieden, Arthur!
Weih' ich dem Tode dich, ſind wir geſchieden,
Weih' ich dem Leben dich, wir ſind es auch!
Erbarmungslos Geſchick, zermalmſt du jetzt
Die Seele, die nicht gleich der Gauklerin
Durch eines Reifes Dolche ſpringen kann,
Die rechts und links ihr drohn? — Und iſt's denn möglich,
Daß ich von ſolchen Wonnen ſcheiden kann?
Sein Wort — ſein Blick — ſein Kuß, o glühend Leben!
O Glück der Jugend, unerſättlich Glück,
Das ewig dürſtend nie des Trunks entbehrt!
Die Blumen, die es heute wild zertritt,
Blühn morgen ſchöner auf, und heißer Duft
Strömt wonnig ſelbſt aus den zerdrückten Roſen.
Ich ſchließ' die Augen, träume mich zurück,
Die Bilder dieſer Welt zerfließen alle.
Ich ruh' an ſeiner Bruſt — da ſchwebt ein Leuchten
Um Erd' und Himmel, und die Erde wird
Leicht wie ein Roſenblatt vom Wind entführt;
Und wie das Roſenblatt den Tropfen Thau,
Trägt das Entzücken himmelwärts die Seele. —
Wer jagt mich auf aus meinem ſüßen Traum?
Wer ſcheucht ihn fort auf ewig? Ha, da kommt er
Mit ſeiner ſchweren Krone, und er neigt
Sich über mich und grinſt mich an und ſpricht:
Ich brauch' ein Liebchen. Komm, mein holdes Täubchen!
Mich lockt das Farbenſpiel auf deinen Federn,
Und kommſt du nicht, zerpflück' ich dich! — Ha ha!
Du Königsaar! Ich fühle deine Krallen,
O, ſie ſind blutig! Schauerlich Entzücken
Im Arme des Tyrannen, der noch eben
In ſeiner Opfer Todeskampf geſchwelgt!
Und ſeine Lieb' iſt grauſam wie ſein Haß;
Mord, Mord ſein Odem; über ſeine Schultern
Blickt leichenfahl — Verweſung! Anna Boleyn,
Ich ſehe dich, du ſchiebſt mit welker Hand
Den Vorhang fort des blutbefleckten Bettes.
Wie hat er dich geliebt — und ſo — gerichtet!
O ſein Umarmen iſt die Probe nur,
Wie's einſt dem Buhlen Tod gelingen wird!
Brautführer iſt der Henker, und in Myrten
Trägt er das Beil verſteckt!

Und doch — und doch —
Wo iſt die Rettung als in ſeinem Arm,
Als unter Englands blutbefleckter Krone?
Denn wenn ich nach der andern Seite blicke,
Da ſeh' ich, was nicht auszuſprechen iſt
Und nicht zu denken, weil's die Seele ſchaudert!
Da jammert auf der Folter der Geliebte,
Sie ſchnüren ihm den ſüßen Leib zuſammen,
Bis der erſtickte Angſtſchrei der Verzweiflung
Die Folterknechte ſchaudern macht — und dann —
In einer Nacht, wo nur die Raben ſich
In Londons Nebel wagen, ſchaukelt ſich
Auf Tyburns Hochſtatt der willkommne Raub;
Sieh näher hin — du kennſt die Züge wol —
So ſtarb ein Held, den du nicht retten wollteſt! —
Es muß, es muß geſchehn! So waffne dich,
Verzweiflung, mit der gleisneriſchen Lüge
Und zaubr' ein Lächeln dir ins Angeſicht!
Die Hand mag koſen, ſtatt zum Dolch zu greifen,
Und unerhörte, ob gekrönte Schmach
Geb' Seel' und Leib dem Wütherich zu eigen!
Ein Opfer wie kein zweites thränenwerth:
Ihn rett' ich treulos, dem ich Treue ſchwur,
Und höchſte Liebe muß ſich ſelbſt verrathen!
Nicht eine Kön'gin auf erſehntem Throne,
Die Sklavin ſchmückt ſich mit der Dornenkrone!

Mit dieſer Entſcheidung Katharina's iſt Cromwell's Sturz beſiegelt, den Herzog Norfolk bereits früher durch mannichfache ſchwere Beſchuldigungen eingeleitet hat. Heinrich ſpielt mit dem ahnungsloſen Miniſter wie die Katze mit der Maus.

Achter Auftritt.

Cromwell. Heinrich. Katharina. Norfolk.

Cromwell.

Ich komme, Eurer Majeſtät zu melden,
Daß das Gericht den Urtheilsſpruch gefällt.
Die zwölf Verſchwornen ſind zum Tod verdammt.
Doch der Verſchwörung Fäden reichen weiter,
Bis in des Thrones Nähe; hoffentlich
Enthüllt die Folter das Geheimniß ganz —
Dann weh' den Mächt'gen, die ſich ſicher glauben!

Heinrich.

Lord Norfolk, thut, was Eures Amtes iſt!

(Norfolk ab.)

Ich bin bei guter Laune heut, Mylord.
Euch freut's gewiß, ſeht Ihr den König heiter!
Und weil ich denn bei guter Laune bin,
Und weil mir heut der Sonnenſchein gefällt
Und mir das Leben lebenswerth erſcheint,
So ſind zwölf Opfer mir zu viel, Mylord;
Ich will mit einem einz'gen mich begnügen.

Cromwell.

Unmöglich, Sire!

Heinrich.

Ich ſag's, mit einem einz'gen.

Cromwell.

Es ſind gefährliche Rebellen, Sire!

Heinrich.

Ihr wollt mich zwingen, ein Tyrann zu sein!

Cromwell.

Hier ist die Strenge nöthig.

Heinrich.

Doch ich will
Die Gnade walten lassen, will — versteht Ihr?
Ihr seid der Mann des starren Rechts — ich will
Dem Rechte wahrlich nicht im Wege stehn,
Und wenn ihm auch die höchsten Opfer fallen.
Doch diesmal bin ich so gelaunt — ich werde
Mit einem einz'gen Sünder mich begnügen.

Cromwell.

Sire, Arthur Derham ist von diesen allen
Der Schuldigste.

Heinrich.

Was, Derham? Gebt ihn frei!
Ja, ich befehl's, gebt alle Zwölfe frei! —
Ei, Käthchen, bist du nun mit mir zufrieden?

Katharina.

Dank, hoher Herr! — O Gott, er ist gerettet!

Cromwell.

Ich missverstehe wol, mein gnäd'ger König?
Ihr heißt mich alle Zwölfe frei zu lassen,
Und spracht vorher von Einem doch, den Ihr
Wollt der Gerechtigkeit zum Opfer bringen?

(Norfolk mit der Wache erscheint am hintern Eingang.)

Heinrich.

Ihr missversteht mich nicht, Mylord — die Zwölf
Sind frei — doch Einer bleibt dem Recht verfallen.

(Mit Donnerstimme.)

Der Frevler seid Ihr selbst, Graf Essex-Cromwell,
Und Euch — schirmt Eures Königs Laune nicht.

Norfolk.

Graf, ich verhafte Euch um Hochverrath!

Cromwell.

Allmächt'ger Himmel!

Norfolk.

Ihr erblaßt, Mylord!
Ihr seid in Eurem eignen Netz gefangen.

Inzwischen hat die Synode der Bischöfe und Erzbischöfe Heinrich's Ehe geschieden und dieser erhebt Katharina zur Königin von England.

Bei jeder Collision der Pflichten muß die Heldin, indem sie sich für die eine entscheidet, die andere verletzen. Katharina hat Derham's Leben gerettet, aber um den Preis der Untreue gegen seine Liebe. Ein heldenmüthigeres Weib hätte den gemeinsamen Tod mit Derham der ihn rettenden Ehe vorgezogen, doch drängt nun zu dieser Sühne der Fortgang der Handlung hin. Die Ränke eines verschmähten Liebhabers, des Lord Culepepper, einer gekränkten Hofdame, der Lady Rochefort, Derham's heiße Leidenschaft, die ihre unveräußerlichen Rechte verletzt sieht und in Anspruch nimmt, beschleunigen die Katastrophe. Katharina und Derham verfallen dem Strafgericht des Tyrannen. Der Conflict erweist sich als ein solcher, der nur durch den Tod in vollgültiger Weise gelöst werden kann.

Das sechste Bändchen enthält das Trauerspiel: „König Karl XII." Ueber die Antecedentien dieses Dramas gibt das Nachwort die folgende Auskunft:

Das vorliegende Drama kam im Herbst 1863 mit gutem Erfolg am breslauer Theater zur Aufführung. Dennoch hielt ich selbst eine Umarbeitung der drei letzten Acte für unerlaßlich, indem der Conflict des Königthums und der Stände in denselben zu sehr in den Hintergrund trat, der Charakter des Königs selbst aber sich allzu rhetorisch schwunghaft, ohne die nöthige lakonische Schärfe entfaltete und auf der andern Seite zu wenig sympathisch, zu schroff und verletzend erschien.

Die drei letzten Acte liegen hier in gänzlich umgearbeiteter Fassung vor. Zwar schroff und herb ist der Stoff immer geblieben, wie sein winterlich skandinavischer Hintergrund. Es handelt sich um die großen Machtfragen modernen Staatslebens, um den Kampf uneingeschränkter Königsherrschaft mit der Herrschbegierde der Stände, um den Kampf eines eroberungslustigen Kriegsfürsten mit den Friedenswünschen der Nation. So ist das Drama wesentlich ein politisches; denn diese Gegensätze wiederholen sich fortwährend in den Conflicten der Neuzeit, und wie auch das politische Kaleidoskop geschüttelt werden möge, es werden hier und dort immer ähnliche Figurationen zum Vorschein kommen. Der Vorwurf absichtlicher Tendenzmacherei kann indeß das Stück nicht treffen; denn keine Aeußerung und keine Situation in demselben geht über den Rahmen des historisch Gegebenen hinaus.

Die Liebe von Magnus und Hedwig ist keine Episode, sie führt die Katastrophe herbei und ist mit dem Grundgedanken des Dramas eng verwebt. Es ist ein Faden, der, so vielfach er sich im Laufe der dramatischen Handlung verschlingen mag, doch von der Richtstatt Patkul's hinüberreicht bis in die Tranchéen vor Friedrichsstein.

Das Drama spielt in den letzten Lebensjahren des Königs nach seiner Rückkehr in die Heimat. Die Begegnung mit seiner ehrgeizigen Schwester Ulrike wird in der letzten Scene des ersten Actes dargestellt:

Sechster Auftritt.

Ulrike. Karl (in einen Mantel gehüllt von rechts, bleibt einen Augenblick an der Thür stehen).

Karl (läßt den Mantel fallen).

Ulrike.

Ulrike.

Karl, du bist es selbst!

(Will sich ihm zu Füßen werfen.)

Karl.

Wie lang
Hab' ich dich nicht gesehn, mein Schwesterlein!

Ulrike.

O welche frohe Ueberraschung, Karl!

Karl.

Laß mich die Hand dir drücken, in das Aug'
Dir sehn — es ist so lange, lange Zeit,
Daß ich nichts Liebes in den Arm geschlossen.
Sieh mich nur an — o nicht so scheu, Ulrike.
Wir sind des alten Stammes einz'ge Sprossen,
Und viel verloren wir — die gute Schwester!
Ich bin stahlhart, Ulrike — funfzehn Jahre
Des rauhen Krieges haben mich entwöhnt
Der sanften Menschlichkeit — doch jetzt, da ich
Im Arm dich halte, kommt sie über mich,
Die ungewohnte Schwäche! Wie ein Traum
Liegt's hinter mir, das wilde Schlachtenleben,
Und meine Kindheit, meine Jugend blickt
Aus deinen Augen mich so friedlich an.

Ulrike.

O, ſo erzähle — wie ganz unerwartet
Kamſt du hierher!

Karl.

Ein toller Einfall war's.
Kaum hatt' ich Schwedens Erde unter mir,
Da ließ es mir nicht Ruh', bis ich die Schweſter
Geſehn; ich ſtieg in Lund aufs Roß — allein —
Und wie ein Sturmgeiſt ritt' ich um die Wette
Mit dem Orkan, der aus Norwegens Klüften
Herniederſchnob! Es war ein wildes Wetter!
Doch aus dem heimatlichen Boden dampfte
Der Jugend Kraft mir morgenfriſch entgegen,
Und kühne Träume wiegten mich im Sattel.
Und als ich an den Wetterſee gekommen —
Hoch ging die Flut und ſpiegelte den Blitz nicht,
Der ſie umflammt — hinüber nach Wadſtena!
Ich kenn' den alten tück'ſchen See von früher —
Des Meeres Sturmflut hat den Karl verſchont;
Der Wetter, dacht' ich, iſt ein ſchwediſch Kind,
Er wird Reſpect vor ſeinem König haben.

Ulrike.

O allzu kühn, wie ſtets!

Karl.

Mit Mühe nur
Fand ich ein Boot, mit Gold nur einen Schiffer.
Wir tanzten luſtig und die Woge ſchlug
Uns ins Geſicht, rebelliſch, ohne Scheu.
Und einmal ſtürzten wir vom Wogenberg
So jählings nieder, daß ich ſchon dem Tod
Im Arm zu liegen glaubte. Doch — wie thöricht,
So ſtirbt kein Held — das iſt kein Heldengrab!
Da kenn' ich meinen Stern — er ſtrahlte hell
Durch die zerriſſne Donnerwolke, als
Ich bei Wadſtena an das Ufer ſtieg.

Ulrike.

Mein guter Bruder — und um meinetwillen
Haſt du dich in Gefahr geſtürzt?

Karl.

Ein Spiel nur —
Wie oft am Mantel faßt' mich ſchon der Tod!
Wie oft bedrohte mich der Hochverrath!
Da tritt Patkul vor meine Seele hin,
Mein grimmſter Feind, der ſelbſt der Krone Recht
Heimtückiſch angetaſtet! — Nicht der Sumpf,
In den mein Roß verſank, nicht brechend Stromeis
Der Weichſel, nicht die Janitſcharenſäbel —
Was mich erſchrecken ſoll, trägt Patkul's Züge;
Denn dieſe Larve grinſt das Ew'ge an,
Das meiner Bruſt ein Leitſtern für und für.

Ulrike.

Wie viel haſt du gethan, erlebt, erlitten!

Karl.

Vorleuchten muß ein König ſeinem Volke
An Muth und Tapferkeit; doch unſre Würde
Zähmt die Gefahr; ſie iſt nur täuſchend Spiel
Für ein geſalbtes Haupt; wir ſterben nicht,
Eh' unſer Werk vollbracht.

Ulrike.

Doch, Majeſtät,
O möchtet Ihr Euch Eurem Volk erhalten,
Und endlich, nach ſo langen Krieges Greueln,
Des Friedens Segen dieſem Lande ſchenken!
Der Lorber ſchmückt die Stirn, die Königskrone
Des zwölften Karl! Ein ehrenvoller Frieden —

Karl.

Was — Frieden? — Auch du ſprichſt von Frieden, Schweſter

Ulrike.

Wer weiß, ob ich zum zweiten male Aug'
In Aug' dem König gegenüberſtehe!
So nütz' ich dieſen Augenblick — ich ſpreche
Im Namen Schwedens!

Karl.

Und der Stände — wie?
O ich vergaß — ſie haben dich zum Vormund
Des Reichs gemacht, das ich verwaiſt im Stich
Gelaſſen — und die Weisheit der Regentin
Entſtrömt den ſchweſterlichen Lippen — pah!
So iſt man nirgends mehr vor gutem Rath
Geſichert.

Ulrike.

Majeſtät, mein Bruder, hört mich!

Karl.

Ein ehrenvoller Frieden — wohlgeſprochen!
Wer bietet ihn?

Ulrike.

Die Wunden Schwedens bluten.

Karl (aufſtampfend).

O Schweſter! Schweſter!

Ulrike.

Will mein Bruder Karl
Nicht mehr die Wahrheit hören?

Karl.

Nicht die Wahrheit,
Die überall aufdringlich mich verfolgt.
Ich ließ des königlichen Amtes Laſt
Zurück, der Schweſter wollt' ich angehören,
Nur einen Tag als Menſch mich wieder fühlen.
Doch ſelbſt die eigne Schweſter ſieht in mir
Den Kartenkönig nur, der Kron' und Scepter
Nie aus den Händen legt.

Ulrike.

Nicht ſo — nicht ſo!

Karl.

Auch ihre Lieb' iſt nur ein Hinterhalt,
Aus dem's hervorſchreit: Eitler Landverwüſter,
Die Thränen deines braven Volkes ſind
Die einz'gen Perlen deiner Königskrone.
O hätt' ich nur den Wetterſee begriffen,
Den rauhen Warner in der Donnerwolke —
Es wär' mein Herz um eine Täuſchung ärmer!
Seit funfzehn Jahren einmal ſucht' ich Liebe —
Das lang Vermißte iſt mir nicht beſchieden,
Und thöricht wär's, das Schickſal ändern wollen.

Ulrike.

Unſelig Misverſtändniß — bleibt, mein Bruder!
(Muſik hinter dem Vorhang.)

Karl.

O hier iſt meines Bleibens nicht. Du ſagteſt,
Die Wunden Schwedens bluten! Nun, bei Gott,
Hier merkt man's nicht — ein luſtig Leben heilt
Des Landes Schmerz — was ſoll der König hier
Bei ſeinen Damen und geſtickten Herrn
Mit dieſen Eiſenſporen? Brächt' ich noch
In meinem Mantel die Victoria,
Sie könnte mit den Herrn vom Hofe tanzen!
Ich komme aus den Steppen und Moräſten,

Und paſſe nicht aufs feſtliche Parket!
Leb' wohl, Ulrike! Mögſt du glücklich ſein;
Doch mich verſtehſt du nicht.
(Wendet ſich zum Abgehen.)

Ulrike.

Nicht ſo, mein Bruder!
O bleibe hier, wo du als Herr gebieteſt!
Sieh mich zu Füßen, deine Dienerin!
Du magſt mich ſchelten, ſtrafen — doch vergib,
Wenn ich dich kränkte.

Karl (zurückkehrend).

Einz'ge liebe Schweſter!
(Umarmt ſie.)
Nun laß es gut ſein, laß mich wieder ziehn!
Ich ſuch' mein eiſern Schweden wieder auf,
Dies ſeidne raubt den Athem mir — leb' wohl!
Ich bin dir gut, ich bleib's — die Luft iſt ſtill,
Der See iſt ruhig — eine ſanfte Heimfahrt —
So denke mein in Liebe — lebe wohl!
(Der Vorhang fällt raſch.)

Um den König gruppiren ſich ſein Schwager, der leichtlebige Erbprinz von Heſſen, ſein Neffe, der junge, hochfahrende Herzog Karl von Holſtein, welcher den Onkel in allen ſeinen Eigenheiten copirt, Graf Görtz, nach außen hin kein ungewandter Diplomat, doch Vertreter des rückſichtsloſen Abſolutismus gegenüber den Ständen und dem Volke, und Graf Arved Horn, der Präſident des Reichsrathes, ein ſtolzer Ariſtokrat von patriotiſcher Geſinnung, der den Widerſtand gegen die Alleinherrſchaft auf das Aeußerſte treibt. Auch die Armee iſt unzufrieden, der reſultatloſe Winterfeldzug in Norwegen veranlaßt eine Militärverſchwörung, welche von beſtechlichen und leichtfertigen Offizieren wie Oberſt Siquier geleitet wird. Dieſer vom Grafen Horn und den Ständen beſtochene Offizier weiß auch die in Magnus Stjörnroos, einem jugendlichen Begleiter des Königs, lodernde Eiferſucht zur Flamme anzufachen und ihn zu jenem Mordanfall zu bewegen, der in den Laufgräben vor Friedrichshall das Leben des gefeierten Heldenkönigs endet.

Hedwig, eine Somnambule, die ſich der Pflege Swedenborg's anvertraut hat, iſt Patkul's Schweſter. Voll Haß gegen den König, eilt ſie ihm nach; den Bruder zu rächen iſt ihr Streben. In Magnus Stjörnroos findet ſie einen liebenden Freund, doch ſeine Zuneigung zu Karl tritt hindernd zwiſchen ſie. Da verſchiebt eine zufällige Begegnung Hedwig's mit dem König die ganze Stellung dieſer Gruppe. Ihr reizbares, hocherregtes Gemüth wird von der Perſönlichkeit des Königs mächtig angezogen, ihr Haß verwandelt ſich in Liebe, während umgekehrt die Liebe des Magnus zum König ſich in Haß verwandelt, da er in ihm den Bevorzugten erblickt, ihn als den Räuber ſeiner Geliebten herausfordert und angreift. In maßloſer Eiferſucht nimmt er das von Hedwig preisgegebene Vermächtniß des todten Bruders in die Rächerhand. So erſcheint der Tod des Königs als eine, wenn auch vielfach vermittelte Folge der Gewalt- und Greuelthat, die er an Patkul verübte.

Man könnte vielleicht das Hochromantiſche dieſer Verwickelung tadeln, in einem politiſchen Trauerſpiel; denn dies Epitheton könnte das Drama „König Karl XII." nicht ablehnen. Daß der Geiſterſeher Swedenborg in dieſe Haupt- und Staatsaction mit eingreift, iſt zunächſt durch die geſchichtliche Thatſache ſeiner perſönlichen Beziehungen zum Schwedenkönig motivirt. Außerdem bedurfte der hiſtoriſch-politiſche Conflict einer poetiſchen Belebung. Wie ſchon die altnordiſche Sage vielfach beweiſt, ſind extreme Wandlungen in den Charakteren der nordiſchen Helden keineswegs ſelten, wie ja auch die jähen Uebergänge in der Natur dort zu Hauſe ſind. Es iſt daher nicht blos der Verſuch einer künſtlichen Acclimatiſation, wenn der Dichter ſeinem Magnus, einem Recken von edelm Nordlandsgeblüt, zum Träger einer an die Raſerei der alten Berſerker erinnernden Leidenſchaft macht.

Eine andere Frage iſt, inwieweit der Somnambulismus als dramatiſches Motiv verwendet werden kann. Eine Krankheit als ſolche gehört in das Reich des Zufalls, der natürlichen Einwirkungen, in denen der menſchliche Wille nicht lebendig iſt, und wird dadurch aus dem Reich der Tragödie ausgeſchloſſen. Wenn aber dieſe Krankheit keine zufällige iſt, ſondern hervorgegangen aus einem Erlebniß, welches mit dem Grundgedanken der Dichtung zuſammenhängt, ſo glauben wir ihre dramatiſche Berechtigung aufrecht halten zu können. Hedwig wohnte der Hinrichtung ihres Bruders bei, ſie wurde nervenkrank durch die gewaltſame Aufregung, in die das grauſame Schauſpiel ſie verſetzte. So weiſt ihre Krankheit auf jene Schuld des Königs zurück und iſt ebenſo dramatiſch motivirt wie als dramatiſches Motiv verwendbar.

Ueber die Geſichtspunkte, welche für die Sammlung der „Dramatiſchen Werke" maßgebend waren, ſpricht ſich das Vorwort zum erſten Bändchen aus, das wir deshalb hier folgen laſſen:

Seit zehn Jahren habe ich keins meiner Dramen, welche zum Theil die Runde über die deutſchen Bühnen gemacht, zum Theil an mehrern größern und kleinern Theatern zur Aufführung gekommen ſind, im Druck erſcheinen laſſen. Das Horaziſche: nonum prematur in annum, welches bei unſerer kurzlebigen Zeit für Dichtwerke nicht als Maßſtab gelten kann, verdient dennoch bei Bühnenſtücken einige Berückſichtigung. Denn für den dramatiſchen Dichter iſt die Aufführung ſeines Stücks ein lehrreiches Experiment, und zwar die Aufführung an jeder neuen Bühne ein neues. Es muß ihm Friſt vergönnt ſein, aus der Fülle dieſer Erfahrungen Nutzen zu ziehen und ihre Reſultate in ſeine Werke hineinzuarbeiten, ehe er ſie durch den Druck der Literatur übergibt. Die Zeit der Bücherdramen iſt ein für allemal vorüber, die Ueberzeugung, daß die dramatiſche Literatur der Bühne angehört, eine allgemeine geworden. Das Leſepublikum kann daher nur die zweite Inſtanz bilden, an welche der dramatiſche Schriftſteller appellirt, mag er ſeinen Proceß in der erſten nun gewonnen oder verloren haben. In dieſer Hinſicht darf ein Verfahren gewiß correct genannt werden, welches lange Zeit dem literariſchen Publikum gegenüber reſignirt, um die Werke dann in einer durch zahlreiche Erfahrungen gereiften Form demſelben vorlegen zu können. Dieſe Reſignation iſt keine leichte und opferloſe, ganz abgeſehen von der begreiflichen Ungeduld, auch jener ruhigen Prüfung gegenüberzutreten, welche vor den Lampen des Proſceniums durch mancherlei Eindrücke verwirrt wird, einer Prüfung, zu welcher

der Autor um so mehr berechtigt ist, je mehr sein Werk in seinem ganzen Wurf, in seinen geistigen und sittlichen Dimensionen von den modischen, dem Durchschnittsgeschmack des Publikums bequemen Lieblingsstücken abweicht. Doch auch der Literaturgeschichte gegenüber hat diese Verspätung ihre bedenklichen Seiten. In allen zusammenfassenden Uebersichten der Literatur der Gegenwart wird ein dramatischer Autor nur sehr ausnahmsweise Erwähnung finden, wenn seine Werke nicht durch den Buchhandel der literarischen Besprechung zugänglich gemacht worden sind.

Indem ich daher meine dramatischen Schriften zum ersten male in einer Gesammtausgabe dem Publikum vorlege, glaube ich demselben ebenso wie der Kritik erst ein Gesammturtheil über meine dramatischen Leistungen zu ermöglichen, indem es in der Eigenthümlichkeit des so wenig centralisirten deutschen Bühnenlebens liegt, daß die Theater kein harmonisches Gesammtbild bieten können, sondern nur disjecti membra poetae. Wenige der vorliegenden Stücke erscheinen in einer dem Bühnentext sich anschließenden Form; die meisten zeigen wesentliche Veränderungen auf, wie sie sich mir nach reiflicher Erwägung aus den scenischen Erfahrungen ergaben. Dagegen verliert nach meiner Anschauung der Rothstift des Regisseurs und Dramaturgen seine maßgebende Bedeutung, sobald der Autor vor das Lesepublikum tritt. Den Dramen im Buchhandel schlägt keine Polizeistunde; die nothwendigen Schranken des Bühnenabends, welche bei größern Werken oft zum Lakonismus zwingen und das Verständniß erschweren, müssen hier fallen, den weiter ausholenden Motivirungen, den freiern dichterischen Ergüssen werde an geeigneter Stelle ihr unveräußerliches Recht zutheil. Wer würde aus dem Bühnentexte eines „Hamlet" und „Don Carlos", der die Bekanntschaft mit den Dichtwerken schon voraussetzt, den ursprünglichen Zusammenhang der Dramen erkennen! Ja wir behaupten, daß diese Bühneneinrichtungen an und für sich in vieler Hinsicht geradezu unverständlich sind und die gerechtesten Rügen der Kritik herausfordern würden. Wenn es uns nun mit Ovid vergönnt ist, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen, dürfen wir wol sagen, daß auch die Dramatiker der Gegenwart der Kritik wehrlos gegenüberstehen, solange nicht ein vollständiger literarischer Text die Bühnentexte erläutert. Denn wie viele Kürzungen und scenische Einrichtungen an den einzelnen Bühnen geschehen ohne ihr Wissen und Wollen! Ich selbst habe wol die Erfahrung gemacht, daß einzelne glückliche Kürzungen wesentlich zum Erfolge der Stücke beitrugen, mir ist aber auch die entgegengesetzte nicht erspart worden, daß dieser Erfolg durch die Zusammenziehung zweier Acte in einen ebenso sehr beeinträchtigt wurde. Ich habe dies bei der Aufführung eines Lustspiels und eines Trauerspiels an zwei ersten deutschen Hofbühnen erfahren. Viele Einwürfe und Bedenken der Kritik wären von selbst erledigt worden, wenn diese den ursprünglichen und vollständigen Text der Stücke vor Augen gehabt hätte.

Die vorliegenden Dramen sind theils geschichtliche Trauerspiele, theils geschichtliche Lustspiele. Was die erstern betrifft, so habe ich nur in meinen frühesten Versuchen der Anschauung gehuldigt, das historische Drama müsse ein Spiegelbild der Geschichte, eine scenische Chronik der Zeit sein. Ich verlange jetzt vom geschichtlichen Trauerspiel einen bestimmten ethischen Grundgedanken und eine künstlerisch abgeschlossene Form. Inwieweit ich diesen Zielen in den vorliegenden Werken nachgekommen, möge die Kritik entscheiden. Im geschichtlichen Lustspiel aber glaubte ich nicht den Nachdruck auf die Form der feinen Intrigue legen zu müssen, wie es die französischen Muster thun, sondern auf die humoristische Behandlung des sachlichen Inhalts selbst, wie es mir dem deutschen Genius angemessen scheint. Mit dieser Auffassung hängt die schärfere Betonung des Charakteristischen und der derbere Stil zusammen. Die komische Muse Frankreichs begnügt sich mit einem feinen Lächeln; die deutsche braucht sich einer vollern Heiterkeit, eines fröhlichen Lachens nicht zu schämen.

So übergebe ich diese Dramen dem Publikum als eine Reihe von Studien, welche eine dramatische Wirkung theils erstrebt, theils erzielt haben, und als Actenstücke zur Theatergeschichte der Gegenwart, in der Hoffnung, daß sie allen denen, welche eins oder das andere auf der Bühne gesehen, eine willkommene Ergänzung darbieten werden! Denjenigen aber, welche der Bühne ferner stehen, wird die Sammlung ein um so unbefangeneres Urtheil über einen dramatischen Schriftsteller ermöglichen, von welchem sie bisher vielleicht nur lyrische oder epische Versuche kennen gelernt haben.

Mögen die obigen Mittheilungen und Auszüge den Lesern d. Bl. ein ungefähres Bild von jenen Dramen geben, welche hier gesammelt sind als die Frucht einer zehnjährigen Production. Der Kreis der dramatischen Schöpfungen des Verfassers ist damit nicht erschöpft; er darf auf seine frühern Dramen: „Robespierre", „Lambertine von Méricourt", „Ferdinand von Schill", „Die Rose vom Kaukasus", „Die Marseillaise" hinweisen, und auch aus dem letzten Jahrzehnt sind nicht alle Dichtungen in diese Sammlung aufgenommen worden.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Befreiungskriege.

Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern, eine Episode aus dem Befreiungskriege 1813 und 1814. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet und mit 8 Karten und Plänen versehen von A. Crusius. Luxemburg, Bück. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Noch immer wird die Literatur der Kriege von 1813—15 durch neue Werke bereichert. Ueber die großen Begebenheiten jener Zeit ist freilich nicht viel Neues mehr zu bringen, seit auch die Quellen, welche sich sonst der Benutzung am beharrlichsten verschließen, wir meinen die diplomatisch-politischen, die auf die Kriegführung von so großem Einflusse sind, in letzter Zeit aufgedeckt worden, namentlich durch Bernhardi. Die Nebenpartien jener Feldzüge, welche aber doch auch zu dem großen Resultate mitgewirkt haben und besonders, wie der Verfasser mit Recht sagt, des Lehrreichen und Interessanten so vieles bieten, sind verhältnißmäßig am wenigsten in der Kriegsgeschichte berücksichtigt worden und über den Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern fehlte es, trotz des reichen Materials in vereinzelten Schriften an einer zusammenhängenden Darstellung. Diese hat der Verfasser in dem vorliegenden Werke gegeben, für welches er eine namhafte Zahl von Quellen, die er anführt, benutzt hat.

Eine kurze geschichtliche Einleitung schildert die Verhältnisse in Holland vom Ausbruche der Französischen Revolution bis zur Mitte November 1813; ihr schließt sich eine Charakteristik des Kriegstheaters und seiner Bewohner an, wobei auch die Witterungsverhältnisse, welche bei einem Winterfeldzug in jenem niedrigen, vielfach durchschnittenen Terrain so wichtig werden, dargelegt sind. Hierauf folgt die Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte, wie sie im Laufe der Begebenheiten dort in Thätigkeit kamen. Die Armee der Verbündeten war ziemlich bunt zusammengesetzt. Den Kern derselben bildete das dritte preußische Armeecorps, mit ihm gingen das Hellwig'sche

Freicorps und das Colomb'ſche Streifcorps (vgl. Nr. 23 d. Bl. f. 1855); ferner vom Wintzingerode'ſchen Corps drei Streifcorps; von Wallmoden-Gimborn die Tettenborn'ſche Koſackenbrigade, das Lützow'ſche Freicorps, die ruſſiſch-deutſche Legion (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861) und die hannoverſche Brigade; das dritte deutſche Bundescorps (vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1854) unter dem Herzoge Karl Auguſt von Weimar, beſtehend aus den Sachſen und der thüringiſch-anhaltiſchen Brigade; das Parteigängercorps des ruſſiſchen Oberſten von Geismar (vgl. Nr. 17 d. Bl. f. 1861); das engliſche Corps unter Sir Thomas Graham, endlich einzelne Bataillone der neuorganiſirten niederländiſchen Truppen.

In dem Hauptſtücke des Werks, die Geſchichte des Feldzugs enthaltend, wird zuerſt die Wichtigkeit der Niederlande für Napoleon dargethan. Sie beſteht noch jetzt für Frankreich, daher das immer wieder laut werdende Streben, Belgien zu annectiren, welches von jeher als ein Außenwerk für Frankreich angeſehen wird, deſſen Beſitzer jederzeit im Stande iſt, Frankreichs Nordgrenze, ja ſelbſt Paris zu beunruhigen. Napoleon ſoll geäußert haben: „Lieber ins Meer verſinken, als Holland aufgeben!“ Hier war aber von ſeinen Stellvertretern wenig geſchehen, um die natürliche Vertheidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen: ſie hatten die Kataſtrophe in Deutſchland für unmöglich gehalten. Bülow, der glücklichſte der preußiſchen Feldherren, der ſelbſt nie geſchlagen worden, aber auch unter fremdem Befehl nie einer verlorenen Schlacht beigewohnt hat (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1854), faßte nach eigener Beurtheilung der Verhältniſſe, als er auf Befehl von Minden gegen die Yſſel und den untern Rhein vorrücken ſollte, den Entſchluß zu ſeinem kühnen Feldzuge zur Befreiung Hollands, wozu er ſich die Genehmigung, wenn auch eine ſehr bedingte, auf geſchickte Weiſe verſchaffte: eine Vollmacht, die er ſehr zu erweitern wußte.

Das erſte Unternehmen war gegen Doesburg gerichtet, wo ausnahmsweiſe den Soldaten, welche die ſtrengſte Mannszucht hielten und nie das Privateigenthum der Bürger verletzten, die Börſen, Uhren und Pretioſen der im Lande wegen ihrer Erpreſſungen verhaßten Douaniers überlaſſen wurden. Ein freiwilliger Jäger fand dabei zwiſchen den Doppelſohlen der Stiefel eines Douaniers ein paar hundert Napoleondor — der Mann muß einen ſchweren Tritt gehabt haben! Tags darauf, am 24. November, capitulirte Zütphen, am 30. November wurde die Rheinfeſtung Arnheim erſtürmt. Die Schilderung dieſer Waffenthat mit ihrer Einleitung und Durchführung iſt vortrefflich, namentlich ſind viele perſönliche Erlebniſſe mit großer Lebendigkeit erzählt. Das Vertrauen der Truppen auf ihren Führer, den Sieger von Großbeeren und Dennewitz, wurde durch dies kühne und glückliche Unternehmen nur noch mehr befeſtigt.

Unterdeſſen waren die Koſacken bereits in Amſterdam eingerückt, ſodaß der Erbſtatthalter aus England zurückkehren und am 2. December ſeinen feierlichen Einzug in ſeine Hauptſtadt halten konnte. Der Verfaſſer bedauert, daß es anſtatt eines ruſſiſchen Parteigängers nicht Bülow beſchieden geweſen, den Prinzen dort einzuführen. Eine Deputation lud den Feldherrn ein, in Amſterdam den Dank des ganzen holländiſchen Volks zu empfangen; er lehnte es aber für ſeine Perſon beſcheiden ab, da er erſt das große Werk der Befreiung Hollands vollenden wollte. Auf ſeiner Siegeslaufbahn können wir nach dem Zwecke d. Bl. ihm nicht Schritt für Schritt folgen; wer ſich darüber genau belehren und zugleich das ganze eigenthümliche Weſen des Bülow'ſchen Feldzugs in Holland kennen lernen will, möge das vorliegende Werk leſen. Bülow mußte die natürliche Beſchaffenheit des Landſtrichs, vor welchem er nach der Ueberſchreitung des Leck und nach der Beſetzung der Bethuwe zum Angriff bereit ſtand, einem eingehenden Studium unterwerfen, es war eine ganz andere Kriegführung, allein auf Dämme beſchränkt, der er entgegenging. „Dazu die Menge von Feſtungen und Schanzen, denen ſchwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind ſie beſitzt, und die nichts bedeuten, wenn man ſie erobert hat.“ Beim Angriff auf das Bommeler Waard begegnen wir einem alten Bekannten unſerer Leſer, dem Lieutenant Mente (vgl. „Von der Pike auf“, Nr. 39 d. Bl. f. 1861). Bülow war nun in Gefahr, weil eine bedeutende Zahl von Kerntruppen gegen ihn im Anmarſch war; aber er befand ſich auch in anderer Bedrängniß. Die holländiſche Heeresformation ging ſehr langſam vor ſich, der Kaiſer von Rußland hatte zwar Bülow Verſtärkungen verſprochen, aber dieſe blieben vor der Hand noch aus, und in ſeinem Rücken fingen die ſtarken Ströme an, mit Eis zu gehen, ſodaß die Schiffbrücken abgefahren werden mußten und alle rückwärtigen Verbindungen zeitweiſe unterbrochen wurden. Dazu kamen noch perſönliche Widerwärtigkeiten, die Ausſicht, unter Wintzingerode's Befehl zu treten, den er noch gekannt, als er eine bloße Hofcharge beim Prinzen Ferdinand in Berlin bekleidete, während er ſelbſt ſchon Stabsoffizier geweſen. Dennoch bewahrte er die volle Klarheit des Geiſtes, welche der Feldherr bedarf, und ſchon im Januar begann er ſeine neuen Operationen. Wegen der beiden Unternehmungen auf Antwerpen hat er bittern Tadel erfahren; unſer Verfaſſer weiſt denſelben mit militäriſchen Gründen zurück. Als das dritte deutſche Bundescorps unter dem Herzoge von Weimar endlich in den Niederlanden eintraf, wurde Bülow mit ſeinem Corps zur ſchleſiſchen Armee nach Frankreich berufen. Der Prinz von Oranien erkannte ihm in einem eigenhändigen Schreiben die Ehre der Befreiung Hollands zu, und verlieh ihm eine lebenslängliche Rente von 3000 Dukaten, welche nach ſeinem Tode in eine auf den jedesmaligen älteſten Sohn übergehende erbliche verwandelt wurde.

Unſer Werk, das neben Bülow's mit Vorliebe behandelten Operationen auch die andern nicht vergeſſen hat, wendet ſich nun den Streitkräften zu, welche nach Bülow's Abmarſch in den Niederlanden zur Verwendung kamen. Der Herzog von Weimar hatte die ſchwierige Aufgabe, zwiſchen elf Feſtungen eingepfercht, darunter

Antwerpen und andere ſtarke Plätze, gegen eine überlegene Macht das Land zu behaupten und die Verbindung mit der ſchleſiſchen Armee zu ſichern. Wir leſen, mit welcher unermüdlichen Thätigkeit, unterſtützt durch ſeine entſchloſſenen Unterführer und Streifcorps, der ritterliche Fürſt dieſe Aufgabe gelöſt hat. Ohne Wechſelfälle ging es dabei freilich nicht ab. So wurden die Sachſen bei Sweweghem geſchlagen. Der Verfaſſer ſagt darüber:

Auf dieſe bittere Weiſe rächte ſich der Ehrgeiz Thielmann's, mit ſeinen Landwehren, die meiſtens noch keinen Schuß gethan hatten, den Veteranen Maiſon's entgegengetreten zu ſein. Seine Truppen aber lieferten den ſchlagenden Beweis, welche Gefahr es hat, über ihre Zahl und ihren guten Willen die Ungewohntheit der Disciplin und die Dienſttüchtigkeit vergeſſen zu wollen.

Es iſt das eine Wahrheit, welche ſich zu allen Zeiten wiederholt. Um ſo rühmlicher war die Vertheidigung von Tournay durch den weimariſchen Oberſten von Egloffſtein gegen Maiſon's ſiegestrunkene Truppen. Vier Tage ſpäter ging im Hauptquartier des Herzogs von Weimar zu Brüſſel die Nachricht von der Schlacht bei Paris und dem Einzuge der Monarchen in die franzöſiſche Hauptſtadt ein, am 9. April die von der Thronentſagung Napoleon's, worauf am 12. ein Waffenſtillſtand den Feindſeligkeiten auf dieſem Kriegstheater ein Ende machte.

Unſer Werk ſchließt damit. Wir erkennen die große Klarheit und Ueberſichtlichkeit deſſelben gern an und hoffen, wenn nach dem großen Kriege der Gegenwart wieder Muße und Ruhe zu kriegsgeſchichtlichen Studien eingetreten ſein wird, daß es ſeinen Zweck, jüngern Kameraden dieſelben zu erleichtern, nach Wunſch erreicht. Einige dankenswerthe Ergänzungen über die in Holland, Brabant und Flandern zur Verwendung gekommenen Truppentheile, namentlich die Freicorps und deren Uebergänge in ſpätere Formationen, ſind angefügt. Die Vollendung der „Geſchichte der Nordarmee", auf welche der Verfaſſer hofft, dürfte aber noch auf ſich warten laſſen, da der Verfaſſer derſelben, General von Ollech, bei Nachod ſchwer verwundet worden iſt.

Karl Guſtav von Gerneck.

Neue Erzählungen.

1. Neue Novellen. Von Eliſe Polko. Siebente Folge: Verſunkene Sterne. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Eliſe Polko dieſem Bändchen neuer Novellen den Titel „Verſunkene Sterne" gab, ſo wollte ſie damit andeuten, daß es von verſchollenen, vergeſſenen Größen, von Menſchen handle, die einſt ihren Glanz, ihre Bedeutung gehabt, nun aber im Dunkel der Zeit verſchwunden ſind. Unſere Dichterin liebt es, die Dinge und Leute ein wenig von der romantiſchen und ſentimentalen Seite zu nehmen. Sie iſt ein weiblicher Brachvogel, ein weiblicher Brachvogel im Genre des Novellettchen, der Skizze, des Eſſay. Wie jener liebt auch ſie die ſonderbaren Käuze, die Originale, die kranken Herzen, die verworrenen Geiſter, die Narciſſe und Prinzeſſinnen Montpenſier. Das Bizarre, das Fadenſcheinige, das Wunde zieht ſie an; wol auch das Leichtſinnige und Frivole, ſobald demſelben nur ein beſtrickender Reiz, irgendeine rührende und ergreifende Seite abzugewinnen iſt. So haben z. B. die kleinen Geſchichtchen von Mademoiſelle Maupin und Prinzeſſin Champagner immerhin ihre Heldinnen aus der Demi-Monde, aus dem lockern Leben der pariſer Bohème, d. h. der Kunſt- und Schauſpielerwelt genommen. Aber man muß der Autorin einräumen, daß ſie dieſe Elemente in einer beſonders pikanten Art zu behandeln weiß. Sie gibt alles in leicht umriſſenen Linien, in einer ziemlich effectvollen Wiſchmanier der Darſtellung, in der Perſonen und Zuſtände in einem gewiſſen Halbdunkel, wie im Dämmerlicht oder Schatten erſcheinen. Es ſtreift, huſcht, rauſcht im Leſen etwas an uns vorüber, das wir nicht genau erkennen, das ſich nicht ergreifen und feſthalten läßt, das aber eben darum pikant und intereſſant erſcheint. Das Ganze iſt oft nur wie ein Bild, das, von einem brillanten Streiflicht erhellt, uns wunderbar anzieht, aber bereits wieder verſchwunden iſt, ehe es uns klar geworden. Eliſe Polko iſt Meiſterin in jenem Stil, den man den Stil der dichteriſchen Escamotage nennen könnte und deſſen Kunſt mehr im Flug und Rauſch der Bewegung, als im poſitiven Schaffen beſteht. Die Einkleidung, der Aufputz, die literariſche Toilette gewiſſermaßen ſind der Hauptreiz ihrer Arbeiten. Es rauſcht und bauſcht alles an ihnen von Atlas und Gaze; es flimmert von echten und falſchen Steinen, von natürlichen und nachgemachten Perlen; es flattert von Bändern; dazu kommen große, vielſagende Augen, eine elegante Hand, ein kokettes Lächeln, ein phantaſtiſches Toupet — eigentlicher Körper, ein geſundes, kräftiges Fleiſch, d. h. ein compacter, ausgebildeter Stoff iſt weniger vorhanden. Da erſcheint viel Unzuſammenhängendes, Unmotivirtes, Lockergefügtes, Vorausſetzungsloſes.

Dieſe Mademoiſelle Maupin mit ihrer leidenſchaftlichen Liebe zu der Freundin, die ſie doch nachher aufgibt, um einen langweiligen Mann zu heirathen, iſt im Grunde ein ganz unmögliches Perſönchen, eine räthſelhafte Erſcheinung, die ſich die Verfaſſerin die Miene gibt, uns erklären zu wollen, deren Erklärung ſie uns aber eigentlich ſchuldig bleibt. Jene Prinzeſſin Champagner, die pariſer Schauſpielerin Meluſine, wird nicht klarer und läuft mit der Wachsfigurenſcene im londoner Cabinet der Madame Tuſſaud wie ein Märchen aus. Jedenfalls wäre es wünſchenswerth geweſen, dieſe Scene noch mehr und geſpenſterhafter ausgeführt zu ſehen. Auch ein befriedigenderer Schluß dürfte der Sache von Nutzen ſein.

„Eine Soirée musicale", worin der italieniſche Componiſt Paiſiello mit ſeiner Abneigung für deutſche Muſik und Muſiker artig hinters Licht geführt wird, iſt ein kleines Rococoſtückchen von gefälliger Ausführung. „Lebenstraum eines armen Muſikers" muß als etwas zu verſchwommen und farblos erklärt werden. „Die Locke der Charlotte Corday" dagegen iſt ausgeführter, wenn auch freilich ſie nicht ganz hält, was ſie verſpricht. Das Pſychiſche iſt etwas zu obenhin behandelt; die einzelnen dunkeln Momente, wie der Tod des Malers und die

Erinnerungen an die Mörderin des Marat dagegen meisterhaft. Die Novelle selbst ist stofflich nicht ganz ausgetragen. „Im Hause der Frau Hofräthin" ist ein hübsches, allerdings nur blasses und zärtliches novellistisches Pastellbildchen, auf dem die einzelnen Figuren mit wenigen Strichen, aber doch wohl erkennbar gezeichnet sind. Hofrath Professor Johann Gottlieb Böhme und seine Frau in Leipzig in ihren Beziehungen zu Goethe in seiner Studentenzeit werden dem Leser recht charakteristisch und in einer Art vorgeführt, die durchaus interessiren muß. Es liegt ein feiner poetischer Hauch über dieser Skizze, die, so skizzenhaft sie selbst auch bleibt, doch wol jedes zarter organisirte und gebildete Gemüth durch einen Anflug wehmüthiger Ironie fesselnd anziehen und bestricken wird.

Nicht in Vergleich mit den Arbeiten Elise Polko's zu stellen ist das folgende:

2. Schatten und Licht. Ein Novellenkranz von Julius Waldau. Erstes Bändchen. Aachen, Hensen. 1866. 8. 10 Ngr.

wenigstens nach der Geschichte im ersten Bändchen nicht; denn „Die Spielhölle" muß entschieden für eine Erzählung der allergewöhnlichsten Art erklärt werden. Ein paar Schauspieler, ein Stückchen Demi-Monde und ein Spielhaus — das sind die Elemente dieser Novelle und noch obenein ohne allen psychologischen Reiz, plump ausgemalt und von keiner höhern Idee getragen. Ein alberner, eitel aufgeblähter Sänger läßt sich von einer abgelebten, schamlosen Primadonna und zwei vagabundenhaften Mimen an der Nase herumführen, um zuletzt durch Vermittelung eines gütigen Geschicks, in Person eines Polizeibeamten, aus ihren unsaubern Händen befreit zu werden: das ist der ganze Inhalt, der, ohne Geist und im banalsten Stile vorgetragen, nur ein sehr gedankenloses und wenig literarische Ansprüche machendes Publikum zu befriedigen im Stande sein wird.

Nicht viel höher steht:

3. Heimwärts. Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1866. 8. 28 Ngr.

Wahrscheinlich verdankt das Werkchen seine Entstehung einer weiblichen Feder, wenigstens ist es zutastend, verschwommen und dilettantenhaft genug, um auf diese Vermuthung zu bringen. Es läßt sich demselben eine gewisse Feinheit der Empfindung, ein Hauch von Gefühl nicht abstreiten, aber das alles ist blaß und kränkelnd, wie bei einer hysterischen Frau. Die Menschen dieser Erzählung geben sich alle Mühe originell zu sein; aber sie bringen es nur zu einer abgeschmackten Schrullenhaftigkeit. Der Held der Geschichte, ein Theolog, der Lehrer in einem Erziehungsinstitute ist, reißt sich von einem Mädchen, das er liebt, nur deswegen los, um als Missionar die weite Welt zu durchziehen, weil eine gutmüthige mütterliche Freundin seiner Geliebten ihn beiseitenimmt und hören will, ob er auch ernstliche Absichten hat. Ein Freund dieses Novellenhelden macht später jener mütterlichen Freundin über ihr Beginnen folgende Vorwürfe:

Es kam Ihnen nicht zu, Vorsehung zu spielen und mit Gewalt ein Herz beseligen zu wollen, das zu scheu und schüchtern war, an sein eigenes Glück zu glauben. Er hatte sein ganzes Leben lang nach Liebe gedürstet und geschmachtet; darum konnte er nicht gleich mit vollen Zügen trinken. Zum Glücklichsein gehört auch ein gesunder Muth. Was tropfenweis genossen heilt und stärkt, kann, im Uebermaß geboten — tödten und verderben.

Als hierauf entgegnet wird: „Glück könne das Herz nie zu viel empfangen", heißt es an der betreffenden Stelle weiter:

„So — meinen Sie?!" schrie Forster (eben jener gute Freund), mit einem gewaltigen Rückfall in sein früheres Wesen (weltschmerzlicher Humor). „Dann lassen Sie mich einmal helfen. Geben Sie Acht!" Und mit einem raschen Griff raffte er den Eimer vom Boden auf und schleuderte mit mächtigem, wohlgezieltem Schwunge das Wasser so heftig zwischen die aufgestellten, blühenden Gewächse, daß Aeste und Stämmchen zerknickten, viele Töpfe zerbrechend auf die darunterstehenden niederprasselten und das wüste Gemisch von Schlamm, Blättern und Blüten die erschrockenen Damen fast bespritzte. Beide kreischten laut auf und sahen ihn an, als fürchteten sie eine plötzliche Geistesstörung bei ihm. Ehe sie sich von ihrem Entsetzen erholt hatten, war der unheimliche Gast mit hastigem Abschiedsgruß und einem grimmigen Lachen enteilt — der ganze, wilde Forster von ehemals!

Dieses Beispiel wird genügen, um von den Menschen dieser Geschichte eine Vorstellung zu geben: sie zeigen ein ganz läppisches, kindisches Wesen, und wir sollen davon ergriffen und erschüttert werden. Fritz Auer, jener Theolog, ist mit seiner Empfindsamkeit ebenso lächerlich wie dieser wilde Forster, dessen Demonstration ad oculos, auch an einem curiosen Stück von Hausarzt, doch immer nur als eine Flegelei erscheinen kann. Gesundes Leben, Wahrheit und Natur fehlen überall. Die Leute dieser Novelle sind lauter Hirngespinste, Schemen ohne Wärme und Blut, die an dem Leser hinhuschen, ohne daß er sie fassen und erkennen kann. Was sie thun und treiben, soll „aus unsern Tagen" sein; allein es ist so befremdend, so sonderbar abstechend davon, daß man darüber nur sich verwundern und mit dem Kopfe schütteln kann. Wenn unsere Zeit so abgeschmackt, so krank sensitiv, so nur mit den Fingerspitzen lebend wäre, so müßte man an ihr verzweifeln, denn es wäre die Welt des Treibhauses, der Ungesundheit, der Unfähigkeit. Jeder frische Luftzug der Geschichte müßte sie über den Haufen werfen. Gott sei Dank, daß es so schlimm nicht ist und dies „Heimwärts" nur für die Ausgeburt eines weichen, feinfühligen, aber allzu zärtlich schaffenden Geistes gelten muß. Was er bietet, ist gut gemeint und von einem sinnigen Hauche umspielt; aber dieser Hauch ist zugleich der heiße Athem einer siechen Brust.

Aus einer ziemlich kernhaften und gesunden entstammt dagegen wol:

4. Schloß Friedelhausen. Ein Sittengemälde aus dem Jahre 1615 von Justus Treumund. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. 8. 24 Ngr.

nur daß die Schöpfung trocken und über Gebühr breit erscheint.

Die Erzählung behandelt eine geschichtliche Begebenheit, eine Mordthat, die am fürstlichen Hofe von Kassel statthatte und eine strenge Ahndung fand. Allein dem Verfasser ist es leider nicht gelungen, seine Leser für den

Thäter zu intereſſiren. Zunächſt verſtand er nicht, für die That feſſelnde Motive aufzuſtellen, ſpannend auf dieſe vorzubereiten und ſie ſelbſt dann in erſchütternder Weiſe auszubeuten. Der Autor iſt zu ängſtlich, das Schreckliche, das er lang und weitſchweifig vorbereitet, auch wirklich zu ſchildern und vorzuführen. Bei der Kataſtrophe ſeiner langhingezogenen Geſchichte angekommen, bedeckt er ſie mit Schweigen, weil er fürchtet, man würde den Anblick von Blut nicht zu ertragen im Stande ſein. Den grauſamen Tod eines verwegenen, tollkühnen, mordbelaſteten Mannes durch das Schwert des Henkers beſchreibt er nicht, obſchon dieſer Tod doch eine gewiſſe Genugthuung göttlicher Gerechtigkeit athmet; dagegen muthet er ungeſcheut ſeinen Leſern das qualvolle und ſchreckliche Ende eines jungen, unſchuldigen Mädchens zu, deſſen Herz und Liebe von jenem ganz unverdient mit Füßen getreten worden iſt

Man würde dieſe Art zu verfahren unbegreiflich finden müſſen, wenn ihre Urſache nicht allzu leicht in einer gewiſſen ſentimentalen Geiſtesrichtung des Novelliſten zu erkennen wäre. Vor der dramatiſchen Tragik des Helden ſchreckt er zurück, aber in dem Untergange des armen Kindes ſchwelgt er, weil es rührend iſt.

Die ſtreng geſchichtliche, feſt zugreifende Geſtaltungskraft iſt es, welche Juſtus Treumund abgeht und veranlaßt, daß ſein Werk, bei aller Ruhe und Klarheit des Stils, bei aller ſeinen Schilderung und geſunden Entwickelung, doch nur wenig Theilnahme und faſt gar keine Spannung einflößt. Der Schriftſteller nimmt ſeinen Leſer auf eine ziemlich lange und umſtändliche Wanderung mit, die, wie er verheißt, auf einem majeſtätiſchen Bergrücken endigen ſoll; aber nachdem man ſich auf Umwegen ermüdet, durch Aufenthalt bei geringfügigen Umſtänden abgeſpannt hat, bleibt man endlich am Fuße des Bergs ſtehen, weil ſeine Abgründe erſchrecken könnten.

Man wird uns eingeſtehen, daß ein ſolcher Auslauf der Unternehmung enttäuſchend und niederdrückend iſt. In der That iſt der Ausgang des Romans äußerſt matt und nicht lohnend genug für die Mühe und Zeit, die man darauf verwendet. Juſtus Treumund muß vor allen Dingen lernen, ſeinen Stoff intereſſanter zu behandeln und zu gipfeln. Ohne dieſe Kunſt dürfte er mit all ſeiner Begabung und all ſeinem Fleiß ſich nie einen eigentlichen Erfolg verſchaffen.

5. Irrwege. Erzählungen und Novellen von Ludwig Habicht. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieſe Sammlung gibt aufs neue einen Beweis von dem achtungswerthen Talente dieſes jungen, ſtrebſamen Autors. Hauptſächlich darauf angewieſen, für belletriſtiſche Zeitſchriften und Zeitungsfeuilletons zu ſchreiben, ſieht ſich derſelbe veranlaßt, den Wünſchen und Neigungen des Tags nachzukommen und Stoffe zu wählen, wie ſie dem Geſchmack und der herrſchenden Mode entſprechen. Wir finden alſo unter ſeinen erzählenden Arbeiten derzeit vorwiegend Criminalgeſchichten oder Vorfälle, welche einen dunkeln, unheimlichen Hintergrund haben, weil gerade ſolche im Augenblick den Blättern die begehrenswertheſten erſcheinen. Aber wenn auch Ludwig Habicht ſich hierin nachgiebig zeigt und mehrentheils dasjenige liefert, wonach das ſtärkſte Verlangen geht, ſo ſucht er doch immerhin dieſe, in der Neuzeit allerdings ſehr gepflegte, aber auch oft mit haarſträubender Nachläſſigkeit und ſtiliſtiſcher Rohheit behandelte Richtung durch eine gewiſſe pſychologiſche Vertiefung und Sauberkeit der Diction zu heben und zu adeln. Das belegt z. B. gleich die erſte Novelle: „Frauenurtheil“, worin mit geiſtiger Feinheit der natürliche Inſtinct der Frauen nachgewieſen iſt, mit dem ſie in einem verwickelten Criminalfalle die eigentliche Triebfeder des Verbrechens entdecken, indeß der gewiegte Juriſt gerade durch ſeine juriſtiſche Spürnaſe, die ihn zu den gewagteſten Combinationen bringt, ſich von der richtigen Spur ableiten läßt. Aber nicht allein in der Entdeckung der wahren Unthäterin, ſondern auch darin noch documentirt der Autor das „Frauenurtheil“, daß er die Giftmiſcherin mit ſeltenem Geſchick ihre Mittel und ihre Helfershelfer ſich wählen läßt. Für den Leſer freilich hätte der Verfaſſer das Errathen der wahren Schuldigen immer noch etwas ſchwieriger machen dürfen.

„Eines Helden Jugendliebe“ behandelt eine romantiſche Epiſode aus dem Leben Ludwig von York's, jenes preußiſchen Generals, der ſich durch ſeine Convention von Tauroggen vom 30. December 1812 ewig denkwürdig für die deutſche Geſchichte gemacht hat. Der Vorgang iſt hübſch und feſſelnd erzählt, und nur den einen Vorwurf wird man der Arbeit nicht erſparen können, daß nämlich York's Aufgeben ſeiner Geliebten zu wenig oder jedenfalls zu trivial motivirt iſt. Eine poetiſchere Urſache hätte dafür erfunden werden müſſen, als die iſt, welche Habicht angibt und die allein darin beſteht, daß York nicht Vermögen und Stellung genug zu haben glaubt, um ſein Mädchen glücklich zu machen. Ein eiſerner Charakter, wie York geworden, ſollte am wenigſten durch ſolche hausbackene Bedenken ſich abſchrecken laſſen können, und unſer Erzähler hätte hier alſo durchaus ein tragiſcheres Moment für ſeine ſonſt ſo artige Novelle zu erfinden gehabt.

„Zwei Witwen“ behandelt einen etwas abenteuerlichen Stoff, nämlich zwei Frauen, die mit einem und demſelben Manne, den man ermordet gefunden, verheirathet geweſen ſein wollen. Wie ſich ſchließlich erweiſt, hat die eine von ihnen nur in trüglicher Abſicht die Rolle der Baronin von Aldenhoven, der Gemahlin jenes Ermordeten, geſpielt, und nachdem ihr falſches Spiel entdeckt, gibt ſie ſich ſelbſt den Tod. Ihr Vater aber hatte ſchon früher den rückkehrenden angeblichen Gemahl getödtet, um die ruchloſe Gaukelei nicht ans Licht kommen zu laſſen. Das Ganze iſt höchſt abſonderlich und unwahrſcheinlich; die finſtern Theile der Geſchichte aber müſſen als durchaus ſpannend und anziehend geſchrieben anerkannt werden. Der Vetter Hugo darin iſt freilich eine wenig glückliche und ſehr geſuchte Figur.

„Zum Schein“ iſt eine barocke Bauerngeſchichte, in der die Capuleti und Montecchi eines Dorfs lange und

entſetzliche Kämpfe führen und ſich ebenfalls erſt zur Verſöhnung einigen, nachdem der auf lauter falſchen Vorausſetzungen begründeten Familienfeindſchaft grauſam hingeſchlachtete Opfer gefallen.

„Eine ſchwere Zunge" iſt ebenfalls eine Mordgeſchichte, in der indeß zunächſt ſchon die gewählte Ueberſchrift zu wenig zu ihrem Rechte kommt, um ganz befriedigen zu können.

„Das Gegenüber" iſt eine mehr heitere Erzählung, die durch freundlichen Ton und angenehme Grundſtimmung eine glückliche Abwechſelung bietet.

„Nur eine Magd" und „Dunkle Exiſtenzen" ſind ſkizzenhaft gezeichnete Bilder, die ſich mit in den Kauf nehmen laſſen, wenn ſie auch freilich gerade kein erhebliches Intereſſe zu erwecken im Stande ſind.

Fedor Wehl.

Eine elſaſſer Walhalla.

Biographies Alsaciennes. Erſter und zweiter Band. – A. u. d. T.: Oeuvres choisies de *Louis Spach*, Archiviste du Departement du Bas-Rhin. Zwei Bände. Paris und Strasburg, Berger-Levrault und Sohn. 1866.

Eine in gefälliger und ſogar eleganter, wenn auch nicht gleichmäßig befriedigender Darſtellung getroffene Auswahl der vom Verfaſſer ſeit 15 Jahren theils in periodiſchen Blättern, theils bei beſondern wiſſenſchaftlichen Anläſſen ſelbſtändig veröffentlichten, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Aufſätze rein hiſtoriſchen Charakters oder in die Gebiete der Literatur, Archäologie und Adminiſtration ſchweifend; auch elſaſſiſche Biographien genannt, weil ſie Männer betreffen, die entweder dem Elſaß entſtammen, ihm ihre vornehmlichſte Thätigkeit widmeten, oder einen wichtigen Abſchnitt ihres Lebens in Strasburg oder Kolmar verbrachten und ihre Entwickelung und ihren Einfluß den Beziehungen zu Deutſchland ſchulden. Bei einigen der Geſchilderten inzwiſchen wird keiner unſerer Leſer geneigt ſein, ſie jener franzöſiſchen Provinz nur im entfernteſten zu vindiciren; ſie gehören nach ihrem ganzen Sein und Wirken ausſchließlich unſerer deutſchen Erde, und der gemeinſame Rahmen, unter welchen ihre Porträts gefaßt ſind, paßt nur inſoweit, als der Verfertiger ein Elſaſſer iſt. Mit demſelben Rechte könnten wir eine durchgreifende andere Sichtung fremdländiſcher Größen vornehmen und ſie unter die Reiſe unſerer Sonne verſetzen. Ein wenig Eiferſucht ziemt uns ſchon, angeſichts der chroniſchen allgemeinen Aneignungsbegierde unſerer überrheiniſchen Nachbarn.

Da wir als deutſche Leſer faſt in keiner der hauptſächlichſten Skizzen ungewohnte und durch Neuheit frappante Züge zu entdecken vermögen, die unſer deutſches Intereſſe feſſelten, die meiſten Perſönlichkeiten auch längſt Gegenſtand literariſcher und dabei weit erſchöpfenderer Behandlung geworden ſind, bedarf es wol kaum der Erwähnung, daß wir dieſe literariſchen Porträts die alle mehr einem nicht zu tief gehenden Unterhaltungs- oder Bildungsbedürfniß als gründlichem Forſchungstriebe genügen, hier nur flüchtig beſprechen können.

Der Verfaſſer eröffnet den Reihen mit Papſt Leo IX., den er nach Schöpflin's „Geſchichte des Elſaſſes", Hunkler's „Geſchichte der Heiligen des Elſaſſes", Höfler's „Deutſche Päpſte" und Gregorovius' „Geſchichte der Stadt Rom" behandelt. Gottfried von Strasburg iſt nach den einſchlägigen Schriften von Wattrich, von der Hagen, Simrock und mit Benutzung der Literaturgeſchichte von Gervinus bearbeitet, und nach der Anführung ſchon dieſer Schriftſteller darf man die im weitern Verlauf vollkommen beſtätigte Muthmaßung ziehen, daß Spach eine bei ſeinen Landsleuten nicht häufige Kenntniß unſerer Literatur beſitzt, nur daß ſeine kritiſche Würdigung einzelner bei uns vielfach auf heftigen Widerſpruch ſtoßen würde. Daniel Specklé (1536—89), kein Elſaſſer, aber ſeit 1577 Baumeiſter in Strasburg, hat ſich namentlich um das Befeſtigungsweſen verdient gemacht, was wir eingehender nachgewieſen gewünſcht hätten, als hier geſchehen, während dem Leben Dominique Dietrich's, Ammeiſters von Strasburg (1620—94), eine unſers Erachtens ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung gegeben worden. Daß Johann Daniel Schöpflin (1694—1771) bei den franzöſiſchen Gelehrten in größerer Werthſchätzung ſteht als bei uns, kommt im nächſten Artikel zu neuer Bethätigung, und ebenſo iſt die literariſche Wirkſamkeit des Abbé Grandidier (1752—1805: „Histoire écclesiastique de Strasbourg"; „Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg etc."), deren Verdienſtlichkeit wir keineswegs verkennen, über Gebühr angeſchlagen. Darauf folgt das Leben des ſtrasburger Maire Friedrich von Dietrich (geſt. 1793), deſſen Familie übrigens nicht deutſchen Urſprungs iſt, deſſen Urältervater im Gegentheil ſeinen rechten Namen Didier willkürlich umwandelte: für die Specialgeſchichte der erſten franzöſiſchen Revolution ein ſehr beachtenswerther Beitrag, der die ungemeine und excluſive Länge deſſelben wie die beſondern Sympathien des Verfaſſers für ſeinen Helden rechtfertigt. Dagegen macht die Skizze über Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) den Eindruck eines bloßen Lückenbüßers. Folgerichtiger wäre der unmittelbare Anſchluß der Biographien des niederrheiniſchen Präfecten Adrien de Lezai-Marnéſia (1769—1855) und der Generale Rapp und Coehorn geweſen. Aber die Gedächtnißrede auf den 1826 verſtorbenen Pfarrer Oberlin, den Civiliſator von Ban de la Roche, jener alten, fünf Dörfer umfaſſenden Seigneurie, welche man das elſaſſiſche Sibirien nennen könnte, iſt ein Meiſterſtück durch idylliſchen Zauber feſſelnder Kleinmalerei.

Im zweiten Bande tritt uns zuerſt Otfried von Weißenburg entgegen, ein Fragment, das ihm Germaniſten gern erlaſſen haben würden. Ebenſo wenig werden deutſche Literatoren in den Excurſionen über Sebaſtian Brant, Thomas Murner, Fiſchart und Moſcherosch irgendwelche neue Geſichtspunkte oder ſtoffliche Bereicherungen entdecken. Das einzige Bemerkenswerthe hierin iſt die unſers Wiſſens in Frankreich zum erſten male verſuchte Oppoſition gegen einen der Cardinalfehler in der Geſchichte der deutſchen Dichtung von Gervinus, nämlich die

im Streben nach Vermittelung abſoluten hiſtoriſchen Zuſammenhangs aller geiſtigen Erſcheinungen oft völlig ungeſchichtlichen Verbindungen und heterogenen, gleichſam bei den Haaren herbeigezogenen Vergleiche. In der Kritik Sebaſtian Brant's iſt denn unter vielen jener unglückſelige, aber halbgelehrte Bildung ſehr beſtechende Hang zum Parallelismus ſo ſchreiend, daß ſich Spach trotz der Ueberſchätzung dieſes rieſigen Denkmals einer äſthetiſch unfähigen und pedantiſchen Gelehrſamkeit nicht enthalten konnte, gegen den abſurden Vergleich mit Molière in guter Begründung zu proteſtiren. Die Unterſuchungen über Grimmelshauſen ſind im weſentlichen Recapitulationen der Arbeiten von Paſſow, Hermann Kurz, Heinrich Kurz, Adalbert Keller und Gervinus. In der Schilderung des ebenſo genialen als unglücklichen Dichters Reinhold Lenz bewegt er ſich den Facten nach im Allerbekannteſten, und in der Beurtheilung mit einer auch bei uns noch wuchernden Beſchränktheit, welche wir kategoriſch zurückweiſen müſſen. Wer es nicht begreift, daß die Quelle von Lenz' Unglück einzig und allein aus ſeiner Bekanntſchaft mit Goethe entſproſſen, will uns ein ſchlechter Pſycholog ſcheinen; und wer ſeine Werke mit Sonde und Meſſer der platten Moral unterſucht und die ſteinerne Schale ihrer Paradoxie mit dem Kerne verwechſelt, gebe es auf, Dichter zu würdigen, vor welchen alle Mädchenpenſionate verſchloſſen werden. Lenz war kein Talent, dem man, wie Spach nach der Weiſe aller derjenigen meint, die nach ſogenannten ethiſchen und religiöſen Kriterien prüfen, gleichſam aus Mitleid ein beſcheidenes Plätzchen im Gedächtniß der Nachwelt gönnen ſoll; vielmehr war er ein Genius, deſſen Uebermächtigkeit ſelbſt durch die brillanteſten Conſtellationen am deutſchen Dichterhimmel hervorleuchtet. Goethe konnte ihn freilich mit allem Fug ein vorübergehendes Meteor nennen, das nur augenblicklich über den Horizont der deutſchen Literatur hingezogen und ohne Zurücklaſſung einer Spur plötzlich verſchwunden. Heute dagegen wird dies kein Menſch mehr unterſchreiben, wenn er nicht, abgeſehen von der Befähigung des Erkennens, die letzten 30 Jahre dramatiſcher Dichtung verſchlafen oder verträumt hat. Und die Zeit iſt nahe, daß Lenz noch mehr zu der verdienten allgemeinen Ehre gelangt.

Von den übrigen Stücken des zweiten Bandes unſerer Sammlung iſt die Darſtellung des Lebens Bruno's de Ribeaupierre (richtiger Braun von Rappoltſtein), jenes Abenteurers, der in den Schickſalen des Elſaß während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine auffällige und wunderliche Rolle durchführte, die werthvollſte, auch durch Herbeiſchaffung neuen Materials. Indeß nimmt ſie nur das eingeengteſte Intereſſe des Specialhiſtorikers in Anſpruch. Sonſt erhalten wir noch Beiträge über die ſtrasburger Biſchöfe Wernher und Konrad von Bußnang. Die fernere, größere Hälfte wendet ſich vorzugsweiſe an franzöſiſche Leſer. Sie bringt die Lebensbeſchreibungen von George Ozaneaux (1794—1853), dramatiſchem Dichter und Geſchichtſchreiber; Theodor Guiard (1818—55), ausgezeichneter Ueberſetzem des Sophokles; François Genin (1802—55), Herausgeber der ungedruckten Briefe Margarethe's von Angoulême, Königin von Navarra, des Chanſon de Roland u. a.; Joſeph Willm (1797—1853), am bekannteſten durch ſeine „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'a Hegel" (4 Bde., Paris 1846—49); Chriſtian Bartholmeß (1815—56), Verfaſſer der „Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, depuis Leibnitz jusqu'a Schelling" (2 Bde., 1850), von Spach gerade ſo überſchätzt wie früher von Matter; Theodor Kreiß, Philologe (1802—60); dann von dem Polygraphen Renouard de Buſſierre (1803—65); dem Zeichnenkünſtler Henri Lebert (geſt. 1835); den ſtrasburger Maires Friedrich von Türckheim (geſt. 1850) und Friedrich Schützenberger (geſt. 1859), und zuletzt biographiſche Notizen über den 1865 verſtorbenen niederrheiniſchen Präfecten Louis Sers.

F. W. Ebeling.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Aus der Theaterwelt haben wir das großartige Fiasco zu melden, welches das Birch-Pfeiffer'ſche Drama: „Die Frau in Weiß", am wiener Burgtheater erlebte, ein Fiasco, welches zu dem berliner Erfolge in einem ſchreienden und, wie wir nicht verhehlen dürfen, für die Hauptſtadt Norddeutſchlands wenig ſchmeichelhaften Contraſt ſteht. Die „Neue Freie Preſſe" berichtet hierüber: „Solange dieſe Bühne ſteht, hat ſie vielleicht nie ein ſo ſchandbares Stück geſehen wie Frau Birch-Pfeiffer's nach einem engliſchen Roman bearbeitetes Schauſpiel: «Die Frau in Weiß». Es wurde verhöhnt, verlacht, ausgeziſcht." Jedenfalls iſt dem Stück in Wien ſein gutes Recht widerfahren wie in Leipzig und dies Attentat, das Frau Birch-Pfeiffer mit dieſem Drama auf alle dramatiſche Poeſie und auf den Geſchmack des Publikums ausübte, nach Gebühr zurückgewieſen worden.

Inzwiſchen hat Paul Heyſe's „Maria Moroni" am berliner Hoftheater einen getheilten Erfolg erlebt, der einem Fiasco zum Verwechſeln ähnlich ſieht. Kritik und Publikum in Berlin haben unſerer Beurtheilung dieſes ſchwachen Heyſe'ſchen Dramas (Nr. 3 d. Bl.) recht gegeben. Wir ſuchten nachzuweiſen, daß dieſe Handlung eine höchſt traurige Geſchichte, aber keine Tragödie ſei; daß dieſer Matteo, deſſen Eiferſucht den Ausſchlag gibt, doch nur der Held eines Meßgemäldes mit Liedern von dieſem Jahr ſein könne; daß ſich das Genre in die Tragödie eindränge; und daß „Maria Moroni" eine treffliche Novelle geworden wäre, ſo aber nur ein zuſammengedrilltes Stück von muſivdiſch bunter Arbeit ſei. Heyſe ſollte endlich zu der Einſicht kommen, daß ihm das dramatiſche Talent verſagt, daß das Gelungene in ſeinen Dramen weſentlich novelliſtiſcher Art, daß die poetiſche Grazie eine hoch zu ſchätzende Eigenthümlichkeit, aber für einen Dramatiker zu den geringern und keineswegs für ſeinen Beruf maßgebende Eigenſchaften gehört.

In den „Theaterbriefen" von Junius novus in der „Neuen Freien Preſſe" finden wir folgende Betrachtungen über das Verhältniß der deutſchen und franzöſiſchen Bühnen und Autoren, wie es ſich durch die internationalen Verträge neu geſtaltet hat:

„Wenn nichts die deutſchen dramatiſchen Autoren bewegen kann, ſich zu ſchützen und durch einen geſchäftsleitenden Aus-

schuß sich jene Assecuranz zu verschaffen, welche dem einzelnen zu erreichen unmöglich ist, so wird dies im Laufe der Zeit der Handelsvertrag, welchen der Zollverein und nun auch Oesterreich mit Frankreich abgeschlossen haben, zu Wege bringen. Infolge dieses Handelsvertrags, dem auch ein Vertrag zum gegenseitigen Schutze des geistigen Eigenthums beigeschlossen ist, werden nämlich die Theater Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen die deutsche Bühne jetzt zur Hälfte lebt, so theuer bezahlen müssen als Originalstücke; ja theurer, denn — die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller Frankreichs hat für Deutschland die Firma Bote und Bock in Berlin als Vertreterin ihrer Rechte eingesetzt, und diese wird es sich sicher angelegen sein lassen, durch ein organisirtes Bureau die französischen Autoren vor Nachtheil zu bewahren, während die deutschen Autoren, nach wie vor ihren Idealen nachsinnend, in den möglichst wenig idealen Zuständen fortvegetiren. In großen, vielbühnigen Städten wird jene Bühne, welche ein größeres Honorar zahlt, das ausschließliche Recht, ein französisches Stück aufführen zu dürfen, erhalten, und so wird dann das Bestreben, deutsche Stücke aufzuführen, mehr hervortreten, es wird die deutsche Production fördern.

„Von diesem Umstande sollten die deutschen Autoren Nutzen ziehen und rasch einen Verein gründen. Umfaßt dieser Verein nur die Mehrzahl der dramatischen Schriftsteller, treten ihm die hervorragendsten Dichter bei, so ist der Erfolg gewiß. Ohne Novitäten kann selbst die deutsche Bühne — trotzdem sie ein reiches classisches Repertoire besitzt, das größte unter allen Theatern der Welt — nicht leben, und fühlen erst die Directoren, daß Ordnung gemacht wurde im Staate der Kunst, so wird sich jeder hüten, von der Gesellschaft in Acht und Aberacht erklärt zu werden. Um diese Autorengesellschaft zu gründen — etwa um den momentanen Verhältnissen Rechnung zu tragen, eine in Wien, die andere in Berlin, die miteinander wieder in Verbindung stehen könnten — dazu bedarf es nichts, als sich die pariser Association des auteurs dramatiques zu copiren."

Wir können diese Betrachtungen nur unterschreiben. Allerdings ist in Deutschland schon oft der Versuch gemacht worden, die dramatischen Schriftsteller zu einer solchen Vereinigung zu bewegen — und immer vergeblich. Es sind Versammlungen ausgeschrieben worden, aber unbesucht geblieben. Die Generalintendanten hatten die Liebenswürdigkeit, die deutschen Dramatiker selbst einzuladen, zusammenzutreten, einen Verein zu gründen und ihre Rechte wahrzunehmen. Eine solche Aufmerksamkeit verdiente um so größere Anerkennung, als sie aus feindlichem Lager kam; denn im ganzen leben die deutschen Dramatiker mit den Intendanten auf einem gespannten Fuße und betrachten dieselben mit mehr oder weniger Grund als ihre geschworenen Feinde, die ihnen die Bahn zur Unsterblichkeit versperren. Der dresdener Shakspeare-Verein verfolgte im ganzen dieselben Tendenzen, nur leider im Verein mit einigen sehr unpraktischen Vorschlägen, zu denen wir das Lesecomité rechnen, welches Stücke den Intendanzen zur Aufführung empfehlen sollte. Es war vorauszusehen, daß ein solches dramaturgisches Vorkosten erfolglos bleiben mußte.

Alle diese Bestrebungen waren vergeblich. Die deutschen Dramatiker sind einmal nicht unter einen Hut zu bringen, selbst wo es ihr wohlverstandenes Interesse gilt. Nation und Staat haben nichts gethan, den esprit de corps in ihnen zu erwecken. Die Glücklichen, die sich auf die Tantièmen der Hoftheater betten, halten es vielleicht für überflüssig, sich mit den andern zu associiren — und doch sind gerade diese die Unerläßlichen, ohne deren Betheiligung der ganze schriftstellerische Bund in den Lüften schweben würde.

Jedenfalls ist der jetzige Zeitpunkt sehr geeignet, eine Initiative hierin zu ergreifen, wenn die deutschen Autoren nicht gegen die französischen im Nachtheil stehen sollen. Es ist nicht abzusehen, warum die erstern auf jede Wechselwirkung, auf alle Erfolge jenseit des Rhein verzichten sollten. Dann aber müßte Association der Association gegenüberstehen, ihr die Hand reichen und bald die gegenseitigen Rechte wahren.

Soviel wir wissen, hat auch der Deutsche Schriftstellerverein, der sich im vorigen Jahre etwas weiter ausgebreitet und reorganisirt hat, die Tantième mit unter die Zielpunkte seines Strebens aufgenommen. Die berliner Regierung und das Norddeutsche Parlament könnten denselben ohne Schwierigkeit und ohne irgendein Recht zu verletzen für Norddeutschland zum Gesetz erheben. Damit ist indeß nur etwas erreicht, nicht alles. Wenn der Schriftstellerverein eine abgeschlossene Section der dramatischen Schriftsteller aus seiner Mitte bildete, so wäre vielleicht der Kern und Ansatzpunkt zu weitern Bestrebungen gegeben. Doch die möglichste Selbständigkeit müßte dieser Section zutheil werden — das dramatische Schriftstellerthum ist eine Specialität.

Literarische Notizen.

Der neueste Band der „Jahrbücher der deutschen Geschichte", auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften: „Kaiser Heinrich VI.", von Theodor Toeche (Leipzig, Duncker und Humblot), ist soeben ausgegeben worden. Gleichzeitig kündigt die Verlagsbuchhandlung eine Preisveränderung der frühern Bände dieser für jeden Freund vaterländischer Geschichte interessanten Jahrbücher an. Wir erwähnen von den früher erschienenen Werken: Heinrich Eduard Bonnel's „Anfänge des Karolingischen Hauses", Ernst Dümmler's „Geschichte des ostfränkischen Reichs", Siegfried Hirsch's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II.", Heinrich Hahn's „Jahrbücher des fränkischen Reichs, 741—752", Georg Waitz' „Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I."

Ein für alle Freunde englischer Literatur empfehlenswerthes Werk ist die Säcular-Prachtausgabe des „Landpfarrer von Wakefield" von Oliver Goldsmith mit englischem und deutschem Text und komischen Illustrationen im Cruikshank'schen Stil (Berlin, Kortkampf, 1866). Otto Roquette hat zu dem Werke eine geschickt orientirende Einleitung geschrieben.

Von dem umfassenden und verdienstlichen Unternehmen Adolf Stern's: „Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts" (Berlin, Eichhoff, 1866) liegen uns die ersten sechs Lieferungen vor, in denen der Herausgeber Addison's Beiträge zum „Zuschauer" und „Plauderer", Diderot's und Voltaire's Romane und Erzählungen, Swift's Tagebuch in Briefen an Stella, in Uebersetzungen unserm Publikum vorzuführen beginnt. Der Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts, Hermann Hettner, leitet das Unternehmen mit einem empfehlenden Vorwort ein, in welchem er mit Recht darauf hinweist, daß die großen Bildungskämpfe des 18. Jahrhunderts nicht ein für die Gegenwart Abgethanes, sondern für Gegenwart und Zukunft noch mächtig Fortwirkendes sind.

Bibliographie.

Hergenröther, J., Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. 1ster Bd. Regensburg, Manz. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Holtei, K. v., Erzählende Schriften. 38ster und 39ster Bd.: Charpie. Eine Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. Redigirt von W. Müller v. Königswinter. (17ter) Jahrgang 1867. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 5 Thlr.

Zwei Monate Preußisch. Ein Gedenkbuch der preußischen Invasion in Mähren im Jahre 1866. Nach Originalberichten und authentischen Mittheilungen bearbeitet. Herausgegeben von der Redaktion der „Neuigkeiten". 1ste und 2te Lief. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 8. à 6 Ngr.

Morel, G., Lateinische Hymnen des Mittelalters, grösstentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster. Als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel und A. herausgegeben. 1ste Hälfte. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde und weil sonst die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Als ein Hauptorgan der liberalen und nationalen Richtung in Sachsen und in ganz Mitteldeutschland, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung der Wahlbewegung für den norddeutschen Reichstag, sowie diesem selbst, eine besondere Aufmerksamkeit in ihren Leitartikeln wie in thatsächlichen Mittheilungen widmen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Bei Georg Reimer in Berlin erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brutus und Collatinus.

Ein Trauerspiel

von

Albert Lindner.

(Preis-Gedicht.)

Brosch. 15 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Erste Lieferung.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

CANCELLED

HALL

Digitized by Google